

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1850.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1850.



Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 156—313, Literarische Anzeiger Nr. IX—XVII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1850.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 156. —— 1. Juli 1850.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Die Spruchsymbolik des Mittelalters.

Das Bestreben einen bedeutendern Gedanken in einer möglichst kleinen und zugleich möglichst schönen Form darzustellen, hat unter den verschiedensten praktischen Beziehungen von jeher in der Literatur einen solchen Rang und Einfluß behauptet daß ganze Gattungen von Kunstformen daraus hervorgingen. Epigramm und Sprüchwort sind die hervorstechendsten und ausgebildetsten derselben; sie sind zugleich die dauerndsten, diejenigen welche einerseits den längsten Verlauf literargeschichtlicher Entwickelung und andererseits die tiefste *Einbildung* in das Leben des Volks gewonnen haben. Dieses Bestreben führte unter der Einwirkung besonderer geistiger Individualität oder besonderer nationaler Eigenthümlichkeit in einzelnen Perioden wieder zu besondern Erscheinungen, die als Abarten jener allgemeinen Kunstformen gelten können. Beispiele der erstern Art sind die Xenien Martial's, Schiller's und Goethe's; der letztern Art die Priameln des deutschen Mittelalters. Aber immer blieb es, soweit es in diesen Kunstformen sich bewegte, bei aller Mannichfaltigkeit in zwei Grenzlinien eingeschlossen. Es gehörte lediglich der Literatur *an*, und es war, wie jedes andere allgemeine Literaturproduct, bestimmt Gemeingut der Nation zu sein. Es blieb Werk der Sprachdichtung, und es reihte den andern Werken derselben zu gemeinem Gebrauch und Genuß sich an, mochte es auch aus der einzelnsten Beziehung zu einem Individuum hervorgegangen, oder mochte wie beim Sprüchwort die Individualität des Autors von Anfang an preisgegeben sein. Es schloß also einerseits jede Verbindung mit einer andern Kunst als der der Poesie, jedes Herausgehen aus dem Kreise der Darstellung durch die Sprache aus, und es verschmähte andererseits jedes Zurückziehen oder jedes Zurückbleiben in geistigem Sonderbesitz eines Einzelnen.

Anders die Spruchsymbolik wie sie das Mittelalter pflegte. In ihr vereinigt sich die Kunst der Sprachdichtung mit der bildenden Kunst, und an ihrem einzelnen Werke haftete die Individualität dergestalt daß sie ein nothwendiges Bestandtheil desselben bildete. Die principielle Tendenz der Spruchsymbolik war dieselbe wie die des Epigramms, des Sprüchworts u. s. w.: das Bestreben einen bedeutendern Gedanken in möglichst kleiner und möglichst schöner Form auszudrücken; aber der Gedanke erhielt einen wesentlichen Theil seiner Bedeutung in der Anknüpfung an eine bestimmte Individualität, und die Schönheit der Form wurde nächst dem Worte zugleich in einem Bilde zu erreichen gesucht. Das Ueberschreiten jener beiden Grenzlinien führte mithin zu einer neuen Beschränkung. Indem man die Formen des Ausdrucks verdoppelte, mußte man schon um der principiellen Tendenz treuzubleiben auch auf eine entsprechende Verbindung derselben bedacht sein, und indem man von der allgemeinen Gültigkeit absah, mußte man auf die schwierigere Erwägung der Individualität eingehen. Beides, wie es die Mühe und mit der Mühe die Kunst steigerte, beschränkte den Kreis der Erfindung, das letztere auch den Kreis der Anwendung. Und doch führte eben diese Beschränkung unter dem Einflusse der Macht der Sitte zu einer Steigerung dieser Richtung, welche sie wieder in die Sphäre der literarischen Allgemeinheit emporhob. Die Gewohnheit einen Gedanken, durch Bild und Spruch in enger Verbindung ausgedrückt, in besondere Beziehung zu einer bestimmten Person oder noch mehr zu einem bestimmten Thun dieser Person zu bringen — eine Gewohnheit die wir durch die Turniere des Mittelalters hervorgerufen und von dem Geiste romantischer Symbolik getragen und gehoben finden — wies anfänglich zwar den Einzelnen der ihr huldigen wollte auf die Selbsterfindung an, die dem Spruchsymbol seinen ursprünglichen Werth gab. Aber indem mit der Verallgemeinerung dieser Sitte die Zahl der gewählten Symbole sowol als auch das Bedürfniß nach solchen wuchs, bemächtigte sich alsbald der literarisch-künstlerische Erfin-

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 156. — 1. Juli 1850.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Die Spruchsymbolik des Mittelalters.

Das Bestreben einen bedeutendern Gedanken in einer möglichst kleinen und zugleich möglichst schönen Form darzustellen, hat unter den verschiedensten praktischen Beziehungen von jeher in der Literatur einen solchen Rang und Einfluß behauptet daß ganze Gattungen von Kunstformen daraus hervorgingen. Epigramm und Sprüchwort sind die hervorstechendsten und ausgebildetsten derselben; sie sind zugleich die dauerndsten, diejenigen welche einerseits den längsten Verlauf literargeschichtlicher Entwickelung und andererseits die tiefste Einbildung in das Leben des Volks gewonnen haben. Dieses Bestreben führte unter der Einwirkung besonderer geistiger Individualität oder besonderer nationaler Eigenthümlichkeit in einzelnen Perioden wieder zu besondern Erscheinungen, die als Abarten jener allgemeinen Kunstformen gelten können. Beispiele der erstern Art sind die Xenien Martial's, Schiller's und Goethe's; der letztern Art die Priameln des deutschen Mittelalters. Aber immer blieb es, soweit es in diesen Kunstformen sich bewegte, bei aller Mannichfaltigkeit in zwei Grenzlinien eingeschlossen. Es gehörte lediglich der Literatur an, und es war, wie jedes andere allgemeine Literaturproduct, bestimmt Gemeingut der Nation zu sein. Es blieb Werk der Sprachdichtung, und es reihte den andern Werken derselben zu gemeinem Gebrauch und Genuß sich an, mochte es auch aus der einzelsten Beziehung zu einem Individuum hervorgegangen, oder mochte wie beim Sprüchwort die Individualität des Autors von Anfang an preisgegeben sein. Es schloß also einerseits jede Verbindung mit einer andern Kunst als der der Poesie, jedes Herausgehen aus dem Kreise der Darstellung durch die Sprache aus, und es verschmähte andererseits jedes Zurückziehen oder jedes Zurückbleiben in geistigem Sonderbesitz eines Einzelnen.

Anders die Spruchsymbolik wie sie das Mittelalter *pflegte*. In ihr vereinigt sich die Kunst der Sprachdichtung mit der bildenden Kunst, und an ihrem einzelnen Werke haftete die Individualität dergestalt daß sie ein nothwendiges Bestandtheil desselben bildete. Die principielle Tendenz der Spruchsymbolik war dieselbe wie die des Epigramms, des Sprüchworts u. s. w.: das Bestreben einen bedeutendern Gedanken in möglichst kleiner und möglichst schöner Form auszudrücken; aber der Gedanke erhielt einen wesentlichen Theil seiner Bedeutung in der Anknüpfung an eine bestimmte Individualität, und die Schönheit der Form wurde nächst dem Worte zugleich in einem Bilde zu erreichen gesucht. Das Ueberschreiten jener beiden Grenzlinien führte mithin zu einer neuen Beschränkung. Indem man die Formen des Ausdrucks verdoppelte, mußte man schon um der principiellen Tendenz treuzubleiben auch auf eine entsprechende Verbindung derselben bedacht sein, und indem man von der allgemeinen Gültigkeit absah, mußte man auf die schwierigere Erwägung der Individualität eingehen. Beides, wie es die Mühe und mit der Mühe die Kunst steigerte, beschränkte den Kreis der Erfindung, das letztere auch den Kreis der Anwendung. Und doch führte eben diese Beschränkung unter dem Einflusse der Macht der Sitte zu einer Steigerung dieser Richtung, welche sie wieder in die Sphäre der literarischen Allgemeinheit emporhob. Die Gewohnheit einen Gedanken, durch Bild und Spruch in enger Verbindung ausgedrückt, in besondere Beziehung zu einer bestimmten Person oder noch mehr zu einem bestimmten Thun dieser Person zu bringen — eine Gewohnheit die wir durch die Turniere des Mittelalters hervorgerufen und von dem Geiste romantischer Symbolik getragen und gehoben finden — wies anfänglich zwar den Einzelnen der ihr huldigen wollte auf die Selbsterfindung an, die dem Spruchsymbol seinen ursprünglichen Werth gab. Aber indem mit der Verallgemeinerung dieser Sitte die Zahl der gewählten Symbole sowol als auch das Bedürfniß nach solchen wuchs, bemächtigte sich alsbald der literarisch-künstlerische Erfin-

dungsgeist der Nation dieser besondern Richtung, und begabte Köpfe fingen an, nicht blos einzelnen geistig Schwächern, aber sonst, als Ritter, Fürsten und andern, Mächtigern das Spruchsymbol zu suppeditiren, sondern sie brachten es ihnen bald als Huldigung entgegen, bald legten sie ihnen dergleichen zur Auswahl vor. So trat an die Stelle der Selbsterfindung die Selbstwahl, das unkünstlerische oder geistlose Streben des Einzelnen wurde durch den Kunstsinn der Einsichtsvollern überwunden, der Einfall wurde vom sinnvollen Gedanken, der Ungeschmack vom schönen Bilde verdrängt, und die Sitte, in die Regeln der Kunst gebracht, führte zur Spruchsymbolik.

Wir haben aus dem 16. und 17. Jahrhundert eine Reihe von Werken, den cultivirtesten Nationen Europas angehörig, welche reiche Sammlungen solcher Symbole enthalten. Wir haben aber, was mehr sagen will, in oder neben diesen Werken auch Systeme von Kunstregeln für diese Symbole. Hr. von Radowitz hat sich, neben nicht wenigen andern Verdiensten, auch das erworben, diese Regeln und jene Sammlungen in ihren Spitzen und Blüten wieder zur Kenntniß der Gegenwart zu bringen in seiner Schrift:

Die Devisen und Motto des spätern Mittelalters von J. von Radowitz. Ein Beitrag zur Spruchpoesie. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1850. Gr. Lex.-8. 1 Thlr.

Man wird dies Verdienst um so höher anzuschlagen haben, je verdienstlicher es schon von den hier extrahirten Schriftstellern war diese interessante Frucht der geistigen Cultur des Mittelalters zum Gegenstande ihres Sammelfleißes und ihrer Kritik zu machen. In der That ist dieses ganze Feld, so reich bestanden es früher war, neuerlich ganz unbebaut geblieben, und verdiente, mag man es vom culturhistorischen oder vom nationalen Standpunkte betrachten, wol eine umfassendere Bearbeitung. Eine solche würde die Verschwisterung und wiederum die Abgrenzung der Spruchsymbolik mit der Emblematik, der Heraldik, selbst der numismatischen Epigraphik, andererseits mit der monumentalen Epigraphik, mit den Sprüchwörtern und Motti, endlich mit dem entarteten Geschlechte der Rebus zu prüfen und festzuhalten haben; sie würde auf die Ursprünge dieser Kunstsitte, auf ihre verschiedene Anwendung in dem fürstlichen und ritterlichen Leben und Treiben, auf die Quellen der Symbole und deren nationale Nuancen einzugehen, die Regeln die man dafür aufstellte zu fassen und nach ihrer innern Nothwendigkeit zu sichten, die Auswüchse und Entartungen, die sowol trotz dieser Regeln als auch infolge derselben vorkamen, aufzuzeigen und das Verkommen und Verlaufen der Kunstsymbolik in schwächliche Symbol- und Devisenspielerei zu berühren haben; und neben diesem Allem könnte sie eine Blumenlese aus jenem reichen Garten voll Blüten sinniger Kunst uns geben. Hr. von Radowitz hat mit diesem Letztern den Anfang gemacht und von jenem wenigstens einige Andeutungen gegeben; sein Werk — wenn man 5½ Bogen splendidesten Druckes mit diesem Namen belegen will — ist eine Anthologie von leichter, aber im Ganzen glücklicher Hand gepflückt, mit einer Einleitung welche neben einer Skizzirung mehrer der wichtigsten Punkte uns leider über die ästhetische Bedeutung dieser Symbolik wie über den literar- und culturgeschichtlichen Zusammenhang derselben wenig Aufschluß gibt.

Es kann nicht die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein, jenes Thema, wie wir es andeuteten, auch nur annähernd zu erschöpfen zu suchen; wol aber möge der Versuch gemacht werden, mit steter Rücksicht auf die Schrift des Hrn. von Radowitz, wenigstens einen Theil desselben, das System der Regeln der Spruchsymbolik, kurz zu überblicken. Die Aufgabe der Spruchsymbole (italienisch impresa, französisch devise) ist durch Wort und Bild vereint einen Gedanken schön und kurz darzustellen, welcher zu einer bestimmten Person (zu ihrem Charakter überhaupt oder zu einer besondern Handlung derselben insbesondere) in directer Beziehung steht. Diese Beziehung wird bei der Aufstellung von Regeln für die Erfindung der Symbole (wie wir es kurz nennen wollen) nur als möglich, nicht als wirklich anzunehmen sein; alles Uebrige ordnet sich aber diesen Regeln vollständig unter. Somit ist das Spruchsymbol von vornherein gegen das Motto, welches nur Wort, nicht auch Bild ist, wie gegen dasjenige Symbol welches blos Bild, nicht auch Wort ist, abgegrenzt. Hr. von Radowitz nennt das letztere Emblem, obwol er hierin den Sprachgebrauch des Mittelalters nicht für sich hat; geben wir auch zu daß dieser Sprachgebrauch schwankend ist, so können wir doch das Wort Emblem für eine andere, später zu erwähnende Art dieser Gattung nicht entbehren, und wollen daher diese letztere Art der Symbolik, die nicht weiter in den Kreis unserer Betrachtung fällt, eines besondern Namens einstweilen mangeln lassen.

Man erkennt leicht den metaphorischen Charakter des Symbols: es sollte eine metafora in fatto sein, auf welche man die Aristotelischen Regeln im Geiste des Mittelalters anwendete. Nicht so wurde aber von mehren Darstellern der Kunst der Spruchsymbolik, und wie es scheint auch von Hrn. von Radowitz nicht, erkannt daß aus diesem Grundzuge des dem Symbole unterliegenden Gedankens eine Hauptregel des Symbols von selbst sich ergibt: die nämlich daß, weil das Symbol als solches, das Symbol im Ganzen, metaphorisch sein soll, nicht der eine Theil desselben es für sich sein darf; denn er würde die künstlerische Einheit und Schönheit des Ganzen aufheben. Daß diese Regel in diesem Zusammenhange nicht immer, und auch von Hrn. von Radowitz nicht vollständig erkannt worden sei, schließen wir daraus, weil er sie mit andern mehr beliebigen oder aus andern Grundsätzen folgenden Vorschriften zusammenstellt, weil er sie also vielmehr aus Willkür denn aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangen darstellt.

Jene Regel verbietet also die Anwendung der Metapher in einem einzelnen Theile des Symbols, um der Metapher des ganzen Symbols willen. So bestechend daher auch die Anspielung in dem Symbole erscheinen mag welches man auf den Sieg der Franzosen über

die Engländer, den jene im J. 1627 bei der Insel Ré erfochten, erfand: eine rothe Rose, die sich unter dem Schatten einer größern Lilie zur Erde neigt mit der Umschrift:

Victa pudore rubet (Besiegt erröthet sie vor Scham),

so unrichtig ist es doch componirt, selbst wenn man noch davon absehen will daß die rothe Rose wol das Haus Lancaster, nicht aber England bezeichnen kann. Ebenso unrichtig ist die Umschrift eines andern, eine Rose darstellenden Bildes:

Tutta fiamma, tutta strali (Ganz Flamme, ganz Strahl).

Beide Symbole enthalten, jenes im Bilde, dieses im Spruch, die Metapher, die nur Bild und Spruch vereint haben sollen.

Dies vorausgeschickt ergeben sich für das Spruchsymbol nach jener Begriffsentwickelung zunächst zwei Grundgesetze: das der Schönheit seiner Form und das der Kürze. Beide finden auf die beiden Theile desselben: das Bild und den Spruch — oder, wie die Symbolologen es nannten: den Körper und die Seele desselben — Anwendung; diese Doppelnatur des Symbols bedingt aber zugleich ein drittes Grundgesetz: den künstlerischen Zusammenhang beider. Aus diesen drei Gesetzen fließt eine Reihe von Regeln, von denen, nach Anleitung der frühern Schriftsteller, Hr. von Radowitz eine Auswahl der wichtigsten zusammengestellt und mit Beispielen belegt hat, eine Auswahl die uns aber den innern Grund dieser Regeln nicht erkennen läßt. Hr. von Radowitz hat sie gruppirt, jenachdem sie sich auf das Bild oder den Spruch beziehen; er hätte sie vielmehr nach dem Kunstgesetz gruppiren sollen aus welchem sie sich ableiten. Dieses Kunstgesetz ist zugleich der Prüfstein ihrer innern Richtigkeit: wir erkennen daran was nothwendig, was willkürlicher Zusatz, was an sich Entartung ist. Solcher Zusätze und Entartungen gibt es nicht wenige: vermischt mit diesen verlieren jene Regeln auch den Anschein einer Bedeutung, und das Ganze gewinnt das Ansehen eines müßigen Spiels. Und doch hat Hr. von Radowitz selbst die Bedeutsamkeit dieser Art der Spruchpoesie nicht verkennen mögen; und doch verdient sie, nicht blos um des literarhistorischen, sondern um des wahren ästhetischen Interesses willen aus jener Versunkenheit hervorgezogen zu werden. Wir wollen versuchen was wir beitragen können den Kern von der Spreu zu sondern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ist Jakob Böhme Dualist und Pantheist?

Ein offener Brief an Herrn Professor Baur in Tübingen.

Als ich die erste Abtheilung Ihres Aufsatzes über die „Geschichte der protestantischen Mystik“ in Ihren und Zeller's „Theologischen Jahrbüchern“ las, und dort auch Dessen gedacht sah was ich in dem Buche über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart hinsichtlich jener geschrieben, da hoffte ich in der Fortsetzung, die besonders von Jakob Böhme handeln sollte, auf eine eingehende Erörterung von Ihrer Seite über mehre Fragen die ich in den Vordergrund gestellt, wie die gleichmäßige Ueberwindung des Deismus und Pantheismus oder die Bedeutung der Natur in Gott bei unsern deutschen Philosophen. Aber ich sollte mich getäuscht sehen, und leider auch die Erfahrung machen welche ein allgemeines Urtheil über Sie zu werden droht, das Hundeshagen neulich dahin aussprach: daß Sie nämlich mit abenteuerlichstem Selbstgefühl jede der Ihrigen widerstreitende Meinung gewissermaßen als einen Act strafwürdiger Insubordination zu behandeln pflegen. Weil ich Ihre Darstellungen in der Gnosis und der Geschichte der Dreieinigkeitslehre ignorirt und eine eigenthümliche gegeben habe, wird dieselbe sofort für eine unwissenschaftliche und mangelhafte erklärt. Nun war ich keineswegs gesonnen mich mit allen Schiefheiten anderer Leute herumzuzanken; ich zog es vor das mir besser Erscheinende für sich hinzustellen, und lieber der Männer dankbar zu gedenken welche durch richtige Auffassung und Deutung des Einzelnen meine Gesammtdarstellung erleichtert und gefördert hatten. Die Grundlage Ihrer Meinung aber besteht darin daß Sie Böhme als Dualisten und Pantheisten darstellen. Sie finden seine Lehre in der nächsten Verwandtschaft mit dem manichäischen Dualismus, von dem sie sich nur dadurch unterscheiden soll daß sie das Gott feindlich entgegenstehende Princip in das Wesen Gottes selbst versetzt; Sie finden den wesentlichen Mangel dieser Lehre darin daß sie in der Dualität ihrer Principien stehen bleibt, und dieses nicht selbst wieder in einer Einheit zu begreifen weiß, zu welcher sie sich nur als die Momente der sich durch sie hindurchbewegenden Idee verhalten würden. Dennoch nennen Sie es eine richtige Bezeichnung wenn ich gesagt habe: „In Böhme's Gemüth liegt die Anschauung daß das Ewigeine allen Unterschied in sich enthalte, und darum nicht selbst eins der Unterschiedenen sein könne, zugleich aber als das Allgemeine sich besondern müsse, daß es in seiner reinen Selbstgleichheit wol das Bestimmungslose heißen möge, sich aber ewig in sich bestimme, und in der unendlichen Entfaltung seiner Lebensfülle durch alle Gegensätze das Bewußtsein einer siegenden Freudenkraft und Liebeswesenheit gewinne.“ Nun, ich glaube es muß Jemand blind sein wenn er nicht sieht daß diese Auffassung der directe Gegensatz von der Ihrigen ist, und Sie heißen dieselbe gut, und bleiben doch auf Ihrem Sinn! Ich habe dargethan wie bei Böhme die Einheit alles Lebens als die reine göttliche Wesenheit überall das Ursprüngliche und Erste ist, aber weil sie als Geist, Freiheit und Liebe begriffen wird, sich in dem Setzen und Ueberwinden des Gegensatzes offenbart, und so als eine volle Harmonie erscheint; ich habe namentlich dargethan wie der Zorn nur um der Liebe willen lebendig werde, wie das Nein nur die Bedingung für das Ja sei, wie das Böse in Gott ewig überwunden sei: ich habe für alles Dies die mannichfaltigen Aussprüche Böhme's zusammengestellt; aber statt anzuerkennen daß Das was Sie seinen Mangel genannt nur ein Mangel Ihres Verständnisses gewesen, verweisen Sie uns auf Ihre alte Behauptung. Und dabei haben Sie den innersten Einheitspunkt des Alls im göttlichen Selbstbewußtsein völlig verkannt.

Sie behaupten nämlich daß Böhme's Lehre Pantheismus, das substanzielle Wesen Gottes nichts Anderes als die wirkliche Welt, Gott und Welt identisch, und der Proceß des göttlichen Lebens nur ein Naturproceß sei; eine Transscendenz Gottes finden Sie auch neuerdings im völligen Widerspruch mit der Lehre Jakob Böhme's. Sie tadeln Hamberger daß er eine solche angenommen; in meiner Darstellung aber, sagen Sie, seien solche Hauptfragen unberücksichtigt geblieben. Ich traute meinen Augen kaum als ich Dies las. Hatte ich doch das ganze Buch mit der Absicht geschrieben darzuthun wie namentlich bei Jordan Bruno und Jakob Böhme der Gegensatz des Pantheismus und Deismus überwunden sei, indem sie ebenso wol einen seiner selbstbewußten persönlichen, als einen im All sich offenbarenden, in der Welt sich entfaltenden und ihr einwohnenden Gott gelehrt; hatte ich doch deutlich genug gesagt daß ich Dies dialektisch zu begründen für die Aufgabe der Gegenwart halte, daß Dies nur darum noch nicht als die Eigen-

thümlichkeit jener Denker anerkannt worden, weil die neue Philosophie erst jetzt wieder sich zu dieser Höhe der Anschauung erhebe. Sie finden S. 630—635 die Stellen gehäuft woraus ich den Beweis führe „daß nach Böhme Gott keineswegs erst im Menschen und nur im Menschen zum Selbstbewußtsein komme, sondern daß er ewig in sich selbst als freie Geistigkeit gedacht werden muß". Das nenne ich die Wahrheit des Deismus. Sie finden S. 664—678 die Durchführung davon daß Böhme eine ewige Schöpfung als die Entfaltung und Selbstgestaltung des göttlichen Wesens lehrt, daß er das Universum als den Leib Gottes betrachtet: „Die klare Gottheit in der Majestät steht in der Freiheit über der Natur, offenbart, gestaltet und entfaltet sich aber in ihr." Diese Anerkennung der realen Unendlichkeit und Allgegenwart Gottes nenne ich die Wahrheit des Pantheismus. S. 671 habe ich ausdrücklich bemerkt wie Böhme den Gegensatz der Immanenz und Transscendenz in der Anschauung eines unendlichen und lebendigen Geistes überwindet und versöhnt. Sie haben, geblendet von Ihren Schulvorstellungen, diese neuen Ideen offenbar nicht verstanden, sind aber dabei keck und dreist genug zu behaupten daß ich Dinge gar nicht erörtert hätte die den Kern meines Buchs ausmachen.

Die Böhme'sche Trinitätslehre geht auf die geistige Wesenheit Gottes; aber eine ewige Natur entspricht dem Geiste als sein leiblich Wesen, dem innern subjectiven Leben entspricht ein äußeres objectives, und so werden die drei Grundbestimmungen des göttlichen Geistes als drei Principien des göttlichen Lebens offenbar; diese entfalten sich wiederum in den sieben Naturgestalten oder Quellgeistern, in denen ich eine phantasievolle tiefsinnige Darstellung des Lebensprocesses in Geist und Natur nachgewiesen habe. Sie vereinerleien die drei Principien mit der Dreieinigkeit, und meinen gar was Böhme von Lucifer sage gelte auch von Gott dem Vater! Sie finden nicht im „Mysterium magnum", in den „Theosophischen Fragen", oder im „Weg zu Christo" die „reinste" Darstellung von seinen Ideen, sondern in der „Aurora", wiewol Böhme selber sagt daß damals der ganze Begriff noch nicht in ihm geboren war als er sie schrieb, daß er sich anderwärts viel klarer ausgedrückt.

Sie haben nicht blos den Inhalt, sondern auch die Form Böhme's völlig verkannt. Sie tadeln daß ich der ganzen Fülle der Jakob Böhme'schen Bildersprache zu freien Lauf lasse: es kam mir aber nicht darauf an einen ältern Denker auf das Prokrustesbett einiger modernen Kategorien zu legen, und dort zurechtzuzerren, es kam mir nicht darauf an blos einige subjective Machtsprüche der Kritik von mir zu geben; ich wollte vielmehr für sinnige Gemüther ein treues und volles Bild des genialen wunderbaren Mannes geben, ich wollte überall etwas vom Hauch und Duft der Originale auf meine Darstellung übergehen lassen, ich wollte künstlerisch verfahren: was freilich Schulgelehrten ein seltsames Vorhaben dünken mag. Sie sagen daß in Jakob Böhme's Sprache „das Sinnliche und das Geistige, das Abstracte und das Concrete einander suchen", daß er „dem abstractesten Gedanken immer irgend eine Gestalt des sinnlichen Lebens einhauche" — dem Gedanken eine Gestalt einhauche, Das ist eine thörichte Figur, würde Polonius sagen —; auf wessen Kopf aber nicht der Bücherstaub fingerdick liegt, wessen Herz nicht jener Heine'schen Blume in des Botanikers blecherner Kapsel gleicht, der wird, wenn er auch nur ein paar Seiten im Böhme liest, doch sehen daß seine Bilder keineswegs Allegorien sind, wozu Sie dieselben herabsetzen, sondern daß das Geistige und Sinnliche bei ihm gar nicht geschieden, daß seine Darstellung vielmehr in ihrem Wogen und Ringen eine chaotische Totalität ist, darin die Formen der Natur selbst das Wesen des Geistes ausdrücken, der Begriff der Sache im mythischen Bilde der Vorstellung aufgeht, Jegliches in Jeglichem sich spiegelt.

Mögen Sie unsern görlitzer Schuster einmal ohne die Brille betrachten welche Ihnen Spinoza geschliffen, und Hegel auf die Nase gesetzt hat: dann wird Ihnen auch der ethische Zug und Trieb offenbar werden der durch alle seine Werke durchdringt; weil sein Herz mit der Macht der Sünde kämpft, weil sein Geist das quälende Räthsel von der Wirklichkeit des Bösen zu lösen trachtet, deshalb sucht er die Nothwendigkeit eines Gegensatzes, und seine ebenso nothwendige Besiegung in Gott selbst zu begreifen. Das nennt er den einzigen Weg zur Gotteserkenntniß daß wir in uns selber einig werden und der Eigensucht entsagen. Ohne Umwendung des Gemüths ist alles Forschen und Spintisiren ein nichtig Ding. Wir müssen von neuem geboren werden, wollen wir ins Himmelreich der Erkenntniß kommen.

Gießen, im Juni 1850. **M. Carriere.**

Lesefrüchte.

Bücherzoll in England.

Eine dem Unterhause gemachte Vorlage weist nach daß vom 5. Jan. 1840 bis dahin 1850 der Importzoll auf ausländische Bücher in England folgende Summen ertragen hat: 1841 8493 Pf., 1842 8451 Pf., 1843 7878 Pf., 1844 9011 Pf., 1845 9481 Pf., 1846 10,492 Pf., 1847 9201 Pf., 1848 8843 Pf., 1849 7762 Pf., 1850 7751 Pf. Auf vor 1801 gedruckten Büchern liegt ein Zoll von einer Guinee für den Centner; auf den 1801 oder später gedruckten einer von fünf Guineen für den Centner. Von Büchern in fremden lebenden Sprachen, dafern sie 1801 oder später erschienen sind, beträgt der Zoll 2 Pf. 12 Schill. 6 Pence für den Centner; desgleichen von englischen, in britischen Besitzungen gedruckten Büchern. Ein ermäßigter Zoll trifft die in Preußen, Sachsen, Braunschweig, den thüringischen Vereinsstaaten, Hanover und Oldenburg gedruckten Bücher. Ursprünglich in Großbritannien erschienene und im Exportlande nachgedruckte Bücher werden gegen einen Zoll von 2 Pf. 10 Schill. der Centner zugelassen. Nicht ursprünglich in Großbritannien erschienene Bücher zahlen 15 Schill. der Centner.

Universität in Neusüdwales.

Der Ort dieser neuen Stiftung wird Sidney sein. Zur Aufführung des Gebäudes sind 30,000, zur innern Einrichtung 5000 Pf. St. bewilligt. Gleich anfangs soll es Lehrstühle geben für die classischen Sprachen, für Mathematik, Chemie, Naturgeschichte, Naturwissenschaften, Mechanik, Physiologie und Medicin. Später sollen Professuren für Geschichte, Philosophie und Staatswirthschaft hinzukommen. Eine theologische Facultät soll nicht gegründet, und ebenso wenig ein religiöser Testeid erfodert werden. Weil für die erste Zeit von den Honoraren der Studirenden eine reiche Ernte nicht zu erwarten steht, sind die Lehrstühle in einer Weise bedacht worden die an sich geeignet scheint in ihrem Fache hervorragende Männer zur Bewerbung zu veranlassen. Der Professor der classischen Sprachen soll jährlich 800 Pf. haben, und zugleich Rector der Universität sein. Die Gehalte der übrigen Professoren wechseln zwischen 3—400 Pf. Außerdem soll Jeder bis zum Einzuge in das zu errichtende Gebäude jährlich 100 Pf. Wohnungsgeld, und wenn er aus Europa kommt ebenso viel für Reisekosten empfangen.

Wer verdeutscht Dies?

Nämlich folgende lateinische Grabschrift auf dem Kirchhofe zu Lavenham in England:

Quod fuit esse, quod est, quod non fuit esse, quod esse,
Esse quod est, non esse, quod est, non est, erit esse.
1694. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 157. — 2. Juli 1850.

Die Spruchsymbolik des Mittelalters.

(Fortsetzung aus Nr. 156.)

Die erste Reihe von Regeln fließt aus dem Gebote der Schönheit der Form. Auf das Bild, auf den Körper der Devise angewendet, galt also zunächst daß darin nichts Gemeines oder Unanständiges dargestellt werden durfte. Man erklärte dies auch aus der genauen Beziehung zu der Person welche das Symbol erwählt: es theile ihr dieses gewissermaßen seine eigenen Eigenschaften mit. Auch Hr. von Radowitz stellt diesen Satz an die Spitze; er spricht aber dabei zugleich von dem Rigorismus Derer welche demzufolge selbst bösartige Thiere, z. B. Drachen, ausgeschlossen wissen wollen. Das von ihm angeführte Beispiel der Devise Papst Gregor's XIII.: ein Drache mit der aus der Aeneide entnommenen Umschrift:

Delubra ad summa (Zum Gipfel des Tempels)

ist wol für Letzteres, nicht aber für jene Regel beweisend. Nach derselben würde vielmehr z. B. die Devise Francesco Cibo's: ein Weinschlauch aus welchem Flammen herausbrechen mit der Inschrift:

Di bene in meglio (Vom Guten zum Bessern),

oder ein anderes Symbol, einen Ochsen mitteninne zwischen einem Joche und einem Altar mit der Devise:

Ad utrumque paratus (Zu Beidem bereit)

darstellend, verwerflich erscheinen.

Im Zusammenhange hiermit steht ferner daß widernatürliche Zusammensetzungen nicht zulässig sind, wie die auch von Hrn. von Radowitz angeführte Erfindung Saavedra's, die Vereinigung der Gerechtigkeit und der Gnade in der Majestät durch eine Zusammensetzung eines halben Adlers mit einem halben Strauß ausdrücken zu wollen, oder die Darstellung eines geflügelten und gekrönten Hirsches, ein Symbol König Karl's VI. von Frankreich. Man ging aber hierin noch weiter und wollte auch Objecte die in der Natur nicht vereinbar gefunden werden im Bilde nicht zusammengestellt wissen. Dergleichen Symbole würden sein: ein Paar Bienen welche einen Pflug ziehen, das utile und dulce, oder ein Blitz an dem ein Pfeil angefügt ist, als Zeichen verstärkter Kraft. Nur solche phantastische Gestalten welche durch die Mythologie traditionnell geworden sind nahm man, wie auch Hr. von Radowitz bemerkt, hiervon aus. Die positiven Foderungen welche hieraus sich ergeben waren also: Realität des Bildes — unter der soeben bemerkten Beschränkung; Adel und Würde desselben — es sollte, wie Jovius sagt, di bella vista sein; Proportion und Symmetrie — nicht ein Olymp, wie Herzog Octavius von Parma sich zum Symbol erwählt hatte, mit der Umschrift:

Nubes excedit (Ueber die Wolken hinaus),

oder eine Raute im Munde eines Wiesels, wie bei Franz von Medici, wenn immer mit der Devise:

Amat victoria curam (Vorsicht beim Siege!);

Deutlichkeit — nicht ein roher Diamant, der von einem Kiesel im Bilde nicht zu unterscheiden ist, so sinnreich es auch war als Graf Essex, von Elisabeth nach Irland als Statthalter gesendet, einen solchen mit der Umschrift:

Dum formas, minuis (Schleifen verkleinert)

zum Symbole wählte.

Was von der Schönheit der Form beim Bilde gilt gilt natürlich auch beim Spruche. Die Correctheit schon erfodert hier besondere Umsicht, weil man die unmittelbarste Beziehung der Person zu dem Spruche annahm; die Symbolologen stellen hier mehre Sätze auf, in denen sie nicht selten über die innere Nothwendigkeit hinausgehen. Aber die über der Regelrichtigkeit erhabene Schönheit zeigt sich beim Spruche hauptsächlich in der Anwendung rhetorischer Figuren, insbesondere der Antithesis, wie in dem für die deutsche Sprache unnachahmlichen

Piu sepolta piu viva

als Devise eines Quelles; der Paronomasie, wie in dem gleichfalls nicht nachzubildenden

Tangor, non tingor

des in die Wellen tauchenden Schwanes. Hr. v. Radowitz führt hiervon noch mehre Beispiele an; wir werden später noch einmal darauf zurückkommen.

Die zweite Hauptreihe von Regeln der Spruchsymbolik fließt aus dem Grundsatze der Kürze. Wie der Grundsatz der Schönheit vorzugsweise auf der Seite des Bildes sich geltendmachte, so der der Kürze vorzugsweise auf der Seite des Spruches. Mit dem Worte Kürze ist jedoch hier nicht blos die äußere Gedrängtheit, sondern mehr noch die

innere Concentration bezeichnet, und zwar wird diese Concentration um so vorzüglicher sein, jemehr sie von der Art des Epigramms ansichhat, wie sie Lessing in den Worten beschreibt:

Das Epigramm muß über irgend einen einzelnen ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer soviel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen, und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit Eins befriedigen.

Die nähere Darlegung dieses epigrammatischen Charakters des Spruchsymbols und wiederum seines Unterschieds vom wirklichen Epigramm würde hier zu weit führen; es mögen indeß die wichtigsten der hier einschlagenden Regeln berührt werden. Bezüglich des Bildes stellt sich hier die Foderung der Einfachheit und zugleich der Bedeutendheit dar. Eine strahlende Sonne mit der Devise:

Illustrat omnia (Sie erleuchtet Alles)

will im Grunde wenig besagen: denn sie stellt eine Eigenschaft dar deren Erkenntniß plan, deren Entdeckung nicht neu, deren Beziehung von flacher Allgemeinheit ist; aber eine Sonne die die Dünste der Niederungen emporzieht und die daraus gebildeten Wolken durchbricht mit der Devise:

Evexi, sed discutiam
(Ich rief sie hervor, aber ich werde sie auch zerstreuen)

war ein Symbol das der Abbé Brianville sehr passend auf den Krieg anwenden mochte den Frankreich gegen die vereinigten Niederlande 1692 unternahm. Bezüglich des Spruches ist sinnige Kürze, Kürze welche das Nachdenken gewissermaßen herausfodert, aber nicht etwa Kürze à tout prix ein Requisit des Symbols. Das:

Per vulnera crescit (Durch Verwundung wächst sie)

bei dem Bilde einer verschnittenen Weide ist schöner als das Kürzere:

Lacessitus (Gereizt)

bei dem Bilde eines Schwanes der einen Adler im Kampfe sich unterwirft. Dagegen wird für die Figur des sich verbrennenden Phönix die Devise:

Ut vivat (Um zu leben)

glücklicher gewählt erscheinen als die denselben Gedanken ausdrückenden spanischen Devisen:

De mi muerta mi vida (Mein Leben aus meinem Tode)

oder:

Morir por no morir (Sterben um nicht zu sterben).

Eine besondere Eleganz liegt in Wendungen wie:

Si tangar! (Wenn ich berührt werde!)

als Devise einer gespannten Flinte, oder:

Nisi fregeris
(Nur wenn man ihn zerbricht, d. h. kommt sein Keim zu Tage)

als Devise eines Tannenzapfen. (Letzteres bei Hrn. von Radowitz, Nr. 49.)

Die dritte Quelle von Regeln ist der Grundsatz der engen Verbindung zwischen Bild und Spruch. Es ist hierunter nicht blos die Uebereinstimmung beider in dem Sinne des Symbols zu verstehen, welche z. B. in dem fehlt welches Ferdinand von Aragonien wählte um seinen Gegner in Betreff der Ansprüche auf Neapel herauszufodern: ein zerhauener gordischer Knoten mit dem Spruch:

Tantum ascende! (Dahin erhebe dich!).

Vielmehr fließt aus jenem Grundsatz als nächste Regel: daß der Spruch eine solche Eigenschaft des Bildes andeute welche nicht auch vielen andern Bildern beigelegt werden kann; als weitere die daß er den Sinn des metaphorischen Bildes direct und nicht erst wieder mittels einer zweiten Metapher erkennen lasse. Gegen die erstere Regel verstößt das Bild eines himmelan steigenden Falken mit der sehr generellen Umschrift:

Natura dictante (Seine Natur gebietet es ihm);

gegen die zweite Regel das Symbol Anna's von Oestreich, der Gemahlin Ludwig's XIII., in Beziehung auf dessen Beschäftigung mit Dämpfung des Aufstandes: eine Sonnenuhr bei umwölktem Himmel mit der Devise:

Mihi tollunt nubila solem (Die Nebel entziehen mir die Sonne),

denn diese Devise steht in directem Zusammenhange nur mit der Metapher des Bildes, und kann erst mit Hülfe einer fernern Metapher auf den König (die Sonne) übertragen werden.

Es folgt aber aus seinem Grundsatze in Verbindung mit dem Zwecke des Symbols weiter ebenso wol daß die Devise nicht blos Das aussprechen darf was Jedermann in dem Bilde von selbst erkennt, als auch daß sie nicht einen Sinn haben darf den man auch ohne das Bild verstehen, und so verstehen würde wie in Verbindung mit demselben. Ludwig von Luxemburg wählte, um seine Hoffnung auf Niederlage seiner Gegner auszudrücken, das Symbol einer von Wolken umgebenen Sonne mit der Devise:

Obstantia nubila solvet
(Sie wird die entgegenstehenden Wolken verscheuchen).

Diese Devise besagt Nichts als was jeder Beschauer des Bildes erkennt; wirft man aber das überflüssige nubila weg (sie wird die Hindernisse überwinden), so ist es ein sinnvolles Symbol, wie es Cäsar Herzog von Modena sich gewählt hat. Als Beispiel eines Verstoßes gegen die zweite der obigen Regeln kann es gelten wenn man dem Bilde einer Schwalbe den Spruch beifügen wollte:

Eine Schwalbe macht keinen Frühling;

denn dieser Spruch bedarf des Bildes nicht.

Wir haben in Vorstehendem die Regeln der Spruchsymbolik aus ihren Principien entwickelt; es sei erlaubt noch einige Blicke auf die geschichtliche Gestaltung und Anwendung dieser Spruchbildkunst, wie man sie auch nennen könnte, zu werfen. Bei dem Reichthum der hier vorliegenden Thatsachen und Erscheinungen, die sich zu umfassenderer Auffassung von dem literar- und culturhistorischen Gesichtspunkte aus eignen, können wir uns auch hier nur andeutend verhalten.

Das Spruchsymbol wird geschichtlich fixirt durch die Beziehung auf eine bestimmte Person. Diese Beziehung stellt sich als eine dreifache dar, und nach dieser Ver-

schiedenheit modificiren sich auch die Regeln der Composition oder der Wahl des Symbols. Entweder ist dasselbe ein für immer angenommenes, eine Person gleichsam durch ihr ganzes Leben begleitendes; oder es wird für besondere Vorkommnisse, insbesondere für Turniere, von Jemandem gewählt; oder es ist für Verherrlichung irgend einer bedeutenden That dem Urheber derselben dargebracht. Ein Beispiel für alle drei genannte Beziehungen gibt Ludwig XIV. Sein eigenes permanentes Spruchsymbol war eine Sonne, die mit ihren Strahlen den Erdkreis erleuchtet, mit dem Lemma:

Nec pluribus impar (Auch mehren nicht ungleich).

Bei dem Ringstechen zu Versailles im J. 1664 hatte er als Symbol wiederum eine Sonne, aber mit der Devise:

Nec cesso, nec erro (Ich säume nicht, ich irre nicht).

Und bei dem Feldzuge gegen die Niederlande im J. 1672 wurde ihm das schon oben erwähnte — eine Sonne, die die Dünste der Niederungen emporzieht und die daraus gebildeten Wolken durchbricht, mit der Devise: Evexi, sed discutiam (Ich rief sie hervor, ich werde sie aber auch zerstreuen) — dargebracht. Das Bild blieb also im Wesentlichen unverändert, der veränderte Spruch gab aber dem Symbol veränderte Gedanken, und diese Veränderungen gründeten sich auf die Verschiedenheit der Anwendung des Symbols.

Die zweite der vorgedachten Beziehungen war unzweifelhaft diejenige welche am frühesten zur Anwendung kam und die ganze Sitte der Symbolik im Mittelalter gründete: die beiden andern Beziehungen waren, die erstere mehr abstracter, die zweite mehr künstlicher Art. In jener Anwendung auf das Ritterwesen hatte das Spruchsymbol einen praktischen Zweck; dagegen in der Verallgemeinerung zum permanenten Begleiter durch das Leben ward es blos schöner Gedanke, in der Beziehung auf eine einzelne Heldenthat ward es Huldigung der Kunst.

An diese Phasen knüpft sich in der Hauptsache die Geschichte der Spruchsymbolik. Wir wollen nicht in den Streit über den Ursprung desselben — ob er in Frankreich, in Italien, in Deutschland zu suchen sei — hier eingehen; ein Streit der, lebhaft geführt, gleichwol noch unentschieden ist. Nur Eines sei Hrn. von Radowitz gegenüber bemerkt. Eine der ältesten Spuren der Anwendung dieser Kunst ist die Angabe von dem Trauring Ludwig's IX. von Frankreich, der einen Sapphir mit dem Motto:

Hors cest anel pourrions trouver amour

gehabt haben soll. So führt Hr. von Radowitz diese Angabe nach Levasseur an und setzt hinzu: es sei hierauf kaum ein bestimmter Werth zu legen. Wir haben den Levasseur nicht zur Hand und wissen nicht worauf er seine Angabe stützt; wenn sie aber auch vollkommen bewahrheitet wäre, so würde damit noch kein Anfang der Spruchsymbolik dargethan sein: denn ein Sapphir, in welchem jene Worte eingeschnitten sind, ist noch lange kein Spruchsymbol. Hr. von Radowitz hat also sehr Recht wenn er auf diese Angabe keinen Werth legt; er hätte aber aus Menestrier („La devise du roy justif.", S. 71) ersehen können daß es sich mit jenem Trauring und jenem Spruche ganz anders verhält. In dem Kloster Pougues, wo der Hochzeitsmantel Ludwig's IX. aufbewahrt wird, hat Menestrier an demselben eine Spange gefunden welche einen Ring darstellt, der an der Stelle des Kästchens einen Sapphir mit dem eingeschnittenen Bilde des Kreuzes hat, garnirt mit einem Perlenkranze (Anspielung auf den Namen der Braut, Gräfin Margarethe von der Provence) und dazu die Umschrift:

De hors cest anel pourrions avoir amour.

So stellt sich etwas ganz Anderes, etwas durch Menestrier's Autopsie Beglaubigtes, und was die Hauptsache ist, ein wirkliches, wenn auch noch nicht ganz kunstgerechtes, Spruchsymbol heraus. Und die Echtheit des Alters jener Spange vorausgesetzt würden wir hiermit eine Spur der Anwendung dieser Kunst haben, die noch vor die Mitte des 13. Jahrhunderts fiele.

(Der Beschluß folgt.)

Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk von J. Moleschott. Erlangen, Enke. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Unter obigem Titel ist vor kurzem ein Werkchen erschienen, auf welches wir die Aufmerksamkeit der Leser d. Bl. zu lenken wünschen, weil es eine der wichtigsten Lebensfragen praktisch und in leicht verständlichem Tone behandelt. Der Verf., der seine Befugniß über den Gegenstand zu schreiben durch ein umfassendes Werk über die Nahrungsmittel vor dem wissenschaftlichen Publicum documentirt hat, hat eine glückliche Auswahl Dessen getroffen was dem Volke praktischwichtig und ohne Vorkenntnisse vorauszusetzen zugänglich ist. Eben weil das Werkchen diesen beiden Anfoderungen entspricht, begrüßen wir es als einen gelungenen Versuch einen naturwissenschaftlichen Gegenstand in populairer Form darzustellen, eine Aufgabe welche so äußerst selten wirklich gelöst wird. Wenn aber von jeher naturwissenschaftliche Kenntnisse am meisten dazu beigetragen haben die Gespenster des Aberglaubens zu zerstreuen, so gilt es ganz besonders in unsern Tagen, in denen der Mensch sich freizumachen hat, damit der Bürger frei werde. Mit der Freiheit aber erlangen wir auch Macht, wenn wir die Wirkung der natürlichen Einflüsse hinlänglich begreifen, um daraus zweckmäßige Regeln für unser ganzes Verhalten abzuleiten. Denn wir stimmen ganz ein in die Worte Moleschott's (S. 139): „So viele Erfahrungsregeln sind der Natur abgelauscht. Ich meine kein demüthig unbedingtes Abschreiben der Natur, nach deren Gesetzen Krankheit neben Gesundheit, Heil neben Unheil besteht. Jenes ruhige Wiegen in unthätigem Gehorsam, das sich schmeichelt die Endwirkung natürlicher Verhältnisse sei der Zielpunkt unserer Wünsche, das mit dem Ziele die Mittel billigt die es einem bewußten Plan andichtet, mag den Glauben des Mohammedaners oder des in gedankenloser Betrachtung versunkenen Brahmanen zieren; der Gottesdienst der den Geist des Menschen anerkennt strebt Höheres an. Das Ziel zu errathen aus Wirkungen die man gewähren läßt, ist des freien Menschen unwürdig, dem die Erkenntniß der Ursachen den Hebel der Kräfte in die mächtige Hand spielt."

Das Werkchen ist in drei Bücher eingetheilt, deren erstes den Stoffwechsel behandelt und zwar in fünf Capiteln,

welche die nachstehenden Ueberschriften führen: I. „Von der Entstehung des Bluts", II. „Von der Entstehung der ersten Theile des menschlichen Körpers", III. „Von der Absonderung", IV. „Von der Ausscheidung" und V. „Von Hunger und Durst."

In dem zweiten Buche werden die Nahrungsmittel erörtert. Das Buch beginnt mit einer genauen Unterscheidung zwischen den Begriffen der Verdaulichkeit und der Nahrhaftigkeit, und reiht an dieses erste Capitel eine Beschreibung der Nahrungsmittel nach ihrer chemischen Zusammensetzung, den Veränderungen welche sie durch ihre Zubereitung erleiden, und ganz besonders nach den Wirkungen welche sie auf die physischen und geistigen Verrichtungen unsers Körpers ausüben. Den besten Beweis für die praktische Auswahl welche der Verf. getroffen hat liefert folgende Aufzählung der Capitel.

Die erste Abtheilung: „Von den Speisen", bespricht in Cap. II: „Das Fleisch und die Eier", Cap. III: „Das Brot und die Kuchen", Cap. IV: „Die Erbsen, Bohnen und Linsen", Cap. V: „Die Gemüse", Cap. VI: „Die Kartoffeln und Rüben", Cap. VII: „Das Obst." Dann folgen die Getränke: Cap. VIII: „Das Wasser", Cap. IX: „Die Milch", Cap. X: „Kaffee, Thee und Chocolade", Cap. XI: „Bier, Wein und Branntwein." Unter den Würzen werden endlich Cap. XII: „Das Kochsalz", Cap. XIII: „Die Butter und das Baumöl", Cap. XIV: „Der Käse", Cap. XV: „Der Essig", Cap. XVI: „Der Zucker", und Cap. XVII: „Die Specereien" behandelt.

Das erste Capitel des dritten Buchs ist als eine Einleitung in die Lehre der Diät zu betrachten. Der Verf. beschließt es mit folgenden Worten: „Immer wiederholt sich die kreisende Wechselwirkung, die den Menschen von allen Seiten mit der Natur verbindet. Die Verschiedenheit welche die Abstufungen jener Wechselwirkung hervorbringen erzeugt die Eigenthümlichkeit des einzelnen Menschen. Nach einer kurzen Schilderung des Stoffwechsels, wie er für die Gattung als maßgebend gelten kann, habe ich im zweiten Buch in allgemeinen Umrissen die Wirkung beschrieben welche die einzelnen Nahrungsmittel auszeichnet. Wenn nun Geschlecht und Alter, Stand und Lebensweise, Gewohnheit und Witterung den Menschen verändern, so kennen wir nur die eine Seite der Lehre von den Nahrungsmitteln, solange wir blos den Stoffwechsel für die Gattung und nur die allgemeine Wirkung der Nahrungsmittel kennen. Die andere Seite besteht in der Entwickelung der Art und Weise in welcher der im einzelnen Menschen veränderte Stoffwechsel die Wahl der Nahrungsmittel bedingt. Diese Wahl ist die Diät. Und darum bleibt mir für dieses Buch die Aufgabe die Diät in den wichtigsten Verhältnissen des Einzelnen zu bestimmen." Und nun folgen: Cap. II: „Frühstück, Mittagsmahl und Abendessen", Cap. III: „Die Diät des Kindes", Cap. IV: „Die Diät des Jünglings, des Mannes und des Greises", Cap. V: „Die Diät der Frau", Cap. VI: „Die Diät der Handwerker", Cap. VII: „Die Diät der Künstler und Gelehrten", Cap. VIII: „Die Diät im Sommer und Winter." Jedes Capitel in diesem Buche enthält wichtige praktische Winke und erfaßt die jeweiligen Bedürfnisse so individuell, daß auch Solche Moleschott's Werkchen mit Freuden zur Hand nehmen werden denen mehr an der Antwort auf einige bestimmte Lebensfragen liegt als an einer systematischen Lecture des Ganzen.

Wir haben hier wieder einen vollgültigen Beweis wie sehr es unserer Zeit darum zu thun ist die Wissenschaft mit dem Leben zu vermitteln und die Resultate derselben unmittelbar praktisch zur That zu gestalten. Es ist ein günstiges Zeichen daß jetzt mehr als je populaire Darstellungen der einzelnen Wissenschaften erscheinen. Das Schlimme ist nur daß diese Volksbücher nur allzu oft von bloßen Colporteurs, von oberflächlichen Dilettanten ausgehen, da doch, wie Dies der „Kosmos" und die „Ansichten der Natur" von Alexander von Humboldt so glänzend bewiesen haben, die wahre Popularität immer nur Dem zugebotesteht der in jeder Beziehung Meister seines Faches ist. Wer die Lehre vom Stoffwechsel kennt und dann die erschöpfende und doch so klare Darstellung dieser Lehre im vorliegenden Buche liest, der wird, je einfacher und faßlicher diese Darstellungen gehalten sind, umsomehr in ihnen den bewährten Meister erkennen. 69.

Goethe's „Faust" — eine Parodie auf die Deutschen.

Wolfgang Menzel sagt in seinem Buche über die deutsche Literatur daß Goethe's „Faust" „eine Parodie aller Bestrebungen menschlicher Freiheit seit dem Anbeginn der Welt, die größte und beste Satire sei die jemals auf die Menschen gemacht worden". Will man die Sache nicht soweit fassen, sondern mehr in einem nationalen Sinne auf eine bestimmte Zeitperiode beschränken, so kann man sagen daß Goethe's „Faust" eine Parodie auf die deutsche Revolution von 1848 enthalte. Faust selbst, der Geist der Freiheit, der Geist des deutschen Volks, grübelnd in jahrelangem Nachdenken über seine Freiheiten und Rechte, tritt — März 1848 — in gigantischer Erhebung mit großer Willenskraft und kühnen Versuchen, aber mit unvollendeten Thaten, stürmend und mit verführischer Gewalt in die Geschichte ein, um bald wie der deutsche Rhein im Sande scheinbar sich zu verlieren. Der schwarze Pudel, mit Mephistopheles, den Junker mit der rothen Feder als innersten Kern, ist die rothe Republik oder die Demokratie par excellence; die Scene zwischen Mephisto und dem Schüler ist eine Anspielung auf die scheinbaren Belehrungen der Demokraten, der Volksaufwiegler, zunächst in Volksversammlungen, in Clubs, dann auch auf dem Katheder, auf der Tribune, mittels der Presse; aber ihre Belehrungen sind lauter Lug und Trug und voll satanischen Giftes, und ihre Thaten sind halb wahnsinnig, halb unmenschlich, entsprechend Dem was dort gesagt wird: „ein pudelnärrisch Thier", und

Ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und Alles ist — Dressur.

Dressur das ist Instinct der Massen die dressirt sind nach gewissen Phrasen der Führer, und sich unverständig und unbewußt leiten lassen von republikanischen Strebungen und Gelüsten ehrgeiziger Thoren. Auch der pedantische Enthusiast oder enthusiastische Pedant — dort Wagner — hat in gleicher Weise, aber auch in dem geraden Gegensatze als kopfloser Schwärmer und Tollhäusler mit seltsamen und lächerlichen Weltanschauungen, unserer deutschen Revolution von 1848 ebenfalls nicht gefehlt. Diese pedantischen Schwärmer und tollen Weltanschauungsphilosophen schmeicheln dem Manne der Freiheit und Zukunft, hier Faust, zugleich aber auch in der in ihnen verkörperten Vertretung des deutschen Geistes und Volkes, in seiner extremen Schwärmerei für dessen himmelstürmendes und dochkleinliches Streben in einer Weise daß sie sich nicht entblöden ihn für einen großen Mann, wie dort auch Wagner zu Faust thut, zu erklären, dem sie wol gar wie sich selbst die Zukunft als Domaine vindiciren. Eben hier finden wir mit Menzel in Faust „die Parodie aller Bestrebungen menschlicher Freiheit, die größte und beste Satire auf die Menschen", nur mit der Beschränkung auf die deutsche Revolution von 1848. Die weitere Ausführung und Durchführung dieser Idee mag Jeder in „Faust" selbst versuchen, im Einzelnen ist sie so klar und durchsichtig daß sie sich einem Jeden aufdrängen muß der das Gedicht mit Hinsicht auf diese Idee liest, ohne übrigens zu verlangen daß Alles und Jedes in dem Gedichte auf diese Idee irgend einen Bezug habe. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 158. —— 3. Juli 1850.

Die Spruchsymbolik des Mittelalters.

(Beschluß aus Nr. 157.)

Das Spruchsymbol stellte sich in allen jenen Beziehungen vorzugsweise als ein ritterliches dar; darauf weist auch der lateinische Name: symbolum heroicum, darauf weist ferner die bildliche Bezeichnung der Spruchsymbolik als linguaggio di heroi hin. Daß es außer der eigentlich ritterlichen Sphäre auch, im Verlauf der weitern Anwendung, bei Gelehrten — Individuen wie Gesellschaften — vorkommt, erklärt sich aus der Nebenstellung des gelehrten neben den Geburtsadel im Ausgange des Mittelalters. Mit jener Verallgemeinerung seines Gebrauchs trat aber auch eine Abschwächung seiner eigentlichen Bedeutung ein, die zugleich dem Verwelken der romantischen Blüten des Mittelalters und dem Herabsinken der Poesie desselben zur Prosa des bürgerlichen Lebens entspricht: man legte dem Spruche des Bildes mehr und mehr eine allgemein moralische Tendenz unter; so wurde die Devise zur Sentenz, und die Beziehung zum Individuum ging in der auf Alle passenden Lebensregel des Spruches unter. In diesem Sinne wählte sich Jeder sein Motto, sein Symbolum, wie auch dieses genannt ward, als steten Begleiter durch das Leben, als Unterschrift seines Bildnisses, als Gedanken der in Gelegenheitsgedichten, die auf ihn oder von ihm gemacht wurden, das Thema oder doch das Ritornell bildete. Auch das Motto hat seine besondere Geschichte, und es datirt in gewisser Beziehung aus frühern Perioden als wovon wir hier sprechen, wenngleich es der jüngere Bruder des Spruchsymbols ist, der auch dieses lange überlebt hat. Hr. von Radowitz hat einen Theil seiner Schrift auch den Motti gewidmet; der Raum d. Bl. gestattet nicht darauf hier in gleicher Weise wie rücksichtlich des Spruchsymbols einzugehen. Ein anderes Ergebniß jener Verallgemeinerung und Umwandlung des Spruchsymbols ist aber wenigstens mit zwei Worten zu berühren: wir meinen die buchhändlerische Emblematik. Indem man die Form der ritterlichen Symbolik, bald mehr bald weniger streng an den Beziehungen zwischen Spruch und Bild festhaltend, bald wol auch das eine oder das andere ganz aufgebend, auf die Charakterisirung der Verlags- oder Druckfirma von Büchern auf deren Titel übertrug, wurde damit ein neues Genre geschaffen, das weniger von künstlerischem, desto mehr aber von literarhistorischem Interesse ist. Bei der eigenthümlichen Bedeutung und der großen Ausdehnung desselben verdiente es größere Aufmerksamkeit als ihm bisher zutheilgeworden; vielleicht ist es uns vergönnt ein anderes mal hierauf näher einzugehen.

Mit dieser Erweiterung des Gebrauchs des Spruchsymbols, und noch bevor die obenbezeichneten Abarten desselben sich entwickelten, ging die innere Vervollkommnung und feinere Ausbildung seiner Regeln Hand in Hand. Die Schriftsteller hierüber haben ganze Capitel von den Eleganzen, wie man sie nannte. Man verband mit den Folgerungen aus jenen allgemeinen Grundsätzen, die wir oben skizzirt haben, weitere Sätze und Regeln, z. B. über die Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit einzelner Theile der menschlichen Gestalt als Symbolbilder, über die beliebtern oder unbeliebtern Sprachwendungen bei den Devisen u. dergl. Hr. von Radowitz hat Einiges davon mitgetheilt, ohne aber, wie wir gewünscht hätten, scharf zu unterscheiden was dabei als Ausfluß der allgemeinen Kunstregeln, und was als Resultat beliebiger Reflexion der Symbologen anzusehen ist. In Bezug auf die Sprache des Symbols ist das Ueberwiegen der lateinischen über die verschiedenen Landessprachen ebenso wol aus deren Geltung im Mittelalter, wie aus ihrer besondern Qualification zu kurzem und schönklingendem Sinnspruch zu erklären. Bemerkenswerth ist aber jedenfalls nicht blos daß griechische Symbole, selbst von Frauen erwählt, nicht selten vorkommen (Ruscelli führt deren eine ziemliche Anzahl an), sondern ganz besonders daß auch die deutsche Sprache von Nichtdeutschen zu Devisen gewählt worden ist. So finden wir daß der italienische Graf Francesco Cibo, ein Verwandter Papst Innocenz' VIII., die anderwärts italienisch vorkommende Devise: Di bene in meglio, in deutscher Sprache: Von Gut in Besser, führte, und ein italienischer Bischof hatte zum Symbol ein Reis das auf einen Baum gepfropft war, mit dem Spruche: Wann Gott will.

Wir kommen zu den Ausartungen und dem Verfalle der Spruchsymbolik. Die ins Uebertriebene gesteigerte Anwendung charakterisirt denselben ebenso nach außen als die immer mehr zugespitzte, ins Unschöne und

Unwahre umschlagende Künstelei nach innen. Der religiöse Sinn des Mittelalters hatte die Symbolik von den Höhen des weltlichen auf die des geistlichen Lebens, von den ritterlichen Helden auf die Ideale und Heroen der Kirche übergetragen. Ohnedies ließen sich viele Spruchsymbole für beide Sphären benutzen. Gerade dies Letztere muß aber zur Vorsicht bei der Deutung eines Symbols mahnen, und wir meinen Hr. von Radowitz habe sich bei nicht wenigen der von ihm angeführten Beispiele geirrt wenn er sie auf Christus, die Heiligen, die Kirche u. s. w. deutet, während sie ebenso gut auf andere Verhältnisse des Lebens Bezug haben können. Jedenfalls steht jene Deutung erst in zweiter Linie, sie ist von der ursprünglichen Anwendung übergetragen. Bis zu welchen Verirrungen man übrigens hierbei gelangt, dafür mag als Beispiel dienen was Petrasancta, und zwar noch rühmend, von einem Symbole berichtet das das heilige Abendmahl darstellen sollte: der Raub der Ceres, die ihr Gewand zurückläßt. „So nämlich", sagt Petrasancta wörtlich, „entschwindet das Brot und blos die Gestalt desselben bleibt zurück, um das göttliche Brot, d. i. die verborgene Gottheit, zu verhüllen." Und der Erfinder dieses Symbols war — ein Jesuit!

Wie solcher Misbrauch — zu welchem die satirischen, übrigens selten vorkommenden Symbole gleichfalls in gewisser Beziehung gezählt werden können — die Anwendung des Symbols verdarb und damit die Bedeutung der Spruchsymbolik nach außen vernichtete, so die übertriebene Künstelei nach innen. Es gab hierfür zwei Klippen in entgegengesetzter Richtung. Entweder konnte man in der scheinbaren Kunstlosigkeit bis zum Nichtssagenden kommen, wie wenn man statt des Bildes, aber als solches, eine weiße Tafel, ein blankes Schild mit Inschriften wählte, wie:

Ni con pluma, ni con pinzel
(Weder mit der Feder noch mit dem Pinsel),

oder:

Secretum meum mihi
(Mein Geheimniß behalte ich für mich).

Oder man spitzte die Beziehungen des Symbols zu solcher Feinheit zu daß der wahre Charakter desselben dadurch verlorenging. Hierher gehören schon zum Theil die Anspielungen auf Namen, wovon auch Hr. von Radowitz in Nr. 58, 59, 98 seiner Schrift Beispiele gibt; mehr aber noch die doppelsinnigen Sprüche.

Nach dieser Skizze der geschichtlichen Entwickelung und des Verfalls der Spruchsymbolik mögen zum Schlusse noch einige Muster von Producten dieser Kunst und ihrer Blütezeit angeführt werden, die wir als solche von den Symbolologen gepriesen finden. Moyne rühmt das des Marschalls von Bassompierre, eine Rakete mit der Umschrift:

De l'ardore l'ardire

als le plus ingénieux et le mieux tourné, qu'on ait jamais fait.

Omeis hebt folgende zwei hervor: Als unter Coligny ein französisches Heer 1664 gegen die Türken ins Feld rückte, ward ihm ein Symbol als Fahnenbild dargebracht, welches den Mond darstellt, der vor der Sonne verschwindet, mit der Inschrift:

Tibi se peritura reservat,

und als eine Fürstin noch minderjährig auf den Thron kam, gab man ihr einen Granatapfel mit der Devise:

Fert nec matura coronam
(Noch vor der Reife trägt er die Krone).

Als ein vollkommenes Muster aller Eigenschaften der Kunst der Spruchsymbolik aber bezeichnet mit mehren Schriftstellern Hr. von Radowitz, und gewiß sehr richtig, die schöne Devise in der man den frühen Tod eines vielversprechenden königlichen Kindes beklagte: ein Blitz in der Wolke, mit den Worten:

Morior dum orior (Ich vergehe im Entstehen).

H. Schletter.

Contraste zwischen Spanien und England.

Spanien und England sind zwei von dem übrigen Europa isolirte Länder, das eine durch den Ocean, das andere durch die Pyrenäen. Allein das Meer verbindet mehr als es trennt: denn in unsern Tagen wo man in neun Stunden von Paris nach London fährt, kann man wirklich von einem oceanus sociabilis sprechen. Die Berge die sich zwischen Spanien und Frankreich erheben sind schwerer zu übersteigen. Die Iberische Halbinsel ist durch die Pyrenäen in Wahrheit eine Insel, während Britannien als eine Halbinsel erscheint, die der Dampf an den Continent ankettet.

Der bekannte Reisende J. J. Ampère hat in unmittelbarer Zeitfolge beide Länder besucht; er fuhr auf einem Dampfschiffe von Cadiz nach Southampton. Die Gegensätze in dem ganzen Leben der Spanier und Engländer mußten ihm bei dieser Wanderung recht scharf ins Auge fallen. Denn worin ähnelt das Land voll Sonnenschein dem Lande der Nebel, wenn nicht etwa in der geschichtlichen Beziehung daß jeder der beiden Staaten seine Civilisation und Nationalität in die Neue Welt verpflanzte: ein Theil Amerikas ist englisch, der andere spanisch. Man braucht nicht von der so verschiedenartigen Natur des Südens und Nordens, nicht von den bekannten nationalen Vergnügungen, den Wettrennen und Stierkämpfen zu reden um die Contraste zwischen beiden Völkern recht anschaulich zu machen. Auf der Puerta del Sol in Madrid trifft man eine Menge müßiger Leute aus allen Ständen, die Einen auf den Stufen einer Kirche gelagert, Andere in kleine Gruppen getheilt und plaudernd, noch Andere die sich, eine Cigarette im Munde, an Luft und Sonne freuen. In London dagegen füllt eine geschäftige Menge den Strand, die nicht stehen bleibt, nicht raucht, und sich nicht in Gruppen zusammenstellt um faulenzend zu schwelgen, sondern die schnell und stumm dahineilt wie ein Fluß dessen Bett gefüllt ist.

Was die Kunst anlangt, so ist diese heutzutage Englands schwache Seite. In der Vergangenheit nennt es Hogarth mit Stolz. Hogarth ist ein geistvoller Maler, ein Satiriker wie Swift, ein Moralist und Prosaiker wie Addison. Reynolds versteht zu malen, er hat Colorit und Gedanken; Flaxman zeichnet sich durch eine effectvolle Einfachheit, die nicht ohne Größe und nicht ohne Manier ist, aus, aber alles Dies steht dem Murillos und Velasquez noch sehr fern. Und die Politik? Das wahre Leben Englands ist die Politik. In England mehr als sonst irgendwo sind die Angelegenheiten der Nation die eines Jeden, und das allgemeine Interesse vermischt sich mit dem Privatinteresse. Nichts ist centralisirt, jede Stadt, jedes Dorf, jede Gemeinde beschäftigt sich mit Dem was sie angeht, und daher das rege politische Leben das in England sich über-

all bethätigt. In Spanien dagegen fällt der Mangel alles politischen Lebens, der politischen Gefühle und Leidenschaften sofort in die Augen. Es gibt in Madrid eine Versammlung in der man Reden hält und Gesetze macht, es gibt Kaffeehäuser in denen man Journale liest; aber in dem ganzen übrigen Spanien erscheint die große Masse der Bevölkerung gleichgültig gegen Reden und Zeitungen, ja selbst im persönlichen Zwiegespräch mit Spaniern fand Ampère keine Spur politischen Sinnes. In den Diligencen hörte er oft von der Februarrevolution, nie aber von den vielen Umwälzungen Spaniens seit den letzten 20 Jahren reden. In Sevilla zeigte man ihm bis wieweit die Bomben Espartero's gereicht hätten, allein Das konnte er nicht wegbekommen ob die Erzähler für oder gegen Espartero waren. Nicht etwa daß sie sich fürchteten offen ihre Meinung kundzugeben, denn man sprach sich z. B. mit vielem Nachdruck über das Privatleben der Königin aus: der Parteigeist selbst aber schien wie vollkommen vernichtet. Ampère begriff Das nicht und glaubte endlich die dem Scheine nach mit so großer Erbitterung geführten Kämpfe der Parteien seien Nichts als eine oberflächliche Aufregung gewesen die das Herz der Nation nicht berührte; er glaubte man habe mit dem Bürgerkriege nur gespielt, die Massen aus Mangel an Beschäftigung und Lust an Abenteuern, und die Häupter um den Einsatz des Spiels zu gewinnen, d. h. die Macht. So wäre denn das solange am meisten von Parteikämpfen erschütterte Land in Europa das ruhigste geworden, seit eine kräftige Hand die ehrgeizigen Bestrebungen Einzelner niederhielt.

Den politischen Verschiedenheiten stehen die gesellschaftlichen gleich. Der Castilier und der Engländer sind beide stolz, und achten in ihrer Person der Eine den Gentleman, der Andere den Caballero. Allein für einen Caballero kann sich Jeder ausgeben und halten, doch um Gentleman zu sein muß man Geld haben. In Spanien ist Jeder von Adel. Der Cicerone Ampère's zu Granada, der sich Ximenes nannte, bezweifelte durchaus nicht daß er mit dem Cardinal dieses Namens verwandt sei. Dabei sind die Formen der Sprache pomphaft und aristokratisch. Einen Schuhputzer oder einen Bettler redet man in dritter Person mit „Eure Gnaden" an. In England nennt man mit Ausnahme der Lords und Bischöfe Jeden „Sir", allein das Verhältniß der Classen ist darum nicht minder ein Verhältniß der Ungleichheit; Das ist hier aber eine anerkannte Ungleichheit, die Niemanden verletzt und in die sich Jeder ganz vortrefflich schickt: Jeder nimmt seinen ganz natürlichen Platz nach seiner gesellschaftlichen Stellung. Auf der Imperiale der öffentlichen Wagen ist es Niemandem verboten sich auf die vorderste Bank zu setzen; allein in der Wirklichkeit wird man auf ihr fast immer nur Gentlemen finden. Der Platz neben dem Kutscher, der für den besten gilt, wird im Allgemeinen nach einer stillschweigenden Uebereinkunft dem Angesehensten überlassen, und Niemandem fällt es ein ihm denselben zu bestreiten. Häufig läßt sich der Inhaber des Ehrenplatzes mit dem Kutscher in ein Gespräch ein, und dieser Letztere antwortet dann ohne Vertraulichkeit, aber auch ohne Unterwürfigkeit. In Spanien aber ist es eine ganz andere Sache, da herrschen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.... in Betreff der Cigarre. Ein Bettler bleibt vor einem spanischen Granden mit den Worten stehen: „Haciame el favor de su candela", oder auch er sagt gar Nichts. Der Grand von Spanien gibt seine Cigarre dem Bettler der die seinige anzündet; und übrigens hat dieser Bettler ein ebenso adeliges, ja oft ein noch adeligeres Ansehen als der spanische Grand. Keinem Menschen fällt es ein eine Unverschämtheit in einem Verlangen zu erblicken das der Gebrauch autorisirt hat, und die Art in der der Bettler die Cigarre zurückgibt ist voller Höflichkeit. Die Gleichheit ist in Spanien nirgend anmaßend, die Ungleichheit aber ist in England weder gemein noch unverschämt.

Nicht minder groß ist der Gegensatz zwischen den Spaniern und Engländern in der Sprache und in der Literatur. Das Spanische ist das vollste, sonorste aller neulateinischen Idiome, das Englische dagegen die zusammengezogenste und kürzeste der germanischen Mundarten. Das Spanische ist eine Sprache stolzer Müßiggänger die eben nichts Anderes zu thun haben als ihr schöntönendes Wort zu hören, das Englische aber ist die Sprache eines energischen, geschäftsthätigen Volks, das keine Zeit zu vertändeln hat, und dem wenige Worte genügen um seine Gedanken auszudrücken oder seinen Willen in möglichst kurzer Frist kundzugeben. Welch eine prächtige Sprache in der man die Lichtputzen despabiladeras, und das Löschhütchen apagador nennt! Welch ausdrucksvolle und kurze Sprache aber auch in der dog bedeutet „Jemandes Spur verfolgen sowie ein Hund seiner Beute folgt", oder cut soviel sagen will als „Jemanden scheinbar nicht wiedererkennen um eine beschwerliche Bekanntschaft loszuwerden".

Die englische und die spanische Literatur sind beide tief national, obwol beide sich einem fremdartigen Einflusse nicht ganz haben entziehen können, die erste dem Einflusse der Normannen, die zweite dem der Araber. Beide haben ihr vollkommen einheimisches Theater, das von der Nachahmung der Alten frei ist, allein Shakspeare ist der Dichter der Leidenschaft, und Calderon der Poet der Phantasie; der Erste ist ein großer Geschichts- und Portraitmaler, der Zweite ein vortrefflicher Musiker, der bewundernswürdige dramatische Symphonien geschaffen hat; der Eine zeichnet mit seltener Schärfe wahre Charaktere, der Andere spielt mit unwahrscheinlichen Begebenheiten, und gefällt sich unter unmöglichen Persönlichkeiten; der Eine endlich hat mit einer nie übertroffenen Tiefe allen Gefühlserregungen des menschlichen Gemüths einen schönen Ausdruck gegeben, mit Ausnahme des innersten und mächtigsten, des religiösen Gefühls, während der Andere in den Autos sacramentales alle dramatischen Sujets, die er der Reihe nach der Geschichte oder der Fabel entnahm, symbolisirt hat, um in ihnen das Grundmysterium des Christenthums, die Menschwerdung, das souveraine Dogma des Katholicismus aufzufinden und zur Anschauung zu bringen. Cervantes ist ein Genie aus derselben Familie wie Shakspeare; allein während der Letztere seine Welt- und Menschenkenntniß in einer Menge romantischer Schöpfungen niederlegte, hat der Romandichter des Südens seine ganze Kraft zu dem einen Meisterwerke „Don Quixote" zusammengerafft. Die englische Literatur steht ferner in einer weit innigern Verbindung mit dem vaterländischen Boden wie die spanische. Man braucht nicht von Schottland zu reden das man in den Dichtern von Ossian bis auf Walter Scott herab wiederfindet; Hunderte von Localitäten gibt es in England an die die schönsten Schöpfungen der nationalen Poesie sich knüpfen. Spanien hat zwar auch seine poetischen Erinnerungen: Burgos zeigt noch heute den Koffer auf den nach einer alten Ritterromanze Cid 1000 Maravedis von Juden, die ihn voller kostbarer Edelsteine glaubten, lieh. Als der Cid die Juden bezahlt hatte öffnete er den Koffer vor ihren Augen, — er war voller Sand, und als sie wie versteinert dastanden sagte er ihnen: „Dieser Koffer enthielt mehr als werthvolle Edelsteine, er enthielt das Wort, oder nach dem Ausdruck der Romanze «die Wahrhaftigkeit» des Cid!" eine Deutung die gewiß sehr chevaleresk sein mag, die den braven Cid aber dennoch heute vor die Assisen bringen könnte. Im Allgemeinen jedoch ist Spanien an durch die Nationalpoesie geweihten Oertlichkeiten viel ärmer als England.

Was die Religion anlangt, so ist das Aeußere des spanischen und englischen Cultus wohlbekannt; allein diese Aeußerlichkeiten sind nur eine Abspiegelung der innern Verschiedenheiten. Ampère war in Durham; als er die Kathedrale betrat bemerkte er daß der Gottesdienst eben begann, und er gedachte ihm beizuwohnen; er sah daß alle Plätze ihren Eigenthümer zu haben schienen, und wandte sich deshalb an einen Herrn der einen kleinen schwarzen Mantel trug, und fragte ihn wo er sich placiren könnte: dieser wies ihm denn auch seinen Platz auf dem Chore an. Wie die Hierarchie sich überall in England geltendmacht, so gibt es für den ersten Rang ein

Gebetbuch in Folio, für den zweiten eins in Quarto, für den dritten eins in Duodez, alle übrigens ganz schön in rothen Maroquin gebunden. Ampère hatte man dem zweiten Runge zugesellt. Der Gottesdienst begann: man las Gebete und Stellen aus der Heiligen Schrift ab. Statt der schönen und einfachen Gesänge wie man sie gewöhnlich in protestantischen Kirchen hört, ertönte hier ein sehr unangenehmer, näselnder Psalmgesang. Alle Anwesenden boten äußerlich den Anblick einer großen Sammlung der Gedanken: Jeder saß unbeweglich auf seinem Platze ohne den Kopf zu wenden, ohne die Augen zu erheben. Und so langweilte sich Ampère denn sehr bald bei der erschrecklichen Monotonie des englischen Gottesdienstes. Diese Gezwungenheit wird man in Spanien nirgend finden; die spanischen Kirchen sind alle geöffnet, der Bettler stellt sich da dicht neben den Granden. Das Gehenlassen ist hier ebenso sehr an der Tagesordnung wie in England der strenge Formalismus, und man kann wol glauben daß die jungen Engländerinnen, die ohne eine Bewegung zu machen sich wie durch Federkraft heben und setzen, und zwei Stunden lang die Augen nicht von ihrem Gebetbuch abwenden, etwas frömmer sind als die jungen mit einer schwarzen Mantille und einem schwarzen nach hinten zurückgeschlagenen Schleier bekleideten Spanierinnen, welche während sie die Messe hören mit ihrem Fächer und ihren Blicken spielen.

In beiden Völkern lebt das religiöse Gefühl, allein jedes von ihnen bekundet es auf seine Art. Freilich muß man auch zugestehen daß bei beiden sich viel äußerer Schein, viel Gewohnheit eingeschlichen hat. In England ist an die Stelle des religiösen Gefühls oft der religiöse Respect getreten, und man behandelt Gott so ziemlich wie einen constitutionnellen Herrscher, vor dem man im feierlichen Ceremoniell die Knie beugt. Ein Engländer äußerte im Gespräche zu Ampère: „Jetzt ist meine Frau in der Kirche..."

„Sie betet für Sie!" erwiderte dieser.

Der Engländer aber schien über diese sentimentale Annahme erstaunt und erwiderte trocken: „T'is a custom, sir."

Zu diesen vergleichsweisen Angaben über das Leben in Spanien fügen wir noch einiges dem „Diccionario geografico-estadistico-historico de España y sus posesiones de ultramar" von Pascual Madoz Entlehnte hinzu.

Madrid hat unter allen europäischen Hauptstädten das Eigenthümliche daß es sich weder durch seinen Ackerbau, noch durch seinen Handel, noch durch seinen Gewerbfleiß auszeichnet. Abgesehen von zwei oder drei königlichen Domainen beläuft sich der Ertrag des innerhalb des städtischen Ressorts betriebenen Ackerbaus nicht über 150,000 Francs. Und hieran ist nicht etwa die Oertlichkeit schuld; ein ungeheurer Gürtel weiter und öder Landesstrecken, auf denen man oft kaum ein Haus oder einen Thurm erblickt, umgibt Madrid. Dieses gänzliche Darniederliegen der landwirthschaftlichen Cultur erklärt sich wenn man die ausschließliche Wichtigkeit die man in Spanien einer guten Weide beilegt bedenkt. Im 16. Jahrhundert hatte allein Neu-Castilien mehr als sechs Millionen Merinos, die vielen Heerden anderer Art nicht miteingerechnet. Eine Handelsstadt konnte Madrid auch nicht werden, denn von allen Städten Spaniens ist es am weitesten von beiden Meeren entfernt; für die Industrie endlich liegt es zu abgesondert um die Concurrenz von Segovia, Toledo, Talavera, Valencia und Avila ohne Nachtheil tragen zu können.

Die Gesammtbevölkerung von Madrid betrug im J. 1833 166,000 Seelen; in den drei nächstfolgenden Jahren war sie auf 224,000 gestiegen; 1842 war sie noch unter die Zahl von 1833, nämlich auf 157,000, zurückgegangen, während sie 1846 wieder 207,000 betrug.

Durchschnittlich kommen auf ein Haus in Madrid 32 Einwohner. Dies Verhältniß hat weder etwas Analoges in der Einpferchung der pariser Wohnungen, wo jeder Nachbar nur ein Unbekannter mehr ist in der unbekannten Masse der Nachbarn, noch in der häuslichen Abgeschlossenheit die in dem größern Theile der londoner Quartiere nur eine Familie unter einem Dache duldet. Die spanische Hauptstadt hat in dieser Beziehung ihre eigenthümliche Physiognomie. Unter einem Dache zusammenwohnen heißt in Madrid fast Freund sein. Und zu diesen Hausfreundschaften kommen dann die freundschaftlichen Beziehungen nach außen, sodaß z. B. im Theater oder der Puerta del Sol fast alle Leute derselben Classe sich anreden oder grüßen.

Die Liebe gehört zur Wohlanständigkeit in Spanien. Zwei Minuten mit einer jungen Frau oder überhaupt einem jungen Mädchen die der Zufall auf der Promenade oder dem Ball zu eurer Nachbarin gemacht hat, zusammensein ohne eine Unterhaltung anzuknüpfen, und fünf Minuten mit ihr zu plaudern ohne sie auf das glatte Terrain des Madrigals fortzuziehen: Das hieße in Spanien die allergewöhnlichsten Erfodernisse des savoir vivre verletzen. Bei der zweiten Begegnung gibt man sich dann wechselseitig Namen, und bei der dritten nennt man sich oftmals schon Freund, amigo; die Mütter und die Eifersüchtigen müssen Das ruhig ertragen; ernsthaft wird die Sache erst wenn diese liebenswürdige Vertraulichkeit der Sprache bis zum Diminutiv heruntersteigt und den amigo in einen amigito umtauscht. Dieses ito ist bei den Spaniern der Rubicon des Gefühls.

Die Maskenbälle sind in Spanien an sich sehr langweilig. Man hört Nichts als von allen Seiten den Ruf: „Me conoces?" „Te conozco." Das einzig Eigenthümliche was in dieser faden Monotonie dem Fremden auffällt ist: daß die meisten Tänzerinnen als Nonnen verkleidet erscheinen. Unter den sonstigen Vergnügungen ist vorzüglich die Feier des Sylvesterabends für die jungen Herzen epochemachend. An diesem Tage wirft man nach alter Gewohnheit die Namen der Liebenden aus beiden Geschlechtern in zwei verschiedene Urnen, zieht dann willkürlich aus jeder Urne einen Zettel, sodaß immer auf einen männlichen Namen ein weiblicher folgt, und jeder Theilnehmer am Spiel wird dann auf ein ganzes Jahr als officieller Liebhaber der Señora proclamirt die ihm in dieser Lotterie zugefallen ist. Fügt der Zufall dieselben Namen mehrmals zusammen, so ist es dann natürlich gewöhnlich daß der Scherz in ito endigt.

6.

Notiz.

Unglaubliche Erfindung Lamartine's.

In dem neuesten Werke Lamartine's „Le passé, le présent, l'avenir de la république" (S. 136 u. 137) befindet sich eine vom Verf. reinerfundene Stelle, die mit Anführungszeichen und mit dem Vorworte: „Eh bien! lisez Salluste, l'historien de cet accès de socialisme romain" nicht weniger als 40 Zeilen füllt. Diese Stelle findet sich aber weder im Sallust, noch im Livius, noch im Plutarch, noch im Cicero, noch in irgend einem andern classischen Geschichtschreiber der die Geschichte des Aufruhrs der Gracchen erzählt; das einzige Wahre daran ist der Schluß: „C'est ce qui est si bien marqué dans le songe de Scipion: A votre retour de Numance, dit le premier Scipion l'Africain à celui dont nous parlons ici." Diese Stelle befindet sich wirklich bei Cicero im Traum des Scipio, aber von allem Andern keine Spur, weder bei Cicero noch bei Sallust. Es ist nicht zu glauben daß Lamartine sich in einem ernsten der Belehrung des Volks geschriebenen Werke den Spaß habe machen wollen seine Leser mit einer romanhaften Erfindung zu täuschen, es scheint vielmehr daß er auf sein Gedächtniß bauend sich wirklich eingebildet diese Stelle im Sallust gelesen zu haben, und daß er sie de bonne foi seinen Lesern auftischte; aber selbst solches Selbstvertrauen in ein wenn auch noch so vortreffliches Gedächtniß, und solche Selbsteinbildung ist unglaublich. Wir fodern hiermit Lamartine auf die bezeichnete Stelle im Sallust nachzuweisen.

70.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 159. —— 4. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

Geschichte der deutschen Sprache von Jakob Grimm. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1848. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der Gesinnung der es einerlei ist — um die Worte Jakob Grimm's in der schönen Zueignung dieses Buchs an Gervinus zu gebrauchen — ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor 100 Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, mag die „Geschichte der deutschen Sprache", welche seine „Grammatik" feiern lassend der tiefsinnige Forscher uns darbietet, ein unnützes Werk erscheinen. Gleichviel ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen oder Franzosen, gelüstet es jene Selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit welche alle Länder überfluten soll. Aber allen Denen welche für die Herrlichkeit des lebendigen Vaterlandes Sinn hegen, aus der Größe und dem Glanze der Vergangenheit des eigenen Volks Muth und Kraft und Hoffnung schöpfen für die Zukunft ihres Geschlechts, muß dies Buch die schönste Gabe sein welche im Gebiete deutscher Sprach- und Geschichtsforschung die letzten Jahre gebracht. In die älteste Geschichte unsers Volks, und weit über dieselbe hinaus in ein bisher undurchdringliches Dunkel uns hineinführend gibt es uns Gesichtspunkte an die Hand die für Auffassung deutscher Geschichte vielfach geradezu umgestaltend heißen können, in Bezug auf unsere Aufgabe für die Zukunft unmittelbare Belehrung darbieten. Die alten Schranken rückwärts durchbrechend zeigt es uns die uralte Dauer, Selbständigkeit, Festigkeit unserer Sprache, ihre Verwandtschaft mit den ältesten und edelsten Sprachen, ihre Verbreitung, die bindende Macht welche sie auf das Volk ausübt, und wieder die üppige Fülle welche die Verzweigungen erzeugt. Es lehrt uns wie die Stämme welche ihre angestammte Sprache aufgaben dem Ganzen und großentheils sich selbst verlorengingen, und gibt aus der Erfahrung daß die Sprache der wesentliche Lebensnerv der Völker ist, die Gemeinschaftlichkeit der Sprache vereinigt, bedeutungsvolle Winke über die Zukunft der Völker, in der einst die gleichsprachlichen, jetzt losgerissenen Stücke des deutschen Vaterlandes ihrem natürlichen Mittelpunkte sich umschließen werden.

Der Standpunkt auf dem dies Werk steht ist, die Fülle und das Gewicht der Sprachgesetze dadurch besonders hervorzuheben daß der Kreis der Untersuchungen sich nicht blos auf die deutsche Sprache beschränkt, sondern auch die Sprachen der benachbarten und verwandten Völker zugezogen werden, also daß die deutschen Sprachen den Vordergrund einnehmen, in der Tiefe und als Stützpunkt gleichsam für sie die Gesetze der ausländischen Sprachen aufgestellt sind. Damit werden wir natürlich über das Gebiet sprachlicher Untersuchungen hinausgerückt, die älteste Geschichte schließt sich vor unsern Augen auf, aus der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit sprachlicher Gesetze schließen wir auf die Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Völker. Solche Untersuchungen, solche Schlüsse werden allerdings nicht den Ruhm mathematischer Gewißheit für sich in Anspruch nehmen können, aber welche sicherere Stützpunkte haben wir für jene Zeiten von denen die beglaubigte Geschichte schweigt? Es hat die etymologische Willkür allerdings manche wunderliche Erzeugnisse hervorgebracht, aber auch nur die Willkür; da wo Erscheinung gegen Erscheinung, Gesetz gegen Gesetz besonnen abgewogen ist, haben etymologische Untersuchungen auch auf dem historischen Felde zu den einleuchtendsten Ergebnissen geführt. Und eben diese umfassende Gelehrsamkeit, und mit ihr im Bunde die größte Besonnenheit, wo hätten wir sie mehr als bei Jakob Grimm zu suchen? Wieviel rascher ändern sich Sitten und Gebräuche der Menschen als die Gesetze der Sprache, und wie möchte es nicht noch gewagter scheinen von der Geschichte auf die Sprache zu schließen als umgekehrt die Geschichte auf die Sprache zu bauen. Es hat sich allerdings in neuester Zeit in öffentlicher Discussion ein trefflicher Forscher gegen die Grimm'sche Weise ausgesprochen, Schulrath Grotefend (vergl. „Berliner Zeitschrift für Gymnasialwesen", 1850, S. 168), indeß die Bemerkungen die aus seinem Vortrage mitgetheilt sind berechtigen noch nicht seine Grundsätze den entgegengesetzten überzuordnen. Mögen aber immerhin beide Arten der Sprach- und Geschichtsforschung nebeneinander geübt werden, und gegeneinander sich versuchen, Geschichte und Sprache werden aus diesem Wetteifer nur Vortheil ziehen können.

Der Verf. der „Geschichte der deutschen Sprache", mit dem wir nun ein übergroßes Feld zu durchwandern

haben, hat dasselbe in Abschnitte geschieden, die als Anhaltpunkte dienen sollen. Die Ueberschriften der ersten Abschnitte lassen uns noch nicht ahnen wie der Inhalt in Verbindung stehen möge mit dem Thema; aber bald sehen wir daß auch diese entlegensten Untersuchungen nach dem Mittelpunkte deutscher Sprache und Geschichte hinstreben. Verwandte, verschiedene Erscheinungen in Sprache, Geschichte, Sitte drängen sich aufeinander, der Blick des Zuschauers wird fast verwirrt, dann kommt Alles zur Ruhe, und die weite Fläche, voll dieser mannichfachen Erscheinungen, die uns nun der Mund des kundigen Forschers deutet, sie ist eine Provinz unsers deutschen Vaterlandes. Es ist eine bekannte Landschaft, längst uns wohlbekannt und doch nicht bekannt; denn diese schönen Gewächse, von denen wir glaubten daß sie aus fremdem Boden hierher verpflanzt seien, sind das eigenste Erzeugniß unsers Bodens, andere, die wir gerade für ursprünglichstes Product hielten, erfahren wir jetzt, sind als fremde Waare eingeführt, und wiederum andere, die nur hier uns zu wachsen schienen, werden wir hören, sind weit und breit verbreitet. So, indem wir eine vaterländische Landschaft vor Augen haben, erweitert sich der Blick doch über die Grenzen hinaus zu allem Verwandten, und während unsere Phantasie uns zu den fernen Völkern und Ländern des Orients trägt, schwebt doch immer vor unserm Sinn das Bild der theuern Heimat. Immer hinaussegelnd mit dem kundigen Steuermann auf das unendliche Meer etymologischer und geschichtlicher Untersuchungen, kehren wir immer wieder heim in den heimischen Port. Diese weiten Fahrten mitzumachen, ihre Mühen und ihre Reize ist Sache des Sprach- und Geschichtsforschers. Aber es macht schon Freude im Hafen ruhig die heimgebrachten köstlichen Waaren anzuschauen, und diese Freude möchte ich den Lesern d. Bl. bereiten, indem ich die für die Erkenntniß unserer Sprache, besonders aber für unsere Geschichte hochwichtigen Ergebnisse des umfangreichen Buches mittheile.

„Zeitalter und Sprache" ist der erste Abschnitt betitelt. Um des Menschengeschlechts Anfänge spielt Mythus. Bald von ursprünglich seligem Paradies, bald von mühseligem Erringen selbst des Feuers redet die Sage; wieder nimmt sie vier der Zeitalter an, ein goldenes, silbernes, ehernes und eisernes. Eine andere Sage gedenkt vor den Menschen der Riesen und Zwerge, und wiederum sind die Riesen bald treu, weise, Milchesser, die Zwerge still und friedlich, bald die Riesen wild, unbeholfen, kalt und grausam, die Zwerge tückisch; endlich überwältigt der Mensch die Riesen durch seinen Geist, die Zwerge durch seinen Leib. Alle diese Sagen sind undeutbar für die Geschichte. Dann wiederum ist man, die Geschichte zu erkunden, in verwitterte Erdhügel eingedrungen und hat der Gräber lange Ruhe gestört; aber lernen wir auch daraus über Sitten und Gebräuche, so gewinnen wir doch keine Aufklärung für die älteste Geschichte der europäischen Völker. Aber es gibt ein lebendigeres Zeugniß über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber, und Das sind ihre Sprachen. Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele; wo sie erschallt oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unsicherheit über die Verhältnisse des Volks das sie redete zu seinen Nachbarn. Für die älteste Geschichte kann da wo uns alle andern Quellen versiegen oder erhaltene Ueberbleibsel in unauflösbarer Unsicherheit lassen, Nichts mehr austragen als sorgsame Erforschung der Verwandtschaft oder Abweichung jeder Sprache und Mundart bis in ihre feinsten Adern und Fasern. Aus der Geschichte der Sprachen lernen wir zuerst daß ein Absteigen von leiblicher Vollkommenheit, Aufsteigen zu geistiger Ausbildung stattfand; wo diese stattfand als jene nicht zu weit vorgeschritten war, erzeugte sich die größte Classicität.

Wir wissen ferner daß die meisten europäischen Völker in unverkennbarer Urverwandtschaft zu einem großen noch heute in Asien wurzelnden Sprachgeschlecht stehen, daß es ein Irrthum war der neuern Sprachen Ursprung in der hebräischen zu suchen, nach der lateinischen und griechischen Sprache Maßstab jede germanische, keltische, slawische Sprache zu messen. Alle Gemeinschaft zwischen Sprachen beruht entweder auf jener langsam fortwirkenden wesentlichen Urverwandtschaft oder auf einem zufälligen äußern Anstoß. Als Zeichen der Urverwandtschaft werden einstimmige persönliche Pronomina, Zahlwörter und das Verbum substantivum (ist) aufgeführt. Vergleichen wir weiter die Sprachen der zehn europäischen Hauptvölker (Iberer, Kelten, Römer, Griechen, Thraker, Germanen, Lithauer, Slawen, Finnen, Skythen) und die Namen der Metalle: Erz, Gold, Silber, Eisen in sämmtlichen europäischen Sptachen, so sehen wir in diesen Erz und Gold, Eisen und Erz ihre Namen wechseln, also bei diesen einfachen Begriffen schon sich alle europäischen Sprachen durchdringen.

Die unaufhaltsam aus Asien einrückenden Völker waren anfangs Hirten. Pferde, Rinder, Schafe und Hunde, ihr Vieh, leben mit ihnen in traulichem Verkehr, das Schwert wird benannt und angeredet, des Mannes größtes Kleinod; nie legt der Mann sein Schwert ab. Aller Kauf ist noch Tausch mit Vieh, Pelz oder Ringen. Das ganze Treiben dieser Völker ist freies Waldleben, Schlacht und Jagd ist was sie ergötzt, weida ist sowol Viehweide als Jagd und Fischfang, weide ist wonne, augenweide ist Wonne. Speise war Milch und Fleisch der Heerde, Wildobst und Wildpret, Stutenmilch und Pferdefleisch. Der Ungebundenheit des Hauses entspricht Vielweiberei auch unter den nomadischen Germanen. Vorzugsweise unter Nomaden entfalteten sich Anführer im Kriege, Könige, edle Geschlechter, ein Priesterstand, ein Heroencultus, wurzelte der Glaube an einen Verkehr mit Thieren, begann die Thierfabel, entsprang die Aufnahme muthiger Thiere in menschliche Eigennamen, Dies besonders unter den slawischen Völkern.

Dann macht das Nomadenleben dem Ackerbau Platz; Getreide wird jetzt in Tausch und Kauf gebraucht, an die Stelle des Leichten, Unsteten, Schmucken tritt das

Nützliche, Behagliche, Dauernde, die Sprache verarmend an sinnlicher Fülle gewöhnt sich mehr an geistige Verknüpfung der Gedanken. Aber der Uebergang ist allmälig, und hier und da bestand lange Nomadenthum und Ackerbau nebeneinander. Als die Germanen noch dem Hirtenleben anhingen, waren die ihnen vorausgegangenen Kelten, wie Cäsar erzählt, bereits Ackerbauer geworden, die zerstreuten Häuser und Burgen sind noch Nachwirkung des germanischen Nomadensinnes. Aus dem Wald- und Hirtenleben ist Manches in den Sprachen entsprossen, unsere poetischen Bezeichnungen für die jüngsten Kinder, wie Gelbschnabel, Nestling, Nesthocker u.s.w., das griechische „Thau“ für neugeborene Thiere; die ältere deutsche und französische Sprache bezeichnet mit dem Namen des jungen Thiers auch das Werfen desselben: die Stute fohlt, die Kuh kalbt, das Schaf lammt, die Geiß zickelt, die Sau frischt, die Hündin welft, la chèvre chevrète, la brebis agnele, jetzt heißt es vornehm und dürr: Junge werfen, mettre bas.

Die Ausdrücke Vieh und Thier erstrecken sich durch die verschiedenen Sprachen. Das schwedische hoppe (Pferd, equus), Hengst, Roß, Mähre, Pferd, Zelter, Fohlen, Rind, boeuf, Ochs, Stier, Bulle, Farr, Kuh, Kalb, Schaf, Widder, Lamm, Haber (-Bock, caper, wovon Haber, nicht Hafer zu schreiben, eigentlich die Speise des Bockes), Bock, Kitz, Zicke, Schwein, Eber, Keuler, Sau, Ferkel, Hund, Zauke oder Zaupe (Hündin; Tiffe ist niederdeutsch) und Welf (junger Hund) und entsprechende in andern Sprachen sind weit verzweigt und zeugen von der durchdringenden Gemeinschaft weiterstreckter Völker, die von frühe an, ohne einander abzuborgen, so gleicher, nur nach der Eigenthümlichkeit ihrer Organe abgewichener Namen pflogen; deutsche Namen kehren wieder im Zend, Sanskrit, Latein, Griechischen, Slawischen, lithauische im Sanskrit und Slawischen, keltische im Latein, Griechischen und Deutschen; das Finnische hat schon in den Thiernamen wenig Aehnlichkeit mit den andern Sprachen.

Zur Jagd diente auch der Falke. Die Falkenjagd findet sich nicht bei Griechen und Römern, aber früh bei Germanen und Slawen; im Begriff gleiche Namen für die Jagdvögel, und weitverbreitete Sitte des Orients geben die Gewißheit daß die Falkenjagd von Asien nach Europa mitgebracht wurde.

Die für den Ackerbau üblichen Namen (Arbeit und Erbe ist Einer Wurzel mit lat. arare), wie Arbeit, arare, aratrum, Pflug, finden sich überall wieder; nur die griechischen, lateinischen und die germanischen Sprachen haben für das bebaute Feld den besondern Namen ager, Acker, den Deutschen verblieb der nomadische Begriff von Feld, während Slawen und Finnen überhaupt nur den Ausdruck Feld kennen, woraus sich ergibt daß die Deutschen früher Acker gebaut und ihr Wort, das ihnen mit Griechen und Römern gemein war, nicht verloren haben. Zu den Ausdrücken des Ackerbaus gehört auch Brache, uns das in Ruhe liegende, ungebaute Ackerland bezeichnend; — das Wort kommt vom alten prâcha, prâchôn, brechen; prâcha war nicht volle Pflügung, sondern die erste, wobei der Acker in Schollen gebrochen ward ohne daß man ihn ausstellte; nachdem er zwei Jahre getragen hatte blieb er in solcher das dritte liegen; ruhte er längere Zeit, mehre Jahre hindurch, sodaß ihn Unkraut, Dorn und Gesträuch erfüllte, so kehrt er wieder in Weide und Wald zurück. Bei den Getreidearten schwankt der Ausdruck zwischen einzelnen. Unser Weizen kommt von weiß. Für Roggen haben die südlichen Völker keinen scharf bestimmten Ausdruck (franz. seigle, vom lat. secare, abschneiden), dagegen findet sich die Wurzel des Wortes weit im Norden und Nordosten verbreitet, woraus zu folgern ist daß diese Frucht aus dem Norden nach dem Süden, wo der Weizen vorherrschte, gedrungen ist. Für Gerste finden wir überall besondere Namen. Haber hängt zusammen mit dem lat. caper (s. o.), Korn mit granum, und granum, grando, Hagelkorn vermittele sich in Grand; der Stamm von Mühle (mola) findet sich in fast allen Sprachen. So weist die Gemeinschaft der Wörter und Vorstellungen in den ältesten Ausdrücken des Ackerbaus ebenfalls auf gemeinschaftlichen Ursprung der Völker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die polnische Tagesliteratur im Großherzogthum Posen.

Die seit Anfang d. J. unter Mitwirkung bedeutender Kräfte der polnischen Emigration in Posen bei W. Stefanski erscheinende Zeitschrift „Krzyz a miecz“ bringt fast in jeder ihrer Nummern eine höchst schätzenswerthe, übersichtliche Zusammenstellung alles Dessen was in allen Theilen des ehemaligen Polens am literarischen Markt erschienen ist, und enthält unter Anderm ein Verzeichniß der polnischen Tagesliteratur Preußisch-Polens, welches auch für den Deutschen nicht ohne Interesse sein dürfte, da es einen Fingerzeig über den gegenwärtigen Stand der Parteien dieses vielfach gespaltenen Landes, sowie der Kräfte gibt die man daselbst zur Geltung bringen will, und theilweise auch mit vielem Geschick zur Geltung bringt. Im Großherzogthum erscheinen nach der erwähnten Aufstellung gegenwärtig 14 verschiedene polnische Blätter; wahrlich eine große Zahl für eine Provinz welche etwas über eine Million Einwohner gemischter Abkunft zählt, und wo das lesende Publicum ein verhältnißmäßig nur kleines sein kann. Von diesen haben reindemokratische Färbung: das von Dr. Karl Libelt redigirte und neuerdings sehr im Zunehmen begriffene „Dziennik polski“ („Polnisches Tageblatt“) mit dem Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; der „Wielkopolanin“ („Großpole“), ein zwei mal wöchentlich bei Stefanski erscheinendes Volksblatt, welches vorzugsweise den gemeinen Mann im Auge hat, unglaublich verbreitet ist, und mit großer Begierde gelesen wird; das von E. Erlkowski redigirte und bereits erwähnte „Krzyz a miecz“ („Kreuz und Schwert“); endlich die „Szkola polska“ („Polnische Schule“), eine der nationalen Pädagogik und der „Ziemianin“ („Landmann“), eine der Industrie und dem Ackerbau gewidmete Monatsschrift.

Ultramontane Richtung (für welche überhaupt der Boden schon wieder gehörig bearbeitet wird) verfolgen: die unter der nominellen Redaction des frühern Professors und heutigen Eisenwaarenhändlers Dr. H. Cegielski täglich erscheinende „Gazeta polska“ („Polnische Zeitung“), das frühere Organ der Liga, und mit dem „Dziennik“ wie natürlich in häufiger Polemik begriffen; der „Wiarus“ („Brave“) des Geistlichen Prusinowski,

ein gleich dem demokratischen „Wielkopolanin" zwei mal wöchentlich erscheinendes und sehr verbreitetes Volksblatt; die „Przegląd poznanski" („Posener Revue"), eine unter den Auspicien des Grafen M. Mycielski herausgegebene und ihrer kritischen Besprechungen der polnischen Literatur wegen sehr wichtige und schätzbare Monatsschrift; und endlich der „Tygodnik kościelny" („Kirchliches Wochenblatt") mit den Geistlichen Jabłczynski und Janiszewski als Redactoren an der Spitze.

Die Kritik ist durch die „Gazeta wielkopolska niedzielna" („Großpolnische Sonntagszeitung") vertreten, deren Redacteur, Anton Wojkowski, sich durch Herausgabe des „Tygodnik literacki" („Literarisches Wochenblatt") bleibendes Verdienst um die damals fast gar nicht vertretene polnische Literatur erworben, und in genanntem Blatte dem keimenden Talente Gelegenheit gegeben hat vor die Oeffentlichkeit zu treten. Wojkowski hat vor kurzem die Augen geschlossen; möchte seine Frau, eine bekannte und beliebte Volksschriftstellerin, Das fortsetzen können was er mit soviel Aufopferung und Liebe zur Sache neuerdings begonnen hat.

Reinbelletristisch sind: der seit einer Reihe von Jahren erscheinende „Przyjaciel ludu" („Volksfreund") mit guten Aufsätzen und schlechten Illustrationen, und die „Szkola niedzielna" („Sonntagsschule"), eine Volksschrift. Beide kommen bei Günther in Lissa heraus. Als ganz farblos ist die posener tägliche „Gazeta Wielkiego Xięstwa Poznanskiego" („Zeitung des Großherzogthums Posen") zu betrachten; das seit kurzem bei Wojkowski verlegte „Dziennik handlowy" („Handels-Tageblatt") öffnet seine Spalten den Interessen des Handels und bedient sich der deutschen und polnischen Sprache.

In Westpreußen haben wir von Zeitschriften: die „Szkola narodowa" (Nationalschule), ein in Kulm erscheinendes Wochenblatt, und den thorner „Biedaczek" („Armer Teufel") unter Redaction eines gewissen Sierp (Preis). Letzteres ist Volksblatt, beide aber entschieden demokratischer Tendenz. Krecki in Kulm gibt den „Katholiken" der kulmer Diöcese heraus. Ostpreußen bringt den „Kurek mazurski" („Masurisches Hähnchen"), abermals eine Volksschrift, und zwar auch demokratischer Färbung.

Wie aus dem bisjetzt Gesagten erhellt, ist in den in polnischer Sprache erscheinenden Blättern das demokratische Princip am meisten vertreten, denn ihm dienen acht Organe; das ultramontane Element ist ebenfalls nicht unbedeutend, und die verhältnißmäßig große Zahl der Volksblätter beweist welch hohen Werth man auf die Masse legt, und wie sehr man bemüht ist sie (natürlich jede Partei in ihrem Interesse) zu bearbeiten und zu gewinnen.

Ist man schon über die bedeutende Anzahl der gegenwärtig erscheinenden polnischen Zeitschriften verwundert, so muß unser Erstaunen noch wachsen wenn wir aus der früher erwähnten Zusammenstellung erfahren wie viele in den letzten vier bis fünf Jahren eingegangen sind. Es sind deren im Großherzogthume allein zwölf, und die Redactoren derselben, Wojkowski, Poplinski, Moraczewski u. A., Männer deren Namen einen guten Klang haben. In Ostpreußen ist eine abgetreten, und zwar der sorgfältig redigirte und bei den Polen im Rufe eines sehr guten Blattes stehende demokratische „Przyjaciel ludu Łecki" („Lycker Volksfreund") des Geistlichen Gizewius.*) 65.

Bibliographie.

Geiger, A., Moses ben Maimon. Studien. 1stes Heft. Herausgegeben von M. Breslauer. Rosenberg. Gr. 8. 15 Ngr.

Gervinus, G. G., Shakespeare. 4ter Band. Leipzig, W. Engelmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karls I. von F. Guizot. Mit dem Portrait Karls I. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Hahn, W., Friedrich Wilhelm III. und Luise König und Königin von Preußen. 217 Erzählungen aus ihrer Zeit und ihrem Leben. Berlin, Decker. Gr. 8. 18 Ngr.

Helmcke, P. B., Die Belagerung Rendsburgs im J. 1645. Ein Denkmal der Vorzeit. Aus einer Urschrift, mit Anmerkungen herausgegeben. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kalisch, D., Hunderttausend Thaler. Posse mit Gesang in drei Akten. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 8 Ngr.

Lamartine, A. v., Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der französischen Republik. Deutsch von K. Albrecht. Leipzig, Matthes. 8. 18 Ngr.

Sparfeld, E., Zeittafeln der europäischen Staatengeschichte. Eine unparteiische, chronologisch geordnete Uebersicht aller wichtigen Ereignisse und Vorfälle. Das Jahr 1849. 2te verbesserte Ausgabe. Leipzig, Matthes. 16. 8 Ngr.

Ungar, A., Central-Afrika, ein neuer und wichtiger Ansiedlungspunkt für deutsche Colonisten. 1stes und 2tes Heft. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu-Gutenberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tagesliteratur.

Das Attentat auf das Leben Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch den entlassenen Feuerwerker der Garde-Artillerie Sefeloge, am 22. Mai 1850. Eine getreue Schilderung desselben und aller darauf Bezug habenden Umstände. Nordhausen, Büchting. 8. 1 Ngr.

Berlin. Erfurt. Paris. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bülow, H. Freih. v., Die rechtliche Stellung der deutschen Union im deutschen Bunde. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Buß, J. F., Ansprache der großdeutschen Abgeordneten Westphalens im Erfurter Parlament an ihre Wähler. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 10 Ngr.

Fenner von Fenneberg, F., An seinen Freund und Landsmann P. J. Fallmerayer. Bei seiner Reise nach Amerika gewidmet. Zürich, Kiesling. 8. 3¾ Ngr.

Die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang; die Furcht aber des Geistes Liebe und Friede. Predigten und Andachten in der Stadt des Friedens 1521 und 1850 gehalten. Dem deutschen Unions-Parlamente ein Hosianna im Hause Concordiä. Erfurt, Gebhardi. Gr. 8. 5 Ngr.

Fueter, F., Die Münzreform. Beiträge zur Aufklärung der schweizerischen Münzverhältnisse mit besonderer Berücksichtigung des Expertenbefindens und der Anträge des Hrn. Speiser. Bern. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Kasthofer, Zuschrift an den Schweizerischen Bundesrath. Amnestie zu Gunsten der Kantone des aufgelösten Sonderbundes. Bern. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Lachemair, A. v., Ueber den Verfall des Glaubens und der Sittlichkeit. Eine Predigt am Schlusse des J. 1849 gehalten. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 2½ Ngr.

Treuth, G., Was sind die freien Gemeinden, und was wollen sie? Vortrag bei Gründung der Christenzemeinde in Saida, am Palmsonntage 1850. 1ste und 2te Auflage. Freiberg, Reimmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wirth, J., Vertheidigung gegen die „offene Antwort" des Hrn. Heinr. Bäthig, Prediger der freien Gemeinde in Nürnberg, auf meinen „offenen Brief." Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Wort an evangelische Christen von einem evangelischen Prediger. Herausgegeben vom Verein für evangelische Kirchengemeinschaft. Berlin. Gr. 8. 1 Ngr.

Erfurter Buchteln. Eine Morgengabe zum Kaffee. Für die Mitglieder, Freunde und Feinde des Reichstags. Erfurt, Gebhardi. 16. 2½ Ngr.

*) Nach den Berichten öffentlicher Blätter dürfte binnen kurzem in Folge der neuen preußischen Preßgesetze eine große Veränderung mit der Journalistik im Großherzogthum Posen vorsichgehen. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 160. — 5. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 159.)

Sehen wir hier genauer auf die gewöhnlichsten Nahrungsmittel des Hirten: Milch, Käse und Fleisch. Alte Deutsche und Slawen stimmen in der Benennung der Milch, von milkan, aus dem Euter drücken, überein; Sanskrit dugdha bedeutet Dasselbe, und daher stammen der lateinische und griechische Ausdruck. Der Milchschaum heißt feim und rahm, d. h. eigentlich Schmuz; auch schmant und sahne, wovon Senner, Milchknecht (wofür man in Oestreich und Schwaben Schweiger sagt), abgeleitet ist. Für Butter und Käse entsagten unsere Vorfahren schon in früher Zeit dem heimischen Namen und nahmen von den Romanen die mit der vollkommenen Bereitung erlernten Ausdrücke an; Butter ist das aus dem Griechischen stammende lateinische Wort butyrum, die Skandinaven haben aber das Wort nicht angenommen; die Alamannen der Schweiz, des Oberrheins und Elsasses und die Deutschen am Monte-Rosa gebrauchen noch jetzt das schon im 8. Jahrhundert vorkommende Wort anke. Für Butter findet sich schon ein altes Schmeer, und diesen Ausdruck smör gebrauchen Schweden und Dänen; Finnen und Esthen sagen voi, Lappen wuoi, Ungarn vaj, das ist das engliche whay. Von dem lappischen wuosta haben die Skandinaven ihren Namen für Käse erhalten: schwed. und dän. ost, jütisch väst. Fast allgemein ist sonst verbreitet das lat. caseus, die Italiener und Franzosen haben von der Form den Namen formaggio, fromage hergenommen. Das Käsewasser heißt neudeutsch molke, schweiz. sirme, lat. serum; die feste Masse aus der geronnenen Milch heißt schweiz. ziger, was auch ins Italienische gedrungen ist. Das entgegengesetzte schotte heißt wörtlich die geschüttelte Milch, ital. scotta, in Tirol, Baiern, Oestreich aber topfe. Das älteste Wort unserer Sprache für eßbares Fleisch, gothisch mims, begegnet uns wieder im Slawischen und Sanskrit. Leib heißt gothisch leik, althochd. lîh; lip ist althochd. = Leben, aber mittelhochd. und neuhochd. ist lip, leib = Körper; Aas = todter Körper findet sich im Mittelhochd.; das altd. fleisc bezeichnet ursprünglich fettes Fleisch, die Skandinaven gebrauchen das Wort für Speck und sagen für Fleisch hull, huld, kött, kiöd. Die verschiedenen Namen für Hirt sind von der Benennung der Heerde und Weide in den verschiedenen Sprachen abgeleitet.

Erst unter ackerbauenden Völkern ordnen sich Gottesdienst und Zeitabtheilung. Im höchsten Alterthum zerfiel das Jahr in drei Theile. Auch die Germanen unterscheiden zu Tacitus' Zeit nur drei Jahreszeiten; diese Nachricht ist richtig, der deutsche Feldbau beschränkte sich nämlich im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf die Cerealien; dann erst wurde Obst und Wein cultivirt, erst da ward es nöthig den Herbst besonders zu benennen. Die zwölf Monate erscheinen überall, ihre Namen sind vielfach von Festen, bei den naturliebenden Slawen aus dem Pflanzenreiche, bei den Lappen aus dem Thierreiche, abgeleitet. Die althochdeutschen sind: Wintarmânôth (Januar), Hornung (Bedeutung unbekannt), Lenziumânôth, Ostarm., Winnem. (Weide-, Wonnemonat), Brâchm., Hewim., Aranm., Widem. (vom Unkraut wiod), Windumemânôth (vom latein. vindemia), Harbistm. (November), Heilogmânôth. Die römischen Namen wurden aber früh üblich, doch gebrauchten die mittelhochdeutschen Dichter, außer merze, aberelle, meige und ougest, ouwest, aust sie nicht; der Hornung hat sich noch erhalten. Die Dialekte geben noch mancherlei andere Namen, für Hornung begegnet uns oft Sporkel und Sille. Von den Slawen haben die Russen und Serben den römischen Kalender angenommen, die Polen, Böhmen, Slowenen und Slowaken die heimische Benennung festgehalten, nur der Mai hat bei Polen, Böhmen und Serben gesiegt. Unter den römischen Monatsnamen werden gewöhnlich Julius und Augustus als erst nach Julius Cäsar und Kaiser Augustus benannt aufgeführt; da wir aber schon in ältester Zeit, ehe die römischen Namen sich verbreitet hatten, bei den Griechen auf Cypern einen Julius, bei den Gothen einen Jiuleis, bei den Angelsachsen einen giuli, einen nordischen Jul, einen lappischen Joulu, und zwar überall als die Zeit der Wintersonnenwende, nicht des Sommers umfassend finden, so ist es wahrscheinlich daß der Monat Julius schon altrömisch war und der Name überall überhaupt nur Sonnenmonat bezeichnet, daß mithin durch den Namen eine uralte Berührung zwischen Römern, Griechen und Deutschen bestätigt wird. Und dann ist es auch wahrscheinlich daß der Name Augustus nicht vom Kaiser Augustus herrührt, sondern mit auctumnus (Herbst) zusammenhängt. Bei vielen Völkern begegnen wir einer Paarung zweier aufeinanderfolgenden Monate, so-

daß der eine der größere oder Mann, der andere der kleinere oder Frau heißt. Die gleichen Wortgestalten und Begriffe der Monatsbezeichnungen, die uns überall begegnen, deuten ebenfalls auf die Verwandtschaft der europäischen Völker unter sich und mit Indien hin, während die zendischen und persischen Monatsnamen, Personificationen göttlicher Eigenschaften und Elemente, Nichts von sinnlichen Bezügen auf Natur und Volkssitte ansichtragen.

Solange die Menschen in der offenen Natur und in den Wäldern lebten, wurden auch die Götter nur da verehrt, in dunkeln Hainen, auf heiligen Bergen; sie entbehrten der Tempel und des darstellenden Bildes. Erst als die Menschen sich feste Wohnungen erbauen, erhalten auch die Götter solche; doch hat sich Anspielung auf die Sitten der alten Zeiten in oben offenen Tempeln, den Hypäthraltempeln, lange erhalten. Im ganzen Heidenthum treten Trilogien der Hauptgötter vor, in der Ordnung des dritten, vierten und fünften Wochentages, latein. Mars, Mercurius, Jupiter; keltisch Hesus, Teutates, Taranis; althochd. Zio, Wuotan, Donar; altnordisch Tyr, Odinn, Thôrr; slaw. Svjatovit, Radigast, Perun; lithauisch Pykullas, Potrimpos, Perkunas; indisch Siva, Brahma, Vishnus, die kriegerische, schöpferische, donnernde (erdbefruchtende) Gewalt; der Name schwankt wie bei den Metallen, Thieren und Früchten aus einer Reihe in die andere; so steht Mercurius (Teutates) den Galliern sehr hoch, am höchsten bald den Germanen, denen er die allwaltende schöpferische Kraft, das alldurchdringende Element der Luft und des Windes war; überhaupt betrachteten ihn die Völker bei denen die Fabel aufkam als obersten Gott. In den Vorstellungen von milden Göttinnen, weisen Frauen, Zwergen berühren sich Kelten und Germanen, in den Riesen Germanen und Slawen, in der Frühlingsfeier alle drei. Auch über Namen, Amt und Rechte der Priesterschaft finden wir überall viel Einstimmiges, wie über eine Menge persönlicher Verhältnisse: so in dem freudigen Tode des Helden, dem leuchtenden Blick der Heldenaugen; über Gewohnheiten des Familienlebens: so in der Annahme eines Kindes ins Geschlecht. Unser neudeutsches Wort Amt kommt vom gothischen andbahts, dies bezeichnet wörtlich den Freund oder Diener der uns den Rücken wahrt, und ist als ambactus in die lateinische, als ambasciator in die mittellateinische, als ambassadeur u. a. in die französische und überhaupt die romanischen Sprachen übergegangen; ebenso stammt soldatus von dem altdeutschen scolo, Schuld, und bezeichnet einen Krieger der sich ins Heer verpflichtet hat. Es wird damit hingedeutet auf die mehrfachen Freundschaftsbündnisse, die unter streng bindenden Ceremonien geschlossen wurden. So finden wir die Sitte daß verbrüderte Freunde das Blut ihrer Finger trinken bei den Skythen, und ähnliche Sitte viel beglaubigt in den altnordischen Erzählungen. Den Gebrauch dem theuern Verstorbenen in den Tod zu folgen finden wir nicht blos bei den Indern, sondern auch bei Thraciern, Geten, Skythen, Hellenen, Herulern, im alten Norden. Dem Sieger nackt ohne Waffen entgegenzugehen oder das Schwert an der Spitze zu fassen und den Griff darzureichen war bei den Gothen, Thraciern, Indern üblich. Die Häupter der Gefallenen auf Speere zu stecken kommt im classischen Alterthum wie bei den Franken vor, sie an den Sattelbogen zu knüpfen im germanischen Norden, und in der Sage der Griechen, aus dem Schädel erlegter Feinde oder gestorbener Angehörigen ein Trinkgefäß zu bereiten bei den Skythen, Thraciern, Longobarden, im Norden, bei den Petschenegen, und von vielen Märtyrern, wie dem heiligen Quirinus zu Neuß, dessen tausendjährige Jubelfeier diese Stadt für dies Jahr 1850 mit großem Pomp angekündigt hat, wird erzählt daß man aus ihrer Hirnschale zu trinken gibt. Der Gebrauch der Reliquien überhaupt ist heidnischen Ursprungs; des Orestes Gebeine wurden nach Sparta, des Theseus nach Athen gebracht; bei den Christen kommt er erst im 4. Jahrhundert vor; der unerhörte Reliquiencultus, der noch nicht ausgerottet ist, hat sich aber erst im Mittelalter entfaltet. Heilkraft legte man allerdings schon im Alterthum den Reliquien bei; aber solche beständige Wallfahrten zu den Gräbern wie in christlicher Zeit kennt das gesunde Heidenthum nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine neue Theorie des Baus der Welt.

Das Sonnensystem oder neue Theorie vom Bau der Welten. Von Salomo Sachs. Berlin, Schlesinger. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Buch hat eine ganz eigenthümliche Wirkung auf Ref. gemacht. Anfangs wollte es ihm scheinen als wenn auch nicht ein Titelchen Gutes daran wäre. Später, bei Fortsetzung sorgfältiger Prüfung, ward das erste Urtheil um ein Bedeutendes gemildert. Und das Resultat des Ganzen ist nun eine nicht geringe Verlegenheit des Ref. Er ist von der Nothwendigkeit überzeugt die Besprechung des Werks genau so einzurichten daß das Publicum sich weder zu viel noch zu wenig für den betreffenden Gegenstand interessirt. Die ganze Arbeit hat in der That mehre gute, sehr zu empfehlende Seiten, sie kann aber auch gar leicht zu den gefährlichsten Irrwegen verführen. Sie will mit Hülfe eines elementaren mathematischen Wissens das Gesammtgebäude der Astronomie grundfest und so aufbauen daß es für jeden gebildeten Denker zugänglich und bewohnbar sei. Und in dieser Absicht leistet sie Ausgezeichnetes, sie ist hier zum Theil ganz originell, treffend, kurz und frisch, sodaß ihr die Zuneigung unbefangener Leser gar nicht fehlen kann. Zugleich geht sie nun aber auch mit einem tollkühnen, revolutionnairen Mordplane um. Sie wirft einen leichtfertigen blutrothen Republikanerblick auf alle bisher gefeierten Fürsten und Adeligen der neuern Sternkunde. Den Männern wie Kepler, Newton, Laplace, Bessel, Gauß, Encke, Leverrier schwört sie Vernichtung ihres unsterblichen Ruhms und ewiges Verdammen, weil diese mit ihrer überallemaßen weit getriebenen mathematischen Sublimität die ganze populaire Natur der Astronomie schmachvoll vergiftet, und den Stand der Dinge auf eine so unbegreifliche, unerreichbare Höhe emporgeschraubt hätten, wo Niemand mehr im Stande sei sie zu controliren oder zur Rechenschaft zu ziehen. Man weiß wirklich nicht was man zu einem solchen Gebahren sagen soll, besonders wenn man bedenkt daß der Verf. kein Jüngling mehr ist, sondern ein Greis von nahe an 80 Jahren! Der gute

Mann ist hier voll der wildesten Kampflust; er tobt, verdächtigt, schimpft und verhöhnt so unwürdig, unbesonnen, so zweideutig, daß man ganz irre wird an der Aufrichtigkeit seiner wahrhaft guten Absicht, an der unbenebelten Nüchternheit seines verständig erwägenden Kopfes. Und diese Seite des Buchs ist es nun gerade welche unvorbereitete, uneingeweihte Leser leicht zu den gefährlichsten Irrwegen verführen könnte. Daher unser Wort ernster Warnung!

Leider läßt es sich nicht leugnen daß die höhere Mathematik in der neuern Astronomie nicht blos dem Verf. vorliegender Schrift, sondern auch tausend und aber tausend Freunden der Sternkunde ein Dorn im Auge ist; daher möchte es dem Verf. an eifrigen Anhängern nicht fehlen welche mit ihm große Lust hätten dieselbe ohne Umstände vom Throne zu stoßen. Wenn man daneben aber ernsthaft bedenkt daß die gesammte Astronomie als Wissenschaft ihre höchsten, ewig wahren, ewig zu bewundernden Glanzpunkte einzig und allein dem unermüdlichen Fleiße und der scharfsinnigsten Speculation der gediegensten Mathematiker verdankt, wenn man nicht unberücksichtigt läßt daß das eigentliche Praktischmachen der Astronomie gar nicht ohne die tiefsinnigste mathematische Hülfe möglich gewesen wäre, so muß man schaudern vor einer solchen platten Umsturzwuth elender Dummköpfe. Diese Schmach fehlte unserm unglücklichen Vaterlande noch!

Die Astronomie besitzt schon seit Jahrhunderten sehr wenig Volksgunst. Das ist leider nur zu wahr. Wer wollte Das nicht schmerzlich beklagen. Und wenn man fragt wodurch sie diese Gunst eingebüßt habe, so kann allerdings nicht geleugnet werden daß der höhere mathematische Einfluß mit Ursache gewesen ist, daß aber der allgemeine Hauptgrund einzig und allein in der unverantwortlichen Rücksichtslosigkeit auf Befriedigung der billigsten Wünsche des denkenden Volks seinen Sitz gehabt habe als er sich vergebens bemühete Theil zu behalten an der richtigen Erkenntniß der Weltenschöpfung Gottes. Die Männer der Wissenschaft erhoben sich einst übermüthig stolz über die ungelehrten Laien, und arbeiteten nur für ebenbürtige gelehrte Fachmänner. Ein solches Schicksal hat die Astronomie nicht allein gehabt; nein, alle andern Wissenschaften und Künste haben auf eben die Weise ihre Popularität eingebüßt. Dieses der wahren Volksbildung zugefügte schmähliche Unrecht sucht man jetzt schon seit Jahrzehnden wiedergutzumachen. Aber auf eine verständige Weise und nicht, wie es unser Verf. will, durch Todtschlagen aller höhern Gelehrtenverdienste.

Die erste Veranlassung zu den revolutionnairen Aufregungen unsers Verf. gaben zwei von ihm erfundene, und von einigen Sachverständigen nicht durchweg gutgeheißene Apparate, womit der populaire astronomische Unterricht anschaulich unterstützt werden sollte. Der eine Apparat führt den Namen „Diagonon", und ist im Wesentlichen die alte astronomische Ringkugel, nur mit dem Unterschiede daß die Achse für Himmel und Erde lothrecht zur wirklichen Erde steht, und der Horizont nicht wie gewöhnlich feststeht, sondern jedem Orte der Erdoberfläche entsprechend zurechtgestellt werden kann, und dann mit der Umdrehung der Erde um ihre Achse sich selbst mitbewegt. Der andere Apparat heißt „das cylindrische Ellipto-Tellurium", wodurch die elliptische Bewegung der Erde um die Sonne dadurch bewirkt wird „daß der beschreibende Radius eines Kreises während eines einmaligen Umschwungs um eine mit ihm winkelrechte Linie zugleich an dieser letztern einmal gleichmäßig auf- und absteigt". Man sieht also daß diese Ellipse der gekrümmten Oberfläche eines Cylinders angehört. Der Sitz der Sonne wurde hier anfangs vielleicht blos zur Vereinfachung der Construction der Maschine in den auf- und niedersteigenden Mittelpunkt des beschreibenden Radius gesetzt, später ward aber mit unerschütterlicher Festigkeit angenommen daß der Sitz der Sonne auch ebenso in der Wirklichkeit so gelegen sei wie in dem Modelle. Zugleich ward von dem Erfinder des Telluriums behauptet daß die Achse der Erde und überhaupt aller andern Planeten mit der Achse der Sonne parallel laufe, und daß die Rotation und Progression in den Planetenbewegungen ihren Hauptgrund finde in der rotirenden Bewegung der Sonne um ihre Achse. Diese Ideen hatte der Verf. in kleinen Erläuterungsschriften zu seinen beiden Erfindungen herausgegeben. Sie wurden angegriffen; der Verf. wandte sich brieflich an Encke um diesen als Sachverständigen über den Streit entscheiden zu lassen. Er erhielt eine wenig befriedigende Antwort. Die Einrichtung des Diagonon wurde wenig oder gar nicht getadelt, ihre Fortführung des Horizonts bei der Drehung sogar „ganz zweckmäßig" gefunden; dagegen fiel das Urtheil über des Verf. Ansichten in Betreff des andern Apparats sehr ungünstig aus. Encke hatte unter Anderm geantwortet: „In der Abhandlung über Achsenparallelismus sind so starke Irrthümer daß ich in der That in Verlegenheit bin sie mir zu erklären. Die Beobachtungen zeigen ganz unumstößlich daß die Umdrehungsachse der Sonne nicht parallel ist der Erdachse, und ich kann Ew. Wohlgeboren deshalb nur sehr dringend ersuchen Das was Sie darüber gesagt haben nochmals einer strengen Prüfung zu unterwerfen." Der Verf. wandte sich nochmals schriftlich an Encke um ihn dringend zu ersuchen seinen Beweis, wodurch er dargethan daß, wenn auch die Beobachtung richtig, der daraus gezogene Schluß daß die Sonnenachse eine Neigung habe unrichtig sei, mit strengwissenschaftlichen Gründen zu widerlegen. Darauf antwortete Encke: „In dem Achsenparallelismus ist der ganze Inhalt zuverlässig irrig, insofern er darthun soll daß die Achse um welche die Sonne sich dreht parallel mit der Erdachse sei. Da alle Beobachtungen beweisen daß Dieses nicht der Fall ist, so läßt sich durchaus nicht darüber streiten, und ich begreife nicht wie Jemand ein anerkanntes Factum geradezu ableugnen kann."

Diese und noch mehre andere ähnliche Abfertigungen kränkten und erbitterten den Verf.; sie waren nicht im Stande seine Hypothesen umzustoßen, im Gegentheil wurde er immer fester von ihrer unumstößlichen Wahrheit überzeugt, je länger und je tiefer er darüber nachgrübelte. So kam es denn daß er zuletzt die ganze neuere Astronomie angriff, und ihre Kepler'schen und Newton'schen Grundpfeiler als morsch und haltlos darzustellen suchte. Wie viel Gewicht der Verf. auf seine neue Begründung der Mechanik des Himmels legt, geht stark in die Augen fallend aus allen Theilen der vorliegenden Schrift hervor; auch schiebt er seinen Gegnern fast überall nur äußere, wenig ehrenwerthe Rücksichten unter, von denen geleitet sie seinem Systeme entgegenträten. „Denn mit dem Zugeständnisse meiner Auffassung und Ansicht stürzte der ganze mühselige Bau der neuern Astronomie zusammen, wären die Ausarbeitungen und Berechnungen aller astronomischen Tafeln und Jahrbücher so unrichtig wie unbrauchbar, und die ungeheuern Staatskosten die in ganz Europa seit Copernik's Zeiten darauf verwendet worden als unnütz vergeudet zu betrachten. Dies einzuräumen setzt offenbar einen so hohen Grad von Selbstverleugnung voraus wie er wol schwerlich heutzutage angetroffen wird." Das ist ein starker Angriff, ein herculischer Hieb zur Vernichtung aller Parade. Aber im weitern Verfolg des Gefechts kommen noch viel wüthendere Anfälle vor.

Den Eingang zum Werke bilden 91 Thesen. Es ist schade daß die Zahl nicht noch um vier vermehrt worden, denn dann wäre ja die Aehnlichkeit mit der großen Kirchenreformation noch übereinstimmender; auf das Nachahmen irgend eines bedeutungsvollen welthistorischen Ereignisses ist es ja nun doch einmal abgesehen. Es dürfte wol zur nähern Charakteristik unsers Werks nöthig sein einige dieser Thesen hier mitzutheilen.

„Seit Copernik ist die Astronomie nur wenig fortgeschritten."

„Dagegen ist eine Theorie aufgebaut worden die an Abenteuerlichkeit unter den bestehenden Wissenschaften nicht ihres Gleichen hat."

„Alle Planeten rotiren, weil der Mittelpunkt ihrer Bewegung, die Sonne, ein fester ist."

„Alle Monde rotiren nicht, weil der Mittelpunkt ihrer Bewegung, der Planet, ein sich bewegender ist.“

„Die Verfrühung und Verspätung von den Finsternissen der Jupitermonde beweisen Nichts über die enorme Geschwindigkeit der Sonnenstrahlen.“

„Diese fabelhafte Geschwindigkeit stellt die Existenz des ganzen Sternhimmels in Frage.“

„Die Astronomen haben der Natur eine künstliche Progression untergelegt bei ihrer Anordnung der Zwischenweiten der Planeten.“

„Zu diesem Zweck haben sie zwischen Mars und Jupiter auf eigene Faust einen Planeten hineinoctroyirt.“

„Diesen Planeten hat noch kein sterbliches Auge gesehen. Er ist, wie sie sagen, längst zertrümmert.“

„Endlich ist es dem Leverrier geglückt das Dasein der Störungen unwiderleglich zu beweisen.“

„Aus den Störungen ist ihm eine neue Welt erblüht. Vielleicht auch ein Brocken von irgend einem zerplatzten Planeten.“

„Störungen im Weltall aber müssen unfehlbar seine Zerstörung herbeiführen, und so straft ein mehr als viertausendjähriges Bestehen aller Dinge diese menschliche Anmaßung Lügen.“

Man sieht daß sich durch alle diese Streitsätze ein widerlicher, abschreckender, frivoler Ton hindurchzieht, mit dem der Verf. aber Niemand mehr als seiner eigenen Sache schadet. Wer so wenig Ehrfurcht beweist vor des Himmels Wahrheiten, so wenig Geist und Gemüth besitzt die erhabenste Größe des menschlichen Scharfsinns und Fleißes zu begreifen, zu würdigen, zu bewundern, muß selbst ein kleiner Geist, ein schwaches Gemüth sein. So denkt der besonnene Leser welcher die Vorrede und die Thesen des Buchs gelesen hat; und wäre ihm nicht zu verargen wenn er dasselbe ohne weitere Notiz davon zu nehmen zur Seite würfe an den Platz andern unnützen Plunders. So dachte auch Ref., nur wollte es sich mit seinem Pflichtgefühle nicht vertragen daß er es ganz unterließe sich mit des Buchs eigentlichem Inhalte genauer bekanntzumachen. Darum las er weiter, und fand nun was er bis dahin gar nicht für möglich gehalten hätte, eine sehr klare Auffassung der wichtigsten Lehren der Astronomie und eine sehr interessante Manier mit Hülfe ziemlich elementarer Mathematik die schwierigsten Wahrheiten zu beweisen, die verwickeltsten Aufgaben zu lösen. So sind die Kepler'schen berühmten drei Regeln mit mathematischen Gründen bewahrheitet, es wird gelehrt wie das Eintreffen der Mond- nnd Sonnenfinsternisse mit möglichster Schärfe vorherzuberechnen sei. Es kommen bogenlange, ganz ruhige, von jeder Polemik reingehaltene Entwickelungen vor, in denen der Verf. ganz vergißt ein Feind der neuern Astronomie zu sein. Aber dazwischen geht es auch oft wieder sehr tobend zu. Es dürfte nicht uninteressant sein von diesen letztern Eigenschaften noch einige Mittheilungen zu machen.

Bei dem Nachweisen des Wegs zur Vorherberechnung einer Mondfinsterniß macht der Verf. sehr richtig darauf aufmerksam daß die Uebergänge zwischen Licht, Halb- und Kernschatten so ineinanderfließen daß an ein scharfes Angeben der Grenzen gar nicht zu denken ist. „Wenn dieser Zustand der Verfinsterung (durch den Halbschatten) aufhört, und die eigentliche Finsterniß anfängt, oder wenn der Augenblick eintritt wo der Mondrand den Kernschatten berührt, Dies ist schlechterdings nicht zu bemerken, indem Kern und Halbschatten so ineinander verfließen daß von einer wahrnehmbaren Grenze zwischen beiden gar nicht die Rede sein kann. Wenn Dem nun aber so ist, so ist es völlig unbegreiflich wie Anfang und Ende der Mondfinsterniß dennoch in den Tafeln mit einer Genauigkeit von Zeitsecunden angegeben sein können. Wie kann man es nur wagen mit einem solchen Blendwerk öffentlich aufzutreten? Die Astrologen aus der alten abergläubischen Zeit waren weit mehr zu entschuldigen, denn sie glaubten zum Theil selbst an ihre Kunst; wie kann man es aber dem heutigen Astronomen verzeihen wenn er inmitten einer ausgewählten Versammlung mit lauter Stimme an seiner Uhr die Pendelschläge abzählt, und plötzlich ohne hinzusehen verkündet daß der schon lange vorausberechnete Eintritt des Mondes in den Erdschatten sich in diesem Augenblicke wirklich ereignet? Die gläubige Menge an den Fenstern der Sternwarte hört's, sieht's, glaubt's und weiß sich vor Erstaunen, vor Ehrfurcht, vor Hochachtung für die Wissenschaft und ihre Träger kaum zu fassen. Während man so einerseits die glänzenden Resultate der Astronomie aller Welt vor Augen legt, trägt man andererseits die Unkunde von der wahren Bewegung des Mondes dadurch zur Schau daß man vorgibt der Mond erleide Hunderte von Störungen in seiner Bahn.“ Sollten die hier gerügten Charlatanerien nicht blos eine Erdichtung sein, so könnte man die Ereiferung des Verf. nur loben.

Ueber Kepler's Nachweis der Ellipsengestalt der Planetenbahnen und über die Bewahrheitung desselben durch Newton's Idee der allgemeinen Gravitation geräth der Verf. auch wieder in die stärkste Aufregung. „Und doch“, sagt er, „will man eine so stümperhaft zusammengeflickte Erdbahn für eine weltberühmte Entdeckung erklären, will daran die Theorie probiren, und wenn diese, wie es gar nicht anders sein kann, mit den Beobachtungen nicht in Einklang zu bringen ist, wagt man es zu behaupten die Newton-Kepler'sche Theorie sei unfehlbar, aber am Himmel liege die Schuld daß der Planet fortwährend in seinem ruhigen Laufe gestört werde, sodaß er nicht an dem Orte erscheinen könne, den ihm die Berechnung angewiesen hat! Ei, ei!“

Man sieht der Verf. weiß gar nicht ungeschickt gerade die Momente herauszuheben welche ein unsachverständiges Publicum stutzigmachen können. Uebrigens thäte man aber Unrecht wenn man ihm skeptische Verschmitztheit oder eine rhetorische Verlockung zur Last legen wollte. Er ist ebenso plump und rückhaltslos im Zweifeln wie er sich ungehobelt und geschmacklos in der Stilistik geberdet.

Männer vom Fach werden sich schwerlich je versucht fühlen alle die vielen Irrthümer aufzudecken und zu widerlegen welche das Buch enthält. Das ist zu beklagen, denn ohne eine solche gründliche Vernichtung des Wahns möchte der Verf. schwerlich je zufriedengestellt werden. Doch er ist ein hochbetagter Greis. Die kurze Länge seines noch übrigen Lebens wäre viel natürlicher mit friedlicher Ruhe als mit aufregendem Kampfe auszufüllen.

38.

Miscellen.

Ein „böses Gut“.

An den Höfen des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland fand bekanntlich hohes Spiel statt, obwol das Kartenspiel erst im 16. Jahrhundert gebräuchlicher geworden zu sein scheint, sei es daß die fremden Truppen Karl's V., oder die mit den sächsischen Fürsten Albert und Georg in den Niederlanden gewesenen Soldaten es mitbrachten. So hatte schon 1495 Markgraf Siegmund von Ansbach dem Herzog Albert von Sachsen 4000 Gulden im Spiel abgewonnen. Dieses Besitzes mochte er doch sich nicht ganz erfreuen und so vermachte er diese Summe „als ein böses Gut“ zu einem Spitale.

Die Dauphins von Hudstadt.

Bekanntlich heißen die zuerst für den Dauphin von Frankreich bestimmten Ausgaben lateinischer Schriftsteller: in usum Delphini. Ein Rector der Schule zu Hudstadt in Hanover, der in Latium und Athen einheimischer sein mochte als in Paris, hatte diese Bezeichnung misverstanden, und gab einen Donat heraus „in usum Delphinorum Hudstadiensium“.

32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 161. — 6. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Der Gang der ägyptisch-phönizischen Schrift durch Europa ist bekannt, es ist aber wahrscheinlich daß vor derselben auch rohen Völkern eine gewisse Kenntniß der Schrift nicht abging; es führt darauf namentlich die von den classischen abweichende Ordnung und Benennung der runischen, slawischen und irischen Alphabete.

Es erhellt somit daß auch in Sitte und Glauben die ganze europäische Vorzeit unter sich und mit Asien zusammenhängt. Nehmen wir aus den sinnlichen Vorstellungen eine heraus, die des Rechten und Linken, so ergibt sich auch hier die größte Verwandtschaft. Die Vorstellung geht aus von der Hand; die Himmelsgegenden bezeichnen sich nach der Richtung gegen Osten. Die Wohnung der Götter lag nach Norden, die nördliche Seite war also die günstige, im hohen Alterthum also die linke; so bei den Galliern und Römern. Daß umgekehrt den Griechen und Germanen die nördliche Seite rechts, die rechte also heilbringend war, erklärt sich am leichtesten daraus daß sie in der Wanderung nach Westen begriffen sich gewöhnen mußten den Blick nach Abend statt nach Morgen zu wenden. Für recht findet sich in allen urverwandten Sprachen derselbe Wortstamm, lat. dexter, mittelhochd. zeswe, dagegen im Altsächsischen, Friesischen und Nordischen nicht; unser recht findet sich als diu rehte im Mittelhochdeutschen selten, und erst seitdem auch das altfranzösische destre durch droit (lat. directus, rectus) verdrängt wurde, während Spanier und Italiener das alte diestro, destro bewahrten, und bezeichnete bis dahin nur = gerecht; ebenso nehmen auch die Slawen statt des alten desni das neue prawy (eigentlich gerecht) an. Der älteste Ausdruck für link ist gothisch hleiduma, althochd. hlitâ, mittelhochd. lite, häufiger aber althochd. und altsächs. winistar, mittelhochd. winister, ähnlich friesisch, nordisch, schwedisch, dänisch. Lenka, linke ist schon alt, kam aber erst allmälig in Gebrauch, tenk im Bairischen und Oestreichischen, lerz bairisch, auch lirk, lerk, lurc; im Niederdeutschen war vinstra schon im 13. Jahrhundert zurückgetreten vor left, lift, lucht, dies jetzt auch vor link (doch findet sich noch up der luchten an manchen Stellen Norddeutschlands). Die Franzosen haben auch für link ihr altes, vom latein. simister stammendes senestre aufgegeben und sagen seit dem 15. Jahrhundert gauche, abgeleitet vom alten guenche, tour, detour, welches vom deutschen wenken, wank (gauche also = seitwärts gedreht) stammt. Die Dichter und das Volk endlich entnehmen mancherlei Benennungen der rechten und linken Hand von Dem was sie faßt oder an ihr getragen wird; so heißt auf Gothland die Rechte Saufhand, die Linke Brothand, weil jene beim Frühstück das Trinkglas, diese das Brot greift; den niedersächsischen Fuhrleuten ist tor hand die linke, van der hand die rechte Seite.

Alle Völker Europas sind in ferner Zeit aus Asien eingewandert, von Osten nach Westen setzte sie ein unhemmbarer Trieb in Bewegung. Die am langsamsten unter ihnen zur edlern Bildung reiften scheinen der größten Lebensdauer fähig. Zuerst tauchen die Griechen auf, dann die Römer, deren Verfall nach Marc Aurel beginnt, gleichzeitig die Kelten, deren Blüte in das 6. bis 4. Jahrhundert v. Chr. fällt, ihre Schwächung durch Römer und Germanen schon in die zwei letzten vorchristlichen Jahrhunderte. Als die Germanen als viertes Volk zuerst in die römische Geschichte eingreifen, müssen sie schon lange in Deutschland gesessen haben, alle Kunde von ihrem Einzug ist schon verschollen, damals standen sie schon lange mit Galliern, sowie mit thrazischen, sarmatischen Völkern in Verbindung. Als fünftes Volk erscheinen die Lithauer, nie geschichtlich bedeutsam, in drei Sprachzweigen, dem altpreußischen, lettischen, lithauischen; ihr Sprachverhältniß zeigt daß sie gleichzeitig mit Germanen und Slawen aus Asien eingezogen seien. Den sechsten Sprachstamm bildet das slawische Volk; das Verhältniß der Sprache beweist daß sie gleichzeitig mit Germanen und Lithauern einwanderten; den Germanen heißen sie Winden, Wenden, den Römern daher Veneti; ihr heimischer Name war Sirbi (daher Sorben und Serben), was Eins ist mit Sarmaten. Der siebente Sprachstamm sind die Finnen, noch heute in das nordöstliche Asien reichend, also mächtig und uralt, von den später kommenden Kelten, Germanen und Slawen aus der Mitte nach Norden gedrängt. Spuren ihrer Sprache haften in deutschen Mundarten; schon sehr abweichend von der lappischen Sprache ist die finnische,

dieser verwandt die der Ostjäken, dieser die ungarische; sein Land und Volk heißt der Finne Suome, der Lappe Sabme, Deutschland der Finne Saksa. Der Name des früher germanischen Volkes Aestii ging auf das finnische der Esthen über. Der achte Stamm sind die Iberer, uralt, bis auf die baskische Sprache erloschen, aber einwirkend auf die Kelten, wie der Name der Keltiberer beweist. Als neunter und zehnter Volksstamm erscheinen Thraker und Skythen. Jene waren schon früh den Griechen bekannt.

An der untern Donau, in dem heutigen Siebenbürgen, der Moldau und Walachei, hinten an die östlichen Germanen, wie sie zur Römerzeit des ersten christlichen Jahrhunderts bestanden, stießen Daken und Geten, nahverwandte Stämme fast eines einzigen Volkes. Tacitus und Strabo hielten sie nicht für Germanen. Und dennoch sind die Geten deutsche Gothen; Getae ist sprachlich identisch mit Gothi, sowie auch Geta und Dacus grammatischen Einklang haben. Es kommen ferner die Gothen ganz an derselben Stelle vor wo die Geten saßen; beide hatten Könige; als die Geten von den Römern bedrängt wurden erhielten sie Unterstützung von germanischen Bundesgenossen; auch nach des Kaisers Trajan Siegen erhielt sich deutsche Zunge im Nordosten und Nordwesten Getenlands. Kaiser Julian erwähnt die Geten, die nach der gewöhnlichen Meinung schon untergegangen sein müßten: es sind also die Gothen. Die Einfälle wirklicher Gothen stellt der Dichter Claudian unter dem Namen der Geten dar, und so gebrauchen die folgenden Historiker des 5. Jahrhunderts, Philostorgius, Sokrates, Sozomenus, Orosius, ferner Hieronymus, Augustinus, Cassiodor, Jornandes, Procopius, Ennodius, die Namen durcheinander. Die Geten waren den Thrakern nahe verwandt, sie sind von allen Thrakern die nördlichsten, d. h. sie reichen unmittelbar an die Donau, sie vermitteln zwischen Germanen und Thrakern, wie die Thraker zwischen Germanen und Griechen.

Zur Zeit Herodot's saßen die Geten auf der rechten Seite der Donau, zu Alexander's Zeit schon jenseits. Den macedonischen König Lysimachus schlugen sie 292 v. Chr. Ihre Sagen von dem Gott Zalmoxis erinnern an die germanischen und slawischen Sagen von Freya, Odin und Swatopluk, auch getische Sitte an germanische: denn die ihnen beigelegte Vielweiberei findet sich auch bei den Germanen, der jährliche Ackerwechsel bei beiden.

Mit den Geten sind die Daken vielleicht ganz Eins. Ein Getas oder Daos, Davus kommt in der alten Komödie stehend als Sklave vor; Getas war der dienende Gete, Davus und Dacus sind dasselbe Wort. Verfolgen wir die Daci weiter, so sind die unmittelbare Fortsetzung derselben die Dänen, d. h. ein in unvordenklicher Zeit gegen Nordwesten vorgedrungener Zweig desselben Stammes. Sowie aus Getae Gothi, Gothini wurde, so wurde aus Daci Dacini, daraus verkürzt Dani, wie das latein. deceni in deni, seceni in seni, das latein. decanus in englisch dean, franz. doyen, oder aus Davus Davini, Dani. Daher die lateinischen Schriftsteller des Mittelalters Dacus für Danus, Dacia für Dania sagen, den Russen der Däne noch heute Datschanin, den Lappen Dazh oder Tazh heißt, und diese Völker erhielten den Namen nicht aus Deutschland her, sondern unmittelbar vom Gestade des Schwarzen Meers. Selbst der dakische Königsname Decebalus scheint Nichts als ein Appellativum zu sein einen Daker zu bezeichnen, die Endung kommt auch vor im Volksnamen Triballi und als fal in Westfal, und gothische Taifali, die an der Donau erwähnt werden, sind dann Eins mit Decebalus, indem Tai und Davus oder Dacus Dasselbe ist; von diesem König Decebalus wird dasselbe Versenken des Schatzes in den Fluß erwähnt wie von Siegfried und von der Bestattung des Alarich. Getische Sitte war also urdeutsche. Mittels der Geten treten dann auch die Thraker in nähere Berührung zu den Germanen; es wird Thracien geradezu für das nordische Thrudheim erklärt, dessen Wurzel „stark" bedeutet und in Thorr, Thiudr, Drud u. A. erscheint. Leider sind uns von thrakischer und getischer Zunge keine Denkmale vorräthig, nur Eigennamen, die sich allerdings großentheils aus germanischen Wurzeln erklären lassen; doch kommen in dem medicinischen Werke des Griechen Dioskorides aus dem Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr. manche barbarische Kräuternamen, darunter 33 dakische Wörter vor, die sich allenfalls mit gleichlautenden deutschen großentheils zusammenstellen lassen; es wäre demnach dies Glossar des Dioskorides das älteste Denkmal deutscher Sprache.

Zwischen Europa und Asien knüpft Skythien ein festes Band. Erst hinter Germanen, Thrakern und Slawen kamen die Skythen in Bewegung; ein Theil von ihnen nur erreichte Europa, ein anderer blieb in Asien zurück. Der Name Skythe kommt wahrscheinlich vom deutschen skiutan, schießen, vom Gebrauch des Speers und Bogens unter allen Skythen, wie ihn auch die Griechen verstanden, die den Gerichtsdiener zu Athen sowol Skythe als Bogenschütz nannten, und der Eigenname Toxaris ist Nichts als die griechische Uebertragung von Scythes. Daraus folgt uralte Nachbarschaft deutscher und griechischer Stämme, oder genauer daß zwischen Skythen und Griechen Geten wohnten, und daher die Griechen Geten und Skythen miteinander vermengten. Diese Völkernamen greifen weit in Asien hinein. Die Massageten ostwärts vom Kaspischen Meer, aus der Geschichte des Cyrus bekannt, heißen oft Geten, auch Skythen, und sind wol Nichts als die zurückgebliebenen Geten. Aber auch diese Massageten erscheinen späterhin in Europa unter dem Namen Alanen, welche sich mit Gothen verbünden; auch Dies zeugt für des Volkes Deutschheit. Dann kommen auch Tyrageten vor, d. h. Geten am Tyras, und selbst lithauische Samogitae. Ebenso wie die Geten kommen auch die Daken in Asien vor, oder Dahae am Kaspischen See, in Verbindung mit Massagetae und Sacai; diese asiatischen Dahae kommen nicht nach Europa. Schon in der 520 v. Chr. eingehauenen Keilinschrift von Persepolis kommen die Saken

am Kaspischen Meere vor; an sie mahnen die deutschen Sachsen (das deutsche sahs, die latein. saxum, securis kommen von der Wurzel secare, schneiden); vielleicht lebt der sächsische Name in dem Namen der Provinz Sagestan fort. Dies Alles beweist mindestens daß ein germanischer Bestandtheil in Skythien obwalte.

Der Gottesdienst der Skythen war verschieden. Doch heißt ihre oberste Gottheit Tahiti, d. i. Vesta, das Feuer, die Wärme, von der Sanskritwurzel tap, warm sein, verbrennen, die in griechischen, lateinischen, germanischen und slawischen Wörtern vielfach durchscheint, auch im latein. templum, eigentlich heilige Brandstätte, Altar, und daher ist die berühmte Tamfana oder Tanfana des Tacitus wahrscheinlich die germanische Göttin des Herdes oder Feuers, bei den Gothen etwa Thabana, im Althochd. Dapana, Dampana geheißen, kurz also die skythische Tahiti. Wie dieser Göttername, so weisen auch andere skythische Wörter auf Verwandtschaft mit germanischen und andern Völkern hin; so ist das latein. margarita (Perle), wie Plinius sagt, von den Barbaren entlehnt und wahrscheinlich skythischen Ursprungs, und offenbar Eins mit dem deutschen Worte meregriez (Meersteinchen), sodaß also Griechen und Römer das aus skythischem Munde vernommene Wort beibehielten, wir dagegen später unser eigenes Besitthum aufgaben und aus dem griech. beryllos uns Perle machten.

Haben wir nun schon bisher an einer Menge von Wurzeln eine Uebereinstimmung der großen und herrschenden Sprachen Europas unter sich und mit ihrer gemeinschaftlichen asiatischen Quelle kennengelernt, so hat doch noch viel größere Beweiskraft der viel innerlichere Gleichklang der grammatischen Flexion; bei der endlosen Mannichfaltigkeit der Wurzeln und Bildungen leuchtet aber ein daß kaum irgend einer Verwandtschaft durch alle Sprachen gefolgt werden könne, sondern sie hier und da Abbruch leiden und einem Wechsel Raum geben müsse. Drei Kennzeichen sind besonders in allen urverwandten Sprachen deutlich und eigenthümlich anzutreffen: die Uebereinkunft der Zahlen, persönlichen Pronomina und einzelner Formen des substantiven Verbums. In den Zahlwörtern stimmen Sanskrit, Zend, Persisch, Griechisch, Latein, Lithauisch, Altslawisch, Polnisch, Böhmisch, Illyrisch, Serbisch, Gothisch, Althochdeutsch, Angelsächsisch, Englisch, Altnordisch, Schwedisch, Irisch, Welsch, Armorisch, Ersisch, Koreisch auffallend überein *), sowol in dem Gleichlaut der Zahlen bis Zehn, während das Finnische, Esthische, Lappische, Syriänische, Ungarische und Baskische von ihnen und zum Theil unter sich ganz abweichen, als auch in der Zusammensetzung, indem sich das Decimal- und Duodecimalsystem vielfach begegnen; für unsere deutschen Zeitwörter ist zu bemerken daß in den Zahlen 11 bis 19 auch bei uns wie überall eine Addition stattfindet, elf und zwölf, gothisch ainlif, tvalif, nicht von leiban, bleiben, übrig sein (nämlich: zehn und eins darüber, zehn und zwei darüber) hinzukommen scheinen, sondern lif, gleichwie das lithauische lika, eine uralte Zehnzahl ist, zusammenhängend mit dika, decem; daß ferner Hundert entstanden ist aus dem gothischen hund, d. i. zehn, zig, als Abkürzung nämlich von taihuntehund, d. i. zehnzig, die Endung im althochd. huntari aber ist die im latein. centuria, oder von dem altnord. raed in attraed, niraed, tiraed (80, 90, 100), d. i. Reihe, also zehnte Reihe.

Noch größere Verwandtschaft zeigt sich unter den großen Sprachen in den persönlichen Fürwörtern, selbst unter den unurverwandten genannten Sprachen, die dann wieder in der dritten Singularperson des substantiven Verbums von den urverwandten abweichen. Eine vierte Verwandtschaft zeigt sich in den Ausdrücken für die einfachsten Verwandtschaftsverhältnisse: Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Tabelle Grimm's ist vervollständigt von F. Körner im Programm der Realschule zu Halle, 1849, S. 17.

Reisen in Westafrika von Whydah durch das Königreich Dahomey nach Adofudia im Innern. In den J. 1845 und 1846. Von John Duncan. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Dresden, Arnold. Zwei Bände. 1848. 8. 3 Thlr.

Zu den unternehmenden Reisenden welche von der Afrikanischen Gesellschaft in London seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fortwährend zur Erforschung unbekannter Länderstrecken Afrikas ausgeschickt wurden, hat sich in neuester Zeit der ebenso kühne als abenteuerliche, aber leider nicht mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstete Schotte John Duncan gesellt. Der militairischen Laufbahn auf welcher er sich 16 Jahre lang ohne Erfolg abgemüht hatte überdrüssig, nahm er 1839 seinen Abschied, und ließ sich bei der Expedition welche 1842 mit großem Kostenaufwande nach dem Niger unternommen wurde als Exercirmeister anstellen. Der traurige Ausgang dieser in der ungünstigsten Jahreszeit gewagten Fahrt ist genugsam bekannt, und wir bemerken nur daß Duncan zu den fünf Leuten gehörte welche von etwa 300 dem Tode entgingen. Vom Fieber ergriffen und in Gefahr sein durch einen vergifteten Pfeil verwundetes linkes Bein zu verlieren, verdankte er sein Leben nur seinem ungewöhnlich kräftigen Körper und der geschickten und sorgsamen Behandlung der britischen Aerzte auf der Insel Ascension. Nach seiner Genesung kam er wieder nach London, wo man ihn längst todt glaubte, und machte sogleich der Afrikanischen Gesellschaft den Antrag Afrika zum zweiten male zu besuchen, und von der Goldküste aus nach dem Innern vorzudringen. Sein Anerbieten fand, wie man sich leicht denken kann, geneigtes Gehör. Schon am 17. Juni 1844 ging er mit allem Nöthigen ausgerüstet auf einer nach der Westküste Afrikas bestimmten Kriegsbrigg unter Segel, berührte Gibraltar und Tanger und landete am 21. Juli zu Cape-Coast, dem Hauptorte der Briten an der Zahn- und Goldküste im Gebiete der Fantis, wo er aber unmittelbar nach seiner Ankunft ernstlich am Fieber erkrankte.

Nach seiner Wiedergenesung machte er zuerst einige ziemlich ergebnißlose Ausflüge an der Küste, und trat dann am 6. Juni 1845 von der Stadt Whydah aus seine Reise nach dem Innern an um das zum Theil nur wenig und zum Theil gar nicht bekannte Reich Dahomey zu besuchen. Der Weg führte durch eine schöne, fruchtbare und starkbevölkerte Gegend, die Duncan aber so oberflächlich beschreibt daß aus seinen Bemerkungen weder für die Erdkunde noch für die Na-

turgeschichte irgend ein Gewinn zu ziehen ist. In der Hauptstadt Abomay wird er freundlich empfangen und hat sogar die Ehre nicht nur in dem überall mit Schädeln erschlagener Feinde geschmückten Palaste zu wohnen, sondern auch mit dem König zu tanzen, was als die höchste Gunstbezeigung gilt, vor ihm und seinen Hofleuten auf der Maultrommel zu spielen, einige Hinrichtungen mitanzusehen und eine Parade des zahlreichen, aus männlichen und weiblichen Truppen bestehenden Heers zu bewundern. Seinem Wunsch das Konggebirge bereisen zu dürfen setzte der König nicht nur kein Hinderniß entgegen, sondern gab ihm sogar eine Schutzwache mit; man muß deshalb umsomehr bedauern daß der Verf. über diese Gebirgsgegend, die er als eine sehr herrliche und gesunde schildert, nur Unbedeutendes und Abenteuerliches, aber fast gar Nichts was zur Bereicherung der Länder- und Völkerkunde dienen könnte mittheilt, wodurch sich sein Mangel an den zu solchen Erforschungsreisen unbedingt nöthigen Kenntnissen hinreichend beurkundet. Die Bemerkungen über die Bewohner dieser Gegenden, die Dahomis, Mahis und Fellatahs, beschränken sich fast nur auf ihr Aeußeres und sind beiweitem nicht so vollständig als man sie bei ältern Reisenden welche mit diesen Stämmen in Berührung kamen findet; auch dürfte das harte Urtheil welches er über diese und andere afrikanische Völker fällt, die er nicht nur als äußerst roh und dumm, sondern auch jeder Cultur unfähig charakterisirt, schwer zu begründen sein.

Da Duncan schon zu Whydah vernommen hatte daß noch weiter im Innern in der Stadt Adofudia ein mohammedanischer Priester lebe, welcher bei dem Tode des unglücklichen Mungo Park zugegen gewesen sei, so beschloß er dahin aufzubrechen, und führte auch sein Vorhaben aus, obgleich die Schutzwache, welche in das mit Dahomey nicht in freundlichen Verhältnissen stehende Land der Fellatahs nicht vorzudringen wagte, ihn verließ. Die Eingeborenen betrachteten ihn wol überall mit Mistrauen, ließen ihn aber unangefochten von Ort zu Ort ziehen, wo er sich jedesmal nur mit großer Mühe Unterkunft und einige Lebensmittel verschaffte. So erreichte er endlich die Stadt Adofudia, welche nach seiner Bemerkung unter 13° 6′ N. Br. und 1° 3′ O. L. liegt und nur zehn starke Tagereisen von Timbuktu entfernt sein soll. Er traf hier wirklich den Priester der seine gewagte Reise veranlaßt hatte, und erfuhr von ihm auch Näheres über den Tod seines Landsmanns. Als nämlich Mungo Park auf seiner Fahrt den Joliba herab bei der Stadt Yaouri in dem gleichnamigen Königreiche landete, gerieth er mit einem in seinem Dienste stehenden Eingeborenen wegen des Lohnes in Streit, und wurde von dem Könige verurtheilt die Ansprüche des Zudringlichen, obgleich dieser im Unrechte war, zu befriedigen; da er aber ohne auf diese Zumuthung zu achten seine Fahrt fortsetzen wollte, versuchte ein Beamter das Fahrzeug festzuhalten. Der durch fortwährende Neckereien gereizte Brite zog nun seinen Säbel und hieb vom Zorne hingerissen dem Beamten, der doch nur seine Pflicht erfüllte, die Hand ab. Die Eingeborenen erhoben hierüber ein furchtbares Wuthgeschrei und warfen zu gleicher Zeit große Steine in das Schiff, worauf Mungo Park mehrmals unter die Menge schoß und mehre Leute tödtete und verwundete. Erst jetzt wurde von dem Volke, welches bisher zum Theil für die Sache des weißen Fremdlings gewesen war, ein allgemeiner Angriff unternommen und Park getödtet oder wenigstens tödtlich verwundet, sodaß er kurze Zeit nachdem man ihn zum Könige gebracht hatte seinen Geist aufgab. Auch alle seine Gefährten wurden umgebracht, denn sie luden die Flinten während Park Schuß auf Schuß abfeuerte. Der König bemächtigte sich sogleich aller im Schiffe befindlichen Gegenstände, die Bücher wurden unter die Priester vertheilt, und zu Amuletten benutzt, die in einer langen metallenen Röhre befindlichen Papiere aber 26 Monate nach dem Ereignisse von einem aus Tripolis gekommenen Weißen um sehr hohen Preis angekauft.

Von Adofudia eilte Duncan, da sich das Uebel an seinem Fuße von neuem zeigte und lebensgefährlich zu werden drohte, möglichst schnell nach Whydah zurück, ging im Februar 1846 an Bord eines englischen Schoners und landete nach einer langweiligen Fahrt von drei Monaten wohlbehalten in seinem Vaterlande. Seine Reiselust war aber noch nicht befriedigt; er ging, wie englische Tageblätter vor nicht langer Zeit meldeten, zum dritten male nach Afrika, und wir hoffen, wenn ihn nicht das Schicksal vieler seiner Vorgänger ereilt, bald die Ergebnisse seiner dritten Reise zu erfahren. 54.

Literarische Notizen.

Ein Geistlicher und ein Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs.

Unter der großen Menge politischer und namentlich auch antirepublikanischer Schriften verdienen zwei der besondern Beachtung, weil die Stellung ihrer Verfasser ihren Worten ein vorzügliches Gewicht gibt. Als die Julimonarchie gestürzt war wendete sich bekanntlich die Kirche mit ziemlich raschem Entschlusse der jungen Republik zu, vielleicht weil sie sich über die Nachwirkung dieses Ereignisses auf die religiösen Interessen täuschte. Jetzt ergreift ein Geistlicher das Wort und verkündet in seiner Schrift „De la liberté et de l'avenir de la République française": daß die Republik nicht der Weg sei zum Heile, und daß die „christliche Monarchie" allein die wahre Freiheit aller Staatsbürger sicherstellen könne, wenn anders ihre höchsten Vertreter ihre Aufgabe und Stellung richtig erfaßten. Schlagender sind die Argumentationen Raudot's, dessen „De la décadence de la France", auf amtliche Erörterungen gestützt, nachzuweisen sucht daß Frankreich hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben sei und dem Untergange immer mehr entgegengehe. Während Rußland seit 1789 37 Millionen, England 15 Millionen, Oestreich 11 Millionen und Preußen 10½ Million Einwohner gewonnen hat, hat sich die Bevölkerung Frankreichs nicht ganz um 6 Millionen vermehrt. Die Cavalerie ist in der sonst trefflichen Armee fortwährend lückenhaft, weil es an Pferden fehlt. Der Boden wird immer mehr und mehr zerstückelt, und hierdurch werden alle landwirthschaftlichen Unternehmungen vereitelt. Allen Ruin des Landes sieht der Verfasser in dem Centralisationssysteme, das die Provinzen in materieller Hinsicht zu Gunsten der Hauptstadt erschöpft und den Launen von Paris vollkommen preisgibt. Die einzige Rettung erblickt er in einer vollständigen Reorganisation des Gemeindewesens, und auf diese die Aufmerksamkeit der Nationalversammlung hinzulenken ist der Zweck seiner schlagenden und warmgeschriebenen Arbeit.

War Nicolas Poussin auch Schriftsteller?

In sehr vielen Biographien und Beurtheilungen über Nicolas Poussin wird dieser berühmte französische Maler auch als der Verfasser einer Theorie der Malerei genannt. Dieser Irrthum ist schon bei seinen Lebzeiten verbreitet gewesen, und hat sich dann aus einem Buche in das andere fortgepflanzt; es ist aber eben ein Irrthum. Jean Dughet, an den Hr. von Chantelou 1666 schrieb um über diesen Punkt die Wahrheit zu erfahren, antwortete demselben: „Sie schreiben mir daß Hr. Cerisier Ihnen gesagt hat er habe ein von N. Poussin verfaßtes Buch bei mir gesehen, welches über Licht und Schatten, über Farben und Proportionen handelt. Es ist an allem Dem kein wahres Wort. Richtig ist es allerdings daß ich gewisse Manuscripte in den Händen habe die über Licht und Schatten handeln, allein die sind nicht von Poussin; Das sind Auszüge von mir aus einem Originalwerke das der Cardinal Barberini in seiner Bibliothek besitzt; der Autor dieses Werks ist der Pater Matteo. Ehe wir nach Paris gingen hat mich Poussin ein gutes Theil daraus abschreiben lassen, und daher schreibt sich vielleicht die irrthümliche Ansicht Poussin sei Schriftsteller." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 162. —— 8. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Es läßt sich weiter die Verwandtschaft durchführen in der Trilogie des Vocalismus und der Ablautung; denn wir wissen jetzt aus dem Sanskrit und Gothischen daß es ursprünglich nur drei kurze Vocale gab, A J U, sowie in der Sprache überall Trilogie waltet: drei Geschlechter, drei Numeri, drei Personen, drei Genera verbi (Activum, Passivum, Medium), drei Zeiten, drei Declinationen. Von der Reinheit der drei Kürzen und vom Gleichmaß der Diphthonge hängt der vocalische Wohllaut ab. Was die Anmuth der Vocale betrifft, so ragen unter allen europäischen Sprachen die lateinische, lithauische und gothische vor, und lassen namentlich die griechische und slawische hinter sich; die schönsten Formeln sind solche welche jeden der drei Vocale aufzeigen, wie die latein. animus, tabulis, virgula, culmina; noch größere Lautreinheit gewährt das Sanskrit. Dazu wird in den drei genannten Sprachen durch lange Vocale und Diphthonge der Vocalismus noch erhöht. Indeß es war dem geistigen Fortschritt der Sprache angemessen von solcher Höhe herabzusteigen und auf Kosten des Lauts eine noch größere Mannichfaltigkeit geschwächter, gebrochener, getrübter Töne zu erzeugen, besonders durch E und O, durch vielfache Umlaute und Assimilationen. Indem die Wörter weniger in den Sinn fallen, werden sie anspruchsloser und für die Abstraction tauglicher. Schon in dieser Hinsicht ist der griechischen Sprache eine höhere Vollendung und Verfeinerung als der lateinischen beizulegen; sie hat die glücklichste Mitte getroffen und von dem ursprünglichen Wohllaut nur soviel aufgegeben als nöthig war um die freieste Beweglichkeit zu entfalten. Insofern kann auch die französische Sprache gewandter und behender als die italienische, die englische ausdrucksvoller als die schwedische heißen, obgleich unter allen romanischen und deutschen Zungen die italienische und schwedische den meisten Wohllaut behielten, darum die singbarsten blieben. Der deutschen Sprache Aufschwung hat nicht die Gunst der griechischen erfahren, sondern ist langsam und mit Unterbrechungen fortgeschritten; immer aber bricht noch, wenn auch weniger in abgeleiteten als zusammengesetzten Wörtern, die althergebrachte Trilogie durch, z. B. Mittag, Umfang, dahinunter. Die nicht urverwandten Sprachen, wie die finnische, kennen jene ursprüngliche Trilogie und allmälig hinzutretende Brechung und Beumlautung nicht.

Ferner zeigt sich die Urverwandtschaft der Sprachen auch darin daß auch der Consonantismus drei durchgreifende Trilogien darbietet, indem seine Laute bald spirantes (H S J V), liquidae und mutae sind, die mutae wiederum bald labiales, gutturales, linguales, bald tenues, mediae, aspiratae; die spirantes gehen in den Sprachen oft ineinander über, die flüssigen (Z R M N) wechseln in den Sprachen sowol häufig die Stelle als andere Consonanten leicht in sie sich abschwächen, z. B. S leicht in R (was und warum; so ist im Deutschen Weser und Werre dasselbe Wort), auch sie selbst leicht verschwinden (fodern statt fordern); wiederum haben sie in den verschiedenen Sprachen in denselben Wurzelwörtern die Neigung eine verschiedene Stelle einzunehmen, wie aus unserm Karl (und zwar hier aus Karl dem Großen) den Slawen der Name und die Würde des Königs wurde: Kral, poln. Krol, russ. Korol, auch ungar. Király, lith. Karalus (lettisch dagegen Kehninsch, nach König). Am deutlichsten tritt das trilogische Gesetz der Sprachen und damit die Urverwandtschaft in den stummen Consonanten hervor, da sie sich nach drei Organen jedesmal dreifach abgestuft entfalten; es sind ihrer folglich neun; die drei Sprachwerkzeuge sind Lippe, Kehle und Zunge, wie sie schon die Ordnung des grichischen und gothischen Alphabets erkennen läßt, indem auf den edelsten aller Laute A gleich B G D als Grundlage der Consonanten folgen. Bei jeder der drei Aeußerungen stummer Consonanz finden nun drei Stufen statt, nach welchen man tenues, mediae und aspiratae zu unterscheiden pflegt. Auch die mutae unterliegen wie die Vocale, die spirantes und liquidae einem mannichfachen, für die Geschichte der Sprache lehrreichen Wechsel. Anziehend ist hierbei daß die Fragwörter im Sanskrit, Zend, Latein, Lithauischen, Slawischen, Irischen und Finnischen mit K, die Antwortwörter mit T anfangen, wogegen das Griechische, Oskische, Welsche mit P fragen; die deutsche Sprache fragt ursprünglich auch mit einem Kehllaut (hoas, huer), später wirft sie denselben ab.

Ein wesentlicher Unterschied der deutschen Sprache

von den andern ist: daß bei urverwandten Wörtern der deutsche Ausdruck jedesmal im Anlaut, aber auch sehr häufig im Inlaut eine Abweichung der Stufe stummer Consonanten zeigt, alle übrigen Sprachen, Sanskrit, Griechisch, Latein, Irisch, Slawisch, Lithauisch u. s. w. stimmen, das deutsche Wort allein entfernt sich, z. B. pater, goth. fadar; latein. canis, irisch cu, goth. hunds; Sanskrit tvam, latein. tu, lith. tu, goth. thu. Das Gesetz dieser Lautverschiebung ist: die Media jedes der drei Organe in einer der urverwandten Sprachen geht im Gothischen über in tenuis, tenuis in aspirata und aspirata in media, und dieser Kreislauf setzt sich im strengen Althochdeutsch fort, sodaß mit einiger Aenderung folgende neun Gleichungen entstehen:

Griech.	B	P	Ph	G	K	Ch	D	T	Th
Goth.	P	F	B	K	H	G	T	Th	D
Althochd.	Ph	F	P	Ch	H	K	Z	D	T

z. B. I. latein. turba, goth. thaurp, althochd. dorf. II. latein. piscis, goth. fisks, althochd. fisc. III. fagus, goth. bôka, althochd. puocha; latein. folium, blat, plat. IV. genus, kuni, chunni. V. canis, hunds, hunt. VI. griech. χόρτος, latein. hortus, goth. gards, althochd. karto. VII. dico, goth. teiha, althochd. zeigin. VIII. tu, goth. thu, althochd. du; lith. Tauta (Deutschland), goth. thiuda (Volk), althochd. diot. IX. θήρ, goth. dius, althochd. tior.

Diese Lautverschiebung begann unter den ostdeutschen Stämmen ungefähr am Ende des 1. Jahrhunderts einzureißen, die zweite Stufe, die wir unter den westlichen Stämmen treffen im Althochdeutschen, scheint sich im 7. Jahrhundert entfaltet zu haben. Die heftige Erregung der Sprache hängt zusammen mit dem heftigen Aufbruche des Volkes.

Kehren wir hiernach zu den Gothen und Geten zurück. Die Getae sind nach der Lautverschiebung gothisch Guthans, die Gaudae, Gautôs; die Aehnlichkeit dieser Namen Getae und Gaudae, Guthans und Gautôs beweist schon die Identität der Völker; die Gaudae sind freilich nicht mehr die alten Getae, aber ihre Sprößlinge. Sie theilen sich früh in die zwei Zweige der West- und Ostgothen, jene ergossen sich nach Spanien, diese nach Italien. Neben ihnen erscheinen schon im 5. Jahrhundert Ostrogothae (Ostgothen) in Norwegen. Alle Gothen geben ihren Helden den Namen Anses, d. i. Halbgötter, die skandinavischen Heldengötter Aesir kamen nach der Ueberlieferung aus Osten. Dies schon widerlegt die alte Sage, als ob die Gothen aus Norden nach Weichsel und Donau hingezogen seien. Anses führt aber auf den Namen Guthans, welches stammt von Guth, Gott, sodaß es Eins ist mit Anses, sowie mit den Dii, die an der Donau Thukydides nennt. Die Westgothen hießen auch Balthae, die Ostgothen Amalae; Balthae hängt aber zusammen mit Baldr, Lichtgott, und bedeutet also: Licht, Göttliche; Amala von amal, Mühe, also: tapfere mühevolle Helden. Sonst heißen die Westgothen auch Thervingi, d. i. Thüringer, die Ostgothen Greuthungi, d. h. Bergbewohner (von griut, Gries, d. i. Sand, Fels). Früh erscheinen die Gothen am Hofe von Byzanz als Bundesgenossen, foederati, mehre Jahrhunderte später ihre nordischen Brüder als Wäringer oder Vaeringjar, d. h. ebenfalls foederati. Viele von ihnen kamen da zu hohen Ehren, der große Belisarius war selbst ein Gothe, und von ihren Sitten war der gothische Waffentanz noch im 10. Jahrhundert in Byzanz üblich. Leider ist von den gothischen Sprachdenkmälern Nichts als die Bibelübersetzung des Ulfilas übriggeblieben, den Reichthum der Sprache bekundet aber schon der Dualis des Pronomens und Verbums, die Passiv- und Medialform des Verbums, die Reduplication, das Partic. Präter. Act.

Neben den Gothen treten als germanischer Stamm an der Donau und in Thracien schon 200 n. Chr. die Bastarnen auf, welcher Name wahrscheinlich von dem bastgewirkten Schild kommt den sie trugen. Dasselbe oder ein verwandtes Volk sind die Peucini, von der Donauinsel Peuke genannt. In der römischen Kaiserzeit erscheinen dann die Gepiden, auch ein gothischer Stamm, auch Sigipedes genannt, was entstanden ist aus Sigugibitha, d. h. Siegesgabe. Ein mit den Gothen wenigstens in vielfacher Berührung stehender Stamm sind die Skiren, zu den Skythen gerechnet, früher nordöstlich, später in Mösien, Pannonien und Italien unter der Anführung des Odoacer auftretend; der Volksname kommt von skeir, d. i. hell, klar, die Namen der Anführer Odoacer (Otacher, Odovacar, von aud, Gut, vakrs, Wächter, Wächter des Gutes, d. i. Hund), Sibeche, Welf (Welf) und Eticho (d. i. Heißhunger), die auch in bairischen und schwäbischen Sagen oft erwähnt werden, enthalten alle den Begriff des Hundes.

Gleich alt sind die Rugier, von Tacitus Anwohner des Oceans genannt, später sowol in Skandinavien als an der untern Donau erscheinend, bis sie Odoacer vernichtet und der Rest sich unter den Gothen verliert; von ihnen hat Rügen den Namen. Mit ihnen werden genannt die Heruler, das Volk des Odoacer, vielleicht von hairus, ein kurzes Schwert, also Schwertträger. Sie erscheinen im Westen, Gallien verheerend, wie an der Donau, in Illyrien und Italien. Nach der Niederlage durch die Longobarden ließen sie sich zum Theil auf römischem Boden nieder, ein Theil zog nach Skandinavien, von wo sich später die südlichen Heruler einen König ihres Geschlechts beriefen. Mit ihnen Eins ist das Volk der Suardonen (von svaird, Schwert). Die Avionen, von Tacitus im nördlichen Deutschland erwähnt, sind die auf der Aue Wohnenden. Die Alanen erscheinen mit Skiren verbündet in Mösien im 5. Jahrhundert und sind verwandt mit den Gothen, später sind sie in Gallien und Spanien. Vielfach in die germanische Sage greifen die Hunnen ein (ihr Königsname Attila ist kein hunnischer, sondern ein gothischer Name und heißt Väterchen) und beweisen für den Zusammenhang zwischen Gothen, Geten und Skythen. Die Vandalen endlich heißen bei Plinius Vindili, verwandt sind die Vindelici des Strabo und Veneti des Tacitus; zur Zeit des Kai-

fers Antoninus wohnten sie an der Quelle der Elbe, dann südlicher in Pannonien und Dacien, bis sie nach Gallien, Spanien und Afrika zogen; auch sie sind den Gothen verwandt.

Alle die gothischen Stämme bekannten sich zum arianischen Christenthum. Sie sind sämmtlich erloschen. Zwischen Ostsee und Schwarzem Meer, ihren alten Sitzen, haben sich Slawen und Ungarn eingedrängt. Ihre zahlreichen Heldenlieder die sie zur Zither sangen sind verklungen.

Als die Gothen ferngerückt waren, wurden die von ihnen bisher umschlossenen deutschen Stämme frei und den andrängenden Slawen benachbart; da trat auch die zweite Stufe der Lautverschiebung ein, wodurch sich die südlichen Deutschen von den nördlichen unterschieden. Die Völker dieser zweiten Lautverschiebung nennen wir Hochdeutsche. Kaum hat sich diese althochdeutsche Lautverschiebung vor dem 5. und 6. Jahrhundert hervorgethan, am Schluß des 7. Jahrhunderts liegt sie offen vor uns da. Der hochdeutsche Dialekt ist ausgegangen von Schwaben, Baiern und den übrigen Völkern die sich an diese anschlossen.

Die Sueven greifen wie die Gothen nach Skythien zurück. Im fernen Osten erhielten sie diesen Namen von slawischen Nachbarn; er kommt von dem slawischen suoba, Freiheit (svobot, frei), wofür die Böhmen, Slovenen und Serben auch sloboda kennen. Die Sueven sind also = Freie. Späterhin nehmen Slawen dieselbe Benennung für sich oder empfingen sie von deutschen Nachbarn zurück, und durch Ironie des Zufalls ging von unterjochten Slawen der Name der Knechtschaft aus (sclavi). Umgekehrt wandten die Deutschen ihren Volksnamen Vandali, Vindili, Veneti (s. oben) als Veneti Winidi auf slawische Nachbarn an. Suevi waren gothisch Svêbôs, althochd. Suâpâ, mittelhochd. Swâbe. Der Name verbreitete sich von Osten her allgemeiner. Unter Ariovist gingen sie über den Rhein, wurden aber von Cäsar besiegt. Als Cäsar über den Rhein ging saßen sie im Walde Bacenis und stießen an die Cherusker; diese waren verschieden von den südwestlichen des Ariovist. Ihr ganzes Land war militairisch in 100 Gaue getheilt. Aus ihnen werden besonders genannt die Semnonen, welche Nichts mit den gallischen Senonen zu thun haben; dieser Sueven Ueberrest sind die nördlichen Schwaben des Mittelalters zwischen Bode und Saale. Die Kraft aber der Sueven ruhte in dem jetzigen Baden, von dort kam Ariovist. Dann wurden sie größtentheils hinter den römischen Grenzpfahl zurückgedrängt, und aus dieser Zeit der drei ersten christlichen Jahrhunderte rühren starke Eindrücke der lateinischen Sprache in Oberdeutschland her. Zu beiden Seiten des Rheins zwischen Bodensee und Mosel herrschte die suevische oder alamannische Mundart; Bingen machte die Scheide gegen die Franken.

Als die Sueven zurückgeschlagen wurden behielten drei ihrer Stämme, die Triboken, Vangionen und Nemeten am linken Rhein ihre alten Sitze und wurden den Römern unterthänig; als sich im 3. und 4. Jahrhundert die Alamannen wieder näherten regten sie sich wieder und verschmolzen nach dem Siege mit ihnen, sodaß ihre Namen verschwinden. Die Vangionen bewohnten den Gau von Worms, die Nemeten den von Speier, die Triboken den von Strasburg; die Vangionen haben den Namen vom goth. vaggs, althochd. wanc, d. i. Feld — wang und wangen ist eine schwäbische Städtenamenendung —, die Triboken von Dreibuchen, die Nemeten von dem heiligen Walde nimidas genannt. Alle drei Namen weisen auf einen diesen Stämmen gemeinsamen heidnischen Waldcultus, wie derselbe überhaupt sich bei den Alamannen fand.

Seit dem 3. Jahrhundert verdrängt den Namen der Sueven der der Alamannen, d. h. Männer vor allen, ausgezeichnete Männer, Helden, und er wurde von diesem südlichsten Stamm, von den Franzosen und Spaniern auf alle Deutsche übertragen; ein Völkerbund, wie man wol angenommen hat, wird nicht damit bezeichnet, sie sind Nichts als die Nachkommen jener alten Sueven: nur war drüben der alamannische Name gebräuchlich, der schwäbische tiefer im Osten.

Von den Alamannen östlich werden genannt die Armilausi, d. h. Aermellose, von der Kleidung; weiter östlich suevische Juthungi, deren Name zusammenhängt mit dem altnordischen iod, Sproß; sie erscheinen mit den Longobarden in Italien. Andere Sueven gingen mit Alanen und Vandalen im 5. Jahrhundert nach Gallien und Spanien, wo ihr Reich bis 583 bestand.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Zustand der englischen Preßfreiheit unter Karl II.

„Die Sternkammer war für immer abgeschafft", berichtet Knight Hunt in seinem lesenswerthen Werke: „The fourth estate: contributions towards a history of newspapers, and of the liberty of the press" (2 Bde., London 1850), „und Old Bailey war der Gerichtshof für die Sünder gegen die Preßgesetze. Das neue Statut bemächtigte sich bald einiger Opfer, und am Tyburner Thore versammelte sich Volk einen auffässigen Drucker hinrichten zu sehen. Auf erhaltenen heimlichen Befehl rüstete sich der Censor L'Estrange in einer Octobernacht 1663 verbotene Druckschriften zu suchen. Er hatte Helfershelfer, und zu seiner Unterstützung namentlich Vier, Dickinson, Mabb, Wickham und Story. Diese wurden nach Mitternacht geweckt und sollten sich auf L'Estrange's Geheiß nach dem Kleidermarkt begeben. Hier hatte sich Milton versteckt als er «Schlimmes im Schilde geführt», und hier wohnte jetzt ein anderer heterodoxer Denker, der Buchdrucker John Twyn, dessen Presse der Behörde als eine der Verbreiterinnen verbotener Gedanken bezeichnet worden war. Später im Zeugenverhöre sagte Wickham aus daß er Hrn. L'Estrange in der Nähe von Twyn's Hause getroffen, daß sie mindestens eine halbe Stunde geklopft ehe man ihnen geöffnet, daß sie gehorcht, und deutlich das Wegwerfen von Papieren, sowie beim Hinaufgehen oben ein Geraffel gehört hätten. Nachdem der unglückliche Hausbesitzer die Thür geöffnet war Wickham an die hintere, ein Anderer an die vordere Thür gestellt worden, die Uebrigen waren ausfuchen gegangen. Man hatte sich sehr bemüht die anstößigen Bogen zu vernichten; der Satz war zusammen und ein Theil der Druckbogen in das Nachbarhaus geworfen, dennoch aber

genug gefunden worden die Anklage zu begründen. Twyn's Lehrling mußte gegen seinen Herrn Zeugniß ablegen, und die Richter waren mit dem die Krone vertretenden Serjeant Morton sehr bald einverstanden daß Twyn's Verbrechen Hochverrath sei. Das strafbare Buch wiederholte den unterm Gemeinwesen oft ausgesprochenen Grundsatz: «Die Vollstreckung eines Urtheils, und die Handhabung der Gerechtigkeit sind ebenso gut Sache des Volks als der Obrigkeit, und verkehrt die Obrigkeit das Urtheil, so ist das Volk durch göttliches Gesetz verpflichtet es ohne sie und an ihr zu vollstrecken». In seiner Vertheidigung räumte Twyn ein daß er die Bogen gedruckt; der Gegenstand sei ihm zwar muthig, aber in keiner Weise verletzend vorgekommen; das Manuscript habe ihm das Dienstmädchen eines gewissen Calvert gebracht, und er für den Druck 40 Schillinge erhalten. Außerdem führte er zu seiner Entschuldigung an daß er arm sei, und die Seinigen mit seiner Hände Arbeit ernähren müsse. Solche Entschuldigungen galten Nichts, und die Geschworenen fanden ihn schuldig. Nach diesem furchtbaren Ausspruche sagte Twyn: «Ich bitte demüthig um Gnade; ich bin ein armer Mann mit drei kleinen Kindern; habe auch nie ein Wort davon gelesen.» «Ich will Euch sagen was Ihr thun müßt», erwiderte der Oberrichter Hyde, an welchen die Bitte ergangen war; «bittet Diejenigen um Gnade die sie gewähren können, das heißt Gott und den König.» «So bitte ich Euch in tiefster Demuth Sr. Majestät Gnade zu ermitteln», flehte der verurtheilte Drucker. «Bindet ihn, Henker», war die einzige Antwort des Oberrichters, welcher nun das Urtheil fällte. Es macht das Blut gerinnen dieses Urtheil in den Acten zu lesen. «Aus innerster Ueberzeugung sage ich», begann der fuchsschwänzende Oberrichter, «daß wir meines Erachtens unter einem so gnädigen und guten Könige» — wohl zu merken, Karl II. — «das höchste Glück auf Erden genießen. Deshalb verdient Ihr, Twyn, der in der Bosheit Eures Herzens ihn so verleumdet, keinerlei Gnade.» Nach einigen weitern Loyalitätsversicherungen, und nach der Erklärung daß es hohe Zeit sei ein Exempel zu statuiren, um Diejenigen zu schrecken die einen Königsmord nicht scheuen würden, entschied der Richter: daß Twyn auf einer Schleife zum Richtplatz geschleppt, am Halse aufgehängt, noch lebend abgeschnitten, und in einer Weise verstümmelt werden solle die aus Schicklichkeitsgründen nicht erwähnt werden kann; daß seine Eingeweide dann herausgerissen, «und», fuhr der Richter fort, «falls Ihr noch lebt vor Euern Augen verbrannt, Euch der Kopf abgeschnitten, und über Euern Kopf und Eure Viertel nach dem Willen Sr. Maj. des Königs verfügt werden soll.» «Ich flehe demüthigst zu Eurer Lordschaft», schrie Twyn in Todesangst, «meiner Lage zu gedenken, und für mich zu bitten.» «Ich würde in solchem Falle nicht für meinen Vater bitten wenn er noch lebte», antwortete der blutdürstige Richter Hyde in der Grausamkeit seines Herzens. Der unglückliche Buchdrucker wurde nach Newgate zurückgeführt um später nach Tyburn gebracht zu werden, wo bald darauf die Vollstreckung des Spruchs erfolgte. Sein Kopf und sein geviertheilter Körper wurden über dem Ludgate, dem Aldersgate und den andern Thoren der City aufgesteckt, daselbst zu faulen und zu verwesen." 8.

Bibliographie.

Bernhard, C., Gesammelte Werke. Deutsch von K. L. Kannegießer. 15ter Band — A. u. d. T.: Zwei Freunde. Novelle. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr.

Christus war Mensch! Grundzüge der „Neuen Lehre." Vom Verf. von „Jesus der Essäer" rc. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Grotefend, G. F., Bemerkungen zur Inschrift eines Thongefässes mit ninivitischer Keilschrift. Nebst 3 Steindrucktafeln. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 16 Ngr.

Hartmann, J. C., Dramatische Erstlinge. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Hebbel, F., Herodes und Mariamne. Eine Tragödie in fünf Acten. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Helfferich, A., Briefe aus Italien. II. — A. u. d. T.: Römische Zustände im Frühjahre 1850. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Krane, C., Die Religion der Humanität, in ihrer geschichtlichen Begründung durch die schöpferischen Persönlichkeiten der Neuzeit, dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volkes. Worms, Schmidt. 8. 15 Ngr.

Lambeck, A. G. H., Geschichte der Begründung und des Wachsthums der Reformation in Westpreußen. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Männer der Gegenwart. Neue Folge. II. Dr. Alex. Bach, k. k. österreichischer Minister des Innern. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Montbé, A. v., Der Mai-Aufstand in Dresden. Auszugsweise bearbeitet nach officiellen Quellen. Mit 1 Plane. Dresden, Höckner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nork, F., Andeutungen eines Systems der Mythologie, entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und Hierologie des alten Orients. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr.

Oettinger, E. M., Clerodendron fragrans. Toilettenblume für Liebende. Leipzig, Thomas. 16. 15 Ngr.

Pertz, G. H., Das Leben des Ministers Freih. vom Stein. 2ter Band: 1807 bis 1812. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rauch, F., Die sechs Grundwahrheiten des Christenthums dargestellt und erläutert in 28 Predigten. 1ste Lieferung: 1—12. Predigt. München, Franz. 8. 12 Ngr.

Ungarns gutes Recht. Eine historische Denkschrift von einem Diplomaten. 1sten Heftes 2te Auflage und 2tes Heft. London. Gr. 8. 15 Ngr.

Weidauer, M. F., Grablieder. Buchholz, Adler. 8. 9 Ngr.

Wolff, O., Die berühmte Lehnin'sche Weissagung über die Schicksale der Mark Brandenburg und des Hauses Hohenzollern, deren Entstehung, Verfasser, Bekanntwerdung, Bedeutung und Inhalt, wie auch die darüber aufgestellten älteren und neueren Hypothesen historisch kritisch beleuchtet, gewürdigt und erklärt. Grünberg, Weiß. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Berkholz, C. A., Drei ernste Fragen in Zeiten schmerzlicher Heimsuchung. Predigt am Sonntage Esto mihi, den 5. März 1850, zu Riga gehalten. Riga, Götschel. 8. 3 Ngr.

Bernoulli, C., Wir sind Gottes Tempel. Predigt, gehalten zu Basel am 5. Aug. 1849. Basel, Bahnmaier. 8. 2½ Ngr.

Cooper, C. F., Ein Wort über die Schulfrage vor Gott und allem Volk an Minister und Stände. Stade. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Daudt, C., Auch eine actenmäßige Darstellung, veranlaßt durch die actenmäßige Darstellung Großh. Ministeriums über die kirchlichen Mißverhältnisse zu Kirchbrombach. Ein Beitrag zur Hessischen Kirchengeschichte neuester Zeit. Darmstadt, v. Auw. Gr. 8. 4 Ngr.

Heiland, K. G., Ueber Gymnasialbildung. Zwei Reden gehalten im Domgymnasium zu Halberstadt bei Entlassung der Abiturienten. Halberstadt, Franz. Gr. 8. 3 Ngr.

Kittel, J. J. C., Gib Gott dein Herz! Eine Confirmationsrede, am Palmsonntage 1850 zu Spornitz gehalten. Ludwigslust, Hinstorff. Gr. 8. 2½ Ngr.

Koch, R., Was glaubt ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Eine Predigt gehalten den 25. März 1850, als am Feste Mariä Verkündigung, zu Augsburg. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 163. —— 9. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

Das zweite hochdeutsche Volk sind die Baiern, ein deutsches Volk mit keltischem Namen. Sie hießen erst Markomannen und wohnten in Böhmen, woraus sie die keltischen Boji vertrieben hatten; Markomannen aber bedeutet Grenzbewohner, sie bildeten nämlich südwärts die Mark Deutschlands gegen die Kelten in alter Zeit oder gegen die Römer. Hernach drängten Slawen sie über die Donau, und nun paßte für sie der Name Markomannen nicht mehr, sie hießen hinfort Bojovarii, Baiern, d. h. aus Böheim Stammende; der Name Böheim blieb aber für das alte Land bestehen auch unter slawischen Czechen, wie er unter deutschen Markomannen bestanden hatte. Die Nachbarn der alten Markomannen waren die Quaden, in Mähren, die sich seit dem 5. Jahrhundert unter suevischen Namen verloren; der Name dauerte fort in dem mittelhochdeutschen Geschlechtsnamen Kadolt, die Ableitung ist unsicher.

Beide Stämme, die Schwaben und Baiern, waren Verehrer des Kriegsgottes wie die Daken, Geten, Thraker, des Ziu; die alten Schwaben hießen geradezu Ziuvari, d. h. Marsverehrer. (Der Name des Gottes ist vielleicht erhalten in dem Ausruf ziu dar näher; und daraus vielleicht ziether! zeter! entstanden; der Dienstag heißt noch in schwäbischer Mundart Ziestag, in bairischer dagegen Ertag, von Eru, dem Namen desselben Kriegsgottes bei Markomannen und Cheruskern.) In Schwaben und Baiern hat sich wie die ganze Natur und Gewalt unserer hochdeutschen Sprache, so auch unserer alten Poesie kundgegeben.

Was den Sueven am obern Rhein mislungen war, die Bewältigung Galliens, gelang am untern Rheine einige Jahrhunderte später den Franken. Der Name kommt von frank, frei; verkehrt ist die Ableitung von framea, Speer, framea ist erst aus franca verderbt, franc aber die Waffe von dem Volksnamen entlehnt (angelsächsisch franca, westgothisch francisca); sie war eine fränkische Eigenthümlichkeit. Der Name existirte schon wenigstens im 1., nicht erst als Bundesname im 3. Jahrhundert.

Zu den Franken gehörten die Sigambern, welche zu Cäsar's Zeit zwischen Sieg und Lippe wohnten bis ins spätere Sauerland hinein. Vor dem Anfalle Cäsar's zogen sie sich in die Wälder zurück, als aber Drusus sie geschlagen, wurde ein Theil von den Römern auf das linke Rheinufer versetzt; doch blieben Viele auf der rechten Seite und nahmen theil an dem Cheruskeraufstande. Später soll eine sigambrische Cohorte in Pannonien an der Donau gestanden und eine Stadt an der Stelle des spätern Buda gegründet haben. Der Zusammenhang des merovingischen Königsgeschlechts mit den Sigambern leuchtet daraus hervor daß Chlodwig noch Sigamber genannt wird. Was den Namen betrifft, so ist die Ableitung von dem Flusse Sieg wegen der nicht erklärbaren Endung ambri zu verwerfen, und die vom althochdeutschen gambar, tüchtig, verständig, und eine Zusammenziehung aus Sigigambri, d. i. die Siegreichen, vorzuziehen. Die aufs linke Rheinufer versetzten Sigambern werden unter den Gugernern verstanden, in deren Gebiete Geldaba oder Geldapa, jetzt Gellep, lag.

Die Endung dieses Worts bedeutet Wasser, und diese Bedeutung findet sich auch in dem Namen Ubii, welche Anwohner erst des rechten, seit Augustus des linken Rheinufers und ebenfalls Franken waren. Aus ihrem Hauptorte Ubiorum ara entfaltete sich später Köln, Colonia Agrippinensis, aus welchem Namen in unserm Heldenbuch der Name Grippigenland rührt. Dasselbe was Ubii bedeutet der Name der ripuarischen Franken, vom latein. ripa, Ufer, welches in den romanischen Sprachen den Begriff Fluß annimmt (französ. rivière). Im Mittelalter war der Name Ubier längst verschollen und wurde Ripuarien durch Riflant verdeutscht. Den ripuarischen Franken zur Seite stehen die salischen; es sind ältere Franken, besonders Sigambern, die von Westen nach Osten gezogen waren und im 3. Jahrhundert im Gau Salo an der Yssel wohnen, wo noch jetzt ein Landstrich Salland heißt. Von da zogen sie südlich nach Toxandria, zwischen Maas und Schelde, zur Zeit des Kaisers Probus; zu Julian's Zeit sind sie wieder westlich der Schelde. Dann zogen sie nach Südwest, Chlodio eroberte bis zur Somme; der Kohlenwald (Carbonaria) bildete die Scheide zwischen Neustrien (d. h. Niuwestrie, neues Westerland, das westliche oder romanische Frankenland) und Austrasien (das östliche oder deutsche Frankenland); der Berg von Laudunum (Lyon)

wurde fränkischer Königssitz. Am Ende des 5. Jahrhunderts wurde dann durch Chlodowech das Frankenreich ausgedehnt und mächtig.

Unter den den Franken nahverwandten Völkern treten hervor der batavischen Insel gegenüber zwischen Friesen und Bructerern, neben den Angrivariern die Chamaven des Tacitus, wo später der Gau Hamaland ist: die Endung ari bezeichnet Flußanwohner, sie zogen sich bis Emmerich hin und stießen da an die Chattuarier. Ferner die Bructerer zwischen Ems und Lippe, deren Name von bëraht, glänzend, berühmt, kommen könnte, und denen die Seherin Veleda angehörte, und die Tencterer, alt wol Tengtheri (Tenchtheri) vom altnord. tengdr, verbunden, verwandt, gothisch Taggidaharis, althochd. Zenktheri, Zantheri, südlich von den Bructerern; Cäsar drängte sie zurück, dann sind ihre Sitze schwankend und nach dem 2. Jahrhundert schwindet ihr Name. Mit ihnen erscheinen bei Tacitus immer verbunden die Usipetes, in der Einzahl Usipes; sie wohnten zwischen Rhein und Main im Gebiete von Nassau und verlieren sich seit dem 2. Jahrhundert im fränkischen Reiche.

Ueber die fränkische Sprache liegen nicht viele Documente vor, unter Anderm in der Malbergischen Glosse. Das Bemerkenswertheste ist das Ch im Anlaut, welches im Althochdeutschen in H überging; die Sprache hielt eine gewisse Mitte zwischen der hochdeutschen und sächsischen. Die Thiersage von Reinhart und die Nibelungen- und Siegfriedsage ist von den Franken ausgegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende Mai 1850.

Vor zwei Jahren war fast die ganze deutsche Literatur auf den erschütternden Zauberschlag der Revolution in Nichts als Placate und ganz dünne Flugschriften zusammengeschrumpft. Die That hatte das Feld inne, und es schien endlich auch einmal für uns die Zeit zu kommen nach welcher sich die Gesellschaft in mehr oder weniger bewußtem Drange sehnte, und die selbst bedeutende Literarhistoriker, wie Gervinus, als die Grundbedingung einer neuen, höhern literarischen Entwickelung ansahen. Man erinnert sich gewiß noch des Verdammungsurtheils welches der Genannte mit den bittern Worten Percy's in Shakspeare's „Heinrich IV." namentlich über die ganze moderne deutsche Belletristik aussprach. Deutschland fing nun auch an Geschichte zu machen. Wir wissen was seither geworden ist, und müssen allerdings zweifeln ob die gegenwärtigen Zustände schon geeignet sind dem Boden die wahrhaft gedeihliche Nahrung für den Baum der Zukunft zu spenden.

Die Placate sind inzwischen verschwunden, die Flugblätter verwandeln sich wieder in umfangreichere Broschüren und in vollständige Bücher und Werke. Berlin zeigt sich vorzugsweise thätig, und lieferte namentlich in den letzten Wochen viele Waare auf den literarischen Markt. Wir blätterten Manches durch und fanden daß die moderne Wendung der Dinge das fast durchgehende Grundthema bildet. Es wird diese Wendung im entschiedensten Sinne und auf die verschiedenste Weise ausgebeutet, nicht nur in Parteischriften, wozu wir größtentheils auch die vielen Heilungspläne für die Krankheit der Gegenwart rechnen können, und in mehr oder weniger belletristisch gehaltenen politischen Memoiren (wie z. B. von H. Lessing, A. Springer u. s. w.), sondern selbst auch in Erzeugnissen der reinschönwissenschaftlichen Literatur, im Roman. A. von Sternberg und Frau Aston hatten, im feindlichsten Gegensatz zueinander, den Anfang gemacht die Märzereignisse für belletristische Darstellungen auszubeuten; ihnen folgten jüngst Fanny Lewald, Streckfuß und Andere.

Wir greifen unter den berliner literarischen Erscheinungen letzter Zeit zunächst ein Büchlein heraus, dessen Titel so stolz klingt daß es der Verf. für rathsam fand sich hinter diesem prunkenden Gewande in eine stille Anonymität zu verstecken: es nennt sich „Die Erneuerung der Gesellschaft und die Mission der Wissenschaft". Wir wollen sehen ob es dem Verf. gelungen einige haltbare Fäden auf den Webstuhl der Zeit zu spannen. „Zwei mal", heißt es im Vorwort, „hat der gallische Hahn gekräht. Als er zum ersten mal krähte da hatte die Stunde geschlagen für den Feudalstaat, als er zum zweiten mal krähte da hatte die Stunde geschlagen für die Restauration. Jetzt kräht er zum dritten mal. Die kreischende Stimme durchdringt die Länder Europas, und aus der letzten Ruhe schrecken die Völker auf." Die Warnung ist um so triftiger, als Diejenigen welche die eigentlichen Träger und Apostel des Geistes auf Erden sein sollten bisher ihren Herrn und Meister trotz alles Hahnenkrähens immer wieder verleugneten. Der Verf. dringt auf Erneuerung der ganzen Gesellschaft mittels einer neuzugründenden Gesellschaftswissenschaft. „Wir werden", sagt er, „die Aufgabe dieser Wissenschaft entwickeln, indem wir gleichzeitig die Unzulänglichkeit der bisher herrschenden Wissenschaft darlegen. Haben wir dann die Elemente einer neuen Weltansicht gewonnen, so werden wir ferner fragen: welches die realen Grundlagen sind auf denen diese Weltansicht zu einem lebendigen Princip erstarken, und durch welche Organe endlich dieses Princip in alle Kreise der Gesellschaft eindringen möge." Die Deutschen sind von jeher groß im Zerstören gewesen: sie haben die alte Welt, das alte Rom zu Grabe gebracht, sie haben das päpstliche Rom gestürzt, ihre mächtige Kritik zertrümmert noch fortwährend Alles was sich irgend übertrieben mit seiner Positivität brüstet. Auch unser Verf. führt das Vernichtungsschwert mit einer gewissen Kraft; er kennt die schwachen Stellen des Gegners genau, und weiß ihm tödtliche Streiche beizubringen. Er macht eine ziemliche Strecke weit tabula rasa. Wo es dann aber gilt das neue Gebäude aufzuführen, den neuen Organismus ins Leben treten zu lassen, da erleben wir auch hier wieder eine alte Erfahrung: der Verf. ist, um es vorweggreifend anzudeuten, tüchtig in der Negation, mittelmäßig dagegen in der selbständigen positiven Behauptung. Sein Büchlein erinnert an den berühmten Anfang der Horazischen Epistel an die Pisonen: vorn ein menschlicher Kopf, hinten ein Thierleib, das Ganze ein Monstrum. Es geht ihm wieder, um nur ein Beispiel vom speculativen Felde beizubringen, nicht anders wie einem der ausgezeichnetsten Denker Deutschlands, Ludwig Feuerbach. Feuerbach leistete Großes in seiner Kritik Hegel's, wie in der des Christenthums: wie Hercules den Antäus hob er den riesigen Gegner in den scharfen Aether der Dialektik, umspannte ihn athembeklemmend, und zeigte ihn der Welt in dieser mislichen Situation. Wer jedoch hat seine kleine Broschüre „Die Philosophie der Zukunft" gelesen, und sich nicht gewundert daß ein so scharfsinniger Kopf beim originalen Schöpfungsact so sehr die kritische Grundanlage seiner Natur verleugnet! Die Gesellschaftswissenschaft unsers Anonymus soll uns das einheitliche Band aller Lebensrichtungen enthüllen, und für die Mannichfaltigkeit der Bestrebungen den einheitlichen Plan vorzeichnen. Allerdings geht mit der gegenwärtig nur zu sichtbar fehlenden Einheit der höhere Zweck verloren, nämlich die Richtung auf den lebendigen Menschen, mit dem die Forschung anheben, und auf den sie zurückkehren muß; und ebenso ist das Wissen viel zu sehr Selbstzweck als daß es die ethische Praxis siegreich verfolgen könnte. Bisher haben sich bekanntlich neben der Po-

litik die Nationalökonomie und der französische Socialismus mit der Lösung der gesellschaftlichen Probleme befaßt. In der Nationalökonomie werden, wie der Verf. richtig bemerkt, die Dinge weniger nach ihrem Gebrauchswerth, nach ihrer realen Bedeutung für das menschliche Leben als nach ihrem Tauschwerth geschätzt. Alles wird zur Waare: der Preiscourant steht als Götze auf dem Altar, und der Arbeiter fällt als das erste Opfer. Weil die industriellen Erzeugnisse tauschbarer sind als die landwirthschaftlichen, hat die Nationalökonomie vorzugsweise die Bedeutung der Industrie hervorgehoben, wodurch das gesunde Verhältniß zwischen Landbau und Industrie zerrüttet worden. Die Nationalökonomie stellt sich die Aufgabe uns statt glücklich durchaus reich zu machen, und gibt sich alle erdenkliche Mühe für diesen Zweck die Consumtion und Production bis aufs höchste zu steigern. Von der Sache geht man aus, die Sache ist das Ziel, der Mensch das Mittel. Mit der vermehrten Consumtion und Production tritt die Concurrenz ein, mit der Concurrenz fallen die Arbeitslöhne, und die Arbeiter hören sehr bald auf Consumenten zu sein. Die Reichthumslehre erschafft einerseits die großen Geldmächte, und endigt auf der andern Seite mit Zersplitterung, mit Erniedrigung der Massen, mit einem hungernden Proletariat. Während die Nationalökonomie den Individualismus proclamirt, verfolgt der Socialismus das entgegengesetzte Ziel; er bezweckt eine mechanische Zwangseinigung um dem Menschen seine Genüsse zu sichern. Der Kampf gegen den Socialismus ist in Frankreich längst in vollem Gange, leider nur mit sehr falschen Mitteln, da sich Reformen des Gesellschaftsverbandes einmal als unabweisbar herausstellen. Hat namentlich die dort sogenannte „conservative" Partei überhaupt ein Recht gegen den Socialismus zu Felde zu ziehen? Wer sind denn diese Conservativen? fragt unser Anonymus. Die Antwort lautet bei ihm: „An der Spitze stehen die Söhne der Revolution, Männer wie Thiers, vor wenigen Jahren noch die Panegyristen des Terrorismus, und selbst in allen politischen Intriguen bewandert, Männer welche moralisch nicht berechtigt sind heute als die Advocaten der bedrohten Gesellschaft aufzutreten. Ferner die Industrieritter und Schnapphähne der Börse, welche nachdem sie sich selbst seit 30 Jahren durch den Raub bereichert jetzt die Heiligkeit des Eigenthums proclamiren. Ferner endlich Elemente der legitimistischen und klerikalen Partei, denen man wenigstens zugestehen muß daß sie allein ohne einen moralischen Widerspruch zu begehen die socialistischen Bestrebungen bekämpfen dürfen." Was also die Majorität der sogenannten conservativen Partei treibt ist nichts Anderes als eine beschränkte Selbstsucht: Alles bringen sie ihrer Geldherrschaft zum Opfer. Und wenn man weiß was diese Geldherrschaft gerade in Frankreich besagen will, mit wie absonderlichen Verhältnissen sie daselbst in Verbindung steht, dann wird man einerseits die Macht derselben, andererseits die Erbitterung der Socialisten begreiflich finden. Unser Verf. legt das Geständniß ab daß im Socialismus trotz seiner Mängel nichtsdestoweniger ein gewisser Fortschritt zutagekomme, und zwar „indem die Abhängigkeit der Einzelexistenz von den Gesammtverhältnissen allgemeiner bekannt werde, und indem aus dem dürftigen Schematismus des (politischen) Repräsentativsystems die Idee eines gesellschaftlichen Organismus hervortrete". Durch die Verwahrlosung der ökonomischen Basis mußte natürlich auch die Erkenntniß der politisch-moralischen Welt gestört und verwirrt werden. Die Oekonomie huldigte dem Materialismus; die Politik wurde ein körperloses Schemen, indem sie den „reinen Staatsbürger" erfand und sich zur Aufgabe stellte. Weder die rationale noch die historische (und romantische) Politik haben die menschliche Gesellschaft in ihrem Zusammenhange erfaßt. Beide blieben rücksichtlich höherer Zwecke erfolglos: beide concentrirten ihre ganze Aufgabe in der Frage nach dem Verhältniß zwischen Regierenden und Regierten, also nach Ursprung, Umfang und Ausbildung der Souverainetät. „Die Staatslehre", sagt der Verf., „hat vergessen wie außer den Verhältnissen zwischen Regierung und Volk noch die um Vieles mannichfaltigern und wichtigern Beziehungen zwischen den verschiedenen Lebenskreisen des Volks selbst in Betracht kommen, und die man kurzweg die socialen nennen mag, während jene die eigentlich politischen bilden; sie leidet also an dem Grundfehler daß sie eine blos politische Verfassung entwickelt, die sie als etwas für sich selbst Bestehendes ansieht. Die wirkliche Staatsgesellschaft aber stellt sich dar in einer Socialverfassung in welcher die politische Verfassung nur ein Glied bildet." Nicht der verschiedene Grad des Herrschens und der Beherrschung soll in Zukunft den gesellschaftlichen Rang bestimmen; dieser soll vielmehr sein inneres Maß in dem Beruf finden worauf er beruht. „Die Feudalstände verwandeln sich in Berufsstände. Die mittelalterliche Pyramide wird ein Kreis von Kreisen. Das neue Königthum tritt von dem Gipfel in den Mittelpunkt", und wird zur Socialmonarchie. Vorzugsweise war nach unsers Verf. Ansicht der Liberalismus daran schuld daß die Regierungen immer mehr in Unproductivität versanken, und die socialen Angelegenheiten sich selbst überließen. Die Regierungen entsetzten sich als sie von Organisation der Arbeit hörten wie vor einem revolutionnairen Attentat, während ja schon die mittelalterliche Socialverfassung nichts Anderes als eine Art von Organisation der Arbeit war. Der Verf. erklärt die Organisation der Arbeit für die allerwesentlichste Aufgabe der Zeit, die durch die Herrschaft der mobilen Capitale zerrüttet worden. Grundbesitz als die Grundlage der Gesellschaft, und Arbeit als das sich an den Grundbesitz enganschließende, eigentlich Schaffende, sind nach ihm die einzigen Quellen des Wohlstandes, „während das mobile Capital an und für sich durchaus unproductiv ist, und nur dann belebend wirken kann wenn es jenen beiden Elementen dient". Es kommt nun hauptsächlich darauf an den Grundbesitz mit der Arbeit in unmittelbare Berührung zu bringen, und zwar namentlich durch ein Creditsystem welches den Werth des Grundbesitzes und der Arbeit circulationsfähig macht, und die Vermittelung der Geldmacht soviel als möglich paralysirt. Wenn der Verf. vorzugsweise darauf dringt die sittliche Bedeutung des Berufs zur lebendigen Ueberzeugung zu erheben, so erinnert uns Das in gewisser Hinsicht an die communistische und socialistische Idee von der Annoblirung der Arbeit. Gerade in ihrem Höherstreben nach dem Geistigen hat die Welt den Berufen und Arbeiten zu denen ein geringerer geistiger Fonds verbraucht wird eine niederere Stellung angewiesen; und wir sind überzeugt daß alle Annoblirungs- und sittlichen Bedeutungsdecrete Nichts helfen werden der Obmacht des Geistes eine Schranke zu setzen. Die Familie und die Berufsarten gelten dem Verf. als die beiden großen Hauptelemente für das sociale Gewebe; die Gliederung der Gesellschaft nimmt eine politische Richtung an, indem die Berufsstände die Basis der Repräsentation werden, in welcher sich die ganze Mannichfaltigkeit des Nationallebens zusammenfaßt; denn eine wahre Repräsentation darf sich nach ihm weder auf Massenverhältnisse noch auf sogenannte Interessen gründen. Die Regierung bildet sodann den Concentrations-, nicht den Centralisationspunkt. Der Verf. kommt nochmals auf die hohe Bedeutung des Berufs zurück. „Wenn wir durch eine Socialpolitik die Idee einer Socialverfassung erlangt haben, werden wir auch den Gegensatz historischer und rationaler Principien überwinden, der sich auf den Gegensatz einer übertragenen und einer in sich selbst ruhenden Gewalt reducirt, wonach hier die Autorität, dort die Repräsentation in den Vordergrund tritt. Die Idee des Berufs, beide Gegensätze berührend und verknüpfend, bietet sich uns als ein Ausgangspunkt der Versöhnung dar." Im Beruf liegt somit die neue „Gnade Gottes". Wir sind eigentlich schon längst bei den positiven Satzungen des Verf. angelangt. An dieser Stelle jedoch finden wir uns zum ersten male besonders veranlaßt ihm ein Halt! zuzurufen. Der Anonymus läßt es bei aller Anerkennung für die Würde des Berufs, was wir im mindesten nicht tadeln wollen, ganz außer Acht sich einfach zu fragen

wie es denn nun möglich sei einem Jeden nach seinem Talent zu seinem Berufe zu verhelfen. Auf diese Frage aber kommt es gerade hauptsächlich an: sie ist gewissermaßen nichts Anderes als die Rückseite der ganzen socialen Bewegung selbst. Ist erst ein Jeder im Stande sich nach seinen Fähigkeiten zu entwickeln, und wird ihm, was nothwendig dazu gehört, für die Ausübung der Berufsthätigkeit der nöthige Spielraum geboten, dann ist die sociale Aufgabe überhaupt gelöst. Denn der nöthige Spielraum bedingt gleicherweise auch die nöthigen materiellen Existenzmittel. Strenggenommen lag die Rücksicht auf die Entwickelung des Menschen und seiner Fähigkeiten allen Verfassungen civilisirter oder sich civilisirender Nationen und Gesellschaften, wenn auch nicht klar erkannt und ausgesprochen, zugrunde; der Humanismus der neuern Zeiten, und namentlich der Socialismus hat das Verdienst die Frage nach den irdischen Zwecken des Menschen bestimmt formulirt zu haben. Unser Anonymus zieht für seine Positionen nur schematistische Linien; wir jedoch verlangen gerade nach der Substanz. Wir fragen was muß geschehen, welche Processe müssen vorsichgehen um die Gesellschaft so einzurichten daß Jeder die Mittel hat seinen Anlagen ihr Recht widerfahren zu lassen und den ihm gebührenden Beruf zu ergreifen. Die Frage schwebt noch immer. Wir besitzen glänzende Systeme in Menge, aber wenig neue, große, praktische Gedanken. Erwarten wir die Erneuerung oder die Organisation der Gesellschaft überhaupt niemals von einem System; denn stets waren es nur einzelne, vielleicht plötzlich erwachte Gedanken, Gefühle, Stimmungen welche die Menschheit wahrhaft tief ergriffen, und im Verlauf der Zeit die Wirkung des Senfkorns im Evangelium äußerten. Der Verf. erhofft die Erneuerung der Gesellschaft von zwei Elementen, von der Natur und vom Evangelium, aus dem er allerdings nur das „Unvergängliche" erhalten wissen will. „Die sociale Wissenschaft der Zukunft", sagt er, „soll auf dem Landbau beruhen, und dann", fügt er hinzu, „erfodert dieselbe einen Bund in Gemeinschaft lebender Gelehrten." Mit letzterm Satze beginnt die Phantastik; wir werden dabei an eine Erneuerung des uralten Pythagoräismus oder der mittelalterlichen Klöster erinnert. Die verschiedenen Gelehrtenbünde, aus Mitgliedern mannichfacher Doctrinen bestehend, sollen, um der Urpraxis der Welt gegenüber zu leben, auf Landgütern residiren, und zugleich Erziehungszwecke verbinden. „Auf dem Landbau beruhend", sagt der Verf., „soll unser Institut eine Musterwirthschaft darstellen, sowol für das Technische desselben als für die ländlichen Arbeits- und Dienstverhältnisse. Die gemeinsame Bewirthschaftung des gemeinsamen Guts bildet das reale Band für die Glieder des Bundes, den Ausgangspunkt für ihr geistiges Zusammenwirken. Dieses bezweckt die Regeneration der socialen Wissenschaft." Und damit wäre denn die Mission der Wissenschaft gegeben! Alles in Allem genommen schwebt dem Verf. eine Verbindung uralter Elemente mit ganz modernen Ideen vor Augen. Er haßt den Liberalismus, den Constitutionalismus, die Republik; er ist christlicher Monarchist und socialistischer Feudalist; in ihm treffen Fourier, Proudhon, Stahl und der heutige Schelling zusammen, eine gar wundersam eklektische Mischung! Der Eklekticismus beruht allerdings auf dem schönen Spruch: „Prüfet Alles und das Gute behaltet"; aber er ist unfruchtbar, die Geschichte hat es noch immer bewiesen, und nie war er das charakteristische Merkmal einer wirklich großen Epoche. Der Gang der Geschichte, des Geschehens, manifestirt sich der Art daß eine neue Entwickelung stets nicht mit einem Universalen, Mannichfachen, sondern mit einem Einfachen, Einseitigen beginnt. Muß doch jeder Handelnde in ähnlicher Weise, wenn er von der Reflexion zur That übergeht, einer gewissen Einseitigkeit huldigen; die Einseitigkeit die wir meinen, und die man nicht misverstehen wolle, gehört zu den wesentlichen Bestimmungen einer Thätigkeitsäußerung: die Reflexion kann nur dann That werden wenn sie sich beschränkt. Aus der Allseitigkeit, aus dem Rücksichtnehmen nach allen Seiten entspringt niemals die That. Die Geschichte lehrt sogar daß ein Princip um so schneller einen faulen Organismus zerstört, das mattgewordene Alter zu Grabe bringt, mit je speciellerer Bestimmtheit es hervortritt. Die weitere Aufgabe der Geschichte befriedigt sich sodann darin, im Verlauf von Decennien oder Jahrhunderten die Schroffheit zu überwinden. Eine neue Entwickelung tritt fast immer auch mit Kampf, mit materiellem Kampf hervor: der Kampf hat äußerlich die Leidenschaft zur Basis, und auch die Leidenschaft ist immer einseitig. Kurz, wir müssen allen universalistisch schematisirenden Versuchen wie der vorliegende unsere Billigung versagen. Weder der Kampf noch auch die Vermittelung gewinnen dadurch neue lebenskräftige Elemente; und zwar letztere nicht, weil dieselbe um fruchtbar zu wirken fortwährend genöthigt ist auf den jedesmaligen, ganz speciellen Fall im Conflict der Extreme einzugehen: mit allgemeinen Sätzen und Satzungen wird sie die streitenden Parteien nie zufriedenstellen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Vom Range.

Eine außerhalb der diplomatischen Kreise jetzt fast verschollene Lehre ist das Rangrecht. Noch im J. 1804 schrieb der fürstlich schwarzburgische Rath Hellbach ein „Handbuch des Rangrechts". Wir geben in Folgendem einige Proben daraus unter Beisetzung der Autoritäten auf welche die bezügliche Bestimmung sich stützt. Apothekerfrauen werden den Kaufmannsweibern vorgesetzt, doch wird auch die beiderseitige Zeit der Verheirathung berücksichtigt (Sentenz der Juristenfacultät zu Frankfurt a. O.). Die Schöppen zu Leipzig setzten 1644 die Apotheker den Literaten nach. Buchhändler haben, wenn sie viele und wichtige Bücher in Verlag genommen, den Rang vor den Krämern und gleich mit den Grossisten oder Kaufleuten (Erklärungen des leipziger Schöppenstuhls von 1706). Fräulein (adelige) haben den Rang vor der Gattin eines Literaten, aber nicht eines Doctors (Hommel's „Rhapsodie"). Illiterati rangiren nach den Literaten und unter jenen werden die guten und Virtuosen vorgezogen (Gastel, „De statu publico"). Kaufleute stehen den Literaten nach wenngleich diese nur studiosi sind (Gordes, „De jure praec."). Kirchenpatrone, unadelige, kommen nach dem Pfarrer, wenngleich dieser von ihm abhängt (Leyser, „Medd."). Männer werden an einigen Orten dem Herkommen gemäß beim Abendmahl den adeligen Damen nachgesetzt (Wildvogel, „Cons."). Rectoren auf katholischen Universitäten haben gleichen Rang mit den Cardinälen (Langen's „Geistliches Recht"). Joachim II. Kurfürst von Brandenburg ließ sogar den Rector in Frankfurt a. O. über sich treten. Scharfrichter „haben Einige albernerweise den Malern und Pfeifern vorziehen wollen" (Strauch, „De coll. opif."). Schweineschneider „stehen am letzten Platz im Staate und werden also auch den Weinschenken nachgesetzt" (Horn). Weibspersonen. „Daß solche nach den göttlichen Gesetzen den Mannspersonen nachgesetzt und diesen solche vorzuziehen eine verdorbene Sitte sei, davon s. Gastel, «De statu publico»."

Für Wundergläubige.

Herbert von Clusburg, ein Gelehrter von vieler Wahrheitsliebe, schrieb ein Buch worin er alle Wunder, auch die in der Bibel erzählten, ableugnet. Als er die Schrift vollendet hatte zögerte er lange sie bekanntzumachen, weil er fürchtete sie möchte den Schwachen anstößig sein. Seine Verlegenheit beunruhigte ihn und — was that er endlich? Er warf sich auf die Knie und bat Gott ihm durch ein Wunder ein Zeichen zu geben ob sein Buch nützlich oder schädlich sei! „Gott that das Wunder das ich verlangte", so schreibt er in demselben Buche worin er die Wahrheit der Wunder bestreitet. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 164. —— 10. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 163.)

An die Franken schließen sich die Hessen oder Chatten. Sie sind außer den Friesen der einzige deutsche Volksschlag der mit behauptetem alten Namen bis heute unverrückt an derselben Stelle haftet wo die Geschichte ihn zuerst erwähnt. Wann sie einwanderten wissen wir nicht, es geschah aber lange vor Cäsar. Cäsar nennt sie Sueven; sie sind also auch ein hochdeutscher Stamm. Der Volkswitz redet von blinden Hessen und blinden Schwaben, auch Hundehessen, was sich am besten zurückführen läßt auf die bairische und hessische Sage von dem Stammvater mehrer Geschlechter Welf (Welf = Hündlein). Mit beredter Zunge preist Tacitus in der „Germania" ihr kriegerisches Lob. Im J. 15 n. Chr. verbramte Drusus ihre Hauptstadt Mattium, 16 bekämpfte sie Silius, 17 hielt Germanicus seinen Triumph auch über sie, 58 führten sie einen unglücklichen Krieg mit ihren Nachbarn den Hermunduren, 69 nahmen sie an dem Aufstande des Civilis thätigen Antheil, 88 errangen sie einen bedeutenden Sieg über die Cherusker. Nach alledem hatten sie ihren Hauptsitz am Einfluß der Eder in die Fulda und erstreckten sich im Westen gegen den Rhein und an die Usipeten, im Norden an die Tencterer, Sigambern, im Osten an die Weser und Cherusker, im Süden an die Hermunduren und römisches Grenzland. Weder traten sie jemals ein in die Legionen der Römer, noch sind sie später ein eigentlicher Bestandtheil des fränkischen Siegesheers. Die Namen der Chatten und Hessen sind identisch und vielleicht von dem Worte hät, angelsächsisch Hauptbinde, dem Schmuck der Priester, herzuleiten.

Der chattischen Nebenstämme werden mehre erwähnt: 1) Batten, welcher Name aber wol in Chatten zu ändern ist. 2) Mattiaker am Taunus, zusammenhängend mit mate, matte, wasserumflossener Platz, Wiese; dies ist Eins mit Nassau (wie latein. madidus und naß), welcher Name zuerst 915 erscheint. 3) Bataver, schon 100 J. v. Chr. auf der insula Batavorum des Rheins, aus dem Chattenlande ausgewandert; ihre Nachbarn waren die Canninefaten in Nordholland im heutigen Kennerland. 4) Chattuarier oder Attuarier in der Ruhrgegend, im Gau Hattera, bei Emmerich an die Chamaven stoßend. Ein Theil zog über den Rhein nach der Roer, wo auch ein Gau Hattuaria später erwähnt wird, und nahm auch die Gegend zwischen Kleve und Nimwegen in Besitz. Diese Chattuarier kamen vor in Kämpfen gegen die Friesen, bei der Theilung von 830 und 870, im Kampfe gegen die Dänen. Ein Theil kommt auch in den Vogesen als Attoarii vor. 5) Vielleicht gehörten zu den Chatten die Tubanten, die zwischen Friesen, Chamaven, Bructerern und Usipeten, auch Saliern und Batavern nahe wohnten. Der Name erhielt sich in den Gaunamen Twente und Drente; Twente ist = Tuvanti, Tubanti, d. i. die an zwei Banten wohnen; Drente = Thrianti, Thrivanti, d. i. die an drei Banten Niedergesessenen; bant ist aber = Gau, so Bursibant an der Ems, Ostrobant und Westrobant an der Schelde, nördlich Brabant oder Bracbant, Teisterbant zwischen Maas, Waal und Rhein, Suiftarbant an der Yssel; Insel Bant neben Borkum.

An die Chatten schließen sich die Hermunduren. Als vierter oder mittlerer Hauptstamm aller Germanen werden von Plinius genannt die Herminones, zu denen Sueven, Hermunduren, Chatten, Cherusker gehört hätten. Ob Chatten mit Cheruskern und Hermunduren zusammengehören, ist zweifelhaft; auf den herminonischen Namen aber haben die Hermunduren den unmittelbarsten Anspruch. Dem latein. Hermin entspricht althochd. Irmin, Erman, goth. Airman, dies ist der erste Theil des Wortes Hermunduren; der zweite Duri ist erhalten in dem abgeleiteten Thuringi. Sie bewohnten das heutige Thüringen und einen Theil des spätern Frankens. Der gothische Hermanarich und thüringische Hermanfried u. A. führen auf einen nahen Zusammenhang der Hermunduren und Gothen. Zwischen Chatten und Hermunduren lag Werra, Rhön und Buchenwald; jene hatten wie alle westlichen Germanen nur Fürsten, diese wie die Markomannen und Quaden Könige. Im Schilde führten sie wie die Chatten den gestreiften Löwen. Wie die Chatten hatten auch sie früh einen Stamm über den Rhein geschickt. Solche westliche Thüringe erwähnt Gregor von Tours an der Schelde bei Dispargum; die

Dichter des Mittelalters gedenken ihrer mehrmals. Diesen Landstrich erhielten sie nach einer Nachricht des Procopius vom Kaiser Augustus eingeräumt, jedenfalls weist Dies auf eine frühe Zeit der Einwanderung. Ihnen gehört ein altes Volksrecht zu, welches als lex Angliorum et Werinorum, hoc est Thuringorum bekannt ist; mit diesen Angeln und Warnen, welche nordöstlich an der Ostsee wohnten, waren sie ausgezogen die Elbe hinab und dann zur Weser, Ems bis in die Niederlande, vielleicht gleichzeitig mit den chattischen Batavern. Ein dritter Theil des thüringischen Stammes wurde mit Odoacer in den Süden verschlagen und verlor sich in Gothen oder Longobarden. Die altthüringische Sprache ist uns unbekannt, im Ganzen war sie hochdeutscher Natur.

Wie im Süden der schwäbische und bairische Volksstamm Grundlage der hochdeutschen, ist im Norden der sächsische die der niederdeutschen Sprache geworden. Ununterbrochen behauptete sich in dem nördlichen Deutschland die niederdeutsche Sprache, und die ihr angehörigen Völker müssen schon solange Zeit in ihren Sitzen vorhanden gewesen sein als die hochdeutschen in ihren südlichen. Eine Einwanderung der Sachsen aus dem nordalbingischen Lande im 3. oder 4. Jahrhundert nach Süden ist nicht nachweisbar; wo wären auch die bisherigen Bewohner geblieben, wie hätte aus dem schmalen Landstrich eine solche Menschenflut kommen können? Die Sachsen saßen immer da an der Elbe und Weser. Der Name des Volkes knüpft vielleicht selbst an den der Sacae in Asien, und hängt zusammen mit sax, Flins, der als Waffe verarbeitet wurde; die Sachsen sind die Schwertträger. Noch bis in die spätere Zeit ist bei den Sachsen und Westfalen der Gebrauch geblieben daß die Männer zu Gericht mit Messern erschienen und sie in die Erde niedersteckten. So heißt hier auch der Kriegsgott Saxnot. Im sächsischen Wappen war von je das Schwert und der Herzog von Sachsen trug den Königen das Schwert vor; das sächsische Schwert ging mit dem Erbamt auf die askanischen und meißnischen Kurfürsten über.

Ganz dasselbe Wort wie Sachsen ist Cherusker; cheru ist fränkische Schreibart des altsächsischen heru; das ist der bairische Ero oder Er, der Kriegsgott, der den Sueven, Hermunduren, Chatten Tio oder Zio hieß. So zieht sich die Verehrung des Kriegsgottes durch Thraker, Geten, Gothen bis zu den Cheruskern fort. Die Silva Bacenia schied die Cherusker von den Chatten; Plinius begreift beide unter dem herminonischen Hauptstamm, sie waren aber voneinander völlig verschieden. Der cheruskische Volksheld ist Arminius; er starb im J. 19 n. Chr. Im J. 47 war von dem ganzen cheruskischen Fürstenstamm nur Italicus, der Sohn des Flavus, Bruders des Arminius, übrig. An der Varus-Schlacht nahmen Cherusker, Angrivarier, Marser, Bructerer, Sigambern, Chatten theil, aber ein cheruskischer Völkerbund existirte darum nicht. Das Cheruskerland umfaßte etwa den Sprengel der Bisthümer Paderborn, Hildesheim und Halberstadt, sie wohnten zwischen Elbe und Weser und noch über die Weser hinaus am Teutoburgerwalde; im Norden Hermunduren, Südwesten Chatten, Westen Sigambern, Bructerer, im Süden Longobarden und Sueven. Nach dem 1. Jahrhundert tritt ihr Name zurück.

Sie waren ingävonischen Stammes, zu dem auch ihre Nachbarn gehörten, nämlich: 1) Die Fosen an der Fuse, die bei Celle in die Aller fließt. 2) Die Angrivarier, westlich an der Weser, zwischen Chauken und Cheruskern. 3) Die Marsen, von einem mythischen Anherrn Marso, zur Zeit der Varus-Schlacht im Gebiet der obern Ruhr, der Grafschaft Mark und einem Theil des Herzogthums Westfalen, von Verden an, wo das römische Gebiet begann. Des Germanicus Zug im J. 14 ging durch die Silva Caesia, später Wald Heissi genannt, jetzt Dorf Heisingen zwischen Essen und Verden. Der Sitz der Marsen und der berühmte Tanfanatempel war bei Dortmund.*) Sie wohnten zwischen Bructerern und Sigambern; östlich von ihnen wohnten Cherusker, südlich Usipeter und Tencterer. Tanfana war wol das gemeinsame Heiligthum der Marsen, Bructerer und Cherusker, die Irmensul das der Cherusker, Sigamberer und Chatten. Später verliert sich der Marsen Name. 4) Dolgibinen oder Dolgabinen, vom althochd. tolc, Wunde, d. i. Verwunder, Krieger, wohnten im Osten und Nordosten der Cherusker. 5) Die Chasnarier nördlich von den Cheruskern.

Seit dem 3. Jahrhundert macht der Name der Cherusker und der verwandten Völker dann dem sächsischen Platz; die Völker aber sind durchaus dieselben. Als die fränkischen Stämme sich vom Niederrhein nach Gallien wandten, schoben die Sachsen nach, ein Theil kam auch über den Rhein oder warf sich aufs Meer und erwarb gallische oder belgische Bezirke. Bald erfolgten Niederlassungen kühner Sachsen auf der Westküste Britanniens. Da die Sachsen Heiden blieben, kamen sie mit den christlichen Franken oft in Streit. Zu Karl's des Großen Zeit war Lebuin oder Liafwin bei ihnen Apostel.

Schon im 8. Jahrhundert war das sächsische Volk nach der Lex Saxonum getheilt in die drei Stämme der Ostfalen, Westfalen und Angrarier. Die Ostfalen wohnten an der Ocker, die Engern im Gau Bucki (bei Bückeburg an der Weser), die Westfalen zwischen Weser und Rhein, dies ist zusammen das alte Cheruskergebiet; die Angrarier (Engern) bewahrten den Namen der Angrivarier, die selbst Cherusker oder doch ihnen befreundet waren, und haben ihn bis auf diese Stunde fortgepflanzt in dem Namen des Städchens Enger bei Herford, der Ruhestätte Wittekind's. Was aber die Falen betrifft, so heißt Falai voller Falahi und kommt wol vom altsächs. fëlhan, althochd. fëlahan, gründen; falahi also = gegründet, geschaffen, ansäßig. Anklänge aus der nordi-

*) Und nicht in der Grafschaft Ravensberg, wie es in Freiligrath's „Das romantische Westfalen" (S. 98) heißt.

schen Sage machen es sicher daß die Benennung der Westfalen und Ostfalen lange vor dem 8. Jahrhundert existirte. Falen, Cherusker, Sachsen ist also Alles Dasselbe.

Zu den Sachsen gehören noch als vierter Stamm die Nordalbinge, zwischen Elbe und Eider, zerfallend in Tedmarsgoi (woraus Dithmarsen verderbt), Holsten (d. i. Holtsaten, Waldanwohner) und Stormaren; die auch an der Westküste der Halbinsel wohnenden Friesen sind nicht Sachsen; jenseit der Schlei beginnen die Jüten. Jene Nordalbinge haben bis heute dieselbe Mundart wie die übrigen Sachsen. In älterer Zeit saßen dort Cimbern und Haruden. Haruden, von charud, harud, hart, Wald, sind Waldanwohner, also = Holtsaten, also unanfechtbar deutschen Ursprungs. Ebenso auch die Cimbern; als Deutsche erscheinen sie immer den Römern. Als sie durch eine Sindflut des Oceans aus ihrer Heimat vertrieben nach Gallien und Italien zogen, schlug sie Marius. Die Größe der von ihnen drohenden Gefahr hinterließ in Rom den nachhaltigsten Eindruck, Züge von ihnen blieben in der Sage, das Bild eines die Zunge ausreckenden Cimbern wurde auf Schilde gemalt. Das Wort Cimbri erklären die Alten = Räuber; Das stimmt zu dem angelsächs. cempa, Krieger, althochd. chemphi. Raub und Todtschlag war dem Alterthum keine entehrende Handlung, sind die Gewerbe der Helden; Kämpe sagt die Sage auch statt Riese, gewaltthätiger Räuber. Cimber ist also ein deutsches Wort, die Cimbern zu Kelten zu machen ist ganz verkehrt. Der Name findet sich wieder in Sturmari, von sturm, d. i. Aufruhr, feindlicher Angriff; stormare also = Stürmer, also = Cimbri. Im Verlaufe der Zeit erscheinen sie weiter südlich an der Elbe. Auch die mit Cimbern und Teutonen erscheinenden Ambronen sind sicher Deutsche. Die Teutonen, deren Name auf den unserigen, alle Stämme allgemein umfassenden eingewirkt, wenn er ihn auch nicht hervorgebracht hat, immer mit den Cimbern erscheinend, waren deren Nachbarn, waren vielleicht Vorfahren der Dithmarsen, indem aus Teuto, altsächs. Thiado, althochd. Dioto, die Erweiterung Thiadmâr, Diotmâr entsprungen sein mag.

Auf der Halbinsel erscheinen ferner die Angeln. Früher an der mittlern Elbe zwischen Sueven und Longobarden wohnend zogen sie später den Strom hinab und gelangten in die schleswiger Landschaft zwischen Schlei und dem flensburger Meerbusen, der nach ihnen Angeln hieß; an den Rhein und die Weser rückten sie nicht vor. Von der Halbinsel aus erfolgte dann im 5. Jahrhundert der berühmte Zug nach Britannien, von den drei Stämmen der Angeln, Sachsen und Jüten; die Angeln gaben dem neuen Reiche ihren Namen, am wenigsten zahlreich waren die Jüten, deren Name sich auch nicht erhielt. Von dieser Meerfahrt rückwärts ist dann ein Einfall der Sachsen zur See ins Land Hadeln erdichtet worden, der schon an sich widersinnig ist.

Von altsächsischen Sprachdenkmälern ist nur erhalten der Heliand. Die niederdeutsche Sprache hielt sich von der zweiten, althochdeutschen Lautverschiebung fern; in der Flexion hält die sächsische Sprache etwa die Mitte zwischen der gothischen und althochdeutschen. Von altsächsischen Eigennamen sind zu merken: Idisiavisus (st. Idistavisus) = Nymphenwiese, wogegen Andere Idistâvisus betonen und erklären: eidstabische, eidgenössische Ebene, auf der die anwohnenden Völker ihr Bundesgericht hielten (zwischen Weser und den ungleich sich krümmenden Bergen auf der Ostseite zwischen Hameln und Rinteln, wo das Vorwerk Stave dem Süntel oder Sühntheile des Herculeswaldes gegenüberliegt); ferner Wisuraha, Weser, vielleicht = Weserfluß, nach Andern dialektisch = Water, Wasser; Mimigardaford, d. i. Münster in vorchristlicher Zeit, vom Halbgott Mimi, wie Mimida = Minden; Osnabrugga, d. i. Brücke der göttlichen Asen, woher auch der Bergwald Osning; der Name der berühmten, vielgedeuteten (zuletzt von Maßmann und Clostermeyer in besondern Werken) lippischen Externsteine, in Urkunden Eggesterensteine, zu fassen als Steine von égester, d. h. nicht von heute, auch nicht von gestern, sondern vorgestern, aus grauem Alterthum; Magathaburg, die Mägdestadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 163.)

Wir haben das Wort „Extreme" ausgesprochen. Flüchten wir um des Gegensatzes halber nun auch einmal aus jener sturmbewegten Literatur, aus welcher uns das Echo der lauten Weltkämpfe unserer Tage entgegentönt, in einen stillen, stillen Kreis, besuchen wir den Friedhof einer großen Vergangenheit, wozu uns durch die jüngste Erscheinung unserer berliner Presse: „Henriette Herz — Ihr Leben und ihre Erinnerungen", herausgegeben von J. Fürst, der Weg gewiesen wird. Berlin hatte, wissen wir, auch einmal eine glänzende, geniale Epoche des höhern Gesellschaftslebens; es war Dies in den letzten Decennien des vorigen, und im ersten des jetzigen Jahrhunderts. Die größten Männer unsers Vaterlandes trafen damals ab und zu in der Residenz an der Spree zusammen, und der Salon begann seine Zauber zu entfalten, umsomehr als einige Notabilitäten aus den höchsten Kreisen den Vorzügen des Geistes ihre wahre Stellung und Berechtigung zuerkannten. Das Publicum hat erst im vorletzten Jahre durch Fanny Lewald ein lebendiges Bild dieser Zeit erhalten. Mit der unglücklichen Schlacht bei Jena trat leider eine Wendung der Dinge ein welche die hoffnungsreichsten Entwickelungen fast mit Einem Schlage verdorren ließ. Henriette Herz, die Gattin des gelehrten und berühmten Arztes Marcus Herz, gehörte durch ihre Lebensstellung, ihren Geist, ihre Bildung und ihre Schönheit gleichfalls zu den Celebritäten der damaligen Tage. Sie ist nie sonst als Schriftstellerin aufgetreten, indem ihre hohe Bescheidenheit sie hinderte ihre Fähigkeiten auf dem Felde der Oeffentlichkeit zur Schau zu stellen; nur dies kleine Buch vor uns mit Aufzeichnungen von ihr oder mehr noch nach ihren mündlichen Mittheilungen ist von ihr zurückgeblieben, eine Urne welche die Asche schöner, verblichener Tage insichbirgt, Erinnerungen an die strahlenden Genien und an die glänzenden Zeiten von ehedem. Sie lebte im innigsten Verkehr mit den ersten Geistern der Nation, und wir können mit Recht vermuthen daß sogar manche Anregung zu Trefflichem von ihr

ausgegangen sein mag. Die beiden Humboldt, die Gebrüder Schlegel, Dorothea von Schlegel, K. Ph. Moritz, Ramler, Engel, Gentz, Schleiermacher, Jean Paul, die Herzogin Dorothea von Kurland, Elisa von der Recke, Frau von Staël, Goethe, Schiller, der Prinz Louis Ferdinand und sehr viele Andere noch standen mit der interessanten Frau in freundschaftlichem Verkehr, oder wendeten derselben ihre Aufmerksamkeit zu. Sie war es in deren Hause Börne als Jüngling eine Zeitlang lebte, und für sie faßte der damals Siebzehnjährige eine so glühende Leidenschaft daß er, wie wir hier erfahren, von der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe überzeugt, zwei mal seinem Leben ein Ende zu machen beschloß. Eins haben wir sehr zu bedauern. Henriette Herz führte einen höchst ausgedehnten Briefwechsel; leider sind diese Briefe, wie der Biograph meldet, bis auf einige kleine Ueberreste vernichtet worden, in einem Augenblick „als Publicationen welche sehr zarte Verhältnisse werther Freunde und Freundinnen der Oeffentlichkeit anheimgaben (sie glaubte in der Absicht einen Schatten auf deren Charakter zu werfen) sie schmerzlich tief berührten". Zu den kleinen Ueberresten, deren Rettung wir einem bloßen Zufall verdanken, gehören die Briefe Schleiermacher's, deren Veröffentlichung bevorsteht. Die Briefwechsel ersetzen bei uns Deutschen die Stelle der Memoiren, und Niemand wird wol ihre Bedeutung für die intimere Geschichte einer Epoche in Zweifel ziehen. Und welches Bild empfangen wir Epigonen von der Persönlichkeit der Verstorbenen soweit dieselbe uns in diesen Erinnerungen plastisch vor die Seele tritt? Henriette Herz gehörte in ihren nächsten Beziehungen vorzugsweise dem Kreise der damals erstehenden Romantik an; nichtsdestoweniger ist der Eindruck den sie auf uns machte ein ganz anderer. Sie ist einfach, klar, bestimmt, mit einem gewissen praktischen Sinn begabt, ja sogar von einem gewissen antiken Geist angeweht: und in dieser Weise erinnert sie einigermaßen an Goethe. Bei aller Bestimmtheit und Entschiedenheit der Anschauung fehlt es indeß nirgend an Weichheit, Milde und Anmuth. Ihre edle Weiblichkeit kennt Nichts von Medisance, und wo ihr Urtheil einmal strenger als sonst oder gar tadelnd auftritt geschieht Dies doch mit großer Vorsicht, und in einer Form die lieber nur andeutet als das Herbe unumwunden heraussagt. Friedrich von Gentz ist fast der Einzige über den sie eine Art von Verdammung ausspricht. Es hat nicht an Leuten gefehlt welche die Handlungen dieses gewiß äußerst begabten Mannes als eine Frucht trefflichster Gesinnung herausstreichen. Die Verstorbene kannte ihn sehr genau, und nennt ihn „einen Bonvivant in jeder Beziehung", dem der Lebensgenuß, wenn nicht zu sagen die Ausschweifung, stets als höchstes Ziel vor Augen stand. Seine Finanzen waren in Berlin wie man weiß auf das tiefste zerrüttet. Damals schwärmte er für die Französische Revolution, für Preßfreiheit und andere Freiheit. „An einem schönen Morgen jedoch", erzählt Henriette Herz, „war seine Allen welche ihm näher standen sehr bekannte Geldnoth, wenn auch nicht gehoben, denn dazu hätte er sehr ansehnlicher Summen bedurft, doch ganz augenscheinlich gemindert, und die Freisinnigkeit verschwunden. Der Grund beider Aenderungen war mir mit Gewißheit bekannt, ich wußte den Moment in welchem er eintrat, und konnte die Gleichzeitigkeit der Ursache und Wirkung genauer beobachten. Eine östreichische Pension hatte beide Wunder bewirkt." Was die Verstorbene hier deutlich erklärt ist uns nie einen Augenblick zweifelhaft gewesen. Die großen Männer der Vergangenheit pflegen für die Nachwelt gleichsam wie Statuen einsam und in sich abgeschlossen auf hohen Postamenten zu stehen: wir sehen sie die Alltagswelt weit und mächtig überragen, und sie erscheinen uns als wären sie nie unter den Menschen, auf dem Markte des Lebens gewandelt, als hätten sie nie wie wir die gewöhnlichen Bedürfnisse und Beziehungen der Existenz gekannt. Ihr Monument glänzt hell, aber ernst und fremd in unsere Welt herab. Und doch kämpften diese Leute wie wir in den Verhältnissen der Zeit, sie liebten und freuten sich wie wir, in ihren Adern rann rothes, warmes Blut wie in den unsern, sie hatten ihre Freunde und Feinde, ihre Existenz wand sich durch all die tausend kleinen Begegnisse und Zufälligkeiten des häuslichen wie des öffentlichen Treibens, die auch uns das Leben angenehm oder beschwerlich machen: das Alles erfahren wir durch solche Mittheilungen. Ohne von ihrer geistigen Bedeutung zu verlieren legen jene Heroen ihre strenge Unnahbarkeit ab, und werden menschlich, indem uns ihre irdischen Beziehungen vor die Augen treten; ja ihr geistiges Leben gewinnt sogar noch an Klarheit, und Tausenderlei wird uns verständlich, wenn ein talentvoller, befreundeter Zeitgenosse und Beobachter die kleinen Züge ihrer Existenz, ihrer Bestrebungen, ihrer Absichten mit liebevoller Gewissenhaftigkeit der Nachwelt überliefert. Und Das hat Henriette Herz vielfach gethan, und wenn uns durch sie auch nicht gerade unerhört neue Aufschlüsse geboten werden, so haben wir doch in ihrem Buche einen reichen Schatz vor uns, welcher dem Blick des Gebildeten anmuthig in tausend bunten Farben entgegenstrahlt, und aus dem der Forscher manch kostbares Juwel für seine besondern Zwecke entlehnen kann.

Während wir Dies schreiben hat die diesjährige Kunstausstellung ihr Ende erreicht. Wenn dieselbe, um ihr zum Abschied noch ein paar Worte nachzusenden, den frühern im Ganzen nachstand, so wollen wir keineswegs die Künstler anklagen. Wir befanden uns zweifelsohne schon auf dem Wege zum Bessern. Denn wenn der Charakter der letzten Ausstellungen auch immer noch ein sehr unbestimmter, in der Entwickelung begriffener war, so gaben sich doch schon manche erfreuliche Symptome kund. Man fing an von der bisherigen, romanzenhaften, theatralischen und illustrativen Behandlung der Geschichte zu einer mehr eigentlich historischen Auffassung des Stoffs überzugehen, man rang nach einem den Anfoderungen der Zeit entsprechenden Inhalt für das Genre; die süßlichen oder hohlprunkenden Mittelalterlichkeiten, die dunstigen allegorischen Darstellungen, sowie die des religiösen Geistes baren Heiligen- und Andachtsbilder traten immer mehr und mehr in den Hintergrund. Von Frankreich und Belgien her machte sich ein in vieler Hinsicht heilsamer Einfluß geltend, und auch in der Technik trug das ernstere Bemühen mit den Meistern der genannten Länder zu wetteifern, oder den Kunstheroen der Vergangenheit nachzuahmen, einzelne herrliche Früchte. Von diesen Errungenschaften mag allerdings auch gegenwärtig noch Nichts wieder verloren sein. Was jedoch fehlte Das waren, im Allgemeinen gesprochen, Werke welche uns den Fortschritt im vergrößerten Maßstabe aufweisen sollten. Wir sahen wenig Bilder auf der eben geschlossenen Ausstellung welche dem Publicum als erquickende Stationen auf der Pilgerfahrt durch die Säle dienen konnten. Und daran trägt wol die Zeit selbst die meiste, die eigentliche Schuld. Die Stürme der beiden letzten Jahre brausten so laut daß auch der Künstler in seinem stillen Atelier aufgeschreckt wurde, daß er ans Fenster eilte, da dem Treiben des Marktes zusehen mußte, nach einer Weile vielleicht zwar wieder zu Pinsel und Palette zurückkehrte, aber doch im innersten Gemüthe aufgeregt, gestört und zerstreut blieb. Die Umstände gestalteten sich so bedenklich daß selbst namhafte Meister auch aus reinmateriellen Rücksichten verhindert wurden ihren Fleiß an Unternehmungen von größerer Ausdehnung zu setzen. Abspannung, Beklemmung und Schüchternheit sind vielleicht die Worte welche, wie theilweise den Stand unserer Zeit, so auch im Allgemeinen die Ausstellung dieses Frühjahrs am richtigsten charakterisiren möchten. Von den weitern politischen Geschicken Deutschlands wird es abhängen ob wir bald wieder von einer fortschreitenden, lebenskräftigen Entwickelung vaterländischer Kunst werden sprechen können oder nicht.

71.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 165. —— 11. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

Unter den Niederdeutschen in Britannien walteten die Sachsen (in Wessex, Sussex, Essex, Middlesex) vor den Angeln (in Ostangeln, Mittelangeln, Mercy, Northumberland) und Jüten (Kent) vor; die Kelten, der Welsche, Bretagner, Gale, Ire nennen noch jetzt die Engländer Sachsen. In der römischen Kirche wurde wegen der Aehnlichkeit mit angelus der Name Anglia beliebt und so verbreitet. Wir Deutschen hätten mindestens einfach Angeln statt Engländer beibehalten sollen. Die Quellen der angelsächsischen Sprache in Poesie und Prosa sind reich, besonders die kirchlichen Denkmäler, weil die altbritische Kirche freier war, nicht die lateinische Sprache bevorzugte.

Die Friesen behaupteten ihren Sitz immer an derselben Stelle, fast von der Schelde bis gegen Jütland die Küste und die nahgelegenen Inseln erfüllend. Sie wanderten nicht aus und damit hängt auch die zähere Beschaffenheit ihrer Sprache zusammen. Der Volksname kommt vielleicht von freis, gothisch = frei. Der erste Schriftsteller der sie erwähnt ist Plinius. An dem Aufstande des Civilis nahmen sie theil. Südlich stießen sie nach Ptolemäus an die Bructerer, östlich an die Chauken. Die Chauken zwischen Ems und Elbe theilte die Weser in große und kleine Chauken, die vielleicht von der gothischen Wurzel hauhai, hoch, erhaben, den Namen haben, von Andern aber als Kauchen, d. i. Kajen- oder Deichbewohner, gefaßt werden. Die Geschichtsbücher des Mittelalters erwähnen sie nicht, da sie nur ein friesischer Zweig sind, aber ihr Name ist erhalten in der angelsächsischen Poesie im Beovulfsliede. Ihre Nachkommen scheinen die Ost- und Nordfriesen, die der eigentlichen Friesen die Westfriesen zu sein. In den Ueberbleibseln epischer Poesie tauchten auch die Friesen und Chauken oft auf, so im Gudrunliede. Die friesische Sprache hält die Mitte zwischen Angelsächsisch und Altnordisch.

Den Sachsen östlich wohnten Longobarden und Burgunden, die beide aus dem Norden nach dem Süden vorgedrungen allmälig ihrer Deutschheit verlustiggingen. Die Longobarden sind Sueven, Strabo erwähnt sie zuerst neben Hermunduren an der niedern Elbe; in ihrem Osten wohnten Semnonen, im Süden Hermunduren, im Norden Haruden und Chauken. Zu dieser Lage stimmt die Lage des Bardangau im Lüneburgischen und der Name des Fleckens Bardanwic. Eine Einwanderung von Skandinavien her anzunehmen ist ganz unstatthaft. Ihre Auswanderung nach dem Süden begann im Lauf des 4. Jahrhunderts, nach langen Abenteuern fanden sie in Italien 568 eine bleibende Stätte, bis ihr Reich 774 den Franken unterworfen wurde. Ihr Name ist von der Barttracht herzuleiten. Longobardische Sprachdenkmäler sind nicht vorhanden, nur einzelne Wörter, wonach der Vocalismus fast Alles gemein hat mit dem althochdeutschen, der Consonantismus mit der althochdeutschen Lautverschiebung.

Die Burgunden wohnten im 1. Jahrhundert zwischen Oder und Weichsel, im 2. Jahrhundert begannen sie nach Süden sich zu wenden; ein Theil zog auch früh nach Norden, und Andere nach der Insel Bornholm. Der Name kommt von burg, d. h. Einwohner des burgum, der mauerlosen Vorstadt. Hundert Jahre nach Ptolemäus sind sie südöstlich in Streit mit den gothischen Gepiden in der Gegend der Karpaten. Im 4. Jahrhundert sind sie südwestliche Nachbarn der Alamannen, durch die altrömische Mauer geschieden. Dann drängten sie dem Rhein immer näher. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts behauptete in der Gegend von Worms ihr Reich eine Zeitlang festen Sitz, wie ihn das Epos stets dahin legt. Dann aber um 435 zogen sie in das südöstliche Gallien und nahmen das Land von den Vogesen bis über die Rhone auf 100 Jahre in Besitz (französische Schweiz, und Theile des Bernerlandes, von Freiburg, Luzern, Aargau, Murten, Solothurn; die mittlere und obere Aar scheidet Burgunden und Alamannen); 530 erlagen sie den Franken, behielten aber ihre Gesetze und Gebräuche. Die Burgunden des Heldenliedes heißen zugleich Nibelunge und knüpfen schon im Namen fränkische an burgundische Heldensage. Aus der burgundischen Sprache kennen wir nur einige Wörter, sie war der gothischen näher verwandt als der althochdeutschen.

Im Osten Deutschlands zwischen Oder und Weichsel wohnten noch mehre andere Völker. Zuerst die Lygier;

der Hauptstamm saß in Schlesien und dem nördlichen Böhmen, ein Theil aber erscheint schon am Ende des 1. Jahrhunderts südlicher an der Donau in Mösien; sie waren Deutsche, nicht Slawen. Lygische Völker heißen die Zumi oder Duni, die Silingen (vielleicht davon Schlesien) und Mugilonen (vielleicht Meuchler, Räuber?). An der Weichselquelle erscheinen die Buren und Marsinge, oft mit den Daken in Berührung, welche Verschmelzung wiederum für das deutsche Element in den Daken spricht. Andere lygische Völker sind die Harier, Helvekonen, Helysier, die Navarnahalen oder Nahanarvalen (d. h. Verehrer männlicher Nornen) oder was Dasselbe ist, Victohalen.

Nordwestlich von den Lygiern wohnten zwischen Elbe und Oder die Reudinge (vom goth. riuds, ehrwürdig), die Avionen, Angeln, Warnen, Eudosen, Suardonen, Withonen, sämmtlich Verehrer des Heiligthums der Göttin Nerthus auf Rügen. Weiter im äußersten Osten wohnten die Aestier, bei denen der Bernstein gefunden ward, offenbar Deutsche, Nachbarn der Guttonen, welches wieder Gothen jenseit der Weichsel sind, die an Lithauer, Finnen und Sarmaten rührten. Die hinter Markomannen und Quaden, neben Marsingen und Buren genannten Gothinen sind die in frühester Zeit am westlichsten vorgedrungenen, unter Kelten gemischten, gallische Sprache annehmenden und von den später nachrückenden Deutschen nicht mehr für volle Landsleute anerkannten, sondern geringgeschätzten und mit Abgaben belegten Gothen. Auch die Tectosagen künden wol die mit Kelten in frühester Zeit gemischten Germanen an, sie nahmen später die vorderasiatische Küste in Besitz.

Skandinavien hat seinen Namen von einem Theil der mittlern Küste, der Landschaft Schonen, erhalten und heißt in verengter Form Scandia, Scanzia. Die Bevölkerung kam vom Schwarzen Meere auf doppeltem Wege, theils zwischen Dniestr und Dniepr von Finnland *), theils von der Weichsel. In Schweden berühren sich beide, der gothische und der nordische Stamm, Norwegen wurde vom nordischen, die dänischen Inseln vom gothischen Stamme besetzt. Den Gothen folgten später nach des Decebalus Niederlage durch die Römer Daken nach Norden. Diese vorgeschobenen Daken heißen, wie die vorgeschobenen Gothen Gothinen, Dakini; daraus entstand (s. o.) der Name der Dänen, welcher zuerst im 6. Jahrhundert vorkommt; vom 10. bis 13. Jahrhundert wird in Urkunden Dacia für Dania geschrieben, Dazh heißt den Lappen, Dattschanin den Russen der Däne. Dieses genaue Band zwischen Dänen und Gothen erklärt das vielfache Auftreten derselben im deutschen oder anglischen Epos.

Der dänische Stamm erfüllte besonders Schonen, Seeland und Fühnen. Im Mittelalter war Jütland Sitz und Kraft des dänischen Reichs, den Finnen heißt noch der Däne Juuti. Wie die Jüten auszogen mit Sachsen und Angeln, so müssen sie diesen stammverwandt gewesen sein, und scheinen vor der Ankunft der Dänen angesessen zu sein auf der Halbinsel und deutschen Stammes, d. h. hier weder dänischen noch gothischen; es sind vielleicht die im 1. Jahrhundert an der Ostsee wohnenden, nachher sich westlich nach der Halbinsel ziehenden Eudosi. Vielleicht erst im 5. oder 6. Jahrhundert kamen die Dänen aus Seeland und Fühnen und überwältigten die Jüten. Im Mittelalter rechnete man sie schon zu den Dänen.

Die Gothen Südschwedens sind keine Guthans, sondern Gautôs, d. h. keine Geten, sondern Gaudae, eine durch Ablaut und Verschiebung bestimmte Verschiedenheit des großen gothischen Volks. Die gothischen Inselbewohner (auf Oeland und Seeland) heißen auch Eygothen, wovon Reidgothen unterschieden werden als Bewohner Jütlands; diese letztern sind wol identisch mit den Reudingen, die sich von den Sitzen zwischen Elbe und Oder mit den Angeln, Eudosen u. A. nach Westen bewegten.

Die Schweden kennt schon Tacitus als Inselbewohner unter dem Namen Suiones und nennt sie Germanen; Suiones heißen später Sueones, angelsächs. Sveon, goth. Suetha, althochd. Sueido, mittelhochd. Sweide, lat. später Sueci (vielleicht aus Suevici). Sie hängen zusammen mit den Sitones, ubi femina dominatur, wie Tacitus sagt, Kvenir bei Alfred genannt. Der Name führt durch die thrakischen Sidones und die Oderanwohner Seidini zurück an Oder, Weichsel und Schwarzes Meer. Das Bewußtsein dieser Herkunft blieb in der nordischen Sage. Dahin führt auch eine Sage bei Jornandes, von den zwischen Tanais und Borysthenes wohnenden Roxolanen, die sich in der „Edda“ wiederfindet; die Finnen, Lappen, Esthen nennen den Schweden noch jetzt Ruotsalainen, Ruottaladzh, Rootslane; dies führt auf die uralte Gemeinschaft der Schweden mit Roxolanen und ihren alten Sitz am Schwarzen Meere.

Norwegen heißt altnordisch Noregr (schwed. Norrige, dän. Norge), entstanden aus Norvegr, mittelhochd. Norvaege, dann Norweden, Nortweden, bei Plinius Nerigon, bei Ossian Lochlin, d. h. Seeland. Die altnordische Sprache hat sich lange rein forterhalten, bis jetzt fast unversehrt auf Island. Im Vocalismus ist der Umlaut noch vollständiger entwickelt als im Mittel- und Neuhochdeutschen, für die Consonanten besteht gothische und angelsächsische Verschiebung, nicht die weitere althochdeutsche. Eigenthümlich ist der dem Substantiv angehängte Artikel und die Passivflexion, doch begründet Dies keinen genetischen Unterschied gegen die germanischen Sprachen. Viele altnordische Wörter, die die andern germanischen Sprachen vielleicht nie hatten, leben noch im Schwedischen und Dänischen fort, manche sind finnischen Wörtern ähnlich und weisen auf frühe Nachbarschaft der Finnen und gegenseitigen Einfluß.

Das Hauptsprachdenkmal des Norden ist die „Edda“, ein unvergleichliches Werk; sie gibt die Grundzüge des heidnischen Glaubens so frisch und unschuldig wie kein

*) Diese Ansicht über die Einwanderung findet jetzt auch in Skandinavien Beifall und ist von Professor Münch ausgeführt in „Altschwedischer und altnorwegischer Sprachbau“ (Christiania 1849).

anderes Werk bei einem andern Volke. Dies ist die jüngere Prosaedda aus drei Theilen bestehend, „Gylfaginning", Bragaroedur" und „Skaldkaparmal", deren Verfasser nicht Snorri ist. Edda bedeutet Urgroßmutter, der Sinn des Namens ist: daß die Urgroßmutter dem Kreis der Enkel von der Vergangenheit Kunde gibt; der Inhalt der „Edda" sind Antworten der Götter in der Form von Erzählungen auf vorgelegte Fragen. Die Rolle die hier Odin spielt, daß nämlich vor ihm die ältern Naturgötter zurückweichen, weist darauf hin daß mit dem neuen Göttergeschlechte ein neues Volk, durch größere Sittigung die ältern Bewohner verdrängend, einzog. Alle neuen Götter heißen Asen, die „Edda" bewahrt die Ueberlieferung daß sie aus dem Osten eingewandert seien; Odin's Wanderungen von Osten nach Norden waren unter dem Volke berühmt und eingeprägt. Der spätern christlichen Vorstellung war es angemessen Odin als Zauberer, listigen Betrüger, Volksaufwiegler darzustellen. Historisches ist an Odin Nichts, die Auswanderung der Gothen und anderer Deutschen unter seinem Geleit ist nur mythisch zu verstehen.

Gelangen wir nun von den einzelnen Stämmen der Deutschen zu ihren gemeinschaftlichen Namen, so ist zuerst zu bemerken daß die Volksnamen der Natur der Sache nach meist nicht aus dem Volke selbst hervorgehen, sondern von den Nachbarn. Am häufigsten ist die Ableitung des Namens von einem Stammherrn, so von Irmin die Herminones des Tacitus, von Ingus und Iscus die Iggvans, Iskvans, römisch Ingaevones, Iscaevones, so die Namen der Hellenen, Griechen; oder von einer Beschaffenheit des Volks, geistigen und politischen Anlagen, im Alterthum besonders der Kühnheit und Freiheit: so sind die Franken, Friesen, Sueven die Freien, die Daken oder Dänen die Lichten, die Gepiden die Glückhaften; auch von der gewaltthätigen Kühnheit, wie die Cimbern und Stormaren; auch von leiblicher Beschaffenheit, wie die Longobarden, Chatten, Sachsen, Cherusker, Bastarnen; oder drittens von örtlichen Verhältnissen, welche dritte Art aber auf wandernde Völker weniger paßt und seltener vorkommt: so die Bataver, Mattiaker, Angrivarier, Holtsaten, Markomannen; Volksnamen nach Städten wie im griechischen und lateinischen Alterthum sind bei uns neu und undeutsch. Die Römer nannten nun alle Völker der rechten Rheinseite Germanen, ein undeutscher Name, denn nie wird er im Munde unserer Vorfahren selbst geführt, also nicht aus irman herzuleiten, woraus Hermunduri stammt, noch aus gêr, was den Römern ges gelautet hätte. Den Namen führten nun aber nach Tacitus zuerst die Tungern, auf der linken Rheinseite, von denen er auf die übrigen Germanen übergegangen sei, und die berühmte Stelle in der „Germania" des Tacitus, wo hiervon die Rede ist, ist am einfachsten so zu erklären daß den zuerst über den Rhein gehenden Deutschen der Name der Germanen aus Furcht beigelegt wurde. Dies führt auf eine keltische Abstammung, und es bietet sich da gairm, Ruf. Mit Bezug auf den gefürchteten Schlachtgesang bezeichnet demnach Germani die tobenden Krieger, und dieselbe Bedeutung mag Tunger haben, wenn es mit zunga gleiches Stammes ist. Jene westlichen Germanen, die Franken, führten auch noch Jahrhunderte hindurch bei griechischen Schriftstellern vorzugsweise den Namen Germanen und in Byzanz wurde den Türken der Name Franken für alle Deutschen überliefert. Der Name der Germanen für die Deutschen ist von unserm Brudervolke, den Engländern, adoptirt. Die Franken selbst aber im Gegensatz zu sich nannten die ihnen benachbarten Deutschen Alamannen und Theodisken, jene die oberrheinischen, diese die niederrheinischen. Jenen Namen haben als allgemeine Bezeichnung die Franzosen und Spanier angenommen, diesen in der Form Tedeschi die Italiener, als Adj. tudesque auch die Franzosen. Dieser unser zweite und schönere Hauptname stammt vom goth. thiuda, Geschlecht, Volk; thiudisks ist = volksmäßig, national; althochd. nach dem Gesetz der Lautverschiebung diutisc, und neuhochd. nur deutsch zu schreiben, niederländ. dutsc, wovon auch englisch dutch, schwed. tysk, dän. tydsk. Thiuda lautete vor der Verschiebung Teuta, und daraus entstand der Name Teutones, nicht von einem Gott Teuto, von dem man auch wol den Namen der Deutschen abgeleitet hat. Teutonicus ist eine undeutsche, blos lateinische Wortbildung; das Mittelalter nahm, weil unter allen Germanen die Cimbern und Teutonen zuerst in Rom bekannt wurden und hernach ihr Ruhm haftete, das Wort für gleichbedeutend mit theotiscus, besonders als sich Otto I. Rex Teutonicorum nannte. Uebrigens ward das Wort theutiscus zunächst von der Sprache, im Gegensatz gegen die gelehrte lateinische (daher denn auch der Zusammenhang mit deuten = klar, verständlich machen), vom Volke zuerst im 9. Jahrhundert gebraucht, nach der Scheidung der reinen Germanen vom Frankenreiche. Die Ansicht aber als ob erst Karl der Große das weltgeschichtliche Bewußtsein der deutschen Völker geschaffen habe, ist unhaltbar; uralte Ausdrücke finden sich vor welche warme Vaterlandsliebe bezeichnen, und ohne das Gefühl des Zusammenhangs wären die Züge des Ariovist und die Thaten und das Ansehen des Arminius undenkbar; gegen Cäsar rühmten sich die Germanen ihres Unterschiedes von den Galliern. Auch die Nachricht daß sie als gemeinschaftlichen Stammvater den Mannus und seine drei Söhne, die Stifter der germanischen Hauptstämme, feierten, zeugt daß der gemeinsame Ursprung im Bewußtsein aller Deutschen haftete; die Bildung engerer Kreise, die Freundschaft oder Abneigung zwischen einzelnen Stämmen beweist nicht dagegen.

Aus dem bisher Dargelegten ist die Urverwandtschaft der europäischen Sprachen und Völker nachgewiesen. Die deutsche Sprache mittenin gelegen zwischen griechischer, lateinischer, keltischer auf der einen und slawischer, lithauischer, finnischer auf der andern Seite fühlt sich zu ihnen allen verwandt, wennschon in verschiedener Stufe der Nähe. Das Mittelglied bildet Thracien, die Geten

führen über zu den Gothen. Dadurch, durch die Vereinigung der Geten mit den Gothen, ist die Geschichte unsers Volks und unserer Sprache ungemein erweitert. Gleiche Gewißheit nimmt die Verbindung der Daken und Dänen für sich in Anspruch. Wie wir aber nun der Mühe überhoben sind lebensvolle Völker wie die Geten und Cherusker aus dem Land wo sie niedergesessen sind zu entrücken, so sind auch die Lygier, ein großes Volk, erhalten in den Burgunden der spätern Zeit. Ungefähr zu Alexander's des Großen Zeit scheint, während die gallische Macht sich gegen Italien vorneigte, die ganze Masse der Deutschen schon vom Schwarzen Meere fast bis an den Rhein und zur Ostsee ergossen. Die Wendung bleibt stets eine westliche oder südwestliche, ist nie eine reinsüdliche, und der früher angenommene Zug der Gothen von der Ostsee nach der Donau ganz zu verwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antwort auf eine „Bitte um Nachweis".

Wir sprachen diese „Bitte um Nachweis" in Nr. 66 d. Bl. in Beziehung auf eine Stelle in dem Roman von L. Mühlbach: „Aphra Behn", aus, und theilen jetzt mit was das „Athenaeum" bei Gelegenheit einer Besprechung dieses Romans über den Gegenstand der Anfrage sagt: „Außer Stand sich im Wege einer Ehescheidung des Capitains Behn zu entledigen, erreicht die keusche Heldin — Aphra — ihren Zweck dadurch daß sie ihren Gatten zu einem Mittel zwingt welches die Verf. für in England legal und gebräuchlich erklärt. Die Pistole auf der Brust willigt der Capitain ein seine Gattin auf dem Markte in Woolwich zu verkaufen, und die schöne Aphra, die ihre eigene Börse und darin einiges Geld hat, ersteht als Meistbietende sich selbst! Es ist wirklich Zeit daß, wenn unsere Nachbarn die Mühe scheuen sich einigermaßen mit einem Lande bekanntzumachen welches sie so gern unter die Schere nehmen, sie wenigstens in Betreff von Thatsachen ihre groben und alten Irrthümer ablegen sollten, deren einer der stärksten jener Glaube ist daß wir berechtigt seien Weiber zu verkaufen. Zu Nutz und Frommen unserer ehrlichen deutschen Leser sei es demnach hier hoffentlich zum letzten male wiederholt: daß diese eingebildete Sitte — eine possenhafte und selbst gewählte Form der Brutalität des niedrigsten Pöbels in dessen gemeinsten Ausschweifungen — in England weder legal noch gebräuchlich ist oder je gewesen, auch während keines Zeitraums unserer Geschichte jene leichte Lösung des ehelichen Bandes vertreten hat, durch welche unter den gebildeten Classen in der nördlichen Hälfte Deutschlands die «Emancipation des Fleisches» so ansehnlich gefördert worden."

8.

Bibliographie.

Dietrich, F., Die Familie Sawney. Historischer Roman nach W. H. Ainsworth. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Düntzer, H., Goethe's Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 27 Ngr.

d'Elvert, C., Geschichte und Beschreibung der Bergstadt Iglau in Mähren. Brünn. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Historische Literatur-Geschichte von Mähren und Oesterreichisch-Schlesien. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Thlr.

Gaugengigl, I., Der französische Sprachschatz in seinem grammatikalischen und lexikalischen Verhältnisse zur lateinischen und deutschen Sprache nach den besten Quellen wissenschaftlich dargestellt. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Gr. 12. 16 Ngr.

Graff, Die Todesart der halbverbrannt gefundenen Gräfin v. Görlitz. Medizinisch-gerichtliche Verhandlungen, nebst einem Anhang, enthaltend: I. Selbstverbrennung. II. Das Experiment des Hrn. Prof. Bischoff in Giessen. III. Versuche, welche im Hospitale gemacht wurden. IV. Schlussfolgerungen. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 24 Ngr.

Greverus, J. P. E., Bemerkungen zu Tacitus' Germania. Oldenburg. Gr. 8. 12 Ngr.

Hallei, F., Der Sohn des Raubritters oder: Lasterstrafe und Tugendlohn. Romantische Rittergeschichte aus den Zeiten des Vehmgerichts. Berlin, Eichenhauer. Gr. 16. 25 Ngr.

Harms, C., Weisheit und Witz, Sprüchw. 8, 12. in Sprüchen und andern kurzen Redarten. Kiel, Akademische Buchhandlung. 8. 6 Ngr.

Herbart's, J. F., sämmtliche Werke herausgegeben von G. Hartenstein. 1ster Band. — A. u. d. T.: Schriften zur Einleitung in die Philosophie. Mit Herbart's Bildniss. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

— — Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. 5te Auflage herausgegeben von G. Hartenstein. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

— — Lehrbuch zur Psychologie. 3te Auflage herausgegeben von G. Hartenstein. Ebendaselbst. Gr. 8. 26 Ngr.

Kaiser, F., Die Schule des Armen, oder: Zwei Millionen. Original-Charakterbild mit Gesang in vier Akten. Mit 1 Titelbilde. Wien, Wallishausser. 8. 15 Ngr.

Humoristisch-politisches Kaleidoskop. 1stes Heft. Mit 14 Federzeichnungen. Gera, Kanitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Kampe, F. F., Das Wesen des Deutschkatholicismus, mit besonderer Rücksicht auf sein Verhältniß zur Politik. Tübingen, Fues. Gr. 8. 28 Ngr.

Mayo, F. A., 40 Jahre in Virginien, oder kommt nach West-Virginien! Ein Zuruf an Deutsche und insbesondere sächsische Auswanderer. Uebersetzt von K. A. Geyer. Meißen, Klinkicht u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Merzdorf, J. F. L. T., Bibliothekarische Unterhaltungen. Neue Sammlung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 Thlr.

Rupp, J., Christliche Predigten vor der freien Evangelischen Gemeinde in Königsberg gehalten. Königsberg, Theile. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Dick, Mein Antheil an dem offenen Sendschreiben an G. F. Kolb, gerechtfertigt vor der öffentlichen Meinung der Pfalz, nebst Rück- und Seitenblicken auf die politische Pfalz. Landau. Gr. 8. 6 Ngr.

Dörle, A., Die katholische Kirche ist die wahre Kirche Christi. Beweisgründe dafür zur Belehrung und Erbauung des katholischen Volkes. Freiburg im Br., Herder. 8. 5 Ngr.

Der deutsche Fürstenkongreß zu Berlin im Mai 1850. Aktenstücke und Betrachtungen. Anlagen: die Conferenz-Protokolle. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Georg Ludwig König. Einige Worte der Erinnerung an den Verewigten von einem seiner Schüler. Oldenburg. 1849. Gr. 8. 1 Ngr.

Die beiden Muhamedaner. Sabat und Abdul Messih. Basel. Gr. 12. 2½ Ngr.

Ostertag, A., Die Bücher des Gerichts und das Buch des Lebens. Predigt gehalten 1849 am Sonntage vor dem Neujahr. Basel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 166. —— 12. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Sind wir nun schon in unserer Volksgeschichte in frühes Alterthum zurückgekehrt, so ist es auch wol nicht mehr gewagt uralte Anklänge in dem den Römern schon im 1. Jahrhundert kundgewordenen Stammmythus unsers Volks an die älteste Tradition zu finden. Mannus heißt bei Tacitus der Stammvater des deutschen Volks, und seine drei Söhne Iscus, Ingus, Hermino die Ahnen der drei großen Stämme, der Iscävonen oder nordwestlichen, der Ingävonen oder westlichen, der Herminonen oder östlichen, unter welche die römischen Schriftsteller die deutschen Völker bringen. Ask und Isk, Armin, Irmin, Irman und Erman sind dieselben Namen. Im 1. Buch Mose 10, 3 heißen Gomer's drei Söhne Aschkenas, Riphath, Thogarma. Aschkenas oder Ascanius ist ein phrygischer Name, Thogarma aufzulösen in thog (Familie) und Arma, d. i. Stammherr von Armenien, dessen Sprache mit der medischen, sarmatischen, wahrscheinlich auch der unserer Vorfahren zusammenhängt; Aschkenas nennen die Juden Deutschland. Nur Riphath ist unerklärlich; aber schon jene zwei Namen weisen hin auf alte Gemeinschaft der Stammsagen jener asiatischen und des germanischen Volks.

Neben jenen drei Stämmen nennt Plinius noch zwei, die Vindiler und die Peuciner und Bastarner. Aber weder die drei noch die fünf Stämme geben etwa einen Unterschied der Dialekte der Sprache. Der alterthümlichste und formenreichste Dialekt der deutschen Sprache ist der gothische, der uns aus Ulfilas' Bibelübersetzung bekannt ist. Die hochdeutsche Sprache ist hell und scharf; die niederdeutsche (altsächsische, angelsächsische, friesische) weich; im Mittelhochdeutsch erwachten Lied und Epos mit einer Fülle der die niederdeutsche Sprache Nichts an die Seite zu setzen hat. Das Uebergewicht der hochdeutschen Sprache entschied sich seit Luther, sie schwebt über allen Dialekten, und es ist unverständig den Untergang des niederdeutschen Dialekts, der längst schon zur bloßen Mundart wieder herabgesunken war, zu beklagen. Die heutige dänische und schwedische Sprache weicht von hochdeutscher und niederländischer grell ab, aber in ältester Zeit mag die Sprache der Daken und Geten als sie sich nach Skandinavien in Zug setzten wenig von der aller übrigen Gothen abgewichen sein.

Sechs bestimmt unterschiedene Zungen der deutschen Sprache ergeben sich: die gothische, die hochdeutsche, die niederdeutsche, aus der sich mit Beimischung des Fränkischen die niederländische entwickelt hat, die angelsächsische, aus der mit Beimischung des romanischen Elements die englische sich erhob, die friesische, die zur Volksmundart herabgesunken ist, und nordische; fünf Sprachen haben sich bis heute auf dem Platz behauptet: die hochdeutsche, niederländische, englische, schwedische, dänische, von denen nach dem Gesetz der Einigung die niederländische in die hochdeutsche, die dänische in die schwedische in der Zukunft übergehen dürfte. In unsern jetzigen Volksmundarten stecken noch Ueberreste alter Dialekte die sich nicht zur Schriftsprache aufschwangen, manche aber haben sich erst später hervorgethan.

Was den deutschen Sprachen eigenthümlich ist namentlich Zweierlei: einmal die berührte Neigung die stummen Consonanten zu verschieben, und dann der Ablaut, d. h. ein von der Conjugation ausgehender, die ganze Sprache durchdringender regelmäßiger Wechsel der Vocale. Unsere Conjugation kann am Verbum nur zwei Zeiten, Gegenwart und Vergangenheit, ausdrücken, und steht dadurch von allen urverwandten auffallend ab; aber dafür kann sie durch den Ablaut das Präsens und Präteritum, Singularis, Dualis und Pluralis des Präteriti auf das lebhafteste hervorheben, ein Vorzug den in dieser Klarheit keine andere, nur annähernd die griechische, besitzt. So haben wir in ältester Sprache fünf ablautende Conjugationen, deren keine den Vocal des Präsens im Präteritum bestehen läßt, und mit Ausnahme der dritten auch jede für Singularis und Pluralis Präter. eigenen Ablaut verwendet. Erst in der neuhochdeutschen Sprache ist zum Nachtheil der Ablaute im Singularis und Pluralis Präteriti aller Conjugationen derselbe Laut: band banden, lag lagen, griff griffen, troff troffen, statt der mittelhochdeutschen schönern Formen: bant bunden, lâc lagen, greif griffen, trouf truffen; dadurch ist der Unterschied des Indicativ vom Conjunctiv oft verwischt. Entscheidend ist der Einfluß dieses Ablauts auf Flexion und Wortbildung, wie z. B. starke Intransitiva aus dem Ablaut des Präteritum Singularis schwache Transitiva erwachsen lassen, wie brinnan, brannjan.

Der Ablaut der Wurzel findet aber nicht blos statt durch Verschmelzung eines Vocals mit einem andern,

sondern der Anlaut der Wurzel tritt auch selbst vor und doppelt sich; bisweilen geht dasselbe Wort sich selbst vor, wie lat. quamquam, Singsang, Wirrwarr, oder ein Theil der Wurzel, z. B. feifalter (Schmetterling), gigak. Dies ist Reduplication, im engern Sinne bezeichnet sie aber das Präteritum gegenüber dem Präsens, und findet sich im Sanskrit, Latein, Griechischen, unter den deutschen Sprachen im Gothischen, wenig im Angelsächsischen, Althochdeutschen und Altnordischen, sonst ist sie verwischt, verwandelt, verengt, im Neuhochdeutschen in ie, z. B. hielt, hiess, schlief, rieth, gieng, fieng, hieng (ging, fing, hing sollte man daher nicht schreiben).

Die Reduplication und der Ablaut erscheinen an den starken Verben, die schwachen Verba sind ohne Ablaut, werden durch drei charakteristische Vocale (gothisch i, ô, ai, althochd. i, ô, ê) abgeleitet, und bilden ihr Präteritum nur durch den hinten zutretenden, mit jenen Vocalen sich verschmelzenden des Hülfswortes thun, tuom, im Präteritum goth. dada, dast u. s. w., althochd. teta, tâti u. s. w., welches das lat. dedo (verkürzt in do) ist, wie die Begriffe thun und geben noch heute ineinander übergehen, der Niedersachse sagt: do mi dat bok (gib mir das Buch); verkürzt ist dies Hülfswort goth. in -da, althochd. in -ta, jetzt in -te, aber in der zweiten Person ist für die zweite Person Singularis sowol Präteritum wie Präsens zu dem alten st zurückgekehrt; das alte tuom ist aber ein Ueberrest der alten Verbalform auf μι und ganz das Sanskrit dadami, griech. δίδωμι, führt uns also in die älteste Zeit unserer Sprache zurück.

Wie sich Vocale wandeln durch Ablaut, Consonanten durch Verschiebung, so versuchte auch der Sprachgeist ganze Formen vor- oder zurückzuschieben, ihnen dadurch andern Sinn zu verleihen und Nebenformen daraus hervorgehen zu lassen. So stieg z. B. der Ablaut des Pluralis des Präteriti rückwärts in den Singular, so sagen wir „wurde“ neben „ward“; so ist das alte gan, vergan verdrängt durch ein aus dem Pluralis gunnen stammendes gönnt; der Singular der meisten Präterita vierter Conjugation ist heute eingenommen durch den Ablaut des Pluralis, für sneit, reit, streit, greif, reiz sagen wir schnitt, ritt, stritt, griff, riss, bisweilen sogar erwurbe statt erwarb. Noch öfter empfängt das Präteritum den Sinn des Präsens, und dann erstirbt meist das alte Präsens; aus dem Präteritopräsens wurde ein neues Präteritum mit schwacher Form gebildet. Im Gothischen gibt es solcher unregelmäßigen Verba 13, im Althochdeutschen 11, im Mittelhochdeutschen 9, im Neuhochdeutschen 6. Es sind die ältesten einfachsten Abstractionen aus der sinnlichen Vorstellung des Präteriti, die vorzugsweise dann als Hülfszeitwörter gebraucht wurden: kann, eigentlich ich habe erzeugt (davon noch kind = das Erzeugte, wie zeugen und erkennen vielfach ineinandergreifende Vorstellungen sind, z. B. noch in Luther's Bibelübersetzung); darf, bedarf, eigentlich ich habe Opfer dargebracht und warte jetzt auf neue; soll (skal), eigentlich ich habe getödtet oder verwundet und bin daher zu Wergeld verpflichtet; mag (vermag), eigentlich ich habe gezeugt; muss, eigentlich ich habe umfaßt; weiss, eigentlich ich habe gesehen. Die Infinitive und Participia Präsentis werden für die Abstraction gebildet aus dem Ablaut des Pluralis. Heute haben mehre dieser Verba außer der Form auch die Bedeutung gewechselt, kann ist uns nicht mehr = ich kenne, sondern = ich bin im Stande, darf nicht mehr = ich bedarf, sondern = ich habe die Erlaubniß, soll auch = ich will. Es kommt zu jenen Verben das siebente Verbum will, welches in alter Form die Flexion des Conjunctiv hatte. In einem großen Theil der so unregelmäßigen Hülfswörter begegnen sich die urverwandten Sprachen, Sanskrit, Griechisch, Latein, Slawisch, Lithauisch, das stärkste Zeugniß ihres hohen Alterthums.

Anderntheils kann auch wol die Vorstellung wechseln ohne daß sich die Form ändert; so ist ich heisse = ich werde genannt und = ich bin genannt worden; die lateinische Umschreibung des Präteritum Passivi (amatus sum) ist in den romanischen Sprachen ins Präsens geschoben (je suis aimé); gothisch ist bindada Präteritum Passivi, gobundans Präteritum Passivi, althochd. kipuntan pim Präsens Passivi, kipuntan was Präteritum Passivi, bis wir zuletzt mit pedantischer Häufung der Hülfswörter des Präsens durch: ich werde gebunden, das Präteritum durch: ich bin gebunden worden wiedergeben.

(Der Beschluß folgt.)

Spanisch-amerikanische Dichter.

Die Politik zu welcher Karl IV. mit einer so ergötzlichen Offenherzigkeit sich bekannte als er die Universität von Maracaibo mit der Erklärung unterdrückte: „daß es gegen seinen Wunsch sei wenn der Unterricht sich in Amerika allgemein verbreite“, diese seit 300 Jahren mit Entschiedenheit durchgeführte Politik mußte nothwendig ihre Früchte tragen. Am Anfange des 19. Jahrhunderts hatte die spanische Regierung alle jene politischen und gesellschaftlichen Gebrechen in Folge deren Spanien von dem Range einer ersten Macht, deren Hülfsquellen in ihm lagen, bis auf die dritte Stufe herabsank, nach seinen Colonien verpflanzt. Unterricht und wissenschaftliche Bildung waren dort fast unbekannt, von politischen Rechten und Freiheiten niemals die Rede und vor den Drohungen einer finstern Inquisition bebte jeder auch noch so leise Versuch nach religiöser Emancipation zurück.

Die Aenderung welche bald darauf eintrat zeigte sich in keiner Weise vortheilhaft. Die große geistige Bewegung welche Alexander von Humboldt bei der spanisch-amerikanischen Jugend beobachtete beschränkte sich auf die höhern Classen der Gesellschaft, und ihr Fortschritt wurde nicht durch die allgemeinere Verbreitung der Bildung unter dem Volke, sondern durch eine Macht befördert welche Diejenigen welche mit den Mittheilungen Blanco White's bekannt sind leicht errathen werden. Die rasch darauf erfolgte Revolution ging von jungen Leuten in Buenos-Ayres im J. 1807 aus und wurde 1827 unter den Mauern von Callao zu einem glücklichen Ausgange gebracht. Während dieser zwanzigjährigen Anarchie und Verwirrung hatte die früher unwissende, aber friedliche Masse nur die Kenntniß des Kriegs erworben, und dieser Umstand hat hauptsächlich ihr späteres Benehmen bestimmt.

Wir wollen nicht ungerecht sein gegen die ehrenwerthen Bestrebungen der neuen Regierungen den öffentlichen Unter-

nicht zu verbreiten, noch wollen wir die von James Thompson überall auf dem südamerikanischen Continente eingeführten Lancasterschulen, oder die in Mexico, Caracas und Bogota gegründeten wissenschaftlichen Anstalten, oder die Normalschulen und Provinzcollegien von Colombia, Peru und Chile und die Akademien der Musik sowie die Ingenieurschule von Buenos-Ayres mit Stillschweigen übergehen. Wir zollen gerne dem aufgeklärten Geiste der spanisch-amerikanischen Geistlichkeit und dem sich aufopfernden Patriotismus jener großen Staatsmänner volle Anerkennung, welche wie Bolivar und St.-Martin, obwol gedrängt durch die dringenden Foderungen neuer politischen Institutionen, soviel von ihrer Zeit und ihrem Reichthum der Bildung des Volks opferten, ohne welche alle politische Organisation nichtig und haltlos ist. Diese Männer arbeiteten gewissenhaft, allein Millionen von Menschen lassen sich nicht in Einem Jahre regeneriren, und das spanische Amerika erscheint zur gegenwärtigen Stunde am fernen Horizonte der politischen Welt wie in Nebel gehüllt, welcher es den allgemeinen Blicken ebenso gut entzieht wie vordem die völlige Dunkelheit worin es versunken war. Sein gegenwärtiger Zustand, seine Aussichten für die Zukunft sind Probleme um die man sich wenig kümmert und deren Lösung noch bevorsteht.

Lassen wir billig dem schönen Geschlechte den Vortritt, und gehen wir bis zu den ersten Anfängen der spanisch-amerikanischen Poesie zurück, so begegnen wir zuerst der mit reichen Naturanlagen begabten Juana Inez de la Cruz. Geboren 1651 auf einem unfern Mexico herrlich gelegenen Landsitze, der Alqueria de San-Miguel de Nepanthla, verrieth sie schon in ihrer zartesten Kindheit die glücklichste Begabung und zeigte eine seltene Lernbegierde. Nachdem sie eine Zeitlang am Hofe der Vicekönigin durch ihren Liebreiz und ihre Bescheidenheit allgemein entzückt, fühlte sie plötzlich einen unwiderstehlichen Drang sich in die Stille des Klosterlebens zurückzuziehen und allen Freuden der Welt zu entsagen. So verließ sie denn den Hof und ging als Nonne in das am Stillen Ocean gelegene Kloster von San-Jerome, wo sie 27 Jahre in Ausübung ihrer religiösen Pflichten verlebte, und ihre übrige Zeit der Pflege der von Jugend auf ihr theuern Dichtkunst widmete. Als im J. 1695 eine gefährliche Epidemie im Kloster herrschte, pflegte sie ihre Mitschwestern mit der hingebendsten Aufopferung und starb an den Folgen der allzu großen Anstrengung, welcher ihr durch frühere Entbehrungen und Kasteiung schon zu geschwächter Körper nicht gewachsen war. Ihre Werke („Obras poeticas") wurden 1689 in Madrid in drei Bänden herausgegeben, und der Censor der Inquisition selbst schickte ihnen eine gelehrte Vorrede voraus, worin er seine Approbation mit echtspanischer Galanterie den Werken der „zehnten Muse, des Wunders von Indien", ertheilte. Der dritte Band enthält nicht weniger als 140 Seiten Sonetten, Madrigale, Balladen und Elegien, welche, der Generalcapitain des Königreichs Neapel, Felix Ferdinand de Cordoba an der Spitze, Marquis, Grafen, Cavaliere und Erzbischöfe zu ihrer Verherrlichung gemacht hatten.

Die Dichtungen dieser erstgeborenen Muse des spanisch-amerikanischen Parnasses bestehen aus Autos, worüber die heiligen Mysterien der katholischen Religion ihren Duft verbreiten, aus Komödien, denen natürlich die Zeit ihren Reiz genommen, aus religiösen Romanzen, Elegien, Liedern und Sonetten. Ihr Stil ist leider eine unglückliche Nachahmung der Manier des Gongora und der hervorstechende Charakter ihrer Dichtungen ein religiös-mystischer, genährt und gesteigert durch den natürlichen Hang ihres feurigen Gemüths und ihrer ascetischen Lebensweise. Zuweilen jedoch entzog sie sich ihren ernstern und erhabenern Betrachtungen um mehr weltlichen Gefühlen sich hinzugeben, ohne jedoch in die etwas verfänglichen Feinheiten der provençalischen Dichterinnen sich zu verlieren. Navarro sagt von ihr: „Die Verse der Juana athmen eine so reine Schönheit, wie sie nur der Spiegel einer so jungfräulichen Seele zurückstrahlen konnte, und den Galanterien ihres Geistes blieb ihr Herz gänzlich fremd." Ein zum Schutze der weiblichen Erziehung an eine würdige Matrone der mexicanischen Kirche gerichteter Brief enthält neben einer seltenen Kenntniß der patricistischen Literatur die schönsten Proben echtweiblicher Gesinnung und einer über ihre Nation und ihr Zeitalter herausgehenden höhern Bildung.

Von den spätern Dichtern Mexicos ist nur wenig bekannt geworden, und unter den im „Repertorio americano" mitgetheilten Nachrichten über Dichter der spätern Zeit begegnen wir dem Dramatiker Ruiz de Alarcon; auch gibt die Bibliothek von Nicolas Antonio Notizen von mehren Andern. F. Manuel de Navarrete, der „amerikanische Schwan" benannt, welcher 1768 in Mexico geboren, 1809 in Tlalpujahua starb, ist seiner anakreontischen und bukolischen Dichtungen wegen berühmt. Dieselben wurden 1823 in Mexico veröffentlicht.

Wenden wir uns von Mexico zunächst nach dem noch in seinem Entwickelungsprocesse liegenden Staate von Yucatan, so begegnen wir zwei Dichtern, Don Wenceslao Alpuche und Don Mariano Irujillo, deren „Poesias" in zwei kleinen, sauber gedruckten Bänden erschienen. Der 1841 verstorbene Alpuche, ein Mann von einiger politischen Bedeutung und entschiedener Fähigkeit, begann seine dichterische Laufbahn mit einer Satire auf einen unbeliebten Richter, welche sich eines ungeheuern Beifalls erfreute, und von seinen Kritikern den Erzeugnissen des Argensola an die Seite gestellt wurde. Zum Mitgliede des mexicanischen Congresses ernannt, wurde Alpuche mit Heredia, Prieto, Pesado und andern Literaten der mexicanischen Hauptstadt bekannt, mit denen er sich dem Studium der neuern französischen Poesie widmete. Es ist einer der nicht am wenigsten auffallenden Züge im Charakter der südamerikanischen Poesie daß sie sich fast ausschließlich dem Einflusse Frankreichs hingibt. Was die Ausdrucksweise des Alpuche betrifft, so müssen wir leider bemerken daß seine historischen Poesien sowol wie seine Liebeslieder durch eine sehr weitgehende Uebertreibung der Bilder und eine sich im regen Feuer verzehrende Glut verunstaltet sind. Nachdem Irujillo eine mit großem Beifalle aufgenommene Sammlung seiner Gedichte herausgegeben, nahm er aus theilnehmender Freundschaft für einige seiner Landsleute etwa 40 oder 50 Gedichte von yucatanischen Barden in eine zweite Ausgabe seiner eigenen Gedichte mit auf, von denen sich Nichts weiter sagen läßt als daß ihre Kriegs- und Liebeslieder ziemlich denen ähnlich sehen die auch anderwärts in beglücktern Ländern von mehr begabten Dichtern gesungen worden sind. Doch trifft man hier und da auf originelle, und aus frischer Begeisterung entsprossene Strophen, welche sich ebenso wol durch edle Gesinnung als durch gelungene Sprache auszeichnen.

Ueberschreiten wir ostwärts den Golf, so fallen unsere Blicke auf die Königin der Antillen, das reizende und ruhmbekränzte Cuba, dessen Name in unserer Seele die entzückendsten Bilder tropischer Schönheit und die herrlichsten Träume von Glanz, Luxus und Wollust hervorruft. Auf diesem von der gütigen Natur so reich und prächtig ausgestatteten Eilande finden wir die edelsten und erhabensten Dichter des spanischen Amerika, Männer von wahrhaft universellen Sympathien, von hoher Begeisterung und heldenmüthigem Charakter, deren Seele von großen Ideen und uneigennützigen Hoffnungen ergriffen war, deren Gedichte nicht stereotype Sentimentalität zärtlicher oder furchtbarer Art aussprechen, sondern die männlichen Ergüsse eines ernsten, von wahrer Begeisterung für die großen und edlen Zwecke der Menschheit glühenden Gemüths sind. Während die Nachbarschaft der Vereinigten Staaten und der Verkehr mit ihnen in dem Herzen der trefflichsten Söhne Cubas einen glühenden Eifer für die Unabhängigkeit und die Erhebung ihrer geliebten Heimat erweckt hat, ist die eifersüchtige Tyrannei Spaniens, womit es diesen letzten und schönsten Edelstein in der zerfallenden Krone festzuhalten sucht, einzig darauf bedacht die Aeußerung dieser Gefühle zu verhindern und sein Wachsthum zu hemmen. Alle Zugänge zu dem öffentlichen Geiste werden mit einer nie rastenden Wachsamkeit

beaufsichtigt, und der Patriotismus der Einwohner, dem jedes offene Feld der Thätigkeit entzogen ist, ergießt sich in das Herz des Volks in jener mächtigen Poesie, die den Lippen von Männern entströmt welche sowol für die Palme des Märtyrers, wie für den Kranz der Freiheit gleich vorbereitet sind. In der That waren Gefängniß, Verbannung oder Tod häufig der Lohn jener Heldendichter, welche im Kampfe mit so feindlichen Elementen zur Erreichung eines so hohen Ziels stets die ernste und tiefempfundene Sprache muthiger Männer führen, die den Preis ihrer Wahrheitsliebe kennen, und entschlossen sind bei ihrer Sache bis zum Tode zu verharren. Von solchen Gefühlen waren Dichter wie Heredia, Milanes und Placido belebt.

In den vordersten Reihen unter den Dichtern seiner Insel und auch der Zeit nach einer der Ersten — denn nur Zequeira und Tesval gingen ihm vorauf — steht Jose Maria Heredia, der Sohn eines Patrioten der in der Verbannung lebte. Zu Santiago in Cuba 1803 geboren, wurde er noch als Kind nach Mexico gebracht; hier verlor er 16 Jahre alt seinen Vater und kehrte mit seiner Mutter und seiner übrigen Familie nach Havaña zurück. Im J. 1823 als Advocat bei dem obersten Gerichtshofe zugelassen, erregte er durch seine Meinungen und sein Benehmen bald den Verdacht der Regierung, und sah sich im November desselben Jahres genöthigt nach den Vereinigten Staaten zu entfliehen. Dort verlebte er drei Jahre, während welches Zeitraums er sich die Achtung und Freundschaft vieler angesehenen Männer erwarb und 1825 in Neuyork eine Sammlung Gedichte herausgab. Durch vortheilhafte Anerbietungen eingeladen nach Mexico zu kommen, wurde er daselbst sofort als Unterstaatssecretair, später als Richter am obersten Gerichtshofe angestellt und zum Mitgliede des Senats ernannt. Er starb in Mexico 1839 in der Blüte des Alters. Außer der in Neuyork erschienenen Sammlung gibt es noch zwei andere Ausgaben seiner Werke, eine vom J. 1832 in Toluca in Mexico, und eine andere nach seinem Tode 1840 in Barcelona erschienene.

Als Mensch stand Heredia der Liebenswürdigkeit seines Charakters und seiner Redlichkeit wegen in ehrenvollem Andenken; als Dichter ist er unter seinen Landsleuten unübertroffen; was seinen Patriotismus betrifft, so zeugen die von ihm muthig bestandenen Gefahren und ruhig ertragenen Leiden, lauter als beredte Worte thun würden, für das tiefe und starke Gefühl womit er an den besten Hoffnungen seines Landes hing. Besorgnisse oder Hoffnungen für seine theuere Insel bilden den Grundgedanken aller seiner Gedichte.

Wenn er verlassen und verzweiflungsvoll an dem Rande des mächtigen Niagarafalles steht, so schweift sein Gedanke nach seiner geliebten Heimat und zu ihren Palmbäumen, „unter deren Schatten die bittern Früchte der Unwissenheit und des Lasters gedeihen". Unter seinen besten Gedichten zählen „Eine Ansprache an die Griechen", „Zeilen an meinen Vater an seinem Geburtstage" und die „Die nordische Jahreszeit" überschriebene, und bei den Creolen sehr beliebte Ode, die er in Mexico geschrieben und an seine Frau gerichtet, in deren zärtlich-liebender Theilnahme sein verwundetes und betrübtes Herz eine bleibende Zufluchtsstätte fand. Er starb in einem fremden Lande, wo es ihm untersagt war anders als durch fromme Wünsche und Hoffnungen für seine Heimat thätig sein zu können, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre jene Wiedergeburt ihres politischen und socialen Zustandes zu erleben, auf welche er mit so großer Zuversicht gehofft hatte; doch wurde seine Verbannung erheitert und sein Muth aufrechterhalten durch den wohlthuenden Einfluß eines edlen, weiblichen Gemüths.

Weit trüber ist die Lebensgeschichte seines poetischen Mitbruders Milanes, eines bescheidenen Commis in Matarzas auf Cuba. Der Name dieses begabten und unglücklichen Dichters erschien zuerst in dem „Aguinaldo Habanero" 1837 unter einigen Gedichten, deren Vortrefflichkeit sofort eine warme und allgemeine Theilnahme für ihren unbekannten Verfasser erweckte. Dieses Interesse wurde erhalten und noch erhöht durch die darauffolgenden Erzeugnisse und der „Aguinaldo Matanzero" 1847 wies seinen Gedichten den Ehrenplatz an. Milanes wurde der Dichter der Reflexion genannt, und in der That ist auch die ganze Richtung seines Geistes contemplativer und melancholischer Natur. Die unglückliche Lage seines Vaterlandes und seine eigene Ohnmacht sie zu verbessern erweckte in ihm eine heftige und qualvolle Geistesanstrengung, welche die düstere Stimmung seines Temperaments noch erhöhte und endlich seine Vernunft zum Irrsinne führte. Was die Großartigkeit seiner Pläne, sein leidenvolles Leben und die endliche Verdüsterung seines Geistes betrifft, so erinnert er an den verwandten, obschon mächtigern Genius des Tasso, dessen Kummer jedoch keiner so uneigennützigen Quelle entsprang. Zum Glücke scheinen neuern Mittheilungen zufolge die Wolken welche diesen begabten Geist eine Zeitlang umdüstert und verdunkelt hatten endlich sich wieder zerstreut zu haben. Er soll auf einer Reise in Europa mit seinem Bruder begriffen sein, der sich mit liebender Hingebung seiner Pflege widmet, um seinem Vaterland einen seiner edelsten und besten Söhne zu erhalten. Zu seinen gelungensten Gedichten gehört das an seine Frau gerichtete, worin ein einfach-edles Gefühl der Achtung für die wahre Größe und den Werth des Weibes athmet. Im Allgemeinen gehört zu den besten und vielversprechendsten Anzeichen einer bessern Zukunft, die unter jenem tropischen Himmel sich kundgeben, jener Ausdruck von Hochachtung für die Frauen der von den Lippen und aus dem Herzen aller jener wahrhaften Dichter Cubas strömt. Selten erniedrigen sie sich soweit daß sie den Frauen leichtsinnige und herzlose Schmeicheleien darbringen, sie richten an sie die Sprache höherstrebender und wahrer Sympathie; sie sprechen zu ihnen als den Freundinnen und den Gleichberechtigten der Männer, indem sie dabei an ihre bessere Natur appelliren und sie auffodern die Ketten sklavischer Unwissenheit und indolenter Ueppigkeit zu brechen und in ihrer eigenen Sphäre, mit der von Gott ihnen verliehenen Kraft der Liebe und des Glaubens, an der Befreiung ihres Landes und ihrer Race zu arbeiten. Besonders hatte Milanes ein tiefes Mitgefühl für die Unbilden denen das Weib preisgegeben ist, und zollte seine edle Anerkennung Ueberzeugungen welche alle seine Bestrebungen für die Freiheit belebten und stärkten, ihren Fähigkeiten und Rechten.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Memoiren von Therese Pulszky.

Ueber dieses in London vor kurzem in zwei Bänden unter dem Titel: „Memoirs of a Hungarian lady, by *Theresa Pulszky*; with a historical introduction, by *Francis Pulszky*" erschienene, in Deutschland vielbesprochene Buch gibt das „Athenaeum" sein Urtheil dahin ab daß es schon insofern täusche als die ungarische Politikerin lauter und mehr darin rede denn die ungarische Dame, während die bestgeschriebene Parteigeschichte als Stoff für den künftigen Richter oder Historiographen von bedeutend geringerm Werthe sei denn ein ehrliches, echtes, persönliches Tagebuch. „Das Werk", heißt es, „ist zu viel Zeitungsartikel, zu viel Journalaufsatz, zu viel Recension, und mag Dies auch eine natürliche Folge seiner nahen Verwandtschaft mit dem Correspondenten der augsburger «Allgemeinen Zeitung» sein, so entzieht es doch der ungarischen Dame die Stelle, auf welche sie außerdem ein Recht gehabt haben dürfte ein Plätzchen neben Lucie Hutchinson, oder Frau von Riedesel, oder unserer eigenen tapfern Lady Florentia, oder sonst einer jener schnell umblickenden und tieffühlenden Frauen welche zum Verständniß wichtiger politischer Bewegungen dadurch beigetragen daß sie deren Einfluß auf das tägliche Leben und auf individuelle Charaktere genau dargelegt haben." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 167. —— 13. Juli 1850.

Geschichte der deutschen Sprache.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Die Gewalt des Ablauts zeigt sich auch in der Declination, wenn auch nur in der ältesten, gothischen Form. Die Trilogie der Vocale A J U meistert auch die Flexion, nach ihr entspringen jedesmal drei Declinationen des Namens, alle Flexionen der ersten Declination sind aus ursprünglichem A, der zweiten aus ursprünglichem J, der dritten aus ursprünglichem U hervorgegangen; das A zeugt aber mehre Ablautsreihen, und so entsprechen wieder die Vocale der Flexionen der drei Declinationen den Ablauten der fünf Conjugationen: ein Zeugniß für die Macht des Gesetzes der Ablaute in unserer Sprache. Auffallend entsprechen den gothischen Declinationsvocalen die lateinischen, griechischen und besonders die lithauischen: wieder ein Beweis der unmittelbarsten Verwandtschaft der Sprachen.

Dem Reichthum der Conjugation hält die Declination nicht gleichen Schritt, den reichen griechischen Verbalformen stehen nur vier Casus zur Seite, wie auch unsere Sprache nur vier Casus hat. Die romanischen Sprachen gehen der Declination beinahe ganz verlustig, sie umschreiben den lateinischen Dativ und Ablativ durch die Präposition a (lat. ad) und de, welches auch den Genitiv ersetzt. Den Genitiv umschreibt unsere lässige Volkssprache sogar mit den beiden Präpositionen der Näherung und der Entfernung: zu und von, z. B. er ist Vater von dem Kind und zu dem Kind, statt des Kindes. Ablativ und Genitiv oder Instrumentalis und Genitiv liegen dem Begriff und der Gestalt nach einander sehr nahe. In der Entfaltung des Instrumentalis bleibt auffallend die gothische Sprache hinter der althochdeutschen zurück; der gothische Instrumentalis ist nirgend am Nomen, blos am männlichen und sächlichen Pronomen zu spüren, wir haben ihn noch in desto, althochd. des diu, goth. thė, mittelhochd. deste; auch welch und solch sind entstanden aus dem Instrumentalis we (goth. hvė) und so (goth. svė) und der Endsilbe lik, leik; ferner heute, heuer aus dem Instrumentalis hiu = an, in diesem (lat. hic) und tagu, jaru (heint = diese Nacht, aus Accusativ Feminini hia und naht). Der althochdeutsche Instrumentalis hat ein weiteres Feld, er erscheint am Singularis männlicher und sächlicher Nomina der ersten Declination, also gar nicht am Femininum, nicht im Plural, und nicht an männlichen und sächlichen der andern Declinationen, also immer noch selten im Vergleich zu einigen andern urverwandten Sprachen; er geht aus auf û (entstanden aus iu, wie oben in diu behalten); aber auch er erlischt schon fast ganz mit der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts durch die hinzutretenden Präpositionen. Die griechische Sprache kennt gar keinen Instrumentalis, die lateinische scheidet Dativ und Ablativ nur im Singular, die lithauische sondert Dativ, Instrumentalis und Localis in Singularis und Pluralis und beiden Geschlechtern, auch die slawische.

Wie wir eine schwache Conjugation haben, so auch eine schwache Declination, abgeleitet aus der ältern starken durch Einschaltung von N, welches im Nom. Sing. und Dat. Plur. sogar ausfällt, ursprünglich aber dawar. Die starke Declination ist für Substantive und Adjective verschieden, die schwache dieselbe; ferner Substantive gehen mit wenigen Ausnahmen entweder nach der starken oder nach der schwachen Declination, Adjective nach beiden, mit wenigen Ausnahmen; durch dies letztere Gesetz unterscheidet sich die deutsche Sprache von den meisten urverwandten. Das Masculinum geht im Gothischen im Nominativ Singularis aus auf a (hana), das Femininum und Neutrum auf ô (tuggô, hairtô): N. hana, G. hanins, D. hanin, A. hanan, Pl. N. hanans, G. hananè, D. hanam, A. hanans. Im Althochdeutschen ist der reine Vocal a aus der schwachen Declination geschwunden und durch o ersetzt (hano etc.; dies o ist noch erhalten in den Eigennamen Otto, Hugo) und das s des Genitiv Singularis und Nominativ und Accusativ Pluralis gewichen; im Mittelhochdeutschen sind alle schwachen Flexionsvocale verdünnt zu e. Im Neuhochdeutschen endlich ist vielfache Verderbniß eingetreten, affe, bube, bote, hase, knabe, ochse und andere gehen noch regelmäßig nach der mittelhochdeutschen Regel, dagegen ist 1) öfters Genitiv ens statt en gebildet: boge, brate, brunne, daume, gaume, glaube (nicht bogen u. s. w.), also dem Gothischen ähnlich, wie hana hanins, 2) einige Wörter weichen ganz in die starke Declination aus: hahn hahns,

mond monds (mittelhochd. mane manen, hane hanen), andere blos im Nominativ und Accusativ Singularis: mensch, fürst, andere schwanken im Genitiv: schmerz, greif, greis; andere starke Wörter deren e aus u entsprang (friede, schatte, ja nicht frieden) haben schwache Flexion erhalten, dagegen müßte statt rabe es heißen raben, Genitiv rabens. Die Feminina sogar bilden durchweg den Singular stark, d. h. unveränderlich auf e, den Pluralis schwach, d. h. auf en (zunge, G. der zunge statt der zungen). Die weniger schwachen Neutra sind jetzt fast ganz verschwunden und untereinander abgeirrt; herz herzens, ohr ohrs, auge auges; menge, helle, schwere sind im Singularis ganz unveränderlich. Im Neuniederländischen ist man noch weitergegangen, da fällt starke und schwache Declination ganz zusammen, der Singular hat in allen Geschlechtern starke, der Plural schwache Declination.

In den der deutschen urverwandten Sprachen findet sich nun aber dies der schwachen Declination charakteristische n oder an dessen Stelle t und s sehr häufig aus dem Nominativ, der ihrer oft entbehrt, erwachsen. Eigenthümlich aber ist der deutschen Sprache: daß die Adjective eine doppelte, die starke und schwache, Declination zulassen, und zwar die schwache bei dem Artikel, die starke wo dieser nicht eintritt (blinder blinde blindes u. s. w., aber der blinde die blinde das blinde u. s. w.); da aber in einem frühern Sprachstand, wie das Lateinische zeigt, der Artikel ganz abging, so folgt daraus daß die alte Sprache keine Doppelgestalt des Adjectivs besaß, daß folglich erst mit dem Artikel die schwache Form entstand, diese demnach Nichts ist als ein einverwachsenes Pronomen demonstrativum, zu dem hernach noch ein anderes als äußerlicher Artikel gefügt wurde; als Artikel wurde gebraucht das Demonstrativum der die das, das einverwachsene n aber ist entstanden aus dem n des Demonstrativum jener (goth. jains), dessen j noch dazu nicht ursprünglich war, während aus dem entsprechenden lat. ille illa die romanischen Sprachen den Artikel le la entlehnten, der auch verschmilzt: al, del, dal.

Eine besondere Form für die Zweiheit besitzt für Nomen und Verbum das Sanskrit, Griechische, Lithauische und Altslawische, im Althochdeutschen stirbt sie aus, im Latein ist sie beinahe (duo, ambo), im Keltischen völlig erloschen. Die heutigen slawischen Dialekte mit Ausnahme des slawonischen haben dem Dualis entsagt, in der lithauischen Mundart dauert er, in der lettischen und preußischen hat er aufgehört. Von unsern Schriftsprachen hat blos den Verbaldualis und zwar nur für die erste und zweite Person die gothische, den nominalen hat sie gleich allen übrigen weder im Substantiv noch Adjectiv, sondern blos im persönlichen Pronomen; einzelne Volksmundarten bewahren merkwürdige Spuren von beiden, z. B. das bairische und östreichische gebts, bringts ist geradezu der gothische Dual gibats, die bairische, östreichische (zweite Person ez, es, ös, G. encher, D. A. ench, enk, enker), viele der niederdeutschen (zweite Person gätt, iät, G. inker, D. A. ink), die friesischen Mundarten bewahren noch treu den Dual des persönlichen Pronomens.

Wir haben das Ergebniß gefunden daß unsere Sprache weder ihren Ursprung aus Asien noch den Raum der ihr in Europa angewiesen wurde verleugnet. Die Deutschen fanden ihre Stelle in der Mitte von Römern und Kelten gegen Süden und Westen, von Lappen, Finnen, Lithauern und Slawen gegen Norden und Osten. Von Osten her geschah der Einzug, durch Thracien vermittelt sich unsere alte Sprache auch mit der griechischen. Sprachliche Verwandtschaft zeigt sich in den einfachen Lauten, Bildungen, Flexionen, Fügungen und Wortvorrath, die auf uralte Gemeinschaft zurückweist. Der Vocalismus des Sanskrit ist allein urlauter bewahrt in der gothischen Sprache, die local dazwischenliegenden Sprachen haben ihn aufgegeben. Mit dem Sanskrit, Griechischen, Keltischen theilt unsere Sprache die mächtige Entfaltung der Aspiration; mit Sanskrit, Zend, Griechisch, Latein und Slawisch die drei Geschlechter; mit Latein, Griechisch und Keltisch die wenigen Casus; mit allen die gleichen Cardinalia, persönliches Pronomen, Verbum substantivum, Verwandtschaftswörter, viele einzelne. Groß ist der Einklang griechischer Wörter zur deutschen Sprache, ein Hinweis auf die einstmals östlich nähere Gemeinschaft, groß auch lateinischer und noch mehr slawischer. Die lithauische und slawische Zunge stehen zueinander näher als eine von beiden zur deutschen, doch ist auch jene nicht ohne besondere Beziehungen zu unserer Sprache. Die keltischen Sprachen stehen uns ferner, sie neigen mehr zum Latein, doch finden sich auch in ihnen den deutschen verwandte Wörter. Die finnische Sprache weicht in Lautverhältnissen und Flexionen ganz ab von unsern urverwandten Sprachen, aber einzelne Nomina, wahrscheinlich seit undenklicher Zeit, berühren sich mit deutschen und urverwandten, finnische mit gothischen, lappische mit nordischen; die finnische Sprache muß schon sehr früh in Europa eingewohnt gewesen sein.

Durchdringende Kennzeichen wodurch wir uns von allen andern Völkern unterscheiden sind vier: der Ablaut, die Lautverschiebung, das schwache Verbum und das schwache Nomen. Wie weit auch die Aeste und Zweige der deutschen Sprachen voneinander getrieben haben und Einflüssen von hier und dort ausgesetzt gewesen sind, so fallen doch sichtbar alle demselben Stamm zu; je höher man zurücksteigt, desto ähnlicher werden sich Gothen, Hochdeutsche, Niederdeutsche, Skandinaven, und alle sind gleiches Ursprungs. 13.

Spanisch-amerikanische Dichter.

(Beschluß aus Nr. 165.)

Das Schicksal des Dritten im Dichtertriumvirate von Cuba nahm eine noch plötzlichere und gewaltsamere Wendung und erweckt aus eben diesem Grunde in noch höherm Grade unsere Theilnahme. Gabriel de la Concepcion Valdes, der als Dichter den Namen Placido führte, in Matanza von armen Aeltern geboren, ernährte sich als Kammmacher. Seine Erziehung war

der dürftigsten Art; Alles was er erlernt verdankte er seinem eigenen Wissensdrang, dem er sich mit der ganzen Energie eines unbezähmbaren Willens hingab. Indem er auf solche Weise über alle Hindernisse seines niedern Standes und die Mangelhaftigkeit seiner Erziehung zuletzt triumphirte, hatte er sich bereits als Dichter einen hohen Ruf erworben als sein Geschick ihn dazu auserwählte die höhere Rolle eines Heros und eines Märtyrers zu übernehmen. Im J. 1844 brach in Cuba eine Empörung aus, deren Resultat für die besiegten Neger ebenso blutig und schrecklich ausfiel als im entgegengesetzten Falle es nur immer hätte möglich sein können, wenn es den Schwarzen gelungen wäre an den Weißen ihre Rache zu üben. Die wilde Grausamkeit, womit die Spanier nachdem ihr erster Schrecken vorüber war ihre Opfer zu Tode marterten, steht noch immer in frischem und blutigem Andenken. Besonders waren es die Soldaten des Gouverneurs O'Donnell welche, von der Hoffnung angereizt den Pflanzern Geld abzupressen, fortfuhren die Sklaven anzuklagen und auf die Folter zu spannen, nachdem schon jede Gefahr einer neuen Erhebung gänzlich verschwunden war. Die Geschichte der Sklaverei hat wenig Seiten aufzuweisen welche mit mehr Blut beschrieben worden wären. Mehr als 1000 Neger (nach Kennedy selbst 3000) starben jämmerlich unter den Hieben der Peitsche; dazu wurden noch Hunderte erschossen oder kamen durch Hunger in den Gebirgen ums Leben. Der britische Consul Trumbull wurde angeklagt die Pläne der Insurgenten begünstigt zu haben, und Placido als das Verbindungswerkzeug zwischen ihm und den Negern festgenommen. Die gegen Trumbull vorgebrachte Anklage wurde von diesem mit gerechtem Unwillen zurückgewiesen, und wird nunmehr als völlig unbegründet und widersinnig betrachtet; hingegen die gegen Placido vorliegenden Beweise einer Verbindung mit den Verschworenen wurden von den Richtern als genügend betrachtet um ihn schuldig zu befinden und zum Tode zu verurtheilen. Obschon er manche der gegen ihn vorgebrachten extravaganten und furchtbaren Beschuldigungen mit Verachtung zurückwies, so bebte er doch keineswegs vor der glorreichen Verpflichtung zurück welche ihm dieses Todesurtheil gegenüber seiner unglücklichen Race auferlegte. Indem er die Gerechtigkeit der Sache wofür er litt mit männlicher Festigkeit behauptete, erwartete er sein Schicksal mit ruhiger Fassung.

Im Gefängnisse war sein Benehmen heiter und gefaßt; er empfing seine zahlreichen Freunde und die Besucher, welche Neugierde oder Bewunderung nach seiner Zelle führte, mit der ruhigen und würdevollen Höflichkeit die ihm im gewöhnlichen Leben eigen war. Er ordnete seine zeitlichen Angelegenheiten mit gewissenhafter Sorgfalt und empfing die Tröstungen der Religion mit unerschüttertem Glauben.

In den wenigen freien Augenblicken welche die mannichfaltigen Obliegenheiten eines seinem Ende zueilenden Lebens ihm noch übrigließen, strömte er die Gefühle und die Aspirationen seiner Seele in poetischen Gesängen aus, welche in ihrer nieverlöschenden Wahrheit sich tief und für immer in die Herzen seiner Landsleute eingegraben haben. Besonders sein „Gebet zu Gott" überschriebenes und an dem Tage vor seiner Execution von ihm verfaßtes Schwanenlied wurde von der Jugend Matanzas eifrig auswendig gelernt und recitirt, und gilt im Allgemeinen für sein bestes Gedicht. Der Scheidebrief, worin er seinem Weibe das letzte Lebewohl zuruft, verräth eine ebenso männliche und zärtliche Seele als jener berühmtere den Juan de Padilla unter fast gleichen Umständen geschrieben. Am 28. Juni 1844 wurde er mit 19 Andern auf die Plaza geführt, und erlitt den Tod mit unerschüttertem Muthe, indem er ausrief: „Lebe wohl, Erde, die du niemals Mitgefühl für mich hattest!" und das Feuer der Soldaten selbst commandirte.

Die Gedichte Placido's („Poesias escogidas", Matanzas und Vera Cruz) wurden durch ein Edict des Vicekönigs verboten und sein Name an den Schandpfahl geheftet; allein die Einwohner Cubas haben das Gedächtniß an diesen echten Sohn der Freiheit stets dankbar gefeiert. Niemals haben die Menschenrechte einen heroischern Märtyrer gefunden als in diesem verachteten und niedrigen Arbeiter, diesem Paria der Gesellschaft, dessen Farbe und natürlicher Ausdruck schon den Stempel der Sklaverei und des Drucks ansichtrugen. Allein gewiß war sein Tod nicht vergebens, und es bedarf vielleicht nur noch einiger Jahre um die glücklichen Folgen desselben auf das bisher so traurige Loos seiner Mitbrüder verwirklicht zu sehen.

Als Dichter übt Placido selbst auf seine Feinde eine große Macht aus; die Bewunderung für seine Schriften beschränkt sich nicht blos auf die Creolen von Cuba. Folgende Stelle aus dem Tagebuche eines castilischen Reisenden Salas y Quiroga enthält ein Lob seiner Werke das, insofern es von einem Spanier kommt, als unparteiisch gelten mag: „Dieser Mann erhebt sich in seinen halbwilden Gesängen zu den erhabensten und edelsten Gedanken. Mitten aus den Verirrungen seiner Sprache zucken Blitze von echtem Glanze; und ich kenne keinen amerikanischen Dichter, Heredia selbst nicht ausgenommen, der sich, was Genie, Begeisterung, Feinheit und Würde betrifft, ihm annähere." Derselbe Kritiker fährt fort: „Die kräftige Versification entspricht bei ihm der Macht seines Gedankens. Welcher Dichter, auf welcher Höhe irdischen Ruhms er auch immer stehen möge, würde sich nicht mit Stolz zu den vier folgenden Versen bekennen, die in ihrer reichen Fülle und feinen Politur wenige ihres Gleichen in der spanischen Poesie finden dürften?

De gozo enajenados mis sentidos,
Fijé mi vista en las serenas ondas,
Y vi las ninfas revolver gallardas
Las rubias hebras de sus Arenzas blondas.

Ebenso erstaunlich ist die Leichtigkeit womit er die zartesten Gegenstände behandelt, und einige seiner Gedichte regen die tiefsten Empfindungen der Seele auf. Meine Aufgabe würde eine endlose sein, wollte ich alle die Schönheiten namhaft machen die sich bei diesem Dichter finden. Denn wenn auch unter seinen Gedichten nur wenige sind die sich zu einer vollständigen Anführung eignen, so zeichnen sich doch alle durch Lichtblicke des Genius aus. Ihre Mängel entspringen aus des Dichters mangelhafter Erziehung, ihre Eingebung ist himmlischer Natur...."

Das Urtheil eines Fremden über Placido's Dichtungen kann sich nur auf diejenigen stützen welche allgemeinere Gefühle behandeln. Sowie er von localen Gegenständen handelt, so nehmen seine Gedanken Formen an welche uns phantastisch-seltsam erscheinen. Selbst seine enthusiastischen Naturbeschreibungen der tropischen Welt, so tief und wahr auch sein Gemüth von Liebe zur Natur durchdrungen war, strotzen von glänzenden, aber barbarischen Bildern, welche unserer civilisirten Gesellschaft erst nach Beschneidung ihres überschwenglichen Luxus, welche allerdings ihre Individualität zerstören würde, genießbar gemacht werden könnten.

Um dem deutschen Leser eine annähernde Idee von der schwunghaften Begeisterung dieses Naturkindes der Tropenwelt zu geben, theilen wir eine gelungene englische Uebertragung eines seiner ersten Sonette mit, welche ihm gleich vom Beginne einen ausgezeichneten Rang anweisen:

Sonnet to Greece.

Like waves upon the ocean's fitful deep
Is Liberty, rolling her billows o'er
One favoured land, while from another shore
Her ebbing waters backward slowly creep.

Greece once held wisdom to her fostering breast;
Her Alexander died; a feebler race
Saw the fierce Turk her arts and laws efface,
The lands of gods by godless men oppressed!

She comes again to fill the historian page.
But, while from Navarino's sands her eyes
See, eddying round the Othman navies, rise

The flames symbolic of her glorious age,
If Greece renews her old triumphant strains,
Unhappy Poland waits to wear her broken chains!

Wir wählten darum dies Sonett vor andern aus, nicht blos weil es an und für sich gelungen ist, sondern weil es auch die lebhafte Theilnahme ausspricht womit Placido von seiner finstern und ärmlichen Kammer aus den Fortschritt der Weltgeschicke in ihrem Einflusse auf die heilige Sache, die seinem Herzen so naheging, fortwährend belauschte. Die Entmuthigung welche sich darin ausspricht, der düstere Zweifel welcher ihn, den durch einsame Noth zu trostloser Verzweiflung Getriebenen, so oft überwältigt haben mußte, erhöht nur unser Mitgefühl für diese so hartgeprüfte und edle Seele, welche sich in dem Maße als die Hoffnung schwand, ihrem erhabenen Berufe nur inniger hingebend, in ihrem letzten Kampfe sich zur Höhe heitern, ungetrübten Vertrauens erhob. Die düstere Stimmung die in obigem Sonette athmet ist in nachfolgendem am Morgen seiner Execution selbst gedichteten „Hymnus an die Freiheit" zu prophetischer Wonne verklärt.

O Liberty! I wait for thee
To break this chain and dungeon bar;
I hear thy spirit calling me
Deep in the frozen north, afar,
With voice like god's, and visage like a star.

Long cradled by the mountain wind,
Thy mates the eagle and the storm,
Arise! and from thy brow unbind
The wreath that gives its starry form,
And smite the strength that would thy grace deform!

Yes, Liberty! Thy dawning light,
Obscured by dungeon bars, shall cast
Its splendour on the breaking night,
And tyrants, flying pale and fast,
Shall tremble at thy gaze and stand aghast!

Um diese drei hervorragenden Namen cubascher Dichter scharen sich noch manche andere in verschiedener Abstufung. Unter ihnen zeichnet sich Rafael Maria de Mendive aus, dessen Gedichte unter dem Titel „Pasionarias" (Havaña 1847) erschienen. Der Name ist sehr glücklich gewählt; denn seine Verse sind reich an Gefühl und zeichnen sich durch die Einfachheit der Sprache sowie durch die Anmuth der Bilder aus.

Juan Guell y Rente, dessen Name häufig in den Zeitschriften Havañas erscheint und sich einer gewissen Popularität erfreut, veranstaltete 1846 eine Sammlung seiner zerstreuten Gedichte unter dem Titel „Hojas del alma", deren elegante äußere Ausstattung im besten Einklange mit ihrem zierlichen Inhalte steht. Ihr Hauptverdienst ist eine leichte, melodische Versification, doch kommt einigen darunter ein höheres Verdienst zu.

Bei Erwähnung von noch einigen Gedichtsammlungen dürfen wir nicht außer Acht lassen daß die spanische Phraseologie einen viel pomphaftern Ton annimmt als Dies bei europäischen Dichtern erlaubt wäre. Ausdrücke die dort einen ganz einfachen, ungezierten Sinn haben, würden unter einem kältern Himmel als lächerlich und prätentiös erscheinen. So machen wir denn noch auf zwei Sammlungen aufmerksam, wovon die eine Leopoldo Turla angehört, „Wirbelwinde der tropischen Länder", die andere Manuel Orgallez, „Herzschläge", und die alle beide bewundernswürdige Gedichte enthalten.

Das Lyceum der Künste und Literatur von Havaña setzte 1846 einen Preis aus für das beste epische Gedicht zur Verherrlichung der Entdeckung Amerikas. Viele Mitbewerber traten in die Schranken, allein nur drei darunter erhielten die Ehre des Druckes für ihre Preisgedichte: Guell y Rente, Miguel Cardenas y Chavez und Don Narciso de Foxa, dessen Gedicht den Preis davontrug. Obschon bei allen Dreien einzelne gelungene Stellen sich finden, so läßt sich doch von ihnen sagen daß sie im Ganzen in ihren übrigen, weniger anspruchsvollen poetischen Leistungen glücklicher gewesen sind.

In den Zeitschriften von Cuba finden sich hier und da manche treffliche Poesien zerstreut, so in dem in Havaña erscheinenden „Siempre viva" die maurische Romanze „Aliatar y Zaida", eins der gelungensten Gedichte von Foxa. Auch der von Don Jose Victoriano Betancourt und Don Miguel Tolon herausgegebene „Aguinaldo Matanzero" für 1847 enthält manch schönes Gedicht von einzelnen Einwohnern dieser Lieblingsstätte des cubaschen Genius; die Productionen der Herausgeber nehmen darunter die erste Stelle ein.

Indem wir nun nach dem südamerikanischen Continente zurückkehren, begegnen wir zuerst in Caracas einem Drama „Virginia", das dort 1824 zur Aufführung kam. Zwei andere, „Guatimoc" und „Atala", wovon letzteres häufig in Havaña und auch anderwärts gespielt wurde, verdanken ihren Ursprung dem Dr. J. F. Madrid, einem Manne von nicht gemeinem Talente und Geschicklichkeit, der in Neugranada während einer sehr stürmischen Periode den Präsidentenstuhl eingenommen hat. Im J. 1825 veröffentlichte er in Cartagena einen Band Peruvianischer Elegien, die die höchste Bewunderung erregten.

Jedoch der ausgezeichnetste Dichter des westlichen Südamerikas ist Don J. J. Olmedo aus Lima, und sein berühmtestes Gedicht der Triumphgesang auf den Sieg von Junin des Generals Bolivar, unter dessen Fahnen er gedient.

Ueberschreiten wir die Pampas, so gelangen wir nach La Plata, wo Don Juan C. Varela den Ruhm von Ituzaingo und die Niederlage des brasilischen Heers besingt, und in einer etwas prolixen Ode zu dem wahrhaft erstaunlichen Schlusse gelangt: daß der Ruhm von Griechenland und Rom, von allen alten und neuen Republiken, Kaiser- und Königreichen in dem Sande der Jahrhunderte sich verlieren werde, während jener von Buenos-Ayres als die einzig grüne Oasis aus der Wüste der Zeiten sich erheben wird. „Eso es demasiado", ruft bei dieser Gelegenheit ein spanischer Kritiker aus, dem wir uns ohne Bedenken anschließen dürfen.

Die poetischen Ergüsse des Estéban Echeverria, die in Buenos-Ayres 1837 unter dem bescheidenen Titel „Rimas" erschienen, tragen einen ruhigern und philosophischern Charakter an sich. Offenbar ist Echeverria ein Mann von Bildung, dem die ältern wie neuern Dichter Europas nicht unbekannt sind, und dessen Vorrede manche treffende, von gesundem Urtheile zeugende Bemerkungen enthält. Das größte Gedicht seiner Sammlung: „La Cautiva", bietet sehr gelungene Schilderungen der Pampasscenerie.

Indem wir mit Echeverria unsere gedrängte Uebersicht beschließen, müssen wir um jeden Irrthum zu vermeiden darauf aufmerksammachen: daß es uns weniger um eine erschöpfende Darstellung der südamerikanischen Poesie als darum zu thun war die Aufmerksamkeit des Lesepublicums auf jene in ununterbrochener Umwälzung und Umbildung begriffenen Länder zu lenken, deren Literatur nur in Pronunciamentos und militairischen Anreden zu bestehen schien, die jedoch in der That auch manchen Keim eines bessern intellectuellen Lebens für die Zukunft enthält — welcher die Entwickelung einer bessern und stetigern Gesellschaft verspricht. 24.

Bibliographie.

Le Franc, A., Mißverständniß und Resignation. Politisches Lustspiel in drei Akten. Leipzig. 18. 12 Ngr.

Lette, Die Gesetzgebung über Benutzung der Privatflüsse zur Bewässerung der Grundstücke. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 15 Ngr.

Lindner, E. O., Meyerbeer's Prophet als Kunstwerk beurtheilt. Berlin, Amelang. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rosenkranz, K., Die Topographie des heutigen Paris und Berlin. Zwei Vorträge. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 168. —— 15. Juli 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Dritter Artikel.*)

Unter obiger Ueberschrift haben d. Bl. zu Anfang des laufenden Jahres zwei Aufsätze von anderer Hand gebracht, welche wir als eine dankenswerthe Einleitung zu unserer Fortsetzung anzusehen haben; es ist dort sowol der Gegenstand welchen die nun im Einzelnen zu besprechenden Schriften behandeln im Allgemeinen und nach seinen verschiedenen Abschnitten von einem Augenzeugen charakterisirt, als die ganze, seitdem noch bedeutend angewachsene Literatur über denselben ihren Hauptzügen nach gezeichnet und gruppirt worden, und so könnten wir ohne Weiteres an die Besprechung der einzelnen vorliegenden Schriften gehen, wenn wir uns nicht auch gedrungen fühlten noch ein allgemeineres Wort vorauszuschicken.

Wir können nämlich die Befürchtung nicht ganz unterdrücken daß es mancherlei Leute in unserm Vaterlande gebe die die ganze Beschäftigung mit dem frankfurter Parlament, seiner Literatur und Allem was damit zusammenhängt schon jetzt mit geringschätzigem Achselzucken ansehen, es für ein überflüssiges Aufwärmen alter, abgethaner Geschichten ausgeben möchten. Demokraten, denen in Frankfurt nicht genug geschehen, schwarzgelbe und schwarzweiße Bundestägler im Bunde mit ultramontanen Namensdeutschen und unverbesserlichen Particularisten, sie Alle gefallen sich jetzt darin eine souveraine Verachtung der ersten deutschen Nationalversammlung zur Schau zu tragen. Und leider gibt es unter uns nur gar zu viele gleichgültige, schwachherzige Gesellen, die Dasjenige mit Vergnügen als Wahrheit annehmen was ihnen jene Unglücksvögel einzureden bemüht sind. Wahrlich, von ihnen gilt ein altes Wort in neuer Fassung: sie haben Nichts gelernt und Alles vergessen. Sie haben vergessen daß nur wenige Monate über zwei Jahre vergangen sind als der Sturm brauste und die Wogen hochgingen, die sie weder zu beschwichtigen noch zu bewältigen vermochten; sie haben vergessen daß es damals galt der Revolution das Bett zu graben, in dem sie, statt das Land verwüstend zu überfluten, als segenreicher und befruchtender Strom dahinrauschen könne; sie haben vergessen daß kein Pfaffenspruch, kein diplomatisches Actenstück, kein Aufstecken rother oder dreifarbiger Cocarden auf die Heckerhüte, kein träges Gewährenlassen, sondern daß nur kräftige und rasche That damals retten konnte vor dem allgemeinen Umsturz, dem die Knutenherrschaft nur zu bald gefolgt sein würde. Am 12. Febr. 1848 begründete in der zweiten badischen Kammer Bassermann vorahnenden Geistes seinen Antrag auf Volksvertretung beim Deutschen Bunde. Gerade drei Wochen später war dieselbe Frage nicht nur bereits eine weit umfassendere geworden, sondern sie war auch hervorgetreten aus dem engern Kreise eines kleinen Landtags; am 5. März tagten und beriethen in Heidelberg 51 deutsche Männer offen und ungescheut über die Neugestaltung Deutschlands. Hier wurde laut ausgesprochen: „Die Versammlung einer in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung ist unaufschiebbar, sowol zur Beseitigung der nächsten innern und äußern Gefahren, wie zur Entwickelung der Kraft und Blüte deutschen Nationallebens." So war das Zauberwort gefunden das der gährenden Bewegung Form, Richtung und Ziel gab. Schon acht Tage später am 12. März schritt der in Heidelberg gewählte Siebenerausschuß dazu aus eigener Machtvollkommenheit ein Vorparlament aus allen deutschen Landen auf den 30. März einzuberufen. Die Freunde des Vaterlandes beeilten sich dem Rufe zu folgen, und die Regierungen ließen mit der größten Zuvorkommenheit geschehen was sie nicht hindern konnten, wenn sie auch gewollt hätten. Niemand wird leugnen daß jenes Vorparlament eine durchaus revolutionnaire Versammlung war, insofern ihr ein geschriebenes Gesetz, ein formelles Recht nirgend zugrundelag; aber indem sie aus der Revolution hervorging schloß sie zugleich, soviel an ihr war, den gesetz- und formlosen Gang der Revolution ab, sie schuf sich ihre Berechtigung durch ihr Dasein. Alle einzelnen Regierungen fügten sich den Beschlüssen des Vorparlaments und des von ihm eingesetzten Funfzigerausschusses; der Bundestag demüthigte sich vor diesem Kinde der Revolution in einer Weise, die nur um so glänzender bewies wie gerecht die Verachtung war die ihn in den Tagen seines eitlen Glanzes getroffen hatte. Nach dem Willen und dem Befehl des Vorparlaments, den die Einzel-

*) Vergl. Nr. 4, 44 und 45 d. Bl. D. Red.

regierungen durch Wahlgesetze u. s. w. vollstreckten, zogen am 18. Mai 1848 die Vertreter des ganzen Deutschlands in die Paulskirche der alten Kaiserstadt ein; und da es sich in der Zwischenzeit von neuem klar gezeigt hatte daß die Regierungen sich über gemeinsames Auftreten und gemeinsamen Vorlagen der Volksvertretung gegenüber nicht hatten einigen können, so war dem ersten deutschen Parlament unter Zustimmung des Volks und schweigender Zustimmung der Regierungen die Aufgabe gesetzt eine Verfassung für das neue Deutschland „einzig und allein" zu schaffen. Und welche Männer waren es die zu Lösung dieser Aufgabe zusammentraten? Wol gab es unter ihnen auch einige lächerliche und einige trübselige Persönlichkeiten, ein oder das andere unfähige oder selbstsüchtige Mitglied; aber in der großen Mehrzahl waren hier, welche Seite des Hauses wir auch ins Auge fassen mögen, Männer zusammen, wie sich deren nicht so leicht wieder eine gleiche Anzahl in gleicher Trefflichkeit in so engem Raume zusammenfinden wird.

Diese Versammlung, ihr Entstehen und Wirken jetzt, wo sie ein klang- und scheinbar ruhmloses Ende genommen, geringachten, herabsetzen, der Vergessenheit überliefern wollen, Das ist geradezu eine Versündigung an dem deutschen Volke. Freilich sagt man: das Parlament hat ja Nichts zuwegegebracht, es hat lange Reden gehalten und nicht gehandelt, es ist gescheitert an eitler Ueberschätzung, es ist zusammengebrochen aus Mangel an christlichem Sinn, es ist spurlos verschwunden; wozu sich also seiner noch erinnern? Solche und ähnliche Vorwürfe können jetzt dieselben Leute erheben die vor zwei Jahren voll Bewunderung und Dankbarkeit waren für Männer deren Muth und Thatkraft Hunderten und Tausenden von jenen Philistern einen Schutz und Halt gewährt hat, den diese sich selbst nie erkämpft hätten. Was ist Das für eine Kurzsichtigkeit die keinen andern Maßstab ihres Urtheils kennt als den augenblicklichen Ausgang und Erfolg! Freilich ist das Ende das das erste deutsche Parlament genommen hat traurig genug, und wir sind keineswegs gesonnen es von aller eigenen Schuld freizusprechen; aber wer ein Herz hat für sein Vaterland und irgend einiges Verständniß der Gegenwart, irgend einigen Blick in die Zukunft besitzt, der sollte doch wahrlich begreifen und wissen daß die Keime nicht verloren sind die in Frankfurt gelegt und gepflegt worden, und daß das Heil Deutschlands davon abhängt daß, nicht gerade der Buchstabe, wol aber der Geist des frankfurter Werks zur Wahrheit werde und ins Leben trete. Ja, versetzen wir uns wirklich für den Augenblick auf den niedrigen Standpunkt Derer die nur nach dem Erfolge einer Sache ihren Werth bemessen, so finden wir daß Preußen seinen Versuch eine neue Verfassung für Deutschland zu gründen ausdrücklich im engsten Anschlusse an die frankfurter Verfassung gemacht hat, und eben darum und dadurch ist dieser Vorschlag der einzige der zu wirklichem Leben zu erwachsen vermag, wenn er mit voller Wahrhaftigkeit und ernstem Willen betrieben wird. Wir finden ferner daß Oestreich und Baiern und Hanover und Würtemberg und Sachsen alle um die Wette bemüht sind die frankfurter Grundlage zu vergessen und in Vergessenheit zu begraben, und eben deswegen sind alle Verträge vom 27. Febr. und ihresgleichen todtgeborene Kinder. Nicht der Wortlaut der einzelnen in Frankfurt gefaßten Beschlüsse ist es auf welches wir das größte Gewicht legen, sondern darauf daß dort zum ersten male seit einer Zeit, die fast wie eine halbverklungene Sage zu uns herübertönt, das deutsche Volk als ein ganzes und eigenes durch den Mund seiner Vertreter sprach, daß Volksrecht und Volksrath zum ersten male wieder dastand mindestens gleichberechtigt mit dem Fürstenrecht und dem Fürstenrath, die seit Jahrhunderten über Deutschland gewaltet und geschaltet. Und wollte es wirklich unser böses Geschick daß auch dieser Aufschwung vergeblich sein, daß das deutsche Volk noch einen Zeitraum der Nichtigkeit erdulden sollte, dann wird, wie das deutsche Volk dereinst von seinem großen Kaiser träumte, der im unterirdischen Schlosse seiner Wiederbelebung harre, die trostreiche Sage von einem deutschen Parlamente fortleben unter uns und unsern Kindern, bis es eine Wahrheit wird, heilbringend jedem Freunde des Vaterlandes, verderblich allen Schleichern und Heuchlern!

So denken wir von dem deutschen Parlament und seiner Bedeutsamkeit, und von diesem Grundgedanken aus treten wir an die Actenstücke seiner Thätigkeit, an seine Geschichtschreiber, Schilderer und Beurtheiler heran. Und ihre Anzahl ist nicht gering. Zum Theil freilich, Das ist nicht zu leugnen, hat diesen Schriftstellern und sogar manchem geachteten Namen unter ihnen die wohlbekannte und wohlbezopfte deutsche Schreibseligkeit die Feder geführt; zum Theil hat ein von Einseitigkeit nicht überall freier Parteieifer sehr wesentlich zu Entstehung dieser Schriften beigetragen: wir werden aber auch Werken begegnen die des Gegenstandes den sie behandeln vollkommen würdig sind, und deren bleibendem geschichtlichen Werth die gerechte Anerkennung nicht entgehen wird.

Wir beginnen unsere Zusammenstellung mit denjenigen Werken die aus dem ersten deutschen Parlamente in seiner Ganzheit hervorgegangen, das treueste und unvertilgbarste Zeugniß von seiner Thätigkeit abgeben. Hier ist zuerst zu nennen:

Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der deutschen constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Herausgegeben auf Beschluß der Nationalversammlung durch die Redactions-Commission und in deren Auftrag von Franz Wigard. Neun Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1848—49. Gr. 4.

Wir fürchten sehr daß diese stattlichen neun Quartbände nicht soviel gelesen worden sind als sie es verdienen, nachholen wird Dies wol auch so leicht Niemand der es nicht beim frischen Erscheinen gethan hat, da jeder Band durchschnittlich seine 765 Seiten zählt; doch wird auch für Diejenigen die von diesen „Stenographischen Berichten" nicht zur rechten Zeit Kenntniß genom-

men haben eine nachträgliche Benutzung wesentlich erleichtert werden durch ein vollständiges Inhaltsverzeichniß, welches der Herausgeber Wigard in Dresden vor kurzem angekündigt hat. Zwar hat es seiner Zeit nicht an begründeten Klagen über die Redaction dieser „Stenographischen Berichte" gefehlt, doch betrafen dieselben immer nur Einzelheiten und Kleinigkeiten, und können im Ganzen das Bild nicht beeinträchtigen welches sie von der frankfurter Versammlung und ihrer stuttgarter Fortsetzung, denn sie umfassen auch die letztern Sitzungen, geben. Sie enthalten alle wirklich zur Berathung gekommenen Berichte und Anträge und nicht nur alle im Hause gehaltenen Reden, sondern, man kann fast sagen jedes für die ganze Versammlung gesprochene Wort. So geben sie denn alle die leidenschaftlichen Auftritte treu und vollständig wieder, die nicht die Glanzseite der Verhandlungen bildeten; sie bewahren für die Nachwelt die verschiedenen „Heiterkeiten", „Beifälle" und sonstigen Zurufe auf, die den Muth der Redner bald beflügelten, bald auf eine harte Probe stellten, obgleich die böse Welt wissen will daß gerade in diesem Punkte die „Piepmeyer" ziemlich zahlreich gewesen seien, die der geschichtlichen Treue durch einige Zusätze von „Beifall" u. dgl. Eintrag zu thun kein Bedenken getragen hätten. Die Fragestellungen und der oft hartnäckig über sie ausgebrochene Streit, die namentlichen Abstimmungslisten sind nicht nur als Beweisstücke für die Absichten und die Stärke der verschiedenen Parteien von geschichtlichem Werthe, sondern sie könnten auch von angehenden Parlamentsmitgliedern als praktisches Handbuch der parlamentarischen Taktik und Strategie benutzt werden. Ungleich wichtiger noch sind die hier abgedruckten Berichte, die zum Theil als politische Denkschriften ersten Ranges zu schätzen sind; am höchsten aber stelle ich den rednerischen Theil der „Stenographischen Berichte". Es herrschte lange Zeit und herrscht noch jetzt hier und da der Aberglaube, wir Deutsche könnten gar nicht oder doch höchstens auf der Kanzel, dem Katheder und bei Zweckessen sprechen. Grund? weil wir nicht sprachen; Das lag aber nicht am Können, sondern daran daß wir Nichts zu sprechen hatten und über das Wenige was wir etwa hatten nicht sprechen durften. Gab früher z. B. irgend Jemand ein „Handbuch der weltlichen Beredtsamkeit" heraus, so mußten Mirabeau, Pitt, Canning, C. Périer herhalten; nun, künftig können wir solche Sammlungen auch auf heimischem Boden veranstalten, und es würde ein verwünscht schlechtes Handbuch der Beredtsamkeit sein, in dem nicht Reden enthalten wären von Beseler als Berichterstatter über die Verfassung; von Gagern, z. B. über die provisorische Centralgewalt am 24. Juni, seine Ansprache am 19. Sept. 1848, die Rede über das Verhältniß zu Oestreich am 11. und 13. Jan. und über den Welcker'schen Antrag am 20. März 1849; von Radowitz über die italienische Frage am 12. Aug. 1848 und über den Welcker'schen Antrag am 17. März 1849; von W. Jordan über Polen am 24. Juli 1848; von Dahlmann, Waitz, Vincke, Lichnowski über Schleswig-Holstein am 5., 15. und 16. Sept. 1848; von Raveaux, L. Simon, Rießer über den Welcker'schen Antrag am 20. und 21. März 1849. Schon diese ganz willkürlich herausgegriffenen Beispiele können zeigen daß Deutschland fortan weder hinter Frankreich noch hinter England zurücksteht in Bezug auf parlamentarische Beredtsamkeit, und solcher Beispiele enthalten diese neun Bände noch einen unglaublichen Reichthum. Zu dem Allen kommt endlich noch die Bedeutung welche die „Stenographischen Berichte" künftig als Quelle des deutschen Staatsrechts einnehmen müssen, in welcher Beziehung sie z. B. mit Klüber's „Acten des Wiener Congresses" und ähnlichen Werken mindestens auf gleiche Stufe zu stellen sind. Schon haben wir es auf dem erfurter Reichstage mehrseitig gehört wie man sich auf die in den frankfurter „Stenographischen Berichten" niedergelegten Ansichten und Motive berief, wie sich sogar die Herren von Linde und von Vincke einer nachträglichen Revision der namentlichen Abstimmungen unterzogen, um die Beständigkeit ihres preußischen Patriotismus zu constatiren. Bei alledem würde man die „Stenographischen Berichte" unrichtig beurtheilen wenn man in ihnen eine Geschichte des frankfurter Parlaments suchen wollte. Sie können ihrer Natur nach, die sie nur zur Aufbewahrung des öffentlich Gesprochenen bestimmt, den innern Zusammenhang und Entwickelungsgang der Verhältnisse nicht darlegen; im Gegentheil führt eine aufmerksame Durchforschung derselben auf manche Frage deren Vorhandensein aus den öffentlichen Verhandlungen klar wird, ihre Beantwortung aber in denselben nicht findet; so, um nur ein Beispiel anzuführen, erscheint es auf den ersten Blick räthselhaft, wenn nach der Verwerfung des Welcker'schen Antrags, den man jetzt eine en bloc-Annahme der Verfassung nennen würde, ein von der Linken gestellter Antrag auf abgekürzte zweite Lesung der Verfassung von der Linken selbst zurückgezogen, von der Mitte und der Rechten aufgenommen und durchgesetzt wird. Für derartige Erscheinungen können die „Stenographischen Berichte" eine vollständige Aufklärung nicht geben, und so liegt in ihnen selbst die Nothwendigkeit weiterer Aufschlüsse begründet, wie sie in den übrigen uns vorliegenden Schriften in reichem Maße geboten sind.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehre eines Bibliophilen.

Der Professor und Akademiker Libri in Paris, ein Günstling Guizot's, und von und unter ihm mit vielen wichtigen wissenschaftlichen Aufträgen der Regierung betraut, war so glücklich sich eine ausgezeichnete Sammlung seltener Bücher und Handschriften zu erwerben, die er kurz vor der Februarrevolution, ich weiß nicht aus welchem Anlaß, zum Theil veräußerte. Verschiedene Gerüchte wollten wissen daß die Erwerbung dieser Bücherschätze nicht immer auf rechtlichem Wege erfolgt sei, und daß sich Libri besonders auf seinen amtlichen Reisen zu Untersuchung der Departementalbibliotheken jedes Mittel erlaubt habe um seiner Bibliomanie, seiner Habsucht zu genügen. Guizot erfoderte über die Sache amtlichen Bericht,

und der dem Bibliophilen abgünstige Berichterstatter hatte eben seine Arbeit übergeben als die Februarrevolution den gewaltigen Minister aus dem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten vertrieb. Der Bericht, der auf dem Schreibtisch des Ministers gefunden ward, diente den neuen Machthabern als willkommener Beitrag um die unter dem gestürzten Regimente herrschende Corruption an einem recht augenfälligen Beispiele, an einem der Günstlinge des Ministeriums, zu erhärten. Der Bericht erschien am 19. März 1848 in der Regierungszeitung abgedruckt, und von nun an ließen sich mehre Stimmen für und wider hören. Der Angeschuldigte selbst ließ zwei Schriften in der Sache drucken: „Réponse de G. Libri au rapport de M. Boucly, publié dans le Moniteur universel du 19 mars 1848." Sodann: „Lettre à M. de Falloux, ministre de l'instruction publique et des cultes, par *G. Libri.*" Beide Schriften sind in Paris bei Paulin erschienen.

Soeben kommt mir eine neue Schrift in dieser Angelegenheit zu: „Lettre à M. Paul Lacroix (Bibliophile Jacob), membre de la Commission des monuments historiques et du Comité des monuments écrits de l'histoire de France, contenant: un curieux épisode de l'histoire des bibliothèques publiques, avec quelques faits nouveaux relatifs à M. Libri et à l'odieuse persécution dont il est l'objet; par *Achille Jubinal*, ex-professeur à la faculté des lettres de Montpellier." (Paris 1849.)

Dieses Sendschreiben theilt zwei schlagende Beispiele mit über die Leichtfertigkeit mit welcher in Frankreich mit den Handschriften der öffentlichen Bibliotheken verfahren wird, und wie leicht man dort geneigt ist Gelehrte der Veruntreuung solcher Schätze zu bezichtigen.

Der erste Fall betrifft eine dem Hrn. Libri aus Montpellier dargeliehene Handschrift, welche dieser nach gemachtem Gebrauche auf dem Unterrichtsministerium zum Behufe der Zurücksendung ablieferte. Durch Versehen des Expeditors kam sie aber nicht nach Montpellier, sondern nach Beziers, wo man in Ermangelung jedes Begleitschreibens sie monatelang liegen ließ, bis ein Zufall den wahren Eigenthümer herausstellte. Zum Glück für Hrn. Libri! Denn wenn nun die Handschrift noch jetzt in Beziers läge!

Der zweite Fall hat Aehnlichkeit mit dem Libri's. Jubinal ward beschuldigt aus einer Handschrift in Montpellier Briefe der Königin Christine von Schweden entwendet zu haben. Er war aber im Stande unwidersprechliche Beweise für den Ungrund dieser Anklage beizubringen, da die Lücken des Codex nachweislich viel älter sind, ja wahrscheinlich noch aus der Zeit herrühren, wo er sich in Rom in der Bibliothek des Cardinals Albani befand.

Auffallend ist die Langsamkeit womit der Proceß Libri's betrieben wird, welcher sich dadurch vom französischen Boden verbannt sieht, während seine Papiere, Bücher und sämmtliche Habe mit Beschlag belegt sind. Die Mittheilungrn Jubinal's sind für die französische Rechtspflege nicht eben schmeichelhaft. Seltsam ist auch die Angabe daß Jubinal's Depositionen zu Gunsten Libri's von dem Untersuchungsrichter nicht einmal zu Protokoll genommen worden sind.

Zwei auch literarisch wichtige Schriften über diesen Handel werden als unter der Presse befindlich angekündigt, welche nebst dem früher aus Anlaß des Bibliothekverkaufs erschienenen „Catalogue des libres de M. Libri" von bleibendem Werthe sein werden: 1. „Catalogue raisonné des manuscrits rassemblés par M. Guillaume Libri et possédés aujourd'hui par lord Ashburnham; précédé d'un mémoire sur les bibliothèques et les archives publiques de la France, par *Paul Lacroix* (bibliophile Jacob), membre du Comité des monuments historiques et du Comité des documents inédits de l'histoire de France." 2. „Lettre au bibliophile Jacob, au sujet de l'odieuse accusation portée contre M. Libri, avec des recherches bibliographiques sur les collections de ce savant, sur les soustractions commises dans les bibliothèques publiques et sur les livres à estampille, par *Gustave Brunet*, de Bordeaux."

A. Keller.

Notizen.

Zwei alte Granden von Spanien als Dichter.

Juan II. von Castilien, der sich nicht zum Herrschen eignete und alle Staatsgeschäfte seinem Feldherrn Alvaro de Luna überließ, war gelehrt, beförderte die Dichtkunst und machte selbst Verse. Am meisten wirkten aber für die Blüte der Poesie der Marquis von Villena und der Marquis von Santillana, Edelleute von höchstem Range und nicht geringem Talente. Henrico von Villena, der nahe Verwandte von Juan II. und einige Zeit Großmeister von Calatrava, widmete sich völlig der Literatur, da seine Lieblingsstudien neben Dichtkunst und Geschichte in Philosophie, Mathematik, Astrologie und Alchemie bestanden, welche letztere Bestrebungen er soweit ausdehnte daß er den Ruf eines Zauberers erlangte und dadurch die Zerstörung einer unermeßlichen Menge seltener Bücher hervorrief, die nach seinem Tode durch einen unwissenden Dominicanermönch, Lope de Barrientos, Beichtvater des Königs, verbrannt wurden. Villena war Verfasser eines ausführlichen Werkes über das Vorschneiden; doch soviel Anziehendes dieser Gegenstand auch aus gastronomischem Gesichtspunkte bieten möchte, lag in der „Are Cisoria" noch keine Berechtigung zu einem literarischen Namen. Die „Gaya sciencia" welche der Marquis schrieb ging verloren, sowie seine Uebersetzungen der Rhetorica des Cicero, der „Divina commedia" und eines Theils der Aeneide. Ein Werk in zwölf Capiteln, „Die Arbeiten des Hercules", überlebten den Dichter fast um ein Jahrhundert. Die Sprache ist gut sowie die Composition nicht ohne Macht und Grazie. Auf eine höhere Künstlerstufe erhob sich der Marquis von Santillana, welcher der berühmten Familie Mendoza angehörte, die den Cid als ihren Stifter anspricht, und in einer langen Reihe von Würdenträgern bis an unsere Tage reicht. Ungleich seinem Freunde Villena war der Marquis von Santillana ausgezeichneter Krieger, und pflegte mit großem Ernste und Erfolge die Dichtkunst, obschon er durch Geburt und Stellung in einer Periode großer Verwirrung und Gewaltthat sich tief in Staatsgeschäfte verflochten sah. Ihm galt als Wahlspruch „daß Wissen weder die Spitze der Lanze abstumpfe, noch den Arm schwäche welcher ein ritterlich Schwert schwingt", und was er als Theorie aufstellte übte er in der Praxis. Die Spuren italienischer Bildung treten bei Santillana stark vor. Seine Lieblinge waren Dante, Petrarca und Boccaccio, und er führte die italienische Form des Sonetts in Spanien ein. Unter den mannichfachen Dichtungen die er schrieb gebührt die erste Stelle der „Comedieta de Ponza", welche sich der Gestalt des Dramas nähert, und der Geschichte eines unglücklichen Seegefechts mit den Genuesern im J. 1435 entlehnt ist. Ein bekannteres — wenn auch nicht bedeutenderes — Werk Santillana's besteht in einer Sammlung gereimter Sprüchwörter „Centiloquio" genannt, theils der Schrift theils der im Volke gebräuchlichen Ausdrucksweise entnommen: denn die Sprüchwort-Weisheit stand in Spanien stets in hoher Reife. Der Hauptwerth vom „Centiloquio" liegt darin daß es in der Neuzeit die älteste Sammlung von Sprüchwörtern ist. Sie wurden schon 1496 gedruckt und erlebten im Laufe des nächsten Jahrhunderts neun bis zehn Auflagen.

Wordsworth.

Man versichert daß der Dichter Wordsworth keinen Geruchsinn hatte. Ein mal, nur ein mal in seinem Leben, erwachte die schlummernde Kraft. Es war an einem Beete voll blühender Blumenstöcke in einem Hause welches er vor etwa 25 Jahren in Dorsetshire bewohnte, und er sagt daß es ihm gleich einer paradiesischen Vision war; allein sie währte nur wenige Minuten, und der Sinn blieb seit dieser Zeit in völliger Erstarrung.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 169. —— 16. Juli 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 168.)

An die Besprechung der „Stenographischen Berichte" reihen wir zunächst ein Heftchen an welches gleichsam die Quintessenz Dessen enthält was jene in der ausführlichsten Entwickelung vor unsern Augen entstehen lassen; wir meinen das

Reichsgesetzblatt.

Es ist traurig genug daß wir in diesem elegant ausgestatteten „Reichsgesetzblatt" — welches auf 160 Seiten 18 Stücke umfaßt, denen sich wol nur in sehr seltenen Exemplaren als besonderes literarisches Curiosum die apokryphen Gesetze der stuttgarter Reichsregentschaft trübseligen Andenkens anschließen — fast nur noch ein Eigenthum der Literatur zu sehen haben; wirkliche allgemeine Lebenskraft besitzt aus dem ganzen Heft unsers Wissens nur noch das sechste Stück, „Die allgemeine Wechselordnung für Deutschland" enthaltend, und selbst diese nur durch ihre Aufnahme in die Landesgesetzgebungen; dagegen wird das Gesetz über die Schließung der öffentlichen Spielbanken überall mit Füßen getreten; von der durch Gesetz vom 12. Nov. 1848 eingeführten deutschen Kriegs- und Handelsflagge ist kaum noch die Rede, und wem die sechs Millionen Thaler endlich noch zugutekommen werden, die neben zahlreichen freiwilligen Beiträgen für die deutsche Flotte aufgebracht oder doch wenigstens ausgeschrieben wurden, Das mag der Himmel wissen. Lehrreich ist diese Sammlung aber doch in mannichfacher Beziehung: zwei Gesetze enthält sie, die statt von einer Executivgewalt von der Nationalversammlung selbst, beziehentlich ihrem Präsidium „zur Beurkundung" vollzogen sind, das über die provisorische Centralgewalt und die Reichsverfassung, welcher Erzherzog Johann im März 1849 seine Unterschrift verweigerte. Die übrigen Gesetze und Verordnungen sind theils von dem Ministerium Schmerling, theils von dem Ministerium Gagern, dessen Unterschrift zuerst unter den „Grundrechten des deutschen Volkes" erscheint, gegengezeichnet. Das Ministerium Grävell-Jochmus-Detmold, welches leider zu wehmüthige Erinnerungen erweckt als daß man sich an seinen komischen Seiten ungestört erheitern könnte, erscheint mit einer einzigen Verordnung über die Laternen an Dampfschiffen, welche mit einer illustrirten und illuminirten Erläuterung das Heft abschließt.

Hier könnten wir nun eine Aufzählung der besondern Abdrücke anreihen welche die „Grundrechte des deutschen Volks" und die „Verfassung des Deutschen Reichs" von der „amtlichen Ausgabe" der letztern an, welche noch außer dem „Reichsgesetzblatt" erschien, fast in allen Theilen Deutschlands bald mit, bald ohne Anmerkungen und Erläuterungen, bald mit, bald ohne vergleichende Zusammenstellungen der verschiedensten Art erfahren haben. Da Dies jedoch kaum ein reinbibliographisches Interesse haben würde, wollen wir uns an dieser Erwähnung von dem Vorhandensein jener Abdrücke genügen lassen.

Wir wenden uns nun zu einem Werke welches zwar durch den Fleiß eines einzelnen Mitgliedes der Paulskirche an das Licht gefördert, doch einen der wichtigsten actenmäßigen Beiträge zur Geschichte des Parlaments bildet:

Die Verhandlungen des Verfassungsausschusses der deutschen Nationalversammlung. Herausgegeben von J. G. Droysen. Erster Theil. Leipzig, Weidmann. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Nationalversammlung setzte bereits in ihrer fünften Sitzung am 24. Mai 1848 einen Verfassungsausschuß von 30 Mitgliedern, von denen freilich selten mehr als 20 wirklich gegenwärtig waren (S. 180 fg.), nieder, „der sich mit der Verfassungsfrage in ihrem weitesten Umfange zu beschäftigen und darüber sein Gutachten an die Versammlung zu bringen habe". Natürlich wurden die tüchtigsten Kräfte in denselben gewählt, einige freilich auch deren Tüchtigkeit sich später als eine sehr scheinbare erwiesen hat. Vorsitzender war bis zum August Bassermann, später Soiron; Schriftführer wurde und blieb Droysen bis zu dem allgemeinen Austritt der deutschen Partei am 21. Mai 1849. Die Wichtigkeit der Verhandlungen veranlaßte denselben nicht blos die Resultate, sondern auch den Gang und wesentlichen Inhalt der Debatte aufzuzeichnen, und eine Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen wurde von dem Ausschusse selbst ausdrücklich gewünscht. So entstand das vorliegende

Buch. Zunächst haben wir an demselben einen wahrhaft staunenerregenden Fleiß zu bewundern. Während Droysen an den Ausschußarbeiten, Berichterstattungen u. dgl. ebenso lebhaften Antheil nahm als an den öffentlichen Verhandlungen des Hauses, liefert er nur in dem ersten Theile, der uns in diesem Augenblick allein vorliegt, aus dem Zeitraum vom 25. Mai bis zum 11. Oct. die Protokolle von 74 Sitzungen, die ohne die urkundlichen Beilagen zusammen nicht weniger als 358 Druckseiten füllen, und dabei hat er sich noch in einzelnen Fällen auf bloße Auszüge aus seinen Aufzeichnungen beschränkt und kurze Zwischenreden im eigenen Namen nur sehr sparsam eingelegt. Nehmen wir noch hinzu welche Thätigkeit Droysen seit Jahr und Tag für sein engeres Vaterland Schleswig-Holstein entfaltet hat, daß ihm eine sehr hervorragende Theilnahme an politischen Blättern wol nicht ohne Grund zugeschrieben wird, daß er nicht ein Mann der Studirstube, sondern ein Mann voll Leben und für das Leben ist, so grenzt seine Wirksamkeit wirklich an das Unglaubliche und wird eben nur einem Manne möglich geworden sein den die reinste Begeisterung zu ungewöhnlicher Kraft emporhebt. Diese Anerkennung muß sich noch steigern wenn wir dieses sein Werk näher ins Auge fassen; da tritt sofort eine bis ins Einzelnste gehende Sorgfalt und Genauigkeit hervor, und für die Treue seiner Aufzeichnungen legt die öffentlich ausgesprochene Sinnesweise der Männer deren Aeußerungen Droysen aufbehalten hat ein merkwürdig glänzendes Zeugniß ab: da sehen wir Beseler mit der größten Feinheit und ihr gleichkommender Gründlichkeit und Entschiedenheit auftreten; Dahlmann, auf der Tribune eine seltene Erscheinung, entwickelt hier die lebendigste Thätigkeit, die die Wahrheit nicht selten mit schneidender Schärfe geltendmacht; Mittermaier, der auch hier wiederholt „Briefe erhalten hat“, und Tellkampf reiten ihr Paradepferd, die amerikanische Verfassung, und Ahrens in gleicher Weise die belgische, was allerdings in dem Ausschusse berechtigter und mehr an seinem Platze war als auf der Tribune; Wigard macht hier ebenso viel Worte als anderswo und gibt ihnen ebenso wenig Gehalt als anderswo; er ist auch ganz besonders eifrig gegen eine Beseitigung der langen Verhandlungen über die Grundrechte (S. 101), welche man dem Parlament vielfach und nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht hat. Lassaulx führt dieselben grotesken Ein- und Ausfälle auf durch die er sich in der bairischen Kammer einen wenig beneidenswerthen Ruhm erworben hat; sagt er doch geradezu (S. 330): „er habe von Anfang her unsere deutsche Bewegung für eine falsche, für eine Täuschung, für einen marasmus senilis gehalten.“ Kurz, die sämmtlichen Leute zeigen hier, wie es die vertraulichere und gedrängtere Verhandlung im engern Kreise erklärlich macht, ihr innerstes Wesen auf das klarste und vollständigste. So spricht z. B. Blum, in der letzten Sitzung der der unglückliche Volkstribun beiwohnte, das Bündniß zwischen der Demokratie, der nicht alle ihre Wünsche erfüllt werden, und dem entschiedenen Particularismus mit einer Offenheit aus die sich so kaum auf die Tribune gewagt haben möchte (S. 357). Aus dem Gesagten ergibt sich wol hinreichend wie großes Interesse Droysen's Mittheilungen in biographischer Beziehung haben, da die politische Thätigkeit der betreffenden Männer forthin nicht wird beurtheilt werden dürfen, ohne daß man ihr so ausführlich vorliegendes Verhalten in dem Verfassungsausschusse berücksichtigt. Nicht minder wichtig aber ist das Werk für die Verfassungsgeschichte und somit für die Geschichte Deutschlands selbst: großentheils löst es schon eine Menge von Fragen, die, wie oben bemerkt, durch die „Stenographischen Berichte“ wol veranlaßt, aber nicht beantwortet werden, da hier Beweggründe und Rücksichten ausgesprochen werden durften die man in die öffentliche Verhandlung zu ziehen mit Recht Bedenken trug. Hier wird man sich schon Anfang Juni 1848 des Unterschiedes klar bewußt zwischen Denen welche zuerst die größte Freiheit jedes Einzelnen verlangten, und Denen welche durch Festigkeit und Ordnung, also auch Einheit des Ganzen die Freiheit des Einzelnen bedingt sahen (S. 21); ungefähr gleichzeitig trat der Widerspruch zwischen den Ansprüchen des Reichs und denen der Einzelstaaten, zwischen Centralisation und Particularismus, zwischen Bundesstaat und Staatenbund in den Vordergrund (S. 26), bei welchen Streitfragen durchweg Dahlmann wol am entschiedensten und folgerichtigsten unter allen Ausschußmitgliedern für den centralisirten Bundesstaat kämpft. Als den schwierigsten Theil seiner Aufgabe aber erkannte es der Ausschuß sehr richtig, als er an die §§. 2 und 3 der Reichsverfassung und somit an das Verhältniß Oestreichs zu dem übrigen Deutschland herantreten mußte; erschwert oder wenigstens peinlicher gemacht wurde die Berathung hierüber in mancher Beziehung dadurch daß damals noch zwei Oestreicher, Schreiner aus Gratz und von Mühlfeldt aus Wien, an den Ausschußarbeiten theilnahmen, und mehr noch dadurch daß die nüchterne Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge damals (es war gegen Ende September) durch schöne Märzgefühle von dem ganzen Deutschland und dem verbrüderten Oestreich noch mannichfach beeinträchtigt wurde. Diese Verhandlungen sind aber um so interessanter als sie, vielleicht allein oder jedenfalls am meisten in dem ganzen Buche, gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke an praktischer Bedeutsamkeit eigentlich noch nicht verloren haben, sondern in die wichtigste der schwebenden Tagesfragen ganz unmittelbar eingreifen; und darum sei es vergönnt hierbei noch etwas zu verweilen. Wir stellen ein Wort Beseler's vom 26. Sept. an die Spitze (S. 318 fg.):

Wir seien an einem Punkte wo man die Sachen einmal so nennen muß wie sie sind; er habe bei dem Entwurf dieses §. (die Personalunion zwischen deutschen und außerdeutschen Ländern betreffend) sich ernstlich gefragt was mit Oestreich werden werde. Da gebe es nur ein Dilemma: entweder die östreichische Monarchie bleibt in ihrer Gesammtheit und tritt mit Deutschland in Allianz, so nah und so fern wie die bisherige, oder sie theilt sich und schließt sich mit den deutschen Gebieten an das Reich an wie jeder andere Reichstheil. Ein

Drittes gebe es nicht. Soll ein Deutschland werden, so könne das alte Oestreich nicht bleiben, denn eben die Folge der Einheit Oestreichs sei die Nichteinheit Deutschlands, die Wirkung der Existenz der Gesammtmonarchie die Nichtexistenz Deutschlands. Das deutsche Interesse verlangt unabweislich daß man zu einer Reichsverfassung komme, die Halbheit gehe nicht länger. Löse sich Oestreich auf, so habe Deutschland das deutsche Oestreich. Könne oder wolle Oestreich nicht, so könne Deutschland Oestreich zu zwingen suchen, oder beide resigniren aufeinander, suchen sich völkerrechtlich zu arrangiren und jeder vom andern soviel Nutzen als möglich zu haben. So aber sei die Sachlage, wahrlich schmerzlich genug; aber man müsse sich endlich entscheiden, und die Entscheidung weniger als daß sie getroffen werde entscheide über die Zukunft Deutschlands. Entweder Einverleibung oder Bündniß.

Hier finden wir also bereits den ausgebildeten Keim zu dem berühmten Ministerprogramm, dessen erste Andeutung Gagern als Minister am 24. März 1848 in der Kammer zu Darmstadt gab, dem er sodann durch seinen Antrag in der Paulskirche am 26. Oct. bei Berathung der §§. 2 und 3 der Verfassung bedeutend näher trat, bis er es endlich vollständig entwickelt dem Parlament am 18. Dec. vorlegte, von welchem es einen Monat später gutgeheißen wurde, dasselbe Programm welches, so wenig man auch jetzt hier und da davon wissen will, den Kern und Mittelpunkt der preußischen Union bildet; und zwar finden wir diesen Gedanken ausgesprochen zu einer Zeit wo man Nichts von den östreichischen Noten des Spätjahrs und noch weniger die östreichische Verfassung vom 4. März ahnen konnte; wahrlich ein glänzendes Zeugniß für Beseler's politischen Scharfblick! Die beiden Oestreicher erklärten sich natürlich gegen die Personalunion, obgleich von Mühlfeldt zugab daß der Gedanke consequent, nur für Oestreich nicht ausführbar sei, und Schreiner einen Antrag stellte, der nur verschiebend nichts wesentlich Anderes besagte; Lassaulx meinte sogar: Wenn Oestreich infolge der betreffenden Bestimmung dem Reiche nicht beitrete, so sei alles in Frankfurt Beschlossene ungültig, weil 100 Oestreicher dazu mitgewirkt hätten; er werde zwar für die Personalunion stimmen, glaube aber nicht daß das damit Bezweckte erreicht werden könne. Dagegen sprachen sich entschieden in Beseler's Sinn aus: Zell, Droysen, Waitz, Soiron, Briegleb und mit der größten Schärfe Dahlmann, der die in diesem Augenblick bestehende Lage Oestreichs folgendermaßen voraussagte:

> Es sei keinerlei Basis für ein neues Oestreich möglich; wolle es bestehen, so könne es nur in den alten Gewaltsformen sein, wie wohlwollend man diese auch umhülle. Die heutige Zeit sei aber einmal auf die Nationalität gebaut. Darum glaube er daß dieser §. nur des Weges gehe den die ganze Geschichte gehe und augenscheinlich vorbereite. Er glaube nicht daß sich die deutsch-östreichischen Lande von uns werden abtrennen wollen, sie müßten denn im Kitzel des Herrseins und in den Verführungen ungerechter Macht ihr Heimatsgefühl, das Erbe deutscher Gesinnung, eingebüßt haben. Mögen sie entscheiden. Wir aber, wir können keines andern Weges gehen.

Rießer und mehr noch Mittermaier, Jürgens und von Rotenhan suchten vergeblich eine Vermittelung, zu der sie doch selbst keinen durchgreifenden Vorschlag zu finden vermochten. Nicht zu übersehen ist endlich daß sämmtliche Mitglieder der Linken die an diesen Verhandlungen theilnahmen, Blum, Schüler von Jena und Wigard, diesmal mit Beseler, Dahlmann u. A. ganz einig waren, während die beiden Ueberlebenden derselben am 13. Jan. 1849 mit der übrigen Linken gegen das Programm Gagern's stimmten („Stenographische Berichte", VI, 4668), und dasselbe für einen Abfall von der Verfassung auszugeben bemüht waren, während es doch die natürlichste und nothwendige Folge der Bestimmung über die Personalunion und der inzwischen eingetretenen Ereignisse war, wie sich seitdem je länger desto deutlicher gezeigt hat.

Wir brechen diese speciellen Mittheilungen hier ab, aus denen sich der mit den Dingen vertraute Leser mancherlei Folgerungen auch für Das was uns jetzt obliegt leicht ziehen wird. Zugleich wird dieses eine ausführliche Beispiel hinreichen auf den reichen Gehalt der von Droysen herausgegebenen Ausschußverhandlungen hinzuweisen, von denen wir fast noch in erhöhtem Maße wiederholen möchten was wir oben von den „Stenographischen Berichten" sagten: daß sie unter den Quellen des deutschen Staatsrechts forthin einen der ersten Plätze einzunehmen haben.

Hiermit sind die urkundlichen Zeugnisse über das erste deutsche Parlament, wie wir glauben hinreichend, besprochen. Indem wir die literarischen Privatäußerungen einzelner Männer einem weitern Artikel vorbehalten, eignen wir uns hier noch schließlich das muthvolle und ermuthigende Wort an mit welchem Droysen für sich und seine Mitkämpfer am Schlusse des Vorworts zu dem letztbesprochenen Werke einen wohlverdienten Ruhm in Anspruch nimmt:

> Ist auch Dem was wir in ernster und mühevoller Arbeit vollendet keine unmittelbare Wirksamkeit zutheilgeworden, so wird doch der große politische Gedanke den wir zuerst in klaren, scharfen, gediegenen Formen auszuprägen, in den praktischen Einzelheiten seiner Anwendung und Umschränkung durchzuarbeiten beflissen waren, nicht aufhören das Leben der Nation zu bewegen, und wenn es sein muß zu erschüttern, bis ihm endlich der volle Sieg geworden, das Reich deutscher Nation erstanden ist.*)

Meiningen, im Mai 1850. **W. A. Passow.**

Das Leben Cicero's und die Entwickelung Frankreichs seit 1789.

Man ist gewöhnt die neuere Entwickelungsgeschichte Frankreichs immer nur mit England in Parallele zu stellen, weil es bisweilen scheinen mag als habe Frankreich die Fußtapfen Englands gesucht. Die „Revue des deux mondes" wirft ihre Blicke weiter zurück in der Geschichte, zurück bis auf die römischen Zustände vor Christus, und sie findet hier die überraschendsten Aehnlichkeiten. Die Cato sind heutzutage zwar selten geworden; höchstens würde man ihnen jene Männer vergleichen können welche unerschütterlich in ihrem politischen Glauben, und treu der Religion der Vergangenheit kein Auge haben für die Bedürfnisse der Gegenwart, und welche immer noch meinen man müsse nach Cäsar noch einmal auf Numa, und die sibyl-

*) Ein vierter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

linischen Bücher zurückkommen. Aber Octavius? Es ist nicht blos der Neffe Cäsar's, sondern überhaupt Jeder der, auf dem Gipfel der Macht angekommen, diese zu seinem Nutzen zu verwenden versteht. Und vor allen Andern Cicero... Cicero ist vollkommen das Bild Frankreichs, in den letzten 60 Revolutionsjahren, er ist ein treuer Spiegel des neuen Frankreich, voll Einsicht und Geist, dabei ohne feste Grundsätze, unruhig, über sich selbst und über Andere im Zweifel, empört über jede Tyrannei, und doch für die Freiheit unfähig, rastlos geschäftig mit Feder und Wort, nicht eben vorbereitet auf jeden Angriff, aber immer bereit zu kämpfen und selbst zu sterben. Das ist Frankreich... Das ist Cicero!

Cicero begann damit die alten römischen Standesunterschiede zu brechen, und drang als homo novus bis zum Consulat. Diese homines novi sind der Tiers-Etat der römischen Republik, und mit der Berechtigung desselben beginnt die Revolution von 1789. Das ist die erste Periode in der Geschichte Cicero's und des neuen Frankreich; beide greifen die bestehende Gewalt an. In der zweiten sehen wir den berühmten Redner im Besitze der Macht, und mit ihrer Vertheidigung beschäftigt, in der dritten nimmt er das Schlechte ruhig hin aus Furcht vor noch Schlechterm. Seine berühmten Reden gegen Verres sind Nichts als ein Angriff gegen die Patricier, eine scharfe Censur der Fehler und Skandale der römischen Verwaltung. Seine Anklage war eine Anklage nicht gegen eine einzelne Person, sondern gegen die ganze römische Aristokratie; die gebrandschatzten Provinzen waren die Zeugen in diesem Processe, das Volk war Richter. Die hervorragendsten Persönlichkeiten waren dabei compromittirt, und Nichts ist mehr geeignet die moralischen Ideen der Völker umzukehren als wenn die höchsten Classen der Gesellschaft vor die Gerichtshöfe gezogen werden, die in der Regel über gemeine Missethäter zu Gericht sitzen. Diese schreckliche Gleichheit zertrümmert alle Schranken der Ehrfurcht, und den Revolutionen von 1789 und 1848 sind ähnliche schwere Anschuldigungen gegen die Höchstgestellten vorhergegangen. An der Spitze der Regierung verwandelt sich Cicero: Das ist so Brauch. Man steigt erst durch die Opposition und adoptirt dann die Maximen die man früher bekämpfte. Die Geschichte Frankreichs ist eine Geschichte von Minoritäten, welche nach den Zügeln der Regierung streben. Muß dieses ewige Ringen nicht endlich ermüden? Auf die Kraftverschwendung folgt die Muthlosigkeit, die sich auf Gnade und Ungnade der Tyrannei ergibt; diese verspricht wenigstens Ruhe und Frieden. Man hat Catilina gestürzt und schmeichelt Cäsar. Nach einer blutigen Revolution trägt man die Herrschaft Napoleon's. Was hofft man zuletzt nach all den politischen Kämpfen? Ein ruhiges Leben und — einen friedlichen Tod! 6.

Bibliographie.

Christoph Friedrich von Ammon, nach Leben, Ansichten und Wirken. Ein Lichtbild aus der evangelischen Kirche. Leipzig, Vereinsverlagsbuchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Arndt, F., Die sieben Worte Jesu am Kreuze. Betrachtungen in der Passionszeit 1840 gehalten. 3te vermehrte Auflage. Halle, Knapp. Gr. 8. 15 Ngr.

Börne, L., Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von den Erben des literarischen Nachlasses. 5ter und 6ter Band. — A. u. d. T.: Anhang zu den Briefen aus Paris. Briefe aus der Schweiz. 1830. 1831. 1832. 1833. Zwei Bände. Mannheim, Bassermann. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Briefe über Fürstenerziehung. Stuttgart, Neff. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Engelhardt, F. W., Geschichte der Stadt und Festung Luxemburg, seit ihrer ersten Entstehung bis auf unsere Tage. Mit besonderer Rücksicht auf die kriegsgeschichtlichen Ereignisse. Nebst Plan der Stadt und statistischer Einleitung. Luxemburg. Gr. 12. 24 Ngr.

Gayette, Marie v., Die Familie. Blätter aus dem Leben. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 20 Ngr.

Horváth, M., Geschichte der Ungarn. 1ste und 2te Lieferung. Pesth, Emich. Gr. 8. à 6 Ngr.

Langbein, B. A., Halte, was du hast! Brüderlicher Zuruf an alle Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche in Briefen über die 21 Lehrartikel der Augsburgischen Confession zur Erläuterung und Rechtfertigung derselben gegen ihre Verkläger, mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Fragen der Gegenwart. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Ledru-Rollin, Von dem Verfall Englands. Aus dem Französischen übersetzt von Frdr. Schütz. 1ster Band. 1ste Lieferung. Brüssel, Kießling u. Comp. 8. 6 Ngr.

Lücke, F., D. W. M. L. de Wette. Zur freundschaftlichen Erinnerung. Hamburg, Fr. Perthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Maran Atha oder das Buch von der Erscheinung und Zukunft Christi. Eine kürzlich aufgefundene alte konstantinopolitanische Handschrift, zum erstenmal herausgegeben und in's Deutsche übertragen von einem deutschen Theologen. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 12. 20 Ngr.

Masch, G. M. C. C., Geschichte und Urkunden der Familie von Kardorff. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2 Thlr.

Oersted, H. C., Der Geist in der Natur. Deutsche Original-Ausgabe des Verfassers. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Phillips, G., Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen dargestellt. 2te vermehrte Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Ritter, H., Geschichte der Philosophie. 9ter Theil. — A. u. d. Titeln: Geschichte der christlichen Philosophie. 5ter Theil und: Geschichte der neuern Philosophie. 1ster Theil. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Herzogthümer Schleswig Holstein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit dem J. 1806. 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser. Gr. 8. 1 Thlr.

Tönnies, Der Wilddieb. Eine vormärzliche Posse in drei Aufzügen. Schwerin, Kürschner. Gr. 12. 10 Ngr.

Wilfried von der Neun, Im Freien. Eine poetische Gabe. Leipzig, Kößling. 16. 10 Ngr.

Ziegler, F. W., Zur socialen Reform des Preußischen Abgabenwesens. Berlin, Simion. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Gerock, Predigt gehalten am Sonntag Reminiscere. Stuttgart, Lubrecht u. Comp. Lex.-8. 1½ Ngr.

Kirchner, K. M., Auferstehung thut noth! Festpredigt am 2ten heil. Ostertage den 1. April 1850 gehalten. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Mayer, G., Der Stein und das Bild, oder Preußens Zukunft. Festrede, zur Feier der Uebergabe der Fürstenthümer Hohenzollern an die Krone Preußen, am Montag, den 8. April 1850, zu Hechingen gehalten. Hechingen, Egersdorff. 8. 2 Ngr.

Pappermann, A., Beweis, daß die wegen ihrer Betheiligung an dem Maiaufstande des J. 1849 des Hochverraths Angeklagten weder als Hochverräther noch als Aufrührer zu bestrafen, sondern von diesen Verbrechen frei zu sprechen seien. Dresden, Kori. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rüdel, K., Lasset euch versöhnen mit Gott. Antrittspredigt über 2. Korinther 5, 19. und 20. gehalten am Sonntage Rogate, den 5. Mai 1850. Nebst Einführungsrede des Herrn Kirchenraths und Dekans K. Fikenscher. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 2 Ngr.

Zur Rechtfertigung Nordschleswigs. Votum eines nordschleswigschen Prediger. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 170. — 17. Juli 1850.

Das Mysterium des Christenthums oder die Grundidee des ewigen Evangeliums. Von Ludwig Noack. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 8. 16 Ngr.

Weiße hat in seinem „Leben Jesu" auf das Christusbild der drei ersten Evangelien und auf das eigenthümliche Gepräge der Redeweise des Heilandes hingewiesen, und dargethan wie durch die verschiedene Darstellungsweise der Verfasser doch derselbe Stil in einer Reihe von Aussprüchen sich hindurchzieht und auch dadurch dieselben als authentisch erweist. Im Anschlusse hieran hat der Redner „Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche", in welchem wir dadurch jenen wiedererkennen, die Grundlage eines andern Symbols für unsere Zeit nicht sowol bei Paulus und Johannes, die Luther voranstellt, die aber schon ihre Auffassung von Christus und seiner Lehre und seiner Erlösungsthat walten lassen, sondern in jenen *echten* Sprüchen aus dem eigenen Munde des Herrn gesucht. Es sind für Weiße besonders drei Worte in denen sich das Selbstbewußtsein Jesu concentrirt darstellt: die Bezeichnung Gottes als des himmlischen Vaters, seiner selbst als des Menschensohns, und die Verkündigung des Himmelreichs. Statt des Jehovahnamens, auf den die Juden so großes Gewicht gelegt, habe Christus durch das erste Wort das Verhältniß ausgedrückt in welchem alle Die zu Gott stehen die durch geistige Wiedergeburt die Kindschaft erwerben; Menschensohn bezeichne Christum als den wahren und wirklichen Menschen, den Wiedergeborenen, im Zusammenklang des Idealbildes der Menschheit mit seiner geschichtlichen Persönlichkeit; das Himmelreich endlich erscheint als die Gemeinschaft der in Gott neu Lebendigen und als der Besitz und Genuß dieses Heils und Friedens. Danach versucht Weiße folgendes Bekenntniß zu formuliren:

> Ich glaube an den himmlischen Vater, den allmächtigen Schöpfer dieser Welt, welchen mir des Menschen Sohn verkündigt hat. Ich glaube an des Menschen Sohn, durch welchen der himmlische Vater mich und alle meine Brüder zu seinen Kindern eingesetzt und berufen hat. Ich glaube an das Himmelreich, in welchem der himmlische Vater alle seine Kinder, welche durch das Leiden des Menschensohns und gegenseitige vergebende Liebe von dem Verderben der Sünde erlöst und mit des Menschen Sohn auferstanden sind, zu ewigem Leben und seliger Gemeinschaft vereinigen will.

In ähnlichem Geist ist die Schrift von Noack entworfen. Sie knüpft an ein Wort Lessing's, „des Patriarchen der deutschen Geistesfreiheit", und zwar an die Unterscheidung einer Religion Jesu, als derjenigen die der Heiland selbst erkannte, lehrte und übte, von der christlichen Religion, die ihn zum Gegenstand ihrer Verehrung machte und im Lauf der Jahrhunderte dogmatisch festgestellt ward. Noack sieht hierin einen jener genialen Tiefblicke großer Männer des Geistes, die einen Gedanken zuerst aussprechen den erst spätere Forschungen verstehen, begründen und in seinem ganzen Reichthum darstellen können. Ihn für Wissenschaft und Leben fruchtbar zu machen sei erst auf dem Grunde der neuern Untersuchungen über die Geschichte des Urchristenthums möglich geworden. War Das, sagt Noack, was Jesus verkündete seine Religion, und waren die Anschauungen die er vom Sohne des Menschen und vom Himmelreich aussprach seine religiöse Weltanschauung, so wird sich leicht eine große Verschiedenheit zwischen dieser und dem kirchlichen Christenthum ergeben. Wenn sich nachweisen ließ daß die Messias- und Christusidee im Bewußtsein Jesu eine tiefere und umfassendere Bedeutung hatte als die in den Christusbegriff der Kirche aufgenommene Vorstellung, dann wäre eine neue Epoche in der Theologie angebahnt, dann wäre in dem Inhalt von Jesu persönlichem Selbstbewußtsein das Geheimniß des fast nun 2000 Jahre lang misverstandenen Christenthums gefunden. Diesen Nachweis soll die vorliegende Schrift liefern; sie soll damit zugleich darthun daß der Gehalt Dessen was man „in einseitigem, alle geschichtliche Vermittelung überspringendem Radicalismus und Emancipationsfanatismus" an die Stelle des Christenthums setzen will, der Inhalt des wahren Humanismus im Theoretischen und der vollendeten Humanität im Praktischen, wesentlich nichts Anderes sein kann als die innerst eigene Tendenz des Christenthums selbst in seiner Wiedergeburt aus vergangenen einseitigen Erscheinungsformen und Entwickelungsstufen durch den schöpferischen Geist des ewigen Evangeliums.

Hier möchte ich doch einen Augenblick anhalten und die Verschiedenheit des christlichen Humanismus von demjenigen erwägen lassen welchen Feuerbach und Ruge an die Stelle des Evangeliums setzen

wollen. Nach diesen Letztern ist der Urgrund des Daseins die dunkle, ihrer selbst unbewußte Natur, aus der sich erst der Mensch mit Bewußtsein und Willen erhebt; kein ewiger intelligenter Gesetzgeber zeichnet ihm seine Bahn oder Bestimmung, er gibt sich alle Normen selbst im eigenen Geist; nur das Sinnliche ist das Wahre und Gewisse, also auch der blos natürliche Mensch der vollendete. Das Christenthum dagegen betrachtet den Menschen als das Ebenbild eines unendlichen, heiligen und weisen Gottesgeistes, in welchem er ersteht und besteht, von welchem er das Gesetz des Daseins empfängt, der in der Stimme des Gewissens zu ihm redet. Das Christenthum erkennt daß für den Menschen, wenn er frei sein sollte, auch die Möglichkeit des Bösen vorhanden sein mußte; es erkennt daß der Mensch diese zur Wirklichkeit gemacht und damit von seinem eigenen wahren Wesen abgefallen ist, daß er also nur durch Ueberwindung seiner bloßen Natürlichkeit, nur durch Wiedergeburt und Erneuerung seines Gemüths das wahre Leben gewinnen kann. Noack freilich schlägt die Gottesidee und ihre Bedeutung für die Religion sehr niedrig an. Er sagt mit Vatke, dem auch wir nicht widersprechen, daß der Kern der Religion im innern Cultus zu suchen sei, in der lebendigen praktischen Vermittelung des Selbstbewußtseins mit dem Göttlichen; die Vorstellung des Göttlichen aber, meint er, könne bei den Bekennern des Christenthums durchaus verschieden, eine transscendente oder immanente sein, ohne daß das Wesen der religiösen Empfindung und die Energie des religiösen Lebenstriebes dadurch wesentlich alterirt würde. Wie? Das wäre einerlei für unser praktisches Verhalten, ob dasselbe auf eine vernunft- und willenlose Substanz, auf eine bloße äußere Welt gerichtet ist, oder ob es mit einem selbstbewußten heiligen Geist der Liebe in Verbindung tritt; ob die Vermittelung unserer Seele mit einem in sich seienden, in und über uns waltenden Wesen geschieht, oder mit einem Göttlichen, das nur ein Gedankending, nur eine Vorstellung des sich selbst noch misverstehenden Menschengeistes ist, Das sollte so ganz gleichgültig sein, und es sollte so ganz einerlei sein ob wir unsere sittlichen Thaten als Vorgänge eines Naturmechanismus, als Functionen materieller, von außen bedingter Vorgänge betrachten, oder als Selbstbestimmungen eines freien Geistes, der zugleich einen ewigen Richter in sich und über sich anerkennt? Ein ethisches Gebot, ein ethisches Urtheil ist auf dem Standpunkt des Materialismus und Atheismus ganz unzulässig, denn dort ist Alles nur Naturentwickelung; und die Vertreter dieser Ansichten haben darum auch consequenter als Noack aller Religion abgesagt: ihre theoretische Grundlage ist die Idee eines selbstbewußten Gottesgeistes, der sich im All offenbart und in welchem wir leben und sind. Christus redet von Gott als dem himmlischen Vater, als dem lebendigen Geist der die Liebe ist: und die Bekenner des Christenthums sollten sich eine „durchaus" davon verschiedene Vorstellung bilden können und doch Bekenner des Christenthums sein? Besser als solche Uebertünchung ist der offenbare Riß, besser als diese indifferente Allverträglichkeit die erklärte Feindschaft, wie solche seit einigen Jahren zutagegekommen sind. Denn nun kann in offenem Kampf Sieg und Friede gewonnen werden.

Der Verf. schickt sich nun an die Messiasidee im Selbstbewußtsein Jesu zu entwickeln, indem er es mit Recht als einen Grundmangel der Strauß'schen Arbeiten bezeichnet daß gerade diese Frage höchst oberflächlich dort behandelt worden. Er betrachtet, im Anschluß an Vatke's Schrift über die Religion des Alten Testaments, die messianischen Erwartungen und Weissagungen des Judenthums, wobei es geeigneter gewesen wäre, statt einige allzu moderne Kategorien zu gebrauchen, jene messianischen Aussprüche nach der Zeitfolge zu ordnen und dadurch zur genetischen Erkenntniß wie zur historischen Entwickelung derselben hinzuführen. Dann kommt er zu Christus, oder vielmehr zu Jesus von Nazareth, als welcher sich als den erwarteten Gesalbten des Herrn, den Christos oder Messias erkannt, zugleich aber die Messiasidee über ihre jüdischen Formen erweitert, sie fortgebildet und ideell vollendet habe. Der Inhalt des von ihm gepredigten Evangeliums fasse sich in der Doppelanschauung vom Sohne des Menschen und vom Reich der Himmel zusammen. Ueber die Bedeutung des ersten Ausdrucks gibt Noack keine hinlänglich bestimmte Erklärung; es scheint daß er darin den Menschen sieht welcher seine Natur und Bestimmung erreicht, dann aber ist diese wieder ein über die Persönlichkeit Christi hinausreichendes Ideal. Den bekannten Ausspruch: „Des Menschen Sohn hat nicht da er sein Haupt hinlege", deutet Noack wol etwas kühn: „Der wahre ewige Mensch, der ewig und gegenwärtig ist in der erscheinenden Menschheit, hat doch in keinem Zeitmoment seine wirkliche, real sichtbar erscheinende Gegenwart; das Ideal der Menschheit ist ewig da und doch nimmer erreicht." Wenn aber in Christus der wahre Mensch nicht wirklich geworden, dann weiß ich nicht wie er ohne Selbsttäuschung sich als solchen bezeichnen konnte, dann vermag ich mir nicht zu erklären warum und wie das Heil des Geschlechts an solche Täuschung geknüpft worden ist und werden soll. Auf jene „ideale Gesammtpersönlichkeit" verweist Noack auch die Worte von der Zukunft des Menschensohnes. „Jesus", sagt er, als dieses Individuum, welches als Stifter des Christenthums und Verkündiger des Evangeliums auftrat, „war durch seine neue Religion, durch seine ganze weltgeschichtliche persönliche Geistesthat Weltrichter; in seiner ganzen persönlichen Erscheinung stellt sich das Weltgericht welches die Weltgeschichte ist wirklich momentan dar. (Ist Das kein Widerspruch mit dem ebenerwähnten Satz: daß der ewige Mensch in keinem Zeitmomente seine reale Gegenwart habe?) Und die ideale Persönlichkeit des Menschensohnes, die Zukunft des Menschensohnes, als Jesu weltgeschichtliche Zukunft betrachtet, ist immer durch alle Zeiten hindurch die weltrichtende Macht." Darin endlich sieht Noack die Offenbarungsthat „des Mannes von Nazareth: daß derselbe in der tiefsinnigen Anschauung

vom erschienenen und zukünftigen Menschensohn nicht blos Gott und Menschheit in Einem, dem Sohne Gottes der zugleich der Sohn der Menschheit ist, anschaute, sondern auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Menschheit in Eins zusammenschlang". Wie aber Christus Gottes Sohn sei, darüber sagt Noack Nichts; vielmehr geht er über zum Begriff des Himmelreichs, das Christus als ein erschienenes verkündigt, in welches aber einzutreten gewisse geistige Bedingungen erfodert werden: nur Diejenigen sind Glieder seines Reichs die ihm nachfolgen in der Wiedergeburt.

Das Mysterium des Christenthums soll nun abschließend in dem Satze enthüllt sein:

Die Christusidee, die Grundidee der christlichen Religion ist die messianische Idee, und deren ewiger Inhalt, die ewige Wahrheit des messianischen Evangeliums, keine andere als der Zug der Geschichte nach der Zukunft, die Perfectibilität und die fortschreitende Entwickelung der Menschheit selbst. In der messianischen Idee und kraft derselben ist das Christenthum das Streben nach dem Ideale der Menschheit, das Aufopfern der Gegenwart für eine höhere bessere Zukunft, der zukunftdürstende Vollendungstrieb des Geistes der Menschheit; in der praktischen Energie der Messiasidee schließt das Christenthum Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in die Einheit der göttlichen Bestimmung des Menschengeschlechts zusammen, das Ideal der Menschheit als ewig ersehnt, und wenn auch in der Gegenwart momentan erreicht (S. 61; S. 47 hatte der ewige Mensch keine reale Gegenwart in einem Zeitmoment), doch erst in der Zukunft sich stets vollendend. Der christliche Geist ist somit recht eigentlich der messianische Geist der Menschheit, ihr zukunftsvoller, sich stets verjüngender und erneuernder Genius.

Leider bleibt hierbei völlig unbestimmt was denn das Ideal der Menschheit ist, worin denn der Zug der Geschichte nach der Zukunft besteht, was er erstrebt, und wie denn die göttliche Bestimmung des Menschengeschlechts erkannt und ausgedrückt wird. Solch formale Bestimmungen sind keine religiöse Offenbarung; Dieses muß dem schlichten Sinn und einfachen Gemüth ein Reales geben, ein klares Lebensgesetz, ein deutliches Lebensbild; Beides hat das Evangelium gethan, und es ist keineswegs ein „großes welthistorisches Misverständniß" daß man gleich anfangs und bis auf die Gegenwart solchen Nachdruck auf Christi Persönlichkeit legte, vielmehr gerade weil die Religion That und Leben ist mußte ihr Wesen nicht blos gelehrt, sondern sofort auch gelebt werden; durch eine That, durch die Sünde hatte die Menschheit die Einheit mit Gott verloren, durch eine That, durch die Ueberwindung der Sünde, durch die Einigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen im Wirken und Leiden, im Leben und Sterben, konnte allein die Kindschaft dem Bewußtsein wiedergewonnen werden. Gerade in der Persönlichkeit ist die Bewährung der Wahrheit und das Leben der Idee. Indem Christi Persönlichkeit das Urbild der Menschheit wiederherstellt, tritt sie zugleich und die Menschheit durch sie in das richtige Verhältniß zu Gott, nämlich mit ihm Eins zu sein durch die Liebe; und so ist es für Jeden nun die Lebensaufgabe durch Ueberwindung der Sünde, durch die Liebe in das einmal erschlossene Himmelreich einzugehen; durch den Glauben an Christum und sein Werk sind wir in Gott und Gott in uns.

Noack entwickelt noch wie der Messiasbegriff im Urchristenthum, im Mittelalter, zur Reformationszeit gefaßt worden, und gibt endlich eine Skizze davon wie sich die ganze Religionswissenschaft auf der Grundlage desselben gliedert. Was der Auffassung des Christenthums störend bei ihm im Wege steht, ist sein Gottesbegriff: Gott ist ihm nicht in der Weise in der Welt immanent daß er als Gott gegenwärtig bleibt, somit zugleich über alles Besondere übergreifend seiner selbst als des centralen Ichs bewußt ist, sondern Gott ist ihm aufgegangen und aufgelöst in die Vielheit der Dinge und Individuen. Direct ausgesprochen wird Das freilich nicht, es zieht sich jedoch als Grundlage durch die ganze Betrachtung hin; aber erst in der philosophischen Begründung jener höhern, den Pantheismus und Deismus gleichmäßig als Momente in sich enthaltenden und überwindenden Idee können sich Glauben und Wissen versöhnen. Jedenfalls indeß ist Noack's Schrift ein origineller, geistvoller und mit edlem Wahrheitseifer verfaßter Beitrag zur Neubegründung einer christlichen Wissenschaft; sie enthält des Anregenden viel und kann als fermentum cognitionis allgemein empfohlen werden. Gerade indem sie noch auf einem mehr Spinozistischen und Hegel'schen Standpunkt steht, kann sie für Genossen dieser Ansicht ein Führer zu Christus werden.

M. Carriere.

Briefe aus Italien. Von A. Helfferich. I. — Auch u. d. T.: Briefe aus Triest, Venedig, Piemont, Genua, Florenz im Spätjahre 1849. Leipzig, Hinrichs. 1850. 8. 1 Thlr.

Die vorliegenden Briefe aus und über Italien aus dem J. 1849 sind ein schätzbarer Beitrag zu der Geschichte Venedigs, Piemonts, Genuas und Toscanas im J. 1848. Im Allgemeinen sind die in ihnen enthaltenen Mittheilungen gar sehr geeignet den frühern Enthusiasmus für Italien und die Italiener, den ihre Erhebung im J. 1848 erregte, etwas zu dämpfen; insofern man hiernach den wirklichen Kern jener Freiheitsbewegungen — nicht ohne innigen Schmerz der Täuschung daß auch hier wie anderswo die Freiheit nur eine Treibhauspflanze ist, die der gesunden und lebenausführenden Wurzeln im Volke selbst entbehrt — kennenlernen kann. Auch in den vorliegenden Mittheilungen macht es sich ebenso klar, als die Wahrheit einleuchtend und eindringlich sich geltendmacht: daß nur gesunden liberalen Ideen, nur einem ordnenden Liberalismus, welcher allein dem christlichen Principe entspricht, auf die Länge es gelingen kann die diesem Principe selbst nicht entsprechenden und hinter den Anfoderungen der wahren Freiheit zurückgebliebenen politischen Zustände der Nationen dauernd umzugestalten, wogegen außerdem alle gewaltsamen Versuche nicht nur schmählich mislingen, sondern auch die Nationen selbst in mancherlei Nachtheil und Unglück von neuem stürzen müssen. Die Briefe beginnen mit Triest, dem der Verf. auf Kosten Venedigs „eine große Zukunft" prophezeit, und wofür er in der politischen und mercantilischen Vergangenheit der Stadt, worüber er sich ausführlicher verbreitet, genügende Gewähr findet. Von besonderm Interesse wird hier für Manchen Dasjenige sein was über den „Oestreichischen Lloyd" in Triest gesagt wird. Auffallend ist übrigens hier die Bemer-

kung: daß „geringe Bildung und beschränkte Weltanschauung“ hervorstechende Merkmale der Einwohnerschaft Triests seien, und daß ihnen der Sinn für ideale Beziehungen abgehe, eine Bemerkung die, auch wenn sie der Verf. gleichsam geschichtlich zu begründen sucht, doch nichtsdestoweniger und umsomehr auffallen muß, da ein Handelsplatz wie Triest wenigstens vielfache Gelegenheit gewährt den Blick zu erweitern und großartige Anschauungen in die weitesten Fernen und weite Gesichtspunkte darbietet. In Venedig beschäftigt sich der Verf. fast ausschließlich mit der Geschichte der Revolution von 1848, über die er zur Berichtigung gangbarer Irrthümer aus den wichtigsten Actenstücken den während dieses merkwürdigen Zeitraums in Venedig herrschenden Geist sich selbst charakterisiren läßt. Er bezeichnet diese venetianische Revolution als die eigenthümlichste von allen die im J. 1848 das europäische Staatensystem so gewaltig erschütterten, indem er meint man könne von ihr sagen daß sie „durch die dem venetianischen Temperamente angeborene vis inertiae nicht allein zustandekam, sondern dadurch allein auch so unverhältnißmäßig lange andauerte“. „Was wir“, bemerkt er ausdrücklich, „draußen mehr oder weniger als den Heroismus eines unbeugsamen und zähen Widerstandes bewunderten, war größtentheils die Indolenz der Masse, die Alles geschehen, Alles über sich ergehen ließ, als müßte Dies so sein, als stände die unglückliche Stadt unter dem eisernen Gesetze eines unabweisbaren Fatums.“ Auch über die frühern Verhältnisse Piemonts und über die dortige Revolution von 1848, namentlich auch über Karl Albert, die bald rostig, schartig und stumpf gewordene Spada d'Italia, finden sich hier interessante Mittheilungen, aus denen Manches zu lernen ist und in denen manche alte Wahrheit ihre Bestätigung findet. Unter Anderm hat es sich auch hier wieder von neuem bewährt daß die idealistischen und schwärmerischen Volksmänner welche die Bewegung herbeiführten oder sich ihrer bemächtigten, eben darum weil sie keine praktischen Staatsmänner, vielmehr ganz unbrauchbare Politiker waren, wie in Frankreich Lamartine, der Sache selbst Nichts nützten, und nicht einmal nachdem diese mislungen für ihre Personen eine besondere Theilnahme erwecken. Bei Genua ist von allgemeinem Interesse was der Verf. über die Charakterverschiedenheit dieser Stadt und Venedigs sagt, mit der Bemerkung daß Dies auch bei den Revolutionen sichtbar geworden sei, von denen beide Städte heimgesucht worden. „Die venetianische Revolution hat etwas durchaus Schwerfälliges, Zähes, Hartnäckiges; in Genua revoltirte man als ginge es zum Tanze“ u. s. w. Von besonderer Wichtigkeit ist die Mittheilung: daß auch unter den Italienern weit und breit die Ueberzeugung zu finden sei daß „ohne das Taschenspielerstückchen der pariser Februarrevolution Italien auf naturgemäßem Wege zu seiner Unabhängigkeit gelangt sein würde“, während „jenes beklagenswerthe Ereigniß keine andere Wirkung hatte als die Köpfe und Zustände zu verwirren und dadurch die Niederlage vorzubereiten“. Die Revolution in Toscana erklärt der Verf. für das Werk Livornos, daher er auch nicht unterläßt „dieser launenhaften Meerjungfer den Schleier ein wenig zu lüften“. Dies thut der Verf. auch in andern Beziehungen in Betreff der italienischen Angelegenheiten, und er thut es ohne Leidenschaft und Schwärmerei, daher seine Aufschlüsse vielfach belehren und aufklären. 28.

Lesefrüchte.

Einige Angaben über den Zustand Madrids.

Madrid besitzt eine Universität ersten Ranges, die beinahe 5000 Zöglinge zählt, und von der fast 1100 Graduirte jedes Jahr abgehen, ferner 13 Specialschulen, vier Bibliotheken, 21 Archive, 10 Museen, Sammlungen und sonstige Depots der Wissenschaft, eine Sternwarte, vier nichtlyrische Theater, zu denen aber noch eine Unzahl von Liebhabertheatern kommt, 51 Journale und periodische Flugblätter der verschiedensten Art, endlich eine unglaubliche Menge von Druckereien, von denen 1847 eine allein 183,000 Bände in die Oeffentlichkeit sandte. Diese Anstalten bilden den Mittelpunkt der intellectuellen Bewegung Madrids. Die eigentliche Kunst hat außerdem ein musikalisches und ein declamatorisches Conservatorium, drei sogenannte lyrische Theater, d. h. Opernhäuser, und drei Museen aufzuweisen. Allein daß die Kunst bei der Concurrenz von sieben großen öffentlichen Theatern in einer Stadt von circa 200,000 Seelen nicht gedeihen kann, liegt freilich auf der Hand. Was die Malerei und die bildende Kunst betrifft, so zehrt Madrid am Ruhme der Vergangenheit; die Revolution hat hier hemmend eingewirkt, allein man kann in Madrid wol gegen acht Privatgalerien aufführen die von mehr als einem großen Museum beneidet werden dürften. Merkwürdige Gebäude besitzt Madrid keine; nur das königliche Schloß ist ein großartiges, wahrhaft cyklopisches Werk. Trotz alledem aber bietet Madrid den stolzen Anblick einer Hauptstadt. Die schönen Promenadenanlagen, die mit herrlichen und kostspieligen Fontainen geschmückt sind, die Mannichfaltigkeit des Terrains, endlich die wahrhaft großartige Perspective einiger Straßen lassen den Fremden nicht vergessen daß er in Spaniens Hauptstadt weilt. Statt an architektonischen Putz denkt man zunächst in Madrid nur an das unmittelbar Zweckmäßige. Deshalb schafft man die Dachrinnen ab, die ehedem gegen 7000 Wasserfälle bei Regenwetter verursachten; die Straßen werden erhöht und mit Trottoiren eingefaßt. Die Stadtverwaltung besorgt allwöchentlich 3000 Fuß neue Pflasterung, bis alle 510 Straßen und 69 Plätze, welche einen Raum von 47,000 Fuß einnehmen, vollendet sind. Die 137 Wasserkünste Madrids erhalten ihren Wasserbedarf aus einem Umkreise von 10—12 Meilen.

Ampère über das Britische Museum.

Bei Gelegenheit einer Vergleichung zwischen Spanien und England die J. J. Ampère nach allen Beziehungen hin ausführt, kommt er auch auf die Schätze des Britischen Museums zu reden. Alle wissenschaftlichen Reichthümer Spaniens, sagt der bekannte französische Tourist, sind mit einziger Ausnahme der Gemälde unbedeutend, wenn man sie mit denen des Britischen Museums zusammenstellt. Hier finden wir unter einem Dache vereinigt jene Meisterwerke mit denen Phidias das Parthenon verzierte, und die uns heute noch verkünden auf welcher Höhe die Kunst in ihrer Blütezeit zu Athen stand; ferner die Basreliefs des arkadischen Tempels von Phigalia und die Basreliefs des Monuments welches Artemisia ihrem Gatten weihte. Unter den Museen verdient neben dem assyrischen namentlich das ägyptische besondere Beachtung, das sich durch seinen Reichthum, seine schöne Ausstattung und seine treffliche Anordnung unter der Leitung des Hrn. Birch auszeichnet. Die naturhistorischen Sammlungen sind von unglaublicher Pracht. Durch ihre Colonien, ihre Schiffahrt, ihren die Welt beherrschenden Handel haben die Engländer diese Menge ornithologischer und conchologischer Schätze erworben, die das Auge des Neugierigen ebenso blenden als sie den Studien des Gelehrten überreichen Stoff bieten. Der Anblick dieser Herrlichkeiten ist dem Publicum wöchentlich drei mal, und zwar im Sommer neun, im Winter sechs Stunden lang verstattet, und immer findet man zahlreiche Besucher um sie versammelt. Dazu kommt daß auch die Bibliothek sich in demselben Gebäude befindet, und so vereint denn das Britische Museum alle Vorzüge des Louvre, der Bibliothèque nationale in der Straße Richelieu und der Sammlungen des Jardin des plantes. Ampère versichert es gebe für ihn auf der Welt keinen Ort an dem er seine Zeit anziehender zubringen könne als im Britischen Museum. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 171. —— 18. Juli 1850.

Ueber literarische Täuschungen.

Les supercheries littéraires dévoilées. Par *J. M. Quérard.* Erster Band. Paris 1847.

In frühern Zeiten lagen die Ursachen der pseudonymischen Täuschungen sowol als des anonymischen Incognitos von Seiten der Herausgeber von Schriftwerken theils in der Furcht vor gerichtlicher Ahndung oder vor den Mishandlungen der Kritiker, theils in der stolzen Rachsucht oder Schmähsucht der Federkrieger und Pedanten, theils in der Bescheidenheit. Wer gegen die herrschende Religion oder Staatsverwaltung, gegen die öffentliche Moral, oder Satiren und Schmähschriften auf Große und Gewaltige schrieb Der mußte freilich seinen Namen verschweigen, wiewol man in protestantischen Ländern weder Bannstrahl noch Inquisition und Scheiterhaufen zu fürchten hatte. Manche verfälschten ihre Namen, weil sie nicht gern öffentlich von der Recensentengeißel getroffen sein mochten, oder damit sie desto ungestrafter nach Herzenslust geißeln konnten. Manche traten, wie auch jetzt noch, mit Schüchternheit ins gelehrte Publicum, und erwarteten in der Stille das Urtheil für ihre namenlosen Erzeugnisse. Heutzutage ist außer den genannten eine namhafte Quelle dieser Täuschungen der literarische Gewerbfleiß, welcher die Geistesproducte rein als Fabrikat oder Waare betrachtend und behandelnd zu einer die Würde der Gelehrsamkeit schändenden Höhe gesteigert ward; dessen Ausdehnung übrigens in Folge der Zeitereignisse nicht blos einen Stillstand erlitten, sondern in sehr fühlbarer Abnahme begriffen ist. In keinem Lande jedoch war bis auf die neueste Zeit jenes Unwesen in höherm Grade herrschend als in Frankreich seit den letzten 25 Jahren, wo es oft vorgekommen ist daß solche feile Helden von der Feder ein und dasselbe Manuscript unter zwei bis drei verschiedenen Titeln und Namen von Verfassern verkauften. Als eine im Vergleich mit dieser Betrügerei noch unschuldige List erscheint es wenn man einer Schrift (nicht gerade aus mercantilischem Interesse) durch einen falschen Namen ein mal für alle mal Empfehlung und Eingang zu verschaffen sucht, oder aus irgendwelchen andern Rücksichten seine Autorschaft nicht veröffentlichen will und kann. Von diesen hat der Verf. vorliegenden Werks einige namhaft gemacht. So gibt es in Frankreich z. B. noch Adelige die sich Etwas zu vergeben glauben wenn sie den erlauchten alten Namen ihres Hauses einem schriftstellerischen Product vorsetzen. Oder es sind Staatsbeamte oder andere hochgestellte Personen, deren wahrer Name verborgen wird weil der Inhalt eines Werks dem Verfasser Verlegenheit und Verdruß zuziehen könnte wenn er sich in Opposition mit der Regierung setzt; oder weil dieser Enthüllungen und Aufklärungen dem Publicum schuldig zu sein glaubt, die offenbar Skandal erregten wenn die Person des Verfassers bekannt würde; endlich auch deshalb weil ein unbedeutendes oder leichtfertiges Product das gesellschaftliche Ansehen oder den amtlichen Charakter seines Urhebers compromittiren könnte. Unter der Restauration durfte keine irgendwie von der Regierung abhängige Seele für das Theater arbeiten. In den letzten Jahren Ludwig Philipp's hatten Offiziere Cassation zu erwarten wenn sie unter eigenem Namen über Politik schrieben. Oft glaubt ein Autor sein häßlicher Familienname, als Cochon, Cornu, Canard ꝛc., könnte den Titel seines Buchs verunstalten, und wählt deshalb einen andern oder schreibt anonym. Andere wollen durch einen neuen Namen das Publicum begierig machen, weil der echte und wahre keine Wirkung mehr thut, oder wenn das neue Werk in ein anderes Fach einschlägt als die frühern. Wer tief in Schulden steckt schreibt unter falschem Namen, damit die Gläubiger nicht Arrest auf das Honorar legen; der Feiglinge nicht zu gedenken welche aus dem Versteck einen Vorgesetzten oder sonst Höhern angreifen und mit Koth bewerfen, mit dem sie es nicht verderben wollen.

Quérard ist der größte jetztlebende Literarhistoriker im Fach der französischen Bibliographie, welche von ihm durch Verbindung mit biographischen Studien über die Schriftsteller bedeutend gefördert ward, und hierdurch statt der frühern, jenem Zweige des Wissens natürlichen Trockenheit frisches Leben, Licht und Interesse gewonnen hat. Seiner unermüdlichen Geduld und seinem ausdauernden Fleiß verdankt die gelehrte Welt das berühmte Werk: „La France littéraire, ou Dictionnaire bibliographique des savants, historiens et gens de lettres de la France, ainsi que des littérateurs étrangers qui ont écrit en français plus particulièrement pendant les 18e et 19e siècles", (10 Bände, Paris 1827—39), wovon

Band 11 und 12 das „Dictionnaire des ouvrages polyonymes et anonymes" die seit 1700—1844 erschienen sind bilden. Sein zweites bedeutendes Werk ist die „Littérature française contemporaine", welches gleichfalls in alphabetischer Ordnung die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts begreift, und seit 1842—48 in drei Bänden erst bis zum Buchstaben F vorgeschritten, aber nur bis zum Artikel „Bonaparte", und selbst dieser nicht vollständig, von Quérard bearbeitet ist. Da dieser aus finanziellen Gründen wie es scheint zurückgetreten — was mit dem Umstand zusammenhängt daß gegenwärtiges „Dictionnaire" im Selbstverlag des Verf. erscheint —, wird dasselbe von Charles Louandre und F. Bourquelot nach einem gedrängtern Maßstab fortgesetzt. Gegen diese läßt Quérard in den Anmerkungen zu der von uns angezeigten Schrift hin und wieder seine Empfindlichkeit lautwerden, indem er die Fehler dieser Fortsetzung und die Unfähigkeit der neuen Bearbeiter, ob und wieweit mit Recht oder Unrecht will Ref. nicht entscheiden, gelegenheitlich rügt. Derselbe hat auch in einer Broschüre vom J. 1845: „Les auteurs déguisés de la littérature française au 19e siècle", einer Menge pseudonymer Schriftsteller, deren Namensverzeichniß gegen 40 Seiten einnimmt, die Maske abgezogen, und damit der Literargeschichte einen sehr bedeutenden Dienst gethan, was ihm freilich von den Betroffenen als Denunciantenstückchen und Bosheit ausgelegt ward. So hat man von ihm auch eine Monographie über „Les synonymes de la littérature française". Und welch Großes noch von ihm zu erwarten steht beweist sein Plan einer historischen Bibliothek, und einer Encyklopädie der französischen Bibliographie nach dem Vorgang der beiden letzten Bände von Watt's „Bibliotheca britannica", welche Werke derselbe längst angefangen hat, aber ohne kräftige Unterstützung von Seiten der Regierung, wozu unter jetzigen Umständen so wenig Aussicht vorhanden ist, kaum zu vollenden hoffen kann.

Die Arbeiten an seiner „France littéraire" und der „Littérature française contemporaine" hatten den Verf. schon zur Entdeckung einer Menge von literarischen Täuschern der verschiedensten Art geführt; und er hatte schon in der letztern angefangen die Autoren dieser Classe unter ihrem Familiennamen mit Verzeichnung ihrer unter fremdem oder ohne Namen erschienenen Schriften in der alphabetischen Reihe mit den Uebrigen aufzuführen. Mit Rücksicht auf diese und auf die genannte Broschüre und die andern Schriften ähnlicher Tendenz hat Hr. von Reiffenberg zu Brüssel von dem Verf. gesagt daß er die hohe Polizei in der gelehrten Republik ausübe. Dies ist so richtig als der Ausdruck eines Journals das in Betreff der Sündflut von pseudonymen Werken und Werkchen in neuester Zeit das Gebiet der Literatur mit einer großen Maskerade vergleicht, wobei das Publicum das Orchester bezahle.

Vereint mit gleichgesinnten Spürhunden, wenn man diesen Ausdruck sich erlauben darf, welche eine Liebhaberei darin suchen auf solche literarische Charlatane, was sie zum großen Theile sind, Jagd zu machen, und mit Benutzung der vorhandenen Vorarbeiten*) aus früherer und frühester Zeit, an denen er übrigens viel zu berichtigen fand, hat Quérard, ein echter Geistesbruder des großen Salmasius (C. Saumaise), seine Nachforschungen auf einen größern Zeitraum der Literargeschichte ausgedehnt. Die Früchte seiner Arbeit legt er in vorliegendem Werke, das von unschätzbarem Werth für die neuere Literargeschichte ist, der Welt vor Augen. Dasselbe gibt sich laut des vollständigen Titels als „Galerie des auteurs apocryphes, supposés, déguisés, plagiaires et des éditeurs infidèles de la littérature française pendant les quatre derniers siècles". Wir haben nun die geehrten Leser mit demselben näher bekanntzumachen; zu welchem Zweck der bisjetzt erschienene erste Theil hinreichend ist, indem es in der bei den Franzosen so beliebten praktischen Form eines „Dictionnaire" erscheint. Unser Verf. classificirt die Fälschungen welche er ans Licht zu ziehen vermochte, die freilich vom sittlichen Standpunkt aus in gleicher Weise verwerflich sind, folgendermaßen: Apokryphen sind ihm solche Schriften welche bekannte Namen von Schriftstellern und Gelehrten fälschlich an der Stirn tragen. Er versteht also das Wort in weiterer Bedeutung als der gewöhnlichen, wonach es sich auf Werke aus dem Alterthum, namentlich die biblische Literatur bezieht. Supposés oder unterschoben sind solche auf deren Titel sonstige Notabilitäten als Verfasser genannt sind, wenn auch von diesen selbst nicht eine Zeile des Buchs herrührt. Hierher gehört der größte Theil der Memoirenliteratur aus dem 18. und 19. Jahrhundert, von Ludwig XIV. an bis auf die Zeiten Ludwig Philipp's. Wer irgend eine Rolle in den Weltbegebenheiten dieser Periode gespielt hatte, mußte, lebendig oder todt, seinen Namen hergeben um solchen Machwerken als authentischen Geschichtsquellen Eingang zu verschaffen. Déguisés (verkleidet, verkappt) sind solche Autoren die sich unter einem erdichteten Namen (z. B. Adolf Becant, Chrétien Caton, Ernest de Godefroy, Vicomte de Canourges) verbergen, oder überhaupt durch die Wahl des Titels ihrer Schriften unkennbar bleiben wollen, z. E. un catholique du 19e siècle; un bourgeois de Vallengin; un caporal des grénadiers u. s. w. Oft glaubt man seinen häßlichen Familiennamen durch einen schönern ersetzen zu müssen, oder will sich mit einem verrufenen Namensbruder nicht gern verwechselt sehen, und entlehnt dafür einen andern. Eine Abart dieser Vermummung sind die Anagramme nach Art des deutschen H. Clauren, z. B. Braydore statt Roberday; Bugcellos statt S. Blocquel, und die Abkürzungen, z. B. Charles Albert statt Charles Albert Chamonot; Charbonnieres statt Girard de Charbonnieres.

*) Wir nennen darunter A. A. Barbier (Oberbibliothekar unter Napoleon): „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes en français et en latin. Deuxième édition, revue, corrigée et augmentée" (4 Bde., Paris 1822—25). Und: „Nouveau recueil d'ouvrages anonymes et pseudonymes, par M. *de Manne*, ancien conservateur-administrateur de la Bibliothèque du roi" (Paris 1834).

Oder man wählt den Namen seiner Mutter, seines Geburtsorts statt des Familiennamens, oder setzt auch nur die Anfangsbuchstaben des letztern, oder bringt eine kleine Aenderung an, z. B. Beaude statt Beaudé u. s. w. Andere setzen zu ihrem Namen noch den ihres Geburtsorts, z. B. Godde de Liancourt, Granier de Cassagnac, der bekannte Deputirte, Matthieu de Dombasle, G. de Mancy statt Geindre de Mancy, was zur Vermuthung des adeligen Ursprungs eines solchen Autors führen könnte, übrigens ganz gegen dessen Absicht.

Um die Verwirrung in der Literargeschichte des heutigen Frankreichs vollständig zu machen haben viele dieser Scribler, welche der Verf. in seinem „Littérature française contemporaine" aus ihrem Versteck hervorzuziehen anfing und in gegenwärtigem Werke in wahrhaft schaudererregender Menge ihrer Masken entkleidet, neben ihrem wahren nicht blos Einen falschen Namen, sondern deren drei, sechs bis zehn vorräthig.

Von den Pseudonymen, unter welcher allgemeiner Benennung er sämmtliche bisher geschilderte unbekannte Gottheiten und Schriftsteller mit Januskopfen begreift, unterscheiden sich sodann die Plagiarii oder literarischen Diebe, welche fremdes Eigenthum auf ihren eigenen Namen verkaufen. Zu diesen mit fremdem Kalbe pflügenden Anbauern der Literatur gehört auch eine gewisse Classe von Nachdrücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das „Quarterly review" über Ranke's „Neun Bücher preußischer Geschichte".

Ueber dieses von Sir Alexander und Lady Duff Gordon unter dem Titel: „Memoirs of the house of Brandenburg and history of Prussia during the 17th and 18th centuries, by *Leopold Ranke*" (3 Bde., London 1849), den Engländern in ihrer Sprache mit Treue und Fleiß zugänglichgemachte Werk Ranke's beginnt obengenanntes Journal seinen Urtheilsspruch in folgender Weise:

„Es war eine scharfsinnige Bemerkung des Grafen Podewils, einst preußischen Ministers des Auswärtigen, welche er in einem für Friedrich II. gegen das Ende des ersten Schlesischen Kriegs aufgesetzten Memoir aussprach, daß «die politische Geschichte Preußens ein ununterbrochener Kampf zwischen dessen natürlicher Verbindung mit und dessen natürlicher Auflehnung wider Oestreich gewesen sei». Man möchte annehmen dieses Aphorism bilde den Gegenstand vorliegender Bände, und eben weil sie dasselbe durch weite und authentische Forschungen erläutern, dünkt uns Professor Ranke's jüngstes Werk ein werthvoller Beitrag nicht allein zur Geschichte seines Landes während der denkwürdigsten Periode militairischer Größe, sondern auch zur politischen Literatur unserer Zeit. Weit entfernt durch ein vorübergegangenes Jahrhundert an Interesse verloren zu haben, sind die hier mühsam und sorgfältig nach Originalurkunden geschilderten Ereignisse und Verhandlungen immer noch mit den Vorlagen und Tendenzen der preußischen Staatspolitik eng verknüpft. Die Analogie der Verhältnisse ist häufig wahrhaft schlagend, und zwar umsomehr je weniger Ranke im Augenblicke der Niederschrift eine Ahnung davon gehabt haben kann.... Fehlt ihm", heißt es weiter, „das Malerische und Energische eines französischen Erzählers oder die lichte Zusammendrängung der großen classischen Historiker, so verdient er dagegen das höchste Lob für den Scharfblick und die Treue womit er aus einem ungezählten Haufen verwelkter Blüten eine Essenz destillirt. Der Bruchstückscharakter des Buchs benimmt ihm Etwas von seiner Anziehungskraft. Das rohe Material bleibt in der Bearbeitung sichtbar. Eine glückliche Entdeckung verlockt den Verf. sich mit unendlicher Genauigkeit über diese oder jene Verhandlung zu verbreiten, vielleicht auch das vollendete Bild einer einzelnen Person in den Vordergrund zu stellen, während die übrigen Theile des Gemäldes dazu nicht passen, die Perspective verrückt, und viele Wesentlichkeiten der Scene vergessen werden. Trotz dieser Mängel haben wenige Geschichtschreiber unserer Zeit mehr geleistet um Licht in die versteckten Institutionen und Beziehungen der europäischen Staaten zu bringen...."

„Der vom Verfasser im Original beliebte Titel: «Neun Bücher preußischer Geschichte», sollte muthmaßlich, wenn auch im Wege einer etwas gezierten Anspielung, den fragmentarischen Charakter seines Werks andeuten. Dasselbe strebt kaum darnach für eine vollständige Geschichte der in den Sandsteppen von Brandenburg erstandenen Monarchie zu gelten. Dennoch hat ein preußischer Historiograph welchem die Archive von Berlin sich geöffnet, und welcher die in Wien, London und Paris gesammelten Staatsurkunden mit Muße eingesehen, gegründetes Recht auf unsere Beachtung, schon weil wir durch ihn unsere Kenntnisse vom 18. Jahrhunderte im Allgemeinen vermehren, und insbesondere den merkwürdigen Herrscher über Preußen, welcher während eines großen Theils seiner Regierung der Mittelpunkt der wichtigsten europäischen Zwistigkeiten wurde, genauer kennenlernen. Standen aber Ranke bei Abfassung seines Werks ungewöhnliche Hülfsmittel zugebote, so boten sich ihm auch andererseits ungewöhnliche Versuchungen, und diesen hat er nicht zu widerstehen vermocht. Der Geist in welchem er schreibt ist nicht der eines Kritikers oder auch nur eines Beobachters, sondern eines warmen Schutzredners. Es geht ihm durchaus der Sinn für Gerechtigkeit ab welcher selbst nationale Vorliebe von der Vertheidigung schmachvoller Verhandlungen in einer minder gewissenhaften Zeit zurückhält. Der Hof Friedrich Wilhelm's I., von seiner eigenen Tochter als ein Pandämonium geschildert, und unbestreitbar Tag und Nacht der Schauplatz brutaler Lust und Gewaltthätigkeit, wie Beides eher im Seraglio von Konstantinopel als in den Cabineten von Potsdam zu erwarten gewesen wäre, erscheint bei Ranke als Sitz einer ehrsamen und patriotischen Regierung, und den Charakter Friedrich's II. hat der Professor in einer Weise verschönt, und mit einer Duldsamkeit behandelt wovon dieser Fürst in seinen literarischen Vermächtnissen an die Nachwelt, und in seinem salbungsreichen Briefwechsel mit Voltaire selbst Nichts wissen mag. Alles Dies sind jedoch untergeordnete Eigenheiten, denn das Werk hat keineswegs den ausschließenden Zweck die Sitten der Zeit oder die Charaktere der Fürsten zu malen. Das Ziel das ihm gesteckt worden, und welches der Verfasser, wenn auch bisweilen auf Kosten der Ehrlichkeit und des gesunden Urtheils, fest im Auge behalten, war ein anderes. Es bestand offenbar darin den fortschreitenden Antheil welchen das Haus Brandenburg an der Zersetzung Deutschlands genommen unter eine einzige und zusammenhangende Uebersicht zu bringen; das Verfahren zu beschreiben und zu rechtfertigen wie es allmälig das kaiserliche Haus von Oestreich untergraben hat, in gewisser aber höchst übertriebener und schlecht begründeter Art sogar inmitten der französischen Intriguen des letzten Jahrhunderts eine ausschließend deutsche Gesinnung zu beanspruchen, und schließlich den Leser für das Gelingen von Veränderungen zu gewinnen von welchen die Gegenwart Zeugin ist...."

„Wir können unsern Aufsatz", heißt es am Ende einer langen, ausführlichen Besprechung des Werks, „nicht abgeben ohne nochmals darauf hinzudeuten welche schnurgerade Anwendung die wichtige, in diesen Bänden enthaltene Lehre auf die deutsche Politik in der jetzigen Stunde findet. Sie sind ein Spiegel worin die Verirrungen der gleichzeitigen Staatsmänner sich mit prophetischer Sicherheit erblicken lassen. Ohne Zweifel ist die Vergrößerung des Hauses Brandenburg auf dem weiten Gebiete des Deutschen Reichs von jeher die Leiden-

schaft seiner Herrscher und seines Volks gewesen, «ein», wie Friedrich es ausdrückte, «von der Bewilligung der Königskrone gesäeter Ehrgeiz». Durch soldatische Tapferkeit, durch verschmitzte Diplomatie, durch eine isolirte Politik heute, und durch eine Bundespolitik morgen, durch Handelsverein, und selbst durch geheuchelte Sympathie mit den unmäßigen Plänen der demokratischen Revolution ist derselbe Zweck verfolgt worden, und wird es noch. Aber das Spiel kann nur Einen Ausgang haben: erst Bruch mit Oestreich, wovon Friedrich's Anmaßungen das früheste denkwürdige Zeichen gegeben; dann die Anrufung fremder Hülfen, zu denen er nie Anstand nahm sich herbeizulassen. Vergesse man nicht daß er es war — und Professor Ranke hebt die Thatsache stolz hervor — welcher zuerst den Entschluß faßte zur Vervollständigung der Unabhängigkeit seine Krone und sein Volk von deren traditionnellen Beziehungen zum Deutschen Reiche loszureißen. Noch kümmerte die alte Institution eine Zeitlang fort, und verschied erst unter der Faust eines fremden Eroberers; aber die Todeswunde hatte sie von der Hand eines Eingeborenen empfangen. Der Versuch des preußischen Königs durch die Frankfurter Union und die Ausschließung Oestreichs Etwas von dem deutschen Geiste neu zu wecken, ging von keinem weitgreifenden patriotischen Motive aus, und hatte dasselbe Schicksal welches eine Parodie derselben Verhandlung jüngst gehabt hat. Friedrich errang die persönliche Auszeichnung und jene unabhängige Macht nach welcher sein Ehrgeiz gestrebt. Nur wurden seine Triumphe und seine Größe mit dem Frieden und der Einheit Deutschlands erkauft. Er förderte die Spaltungen welche später die gesammte Nation in Napoleon's Gewalt brachten, und noch zur Stunde eine der aufregendsten politischen Fragen im europäischen Staatensysteme werden können." 8.

Literarische Miscellen.

Prügel: ein bisher nicht beachtetes wesentliches Unterscheidungsmerkmal der classischen und romantischen Lebensanschauung.

Man hat bisher gewöhnlich drei Hauptunterschiede zwischen der antiken classischen und der mittelalterlichen romantischen Lebensanschauung festgestellt; nämlich 1) der sinnlichen Religion der alten Griechen und Römer steht die geoffenbarte übersinnliche des Christenthums und innerhalb beider dem Fatum das böse Princip, der Teufel, 2) dem Bürgerwesen der Alten das Ritterleben der Neuern und 3) der Achtung, aber Unterordnung des Weibes die schwärmerische Ueberschätzung desselben gegenüber. Bei diesem letztern Punkte ward jedoch ein wesentlicher Umstand ganz außer Acht gelassen: die alten Griechen und Römer prügelten die Geliebte und die Frau war ihnen ein Heiligthum; zur Blütezeit der Minne dagegen prügelte man die Gattin und die Geliebte war unantastbar. Der Beweise für die Richtigkeit dieser Behauptung finden sich sehr viele. Bei Aristophanes im „Plutus" (Act 4, Scene 5) beklagt sich eine bejahrtere Dame darüber daß der Gott des Reichthums, indem er ihren Geliebten mit seinen Schätzen überschüttet, ihr denselben abwendiggemacht habe, und sagt: „Wenn wir zusammen zu den Mysterien der Ceres gingen, und mich sah Jemand auf der Straße nur an, so prügelte mich mein Geliebter um dieses Blickes willen den ganzen übrigen Tag; so eifersüchtig war er auf den Besitz meines Herzens." Bei Theokrit in der vierzehnten Idylle erhält Cyniska über Tische Faustschläge in das Gesicht von ihrem Geliebten Aeschines, weil sie nicht rasch genug auf sein Wohl getrunken hat. Lucian erzählt uns in einem seiner Dialoge daß, als Chrysis sich beklagt weil ihr Geliebter Gorgias sie zu schlagen pflege, ihre Freundin Ampelis ihr tröstend zur Antwort gibt: „O meine theure Chrysis, Artigkeiten, Schwüre, Thränen, Küsse sind nur die Zeichen einer werdenden Liebe; aber schlagen was man liebt, ihm Ohrfeigen geben, ihm die Haare ausreißen oder das Kleid zerreißen, Das sind die Beweise der großen Liebe." Bei den Römern herrschte dieselbe Ansicht: Horaz sagt in der dreizehnten Ode des ersten Buches, wo er Lydien schildert, wie eifersüchtig er auf den schönen Telephus ist: „Ich bin es nicht weniger, wenn ihr bei Tafel zusammen einen heftigen Streit gehabt habt, und deine Schultern noch schwarz sind von den Schlägen die er dir gegeben, als wenn er im Drange seiner Liebkosungen auf deinen Lippen den Eindruck seiner Küsse zurückließ." Ovid machte es nicht besser; in der siebenten Elegie des ersten Buchs seiner „Amores" schildert er lebhaft die Reue welche er empfindet, weil er seine Geliebte geschlagen, gekratzt und bei den Haaren gerissen. Tibull findet es in der elften Elegie des ersten Buches seiner Gedichte auch gar nicht übel die Geliebte bei den Haaren zu reißen und sie zu schlagen. Propertz hält es zwar für einen Dichter unschicklich (B. II, El. 4), drohte aber doch bei einer andern Gelegenheit seiner Cynthia (B. II, El. 12) es zu thun, wenn sie ihm nicht gehorche. Auch Ausonius, der doch schon tief in nachchristlicher Zeit lebte, verlangt von der Geliebten (Ep. 77) daß sie sich schlagen lasse und wieder schlage und geschlagen zum Küssen ihre Zuflucht nehme. Im Mittelalter dagegen bekamen nur die Gattinnen Schläge, an die Geliebte wagte aber Niemand Hand zu legen; den Frauen dagegen war es nichts Ungewöhnliches. Schon Chriemhilt klagt in den „Nibelungen" daß ihr Herr und Gemahl ihr ihren Leib sehr zerbläut habe, weil sie nicht schweigen können. In der altfranzösischen Ballade „Cuens Guis" (vergl. Paris, „Romancero français", S. 37 fg.) prügelte der Gatte seine Gemahlin, die Königstochter, weil sie sich beklagt daß sie ihn den Greis und nicht ihren Geliebten, den Grafen Guis, habe heirathen müssen, mit seinem Gürtel, sodaß sie blau gefärbt davon wird (qu'elle en fu perse-tainte). Diese Beweisstellen werden hinreichen die Richtigkeit unserer Behauptung nachzuzeigen; noch mehre anzuführen und überhaupt diesen wichtigen Punkt näher zu beleuchten und zu entwickeln möge künftigen Culturhistorikern anheimgestellt bleiben; uns genügte aufmerksam darauf zu machen.

Verderbte Geschmacksrichtung deutscher Prediger.

Während des 17. Jahrhunderts war unter den protestantischen Kanzelrednern in Deutschland die emblematische Predigtart Mode und fand gar viele Anhänger. Sie verwandelten nämlich das Thema in ein Bild. So z. B. schilderte ein Prediger zu Regensburg, Namens P. E. Wider, Christus am ersten Sonntage nach Ostern als „das heilsame Mund- und Tabackskraut, Carpzov in Leipzig ihn dagegen als „den besten Laternenmacher"; Konrad Sustmann zu Lemgo beschrieb Christi Adventswagen als „einen offenen, hohen, starken, wohlgezierten Wagen" und handelte diese verschiedenen Eigenschaften in den verschiedenen Theilen seiner Predigt ab; Derselbe sprach auch am Palmsonntage über Christi Esel, welcher uns lehret 1) von unserer eselhaften Natur, 2) von Christi demüthiger Willfährigkeit zu leiden, 3) von unserer gebührenden Unterwerfung unter das Joch Christi. Ein anderer, Sonntag, der in der Grafschaft Henneberg als Geistlicher wirkte, versinnlichte in allen seinen Predigten den geistlichen Hahnenschrei, der 1) in anhaltendem Krähen und Flehen zu Gott, 2) im fröhlichen Hahnenschrei zwischen der Nacht des Alten und dem Tag des Neuen Testaments und 3) im fröhlichen Hahnenschrei zur heiligen Pfingstzeit bestand. Es lassen sich noch eine Menge solcher Dispositionen aus den Predigtsammlungen jener Tage anführen, und zwar leider nicht allein aus diesen, auch — man sollte es kaum glauben — im 19. Jahrhundert finden sich noch ähnliche Geschmacklosigkeiten. Sollte man es wol glauben daß im Jahre 1834 zu Hamburg eine Predigt gehalten wurde in der folgende Stelle vorkommt: „Bist du da, Satan? Gehe nur um mich her wie ein brüllender Löwe. Meinst du, du verschlingest mich? Zum Verschlingen gehören Zwei, du und ich. Ob ich mich aber verschlingen lasse? Ob Der mich wol von dir verschlingen läßt der mich wie ein Brand aus dem Feuer gerissen hat? Denke nicht daran! .... Locke nur, sieh ob ich komme; pfeife nur, sieh ob ich tanze; drohe nur, sieh wie ich lache!" 72.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 172. —— 19. Juli 1850.

Ueber literarische Täuschungen.

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

Die Einrichtung des Werks ist folgende: in alphabetischer Ordnung sind die Namen der angeblichen Verfasser (mit Borgisschrift) mit vollständigem Titel rc. des Buchs oder der Bücher die von ihnen herrühren sollen (mit Garmond) gedruckt; dann ist mit Cursivschrift die Classe der Supercheries beigefügt der sie angehören, z. B. apocryph. oder déguisé oder plag., worauf in Klammern der vollständige Name des wahren Verfassers mit Versalbuchstaben folgt. Beigefügt finden sich häufig werthvolle geschichtliche und literarische Notizen über den Letztern und die Schicksale seiner Schrift. Gegenwärtiger Band 1 befaßt von A—D 2137 Namen. Wir theilen aus diesem Verzeichniß Einiges mit. Unter den Apokryphen bemerken wir fünf Werke mit dem Namen des Papstes Ganganelli, vorzugsweise Briefe enthaltend, von denen höchstens ein ganz geringer Theil echt ist. Drei aus dieser Classe tragen den Namen Bonaparte und zwar den von Joseph, Napoleon und Ludwig. Das erste derselben ist ein Gedicht von 240 S. aus Veranlassung der Rückkehr der Asche Napoleon's, dessen Autorschaft der Graf von Survilliers mit großer Artigkeit gegen den wahren Verfasser Lorquet in öffentlichen Blättern ablehnte. Das zweite, Memoiren Napoleon's in vier Bänden, unvollendet, vom J. 1834, rührt von Lamothe-Langon her. Das dritte, mit dem Namen des ehemaligen Königs von Holland, „Geschichte des englischen Parlaments", ward vom Abbé Raynal 1748 herausgegeben. Dieses Werk schrieb nun ein Hr. Ménégaud eigenhändig ab, machte Anmerkungen dazu, und verkaufte solches Manuscript an die Gebrüder Baudouin, bei denen es 1820 unter Ludwig Bonaparte's Namen erschien. Diese Notiz verdankt unser Verf. dem obenangeführten Werke von A. A. Barbier.

Weil wir es doch hier mit Büchertiteln zu thun haben, so fügen wir einige Curiosa an, um womöglich nur einigermaßen das unvermeidlich Trockene unserer Relation zu würzen. Komisch nimmt sich der Name Alethophile aus, den zehn Schriften führen und der an sich selbst schon sich lügenstraft. Ebenso die verschiedenen Ami de la vérité, worunter auch Marschall Kellermann; welchen noch viele andere Amis mit allerhand Beisätzen, z. B. des hommes, du sens commun u. s. w. (Nr. 147—163) Gesellschaft leisten; überdies viele Amateurs mit und ohne Liebhabereien, z. B. Amateur des choses cachées, natürlich auch ein das Incognito liebender Amateur de la vérité. Auch eine Uebersetzung von Meißner's „Alcibiades" (vom Grafen A. F. von Brühl, Dresden 1787) mit dem Titel Un amateur findet sich darunter. Früher noch begegnen wir einem Häufchen Akademiker, z. B. Académicien de Berlin (Voltaire), de Londres, de Lyon u. m. a. Ein ansehnlicher und ehrwürdiger Chorus bemooster Häupter (vom Ancien administrateur bis Ancien sénateur, Nr. 175—213), worunter nicht blos ein alter Brahmine, ein Missionnair, ein Kirchenrechtslehrer, sondern auch ein alter Buchdrucker oder Schriftsetzer (prote), will seine Erfahrungen und Lebensweisheit der jüngern Welt nicht vorenthalten. Da aber das Ei nicht klüger ist als die Henne, werden die Jungen fast immer ebenso mit Schaden klug werden müssen wie es jene Alten geworden sind. Noch liefert uns der Buchstabe A eine Zahl von Auteurs, worunter ein auteur ambulant, célèbre (Voltaire), désintéressé, turc, vivant und zum Glück nur wenige (8) Avocats. Im Buchstaben B tritt ein halbes Dutzend bescheidene Baccalaurei (Bachéliers) auf, dagegen in D eine ganze Schwadron von Doctoren aus verschiedenen Jahrhunderten (Nr. 1766—1809), zu welchen die Sorbonne allein 19 Mann (1775—94) gestellt; unter den Andern mehr als ein Docteur catholique; ein docteur de Paris, sogar de Paléstine, ein docteur espagnol und ein docteur de St.-Dominique (Predigermönch) u. A.

Eine fröhliche Scene des Wiedersehens harrt des Liebhabers bei dem Namen unsers nicht blos von Ladenjünglingen und Putzmacherinnen einst hochgefeierten Landsmannes Clauren, dessen „Mimili" und „Liesli" unter C in französischem Gewande auftreten. Nicht weniger als 150 Nummern führen den Titel Citoyen, oft mit den mannichfaltigsten Zusätzen, z. B. impartial, passif, actif, polonais, français u. s. w., größtentheils Flugschriften aus der Zeit vor und während der ersten Revolution. Mit Ausnahme weniger hat diesen allen der Verf. das Visir hinaufgeschlagen, und wir erkennen Leute aller Farben und Gestalten, große und kleine, berühmte und unberühmte, Helden und gemeine Krieger, Weise und Narren. Unter den 18 Curés (Nr. 1298—1316)

stecken nicht ebenso viele wirkliche Pfarrer oder Abbés, sondern auch andere Leute, ein Advocat, Voltaire u. s. w., deren Geistesproducte theils politische und kirchliche, theils theologisch erbauliche, theils sprachwissenschaftliche Gegenstände betreffen.

Ein je wichtigerer Zweig der Literargeschichte die gelehrte Bücherkenntniß ist, und zwar sowol die allgemeine als specielle — obgleich der größte Theil der sogenannten Gebildeten nicht einmal einen Begriff von derselben hat, während sie doch den zur Kenntniß der Orte, der Thatsachen und der handelnden Personen durch das Labyrinth der Bücherwelt leitenden Faden bildet —; je größere Mühe und Opfer ihr Studium erfodert, das gewöhnlich ohne Ruhm und Nutzen bleibt, ja nicht einmal den Dank Derer erntet die sich die Arbeiten der Bibliographie zunutzemachen; je weniger Freunde und Pfleger eine Wissenschaft findet deren Gegenstand an sich dürr und trocken sein muß: desto verdienstlicher ist das unermüdliche Streben eines so gründlichen Bibliographen wie Quérard, und desto unentbehrlicher namentlich für die französische Bibliographie das vorliegende Werk. Wichtig ist es zumal als Berichtigung der Fortsetzungen der obenerwähnten „Littérature française contemporaine", welche ohne unsere „Galerie", wie sich fast auf jedem Blatt der letztern ergibt, keinen sichern und für alle Fälle dienlichen Führer darbietet, indem Quérard seinen „Continuateurs" eine Menge Auslassungen, Verstöße und Unrichtigkeiten bisjetzt nachgewiesen hat. Denn wie sich von selbst versteht, begreift die „Galerie des supercheries" auch die contemporains, ja sie widmet sich vorzüglich auch dem Säubern dieses Augiasstalls, indem in Bezug auf Werke aus frühern Jahrhunderten weniger zu thun übrig war. Es scheint überhaupt Quérard gehe bei seinem etwas weitangelegten Plan darauf aus den Fortsetzern seines mehrgenannten Werks das Spiel zu verderben, sie überflüssig zu machen.

Wir müssen es uns versagen mehres daraus für deutsche Leser Interessante mitzutheilen, namentlich auch pseudonym oder anonym erschienene Uebersetzungen deutscher Schriften, z. B. von „Goethe und Bettina's Briefwechsel" (Paris 1843); W. Alexis' „Cabanis" (Paris 1834); dem „Jesuiten" von Spindler (Paris 1838); August Lafontaine's Roman „Geschichte der Familie Blankoff" (Paris 1817), in der aber das Original nicht wiederzuerkennen sei; der „Vier Tageszeiten" von Zachariä (Paris 1769); der „Weltgeschichte" (Carion) von P. Melanchthon (Genf 1580 und 1595); der Kinderschriften von Glatz, vom Kanonikus Schmid; von Hoffmann's Märchen rc.; von Sturm's „Betrachtungen rc. auf alle Tage des Jahrs" (unter dem falschen Namen Constance, religieuse etc. übersetzt von der Gemahlin Friedrich's II., Königs von Preußen, geb. Prinzessin von Braunschweig, Haag 1777); von Tennemann's „Handbuch der Geschichte der Philosophie" (Paris 1839); der „Messiade" von Klopstock (von der Baronin von Kurzrock); der Schriften von Fürst Pückler-Muskau: „Aus den Papieren eines Verstorbenen" und „Briefe über England" (Paris 1837—38) u. m. a.

Unter allen sind die Artikel „Cagliostro", „Duchesne" und „A. Dumas" die ausführlichsten. Im ersten theilt Quérard (auf S. 178—193) die Geschichte eines zuerst in den Journalen, darauf vor Gericht geführten Streits wegen eines der schreiendsten Plagiate ausführlich und urkundlich mit. Ein Marquis von Courchamps hatte der „Presse" als Feuilleton „Mémoires inédites de Cagliostro, traduits de l'italien, sur les manuscrits originaux etc." gegen ein Honorar von 100 Fr. für die Nummer zu liefern sich anheischig gemacht. Bald entdeckte der „National" daß der bereits erschienene Theil dieses Feuilleton aus einem im J. 1814 erschienenen Roman des Grafen J. Potocki, mit Veränderung des Titels und einiger Orts- und Personennamen, wörtlich abgeschrieben sei, wogegen Courchamps die Bezüchtigung abwies und seine Uebersetzung damals schon einem gewissen Polen im Manuscript geliehen haben wollte. Die „Presse" klagte, und Letzterer, von dem berühmten Berryer vertheidigt, gewann wenigstens soviel daß bezüglich der Autorschaft Nichts gegen ihn bewiesen werden konnte; während es unwidersprechlich war daß der Inhalt des Feuilleton schon früher einmal im Druck erschienen, nnd daß Dieses dem Beklagten wohl bekannt gewesen. Weil dieser aber vertragsmäßig ein ganz neues Werk zu liefern gehabt hatte, wurde er zu 10,000 Fr. Entschädigung verurtheilt.

Im höchsten Glanz zeigt sich die bibliographische Pünktlichkeit und Kritik des Verf., der schon seit 30 Jahren ganz der gelehrten Bücherkunde lebt, bei dem Artikel „Le père Duchêne", wo er mit einer Mühe und Sorgfalt, deren der Gegenstand vielleicht nicht werth ist, gegen 150 Journale, Flugschriften und ähnliche Wische mit diesem Namen aufzählt und ihren wahren Verfassern wo möglich vindicirt. Mit Ausnahme eines einzigen 1830 verbreiteten stammen sämmtliche aus der Zeit der ersten Revolution. Darunter ist das von Lemaire in constitutionnellem Sinn redigirte Blatt: „Lettres du père Duchêne", nebst der Fortsetzung; sodann dessen Concurrent, das um seines Cynismus willen berüchtigte Tageblatt des Anarchisten Hebert: „Grand colère etc. du père Duchêne", nebst noch einem andern ähnlichen Titels von demselben, aus denen zur Vergleichung des darin herrschenden Tons Auszüge beigefügt sind; endlich ungefähr 50 Flugschriften des genannten Revolutionsmannes, deren Titel meist schon auf Geist und Inhalt schließen läßt, z. B. „Pendez-moi ce foutre-là", „Cri bougrement patriotique", „Foutez-vous de ça", darunter auch eine „Mère Duchêne".

Von S. 414—584 erstreckt sich eine große literargeschichtliche Abhandlung oder, wie der Verf. bescheidenerweise spricht, eine vollständige bibliographische Notiz über einen der Haupthelden des Tags, den großen Bücherfabrikanten A. Dumas, der, was wir beiläufig bemerken, noch ein ganzes Dutzend Namensvettern unter den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, der „Littérature française contemporaine" zufolge, zählt. Von diesem gefallenen Engel, der sich dem Dienst des goldenen Kalbes ganz und gar ergeben, wird hier eine Unzahl von superche-

ries, selbst das Plagiat (was immer bei solchen Arbeitern auf Bestellung der Fall ist) nicht ausgenommen, in specie zusammengestellt, und dabei sind die Raisonnements der competentesten Richter über Dumas, von denen eine ganze Namensliste nebst den Verweisungen auf die Journale, Encyklopädien, Monographien und andere Schriften dem ganzen Aufsatz vorangeschickt ist, meist in wörtlichen Auszügen aus letztern zur Erhärtung beigefügt. Hageldicht fallen die Keulenschläge der classischen Kritik auf das Haupt des großen Romantikers, daß eigentlich kein gutes Haar an ihm bleibt, und man nicht umhinkann um der mit der größten Windbeutelei verbundenen Gemeinheit seiner Fabrikationsweise willen auch von den wirklichen Vorzügen abzusehen, die ihm nicht abzusprechen sind. Es möchte dem Zweck d. Bl. nicht fernliegen, weil Dumas dem größern Publicum in Deutschland nach seiner Schattenseite nicht so bekannt zu sein scheint als er es nach Quérard und seinen Gewährsmännern verdient, in der Kürze das Wesentlichste oder vielmehr Schreiendste in diesem Artikel den deutschen Lesern vorzutragen. Derselbe enthält einen ausführlichen Katalog sämmtlicher unter Dumas' Namen erschienenen Producte, theils kleinere Dichtungen (Nr. 1—3) und Dramen (Nr. 4—49), theils Romane und Novellen (Nr. 50—100), theils Werke vermischten Inhalts (Nr. 101—113), theils Geschichte (Nr. 114—128), deren Kaufpreis nach den Originalausgaben der einzelnen Fächer die schöne Summe von 1687 Fr. 80 C. beträgt, wofür man, wie Jules Janin im „Journal des débats" sagte, nicht Eine gute Seite Prosa, nicht Einen neuen Gedanken, nicht Einen Kernspruch, nicht Einen guten Vers bekommt, und welche ihm in der kurzen Zeit von 20 Jahren nicht einmal zu dictiren, geschweige denn zu schreiben möglich gewesen wäre. In dem bekannten Proceß mit der „Presse" und dem „Constitutionnel" wegen versäumter Lieferungen für ihre Feuilletons (Ende Januar 1847) vergaß er sich unter Anderm so sehr daß er rief: „Die Mitglieder der Akademie sind ihrer 40. Sie sollen miteinander einmal 80 Bände in einem Jahr liefern wie ich." Wie handwerksmäßig er seine Schriftstellerei zuletzt betrieb ist daraus ersichtlich daß er sie, wie wir Deutschen sagen würden, nach dem Schuh sich bezahlen ließ. „6000 Zeilen sollte ich Cabot liefern, 48,000 Zeilen Bethune, 60,000 dem «Siècle», 24,000 dem «Commerce»! Ist es nicht unerhört einen Mann wie mich, der seine 48,000 Zeilen in zwei Monaten liefert, wegen der Ablieferungszeit so zu chicaniren!" So steht es wörtlich im Gerichtsprotokoll. Ja er verdarb sich durch die Art wie er in jenem Proceß, von Spottvögeln die Komödie im Justizpalast benamst, sich vertheidigte, insbesondere auch wegen seiner Reise zur Hochzeit des Herzogs von Montpensier bramarbasirte, welcher er auf Einladung dieses seines Freundes als Marquis de la Pailleterie beiwohnen mußte, alle Aussichten zur Ehre des Instituts und der Volksvertretung zu gelangen, wonach doch sein sehnlichstes Verlangen steht. Eine ähnliche Prahlerei in Betreff seiner Reise nach Afrika, die jene Verspätung wegen welcher er belangt worden hauptsächlich verursacht hatte, war diese daß der Minister des öffentlichen Unterrichts, Salvandy, ihn nach Algier geschickt habe um der Deputirtenkammer richtige Begriffe über dieses Land und dessen Colonisation beizubringen. Dies veranlaßte ein Paar Deputirte bei sich darbietender Gelegenheit die Minister zu Erklärungen über diese Reise zu nöthigen, und es fand eine Discussion statt die für die Eigenliebe unsers Helden sehr verletzend war, und den schlimmen Eindruck den seine Vertheidigung einige Tage zuvor gemacht eher verstärkte als schwächte. Dies Alles findet sich hier actenmäßig dargestellt.

Dumas, der so pfiffig war seine Mitarbeiter stets zu verschweigen wenn eines seiner Dramen oder ein Roman Beifall fand, aber incognito blieb sobald die in Gemeinschaft gefertigte Arbeit kein Glück machte, fing einen Proceß an mit E. v. Mirecourt, der ihm in einer Schrift: „Fabrique de romans. Maison A. Dumas et Cie.", den Ehrenmantel abzuziehen gesucht hatte. Seine Mitarbeiter, mit Ausnahme eines einzigen, des Verfassers von „Georges", ein wahres Meisterstück, zogen zwar zu Gunsten ihres Brotherrn die Miturheberschaft in Abrede. Dagegen schwiegen die Verleger nicht, und die vielen literarischen Diebstähle die man ihm sonst nachweisen konnte machten die Behauptungen seines Gegners um so wahrscheinlicher. Was aber die Schauspiele betrifft, so ist aus den Verzeichnissen der agents dramatiques zu ersehen wer an diesem oder jenem seiner Stücke mitgearbeitet, weil Jeder, wenn er auch seinem wohlverdienten Antheil am Ruhme leicht entsagt, dennoch sein Recht auf den Antheil am Benefiz für die Vorstellung geltendmacht. Diese Rechnungen sind nun die sprechendsten Belege daß Dumas nicht blos Einen Gehülfen (Maquet), was auch seine Freunde geltenlassen, sondern deren stets mehre gehabt hat. Unser Verf. erkennt ihm sogar nur bei vier seiner Dramen ungetheilte Vaterschaft zu; und selbst bei diesen weist er ganze Scenen nach die er aus Schiller, Kotzebue, Goethe, Calderon, Lope de Vega, Walter Scott, V. Hugo u. A. abgeschrieben, oder wie sich Dumas selbst diesfalls erklärt, als geistreicher Mann zu seinem Eigenthum gemacht (conquis) hat.

Die Einleitung zu diesem Artikel stellt den großen Neuerer und Romantiker der Bühne unter der Hechel der classischen von Molière, Corneille, Racine u. s. w. angeführten Schule dar, die derselbe kraft des unbegreiflichen Geschmacks des Publicums für starke Gemüthsbewegungen, mit Scribe, V. Hugo u. A. eine Zeitlang zu verdrängen vermochte. Um seine Stellung in der neuern Bühnenliteratur zu bezeichnen nannte ihn Granier de Cassagnac „une sorte de metteur en oeuvre, arrangeur juré de la pensée d'autrui", setzt ihn noch unter Sedaine, neben die Repräsentanten des dramatischen Lärms, im Gegensatz der Männer der Arbeit, des Studiums, der Wissenschaft und Poesie.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wahrsagung. Eine Erzählung. Nachlaß von Ludwig Robert. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1850. 8. 15 Ngr.

Die vorliegende Erzählung zeichnet sich weder durch ihre Erfindung noch durch die Darstellung vor dem gewöhnlichen Mittelschlag unserer novellistischen Literatur aus. Die Geschichte die uns erzählt wird, obgleich von Unwahrscheinlichkeiten und Abenteuern wimmelnd, ist doch im Grund eine sehr ordinaire und nicht einmal geschickt dargestellt. Wir würden daher kein Wort über diese Erscheinung verlieren, wenn die Novelle nicht den Namen Ludwig Robert's an der Stirne trüge, einen Namen den wir achten, dessen Träger zu bald der Literatur entrissen wurde. Es ist peinlich über ein Product eines so tüchtigen Schriftstellers hart aburtheilen zu müssen; wir thun es ungern, aber das Buch ist einmal in die Oeffentlichkeit getreten und die Kritik kennt keinen succès d'estime, wenn sie einmal das Wort nimmt. Aber wir würden durch Schweigen in diesem Fall unsere Achtung vor Robert's schriftstellerischem Namen bewiesen haben, wenn wir es nicht für Pflicht erachteten auf einen immer mehr einreißenden Misbrauch hinzuweisen, aus welchem auch die Herausgabe dieses Nachlasses hervorgegangen zu sein scheint. Es ist nämlich zu einer wahren Wuth geworden nachgelassene Schriften irgend bekannter Autoren zu ediren. Dabei berücksichtigt man nicht welchen Schaden man der schriftstellerischen Renommée eines solchen Mannes durch die Veröffentlichung von Producten zufügen kann die er selbst vielleicht nie für die Oeffentlichkeit bestimmt oder doch zurückgehalten hatte. Wir können nicht umhin in diesem Verfahren Rücksichtslosigkeit und einen großen Mangel an Pietät zu erkennen, die doch gerade die dem verstorbenen Dichter in der Regel nahestehenden Herausgeber demselben am meisten schuldig wären. Wer die Herausgeber dieses Robert'schen Nachlasses sind wissen wir nicht und kümmert uns nicht; es kam uns nur darauf an einen allgemein gefühlten Misbrauch einmal disertis verbis vor der Oeffentlichkeit anzuklagen und so vielleicht Etwas zu dessen Abstellung beizutragen. 73.

Bibliographie.

Aubineau, L., Die Jesuiten im Galeerenkerker zu Toulon. Münster, Deiters. 8. 5 Ngr.

Bugeaud, Herzog von Isly, Bemerkungen über mehrere Einzelheiten des Krieges. Mit einem erläuterten Plane. Aus dem Französischen. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 12 Ngr.

Dreyzehn, R., Die Flariade. Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen. 1ster Theil. Elbing, Neumann-Hartmann. 16. 9 Ngr.

Farquhar, D., Die Fackel der Zeit, oder die irdischen Segnungen des Sabbaths für die arbeitenden Klassen. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Englischen übersetzt von A. Beck. Nebst einer Lebensskizze des Verf. und den englischen Original-Holzschnitten. Basel. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 6 Ngr.

Geschichte des Feldzugs vom J. 1806. 1stes Heft. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 18 Ngr.

Grieb, C. F., Dunkle Thaten der civilisirten Menschheit, mit providenziellen Lichtblicken. Für Leser aller Stände herausgegeben. 1ster Theil. Stuttgart, Scheible. 32. 11 Ngr.

Halm, F., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hennig, R., und E. Greiffenhahn, Zwei Briefe aus Amerika. Freiberg, Reimmann. Lex.-8. 8 Ngr.

Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von J. Fürst. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heubner, O., Gedichte. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Portrait des Verfassers. Zwickau, Gebr. Thost. 16. 15 Ngr.

Juste, T., Geschichte der Gründung der constitutionellen Monarchie in Belgien durch den Nationalcongreß nach amtlichen Quellen. 1ster Band. Brüssel, Muquardt. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Krebsbüchlein. Bruchstücke aus der geheimen Briefstellerei an meinen lieben Nachbar Michel. Aus den J. 1848 und 1849. Von A. G. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 Ngr.

Das heilige Mecklenburg oder die Kosacken der Warnow. Gera, Heinsius. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mieroslawsky, General, Berichte über den Feldzug in Baden. 2te Auflage. Bern, Jenni, Sohn. 1849. Gr. 12. 8 Ngr.

Mügge, T., König Jakobs letzte Tage. Novelle. Eisleben, Kuhnt. 8. 1 Thlr.

Nasse, W., Vorschläge zur Irrengesetzgebung, mit besonderer Rücksicht auf Preussen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 6 Ngr.

Pape, L., Gnomen. Drei Bücher poetischer Sprüche aus dem Leben und der Schule. Harburg, Danckwerts. 12. 15 Ngr.

Rau, K. H., Lehrbuch der politischen Oekonomie. Drei Bände. 1ste Abtheilung. 3te vermehrte und verbesserte Ausgabe. — A. u. d. T.: Grundsätze der Finanzwissenschaft. 1ste Abtheilung. 3te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Scherenberg, C. F., Gedichte. 2te Auflage. Berlin, Hayn. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schmid, X., Die Grundfesten der Erkenntniß. Sieben philosophische Nachtwachen. Linz, Eurich u. Sohn. Gr. 8. 28 Ngr.

Schosser, A., Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steyermark und dem Traunkreise. Nach dort üblichen Arien in Liedern und Declamatorien dargestellt. Linz. 1849. 8. 20 Ngr.

Studemund, F., Mecklenburgische Sagen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 2 Kupferstichen. Drei Lieferungen. Schwerin, Kürschner. 8. à 10 Ngr.

Trendelenburg, A., Ueber einige Stellen im 5ten Buche der nikomachischen Ethik. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bericht über die Thätigkeit der evangelisch-reformirten General-Synode der bernischen Geistlichkeit in den J. 1845 bis 1849. Bern, Huber u. Comp. 1849. 8. 8 Ngr.

Brennecke als Prophet. [Historische Oper ohne Musik in 5 Akten. Frei nach Rellstab.] Berlin, Löwenherz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Krummacher, F. W., Des Königes Rettung. Predigt, gehalten am Dankfeste, den 26. Mai 1850. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die politischen Lebensfragen unserer Zeit. Beantwortet im Lichte der gottgesetzten Ordnung. Freiburg im Br., Wagner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lionnet, A., Die freien Gemeinden. Beleuchtet. Hamburg, Meißner u. Schirges. Gr. 8. 5 Ngr.

Romang, J. P., Einheit und Trennung von Kirche und Staat. Ein Vortrag vor der Prediger-Gesellschaft des Kantons Bern. Zürich, Beyel. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber die Behandlung des ungarischen Papiergeldes. Leipzig. 8. 6 Ngr.

Vorschläge zu einer Verfassung für die evangelische Landeskirche Preußens. Herausgegeben im Auftrage der Unionsvereine von Jonas. Krause. Lisco. Müller. Pischon. Schweder. Sydow. Potsdam, Riegel. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 173. —— 20. Juli 1850.

Ueber literarische Täuschungen.

(Beschluß aus Nr. 172.)

Es werden hierauf unter der malitiösen Ueberschrift „Créations, conquêtes et adoptions littéraires de M. A. Dumas" aus den obigen Sectionen sämmtliche Stücke im Einzelnen mit vollständigem Titel aufgeführt, größtentheils mit angehängten Notizen über deren Entstehung und sonstige Geschichte, nähere Inhaltsangabe und Würdigung u. s. w., wobei Quérard allen Mitarbeitern des großen Mannes zu ihrem Recht zu verhelfen, und den ihnen gebührenden Antheil an der Berühmtheit des Meisters zu vindiciren bemüht ist. Selbst unter den diesem unbestritten angehörenden Producten sind wenige die er nicht unter anderer Gestalt reproducirt und sich auf diese Art doppelt und dreifach nutzbar zu machen gewußt hätte. Schon sein erster Roman „Nouvelles contemporaines" enthält eine Erzählung die er seinen Bewunderern vier mal, immer mit verändertem Titel, verkaufte. Sein Roman „Jacques Ortis" ist Nichts weiter als eine aus vier verschiedenen Uebersetzungen der „Ultime lettere di Jacopo Ortis par U. Foscolo" componirte oder vielmehr von der neuesten und besten derselben, mit Veränderungen die das Plagiat unmerklich machen sollten, abgeschriebene Uebersetzung, was die von Quérard beigefügten Proben zeigen. Die „Mémoires d'un médecin" in acht Bänden schrieb er auf seiner Villa zu St.-Germain auf Bestellung der „Presse", welche die „Mémoires inédites de Cagliostro" angefangen hatte, aber auf die oben beschriebene Weise damit angeführt worden war, und dennoch Memoiren von Cagliostro geben wollte. Hingegen zwei seiner letzten Romane: „Le Bâtard de Mauléon" und „Fabian", nahm jenes Journal so wenig als der „Constitutionnel" für ihre Feuilletons, weil ihnen die Fabrikwaare gar zu leicht däuchte. Was thut nun Freund Dumas? Er zog dem letztern ein andern Rock an und verkaufte ihn mit dem Titel: „Aventures de quatre femmes et d'un perroquet" dem „Siècle" für 12,000 Fr. Unglücklicherweise war aber auf einer Seite desselben der Name Fabian stehen geblieben, und hiermit das Vorgeben des Fabrikanten daß er denselben ins Feuer geworfen widerlegt. Der „Bâtard" sollte acht Bände stark werden, und Dumas ward für diese auch vorausbezahlt. Er vollendete ihn aber nicht, und der Verleger Cadot mußte noch 2000 Fr. an Maquet bezahlen um ihn fertigzubringen. Es sind jedoch nur sechs Bände geworden, die 45 Fr. kosten. Zu einem Federkrieg eigener Art, welcher zur Zeit als Quérard schrieb selbst zu einem gerichtlichen Proceß gedeihen zu wollen schien, gab „La Dame de Monsoreau" Anlaß. Ein Marquis d'Espinay St.-Luc glaubte die Ehre seiner Familie gekränkt dadurch daß darin einer seiner Ahnen zur Zeit Heinrich's III. als Mignon dieses Königs aufgeführt und nicht undeutlich als dessen männliche Hure bezeichnet wird. Dumas hatte hingegen geschichtliche Quellen für sich. Zudem wäre es lächerlich wenn alle die erlauchten Häuser die ein schlechtes Subject unter ihren Vorfahren zählen dasselbe mit Gewalt als Tugendheld von der Geschichte dargestellt haben wollten, was selbst noch keinem Herrschergeschlecht eingefallen ist. Der Roman sollte übrigens, wie der in dem obenberührten Proceß behauptete, neun Bände stark werden. Aber schon nach dem vierten glaubte der Verfasser für das bedungene Honorar genug geleistet zu haben, zumal er fünf Feuilletonsromane zu gleicher Zeit in der Arbeit hatte, und ließ daher alle seine Personen umkommen um sobald als möglich fertigzuwerden. Man mußte sogar den letzten Band mit zwei schon mehrmals gedruckten Novellen von Dumas ausfüllen, damit er den frühern nicht gar zu ungleich wurde.

In der Section „Mélanges", wohin auch die Legion von Artikeln gehört welche von Dumas dutzend mal aufgewärmt oder verschieden appretirt wurden um die obscurern Blätter für Unterhaltung damit zu speisen, sind es vorzüglich die „Impressions de voyages" oder Reiseeindrücke, wenn man will, Reisebeschreibungen, deren er eine Menge unter allerhand Titeln verfertigte, auch sich darin zum öftern male abzuschreiben nicht unterlassen konnte. Es herrscht darin eine anmuthige Weise in Einem fort von sich selbst oder seinen Reisegefährten zu schwatzen, und den Leser von Dem was er sieht, was er weiß oder auch nicht weiß, oder mit Dem was er anderwärts gestohlen zu unterhalten. Zu lernen ist Nichts daraus; es ist Alles auf eine leichte Lecture zum Zeit-

vertreib berechnet, fast wie Vacanzreisen eines Studenten mit Anekdoten, Schwänken und Abenteuern ausstaffirt, die er zum großen Theil am Schreibtisch erfunden hat. Dabei ist eine tüchtige Zugabe von Großsprecherei nicht vergessen, und manche Gegend beschrieben die er gar nicht gesehen. Als zwischen ihm und J. Janin, der auch Geschäfte in solchen „Reiseeindrücken" machte, ein Krieg aus Brotneid sich entspann, erwiderte dieser unter Anderm: er schreibe wenigstens seine Reiseeindrücke nicht aus Reichard's „Passagier" ab. Die „Quinze jours au Sinaï", von A. Dumas und A. Dauzats, wovon drei verschiedene Ausgaben erschienen, hat nur der Letztere im Orient verlebt, und zwei seiner umfangreichsten Reisebeschreibungen, „Le Corricolo" (4 Bde.) und „Le Speronare", gleichfalls vier Bände, sind gar nicht von ihm, sondern von dem Italiener P. A. Fiorentino, der so rein französisch schreibt wie ein geborener Franzose, von Demselben der auch ein Stück an dem „Comte de Monte-Christo" gemacht und der „Silhouette" vom 6. Juli 1845 zufolge zu den „Crimes célèbres" die sechs ersten Bände geliefert hat. Hiernach wäre die in der neunten Auflage des „Conversations-Lexikon" von 1844 enthaltene Notiz zu ergänzen.

Sogar in der Geschichtschreibung hat sich Dumas versucht; denn das Publicum wollte von seinem Abgott auch Geschichte haben. Also frisch darauf los, ohne gelehrte Bildung, ohne einen Begriff von Geschichtsphilosophie, ohne Kenntniß der Hülfswissenschaften oder Quellen, die er aber als gute Bekannte zu citiren sich das Ansehen gibt. Gab es doch Vorgänger, wie er einen Chateaubriand, Guizot, A. Thierry u. A. zu nennen sich erdreistet, von denen man abschreiben konnte. Aus seinem Hauptgeschichtswerk: „Gaule et France", finden sich hier Auszüge mit gegenüberstehendem Text seiner „Devanciers", diesem fast gleichlautend, sodaß man sieht wie er das Plagiat recht systematisch betrieb. Man muß aber Studien gemacht haben in dem Fach in welchem man abschreibt, muß Sachverständiger sein, wenn man sich keine gar zu arge Blößen geben will, wie es unserm Helden, offenbar nicht blos aus Fahrlässigkeit oder in der Zerstreuung, begegnet ist; wovon nur ein paar Beispiele. Aus Zosimus, dem Geschichtschreiber, bei Chateaubriand Zosime, macht er, durch die Analogie anderer Namen verführt, Zosimius, den Chateaubriand allerdings Zosime hätte schreiben müssen. Ueber den Todestag König Philipp August's, den Tag vor den Idus des Julius, verständigt er den Leser in einer Note — der einzigen die er nicht abgeschrieben, wie einer seiner Kritiker sagt —, daß dies der 1. Juli sei. Vielleicht verführte ihn eine dunkele Erinnerung aus der Gymnasialzeit. Aus Consentia in Unteritalien, wo Alarich starb, macht er getrost Corintia. Dem Kaiser Julian gibt er den Beinamen Misopogon, was der Titel einer seiner Schriften ist; mancher andern Verstöße nicht zu gedenken, wo er entweder die Geschichtschreiber denen er folgte gar nicht verstand, oder auch ihre Fehler geradezu abschrieb. Von selbständiger Quellenforschung, von unabhängigem Urtheil in den schwierigen Fragen der alten Geschichte von Frankreich ist natürlich keine Rede bei ihm. Er hatte blutwenig gelernt, hatte im 23. Lebensjahre bei seiner passabeln Handschrift durch Protection ein Unterkommen am Schreibtische des Herzogs von Orleans gefunden, wo er den ganzen Tag beschäftigt war. Da entzündete sich sein Genius an der Flamme der Unterhaltungsliteratur, welcher er sich in seinen Erholungsstunden widmete. Und da er sofort in diesem Fach selbst eine große productive Thätigkeit entfaltete, die sich bald von Tag zu Tag steigerte, war an ernstere Studien, wie sie z. B. geschichtliche Werke voraussetzen, nicht zu denken. Aber als ein zweiter Napoleon, gewohnt auf fremdem Gebiet Eroberungen zu machen, schweift er z. B. in seinen Reisebeschreibungen häufig ins Feld der Geologie hinüber, oder zeigt sich als Chemiker im „L'Alchimiste", versteht lebende und todte Sprachen, wie man aus seinen Romanen abnimmt, daß man sich staunend fragen möchte: Wo, der Teufel, hat er das Alles gelernt?

Der Artikel schließt mit einer Namensliste von Autoren welche Dumas aus schlechter Gesellschaft in eine bessere versetzt hat, wie er seine Plagiate höchst originell beschönigt, oder welche für seinen Nutzen gearbeitet haben. Es sind deren 63; aber vielleicht nicht einmal alle, wie Cassagnac sagt: „denn man weiß nicht ob er seine Gedanken nicht auch auf türkischem oder chinesischem Gebiet, in der malabarischen oder Samojedenliteratur hat marodiren lassen. Die Zeit wird Alles ans Licht bringen." Zur Verweisung auf das vorangehende Verzeichniß der einzelnen Werke sind jedem dieser Namen die Nummern des oder derjenigen Werke beigefügt welche diese Schriftsteller entweder ganz allein oder gemeinschaftlich mit Dumas, aber stets unter dessen Namen, verfaßt haben, oder welche ganz oder zum Theil aus den Schriften der Genannten abgeschrieben sind. Das Ausführliche findet sich dann bei den einzelnen Werken selbst.

Zum Schluß wollen wir noch ein Curiosum aus der erwähnten Schrift von Mirecourt mittheilen, wonach ein Literat, der ihm Uebersetzungen aus dem Deutschen fürs Theater und die Journale zu machen hatte, was früher Frau Dumas besorgte, nicht anders zu seiner Bezahlung gelangen konnte als daß er für jede Vorstellung ein paar Orchesterbillets erhielt, die er dann an den Director der Claque verkaufte. Auf diese Weise ist außer Anderm auch „Albine" zustandegekommen. 50.

Paradoxen, das heißt Gedanken ohne Marktpreis.

Philosophie will göttliche Dinge begreifen, nämlich die Welt sammt den Menschen darin, und sie kann doch nur menschliche Werke begreifen, ja auch diese nicht wo sie der ursprünglichen Eingebung naheliegen. Oder wird begriffen wie dem Dichter die Begeisterung, wie im Haupt eines Phidias die Gestalt seiner Minerva entsprang? Das Versemachen und Ausmeißeln begreifen wir, und darum hielt Platon die Ideen als

göttliche Gabe jenseitigen Lebens im diesseitigen umwölkt. Jede Kunst — gleich alten heidnischen Tempeln und neuen christlichen Hauptstädten — hat ihre Mysterien; so auch die philosophische Kunst oder Wissenschaft und mit ihr die Welt und Menschheit selber.

Wenn nun Jemand sich anschickt Nichts unbegriffen zu lassen, keinen Anfang und kein Ende, so läßt sich weissagen er werde irgendwo an einen Ort kommen wo sein Wissen abbricht, und eine unüberwindliche Unwissenheit sich einstellt, was einige Philosophen anerkannt haben, obwol nur wenige, weil die Weisheit gemeinhin nur nach Eroberungen rechnet, nicht nach dem Draußenliegenden, und dennoch große Negationen des Menschenzustandes dem Erobern eine Grenze setzen. Wäre die Philosophie welterobernd, so würde sie zur Theosophie, zum Begreifen schöpferischer Hervorbringung göttlicher Dinge, und Dessen hat manche Speculation älterer und neuerer Zeiten sich gerühmt. Hegel machte die Entdeckung daß Gott „nicht neidisch sei", um Erkenntniß seines Wesens dem Menschen zu versagen, und erhärtete Dieses durch den Fund einer Begriffdreiheit des An sich, Für sich und Bei sich, woraus nach ihm und seinen Anhängern eine theosophisch-philosophische Orthodoxie der Schule zustandekam. Allein wie sehr auch ein Schulglaube der mehr noch kann als Berge versetzen Anspruch macht Gottes Wesenheit und die göttlichen Dinge zu begreifen, so ist doch für die Wenigergläubigen Besinnung und Untersuchung über das Begreifen jener Begriffe statthaft, eine Lehre über den Umgang mit Begriffen überhaupt, wie Knigge über den Umgang mit Menschen schrieb, welche eigentlich philosophischer, das heißt weisheitsichernder sein muß als die orthodoxe Schuldogmatik, indem nur eine unphilosophische Menge schwachsinnig von Begriffen sich am Schopf nehmen läßt, von denen es doch ebenso gut gelten kann als von manchen Menschen: es sei Nichts dahinter.

Hieraus erwächst denn eine Philosophie der Philosophie, das heißt ein Begreifen des philosophischen Thuns bei Aufrichtung der Orthodoxie, dem kein Mysterium sich in den Weg stellt, da es Menschenwerk gilt. Wie der Dichter seinen Versbau, und der Maler seine Farbenmischung kennt, so lerne der Philosoph den Werth seiner Begriffe kennen, was überhaupt mit ihnen anzufangen, und Dies wäre seine eigenthümliche Weisheit.

Unstreitig wollte Kant's Kritik der Philosophie diesen Dienst leisten, und mußte dabei manchen herkömmlichen Begriffsgebrauch rügen, weswegen seine theosophischen Nachfolger ihn nur als den Vorläufer ihrer selbst, der Allesüberwinder, betrachteten, und auf Flügeln der Speculation über das Negative der Kritik hinauseilten. Dadurch ist nun eine wunderliche Verwirrung der Begriffe und Denkmethoden entstanden, die zu der Behauptung veranlassen kann Deutschlands Philosophie habe sich zum Besten, nur — ohne es selbst zu wissen und darüber zur Besinnung zu kommen, sogar nicht wenn aus Hegel'scher Theosophie ein Feuerbach'scher Atheismus herverwächst.

Soll man darüber weinen oder lachen? Diese beiden Zustände, durch welche nach Helvetius der Mensch vom Thiere sich unterscheidet, sind Folge einer Erhebung über sich, eines Gewahrens seiner selbst, eines damit entdeckten Contrastes, dessen Eindruck den Heraklit und Demokrit überwältigte. Aus Erhebung über sich selbst entspringt menschlicher Schmerz und menschliche Freude, zugleich das Trachten nach einem Höhern als das Ich, eine Schwimmung zwischen unten und oben, Bewußtsein menschlicher Zweiheit und Brüchigkeit, Ahnung göttlicher Einheit und Fülle, Streben und Nichtbefriedigung, Ermattung und Aufschwung. Wer nicht wie der weise Salomo alles Menschliche als eitel sich hinstellen kann erfährt nicht eine über Eitles hinausragende Erhebung. Was man dämonisch im Leben und in der Poesie genannt hat stammt aus derselben Quelle, nur geht die Richtung in das Finstere, zu grauenvollen Schreckbildern, nicht zum Licht und zu freudiger Gestaltung. Daher gibt es ein Doppelleben und eine Doppelpoesie des Schwarzen und des Weißen; Lamartine ist nicht dämonisch, wol aber Lord Byron.

Vor Jahren erschien eine „Philosophie der Philosophie" im Druck (Hamburg und Gotha 1840), worin außer Verzeichniß der gebräuchlichsten Begriffscombinationen und historischen Belegen aus ihren unharmonischen Evangelien ein gutes Theil Lachen vorhanden ist, namentlich über die Präpositionsphilosophien des An, Für und Bei u. s. w., und die Schrift könnte deshalb als ein angemessenes menschliches Product gelten. Schelling sagt zwar irgendwo es sei bisher nur Philosophie der Philosophie in Deutschland gegeben worden — schwerlich, weil die Geber weder geweint noch gelacht —, es thue noth die Philosophie als solche hinzustellen: als ob nicht er selber und die Schulen Dies in verschieden theosophischer Weise zu leisten gemeint. Allein der gute Mann vergaß daß, wie Selbsterkenntniß die Weisheit des Einzelnen ist, ein Wissen von sich und der eigenen Werkthätigkeit gerade die Wissenschaft, Philosophia prima, den Grundstein der Einsicht bildet; daß die Deutschen mehr babylonische Sprachverwirrung und Hypochonderie als Einverständniß und Frohsinn besitzen, mehr akademische Thorheit als Lebensgeschick, mehr Schwärmerei als Bodenfestigkeit, wovon die Paulskirche in Frankfurt ein großes historisches Beispiel gegeben; daß bei Verleugnung der ersten Philosophie die zweite mit Trugbildern der Schule und Schulgläubigen grimmige Fehden und Anklagen erzeugt; daß es zum Lachen über sich selbst und der hohen dahinter ruhenden Erhebungswahrheit bisher wenigstens in Deutschland nicht gekommen, welches F. Schlegel bestialisch, eigentlicher pedantisch, ernsthaft schalt. Könnte deutsche Philosophie über sich selber lachen, sie wäre weniger lächerlich.

Wenn es wahr ist daß wir Menschen stets sprechen, innerlich, äußerlich, zu uns oder Andern, im Traume, sogar im tiefen Schlaf, nur ohne uns gleich Somnambulen im Wachleben daran zu erinnern, so ist unser ganzes geistiges Dasein ein Sprachleben wobei Vernunft und Sprache nicht, wie gesagt worden, die Menächmen spielen, sondern Worte die Haut der Vernunft sind, welche letztere nicht aus ihrer Haut fahren kann. Ein abgezogenes Fell ist kein Leib, wie ein geschundener Körper nicht lebensfähig, und es heißt wenig zu sagen Haut und Fleisch gehörten zusammen, was Alle ja wissen; nur soll der Philosoph über die Verbindung nachsinnen, weil die Haut des Körpers mit diesem selber Wunden ausgesetzt ist die zu heilen sind, und unsere Vernunftwortlebigkeit oft sich in diesem Falle befindet.

Ueber Mysterien als solche zu lachen ist entweder Folge großen Leichtsinns oder ein Hohn der Verzweiflung, und Beides dem Philosophen unangemessen der den ernsten Unterschied des Wissens und Nichtwissens kennt, sich des erstern erfreut, und im zweiten sich bescheidet; aber Demokrit darf lachen über die Thorheit der Landsleute die Etwas zu wissen meinen und doch Nichts wissen. Eine philosophische Entsagungslehre wird dann zur Geloiologie, wie eine Metaphysik zur Wissenschaft des Nichtwissens.

Merkwürdig genug nennt unsere Sprache Jemanden der recht viel weiß nicht einen Weisen, sondern einen Gelehrten, wogegen ein Ungelehrter weise heißen kann der seinen Erkenntnißraum zweckmäßig abgrenzt, darin sich zu stellen versteht, und im zufriedenen Ebenmaß vor Andern glücklich gepriesen wird. Katheder und Kirchen nehmen die Weisheit anders, nämlich als Reichthum von Kenntnissen, feine Bearbeitung von Dogmen, deren Geringschätzung oder Werthverneinung ihnen als Ketzerei gilt. Salomonische Sprüche über Eitelkeit menschlichen Wissens, oder von Erasmus: „Es sei besser Manches liegen zu lassen als darüber zu forschen, es sei ein Theil der Wissenschaft Manches nicht zu wissen", oder von Hermann: „Es gebe eine Kunst und Wissenschaft des Nichtwissens", oder von Goethe: „Es gebe ein Mysterium so gut in der Philosophie als in der Religion", misfallen der Menge; sie will keine

Negationen sondern Positionen — Begriffseligkeit. Ist diese etwa in einer künftigen Welt zu hoffen, so ist sie doch nicht durch Morgenträume in den Bereich unserer Erdentage hineinzuziehen, wozu Schwärmer und Theosophen Anstalt treffen. Aber das ungeeignete Gelüste bestraft sich selbst, und ein übermüthiges Gebahren theosophischer Philosophie endet mit Rehabilitation des Fleisches und Feuerbach'schem derben Materialismus, der etwa heidnisch wie Epikur sich das Verdienst erwerben will von der Furcht vor Göttern zu befreien. Anders gaben christlicher Glaube und Hoffnung die Befreiung. Glaube an Höheres als das Menschliche ist kein Gemächt der Philosophie, aber wol die Einsicht daß man glauben muß um drückende Negationen des menschlichen Zustandes zu überwinden.

Der Materialismus oder Naturalismus übrigens — mit jedem Monismus ebenbürtig — lautet sehr einfach. Was wir vor uns sehen, Naturthätigkeit (hervorbringende Kraft, Bildungstrieb) in elementarischen Stoffen, Vegetation, lebendigen Geschöpfen, entwickelt sich unter gewissen Bedingungen (organischer Zeugung) zum Selbstbewußtsein des Menschen der als ein Ich sich auffaßt, und was er vollbringt als seine von diesem Ich ausgehende That anschaut. Er lebt als körperlich organisches Wesen, genießt, leidet gleich andern thierischen Naturen die minder vollkommen gebildet, sich nie gesagt haben daß sie sind, sonach in einer tiefern Sphäre des Bewußtseins stehen; er stirbt gleich ihnen nach denselben Naturgesetzen. Anders lehrt nicht Spinoza mit den beiden Substanzattributen der Ausdehnung und des Denkens, nicht Schelling mit seiner Differenzirung der Indifferenz, nicht Hegel mit seinem Andern des Einen; sie bezeichnen den Urquell alles Werdens und Lebens als das Göttliche, oder auch als Gottheit die in ihrem Product, dem Menschen, zum Selbstbewußtsein gelangt. Wie Solches geschehen, die Theorie der Schöpfung, bleibt den Naturforschern und der Speculation verborgen. Entgegen dieser einfachen mit Erfahrung, und Demjenigen was erfahren werden kann, übereinstimmenden Lehre hat die Meinung der Völker von jeher geistiges Wesen außer und über der körperlichen organischen Entwickelung angenommen und demselben die Ichheit des Menschen beigezählt als etwas Selbständiges, zwar mit dem Körper genau Verbundenes, aber auch unabhängig Thätiges, dessen gesteigerte Macht als Gottheit wirkt, und aller Annahme von Seelen, Geisterwelt und einem höchsten Weltgeist zugrundeliegt. Philosophen sind gleichfalls dieser Annahme gefolgt und unterscheiden sich dann als dualistische von den vorher bezeichneten monistischen. Für Erklärung der Weltschöpfung und des Daseins der Ichheit wird dadurch Nichts gewonnen, aber es erwächst für Thun und Treiben des Menschen eine Ansicht welche sich in Religion und Sittengesetzen kundgibt. Sie reicht hinaus über alle Erfahrung, ist eigentlich ein Glaube, „nicht Zweifeln an Dem was man nicht siehet" (Hebr. 11, 1), der selber in seiner heidnischen und christlichen Beharrlichkeit ein Wunder der Menschenwelt heißen darf. Leibniz gestand er wolle seine ganze Philosophie aufgeben sobald ihm die Möglichkeit einleuchte daß die Materie denken könne, und hiermit ist die Kluft des Dualismus angedeutet welche Leibniz nicht zu überspringen wagte; der Materialismus macht keinen Sprung und fragt: „Warum sollte ich nicht denken können daß die Materie (unter gewisser Bedingung organischer Zeugung und Entwickelung) dächte?" Vielmehr tadelt er den Spiritualismus daß dieser ohne Noth springe und dadurch Boden verliere, mithin werde Speculation und Ichheit stets auf das Sprungübersetzen und die Kluft des Dualismus sich beziehen, die bis dahin von keiner Erfahrung, Speculation und höhern Unterweisung ausgefüllt wurde, sondern zuletzt auf das Ich selber, sein Bewußtwerden, Denken, seine Kühnheit oder Feigheit, Zuversicht oder Zweifelsucht zurückweist. Luftspiegelungen jenes Wunderzustandes wurden der Menschheit genug zutheil, allein das Entstehen und Verschwinden der Luftspiegelungen ist zugleich Aufgang des Morgens.

16.

Cervantes als Dramatiker.

Cervantes — er selbst erzählt es uns — hat an zwanzig Schauspiele geschrieben, welche unter den Beifallsbezeigungen des Publicums aufgeführt wurden, ohne daß man ihnen die damals sehr üblichen „Opfer von Cucumern oder andern Abfällen dieser Gattung darbrachte". Unter seinen langverlorenen Stücken, von welchen seither wieder einige aufgefunden wurden, zeichnete man die „Galeere von Algier" aus, Erinnerungen aus dem persönlichen Leben des Dichters und aus seiner Gefangenschaft; ferner die „Seeschlacht", in deren Prolog er sich rühmt die Zahl der „Tage", welche sich gewöhnlich auf fünf und sogar auf weit mehr belief, auf drei zurückgeführt zu haben: denn es gab in Spanien wie in Frankreich Schauspiele in acht Tagen. Endlich: „Das Haus der Eifersüchtigen", „Die Entretenida", „Die Verwirrte", „Jerusalem", „Die einzige und seltsame Arcinde", „Amaranthe", „Der Liebeswald", „Die große Sultanin", und das berühmteste von allen: „Numancia" oder „Die Belagerung von Numancia".

Außerdem hat Cervantes neun Zwischenspiele voll Laune und Salz verfaßt, in deren einem man, um ein Beispiel von den darin herrschenden Possen zu geben, einen Gracioso, um sich die Gunst eines Kadi zu gewinnen, diesem versprechen hört „einem Elefanten das Türkische zu lehren", und folglich anfangen (eine Satire deren Pfeile jenseit der Pyrenäen treffen sollen) ihm Unterricht im Baskischen zu geben, weil, spricht der Meister, „dies die Sprache ist welche mit dem Türkischen die meiste Verwandtschaft hat, und das Türkische diejenige ist welche die Elefanten am liebsten sprechen".

Cervantes begehrte zuletzt die Censur, als Mittel das Theater zu bessern Formen und größerer Moralität zurückzuführen. Es war ein trauriges Mittel und überdies hat er nicht immer seine eigenen Vorschriften vollzogen, vielmehr, was er auch sagen möge, beständig im breitesten Theatersystem, im romantischen gearbeitet. Er ist stolz darauf der Erste gewesen zu sein der „mit Hülfe von Personen die Gebilde der Phantasie und die geheimsten Gedanken der Seele" darstellte. „Leider", sagt er, „hatte ich mich mit andern Dingen zu befassen, ich ließ Feder und Schauspiele und darüber erschien jenes Wunder der Natur", Lope de Vega, der sich „zu der Monarchie der Komik emporschwang — «que se alizo á la monarquia comica» — Alle die Possen schrieben seiner Herrschaft unterwerfend. Er erfüllte die Welt mit schicklichen, glücklichen, wohlgeführten und so zahlreichen Komödien daß 10,000 Bogen sie nicht fassen könnten, und es ist staunenswerth daß er sie alle aufführen sah oder mindestens sich überzeugte daß man sie alle aufführte."

Aber warum hat Cervantes bei solchem Erfolg das Theater verlassen? Weil diese Gattung von Literatur damals sehr wenig eintrug. Schauspieler waren zumal in Spanien schlechte Zahler. Cervantes warf im Verdrusse die Ironie und die tragische Feder weg. Man bereitete gerade zu Sevilla die große Armada; Cervantes begab sich nach Andalusien, er ward Speiselieferant, Geschäftsagent der Flotte, oder Gott weiß was sonst, und als er nach dreizehnjähriger Abwesenheit an den Hof zurückkehrte, gewahrte er daß man den Dichter beinahe vergessen hatte. Er wollte sich wieder der Bühne widmen, allein er konnte, wie er selbst berichtet, weder seine alten noch seine neuen Stücke in Scene bringen. Er beschloß also diese Werke drucken zu lassen, und wendete sich zu diesem Zwecke an den Buchhändler Villaroel, einen der angesehensten zu Madrid, von welchem er die Antwort erhielt: „Ein berühmter Schriftsteller den ich zu Rathe zog hat mir gesagt: daß man von Ihrer Prosa viel, von Ihren Versen jedoch Nichts erwarten darf." Um sich dafür zu rächen spielte Cervantes an einigen ironischen Stellen seiner „Reise zum Parnaß", welche er in Nachahmung derjenigen des Cesare Caporali von Perousa schrieb, auf diese Antwort an. Indessen hat es ihm Villaroel nicht nachgetragen, und 1615, ein Jahr vor dem Tode des Cervantes, acht seiner Komödien und ebenso viele Zwischenspiele drucken lassen, mit einer an den Grafen von Lemos gerichteten Widmung. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 174. — 22. Juli 1850.

Die Poesie der Neuzeit.

Kritische Streiflichter von C. Falkbeer.

Dritter und letzter Artikel.*)

Wir haben das schwere Geschütz vorausrücken lassen; wenden wir uns nun zu den leichtern Waffengattungen, den lyrischen Plänklern, Volontaires und — Recruten der ins Feld gerückten poetischen Armee. Indem wir die uns bisjetzt vorliegenden Dichterwerke nach Gattungen besprechen, reflectiren wir blos auf den Gesammteindruck und den poetischen Werth, nicht auf den Umfang derselben; und so, einige der neuesten Erzeugnisse der deutschen Muse in drei verschiedenen Gruppen dem geneigten Leser vorführend, wollen wir unsere Uebersicht mit den epischen Dichtungen beschliessen. Beginnen wir unsere Heerschau. Erste Gruppe:

16. Gedichte von Eduard Kauffer. Leipzig, Thomas. 1850. 16. 20 Ngr.
17. Gedichte von Adolf Freiherrn von Leutrum-Ertingen. Hanover, Ehlermann. 1850. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
18. Gedichte von Lebrecht Dreves. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Mit dem Portrait des Dichters. Berlin, A. Duncker. 1849. 16. 2 Thlr.
19. Westwärts! Lieder von Luise Otto. Zum Besten des Auswanderungsvereins in Meißen. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 1850. 16. 7½ Ngr.

Wie wir sehen, fehlt auch eine kühne „Freiwillige" nicht um unsere Revue zu verherrlichen; doch davon weiter unten. Kauffer's Gedichte, die wir vorangestellt, haben einen wohlthuenden Eindruck auf uns gemacht, und verrathen viel künstlerische Bildung, ein frisches, lebendiges Talent. Fünf oder sechs Gedichte ausgenommen (worunter die sehr gelungenen „Agrippina" und „Theilung der Erde"), sind es meistens Lieder die er uns bietet, voll Schwung und Kraft, die sich ihrer netten Versification und der edeln Form halber vorzüglich für musikalische Behandlung eignen, aber auch häufig tiefe, sinnige Gedanken enthalten, die durch die Schönheit des Ausdrucks nur gewinnen konnten. Kauffer ist ein wahrer Dichter, und Das ist viel in unserer blasirten Zeit. Er hat mit glücklichem Takte die Klippen vermieden an denen gerade die Dichter unserer Tage zu scheitern pflegen, die ihrer Zeit vorauszueilen, sie zu beherrschen wähnen und sie doch nicht begreifen. Man kann nicht schöner und treffender die wahre Aufgabe der lyrischen Poesie bezeichnen als es Kauffer selbst (S. 146) mit den Worten thut:

> Was ist ein Lied? Hier ein verliebter Scherz,
> Der fessellos von Mund zu Munde flutet,
> Dort ein gebroch'nes, freudeloses Herz,
> Das in Gesängen langsam sich verblutet.

Angesichts so vieler Vorzüge sei es uns gestattet auch auf die Fehler aufmerksamzumachen. Vor Allem hat es uns unangenehm berührt daß die Ueberschrift der meisten Lieder aus dem Anfangs- oder Schlußverse derselben besteht. Es ist Dies eine Methode die wir nicht gutheißen können; sie verräth Flüchtigkeit, oder — was wir jedoch nicht annehmen wollen — eine gewisse, nicht zu billigende Ostentation. Sodann begegnen wir in den vorliegenden Gesängen mitunter Antithesen, piquanten Wendungen, sogenannten „Pointen", die wir lieber vermieden gesehen hätten. Z. B. S. 27:

> Der Frühling wird lebendig,
> Das Mädchen stumm und still.
> Viel Wand'rer zieh'n die Straße,
> Nur Einer nicht kommen will.
>
> Nur Einer will nicht kommen,
> Doch thut's an ihm so noth;
> Nur Einer kann nicht kommen —
> Er ist schon lange todt!

Wozu diese politische plötzliche affirmatio mortis? Der Dichter hatte uns in den vorausgegangenen Versen schon darauf vorbereitet, und konnte sich füglich mit etwas mehr Vertrauen auf die Fassungskraft seiner Leser diesen unpoetischen, durchaus nicht graziösen Schluß ersparen. So willkommen auch dieser Schlußvers einem unternehmenden Componisten sein mag, so unmotivirt ist er im Gedicht.

Wie schön und von überraschender Wirkung ist dagegen das zarte, sinnige Liedchen (S. 115):

> Das Frühroth leuchtet ins Thal hinein,
> Die Lerchen singen, die Hähne schrei'n.
>
> Wach' auf! so mahnt der Morgenhauch,
> Die Knospen küssend am Rosenstrauch.

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 114—117 und Nr. 142 u. 143 d. Bl. D. Red.

Wach' auf, wach' auf! so ruft und hallt
Mit gold'nen Kronen der Eichenwald.

Und die Wiese grün, und der Himmel blau,
Und wie Mädchenodem der Südwind lau.

Und mein Herz so voll und die Brust so weit
In der fröhlichen, friedlichen Morgenzeit.

Das ist kernige, echte Poesie, und die schöne Diction entspricht vollkommen dem tiefen Gedanken dieses Liedes. Ueberhaupt bewegt sich Kauffer in diesem Genre mit dem größten Glücke, und wenn er nie diese Richtung verläßt, die vielen Irrthümer und Fehlgriffe der neuen, tendenzelnden Lyrik zu vermeiden versteht, so prognosticiren wir ihm eine glänzende Zukunft.

Die Gedichte von Freiherrn Leutrum-Ertingen, sowie jene von Dreves, gleichfalls von einem Freiherrn herausgegeben, schließen sich, mit Bezug auf die Correctheit des Ausdrucks, die Gefälligkeit der Form und den Reichthum der Gedanken würdig an die Kauffer'schen Gedichte an, denen sie jedoch — nach unserer bescheidenen Ansicht — an innerm Gehalte und wahrer, künstlerischer Begeisterung ebenso nachstehen als sie dieselben an Volumen übertreffen. Wir haben beide Sammlungen hier zusammengestellt, weil ihr Gesammteindruck so ziemlich derselbe ist, obschon sie der Richtung nach bedeutend divergiren. Wir finden in beiden dieselbe strenge Objectivität, dieselbe ruhige und contemplative Weltanschauung. Während jedoch bei Ersterm das von Liebe durchdrungene Weltall in der Natur sich wiedergibt und in deren äußern Erscheinungen uns erhebt und begeistert, findet Dreves jenes beseligende Gottesbewußtsein nur in sich selbst, und construirt sich gleichsam von innen heraus seine Schöpfung. So streben beide Dichter demselben Ziele zu, so verschieden auch ihre Naturen sind. Die Gedichte Leutrum-Ertingen's machen den Eindruck eines schönen Parks mit zierlichen Blumenbeeten, eleganten Pavillons, gar artig geschnittenem Cactus; jene von Dreves gleichen einem mittelalterlichen Dome, dessen Orgel von unsichtbaren Händen gespielt wird, und geisterhaft erklingt, bald leise klagend, bald in zornigen Crescendos und brausenden Choralen; aber durch die gewaltigen Töne vernehmen wir auch manche profane Weise, tändelnd, neckend, an die süße Gewohnheit des Lebens uns mahnend. Dreves ist jedenfalls ein hervorragendes Talent, und die herben Erfahrungen des feindlichen Lebens scheinen dem intuitiven Gemüthe dieses tieffühlenden Dichters nicht fremdgeblieben zu sein. Einen besondern, eigenthümlichen Reiz gewinnt sein Buch durch die am Schlusse desselben unter dem Titel „Sulamith“ angefügten geistlichen Lieder. Es sind meistens Uebersetzungen aus dem Lateinischen, und das fade, mönchische Reimgeklingel konnte durch diese Uebertragung nur gewinnen. Diese deutschen Lieder wenigstens sind voll Schwung und Kraft, und schließen sich, nach der Versicherung des Herausgebers, einem von Dreves zu Schaffhausen unter dem Titel „Lieder der Kirche“ erschienenen Werke an. Wahrscheinlich finden wir auch in letzterm Uebersetzungen der berühmten Kirchenlieder: „Dies irae, dies illa“, „Stabat mater dolorosa“ u. s. w., die wir hier vermissen. Eine gelungene Verdeutschung derselben mit Beibehaltung des Rhythmus existirt unsers Wissens nur von Prof. Sibbert in Wien, der jedoch an Tiefe des Gefühls und Präcision des Ausdrucks gegen Dreves weit zurücksteht.

Während nun das religiöse Gefühl und Gottesbewußtsein dieses liebenswürdigen Dichters uns aus allen seinen Liedern entgegenstrahlt, sodaß wir ihn den deutschen Lamartine nennen möchten, wenn überhaupt die Verschwommenheit und das unbestimmte Empfinden dieses französischen Jesuitenzöglings bei einem deutschen Dichter möglich wäre: finden wir in den Leutrum-Ertingen'schen Gedichten überall ein Ringen mit der Form und ein Streben nach Universalität, die uns an verschiedenen Stellen seines Buchs peinlich berührt haben. Unstreitig hat sich dieser sehr talentvolle Dichter an verschiedenen Mustern gebildet. Zarte, anmuthige, mitunter sehr geistreiche Lieder finden wir neben gepanzerten Sonetten und classischen Distichen in bunter Menge aneinandergereiht, die edle Einfachheit des Goethe'schen Liedes und Platen's antike Muse haben ihn sichtbar begeistert, ja sogar der etwas bedenkliche Heine'sche Skepticismus hat bei diesem jungen Dichter Gnade gefunden. Man vergleiche das kurze Gedicht „Auf dem Balle“ (S. 95):

Manches Jahr zog auf und nieder,
Seit dem Abschied auf dem Balle,
Und jetzt sehen wir uns wieder,
Bei des Tanzes munterm Schalle.

Und sie schwebt an mir vorüber,
Wie die Kön'gin unter Schranzen,
Fragt: Warum so ernst, mein Lieber,
Statt wie sonst mit mir zu tanzen?

Und ich sprach: Die Zeit macht kälter,
Schöne Frau, und nicht mehr tanz' ich:
Ward ich doch um zehn Jahr' älter,
Du bliebst immer vierundzwanzig.

Ueber die Amerika-Sehnsucht der Dame Luise Otto können wir uns kürzer fassen. Wir haben hier eine kleine Republikanerin vor uns, die über den mißlungenen Heckerputsch bitterböse ist, den Führern des badischen Aufstandes ihre Flucht nach Amerika vorwirft, wobei sie das deutsche Volk ersucht den Muth nicht sinken zu lassen, und es sodann auffodert dem Beispiele seiner Führer zu folgen. Dieser liebenswürdige Blaustrumpf scheint sehr europamüde zu sein und ist mit den jetzigen Zuständen keineswegs zufrieden. Das ist am Ende Geschmackssache; „de gustibus non est disputandum“, hat Cicero gesagt, und er hat Recht, was bei den heidnischen Philosophen sehr gewöhnlich ist. Die Diction dieser unter dem Titel „Westwärts!“ erschienenen Lieder ist, wenige Ausnahmen abgerechnet, correct und schön, weshalb wir keinen Anstand genommen haben sie mit besonderer Berücksichtigung der dem zartern Geschlechte schuldigen Achtung den oben besprochenen Dichterwerken anzureihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die revolutionnaire Literatur in Frankreich und die Memoiren Barère's.

Die Memoiren des Conventmitglieds Barère geben dem Feuilletonisten des „Journal des débats" Veranlassung einen Blick auf die gegenwärtige Richtung der französischen Literatur zu werfen, und eine Frage revolutionnairer Aesthetik anzuregen der man wol das Verdienst des Zeitgemäßen zugestehen muß. Die neue französische Literatur entbehrt Alles, Farbe, Stil und Persönlichkeiten der Revolution. Das Drama, die Geschichte, die Beredtsamkeit, ja selbst das lose Kind muthwilliger Laune, selbst das Vaudeville sucht in der Epoche des Convents und der folgenden Zeit Anknüpfungspunkte: Melpomene hat die schmuzige Mütze Marat's ihrem alten, unsterblichen Kranze vorgezogen.]

Man mag zugestehen daß diese Literaturrichtung Folge des gegenwärtigen revolutionnairen Zustandes ist, allein sie ist sicher auch eine der Ursachen die diesen Zustand nähren und erhalten. Die Wirkung fällt, wie Dies so oft der Fall ist, auf ihre eigene Ursache zurück.

Die revolutionnaire Schule ist von allen Schulen bisjetzt die unfruchtbarste und die am wenigsten französische gewesen. Wenn man von dem einen Mirabeau absieht, so ist nie eine falschere Sprache geredet worden, nie sind schlechtere Dramen geschrieben, nie größere Sprachfehler gemacht worden als in der Zeit die zwischen dem Sturze der alten Gesellschaft und dem Aufbau der neuen verstrichen ist.

Die Ereignisse der Revolutionszeit erschienen im Ganzen gesehen vielleicht groß, ihre Helden aber waren klein. Zehn mal hätten die Blutströme gedämmt werden können wenn ein muthiger Mann das Herz gehabt hätte die Verantwortlichkeit des Guten auf sich zu nehmen, und zwischen die gräßliche Politik der Guillotine und den dummen Schrecken der Massen seinen Willen zu legen. Vor dem 18. Brumaire fand ein solcher Mann sich nicht. Der einzige und wahre Ruhm der Frankreich aus jener Gräuelzeit bleibt ist der seiner Armeen die die Grenzen vertheidigten, und doch scheinen gerade viele der Schriftsteller die seit Jahren ihre Stoffe aus dieser Geschichtsperiode entlehnen darauf auszugehen den Politikern die Größe und den Glanz zuzuwenden der allein den patriotischen Soldaten zukommt. Sie verherrlichen Die welche gegen Frankreich wüthen, und vergessen Die die es gerettet haben. Ein umgekehrtes Verfahren würde das Wahre getroffen haben.

Das Glück oder der Drang der Umstände hat Manchen dem Andenken der Nachwelt überliefert den die Gerechtigkeit auf das Niveau seines wirklichen Werthes herabsetzen muß. „Wir werden immer wie Kolosse erscheinen", sagte Barère. „Lächerliche Dictatoren seid ihr, Nichts weiter", sagte Carnot muthig, und Carnot hatte Recht. Größe suchen bei Denen die der Zufall auf Augenblicke furchtbar gemacht hat ist der falscheste Gesichtspunkt der die Feder eines ehrlichen Historikers nur leiten kann. Ihnen aber gar Poesie leihen, Das ist ein frivoler Misbrauch mit der Göttersprache.

Lamartine hat die Schreckenszeit zum Gegenstand der Epopee gemacht, wie Milton den Teufel. Milton will nicht daß die Leute den Satan gerade lieben sollen, aber er hat ihn doch groß und schön dargestellt. Ebenso macht Lamartine seine Helden zu gefallenen Halbgöttern, die man vielleicht verabscheut, aber gewiß nicht verachtet. Wo die Gerechtigkeit der Geschichte einen Galgen aufrichten wollte, hat Lamartine ein Piedestal hingestellt für seine Statuen. Fern sei jede Verdächtigung der Intentionen Lamartine's: die poetische Verherrlichung der Schreckenszeit ist ein unwillkürlicher Erguß seiner Feder die sich nicht hat beherrschen lassen; allein die Einwirkung seiner so blendend geschriebenen Dithyrambe auf das Gemüth des Volks ist bekannt. Die „Girondisten" sind die Vorrede, der „Chevalier von Maison Rouge" ist der Prolog der Revolution von 1848 gewesen. Und Ponsard's „Charlotte Corday"? Statt die entsetzlichen Mittelmäßigkeiten die er darstellen sollte dem Urtheile der gesunden Vernunft und eines biedern Herzens bloßzulegen, hat er Danton zu einem Manne von Herz gemacht, und Robespierre zu einem Märtyrer seines Glaubens. Sein Meisterstück aber ist Marat. Marat schildert er mit Ekstase. Nur eine große Rolle hat er in seinem Stücke angebracht, und diese Rolle ist Marat zugetheilt; nur ein mal spricht er in der edelsten Sprache des Dichters, und diese Sprache ist Marat in den Mund gelegt. Der Dichter verdammt Charlotte Corday, die das öffentliche Bewußtsein amnestirt hatte, die das Publicum nun aber mit ihm verurtheilt, seit es dieselbe mit dem Messer in der Hand zur blutigen That hat gehen sehen.

Ganz dem Geiste dieser näherbezeichneten revolutionnairen Schule gehören nun auch die „Mémoires de B. Barère, publiés par MM. *Hippolite Carnot* et *David*" an. Sie sind eine unverdauliche und ermüdende Compilation, der die allgemeine Nichtbeachtung vollkommen ihr Recht hat zutheilwerden lassen. Man könnte somit das verurtheilte Buch in Frieden ruhen lassen, wenn nicht die demselben vorausgeschickten Bemerkungen Carnot's der Beachtung werth wären. Sie sind mit Sorgfalt und Talent geschrieben, und außerdem meint Carnot in seinem Helden Barère alles Das verherrlichen zu müssen was er die große revolutionnaire Generation nennt.

Bertrand Barère de Vieuzac zeigt recht deutlich welche Wichtigkeit in Zeiten der Revolution die platte und unverschämte Mittelmäßigkeit, zumal wenn sie mit Ehrgeiz und Kriecherei sich vereint, erlangen kann. Das Schicksal hat Barère die Schande erspart ihn in den ersten Rang der Revolutionshelden zu stellen; allein wenn dieser nicht wie die beiden Heroen des Hrn. Ponsard über Frankreich regiert hat, so ist er dafür der geschäftigste Diener und unermüdlichste Scribent der Ausschüsse gewesen die es zwei Jahre lang terrorisirten. Will man zum Minister des öffentlichen Unterrichts, oder der auswärtigen Angelegenheiten, oder des Innern, oder der Polizei? Barère ist da! Oder will man vielleicht einen gefügigen Schreiber der in aller Eile einen Bericht abfaßt durch den ein paar Hundert Köpfe fallen, und — immer eilig — ein Madrigal bei dem den Strickerinnen das Herz im Busen lacht? Barère ist da! Oder wünscht man ein Calembourg über welches der Henker auf dem Schaffot sich todtlachen möchte? Hr. Bertrand Barère de Vieuzac wird alsogleich Rath schaffen! Man hat ihn den Anakreon der Guillotine genannt, er ist aber auch ihr Demosthenes. Er bestreut den Schlachtopfern ihren letzten Weg mit Blumen, und trifft die Verdächtigen mit seinen Blitzen.

„Man beschuldigt mich", sagt er sehr naiv, „ich hätte das Gesetz über die Proscription zu weit ausgedehnt, indem ich es auf alle Classen der Nation angewendet wissen wollte. Indem ich aber die Straffälligkeit auf Alle angewendet zu sehen wünschte, denke ich doch wol menschlicher gewesen zu sein als Die welche die Schuldigen nur in einer Classe finden wollten."

Diese rührende Empfindsamkeit erinnert an die Worte Collot d'Herbois', welcher sagt: „Um der Welt das traurige Schauspiel einer Menge aufeinanderfolgender Hinrichtungen zu ersparen, wollte ich alle verurtheilten Verschwörer an Einem Tage vernichten. Dieser Wunsch war durch die aufrichtigste Empfindsamkeit angeregt."

Zwischen Barère und Collot d'Herbois besteht der Unterschied der Theorie und der Praxis. Sie verhalten sich zueinander wie die giftige Feder zum blutigen Beil. Die Empfindsamkeit des Letztern ist entschlossener, die Grausamkeit Barère's verzagter. Der gelehrte Henker ist nach Carnot's Aeußerung doch immer eine gute Seele geblieben.

Barère ist offenbar ein — vielseitiges Talent. Bei dem Verhöre Ludwig's XVI. präsidirt er dem Convent; am Todestage Marie Antoinette's speist er bei Robespierre; am 8. Brumaire des J. II unterstützt er das Decret das seinen Meinungsgenossen die Vertheidigung entzieht. Bis zum 10. Aug. ist er constitutionneller Royalist, bis zum 31. Mai Anhänger

der Gironde, bis zum 9. Thermidor Terrorist, bis zum 12. Germinal Reactionnair, nach dem 18. Brumaire Höfling des Ersten Consuls. Nach dem 2. Dec. 1804 wird er gar besoldeter Correspondent des Kaiserreichs; natürlich geht er 1814 aufrichtigen Herzens zu den Bourbons über. Man sieht daraus daß Legendre Recht hat wenn er von dem alten Arbeiter der Freiheiten Frankreichs, wie Carnot ihn nennt, sagt: „Der kleine Barère sucht sich immer bei Denen hintendraufzusetzen die am besten beritten sind." Ebenso treffend ist Boursault's Ausruf als er hörte der zur Deportation verurtheilte Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses habe das Schiff nicht mit bestiegen: „Diesmal hat also Barère doch vergessen mit dem Winde zu gehen."

Carnot erklärt diese Veränderlichkeit seines Helden aus der Inconsequenz seines Geistes und der Schwäche seines Charakters. Dafür daß Barère das 86. Jahr erreichte hat er eine wahrhaft geniale Erklärung. Er meint nämlich sein Freund habe die Macht der Ueberzeugung besessen welche dem Leben eine Art Zähigkeit verleihe. Also Barère's Ueberzeugung! Und doch straft in seinen Memoiren immer die folgende Behauptung die vorhergehende Lügen! Er hält die republikanische Regierungsform in Frankreich für — unausführbar, und bringt ihr Hekatomben von Menschenopfern. Er bekämpft, wie Carnot versichert, bei verschlossenen Thüren die Todescomités und gehorcht ihnen öffentlich wie der Henkersknecht seinem Herrn!

Carnot hat seinen Zweck verfehlt; die Apologie seines Helden schlägt in das Gegentheil um, da seine Handlungen ihre Kritik insichtragen. Barère ist nie etwas Anderes gewesen als der banale Gevatter des gräßlichen Charlatans, dem er die Muskete und den Becher präsentirte. Unter Ludwig IX. würde er den Tristan, unter dem Regenten den Dubois gespielt haben.

Barère beklagt sich über die Ungerechtigkeit der Menschen: er ist nie glücklich gewesen. Er lebte als Diener einer Revolution, die ihn nur geschaffen hatte um ihn zu vernichten, und die ihn verachtete indem sie ihn benutzte. Seine Frau hielt sich von ihm fern; mit seiner Schwester lag er im Streit. Als Journalist fehlte es ihm an Abonnenten, als Schriftsteller an Lesern. Seiner politischen Laufbahn gedachten wir oben: was bleibt da übrig? „Wir werden wie Kolosse erscheinen!" Vielleicht erblickte er zum Troste am fernen Horizonte das Piedestal das der Sohn eines Mannes der ihn nicht geachtet hatte ihm errichten würde. Vielleicht ahnte er daß eine spätere Zeit Götzendienst treiben mit den blutigen Schatten der Vergangenheit, und daß in einer krankhaften Richtung der Literatur die Poesie sie als Helden verherrlichen werde! 6.

Eine Hausrechnung von Luther.

Es dürfte vielen Lesern d. Bl. interessant sein auf eine Hausrechnung Luther's, eigenhändig von ihm geschrieben, aufmerksamgemacht zu werden, welches der Pfarrer Seidemann aus dem im geheimen Staatsarchive zu Dresden befindlichen Originale in Riedner's „Zeitschrift für historische Theologie" (1846, Heft 3, S. 410—418) hat abdrucken lassen. Luther hat diese Hausrechnung im J. 1542 als er sein Testament machte geschrieben. Man mag sich billig wundern woher Luther, der Mann der in die wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit so vielfach und so tief verflochten war, die Zeit nehmen konnte bei einem Haushaltungsnachweise in ein solches Detail einzugehen, wie es hier wirklich geschieht. Zugleich bezeugt das Ganze Luther's herzinnigliche Liebe zu den Seinigen, die er nach seinem Tode über diese und jene etwa eintretende Recherchen nicht rathlos lassen will. So merkt er einmal an: „Der Rat hat mir ettlich mal stein und kalck gelihen. Als ich nu offt vmb rechnung gebeten und zu bezalen erbotten, haben sie es ymer sagen lassen Es durffe keiner rechnung bis das der Burgermeister Herr krappe und der Stad Schreiber Vrban mir mundlich angezeigt Es sollt alles schlecht sein. So hab ich auch dazu mal vnd wil hie mit freundlich gedanckt haben. Wo sie es aber mit der zeit vergessen vnd bezalung fordern wurden So mus mein kethe oder kinder herhalten vnd meinen Dank wider zu sich nemen." Einer einzelnen Stückrechnung auf zwei halbe Jahre hat Luther die Aufschrift gegeben: „Wunderliche Rechnung gehalten zwischen Doc. Martin vnd kethen." Oft hat Luther, wahrscheinlich um sich für das trockene Zahlenschreiben und Rechnen einigermaßen zu entschädigen, Verse an den Rand, oft mitten hinein geschrieben, die ihn uns zeigen ganz wie er immer war, und von denen recht eigentlich Cicero's Worte gelten können: Ego certe singulos ejus versus singula ejus testimonia puto. Davon mögen zum Schluß wenigstens einige von hier aus weitergegeben werden, was sie, auch als solide Wirthschaftssprüche, gewiß verdienen:

Es gehort gar viel vnn ein Haus
Wiltu es aber rechen aus
So mus noch vielmehr gehn heraus
Des nim ein Exempel mein Haus.

Thu wie dein Vater hat gethan
Wo der wolt einen Pfennig han
Da fand er drey ym beütel bar
Damit bezalet er alles gar
Kein Heller wolt er schuldig sein
So hielt er Haus vnd lebet fein.

Thu wie dein Vater hat gethan
Wo der solt einen pfennig han
Da must er borgen drey dazu
Blieb ymer schuldig Rock vnd schu
Das heist denn hausgehalten auch
Das ym hause bleibt kein feur noch rauch.

Zum besten tünget der mist das feld
Der von des herren fussen felt
Das pferd wol fein gefuttert wird
Wo yhm sein herr die augen gibt
Der frawen augen kochen wol
Wol mehr denn magd knecht feur vnd koln.

20.

Literarische Notizen.

Funfzehnter eigenhändiger Brief von Montaigne.

Der glückliche Finder dieses funfzehnten eigenhändigen Briefs von Montaigne, von welchem bisher nur vierzehn als vorhanden bekannt waren, ist Achille Jubinal, und der Ort wo er ihn entdeckt die Bibliothèque nationale in Paris. Der Brief besteht aus drei Folioseiten, ist vom J. 1590, und an Heinrich IV. gerichtet. Natürlich hat Jubinal in einer Schrift den Brief sammt Facsimiles veröffentlicht, dabei aber zugleich Gelegenheit genommen sich in starker, manchen Personen vielleicht verdrießlicher Weise über die Verluste zu äußern welche die öffentlichen Bibliotheken in Frankreich während der letzten Jahre an Autographen und Handschriften erlitten haben.

Washington's Abschiedsansprache.

Laut Versicherung amerikanischer Blätter ist die Originalhandschrift von Washington's Farewell Address vor kurzem in Philadelphia öffentlich um das Meistgebot von 2300 Dollars verkauft worden. Dieselbe war bisher im Besitze der Testamentsvollstrecker des Herrn Claypoole. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 175. —— 23. Juli 1850.

Die Poesie der Neuzeit.

Kritische Streiflichter von E. Falkbeer.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 174.)

Wir kommen nun zu einer zweiten Gruppe von lyrischen Dichtungen. Es sei uns gestattet in möglichster Kürze über dieselben hinwegzueilen; wo Talentlosigkeit, gänzlicher Mangel an Phantasie und schöpferischer Kraft, ja sogar Unkenntniß der deutschen Sprache so klar zutageliegen wie hier, da hat die Kritik ein leichtes Amt, wenn überhaupt von Kritik hier die Rede sein darf; wir wollen gern zu Nutz und Frommen des Lesers die beschwerliche Wanderung antreten, so peinlich es auch sein mag auch nicht Eine Oase in dieser trostlosen Wüste zu finden.

20. Gedichte von Reinhold Hahn. Duisburg, Bagel. 1849. 16. 10 Ngr.
21. Jubellieder von Konrad Meyer. Zürich, Meyer und Zeller. 1850. Gr. 16. 9¼ Ngr.
22. Die Stimme der Natur. Gedichte von Friedrich Gorg. Speier, Neidhard. 1849. 8. 20 Ngr.
23. Libellen von Guido Fritsch. Breslau, Trewendt. 1849. 8. 15 Ngr.
24. Palmenzweige, gelegt auf den Hausaltar meiner Brüder und Schwestern. Wien, Gerold. 1849. 8. 12 Ngr.
25. Sämmtliche Gedichte bis zum Jahre 1849. Von Georg Ruschenbusch. Lüneburg, Engel. 1849. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hahn beklagt sich in der Vorrede zu seinen Gedichten daß in unserm Deutschland gar soviel geschrieben werde, und daß auch er nun genöthigt sei die sich anhäufende Masse der bereits vorhandenen Poesien zu vermehren; aber, fährt er fort, „trotz alledem und alledem, ich lasse drucken. Schon oft wollte ich auf der papierenen Bühne auftreten, mir fehlte aber der Muth. Vor einem Jahre versprach ich meinen Freunden Das zu thun was ich jetzt thue; also erfülle ich ein Versprechen." Wenn Dem so ist, so müssen wir uns freilich zufriedengeben: ein ehrlicher Mann muß sein Wort halten, Das steht fest; daß jedoch Reinhold Hahn uns zumuthet seine vertragsmäßig edirten Gedichte auch zu lesen, ist eine andere Sache. Wir rathen ihm wohlmeinend der Poesie zu entsagen — non omnia possumus omnes; oder wenigstens einen Cursus der deutschen Sprache durchzumachen bevor er jenen Versuch erneuert. Um dem Leser einen Begriff von dem Gesange dieses — Hahnes zu geben, wollen wir einige Strophen aus dem Gedichte „Sehnsucht" (S. 21) hier beisetzen:

> Sehnsucht nach dem theuren Lande,
> Wo auch ich ein Bürger bin,
> Wo ich Ruh' und Fried' noch kannte (!):
> Nach dem Lande zieht mich's hin.
>
> O, wann wirst du mir erscheinen,
> Holdes Herze, das mich band!
> O, wann mich mit dir vereinen,
> Heißgeliebtes Vaterland!
>
> Komm, du Herz, und still' mein Sehnen,
> Komm, du Land, und gib mir Ruh',
> Kommt und stillet meine Thränen,
> Kommt, mein Herze schlägt euch zu.

Meyer's „Jubellieder" und die wiener „Palmenzweige" schließen sich würdig den Hahn'schen Gedichten an. In beiden ist von einem höhern poetischen Schwunge keine Spur; es ist eben nur gereimte, mitunter sehr schlecht versificirte Prosa. Erstere enthalten Nichts als endlose Auffoderungen Gott zu lieben und anzubeten; in einem Gedichte: „Auf dem Dhawalagiri" (S. 51), ruft Meyer aus:

> Ha! in solcher Himmelsnähe schwindet all mein Herzeleid,
> Meine Harfe leg' ich nieder, ziehend an das Priesterkleid;
> Auf der Erde höchster Spitze bete ich den Schöpfer an,
> Segle ich wol um die Sonne auf des Himmels Veilchenbahn.

Diese Veilchenbahn ist unstreitig eine sehr nützliche astronomische Entdeckung; dem Seher nähern sich sofort fünf Adler, die ihm, wahrscheinlich mit Rücksicht auf sein Priesterkleid, den Koran, Zendavesta, Talmud, die Vedas und die Bibel bringen, die er alle auf einen lichten Opferherd wirft, bis endlich zu unserer großen Ueberraschung aus der schwarzen Asche unversehrt das Neue Testament emporsteigt. Die „Palmenzweige" scheinen die Erstlinge eines rosenwangigen wiener Poeten zu sein, der in seinem Buche Radetzky, die Kaiser von Oestreich und Rußland, seine Aeltern, kurz alles Mögliche besingt, mitunter auch politische Fabeln bringt, und in den Eingangsversen seiner poetischen Vorrede naiv genug die geschichtliche Wahrheit ausspricht:

Ihr nennt mich einen Dichter,
Allein ich bin es nicht.

Wir sind im Besitze eines Geheimnisses, welches wir der Oeffentlichkeit zu übergeben keinen Anstand nehmen. Wir glauben nämlich, wir vermuthen, ja wir sind überzeugt daß der gemüthliche Verf. dieser poetischen Versuche — Palme heißt: Palme — Palmenzweige. Ahnst du, Leser? Aber stille, nicht geplaudert; die Sache bleibt unter uns.

In Friedrich Sorg's Gedichten haben wir von der süßen, heiligen Natur keine Spur gefunden. Wenn wir alle Fehler und Lächerlichkeiten dieser Gedichte erörtern wollten, so müßten wir ein Werk darüber schreiben. Es ist unglaublich, wieviel Unsinn Jahr für Jahr in unserm lieben Deutschland gedruckt wird. Derlei Reimereien Poesie zu nennen kann nur einem Deutschen einfallen; und dabei hat Sorg die Anmaßung die pretentiöseste Vorrede von der Welt seinem — Werke voranzuschicken. Die beiden Gedichte „Selbstmord einer Fliege" und „Beim Nachhausegehen" z. B. sind der kolossalste Unsinn den wir je gelesen; in einem andern (S. 53) macht der Verf. den Bewohnern Europas geradezu den Vorwurf daß sie sammtundsonders Menschenfresser sind, und motivirt seine Anklage wie folgt:

Blickt umher, ihr Herren Europäer,
So man euch von Kannibalen spricht,
Glaubet mir's, die wilden Insulaner
Sind die größten Menschenfresser nicht.

Auch an tiefsinnigen Aphorismen leidet das Buch keinen Mangel, z. B. S. 14:

Frage.

Was wäre doch der Mensch, wenn Das was er verschmäht,
Sein Geist, sein zweiter Theil, ihm plötzlich mangeln thät'?

Wir glauben er wäre der Verfasser dieser Frage. Oder:

Die Christen der neuern Zeit.

Praktisch müssen Christen handeln,
Was geb' ich für euren Tand!
Was für das zur Kirche Wandeln,
Rechtthun heuchelnd, pfui der Schand'!

Der geneigte Leser wird an diesen Proben wol genug haben. Die „Libellen" von Guido Fritsch und Ruschenbusch's sämmtliche Gedichte haben einen unerquicklichen Eindruck in uns zurückgelassen. Wenngleich sie nicht von einem so gänzlichen Mangel an Talent zeugen wie die vorausbesprochenen Machwerke, und immerhin der gute Wille und redliche Fleiß beider Verfasser alle Anerkennung verdienen, so gehört zum Dichter doch etwas mehr als Kenntniß der Versmaße und der prosodischen Regeln. Jene künstlerische Begeisterung, um derentwillen wir dem wahren Dichter so manchen Uebergriff und Irrthum verzeihen, jenen „Deus in nobis", den Urquell aller schöpferischen Kraft, vermissen wir gänzlich in beiden Werken. Ueberdies sind die „Libellen" größtentheils nur Stückwerk; hier finden wir ein Fragment aus einem unvollendeten Drama, dort eine historische Erzählung die keine Pointe hat. Dazwischen Liebeslieder — toujours l'amour! Die Gedichte Ruschenbusch's leiden an einem besondern Mangel — wir meinen die Härte und Unbehülflichkeit des Ausdrucks. Das knarrt und kollert unaufhörlich, und diese Incorrectheit der Sprache gewährt uns wahrlich keinen Ersatz für die so trostlose Mattigkeit der Gedanken. Das Buch ist sehr voluminös ausgefallen; wahrscheinlich wollte uns der Verf. mit etwas allzu großer Gewissenhaftigkeit auch nicht eine einzige seiner Jugendarbeiten ersparen. Das Horazische nonum in annum scheint Ruschenbusch nicht beherzigt zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Deutschland und die Hugenotten. Geschichte des Einflusses der Deutschen auf Frankreichs kirchliche und bürgerliche Verhältnisse von der Zeit des Schmalkaldischen Bundes bis zu dem Gesetze von Nantes 1531—98. Von F. W. Barthold. Erster Band. Bremen, Schlodtmann. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine geschichtliche Arbeit wie die vorliegende, welche weniger den Körper der Thatsachen als ihren Geist und ihre Triebfedern zum Gegenstande hat, weniger den hochwüchsigen Stamm darstellt als seine oft tief in die Erde getriebenen Wurzeln und verborgenen Fasern aufdeckt, ist um so verdienstlicher, je weniger sie die Lesewelt befriedigt, je undankbarer sie daher ist. Denn abgesehen davon daß von ihr der Staub der aus Archiven und Bibliotheken mühsam gesammelten Urkunden und Pamphlete nur schwer abgewischt werden kann, vermag sie nicht ein Gemälde zu geben dessen Hauptgegenstand auf die es umgebenden größern und kleinern Gruppen Licht und Interesse verbreitet, und in lebendiger Wechselwirkung Beides von ihnen wiederempfängt, und entbehrt so des bei den mannichfaltigsten Schattirungen einheitlichen dramatischen Interesses welches der geschichtlichen Composition einen so hohen Reiz gibt. Dieser Reiz wird aber mit der Wahrheit oft theuer erkauft, und wer auch nicht einen Theil derselben als Preis daransetzen will wird solche Arbeiten mit um so freudigerer Theilnahme begrüßen, um so dankbarer aufnehmen, jemehr er ihre Schwierigkeit erkennt.

Diese Theilnahme und Aufnahme verdient das vorstehende Werk in hohem Grade. Es verdient sie durch den mühsamsten Sammler- und Forscherfleiß, durch eine ebenso besonnene als scharfsinnige Kritik, und durch eine Wahrheitsliebe welche bei aller Wärme des protestantischen und deutschen Gefühls dem kirchlichen und nationalen Parteigewissen und -Interesse schonungslos entgegentritt. Wenn es auch bei Werken von solcher mehr kritischen Natur weniger auf die Darstellung ankommt, so ist doch die des gegenwärtigen von so ansprechender Art wie sie bei dem das ganze Buch beherrschenden Gesetze der Wahrheit, und bei der löblichen Selbstverleugnung des Verf. die Personen oft urkundlich selbst reden zu lassen erlangt, und dem rohen, nicht selten widerstrebenden Stoffe nur irgend abgerungen werden konnte.

„Die thätigen Sympathien Deutschlands für die Kämpfe der Glaubensgenossen in Frankreich und den Einfluß derselben auf die Gestaltung des Nachbarvolks nachzuweisen" gibt uns der Verf. (S. 283) als den Plan seiner Schrift an, und rechtfertigt auf diese Weise das soeben von ihr Gesagte. Ref. möchte dieser Bezeichnung noch die hinzufügen daß das Werk die Füllung, die feinern und gröbern Schattirungen, oft aber auch die Nachtseite jener Geschichte gibt.

Was diese Nachtseite betrifft, so tritt sie am stärksten hervor und zieht sich durch alle Theile der Schrift: von dem

schmachvollen „Pensionsverhältnisse mächtiger deutschen Fürsten" zum Nachbarstaate im 15. Jahrhunderte an, und dem verrätherischen Bunde von Lochau und Chambord, in welchem Moritz von Sachsen und andere protestantische Fürsten dem ihre Glaubensbrüder in Frankreich blutig verfolgenden Könige Heinrich II. für den Schutz politischer und religiöser Freiheit die Reichsfestungen Metz, Toul und Verdun verkauften, durch die Intriguen französischer Emissaire, welche das Giftkraut innerer Zwietracht und der Empörung gegen das Reichsoberhaupt an den Höfen der deutschen Fürsten aussäeten, das französische Kundschafterwesen mittels deutscher gelehrten Spione bis zum Bruderkriege deutscher lutherischen Condottieri und ihrer Söldner gegen die französischen „Sacramentirer"! Französische Arglist und deutsche Plumpheit; dort Fanatismus neben Indifferentismus und heuchlerischem Vorgeben den lutherischen Bekenntnißschriften nahezustehen um die tiefe aufklaffende Wunde an dem Leibe des Protestantismus unheilbar zu erweitern, hier neben treuem Glaubenseifer der Fürsten, und gutgemeinten Bekehrungsversuchen an den Valois und den Guisen; dogmatische Pedanterie und confessionnelle Schulmeisterei, der papistische Cardinal von Lothringen, den strenglutherischen Herzog Ulrich von Würtemberg in Zabern durch seine dreitägigen echtevangelischen Predigten, und durch scheinbare Empfänglichkeit für die lutherische Lehre angirrend; der geächtete lutherische Pfaffenfeind, Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, für die Sicherung des schon geraubten Kirchenguts dem heiligen Vater seinen Arm gegen die Habsburger nicht erfolglos anbietend, und die Lehre des Dekans des Cardinalcollegiums, „die Leiber der Türken zu gebrauchen, und die Seelen den Theologen zu lassen"; weitverbreitete Zerwürfnisse, Zersetzung der Parteien, tiefe Zerrissenheit, fast gänzliche Verrückung der Rechtspunkte und sittlicher Pflichten, Verdunkelung des christlichen Bewußtseins u. s. w.

Der Verf. erliegt jedoch nicht seinem sittlichen Unwillen über all diese Zustände, sondern schwingt sich von denselben auf um den Leser auf den geschichtlichen Standpunkt zu erheben der schon hienieden einen Blick in die unausbleiblichen Gottesgerichte gestattet. Ein solches, und zugleich eine merkwürdige göttliche Bewahrung unsers deutschen Vaterlandes vor noch ärgern Zerwürfnissen ist ihm der Tag von Sievershausen: da der Tod des Kurfürsten Moritz von Sachsen ebenso die Bande sprengte mit denen die hinterlistige französische Politik Deutschland zu umstricken angefangen hatte, und die auf dem Haupte des arglosen Ferdinand wankenden Kronen des römischen Kaiserthums und Böhmens vor dem Falle bewahrte, wie die Niederlage des Markgrafen Albrecht das Deutsche Reich gegen Plünderung wilder, gesetzhöhnender Söldnerscharen und vielleicht gar gegen Abzweigung eines Soldatenreichs schützte. Weniger in die Augen fallend und innerlicher und tiefer, aber vielleicht um so wichtiger und das sittliche und religiöse Gefühl ansprechender ist das Gericht welches nach dem Verf. aus ihrer Unterstützung der Protestanten gegen das Reichsoberhaupt für die französischen Könige folgte, aus jenem der eigenen Kirchenlehre so schnöde widersprechenden, Leib und Seele trennenden Dualismus. Dieses Gericht bestand zwar zunächst in dem gefährlichen Beispiele welches ein solcher Bund den einheimischen Ketzern gab, ging aber weit furchtbarer in die königsmörderischen und thronumstürzenden Lehren der Ligue über und schnellte selbst auf den Wagschalen der Politik das Gewicht des Sündenlohns jener deutschen Städte hoch in die Luft. Schon bald nach diesem Staatsstreiche eiferten Mönche in den Hauptkirchen von Paris über die gottlose Verbindung ihres allerchristlichsten Königs mit den deutschen Ketzern, und wendete ein Jakobiner in aufrührischer Predigt den Bibelvers: „Principes sacerdotum concilium fecerunt adversus Jesum" auf Heinrich II. und den Cardinal von Lothringen an. „Das war", sagt unser Verf. (S. 92), „der erste leise Hahnenschrei welcher die Ligue verkündigte."

Zu der Füllung und den Schattirungen der Geschichte die uns von dem Verf. gegeben werden gehören die gegenseitigen Einwirkungen der beiden, trotz späterer Entwickelung politischer, sittlicher und sprachlicher Verschiedenheit, aus derselben volksthümlichen Wurzel erwachsenen Länder. Es ist dieses eine sehr anziehende, weil, soweit dem Ref. bekannt, wenig hervorgehobene Seite der Geschichte, und es erregt großes Interesse in wenigen Zügen zu sehen wie die aus gemeinsamer Wurzel emporgewachsenen Stämme bald auseinandergehen, bald sich annähern, und mit ihren Aesten und Zweigen verschlingen, bald aber auch der eine den andern überschattet und seinen Aufwuchs hemmt. Die Zeit Friedrich's I. ist dem Verf. die Mittagshöhe des deutschen Glanzes. Dann aber erhebt sich Frankreich unter Philipp August durch Einheit des Königthums, nach Beseitigung der Kronvasallen und durch gesetzliche Ordnung, und erlangt auch eine geistige Ueberlegenheit, in der seine Theologen in reformatorischer Kühnheit und gelehrtem Eifer den trägen und befangenen deutschen, welche ihre Kirche wieder in die alten hierarchischen Fesseln schmieden lassen, vorleuchten. Hierauf tritt um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit dem reichen Erbanfalle Burgunds an Maximilian I., der Erfindung der Buchdruckerkunst, dem Feuergewehr und dessen und des Fußvolks vervollkommnetem Gebrauche ein neuer Umschwung ein, unter dem der deutsche Geist der französischen Sorbonne die verrosteten Waffen der Dialektik und Scholastik entwindet, und die kirchliche Umwälzung anbahnt: während Deutschlands Landsknechte vor den stolzen, adeligen „Hommes d'armes" ein entschiedenes Uebergewicht gewinnen.

Aber dieses Uebergewicht und das den Franzosen durch dasselbe abgedrungene Geständniß der Armuth an waffengeübten Männern schlagen gerade in das entgegengesetzte Verhältniß um: indem sie das den kriegslustigen Deutschen stets anlachende Söldnerwesen befördern, welches bald in jenes Pensionsverhältniß deutscher Fürsten und Condottieri übergeht, und die französische Abhängigkeit in eine weit schmachvollere deutsche verkehrt. Dieser Abhängigkeit hatte zwar das Bedürfniß der Hülfe welches die deutsche Reformation vor Karl V. nach dessen Siege bei Mühlberg fühlte, einen augenblicklich und theilweise veränderten und reinern Charakter gegeben, doch sehen wir sie nach dem Frieden von Passau und in den Hugenottenkriegen, aus gleichem Bedürfnisse der katholischen und reformirten Franzosen wieder in die frühere bloßer Miethlinge zurückkehren, und französische Katholiken und Protestanten um deutsche Söldner sich gegenseitig überbieten.

Aus diesem Verkehr läßt der Verf. jedoch Lichtpunkte hervorleuchten, um so heller und erfreulicher, je einsamer sie sind und je dunkler der sie umgebende Grund ist. So beförderte dieser Verkehr eine sehr lebendige, geistige Wechselwirkung, in der die Höfe deutscher Fürsten von französischen Gelehrten beschickt wurden, die Söhne des deutschen Adels an französischen Universitäten studirten, und wieder von den Franzosen gegen feinere Sitte gründliche Gelehrsamkeit eingetauscht wurde; während deutsche lutherische Söldner in den Kriegslagern der französischen Katholiken reformatorische Ideen fruchtbringend verbreiteten, und viele kriegsgefangene Franzosen trotz Scheiterhaufen und Blutedicten als „Lutheraner" (wie alle französischen Protestanten vor dem unglücklichen Abendmahlsstreite hießen) in die Heimat zurückkehrten. Ein anderer Lichtpunkt ist: wie deutsche protestantische Fürsten und Edle für ihre bedrückten und verfolgten französischen Glaubensbrüder sich erst verwendeten, und nachdem das Gemetzel von Vassy das Gewebe ausweichender Erklärungen, jesuitischer Reservationen und lügenhafter Verheißungen vollends zerstört, und ihnen über den geheimen Bund des Valois mit dem spanischen Habsburg zur Ausrottung der Ketzer die Augen geöffnet hatte, für sie die Waffen ergriffen; wie 1200 deutsche Reiter der Erklärung daß ihr Oberst (Roggendorf) ein „Schelm" und Verräther sei, und sie dessen und des Herzogs von Guise Lager zu verlassen hätten, folgten und sich unter die Fahnen des Prinzen von Condé begaben u. s. w. Und wenn jene uneigennützige Hülfeleistung

der deutschen Fürsten allerdings nicht so schnell erfolgte als der an sie ergangene Nothruf foderte, so muß dabei in Anschlag gebracht werden daß es ihnen nicht sobald klar wurde auf welcher Seite sich die gesetzmäßige Gewalt befand: indem die Königin Katharine der bekannten schriftlichen Auffoderung an den Prinzen Condé ihren unmündigen Sohn Karl IX. gegen den trotzigen Uebermuth der Guisen zu schützen eine unsichere Fassung gegeben, und sie nicht einmal datirt hatte, und der erste Prinz von Geblüte, der König von Navarra, im steten charakterlosen Schwanken zwischen der Messe und der Predigt einherirrte.

Dieser Zug der Bedächtigkeit ist von großer geschichtlichen und dogmatischen Wichtigkeit, da er theils den deutschen Charakter im Allgemeinen, theils aber den der deutschen Reformation insbesondere bezeichnet und den kecken, dem Republikanismus stark sich hinneigenden Charakter der schweizerischen und calvinischen Reformation noch mehr hervorhebt. Diesen Charakter steigerten erfahrene Treulosigkeit und Grausamkeit zu dem unversöhnlichsten Gegensatze gegen die römische Kirche und Partei, und zu einem Rachegefühle von dem selbst der edle Coligny nicht frei war, und in welchem die Hugenotten im Vergleiche mit den Makkabäern sich gefielen. Auch ihre Gelehrten halfen ihn ausbilden: wovon in Hotoman's Frankreich als ein Wahlreich darstellender Schrift: „Franco-Gallia", und in Hubert Languet's, des Freundes Melanchthon's, „Junius Brutus" oder „Vindiciae contra tyrannos" unleugbare Zeugnisse vorliegen.

Dieses führt den Berichterstatter auf die mannichfachen interessanten Vergleiche deutscher und französischer Zustände, welche der Verf. in wenigen Strichen mehr andeutet als zu eigentlichen Parallelen ausführt. So erinnert ihn die verunglückte Verschwörung von Amboise (1560) an die des Kurfürsten Moritz von Sachsen: indem jene dadurch daß bei ihr gleichfalls um die Hülfe des Auslandes geworben wurde mit dieser Aehnlichkeit hat; aber wieder dadurch daß sie nicht wie letztere um verrätherischen Lohn verkauft wurde eine uns Deutschen sehr unrühmliche Verschiedenheit. Eine noch größere Aehnlichkeit, ja eine völlige Gleichheit, bietet der Bund der Hugenotten mit der Königin Elisabeth von England um den Preis von Havre de Grace (1562). Wenn aber der Verf. auch der französischen Schmach erwähnt, so läßt ihn seine objective Gerechtigkeit nicht verschweigen daß, während die jeglichen Nationalgefühls entbehrenden Deutschen den Verlust von Metz, Toul und Verdun leicht verschmerzten, und die durch die Hugenottenkriege ihnen gebotene Gelegenheit diese Plätze wiederzuerlangen versäumten, das französische Nationalgefühl sich bald wieder aufraffte, und der hugenottische Adel in stürmischer Tapferkeit mit dem katholischen wetteiferte, durch Vertreibung der Engländer seinen Landesverrath an dieselben zu sühnen (1563). „Dieser Nationalzug", sagt unser Verf. (S. 529), „that der Welt kund wie groß bei allem kirchlichen und politischen Fanatismus der Gesinnungsunterschied zwischen Franzosen und Deutschen sei, die selbst nach dem Vertrage zu Passau nicht nur ihren Kaiser vor Metz allein ließen, sondern auch ob seiner Schmach noch frohlockten." Um die deutschen protestantischen Leser den Becher bitterer, aber vielleicht heilsamer Selbsterkenntniß bis auf den Bodensatz leeren zu lassen, und ihnen seinen vollständigen Sieg des historischen Gewissens über das Parteigewissen zu zeigen, bemerkt der Verf. daß, während so viele namhafte, vornehme Kriegsleute lutherischen Bekenntnisses 40 Jahre hindurch den Guisen und der katholischen Ligue ihr Schwert widmeten, oder für die Unterdrücker der kirchlichen und politischen Freiheit der Niederländer fochten, sich kaum ein einziger ausgezeichneter Katholik finde welcher den Hugenotten oder der mit ihnen verwandten Sache in den Niederlanden seine Dienste geweiht hätte. Er sucht diese schmachvolle Erscheinung mit den Worten zu motiviren: „Die Anhänger der alten Kirche blickten bei jedem politischen Ereignisse auf das Ganze, auf den Sieg ihrer Religion; der Gegenstand der großen Entzweiung gestaltete ihren Seelen sich immer als ein einfacher; die Bekenner des neuen Glaubens dagegen, unfähiger den Zusammenhang zu begreifen, oder gleichgültiger, wußten sich immer mit dogmatischen und politischen Rücksichten zu beruhigen, so oft der höhere Lohn oder ältere persönliche Verbindlichkeiten sie veranlaßten auf die Seite der Gegner ihrer Kirche zu treten" (S. 398). Als Vorbild solcher Gesinnungslosigkeit führt er Johann Philipp, Wild- und Rheingrafen zu Dhaun, an (von den Franzosen „comte Rhingrave, comte Sauvage" genannt), welcher obgleich sich seines Protestantismus rühmend, nicht blos selbst unter dem katholischen Paniere focht, sondern auch im Ernestinischen Thüringen seine Fähnlein aus überwiegend protestantischen Söldnern vervollständigte. Er scheute sich nicht als man am Erfolge seiner Werbungen zweifelte gegen den spanischen Gesandten in Paris zu äußern daß die Deutschen für Jeden föchten der sie bezahlte, ohne sich um die Ursache des Kampfes zu kümmern. Die Bezeichnung derselben durch Michel de Castelnau als „chevaux de louage" (S. 222) enthält daher eine traurige Wahrheit.

Alle diese und sonstige, theils ganz neue, theils auffallende, und das Parteigewissen verletzende Bemerkungen und Urtheile sind größtentheils aus Urquellen geflossen, und mit Documenten, Memoiren handelnder Personen, Depeschen der Gesandten u. s. w. belegt; wie denn überhaupt der Verf. der historischen Beglaubigungsmethode Meister ist.

Möge der vorstehende Bericht dazu beitragen die Theilnahme an einem geschichtlichen Werke zu verbreiten das gewiß zu den bedeutenden der Neuzeit gehört, und seinen verdienstvollen Verfasser bewegen uns nicht zu lange auf dessen Fortsetzung warten zu lassen. Ein Wunsch zu welchem den Berichterstatter auch ein speciell historisches und literarisches Interesse veranlaßt, da er von dem zweiten Bande für eine von ihm beabsichtigte Geschichte der französischen Reformirten eine noch reichere Ausbeute hofft als er sie schon in dem ersten gefunden hat. 74.

Miscellen.

Ein neuer Faust.

Bekanntlich hatte Grabbe den barocken Einfall den Faust und Don Juan in Eins zu verschmelzen. Ein neuerer italienischer Balletcomponist hat sich damit nicht begnügt, er hat noch „Robert den Teufel" und den „Freischütz" hinzugenommen. Der Vater Gretchen's ist der Comthur, der, durch Gold leicht bestechlich, vom Faust im Zweikampf erstochen wird, und zum Schlusse muß ein zwischen Felsen stehendes Madonnenbild den Höllenvertrag des Faust zerreißen. Die Teufelinnen, die übrigens nach der Versicherung Helfferich's, der dies Ballet in Florenz hat aufführen sehen, ganz wie die Mädchen des Steinlachthales gekleidet gegangen sind, verwandeln sich, während Faust mit dem Teufel auf dessen rothem Mantel davonreitet, mit einem male in polnische Polkatänzerinnen, und die Hölle wird — zum Serail.

Professoren-Gehalte und -Pensionen im 16. Jahrhundert.

Richard Crocus, ein seiner Zeit sehr namhafter Gelehrter, der zu den „wandernden" gehörte, wie sie im 16. Jahrhundert oft vorkommen, ein Engländer von Geburt, aber in Paris gebildet, ward vom Herzog Georg dem Bärtigen 1515 nach Leipzig berufen, wo er zwei Jahre lang griechische Literatur mit außerordentlichem Beifall lehrte, und dann nach England zurückging. Sein jährlicher Gehalt bestand in 10 Goldgülden. Da erscheint es allerdings noch als eine große Ausnahme wenn Kurfürst August, etwa 50 Jahre später, der Witwe des berühmten wittenberger Professors Bugenhagen eine jährliche Pension von 100 Goldgülden aussetzte! 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 176. —— 24. Juli 1850.

Die Poesie der Neuzeit.

Kritische Streiflichter von E. Falkbeer.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 175.)

Wir haben jetzt dem Leser drei Werke vorzuführen die, ihrer Tendenz und ihrem poetischen Werthe nach wesentlich verschieden, immerhin als eigenthümliche literarische Erscheinungen zu betrachten sind, und insofern eine ausführliche Besprechung verdienen. Es sind dies:

26. Rhythmen und Reime von K. M. Winterling. Erlangen, Enke. 1849. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

27. Die Reime des Minne- und Volkssängers Müller von der Werra. Mit Portrait und Compositionen von Lindpaintner, Schnyder von Wartensee, Lachner, Abt, Zöllner, Nägeli u. A. Zürich, Höhr. 1849. 16. 2 Thlr. 6 Ngr.

28. Gedichte von Julius Schrader. Berlin, Trautwein. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.

Winterling tritt jedenfalls mit einem merkwürdigen Buche vor die Lesewelt. Seine Absicht ging offenbar dahin etwas Neues, Frappantes zu bieten, die Aufmerksamkeit des Publicums zu fesseln, und nebenbei (im Vergleiche mit dem Frühern ein sehr edler Zweck) die deutsche Literatur mit einer ganz neuen Dichtungsart zu bereichern. Die spröde, nicht leicht zu erobernde Festung „Ruhm" gleich tausend andern Schriftstellern zu belagern war Winterling zu langweilig, und gleich einem genialen Feldherrn unternahm er es in die etwas unbequemen Bollwerke der Literaturhistoriker Bresche zu schießen und die Festung im Sturm zu nehmen. Diese Absicht schimmert bei verschiedenen Stellen seiner etwas pretentiösen Vorrede hindurch, woselbst uns der Dichter einige „zur Selbstbeachtung in sein Diarium eingetragene Reflexionen" zum Besten gibt, und sodann fortfährt:

Wer kann heutzutage, wo die Welt gegen Dichtwerke jeder Art so gleichgültig geworden, noch mit der Hoffnung sich schmeicheln gelesen zu werden, wenn er in den Zuständen und Situationen nicht Frappantes bietet, wenn er überhaupt nicht ein Genre cultivirt das so sehr vom gewöhnlichen abweicht daß es durch seine Neuheit nothwendig die Aufmerksamkeit desjenigen Theils des Publicums der noch für Etwas aus dem heitern Reich der Musen zu gewinnen ist aufsichziehen, und ist diese Aufmerksamkeit einmal gefesselt, den Leser auch wol zu einem liebenden Eingehen in die ganze Art und Weise des Dichters veranlassen wird. Ja, es bleibt hier durchaus keine andere Wahl als ein gewagter Salto mortale. Kommt durch diesen der arme Poet lebend bei andern Lebendigen in der Tiefe des Welttreibens an, so ist's gut; wo nicht, so bleibt er eben auf dem Moder der thurmhoch aufgehäuften Maculatur liegen, und liegt dort, wenn nicht etwa ein Posaunenstoß der Nachwelt ihn aus seinem lethäischen Schlummer weckt, von den Zeitgenossen beiweitem vergessener als wenn er durch seinen Salto blos in den Index librorum prohibitorum hineingesprungen wäre.

Das ist, mit Erlaubniß des Dichters, eine gefährliche Doctrin, bei welcher das Dämchen Poesie, um die es sich doch eigentlich handelt, mit etwas gar zu rücksichtsloser nonchalance beiseitegeschoben wird. Anerkennung der Zeitgenossen, mit bescheidener Hindeutung auf einen etwanigen „Posaunenstoß der Nachwelt", ist das Ziel des Dichters; daß er bei Verfolgung desselben mit den Verfassern unsittlicher oder staatsgefährlicher Werke auf Eine Straße geräth, scheint ihm am Ende ziemlich gleichgültig zu sein.

Zu diesem Zwecke nun hat Winterling seine „Rhythmen und Reime" geschrieben. Das Werk ist in vier Theile gesondert, deren erster „Epigramme" in vier Centurionen bringt, der zweite (unstreitig die meiste Beachtung verdienende Partie des Buches) „Mimen und Idyllen", der dritte Theil, „Dichterspielwerk" überschrieben, enthält Dizains, Etrennes, Madrigals u. s. w. (exotische Pflanzen, die sich bei uns trotz aller, von theilweise berühmten Dichtern schon angestellter Versuche nicht akklimatisiren lassen), der vierte endlich bringt „Gedichte an Personen". Wenn wir nun ein freimüthiges Urtheil über dieses, jedenfalls die volle Aufmerksamkeit des kunstliebenden Publicums in Anspruch nehmende Werk abgeben sollen, so müssen wir gestehen daß der Gesammteindruck den es in uns zurückgelassen kein dem Dichter günstiger war. So unverkennbar auch das Streben desselben nach Originalität und künstlerischer Vollendung, so anerkennenswerth sein Fleiß und seine redliche Bemühung sind, so ist das Ganze doch nur gemacht, nicht gedichtet; es fehlt ihm der warme belebende Hauch, jene edle Begeisterung, die uns bei wahren Dichterwerken so mächtig ergreift, mitfortreißt und zu lichten Höhen emporträgt. Wir haben uns bei Durchlesung dieses Buches lebhaft an die Fabel von jenem Automate erinnert, welches von einem kühnen Mechanikus geschaffen,

sich wol bewegen konnte, aber nicht lebte, menschliche Töne vonsichgab, doch in der That keine Seele hatte; und nun verfolgte das Kunstwerk seinen unglücklichen Schöpfer über Berg und Thal, und kreischte ihm unaufhörlich mit heiserm Kehllauten zu: „Give me a soul!" Die Epigramme des ersten Theils sind in der Regel kernig, voll Geist und Laune, mitunter sogar scurril, beinahe durchweg nach classischen Mustern gebildet; bei den „Mimen und Idyllen" (auf welche sich der Verf. am meisten zugutethut) scheint ihm, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die Absicht vorgeschwebt zu haben die Idylle salonfähig zu machen. Inwieweit ihm Dies gelungen wollen wir getrost dem eigenen Urtheile des Lesers überlassen. Winterling führt uns in seiner überhaupt höchst merkwürdigen Vorrede zu Gemüthe wieviel Angstschweiß oft einem Dichter das Hervorbringen seiner Werke koste, wieviel Opfer er bringen müsse, und wie sehr er daher Nachsicht zu fodern berechtigt sei. Wir verkennen Das keineswegs und wollen dem schätzenswerthen Streben Winterling's unsere Anerkennung nicht versagen. Allein Begeisterung läßt sich nicht erzwingen; wir haben das Buch mit der schmerzlichen Ueberzeugung aus der Hand gelegt daß dessen Verf. ein sehr gewandter Stilist, ein vielseitig gebildeter, mit gründlichen Kenntnissen ausgestatteter Schriftsteller — aber kein Dichter ist.

Winterling's geistiger Antipode ist der kecke und liederreiche Troubadour, Müller von der Werra. Während bei Jenem Alles gemacht, berechnet ist, sprudelt bei Diesem der innere Quell in frischen, anmuthigen Gesängen über. Daß Müller in der Ueberschrift seines Buches den Titel eines Volkssängers anticipirt dürfte freilich etwas gewagt sein; den eines Minnesängers hat er sich selbst mit Fug und Recht gegeben. Liebe ist das erste und letzte Wort Müller's von der Werra; aus dem düstern, wirren Treiben der Gegenwart hat sich diese echte Dichternatur in die Abgeschiedenheit eines idealen Traumlebens geflüchtet, und gleich der Lerche, die hoch über dem Dunstkreis ihr schmetterndes Lied erschallen läßt, klingt uns sein lebensfroher Gesang aus den freien Schweizerbergen herüber. Wir wollen damit die vielen Fehler und Schwächen der vorliegenden Gedichte keineswegs bemänteln: es scheint ihnen eben die letzte Feile zu fehlen und das Werk überhaupt in großer Eile entstanden zu sein; die Sprache ist mitunter hart, der Reim nicht immer ganz correct, auch stört uns die Monotonie der Gedanken; die häufig vorkommenden Frühlingslieder sind eben nur Paraphrasen zu Heine's wunderlieblichem Gedichte:

> Leise zieht durch mein Gemüth
> Liebliches Geläute.
> Klinge, kleines Frühlingslied,
> Kling' hinaus ins Weite.

Allein wenn Müller auch die Tiefe und der Schwung unserer bevorzugten und gefeierten Lyriker fehlen, so entschädigen uns doch sein reines, unverdorbenes Gefühl, die edle Begeisterung, durch die ihm jeder Baum, jede Blume zum Objecte der Dichtung werden, die frische, muntere Poesie seiner Lieder und Romanzen in reichem Maße für die eben gerügten Mängel. Als vorzüglich gelungen heben wir den „Nachtigallengesang" überschriebenen Theil des Buches hervor, welches, wie es jetzt als ein Fertiges, Ganzes vor uns liegt, jedenfalls einen wohlthuenden Eindruck in unserer etwas gemüthskranken Zeit machen muß. Einen besondern Reiz gewinnt es durch die angefügten Compositionen von berühmten Tonsetzern, sowie durch den schönen Stahlstich, das Portrait des Verf. Wir begrüßen das Buch als eine willkommene Erscheinung und glauben daß es in keiner Sammlung von vaterländischen Dichtern fehlen sollte.

Julius Schrader's Gedichte empfehlen wir allen Freunden einer geistreichen und anregenden Lecture. Ruhe und Klarheit, eine leidenschaftslose Weltanschauung, überhaupt ein unverkennbares Streben nach Goethe'scher Vollendung charakterisiren im Allgemeinen diese Gedichte. Schrader's Diction ist durchaus rein und edel, sehr häufig verschmäht er den modernen Reim; das phaläcische Versmaß, selbst der classische Hexameter wechseln anmuthig mit den zeitgemäßern Jamben und Trochäen ab, und die tiefen, sinnigen Gedanken, die er uns oft in schlichter, schmuckloser Sprache bietet, konnten durch diese antike Form des Liedes nur gewinnen. Als vorzüglich gelungen bezeichnen wir die Gedichte Nr. 34 und 35 (diese Methode jedoch, die einzelnen Lieder nicht zu überschreiben, scheint uns ebenso capriciös wie jene Kauffer's, welcher die Anfangsverse seiner Gedichte als Ueberschrift benutzt); ferner Nr. 52 (in Sicilien geschrieben und den Weg von Syrakus nach Catania schildernd), 58, 65, endlich das vorletzte Gedicht der Sammlung Nr. 75, welches wir hier beisetzen wollen.

> Und gewiß zur rechten Stunde
> Kommt herab ein Gotteswehn,
> Auf der Erde schönem Grunde
> Wirst du frisch und freudig steh'n,
>
> Wie ein Wand'rer wüster Räume,
> Der die Heimat wiedersieht,
> Wie ein Schläfer banger Träume,
> Dem nun hell der Osten glüht,
>
> Dem ein Gott die dunkeln Weiten
> Seines Lebens aufgehellt,
> Wie ein Mann der ernsten Zeiten
> Dem es Tag ist in der Welt.

Noch haben wir dem Leser über einige epische Dichtungen Bericht zu erstatten.

29. Ismelda Lambertazzi von Adolf Doerr. Darmstadt, Leske. 1850. 16. 20 Ngr.
30. Theudelinde, Königin der Lombarden. Von O. F. Gruppe. Berlin, Decker. 1849. 8. 1 Thlr.
31. Im Hafen. Lyrische und epische Dichtungen von Moris. Wien, Kaulfuß Witwe, Prandel u. Comp. 1849. Gr. 8. 24 Ngr.

Doerr hat den Stoff zu seiner poetischen Erzählung (den auch Halm in seinem gleichnamigen Trauerspiele benutzt hat) aus Sismondi's „Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter" genommen. Der be-

rühmte Historiograph erzählt uns in dem vierten Theile des erwähnten Werkes eine erschütternde Episode aus dem Kampfe der Guelfen und Ghibellinen, als deren Häupter sich zu Bologna die Gieremeï und Lambertazzi gegenüberstanden. Zwei junge Leute, natürlich aus den feindlichen Fürstenhäusern, liebten sich, und fanden Mittel sich zu besuchen. Doch die Brüder Ismelda's entdeckten die verwegene That ihres Todfeindes Gieremeo, überfielen ihn, durchstachen ihn mit einem vergifteten Dolche und vergruben die Leiche in einem verödeten Hofe. Ismelda, den Blutspuren nachgehend, fand die Leiche und sog das Gift aus der noch blutenden Wunde, um in edler Aufopferung womöglich das Leben des heißgeliebten Jünglings zu retten. So fanden sie bald darauf die herbeieilenden Frauen leblos hingestreckt neben der Leiche ihres ermordeten Freundes. Diese Erzählung, einfach und doch so rührend, wird in dem Buche Doerr's zu einem Epos von drei Gesängen ausgesponnen; der Dichter verschmähte es oder verstand es nicht seinem Gemälde ein historisches Colorit zu geben, und uns den blutgetränkten Himmel des damaligen und zum Theile auch jetzigen Italiens in der Perspective zu zeigen. Daher hat das Gedicht einen mehr lyrischen als epischen Charakter; die Personen treten nirgend in den Vordergrund, die Begebenheiten verschwimmen, auf das von Parteien durchwühlte Land (ein so dankbarer Stoff für den Dichter) wird nur mit wenigen Worten hingedeutet; wir haben eine empörende Gräuelthat vor uns, die nirgend motivirt ist, und selbst dem heroischen Opfer Ismelda's fehlt die sittliche Berechtigung. Das Ganze ist nicht gerundet, es fehlt ihm die plastische Vollendung; auch die Sprache, obschon an mehren Stellen schön und schwungvoll, ist doch in der Regel nicht correct; es nimmt uns Wunder daß der Dichter, bei dem Dante und Tasso in hoher Gunst zu stehen scheinen, nicht die ottave rime gewählt hat, worin doch unsere Sprache Tüchtiges zu leisten im Stande ist.

Auch Gruppe's episches Gedicht: „Theudelinde, Königin der Lombarden", dürfte nicht für die Nachwelt geschrieben sein. Die poetische Erzählung ist in vierfüßigen Trochäen gedichtet, der Vers mitunter fließend, häufig aber kommen Wiederholungen vor, welche den Eindruck schwächen.

Der König Authari meldet sich bei Theudelinde als Freier unter dem Namen Irathva (eine Umsetzung, die für die damalige Zeit doch etwas zu humoristisch sein dürfte); sie heirathet ihn, heirathet später den Mörder ihres Mannes, doch nicht ohne früher zur Nachtzeit sich „bei Fackelschein" nochmals das Gemälde ihres schändlich ermordeten Authari (auch Irathva) besehen zu haben, worauf sie sich wieder aufs Lager streckt „und entschlief auf weichem Pfühl". Als nun ihr zweiter Gemahl zu sterben kam, da will er dem Beichtiger die Herkunft eines geheimnißvollen Knaben entdecken, der in dem Buche zu wiederholten malen als handelnde Person auftritt; allein der Tod überrascht ihn, seine letzte Rede bleibt unvollendet, und — der Leser hat das Nachsehen.

Marlo's lyrische und epische Dichtungen verrathen ein bedeutendes Talent, und besonders der zweite Theil des Buchs, welcher poetische Erzählungen enthält, berechtigt uns zu diesem Urtheil. Vorzüglich schön ist die Erzählung „Ein Indianergrab" (S. 177), weniger gelungen „Charlotte Corday" und „Der Karthäuser". Aber auch als Lyriker hat Marlo Verdienstliches geleistet; wir erinnern an die beiden Gedichte: „Früher Tod" und „Sommernachtstraum" (S. 116—117), deren erstes wir, seiner vorzüglich prägnanten Stellen wegen, hier beisetzen wollen.

> Gelebt hab' ich ein kurzes Leben,
> Doch kann die Welt kein schön'res geben,
> So mag's geschlossen sein;
> Ich lieb' es nicht dahin zu wanken,
> Wie Tausende vor mir verfanken,
> Vergessen und allein!
>
> Der Glut die nach und nach verlodert,
> Dem alten Stamm der lange modert
> Tönt keine Klage nach:
> Der Baum nur den der Blitz getroffen,
> Und der noch manche Frucht ließ hoffen,
> Ruft uns're Thräne wach!
>
> So rausche, Blitz! auf mich hernieder,
> Wär' dies das letzte meiner Lieder,
> Ich ginge gern zur Ruh'!
> Gelebt hab' ich ein kurzes Leben,
> Doch kann die Welt kein schön'res geben,
> So schließt die Pforten zu!

Mezzofante.

Zu der biographischen Skizze die in Nr. 85 d. Bl. dem während der Revolutionsstürme so still heimgegangenen Cardinal Mezzofante gewidmet ist, könnte jedenfalls mancher Deutsche den einst gelehrte oder künstlerische Studien in die ewige Stadt geführt aus eigener Erfahrung Ergänzungen liefern. Denn gewiß haben sehr wenige versäumt den angestaunten Sprachenfürsten zu sehen; auch war seine Leutseligkeit groß genug um wißbegierigen Fremden zu wiederholten Besuchen den Muth zu geben. Im Frühjahre 1843 hatte ich mehrfache Gelegenheit den liebenswürdigen Greis zu beobachten; die Empfehlung des Prinzen Johann, dessen Name auch in Rom eine große wissenschaftliche Berühmtheit besitzt, wußte derselbe hoch zu ehren. Was ich an seinen deutschen Unterhaltungen bewunderte, das war die Gewandtheit womit er das Deutsche wie ein alter Landsmann sprach, obschon er nie die italienische Grenze überschritten. Auch mit den deutschen Lettern war seine Hand vollkommen vertraut, was bei Ausländern die des Deutschen kundig sind bekanntlich selten ist. Doch von meinen Anekdoten nur eine und zwar von griechischer, nicht von deutscher Sprachfärbung. Eines Tags unternahm er es mir im Neugriechischen eine Lection zu geben, wozu er die Iliade benutzte. Er sagte mir dabei daß er wohl wisse wie hoch gerade in Sachsen die altklassischen Studien gehalten würden. Hiervon hatte ich den Einfall ihm einen Beweis geben zu wollen; ich übersandte ihm „Εἰς Μεσοφάντην" ein paar alcäische Strophen, wovon sich die zwei letzten etwa so übertragen lassen:

> Auf, juble, Roma, fei're den selt'nen Schatz,
> Der Sprache Priester fei're mit hohem Preis!
> Freund nennt der Nord ihn, Freund der Süden,
> Parther und Perf' und der Sohn der Wüste.

Von Pfingsttags Wunder bist du begeistert voll,
Wie heil'ge Flammen glänzt's von den Lippen dir.
Dich nennt Sanct=Peter's Haus den Weisen,
Rom hat dich lieb wie sein eig'nes Auge. *)

Tags darauf empfing ich folgende Antwort von Mezzofante's Hand:

Σοὶ μὲν ἀπὸ γλώσσης ῥέει ὡς μέλι Ἑλλάδος αὐδή **),
Ἐκ δὲ λύρης ἠχεῖ γῆρυς ἐναρμόνιος.
Νῦν δ'ἄρα τίς σοι ἀμείψεται; εἰ μὴ Πίνδαρος αὐτός
Τὴν φόρμιγγα λάβοι καὶ βαθέως κελαδοῖ.
Ἐν Ῥώμῃ ‚αωμγ' I. Μεσοφάντης.

Ein florentinischer Poet ließ sich von seinem Respecte vor diesen Zeilen des gefeierten Cardinals zu zwei Uebertragungen hinreißen:

Qual miele in te l'attica lingua scorre,
E sa belle armonie tua lira sciorre.
Or chi ti vinca, se la cetra in mano
Non faccia altisonare il gran Tebano?

Scorre l'attica lingua in te qual miele,
E tua lira armonizza a piene vele.
Or chi ti vincerà, se pur la cetra
Pindar non tocchi e il suon ne mandi all' etra?

Was auch immer an dieser Poesie mag auszusetzen sein, Das wenigstens möchte sich schwerlich wiederholen daß ein römischer Cardinal einem wandernden Theologus aus dem berühmten Ketzerlande ein griechisches Lobgedicht widmet. Natürlich dient auch dieser Zug zur Charakteristik des seltenen Mannes. 35.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., Märchen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Illustrirt von T. Hosemann, Graf Pocci, L. Richter rc. 1ste Lieferung. Berlin, Simion. 8. 5 Ngr.

Arentsschildt, L. v., Dichtungen. Neue Sammlung. Hannover, Hahn. 16. 1 Thlr.

Braun, E., Griechische Mythologie. In drei Büchern. 1stes Buch. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 27 Ngr.

Sloeden, C. A. G. v., Aufschluß über mein Verhältniß zum Freimaurer=Orden im Allgemeinen und zu der Großen Landes=Loge von Deutschland zu Berlin im Besonderen. Einladungsschrift zu einer Veröffentlichung der wichtigsten Actenstücke zur Geschichte Beider. Für Maurer und Nicht=Maurer. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Hildebrandslied, herausgegeben von A. Vollmer und K. Hofmann. Leipzig, Mayer. Lex.-8. 15 Ngr.

Raum, Zeit, Bewegung oder Preußens Genius, getragen vom Zeitgeist. 1stes Heft. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 5 Ngr.

Reisen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne. Geschichte einer Somnambüle in Weilheim an der Teck im Königreiche Württemberg. Ein Buch in welchem Alle über das Jenseits wichtige Aufschlüsse finden werden. Herausgegeben von einem täglichen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit, und der höhern Offenbarungen. Mit einem Verzeichnisse derjenigen Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten, welche die Somnambüle angegeben hat rc. 7te verbesserte Auflage. Heilbronn, Landherr. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ritter, J. C. A., Wozu ist die Naturbeschreibung auf Deutschlands Gelehrtenschulen nütze? Ein Versuch zur Beantwortung dieser Frage. Marburg, Elwert. Gr. 8. 6 Ngr.

Rochau, A. L. v. u. G. Oelsner=Monmerqué, Das Erfurter Parlament und der Berliner Fürsten=Congreß. Politische Skizzen aus der Gegenwart. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schaum und Blasen der Revolution. Zeitbilder eines politischen Guckkastenmanns von K. L. R. Darmstadt, v. Auw. 8. 10 Ngr.

Schenckel, J., Deutsche Dichterhalle des 19. Jahrhunderts. Mit Einschluß Goethes und Schillers. In einer Auswahl ihrer vorzüglichsten Dichtungen. Mit erläuternden Anmerkungen und nach zuverlässigen, größtentheils von den Dichtern selbst mitgetheilten Notizen, biographisch=literarisch dargestellt. 1stes Heft. Mainz, Kunze. 8. 9 Ngr.

Skorzewski, H. S. J. Graf v., Von Renten-Papieren und Papier-Geld ohne Renten. Ein Wort zur Beherzigung in der jetzt allgemein gefühlten Geldnoth. Posen. Lex.-8. 3 Ngr.

Stern, S., Die Geschichte des deutschen Volkes in den J. 1848 und 1849. In 12 Vorträgen. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Gerhard. 8. à 2½ Ngr.

Storch, L., Nur eine Weberstochter. Historischer Roman aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Drei Bände. Grimma, Verlags=Comptoir. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tholuck, A., Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens. Band 6. — A. u. d. T.: Predigten über das Augsburgische Glaubensbekenntniß nebst einem Anhang von drei Cholerapredigten. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wöldernborff=Waradein, E. Freih. v., Der bürgerliche Rechtstreit dargestellt als Entwurf einer allgemeinen Rechtstreitordnung für die deutschen Staaten. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wollheim, A. E., Kurzgefaßte Mythologie aller Völker der Erde. Mit Abbildungen. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1849. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Eibach, L. W., Kann ein rechtschaffener evangelischer Christ in der Nassauischen evangelischen Landeskirche bleiben? Entgegnung auf Fr. Brunn's Verneinung dieser Frage durch seine sogenannte „Stimme eines Predigers in der Wüste.“ Wiesbaden, Schellenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Ernst, K., Das Recht der Kirche unseres Landes auf die bestehenden Schulen. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Jüngling, L., Die Staaten=Reform oder die Vereinigung der Parteien durch die Lösung der materiellen Frage. Leipzig, Matthes. 8. 6 Ngr.

Die protestantische Kirche Ungarns im Belagerungszustande. Leipzig. 8. 6 Ngr.

Eine Nothwendigkeit für Deutschland. Worte aus voller Brust an die Ehrlichen aller Parteien. Mit einem Briefe als Vorwort von Fr. Hecker. Herisau, Schläpfer. 1849. 8. 3 Ngr.

Oster, P. J., Was und wo ist die wahre Kirche Jesu Christi? Eine Katechisation zur Belehrung für das Volk. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 1½ Ngr.

Stockmeyer, J., Kurze Nachricht über den Irvingianismus. Zunächst für die evangelischen Gemeinden Basels. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 4 Ngr.

*) Χαῖρ' ἐκπρέποντι, Ῥώμη, ἀγάλματι,
Χαῖρ' ἀνδρὶ πάσαις δεινοτάτῳ λαλεῖν
Γλώσσαις. Ἰδοὺ Πάρθοι Φρύγες τε
Ἠδ' Ἄραβες· φίλος ἐστὶ πάντων.

Νέον σὺ θαῦμα πνευματικῆς πνοῆς·
Σοῦ γλῶσσα λάμπει ὡς ἅγιαι φλόγες.
Σοφόν σ' ἐπαινεῖ Πέτρου οἶκος
Καὶ φιλεῖ ὡς γλυκὺ Ῥώμη ὄμμα.

**) Vergl. Homer. Iliad. A 249. Τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag. —— Nr. 177. —— 25. Juli 1850.

Johann Moritz von Nassau-Siegen.

Leben des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, General-Gouverneurs von Niederländisch-Brasilien u., von L. Driesen. Berlin, Decker. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ist auch diese Biographie, zwar mit Liebe und Gründlichkeit, aber doch mit einer gewissen Trockenheit, theilweise Ungelenkigkeit und ohne eine rechte Vertheilung des Gewichts je nach dem grössern oder geringern Interesse der Materien für das allgemeine Publicum geschrieben, so ist doch der Mann und sein Leben, so sind doch die Verhältnisse in die ihn ein merkwürdiges Geschick brachte, so sind doch die Einblicke die seine Erlebnisse in Zeit und Zustände thun lassen so merkwürdig, daß die Lecture dieser Schrift für Viele Genuß und Belehrung verspricht und sie selbst als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte gelten kann. Nicht zu Viele, außer den Fachgelehrten, werden es wissen wie nahe schon Holland daran war ein eigenes Reich auf dem Boden Brasiliens zu gründen; Wenige noch werden die Weisheit und Kraft kennen mit welcher dasselbe durch einen deutschen Fürstensohn gebaut und gehalten ward, sowie wissen daß dieser einen Plan hegte den seine Zeit nicht verstand, der aber, wenn er in Ausführung gekommen wäre, die Geschicke Amerikas, die Geschicke der Welt geändert hätte.

Johann Moritz war Einer der 20 Kinder welche Johann der Jüngere von Nassau-Siegen in zwei Ehen erzeugte. Sein Vater war Einer der 10 nassauischen Grafen welche den großen Moritz von Oranien auf seinen Feldzügen begleiteten, und außer Johann Moritz führten sieben Brüder die Waffen für Niederland. Johann Moritz wurde am 17. Juni 1604 zu Dillenburg von Johann's zweiter Gemahlin, Margarethe von Schleswig-Holstein, geboren, auf demselben Schlosse wo auch der erste Wilhelm von Oranien und dessen Sohn Moritz das Licht der Welt erblickt hatten. Er verbrachte seine Kindheit in den wildromantischen Gegenden von Siegen, besuchte dann das von seinem Großvater gestiftete Lyceum zu Herborn, und ging schon 1614, 10 Jahre alt, auf die Universität zu Basel, dann nach Genf. Der ausbrechende Krieg rief auch ihn unter die Waffen, und 1620 machte er seinen ersten Feldzug, unter dem klugen Feldherrn Friedrich Heinrich von Oranien, zum Schutz der Pfalz. Im J. 1621 wurde er zum Fähndrich bei einer Abtheilung seines Bruders, des Grafen Wilhelm, ernannt und wohnte vier Feldzügen des Prinzen Moritz von Oranien bei, deren Hauptschauplatz die jülich-clevesche Erblande, also diejenige Gegend war in welcher Johann Moritz die längste Zeit seines spätern Alters über weilen sollte. Nach dem Tode des Prinzen Moritz (23. April 1625) diente Johann Moritz unter dem Bruder des Erstern, Friedrich Heinrich, der er, 1626 zum Hauptmann befördert, bei der Eroberung von Grol begleitete, „der ersten Waffenthat, durch welche der Prinz als würdigen Nachfolger des großen Moritz sich erwies". Im J. 1629 verdiente er sich bei der Belagerung von Herzogenbusch ein Regiment Wallonen. Das J. 1630 ward im Haag der Hofbildung und den Studien gewidmet. Zugleich hatte der junge Oberst seinen ältern Bruder Johann, seit 1623 Besitzer der Grafschaft, zu trösten, der in die katholische Kirche und spanischen Dienst getreten, eben damals aber in Gefangenschaft gerathen war. Im J. 1632 erhielt er seine erste Wunde vor Roermonde, wo sein Oheim Ernst Kasimir fiel (2. Juni). Dann wohnte er der Belagerung von Mastricht bei, und leistete hier, bei einem Versuche zum Entsatz, der Uebermacht Pappenheim's mit geringer Mannschaft den tapfersten, nach neunstündigem Kampfe erfolgreichen Widerstand. Auch bei der Belagerung von Rheinberg (1633) zeichnete er sich, an der Spitze von 15 Compagnien, rühmlichst aus. Im J. 1635 wurde er vor der Schenkenschanze am Ohre verwundet, und man schrieb ihm einen Hauptantheil an der Wiedereroberung dieses wichtigen Platzes, die nach neunmonatlicher Belagerung erst am 29. April 1636 erfolgte, zu. Hier erwarb er sich auch die frühe Freundschaft und Gunst des damals sechszehnjährigen Kurprinzen von Brandenburg, des nachmaligen Großen Kurfürsten, dessen Diensten er sein späteres Leben widmen sollte.

Vorher aber eröffnete sich ihm noch eine ganz andere Sphäre des Wirkens. Die Eroberung Portugals durch die Spanier hatte den Feinden der Letztern auch die portugiesischen Colonien preisgegeben, und die Niederländer faßten frühzeitig Pläne auf Brasilien. Dieselben wurden jedoch vom Staate nur unterstützt, nicht als Staatssache betrieben, fielen vielmehr einer 1621 ge-

bildeten Westindischen Compagnie anheim, welcher die Generalstaaten ein Monopol auf 24 Jahre verliehen. Sie rüstete eine mächtige Flotte aus, und diese eroberte 1624, unter Willekens und Piet Hein, Bahia. Es ward unermeßliche Beute gemacht, die Stadt aber ging mehr durch die Ausschweifungen der Besatzung als durch die Waffen der Spanier nach Jahresfrist wieder verloren. Von da an fortwährende Angriffe auf Brasiliens Küsten, Seegefechte, Beutezüge. Festen Fuß in Brasilien faßte man erst 1630 durch die von Loncq und Dirk van Wardenburg bewirkte Einnahme der nordbrasilischen Hauptstadt Olinda, die zum hauptsächlichsten Schauplatze der Wirksamkeit unsers Grafen bestimmt war. Wenn auch fortwährend in diesem Besitze bedroht und beunruhigt, eroberte man doch an dem in der Nähe der eingeäscherten Stadt gelegenen Riff, dem Recief, das man stark befestigte, nach und nach eine Menge Küstenplätze und Inseln, darunter Curaçao, das noch heute niederländische Besitzung ist. Die Niederlassung hatte raschen Fortgang und 1635 erkannte der östliche Vorsprung Brasiliens, die vier Capitanerien Pernambuco, Tamarica, Parayba und Rio Grande umfassend, die niederländische Oberherrschaft an. Besonders verdient machten sich dabei der polnische Edelmann Christoph Artischofsky, dessen Familie des Socinianismus halber aus Polen ausgewandert war, Sigismund Schuppen und die Admirale Jan Lichthart und Jol Holzbein. Doch war Niederländisch-Brasilien im Süden von Graf Bagnola, im Westen von dem Herzog von Albuquerque, überall durch die Misgunst der durch die Ausschweifungen der Eroberer erbitterten und von den Geistlichen aufgestachelten Portugiesen und die denselben anhängenden Indianerstämme bedroht, und der regierende Rath verlangte dringend nach einem Generalgouverneur mit ausgedehnter Vollmacht und nach verstärkten Truppen.

Zu dieser Aufgabe wurde, auf den Vorschlag des Prinzen von Oranien und der Generalstaaten, Johann Moritz ersehen und am 4. Aug. 1636 zum Gouverneur, Capitain und Oberadmiral der bereits eroberten und noch zu erobernden Besitzungen der Westindischen Gesellschaft in Brasilien ernannt, auch von den Generalstaaten und dem Prinzen von Oranien in dieser Würde bestätigt. Seine Oberststelle im niederländischen Heere blieb ihm. Außerdem sorgte die Gesellschaft für den Lebensunterhalt des Grafen und seines Gefolges, zu welchem auch ein „gottseliger Diener des göttlichen Wortes" und ein Arzt gehörte, und bewilligte ihm, außer andern Vortheilen, zwei Procent der Beute und einen Jahrgehalt von 18,000 Fl. Dagegen gab man ihm, statt der in Aussicht gestellten 32, nur 12 Schiffe und 2700 Mann mit, und auch die Ausrüstung jener 12 Schiffe hatte so langsamen Fortgang daß Johann Moritz mit nur vier Schiffen abzusegeln beschloß, wo er denn am 25. Oct. 1636 in See ging. Am 22. Jan. 1637 landete er in dem Recief von Pernambuco und betrat damit zuerst den Boden seines glorreichen Wirkens. Er setzte sich zunächst in genaue Kenntniß der Sachlage, traf die Vorbereitungen zu erfolgreichem Kriege und setzte sich dann am 17. Febr. 1637 durch einen gegen die in vortheilhaftester Stellung postirte Uebermacht des Grafen Bagnola erfochtenen Sieg und die darauffolgende Eroberung des Castells von Porto Calvo und der Festung Povacaona in das nöthige Ansehen. Bald war die ganze Provinz Pernambuco, das Peculium des portugiesischen Grafen Eduard Albuquerque, in dessen Namen sein Bruder Mathias commandirte, unterworfen. Ihre Südgrenze zu decken erbaute der Graf bei Openeda, an der Mündung des Francisco, eine starke Festung, die er Moritzschloß nannte und unter den Oberbefehl des tapfern Schuppen stellte.

In einem Bericht an den Prinzen-Statthalter schildert er unter Anderm die Trefflichkeit des Landes und sagt dabei:

> Allein Einwohner fehlen, Menschen die das verlassene Land bebauen und bewohnen. Ich habe an das Collegium der Neunzehn geschrieben die flüchtigen Deutschen, die Vaterland und Eigenthum verloren haben, hierher zu senden, sie sollen fruchtbares Land und milde Regierung finden. Geht die Sache auf diesem Wege nicht, so möge man die Strafanstalten in Amsterdam öffnen und die Verurtheilten auf die Schiffe schicken, damit sie, mit dem Spaten hier das Land umpflügend, ihre Nichtsnutzigkeit sich abarbeiten, die ewige Schande durch ehrenwerthen Schweiß auswaschen und dem Staate nicht lästig, sondern nützlich werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Romane.

1. Mistivoi, der Wenden-Fürst. Historischer Roman von F. Beringer. Zwei Theile. Potsdam, Janke. 1850. 8. 1 Thlr.

Die Erzählung beginnt ungefähr 1000 Jahre nach Christi Geburt. Der Schauplatz ist die weite Länderstrecke am Lausitzergebirge abwärts, bis an die Ostsee und zwischen Weichsel und Elbe, welche damals von einem in viele Stämme zertheilten heidnischen Volk, den Wenden, bewohnt wurde. Seit Karl dem Großen war dieses Volk in die Geschichte eingetreten, indem dessen einzelne Völkerschaften die Herrschaft der Deutschen zwar theilweise anerkannten, jedoch immer wieder von neuem dagegen ankämpften. Beim wechselnden Kriegsglück wurden oft alle Freiheiten wiedererkämpft, oft aber auch das fremde Joch noch schwerer auf die rebellischen Nacken herabgezogen. Im Verlauf der Zeit griff das Deutschthum immer mehr um sich. Das ganze Volk ward in Markgrafschaften getheilt, in deren Grenzen der Kaiser die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Meißen errichtete, welche unter dem Stuhle von Magdeburg standen. Auch wurde im Norden das Erzstift Hamburg nebst mehren dänischen Suffraganen errichtet. Im Land der Obotriten aber, welche aus Theilen des heutigen Mecklenburg-Strelitz, Lauenburg und Holstein bestand und welches zuerst den Sachsen bekannt wurde, strebte das Bisthum Oldenburg schon seit 50 Jahren die christliche Religion zu verbreiten und die den Wenden durchaus unverständliche Lehre der Milde und Demuth zu predigen. Die hartnäckigen, am Alten haftenden, abergläubischen und hochmüthigen Heiden machten im fremden Glauben nur langsame Fortschritte. Selbst Die welche ihn annahmen begriffen nur dessen Aeußerlichkeiten. Alle aber murrten über den Zins den sie dem Sachsen-Herzog und dem Bischof zahlen mußten, während ihre eingeborenen Fürsten ebenfalls Abgaben auferlegten. Fortwährend brachen Unruhen aus, welche nur durch Blut gestillt werden konnten. Die Fürsten der Obotriten waren die Ersten welche sich zum Christenthum bekehrten; Dieses geschah im Jahr 820, auch

waren sie schon 130 Jahre lang demselben treugeblieben. Billug der Obotriten-Herzog hatte sich sogar mit der Schwester des oldenburger Bischofs vermählt; der Sohn seiner ersten Gemahlin aber war Mistivoi, der Held unserer Erzählung. Die Götzenpriester, für welche die Ausbreitung des Christenthums eine Lebensfrage war, setzten demselben alle ihre Kräfte entgegen. Sie wiegelten ihre Nachbarn die Lutizier auf daß sie die Bischöfe von Brandenburg und Hamburg davonjagten, die Kirchen nebst allen fremden Befestigungen an der Elblinie zerstörten und sich der Herrschaft der Deutschen wieder entzogen. Auch die Obotriten wurden unruhig und fühlten sich durch den Tribut an die Christenpriester gedrückt. Der Stoff zur Unzufriedenheit häufte sich immer mehr an und es fehlte zum Ausbruch nur die Gelegenheit sowie auch ein Held um sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Dieser fand sich in Mistivoi; in seiner Liebe zur Sachsenprinzessin gekränkt schwört er Rache, die er auch auf blutige Weise nimmt, indem er sich wieder dem Heidenthum zuwendet und mit den fanatischen Priestern ein wildes, rohes Volk zur Christenvertilgung ermuntert und leitet. Von der christlichen Stiefmutter erzogen, seine Jugend verlebt im steten Verkehr mit den Deutschen, ein Bewunderer der sächsischen Sitten und Gebräuche, fühlt er Reue nach vollbrachter That und verfällt in Wahnsinn. Es gelingt dem Heiden-Priester ihn bei seinen Unterthanen zu verdächtigen, er wird von ihnen verstoßen, flieht und sucht den Tod in den Wellen. Das vorliegende Werk besteht aus einzelnen Scenen und Bildern, aus Bruchstücken der Geschichte, Erläuterungen der Sitten, Schilderungen von religiösen Gebräuchen, aus Abenteuern verschiedener Art. Der Romanfaden reiht alles Dieses nur lose zusammen, er vermag kaum die Thatsachen miteinander zu verbinden, sodaß sie oft ohne Zusammenhang den Leser überraschen. Sie bekunden indeß des Autors sorgfältige Geschichtstudien. Daß der vorliegende Roman die Vergangenheit eines Landes bekanntmacht für dessen nationnelles Interesse deutsche Krieger in neuester Zeit umsonst ihr Blut verspritzt haben, möchte wol seinen Werth im Auge des Publicums erhöhen. Den bedeutenden politischen Werth aber den der Autor demselben in diesem Augenblick beilegt, indem er damit beweisen will: „daß Wille und Neigungen des Fürsten gewöhnlich denen seines Volkes gerade entgegengesetzt sind", diesen Werth kann Ref. nicht anerkennen. Solche Ansichten lassen sich leicht aufstellen, während die Thatsachen die sie beweisen sollen ebenso gut als exceptionnelle Fälle gelten können. In jetziger Zeit müßte man sich bestreben zu beweisen — wenn man denn die Romanform zu solchen Tendenzen benutzen will — daß das Wohl der Fürsten und Völker stets Hand in Hand geht.

2. Das schwarze Buch von L. Schubar. Zwei Theile. Lemgo, Meyer. 1849. 8. 2 Thlr.

Der vorliegende Roman spielt in England und ist auch in der Art der englischen Romane verfaßt, sodaß man oft meint derselbe sei eine Uebersetzung. Es findet sich ähnliche Verwickelung der Begebenheiten, ein ähnliches Indielängeziehen durch Gesprächsform, ähnliche Scenen unter den londoner Diebsbanden. Unstreitig hat der Verf. viele englische Romane gelesen um sich zu diesem zu rüsten; Das deutet auf guten Geschmack, auch ist es ihm gelungen deutsche Fehler zu vermeiden, lange Reflexionen zu umgehen und einen den Leser spannenden Stoff aufzufinden. Freilich ist die Spannung oft durch Unwahrscheinlichkeiten hervorgebracht über welche der Leser sich nicht allzu leicht hinwegsetzen kann.

Der alte Sir John Walpole hat seinen verwaisten Neffen Robert Walpole als seinen Erben erzogen, bis er im späten Alter noch einen Sohn bekam. Weit entfernt den geliebten Neffen zu verstoßen, setzt er demselben eine bedeutende Jahresrente aus, die er ihm jedoch entzieht als derselbe ein armes Mädchen Mary Brown heirathet. Als nun das von allen Subsistenzmitteln entblößte junge Paar in das tiefste Elend versinkt, will der Greis seinen Neffen wieder in Gnaden aufnehmen, unter der Bedingung daß derselbe seine Gemahlin verlasse. Der alte Walpole ist ein Ehrenmann, und ein Ehrenmann könnte in keinem Lande solch eine Bedingung machen, in England aber wo die Ehescheidung zu den Unmöglichkeiten gehört, wo nur ein Verbrechen sie herbeiführt und die Betheiligten dadurch der Nichtachtung preisgegeben werden, da ist eine solche Zumuthung eine Unwahrscheinlichkeit, auf welche der ganze Roman indeß basirt ist. Robert's Vater hatte sein Vermögen mit Aufsuchen des Steins der Weisen vergeudet und hinterläßt dem Sohne Nichts als ein schwarzes Buch, welches er ihm als einen Schatz enthaltend empfiehlt. Ein verborgener Dieb belauscht die Uebergabe des Buches und stellt demselben nach; der damals mächtige Lord Bolingbrocke wünscht es aber auch zu besitzen, da es ein Papier enthalten soll welches ihn vernichten könnte. Der Besitzer des schwarzen Buches kann aber den Werth desselben nicht entdecken, obgleich er in seiner Armuth ämsig danach sucht und sich bemüht die Zeichen zu deuten die der Vater darauf geschrieben hat. Erst zuletzt, als er zu Macht und Reichthum gelangt ist, verräth ein im Dunkeln glänzender Punkt daß der Einband des Buches eine mit Diamanten reich besetzte Tafel enthält, von unermeßlichem Werthe! Daß Niemand früher daran gedacht diesen Einband zu untersuchen (dessen Schwere doch Aufmerksamkeit erregen mußte), nicht der Sohn als er darbte, nicht der Dieb in dessen Händen das bewußte Buch sich während einiger Tage befand, ist abermals eine der Unwahrscheinlichkeiten worauf die Erzählung beruht. Die Ehe des jungen Walpole war keine glückliche, trotz der Vortrefflichkeit seiner Gemahlin. Er war der Armuth ungewohnt, fühlte sich durch dieselbe gedrückt und in seiner Liebe erkalten; doch würde er nie durch eine Trennung von der Gattin des Onkels Versöhnung und reichen Jahrgehalt erkauft haben. Mr. Richard Harry ist das böse Princip des Romans, er hat früher Mary Brown geliebt und ist von ihr um Walpole's willen verschmäht worden. Ihm gelingt es ein Geheimniß zwischen das verarmte Ehepaar zu säen und Walpole's Eifersucht zu erregen. Hier findet abermals eine Unwahrscheinlichkeit statt. Walpole kannte die Liebe seiner Gattin, er wußte daß sie Harry verachtete, er kannte den moralisch so Tiefgesunkenen; die Beweise die derselbe für seiner Gemahlin Untreue gab sind so wenig genügend daß der Leser nicht begreift wie man ihnen Glauben schenken konnte; sein kaltes unfreundliches Benehmen erweckt in Mary die Ueberzeugung nicht mehr geliebt zu sein, und da sie sich als die Ursache von Walpole's Unglück betrachtet, verläßt sie ihn heimlich, sodaß der Versöhnung des Onkels kein Hinderniß mehr in dem Weg steht. In dem Augenblick wo die großmüthige Frau das Opfer gebracht und den geliebten Gatten verlassen hat, empfängt derselbe die Nachricht vom Tod seines Oheims, wodurch dieses Opfer unnütz wird. Harry, welcher Vermittler war zwischen Onkel und Neffe, unterschlägt Papiere welche Letzterm eine Existenz sichern, und als er erfährt daß der Sohn Perkins', eines Haushofmeisters des alten Walpole, bei welchem der kleine Wilhelm Walpole sich in Pflege befindet, gestorben ist, schlägt er vor Letztern für den Gestorbenen auszugeben und auf diese Weise Robert Walpole die reiche Erbschaft zuzuwenden, von welcher er dann wenn Robert in den Plan eingeht auch einen Antheil zu erhalten hofft. Perkins enthüllt Robert den Plan und dieser in seiner Entrüstung befiehlt darauf einzugehen, um den Verbrecher bei der That zu entlarven. Harry belauscht dieses Gespräch und durch Auffangung verschiedener Briefe gelingt es ihm Walpole's rettenden Plan zu vereiteln, indem er den Knaben aus dem Haus wo Perkins ihn gelassen hat entführt. Zugleich ändert er seinen eigenen Plan, da er Walpole demselben feindlich weiß; er gedenkt Letztern unschädlich zu machen indem er ihn der Matrosenpresse überliefert, und nimmt sich vor an dessen Stelle auf den entfernten Walpole'schen Gütern als Erbe aufzutreten, und solange als möglich Nutzen aus dieser Verwechselung zu ziehen. Mary, welche in den ersten Tagen nach ihrem Verschwinden noch in Matro-

senkleidung in der Nähe des Gatten verweilt, vereitelt Harry's böse Absicht, und es gelingt ihr den falschen Freund selbst in die Falle zu stoßen, und ihn dem Matrosenpresser zu überliefern. Mit Harry's Verschwinden ist auch jede Spur von William Walpole verloren. Das ist abermals eine Unwahrscheinlichkeit: denn Harry hatte den Knaben bei einem Ehepaar untergebracht, gegen ein bedeutendes Jahrgeld, und es stand zu vermuthen daß wenn dieses Jahrgeld nicht gezahlt würde, man das Kind überliefern werde. Aber Walpole's Nachforschungen führen zu keinem erwünschten Ziel, der Verlorene wird als verschollen erklärt und Robert tritt in dessen Besitzungen ein. Daß er selbst um die Entführung gewußt, daß er an Perkins die Einwilligung gegeben zum Schurkenstreich, um denselben um so sicherer zu verhindern, verschweigt Walpole den Gerichten und nur das schwarze Buch ist sein Vertrauter, indem er die ganze Begebenheit darin ausführlich aufzeichnet. Dadurch wird aber dieses schwarze Buch ein gefährliches Werkzeug in den Händen von Walpole's Feinden, da seine Mitwirkung zum Schein bei einer That die ihm unermeßliche Reichthümer zuführt wenig Glauben finden würde, und trotz seiner anerkannten Rechtlichkeit in dem Auge der Welt ihn verdächtigen und in seiner Stellung schaden konnte: denn Walpole ist in Amt und Würden emporgekommen und Großschatzmeister geworden. Sowol der Dieb in dessen Hände das schwarze Buch fiel als auch Bolingbrocke, Walpole's politischer Gegner, erkennen die Wichtigkeit desselben; der Eine will die Beute so hoch als möglich verwerthen, der Andere das Geheimniß um jeden Preis erkaufen. Der Dieb ist aber kein Anderer als Richard Harry, welcher nach 18 Jahren wieder aus Ostindien zurückkehrte. Während dieser 18 Jahre hat Walpole auch vergebens nach seiner Gattin geforscht und sie endlich für verschollen erklären lassen. Den Neffen William hat der Zufall unter anderm Namen in Walpole's Haus geführt und er ist von dessen Wohlthätigkeit erzogen worden. Walpole will sich vermählen und wirft das Auge auf die Tochter des Oberrichters, die auch William liebt. In diesen Augenblick seiner Bewerbung fällt der Diebstahl des schwarzen Buchs. Mit demselben ist unter andern Pretiosen auch ein Ring entwendet worden, und man verhaftet eine Frau welche diesen Ring zum Verkauf ausgeboten hat. Diese Frau ist aber Mary, die einen gleichen Ring besaß; nach achtzehnjähriger Selbstverbannung, die sie in Armuth und Kummer verbracht, tritt sie auf, strahlend von Schönheit! Abermals eine Unwahrscheinlichkeit! Und der entzückte Gatte anstatt sie ans Herz zu drücken, verläßt das Zimmer schleunig und arrangirt einen Ball, zur Feier der Wiedervereinigung! Während dieses Balles empfängt Walpole Harry den Dieb des Buches um über dessen Zurückgabe zu unterhandeln. William, welcher indessen durch eine Bettlerin seine wahre Abkunft entdeckt hat, belauscht dieses Gespräch und hört daß sein Vetter weit entfernt sich über das Auffinden des wahren Erben seines Oheims zu betrüben, sich darüber freut und keineswegs gesonnen ist demselben das Erbtheil vorzuenthalten. Die Scene zwischen Walpole und Harry ist abermals voller Unwahrscheinlichkeiten. Zur Sicherheit des Letztern, welcher von den Gerichten bedroht ist, wird Piquet gespielt, und der Lordschatzmeister läßt sich herab wie ein Taschendieb aus Harry's Mantel das schwarze Buch zu entwenden; diesem gelingt es darauf dasselbe durch eine rasche Bewegung wiederansichzubringen, zuletzt fällt es in die Hände des aus seinem Versteck hervorspringenden William, wodurch die Ehre seines Vetters gerettet ist. Walpole erhält die Ernennung zum Lordkanzler, Bolingbrocke ist vernichtet und Walpole's Familienglück, durch den Diamantenumschlag auch sein Vermögen, wiederhergestellt. Trotz Unwahrscheinlichkeiten und Taktlosigkeiten ist vorliegender Roman zu empfehlen als unterhaltende und spannende Lecture. Handlung und handelnde Personen haben Leben und die Hauptcharaktere sind glücklich gezeichnet.

3. Der Kaufmann von Luzern. Historischer Roman aus der Schweizergeschichte von G. von Heeringen. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1849. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Mittelalter tritt in der Schweiz nicht weniger roh auf als in andern Ländern. Raubritter und Raubgesindel aller Art bedrohen den friedlichen Kaufmann. Geleitsbriefe werden theuer bezahlt und gewähren ungenügenden Schutz. Die Schwachen werden unterdrückt von den Starken, und das Gesetz gehört zu den Schwächsten. Wie schon in einigen frühern Romanen des Verfassers, ist ein unglückliches Kind der Gegenstand von Mishandlung und Verfolgung; dieses Kind ist Thibaut, der Erbgraf von Guyères. Dessen Vormund, der Ritter von Joinville, herrscht mit grausamer Willkür auf der Burg und begegnet dem Mündel mit Härte und Bosheit. Der Leser fühlt sich tiefempört über die Details des Burgtreibens: Hinrichtung und Tortur werden den rebellischen, des Druckes müden Bauern zutheil. Thibaut bittet für seine unglücklichen Unterthanen und wird in den Pönitenzthurm gesperrt. Er schwingt sich zum Fenster hinaus um durch seinen Sturz die Hinrichtung zu verhüten. Gleichsam durch ein Wunder gelangt er glücklich zur Erde, ohne jedoch den Missethaten Einhalt thun zu können. Es gelingt ihm zu fliehen und sich einer Gesellschaft von Kaufleuten anzuschließen, welche unter Ritter Joinville's Geleite reisen. Zahlreiche Gefahren treffen ihn: bald fällt er in die Hände eines dem Vormund befreundeten Raubritters, bald irrt er schutzlos und verwundet als Bettler umher; wo er Obdach sucht findet er Verrath. Die Rettung kommt indeß stets im letzten Augenblick und noch zur rechten Zeit, um den Leser von der spannenden Erwartung eines entsetzlichen Ereignisses zu befreien; er athmet wieder frei, denn Thibaut sein Liebling wird zuletzt noch vom Glück begünstigt und der feindliche Vormund vernichtet. Zahlreiche handelnde Personen treten der damaligen Zeit und Bildung gemäß auf. Die rohen Ritter, der habsüchtige Kaufmann, die Frauen und Jungfrauen gehören ganz dem Mittelalter an. Nur der Held Egon von Stein und ein junger lyoner Kaufmann sind ihrer Zeit vorausgeeilt. Liebesgeschichte und Liebesscenen sind in diesem Romane Nebensache und machen wenig Anspruch auf das Interesse des Lesers.

4. Eine deutsche Familie oder Weltkämpfe im Stillleben. Ein moderner Familien-Roman von H. Klenke. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1849. 8. 4 Thlr.

Daß die jüngstvergangene Zeit mit ihren Wirren auch der schönen Literatur Errungenschaften hinterlassen werde war vorauszusehen. Das vorliegende Werk hat solche benutzt und in dem Schoos einer einzigen Familie die verschiedensten Richtungen socialer und politischer Ansichten und Bestrebungen vertreten lassen. Der Vater, starr verharrend im alten System des Bureaukraten-, Geld- und Geburtsstolzes; Mutter und älteste Schwester bis zur Herzlosigkeit ihm beistimmend. Der Sohn dagegen ein Mann des Fortschrittes, Volksredner und den Ideen der Neuzeit huldigend. Die jüngere Tochter mit dem Bruder einverstanden und eine den Aeltern sehr misliebige Neigung hegend zum jungen Freiheitsdichter Stern, der Schwiegersohn die Ansprüche der Zeit anerkennend in ruhiger Besonnenheit. Der Hofprediger und Hausfreund vertritt die pietistische Richtung. Die Liebe des Sohnes zu einem armen Bürgermädchen gibt Veranlassung die Weltkämpfe im Schoos des Familienlebens zu entwickeln. Daß aber die verschiedenen Gestalten mit Parteigeist zu Caricaturen herangebildet sind, störte Ref. auf jedem Blatte. Der pietistische Geistliche ist als Heuchler dargestellt; die aristokratisch-gesinnten Frauen erscheinen kalt, herzlos und boshaft. Alle Charakterfehler sind den Conservativen aufgebürdet, während die Radicalen alle Tugenden besitzen, und die Tugenden werden belohnt. Julie heirathet den Dichter Stern, das Volk steht auf gegen seine Unterdrücker, die Demokraten siegen; sie bleiben die Helden des Tages, des Jahrhunderts, wenigstens im vorliegenden Romane. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 178. — 26. Juli 1850.

Johann Moritz von Nassau-Siegen.

(Fortsetzung aus Nr. 177.)

Das Zurückschrecken der Westindischen Gesellschaft vor dem geringsten Kostenaufwande der sich nicht unverzüglich bezahltzumachen versprach, verhinderte die Ausführung eines Planes, von dem der Verf. mit Recht sagt:

Was hätte aus dem fruchtbaren, jetzt nach zwei Jahrhunderten noch so dünn bevölkerten Brasilien werden können, wenn unter der weisen Verwaltung eines Mannes wie Moritz arbeitsame, sittliche, an Zucht und Ordnung gewöhnte Einwohner von Deutschland daselbst sich niedergelassen und die Wiedereroberung des Landes durch die trägen, unter dem Einflusse des Klimas so rasch verderbenden Portugiesen und Spanier vereitelt hätten!

Eine milde und kräftige Regierung hätten die Einwanderer unter Johann Moritz gefunden. Die unter seinem Einflusse bewirkten Maßregeln bezeugen ein großes Regententalent. Er trat dem herrschenden Sittenverderbniß mit Kraft entgegen und nahm die Unterworfenen gegen Willkür und Bedrückung in Schutz. Er traf die umsichtigsten Anordnungen in dem verwickelten Verhältnisse dieser verschiedenen Nationalitäten und Confessionen, und erwies sich so tolerant als es die holländische Glaubensstrenge nur irgend gestatten wollte. Einen glücklichen Erfolg hatte auch eine von ihm veranstaltete Expedition nach der afrikanischen Küste. Es wurde daselbst die portugiesische Festung St.-George del Mina auf der Küste von Guinea erobert, die noch jetzt die Hauptniederlassung der Holländer daselbst und die einzige der unter Johann Moritz gemachten Eroberungen ist die sie behauptet haben. Von seinen Bemühungen für die innere Cultur des Landes rief ihn das beständige Andringen seiner beutelustigen Machtgeber ab Bahia, oder wie es damals genannt wurde, S.-Salvador zu erobern. Diese Unternehmung war aber bei der verzweifelten Vertheidigung der von ihren Priestern erhitzten Belagerten fruchtlos, und Johann Moritz konnte nur durch rechtzeitigen und umsichtig geleiteten Abzug den Rest des Heers retten, sowie die Kosten des Zugs durch gemachte Beute decken. Seine Mittel waren gering gewesen, und oft erinnerte er daran daß diese ganze brasilische Unternehmung vergeblich sei wenn sie nicht kräftig gestützt werde. Die Directoren gaben Dies auch an sich zu, gaben ihm aber, allerdings durch ihre nach Dividenden verlangenden Actionnaire gedrängt, keine praktische Folge, und wenn dann die Folgen eintraten, so legten sie doch, selbst wider besseres Wissen und Wollen, im Stillen dem Grafen Manches zur Last woran nur sie selbst oder ihre Verhältnisse schuld waren. Er that mit dem Wenigen was in Menschenkräften lag, aber das Unmögliche konnte er nicht möglich machen. In dem Streite über Monopol und Handelsfreiheit erklärte sich Johann Moritz entschieden für letztere, setzte seine Meinung für Brasilien durch und gab damit dem Handel mit Brasilien eine bedeutende Ausdehnung. Ein von dem tapfern Admiral Jol Holzbein geführtes Unternehmen gegen die spanische Silberflotte scheiterte, weil nicht alle Offiziere so tapfer waren wie ihr Führer. Mit einer endlich eintreffenden Truppenverstärkung kam auch der Pole Artischofsky wieder nach Brasilien, unklugerweise mit einem den Grafen kränkenden Auftrage zur Untersuchung des Kriegswesens betraut, und bald begannen nun verdrießliche Streitigkeiten, die den Grafen endlich dahin brachten peremtorisch zu erklären: entweder er oder Artischofsky müßte weichen. Letzterer ward entfernt, aber ein Stachel blieb auf beiden Seiten. Daß eine einheitliche und kräftige Leitung noththat und das republikanische Mistrauenssystem nicht am Orte war, zeigte sich bei der großen Gefahr welche der Angriff durch eine gewaltige spanische Flotte, die die geheimen Neigungen der portugiesischen Einwohner unterstützten, hervorrief (1635—40). Den trefflichen Anstalten des Grafen und der Tapferkeit der holländischen Seeleute, besonders des Admirals Huygens und des kühnen Capitains Alberick, gelang es sie scheitern zu machen. Dann wurden auch die innern Aufstände und Angriffe, welche der gefürchtete Häuptling Cameron und der Portugiese Andreas Vidal leiteten, mit Kraft unterdrückt. Eine ausgedehnte Verschwörung der eingesessenen Portugiesen hatte zum Sturze der niederländischen Herrschaft fortbestanden; der Statthalter war jedoch zu klug und edelmüthig um nach dem Siege die Schuldigen mit Erbitterung zu strafen. Er begnügte sich 60 Mönche, welche Soldaten zum Abfall zu verleiten gesucht und der feindlichen Flotte Lebensmittel zugesendet hatten, zuerst nach Tamarica, dann nach einer der Westindischen Inseln zu verbannen. Zugleich aber versammelte er die angesehensten Portugiesen in den Provinzen Pernambuco, Tama-

rica und Parayba zu einer Art Landtag, und suchte sie, nicht ohne Erfolg, zu überzeugen daß Spanien nach dem Untergang seiner Flotte jeden Gedanken an Wiedereroberung Brasiliens aufgeben müsse und nun das wohlverstandene Interesse der Portugiesen wie ihre Pflicht erfodere daß sie die Regierung in ihren auf das Wohl der Colonie gerichteten Bestrebungen unterstützten, wogegen sie versichert sein könnten daß sie in freier Ausübung ihrer Religion nicht gehindert und an Person und Eigenthum geschützt werden sollten. Heilsame Maßregeln für die Colonie wurden beschlossen. Der Krieg gegen Spanien dauerte indeß fort. Eine Flotte von 28 Schiffen mit 3000 Mann kam, unter Jol und Lichthart, im Frühjahr 1640 aus Niederland. Die Directoren wollten aber die Eroberung Salvadors, und dazu, erklärte der Statthalter, bedürfe man wenigstens 6000 Mann. So begnügte man sich durch Admiral Lichthart blos die Umgegend jener Hauptstadt verwüsten zu lassen. Ein Versuch desselben Admirals auf die spanische Silberflotte bei Cuba ward durch einen furchtbaren Sturm gehindert. Auch ein Streifzug gegen die Küsten von Rio Janeiro brachte nur zwei genommene Kauffahrer ein. Doch hatten all diese Unternehmungen den Nutzen daß der Feind auf die Defensive beschränkt ward und die Colonie sich erholen konnte. Die Directoren aber waren unzufrieden, und Dies kränkte den Statthalter so daß er Ende 1640 seine Entlassung foderte. Während dieser Zeit erfolgte die Losreißung Portugals von Spanien, der sich auch die portugiesischen Colonien eifrig anschlossen, und veranlaßte eine arglistige und zweideutige Politik der Generalstaaten, welche in Europa dem König von Portugal Bund und Hülfe boten, zugleich aber ihre Unternehmungen gegen die Colonien fortführten, indem sie den Grafen, dessen Entlassung sie unter den größten Lobeserhebungen abschlugen, auffoderten die Streitigkeiten der Feinde zu benutzen, „zwischen ihnen zu segeln". Sie sagten bei dieser Gelegenheit von dem Grafen:

> Sein Thatenruhm, seine Herrschaft über die Gemüther, seine selbst den Feinden angenehme Persönlichkeit habe ihm allenthalben Gehorsam, Zuneigung und Liebe erworben.

Immer aber empfahlen sie ihm ihr Lieblingsziel: die Eroberung von Salvador. Er besetzte einstweilen die Provinz Seregipe del Roy, führte ihr Einwohner zu und verleibte sie dem niederländischen Gebiete ein. Eine größere Expedition sendete er nach Afrika, wo die Hauptstadt von Congo, Loanda, am 24. Aug. 1641 erobert und unter großen Beschwerden der Portugiesen eine Besatzung hineingelegt ward. Von da segelte der Admiral Jol nach St.-Thomas, welches er eroberte, aber auch daselbst starb. Mathias Janssen wurde sein Nachfolger auf der Insel und wußte durch Mäßigung die portugiesische Bevölkerung zu versöhnen. Auch in Betreff dieser Insel machte Johann Moritz, allerdings mit Rücksicht auf die Verderblichkeit ihres Klimas und also in sehr relativer Philanthropie, vergeblich den Vorschlag sie zu einer Strafcolonie zu bestimmen. Nach 1641 eroberte er die ausgedehnte und fruchtbare Provinz Maranham, welche Expedition Admiral Lichthart und Oberst Koin ausführten. Trotz dieser Vortheile und im Widerspruche mit ihren Erklärungen vom vorhergehenden Jahre, blieben die Directoren unzufrieden mit Johann Moritz, weil er mehr auf Befestigung eines Reiches als auf augenblickliches Beutemachen bedacht war. Nur der vereinte Einfluß Friedrich Heinrich's und der Generalstaaten vermochte sie von seiner Abberufung abzuhalten. Der Graf selbst verlangte nach seiner Entlassung, da er es übel empfunden daß die Directoren für die afrikanischen Eroberungen einen besondern Gouverneur einsetzten. Dagegen trugen sämmtliche Räthe von Brasilien bei den Generalstaaten und Directoren wiederholt darauf an seine Statthalterschaft zu verlängern. Indem sie die Schwierigkeiten der Lage ans Licht stellten, versicherten sie:

> Nur ein Statthalter der durch erlauchte Abstammung, durch Verdienste und Thatenruhm Achtung gebiete, könne diesen Uebelständen abhelfen.

Die Feindseligkeiten hatten seit Ende 1641 aufgehört und rasch verschwanden die Spuren des Kriegs. Der Landbau blühte, Handel und Schiffahrt erreichten eine nie zuvor gekannte Ausdehnung, und die aus Holland herbeigekommenen Handwerker, welche an öffentlichen und Privatbauten in den zunehmenden Städten arbeiteten, sahen ihr Tagewerk mit einem Goldstück belohnt.

> Nirgend aber war dieser Aufschwung sichtbarer als in der Hauptstadt Recief. Hier bewies sich Johann Moritz als Beförderer der Künste und Gewerbe, hier bethätigte er glänzend jene Liebe zur Baukunst die ihm bis in sein spätes Alter geblieben ist. Die Hauptstadt von Niederländisch-Brasilien war unter seiner Regierung auf dem Wege die Königin des Westens zu werden, wie Batavia unter Koen und dessen Nachfolgern durch stattliche und geschmackvolle Gebäude die Königin des Ostens geworden ist.

Dabei verfuhr er mit einer großmüthigen Municifenz, von der er sein Lebenlang viele Beweise gegeben, und that gar Wichtiges aus eigenen Mitteln. So kaufte er die Insel Vaz und legte einen großartigen Garten und Park an, in dessen Mitte sich der Palast des Statthalters, die Freiburg, mit zwei Thürmen erhob, die den Seefahrern auf 6 — 7 Meilen weit entgegenleuchteten. Diese Anlage kostete dem Grafen sechs Tonnen Goldes. In Zeit von 2 — 3 Jahren entstand auf der Ostseite der Insel eine neue Stadt. Um die Sümpfe auszutrocknen ließ der Graf Kanäle anlegen, er umringte die Stadt mit Gräben und Wällen und gründete an beiden Endpunkten derselben das Fort Friedrich Heinrich und das Fort Johann Ernst; letzteres nach seinem jüngsten Bruder, der ihm nach Brasilien gefolgt und Ende 1639, erst 21 Jahre alt, gestorben war. Der dankbare Rath von Brasilien verlieh der neuen Stadt den Namen Moritzstadt. Der Graf verband sie mit dem Recief durch eine Brücke, die er nach eigener Angabe und auf eigene Kosten vollendete, sowie er auch durch eine zweite Brücke die Insel mit dem Festlande verband. An dem Ende dieser Brücke auf dem Festland erbaute er aus

eigenen Mitteln die Villa Boavista, umgab sie mit Gärten und Teichen und befestigte sie zugleich zum Brückenkopf. Die beiden Brücken stehen noch heute; Boavista ist zu einer kleinen Stadt erwachsen und führt, zusammen mit Moritzstadt, was jetzt S.-Antonio heißt, und dem Recief den Namen S.-Antonio de Recife. Für die Wissenschaft ward der Aufenthalt des Grafen in Brasilien noch besonders durch seine gelehrten Begleiter wichtig. Wilhelm Piso aus Amsterdam war ihm als Leibarzt beigegeben, zugleich aber verpflichtet worden seine Mußestunden zu wissenschaftlichen Untersuchungen über die Natur Brasiliens und seine Erzeugnisse zu benutzen. Piso erbat und erhielt dazu die Unterstützung zweier deutscher Gelehrten, von denen der Eine, H. Cralitz, bald nach seiner Ankunft in Brasilien starb. Der Andere, Georg Markgraf aus Liebstadt bei Pirna, beobachtete auf der von Johann Moritz erbauten Sternwarte die Wunder des südlichen Himmels, und unter Anderm auch die Sonnenfinsterniß vom 3/13. Nov. 1639; bereiste die Colonie, um die geographische Länge und Breite der einzelnen Plätze zu bestimmen, die Küsten aufzunehmen, Karten zu zeichnen. Die Geldmittel gab Johann Moritz her und unterstützte die Sache auch sonst durch seine Autorität. Weiter machte sich Markgraf besonders um die Naturgeschichte Brasiliens durch treffliche Abbildungen und Beschreibungen der Pflanzen und Thiere verdient. Leider ist ein Theil seines literarischen Nachlasses — er selbst starb schon 1644, im 34. Lebensjahre, in Congo — verlorengegangen, namentlich die astronomischen Tafeln. Die Originalzeichnungen zur Naturgeschichte befinden sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin, und gehörten zu der großen Sammlung brasilischer Merkwürdigkeiten welche der Große Kurfürst dem Grafen 1652 für 50,000 Thaler abkaufte. Unser Verf. bringt viele Details über das Alles. Der Graf ließ auch durch den Maler Franz Post aus Harlem, den Bruder des berühmten Baumeisters Peter Post, eine Anzahl brasilischer Landschaften aufnehmen. Er führte den Indigobau in Brasilien ein, bemühte sich sehr die Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen zu erforschen, und es ist ein sprechender Beweis daß er in Geist und Gemüth über seiner Zeit stand, wenn wir hören wieviel Zutrauen und Anhänglichkeit ihm die Indianer schenkten. Er legte eine Sammlung von naturhistorischen Merkwürdigkeiten an, die er nach seiner Rückkehr theils der Universität Leyden schenkte, theils sein Moritzhaus im Haag damit verzierte. Das Beispiel des Führers weckte auch Nachfolger, und zwei kühne Offiziere, Elias Herckmans und Rudolf Baren, unternahmen Entdeckungsreisen ins Innere Brasiliens. Johann Moritz gedachte Niederländisch-Brasilien zu einem Freihafen für alle Nationen zu erklären, zu Moritzstadt eine Universität für ganz Amerika und eine Druckerei zu errichten, und die ostindischen Spezereien nach den westindischen Colonien zu verpflanzen.

(Der Beschluß folgt.)

Xenien der Gegenwart von Adolf Glaßbrenner und Daniel Sanders. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 12. 15 Ngr.

Ich bin so glücklich einen sehr ehrenwerthen Freund von vielen Kenntnissen und vortrefflichen Eigenschaften des Herzens zu besitzen. Dieser sehr Ehrenwerthe hatte die einzige Schwachheit sich vor der Demokratie zu fürchten. Wenn dieselbe zur Herrschaft gelangt, behauptete er oft, ist es mit Cultur und Civilisation vorbei. Ich pflegte mich auf Bestreitung des Nachsatzes nicht einzulassen, sondern beschränkte mich darauf den baldigen Eintritt des Vordersatzes zu bezweifeln. Aber Nichts konnte bisjetzt den Geisterseher von seiner Gespensterfurcht zurückbringen. Da sendet mir die Redaction d. Bl. die „Xenien der Gegenwart" von Glaßbrenner und Sanders, und mein Freund ist geheilt. Als er die letzte Xenie des Buchs erblickte, wie er denn die üble Gewohnheit hat verdächtige Bücher vom Ende nach dem Anfang zu zu lesen, rief er aus: „Wahrlich, ich sage euch: solange die deutsche Demokratie noch so schlechte Verse macht, hat sie nicht die entfernteste Aussicht zur Herrschaft zu gelangen." Er hat mich beauftragt der Redaction d. Bl. seinen Dank auszusprechen, da sie ihm zur Genesung von seinen Beängstigungen geholfen, welches ich hiermit gethan haben will.

Diese Schlußxenie aber lautet so:

Letz-Trunk den demokratischen Brüdern.

Brüder, wir weih'n dies Glas euch zum Abschied: Unser die Zukunft!
Stirb, Tyrannei! Hoch! Hoch lebe die Demokratie!

Ich will mit den Herren Xeniendichtern nicht darüber rechten daß, wie ein dunkles Gerücht geht, schon einer der in der Arche Noah's Geretteten einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen haben soll, sodaß also die Idee dieser Xenie nicht gerade an übergroßer Jugend leidet: aber, meine Herren, Verse sollte man doch machen können wenn man Epigramme schreiben will. „Xeniendonner, zündender Blitz, goldener Pfeil", so bezeichnen Sie Ihre Gastgeschenke, und machen dabei Distichen daß der alte Voß gewiß im Hades den beiden ältern Xeniendichtern das Unrecht abbittet ihre Verse schlecht gefunden zu haben. Wie gesagt, ein Mann hat über dieser Xenie schon allen Respect vor der Demokratie verloren: gebe ein gütiges Geschick daß es nicht zu noch Schlimmerm kommt bei Denen die das ganze Buch lesen: denn dieses Distichon ist mitnichten das schlechteste unter seinen Brüdern.

Was mich betrifft — ich habe das ganze Büchelchen gelesen, und ich muß aufrichtig gestehen, ich bin von demselben überrascht worden. Ich weiß wol daß man in Berlin de rebus omnibus et quibusdam aliis gute und schlechte Witze zu machen gewohnt ist; es ist mir nicht unbekannt geblieben wie man durch dergleichen Einfälle einen Standpunkt nach dem andern überwunden hat, und letztlich auf dem glücklichen Punkt angekommen ist wo Alles standipunctum aufhört. Wer hätte nicht in der Metropole der Intelligenz die frivole Kunst angestaunt mit der man alles Gegebene negirt, bis man endlich dahin gelangt in sublimer Ironie seine eigene überwundene Negation zu negiren? Wer könnte sich eines Lächelns erwehren bei den witzigen und unwitzigen Verzerrungen und Caricaturen des „Kladderadatsch" und der „Ewigen Lampe"? Man liest Dergleichen, man lacht, und legt das Blatt beiseite. Diese Literatur prätendirt Nichts weiter als den ernsten Gang des politischen Lebens von Zeit zu Zeit mit der Pritsche des Schalksnarren zu unterbrechen, und man muß ein sehr sauertöpfischer Philister sein wenn man über Dergleichen zürnen kann. Wenn man aber mit der eingestandenen Absicht auftritt einen Kampf zu beginnen; wenn man dafür angesehen sein will ein Gewicht in die Wagschale der Politik zu werfen — und man schreibt dann ein Buch voll Xenien, d. h. man zwängt ein paar Hundert Witze à la Kladderadatsch in himmelschreiende Disticha: so wird

man sich nicht wundern dürfen wenn das Publicum sich bekreuzigt, und die Kritik unangenehm wird. Ich bin weit davon entfernt eine komische Bearbeitung der Geschichte der letzten Zeit unangemessen zu finden: wurzeln ja doch auch Aristophanes' Komödien in den politischen Zuständen Athens. Aber Rignland, selbst die Herren Glaßbrenner und Sanders nicht, wird behaupten daß diese Hunderte von Xenien aristophanisch, geschweige daß sie ein ganzes Kunstwerk seien. Diese losen oder gar nicht zusammenhängenden Witzchen mögen sich in einem Feuilleton einer demokratischen Zeitschrift auf den Zeitraum einiger Jahre vertheilt gar nicht übel ausnehmen: in einem Buch zusammengedruckt, und also darauf Anspruch machend eine Einheit, ein Ganzes zu bilden, sind sie unausstehlich.

Die Herren Gastgeschenkgeber werden sich auf Schiller und Goethe beziehen. Aber erstlich bin ich demokratisch gebildet genug um dergleichen Autoritätsglauben gründlich zu perhorresciren. Und zweitens wenn ich darauf eingehe, was beweist das Beispiel? Goethe und Schiller machen mit Recht und Unrecht eine Reihe von Schriftstellern herunter, und obwol diese Verspotteten jenen Heroen gegenüber allerdings nur als dii minorum gentium gelten konnten, so bedurfte es doch der ganzen Autorität jener gefeierten Namen um den Sturm zu beschwören den die „Xenien" in dem öffentlichen Anstandsgefühl hervorgerufen. Die Herren Glaßbrenner und Sanders versuchen es Männer wie Gagern, Matthy, Jordan, Arndt, Dahlmann, Jahn herunterzureißen. Nur einige Beispiele:

Er mit der Jupiterstirne.

Statt der geharnischten Göttin entsprang dir das gothaer Mondkalb.
Hast du die Stirn noch jetzt Jupiter ähnlich zu sein?

Was es beweist.

Heißt ihr den Edeln ihn noch, noch jetzt nach allem Gescheh'nen,
Führt's nur den einen Beweis daß ihr erbärmliches Pack.

Matthy.

Warum zum Häscher ich ward? Ach, ich weiß was es heißt: die Fick' leer!
Jetzt ward meine gefüllt. Darum ins Loch mit dem Freund.

Ohe, iam satis est! Was sagen die Leser d. Bl.? Dreht sich hier nicht das Verhältniß um, wie es bei den frühern Xenien stattfand? Die Gagern, Jordan, Matthy kennt die deutsche Nation: wer sind die Herren Glaßbrenner und Sanders? Glaßbrenner ist der Stifter der berliner Eckensteherliteratur, und wir wollen ihm die hierdurch erworbenen Lorbern von Herzen gönnen: Etwas geschrieben oder gethan wodurch er das Recht gewönne mit Leuten wie Jordan, Gagern u. s. w. umzuspringen wie er thut, hat er meines Wissens nicht. Sanders hat, wie wir auf dem Umschlag des Buchs lesen, ein Lustspiel aus dem Neugriechischen übersetzt: ich bin der Dümmler'schen Buchhandlung sehr dankbar für diese Notiz, da ich zu meiner Schande gestehen muß daß ich außerdem von diesem Herrn gar Nichts anzuführen gehabt hätte. Da ich aber Dies einmal weiß, vermuthe ich daß er sogar es ist der die gelehrten Citate aus Homer beigebracht hat, die, wenn auch manchmal wie eine Faust aufs Auge passend, doch immerhin griechisch sind. Es ist recht hübsch wenn man sein Griechisch gelernt hat, indessen haben das sehr viele Leute, und man darf sich dadurch nicht übermüthig machen lassen. Im Bewußtsein jedoch dieser Vorzüge haben diese beiden Herren kein Bedenken getragen den Kampf zu beginnen; stolz will ich den Spanier. Im Ernste zu reden: Wäre das Buch ein wissenschaftliches, so würde ich nach den Gründen, wäre es ein poetisches, nach dem Kunstwerth fragen, und in keinem von beiden Fällen nach den Personen; bei einem persönlichen Angriff fragt es sich in der That nach dem Gewicht welches die Angreifer durch ihre Person in die Wagschale legen.

Aus den oben angeführten Beispielen werden die Leser ersehen haben daß diese „Xenien", abgesehen von allem Andern, eben nicht an einem Ueberfluß von Witz leiden. Leider gehören die oben angeführten in dieser Beziehung wirklich noch zu den bessern. Man vergleiche nur das Folgende auf Stahl:

Glück und Gedeih'n nur bringet der christliche Absolutismus!
Freilich dem Volk nicht, jedoch: Mir. Ich befinde mich wohl.

Sehr unschuldig freilich, aber auch das pure Wasser. Dieses Element herrscht in der That vor, und in dieser Sündflut von Plattheiten verschwinden auch einzelne lustige Gedanken, wie

Weiblicher Treubund.

Weg, die Gesichter! Verboten der Eintritt Herren? Ach bitter
Ist das Verbotene hier, und das Verbot nur ist süß.

Obgleich aber wie gesagt das Wasser vorherrscht, so ziehen wir dieses doch noch einer andern Feuchtigkeit vor, von der die Xeniendichter reichlich Gebrauch machen.

Die Preßfreiheit.

Möglich, daß dich sie uns rauben, wie Alles. Doch findet ein Schuft sich
Der die Censur ausübt, speien wir ihm ins Gesicht.

und in diesem lieblichen Bild fort durch mehre Distichen. Aber was das Schrecklichste ist, der furor poeticus reißt die Dichter hin selbst die eigene Partei nicht zu verschonen. Vielmehr wird unter Anderm Hecker in einer Reihe von Xenien angesungen, deren erste so lautet:

Kühn erst tratest du auf. Dann zornvoll, daß die Verleumdung
Keinen verschont, zogst du, Hecker-Achill, dich zurück.

Ich bin überzeugt, wenn Hecker noch nicht ausgewandert wäre, dieses Distichon hätte ihn zum Entschluß gebracht, und auf dem Ocean noch oder in den Urwäldern Amerikas würde er ausgerufen haben: „Gott behüte mich vor meinen Freunden." Ich fürchte sehr daß die verständigere Demokratie den letztern Ausspruch auf das ganze Buch anwenden wird.

A. Henneberger.

Notiz.

Spanische Memoirenschreiber.

Zwei Prosaisten verdienen Erwähnung unter der Regierung von Juan II. von Castilien (1407—54), mitten in dem Aufschwunge welchen die Dichtkunst in Spanien nahm. Der Eine, Fernan Gomez de Cibdareal, des Königs Arzt und vertrauter Freund, hat Briefe hinterlassen die, im einfachen und natürlichen Tone gehalten, durch eine Menge von Geschichten und durch das Hofgeklatsch welches sie wiedergeben ergötzlich sind. Einer derselben, an den Bischof von Orense gerichtet, rührt durch den schlichten Ernst womit er den Tod Juan's II. schildert. Es heißt darin: „Drei Stunden ehe er den Geist aufgab sagte er zu mir: «Baccalaureus Cibdareal, ich hätte sollen als der Sohn eines Krämers auf die Welt kommen, dann wäre ich Mönch von Abrojo und nicht König von Castilien geworden.» Und nachher bat er Alle die ihn umringten um Verzeihung, wenn er ihnen irgend ein Unrecht zugefügt, und hieß es mich von Denen erbitten die er nicht selbst darum angehen konnte. Ich folgte ihm zu seinem Grabe in St.-Paul und kam dann in dies einsame Gemach der Vorstadt; denn ich bin jetzt so müde vom Leben daß ich mich nicht schwer davon trennen werde, so sehr der Mensch gewöhnlich den Tod auch fürchten mag. Vor zwei Tagen besuchte ich die Königin; aber ich fand den Palast vom Giebel bis auf den Grund so leer daß das Haus des Admirals und das des Grafen Benevente besser bedient sind." Der Andere, Fernan Perez de Guzman, aus einem der ältesten Geschlechter Spaniens und Vorfahr des Garcilasso de la Vega, liefert in seinem Werke: „Genealogien und Portraits", eine anziehende Sammlung von Skizzen über Leben und Charaktere mancher hervorragenden Persönlichkeiten dieser Zeit, z. B. Heinrich's III., Juan's II., des Constabel Alvaro de Luna und des Marques von Villena. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 179. — 27. Juli 1850.

Johann Moritz von Nassau-Siegen.

(Beschluß aus Nr. 178.)

Nichts von Dem kam zustande. Sofort nach Abschlusse des zehnjährigen Waffenstillstandes mit Portugal sendeten die Directoren Befehl einen Theil der Kriegsmacht heimzuschicken, und im folgenden Jahre fuhren sie in derselben Maßregel fort. Umsonst warnte Johann Moritz und schickte seinen Geheimschreiber Karl Tolner nach Niederland um Gegenvorstellungen zu machen. Er richtete Nichts aus; ja die Directoren zeigten deutlich daß sie den Statthalter selbst, der ihnen jetzt nicht mehr unentbehrlich schien, aufgeben wollten. Im J. 1642 verlängerten sie seine Sendung nur auf ein Jahr. Im Februar 1643 kam es sogar zur Einigung, ob er nicht stillschweigend als abberufen zu betrachten sei, und die Directoren erklärten: er koste zu viel, darum wollten die Actien nicht steigen. Zwar kam dieser Beschluß nicht zustande, da die Generalstaaten sich widersetzten und geradezu erklärten daß die Entlassung des Grafen der Gesellschaft Brasilien und ihre Existenz kosten werde. Aber der Graf war nicht der Mann danach seine Dienste aufzudrängen, und setzte seine Abreise auf das Ende des J. 1643 unwiderruflich fest. Doch fuhr er bis zuletzt in seinen Bemühungen für das Beste der Colonie fort. Er bewilligte neuen Ansiedlern auf zwei Jahre Freiheit vom Zehnten, und in der That ließen sich Niederländer, Portugiesen und Engländer in Moritzstadt, dessen Umgegend und am Parayba nieder, wenn auch nicht in der gewünschten Anzahl. Er sendete Colonisten nach Alagoa, welche dort Getreide anpflanzen sollten, und leitete persönlich die Vertheilung des fruchtbaren und herrenlosen Landes. Die Besatzung von St.-Thomas war von den Portugiesen überfallen und in die Citadelle eingeschlossen worden. Der Graf schickte Kriegsschiffe hin die den status quo herstellten. Einen durch die Härte und Zügellosigkeit des niederländischen Befehlshabers in Maranham ausgebrochenen Aufstand dämpfte er, strafte aber die Uebelthäter die ihn veranlaßt. Die Entdeckung einer Verschwörung bestimmte ihn zwar zu Vorsichtsmaßregeln, aber zu keinem Schritte der Verfolgung. Eine Expedition gegen Chile scheiterte erst an der Härte des anfänglichen Führers, Hendrik Brouwer, dann als der menschenfreundliche Herkmans an die Spitze getreten war an einer unzeitigen, die Araucaner verschüchternden Frage nach Goldminen. Zwei afrikanische Fürsten beschickten den Grafen durch Gesandtschaften.

Seine Abreise aus Brasilien erfolgte erst im Frühjahre 1644. Von allen Seiten erhielt er noch Beweise der Anerkennung und Dankbarkeit. Namentlich bezeigte ihm auch die jüdische Bevölkerung der Colonie ihren innigsten Dank für seine Mäßigung, Umsicht und den Schutz den er ihrem Volke und ihrer Religion habe angedeihen lassen. Eine Anzahl niederländischer Kaufleute machten ihre Güter zu Geld und schickten sich an ihm in die Heimat zu folgen. Am 6. Mai 1644 legte er seine Regierung feierlich nieder, und übergab zugleich dem hohen Rath in einer Denkschrift über die von ihm befolgten Grundsätze ein politisches Testament, welches die hohe Weisheit, Mäßigung und Rechtlichkeit des Grafen bezeugt.

Am 11. Mai 1644 verließ er die von ihm gestiftete Hauptstadt. Es war ein feierlicher, rührender Moment. Als er durch die Straßen der Moritzstadt und des Reciefs ritt, wo die Bürgerwehr Spalier bildete, strömte die Bevölkerung zusammen um ihn noch einmal zu sehen und zu grüßen. Greise vergossen Thränen und Eingeborene küßten den Saum seines Kleides. Unter dem Donner des Geschützes und den Klängen des altholländischen Volksliedes: „Wilhelmus von Nassouwen" ritt er die schmale Landenge hinauf die nach Olinda führt; oft hielt er still, sagt ein Augenzeuge, um seine herrlichen Werke die er für immer verließ noch einmal zu sehen. Hundert berittene Bürger begleiteten ihn bis Paratibi und Garazu; aus allen umliegenden Städten und Dörfern kamen die Obrigkeiten ihn zu begrüßen und folgten ihm bis Parayba; die Portugiesen überreichten ihm Bittschriften an die Gesellschaft, und riefen laut daß sie in ihm ihren Vater und Beschützer, ihren heiligen Antonius verlören. Am Margarethenfort fand er eine große Anzahl Eingeborener, die aus ihren Wäldern gekommen waren, um dem Manne der zuerst unter allen Europäern als Menschen sie behandelt den letzten Beweis ihrer Dankbarkeit zu geben. Sie wetteiferten ihm bei der Einschiffung behülflich zu sein. Auch der mächtige Tapujakönig Jandovi hatte eine Gesandtschaft geschickt. Drei seiner Söhne und im Ganzen 11 brasilische Eingeborene begleiteten den Grafen nach Niederland. Kähne mit Eingeborenen umschwärmten die auslaufende Flotte, man hörte sie Loblieder auf den scheidenden Statthalter singen, und noch die Nacht nach der Abfahrt (12. Mai) ertönte der Strand von Parayba von dem Wehgeschrei der nun verwaisten Indianer. Die Flotte des Grafen zählte 11

Schiffe, die Bemannung betrug 1400 Köpfe, meist entlassene oder in ihre Regimenter zurückkehrende Soldaten, doch auch viele Beamte und Kaufleute, die, an der fernern Behauptung der Colonie verzweifelnd, in die Heimat zurückkehrten. Man berechnet den Werth der Güter, als Zucker, Farbeholz, Taback, Goldbarren und Elfenbein aus Afrika, welche diese Schiffe für die Gesellschaft oder Privatpersonen überführten, auf 26 Tonnen Goldes.

Im Juli 1644 landete Johann Moritz im Texel, stattete im Haag den vorgesetzten Instanzen Bericht ab und empfing ihren Dank. Dann ging er zur Armee und trat seine Stelle als Oberst wieder an. Am 27. Oct. 1644, nach dem Tode des greisen Stakenbronk, eines Mannes der vom gemeinen Reiter bis zum Generallieutenant der Cavalerie aufgestiegen war, ward er zum Generallieutenant verpflichtet, bekleidete jetzt den vierten Rang in der Armee und stand direct unter dem einzigen Sohne Friedrich Heinrich's, dem damals achtzehnjährigen Wilhelm II., der schon lange den Titel eines Generals der Reiterei führte. Er wurde auch Commandant von Wesel. An dem übrigens nicht mehr mit Energie betriebenen Feldzuge von 1645 nahm er wirksamen Antheil. Er war bei der Eroberung von Hulst, zu dessen Commandanten sein Bruder, Graf Hendrick, ernannt wurde. Am 15. März 1647 sah er seinen väterlichen Freund und Verwandten Friedrich Heinrich sterben, und gehörte zu den vier Mitgliedern des Hauses Nassau welche mit dem Feldmarschall Brederode die Zipfel des Leichentuches trugen (10. Mai).

Johann Moritz hatte sich nach seiner Rückkehr aus Brasilien einen fürstlichen Palast im Haag durch Peter Post erbauen lassen, das Moritzhaus, hat es aber nur selten bewohnt. Im J. 1647 wurde ihm die Statthalterschaft von Brasilien, wo die niederländische Colonie nach der Abreise des Grafen und der Schlacht bei Monte as Tabokas (3. Aug. 1645) in die äusserste Bedrängniß gerathen war, abermals angetragen. Seine theils auf persönliche Vortheile, theils auf grössere Machtvollkommenheit und Truppenzahl gerichteten Bedingungen erschienen aber unannehmbar, man ergriff wieder halbe Maßregeln, und die Colonie ging (1654) so rettungslos verloren daß man im Frieden von 1667 förmlich darauf Verzicht leistete. Johann Moritz fand sich, seit dem Tode Friedrich Heinrich's, nicht mehr so heimisch in Niederland wie bisher, und trat am 27. Oct. 1647 als Statthalter von Kleve, Werden und Ravensberg, mit einem Jahrgehalt von 6000 Thlr., in brandenburgische Dienste. Im J. 1658 kam auch noch das Fürstenthum Minden dazu. Er hatte hier besonders mit den Streitigkeiten zwischen dem Kurfürsten und den Ständen zu thun, bei denen den Letztern meist der Buchstabe des Rechts, dem Erstern das lebendige Bedürfniß des Staats zur Seite stand, und wobei der Statthalter sich, trotz vieler Verdriesslichkeiten, doch das Vertrauen beider Theile zu erhalten verstand. Diese Händel sind nicht ohne lehrreiches Interesse für die innere Geschichte des frühern deutschen Stände- und Staatswesens, werden aber vielen Lesern weniger geniessbar sein als andere Capitel des Buchs. Auch in diplomatischen Verhandlungen, mit den Niederlanden, in deren Diensten er zu bleiben fortfuhr, in England (1661), wo man ihm grosse Ehren anthat, mit dem Reiche, z. B. bei der Kaiserwahl Leopold's, wurde Johann Moritz vielfach gebraucht. Am 9. Dec. 1652 wurde er als Meister des Johanniterordens in Sonnenburg installirt, zu Ende desselben Jahres, mit den übrigen Gliedern des Hauses Nassau, in den Reichsfürstenstand erhoben. Aus seinen weitern Erlebnissen, wie sie in dieser Schrift geschildert werden, heben wir besonders folgende Punkte hervor. An der Spitze der ständischen Opposition stand der Freiherr von Wylich auf Winnenthal. Diesen liess der Kurfürst, bei einem Conventikel der Opposition in Duisburg, im Frühjahr 1654 durch den Landdrosten von Stern und den Oberstlieutenant Hunderbreit unter Anklage des Hochverraths verhaften und nach Spandau abführen. Vergebens ritten bewaffnete Stände nach ihn zu befreien. Wylich wurde später gegen Caution entlassen. Merkwürdig ist auch die trügerische Unterhandlung mit Spanien, zu welcher sich der Kurfürst durch die Vorspiegelungen eines angeblichen Marquis Spinola verleiten ließ, und wobei die erste Leichtgläubigkeit unserm Johann Moritz zur Last zu fallen scheint. Weiter die am 4./14. Oct. 1655 durch den Fürsten vollzogene Eröffnung der Universität Duisburg. Die Unterhandlung des englisch-brandenburgischen Bündnisses von Westminster (20. Juli 1661). Aus einer grossen Gefahr ward er 1655 wunderbar errettet. Zu Ende des vorhergehenden Jahres war sein Vetter, der Statthalter Wilhelm Friedrich (geb. 1613), gestorben, und Johann Moritz eilte nach Leeuwarden zum Begräbnisse.

Am 6. Jan. 1655 verließ er Leeuwarden, um über Harlingen nach Holland zu reisen; da noch Eis in dem Wasser war, konnte er die Reise nicht in einem Boote antreten, sondern musste sie, obgleich es stark regnete, zu Pferde machen. Mit einem Gefolge von 21 Personen, meist friesischen Edelleuten und Beamten, welche die verwitwete Prinzessin ihm mitgegeben hatte, kam er nach Franeker. Als er hier vernahm daß die Wasserfahrt nach Harlingen frei von Eis war, traf er Vorkehrungen um in einem Boote die Reise fortzusetzen, und eilt nun an der Spitze seines Gefolges durch die Stadt auf die hölzerne Brücke welche zwischen der ersten und zweiten Deichstraße lag. Da drängen die Edelleute auf ihren muthigen, sich bäumenden Rossen dicht an den Fürsten; die schwache Brücke stürzt unter dieser Wucht mit großem Krachen an einer Seite ein und fünf Reiter fallen ins Wasser. Johann Moritz, dessen Pferd mit den Vorderfüßen bereits das Ufer erreicht hatte, suchte noch sich zu retten, allein das Thier strengt vergeblich seine Kräfte an aufzukommen; längs der glitschigen, nach unten eingestürzten Brücke gleitet es aus und der Fürst fällt rücklings in das Wasser mitten unter die Reiter und Pferde die in dem engen Raume des Wassers wühlten. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich aus der umstehenden Volksmenge, die zusammengeströmt war um den berühmten Fürsten zu sehen. Das Wasser an der Brücke war nur fünf Fuß tief und Moritz hielt noch geraume Zeit den Kopf oben, aber die Pferde schlugen und bissen in ihrer Angst schrecklich um sich, und eins derselben warf den Fürsten um, sodaß er unter dem Wasser verschwand und unter sein eigenes Pferd gerieth. Das Gefolge und die Einwohner von Franeker drängten sich am Ufer und auf der halbgestürzten Brücke um die ins Wasser Gefallenen

zu retten. Schnell wurden auch die fünf Edelleute welche zuerst hineingefallen herausgezogen, aber der Fürst blieb verschwunden; auf der Stelle wo er versunken war arbeiteten noch immer die Pferde herum. Schon hält man ihn für ertrunken oder von den Pferdehufen erschlagen, als einer seiner eigenen Edelleute, Namens Benting, einen äußersten Versuch machte und halb im Wasser stehend mit Anspannung aller Kräfte dem Fürsten das Pferd vom Leibe zog, wodurch dessen linkes Bein in die Höhe kam. Man ergriff es und zog den Fürsten längs der Brücke ans Ufer. Er lebte noch, mit Entsetzen aber sah man ihn gleich wieder niederstürzen. „Er kann nicht stehen", rief man, „er hat den Rückgrat gebrochen." Fürst Moritz war indeß zum Gebet niedergesunken; mitten unter den Zuschauern, indem das Wasser von seinen Kleidern strömte, dankte er dem allmächtigen Gott für seine gnädige Errettung. Danach geleitete man ihn in eine nahegelegene Herberge, wo er seine Kleider trocknete und sich von der ausgestandenen Kälte und Schmerz einigermaßen erholte. Er hatte viel gelitten, er war am Kopf und Hand verwundet und hatte von seinem Pferde einen Schlag auf die Brust bekommen, der ihm großen Schmerz verursachte. Halb bewußtlos lag er in der niedrigen Herberge, aber nur auf kurze Zeit. Wie überall in Holland hatte er auch in Franeker Freunde. Sofort bat daher eine der angesehensten Frauen der Stadt um die Ehre den geretteten Fürsten in ihrem Hause empfangen und verpflegen zu dürfen. Sie hieß Sophie von Bervou und war Witwe des Ritters Joachim Andreae, der ansehnliche Aemter bekleidet hatte und Curator der damals so blühenden friesischen Akademie gewesen war. In altholländischer Pracht lebte sie auf dem Martenshaus zu Franeker, welches noch heute steht und ein Denkmal der soliden Baukunst jener Zeit ist. Hierhin wurde Johann Moritz gebracht; hier empfing er gleich am folgenden Tage den Besuch der verwitweten Prinzessin Albertine Agnes, die ihre eigenen Aerzte mitbrachte und nachher noch oft ihn besuchte. Auch die franeker Professoren und andere Freunde aus Friesland bezeigten ihm ihre Theilnahme, und unter der sorgfältigen Pflege seiner Gastfreundin genas er, zwar langsam, aber vollständig.

Die Brücke behielt den Namen Moritzbrücke und es ward ein Denkstein gesetzt. Auch vier Kupferstiche stellen das Ereigniß dar.

Bei dem 1665 ausgebrochenen höchst gefährlichen Kriege gegen Niederland ward Johann Moritz (28. Juli) als Oberbefehlshaber an die Spitze gestellt, sein Wirken aber durch neun ihm zur Seite gestellte Deputirte sehr gelähmt. Die nächsten Feldzüge hatten kein erhebliches Resultat. Johann Moritz ward aber 1668 erster Feldmarschall der Niederlande. Zweiter ward Paul Wirtz, ein Deutscher, der sich in schwedischen und dänischen Diensten ausgezeichnet hatte. Im J. 1672 leitete er mit großem Geschick die Befestigung des linken Ysselufers, eine fortlaufende Reihe von Verschanzungen 16 Stunden weit ausführend. Bei der französischen Invasion von 1672 zeigte sich der greise Held in seiner ganzen Thätigkeit, hielt zuerst durch standhafte Vertheidigung von Muiden den Ansturm auf und wirkte kräftig mit dem Prinzen von Oranien zusammen. Als dieser an die Spitze der Regierung trat, ward er zum Oberbefehlshaber in Friesland und Gröningen ernannt. Am 1. Juli 1673 führte er ein glänzendes Reitergefecht in den Pässen von Rooveen und Staphorst aus. Den Winter brachte er im Haag in gefährlicher Krankheit zu; aber im Sommer war er wieder beim Heere und nahm an der Schlacht bei Senef theil, wo er 15 Stunden ohne Essen und Trinken zu Pferde hielt und die ganze Nacht auf der Erde lag, weil seine Kutsche voll Verwundeter war. Er vertauschte dann das Gouvernement von Wesel mit dem von Utrecht. Im J. 1675 inspicirte er die Grenzfestungen. 1676 trat er in Ruhestand und brachte seine letzten Jahre in Bergenthal bei Kleve, unter selbstgepflanzten Bäumen, zu. Seine große Uneigennützigkeit und Munificenz hatte er namentlich auch an der Spitze der brandenburgischen Gesandtschaft zur Kaiserwahl, durch seine Opfer für den Johanniterorden und durch seine großen Bauten und Anlagen zu Wesel und besonders in und bei Kleve erwiesen. Am 20. Dec. 1679 starb er zu Bergenthal sanft und ruhig. Sein Neffe und Adoptivsohn, Wilhelm Moritz, war sein Haupterbe.

21.

Die neueste Ausgabe der Werke von Lamartine.

Von dem Dichter bekanntlich selbst herausgegeben, besteht sie aus 14 Octavbänden von gleichem Format mit der „Histoire des Girondins", „Raphaël" u. s. w., und umfaßt: „Méditations", „Harmonies", „Jocelyn", „Poëmes", „Recueillements", „Poësies diverses", „Voyage en Orient" und „Tribune politique". Außerdem zählt diese von Didot mit typographischer Vollendung gedruckte Ausgabe mehr als 100 prosaische Aufsätze die zum ersten male veröffentlicht werden, sowie die zum ersten male gesammelten Reden der „Tribune politique". Endlich 40 neue Gedichte, welche ihrer Gattung nach in die betreffenden obigen Sammlungen eingereiht sind. Jedem Gedichte hat der Sänger eine Erläuterung beigefügt, gleichsam als lebendiges und malerisches Datum dieser Eingebung. Wir wählen aus diesen jüngsten Gesängen zwei zur Mittheilung. Den einen weil er als glänzende Improvisation unter eines jener von der Gattin des Dichters gemalten Blätter gesetzt wurde welche sie — als ex voto der Kunst für die Mildthätigkeit — zu den Lotterien für ihre Stiftung bestimmte. Das fragliche Blatt stellte eine Trophäe von orientalischen Waffen dar.

Sur le sable du Nil, où gisaient ces armures,
Mon pied poudreux heurtait des ossements humains;
Le vent y modulait de sinistres murmures,
Le chacal déterrait des crânes et des mains.

Le bras s'est desséché, le sabre brille encore:
Voyez comme avec l'or l'acier se mariant
Dessine en clous d'azur sur le fer qu'il décore
L'arabesque émaillé du splendide Orient.

Pourquoi vous étonner de ces rubans de moire,
Des éclairs serpentants sur ces lames de feu?
Les héros d'autrefois se paraient pour la gloire:
Le fer était leur joie, et le combat leur jeu.

Ce sont là les bijoux dont l'homme des batailles,
Excitant du clairon son coursier hennissant,
Avant de l'embrasser fête ses fiançailles
Avec la belle mort qu'il cherche au lit de sang.

Das andere Gedicht wählen wir weil es wie eine Stimme der Heimat zum Herzen geht. Auch ist es „Das Heimchen" überschrieben:

Le Grillon.

Grillon solitaire
Ici comme moi,
Voix qui sors de terre,
Oh! réveille-toi.

J'attise la flamme,
C'est pour t'égayer,
Mais il manque une âme,
Une âme au foyer.

Grillon solitaire,
Voix qui sors de terre,
Oh! réveille-toi
Pour moi!

Quand j'étais petite
Comme ce berceau,
Et que Marguerite
Filait son fuseau,
Quand le vent d'automne
Faisait tout gémir,
Ton cri monotone
M'aidait à dormir.

Grillon solitaire, etc.

Seize fois l'année
A compté mes jours;
Dans la cheminée
Tu niches toujours.
Je t'écoute encore
Aux froides saisons,
Souvenir sonore
Des vieilles maisons!

Grillon solitaire, etc.

Qu'il a moins de charmes,
Ton chant, qu'autrefois!
As-tu donc nos larmes
Aussi dans ta voix?
Pleures-tu l'aïeule,
La mère et les sœurs?
Vois, je peuple seule
Ce foyer des cœurs.

Grillon solitaire, etc.

L'âtre qui petille,
Ce cri renaissant
Des voix de famille,
M'imitent l'accent;
Mon âme s'y plonge,
Je ferme les yeux,
Et j'entends en songe
Mes amis des cieux.

Grillon solitaire, etc.

Tu me dis des choses,
Des choses au cœur,
Comme on dit aux roses
Leur oiseau rêveur,
Qu'il chante pour elles
Ses notes au vol!
Voix triste et sans ailes,
Sois mon rossignol.

9.

Bibliographie.

Belgien. Handbuch für Reisende, nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen bearbeitet. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einer Karte von Belgien, vom Maasthal und dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, und den Plänen der Städte Lüttich, Löwen, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge und Ostende. Koblenz, Bädeker. 8. 1 Thlr.

Daumer, G. F., Die Religion des neuen Weltalters. Versuch einer combinatorisch-aphoristischen Grundlegung. 3ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frohschammer, J., Beiträge zur Kirchengeschichte in drei Abhandlungen. Landshut, Krüll. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gedanken über das Apostelamt des Paulus. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Ngr.

Gedichte aus dem Englischen im Versmaße der Originale übertragen von W. Hanstein. Magdeburg, Creutz. 16. 27½ Ngr.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. [9te Lieferung.] IX. Jahrhundert. 2ter Band. — A. u. d. T.: Einhards Jahrbücher. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von O. Abel. Berlin, Besser. 8. 10 Ngr.

Helbig, K. G., Grundriß der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Arnold. 8. 5 Ngr.

Jahn, A., Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben, mit Aufzählung der helvetischen und römischen Alterthümer und mit Bezugnahme auf das älteste Ritter- und Kirchenwesen, auf die urkundlichen Ortsnamen und die Volkssagen. Ein Handbuch für Freunde der vaterländischen Vorzeit. Bern. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Naef, A., Chronik oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft St. Gallen. Mit Inbegriff der damit in Verbindung stehenden Appenzellischen Begebenheiten. Von den ältesten Zeiten bis auf das J. 1848. 1ste und 2te Lieferung. Zürich, Schultheß. Gr. 4. 25 Ngr.

Putlitz, G. zu, Lustspiele. 1ster Band. Berlin, Schlesinger. 8. 1 Thlr.

Steub, L., Aus dem bayrischen Hochlande. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Wierzbicki, F. P., Californien wie es ist und wie es werden kann, oder ein Führer nach den Goldregionen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von C. A. Pajeken. Bremen, Löning u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Younger, J., Das Licht der Woche, oder die irdischen Segnungen des Sonntags für die arbeitenden Classen. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Englischen übersetzt von F. Kayser. Nebst einer Lebensskizze des Verf. und den englischen Original-Holzschnitten. Basel. 8. 5 Ngr.

Zoepfl, H., Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen im grossen Bauernkriege vom J. 1525. Nach bisher ungedruckten Prozessacten. Heidelberg, Groos. Gr. 4. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Allihn, F. H. T., Die restaurative Politik und der Satz des Widerspruchs. Ein fliegendes Blatt. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bergmann, A., Woraus entspringt der heutzutage so allgemein herrschende Priesterhaß? Rede, gehalten im Pius-Verein zu Straubing. Landshut, Krüll. Gr. 8. 2 Ngr.

Pia desideria. Freimüthige Zeitbetrachtungen. Zur Selbstprüfung für alle Stände. In Uebereinstimmung mit mehreren Freunden herausgegeben von A. L. und R. B. Stuttgart, Rommelsbacher. Gr. 8. 4 Ngr.

Heinrich, K., Nieder mit den griechischen und römischen Klassikern! Nieder mit den Gymnasien! Eine Rede in vertraulicher Sitzung an die Vorsteher des Hilfs-Vereins zu B. gehalten. Danzig, Kabus. 8. 6 Ngr.

Strauß, V., Gottes Wort in den Zeitereignissen. Vier Rhapsodien. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 Ngr.

Ueber den thatsächlichen Abfall von der Veranstaltung Gottes in der Kirche. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1½ Ngr.

Zwei Warnungen und ein Beispiel. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 180. — 29. Juli 1850.

Zur Geschichte der Entdeckungen in Afrika.

Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nils (1840—41) von F. Werne. Mit einem Vorworte von K. Ritter. Mit einer Karte und einer Tafel Abbildungen. Berlin, G. Reimer. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Gleich einer halbverklungenen Sage zieht sich aus der Kindheit des Menschengeschlechts der Drang die Quellen des Nils zu entdecken in unsere Tage herüber, und dieses Ziel, welches bereits die Pharaonen, die Phönizier, die Griechen unter den Ptolemäern und die Römer unter Cäsar und Nero vergebens zu erreichen strebten, scheint auch vor den Anstrengungen neuerer Reisenden tückisch zurückzuweichen; denn einzelne, allerdings sehr wichtige genauere Bestimmungen über den Stromlauf abgerechnet, wissen wir jetzt in der Hauptsache kaum mehr als die Geographen des Alterthums.

Bekanntlich besteht der obere Nil, ehe er sich bei Kartum (15° 41′ 25″ N. Br.) zu einem Strome vereinigt, aus zwei Armen, einem östlichen, Bach'r el azrek (Blauer Fluß), und einem westlichen, Bach'r el abiat (Weißer Fluß) genannt, oder vielmehr aus dem Hauptflusse, dem Weißen, und einem Zuflusse, dem Blauen. Die Quellen des letztern, welchen man, weil er vorzugsweise den Namen Nil führt, früher fälschlich für den Hauptstrom hielt, wurden schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von dem portugiesischen Missionnair Gaspar Paez aufgefunden und von dem Schotten James Bruce, der sich die Entdeckung anmaßte, 1768 wieder besucht; es kann sich also jetzt nur noch um die Quellen des Bach'r el abiat handeln. Nach den Bestimmungen der Geographen des Alterthums und des Mittelalters sollen diese auf dem Mondgebirge unter dem siebenten oder achten Grade nördlicher Breite entspringen und sich im Lande Donga vereinigen; man hielt diese Ansicht fest, bis sie sich durch die von Mohammed Ali, dem berühmten Vicekönige von Aegypten, veranstalteten Expeditionen als falsch erwies, und der Ueberzeugung daß der Ursprung des Nils noch viel weiter südlicher zu suchen sei weichen mußte.

Die Wissenschaft ist also Mohammed Ali Dank schuldig, obgleich dieser in den letzten Jahrzehnden so oft genannte, von Manchen so hochgepriesene, von Andern so arg geschmähte Mann bei diesen Unternehmungen gerade an Nichts weniger dachte als an die Wissenschaft. Ihn leitete einzig und allein die unersättliche Gier nach Gold, das überall, wohin seine völkerwürgenden Arme reichten, schnell verschwand und das er bis zu dem Orte seines Ursprungs zu verfolgen strebte. Auf allen zu diesem Zwecke unternommenen Zügen wüthete er leider barbarisch und verödete die herrlichsten Gegenden zu beiden Seiten des Flusses, während er seine Absicht besser erreicht haben möchte wenn er gesucht hätte das Land auf alle mögliche Art zu heben und ein mercantilisches Vertrauen herzustellen; denn hier besteht seit uralter Zeit der Markt, auf den durch Tauschhandel mit den Binnenbewohnern das Gold aus der ersten Hand in der Blatt- und Körnerform kommt, wie es aus dem Sande der Regenbäche ausgelesen und ausgewaschen und in Federkielen oder Gazellenhörnchen aufbewahrt wird. Wer kann indessen Türken eine so überlegte Handlungsweise zutrauen! Wer unter ihnen längere Zeit gelebt hat, sagt unser ehrlicher deutscher Reisende, muß die vollkommene Unfähigkeit dieser Türken zur Anregung und Civilisirung der von ihnen beherrschten Länder, ein indifferentes Nichtwollen, ja selbst einen prämeditirten Mord der von ihnen verpesteten Völker sich zugestehen in klarster Ueberzeugung; überdies gilt der Türke Aegyptens in der Türkei selbst als der Auswurf seines Volks, und man kann sich deshalb leicht einen Begriff von der verderblichen Wirthschaft des Vicekönigs, seiner niederträchtigen Beamten und seiner grausamen Söldnerhorden machen.

Zuerst versuchte Mohammed Ali die bergmännische Ausbeutung der Goldadern von Kordofan und Fazogl; da aber der Versuch unter der theuerbezahlten Leitung des Deutschen Russegger und des Italieners Boreani, welche Beide mehr ihre eigenen Zwecke und Liebhabereien als die Aufträge des Vicekönigs im Auge hatten, keinen schnellen Erfolg zeigte, so beschloß der ungestüme Mann sich sobald als möglich eine auf eigene Anschauung begründete Ueberzeugung zu gewinnen, und unternahm im Herbste 1838 einen Auskundschaftzug in das Land der Schwarzen. In gleich goldener Absicht befahl er die Beschiffung des Weißen Nilarms, und man drang auf demselben auch wirklich bis zum Gebiete der Elliab (6° 35′ N. Br.) vor, wo man den Strom noch sehr breit fand und nicht einmal eine glaubwürdige Nach-

richt über seinen Ursprung erlangen konnte. Mit dem Resultat dieser Expedition nicht zufrieden, ordnete Mohammed Ali sogleich eine zweite Entdeckungsfahrt an, und mit dieser beschäftigt sich der hier zu besprechende, auf der ganzen Reise jeden Tag an Ort und Stelle niedergeschriebene Bericht.

Der Verfasser desselben, einer jener nicht sehr häufigen für das Große und Schöne begeisterten, zugleich aber nach Ungewöhnlichem und sogar Abenteuerlichem, selbst mit Aufopferung ihrer Existenz und ihrer Gesundheit, haschenden Sondermenschen, hatte schon als Jüngling die Universität Bonn, wo er die Rechtswissenschaft studirte, ohne Wissen seiner Aeltern verlassen um an dem griechischen Freiheitskampfe theilzunehmen, war darauf als enttäuschter Philhellene noch einige Zeit nach Kleinasien gegangen und von da nach dem „lieben Lande der Väter" zurückgekehrt, von wo ihn aber später sein unruhiger Geist wieder fort und nach Aegypten trieb. Sein derber, aber grundehrlicher Charakter, sein in den größten Gefahren unerschütterlicher Muth und sein unverwüstlicher Humor erwarben ihm bald die Achtung des Vicekönigs und seiner Feldherren, welche bisjetzt den Franken nur nach dem ihnen aus Italien und Frankreich zuströmenden gemeinen, habsüchtigen Gesindel zu beurtheilen gewohnt waren. Er machte mehre Feldzüge mit und stand gerade in Taka, einem von Europäern noch nicht betretenen Landstriche von Nubien, wo Achmet Pascha die ihre Unabhängigkeit tapfer vertheidigenden Eingeborenen bekriegte, im Lager, als der Befehl zur zweiten Expedition auf dem Nil eintraf und ihm die Erlaubniß ward an derselben theilnehmen zu dürfen.

Die Entdeckungsflotte, welche aus 10 Fahrzeugen mit etwa 400 Soldaten und Matrosen und Proviant für 10 Monate bestand, verließ am 23. Nov. 1840 Kartum am Zusammenflusse des Blauen und Weißen Nils und steuerte den letztern aufwärts, aber so träge, ungeschickt und planlos daß man schon bei dem Beginne des Unternehmens an einem die Aufgabe völlig lösenden Erfolge desselben zweifeln durfte. Die zur Leitung der geographischen Arbeiten angestellten französischen Ingenieure Arnaud und Sabatier waren gänzlich unbrauchbare Leute und gehörten zu jenen schamlosen Abenteurern die sich fortwährend in Aegypten zu Fächern drängen denen sie gar nicht gewachsen sind. Die Unwissenheit Thibaut's, eines eiteln und häufig betrunkenen Parisers, welcher als Naturforscher und Sammler mitgeschickt war, ging soweit daß er in einem vorkommenden Falle nicht einmal Kupfer von Gold zu unterscheiden wußte! Selbst die rohen Türken machten sich stets über diese in den Kajüten liegenden und kaum von Zeit zu Zeit aus den verhängten Fenstern herausschauenden Gelehrten lustig, zum nicht geringen Ergötzen des bei allen Arbeiten frisch und kräftig zugreifenden Deutschen, der auf eigene Kosten und aus reiner Wißbegierde sich den Beschwerden und den Gefahren einer so schlecht geleiteten Fahrt aussetzte.

Die beiden Ufer zeigten sich auf dem untern Lauf des Bach'r el abiat sehr einförmig, waren aber, soweit die Fluten bei ihrem alljährigen Austreten ihre befruchtende Feuchtigkeit dem Boden geben, mit Bäumen und Buschwerk bedeckt. An den feuchten Stellen wucherten üppige Wasserpflanzen, unter denen besonders der weiße Lotos mit seiner weithin glänzenden gefüllten Blume und seinen wie flache Teller ausgebreiteten, den übrigen Pflanzen Licht und Leben nehmenden Blättern auffiel. Hinter dem Gürtel dieser das Auge erquickenden Vegetation dehnte sich aufwärtssteigend die kahle, steinige Wüste hin in tiefer, lautloser Ruhe. Die Niederungen sind sicher eines reichlohnenden Anbaus fähig; die Baumwolle und die Dattelpalme, welche überall wohin sie sich verbreitet hat ein wahrer Segen des Bodens ist, müßten hier vortrefflich gedeihen: aber die Eingeborenen wollen nicht pflanzen und sorgen, um den Abgaben zu entgehen die auf jedem fruchttragenden Dattelbaume haften, und ebenso wenig Baumwolle bauen, da sie den Ertrag gegen einen willkürlichen Preis in die Vorrathshäuser der Regierung liefern müssen. Ein kluger Türke meinte sogar, Allah habe dies Alles gut gemacht, denn das faule Volk würde, wenn es erst Datteln hätte, gar nicht mehr arbeiten, und dann nie mehr zu guten Soldaten taugen.

Oberhalb des großen Dorfes Tura (14° 5′ N. Br.), von wo zwei Hauptstraßen nach Kordofan führen und bis wohin die Handelsschiffe von Kartum gehen, hört die Herrschaft Mohammed Ali's auf, und die weiter aufwärts wohnenden Stämme zahlen ihm bisjetzt keinen Tribut. Der Fluß ist hier wol noch eine Stunde breit und mit vielen großen und kleinen fruchtbaren Inseln bedeckt; Ausläufer (Gohrs) reichen bei hohem Wasserstande allenthalben in das Land, und weiter südlich münden zwei nicht unbedeutende Flüsse, der Bach'r el Makada (9° 12′) von Osten und der Njin-Njin (9° 6′) von Westen her. Die Bewohner der sehr stark bevölkerten Ufer, mit denen man gern in Verbindung getreten wäre, gaben nach allen Richtungen hin Signale und flohen, weil man sie auf der ersten Expedition mishandelt hatte. An andern Stellen mochten auch die gräßlichen Mückenschwärme Menschen und Thiere fernhalten: denn diese Mücken (Bauda), mit langen, weißbepunkteten Beinen, blauem Kopfe, fahlem Rücken und einem starken, dreifach zusammengelegte dichte Leinwand leicht durchbohrenden Saugrüssel sind die fürchterlichste Plage dieser Gegenden; „da hilft kein Verkriechen unter die Bettücher, wo Einen die Hitze zu ersticken droht, da man wegen ihres tiefdurchdringenden Stiches die Kleider am Leibe zu behalten genöthigt ist; läßt man nur ein kleines Loch für den Mund zum Athemholen, so stürzen sie auf die Lippen, in die Nasen und Ohren, und muß man gar gähnen, so dringen sie in den Schlund hinein, wodurch man, zum Husten gereizt, eine wahre Tortur auszuhalten genöthigt ist, weil sie mit jedem Athemzuge wieder hineinkommen; sie finden den Weg zu den empfindlichsten Theilen, indem sie wie Ameisen in jede Lücke

hineinkriechen". Weiter stromaufwärts verschwanden diese Bestien gänzlich und die Luft wurde reiner und erquicklicher, was die Nähe von Bergen ahnen ließ, nach denen man in der Gegend wohin die frühern Geographen die Mondgebirge und die Quellen des Nils setzen, wo das Flußbett aber noch mindestens 500 Schritte breit ist, vergebens gespäht hatte. Erst unter dem fünften Breitegrade bemerkte man eine nicht unbedeutende Steigung des Bodens, und plötzlich wurde ein hohes Gebirge sichtbar, dem nach der Aussage der durch Geschenke an Bord gelockten Eingeborenen noch viel höhere Berge folgen sollten. Das Land ist hier ein wahres Paradies, wo Alles ohne Bestellung aus freien Stücken wächst und zwei mal des Jahrs Früchte trägt; die Bäume stehen da in einer Kraft als hätten sie kein Wasser nöthig, und die riesigen Bewohner, neben welchen die Reisenden Kinder schienen, bekundeten durch ihre edlere Gestalt daß sie sich einer fröhlichen Nahrung erfreuten. Man kam mit mehren Stämmen derselben, deren Namen wir hier nicht aufzählen wollen, in nähere Berührung, und es dürfte sich der Mühe lohnen die von dem scharf beobachtenden Werne an vielen Stellen seines Tagebuchs mitgetheilten einzelnen kurzen Bemerkungen und Andeutungen zusammenzufügen und eine flüchtige Schilderung des Zustandes und des Lebens und Treibens dieses noch völlig unbekannten Titanenvolks in dem Innern jenes Welttheils, aus dem „immer etwas Neues kommt", zu versuchen.

Man nannte bisher alle am Weißen Nil aufwärts wohnenden Völker unbedenklich Neger, offenbar durch die schwarze Hautfarbe bestochen, die Gesichtszüge derjenigen Stämme aber von denen hier die Rede ist sind so wenig negerartig daß der größte Theil der Europäer, wollte man sie schwarz anstreichen, dasselbe Aussehen haben würden; auch ist das Haupthaar nicht wie bei allen Negern wollig, sondern gelockt, und man wird dadurch unwillkürlich zu der Vermuthung hingeleitet daß man hier einem erobernd eingewanderten Geschlechte oder den Resten von Stammvölkern, die der kaukasischen Race ähnlich sind, begegnen. Für diese Ansicht sprechen auch ihre häuslichen Einrichtungen und die Form ihrer Bogen und Köcher, welche den auf ägyptischen Denkmälern abgebildeten gleichen. Freilich muß dann dieses Volk schon viele Jahrhunderte lang von seiner frühern Größe herabgesunken und durch seine Abgeschiedenheit von der civilisirten Welt allmälig verwildert sein. Es hat einen nicht nur befruchtenden, sondern auch schiffbaren Strom voll genießbarer Thiere, ein herrliches, Alles im Ueberflusse gewährendes Land; es hat einen fortwährenden Krieg mit Riesenthieren des Landes und des Wassers und nicht selten Kampf mit seines Gleichen zu bestehen; es besitzt Steine und Metalle in Hülle und Fülle, und unter den letztern das beste, das Eisen, aus dem es sehr schöne, weit und breit gesuchte Waffen zu verfertigen versteht; es weiß sogar das Feld zweckmäßig zu bestellen, es ist mit allen körperlichen Vorzügen ausgerüstet: — und doch steht es auf einer so niedrigen Culturstufe! Ist indessen die Vervollkommnungsfähigkeit von der Natur bedingt, so braucht es bei diesen wirklich empfänglichen Stämmen nur eines geistigen Anstoßes von außen, um den von der Mythe gefeierten Ruhm der alten Aethiopen wiederaufleben zu lassen. Die Bevölkerung scheint ungemein stark zu sein, denn sie beschränkt sich nicht auf die Flußufer, sondern reicht auch noch nach der Aussage der befragten Eingeborenen wenigstens soweit landeinwärts als der Boden das Wasser der tropischen Regen zu sammeln vermag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Religion und Kunst. Oder: Welche Erhebung gewann durch die christliche Religion die Idee der Schönheit und damit die moderne Kunst? Gekrönte philosophische Preisschrift. Von J. M. Katzenberger. Würzburg, Stahel. 1849. Gr. 8. 24 Ngr.

Es scheint ein ungehöriges Beginnen zu sein in einem kritischen Blatte zu sprechen über eine Arbeit welcher von den Brabeuten der Preis zuerkannt ist. Indeß da Ref. nicht von sich sagen kann was Jago: „I am nothing if I am not critical", so wollen wir wenigstens einige Bemerkungen zu der genannten Schrift machen.

Was die formelle Seite der vorliegenden Abhandlung betrifft, so ist dieselbe tadellos. Der Grundbau, ich meine die metaphysische Begründung der Frage und die Angabe des wissenschaftlichen Standpunktes, ist solide und paßt zum Ganzen, das Werk ist ein vortrefflich ausgeführtes, systematisches Gebäude, Alles ist tüchtig ineinandergefugt, das Material gut verarbeitet; höchst verständig sind, um nur Etwas zu bezeichnen, die Ausführungen über die griechische Poesie, über griechische und christliche Architektur, über Musik u. s. w. Wenn man dem Verf. die Prämissen zugibt, so ist seinem Gebäude schwer beizukommen. Bisweilen aber möchte ihn die Consequenz seines Systems etwas zu weit führen, so z. B. wird Dante über Klopstock gestellt, weil Dante einen lebendigern christlichen Glauben habe; der Verf. sagt (S. 168): „Wollen wir dem Klopstock'schen «Messias» unsere Achtung durchaus nicht versagen, so wird dennoch jeder aufmerksame Leser gewiß das Zeugniß geben daß hier ein anderer Geist als in Dante's «Divina commedia» weht. Es ist vor Allem die lebendige Welt- und Geistesanschauung, es ist der lebendige Glaube den wir überall vermissen; statt dessen gewahren wir eine ganz abstracte Haltung" u. s. w. Was nun der Verf. unter dem lebendigen Glauben verstehe, Das läßt sich vielleicht einigermaßen schließen aus seinem Urtheil über Calderon, den er mit Friedrich Schlegel für den ersten und größten unter allen christlichen Dichtern erklärt, ein Urtheil worin nicht Alle miteinstimmen werden welche, um nur Eins zu nennen, die „Andacht zum Kreuz" kennen und welche echtes Christenthum mit mönchischer Auffassung desselben nicht verwechseln: ein Irrthum den wir dem kenntnißreichen Verf. der Preisschrift keineswegs imputiren wollen. Der Standpunkt Katzenberger's ist übrigens ein mehr religionsphilosophischer als ein reinphilosophischer, wobei man, auch ohne diesen Grundsatz adoptirt zu haben, die Consequenz anerkennen muß mit welcher derselbe durchgeführt wird.

Nun noch Eins und Das ist wichtig. Wenn wir den Verf. nicht unrichtig verstehen, so bezeichnet er die moderne Zeit auch mit dem Prädicat christlich. Ref. meint daß die Ideen unsers Zeitalters allerdings durch das Christenthum geläutert und alterirt sind, daß aber Christenthum, Hellenenthum, Germanenthum, Orientalismus und Philosophie zusammen erst das merk-

würdige Amalgam von Größe und Kleinheit, von Idealismus und Realismus hervorgebracht haben, was wir die moderne Zeit nennen. Es scheint in der That unmöglich zu sein in der heutigen Politik, in unserm Staat, in unserm Rechte, in unserer Kunst, in unserer Poesie das Christliche nachzuweisen. Vielleicht ließe sich unschwer beweisen daß nie eine Zeit unchristlicher war als diese sogenannte christliche. Wenn Katzenberger behaupten wollte der Einfluß der modernen Zeit auf die Kunst sei ein christlicher Einfluß, so würde auf ihn der Satz angewendet werden müssen: Wer zu viel beweist beweist Nichts.

Daß übrigens Katzenberger ein tüchtiger Dialektiker ist, sieht man aus jedem Theile seines Werkes. Er fühlt sehr wohl daß er in Verlegenheit kommen wird mit Schiller und Goethe, denn daß auf diese das speciell so genannte Christenthum eingewirkt habe, wird er doch nicht wohl behaupten wollen; er stellt also die Sache folgendermaßen dar. „Wol ist es wahr", heißt es S. 180, „daß das Christenthum nicht seinen vollen Einfluß auf diese großen Geister ausgeübt hat, oder hat ausüben können. Allein worin lag die Ursache? In der Zeit selbst in welcher sie lebten. Und fürwahr Beide — besonders Schiller — waren einer bessern Zeit werth. Es stand ihnen nämlich nicht das lebendige Christenthum in seiner ganzen Kraft und Blüte gegenüber, sondern niedere Parteipolemik, starre Abstraction und charakterlose Mischung von Kantischen und christlichen Ideen, kurz ein papierenes Christenthum. Zugleich wankten die socialen und religiösen Grundvesten des Vaterlandes, ringsum erscholl der Ruf der Zerstörung und Anarchie, Ehrgeiz und Vernunftvergötterung waren die leitenden Triebfedern aller politischen und religiösen Bewegungen. Wie konnte dieser Stand der Dinge solche Geister befriedigen? Wo sollten sie anknüpfen? Sie kehrten deshalb in ihren eigenen Geist zurück, hier wollten sie den Frieden suchen den sie nach außen nicht fanden. Sie sind darum recht eigentlich durch sich selbst geworden was sie waren. Das ist der nicht zu übersehende Punkt, wenn wir sie nicht zu gering schätzen wollen; Das allein ist aber auch der Maßstab um Vieles in ihren Werken richtig zu erklären. Vieles was an sich schroff und fast atheistisch scheinen möchte wird auf diese Weise nun der Ausdruck des bittern Schmerzes eines Gemüthes welches mit dem Bestehenden nicht zufrieden ist, aber auch für sich allein nicht zur Ruhe kommen kann. Hierdurch erscheint also das Ganze mehr als Kampf gegen die vielen factischen Abnormitäten in Wissenschaft und Leben. Anderntheils aber läßt sich hieraus recht gut erklären warum sie so vielfach wieder an die Antike anknüpften. Dort war der Kampf gegen die Naturmacht ausgekämpft und die ruhige Götterwelt des Alterthums befriedigte diese Geister fast mehr als die bewegte Gegenwart."

Zum Schluß erlaubt Ref. sich noch folgende Bemerkung. Wenngleich das Buch Katzenberger's von den Aesthetikern mehrfach in seinen Principien angegriffen werden mag, so wird doch Niemand leugnen daß der Verf. tüchtige Studien gemacht hat, daß er ein reiches Material von Kenntnissen besitzt und daß er geschickt darüber zu disponiren versteht. 17.

Miscellen.

Ludwig XVIII. und Talleyrand zu Mons.

Hr. von Talleyrand behauptete mit dem ganzen Stolze eines von seinen Erfolgen berauschten Unterhändlers: daß er der Legitimität beim Wiener Congreß die außerordentlichsten Dienste erzeigt habe. Es verdroß ihn schon daß der König nicht den von ihm bezeichneten Weg nach Paris eingeschlagen hatte; mehr noch aber verstimmte ihn die fortwährende Begünstigung des Hrn. von Blacas. Etwa um 6 Uhr des Abends traf er in Gesellschaft des Abbé Louis in Mons ein und alle seine getreuen Freunde flogen ihm entgegen. Voller Uebermuth weigerte er sich, zuerst zu Ludwig XVIII. zu gehen und auf mahnende Gegenvorstellungen gab er zur Antwort: „Ich bin nicht pressirt; ich komme morgen auch noch zurecht." Der König erfuhr Das, er war tiefbewegt; denn er wußte daß er sich unabänderlich von Blacas trennen mußte. „Talleyrand rühmt sich", sagte er zu seinem Minister des Innern, „mir die Krone zum zweiten mal aufs Haupt gesetzt zu haben und droht jetzt er wolle nach Deutschland zurückkehren. Was meinen Sie dazu?" „Man wird Ew. Majestät wahrscheinlich falsch berichtet haben; Talleyrand ist nur für den Augenblick von der Reise ermüdet." Währenddessen ließ der Prinz von Benevent sich es wohl sein inmitten seiner Schmeichler, die ihm Alle versicherten er müsse sich zurückziehen. „Wäre ich der Fürst", äußerte Abbé Louis, „ich bliebe nicht eine Viertelstunde in Mons." „Ganz recht", erwiderte ihm hierauf Chateaubriand mit aller Bitterkeit, „wir Beide, Sie Hr. Abbé und ich, wir können immer hingehen wohin wir wollen, kein Mensch wird uns vermissen; aber anders ist es mit Hrn. v. Talleyrand." Als man dem Letztern sagte der König werde ohne ihn gesprochen zu haben weiterreisen, schien er anfänglich erstaunt; dann erholte er sich und rief zuversichtlich: „Er wird's nicht wagen!" Talleyrand hatte sich in diesem Glauben zu Bett gelegt; um 3 Uhr weckte man ihn um ihm des Königs Abreise zu melden. Er wollte seinen Ohren nicht trauen. „Bethört! Verrathen!" schrie er, „schändlich verrathen!" und siehe zum ersten male in seinem Leben eilt der Fürst von Benevent früh um 3 Uhr auf die Straße, auf den Arm eines Freundes gestützt. Er kommt vor dem Hotel des Königs an, die zwei Vorspannpferde sind schon halb aus dem Thorwege. Auf ein Zeichen hielt der Postillon an und der König fragt was es gäbe. „Sire, Hr. von Talleyrand kommt!" „Gott bewahre, der schläft." „Nein, da ist er, Sire!" „Nun dann".... Die Pferde kehren mit dem Wagen um, man öffnet die Thür; der König kehrt in sein Zimmer zurück und der hinkende Minister keucht ihm nach. Jetzt beginnt Talleyrand eine zornige Auseinandersetzung, ruhig hört der König sie an. „Fürst von Benevent!" sagt er endlich, „Sie wollen uns verlassen? Sie thun wohl daran, mögen Ihnen nur die Bäder recht gut bekommen! Theilen Sie mir auch gelegentlich Ihre Neuigkeiten mit!" Der König läßt den Prinzen verdutzt stehen, läßt sich in seinen Wagen zurückbringen und reist ab. Jetzt konnte Talleyrand vor Wuth kaum ein Wort herausstammeln; die Kaltblütigkeit Ludwig's hatte ihn außer Fassung gebracht. Da stand er nun wie der unbedeutendste Mensch und sah die Carrosse des Königs verschwinden. „Ich habe dem König eine Krone aufs Haupt gesetzt", klagte er „und muß nun die neue Emigration beginnen." Man weiß daß es hierzu nicht kam, Talleyrand war zur Verherrlichung der Majestät, die ihn auf eine Stunde demüthigte, unumgänglich nothwendig. 2.

Der Maurer und Gärtner Ludwig's XIV.

Lenotre, der eigentliche Schöpfer der Gärten von Vaur, Versailles, Cligny, Chantilly, St.-Cloud, Meudon, Sceaux, der Tuilerien u. s. w., welcher den Titel „Architekt und Zeichner der Gärten des Königs" führte, erhielt im J. 1675 den Adelsbrief und das St.-Michaels-Kreuz. Ludwig XIV. wollte ihm auch ein Wappen verleihen, jener lehnte es ab und sagte er habe schon das seine: drei Schnecken, von einem Krautskopf gekrönt. „Sire", setzte er hinzu, „könnte ich meinen Spaten vergessen? Wie muß er mir werth sein! Verdanke ich doch ihm alle Ehre die mir Ew. Majestät erzeigt!" Als Lenotre ein sehr vorgerücktes Alter erreicht hatte, gestattete ihm der König sich zurückzuziehen, aber unter der Bedingung daß er ihn zuweilen besuche. Bei einer solchen Gelegenheit stieg Ludwig XIV., der ihm die neuen von Mansard angelegten Gärten zeigen wollte, in seine bedeckte Kutsche und nöthigte den Greis neben ihm platzzunehmen. Der Oberintendant der Gebäude folgte. „Wahrlich, Sire", sprach unser Künstler bis zu Thränen gerührt, „mein ehrlicher alter Vater würde die Augen weit aufsperren, wenn er mich in einem Wagen sähe mit dem größten Könige auf Erden! Man muß gestehen daß Ew. Majestät Ihren Maurer und Ihren Gärtner gut behandeln." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 181. —— 30. Juli 1850.

Zur Geschichte der Entdeckungen in Afrika.

(Fortsetzung aus Nr. 180.)

Ueber die Religion dieser Naturmenschen, der echten seligen Aethiopen Homer's, konnte man nichts Zuverlässiges erfahren. Sie treiben, wie man sich an vielen Orten überzeugte, keine Abgötterei, sondern scheinen vielmehr ein höchstes Wesen, wenn auch nicht als Inbegriff alles Guten und Schönen das da straft und belohnt, anzuerkennen. Gutmüthigkeit ist sicher eine ihrer vorzüglichsten Tugenden, denn sie behandelten sich mit offenbarer Bruderliebe, hielten sich häufig einander umarmt, theilten miteinander die ihnen gegebenen Früchte und halfen sich am Ufer und an den Schiffen beim Ein- und Aussteigen, und alles Dieses mit einem herzlichen Humor. Einige dieser Stämme tödten kein Thier, sondern sollen sich nur von Samenkörnern und Milch nähren; Andere schonen zwar ebenfalls das thierische Leben, verzehren jedoch das gefallene Vieh, wie es auch im Lande Sudan Sitte ist; an vielen Stellen sah man übrigens auch diese Wilden auf Elefanten, Krokodile, Nilpferde und andere Thiere Jagd machen, und es scheint in dieser Beziehung bei den einzelnen Stämmen eine sehr verschiedene religiöse Ueberzeugung obzuwalten. Die Regierungsform ist dagegen, soweit man sich unterrichten konnte, überall monarchisch, und ein Groß-Schech oder König herrscht über jeden einzelnen Stamm unbeschränkt. Auch in der Anlage der Dörfer, in der Bauart der Wohnungen und in den häuslichen Einrichtungen bemerkte man an dem ganzen Flußlaufe die größte Aehnlichkeit. Die nicht über vier Fuß hohen Wände der ohne Ausnahme runden Hütten (Tokuls) bestehen aus armdicken Balken und Schilf, und sind mit der thonartigen untern Lage des Nilschlammes von innen und von außen verschmiert und durch ein im Innern angezündetes Feuer so gehärtet daß sie eine außerordentliche Festigkeit wie gebrannter Thon erlangen. Die Dächer sind aus Stroh geflochten und laufen spitz zu, doch so daß ihre Oberfläche in fünf bis acht ringförmigen Lagen treppenartig abgeschnitten oder vielmehr gekerbt erscheint; die ungewöhnlich hohe Spitze ist durch eine Kürbisschale gezogen, die oben und unten geöffnet einen breiten Ring bildet, in welchem sich auch die zugespitzten dünnen Sparren vereinigen. Die an den meisten Orten oval, an manchen jedoch auch viereckig geformte Thüre, welche aus zwei in den Boden gesteckten Pfählen und einem darübergelegten Querpfahle besteht, hat stets eine kleine durch das darüber verlängerte Dach bedeckte Vorhalle, und ist deshalb an dem äußern Eingange so niedrig daß man in das Haus kriechen muß; sie ist, da sie zugleich als Fenster dient, nach keiner bestimmten Weltgegend gerichtet, denn der Eine will geradeaus auf den Fluß schauen, der Andere will sehen was es flußaufwärts, der Dritte was es niederwärts Neues gibt; nach dem Lande hin bemerkte man keine Thüren. An jeden großen Tokul lehnten noch ein oder mehre kleinere, welche als Vorrathskammern oder Viehställe dienten; der aus den Tokuls und Ställen geschaffte Koth wird jeden Tag langsam verbrannt, um durch den aufsteigenden Rauch die quälenden Mückenschwärme zu vertilgen oder zu verscheuchen. Das Innere dieser Wohnungen ist höchst einfach; der Boden ist zum Theil mit Thierfellen belegt und an den nackten Wänden stehen Kürbisschalen und Gefäße von schwarzem Thon umher. Feuerherd und Schlafstätte sind an derselben Stelle, und man bettet sich des Nachts auf die ausgebrannte Asche, weshalb auch die ganze Bevölkerung aschgrau aussieht, da das Waschen und überhaupt die Reinlichkeit keine ihrer vorzüglichsten Tugenden zu sein scheint und an vielen Orten vielleicht auch gar nicht wol sein kann, wo man sich gezwungen sieht den Körper mit Nilschlamm (Thin) zu beschmieren, um ihn gegen den sehr schmerzlichen Stich der Mücken zu sichern.

Eine eigenthümliche Erscheinung bei diesen Stämmen ist die strenge Trennung der beiden Geschlechter, sodaß überall zwei Dörfer nebeneinanderliegen, von denen das eine, welches aus den gutgebauten Tokuls besteht, der weiblichen und das andere, wo man nur leichte Nothhütten sieht, der männlichen Bevölkerung angehört. Nur in der Regenzeit dienen die Tokuls zur gemeinsamen Wohnung, während des größten Theils des Jahres darf aber nicht einmal der Mann zur Unzeit in das Haremdorf kommen. Selbst wenn die Neugierde große Haufen nach dem Ufer trieb um die vorüberfahrenden Schiffe

zu sehen, standen die Weiber und besonders die Mädchen abgesondert und in ziemlicher Entfernung. Ueber die Eheverhältnisse konnte man Nichts weiter erfahren als daß hier zwar Vielweiberei herrsche, daß jedoch eigentlich nur der Reichere dieses Vorrecht genieße, da das Weib gekauft werden müsse. Diesem liegt wie es scheint außer der Pflege der Kinder, welche sich alle in den weiblichen Tokuls befinden, die Bereitung der Speisen ob, wenigstens sah man sie an vielen Orten das Brotkorn auf einem Steine zu Mehl reiben; auch bereiten sie die Merissa, eine Art Bier, welches man sehr wohlschmeckend fand; Niemand zeigte aber weiter Lust die häufig dargebotene Milch zu kosten, seitdem man in einem Tokul den man besuchte in Erfahrung gebracht hatte daß die Milch mit Urin gemischt werde und zwar der Gesundheit wegen, weil es hier durchaus an Salz mangele. Man bemerkte übrigens nirgend krank darniederliegende Menschen, überhaupt mögen bei diesen Naturvölkern Krankheiten selten, aber wol meist tödtlich sein. Das einzige Uebel welchem sie in der Regenzeit, wo sie gleichsam im Moraste liegen, unterworfen sind ist Augenentzündung, die durch den fortwährend bei den Tokuls unterhaltenen Rauch häufig bösartig zu werden, aber doch ohne weitere schlimme Folgen zu bleiben scheint. Körperliche Gebrechen mögen fast gänzlich unbekannt sein, wenigstens fiel kein solches unter den herrlichen, kräftigen Gestalten auf.

Man könnte wahrlich die Eingeborenen dieser am obern Nillauf sich ausbreitenden Gegenden als ein Protoplasma schwarzer Race bezeichnen: denn nicht nur schießen diese Menschen bis zur Höhe von sieben pariser Fuß in die Höhe, sondern ihre riesigen Gliedmaßen stehen auch im edelsten Verhältnisse; kein Fett, nur Muskeln; die Gesichtsform ist oval, die Stirne gewölbt, die Nase gerade oder auch zuweilen gebogen, mit etwas weiten Naselöchern, ohne daß jedoch die Nasenflügel störend vorspringen; der Mund etwas voll, wie bei den alten Aegyptern; ebenso sind die Ohren weitgebohrt und die Schläfe etwas eingedrückt; die Augen sind im Ganzen gut geöffnet und geschnitten, allein mit einem schmuzig-gelblichen Weiß gefüllt, welches bei den Sumpfbewohnern größtentheils auf eine abschreckende Weise mit Blut unterlaufen ist. Der Bart keimt weder bei Jungen noch bei Alten, auch scheint es nicht daß sie ein kosmetisches Mittel zur Vertilgung desselben anwenden. Das Haupthaar, im Allgemeinen schwarz, nur selten röthlich, ist zwar lockig, aber nicht wollig; gewöhnlich war es kurz bis auf einen halben Zoll Länge abgeschoren oder halblang, wodurch mancher Kopf ein europäisches, oft bedeutungsvolles Ansehen erhielt; Manche trugen ihre Haare wie einen Hahnenkamm von der Stirne bis in den Nacken hinab, Einige hatten sie mit Ocher so dicht einbalsamirt daß sie wie kleine Trodbeln umherhingen. Unangenehm fällt bei diesen prächtigen Männergestalten auf daß bei allen die vier untern Schneidezähne ausgerissen sind, wodurch nicht nur das Gesicht sich beim Lachen entstellt, sondern auch die Aussprache undeutlich wird. Sie wissen keine andere Ursache dieser Sitte anzugeben als daß sie auf diese Weise die Aehnlichkeit mit den Thieren, besonders mit dem Esel, vermeiden wollen; die Araber behaupten dagegen daß sie sich diese Zähne ausschlügen um die Weiber bei gewissen Gelegenheiten sicherer zu stellen. Dagegen sprechen aber zwei Umstände, denn einmal hätte man doch einen analog gereizten Naturzustand erblicken müssen, wo sie mit den Weibern zusammenstanden und sich ganz und gar nicht um diese bekümmerten, und zum andern fehlten auch den Weibern und Mädchen dieselben Zähne. Vielleicht ist diese Sitte eine Art Taufe, ein Act der Einverleibung in ein großes äthiopisches Volk welches jetzt in viele zerstreute Stämme zersplittert ist.

Die Männer aller dieser am Weißen Nil wohnenden Stämme sind völlig nackt; das Tätowiren scheint bei ihnen nicht üblich zu sein, und einzelne Leute, denen die Stirne mit einfachen Figuren bepunktet war, darf man wol als Kriegsgefangene aus andern Gegenden betrachten. Die Mädchen gehen ebenfalls nackt, die Weiber aber tragen Schürzen von gutgegerbtem Leder oder aneinandergereihten, mit Schalen von Straußeneiern besetzten Lederschnüren, bei mehren Stämmen nur spannenbreite, leichte Schürzchen (Rahats) von fingerlangen gedrehten Baumwollfäden, welche sehr kunstvoll gearbeitet, mit Ocher roth gefärbt und mit Trodbeln und dünnen eisernen Kettchen verziert sind; manchen hängt auch hinten wie den Bergknappen ein großes Leder herab, welches ihnen wol beim Sitzen als Unterlage dient. Zum Schutze gegen die glühende Sonne bedeckt man den Kopf mit einem korbähnlichen Geflechte, welches durch zwei Schnüre im Nacken festgehalten wird und gewöhnlich mit schwarzen Straußfedern oder Pelzstreifen geschmückt ist. Bei den Männern bemerkte man auch häufig genau dem Schädel anpassende, mit kurzen und längern Trodbeln verbrämte Kappen von Leder, eine uralte Art von Kopfbedeckung, worüber Griechen und Römer ihre Helme setzten. Beide Geschlechter halten sehr auf Schmuck, besonders auf Arm- und Fußringe von Elfenbein, Leder und besonders von Eisen, welches nach ihrer Aussage aus den weiter nach Süden hin liegenden Bergen kommt. Die eisernen Ringe, bald schmal, bald breit und von der verschiedensten Form und auf die mannichfaltigste Weise verziert, sind zuweilen mit kleinen Schellen behängt oder mit Stacheln besetzt, um nicht so leicht vom Feinde gefaßt werden zu können; jetzt im Frieden waren diese Stacheln, um eigene Verwundung zu verhüten, mit kleinen hölzernen Knöpfen bedeckt. Die Ringe sind an einer Stelle offen um sie über die Hand zu bringen, allein so genau wieder zusammengefügt daß man die Oeffnung kaum bemerkt; welche Elasticität von einer guten Bearbeitung des Eisens zeugt. Oft sind die Enden dieser Armbänder wie kleine Hörner auswärts gebogen und mit Pelzstückchen verziert; schenkte man einem solchen Ringe seine Aufmerksamkeit, so ahmten die Besitzer sogleich das Gebrüll der Stiere nach. Aehnliche Ringe von Eisen und Elfenbein trugen die Ein-

geborenen auch um den Kopf und den Hals; die Ohrringe welche man sah waren von Kupfer.

(Der Beschluß folgt.)

Zur polnischen Literatur.

1. Pamiątki czasów moich. Dzieło pośmiertne *J. U. Niemcewicza*. Paris 1849.

Ein nachgelassenes Werk des berühmten polnischen Schriftstellers Niemcewicz in dem er seine Erlebnisse dargestellt hat. Niemcewicz gehörte bekanntlich zu den edelsten Patrioten Polens als dieses sich dem Untergange zuneigte. Er war einer von Denen welche die Constitution vom 3. Mai ins Leben riefen, und wie er damals an der Seite des Adam Czartoryiski wirkte, so befand er sich nachher im Felde neben Kosciuszko, mit welchem er gefangen nach Petersburg gebracht wurde, und später nach Amerika sich begab. Nach Errichtung des Herzogthums Warschau kehrte er ins Vaterland zurück, und wurde zum Aufseher der Schulen ernannt. Unter Alexander und Nikolaus war er Secretair des Senats und der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Während der Revolution von 1830 befand er sich ebenfalls im Senate, und begab sich im Auftrage der damaligen Regierung nach England, worauf er nicht wieder ins Vaterland zurückkehrte; er verlebte seine letzten Lebensjahre im Exil in London und Paris.

Die vorliegenden Memoiren hat er größtentheils erst in den letzten Jahren seiner Verbannung, nur einen Theil in Amerika, niedergeschrieben; er verfaßte sie ohne alle anderweitigen Hülfsmittel und Notizen, blos aus dem Gedächtnisse, weshalb er wegen etwaniger Versehen auf Nachsicht Anspruch macht. Die Erzählung ist sehr einfach gehalten, die interessantesten Mittheilungen betreffen das Cadettenhaus zu Warschau, den letzten polnischen König, den Fürsten Adam Czartoryiski und die literarischen Arbeiten des Verf. Gegen das Ende merkt man der Arbeit Eilfertigkeit an, als wenn der hochbetagte Verf. den Schluß zu erreichen nicht gehofft habe. Sein Werk geht auch nur bis zum Aufstande des J. 1830. Ein Abschnitt desselben, der den Aufenthalt des Verf. in Petersburg schildert, ist bereits vor einigen Jahren in französischer Sprache veröffentlicht worden.

2. Pisma pośmiertne *Klementyny z Tańskich Hoffmanowéj*. Neun Theile. Berlin 1849.

Es ist Dies eine Sammlung von nachgelassenen Schriften der sehr geschätzten polnischen Schriftstellerin Clementine Hoffmann geb. Tanska. Die drei ersten Theile enthalten die Memoiren der Verf. Sie beginnt dieselben mit ihrer frühesten Jugend, schildert das völlig patriarchalisch eingerichtete Haus ihres Großvaters, eines angesehenen Arztes in Warschau; dann zeichnet sie das Leben in Warschau als dasselbe nach der letzten Theilung Polens an Preußen gekommen war. „Da die Preußen den Charakter der Polen wohl kannten", sagt sie, „die kräftig im Unglück, aber zerstreut im Glück sind, so versuchten es dieselben nicht ohne Erfolg unser Andenken an des Vaterlandes trauriges Loos durch tägliche Lustbarkeiten und Ueberfluß an allerhand irdischen Vortheilen zu bannen." In früher Jugend verlor sie ihren Vater, der sie mit ihren Geschwistern ohne Vermögen hinterließ. Dürftig mußte sie sich mit einer preußischen Pension behelfen, und auch diese hörte mit dem Einmarsche der Franzosen im J. 1806 auf. Als besonders durch Niemcewicz neue Liebe zur polnischen Sprache und Literatur in Warschau geweckt worden war, begann auch Tanska 1818 ihre literarische Laufbahn. Ein von ihr anonym erschienener Aufsatz im warschauer „Pamigtnik", der allgemeines Lob einerntete, entschied ihren Lebensberuf. Mit Schüchternheit und, da sie keinen Verleger finden konnte, auf eigene Kosten gab sie 1822 ihre erste größere Schrift „Rathschläge einer Mutter an ihre Tochter" heraus; sie machte bedeutendes Aufsehen, und Tanska trat hierdurch gleich in die Reihe der besten pädagogischen Schriftsteller Polens. Diesem Werke folgte die „Amelia", eine Anleitung zur religiösen Ausbildung der Jugend. Höchst bescheiden spricht sie sich über ihre erste literarische Thätigkeit aus. Sie sagt: „Eine Frau darf nie jählings in den Tempel des Ruhms eindringen, kaum langsam in denselben sich hineinbewegen. Gott weiß wie wenig ich mir stets zugetraut habe, wie ich nach und nach mit Macht fortgezogen worden zu immer kühnern Unternehmungen." Sie ist überglücklich wenn Mütter ihren Schriften ihre Zustimmung ertheilen, und die Jüngern sie mit Wohlgefallen lesen. Unerwartet erhielt sie allseitige Anerkennung. Der Minister der öffentlichen Aufklärung Grabowski wurde auf sie aufmerksam, gewährte ihr 1823 aus Staatsfonds eine Unterstützung von 3000 polnischen Gulden, übertrug ihr dann die Inspection über das Gouvernanteninstitut in Warschau, in dem sie selbst Unterricht ertheilte, und gewährte ihr lebenslänglich ein Gehalt von 6000 Gulden. So lebte sie mit den ersten Männern Warschaus in literarischer Verbindung; sie gibt selbst an daß sie vom J. 1819—28 7000 Thlr. durch ihre literarische Thätigkeit erworben habe. Im J. 1827 verheirathete sie sich mit einem jungen schönen Manne, Karl Hoffmann, der eine Zeitlang wegen angeblicher politischer Vergehen im Gefängnisse gewesen aber freigesprochen worden war, und sogar ein Staatsamt erhalten hatte. Nun ist sie ganz glücklich geworden; nur des Vaterlandes Geschick ist der Wurm der ihr im Herzen nicht stirbt. Die Revolution von 1830 unterbrach ihre Lehrthätigkeit. Sofort errichtete sie einen Frauenverein zum Dienste in den Lazarethen. Sie schildert nun die ganze Revolutionsperiode bis zur Erstürmung von Warschau. Lebhaft versetzt sich der Leser in die Zeit da in Warschau falsche Gerüchte, immer neue Hoffnungsstrahlen auftauchten und schwanden. Sie verliert den Muth nicht. Am 9. Sept. endlich ruft sie aus: „Nein, es ist kein Traum, es ist Wahrheit, dort schreiten die trotzigen Gestalten der Russen die ich nie wiederzusehen gehofft hatte durch die Straßen." Im October 1831 folgt sie ihrem Gemahl über Breslau und Dresden nach Strasburg. Mit den edelsten Gesinnungen schließt sie sich der polnischen Emigration in Frankreich an. Sie sagt: „Jeder Schritt, jede That, jedes Wort muß zu erkennen geben daß wir nicht bereuen in den traurigen Stand der Emigration getreten zu sein." Sie rühmt die Theilnahme der „redlichen" Deutschen an Polens Loose, und sagt 1832: „Ich habe das Vorgefühl, wenn aus uns je Etwas werden soll, werden wir es durch die Deutschen werden." In Paris lebt sie im Umgange mit Niemcewicz, Kniaziewicz und andern berühmten Polen, immer literarisch thätig, an allem Schönen sich erfreuend. Mitunter finden sich in ihrem Tagebuche aus der Zeit treffende Bemerkungen, z. B.: „Die Polen und Deutschen bedürfen zum Vergnügtsein des Biers und Branntweins, des Essens, der Musik, der Pfeifen oder Karten, die Franzosen nur der Gesellschaft. Sie kleiden sich so gut sie können, gehen paarweise oder in größerer Gesellschaft (nie einsam) auf den Boulevards auf und ab, plappern und hören, und gehen dann ohne einen Groschen ausgegeben zu haben befriedigt nach Hause um ihren Salat zu essen. Ein bloßes Geplauder vor dem Thore entschädigt sie hinlänglich wenn sie nicht ins Theater gehen können." Nach mannichfachen Reisen durch die Schweiz, Deutschland und Italien kehrte die Verf. 1845 nach Paris zurück, wo sie am 25. Sept. 1845 starb.

Der vierte bis sechste Theil der Sammlung enthält Auszüge aus den Vorträgen welche Tanska in Warschau „Ueber die Pflichten des weiblichen Geschlechts" gehalten hat, der siebente „Moralische und andere Sentenzen" aus ihrem Tagebuche. Unter den letztern bemerkten wir folgende: „Mir ist noch keine Sprache so wohlklingend erschienen als meine Muttersprache, Das macht weil ich sie nicht mit den Ohren, sondern mit dem Herzen höre." „Polen glich immer einem Menschen der ein Licht durch die Zugluft trägt, er kümmert sich mehr

um dessen Behütung als um die Erleuchtung." „Der Adel ist ein Vorschuß den dir das Vaterland auf die Bürgschaft deiner Vorfahren zahlt." Die beiden letzten Theile enthalten eine „Handencyklopädie", Auszüge aus verschiedenen Schriften, und sind nur insofern von Interesse als man daraus sieht welche Schriftsteller die Verf. vorzugsweise angezogen haben. 51.

Der Zustand der Sittlichkeit in Madrid.

Die meisten Heirathen in Spanien haben in Madrid bei den Männern ungefähr im 31. und bei den Frauen im 26. Jahre statt, wenn auch das den Kinderschuhen kaum entwachsene Mädchen schon mannbar erscheint. Diese lange Ehelosigkeit findet in der Freiheit seine Erklärung, deren sich die jungen Damen in Spanien erfreuen. Indessen muß man zugeben daß die Spanierin sich eben deshalb immer auf das strengste bewacht sieht: denn da sie völlig ungenirt die Huldigungen der Männer annehmen darf, verdoppeln die Zurückgewiesenen oder Eifersüchtigen ihre Aufmerksamkeit. Und dabei ist die Spanierin so eitel daß durch das Feuer der Eitelkeit manche andere Glut zurückgedrängt wird. Auch sind die Fenster der Erdgeschosse, an denen die mannbaren Mädchen Madrids ihren girrenden Liebhabern vertrautes Gehör schenken, meistentheils mit höchst soliden Gitterfenstern versehen.

Diese Sittenfreiheit wirkte, was die männliche Jugend von Madrid anlangt, ganz außerordentlich und unleugbar günstig auf die Moral ein. Die Unsittlichkeit sieht hier daß sie sich nutzlose Mühe geben würde, und deshalb verzichtet sie von vornherein darauf ihre Künste in Anwendung zu bringen. Daher kommt es daß es in Madrid nur eine reine Liebe schmachtender Seufzer und Serenaden und ein verkäufliches Straßenlaster gibt, nichts Drittes. Zu bemerken aber ist daß die beklagenswerthen Geschöpfe der letztern Art Nichts von der cynischen Unverschämtheit ansichhaben die man wol anderwärts findet. Da die spanische Courtisane nicht officiell von der menschlichen Gesellschaft abgeschieden ist, so beobachtet sie auch das Decorum dieser Gesellschaft. Dem Fremden der sich durch den äußern Schein betrügen ließe, und diesen Mädchen mit Achtung entgegenträte, würde Nichts an ihnen auffallen als eine gewisse Wildheit. Eine Ausnahme hiervon machen aber die Manolas, eine Madrid eigenthümlich angehörende Art lustiger Dirnen, welche selbst von den strengsten Spaniern mit jener Nachsicht behandelt werden die bei einem Künstlervolke der Grazie Alles vergibt. Grazie freilich ist nicht ganz der rechte Ausdruck. Das was die Manola auszeichnet ist mehr eine gewisse nicht leicht zu beschreibende Originalität, die sich namentlich in dem eigenthümlichen Tragen der Mantille, dem lasciven Rhythmus des Ganges, in der eleganten aber excentrischen Kleidung, endlich in der Keckheit des stechenden Blickes ausdrückt. Was den überschwenglichen Ausdruck anlangt, so kann man die Redeweise der Manola mit der der pariser Poissarde vergleichen, und es bleibt nur der Unterschied daß die Manola nie aus der Eleganz herausfällt. Das spanische Volk hat auch in seinen untersten Schichten einen angeborenen Abscheu gegen alles Gemeine und Rohe.

Die Manolas sind in Madrid so gern gesehen daß sich unter sie auf den öffentlichen Promenaden manche unechte mischt. Die echte Manola blendet an Processions- und Heiligentagen die lachende Menge durch ihre bunte Kleiderpracht wenn sie am Manzanares oder durch den Prado spazierenfährt. Sie ist eine ehrbare Matrone die die ganze Zeit ihres Lebens hanoveraner Melonen und Orangen aus China vertrieben hat, und die mit möglichstem Luxus ihre Töchter und deren Liebhaber öffentlich ausstellt. Bietet man den Töchtern bei einem Conditor ein Glas Orangeade, so nehmen sie Dies dankbar an, allein es würde ihren Stolz schwer verletzen wollte ihnen Jemand von Zuneigung sprechen der nicht eine Sammetweste mit Glasknöpfen, eine Schärpe von Seide und eine Busennadel von Silber trägt: denn Das sind die drei Abzeichen des manolischen Dandythums. Oft zieht die Manola den Manolo mit seinen Schwänken jedem andern Liebhaber vor; das Messer des Manolo, dessen Spur manche Manola trägt, mag freilich nicht selten auch das Seinige hierzu beitragen.

Ungeachtet dieser Vorliebe der Manolos für die Anwendung ihres Messers sind doch die Angriffe auf Personen, die in Spanien im Allgemeinen etwa zwei Drittel aller Verbrechen ausmachen mögen, in Madrid nicht so häufig als die Verletzungen des Eigenthums. Das Verhältniß der Anschuldigungen auf Mord oder körperliche Verletzung ist sogar in Madrid noch geringer als in dem ganzen übrigen Districte seiner Jurisdiction; denn in Madrid kommt auf 667 Einwohner, im übrigen Districte auf 556 Eine. In den wesentlich plebejischen Viertelu kommt auf 293 Einwohner ein Angeklagter, im Mittelpunkte der madrider Bildung dagegen schon auf 150 Einwohner.

Zu bemerken ist noch als eine auffallende Erscheinung daß die Concurrenz Mehrer an einem Verbrechen, die ein Anzeichen systematischer Sittenverderbtheit ist, in Madrid verhältnißmäßig selten vorkommt; denn den 1065 Angeklagten die durchschnittlich jährlich in Madrid zur Untersuchung gezogen werden entsprechen circa 650 Verbrechen. Bei näherer Detaillirung der Angeschuldigten muß die Statistik sehr ungalant werden; mehr als der sechste Theil der Angeklagten nämlich besteht aus Frauen, und zwar meist aus verheiratheten. Die Sittlichkeit wird durch die Ehe nicht geschützt, wol aber die Gesundheit. Alle Beispiele besonders hohen Alters kommen in der Ehe vor; 1846 starben zwei Ehelose von denen der Eine 165, und der Andere 107 Jahre alt war. Die Männer sterben übrigens viel häufiger und schneller, denn in den statistischen Angaben über Madrid sind 15,175 Witwen und 5571 Witwer verzeichnet. 6.

Notiz.

Uebersetzungen.

Von Uebersetzungen leben jetzt ganze Legionen von Schriftstellern, aber gute Uebersetzer sind doch nur selten, und man mag es hier vorherrschend mit den Italienern halten, welche mit einem Wortspiele sagen: Traduttori, traditori. Cervantes bezeichnet Uebersetzungen als die „Rückseiten gewirkter Tapeten", und eine geistreiche Frau verglich die gewöhnlichen Uebersetzer mit „Lakaien welche einen wohlgesetzten Gruß ungeschickt und tölpisch ausrichten". F. Jacobs sagt irgendwo in den „Vermischten Schriften": die Uebersetzung eines Dichters in Prosa gleiche einem Schmetterlinge dem man die Flügel ausgerissen, und selbst die besten poetischen Uebersetzungen verhalten sich zum Originale wie eine Libelle im Schatten zu einer Libelle im Sonnenschein. Heinrich Stephanus sagt (in der Vorrede zur Apologie „Sur l'Herodote"): Diejenigen welche die alten Classiker blos aus Uebersetzungen kannten, und sie nach diesen beurtheilten, kämen ihm vor wie Leute die eine ihrer Schönheit und blühenden Gesichtsfarbe wegen gepriesene Frau auf dem Krankenlager sahen und sagten: „Der Ruf von ihrer Schönheit und blühenden Gesichtsfarbe ist übertrieben, ist falsch." Enfin — worin liegt die Ursache daß eine Uebersetzung nie das Original vollkommen vertreten kann? Unstreitig darin daß die Wörter und Sätze, Redensarten, Tropen, Figuren ꝛc. welche in zwei Sprachen als einander entsprechend angenommen werden, nur selten in ihrer Bedeutung — um einen Ausdruck aus der Geometrie zu entlehnen — einander ganz decken, ganz dieselben Begriffe, Empfindungen und Gedanken ausdrücken; daß jede Sprache, zumal in ihrer Anwendung, ihre Eigenthümlichkeiten hat, wenn auch beiden Manches gemeinsam sein kann. Nach Bacon's Urtheile stehen die bloßen Uebersetzer unter den Commentatoren und Kritikern, die ihm aber trotz ihrer Prätensionen nur für „Ausbürster von Edelmannskleidern" gelten. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 182. —— 31. Juli 1850.

Zur Geschichte der Entdeckungen in Afrika.

(Beschluß aus Nr. 181.)

Allen diesen Schmuck traten diese guten Leute gern den Reisenden ab gegen einige elende Glaskorallen, und waren über den Tausch außer sich vor Freude. Nicht so leicht trennten sich die Männer von den Waffen, und man konnte sich solche nur mit großer Mühe und allen Künsten der Ueberredung verschaffen. Unter den Angriffswaffen verdienen besonders die Wurflanzen bemerkt zu werden; sie sind von schöner Arbeit und mit dem daumendicken Schafte sieben Fuß lang. Der nach dem Ende hin mit einem Büschel von Pelz versehene Schaft von Bambus ist mit einem schmalen Eisenband oder der Haut von Schlangen und Landkrokodilen ganz oder theilweise umwunden und am untern Ende mit einem eisernen Knopf und einzelnen Ringen umgeben, um das gehörige Gleichgewicht beim Werfen in der Hand zu haben; die starke eiserne Spitze ist anderthalb bis zwei Fuß lang, aber ohne Widerhaken. Mit solchen sind dagegen die überdies vergifteten Pfeile versehen; die fünf bis sechs Fuß langen, ebenfalls mit Schlangenhaut umwundenen Bogen bestehen aus Bambusrohr, die Sehnen aus Baumbast. Bei mehren Stämmen sah man auch Keulen von Ebenholz, die sich nach oben und unten verjüngten, cannelirt und in der Mitte gegen zwei Zoll dick waren. Um sie besser festhalten zu können war nicht nur ein Faustriemen daran, sondern auch ein Ring von Haut oder Baumbast um das Handende geflochten. Gegen die Hiebe mit solchen Keulen schützt man sich durch dicke Filzhauben, welche oben bombenförmig in die Höhe gehen und der altägyptischen Priesterhaube auffallend ähnlich sind. Eine andere Schutzwaffe ist das Faustschild aus dickem Leder, fußlang, rund und hochgewölbt und ebenfalls gegen den Schlag mit der Keule berechnet; wo mit Wurflanzen und Pfeilen gefochten wird, bedient man sich eines größern Schildes von Ochsenhaut mit ausgeschweiften Rändern und mit einem schlecht befestigten Stocke zum Halten in der Mitte.

Keiner dieser Stämme mit welchen man in Berührung trat benahm sich feindlich, obgleich die rohen Aegypter sie nicht selten bitter kränkten und sogar ihres Eigenthums beraubten. Die gutmüthigen Leute kamen ohne das geringste Mistrauen auf die Schiffe, tauschten Glaskorallen gegen Lebensmittel und Geräthe ein und unterhielten sich fröhlich und so gut es gehen wollte mit der Mannschaft, wobei sie sich auf ihrem kleinen Stühlchen, das fast Jeder beisichträgt, an einem bequemen Orte niederließen. Gewöhnlich hoben sie wenn sie zum Besuche kamen beide Hände hoch empor und ließen sie zum Gruße langsam nieder; wollten sie ihre Zuneigung irgend Jemandem noch deutlicher zeigen, so streichelten sie ihm die Arme oder saugten ihm an den Fingern; bemerkten sie daß Jemand über sie in Zorn gerieth, so suchten sie ihn dadurch zu besänftigen daß sie ihm auf die Hand oder auf den Kopf spien und mit ängstlichen Geberden um Verzeihung baten.

Man sieht daraus daß die Fahrt auf dem Weißen Nil durch die Bewohner der Ufer, wenn man sie nicht muthwillig in eine feindliche Stimmung versetzt, nicht gehindert und also die Entdeckung der Quellen von dieser Seite nicht unmöglich gemacht wird. Die Leiter der Expedition waren aber der Unbequemlichkeiten, die stets mit einer solchen Reise verbunden sind, bereits herzlich müde und sehnten sich, um ohne Schande zurückkehren zu können, nach irgend einem Hinderniß, welches denn endlich auch zu ihrer größten Freude erschien. Im Reiche Bari, wo sich dem erstaunten Blicke bereits in nicht allzu großer Ferne hohe Berge zeigten, zieht sich bei einer Insel (unter 4° 30′ N. Br.), welche die Eingeborenen Tschanker nennen, quer durch den Fluß ein starkes Riff, dessen Felsblöcke theils aus dem Wasser hervorragen, theils aber auch, besonders an dem linken Ufer, unter der Oberfläche desselben liegen. Die Strömung rauscht hier an den Felsen hin wie beim Binger-Loch, und hier dürfte auch die Durchfahrt zu suchen sein. Diese war indessen um die Jahreszeit in welcher man die Barre erreichte unmöglich, denn das Wasser fiel seit einigen Tagen augenscheinlich und die Schiffe hätten nur ohne alle Fracht die Enge passiren können. Ueberhaupt schien von hieran flußaufwärts das Bett felsiger Natur zu werden, und man bemerkte von einer Anhöhe aus mehre Klippen im Strom; doch unterliegt es keinem Zweifel daß man zur Zeit der Ueberschwemmung über diese Hindernisse mit einem guten Nordwinde siegreich hinwegsegeln würde, da der Fluß hier gegen 18

Fuß hoch steigt. Man befand sich jetzt am Ende des Januars, und da der Regen hier schon nach zwei Monaten wieder anfangen mußte, so hätte man diese Zeit abwarten sollen, denn man durfte mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen daß mit dem Eintritte der Regenperiode die benachbarten Felsen sofort ihr Wasser in den Fluß ausschütten, daß dieser schon nach wenigen Tagen steigen und also die Barre zu überwältigen sein müsse. Werne machte auch wirklich dem Befehlshaber diesen Vorschlag, fand aber umsoweniger Gehör als die Lebensmittel womit man unsinnig gewirthschaftet hatte nicht solange ausreichten. Der unternehmende Deutsche machte in seinem Unmuthe die verwegensten Pläne: bald wollte er mit einigen muthigen Leuten zu Fuß bis zu den Nilquellen vordringen, dann die südlichen Berge übersteigen und mit irgend einem andern Stromgebiet zum Atlantischen Ocean zu gelangen suchen; bald faßte er den Gedanken bei dem Könige von Bari zu bleiben, sich diesem durch seine ökonomischen und technischen Kenntnisse nützlich zu machen, an dessen Kriegszügen theilzunehmen, dabei genaue Kundschaft über diese gänzlich unbekannten Gegenden einzuziehen und so der nächsten Expedition, auf die man ihn fortwährend vertröstete, den Erfolg zu sichern. Das Fieber welches ihn unablässig schüttelte zwang ihn jedoch diesen Wagnissen zu entsagen und mit der Flotte nach Kartum zurückzukehren, wo er am 22. April 1841 ankam.

Werne hatte schon beim Beginne der Expedition an dem Gelingen derselben gezweifelt und gewiß mit vollem Recht. Vor Allem fehlte es an einem tüchtigen Führer, und ein solcher dürfte schwer unter den Creaturen des Vicekönigs zu finden sein. Der Befehlshaber, welcher trotz seiner mit guten Feuergewehren bewaffneten Soldaten bei jeder Gelegenheit seine Furcht vor den Eingeborenen kaum zu verleugnen vermochte, war entweder betrunken oder beschäftigte sich auf dem Verdecke hockend mit seiner gar sonderbaren Liebhaberei, dem Schneidern! Dazu kam seine Unwissenheit in geographischen Dingen, die übrigens von der dreisten Dummheit der französischen Ingenieure, welche sich die Zeit mit Anekdotensammlungen und frivoler Literatur vertrieben, noch weit übertroffen wurde. An Mannszucht und Ordnung war gar nicht zu denken; jedes Schiff segelte nach Belieben so gut es gehen wollte, und von nautischer Geschicklichkeit, von Einheit der Bewegung, von einer energischen Leitung des Ganzen war gar keine Spur zu entdecken. Der Streit tobte ohne Unterlaß zwischen den Soldaten und den Matrosen, während die Schiffe gegeneinander selbst oder auf die Sandbänke stießen und jeden Augenblick in Trümmer zu gehen drohten; nicht selten sah man die Schildwache schlafend oder mit brennender Pfeife an der offenen Pulverkammer sitzend. Der vorsichtigere Europäer hört auf seine ängstlichen Bemerkungen nie eine andere Antwort als das fatale Allah kerim (Gott ist barmherzig), und wird am Ende selbst so tollkühn oder vielmehr dummdreist daß er alle Vorsicht und Schutzmittel vernachlässigt.

Welche ganz andere Resultate würde eine von tüchtigen, beherzten Leuten unternommene und von einem fähigen Führer geleitete Expedition liefern! Zwei leichte, gut bewaffnete Dampfboote würden während der günstigen Jahreszeit die Reise schnell zurücklegen und einer Flotte von Segelschiffen weit vorzuziehen sein, welche wegen der unbeständigen Winde und der unzähligen Krümmungen des Flusses bei der größten Anstrengung und Ordnung doch nur langsam vorangehen kann. Wenn wir deshalb voraussetzen daß nicht leicht ein Versuch die Nilquellen zu entdecken, der allein von der ägyptischen Regierung ausgeht, vollständig gelingen werde, so dürfen wir doch auf der andern Seite nicht ungerecht sein und die Ergebnisse der beiden von Mohammed Ali veranstalteten Reisen nicht allzu gering anschlagen. Jedenfalls wurde manche schon aus dem Alterthume bis auf unsere Zeit herüberreichende falsche Ansicht hinweggeräumt und vor Allem der allgemeine Irrthum daß der Weiße Nil in dem Mondgebirge, welches man zwischen den siebenten und achten Grad nördlicher Breite setzte, entspringe, beseitigt; denn man fand hier noch ein überaus stattliches Strombett, und da dieses selbst noch an der Barre über welche man nicht zu gehen wagte 400 Schritte breit ist, so muß es nothwendig noch sehr weit nach Süden hinaufreichen und von dort her den bodenbildenden Schlamm über ganz Aegypten bis zum Mittelmeere herabgeführt haben. Den sichersten Beweis für diese Behauptung liefern die Ufer des Bach'r el abiat selbst, welche fast allenthalben, wo nicht alte oder verschlammte Wassergänge in das Land hineingehen, merklich höher sind als das Erdreich unmittelbar dahinter, wie man dieses auch bei dem schon seit Jahrtausenden ausgebildeten Stromgebiet des vereinigten Nils ganz deutlich gewahrt. Weit weniger als zur Bodenbildung trägt der Weiße Fluß zur Fruchtbarkeit des Landes bei; denn der Befruchtungsproceß besteht, wie Werne aus eigener Anschauung richtig bemerkt, wol darin daß der weggeschwemmte vegetabilische Rest der nahen Wälder und wuchernden Sumpfpflanzen sich erst später als Dammerde ansetzt und niederschlägt, wenn er sich mit den Thon- und Sandtheilen des gelbtrüben Nilwassers durch ewige Kreisbewegung zu einem flüssigen Brei verarbeitet und verbunden hat. An den Ufern des Weißen Stroms sind die Waldungen zu nahe, der Abfall derselben wird fortgeführt ehe der vegetabilische Proceß recht hat vorsichgehen können, und daraus erklärt sich die verhältnißmäßig viel geringere Fruchtbarkeit des Bodens. Der Blaue Fluß muß deshalb als der wahre Vater der ägyptischen Fruchtbarkeit betrachtet werden, und früher war er es sicher noch mehr, ehe die Wand die er sich allmälig selbst auf der rechten Seite aufgestaut ihn hinderte die Dammerde auch aus den östlichen Wäldern abzuführen. Doch bleiben der Atbara und die obern kleinern Zuflüsse des rechten Ufers des Blauen Flusses wahre Kanäle von Fruchtbarkeit, welche sich bei hohem Wasser durch ihre trübere Farbe deutlich abscheiden.

Was nun die Quellen des Weißen Nils selbst betrifft, so war Werne auf der ganzen Reise unausgesetzt und eifrigst bemüht von den Eingeborenen nähere Nachrichten darüber einzuziehen. Alle stimmten darin überein daß der Fluß noch viel weiter nach Süden reiche, dort Tubirih heiße und durch das Gebiet noch vieler anderer Völker ströme. Lakono, der König von Bari, erwiderte auf die an ihn gestellten Fragen: Man brauche einen Monat um gegen Süden zum Lande Anjan zu kommen, wo sich der Tubirih in vier seichte Arme theile, deren Wasser nur bis an die Knöchel reiche; weiterhin in derselben Richtung befänden sich sehr hohe Berge. Die Frage, ob Schnee auf denselben liege, beantwortete der König zwar mit Nein, es dürfte aber erst zu überlegen sein ob er den Schnee kannte und ob sich überhaupt in seiner Sprache ein Wort dafür fand; ob die vier Bäche hoch von Felsen herab oder aus der Erde hervorkommen wußte er nicht anzugeben. Werne bildete sich aus der Gesammtheit aller Angaben und Andeutungen, verbunden mit seinen eigenen Berechnungen und Vermuthungen, eine eigenthümliche Ansicht. Er nimmt nämlich drei voneinander unabhängige Gebirgssysteme für das innere Afrika an, ein östliches für Habesch, ein westliches für Darfur und ein südliches für die Mondberge in dem nahe am Aequator liegenden Reiche Anjan. Der letzte sich in zwei große Ketten theilende Gebirgsstock soll zwischen seinen Schenkeln das Stromsystem des Weißen Nils bilden, und zwar soll dieser sich zuerst in einem ungeheuern Thalkessel ansammeln, dessen Abhänge mit langen Armen in die afrikanische Welt eingreifen, und aus welchem der Abfluß nach den periodischen Regen auch immer nur periodisch sein könne.

Die Bestätigung oder Widerlegung dieser Ansicht bleibt dem glücklichen Reisenden welcher einmal die Jahrtausende lang gesuchten Nilquellen mit eigenen Augen schauen wird vorbehalten. Bisjetzt ist noch Niemand weiter gekommen als die zweite Expedition Mohammed Ali's, die dritte bald darauf von ihm ausgerüstete erreichte nicht einmal die Barre. Spätere Reisende, wie der Franzose Antoine d'Abbadie und der Brite Beke, wollen zwar auf andern Wegen zu dem geheimnißvollen Ursprung des Flusses gelangt sein; ihre Angaben sind jedoch so verwirrt und widersprechend daß man bisjetzt das Mistrauen gegen sie nicht überwinden konnte, weshalb wir auch hier nicht weiter auf sie eingehen und vorerst an denen unsers jedenfalls wahrheitliebenden Landsmannes festhalten wollen. 54.

Zur englischen Romanliteratur.

Fanny Hervey, or the mother's choice. Zwei Bände. London 1849.

Wenn auch wider den Ausspruch einer starken Fraction der englischen Kritiker daß vorgenannter Roman ein Kunstwerk sei sich mannichfaches Bedenken erhebt, so gebührt ihm doch unstreitig das Lob durchgängiger Wahrheit, eines natürlichen Dialogs und fehlerfreier Charakterzeichnung. Des Pudels innerster Kern geht in eine Nußschale. Ein junges Mädchen kommt zum Besuch nach London, und verliebt sich in den Sohn vom Hause, dieser in sie, und gleichzeitig einer seiner Bekannten. Beide fodern sich. Der Erstere wird getödtet. Das junge Mädchen kehrt aufs Land zurück, bemeistert ihren Kummer und heirathet einen Geistlichen. Dies die Materie des Romans. Der Geist besteht darin daß ehe der Held, der Sohn vom Hause, die Gewalt und den Zauber tugendhafter Liebe empfindet, er die Schwester seines Bekannten verführt hat. Daher die Verwickelung der Handlung und der Zweikampf, und daher die Leidenschaft welche die prosaischen Alltagsbegebenheiten poetisch veredelt. Wäre die einfache Geschichte in Einem Bande abgethan, der Strom der Erzählung in seine natürlichen Ufer gebannt, und das handelnde Personal entweder allein oder nur in Begleitung der zur sogenannten Stafage unerlaßlichen Figuren eingeführt worden, so würde die erwähnte Fraction der englischen Kritiker muthmaßlich Recht haben, der Roman ein Meisterstück, vielleicht der höchsten Gattung, schön in seiner classischen Strenge sein. Das Mehr ist von Uebel. Es stopft das Buch mit gewöhnlichen Erscheinungen welche der Handlung durchaus fernstehen, und nach der entscheidenden, das Ganze abschließenden Katastrophe wird dem Leser zugemuthet sich wieder mit Gestalten zu beschäftigen die er vergessen, und nachdem er Zeuge einer tieftragischen Scene gewesen, die Lappalie von der neuen Herzensneigung der Heldin sich ruhig, gleichsam zur Abkühlung vorerzählen zu lassen. Das löscht ziemlich den letzten Funken von Interesse für die Heldin aus, die ohnedies keine Musterheldin ist, indem ihre Hauptthaten darauf hinauskommen zu erröthen, zu weinen, hübsch und interessant auszusehen, und dann und wann etwas Hübsches und Interessantes zu sagen. Am kräftigsten sind die zwei Männer gezeichnet, mit Kraft und Wahrheit.

Der Titel verschweigt die Feder die ihn geschrieben. Ein glaubhaftes Gerücht legt sie in die Hand einer Dame von gereiftem Alter und erprobter Weltkenntniß, und nennt den Roman ihren Eintritt in den literarischen Freistaat. 8.

Bibliographie.

Becker, K. F., Lehrbuch des deutschen Stiles. Herausgegeben von T. Becker. Frankfurt a. M., Kettembeil. Gr. 8. 24 Ngr.

Cotta, B., Geologische Briefe aus den Alpen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Dulon, R., Vom Kampf und Völkerfreiheit. Ein Lesebuch für's deutsche Volk. 1stes Heft. 5te Auflage. Bremen, Geisler. 8. 12½ Ngr.

— — Dasselbe. 2tes Heft. 3ter Auflage unveränderter Abdruck. Ebendaselbst. 8. 15 Ngr.

Das Eigenthum und die Arbeit nach den Grundprincipien der Uroffenbarung. Aus dem Hebräischen übersetzt nebst einer biographischen Charakteristik des Verfassers. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 12 Ngr.

Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin. 4te Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Jerusalem und der Mensch der Sünde. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 4 Ngr.

Kerckhoven, P. F. van, Der Kaufmannsdiener. Ein Antwerpener Sittengemälde. Aus dem Flämischen übertragen von S. Berlit. Mit Zeichnungen nach C. de Block. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Königsberger, G., Aphorismen, betreffend die politischen und religiösen Interessen der Zeit. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 12 Ngr.

Lesage, A. R., Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. 4 Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Oehlenschläger, A., Neue dramatische Dichtungen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Oesterreichs gesetzgebender Reichstag mit besonderer Berücksichtigung der polnischen Deputirten. Posen, Zupański. Gr. 8. 24 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring [W. Alexis]. 15ter Theil. Neue Folge. 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Prittwitz, M. v., Die Schanzer in Ulm, ein Beitrag zur praktischen Volkswirthschaft. Nebst einer Abhandlung über die Noth der arbeitenden Classen und deren Abhilfe. Ulm, Stettin. Lex.-8. 12 Ngr.

Prähle, H., Berlin und Wien. Ein Skizzenbuch. Berlin, Besser. 8. 22½ Ngr.

Ritter, C., Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen, oder allgemeine vergleichende Geographie. 15ter Theil. 1ste Abtheilung: 3tes Buch. West-Asien. 2te stark vermehrte und umgearbeitete Auflage. — A. u. d. T.: Die Erdkunde von Asien. Band VIII. 2te Abtheilung: Die Sinai-Halbinsel, Palästina und Syrien. 2ter Abschnitt. 1ste Abtheilung: Palästina und Syrien. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rudolph, A., Thassilo, Herzog der Bayern. Ein dramatisches Heldengedicht. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Savigny, F. C. v., Vermischte Schriften. 4ter und 5ter Band. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. Fünf Bände 6 Thlr.

Schott, A., Gedichte. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 16. 1 Thlr.

Schubar, L., Die März-Tage. Historischer Roman aus der Berliner März-Revolution. Berlin, Sacco. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schulze, E., Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Scriba, C., Gedichte. Butzbach. 8. 12 Ngr.

Solms, L. Fürst, Zehn Gespräche über Philosophie und Religion. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Söltl, Die Wittelsbacher mit ihren Zeitgenossen im Königreich Bayern. Sulzbach, v. Seidel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Struve, Amalie, Historische Zeitbilder. II. — A. u. d. T.: Heloise Desfleurs. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ulrich, M., Die Seitenthäler des Wallis und der Monterosa. Topographisch geschildert. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 8. 15 Ngr.

Venedey, J., Machiavel, Montesquieu, Rousseau. 1ster Theil: Machiavel und Montesquieu. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Emilie Wyndham. Vom Verf. der: „Two old men's tales, Mount Sorel" ꝛc. Ins Deutsche übertragen von H. Bertholdi. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Inhalt des Monats Juli.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 183. —— 1. August 1850.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Revolutionnaire Studien.

Der müßte ein ausgemachter Idiot sein der jetzt nicht seine revolutionnairen Studien machte! Die ganze Welt macht sie, denn die ganze Welt — mit Ausnahme der Dummköpfe und Heuchler — sieht ein daß es in der Entwickelungsgeschichte der Völker zu einem Aeußersten gekommen ist. Nur das Wie diese Studien gemacht werden ist ein verschiedenes. Anders macht sie der Philosoph, anders der Proletarier, anders der Diplomat, anders das Blousenkind aus der Rue Mouffetard, anders der badische Freischärler, anders der preußische Unteroffizier, anders Herr Arnold Ruge, anders Herr von Radowitz. Das Bedeutendste ist daß Jedermann auf seine Weise sie machen muß, daß ich kein Zeitungsblatt mehr aufschlagen kann ohne mit meinen empfänglichen fünf Sinnen hingedrängt zu werden auf den großen Wiedergebärungsproceß der Gesellschaft, der unaufhaltsam vorsichgeht; daß ich gezwungen bin auf meine Weise denkend, ahnend, hoffend, bangend, deutend oder vermuthend die große Kluft zu vermitteln die immer weiter aufgähnt innerhalb der einig sein sollenden Menschheit. Mit Einem Wort: jedes lückenhafte Ereigniß was sich zuträgt zwingt mich daraus eine Frage des Seins oder Nichtseins zu machen: was sein wird, was nicht; was kommen kann, was nicht im Bereich der menschlichen Gesellschaft. Diese Fragen selbst sind ein ewiger Abgrund über welchem wir schweben. Nicht die Menschheit, der Boden auf dem sie steht ist revolutionnair. Schon wenn ich an ihre Zukunft denke mache ich eine revolutionnaire Studie.

Hr. Alfred Meißner hat demnach den Blättern die er während eines viermonatlichen Aufenthalts in Paris (vom Januar bis Ende April 1849) schrieb ganz richtig den Titel „Revolutionnaire Studien" beigelegt*), und was er im Vorwort darüber äußert: „daß jeder Versuch den großen Erneuerungsproceß der Gesellschaft in welchem wir uns befinden zu schildern und aus seiner Tiefe heraus zu erklären, sei er auch noch so lückenhaft, von selbst zur revolutionnairen Studie werde", kann schwerlich geleugnet werden.

Die Epoche des Aufenthalts in Paris von der diese Blätter melden war gewissermaßen eine trostlose. Es war die Zeit in welcher die Bourgeoisie, der Capitalismus von Paris, der in den Tagen vom 23. Juni mit den Mobilen so innig fraternisirte, seine Triumphe feierte. Es war die Maienblüten-Saison der Contrerevolution, wo sogar die Cavaignac — gesunkene Sterne — sich demüthigten vor den Changarnier, die ihnen noch von Afrika her zarte Vorwürfe des Undanks machten; die Zeit wo von republikwegen die Guillotine wiederhergestellt ward, wo Léon Faucher eine Parforcejagd anstellte auf alle rothen Lappen die halbvergessen noch an den Freiheitsbäumen hingen; die Zeit wo Napoleon II., der Kleiderstock des großen Kaisers, den Anlauf nahm zu seiner größten That, zu der herrlichen „Parodie des 18. Brumaire". Es war die Zeit wo man — wahrhaft unerhört — einen Professor (Lerminier) unter dem Schutz der Bayonnete einsetzte, wo ein mittelmäßiger Journalist, Hr. Granier de Cassagnac, mitten im Herzen der großen französischen Republik die Worte drucken durfte: „Es ist Zeit daß diesen Volksvertretungen ein Ende gemacht wird, daß wir vom Joch der Volkssouverainetät erlöst werden... Eine Compagnie Soldaten in die Kammer geschickt und Alles hat ein Ende..."

Das war ungefähr die Zeit aus welcher diese „Revolutionnairen Studien" datiren. Maiblümchen gab es damals noch nicht in Paris, aber an den Straßenecken verkaufte man schon Veilchen. Es war die Zeit wo das Ministerium einen großen Theil eben jener Mobilgarde auflöste, die einst nach den vielverschrienen Junitagen von den Damen der Aristokratie mit Blumen

*) Revolutionnaire Studien aus Paris (1849) von A. Meißner. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

beworfen, und nicht blos auf offener Straße, sondern selbst in den Kasernen umarmt worden war. Wie witzig ist Gott! ruft einmal Heine aus, und er hat Recht; denn wenn das Verhängniß einen Witz vorhat, so ist er allemal ungeheuer dupirend, und es bedient sich dazu der heterogensten Bestandtheile: Hr. Cavaignac, die Damen der Aristokratie, überschwenglich und kußlustig, die Mobilgarde, bleiche, blasse pariser Früchtchen, bewaffnete Canaille, dem Rinnstein näher verwandt als der Putzstube, und dann abermals Hr. Cavaignac, der Retter der „Gesellschaft", der Abgott der Bourgeoisie, der Biedermann, der erst Pardon verspricht, dann nach Teufels Lust füsiliren läßt ... ließ ... damals ... jetzt ein fadenscheiniger, ausgeschneuzter Stern, der jeden Augenblick in sein afrikanisches Fort zurückkehren kann, den Niemand vermissen wird, der für immer seine Rolle ausgespielt hat ... ja für immer ... Beim Himmel, die Witze über den Wolken sind doch gut!

Kommen wir zu dem Autor und seinem Buch. Es ist ein radicales, und wir müssen deshalb mit Pietät darangehen. Gare le corbeau! lautet der Spruch der alten Wappendevise und sie wird in alle Zukunft ihre Bedeutung haben. Es ist nicht das erste mal daß der Autor in Paris ist. Er sieht es nur wieder. Mitten im düstern unheimlichen Winter und nach so vielen Leiden die es überstanden. Aber der Himmel ist gnädig und gutgelaunt und beschert der Riesenstadt des Verhängnisses mitten im Januar einen sonnenwarmen Frühlingstag. Ein Maitag im tiefsten Winter! Was will er sagen? Ist er da um der Engerlinge, um der Skolopender willen die aus dem schwarzen Erdreich kriechen? oder um der Armuth daß sie in ihren Hütten nicht allzu sehr friere, oder endlich um des Orang-Utangs willen in der alten abgetragenen Kaisergarderobe, damit er seinen neuen Federbusch nach dem Arc de l'étoile zur Schau reite? Wer kann Das sagen? Gott ist allgütig.

Boulevard des Capucins! dort steht ein altes Haus mit hohen Schornsteinen, hinter einer Vorhofsmauer mit hohem Portal verschanzt und von alten, ästigen Lindenbäumen beschattet. Es ist das Haus Guizot's, das Ministerium des Auswärtigen. Hier fiel die mörderische Salve; hier erscholl es: „Verrath!" Und bald waren die Leichen auf die Karren geschichtet, die Fackeln angesteckt — und Rache — Rache — Rache tobte es durch die Stadt, bis die Glocken zu stürmen anfingen und die rothen Tücher in Blut getaucht alles Volk zum Kampf aufriefen. Jetzt ist ein klösterlicher Ernst auf diesem Hofraum um sein schwarzes Gebäude gelagert. Zwei Wachen, die sich vor dem Thore kreuzen, scheinen das einzige Lebende zu sein, und auf der Mauer die Guizot bewohnte steht in schwarzen Lettern: „Liberté, Egalité, Fraternité" ...

Und doch, ein Jahr verändert viel! Guizot ist kein Proscribirter mehr, und Guizot glaubt noch heute wie vor dem 24. Febr. an die unerschütterliche Dummheit der Menschen, von welcher er in seinem bekannten Tractat „De la démocratie" so romantisch gefabelt hat. Guizot ist unverbesserlich, aber die Völker sind es nicht. Errungenschaften gibt es bisjetzt keine, aber eine ungeheuere Ueberzeugung ist emporgestiegen über Nacht wie ein Fels aus dem Meer, es ist diese: daß es von nunan keine Täuschung mehr gibt. Die Schlechtigkeit von gestern begreift nicht diesen unaussprechlichen Gewinn, und es ist gut so. Wie Tell zum Geßler sagt als ihm sein Pfeil im Busen saß: „Du wirst dem Lande nicht mehr schaden", so sagen wir zu Guizot: „Du wirst kein edles Volk mehr täuschen!" denn der Geist, Herr Guizot, ist nicht blos der Fortschritt, er ist auch die Wahrheit, und ein consequentes Völkerbelügungssystem kann uns kein Minister mehr auftischen.

... Wir sind auf dem Place de la Concorde. Der schöne Platz ist belebt wie ehemals mit Spaziergängern, Equipagen und Reitern. Wie groß und prächtig ist hier Alles! Von jenseit der Seine blickt die Deputirtenkammer wie ein griechischer Tempel herüber, dort, wo sich die Rue nationale weit öffnet, blickt die Madeleine, auf der ruhigen Pracht ihrer Säulen ruhend, wie ein anderes Götterhaus herüber. Paläste von allen Seiten; von fern herblickend die Tuilerien, davor der herrliche Park, mit weißen Götterbildern von Marmor bevölkert. Auf der andern Seite der belebte Wald der Elyseischen Felder, von der Avenue de Neuilly durchschnitten, über die sich der Arc de l'Etoile groß und mächtig erhebt. Und auf dem Platze selbst Fontainen, wo die Flußgötter sich das Wasser ins Gesicht speien, goldene Candelaber — und inmitten all der Pracht, dort wo am 21. Jan. das große Exempel statuirt wurde, der Obelisk des Aegypterkönigs Osymandias, der alte Stein, der nacheinander Moses und Pharao, Cäsar und Pompejus, Alexander, Herodot und Napoleon an sich vorübergehen sah....

Ja, Alles ist wie ehemals; wenn der Abend sinkt, dann wogt und wallt es wieder die Boulevards auf und nieder, von der Madeleine bis zum Thor St.-Martin; der „große Jahrmarkt von Paris, die ewig lachende Kirmeß" thut sich auf. Wie Feenschlösser prangen die Läden bis ins erste Stock hinein; Alles: Gold, Juwelen, Sammet, Seide, Teppich und Tapeten, Vasen, Blumen, Glas und Bronze prangt und strahlt zum Verkauf. Gleich einem „blühenden unabsehbaren Beet gelbrother Tulpen" flackern die Gasflammen auf den Candelabern; wie Glühwürmer schießen die Laternen der rasselnden Wagen zwischen hindurch, und hüben und drüben auf den Trottoirs lustwandelt die bunte Menge. War es nicht immer so in Paris?

Ich verließ das Alles und ging durch das Labyrinth der Stadt, über die Brücke der Seine in andere Quartiere hinüber, denn ich hatte einen Gang ans äußerste Ende des Faubourg Monceaux abzuthun. Durch die Rue St.-Jacques immer hinansteigend, kam ich am Pantheon vorbei, das riesig mit seiner säulenunterstützten Kuppel in den Himmel hinaufragt, und war bald in einem der wildesten Viertel. Immer enger und finsterer wurden die Gassen, die Häuser, oft zehn Stockwerk hoch, wuchsen schwarz und drohend wie Felsenwände empor und ließen nur einen schmalen dunkelblauen Streif des Himmels sehen. Ich kam in die Rue Mouffetard. Seltsame Welt, wer Das nicht gesehen, kennt Paris nicht! Eine andere Luft weht dort, andere Menschen hausen dort und sprechen eine andere Sprache. Alles wimmelt von Volk; die zehn Stock hohen, menschenüberfüllten Häuser sind wie wühlende Ameisenhaufen. Hier wird kein Rock gesehen, hier herrscht die Blouse, und die Kappe sitzt schief auf dem schwarzen struppichten Haare. Weiber mit undenklichen Hauben keifen und schreien, Kinder in schmuzigen Lumpen spielen im Koth. Seltsame Schenken hallen von Lärm und Gesang, werfen durch ihre Vorhänge düstere Lichter auf das Pflaster und erfüllen die Luft vom Geruch der seltsamsten Frituren. Laternen hängen über den Thüren, Zettel mit Ziffern schwanken darunter, hier wird der blaue

Wein zu zwei und vier Sous getrunken. Waarenlager von seltsamster Art sind Haus bei Haus: altes Eisenwerk, altes Kleiderzeug, undenkliches Geräthe aller Art hängt in diesen Spelunken. Lumpen und Kleider trocknen an allen Fenstern. Obst und Fleisch vom erbärmlichsten Aussehen liegt bei hundert Krämern zum Kauf. Die Gesichter der Männer sind schön von Wildheit, Alles hat schwarze Augen, schwarze Bärte. Hier arbeitet Alles rastlos, die Fenster bleiben bis unters Dach tief in die Nacht hinein helle, und doch kommt kein Glück ins Haus. Hier ist Alles arm; doch ehe er seine Hand nach einem Almosen ausstreckt, verhungert der Proletarier lieber, der hier wohnt. Wundert euch dieser Stolz? Wir sind im zwölften Arrondissement, im wahren Barrikadenviertel von Paris. Hier wird jedes Haus eine Festung wenn draußen die Trommel wirbelt, und mit der alten Flinte, mit Fensterblei und Nägeln geladen, steigt der Arbeiter hinab wenn die Stunde gekommen. O Paris, dachte ich, indem ich so zwischen der Rue Mouffetard und der Rue Copeau stand, ich verdenke dir's nicht daß du zitterst wenn der Ruf erschallt: „Die Vorstädte steigen nieder!" Sie werden bald niedersteigen, den Juni zu rächen. Wirst du dir dann helfen können mit Soldaten und Mobilen, glänzendes, glückliches Paris?

Noch monologisirte ich so, da stieß ich auf eine Gruppe Menschen, in deren Mitte ein junger Mann mit einer Blouse stand. Es war ein schöner junger Kerl mit bleichem Gesicht, ohne Bart, mit schwarzem Haar und einem abgeschossenen Arm, ein Sänger. Mehre Lieder mochte er schon gesungen haben bevor ich hinzukam, jetzt sollte er ein neues anstimmen. Ich mischte mich unter die Zuhörer und bereue nicht es gethan zu haben. Der junge Mensch begann bald mit voller tönender Stimme:

Les soldats du désespoir.

„Wer zieht heran mit einer hallenden Trommel, arm, zerlumpt, ohne Strumpf und Schuhe? Es waren meine Freunde, meine Brüder, die Unglückseligen. Lumpen und Flicken sind die Uniform der Soldaten der Verzweiflung.

Sie lieben die Tribune aus Pflastersteinen. Wenn sie der Aufruhr wachruft, dann zittere, harter Arbeitsherr! Der Hunger ist ein guter Werber, er recrutirt zu Tausenden die Soldaten der Verzweiflung.

O Hohn! Kreuze im Bürgerkrieg! und Ordenssterne! Mancher Mobile wird geschmückt für seine traurige Waffenthat. Kein Kreuz ziert je die Brust des Soldaten der Verzweiflung.

Exil! bitteres Wort für Jene die gesagt: Besser fallen durchs Blei als verhungern oder die Hand nach dem Almosen recken! Du dauerst mich, schönes Paris, du wirst das Grab des Soldaten der Verzweiflung.

Mörder habt ihr sie genannt, diese Arbeiter! Wann haben sie, wenn sie Sieger waren, ihre Dränger fusilirt wie ihr es thut? Sie verziehen euch, denn sie dachten: Ihr habt ja auch Mütter wie wir, die Soldaten der Verzweiflung.

Ihr schickt uns übers Meer. Ihr könnt es. Aber verachten dürft ihr uns nicht. Wenn der Kampf vorbei, wie drücken dann die Ehrgeizigen die schwielige Hand dem Soldaten der Verzweiflung!

Führt uns vor Kriegsgerichte, aber vergeßt nicht daß jedem Vater in seinem Sohn ein Rächer erwachse. Die Waisen, wenn sie sprechen gelernt, werden auch verfluchen lernen, die Buben, wenn sie groß, werden selbst Soldaten der Verzweiflung.

Um uns an die Kette zu schmieden entwaffnet ihr uns, könnt ihr auch unsern Zorn entwaffnen? O Gott, höre unsere Klage, wiege sie, wenn sie gerecht ist. Sie führen eine heilige Sache, die Soldaten der Verzweiflung."

Der junge Mann hatte geendigt. Die Umstehenden näherten sich ihm, und Mancher kaufte sein Lied. Auch ich war unter diesen. Von den Fenstern kamen Sousstücke in weißes Papier gewickelt herab, und nun sah man erst daß Weiber hinter den Fenstern zugehört hatten.

Ich ging meinen Weg weiter, bänger, aber aufgeregter als je. Wie Paris auf einem Vulkan stehe ward mir ganz klar. Und immer mußte ich wieder den Schlußvers des Liedes vor mir hersagen: „Sie führen eine heilige Sache, die Soldaten der Verzweiflung."

Guizot ist anderer Meinung; er weiß Nichts von dem „Soldaten der Verzweiflung". „Wenn das Volk spricht", sagt Guizot, „spricht es wie ein Betrunkener. Da habt ihr die Frucht eures allgemeinen Stimmrechts!" Indem Guizot diese geflügelten Worte spricht, zeigt er mit dem Finger auf Ludwig Napoleon. Es ist wahr, darin hat Guizot Recht: es kann als Resultat schwerlich etwas Traurigeres geben als diesen Sohn der musikalischen Hortensia. Aber über die Genesis seiner Wahl zum Präsidenten ist schon längst Niemand mehr im Unklaren. Wer es noch sein sollte Dem empfehle ich die treffliche Auseinandersetzung die Alfred Meißner im ersten Bande seines in Rede stehenden Buchs (S. 92—101) gibt. Wol ist die Wahl Ludwig Napoleon's nichts Anderes als ein Streich der Contrerevolution gewesen, und sicherlich ist er selbst nur ein „Wechselbalg des allgemeinen Stimmrechts". Aber wer hieß euch auch das allgemeine Stimmrecht soweit ausdehnen? Und doch ist dies Alles weise prädestinirt: Sie haben ihn ja doch nur gewählt um ihn — nicht zu behalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Urtheil Friedrich Hebbel's über Shakspeare.

Bei Beurtheilung von „Schiller's Briefwechsel mit Körner" in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" (1849, Heft 1, S. 133 fg.) nimmt Friedrich Hebbel Gelegenheit vor der durch Shakspeare's Beispiel Mode gewordenen Geringschätzung der Aristotelischen Foderungen an das Drama zu warnen, und spricht dabei eine Ansicht über Shakspeare aus die wir nicht in demselben Maße geltenlassen können wie jene wohlbegründete Warnung. Die Stelle lautet vollständig so:

„Sie (die Aristotelischen Foderungen) gelten nicht unbedingt, sie können zuweilen aufgeopfert werden, weil sie dem Künstler sein Geschäft erleichtern, nicht erschweren sollen; aber wer sie im concreten Fall unberücksichtigt lassen will Der frage sich wol ob er nicht dadurch auf der einen Seite ebenso viel und mehr verliert als er auf der andern gewinnt. Hierher gehört z. B. die Einheit der Zeit und des Orts, die Goethe in den Gesprächen mit Eckermann sehr richtig aus der Faßlichkeit ableitet. Ich fürchte sehr man hat in Deutschland, als man auf Shakspeare's Beispiel hin so geringschätzig mit ihr und mit vielem Andern ein für alle mal und ganz im Allgemeinen brach, das subjective Lebensgesetz des ungeheuern Shakspeare'schen Individuums, das mancher Exemtionen bedurfte um sich nach allen Dimensionen hin ausdehnen zu können, mit einem objectiven Kunstgesetz verwechselt. Seien mir über diesen äußerst wichtigen Punkt ein paar Worte vergönnt. Es ist für mich kein Zweifel daß Shakspeare's Zerfließen in unendliche Einzelheiten sich mit der Natur des Dramas nicht verträgt." (Auch Ref. zweifelt nicht daß das Zerfließen in unendliche Einzelheiten sich mit der Natur des Dramas nicht vertrage, aber daß Shakspeare sich dessen schuldiggemacht, muß er in Abrede stellen.) „Vor der höchsten Instanz gilt es gleich, ob in der Kunst ein Fehler auf Königs- oder auf Bettlermanier begangen, ob z. B. ein im Ganzen entbehrlicher, obgleich an sich gehaltvoller Charakter gebracht oder eine überflüssige und vielleicht sogar obenein nichtige Sentenz einge-

flickt wird; denn jener Charakter würde Sentenz geblieben und diese Sentenz würde Charakter geworden sein, wenn König und Bettler Reichthum und Armuth gegeneinander ausgetauscht hätten." (Fehler bleibt gewiß Fehler, ob er in Königs- oder in Bettlermanier begangen werde. Sollten wir aber zwischen beiden wählen, so würden wir doch jenen diesem verziehen, und lieber einen gehaltvollen Charakter, wenn er auch entbehrlich scheint, beibehalten ohne ihn in eine Sentenz zu verdünnen, als eine überflüssige und obenein nichtige Sentenz zum Charakter aufblasen. Doch wir leugnen daß bei Shakspeare ein an sich gehaltvoller Charakter vorkomme der entbehrlich wäre. Gehaltvoll und doch entbehrlich wäre ein solcher Widerspruch in einem Drama daß dadurch der poetische Werth des Ganzen zerstört würde. Bei Shakspeare dürfte es schwer werden dergleichen gehaltvolle und doch entbehrliche Charaktere aufzufinden.) „Die Kunst kann sich nicht wie die Natur ins Unermeßliche ausdehnen, und die Natur sich nicht wie die Kunst ins Enge zusammenziehen; hierin unterscheiden sich beide und auf diesem Grundunterschiede sind alle Gesetze der Kunst, wie die wichtigsten Probleme der Natur, namentlich die Kunst selbst zurückzuführen. Es folgt daraus für die Kunst zunächst die Nothwendigkeit freiwilliger Beschränkung; das singulaire Kunstgebilde muß mit der Natur in Verbindung gesetzt und doch wieder von ihr abgeschnitten, die Adern des Universums müssen hineingeleitet und doch auch wieder unterbunden werden, damit die kleine Welt nicht in der großen ertrinke; darum darf nicht jeder Träger desselben selbständig für sich Etwas sein wollen, Mancher muß sich begnügen nur Etwas zu bedeuten. Hiergegen verstößt Shakspeare: er bringt keine Figur hervor die nicht soviel Blut im Leibe hätte daß sie nicht das ganze Drama überschwemmen müßte, wenn sie die Hand auch nur an einer Nadel ritzte. Aber diesem außerordentlichen Individuum verzeiht man Das, ja man dankt ihm eine Grenzverwirrung durch die man im Gebiete der Kunst eine unmittelbare Naturwirkung erfährt. Man thut Dies jedoch nur weil man fühlt daß er nicht anders kann, und protestirt mit Ernst gegen die Consequenzen die der Unverstand aus einer so einzigen Ausnahme in seinen Sinn ziehen möchte."

Hebbel's Unterscheidung zwischen Natur und Kunst berührt nur die äußerliche Differenz beider in Hinsicht der Ausdehnung, daß jene sich ins Unermeßliche ausbreitet, diese hingegen ins Enge zusammenzieht. Doch der wesentliche Unterschied beider ist vielmehr ein innerlicher, intensiver des Gehalts, des Charakters und Werths der Erscheinungen als jener blos äußerliche extensive. Im Kunstwerk muß die äußere Erscheinung dem innern Wesen, der zugrundeliegenden Idee vollkommen entsprechen, der Charakter der dargestellten Personen darum kräftig und consequent durchgeführt sein, während in der Natur die Gestalten und Charaktere nur selten so kräftig und consequent, ihrem innern Wesen ganz entsprechend auftreten, weil die Natur, durch mannichfache Hindernisse gestört, nicht immer Das erreicht was sie eigentlich will. Der Künstler vollendet daher was die Natur unvollendet gelassen hat. Dieses ist der wesentliche Grundunterschied zwischen Kunst- und Naturwerken. Jener äußerliche extensive aber den Hebbel angibt ist sogar nur scheinbar. Denn obwol die Natur sich in der Gesammtheit ihrer Werke ins Unermeßliche ausdehnt, so zieht sie sich doch in jedem einzelnen derselben ebenso ins Enge zusammen wie der Künstler in einem einzelnen Kunstwerk. Andererseits dehnt sich die Kunst in der großen Anzahl ihrer verschiedenen, nach Stoff und Form voneinander abweichenden Productionen ebenso gleich der Natur ins Unermeßliche aus, wie sie sich in jedem einzelnen ihrer Producte ins Enge zusammenzieht. Es ist also falsch daß die Kunst sich nicht wie die Natur ins Unermeßliche ausdehnen, und die Natur sich nicht wie die Kunst ins Enge zusammenziehen könne. Die Kunst kann und soll ein idealer Spiegel des ganzen Universums sein, und obzwar in jedem einzelnen ihrer Werke sich beschränkend, doch in der Gesammtausgabe derselben uns das Wesen der ganzen Natur enthüllen. Soweit Dies durch das Drama möglich ist hat Dieses Shakspeare wie kein Anderer in der Gesammtheit seiner Werke gethan. In jedem einzelnen derselben zeigt er uns eine bestimmte Situation und bestimmte Charaktere des menschlichen Lebens — die zur Einheit eines Kunstwerks erfoderliche Enge und Beschränkung ist also bei ihm wie bei jedem andern großen Dichter zu finden —, hingegen in der Gesammtheit seiner Werke breitet er sich aus wie die Natur, und gerade in diesem Reichthum und dieser Vielseitigkeit müssen wir ebenso seine Größe bewundern wie in der Enthüllung des innern Wesens der Dinge seine poetische Tiefe.

Es gewährt keinen klaren Gedanken wenn Hebbel sagt: das singulaire Kunstgebilde müsse mit der Natur in Verbindung gesetzt und doch auch wieder von ihr abgeschnitten werden, die Adern des Universums müßten hineingeleitet und doch auch wieder unterbunden werden, damit die kleine Welt nicht in der großen ertrinke. Im singulairen Kunstgebilde wird ja ein bestimmtes begrenztes Naturgebilde und nicht die ganze Natur in ihrer unermeßlichen Ausdehnung dargestellt, der Fall ist also ganz unmöglich daß die kleine Welt in der großen ertrinke; denn dadurch würde das singulaire Kunstgebilde aufhören ein singulaires, nur bestimmte begrenzte Natur- und Lebenserscheinungen in ihrem Wesen abbildendes zu sein. Es sind nur zwei Fälle möglich: entweder ein Gedicht ist ein Gemälde der ganzen Natur, wie des Lucretius „De rerum natura" — dann muß die kleine Welt in der großen ertrinken; oder es hebt eine besondere in sich abgeschlossene Natur- und Lebenserscheinung aus dem Ganzen der Natur heraus — dann versteht es sich von selbst daß diese besondere Erscheinung, dieser Mikrokosmos das Hauptthema der Darstellung ist, folglich kann in diesem Falle die kleine Welt in der großen gar nicht ertrinken, und ertrinkt auch bei Shakspeare nicht. Endlich ist es zwar richtig daß nicht jede Figur in einem Drama selbständig für sich Etwas sein wollen dürfe, aber falsch daß sie sich darum begnügen müsse nur Etwas zu bedeuten. Zwischen dem selbständig für sich sein und dem bloßen Etwas bedeuten liegt: ein ergänzendes Glied im Ganzen sein, und Dieses muß jede untergeordnete Figur im Drama. Daß Shakspeare keine Figur hervorbringe die nicht soviel Blut im Leibe hätte daß sie, auch nur die Hand an einer Nadel ritzend, das ganze Drama überschwemmen müßte, Dies ist eine Hyperbel, die wir nur dem Dichter Hebbel verzeihen, der sich in Shakspeare'schen Bildern zu gefallen scheint, nicht aber dem Kritiker. Daß jede Figur in Shakspeare's Dramen, auch die untergeordnetste, eine frische, lebenskräftige, mitunter etwas derbe und natürliche ist, Dies wird Niemand leugnen. Aber wer heißt euch denn diese frischen, kraft- und saftvollen Gestalten ritzen daß sie das ganze Drama überschwemmen? Es ist gerade als ob man dem lieben Gott den Vorwurf machen wollte daß er die Menschen zu vollblütig geschaffen, weil wenn man ihnen die Adern öffnet sie sich leicht verbluten. Solange Shakspeare und der Schöpfer selbst ihre Gestalten nicht ritzen, haben auch wir Kritiker kein Recht dazu dieselben wegen ihrer Vollblütigkeit zu tadeln. 43.

Bibliographie.

Hamm, W., Freischaar-Novellen. Schilderungen und Episoden aus einem Kriegszug in Schleswig-Holstein. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 1 Thlr.

Hilgenfeld, A., Kritische Untersuchungen über die Evangelien Justin's, der clementinischen Homilien und Marcion's. Ein Beitrag zur Geschichte der ältesten Evangelien-Literatur. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Skizzen aus Irland. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 184. —— 2. August 1850.

Revolutionnaire Studien.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Es liegt etwas Indefinibel-Subtiles, Drastisch-Ergötzliches in der Art wie unser Autor den Präsidenten construirt. So ungefähr mag Spallanzani mit seinen Fröschen umgesprungen sein:

Sein Onkel, der große Napoleon, hat ihm seine berühmten Stiefel, seinen berühmten Rock und seinen berühmten dreieckigen Hut hinterlassen; er hat die fixe Idee daß er diese Kleidungsstücke anziehen müsse. Seit 13 Jahren schon versucht er es mit dieser Maskerade! Sie fällt immer unglücklich aus, aber Das schreckt ihn nicht ab. Wenn es eben Niemand vermuthet, steckt er wieder in den anachronistischen Kleidern und gibt sich für den Kaiser aus. Es ist ein wahres Elend, und wie wird es enden? Man wird endlich doch dem imperialistischen Narren die Zwangsjacke auf Lebenszeit anziehen müssen ...

Es gibt keine einzige That des Präsidenten welche sich nicht auf diese Maskerade bezöge. An einem Octobertage 1836 steht er mit dem Ueberrock von Marengo auf dem Leibe und den historischen Reiterstiefeln an den Beinen auf dem Domplatz von Strasburg und fodert die Garnison auf ihn als Erbe des Kaisers im Triumph nach Paris zu bringen. Funfzig Stimmen rufen: „Es lebe Napoleon II.", bis ein anderer Hauptmann dazwischentritt, dem Hauptmann Vaudrey den Degen zerbricht und den kaiserlichen Gliedermann arretirt. Als er frei wird, geht er nach Amerika; aber schon nach einem Jahr ist er wieder da, kauft sich im Thurgau an und paßt auf das Wetter. Beinahe wäre um seinetwillen ein Krieg ausgebrochen, da geht er noch zur rechten Zeit nach England. Dort schreibt er seine „Idées Napoléoniennes" und „rüstet" im Stillen. Auf einmal kauft er ein Paketboot, „rüstet es mit seinen Bedienten aus und landet eines schönen Morgens bei Boulogne". Die Procedur ist die alte: derselbe graue Rock, das dreieckige Hütchen vor der Fronte u. s. w. „Erkennen Sie Ihren Kaiser!" ruft er den Soldaten zu. „Ich kenne Sie nicht!" erwidert Hauptmann Puygelier, „Soldaten, bleibt eurer Fahne treu." „Nehmt den Verräther gefangen!" ruft Napoleon II. Dies empört die andern Offiziere, sie widersetzen sich der Gefangennehmung des Hauptmanns. Der Mann mit der fixen Kaiseridee zieht jetzt ein Pistol und will es auf den Hauptmann abfeuern. Er fehlt und trifft einen unschuldigen Soldaten in den Kinnbacken. Jetzt wird mit dem Hanswurst kurzer Proceß gemacht. Man jagt ihn in die Flucht. Schüsse fallen von beiden Seiten. Das Ende ist daß man den Prätendenten festnimmt. „Dampfboot, Geld, Proclamationen, Adler, Alles fällt in die Hände der Regierungsbeamten." In Ham hatte er Zeit über seine Thorheit nachzudenken. Dort hatte man, vielleicht aus dem Mitleid der vollkommenen Indifferenz, eines Morgens die Thüren offen gelassen und er entkam in Blouse und Maurerschurzfell. Er ging abermals nach England, verthat dort den Rest seines Vermögens, zeugte ein Kind mit einer Modistin, spielte Komödie und „rüstete" nebenbei wie vormals. So kam der 24. Febr. Es machte sich mit der Contrerevolution. Der Prätendent kam auf die Wahlliste sogar, in die Assemblée nationale ... bis ... nun das Ende wissen wir.

Als es zu diesem Aeußersten gekommen und Cavaignac aus dem Sattel gehoben war, war Niemand thätiger als der kleine Thiers; klug, wie Zwerge immer sind, wußte er den neugebackenen Präsidenten der Republik bei seiner allerschwächsten Seite zu fassen. Es handelte sich nämlich um die alte Gellert'sche Fabel:

Ein armer Teufel stak in Schulden
Und klagte dem Philet sein Leid ꝛc.

Philet war Thiers; er sah ein daß wenn man Präsident wird man Geld braucht. Der kleine Thiers besorgte die Lumperei von 1,500,000 Francs, er borgte sie bei seinem Juden, schoß sie dem „Kleiderstock" vor und schlug dafür zwei Fliegen mit einer Klappe: erstlich machte er sich zum Gläubiger der neugebackenen Republik, zweitens creirte er auf Grund Dessen die Minister wie er sie haben wollte.

Français, voulez-vous un bon?
Choisissez Napoléon.

Merkwürdig! Es hat sich von da bis jetzt äußerst wenig in der französischen Regierungskomödie verändert. Der Mann im Elysée, der Thiers noch heute die 1,500,000 Francs schuldig ist, hat sich eingerichtet. Er chevauchirt trotz dem besten Jockey, tanzt auf seinen Bällen mit jungen Comtessen und läßt sich die Civilliste von 1,200,000 Francs gefallen, bis sie bald nicht mehr ausreicht, wo man dann so gutmüthig ist sie zu vermehren. Moskau wird er unbestritten nicht erobern. Wenn ihn Einer außerhalb der Cour anredet, so ruft er sein Très-flatté, très-

flatté mit Grazie in infinitum ungefähr wie der Staarmatz sein: Spitzbub! Spitzbub! Wenn er vor der Börse vorbeireitet, so verfehlt er nie an seinem Federhut zu rücken und zwei schöne Complimente an den alten Shylock zu bestellen; übrigens pflegt er seine weiße Cravatte mit Angst und thut alles Mögliche um mit dem besten Modell vor dem besten Schneiderladen zu rivalisiren. Den rechten Arm trägt er automatisch hinter dem Rücken, wie sein großer Onkel, und selbst dieser hatte in seinen Salons nicht mehr Pracht als er. Dessenungeachtet muß er sich gefallen lassen daß man ihm die legitime Führung der Uniform eines Generals der Nationalgarde sowie den Stern der Ehrenlegion, den er sich angeheftet, sehr streitig macht. Er ist ein wüthender Tänzer und seine Manieren beim Tanz sollen vollkommen die eines Kunstreiters sein. Ueberhaupt liebt er die Bälle ausnehmend:

Aber wenn der Ball verbraust ist, dann eilt der Präsident zu noch stillern Thaten. Ein Pavillon, der sich in der Nähe des Palais Elysée-Bourbon in einem abgeschlossenen einsamen Garten erhebt, beherbergt sechs schöne Damen von zweideutigem Rufe. Sie leben sehr zurückgezogen. Von Zeit zu Zeit erscheinen sie mit aller Pracht einer eleganten Parure auf den Bällen des Jardin d'Hiver, tanzen mehr oder minder den Cancan und erregen allgemeines Erstaunen. Schon Mancher, von ihrer Schönheit und ihrem auffallenden Mangel an Sprödigkeit gereizt, wollte ihnen folgen, wenn sie nach dem Ball ihrem Wagen zueilten. Aber ein Erfahrener sagte: Es ist unnütz. Ce sont les dames de la présidence.... Man sieht, der Präsident amusirt sich wie ein geborener König...

Trotz alledem können wir uns mit der Ansicht des Verf., der hier den Glauben an eine prästabilirte Harmonie festhält, vollkommen beruhigen. Dieser Mensch mußte zur Herrschaft kommen; er ist ein fatalistischbestimmtes Wesen, dem Verhängniß höchsterseits zur Disposition gestellt. Er dient dazu: „die Legitimitätsidee in den Gemüthern der Gläubigen vollends zugrundezurichten". Es liegt wirklich ein ungemeiner Trost in diesem Gedanken (II, 67).

Zur Zeit da unser Autor an diesen „Revolutionnairen Studien" schrieb bestand das Ministerium aus Hrn. Léon Faucher, Hrn. Falloux und Hrn. Odilon-Barrot. Die andern Mitglieder zählten nicht. Die Schilderung die uns der Autor von den inwendigen und auswendigen Persönlichkeiten dieser Minister gibt ist ein Meisterstück ironischer Plastik. Hr. Thiers, der kleine Doctrinaire zu Fuß, stak hinter diesem Ministergebäude und zog alle Fäden die nach dem Proscenium führten. O kleiner pfiffiger Thiers! Er stieg wie jener Bauer vom Esel und ließ seine doctrinairen diplomatischen Jungens daraufsetzen, den alten Jungen Odilon-Barrot z. B., der 18 lange Jahre nach einem Portefeuille geschmachtet hatte. Endlich erbarmten sich die Götter seiner doch.

Die Schilderung die Meißner von diesen beiden Ministern gibt ist, abgesehen selbst von allem Inhaltlichen, meisterhaft-vernichtend, und soll deshalb ganz hier stehen; es liegt darin Etwas was aussieht wie ein fernhinleuchtendes Wahrzeichen:

Hr. Léon Faucher, der Minister des Innern, war vorher ein armer Schriftsteller, der als Publicist verunglückt war und sich aus Verzweiflung auf die Nationalökonomie geworfen hatte. Er war in England gewesen und hatte die Gewohnheit angenommen aus zehn englischen Büchern einen französischen Artikel zu compiliren, den er dann mit großer Mühe in den „Siècle" oder in die „Revue des deux mondes" brachte.

Da diese Artikel in der Regel mit sehr viel Ziffern gespickt und so langweilig waren daß Niemand sie zu Ende gelesen hatte, so wurde Hr. Léon Faucher hier und da für einen Gelehrten gehalten. Er war für Cobden und den Freihandel: das war Alles was man von ihm wußte; und diese Specialität, diese Marotte gab ihm eine kümmerliche Berühmtheit. Unermüdlich erschien er auf dem Felde der nationalökonomischen Literatur wieder, immer als Lückenbüßer auf der letzten Seite der großen Blätter, nie fand er einen Leser der nicht über seinen Artikel eingeschlafen wäre.

Wer hätte in diesem Ritter von der traurigen Gestalt einen künftigen Minister herausgefunden? Gewiß Niemand! Aber Thiers entdeckte in ihm schätzbare Gaben der Intrigue und wußte ihn an seinen Platz zu stellen. Faucher täuschte ihn nicht, er entwickelte in seinem Amte eine Geschicklichkeit die Niemand vermuthet hätte. Auch ist er rastlos thätig. Die Conspiration, der Petitionskrieg gegen die Assemblée nationale ist sein Werk. Er setzt alle republikanischgesinnte Beamte ab und ersetzt sie durch die Creaturen Ludwig Philipp's und Duchatel's. Er ordnet Hausaussuchungen durch ganz Frankreich an und spürt nach socialistischen Schriften. Er löst die Mobilgarde auf, in der er den letzten Rest der Revolution sieht, und befördert nur royalistische Offiziere. Nie hat ein erbärmlicherer Betrüger in einem großen Lande und nach einer großen Revolution dem Bewußtsein einer großen Nation dermaßen Hohn gesprochen, noch nie hat ein Mensch den Namen einer republikanischen Regierung dermaßen mit Füßen getreten. Noch nie hat irgend ein Minister eines Staats, nicht einmal Herr von Schmerling, der treue Diener der Krone, solche Schmähungen hinnehmen müssen wie sie Hrn. Léon Faucher fast in jeder Sitzung der Kammer zutheilwerden. Mehre male ist er wahrhaft auf dem Pranger gestanden, man hat ihn mit Anklagen, wie einen schlechten Schauspieler mit faulen Aepfeln und stinkenden Eiern beworfen. Er tritt doch nicht ab. Er ist festentschlossen auch mit der Minorität Minister bleiben zu wollen. Ich habe solche Scenen des Kampfes zwischen Faucher und der Kammer gesehen die wirklich entsetzlich waren. Faucher erröthet nicht, er ergrünt. Mit todtbleichem, oder vielmehr meergrünem Gesicht steht er da, im allgemeinen Sturm sich an die Tribune klammernd. Schaum steht auf seinen Lippen, ein kalter Schweiß bedeckt seine Stirn; trotz seines schwarzen Fracks und seiner weißen Halsbinde hat er das Aussehen eines Verbrechers vor Gericht. Er stottert seine Worte voll kalten giftigen Hasses und das Wort „die Republik" erstickt ihm in der Kehle.

Hr. Odilon-Barrot gehört nicht zu jenen feilen Subjecten die im Dienste der Grafen von Frohsdorf und Ludwig Philipp's am Sturz der Republik arbeiten; er ist die ehrliche Maske die man diesem Ministerium von Betrügern vorgebunden. Mit seinem ehrlichen Namen deckt er all ihre Cabalen und Nichtswürdigkeiten. Ein alter, hohler Phrasenheld, der 18 Jahre lang Opposition gemacht hat, handelt er jetzt, da er nach so langem Kampfe das Portefeuille erhalten hat, nicht anders als Die die er früher bekämpft. Man nennt ihn den Olympier, den Jupiter tonans. Keiner spielt so gut als er die edle Entrüstung, den moralischen Zorn, Keiner hat so edle Gefühle in so hohlen Worten. Keiner weiß so schöne Reden ohne eine einzige Idee zu halten. Von seiner eigenen Rhetorik berauscht, mit verschwimmenden, gen Himmel gewendeten Augen, mit einer ungeheuren Stimme, die wie durch ein Sprachrohr daherkömmt und auf jedes Wort einen ungeheuren Nachdruck legt, als wollte es jede Silbe der Beherzigung von Mit- und

Nachwelt empfehlen, sagt er die größten Banalitäten, mit der grandiösesten, der erhabensten Grandezza. Er ist das lebendige Abbild unsers Gagern. . . . Wie dieser ist er unerreichbar in der Kunst der Attituden. Wie dieser scheint er sagen zu wollen, wenn er seinen Arm ausstreckt: „Seht, diese Arme schützen Pergamus." Wie dieser scheint er zu denken, wenn er seine leere Rede in großen Worten dahinrollen läßt: „Seht, ich könnte den Blitz aus den Wolken auf euch herniederfallen lassen, aber ich schone euch noch!" Die Majestät des großen Basses und der großen Gesten, durch welche Gagern in die Walhalla deutscher Größe getragen wird, findet ihres Gleichen nur in Odilon-Barrot. Vor Beiden liegt die Mittelmäßigkeit im Staube und fragt: Ist dies nicht Zeus Chronion?

Aber Odilon-Barrot und Gagern haben noch mehr Berührungspunkte. Wie dieser große Patriot aus der Paulskirche, dieser unermüdliche Redner von der Größe, Herrlichkeit und Machtfülle des Vaterlandes ... so hat auch Odilon-Barrot nie große Worte genug für die Größe und Herrlichkeit Frankreichs, indessen er sich heimlich mit allen mehr oder minder absoluten Regierungen abfindet, Italien verräth und durch seine Politik Frankreich zu einer Macht zweiter Größe herabwürdigt. Gagern und Odilon-Barrot, Beide führen ewig das Wort „wahre Freiheit, wahrer Fortschritt" im Munde, Beide sind die schönste Incarnation des Doctrinarismus. Sie kamen ans Ruder, nachdem sie Beide berühmte Männer der Opposition gewesen, und verwenden jetzt alle Mühe darauf sich selbst zu widerlegen und die Revolution zugrundezurichten, die sie ans Licht gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Fünfter und sechster Theil. — Auch u. d. T.: Reise ins russische Reich im Sommer 1846 von C. O. L. v. Arnim. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1850. 8. 3 Thlr.

Niemand wird von dem hochgeborenen Reisenden voraussetzen daß er Rußland als den auserwählten Sitz des Despotismus, als die Heimat der Spione, Betrüger und Schergen vorführen werde. Er wird uns nicht mit den herkömmlichen Schilderungen des spitzbübischen Corruptions- und Erpressungssystems welches die russische Beamtenherrschaft wie stinkender Leim zusammenhält, auch nicht mit Erzählungen von den tausendartigen Gewaltstreichen der hohen und niedern Polizei belästigen; noch weniger wird er unser Ohr mit dem Jammergeheul der in den sibirischen Wüsteneien erstarrenden oder unter der Knute sterbenden Opfer zerreißen. Solche aus übelangebrachter Humanität und blindem Russenhaß entspringende Lamentationen, an denen wir uns in 100 Bänden überdrüssig gelesen haben, werden uns hier nicht langweilen; gegen eine so schwarzgallige Auffassung bürgen schon die Lebensverhältnisse und frühern Reiseberichte des Verf., und wer diese nicht kennt wird gleich in der Einleitung des vorliegenden Werks hinreichende Beruhigung schöpfen.

In der Vorrede erklärt Hr. von Arnim daß mit diesem Buche die „Flüchtigen Bemerkungen" schließen, unter welchem Titel er seit 13 Jahren die Berichte über seine verschiedenen Reisen der Oeffentlichkeit übergeben hat. Einestheils verhindert sein herangerücktes Alter die Fortsetzung dieser Excursionen, anderntheils trägt die „so schrecklich verjüngte" Zeit daran die Schuld. Wer sollte sich auch jetzt aufgelegt fühlen zu seinem Vergnügen ferne Ausflüge, insbesondere nach Rußland zu machen? Im J. 1846 war es anders, und damals vollbrachte der Verf. seine letzte Reise, deren Beschreibung im Frühjahr 1848, gerade als die „unglückseligen" Nachrichten aus Paris anfingen ihren „verbrecherischen Einfluß" auf Deutschland zu üben, erscheinen sollte. Schon war eine Anzahl Bogen gedruckt; der Verf. saß an seinem Schreibtische um die Vorrede abzufassen, als plötzlich Jemand zu ihm ins Zimmer stürzte — es war am Nachmittage des 18. März — und ihm die Nachricht vom Ausbruche des blutigen berliner Straßenkampfes überbrachte. Dieser Kampf „um Nichts" hat die Herausgabe des vorliegenden Buchs solange verzögert. Erst nach achtmonatlicher Anarchie, welcher das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, der Einzug der Truppen unter Wrangel, die Aufhebung der Nationalversammlung, die Auflösung der Bürgerwehr, und endlich die Verhängung des Belagerungszustandes ein Ziel setzte, haben sich die Gemüther insoweit beruhigt daß sie sich in eine frühere poetischere Zeit als die jetzige zurückversetzen lassen, und dieser günstigen Wendung verdanken wir es daß der Druck des Arnim'schen Werks fortgesetzt, und dasselbe endlich dem Publicum übergeben worden ist.

Wir haben, wie es einem gewissenhaften Berichterstatter eignet, das ganze 680 Seiten enthaltende Buch mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen; es ist uns manches Angenehme darin aufgestoßen, und wir würden in der gegenwärtigen Mittheilung recht ausführlich sein, wenn wir im Stande wären die mannichfaltigen Genüsse des Reisenden, als da sind Dejeuners, Diners, Soupers, Theater, Lustfahrten, Bälle, dergestalt vorzuführen daß wenigstens der Duft derselben den Sinnen unserer Leser schmeichelte. Da uns indeß dieses Talent abgeht, so werden wir einen beträchtlichen Theil des Werks unberücksichtigt lassen, und uns auf Minderanziehendes beschränken müssen. Nebst kurzer Andeutung des Reisewegs wollen wir daher hauptsächlich nur diejenigen Punkte hervorheben die uns zur richtigen Erkenntniß des noch immer so wenig gewürdigten Zarenreichs dienlich scheinen.

Der Verf. reiste über Swinemünde mit dem Dampfboote nach Petersburg. Die Wasserfahrt war glücklich, was unter Anderm in dem Reisejournal mit den Worten documentirt ist: „Jetzt soeben gefrühstückt, wir haben das ruhigste, schönste Wetter, ich bin seelenfroh!" Der Aufenthalt in Kronstadt währte der Visirung der Pässe wegen drei Stunden. Das Paßwesen ist auch dem Verf. zuwider; er hält es in ruhigen Zeiten für unnütz, da der Aventurier gerade die scheinbar richtigsten Pässe besitzt, und der rechtliche Mann nur Kosten und Aerger davon hat. Petersburg macht einen sehr befriedigenden Eindruck auf unsern Reisenden; er bewundert die herrlichen Bauten, namentlich den Winterpalast, welcher einem Phönix gleich in derselben Pracht als früher aus der Asche erstanden ist. Die Fabeln, betreffend den Tod so vieler Arbeiter bei diesem Bau, berührt der Verf. nur im Vorübergehen mit der Versicherung daß kein wahres Wort daran sei; die Zeitungen haben uns damals abscheuliche Märchen vorgelogen um den Haß gegen die russische Regierung zu schüren. „Daß einige Arbeiter sich beim Herausgehen aus den stark geheizten Räumen erkältet, und infolge Dessen erkrankt, und Einer oder der Andere gestorben sei, ist ebenso gut möglich wie öfters junge Mädchen nach einem Balle durch Erkältung sich den Tod geholt. Aber deswegen auf die Regierung ein böses Licht werfen wollen ist absurd." Der Verf. hat sich hierüber in Petersburg, wo man es doch genau wissen mußte, erkundigt, und es ist ihm stets nur die Antwort zutheilgeworden: „wie alles der Art Verbreitete die gehässigste Unwahrheit sei die man dem Reisenden aufbürdet."

Es ist hier nicht thunlich die mit einem sehr gebildeten Kunstgeschmack entworfenen Beschreibungen der petersburger Paläste näher durchzugehen; ebenso wenig können wir dem Verf. auf seinen Spazierfahrten nach den verschiedenen Lustschlössern folgen, und ihn in die Schauspielhäuser und Theaterschulen begleiten, wollen aber nicht unbemerkt lassen daß der Verf. sich bei Erwähnung der letztern veranlaßt fühlt gegen ein in Betreff der Theaterintendanten allgemein herrschendes Vorurtheil aufzutreten. Man bildet sich nämlich ein daß ihre

Hauptbeschäftigung darin bestehe die Visiten hübscher Künstlerinnen zu empfangen, und ihren Interessen alle ihre Zeit und Arbeit zu widmen, ebenso wie „der Troß“ von den Diplomaten glaubt sie brauchten nur Diners zu geben und deren anzunehmen um ihren Pflichten zu genügen. Das ist aber völlig verkehrt, und „in welcher angestrengten Thätigkeit Jeder lebt der Diplomat oder Theaterintendant ist, wird Jeder derselben am besten wissen“. (Diese Beweisführung ist hoffentlich überzeugend.) Vom Theater zu den Kirchen übergehend erscheint uns folgende Stelle interessant: „Das Innere der russischen Kirchen ist nicht wie bei den katholischen und besonders protestantischen Kirchen verschieden, sondern stets ein und dasselbe, nur die mehr oder minder große Pracht in denselben bedingt die Veränderung. Drei Thüren in einer reich mit Bildern aller Art verzierten Wand, Ikonostase genannt, verstecken einen Tisch der eine seidene Decke trägt mit dem Grab Christi gestickt, auf welchen sobald das Abendmahl gereicht werden soll eine silberne Schüssel gesetzt wird, worin das Brot in dreieckige Stücke geschnitten, und in den mit Wein und Wasser vermischt gefüllten Kelch gelegt wird, während bei uns die Verwandlung in Fleisch und Blut öffentlich geschieht. Die mittlere der drei Thüren aus welcher der Priester mit den heiligen Speisen tritt heißt die heilige Thüre, und durch sie darf kein Laie gehen mit Ausnahme des Kaisers. Der Priester reicht nun mit einem Löffel das getränkte Brot dem Communicanten, und gibt ihm dann den Wein zu trinken... Die griechischen Kirchen sind der wahre Ausdruck der Gleichheit, daher besondere Sitze, besondere verschlossene Tribunen hier nicht gesucht werden müssen; ebenso wenig kann die Kunst frei walten, denn alle Statuen, es sei in Marmor oder Bronze, sind ausgeschlossen. Aber auch Gemälde können insofern den Künstler selbst nicht verherrlichen, als die ältesten gewöhnlich die schwärzesten, die geachtetsten sind, weil man sie für getreu hält sobald man einen Rückblick auf die Zeit wirft wo die Heiligen lebten welche sie vorstellen. Es kann daher, wie schon erwähnt, Pracht und Geschmack im Innern nur durch Architektur, seltene Steinmassen, Gold und silberne Zierathen und selbst kostbare Juwelen und Steine vorherrschen.“

Unter den vielen vornehmen Personen mit welchen der Verf. zu Petersburg in Berührung kam erwähnt er mit vorzüglicher Anerkennung des Reichskanzlers Grafen von Nesselrode. „Wenn der Graf von Nesselrode, von deutscher Abkunft, alle 13 Rangclassen übersprungen, und allein mit dem Fürsten von Warschau die Ehre der ersten Classe theilt, und man sein nobles, loyales, niemals kriechendes Benehmen kennt, so muß er sicher ein außerordentlicher Mann sein. Und so ist es auch, und sollte er Neider haben, wiewol ich nie davon gehört, so werden sie schwerlich lautwerden, denn die Schwäche ihrer Argumentation müßte sich gleich kundgeben.“ Ohne die Verdienste des russischen Reichskanzlers antasten zu wollen, glauben wir doch daß seine Neider außer der Schwäche ihrer Argumentation noch andere triftige Gründe haben in Rußland nicht lautzuwerden.

Gelegentlich der Beschreibung der Feierlichkeiten welche bei der Vermählung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Würtemberg stattfanden, tritt der Verf. berichtigend gegen die unvortheilhafte Meinung auf die man von den niedern russischen Geistlichen hat. Diese werden bei uns gewöhnlich für unwissende, öfters selbst verworfene Menschen gehalten, vor denen der Bauer nur während der kirchlichen Feier allen möglichen Respect habe, aber nachher mit ihnen zeche, und sie mit Geringschätzung behandele. „Als ich“, sagt der Verf., „eines Tags gegen einen meiner russischen Freunde Alles was ich früher über russische niedere Geistlichen vernommen mitgetheilt, erwiderte er mir ganz ruhig: «Lieber Freund, Alles was Sie mir sagen wäre vielleicht noch vor einigen vierzig Jahren wahr gewesen, paßt aber nicht mehr auf unsere Zeit.»“ Ein noch nicht vergessener Vorfall machte uns an dieser Berichtigung etwas irre; als nämlich vor etwa 15 Jahren die russische Garde bei Danzig ausgeschifft worden um zu dem großen Manoeuvre nach Kalisch zu marschiren, wurde ein russischer Pope kriegsrechtlich mit 60 Stockschlägen bedient, weil er sich in Gesellschaft einiger gemeinen Soldaten tüchtig betrunken hatte. Indeß mag Dies eine Ausnahme sein, und vielleicht ist jenes Beispiel der Strenge nur deshalb auf deutschem Boden öffentlich vollzogen worden um uns einen Begriff von der ohne Ansehen der Person gehandhabten russischen Zucht und Ordnung zu geben. Noch ist in Betreff der Religion erwähnenswerth daß in Rußland neben der orthodoxen griechischen Kirche und den tolerirten Confessionen es nicht wenige Sekten gibt, unter denen sogar mehre heimliche und verbotene. Die Entstehung einer der leider bedeutendsten Sekten fällt in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach des Kaisers Peter Tode; „die Decenz verbietet mir jedoch die revolutionnair-mystisch-religiöse Betrügerei welche ihr das Dasein soll gegeben haben hier näher auseinanderzusetzen. Genug daß Diejenigen welche dieser Sekte angehören alle und zwar die scheußlichsten, schmerzenvollsten Mittel anwenden um die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts zu verhindern. Vergebens sucht das Gouvernement alle Schlupfwinkel dieser gräßlichen Sekte zu entdecken: denn die Mitglieder derselben wissen oft mit der höchsten Schlauheit selbst in denjenigen Häusern die ganz bestimmt als die Höhle des Verbrechens und des gemeinschaftlichen sogenannten Gottesdienstes angegeben sind sich zu verstecken. Natürlich warten Einkerkerung und die härtesten Strafen der Verbrecher wenn man ihrer habhaft wird.“

(Der Beschluß folgt.)

Warburton's erster Roman.

Reginald Hastings; or, a tale of the troubles in 164–. By *Eliot Warburton*. Drei Bände. London 1850.

„Die weite Aufnahme von Warburton's «The Crescent and the Cross»“, sagt das „Athenaeum“, „hat natürlich dessen ersten Roman mit ungewöhnlicher Spannung erwarten lassen. Möglich aber daß, nun er erschienen ist, die Lesewelt im Allgemeinen sich mehr als wir getäuscht sehen wird. Wir nämlich wissen aus häufiger Erfahrung daß nicht ein begeisterter Stil, nicht ein gewisser Edelmuth, und nicht eine Hinneigung zu Abenteuern, sondern daß Erfindung den Novellisten macht, und zwar die Erfindung welche Situationen schafft, und Charaktere entdeckt. Von solcher Begabung gibt «Reginald Hastings» schwaches Zeugniß. Selbst als Phantasiememoir ist das Buch ohne Noth fragmentarisch. Wir sind nicht im Stande den phantasiereichen Dichter darin wiederzuerkennen. Die Sternchen welche die Pausen seiner Beichte bezeichnen könnten ebenso gut Symbole der Verwandlung sein, oder, uns anders auszudrücken, der Verf. scheitert an dem Beweise daß er das Vertrauen des Cavalierkerkers genossen oder der klirrende Sporn und die wallende Feder ihn am Arbeitstische besucht haben. Er gibt uns hochfliegende Worte und malerische Gewänder, aber wenig Fleisch und Blut. Ebenso gering ist die Fähigkeit unsers neuen Romandichteraspiranten historische Personen vorzuführen. König Karl, Cromwell, Lady Carlisle, Lucie Hutchinson werden sämmtlich herbeigerufen, kommen aber nicht. Felton, der Mörder, der geschichtliche Rashleigh, maskirt sich mit dem melodramatischen Namen Hezekiah Doom; nur können wir den Werth des Uebergewichts nicht einsehen welches er mit solcher Hülfe über Sir Janus Demiroy erlangt haben soll. Der Zwerg Rabshakeh und der irische Wagehals Bryan sind die alltäglichen Figuren durch welche ein James, ein Ainsworth und der Verfasser von «Whitefriars» ihre Kreuz- und Querzüge ausführen lassen.“ 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 185. —— 3. August 1850.

Revolutionnaire Studien.

(Fortsetzung aus Nr. 184.)

Der 29. Jan. war der Tag an welchem man — d. h. die Minister, der Strateg Changarnier und der imperialistische Perückenstock implicite — den Parisern die wunderschöne Farce einer Parodie des 18. Brumaire zumbestengab. Sie verunglückte total, wie alle Thaten Napoleon's II., der an diesem Tage genau seinen dritten Versuch machte Kaiser zu werden. Er fügte der „Epopöe" von Strasburg und Boulogne das dritte Capitel hinzu. Es war der alte Witz. Man hatte dem Volk die Herausfoderungen in Massen zugeschleudert um es zum Aufruhr wachzurufen. Das Volk war aber klüger; es blieb still und rief den Narren — der, während sich kein Feind nirgend zeigte, die ganze Armee von Paris auf dem Concordienplatz mobilgemacht hatte, um mit seinem Kunstreiteranstand die letzte „Revue" abzuhalten die ihn zum Kaiser promoviren sollte — nicht zum Kaiser aus. Zwanzig bestellte und bezahlte Pflastertreter schrien zwar als der Mann mit dem kleinen Hirn daherkam: „Vive l'empereur!" aber bei der Avenue von Neuilly (ein fatalistischer Name und Klang) wendete sich das Blättchen. Gruppen anderer Art umstellten ihn hier und riefen: „Nieder mit den Weißen! Nieder mit den Prätendenten! Es lebe die Republik!" Einer trat an den Steigbügel und raunte ihm wohlmeinend zu: „Präsident, wechseln Sie das Ministerium!" Das war zuviel, der Präsident kehrt um — und reitet sein Pferd in seinen Palast zurück ... Die Republik ist gerettet.

Ich komme auf Cavaignac. Ich habe selten, insbesondere von dem durchaus radicalen Standpunkt unsers Autors aus, etwas Maßvoll-Schöneres gelesen als die Charakteristik die er (I, 236—245) von dieser „gefallenen Größe" gibt. Und doch, so will ich fragen, woher noch bei ihm, dem Ultrasocialisten, die Sympathien für Cavaignac? Ich weiß es woher! Hier ist der Dichter einmal mit dem Socialisten durchgegangen. Denn ein Hauch substantieller Poesie, von dem aber das unwürdige Subject selbst Nichts weiß, schwebt über Cavaignac's Dasein. Das fühlt Meißner als Poet heraus, und darum sagt er schön und richtig: „Das Leben Cavaignac's ist wie hervorgesucht durch ein düsteres, unheimliches Fatum." Und merkwürdig wie dies Fatalistische sogar am Laut und Klang des Namens haftet! In der Geschichte Frankreichs sind alle „ac's" ein für alle mal fatalistisch: Armagnac! Polignac! Cavaignac! Welche Divergenzen! Und doch was das Fatalistische betrifft völlig homogen! Und Cavaignac ist einer von Denen die das Fatum am schwersten (und nicht auch am verdientesten?) getroffen! Er hat die Bourgeoisie gerettet, und sie verleugnet ihn; er hat septembrisirt, und Niemand weiß es ihm Dank; er hat als „Republikaner" gewüthet wie nie der willkürlichste Despot; er hat mit brutaler Systematik alle Achtung für die Rechte des Bürgers mit Füßen getreten, und wunderbar, nicht einmal das „Bürgerthum" dankt es ihm; er negociirte einst „für die Freiheit Italiens" (mit England nämlich) und Oudinot weist ihm den Rücken. „Er erkannte kein neues einiges Deutschland und ließ den Abgeordneten der deutschen Centralgewalt, weil sie einen halbrevolutionnairen Ursprung hatte, nicht bei sich vor", und gibt es dessenungeachtet in den höhern Luftschichten unsers deutschen Bewußtseins nur einen Funken Sympathie für ihn? Er war es der die Bagnos mit Socialisten bevölkerte, den alten Freunden Godefroy Cavaignac's, seines Bruders ... Wer liebt ihn dafür? Nicht einmal Hr. Thiers ... O Verhängniß, Verhängniß! „Wie kroch Cavaignac", ruft unser Autor aus, „vor der Reactionspartei! War es Schlechtigkeit, Ehrgeiz: Präsident der Republik zu werden, war es Schwäche? Ich glaube das Letztere" ... Ich, der ich — thut mir leid — die Sympathien für Cavaignac nicht theilen kann, glaube das Erste. Ja ich glaube es daß dieser bornirte Krieger daran dachte Präsident der Republik zu werden, und daß es ihm nicht darauf ankam über Tausende von Leichen zu diesem wurmstichigen Stuhl zu schreiten ... ja, und auch Dies noch glaube ich daß hier die Vorsehung einmal schnell gerichtet hat. Cavaignac war es der einst mit einem Zug seiner Feder die Freiheit der Presse strich, der 20 Journalen das Todesurtheil schrieb. Nun hat der Geist der Weltgeschichte ihn selbst gestrichen, und Das vermuthlich für immer. Eine Art Lösung für Cavaignac's roh-instincthafte Na-

tur, die ich unmöglich Charakter nennen kann, findet der Autor selbst in den folgenden, weit nachtönenden und bedeutungsvollen Worten:

Man sagt von Cavaignac er sei ein orthodoxer Katholik. Daß er sich des „Papstes allergetreuster und gehorsamster Sohn" unterzeichnet hat, wissen wir. Eines ist gewiß: die Republikaner von jesuitisch-katholischer Färbung: Buchez, Trelat, Bastide, sind seine Freunde. Ein Grauen kommt Einem bei, wenn man diesen Zug mit Cavaignac's Verhalten in der Junischlacht und seiner schonungslosen Grausamkeit den Insurgenten gegenüber in Verbindung bringt. Sah er in den Socialisten neue Albigenser, neue Hugenotten? Geschahen die Fusilladen zur größern Ehre Gottes? Darüber liegt ein undurchdringlicher Schleier!...

Warum so undurchdringlich? Es kommt nur auf den guten Willen an. Ich meines Theils habe, wenn ich in dies verafrikate, „atlas"-farbige Mumiengesicht ohne Zug und Ausdruck schaute, stets an Tilly gedacht. In majorem dei gloriam! Nein, darüber liegt kein Schleier mehr!...

Folgen wir jetzt unserm Autor — da wir es einmal hier mit lauter Roth und Rosenroth zu thun haben — in ein „Banket der rothen Republik". Wir fürchten dabei mit dem Verf. nicht die conservativen Naturen — und sollten wir nicht zuletzt auch dazu gehören? — in ihrer Lebensfreude und heitern Zuversicht zu stören. Daß Roth bei den Socialisten jetzt nicht mehr Blut bedeutet, dafür, denke ich, kann jetzt halb Europa Garantie leisten. Jedenfalls dient ein solches socialistisches Banket dazu um über die Partei einen raschen Ueberblick zu gewinnen.

Der Saal ist mit rothen und tricoloren Fahnen ausgeschmückt. Auf solchen, die mit Eichenlaub bekränzt sind, stehen die Namen der revolutionnairen Städte und der revolutionnairen Männer Europas: Paris, Wien, Mailand, Berlin, Pesth, Krakau; Blum, Kossuth, Miroslawski. Um einige, wie bei Wien und R. Blum, sind schwarze Trauerflöre gewunden. Eine Fahne ist ganz schwarz, und darauf steht in Roth ein einziges Wort: „Juni 1848." Der ungeheure Saal ist hellerleuchtet. An einer Unzahl von Tischen sitzen mindestens 4000 Menschen beisammen; lauter Ouvriers im allgemeinsten Sinne: Bürger von Paris, mit ihren Frauen und Kindern, Handwerker, Schriftsteller, Arbeiter u. s. w. Es ist die Classe und der Typus von Menschen unter denen George Sand die Paradigmen zu dem „Compagnon du tour de France" fand.

Ernst, Nachdenken, Energie liegt in diesen Köpfen ausgeprägt! Kein brutales Wort, keine Gemeinheit, nur Edles war in allen Zwischenreden zu hören die sich am langen Tische kreuzten. Der Titel „Citoyen", der hier um so nachdrücklicher hervorgehoben wurde, indeß er in den Kreisen der Bourgeoisie verhöhnt und vermieden wird, schien jeden Einzelnen vor sich selbst zu erheben. Notre république, notre jeune république! Dies Wort wurde jedesmal mit einer gewissen Weihe ausgesprochen. Welche Hingebung der Menschen an ein Ideal, das ihnen bisjetzt auf dem ganzen Weg den sie danach durchwandert nur Unglück, Verfolgung und Verarmung gebracht!

(Die Fortsetzung folgt.)

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Fünfter und sechster Theil.

(Beschluß aus Nr. 184.)

Die aristokratischen Cirkel der Russen haben in hohem Grade den Beifall des Verf.; er nimmt sie in Schutz gegen Angriffe, namentlich die des Hrn. von Custine, der die vornehmen Russen froid und moqueur nennt, und ihnen kein fühlendes Herz zutraut. Aber Hr. von Custine ist befangen in seinen Hypothesen. „Daß dieser Reisende die ganze russische Gesellschaft geradezu für sklavisch den Befehlen und selbst den heimlichen Wünschen des Monarchen heuchlerisch unterworfen hält versteht sich daher von selbst. Daß es in Rußland niedere, kriechende Schmeichler gibt, wer wollte daran zweifeln? Doch sie finden sich in jeder Autokratie gegen die Person des Souverains, sowie in constitutionnellen Monarchien gegen die Minister und auch gegen deren Frauen." Nach dem Verf. findet sich am Hofe zu Petersburg durchaus keine andere Unterwürfigkeit gegen den Kaiser und seine Familie als diejenige welche man an allen Höfen der Welt sieht.

Das russische Sittlichkeitsgefühl sieht der Verf. in Bezug auf höhere Classen mit weit mehr Nachsicht und Milde gepaart als bei uns, wo es bisweilen als Rigorismus erscheint. Er erinnert sich zu Berlin einen Adeligen aus einer der ersten Familien des Landes, einer der frühern militairischen Elegants der Hauptstadt, gekannt zu haben, der das Depositum seiner Güter bestohlen, festgenommen, seines Adels verlustig erklärt wurde, und nach der Freilassung, aus der nobeln Gesellschaft verbannt, als französischer Sprachlehrer zu Berlin, wo er einst geglänzt, sein Leben endete. Wegen eines ähnlichen kleinen Vergehens, daß er nämlich eine kaiserliche Kasse bestohlen, war ein russischer Großer seines Postens verlustig erklärt worden; aber statt jener Verachtung mit welcher man den vornehmen berliner Dieb brandmarkte, wurde der unglückliche Russe in Petersburg allgemein bedauert, indem es hieß er habe nur eine Anleihe machen wollen; eine schöne Frau, mit welcher der Verf. darüber sprach, versicherte ihn mit voller Theilnahme daß der arme Mann sich auf seine Güter zurückgezogen, und sein Unglück mit vieler Resignation bis an sein Ende getragen habe. Dieser Fall steht nicht vereinzelt da, und der Verf. fürchtet die Leser zu ermüden wenn er alle diejenigen herzählen wollte von denen er gehört hat, wo die Strafe mild genannt werden konnte, und doch immer noch zu hart gefunden wurde. Vornehme Verbrecher mißt man dort nicht nach dem Maßstabe ordinairer Sünder; für sie ist die russische Justiz und Moral eine wohlwollende Mutter, und nicht jener barbarische Popanz mit dem man bei uns die Gesetzübertreter ohne Unterschied des Standes schreckt.

Vor seiner Abreise nach Moskau berichtet der Verf. noch von einem, wir wissen nicht dem wievielten, Balle oder Souper dem er in hoher Gesellschaft beigewohnt. Es war auf der Villa des Herzogs von Leuchtenberg; der Kaiser und die Kaiserin waren dabei; die Letztere saß ganz allein an einem Theetisch, „wobei ich", erzählt Hr. von Arnim, „die Tasse Thee welche sie mir eigenhändig im Scherze zu reichen die Güte hatte, nicht unerwähnt lassen kann". Man soll zwar, fügt er hinzu, so wenig wie möglich bei Memoiren oder Reisen seiner selbst erwähnen; wenn es aber die Charakteristik einer so bedeutenden hohen Frau betrifft, so wäre Bescheidenheit übelangebracht. Auch Ref. findet hierin durchaus keine Unbescheidenheit, und folgt dem Verf. bereitwillig nach der alten Hauptstadt des Reichs. Unterwegs fiel nichts Absonderliches vor; Waldai, berühmt wegen seiner lockern Sirenen, zeigte dem Reisenden nur häßliche Frauen und Mädchen: guter Thee entschädigte ihn für die Unbequemlichkeiten welche das zudringliche Wesen der Circen ihm beim Aus- und Einsteigen in den Wagen verursachte. Tarjok ist eine freundliche Stadt, in hohem und verdientem Rufe wegen vortrefflicher Coteletten von Hühnern, wozu der Reisende Laffitte und Eyperwein getrunken. Twer hat den

Beinamen „die Reinliche", und bei dieser Gelegenheit kann der Verf. nicht unterlassen wiederum als Ehrenretter der verleumdeten Russen aufzutreten. Ben Foßlan, ein arabischer Missionair, von welchem im J. 921 n. Chr. ein Manuscript aufgefunden worden, erzählt darin daß die Russen die unsaubersten Menschen seien die Gott geschaffen, „denn", schreibt er, „sie waschen sich nicht und reinigen sich nicht einmal wenn sie ein natürliches Bedürfniß verrichtet haben, nicht anders als ob sie wild herumlaufende Esel wären". An einer andern Stelle gesteht er aber doch daß sie sich wenigstens des Morgens wüschen, und sagt: „Jeden Morgen waschen sie sich, aber auf die ekelhafteste Weise die man sich nur denken kann. Die Dienerin bringt nämlich ein großes Becken mit Wasser, stellt es vor einen der Männer, dieser wäscht darin Gesicht, Hände und Haare, kämmt diese, schneuzt sich und spuckt aus, Alles in dasselbe Gefäß. Ist er fertig, so nimmt die Dienerin das Gefäß und setzt es mit demselben Wasser vor einen Andern, und so wandert dieses von Einem zum Andern bis sie Alle ihre Säuberung vollbracht haben." Diese Ansicht über russische Schmuzliebe hat sich bis zum heutigen Tage unter uns erhalten, und ist auch durch den Ueberfluß an Ungeziefer mit welchem unsere nordischen Verbündeten 1813—15 in den Freiheitskampf zogen nicht verändert worden. Ihr tritt der Verf. im Folgenden entgegen: „Es ist eine allgemeine Idee die man in der Fremde hegt, und der ich auch bis zu meinem Eintritt in Rußland anhing, daß Reinlichkeit höchstens in den Häusern der Reichen zu finden sei, daß aber in allen ärmern und niedern Classen dieses Wort aus dem Wörterbuche gestrichen werden müsse. Wenn ich daher in Petersburg und namentlich in Peterhof Alles so vorzüglich geordnet fand, so wunderte ich mich nicht darüber; aber mein Erstaunen war nicht geringe als ich auf meiner Reise schon beim Eintritt in das erste Posthaus das Zimmer ebenso gekehrt und aufgeräumt fand als bei uns, und darin namentlich die französischen Gasthöfe in den kleinern, ja selbst in manchen größern Städten beiweitem übertroffen sah. Und so, sei es ein mal für alle mal gesagt, fand ich es beständig auf meiner ganzen Reise über Moskau bis Kasan hin und zurück. Die Bauern welche uns fuhren ließen gleich allen Bauern auch in andern Ländern an ihrem Körper Manches zu wünschen übrig; aber alle Post- und Gasthäuser auf der Reise, in Städten sowol wie in Dörfern, waren von außen und innen wahrhaft gut gehalten, und berichtigen zur Ehre der Russen mein Urtheil vollkommen."

In Twer erneuerte der Verf. unerwartet eine Bekanntschaft eigener Art; es war ein junges schlankes Mädchen, das ihn deutsch mit seinem Namen anredete, und sich zu freuen schien ihn wiederzusehen. Es ergab sich daß dieses Mädchen in der Tanzschule zu Berlin erzogen, und während Hrn. von Arnim's interimistischer Führung der Intendantur der königlichen Schauspiele unter dessen Befehlen gestanden; sie wanderte nach Sibirien, d. h. nicht als Gefangene, sondern als Harfenistin mit einem musikalischen Karlsbader, seiner Frau und Tochter, um dort mit ihrer Kunst möglichst viel Geld zu verdienen. Sibirien! Dieses Land, bei dessen Nennung Einen mitten in den Hundstagen der Frost schüttelt, ist auch ein Gegenstand unserer Vorurtheile; es kann dort gar nicht so schauerlich sein wie es uns von Kindheit an in den geographischen Stunden und in übertreibenden Reisebüchern geschildert worden ist. Der Verf. sagt uns daß jährlich über 100,000 Individuen nach Sibirien ziehen, großentheils wol gezwungene Wanderer, aber auch viele Geldgierige, denen dies Land ein Eldorado ist; Künstler die sich auf allen möglichen Instrumenten zeigen wollen pilgern dorthin, schon wimmelt es daselbst von Harfenmädchen und Flötenbläsern; immer mehr strömen nach jener Gegend, und als der Verf. nach Deutschland zurückgekehrt war ist er selbst mehrfach um Empfehlungsschreiben nach Sibirien angegangen worden. Es muß einen ganz eigenthümlichen Reiz haben an einem frischen Decembertage bei 40 Grad Réaumur in Tobolsk oder Nertschinsk sich von dem südlichen Hauch Bellini'scher Klänge umweht zu fühlen! Wer einigermaßen ästhetischen Sinn hat muß sich nach solchem durch den Contrast wunderbar gehobenen Genuß sehnen, und möglicherweise werden wir nächstens unsere blasirten Touristen nicht mehr nach dem verbrauchten Rom oder Neapel, sondern nach den sibirischen Gefilden ihre Schritte lenken sehen. Aber auch über die Lage der dorthin Verbannten, scheint es, macht man sich bei uns falsche Begriffe. Gefängniß ist einmal Gefängniß und soll es auch sein. Mörder, Räuber und Diebe haben weder hier noch dort ein angenehmes Loos, und vor falschem Mitleid muß man sich hüten. Wie die Lage der politischen Verbrecher ist kann der Verf. nicht genau angeben; doch versichert er mit Bestimmtheit daß, ist einmal die größere Zeit der zuerkannten Strafe verflossen, ihr Loos gemildert wird; sie dürfen sich dann im Innern ansiedeln, erhalten hinreichendes Land, und aller nur mögliche Vorschub wird ihnen geleistet. Hiermit schwindet das grauenhafte Höllenbild welches man sich von Sibirien zu machen pflegt, und löst sich in ein ganz erträgliches Landschaftsgemälde auf.

In Moskau widmete der Verf. längere Zeit der Besichtigung des Kreml. Hier sah er im Hintergrunde eines Saales auf dem Fußboden einen schön verzierten Kasten, welcher die von Alexander verliehene — polnische Constitution insichfaßt. Statt bei dieser Veranlassung nach Art kosmopolitischer Schwärmer in entsetzliche Klagen über die Ermordung der polnischen Nation auszubrechen, bewahrt der Verf. seine philosophische Ruhe bei dem Anblicke dieses Constitutionskastens und sieht in ihm nur eine Warnungstafel der Geschichte: „daß kein Land besteht, und kein Volk sich frei erhält das, obgleich in Besitz hoher Eigenschaften, Vaterlandsliebe und glänzender Tapferkeit, aber uneinig in sich, voller persönlichen Ehrgeizes, und dem Grundsatze huldigend daß der Zweck die Mittel heilige, in steter Unruhe, damit einen Leichtsinn verbindet der alle und jede Grenze der Klugheit überschreitet, überdies wenn noch so schöne verführische Frauen, deren Köpfe stets voll Politik stecken, diejenigen der Männer verwirren."

Die Reise nach Nischni-Nowgorod zur Zeit der Messe ist bei dem unglaublichsten Andrange mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, bei deren Bewältigung der Verf. die Bemerkung macht daß in Rußland was die Regierung anordnet gut und wohlfeil ist, während die Einrichtungen der Privaten nicht selten theuer und schlecht sind. „Diese Fahrt sollte nicht ganz ohne Abenteuer sein", als der Verf. einen Satz mit diesen Worten anhob, waren wir umsomehr gespannt als bisjetzt noch nicht das mindeste Abenteuerliche, diese Würze der Reisen, vorgekommen war. Unsere Spannung wächst wenn wir weiterlesen: „In der Nacht als wir eben einen Wald durchfuhren hörten wir plötzlich einen Pistolenschuß" — Ha! nun gibt es eine furchtbare Räuberscene; todesmuthigen Kampf der Postillone und Passagiere gegen die Bösewichter, Pulverdampf, Säbelklirren, Kreischen der Frauen, Röcheln der Sterbenden, endlich Sieg der Tugend über das Laster — doch nein, die obige Pistole war nur aus Versehen losgegangen. Dies ist das einzige Reiseabenteuer im ganzen Buche, und wird nur deshalb vom Verf. angeführt „weil es einen Blick in die kräftige Handhabung der russischen Polizei werfen läßt".

Nischni-Nowgorod mit seinem bunten und geräuschvollen Treiben während der Messe ist sehr ansprechend geschildert; es ist die hübscheste Partie in den „Flüchtigen Bemerkungen" unsers Flüchtigreisenden. Zum ersten male sah er in Rußland ein wahres Gewühl und Leben, Regsamkeit und Thätigkeit von allen Seiten, was allerdings wohlthuend sein muß wenn man bisher nur öde Gegenden oder große, verhältnißmäßig menschenarme Städte gesehen hat.

Der äußerste Zielpunkt der Reise war Kasan, welches 389 Werste hinter Nischni-Nowgorod liegt. Dies ist die große Straße nach Sibirien, und gewiß haben die dorthin Reisenden keine Ursache sich auf dieser Strecke über beengenden Zwang zu beklagen, denn es ist wol der breiteste Weg den es auf der

Welt gibt, und auf welchem etwa zehn Wagen nebeneinander fahren können; die Annehmlichkeit dieses Weges wird noch durch herrliche Birkenalleen erhöht welche sich auf beiden Seiten hinziehen, und für den Fußgänger den schattigsten Spaziergang bilden. „Alles ist nun einmal in diesem Lande mehr als gewöhnlich, und selbst die Straße nach Sibirien verleiht so manchem trüben Wanderer Schatten, und bewahrt ihn im Sommer vor der im Osten so drückenden Sonnenhitze."

An allen größern Orten wurde der Verf. höchst zuvorkommend von den russischen Regierungsbeamten, denen er von höherer Stelle schon im voraus empfohlen war, aufgenommen. Kaum war Hr. von Arnim in einem Hotel zu Kasan abgestiegen als ein Offizier bei ihm eintrat welcher im Namen des Gouverneurs ihn einlud im Gouvernementshause seine Wohnung zu nehmen. Den Nachrichten welche der Verf. an diesem Orte von der Stellung der Gouverneurs, der Polizeimeister und über die russische Gerechtigkeitspflege gibt entnehmen wir Folgendes: „Unter dem Gouverneur einer Provinz stehen nicht allein die Polizei-, sondern sämmtliche Civil- und Criminalangelegenheiten, und nur von ihm aus gehen alle Berichte an den Kaiser; er präsidirt einem Regierungscollegio von vier vom Gouvernement ernannten Mitgliedern, während die Stellung des Polizeimeisters insofern bedeutend ist als er die Einleitungen zu den gerichtlichen Untersuchungen trifft, und die Befehle der Tribunale mit Bezug auf die gerichtlichen Urtheile in Ausführung bringt. (Welche schöne Verschmelzung der Polizei und Justiz!) In einigen Provinzen sind die Gouverneure zugleich Militairgouverneure, und in andern, namentlich den Grenzprovinzen, gibt es auch Generalgouverneure, welchen die gewöhnlichen Gouverneure anderer Provinzen untergeordnet sind. Die Organisation der Gouvernements rührt von der Kaiserin Katharina II. her. In Betreff der Criminalgerichte wurde von derselben Kaiserin bestimmt daß in erster und zweiter Instanz außer dem von der Krone ernannten Präsidenten und einem Rathe auch Richter von den Einwohnern der Provinz selbst ernannt wurden, dergestalt daß die Urtheile von den Standesgenossen des Angeklagten gesprochen wurden, der wenn er ein Adeliger von Adeligen, ein Kaufmann von Kaufleuten und ein Landmann von Landleuten gerichtet ward. Man sieht hieraus daß die Russen schon lange besessen haben wonach wir in Deutschland mühsam gerungen, und was wir erst in der neuesten Zeit erlangt haben: Geschworenengerichte, wenigstens etwas dem Aehnliches." Ueber den Aufenthalt des Verf. in Kasan ist noch als Curiosum zu erwähnen daß es daselbst eine Russische und eine Deutsche Schweiz gibt. Kasan hat nämlich 50—60,000 Einwohner, wovon ein Drittel noch immer Tataren sind, die meist in einem besondern Stadttheile wohnen. Zwei Drittel hingegen sind im Ganzen Russen, doch findet sich unter ihnen eine große Anzahl Deutscher, welche einerseits zur Universität gehören, zum größten Theile aber Handwerker, Kaufleute oder Künstler sind. Diese deutsche Colonie hat sich nach und nach vergrößert, und wie es unter Landsleuten in fremden Ländern zu gehen pflegt, auch gesellige Vereinigungen geschlossen, und so ist die Deutsche Schweiz entstanden, d. h. ein von Deutschen besuchter Garten mit einer Kegelbahn.

Nach Besichtigung aller Merkwürdigkeiten in Kasan trat Hr. von Arnim seinen Rückweg über Nischni-Nowgorod und Moskau nach Petersburg an, wo er ohne alle Fährlichkeiten anlangte, und nach kurzem Aufenthalte den Heimweg zu Lande über Riga, Königsberg und Danzig fortsetzte. Daß dem vornehmen, reichlich mit Geld versehenen, überall empfohlenen und wohlaufgenommenen Reisenden nirgend Etwas aufstieß was ihn zu tiefern und ernstern Forschungen über Rußland veranlaßt hätte, daß er dort fast Alles vortrefflich fand, ist ganz natürlich; diese durchgängige Vergnüglichkeit hält ihn so glücklich auf der Oberfläche der Dinge daß was etwa Widerliches und Abschreckendes darunter steckt seinen Blicken verborgen bleibt, und seine Behaglichkeit nicht stört. Wo andere Reisende Finsterniß und Fäulniß sehen, tanzen vor seinen Augen liebliche Gestalten in rosenfarbenem Lichte; unbedeutend scheinende Kleinigkeiten sind fähig in ihm die günstigsten Vorstellungen von den russischen Zuständen zu erwecken; hört er z. B. wie ein Offizier unterwegs in einem kleinen Gasthofe Champagner verlangt und ihn augenblicklich erhält, so zieht der Verf. daraus die tröstlichste Consequenz indem er ausruft: „Gewiß muß da Wohlleben herrschen wo ein Offizier auf dem Marsche einen Wein trinkt der in Rußland gerade das Doppelte kostet wie bei uns"; stiehlt man ihm auf der ganzen Reise weiter Nichts als zwei Regenschirme, so schließt er optimistisch: „Man raubt nicht, man mordet nicht in Rußland; aber kleine Diebstähle werden zu den kleinen Sünden gerechnet, über die man sich mit dem lieben Gott bald abfindet."

Dieses leichte Hingleiten über einen Landstrich von vielen Hundert Meilen ohne Unbequemlichkeiten, ohne geistige Anstrengung und Aufregung, dabei fast immer ebenbürtige wohlerzogene Gesellschaft, tadellose Dejeuners, Diners und Soupers, reine Luft, gesunder Schlaf, Das wird Jedem der lediglich zu seiner Erholung reist als eine sehr angenehme, der Gesundheit förderliche Sache zu empfehlen sein; auch kann man von einer solchen Reise manche heitere Erinnerung für sich selbst und nahestehende Freunde mit nach Hause bringen. Weniger wahrscheinlich ist es jedoch daß die solchergestalt gewonnene Ausbeute für ein größeres Publicum viel Interessantes enthalte, wenigstens nicht für dasjenige welches aus Reisewerken belehrende und anregende Aufschlüsse über das Leben und den Charakter der Völker, über merkwürdige Erscheinungen der Thier- und Pflanzenwelt, über das innere Getriebe der Staatsmaschine u. dergl. zu erhalten wünscht. Wer mit solchen Ansprüchen das Arnim'sche Buch zur Hand nimmt wird dieselben nur im geringen Maße befriedigt sehen; doch wollen wir die Anerkennung nicht zurückhalten daß der Theil des Buchs in welchem von Kunstsachen, Kirchen, Palästen (namentlich dem marienburger Schlosse) gehandelt wird Geschmack und Einsicht bekunde, und von Denen welchen diese Gegenstände nicht bereits aus andern Schriften bekannt sind gern gelesen werden dürfte.

45.

Literarische Notiz.

Die Geheimnisse Roms.

In einer Zeit, wo die schönwissenschaftliche Literatur mit so großer Vorliebe die modernen Staatsleidenschaften mit ihren Excentricitäten darstellt, muß es überraschen daß ein Franzose den Versuch wagt, aus der classischen Geschichte sich einen Romanstoff herauszugreifen. Die „Mystères de Rome", von Felix Deriège, geben ein anschauliches Bild der römischen Sitten in den letzten Jahren der römischen Republik. Den Kern des Romans bildet die Verschwörung Catilina's, und natürlich finden wir Cicero, Cäsar, Sempronius, Fulvia und alle die großen Persönlichkeiten auf der Scene die das Genie Sallust's unsterblich gemacht hat. Ohne hier auf den Werth des Buches weiter einzugehen, bemerken wir doch daß ein maßvolles und von echter Wissenschaftlichkeit gehobenes Fortschreiten auf diesem Wege allen Literaturen gute Früchte eintragen müßte, denn die Meisterwerke des Alterthums populair machen und die geschichtlichen Erfahrungen vergangener großer Zeiten auch dem Niedrigen im Volke vor die Seele führen, ist sicher ein würdiges und schönes Ziel für den Schriftsteller und in dem Streben nach ihm kann der Künstler und Dichter zugleich unmittelbaren und wohlthätigen Einfluß üben auf die politische Erziehung des Volkes.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 186. — 5. August 1850.

Revolutionnaire Studien.

(Fortsetzung aus Nr. 185.)

Unter den Personen die nun vortreten und bald sprechen werden bemerkt man die Notabilitäten des Bergs und der Socialistenpartei: Proudhon, Pierre Leroux, Greppo, Lagrange, Pyat, Bernard. Sie werden von der Versammlung mit lautem Enthusiasmus begrüßt. Am seltsamsten, fast abenteuerlich, nimmt sich Pierre Leroux aus, der struppichte Philosoph, der Mystiker unter den Socialisten, eine ehrwürdige Halbruine aus der alten Zeit des Saint-Simonismus. In seinem weiten Ueberrock, mit dem spitzzulaufenden Hut gleicht er „irgend einem gelahrten Rabbi der Stadt Amsterdam, aus einem Gemälde de Potter's (?) oder Rembrandt's geschnitten".

Sein dichter wirrer Haarwuchs scheint jedem Kamme zu widerstreben, auch scheint er die Gewohnheit zu haben sich mit einer Schere zu barbieren. Er hat nachdenkliche milde Züge und die gesenkte Kopfhaltung des einsamen Grüblers. Hut, Haar, Bart, Rock, Alles an ihm ist braun — ein wahrer Proletariatsphilosoph, nachlässig und abgeschaben gekleidet: so ist der Freund der George Sand, der edle und schwärmerische Leroux....

Ganz anders, viel traulicher und gemüthlicher sieht Proudhon aus. Er, der „Herostrat der alten Gesellschaft", er, der geschworen hat: d'exterminer la bourgeoisie, sieht selbst aus wie ein harmloser Spießbürger. Ein freundliches volles Gesicht, ein gutmüthiges Lächeln, blond mit etwas Embonpoint, trägt er nicht einmal einen Schnurrbart. Ohne die blaue Brille und den sardonischen Zug um die Mundwinkel, die ihn noch ein wenig markiren, könnte er ebenso gut den ersten besten Conservativen oder den Grafen von Chambord vorstellen. Aber auch die Physiognomik hat ihre prästabilirte Ironie:

Sein Blick hat die klare, unerschütterliche, schreckenlose Naivetät, die seine vor Nichts zurückweichende Logik charakterisirt. Man sieht es gleich: Proudhon neben Leroux ist der praktische moderne Socialismus neben dem unpraktischen und mystisch-theosophischen einer kurz vergangenen Periode....

Lagrange ist ein lapidarisches Angesicht, in welches die Kerkerluft, der Ingrimm und die Leidenschaft tiefe Furchen gerissen. Er ist einer der tapfersten, kaltblütigsten Männer, davon gibt folgende Anekdote Zeugniß: Beim Palais-Royal schlug er den Angriff des Militairs zurück. Als die Kugeln hageldick neben ihm einschlugen und er wie eine eherne Mauer stand, rief ihm der General Lamoricière zu: „Freund, wenn wir Beide diesen Strauß überleben, so wollen wir miteinander speisen." Sie entrannen Beide dem Kugelhagelwetter und speisten wirklich miteinander, wie sie es sich zugesagt. Der Zug von Lamoricière ist schön und ehrenhaft. Lagrange ist bei Allem gewesen was Kampf heißt, er ist einer von Denen gewesen die Ludwig Philipp intensiv mitgestürzt haben. Das französische Volk nennt ihn den Barrikadenkönig.

Unter den Sprechern beim Banket zeichnen sich ferner aus Bernard, Langlois und der Dichter Lachambeaudie, „ein junger gebückter Mensch mit Zügen voll melancholischer Sanftheit". Bernard ist seine Antithese, ein wilder, wuthschnaubender Improvisator, kein Cassius, aber ein Casca. Kein Wunder, er saß 13 Jahre in den Kerkern der Monarchie.

Die Reden sind zu Ende. Die Gäste des Festmahls erheben sich von ihren Tischen, die Sängerchöre treten vor und stimmen den „Chant des ouvriers" an. In schöner ruhiger Melodie, in welche alle Gäste miteinstimmen, rauscht es dahin, das Lieblingslied der Arbeiter, dies echte Lied des Proletariats.

Nous dont la lampe, le matin,
Au clairon du coq se rallume,
Nous tous qu'un salaire incertain
Ramène avant l'aube à l'enclume,
Nous qui des bras, des pieds, des mains,
De tout le corps luttons sans cesse,
Sans abriter nos lendemains,
Contre le froid de la vieillesse,
Aimons-nous, et quand nous pouvons
Nous unir pour boire à la ronde,
Que le canon se taise ou gronde,
Buvons, buvons, buvons,
A l'indépendance du monde!

Das Lied ist keine Marseillaise, es soll keine sein; aber ein tiefer elegischer Hauch, ahnungsvoll und standhaft, durchweht es. Da die Uebersetzung davon, die uns Alfred Meißner gibt, durchaus meisterhaft ist, so werde sie hier unverkürzt mitgetheilt.

Lied der Arbeiter.

1.

Kaum kräht der Hahn das erste mal,
So brennt schon uns're Lampe wieder,
Und neu beginnt die alte Qual
Und dröhnend fällt der Hammer nieder.

Für ewig ungewissen Lohn
Müh'n wir uns rastlos ab auf Erden,
Die Noth vielleicht kommt morgen schon,
Wie soll es erst im Alter werden? . . .
Liebt euch einander treu und heiß,
Und lasset, ob die Schwerter blinken,
Ob uns des Friedens Palmen winken,
Im Kreis, im Kreis,
Uns auf die Welterlösung trinken!

2.

Mit hartem Grund und falscher Flut
Ist unser Loos ein ew'ges Ringen,
Und was darin an Schätzen ruht,
Wir sind es die's zu Tage bringen.
Wir schaffen Erz und Diamant,
Wir sä'n für Jene die genießen —
Wir armen Lämmer, welch Gewand
Schafft sich die Welt aus unsern Vließen!
Liebt euch 2c.

3.

Kommt uns das harte Werk zugut,
Dem uns're Hände rastlos dienen?
Wohin geht unsers Schweißes Flut?
Wir sind nichts And'res als Maschinen!
Wir bauen den Reichen ihre Stadt,
Die Pracht auf diesem Wandelsterne,
Wenn sie den Honig fertig hat,
Jagt man die Biene in die Ferne!
Liebt euch 2c.

4.

Es trinkt das fremde blasse Kind
Die reine Milch von unsern Frauen,
Und wenn sie groß geworden sind,
Sind sie zu stolz uns anzuschauen.
Das Herrenrecht der alten Welt
Erschreckt nicht mehr des Dorfes Bräute,
Allein dem Gold des Mäklers fällt
Noch jeder Hütte Kind zur Beute.
Liebt euch 2c.

5.

Wir müssen frierend unterm Dach,
Wo Käutzchen wimmern, Diebe kauern,
Im engen finsteren Gemach
Des Lebens lange Nacht vertrauern.
Und doch ist heiß auch unser Blut,
Uns labten eben, wie die Reichen,
Der Sonne segensreiche Glut,
Die kühlen Schatten unter Eichen.
Liebt euch 2c.

6.

So oft in schöner Raserei
Wir blutig noch das Feld gedünget,
Hat sich die alte Tyrannei
Durch unsern Opfertod verjünget.
Spart euer Blut, spart eure Kraft,
Die Liebe muß das Höchste bringen,
Der Hauch, der neue Welten schafft,
Wird bald die ganze Welt durchdringen!
Liebt euch einander treu und heiß,
Und lasset, ob die Schwerter blinken,
Ob uns des Friedens Palmen winken,
Im Kreis, im Kreis,
Uns auf die Welterlösung trinken!

Aeußerst piquant sind die Skizzen, Randzeichnungen, Portraits oder wie man es nennen will, die uns der Verf. aus der Assemblée nationale gibt. Im Aeußern gleicht dieselbe, ziemlich bezeichnend, einem Theater; ein häßliches Local, hölzerne Wände, grellbemalte Tapeten. Die Assemblée nationale ist eine Versammlung von 900. Die in Hufeisenform aufgestellten Bänke steigen amphitheatralisch empor:

Auf einer kleinen Bühne die von häßlichen Gardinen beschattet ist präsidirt Herr Armand Marrast mit den Vicepräsidenten Corbon und Lamoricière an seiner Seite. Dies Theater im Theater erinnert unwillkürlich an Hamlet, wo die trefflichen Komödianten ihre Vergiftungsgeschichte vor den Majestäten Dänemarks aufführen.

Marrast ist ein kleiner Mann mit krausem Haar und glänzend schwarzem Schnurrbart. Er präsidirt mit raffinirter Eleganz, woher er auch den Namen des Marquis von Marrast erhalten hat. Seine Tournure ist die eines Stutzers der der Dame du comptoir den Hof macht. Nachlässig-zierlich auf das Bureau gestützt, lauscht er, „spielt von Zeit zu Zeit mit der Glocke und ertheilt das Wort mit wohltönender Stimme und großer Lieblichkeit der Bewegungen". Rechts auf der Anhöhe sitzen die Legitimisten: die riesige Gestalt Laroche-Jacquelin's zeigt sich hier mitten unter den Gleichstrebenden, den Berryer, Noailles, Cambacères, Charlais-Perigord. Etwas tiefer markirt sich die Rue de Poitiers, eine gewaltige Masse, die „Vertheidiger der Gesellschaft", der aristokratischen nämlich und capitalistischen. Unter ihnen fällt sogleich ein Männchen auf, ein ewig schwatzendes, sich hierhin und dorthin nicht ohne Grandezza gleich einer Sphinx drehendes, ein lippenzusammenkneifendes, sardonischlächelndes, dictatorisch die Leute durch und durch blickendes, die Hände à la Napoleon auf dem Rückgrat zusammenschlagendes. Der Leser hat dies Männlein ohne Zweifel schon errathen, und es wird also der folgenden drastischen Schilderung kaum noch bedürfen:

Es hat Gestalt und Mienen eines klugen Gnomen. Ueber die gebogene Adlernase hängt ein Paar ungeheurer runder Brillen herab, auf seinem kleinen runden Köpfchen ist ein Büschel grauer Haare wie der Schopf eines Vogels emporgesträubt u. s. w.

Kurz und gut, das Männlein ist — Herr Thiers; der Feldwebel der Compagnie der Rue de Poitiers, zu welcher auch Victor Hugo, Changarnier, Molé, der Herzog von Broglie, Cousin, Rémusat und viele andere Notabilitäten gehören.

Auf der linken untern Halbscheid, gegenüber der Rue de Poitiers, sitzt die gemäßigte Republik, die sich principiell von der Rue de Poitiers wenig unterscheidet, in ihren Vertretern: Cavaignac, Cremieux, Garnier-Pagès, Jules Favre, Clement Thomas, Pagnerre u. A. Es ist die Coterie des „National", gemäßigt und zweideutig. Oben auf dem „Berge" weht andere Luft, wennschon heutzutage auf seinem Rücken Einige fehlen die damals noch als normale, symbolische Gestalten vor Allen vorleuchteten, so Ledru-Rollin mit der „stämmigen Tribunengestalt, mit dem offenen freien Antlitz und dem frischen jovialen Zug um die Lippen". Neben und um ihn bemerkt man Lagrange, den tapfern Barrikadenritter, Lamennais, die gebeugte, kränkliche, hypochondrische Gestalt, die hinter der gefurchten Stirn die quälenden Gedanken,

den Ernst des Grübelns bürgt. Andere Mitglieder des Bergs sind: Pyat, Verfasser des „Diogène" und des „Chiffonier de Paris", Bernard Flocon, ehemals Redacteur der „Réforme", Victor Schölcher, der über Colonialverhältnisse Mancherlei geschrieben, Agricol Perdiguier, Tischlermeister, George Sand's Freund. Diese nehmen die untern Plätze ein, den Gipfel des Bergs behaupten die eigentlichen Socialisten, im engsten Sinne: Considérant, Pierre Leroux, Proudhon, diese „berühmte Trias", die aus den Caricaturen des „Charivari" bekannt genug ist.

(Der Beschluß folgt.)

Denkstein des „Athenaeum" für William Wordsworth.

„Der große philosophische Dichter unserer Zeit, William Wordsworth, starb zu Rydal-Mount in Westmoreland, inmitten seiner heimischen Seen und Berge, am 23. April 1850 im 81. Jahre. Leute die an den Zufälligkeiten des Geborenwerdens und Sterbens, wie solche in den Biographien berühmter Menschen sich bemerklich machen, Interesse nehmen, haben darauf hingewiesen daß Wordsworth's Todestag der Jahrestag von Shakspeare's Geburt sei."

„Geboren wurde William Wordsworth zu Cockermouth in Cumberland am 7. April 1770, und erhielt seine Ausbildung erst auf der gelehrten Schule zu Hawkeshead, dann im St.-Johns-Collegium zu Cambridge. Seine Aeltern bestimmten ihn für den geistlichen Stand. Poesie und neue Aussichten führten ihn einen andern Weg. Sein Lebensberuf war die Dichtkunst, sein Amt das eines königlichen Stempelsteuereinnehmers (Stamp-distributor for the government) für die Grafschaften Cumberland und Westmoreland, ein Amt welches ihm die vereinigte Verwendung seines Freundes Sir George Beaumont und seines Gönners Lord Lonsdale verschaffte."

„Als Dichter trat Wordsworth zuerst 1793 auf, wo er einen schwachen Quartband herausgab, betitelt: «An evening walk, — an epistle in verse, addressed to a young lady from the lakes of the north of England, by *W. Wordsworth*, B. A., of St.-John's College, Cambridge»... In demselben Jahre folgten «Descriptive sketches in verse taken during a pedestrian tour in the Italian, Grison, Swiss and Savoyard Alps.» Was einige seiner jugendlichen Freunde von diesen Gedichten hielten erhellt aus einer betreffenden Notiz von Coleridge in dessen «Biographia literaria». «Während des letzten Jahrs meines Aufenthalts in Cambridge 1794», schreibt er, «sah ich Hrn. Wordsworth's erstes Werk, die «Descriptive sketches», und wol selten, wenn je, hat ein echtpoetisches Talent sein Auftauchen über den literarischen Horizont deutlicher kundgethan.» Die beiden Dichter, damals einander persönlich fremd, lernten sich im Sommer 1796 zu Nether-Stowey in Somersetshire kennen. Coleridge stand in seinem 24., Wordsworth in seinem 26. Jahre. Berufsverwandtschaft machte sie schnell zu Vertrauten, und im September 1798 unternahmen beide Dichter in Begleitung von Fräulein Wordsworth eine Reise nach Deutschland."

„Wordsworth's nächstes Werk war der erste Band seiner «Lyrical ballads». Sie erschienen im Sommer 1798 bei Joseph Cottle in Bristol, welcher das Verlagsrecht mit 30 Guineen bezahlte. Das Buch ging nicht und Cottle war im Verlust. Es wurde in der That so gering geachtet daß als Cottle's Verlag an die Herren Longman kam es ihnen als etwas Mercantilisch-Werthloses zugegeben wurde. Später kam das Verlagsrecht an Cottle zurück, welcher es dem großen Dichter abtrat, und dieser erlebte daß eine Auflage nach der andern Geldgewinn brachte. Getäuscht, aber nicht entmuthigt durch den schlechten Absatz seiner «Lyrical ballads», ließ Wordsworth Jahre vorübergehen ehe er sich wieder als Dichter zeigte. Inzwischen war er nicht müßig. Mit jedem Jahre bildete er seine Principien der Dichtkunst mehr aus, und bewährte Coleridge's Bemerkung: daß nach Princip zu bewundern der einzige Weg sei um ohne Verlust der Originalität nachzuahmen. In demselben Jahre wo die «Lyrischen Balladen» Fiasco machten, schrieb er seinen «Peter Bell», von allen seinen Gedichten das am schärfsten mitgenommene. Er behielt es an sich bis — wie er sich ausdrückte — es «beinahe seine Unmündigkeit überlebt», veröffentlichte es sobald seine Name bekannter worden, und erntete eine Flut herabwürdigender Kritiken."

„Im J. 1803 verheirathete sich Wordsworth mit Fräulein Marie Hutchinson aus Penrith, und nahm seinen Wohnsitz an seinen geliebten Seen, erst am Grasmere, dann auf Rydal-Mount. Southey's spätere Ansiedelung in demselben schönen Lande und Coleridge's Besuche bei Beiden veranlaßten den Namen: Seeschule der Dichtkunst — «die Schule wimmernder und hypochondrischer Dichter die nach den Seen pilgern» — ein Name womit die Gegner der drei großen Dichter und die Anhänger des «Edinburgh review» die drei Männer bezeichneten welche lange zusammengestanden, und noch länger in der Erinnerung zusammenstehen werden."

„Als Wordsworth's Ruf allmälig festen Boden gewonnen gab er 1807 zwei Bände Gedichte heraus. Byron, damals 19 Jahre alt, und noch kein gedruckter Dichter, zeigte sie im Augusthefte der «Monthly literary recreations» an. Vorliegende Gedichte, heißt es dort, sind vom Verfasser der «Lyrical ballads», einer Sammlung welche nicht unverdient im Publicum beträchtlichen Beifall gefunden. Hrn. Wordsworth's Muse charakterisirt sich durch einfache und fließende, wenn auch mitunter unharmonische Verse, durch starke und bisweilen unwiderstehliche Ansprache des Gefühls, und durch tadellose Gedanken. Obschon gegenwärtiges Werk mit dessen frühern Leistungen sich vielleicht nicht messen kann, besitzen doch mehre Gedichte eine angeborene, natürliche, ungekünstelte Eleganz, welche mit dem Flittergoldschmuck und den abstracten Hyperbeln einiger gleichzeitigen Sonettendichter nicht das Geringste gemein hat. Der «Song at the feasting of Brougham castle», die «Seven sisters», die «Affliction of Margaret —, of —» vereinigen alle Schönheiten und ein paar von den Fehlern des Verf. Seiner am wenigsten würdig sind die «Moods of my own mind....» Zunächst folgte «The excursion, being a portion of the recluse», ein im Herbst 1814 gedruckter Quartband. Die Kritiker griffen ihn derb an. «Mit Dergleichen soll man uns nicht kommen», war der denkwürdige Anfang der Recension im «Edinburgh review». Männer mit eigenem Urtheile beurtheilten das Gedicht sehr günstig; aber nur Wenige wagten es zu sagen. Jeffrey brüstete sich wo er ging und stand daß er es in der Geburt zermalmt. «Er »The excursion« zermalmen!» rief Southey; «sagt ihm er könne ebenso leicht den Skiddaw zermalmen.»...'"

„Während die Kritiker sich über «The excursion» in derselben Weise stritten wie unter der Regierung Karl's II. über Davenant's «Gondibert», erschien «Peter Bell», und vermehrte die Zwietracht. Wohl einsehend daß letzteres Gedicht wegen der Neuheit seiner Anlage, und wegen der größern Neuheit seines Helden einen Schutz bedürfe, suchte Wordsworth diesen hinter Southey's Namen, mit welchem, wie er in der Zueignung sagte, der seine oft «zu Gutem und Bösem» im Bunde gestanden. Die Verspötter des Dichters lachten lauter als zuvor; auch seine Bewunderer waren anfangs betroffen, und des Dichters einziger Trost blieb ein selbstgefertigtes Sonett, eine Nachahmung von Milton's «A book was writ of late called Tetrachordon». Es lautete:

> A book came forth of late, called «Peter Bell»,
> Not negligent the style; — the matter? — good
> As aught that song records of Robin Hood;
> Or, Roy, renowned through many a Scottish dell;

But some (who brook these hacknied themes full well
Nor heat at Tam O'Shanter's name their blood)
Waxed wrath, and with foul claws, a harpy brood,
On Bard and Hero clamorously fell.

Heed not, wild Rover once through heath and glen
Who mad'st at length the better life thy choice,
Heed not such onset! Nay, if praise of men

To thee appear not an unmeaning voice,
Lift up that grey-haired forehead and rejoice
In the just tribute of thy poet's pen.

„Ein Jahr darauf (1815) erschien der «Waggoner», und um dieselbe Zeit ein anderes Gedicht, welches im Allgemeinen noch günstiger aufgenommen wurde, «The white doe of Rylstone»... Das nächste für die Geschichte von Wordsworth's geistiger Entwickelung bedeutende Gedicht ist «The river Duddon», eine Reihe herrlicher Sonette... Es kam 1820 heraus, und trug viel zur Verbreitung von Wordsworth's Rufe bei. Wiederholt äusserte sich das Verlangen nach einer neuen Auflage seiner Gedichte. Die so häufigen Spöttereien Byron's in seinem «Don Juan», wie

Thou shalt believe in Milton, Dryden, Pope,
Thou shalt not set up Wordsworth, Coleridge, Southey,
Because the first is crazed beyond all hope,
The second drunk, the third so quaint and mouthey.

gleiteten verhältnißmäßig harmlos ab. Die Lesewelt hatte erkannt, was bisher nur Wenige gewußt, daß neben viel Neuheit des Baus, und im Verein mit manchem sehr schmucklosen Helden eine reiche Ader der edelsten Poesie alle Werke Wordsworth's durchströmte, eine Ader wie sie in der Gesammtmasse der englischen Dichter nicht ein zweites mal vorkommt. Der Verf. selbst aber fühlte die Wahrheit seiner eigenen Bemerkung: daß kein wahrhaft großer Dichter je unmittelbar sich berühmtgemacht, oder eine seinen Verdiensten entsprechende Anerkenntniß im Volke gefunden habe. Sein letztes namhaftes Werk war das 1835 erschienene: «Yarrow revisited, and other poems.» Indessen stützte Dies seinen Ruf mehr als daß es ihn erhöhte. Einige der besten Gedichte darin sind Nachträge zu seinen «Erinnerungen an eine Reise durch Schottland», letztere immer eine seiner ergötzlichsten Leistungen."

„In nurgenanntem Jahre erhielt Wordsworth unter Peel's Ministerium eine Pension von jährlich 300 Pf. St., und die Erlaubniß seine Stelle als Stempelsteuereinnehmer zu Gunsten seines Sohnes niederzulegen. Die letzten 15 Jahre seines Lebens verflossen daher noch gleichförmiger als frühere 15 Jahre. Er scheint sich gänzlich seiner Muse und Betrachtungen hingegeben zu haben, wie sie seinen eigenen geistigen Gewohnheiten und dem lieblichen Lande seines Aufenthalts sich anschmiegten. Eine einzige Abwechselung war eine Reise nach Italien in Gesellschaft seines Freundes Crabbe. Die Poesie hat davon keinen Gewinn gehabt. Nach Southey's Tode wurde Wordsworth zum Hofdichter gewählt.... Nur ein mal solange er dieses Amt bekleidete ließ er seinen Sang erschallen. Es geschah bei Gelegenheit des von der Königin Victoria der Universität Cambridge gemachten Besuchs, und in seiner dazu gedichteten Ode herrscht mehr Dunkelheit als Poesie...."

„War Wordsworth unglücklich — und er war es gewiß —, weil seine Verdienste erst Anerkennung fanden als sein Haar ergraut, so war sein Loos doch ein glücklicheres als das anderer Dichter in seiner Lage, da es ihm beschieden worden ein hohes Alter zu erreichen, und zwar im Vollgenuß des höchsten Ruhms, den die Träume seiner Jugend ihm vorgegaukelt. Möglich daß seine Bewunderer ihre Huldigungen zu weit getrieben, doch kann darüber kein Zweifel sein daß ihm unter den britischen Dichtern stets ein hoher Rang gebühren wird. Sein Stil ist einfach, ungeziert und kräftig; seine Jamben sind männlich und idiomatisch, seine Gedanken edel und voll Pathos, seine Bilder poetisch und passend. Seine Sonette gehören zu den schönsten in unserer Sprache, die von Milton kaum ausgenommen. «Mich dünkt», schreibt Coleridge, «daß Wordsworth das Genie eines großen philosophischen Dichters in höherm Maße besaß als irgendeiner den ich, oder den England seit Milton gekannt hat. Aber es dünkt mich auch daß er die ihm — vielleicht ausschließend — eigene beschauliche Stellung nie hätte verlassen sollen. Der ihm zukommende Titel ist: «Zuschauer ab extra»." 8.

Bibliographie.

Clarus, J., Die körperliche Pflege und Erziehung des weiblichen Geschlechts vom physiologischen und pathologischen Standpunkte. Leipzig, Leiner. Gr. 16. 2 Thlr.

Königin Filippa. Geschichtlicher Roman nach dem Schwedischen von C. Eichel. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Geiße, H. F., Forschungen über die Unsterblichkeit aus dem Standpunkte der Philosophie. 2te Auflage. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Gottschalk, F., Preußische Geschichte. 1ster Band: Preußen unter der Herrschaft des Deutschen Ordens — bis 1525 — und unter den beiden Herzogen Hohenzollern-fränkischer Linie bis 1618. Königsberg, Samter. Lex.-8. 20 Ngr.

Jürgens, K., Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848—49. In zwei Abtheilungen. 2te Abtheilung. 1ste Hälfte: Bis zum Schluß der ersten Verfassungsberathung. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Klemm, G., Freundschaftliche Briefe. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klencke, H., Lessing. Roman. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Moore, G., Der Mensch und die ihn leitenden Beweggründe. Nach der 2ten Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Müller, J. W., Hiob. Dramatisches Gedicht. New-Orleans. 8. 12 Ngr.

Saavedra, Don A. de, Herzog von Rivas, der Aufstand in Neapel 1647. Aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Scharpff, F. A., Vorlesungen über die neueste Kirchengeschichte. 1stes Heft. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Schindler, A. J., Eines Bürgers Recht. Ein Trauerspiel mit einer Vorrede. Steyr, Haas. 1849. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beust, F. C. Freih. v., Ueber den gegenwärtigen Zustand und die Aussichten beim sächsischen Silberbergbau mit Rücksicht auf den Entwurf eines neuen Berggesetzes. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Bötticher, H. A., Das Büchlein von der inneren Mission, die geistliche Noth in der evangelischen Kirche, und was in unsern Tagen zu ihrer Abhülfe geschieht. Ein Wort an alle Christenherzen zu Stadt und Land. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Gerlach, O. v., Es ist ein Baum unter dir, Israel! Predigt am Tage nach Heinr. Ludw. Tschech's Hinrichtung, den 15. Dec. 1844 gehalten. Auf Veranlassung des wiederholten Mordanfalles auf Sr. Maj. den König, zum Druck befördert von G. Seegemund. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Günther, F., „Prüfet die Geister!" Gastpredigt, gehalten am Feste Trinitatis 1850 zu Ronneburg. Ronneburg, Hofmeister. Gr. 8. 2 Ngr.

Meyer, J. F. C., Pestalozzi als Mensch, Staatsbürger, Dichter und Erzieher mit seinen eigenen Worten geschildert, Lesefrüchte aus seinen Werken. Eutin. Gr. 4. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 187. —— 6. August 1850.

Revolutionnaire Studien.

(Beschluß aus Nr. 186.)

Eine Sitzung der Nationalversammlung brachte ein Amendement von Pierre Leroux, das in seiner Art einzig ist, so malitiös-geistreich und dabei logisch-unwiderleglich daß es Heiterkeit, Sensation und Verwirrung zugleich stiftete und, da es reinunmöglich war es fallen zu lassen, bei der Abstimmung wirklich siegreich durchdrang. Leroux hat mit diesem Amendement „am Gebäude der französischen Constitution einen Schnörkel angebracht", der überaus ergötzlich ist und nie ohne Heiterkeit und Genugthuung wird betrachtet werden können. Es handelte sich um Feststellung der Punkte die einen Staatsbürger von der Wählbarkeit als Volksvertreter ausschließen sollen. Bei solchen Fragen pflegt sich die Bourgeoisie stets auf ihr ewiges Thema von der Unverletzlichkeit des Eigenthums zu klemmen; sie schließt demnach analog und einstimmig Jeden aus der sich irgend einmal, wenn auch in frühester Jugend, am Eigenthum versündigt hat; da erhebt sich Leroux und bringt ohne Umstände ein Amendement ein, das so formulirt ist: „Als Volksvertreter können ferner nicht gewählt werden Alle die des Verbrechens des Ehebruchs schuldig befunden." Bei Vorlesung dieses Zusatzantrags entsteht eine unermeßliche Heiterkeit, vermischt mit etwas Hohngelächter. Nur mit Mühe bricht der struppichte Philosoph seiner Rede Bahn durch den Tumult, indem er sich nun folgendermaßen vernehmen läßt:

Versammelte Bürger! Mit einer bedauernswürdigen Leichtigkeit, so scheint es mir, votiren Sie Artikel die dem Principe der Volkssouverainetät zuwiderlaufen; und da ist mir der Gedanke gekommen das Amendement einzubringen, das Ihre Heiterkeit in so hohem Grade erweckt hat. Ich bin der Ansicht daß wenn es dem souverainen Volke gefällt zu seinem Vertreter einen Menschen zu wählen den Sie einen Dieb zu nennen belieben, dies Recht ihm zusteht. Ist die Souverainetät des Volks Ihr Princip oder ist sie es nicht? Ist das Volk souverain, ja oder nein? Ist es souverain und es beliebt ihm sich diesen oder jenen Vertreter zu wählen, mit welchem Rechte untersagen Sie es ihm? Das Volk als Souverain hat auch das Recht der Begnadigung. (Oho! Oho!) Nun dies Recht der Begnadigung nehmen Sie dem Volke! Ist der Schuldige nicht schuldenfrei wenn er seine Strafe abgebüßt hat? Es gibt keine Gerechtigkeit ohne Verzeihung; Gerechtigkeit ohne Verzeihen ist Grausamkeit und Barbarei! Mit der ganzen Kraft meines Gewissens erhebe ich mich gegen diese Beschränkung die Sie den Souverainetätsrechten des Volks anlegen wollen!

Von nun an wird es Ihnen genügen gegen einen Volksrepräsentanten einen Anklageact zu schmieden und ihn verurtheilen zu lassen, um ihn aus der Volksvertretung auszuschließen. Christus selbst hätte in dieser Zeit keine Gnade vor Ihnen gefunden!

Sie strafen den Schuldigen selbst nach der Buße seiner Schuld! Hat aber das Volk, wenn Sie nur immer von den Verbrechen gegen das Eigenthum, nie aber von den Verbrechen gegen die Familie sprechen, nicht das Recht Ihnen zuzurufen: Ich der ich unfähig bin solche Verbrechen zu begehen, ich das Kind der Noth und des Almosens, ich der ich ohne den Schutz der Familie geblieben bin und doch allen Verführungen zum Bösen getrotzt habe, wohlan, ich will zu meinen Vertretern keinen von diesen Leuten welche von Gott alle Güter des Glücks, alle Güter eines entwickelten Geistes erhalten haben, und sie im Schlamme aller Lüste vergeuden! — Diebe! O ich weiß, das ist das Wort das man fortwährend gegen das Volk gebraucht um es zu verleumden. Seit dem Juni hat man es oft genug gebraucht, täglich hat man damit in schändlichen Journalen gewuchert; bis man damit die ganze Bourgeoisie bethört und wüthendgemacht hat!

Wohlan! In demselben Momente wo man dem Souveraine, dem Volke, Beschränkungen auferlegen will durch willkürliche Artikel, will ich Ihnen einen Artikel herbeibringen den Sie vergessen haben und der doch dazu gehört. Sie sagen immer: die Socialisten wollten Eigenthum und Familie zerstören; es ist nicht wahr. Sie sagen ferner: das Eigenthum und die Familie seien die zwei Grundlagen Ihres Staats. Wohlan, so strafen Sie die Verbrecher gegen die Familie wie die Verbrecher gegen das Eigenthum.

In der That: ein beißenderes Epigramm auf diese privilegirten, weiß und blau angestrichenen Bayards des „gefährdeten Eigenthums", das von keiner Seele gefährdet wird, kann es kaum geben. Auch geschieht die Abstimmung über dieses Amendement unter allgemeiner Verdutzung der Versammlung, und nachdem sie erfolgt ist haben sich 286 Stimmen gegen 224 für das Amendement erklärt. Sehr witzig macht unser Autor dazu die Randglosse: „In Paris wird also künftighin was man sonst höchst unzart in flagranti nannte «Zustand der Nichtwählbarkeit» heißen."

Ich komme jetzt zu Dem was fast ausschließlich den Inhalt des zweiten Bandes des vorliegenden Werks ausmacht, zu der Darstellung nämlich welche der Autor

der selbst der entschiedenste Socialist ist, von dem Lehrgebäude, den Principien, der Genesis, Ausbildung und Vollendung des Socialismus, wie er sich im Augenblick darstellt, mit Einem Wort, von der ganzen socialistischen Bewegung in Frankreich gibt, die ich allerdings — und wol Jeder der sie ernsthaft und vorurtheilsfrei verfolgt — mit dem Verf. nicht blos eine socialistische, sondern eine sociale nenne. Es gibt gewisse Prämissen und Thatsachen, in Betreff deren Jeder der ein offenes Auge, einen offenen Sinn und ein warmes Herz für Menschheit und Menschenrechte hat a priori mit dem socialistischen Theoretiker einverstanden sein muß. Nur der eingefleischte Parteimensch kann z. B. leugnen daß es eine überhandnehmende Verarmung, einen unendlichen ökonomischen Ruin der Menschheit gibt, die beide eben jetzt mit Riesenschritten vorsichgehen, welche die Massen nicht zu verantworten haben, sondern die ihren einzigen und wahrhaften Grund in der unangemessenen Form haben worin das Eigenthum sich gegenwärtig darstellt; Niemand wird ferner leugnen können daß von dem Begriff des Capitals wie ihn die Gegenwart constatirt hat — und Das nicht etwa seit gestern — der Begriff des Wuchers, des ungerechten, kaum noch zu trennen ist, wobei das Traurigste ist daß dieser Nebenbegriff immer in der Form des Rechtens und des Gesetzes, ja sogar in der Form der socialen Nothwendigkeit erscheint. Niemand wird leugnen daß die Noth in welcher die arbeitenden Classen schmachten, und in die sie immer tiefer versinken müssen, in keinem Verhältniß mehr zu der Stufe der geistigen Entwickelung steht auf der sie sich befinden. Niemand der die gegenwärtigen Zustände mit dem geistigen und sittlichen Maßstabe mißt wird leugnen daß es weit weniger die Armuth an sich ist die den Armen so tief beugt, als vielmehr das daraus entspringende ewige Abhängigkeitsgefühl von Allem und Jedem was in der Welt, sei es im Einzelnen oder im Großen, sich als Macht hinstellt. Niemand wird leugnen daß die Millionen dieses zermalmende Gefühl auf die Länge nicht mehr werden ertragen können, und daß es in diesem Fall wol nur noch eines kleinen Gegendrucks bedarf um eine neue furchtbare Explosion hervorzurufen.

Ich sage: dies Alles kann und wird kein Einsichtsvoller leugnen, trotzdem daß es die Prämissen des Socialismus sind. Nur ein Narr kann überhaupt die Wahrheit deshalb vonsichweisen weil sie als solche von einer Partei behauptet wird. Ebenso wenig wird ein Vernünftiger, der einigermaßen in die Zeit und ihre Tiefen dringt, es leugnen daß alle Freiheit der Völker eine Fiction, eine Täuschung ist, solange nicht jedem Bürger des Staats die Mittel geboten sind: zur Entwickelung aller seiner körperlichen und geistigen Kräfte zu gelangen — Eigenthum und Erziehung für Jeden ohne Ausnahme sind aber diese Mittel —, daß demnach die gepriesene Gleichheit der politischen Rechte ein Unding ist wenn die materielle Kluft stündlich weiter gähnt die Arm von Reich scheidet. Endlich aber wird auch Dies kein Vernünftiger in Abrede stellen daß es heutzutage nicht blos eine rothe Anarchie, sondern auch eine weiße Anarchie gibt, eine absolute Revolutionspartei welche die Revolutionen provocirt indem sie sie zu bekämpfen vorgibt... videant igitur consules, ne quid detrimenti etc... Trotz alledem nun ist es unsere feste, unverrückbare Ueberzeugung (und Jeder muß ja in heutigen Tagen eine solche doppelt und dreifach besitzen) daß dem Socialismus, wie er sich ideell in seinen Theorien und Lehrgebäuden, als wirkliche Progression des Zeitbewußtseins im Augenblick hinstellt, noch das Zauberwort der praktischen Lösung fehlt. Denn auch Proudhon, indem er über den Communismus Louis Blanc's rasch, klar und selbstbewußt hinausgegangen ist, hat diese Lösung nicht gefunden, und auch Alfred Meißner, unser Autor, der uns mit seltener Klarheit das Proudhon'sche System in seine Atome zerlegt, und indem er mit urkräftiger Dialektik darin den rothen Faden Dessen worauf es ankommt festzuhalten und fortzuführen versteht, findet sie nicht. Ich will hier nur im Einzelnen andeuten warum er sie meines Erachtens mit andern Socialisten nicht findet.

1) Weil Das was sie die Selbstherrschaft, die „Souverainetät Aller" nennen stets ein Unding ist und bleiben muß. Denn die Souverainetät Aller, sei sie politisch oder finanziell — gedacht, ist das Proletariat sans phrase selbst, die unterschiedlose Gleichheitswüste.

2) Weil „Gleichheit der Lebensbedingungen" eine Idee ist die, weit entfernt socialistisch zu sein, vielmehr communistisch ist. Es gibt absolut keine Gleichheit in der Welt. Stürzt einen Gott herab vom Himmel und laßt sie ihn herstellen; ehe er wieder hinaufkommt in seinen Himmel, ist schon Alles wieder ungleich geworden.

3) Weil von „Gleichheit der Lebensbedingungen" die Freiheit des Individuums gar nicht abhängt, sondern was die Freiheit bedingt ist das gänzliche Nichtvorhandensein aller geistigen Schranken. Daß diese fallen müssen ist gewiß; allein warum soll deshalb nicht Hinz 1000 Thaler mehr besitzen als Kunz?

4) Weil das Proudhon'sche Postulat: „alle Creditoperation und die ganze Circulation der Werthe auf einen Tausch zurückzuführen", bei welchem man der Beihülfe des Geldes entbehren kann, nicht realisirt werden kann. Warum nicht? Weil es Proudhon nicht mit dem „Capital", sondern mit dem Gelde zu thun hat. Das ist ein sehr großer wesentlicher Unterschied. Das Capital nämlich ist ein bloßer Begriff, das Geld aber ist die wirkliche Thatsache, die Existenz dieses Begriffs. Das Capital wie es jetzt als ausschließliche, feudale, bezwingende Macht sich in der Zeit gestaltet hat seine Chancen, und bietet ebendarum Seiten des Angriffs dar. Das Geld als solches hat nie und nimmermehr Chancen, denn es muß schlechterdings sein und man kann es nicht ausrotten. Das Geld ist der einzig individuelle Besitz und ebendarum ist es nicht zu vertilgen. Es bedeutet keine Macht, es ist eine. Gebt dem Bettler einen Thaler in seine Tasche, so gilt er für die-

sen Thaler; dieser Besitz, wenngleich es nur ein Thaler ist, verleiht ihm eine individuelle Geltung, und mit demselben ist ihm die Möglichkeit gegeben Alles zu besitzen was diesem Thaler äquivalent. Ebendarum — Das verkennen die Socialisten — ist der Tausch, d. i. der Umsatz der blossen Realia, abgekommen, weil der Mensch nicht tauschen, sondern ein Medium besitzen will was über allem Besitz als absolut vermittelndes steht, und dies Medium ist das Geld. Darum ist es mehr als klar daß eine Nationalbank im Sinne Proudhon's, die nur einzig Assignationen auf Realia gibt und alles Geld glattweg von der Erde streicht, wol das arbeitende Volk in der Masse in seiner Existenz sicherstellen kann (vielleicht!), daß sie aber im stricten Gegensatz zur individuellen Freiheit des Einzelnen steht, des Einzelnen der berechtigt ist Alles zu genießen, und welchem nicht die Waare, sondern das Geld, dem als der absolut-emancipirenden Macht Alles huldigen muß, zum unbeschränkten Genuß verhilft.

Ich kann, da der Raum eine weitere Ausführung verbietet, nur die interessanten Momente noch andeuten die sich in diesem zweiten Bande von Alfred Meißner's „Revolutionnairen Studien" außerdem darbieten. Vor allen Dingen empfehle ich Jedem der mit Ernst und Würde sich mit Zeitfragen zu beschäftigen gewohnt ist die Partie (II, 167—186), wo der Verf. das Revolutionsprogramm Proudhon's, womit er sich als Candidat im Seinebezirk ankündigte, verbotenus mittheilt. Das Programm zerfällt in sechs Decrete: Bankreform, Conversion und Rückzahlung der Schuld, Hypothekarcredit, Verfalltermine und Rückzahlungen, Hausmiethen und Pacht- und Bodenrente. Wer Proudhon, für den die ganze Lösung des Socialismus in der Volksbank liegt, deren Princip die Unverzinslichkeit der Capitalien ist, kurz und bündig studiren will, kann es am besten und einfachsten aus diesem Programm, das allerdings mit musterhafter Präcision und mit jener schneidenden Logik des gesunden Menschenverstandes verfaßt ist, die ihre Syllogismen aus der „schweren Noth der Zeit" schöpft. Sodann ist der Abschnitt „Sociale Schulen" (II, 116) als interessant und bedeutend hervorzuheben, weil darin der Gegensatz zwischen Socialismus und Communismus auf das schärfste herausgestellt und die beide trennenden Grundprincipien nicht minder scharf analysirt sind. Hieraus scheint sich allerdings zu ergeben daß Louis Blanc, der durchaus, wie der Verf. darthut, auf dem Niveau des Communismus steht, in Frankreich eine bereits überwundene Epoche charakterisirt. Dessenungeachtet war Louis Blanc der Erste der die Revolution in Frankreich als eine sociale doctrinell aufgefaßt hat, wie denn überhaupt der Socialismus nicht als von gestern stammend als ein übernächtiges Wesen angesehen werden darf. Er ist durch den Saint-Simonismus längst vorbereitet; nur daß dieser noch vom Fundament der religiösen Autorität ausgeht, wie der Communismus vom Fundament der Staatsautorität, von denen beiden der Socialismus, der gar keine Autorität mehr statuirt, Nichts mehr wissen will. Sehr bezeichnend ist deshalb das Wort was einmal Considérant über Proudhon ausspricht:

> Proudhon — ruft er — was auch dein Name unter den Menschen sein möge, du hast noch einen andern geheimen und weit furchtbarern Namen, er heißt: Zerstörung! Nein, ich, dein Gegner, nehme dir Nichts von deiner Größe; ich erkenne in dir eine der größten und furchtbarsten Zuchtruthen die die Vorsehung einer Welt gebunden die sich in allen Orgien der Habsucht und des Egoismus corrumpirt hatte. Ich erkenne in dir jenen geheimnißvollen und sacrosancten Charakter wieder den de Maistre in der Welt der Thatsachen, im Krieg erblickte und den er personificirt wiederfand in der Gestalt des Scharfrichters.

Unsern Autor anlangend, so finden wir seine eigene Ueberzeugung am concentrirtesten ausgesprochen in den Fragmenten, mit denen er den zweiten Band beschließt: Was bisher auf Erden herrschte, sagt er, war die Autorität. Diese muß fallen und sie fällt bereits und ist schon gefallen in jeglicher Form. Die Autorität erscheint aber vorzugsweise in drei Formen; sie sind: die Kirche, die Monarchie und das Capital. „Ihr Reich ist's das bisher die Welt erhalten. Es bricht zusammen." Wie der Autor dieses Zusammenbrechen und theilweise Schonzusammengebrochensein der drei großen Autoritäten, deren völlige Vernichtung durch das neue Zeitbewußtsein eben die Aufgabe der nächsten Zukunft ist, mit der ihm eigenen Schärfe und Klugheit entwickelt, gruppirt und an den Erscheinungen selbst nachweist, möge der Leser in dem mit seltener Sprachvirtuosität und Prägnanz geschriebenen Buche selbst nachlesen.

40.

Thomas von Kempen, der Prediger der „Nachfolge Christi". Nach seinem äußern und innern Leben dargestellt von Bernhard Bähring. Berlin, H. Schultze. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Für die Befriedigung des gewiß oft ausgesprochenen und leicht erklärlichen Wunsches der so zahlreichen Leser und Freunde des weltberühmten und bekanntlich nächst der Bibel am häufigsten gedruckten Erbauungsbuches: „Von der Nachfolge Christi", mit den Lebensumständen seines Verfassers näher bekanntzuwerden, wird die vorliegende Schrift voraussichtlich viel weniger wirken als wol zu wünschen wäre. Denn das Wenige was sich in ihr unmittelbar an die Person des Thomas von Kempen anschließt, verschwimmt schwer auffindbar und fast spurlos in der großen Masse des Historischen und Ascetischen was den Inhalt des sehr umfänglichen Buches ausmacht. Damit soll seinem Werthe nicht das Mindeste entzogen sein, und vorzugsweise mag das Verdienst des Verf. anerkannt werden, Das was geschichtliche Forschung zunächst für die Kreise der Gelehrten ausgebeutet hat in gangbare Münze für den weitern praktischen Verkehr auszuprägen. Denn fast ohne besondere Erinnerung werden die meisten Leser d. Bl. sich sagen können daß die geschichtlichen Partien dieser Schrift sich vorwaltend an die einflußreiche Brüderschaft des gemeinsamen Lebens in den Niederlanden, welcher Thomas von Kempen seine Erziehung und Bildung verdankte, anschließen, an ihre Geschichte und an die Männer welche, wie Gerhard Groot, Florentius Radewein, Johannes Gronde u. A., besonders hervortreten.

Nach dieser Seite hin sind es vorzugsweise die trefflichen

Forschungen eines Delprat, Scholz und Ullmann in bekannten, hier nicht der besondern Anführung bedürfenden Schriften welche dem Verf. in dem bereits angedeuteten Sinn sein Material geliefert haben, dessen gewandte Verknüpfung zu einem belehrenden Ganzen auf seine Rechnung kommt. Ueberwiegend aber bleibt die ascetische Begabung der Schrift durch sachlich geordnete, und daher leicht auffindbare Auszüge aus den Schriften des Thomas von Kempen, und dadurch gestaltet sich das Ganze gewissermaßen zu einem erklärenden Commentar über die in so prägnanter Kürze ausgeprägte Schrift „Von der Nachfolge Christi". Dabei ist auch dem Streben des Verf. nach einer reinobjectiven Darstellung gedient worden, abgesehen davon daß er dadurch wenn er selbst über den gottseligen Mann wenig redet, vielmehr ihn selbst überall reden läßt, zugleich die Methode adoptirt die man neuerdings für die Biographie als die ansprechendste und sicherste anerkannt hat. Doch darf nicht übersehen werden daß wenn von einer unparteiischen, möglichst objectiven Darstellung eines geschichtlich Gegebenen die Rede ist, dieselbe der Natur der Sache nach immer nur beziehungsweise und annähernd zu erreichen ist. Mag der Autor von Parteibefangenheit im Ganzen noch so frei sein als Beurtheiler und Wähler seines Stoffs, den er nach eigenem Ermessen zu nehmen und fallen zu lassen, zu sondern und zu verbinden hat, bleibt er stets mehr oder weniger subjectiv in seiner Auffassung.

Für Anbahnung näherer Bekanntschaft mit den Lebensverhältnissen des Thomas von Kempen in den Kreisen Derer die in seinem Büchlein „Von der Nachfolge Christi" Nahrung für ihre Andacht gefunden haben, dürfte es ausreichend sein wenn das Wenige was über ihn als sicher bekannt erweislich feststeht auf Einen Bogen zusammengedruckt in Umlauf gesetzt würde, ganz ohne näheres Eingehen auf die unter den Gelehrten bekanntlich noch streitige Urheberschaft des Büchleins „De imitatione Christi", und man sollte meinen ein Verleger der einen neuen netten Abdruck der „Nachfolge" mit einem solchen Prologe ausstattete, würde dadurch seiner Ausgabe einen namhaften Empfehlungsbrief mitgeben, und die Nachfrage der Käufer nach seiner Ausgabe wesentlich fördern. Es ist gar nicht zu bezweifeln daß ein solches wohlgefaßtes vitae curriculum selbst wieder auf die „Nachfolge" segensreich zurückwirken müßte, und wir unterstützen diese Behauptung schließlich mit einer Stelle aus der vorliegenden Schrift in welcher Thomas über seinen Eintritt in die Schule zu Deventer selbst Folgendes erzählt:

„Als ich meiner Bildung wegen in meiner Jugend nach Deventer gekommen war, so ging ich erst weiter zu den regulirten Mönchen nach Windesheim. Dort traf ich meinen leiblichen Bruder, und wurde durch seine Ermahnung bewogen zu dem ehrwürdigen Florentius zu gehen, dessen Ruf damals bereits in die obern Gegenden gedrungen war. Als ich zu ihm kam behielt er mich einige Zeit voll väterlicher Liebe in seinem Hause; dann brachte er mich in die Schule, indem er mich noch obendrein mit den Büchern beschenkte deren er mich bedürftig hielt. Später verschaffte er mir auch gastfreundliche Aufnahme bei einer angesehenen frommen Frau, die mir und vielen andern Klerikern häufig Wohlthaten zufließen ließ. In dieser Verbindung mit dem frommen Manne und seinen Brüdern sah ich täglich ihren frommen Wandel, und erfreute mich an ihren guten Sitten und an den Worten der Gnade die von den Lippen der Demüthigen flossen. Niemals hatte ich so fromme und in der Liebe zu Gott und dem Nächsten so glühende Männer gesehen als sie, die in der Welt lebend doch Nichts vom weltlichen Wesen an sich hatten, und gar nicht von irdischen Geschäften beunruhigt schienen. Denn zu Hause bleibend beschäftigten sie sich mit Bücherabschreiben, widmeten der heiligen Lecture und frommen Betrachtungen viele Zeit, und zur Zeit der Arbeit nahmen sie ihre Zuflucht zum Gebet als zu ihrer Stärkung.... Sie suchten der Gestalt des apostolischen Lebens demüthig nachzuahmen. Darum hatten sie ein Herz und eine Seele in Gott. Jeder brachte sein Eigenthum für das Gemeinwesen dar, und empfing dafür eine einfache Kost und Kleidung. Für die Zukunft vorauszusorgen vermieden sie, denn indem sie sich aus freiem Willen ganz Gott hingaben, wollten sie Nichts als ihrem Vorsteher oder dessen Vicar gehorchen" u. s. w. 25.

Die tragische Muse als barmherzige Schwester.

Seit dem Beifalle welchen jüngst zu Paris das neueste Stück von Scribe fand, „Adrienne Lecouvreur", in welchem die Rachel die Rolle ihrer Collegin mit soviel Glück darstellt, der berühmten Tragikerin und edeln, wenngleich nicht glücklichen Freundin eines Helden des vorigen Jahrhunderts, des Marschalls von Sachsen, beeifert man sich Briefe und Anekdoten von ihr aus dem Staube der Vergessenheit zu graben.

In der Zeit wo Adrienne lebte war die Circulation in den Straßen sehr verschieden von jetzt, was wir vorausschicken müssen, damit der Leser sich nicht wundere wenn wir ihm eine Frau von solchem Verdienste und großem Rufe wie die Lecouvreur zeigen, sehr spät Abends im Winter, allein und zu Fuß durch die Straße la Mortellerie wandelnd. So häßlich dieser Stadttheil jetzt erscheint, war er damals stark besucht und Künstlerequipagen gab es nicht viele. Es herrschte bittere Kälte. Die Blicke der Schauspielerin fallen auf ein von vier Kindern umringtes Weib das nur von wohlthätigen Gaben lebte. Voll Mitleiden bleibt die Lecouvreur stehen, sucht ängstlich in ihren Taschen, und zeigt wahres Herzeleid als sie nicht die kleinste Münze darin findet.

Doch will sie nicht daß die Begegnung für die Aermste ganz ohne Nutzen sei. Wie mit plötzlicher Eingebung sagt sie: „Meine Liebe, ich habe kein Geld bei mir, aber warten Sie, ich weiß ein Mittel Ihnen weit mehr zu verschaffen als ich Ihnen gegeben hätte." Alsbald, ohne zu denken wie sehr sie sich verderben könne, zieht sie ihr Mäntelchen aus, wirft es statt eines römischen Mantels über die Schulter, nimmt mit seltenem Adel eine tragische Stellung an, und spricht laut als ob sie auf dem Theater wäre Camilla's Fluch aus „Horace".

Man kann sich vorstellen wie bei dieser plötzlichen Erscheinung des großen Corneille auf offener Straße la Mortellerie, und vor dieser herrlichen Darstellerin, die sich so volksthümlich machte, die Vorübergehenden sich versammelten und die Menge von Minute zu Minute wuchs. Durch dieses improvisirte Publicum begeistert, in Gegenwart dieses von Bewunderung ergriffenen Parterre, vergaß Fräulein Lecouvreur die rauhe Atmosphäre welche zum ersten mal ihre Person umgab, und entwickelte eine göttliche Sprache.

Einige Kenner welche der Zufall hergeführt hatte standen wie versteinert vor diesem Schwunge des Genius, dem nur die Barmherzigkeit solche Macht zu geben vermochte. Sie verbreiteten das Gerücht davon durch die ganze Stadt, am Hofe selbst, wo es großes Aufsehen machte.

Als die tragische Schauspielerin die Scene beendigt hatte, nahm sie entschlossen ihr Mäntelchen an den vier Ecken, und foderte, indem sie mit festen Schritten in der Versammlung umherging, von jedem Zuschauer den freiwilligen Preis des Vergnügens das sie ihm bereitet. Alle waren noch ganz erschüttert, Keiner weigerte sich, und da man die Absicht der Künstlerin errieth, flossen die Spenden um die Wette in die wohlthätige Hand. Die betrübte Familie wurde nicht nur unterstützt, sondern ihr erwuchs ein kleines Vermögen aus diesem Zuge von Seelengüte, dessen Folgen sich Adrienne mit ebenso viel Bescheidenheit als Grazie entzog; und es war hohe Zeit, denn das Publicum machte Anstalten seine Melpomene mit einem Triumphzuge zu feiern. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 188. —— 7. August 1850.

Swift und Stella.

Die Pietät und Liebe die wir zu unsern großen Genien hegen spricht sich nirgend deutlicher aus als in dem Fleiße und in der Beharrlichkeit mit welcher wir ihre Reliquien, und Alles was auf ihr der Belehrung und der Erhebung ihrer Mitmenschen gewidmetes Leben in irgend einer Beziehung steht, zu sammeln uns bemühen. Jede Stelle auf der sie geruht, jedes flüchtige Blatt das sie mit ihren Schriftzügen beschrieben, jedes Wort das irgend einer ihrer nähern Freunde und Bekannten erhascht ist uns schon von großem Werthe, und es ist als suchten wir durch eine solche Nachlese sie selbst unter uns festzuhalten, und uns durch das Aufsuchen von kleinern Merkmalen ihres einflußreichen Daseins für ihren Verlust zu entschädigen. Ich brauche nicht hinzuweisen auf den Eifer mit welchem man in neuerer Zeit dergleichen Reliquien von Goethe und Schiller zu sammeln bemüht gewesen ist, und welche reichen Blicke in das Leben und das Wirken dieser Männer sich dadurch vor unsern Augen eröffnet haben. Verdienten sie auch schon ohne Dieses unsere Bewunderung, und hatten wir vollen Beruf ihre Größe in ihren eigenen Werken anzustaunen, so sind sie doch dadurch ohne Zweifel noch größer geworden.

Bei den Engländern ist die Sitte den geistigen Ueberresten ihrer großen Todten nachzuspüren fast noch allgemeiner als unter uns, und sie ergreifen bekanntlich gern jede Gelegenheit durch Veröffentlichung derselben ihrem vaterländischen Stolz zu schmeicheln, ja die Schilderungen der nähern Lebensumstände ihrer großen Männer und alles Dessen was sie angeht streift oft dergestalt an das Kleinliche daß man darauf den Goethe'schen Spruch anzuwenden sich veranlaßt fühlen könnte:

> Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
> Das habt ihr ihm weidlich abgeguckt.

Auch das Buch von welchem ich hier den Lesern d. Bl. einen kurzen Bericht zu erstatten gedenke ist nicht frei von solchen kleinlichen Umständen, und bringt über einen bereits über hundert Jahre im Grabe ruhenden geistigbegabten Mann einzelne, zum Theil so unerhebliche Details daß sie besser ungedruckt geblieben wären. Von der andern Seite enthält es aber wieder so viele interessante Züge aus dem Leben dieses Mannes und seiner ihm engverbündeten Freundin, daß ich hoffen darf sie werden auch deutschen Lesern nicht unwillkommen sein.

Das bezeichnete Buch ist im Jahr 1849 in Dublin unter dem Titel erschienen:

The closing years of Dean Swift's life; with an appendix, containing several of his poems hitherto unpublished, and some remarks on Stella. By *W. R. Wilde.*

Es handelt von einem Mann dem geistige Vorzüge und namentlich eine reiche Ader des Witzes nicht abgesprochen werden können, und welcher sich insbesondere durch seine bekannten, höchst anziehenden Dichtungen „The tale of a tub" und „Gulliver's travels" auch unter uns viele Freunde erworben hat.

Swift's Biographie findet sich in jedem Conversations-Lexikon, ich habe daher nicht nöthig Dasjenige was darüber bereits bekannt ist hier nochmals zu wiederholen. Aber Wilde's Schrift enthält manche berichtigende Bemerkung und einiges Neue was ich nicht übergehen darf. Insbesondere hat es sich der Verf. angelegen sein lassen die allgemeinverbreitete Meinung zu widerlegen daß Swift in den letzten Jahren seines Lebens wahnsinnig gewesen und im Wahnsinn gestorben sei. Die sorgfältigen Untersuchungen die er deshalb angestellt halten sich hauptsächlich an die Zeugnisse mehrer Zeitgenossen und Freunde die ihn in seinen letzten Lebenstagen gesehen und beobachtet, an die Beschaffenheit seines Schädels den mehre Aerzte zu besichtigen Gelegenheit hatten (Swift's und Stella's Leichen mußten nämlich 1835 infolge einer Ueberschwemmung, welche ihre Gräber in der St.-Patricks-Kathedralkirche in Dublin unter Wasser setzte, wieder ausgegraben werden), und an mehre noch existirende Büsten, von denen eine nach einer von der Leiche genommenen Maske gefertigt ist. Aus diesen Untersuchungen ergibt sich daß Swift schon 1690 infolge eines Diätfehlers (er hatte an hundert Aepfel auf einmal gegessen), und von Erkältung einen Anfall von Schwindel bekommen hatte, zu dem sich vier Jahre darauf Taubheit gesellte. Beide Uebel nahmen allmälig immer mehr an Dauer und Stärke zu, und mit ihnen seine geistige Unfähigkeit und seine gemüthliche Verstimmung. Er selbst klagt damals:

> For poetry, he's past his prime,
> He takes an hour to find a rhyme.

(Die Zeit der Dichterblüte ist verschwunden,
Um einen Reim zu finden braucht es Stunden.)

„Vertiginosus, inops, surdus, male gratus amicis", war ein Spruch den er häufig im Munde führte. Sein Leiden stellte sich immer mehr als das einer tiefen und unheilbaren Gehirnkrankheit heraus, und er selbst scheint davon eine Vorahnung gehabt zu haben; denn als einst Young, der Verfasser der „Night-thoughts", mit ihm spazierenging, fand er ihn plötzlich vor einer Ulme stehen bleiben deren Gipfel abgestorben war. Mit einem Fingerzeig auf den Baum sagte er: „Der Baum ist mein Bild, auch ich werde zuerst vom Haupte aus sterben!" Im J. 1734 fing sein Gang an wankend zu werden, und seine Sehkraft nahm ab, was häufig zu leidenschaftlichen Aufwallungen Veranlassung gab. Da er der körperlichen Bewegung sehr bedürftig war, und doch nicht mehr ausgehen konnte, so jagte er zuweilen seine Freunde die Treppen auf und ab, oder durch die weiten Räume seiner Amtswohnung, was von einigen Schriftstellern auch fälschlich auf Wahnsinn gedeutet wurde. In den J. 1734—41 nahmen nicht allein seine körperlichen Beschwerden auffallend zu, und er fiel ganz von Fleisch, sondern er verlor auch immer mehr sein Gedächtniß, sodaß er selbst von sich sagt: „Ich bin so stupid und confus daß ich den abgespannten Zustand unter welchem mein Körper und meine Seele seufzen gar nicht beschreiben kann." Das Letzte was er schrieb waren einige gelegentliche Notizen in ein Rechenbuch im J. 1742. Zu eben dieser Zeit ging auch der letzte Rest seines Gedächtnisses verloren, und er war nicht mehr fähig seinen eigenen Angelegenheiten vorzustehen, sodaß er unter Vormundschaft gestellt werden mußte. Nur ein mal, kurze Zeit vor seinem Tode, fiel noch ein Lichtstrahl in das Dunkel seines umwölkten Geistes. Er erkannte mit einem male eine ihn besuchende Freundin, nahm sie bei der Hand, nannte sie bei Namen, und bezeigte dieselbe Freude wie gewöhnlich wenn er sie gesehen. Auf die Frage ob er sie zum Essen einladen wolle, erwiderte er: „Gewiß, meine alte Freundin!" An dem gleichen Tage erkannte er auch seinen Arzt, den Wundarzt, und seine ganze Familie. Aber nach ein bis zwei Tagen war wieder Alles vorbei. Im J. 1743 wurde er übrigens schon still, insichgekehrt; Dies war aber nicht die Folge des Wahnsinns, denn er versuchte oft zu sprechen, konnte aber die Worte nicht finden, zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf, und stieß einen tiefen Seufzer aus. Nach Zeugenaussagen sprach er entweder gar nicht, oder unzusammenhängende Worte, aber niemals Unsinn. Einmal wollte er mit seinem Diener, den er zuweilen bei seinem Namen rief, sprechen, da er aber die Worte nicht finden konnte, wurde er ungeduldig und sagte: „Ich bin ein Narr!" In seinen letzten Lebenstagen war er vollkommen sprachlos bis zu seinem Tode, der nach vorgängigen heftigen Convulsionen am 19. Oct. 1745 in seinem 78. Jahre erfolgte. Sein Leichnam wurde geöffnet, von dem Resultate der Leichenöffnung ist aber Nichts bekanntgeworden als daß sich eine nicht unbeträchtliche Menge wässeriger Flüssigkeit im Gehirn fand. Auch der wiederaufgefundene Schädel zeigt unzweideutige Merkmale eines bedeutenden und langdauernden Gehirnleidens, die Büste aber die Spuren der Verzerrung der linken Seite des Mundes und der Nase, was von den Aerzten auf eine vorhandengewesene Lähmung der Gesichtsmuskeln der rechten Seite gedeutet wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Völkertafel der Genesis. Ethnographische Untersuchungen von A. Knobel. Gießen, Ricker. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn wir hier die Aufmerksamkeit auf dieses ebenerschienene Buch hinlenken, so können wir dabei nicht alttestamentliche Forscher, überhaupt nicht Orientalisten von Fach, denen diese literarische Erscheinung nicht entgehen kann und wird, im Auge haben, sondern allein Geschichtskundige, Freunde der alten Geschichte und Ethnographie, denen sich die dem menschlichen Geist unabweisbare Frage nach dem Ursprung und der Wiege, der Verwandtschaft und Verbindung, nach den Eigenthümlichkeiten der ältesten Völker immer von neuem aufdrängt, ewig ihre Wißbegierde reizend. Auch nicht eine kritische Beurtheilung kann hier eine Stelle finden, sondern nur eine einfache Hinweisung auf Das was der Leser, der für die Bedeutung jener Frage sich eines offenen Sinnes erfreut, in diesem Buche zu suchen, was der Verf. erstrebt und geleistet hat. Es handelt sich hier um die Erklärung der sogenannten Völkertafel, wie sie Genesis 10 vorliegt, vom Verf. mit Recht „ein unschätzbares Stück alter Geschichte" genannt. Sie gibt die Völker so wie sie zwischen 1200 und 1000 vor Chr. bestanden, wie sie dem jüdischen Verfasser nach den Aufklärungen welche die sonst abgeschlossenen Juden von den land- und seekundigen Phöniken haben konnten bekannt waren. Das Gebiet der Völkerkenntniß dieses Volks fällt mit dem der biblischen Völkertafel zusammen. Es erstreckt sich über die europäischen Völker, über das nördliche und östliche Afrika und über das westliche Asien bis zu einer vom Kaspischen Meer nach dem Persischen Meerbusen gedachten Linie. Daß die Völkertafel keine Perser, Indier, Chinesen und andere östliche Völker nennt, erklärt sich der Verf. daraus daß die Phöniken, vorausgesetzt daß sie wirklich nach Indien schifften, erst in der Zeit nach der Völkertafel ihren Seehandel bis dorthin ausgedehnt haben, und die entferntesten Punkte sehr geheimzuhalten pflegten. Der Verf. geht von der durch ihn erhärteten Ansicht aus daß die Völkertafel als ein geschichtliches Denkmal aufzufassen sei, und nur die Zurückführung der Völker auf gleichnamige Stammväter, der Völkermassen auf Sem, Ham und Japhet, und der gesammten postdiluvianischen Menschheit auf Noah als bloße Vorstellung des Verf. und der Hebräer überhaupt angesehen werden müsse. Er sucht dann die Grundsätze auf die den Verfasser der Völkertafel bei deren Aufstellung leiteten, bemißt danach sein eigenes Verfahren bei der Erklärung und Behandlung derselben, orientirt sich mittels der biblischen und nichtbiblischen Schriften in der alten Welt hinsichtlich der bedeutendsten Völker in dem bezeichneten Ländergebiet, ihrer Abstammung und Verwandtschaft, nimmt die alte Geographie und nicht minder die Ethnographie zu Hülfe, vergleicht mit dem Namen der Völkertafel die anderweitig sich findenden Völkernamen, und beachtet die traditionnelle Erklärung bei den alten Uebersetzern und Erklärern. Ausgerüstet mit sehr umfangreichen und gründlichen Sprachkenntnissen, mit einer ungemeinen Belesenheit, nächst dem Alten Testament in den classischen Autoren, selbst den entlegenern, und in den besten Reisebeschreibungen und ethnographischen Werken, durchwandert der Verf. mit der Leuchte der Kritik und einer ebenso vorsichtigen als scharfen Combinationsgabe die weiten und dunkeln Gebiete der

ersten Sitze und Wanderungen der ältesten Völker, betrachtet ihre Besonderheiten und Eigenthümlichkeit, wie ihr Gemeinsames und Verwandtschaftliches, und legt was er ermittelt hat in wenigen bündigen und klaren Worten nieder. Er theilt die Völker in drei große Völkergruppen, Japhetiten, Semiten und Hamiten. Die ersten gehörten ganz Europa an Kleinasien mit Ausnahmen südlich vom Taurus, Großasien zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer, nördlich vom Taurus bis nördlich vom Kaukasus; die Meder südlich um das Kaspische Meer wohnten von den Japhetiten am östlichsten. Alle aber stammen aus Asien, und sind nach und nach in Europa eingewandert, die nördlichsten und westlichsten am frühesten. Wir beschränken uns darauf die Namen der ältesten und bedeutendsten anzuführen: Iberen und Ligurer, Kelten, Germanen, Scythen, Geten und Daken, Thraken, Kimmerier, Etrusker, Griechen (Ionier und Aeolier), Illyrier, Karer, Trojaner, Phryger, Armenier und Meder. Das Gebiet der Semiten hat zur Nordgrenze den Taurus, der im Allgemeinen die Semiten von den Japhetiten schied, zur Westgrenze das Mittelmeer, weiterhin Aegypten und den Arabischen Meerbusen, zur Südgrenze das Arabisch-Persische Meer. Oestlich wurde das Semitenland vom Persischen Meerbusen begrenzt, und erstreckte sich weiter nördlich bis über die nächsten Länder auf der Ostseite des Tigris, wo es mit Iran dem Wohnsitze arischer Völker zusammentraf. Es gehörten demnach zum Semitengebiet Syrien, Phönikien, Palästina, Mesopotamien, Chaldäa, Assyrien, Susiane und Arabien; doch hat sich der semitische Völkerstamm auch an das Schwarze Meer, nach Kleinasien und nach Afrika verbreitet. Die Völker diesseit des Tigris und des Persischen Meerbusens bis zum Arabischen Meerbusen und dem Mittelmeer redeten verwandte Sprachen, die zusammen den großen semitischen Sprachstamm ausmachen, der nach Wörterbuch und Sprachlehre ganz eigenthümlich und mit dem indoeuropäischen Sprachstamme der Japhetiten nicht verwandt ist. Das Verwandtschaftliche dieser Völkergruppe zeigt sich auch in der Körperbildung, insbesondere in der Hautfarbe. Die Semiten hatten eine rothe oder braune Farbe, und hielten in dieser Beziehung die Mitte zwischen den hellen Japhetiten und den dunkeln Hamiten. Bilden die Japhetiten die weiße Völkermasse der alten Welt, soweit diese den Hebräern bekannt war, und die Semiten die rothe, so bleibt für die Hamiten nur die dunkelfarbige übrig, die von den Weißen und Rothen bei den Alten richtig unterschieden wurde. Die hamitische Völkergruppe hat man zunächst in Afrika, dem Hauptsitz der Dunkelfarbigen, zu suchen, und zwar im Osten und Norden Afrikas, die den Alten vornehmlich bekannt waren, die Aethiopen, Aegypter und Libyer. Nächst der physischen Beschaffenheit sind es die Sprachen welche die Hamiten von den Japhetiten und Semiten scheiden. Die Sprache der alten Aegypter und deren Tochter, das Koptische, sind nach ihren Wurzeln und ihrem grammatischen Bau grundverschieden von den japhetitischen und semitischen Sprachen, wenn sie auch gar manches Einzelne mit den semitischen gemeinhaben. Die berberische Sprache hat, abgesehen von einzelnen semitischen Wörtern, einen ihr eigenthümlichen Wortvorrath, steht aber in der Formenbildung dem Semitischen sehr nahe. Die ältere äthiopische (Geez-) Sprache ist dagegen semitisch und schließt sich am nächsten dem Arabischen an, hat aber auch Eigenthümliches. Demnach sind die Sprachen der hamitischen Völker in der Gestalt in welcher sie uns bekannt sind verschieden. Wie viel Gemeinsames die hamitischen Sprachen im nichtsemitischen Bestandtheil ihres Wortvorraths enthalten, ist, wie der Verf. bemerkt, noch nicht ermittelt, und muß künftigen Forschungen überlassen bleiben.

Nur das Allgemeinste haben wir hier angedeutet und überlassen das Eingehen in das Besondere und Einzelne einer andern Feder an anderer geeigneter Stelle. Die Forschungen in diesen Schichten sind so tiefeingehend, die Erlebnisse so reichhaltig daß auf beschränktem Raum und in der Kürze jenen nachzugehen und diese darzulegen eine Sache der Unmöglichkeit ist. Hat ja der Verf. selbst mit augenfälliger Selbstverleugnung einer Kürze sich beflеißigt von welcher kaum noch Etwas weggeschnitten werden kann. Wenn der Verf. am Schlusse seiner Vorrede bescheiden sagt: „Möge dieses Werk, die Frucht mehrjährigen Studiums, Etwas beitragen die alttestamentlichen Studien zu fördern", so glauben wir mit gutem Grund hinzufügen zu dürfen: Möge es nicht minder die geschichtlichen und sprachlichen Studien überhaupt auf diesem großen Felde befördern, und wir hoffen daß es nicht „Etwas", sondern Viel dazu beitragen werde. Denn wir leben der Ueberzeugung daß es namentlich für die Urgeschichte der hier zur Sprache kommenden Völker der alten Welt nicht allein reichlich Stoff und Reiz zu weitern Forschungen insichschließt, sondern selbst eine Grundlage bildet, die, weil sie auf umfassender, von Kritik und Scharfsinn geleiteter, Quellenforschung beruht, nicht leicht erschüttert werden mag.

75.

Scenen aus dem andalusischen Volksleben.

Die spanische Literatur hat sich in neuerer Zeit sehr ergiebig in Darstellung des spanischen Nationallebens und der Sitten des Volks gezeigt. Jeweniger eine klare und richtige Vorstellung von den Zuständen Spaniens wie sie sich in neuerer Zeit herausgestellt haben allgemein verbreitet ist, ein um so größeres Interesse nehmen zwei Bücher: „Escenas matritenses por el Curioso parlante" und „Escenas andaluzas, Alardes de toros, Basgos populares etc. por el Solitario", namentlich auch außerhalb Spanien in Anspruch.

In Frankreich ist die Demokratie nur in den Köpfen, nicht in den Sitten und Gewohnheiten des Volks eingewurzelt. Der fortwährende Eifer nach Vorrang und Herrschaft, die alten Kämpfe daß das höhere Gefühl der sittlichen Gleichheit die Schranken der Rang- und Glücksclassen nicht überwältigen kann, nutzt die Franzosen untereinander ab, erschöpft sie und vereinigt so die Gebrechen der Aristokratie und Demokratie, nicht aber ihre Vorzüge. In Spanien ist Dies anders. Die Demokratie existirt hier nicht blos in den Köpfen, sie ist auch in das Leben und die Geschichte übergegangen. Jene Erklärung des Volks von dem man jetzt sagt daß es die „Universalität der Bürger" sei, und die man jetzt als etwas Neues anstaunt, ist ebenso alt in Spanien wie die Geschichte; sie ist hier eine wirkliche Thatsache. „Das Volk ist die Vereinigung aller Menschen", sagen die Spanier. Die Demokratie jenseit der Pyrenäen hat einen Charakter von gemüthlicher Wirklichkeit. Das Land in dem das Wohlgefallen an Unterschieden und Rangordnungen nichts Verletzendes ist, ist auch das Land wo die Menschen sich in der natürlichsten Weise für ebenbürtig halten. In den baskischen Provinzen findet man die leibhaftigste Demokratie, die sich aus einem gemeinsamen Adel erzeugt der an dem heimatlichen Boden hängt. In Andalusien findet man dagegen jene praktische Demokratie wo der Spanier jeden Standes durch den Einfluß gewisser Nationalneigungen und gewisser Leidenschaften sich in dem Genusse gewisser Vergnügungen zusammenfindet. Der hervorspringendste Zug ist wol der daß man jene Feindseligkeit der Classen untereinander nicht kennt, sondern daß alle durch die Neigung ihrer Individualität, durch ihre Eigenschaften, ja selbst ihre Laster einander genähert, und nur durch Nebenzufälle an Stellung und Vermögen getrennt werden. Statt daß der Spanier den Adel haßt, hat er selbst dessen ganzen Stolz. Wenn er auch die Leidenschaft eines Bürgerkriegs in sich grollen hört, so hat er doch nicht jenen Durst nach Rache wie die bittere Gährung der Demokratie die sich in revolutionnaire Schlachtopfer oder in sociale Kriege umwandelt.

Der Verfasser der „Escenas andaluzas" hat eine große Vorliebe für jene Welt von populairen Helden die zwischen Cordova, Cadiz und Sevilla leben, für jene Welt „von schönen Sängern, Guitarrespielern und Stierkämpfern", für jene Majos mit dem gestickten Sammetwamms. Er liebt in seinen Schilderungen das Leben einer völligen Unabhängigkeit, in

welchem der Ueberfluß und die Vergnügungssucht herrschen, wo die Menge sich an gewissen Tagen in einen „Feria" zerstreut, und alle ihre Leidenschaften losläßt, und wo man sich selbst vergißt in einer Art von orientalischer Trunkenheit, indem man den Bewegungen eines hinreißenden Tanzes, beim Gesange einer Romanze von unsaglicher Melancholie folgt. Jene malerischen Schilderungen „La feria de Mayrena"; „La rita andaluza", „Un baile en Friana" sind nichts Anderes als die Volkssitten in Andalusien. In jener südlichen, brausenden Organisation des Andalusiers gibt es auch noch einen andern Charakterzug. Der Andalusier ist der König der Erfindung; aber diese merkwürdige Gabe ist nicht eine falsche Neigung zur Entstellung und Lüge, sondern sie hat ihre Quelle in der lebhaften Phantasie. Der Andalusier sieht und denkt auf eine eigene Manier, und seine Sprache ist nur der Dolmetscher seiner Eindrücke. Dabei ist Andalusien eine der fruchtbarsten Provinzen, und aus ihr gehen noch jetzt die ersten Staatsmänner und Generale hervor.

Das öffentliche Leben nimmt in Andalusien einen großen Platz ein; dies erklärt die originelle Belebtheit gewisser Volksfeste. Man sehe nur jenen ungeheuern malerischen Zusammenfluß der Welt zur Messe von Mayrena, die im April abgehalten wird: von allen Ecken des Königreichs, vom Xenil bis an die Grenzen Portugals, von der Sierra Morena bis Tariffa und Malaga kommen lange Züge; nicht allein Kaufleute eilen herbei, auch Neugierige, „die drei Tage lang von Vergnügungen in diesem Sammelpunkte neuer und mannichfaltiger Gefühle leben wollen". Der Verf. der „Escenas andaluzas" beschreibt dieses bewegte Treiben mit poetischer Laune: „Ach! Mayrena de l'Alcor! Ich gedenke des Tags wo ich von Sevilla zu deiner reichen und besuchten Feria kam. Eine heitere, milde Sonne verlieh der schönen Landschaft von Alcala de Guadaira Leben... zu beiden Seiten dehnten sich die symmetrischen Olivenwäldchen aus, welche sich in der Ferne verlieren wie auf dem Meere der Horizont, und vor mir, wie um das Bild zu schließen, erschienen von rosigen Wolken umsäumt die Hügel auf denen das alte Carmona ruht... In der Nähe und weit fort zogen sich die Hügel hin in denen sich jene Thäler öffneten, der Schauplatz der Heldenthaten, der Abkömmlinge oder der Nebenbuhler Francisco Esteban's, Nebron's, José Maria's, Cabarello's und hundert Anderer, der Könige von Andalusiens Bergen und Straßen; und endlich zwischen den Bäumen, unbestimmt von einem Purpur- und Goldlichte beleuchtet, ließen sich die maurischen Zinnen deines Schlosses sehen."*) Die Raffinements der Civilisation üben ihre Herrschaft nicht aus; die Freiheit herrscht; es ist ein allgemeines Fest, wo das Vergnügen Jedermanns Ziel ist. Inmitten der Menge reitet mit ihrer andalusischen Grazie jenes junge Mädchen, Basilika, welche mit ihrem Liebhaber eines jener geschmückten Pferde bestiegen hat die, Kinder der Luft und des Feuers, in ihren Adern die Reinheit des orientalischen Blutes bewahren.

Der Tanz ist bekanntlich in Spanien ein Dichtungswerk, eine handelnde Poesie welche den Blick berauscht, die Sinne verwirrt, die Phantasie mitfortreißt. Die andalusischen Tänze haben eine ordentliche Geschichte; sie theilen sich je nach den nationalen Schattirungen in mehre Familien, und ihr Charakter wechselt jenachdem ihr Ursprung reinspanisch, amerikanisch oder arabisch ist. Die Tänze spanischen Ursprungs lassen sich an einem lebhaften und schnellen Takte erkennen; die aus Amerika herübergekommenen haben eine weiche und freie Anmuth, und zeigen die Leidenschaft eines Volks an bei dem Schamhaftigkeit ohne Macht ist; aber von allen sind diejenigen die merkwürdigsten und charakteristischsten welche das arabische und maurische Gepräge bewahrt haben, und welche sich durch eine seltsame Vereinigung von abwechselnder Langsamkeit und lebendigen Bewegungen auszeichnen. Die Tänze werden von Gesang begleitet. Die Musik desselben ist einfach, traurig und melancholisch; sie beginnt mit einem Seufzer der sich verlängert, in einem schnellern und belebtern Tone fortfährt um alsbald den ersten Accent wiederanzunehmen; oft geschieht es daß der Sänger sich seinem eigenen Rausche überläßt, die ganze Umgebung vergißt, und sich in einen magischen Traum versenkt, während die Tänzerin, hingerissen, in ihren Bewegungen dieselbe innere Erregung, dieselbe Poesie darzustellen scheint. Ihr feiner, stolzer Kopf neigt und legt sich zurück; jede ihrer wellenförmigen Bewegungen athmet Wollust. Ihre Gestalt biegt und krümmt sich, und zeigt die Geschmeidigkeit oder den Glanz ihrer Proportionen. Sie hebt ihre Hände, läßt sie schmachtend sinken, bewegt und senkt sie abwechselnd, indem sie tausend glühende Figuren beschreibt, während ihr Tänzer folgt, nicht wie ein Nebenbuhler an Behendigkeit, sondern wie ein Sterblicher einer Göttin. Neben ihnen lassen Sänger und Sängerinnen ihre originellen Volkslieder ertönen: „Nimm, junges Mädchen, diese Orange, in meinem Garten pflückte ich sie; schneide sie nicht mit dem Messer entzwei, denn mein Herz steckt ja darin."

> Toma, niña, esa naranja,
> Que la cogi de mi huerto
> No la partas con cuchillo
> Que vá mi corazon dentro.

Oder auch: „Schöne Göttin, weine nicht, sei unbesorgt ob meiner Liebe; denn es ist den Bienen eigen da zu saugen wo sie Blumen finden." Allmälig belebt sich das Fest und grenzt an Wahnsinn; Jeder nimmt theil daran, Jeder beklatscht eine glühende Bewegung, eine neue Stellung, bis endlich die Tänzer erschöpft anhalten, und aus der Höhe ihres begeisterten Traumes fallen. 6.

*) Mayrena ist eine Art Volksuniversität, wo die alten heiligen Traditionen sich behaupten, und wo die Gebräuche und die Trachten sich in ihrer Reinheit und von allem fremden Einfluß frei erhalten. Mayrena stellt an diesen Festtagen Andalusien in seinem Wesen, Leben, Geist und Sein dar. Nichts erinnert hier daran daß es außer Andalusien noch eine Welt gibt, Jeder, mag er Spanier oder Fremder sein, muß sich zum andalusischen Kleide bequemen.

Notiz.

Der Senfbaum im Neuen Testamente.

Es ist erfreulich zu bemerken welche Handreichung dem Verständnisse des Textes unserer biblischen Urkunden durch die Fortschritte der Naturkunde in unsern Tagen geschieht. In dem Gleichnisse des Heilandes vom Senfkorn (Matth. 13, 31—32) hat es für die Ausleger von jeher nicht an Schwierigkeiten gefehlt; denn die gewöhnliche (zahme oder wilde) Senfstaude wächst gar nicht so hoch daß sie zu dem eben angeführten Gleichnisse passen könnte. Der Engländer J. Forbes Royle, der sich viele Jahre hindurch im Morgenlande, namentlich in Indien, mit Botanik angelegentlich beschäftigte, hat sich in einem lehrreichen Aufsatze im „Journal of sacred literature" (1849, S. 259—283) dahin ausgesprochen: daß die von Jesu gemeinte Pflanze in der Salvadora persica zu suchen sei, einem ziemlich hochwachsenden Senfbaume, der sich namentlich am Todten Meere und am Galiläischen See, aber auch sonst von Damask bis zum Cap Comorin, dem südlichsten Punkte Ostindiens, und vom Persischen Meerbusen bis in Afrika hinein finde, und nicht nur seinem Samen, sondern auch seinem Wuchse nach ganz zu den Bildern des schönen Gleichnisses passe. In Nordindien ist das Gewächs unter dem Namen khargat ebenso bekannt als benutzt. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 189. —— 8. August 1850.

Swift und Stella.

(Beschluß aus Nr. 188.)

In seinem Testamente bestimmte Swift die Summe von 12,000 Pfd. St. zur Errichtung einer Irrenanstalt des St.-Patrick-Hospitals zu Dublin. Irrig aber ist die Sage daß er selbst der erste Kranke darin gewesen sei; denn es wurde erst mehre Jahre nach seinem Tode erbaut. Gewiß ist es daß er lange mit dem Gedanken umging eine solche Anstalt zu gründen. Schon 1731 schrieb er in einem Gedichte auf seinen eigenen Tod:

> He gave the little wealth he had
> To build a house for fools and mad;
> And shew'd by one satiric touch,
> No nation wanted it so much.

> (Das Wenige was er hatte gab er aus,
> Zu bau'n für Irre und Narren ein Haus;
> Ihn leitete zugleich ein Anflug von Satire,
> Daß keinem Volk als seinem solch ein Haus gebühre.)

In einem Anhang zu seiner Schrift sucht der Verf. Swift gegen mancherlei Anklagen und Verunglimpfungen seines Charakters wie sie hier und da nach seinem Tode lautgeworden zu rechtfertigen. Unter Anderm erzählt einer seiner Biographen, Sheridan, daß in seiner Gegenwart Stella, als sie die Nähe ihres Todes vorausgesehen, Swift bei seiner Freundschaft beschworen habe ihr, die sie zwar durch kirchliche Ceremonie mit ihm vereint sei, aber nicht mit ihm als Frau gelebt habe, wenigstens die Genugthuung zu gewähren als sein anerkanntes Weib zu sterben. Swift habe ihr darauf den Rücken zugekehrt, das Zimmer verlassen, und sie nie wiedergesehen. Sie dagegen habe sich in die bittersten Vorwürfe ergossen, einen Notar holen lassen, ihr Testament gemacht, und ihr Vermögen zu milden Zwecken bestimmt. Dagegen beweist nun aber der Verf. daß der Thomas Sheridan, der Swift's Leben geschrieben, damals noch ein Kind gewesen sein müsse, und seine Biographie erst 50 Jahre nach diesem Vorfall erschienen sei; daß zu der Zeit als Stella ihren letzten Willen niederlegte gar noch keine Entfernung von Swift stattgefunden, und daß in diesem letzten Willen Bestimmungen und Ausdrücke vorkommen die nicht daran zweifeln lassen daß sie von Swift herrühren, ja die mit solchen in des Letztern eigenem Testament fast wörtlich übereinstimmen.

Daß Swift noch bis zu den letzten Stunden seiner geliebten Stella den innigsten Antheil an ihrem Schicksal und an ihrer Krankheit nahm, geht aus mehren seiner Aeußerungen hervor. „Ich möchte nicht um die ganze Welt", schreibt er an Worral, „Zeuge ihres Todes sein. Sie ist unter Freunden die ihr gewiß die möglichste Sorgfalt angedeihen lassen; ich würde ihr nur Kummer bereiten, und selbst die größten Qualen leiden." An Sheridan schreibt er: „Wenn ich auch in ihrer Nähe wäre, ich würde sie nicht sehen; ich würde mich nicht fassen können, und ihren Kummer nur noch vermehren." Daß Dies nicht Gleichgültigkeit war geht aus den folgenden Worten hervor:

> Ich weiß nicht ist es eine Zugabe zu meinem Kummer oder nicht, ich befinde mich aber jetzt außerordentlich übel, denn es würde ein Vorwurf für mich sein wenn ich gesund wäre während eine Freundin sich in so trostlosem Zustande befindet. Ich kann auf meine Seligkeit versichern daß die traurige und hoffnungslose Lage unserer Freundin mir das Leben so gleichgültig macht daß ich es nicht der Zeit werth halte dafür zu kämpfen. Und doch muß ich nach Dem was vorhergegangen glauben daß ich meine jetzige Krankheit überstehen werde, und zu welchem Zweck? Warum muß ich den Verlust eines Menschen erleben für den die Erhaltung des eigenen Lebens nur noch Werth hat?

Am Begräbnißtage Stella's (sie wurde des Nachts bei Fackelschein beerdigt) schreibt er:

> Dies ist die Nacht ihres Leichenbegängnisses, dem ich meiner Krankheit wegen nicht beiwohnen kann. Es ist jetzt 9 Uhr in der Nacht, und ich habe mich in ein anderes Zimmer begeben um das Licht in der Kirche nicht zu sehen, welche sich gerade dem Fenster meines Schlafzimmers gegenüber befindet.

Ueber Stella und ihre Herkunft hat unser Verf. folgende Notizen gesammelt: Als Sir William Temple von Sheen nach Moor-Park in Surry zog brachte er eines Sommers eine Frau als Haushälterin mit welche Johnson hieß. Sie war eine Frau von ausgezeichneten Geistesgaben, nur Wenige konnten sich mit ihr an Belesenheit und an Lieblichkeit in der Unterhaltung messen. Sie hatte die Welt gesehen, ihr Benehmen war sehr fein, und wer sich nur eine Viertelstunde mit ihr zu unterhalten Gelegenheit hatte, mußte sich überzeugen daß sie eine bessere Erziehung genossen hatte als ihre jetzige Stellung mitsichbrachte. Ihr Aeußeres war nicht so ansprechend als ihr Geist, denn sie war klein von Statur,

und mehr fett und dick als wohlgestaltet; aber das Unvollkommene ihrer Gestalt ward vollkommen aufgewogen durch eine Menge feiner Züge, eine frische Gesichtsfarbe, und ein Paar strahlende Augen, die die Vorzüge ihres Geistes vollkommen erkennen ließen. Mit Einem Worte, sie war unter den Weibern was Sir William Temple unter den Männern. Es darf daher nicht wundernehmen daß Beide sich gegenseitig anzogen. Sie war, wie sie stets behauptete, die Witwe eines gewissen Johnson, eines Kaufmanns, der Unglück im Handel hatte und später starb. Mehre von Swift's Biographen sagen: Esther Johnson (Stella) sei die Tochter eines Verwalters von Sir William Temple Namens Moße gewesen, aber ihre Mutter heirathete diesen erst lange nach Temple's Tode als Stella in Irland sich aufhielt; auch ist es nicht wahrscheinlich daß dieser der Tochter seines Verwalters in seinem Testament 1000 Pfd. St. hinterlassen haben sollte. Mrs. Johnson hatte drei Kinder: das älteste, eine Tochter, war an einen Bäcker in London verheirathet; das zweite Kind, ein Sohn, starb in der Jugend; das dritte und letzte war ihre Tochter Esther. Sie allein, sagt ein Correspondent im „Gentleman's magazine", durfte bei ihrer Mutter in Moor-Park leben, wo sie auch erzogen wurde, und ihre äußere Erscheinung und ihr Anzug contrastirte dergestalt mit dem Rang und den Vermögensumständen der Mutter und mit ihren übrigen Kindern daß die Welt Miß Johnson für Sir William's Tochter erklärte. Wenn sie aber auch nicht der Anzug von ihrer Mutter und ihren übrigen Kindern unterschieden hätte, die Natur hatte einen solchen Unterschied schon hinreichend bezeichnet. Die Mutter und ihre übrigen Kinder waren zwar alle schön zu nennen, aber Esther's, oder wie sie gewöhnlich in der Familie genannt wurde, Miß Hetty's Augen und Haare waren von dem schönsten Schwarz, und alle ihre übrigen Züge hatten eine so große Aehnlichkeit mit denen Sir William Temple's daß Niemand darüber in Zweifel sein konnte in welcher Verwandtschaft sie zu ihm stand. Aber auch abgesehen von dieser sprechenden Aehnlichkeit mußte schon die ungewöhnliche Achtung die Sir William für sie hegte, und die Aufmerksamkeit die er auf ihre Erziehung verwendete Jeden überzeugen daß Miß Hetty Johnson nicht die Tochter eines holländischen Kaufmanns, sondern eines Mannes aus einer höhern Sphäre sei. Die Achtung die Sir William dem Kinde bezeigte trug sich auch auf seine Familie über, und da sich auch die benachbarten Familien auf dieselbe Weise gegen sie benahmen, so verlor sie selbst bald jene Unterwürfigkeit in ihren Sitten und Benehmen, die sie gewiß angenommen haben würde wenn sie in Abhängigkeit gehalten worden wäre, und nicht eine Ahnung von ihrem wahren Stande gehabt hätte. Alles was Swift von ihrer Herkunft sagt beschränkt sich darauf daß sie am 13. März 1681 zu Richmond in Surrey geboren, ihr Vater ein jüngerer Bruder aus einer guten Familie in Nottinghamshire, ihre Mutter aber von geringerer Herkunft gewesen sei, und daß sie sich auf ihre Herkunft wenig zugutethun könne. Ihre Bekanntschaft machte Swift in Sir William Temple's Haus als er die Universität Dublin verließ.

Daß Stella Sir William Temple's Tochter gewesen sei ist demnach mehr als wahrscheinlich, beiweitem weniger ausgemacht ist aber die von Vielen aufgestellte Behauptung daß Swift auch sein Sohn, folglich der Halbbruder Stella's gewesen sei. Unser Verf. nennt sie geradezu eine leere Vermuthung, muß aber doch zugeben daß wenn sie wahr sich daraus manche unerklärliche Züge in Swift's Benehmen gegen Stella und Vaneßa (eine andere Freundin Swift's, die er 1710 in London hatte kennenlernen) begreifen lassen. Scott, der übrigens nicht an das Gerücht glaubt, erzählt in seiner Lebensbeschreibung Swift's folgenden hierauf bezughabenden Umstand:

Nach der Trauung scheint sich Swift in einem schrecklichen Gemüthszustand befunden zu haben. Delany, den man drängte seine Meinung über diese seltsame Verbindung abzugeben, sagt: Swift sei damals so verdrießlich und bewegt gewesen daß er sich zu dem Erzbischof King begeben habe um diesem seine Besorgnisse zu eröffnen. Delany kam gerade dazu wie er das Zimmer des Erzbischofs verließ mit einem verstörten Gesicht, und ohne ihn anzusprechen. Er (Delany) fand den Erzbischof in Thränen, und als er ihn um die Ursache seiner Betrübniß fragte erwiderte er: „Sie haben soeben dem unglücklichsten Menschen auf der Erde begegnet, aber fragen Sie mich nie um die Ursache seines unglücklichen Zustandes."

Der Correspondent in „Gentleman's magazine" meint Swift's Strenge, mürrisches Wesen und Leidenschaftlichkeit datire von dieser Zeit; dennoch aber sei seine Zuneigung zu Stella eine wahrhaft brüderliche gewesen; wenn sie ihr unglückliches Geschick beweint, habe er als ihr Freund, Beschützer und Gatte seine Thränen mit den ihrigen gemischt, und sie in ihrer ängstlichen und sorgenvollen Lage zu trösten gesucht. Die unglückliche Entdeckung die er kurz vor seiner kirchlichen Vereinigung gemacht haben soll gab ihm die traurige Ueberzeugung daß das einzige Weib in der Welt das ihn glücklich machen konnte auch das einzige Weib in der Welt war die nicht die Seinige werden durfte.

So sehr sich nun auch unser Verf. bemüht Swift's Benehmen in dieser Angelegenheit mit dem Mantel der christlichen Liebe zuzudecken, so geht doch aus Allem hervor daß es dem guten Manne an einer ziemlichen Portion Leichtsinn nicht gefehlt habe, ja Dies geht noch klarer hervor aus seinem Verhältniß zu Miß Vanhomrigh (Vaneßa), der er zwar, wie sich der Verf. sonderbar genug ausdrückt, nur unbewußt und vielleicht aus Eitelkeit erlaubt haben soll sich in ihn zu verlieben, nie aber die geringste Veranlassung zu dem Glauben gegeben habe er wolle sie heirathen, die ihn indessen doch in große Verlegenheiten gesetzt, und den Kopf ziemlich warm gemacht haben mag. Indessen verhielt sich die sanfte, geduldige Stella, seine älteste und ergebenste Freundin, welche Alles, sogar ihre Ehre für ihn eingesetzt, und deren Beschützer er von jeher gewesen, ziemlich schweigsam bei dieser Angelegenheit; sie blieb noch seine Gesellschafterin, und erschien noch häufig an seinem Tische. Vaneßa dagegen, heftig und leidenschaftlich in ihrer Liebe, seiner persönlichen Gegenwart beraubt, setzte ihm heftig

zu sie zu heirathen. Die Eifersucht der beiden Nebenbuhlerinnen war dem armen Manne nicht verborgen; an Stella war er durch die Bande der Ehre und der Zuneigung geknüpft, aber er fürchtete eine Verbindung mit ihr, entweder aus den obenangeführten Gründen oder des übeln Eindrucks wegen den eine solche auf Vaneßa hervorbringen mußte. Die Trauungsceremonie mit Stella hatte offenbar nur die Absicht ihre Scrupel zu beschwichtigen, war vielleicht aber auch von ihr veranlaßt um Swift gegen ihre Rivalin sicherzustellen.

Im J. 1723 soll Vaneßa die Entdeckung von der geheimen Verbindung Swift's mit Stella gemacht haben. Es gibt über diese Katastrophe zwei verschiedene Versionen. Nach der einen soll er ihr auf ihr wiederholtes Drängen sie zu heirathen einen förmlichen Absagebrief geschrieben, und ihr diesen selbst, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, übergeben haben. Ob er in diesem Schreiben von seiner Verbindung mit Stella Etwas erwähnt hat, ist ungewiß. Nach der zweiten Version hat sie selbst über ihre Ansprüche an Swift an Stella geschrieben. Diese antwortete ihr ganz kurz, meldete ihr ihre Verheirathung, schloß aber zugleich den Brief der unglücklichen Vaneßa an Swift bei, der unmittelbar nach Celbridge, ihren damaligen Wohnort, ritt, beim Eintritt in ihr Zimmer ohne ein Wort zu sagen einen Brief hinwarf, und sogleich wieder das Zimmer verließ. Als sie den Brief öffnete fand sie daß es ihr eigener an ihre Nebenbuhlerin war. Stella zog sich hierauf sogleich und ohne Swift zu sehen nach Woodpark zu ihrem Freunde Ford zurück. Vaneßa starb kurze Zeit darauf im Herbste 1723, Swift aber verließ Dublin nicht ohne geheime Gewissensbisse, ging nach Südirland, und man hörte mehre Monate Nichts von ihm.

Ueber Stella's äußere Erscheinung sind mehre in der Bewunderung ihrer Schönheit gleichlautende Zeugnisse vorhanden. Swift selbst sagt von ihr:

Von Kindheit an war sie kränklich bis gegen ihr 15. Lebensjahr, von wo an sie sich einer vollkommenen Gesundheit erfreute; man hielt sie für eins der schönsten, anmuthigsten und angenehmsten jungen Mädchen in London, nur ein wenig zu stark (fat). Ihr Haar war schwärzer als ein Rabe, und jeder Zug ihres Gesichts vollendet. In Bewegung, Sprache und Action hatte sie eine Grazie die mehr als menschlich war.

Der Correspondent in „Gentleman's magazine" sagt bei Gelegenheit wo er von Swift's Kummer bei der traurigen Entdeckung von ihrer Geburt spricht:

Man lasse Die entscheiden die so glücklich gewesen sind diese Stella, diese Hetty Johnson zu sehen; Diejenigen aber die sie nicht gesehen mögen nach folgender Beschreibung urtheilen. Ihre Gestalt war äußerst gefällig und zierlich, ihr Gesicht ausgezeichnet schön; ihre Züge regelmäßig, gemischt mit Etwas was sich nicht beschreiben läßt, was aber so oft die regelmäßigste (exact) Schönheit noch übertrifft und immer sie erhöht wenn es mit ihr verbunden ist. Ihre Zähne waren unvergleichlich, ihre Augenbrauen und ihr Haar glänzend schwarz, ihre Augen — die wage ich nicht zu beschreiben; ihre Miene und ihr Blick ganz in Uebereinstimmung mit dem Uebrigen.

Mason gibt folgendes Bild von ihr:

Die Natur scheint an diese merkwürdige Frau alle geistigen und körperlichen Reize verschwendet zu haben. Ihre Züge waren schön und ausdrucksvoll, ihr etwas blasses Gesicht schwermüthig, aber nicht melancholisch; ihre Augen dunkel und ihr Haar schwärzer als ein Rabe; ihre Gestalt höchst symmetrisch, etwas zum Embonpoint sich hinneigend.

Auch der wiederausgegrabene Schädel Stella's wird als ein Muster von Symmetrie und Schönheit geschildert.

Ueber ihre geistigen Vorzüge herrscht unter ihren Zeitgenossen nur Eine Stimme, ja die Bewunderung derselben spricht sich selbst noch in ihrer Grabschrift aus. Sie lautet:

Hier liegen die sterblichen Ueberreste von Mrs. Esther Johnson, besser bekannt unter dem Namen Stella, unter welchem sie in den Schriften D. Jonathan Swift's, Dechant dieser Kathedrale, gefeiert worden ist. Sie war eine Person von außerordentlichen Gaben und ausgezeichneter Bildung, sowol von Seite ihres Körpers als ihres Geistes und ihres Benehmens, mit Recht bewundert und geachtet von Allen die sie kannten wegen ihrer vielfältigen und großen Tugenden sowol als wegen ihrer natürlichen und erworbenen Vollkommenheiten. Sie starb am 27. Jan. 1727 im 46. Jahre ihres Alters, und vermachte in ihrem letzten Willen 1000 Pfd. St. zur Erhaltung eines Kaplans an dem von Dr. Stevens für diese Stadt gegründeten Hospitale.

Für Freunde der Swift'schen Muse muß ich noch bemerken daß sich am Schlusse der Wilde'schen Schrift mehre noch ungedruckte Gedichte desselben finden, von denen zwar einige noch aus seiner Jugendzeit herrühren und den Stempel der Unreifheit tragen, andere dagegen den alten Schalk zeigen wie er leibt und lebt.

K. Hohnbaum.

Ein Wort bei Gelegenheit der zwanzigsten Auflage von Geibel's Gedichten.

Aus Göttingen.

Die zwanzigste Auflage von Geibel's Gedichten ist erschienen. Vielleicht hat niemals eine Sammlung lyrischer Gedichte in so kurzer Zeit soviel Wiederabdrücke erfahren als diese, und wenn das Buch an sich als ein längstbekanntes aller weitern Besprechung überhoben wäre, so gibt ihm dennoch dieser Umstand eine ganz neue Seite und eine Wichtigkeit die zu neuer Betrachtung und schärferer Durchsicht nöthigen.

Geibel's Gedichte sind fast alle lyrischen Inhalts. Man begreift heutzutage unter Lyrik das in Worte gebrachte Gefühlsleben der Person des Dichters selbst. So finden wir denn Betrachtungen beim Anblick verschiedener Dinge: der Natur, der Schönheit im Menschen, Summen des Nachdenkens über das eigene Selbst, über Freunde, Freundinnen, Gedanken beim Abschiednehmen, Sehnsucht, Wiedersehen, Alles zusammen Strahlen die vom Dichter ausgehen oder in ihm zusammenlaufen. Geibel's Charakter ist, wie aus seinen Versen deutlich hervorgeht, trüber und melancholischer Färbung, Freude liegt ihm ferner, Schmerz ist seiner Brust vertraut; vergangene Jugend entlockt ihm Thränen, durchkämpfte Leiden ruft er gern zurück, und holt sich aus ihnen traurige Erquickung. Die Zukunft berührt er nicht gern, kurz, es weht über Allem eine Stimmung leiser Hypochondrie. So wird das Buch, wie es bei vielen lyrischen Dichtern geschieht, ein langes ungeordnetes Trauerspiel, das nur Monologe des Helden enthält, der niemals festen Fuß fassen kann, sondern der Taube Noah's gleich in der Welt umherflatternd traurig singt, und seine Arche nicht wiederfindet.

Es scheint als wenn in unserer Zeit alle Poesie aus dieser einzigen trüben Quelle fließen sollte. Alles Schöne, alles Gute weckt nur den Gedanken daß es vergänglich ist, Liebe hat nur Reiz wenn sie Treulosigkeit erfahren mußte, Schmerzen

scheinen einladende Palmblätter zu sein um Gedichte hineinzuritzen, und der braune Firniß gibt jedem Gemälde erst den rechten Ton. Und wie keine Ursache ohne Wirkung ist, so scheint auch unser Publicum an solchen trüben Tönen zumeist Gefallen zu finden, Das beweist die zwanzigste Auflage dieser Gedichte, oder wenn man das Symptom auf anderm Felde suchen will, Das beweist unsere Musik, welche immer mehr in eine elegante Traurigkeit versinkt.

Geibel hat es verstanden das weiche Saitenspiel zu ergreifen, er hat es mit kundigen Fingern gespielt, und mit welchem Beifall braucht nicht erst hier gesagt zu werden. Seine Verse dulden nicht die leiseste Härte, die Worte fügen sich melodisch aneinander, sie drücken auf angenehme Art das innewohnende Gefühl aus, das Ende neigt sich wohlgefällig dem Anfang zu, die schmeichlerischen Verse scheinen sanfte Melodien herauszufodern.

Soweit habe ich über die Gedichte gesprochen, schön gedruckt im Miniaturband mit goldenem Schnitte. Es kommt nun aber eine Frage an die Reihe auf die ebenfalls eine Antwort gehört: — es ist die nach dem Dichter der die Verse schrieb.

Seit zehn Jahren und länger werden vom Publicum die Früchte von Geibel's Talent dankbar gepflückt; die Zahl wächst an, es kommt Eins zum Andern, aber es ist auch Eins wie das Andere, sie sind alle gut und reizend, aber die letzten nicht besser als die ersten. Es sind immer noch die alten Schmerzen die beklagt werden, es ist immer noch die alte erste Liebe die herausklingt, jeder verschwindende Herbst lockt ihm zarten Jammer aus den Saiten, jeder neue Frühling frischen Muth; wie, fragen wir, wird Das einmal ein Ende nehmen? Wird endlich einmal eine Zeit kommen wo der Dichter erhaben über dem eigenen Herzen sich die Gefühle fremder Brust aneignet und schön darstellt? Werden endlich die Monologe der Einsamkeit, die nur er uns immer wiederholt, ihr Ziel erreichen, und werden wir auch von jemand Anderm zu hören bekommen? Goethe und Schiller hatten ihre Zeit, welcher die vollkommen entsprach aus der Geibel's erste Gedichte entsprangen, sie aber schritten vorwärts; aus dem zärtlichen Liede wuchs die Romanze, die Ballade hervor, und daraus die höchste Blüte des Trauerspiels.

Von einem solchen Fortschritt ist bei Geibel keine Spur. Er hat ein wenig von Politik geredet — er ist doch immer die Hauptperson; er hat wenige Romanzen geschrieben — aber er ist darin, er ist der Held. So im „Tannhäuser"; wer erkennte da nicht Geibel heraus? Er hat auch ein Trauerspiel geschrieben, das ich nicht gelesen habe, von dem er aber selbst gesagt hat er gebe es preis. Es ist also keine Sünde wenn ich der allgemeinen Meinung beitrete die es verfehlt nennt.

Geibel klagt schon über die verschwundene Jugend, und er steckt noch tief in seiner Lyrik. Ich hoffe daß er eines Tags auch aus diesen Kinderschuhen erlöst sein wird, und mit Trauer auf diese Jugend zurückblickt, die freilich schön war, in der er aber länger als zu lange geblieben ist. Kommen auf diese Blüten nicht bald Früchte mit Kern und Saft, so sind es am Ende taube Zierpflenzen gewesen, die alle Kraft und Schönheit in den Blumen verschwenden und keine Frucht kennen. Denn schon dies lange Zögern ist bedenklich. Ein Charakter in dem solange Zeit nur eine schöne Weichlichkeit herrschte muß sich herausreißen und zu höhern Bahnen streben; Das ist sein Weg oder er ist kein Dichter, und er trägt den Namen nur weil ihn die Leute so zu nennen pflegen.

Denn Das macht den Dichter nicht daß es von Gott gegeben ist schöne Gedanken angemessen aussprechen zu können. Gewiß soll Jeder sich selbst zuerst kennen, dann aber von sich weitergehen, und darin die Natur verherrlichen daß er der Menschen Charaktere erfaßt, und im Ideale darstellt, nicht daß er ewig dabei stehen bleibt dem wenigen Strömen des menschlichen Herzens: dem Schmerz, der Freude, und wie sie heißen, neue Seiten abzulocken. Der Dichter solange er nur schreibt was er fühlt und sieht steht noch weit unter der ersten Stufe die zum wahrhaftigen Olymp führt, aus dessen klarer Höhe jedes Menschenherz den Augen offenliegt. Der Dichter soll die Schönheit kennen, sie darzustellen wissen, nicht aber alle Fäden immer an das eigene Selbst anknüpfen; er soll erst Menschen erschaffen; hat er sie, dann mag er sie so prächtig beschenken wie es seine Kräfte vermögen.

Es ist traurig daß in unsern Zeiten so wenig bedacht wird was diese Wahrheit werth ist. Goethe ist nicht 20 Jahre todt, und schon läuft die Welt wieder in ihrem Geschmacke als hätte er nie gelebt, als wäre Alles was zu seiner Zeit gesprochen wurde in die Winde geredet. Liest man die Kritiken der beiden Schlegel, die eines Schiller, und mißt danach unser Publicum, so möchte man in jungen Jahren den Muth verlieren; die Welt kommt doch nicht vorwärts. 76.

Bibliographie.

Czetz, J., Bem's Feldzug in Siebenbürgen in den J. 1848 und 1849. Mit einem Facsimile Bem's. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Münscher, W., Ueber kirchliches Leben und kirchliche Einrichtungen mit besonderer Rücksicht auf Kurhessen. Thatsachen, Erörterungen und Vorschläge. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Versuch einer Geschichte der hessischen reformirten Kirche. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naumann, C., Ueber die Strafrechtstheorie und das Pönitentiarsystem. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit einem bevorwortenden Schreiben von C. N. David. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 10 Ngr.

Oesterreich, Ungarn und die Woiwodina. Von einem Saxo-Magyaren. Wien, Sallmayer u. Comp. 8. 1 Thlr.

Otto, E. J., Gedichte. Mit dem Portrait des Dichters. Schleusingen, Glaser. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Poland, F., Römisches und Sächsisches Recht, oder: Welche im Sächsischen bürgerlichen Rechte noch geltenden Bestimmungen des Römischen Rechts sind abzuändern, und wie sind noch unentschiedene Streitfragen zu entscheiden? Ein Beitrag zu einer neuen bürgerlichen Gesetzgebung in Sachsen und dem übrigen Deutschland, den Gebildeten aller Stände gewidmet. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Schrader, A., Die Braut von Louisiana. Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Ueber den Prolog zu Faust von Göthe. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Wyß, G., Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 4. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

Krummacher, F. W., Die Gefahren der Zeit, und die einzige Rettung. Zwei Predigten in Einer über die Epist. am Sonntage Jubilate. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 4 Ngr.

Schwetschke, G., Zwei Worte historisch an die HH. Minister v. Manteuffel und v. d. Heydt. Halle, Schwetschke u. Sohn. 8. 1¼ Ngr.

Stegmayer, C., Die Radikalen. Innsbruck. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Wollesen, C., Die Physiognomie Sundewitts in den Kriegsjahren 1848 und 1849. Schleswig, Bruhn. Gr. 12. 7½ Ngr.

Zur Ernüchterung über die preußische Elementarschulfrage. Beitrag eines preußischen Schulmeistersohns. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur Frage der Centralisation oder Decentralisation in Oesterreich. Eine Stimme aus Mähren. Vom Verf.: „der Vertraulichen Briefe aus Wien." Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 9 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 190. — 9. August 1850.

Christoph Friedrich von Ammon.

Wenn wir in d. Bl. erst jetzt eine wenn auch nur flüchtig umrissene Darlegung des Lebens und Wirkens Christoph Friedrich von Ammon's als Geistlichen und Gelehrten bringen, so gehen wir dabei von der Ueberzeugung aus daß eine Hindeutung auf den ehrwürdigen Verblichenen zu keiner Zeit „zu spät" kommen wird, geschweige denn während kaum die Kränze welkgeworden welche Liebe und Verehrung auf dem Grabhügel eines Mannes niedergelegt haben an den Sachsen, ja das gesammte Deutschland nicht zuletzt denken wird, wenn es gilt helle Sterne in die Kuppel des Domes zu verweben welchen man echtdeutscher Wissenschaft und gelehrter Forschung erbaut. Und zu den leuchtenden Sternen in Wissenschaft und Forschung wird man Ammon rechnen müssen, von wie verschiedenen Gesichtspunkten aus — und wären sie einander diametral entgegengesetzt — man auch Leben und Wirken dieses Mannes betrachten mag; ob wir ihn messen nach den Dimensionen der engen Hütte unsers eigenen oder des weiten Palastes seines großen Geistes, wir Alle werden ihn den Rastlosringenden beigesellen müssen die, fern von hochmüthiger Selbstgenügsamkeit im Besitze unermeßlicher Schätze des Wissens, ihren Hochflug nach der Sonne der Wahrheit nehmen, gleichviel ob sie das hehre Ziel erreichend sich im Strahlenglanz derselben baden dürfen, oder ob die Wolke menschlicher Zweifel, Schwächen und Unvollkommenheiten sich immer wieder verdüsternd zwischen sie und jenes erhabene Ziel ihrer glühenden Sehnsucht und edelsten Bestrebungen drängt. Wenn aber irgend Jemand sich das Wort des Apostels Paulus zum Wahlspruch rastlosen Weiterforschens erwählt hat: „Nicht daß ich's schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte", so ist es vor Vielen Ammon, der „im Laufe eines langen, vorzugsweise der Geschichte unserer heiligen Schriften und ihrer Erklärung gewidmeten Lebens" alle seine Kräfte darangesetzt hat in unermüdlichem Forschen Wissen und Glauben zu versöhnen, eine Vereinigung beider zu erzielen. Für den gläubigen Christen ist der Glaube oder vielmehr das Object desselben ein auf immer unwandelbar Gegebenes, für den christlichen Forscher dagegen ein durch die Speculation zu Findendes; bei diesem beginnt das Glauben mit dem Wissen (hört also auf Glauben zu sein), bei dem erstern das Wissen mit dem Glauben. Welches philosophische System aber ist jemals durch seine Speculation zu Resultaten gelangt welche identisch sind mit dem Object des christlichen Glaubens, mithin zur absoluten Wahrheit hindurchgedrungen? Und hat etwa der wissenschaftliche Forschergeist eines Ammon dieses erhabene Ziel aller Weisheit erreicht und aus dem lebendigen Borne absoluter Wahrheit getrunken? Wir wollen uns vorgreifen und sogleich hier diese Frage auf das entschiedenste verneinen; auf Grund unserer Stellung zum specifisch apostolischen Christenthume schöpfen wir die Antwort auf des Pilatus Frage: „Was ist Wahrheit?" ganz wo anders her als aus den Resultaten der wissenschaftlichen Forschungen eines Ammon, und hätte sich in ihnen der Superlativus aller Weltweisheit verkörpert. Bei all dieser principiellen und resultatlichen Verschiedenheit unserer christlichen Anschauungsweise von derjenigen Ammon's sind wir jedoch weit entfernt von jener selbstsüchtigen Exclusivität, welche im Glauben an ihre eigene Unfehlbarkeit über anerkannte Größen den Stab bricht, weil deren Ueberzeugung von der ihrigen divergirt. Wir bewundern vielmehr wahrhaft Großes auch an Gegnern unserer Ueberzeugung, obwol wir die Resultate ihrer Forschungen nun und nimmermehr zu den unserigen zu machen imstande sind. Das große Wort Lessing's, dieses in mehr als einer Hinsicht Ammon verwandten Geistes, schwebt uns hierbei vor der Seele: „Nicht die Wahrheit in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe die er angewandt hat hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen." Und wer weiß es, ob nicht Ammon's nur in stetiger Forschung Befriedigung findender Universalgeist sich vom frischen, raschen Ergreifen des Positiven mit Lessing hat abhalten lassen wenn dieser sagt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit (obschon mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren) verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" Sind wir nun auch der An-

sicht daß der Mensch sich in den Besitz dieser „reinen Wahrheit“ durch das Christenthum setzen kann, ja glauben wir sie in unserer Auffassung von demselben zu besitzen, so können wir doch auch jenem „regen Trieb nach Wahrheit“ seine Berechtigung nicht absprechen, sondern müssen ihn vielmehr eine Tugend nennen, die jedoch in hyperconsequenter, skeptisirender Bethätigungslust Veranlassung werden kann zu der krankhaften Richtung eines Negativismus. Daß dieses Letztere bei Ammon nicht der Fall gewesen, sondern daß derselbe, auffallender Schwankungen ungeachtet und vielleicht ohne sich es selbst einzugestehen, sich in stetiger Progression zum Positivern befand, davon legt das ganze, nunmehr abgeschlossen vor uns liegende, vielseitige Wirken des Verewigten in erfreulicher Weise Zeugniß ab. Mit Vorstehendem glauben wir genügend unsern Standpunkt für Auffassung und Beurtheilung Ammon's in seiner Gesammterscheinung angedeutet zu haben; in möglichst getreuen Zügen wollen wir dieselbe vorurtheilsfrei und objectiv, wenn auch in dem Raume d. Bl. angemessener Kürze, zu zeichnen versuchen. Sein Großes wollen wir ihm so wenig streitig machen als wir die Schwächen des nun zu höherer Klarheit Eingegangenen, und an denen wir ihn als der Unsern Einen erkannten, zu verschleiern gesonnen sind. Diese Zeilen aber legen wir als Cypressenkranz unserer Hochachtung und Verehrung für einen der größten Denker der jüngsten Vergangenheit auf den noch frischen Grabhügel des Entschlafenen nieder, nicht als ob der schon bei seinem Leben bis in sein reiches, patriarchalisches Greisenalter hinauf mit der vielseitigsten Anerkennung Gekrönte unsers geringen Wortes bedürftig wäre, sondern indem wir uns selbst ehren durch ein solches unserm Herzen zugleich wohlthuendes Opfer der Pietät.

Es war im verhängnißschweren Jahre 1812 als am kirchlichen Himmel des evangelischen Sachsens ein Stern erlosch, der durch seinen Glanz eine lange Reihe von Jahren hindurch die Geister ebenso erleuchtet wie durch mildes Feuer die Herzen erwärmt hatte: Dr. Franz Volkmar Reinhard, seit 1792 als Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor zu Dresden eine beiweitem einflußreichere Stellung bekleidend als seine Nachfolger seit 1815 und besonders seit 1831, schied am 6. Sept. 1812 durch den Tod aus seiner segenvollen Wirksamkeit. Wer wird des Würdigsten würdiger Nachfolger sein? Auf diese an ihn gerichtete Frage soll der Sterbende nach dem Kalender verlangt und sodann auf den 19. und 20. Dec. gedeutet haben. Auf den Namen Reinhard am 19. folgt aber daselbst am 20. der Name — Ammon!

Ob bewußt oder unbewußt, Reinhard hatte damit auf einen Mann hingewiesen der, wenn auch damals noch nicht im Zenith seines Ruhms stehend, doch als Professor an der Universität Erlangen schon eines weitverbreiteten und wohlverdienten Rufs genoß. Siebenundvierzig Jahre alt wurde Dr. Christoph Friedrich Ammon zum Oberhaupt der evangelischen Geistlichkeit Sachsens berufen; unter Kriegesstürmen, kurz nach der Rückkehr des Königs, zog er am 25. Mai 1813 in Dresden, seine neue Heimat, ein, die damals unmittelbar nach den Schlachten bei Bautzen am 20. und 21. Mai, von mehr als 20,000 Verwundeten erfüllt, einem großen Hospitale glich. In der evangelischen Hof- und Sophienkirche hielt der mit Freuden und Hoffnung begrüßte Neugewählte am 30. Mai, als am Sonntage Exaudi, seine Antrittspredigt über 1. Petri, 4, 8—11. Schon ein flüchtiger Rückblick auf Ammon's Leben und Wirken bis zu diesem bedeutungsvollen Zeitabschnitt genügt zu der Ueberzeugung daß man in ihm eine den Verhältnissen der damaligen Zeit und den in ihr herrschenden kirchlichen Ansichten entsprechende Wahl getroffen hatte.

Im J. 1812 war in dem damals preußischen Baireuth der Kammerrath Philipp Michael Paul Ammon gestorben. Der älteste seiner vier hinterlassenen Söhne, Christoph Friedrich, am 16. Jan. 1766 daselbst geboren, war nach Vollendung seiner mit glänzenden Geistesgaben und rastlosem Eifer betriebenen philosophischen und theologischen Studien zum Professor der Philosophie bei derselben Universität Erlangen, auf welcher er studirt hatte, als dreiundzwanzigjähriger Jüngling berufen worden. Diese am 28. Sept. 1789 übernommene Professur vertauschte er jedoch schon nach zwei Jahren mit einer theologischen, und der gleichzeitigen Annahme des Amtes eines Universitätspredigers. Schon aus jener Zeit datirt der Ruf Ammon's als eines gelehrten Theologen, indem er 1790 die griechische Uebersetzung der fünf Bücher Mosis aus der venetianischen Handschrift herausgab. Rasch aufeinander erschienen nun seine meist vielfach wiederaufgelegten Werke, welche Zeugniß geben von seiner Herrschaft über die classischen Sprachen des Alterthums, über verschiedene Zweige der orientalischen sowie über die neuern Sprachen, von seiner unerschöpflichen Tiefe wissenschaftlicher Kenntnisse aller Art, und von dem glänzenden Geist und Scharfsinn mit welchem er dieselben zu verwenden wußte. Feinheit der Distinction, dialektische Gewandtheit und ungewöhnliche Klarheit der Darstellung leuchten überall aus seinen mit der Kraft der Ueberzeugung und mit Wärme des Gefühls geschriebenen Werken hervor, Eigenschaften die auch der weder verkennen noch verdunkeln kann welcher den dogmatischen Inhalt dieser Schriften entschieden misbilligen oder gar verwerfen muß. Den Stempel der Eigenthümlichkeit Ammon'scher Denk- und Darstellungsweise tragen schon jene ältesten Werke, wie die 1792 erschienene „Biblische Theologie“, das erste unter den größern systematischen; der „Entwurf einer Christologie des Alten Testaments“, welcher 1794 als „Beitrag zur endlichen Beilegung der Streitigkeiten über messianische Weissagungen“ folgte. Noch in demselben Jahre als Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Göttingen berufen, ließ er daselbst seinen „Entwurf einer wissenschaftlich praktischen Theologie“ 1796, sowie 1803 seine „Summa theologiae christianae“ erscheinen, eine christliche Glaubenslehre (vierte Ausgabe 1830). Zudem erschienen bis 1796 nacheinander die sechs Bände der

„Christlichen Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens und der Sittenlehre". Im J. 1804 begab sich Ammon als Professor der Theologie und Director des homiletischen Seminars nach Erlangen zurück, sodann nach Anspach als Consistorialrath, bairischer Kirchenrath und Pfarrer in der Neustadt, in welcher bevorzugten Stellung er eine reiche Thätigkeit entwickelte. Währenddessen erschien seine „Geschichte der Homiletik"; verschiedene Auflagen seiner „Christlichen Sittenlehre nach einem wissenschaftlichen Grundrisse", seine „Anleitung zur christlichen Kanzelberedtsamkeit", die „Religionsvorträge im Geiste Jesu", der „Christliche Religionsunterricht für die gebildete Jugend" folgten rasch aufeinander, zum Zeugniß für den rastlosen Fleiß des hochbegabten Mannes, und wurden in Verbindung mit dem glänzenden Ruf den er als Prediger genoß der Grund zu seiner nunmehr erfolgenden Berufung nach Dresden.

Auch in dieser neuen Stellung fuhr Ammon fort, ungeachtet der Schwierigkeit und Vielseitigkeit derselben, eine überaus reiche schriftstellerische Thätigkeit zu entwickeln, deren Früchte wir sogleich hier kurz erwähnen wollen: „Predigten in den Jahren 1813 und 1814" (2 Bde., 1814); „Ueber die Hoffnungen einer freien Vereinigung beider protestantischen Kirchen" (1818); „Predigten über Jesum und seine Lehre" (2 Bde., 1819); „Ueber die Folgerichtigkeit des evangelischen Lehrbegriffs von der sittlichen Unvollkommenheit des Menschen und seiner Erwählung zur Seligkeit" (1820); „Handbuch der christlichen Sittenlehre" (3 Bde., 1823); „Die Einführung der berliner Hofkirchenagende geschichtlich und kritisch beleuchtet" (1825; kirchenrechtlich beleuchtet 1826); „Die unveränderliche Einheit der evangelischen Kirche" (2 Bde., 1826—28); „Predigten zur Beförderung christlicher Erbauung" (2 Bde., 1832); „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion" (1833); „Predigten im Jahre 1834 zu Dresden gehalten" (1837); „Die gemischten Ehen, namentlich der Katholiken und Protestanten nach den Ansichten des Christenthums, der Geschichte, des Rechts und der Sittlichkeit, mit besonderer Rücksicht auf das religiöse Zeitbedürfniß" (1839); „Die Geschichte des Lebens Jesu" (2 Bde., 1842); „Die wahre und falsche Orthodoxie" (1849). Außer diesen meist größern Werken heben wir von der großen Zahl einzelner geistlichen Reden nur die Reformations- und Landtagspredigten hervor, welche letztern insbesondere als vielleicht unerreichtes Muster für die Behandlungsweise politischer Verhältnisse durch den geistlichen Redner zu bewundern sind. Auch dürfen wir nicht unerwähnt lassen das von ihm von 1816—21 unter großer Anerkennung seitens der theologischen Welt redigirte „Magazin für christliche Prediger".

(Die Fortsetzung folgt.)

„Toussaint-Louverture" von A. von Lamartine.

Der englische Beurtheiler Lamartine's hat Recht wenn er fodert ein so hervorragendes Talent müsse nur für die Nachwelt schreiben. Die Ueberstürzung von Lamartine's neuesten Arbeiten ist in keiner Weise geeignet den alten bewährten Ruhm des Dichters der „Méditations" fleckenlos zu erhalten, und sein jüngst in Paris gegebenes Drama „Toussaint-Louverture" verdient den vielseitig ausgesprochenen Tadel.

Der erste Act dieses Dramas beginnt wie etwa eine Oper beginnen würde. Tanz und Gesang dienen dazu ein Stück Lyrik einzurahmen, die schwarze Marseillaise. Der jedesmalige Refrain den der Chor wiederholt gibt das Zeichen zum Tanze. Ohne den Gesang ganz aus einem Drama zu verbannen, ohne zu leugnen daß er richtig angewandt der Darstellung von Volksscenen mehr Lebendigkeit verleihen kann, darf er doch wenn er diesen Zweck erreichen soll keinen großen Raum einnehmen, und die Aufmerksamkeit nicht von dem Grundgedanken abziehen. Die Strophen der neuen Marseillaise welche die Befreiung der afrikanischen Race feiern, Vergebung und Eintracht predigen, werden nur zerstreut angehört. Warum? weil der Gesang und der Tanz ebenso viel Raum einnehmen als die Verse. Das Thema ferner welches sich Lamartine für dieses lyrische Stück ausgewählt hat widerspricht dem ganzen Gange der Handlung seltsam genug. Der Dichter läßt Vergebung, Eintracht predigen, und ein paar Augenblicke darauf bricht auf der Scene der Krieg in aller Wuth aus. Uebrigens als Bonaparte den General Leclerc nach S.-Domingo schickte, waren seit der Emancipation der Schwarzen bereits 10 Jahre verflossen; ferner aber wußte der Häuptling der Colonie sehr gut daß die französische Expedition nicht kam um die Sklaverei wiedereinzuführen. Die ganze Marseillaise ist sonach ein bloßes unnützes Beiwerk.

Kaum ist die letzte Strophe zu Ende, so hören wir die elegische Klage einer jungen Mulattin. Adrienne, die Nichte Toussaint's, liebt den ältern Sohn des Dictators leidenschaftlich; Lamartine hat ihn Albert getauft. Die Verse welche Adrienne declamirt sind sehr zart; ihre Klage würde indeß noch rührender sein wenn sie nicht so lang wäre. Wozu soll übrigens die ganze Liebesgeschichte auf dem geschichtlichen Hintergrunde? Die kommenden Ereignisse sind zu schrecklich, zu großartig, als daß ein Liebesroman nicht vor solchen Thatsachen verschwinden sollte. Die Liebe Adrienne's und Albert's inmitten eines Kriegs der einige Tausend Köpfe kostet ist ziemlich lyrisch.

Im zweiten Acte erblicken wir Toussaint inmitten seiner Offiziere. Das Geschwader ist signalisirt. In wenigen Stunden wird die französische Armee die Erde von S.-Domingo betreten. Es handelt sich darum den Widerstand zu organisiren. Toussaint zaudert nicht; seine Offiziere hören seine Befehle unterwürfig an. Einige Worte die ihnen heimlich entschlüpfen lassen uns ahnen daß sie in der That nicht so unbedingt ergeben sind, und seinem Ehrgeize mistrauen. Nachdem sie ihn allein gelassen beginnt der Dictator einen Monolog, der ebenso wenig seiner Person als dem Orte und der Zeit entspricht. Er wird weich, gerührt von den Schmerzen seiner Mission, wie Moses am Sinai als er die Gebote empfangen sollte. Er zittert vor der ungeheuern Verantwortlichkeit und der Unermeßlichkeit seiner Aufgabe. Und als ob die 400,000 Schwarzen deren Schicksal er in den Händen hat nicht genug wären, spricht er von Millionen Seelen die er durch seine Klugheit retten, oder durch seine Verwegenheit verderben wird. Sollte er wirklich nicht wissen wieviel Unterthanen er hat? Der ganze Monolog mit seinen biblischen Bildern macht sich komisch im Munde eines afrikanischen Häuptlings.

In dieser Angst trifft ihn ein Mönch, dessen Lehren den Sklaven zum Menschen gemacht haben. Toussaint gedenkt seiner Kinder die er als Geiseln ausgeliefert hat, und bebt vor dem Kriege zurück, den er aber erst hervorgerufen. Der Mönch führt ihn durch eine seltsame Anwendung des Katholicismus zu seinem frühern Entschlusse zurück. „Du zitterst deine Kinder zu opfern", ruft er aus ihm ein Crucifix zeigend, „weißt du nicht daß Gott seinen Sohn geopfert zum Heil der Menschheit?" Schade daß Dies auf Toussaint nicht paßt. Als Gott

seinen Sohn opferte wußte er daß er ihn durch ein einziges Wort wieder in das Leben zurückrufen konnte; welcher Vater genießt aber einen gleichen Vorzug? Gleichwol läßt sich Toussaint überzeugen. Adrienne kehrt zurück, und Toussaint entschließt sich, um den Feldzugsplan des Generals Leclerc zu erfahren, sich unter dem Gewande eines Bettlers zu verbergen. Er weiß seinen Augen den Anschein der Blindheit zu geben; Adrienne soll den modernen Belisar führen.

Der ganze dritte Act beruht auf dieser kleinlichen Erfindung, und scheint dem Repertoire der komischen Oper entlehnt zu sein. Der General Leclerc muß wirklich sehr wenig vom Kriege verstanden haben wenn er nicht einmal durch seine Spione erfahren hat wie sein Feind aussieht. Toussaint als blinder Bettler in einem Lande wo es keine Bettler gibt, weil die entlaufenen Neger wenn sie hungern blos zuzugreifen brauchen! Leclerc geht ganz von selbst in die Schlinge die ihm sein Feind gelegt hat. Er weiß nicht wo dieser ist, und da er ihm gern einen Brief zukommen lassen möchte, wählt er den blinden Bettler dazu. Das Gespräch Toussaint's und Leclerc's ist wie für die Oper geschrieben. Der General fragt den Bettler ob er Toussaint kenne? „Dreißig Jahre lang habe ich mit ihm unter derselben Ajoupa geschlafen", entgegnete dieser. „Liebt Toussaint seine Kinder?" „Und wenn Gott ihn fragen sollte, Toussaint würde nicht antworten." Die Kinder des Dictators, welche neben dem General sitzen, hören die Stimme ihres Vaters und erkennen ihn nicht. Man muß in die komische Oper gehen um so vergeßliche Kinder zu finden. Der Bettler spricht von seinem Freunde Toussaint in Ausdrücken die Einem der Offiziere auffallen; indeß mistraut doch Niemand dem Bettler welcher den Brief zu besorgen verspricht. Es ist in der That unmöglich sich leichtgläubiger und gefälliger zu benehmen wenn man angeführt werden soll. Gleichwol richtet Toussaint doch nicht eine einzige directe oder indirecte Frage an Leclerc um den eigentlichen Operationsplan zu erfahren. Da kommt der General Moses, und will, getäuscht von Toussaint's Verkleidung, in dessen Gegenwart den Plan der Schwarzen verrathen; Toussaint erdolcht ihn, und stürzt unter einem Kugelregen der ihn nicht trifft in das Meer. Adrienne bleibt gefangen. Es ist wirklich schwer einen Theatercoup zu erfinden der den Uranfängen der Kunst angemessener wäre.

Adrienne befindet sich im vierten Act angekettet an einer Mauer ihres Gefängnisses, ohne daß man den Grund dieser Grausamkeit erfährt. Zum Glück läßt der Gefängnißwärter die beiden Söhne Toussaint's zu ihr. Es folgt eine Scene voll Zärtlichkeit, die an sich wol rühren könnte wenn sie nur am Platze und nicht so lang wäre. Wie sind übrigens die Söhne Toussaint's bis in Adrienne's Gefängniß vorgedrungen? Wir erfahren es nicht. Da treten Soldaten ein welche die Söhne Toussaint's verhaften sollen; Adrienne wird durch ihren Gefängnißwärter befreit. Durch ein paar confuse Worte erfahren wir plötzlich daß sie die Tochter des Generals Leclerc ist, der bei seinem frühern Aufenthalte in Haiti eine Schwester Toussaint's zur Geliebten gehabt hat. Zu was soll aber diese neue Verwickelung dienen? Diese Jugendsünde Leclerc's beschleunigt den Lauf der Handlung auch nicht um einen Augenblick, sie fügt dem Werke auch kein Stückchen Interesse mehr zu.

Endlich sind wir in den Bergen des Chaos. Toussaint, umgeben von seinen Offizieren, ist entschlossen sein Leben theuer zu verkaufen wenn der Feind es wagen sollte bis dahin vorzudringen. Hier endlich hat der Dichter die Zusammenkunft des Vaters mit dem Sohne, und die Vorlesung des Briefs vom Ersten Consul hinverlegt. In dieser Scene sind Momente von unbestreitbarer Wahrheit, welche leider die Hälfte des Werths in dem Wortschwall verlieren der sie überwältigt. Die väterliche Liebe ist wahr gefühlt, aber der Vater kämpft zu lange mit dem Ehrgeize des Kriegers. Der Mönch tritt jetzt wieder auf und stachelt den Zorn Toussaint's zum letzten Kampfe an. Es ist Dies keine glückliche Erfindung. Diese neuen Phrasen über die heilige Sache der Schwarzen machen den afrikanischen Häuptling zu einem Werkzeug statt zu einem Handelnden. Adrienne überläßt sich der Verzweiflung als Albert fortgeht. Niemand begreift es warum Toussaint ihr die schwarze Fahne, das Zeichen des Verzweiflungskampfes, gibt. Tödtlich getroffen stürzt sie zusammen, und der allgemeine Kampf bildet das Schlußtableau. 6.

Literarische Miscellen.

Ein Autograph von Tasso.

Der Verkauf der Autographensammlung eines pariser Schriftstellers, des Herrn von Villenave, hat kürzlich viele Gelehrte und Bücherfreunde herbeigezogen. Sie war reich an merkwürdigen Handschriften. Darunter mehre von Frau von Maintenon, Ludwig XIV., Pétion, Danton, Robespierre und andern Berühmtheiten des 17. und 18. Jahrhunderts. Auch die Originalstücke der Kanonisirung des heiligen Vincent-de-Paula, und ein Gebetbuch das diesem Apostel der Barmherzigkeit gehört hatte. Die Lazaristen mochten es nicht in profanen Händen wissen und haben es für 1500 Francs erstanden. Endlich ein Blatt von Tasso's Hand, das wir im Original und in der Uebersetzung wiedergeben.

Io sotto scrito dichiaro d'aver ricevuto dal signore Abram Livi venticinque lire p. le quai ritiene in pegno una spada del mio padre, sei comice, quattro lensoli e due tovaglie.

A di, 2 di Marzo 1579. Torquato Tasso.

Ich Unterzeichneter bescheinige von Herrn Abraham Levi fünfundzwanzig Lire empfangen zu haben, für welche er einen Degen meines Vaters, sechs Hemden, vier Betttücher und zwei Tischtücher als Pfand behielt.

Am Tage des 2. März 1579. Torquato Tasso.

Zur Zeit als der gefeierte Sänger der „Gerusalemme liberata" diese traurigen Zeilen schrieb, zählte er 26 Jahre. Es war ein Jahr bevor ihn der Cardinal von Este an den Hof Karl's IX. brachte. Seine tiefe Armuth zwang ihn das Schwert zu verpfänden welches er im vorhergehenden Jahre geerbt, und mit welchem sein Vater dem Herzoge von Mantua glänzend gedient hatte. Fünf Jahre später veröffentlichte Torquato seine herrliche Dichtung, und erglühte für die Schwester des Herzogs von Ferrara, die schöne Eleonora. Tasso heißen, ein Meisterwerk geschrieben haben das sich den Schöpfungen Homer's, Virgil's und Milton's an die Seite stellen darf, und sein Hemd bei einem Juden verpfänden um Brot zu essen! Vielleicht befanden sich diese Sachen noch bei dem Wucherer zu Ferrara als Papst Clemens VIII. den unsterblichen Dichter nach Rom berief um ihn dort feierlichst zu krönen.

Der Marschall Fabert.

Der Marschall Fabert, damals Gouverneur des Fürstenthums Sedan, schreibt in seiner Correspondenz an Arnauld in Port-Royal (Varin, „La vérité sur les Arnauld"): „Quant à ce qui est des charges et dignités, je les crois establies pour servir le publicque, et que ceux qui les ont doivent se considérer comme valetz de ceux qu'ils croyent devoir leur obéir en tout. Cette pensée est toujours dedans ma teste, et je ne puis comprendre pourquoi elle n'est pas toujours aussi dans celle des autres." Aus dem alten Französisch übertragen heißt Dies: „Was Aemter und Würden betrifft, glaube ich daß sie zum Dienste vom Gemeinwohl eingesetzt sind, und daß Die welche sie haben sich als die Knechte Derer betrachten sollen von denen sie glauben daß diese ihnen in Allem gehorchen müssen. Dieser Gedanke ist immer in meinem Kopfe und ich begreife nicht warum er nicht auch immer in dem der Andern ist." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 191. — 10. August 1850.

Christoph Friedrich von Ammon.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

In die Zeit der dresdener Wirksamkeit Ammon's fällt die Wiederaufnahme seines Familienadels, deren wir um der ungerechten Verdächtigungen willen Erwähnung thun die der Verewigte vielfach deshalb hat erfahren müssen, und weil wir dabei zugleich an einen Zug echtchristlicher Glaubenstreue in der alten Familie Ammon erinnert werden. Der Stammbaum weist auf einen kriegerischen Ahnherrn, Ludwig von Ammon, zurück. Den später zweifelhaft gewordenen Adel erneuerte Kaiser Rudolf II. 1594 dem Sebastian Ammon, einem Abkömmling Ludwig's. Die spätern Nachkommen hingen so fest und treu dem Protestantismus an daß sie, um deswillen ihrer Güter beraubt, von Land zu Land flüchten mußten, wobei sie seit 1640 auf ihren Adel verzichteten; 1824 jedoch bestätigte der König von Baiern denselben wieder, welchen zunächst die jüngern Söhne des Kammerrath Ammon in ihrer Heimat Baiern führten. Im J. 1825 thut auch unser Ammon Dasselbe. Es ist zu verwundern daß dieser Schritt seiner Zeit solches Aufsehen erregte, während doch schon drei Vorgänger Ammon's dem Adelstande angehört hatten, und wir noch heutzutage eine nicht geringe Anzahl adeliger protestantischer Geistlichen, namentlich auch in Preußen, aufzuweisen haben.

Mit den politischen und kirchlichen Verhältnissen Sachsens seit 1831 hing auch die Umgestaltung der Wirksamkeit Ammon's in ihren Beziehungen zu Kirche und Staat unmittelbar zusammen. Er ward Rath im Ministerium des Cultus und des öffentlichen Unterrichts, Vicepräsident und erster Rath des evangelischen Landesconsistoriums und Mitglied der Ersten Kammer der Ständeversammlung. Die bedeutende Verringerung des amtlichen Einflusses des Vicepräsidenten ist aber besonders auf die 1835 erfolgte Verwandlung des Oberconsistoriums in ein Landesconsistorium zurückzuführen.

Was Ammon's Familienleben anlangt, so ist es mit Ausschluß des Verlustes seiner ersten Gattin fast durchweg ein freundlich und ungetrübt dahingeflossenes zu nennen. Reiche Freude war dem Greis beschieden im Hinblick auf die zum Theil in Kirche und Staat segenreich wirkenden Glieder seiner Familie. Der älteste Sohn aus der mit einer Tochter des Hofraths und Professors Dr. Beyer in Erlangen geschlossenen ersten Ehe lebt als Professor, Dekan und Stadtpfarrer in Erlangen. Nicht fern mehr den sechsziger Jahren (er ward geboren zu Erlangen am 7. Febr. 1791) hat auch er sich durch manche populair gewordene Schrift im Geiste des Vaters bekanntgemacht, von denen wir unter Anderm „Rudolf's und Ida's Briefe über die Unterscheidungslehren der protestantischen und katholischen Kirche" (Dresden 1827), sowie „Galerie denkwürdiger Personen welche im 16. 17. und 18. Jahrhundert von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten sind" (Erlangen 1833) nicht unerwähnt lassen wollen. Der zweite Sohn, Friedrich August von Ammon (geb. am 10. Sept. 1799 zu Göttingen), ist weit über die Grenzen seines engern Vaterlandes Sachsen hinaus, in welchem er zu Dresden als Hof- und Medicinalrath und Leibarzt des Königs die höchste Anerkennung, besonders als Augenarzt, genießt, durch seine vortrefflichen medicinischen Schriften berühmtgeworden. Der dritte Sohn lebt als Oberappellationsrath ebenfalls in Dresden. Von den drei Töchtern sind die beiden jüngern verheirathet, die eine an Prof. Dr. Krehl, Domherr und Universitätsprediger zu Leipzig, die andere an Pastor Wengler in Kesselsdorf bei Dresden. Am 19. Juni 1823 vermählte sich von Ammon zum zweiten male, und zwar mit der Tochter des ehemaligen Inspectors des dresdener Antikencabinets, Hofrath Dr. Becker, welche den Lebensabend des ehrwürdigen Greises nach allen Seiten hin mit zu verschönen bemüht gewesen ist. In anspruchsloser Stille hat derselbe theils in seiner dresdener Amtswohnung, theils in einem der Landhäuser des sogenannten Großen Gartens, eines königlichen Parkes dicht bei Dresden, fast bis an sein Ende in rastloser, ununterbrochener Thätigkeit gelebt. Kraft und Frische des Körpers wie des Geistes zeichneten sein Alter aus, welches nur in der letzten Zeit infolge eines schmerzhaften Blasenübels manche Trübung erfuhr. Jedoch waren es besonders die Maiereignisse des vorigen Jahres welche auf den Zustand des Greises, der seine Amtswohnung auch in der höchsten Gefahr nicht verlassen wollte, den störendsten Einfluß übten.

Von hohem Interesse waren sehr oft die zu seiner amtlichen Wirksamkeit gehörigen von ihm abzuhaltenden Colloquien. Als das glänzendste unter ihnen dürfen wir unbedingt das mit dem verstorbenen Superintendenten Dr. Tzschirner bezeichnen. Dem zunächst steht das am 7. Juni 1847 mit Prof. Dr. Harleß, der damals zum Pastor an die Nikolaikirche zu Leipzig berufen worden war. Die allgemeinste Theilnahme wurde durch die Erwartung geweckt daß beide berühmte Männer, von so verschiedenem kirchlichen Standpunkte aus, sich in einen Streit über Principien vertiefen würden, welcher bekanntlich selten oder nie anders als mit noch größerm Zwiespalt denn zuvor zu endigen pflegt. Ammon, der in dem Colloquenten seinen dereinstigen Nachfolger im Amte mehr als blos ahnen mochte, konnte trotz aller ihm eigenen feinsten Urbanität einer gewissen Gereiztheit nicht vollkommen Herr werden, welche in Harleß, der keineswegs „ut examini se subjiceret", sondern zu einer freundschaftlichen Besprechung gekommen zu sein erklärte, nicht gänzlich ohne Widerklang bleiben konnte als ihm eine Fülle von Examenfragen im Laufe der Disputation vorgelegt wurde. In seiner Predigt hatte Harleß das Goethe'sche Wort angeführt: „Man merkt die Absicht und man ist verstimmt"; dasselbe ließ sich auf die ganze das Colloquium bedrückende Stimmung ausdehnen: man merkte die Absicht und man war verstimmt. Einen um so wohlthuendern Eindruck machte hierauf das mit der gewinnendsten Humanität geführte Colloquium des Superintendenten Heymann mit Harleß. Jedoch darf nicht verkannt werden daß auch in jenem mit Ammon durch weise Mäßigung von beiden Seiten ein versöhnendes Ende erreicht ward, worüber wir uns umsomehr zu freuen haben als wir gegenwärtig in Dr. Harleß einen aus mehr als einem Grunde hochzuverehrenden Nachfolger Ammon's besitzen, von dem die Kirche Sachsens Großes und Gutes zu gewärtigen hat, wenn ihre Glieder mit Vertrauen, hingebender Liebe und mit Hoffnung dem anerkannt gediegenen Kämpfer für Gottes Reich entgegenkommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Politische Belletristik.

1. Michel Jämmerling's Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Schicksale von ihm selbst erzählt. Fliegende Blätter für gesunde Leser gesammelt von Paulus Satyricus Humor. Neustadt-Magdeburg, Quednow. 1849. 8. 1 Thlr.

Die deutsche Demokratie hat kein Glück mit der politischen Satire sobald dieselbe über die Journalpresse sich erheben will. Erst neulich befand ich mich in der traurigen Nothwendigkeit einem solchen Büchlein von Glaßbrenner und Sanders alle Bedeutung absprechen zu müssen.*) Ich erlaubte mir diese Herren darauf aufmerksamzumachen daß man selbst etwas Bedeutendes sein müsse um über die Dahlmann, Gagern u. s. w. schlechte oder meinetwegen auch gute Witze zu machen. Und doch, hätte ich damals Hrn. Paulus Satyricus Humor gekannt, ich glaube ich würde meine Bewunderung für die Poesie der erstgenannten Herren nicht haben zurückhalten können. Wie sich die Herren Xeniendichter zu Dahlmann und Gagern verhalten, so verhält sich Paulus Satyricus Humor zu den Xeniendichtern. Es ist unglaublich, aber wahr. Ich hätte es nicht für möglich gehalten daß man 1849 es noch wagen könne ein derartiges Buch zu veröffentlichen. Die ungebildetste Sprache, die flachsten, trivialsten Gedanken, die ordinairste oder vielmehr gar keine Erfindung, der bodenloseste Nonsens in der Composition — nein, ich kann versichern, Niemand hat von etwas Derartigem eine Vorstellung wer nicht „Michel Jämmerling" gelesen hat. Das Buch ist geradezu unter aller Kritik, in dieses Worts verwegenster Bedeutung: und dennoch scheue ich mich nicht in d. Bl. darüber zu sprechen, weil es endlich einmal gilt diesem Unkraut welches sich in der Literatur so breitmacht ernsthaft zu Leibe zu gehen. Michel Jämmerling ist natürlich der deutsche Michel, und seiner politischen Farbe nach bald Treubündler, bald Revolutionnair. Sein Sohn, das Junge Deutschland, ist der eigentliche Krawaller, und macht seinem Vater viele Sorge. Der Letztere reist als Abgesandter des Treubunds umher, kommt mit der Lola, seinen Schwestern, nämlich der Erzherzogin Sophie und den Königinnen von Preußen und Sachsen, zusammen, und schwatzt überall nicht etwa genialen, sondern den allerordinairsten, langweiligsten Unsinn. Endlich kommt er nach Paris, wo ihn der Präsident zu seinem Vorleser macht. Darauf liest er Diesem Geschichten vor die circa 300 Seiten des ganzen Buchs ausmachen, mit Michel nicht das Mindeste zu thun haben, aber noch langweiliger und abgeschmackter sein würden als dieser selbst, wenn Dies überhaupt möglich wäre. Zum Schluß des Buchs ist „Die Büßerin" von Stolberg abgedruckt! Nun was sagen Sie? Ich kann Sie versichern, ohne mich dem Vorwurf der Eitelkeit auszusetzen, daß die Geschichte durch meine Darstellung in nuce sehr gewonnen hat. Wollen Sie eine Probe der Ansichten des Verf.? Hören Sie folgende Definition eines Demokraten, die nicht etwa Spaß, sondern bitterer, gehäufter Ernst ist. Sie ist einem Hrn. Hofscheun in den Mund gelegt und lautet so: „Wenn Sie einen Mann sehen, der einen Bart d. h. einen Bart um Kinn und Hals und Lippen, kurzes gewöhnliches Haar und eine nicht auffallende Bekleidung trägt, der im Umgange offen und ehrlich ist, dem Freunde wie den Feinde die Wahrheit ins Gesicht sagt, keine Complimente leiden kann und Schmeichelei mehr wie die Sünde haßt, der sich von keinem Menschen, selbst vor dem Teufel nicht, fürchtet, und auch die kleinste Lüge verabscheuet, so können Sie darauf schwören, daß Sie einen Demokraten vor sich haben." Oder eine staatsmännische Weltanschauung? Hören Sie! „Sie sind zum Beispiel arm und müssen von Ihrer Hände Arbeit oder von Ihrer Geistesfähigkeit leben, würden verhungern und betteln müssen, wenn man ihnen das Arbeiten verbieten wollte. Nun nehmen Sie an: Sie verstehen die Kunst Körbe und andere Strohgeflechte zu machen, fertigen davon eine große Partie und würden bequem leben, ja eine Familie ernähren können, wenn Sie Abgang fänden. In dem Orte, wo Sie wohnen, kauft Ihnen aber Niemand Etwas ab, weil schon Korbflechter genug da sind. Nun nehmen Sie Ihre Waare und verkaufen sie im Umherziehen, finden überall Käufer und das Geschäft fängt an zu blühen, da greift Sie auf einmal ein Gensd'arme auf, der Proceß wird Ihnen gemacht, Sie werden gestraft, weil Sie das Recht zum Hausirhandel nicht gekauft oder mit andern Worten keinen Gewerbschein gelöst haben. Sehen Sie! Von Natur muß ein jeder Mensch, auch der Arme, das Recht haben, sich zu nähren u. s. w." Genug. Diese Beispiele mögen zugleich mit allen ihren gratia negligentiis als Probe der Darstellung gelten, wobei ich versichern kann daß die citirten Stellen zu den bestgeschriebenen des Buchs gehören. Vorbei, vorbei! Es würde Unrecht sein wollte ich die Leser d. Bl. um den Genuß bringen sich eine Vorstellung von den in das Buch eingestreuten Poesien zu machen. Einige Strophen aus verschiedenen Dichtungen mögen ihnen einen Vorschmack geben:

*) Vergl. hierüber Nr. 178 d. Bl. D. Red.

> Ein braver Soldat darf niemals denken,
> Er lässet sich blind am Zaume lenken —
> Und ist den Fürsten gerade das werth,
> Was dem Schinder ein lahmes und krankes Pferd.

Ich enthalte mich aller Ausrufungszeichen. Aus einem andern Gedicht:

> Ist denn der Ehestand das höchste Glück auch eben?
> Die irdsche Seligkeit? ich glaub es kaum —
> Ein Traum — ihr wisst es ja — ist unser ganzes Leben,
> Der Ehstand ein Erwachen nur im Traum.
> Nur glücklich, wer forttraumend kann hinüber schlafen
> Ins Reich der Geister! wache Blicke sind nur Strafen.

> Ja Heil der Jungfrau, die Himmels freie Berge
> Als schlanke Maid durchirrt, verachtend dumme Störche.

> Durch Trübsal weise, der Beweise stets erbötig
> Gieb ich dem Jüngling wohlbedächtig Rath:
> Der bleibe immerhin durch's Erdenleben ledig,
> Der nicht des Crösus reiche Schätze hat!
> Und die Ihr dies und meiner Helden Fahrt gelesen,
> Wollt glauben, daß ich hier und war auch dort gewesen!

Auch die Erfindung möchte ich nicht ohne Probe lassen, und wähle dazu die Katastrophe eines Mädchens die in den dem Präsidenten vorgelesenen Novellen eine Rolle spielt. Sie flieht vor der Unart eines französischen Offiziers, rennt auf ein preußisches Lager zu, und läuft mitten durch ein Wachtfeuer. Natürlich brennen ihre Kleider an, die fortglimmenden Fetzen müssen ihr abgenommen werden, und sie stirbt als sie in diesem Zustand „ein Attentat von bestialischer Brutalität" erleiden muß. Es stellt sich heraus daß sie die Braut eines der zwei Haupthelden ist mit denen sich diese schöne Geschichte abwechselnd und mit gleicher Liebe beschäftigt.

Ich breche hier ab, denn ich fühle daß es mir unmöglich ist ein genügendes Bild von diesem im J. 1849 merkwürdigen Buche zu geben. Hier gilt, wenn irgendwo, der marktschreierische Spruch: „Man muß es sehen um es zu glauben!" Eine amusante, ja gewissermaßen geniale Seite hat das Buch allerdings: Das sind die Druckfehler, und die grammatischen und orthographischen Schnitzer, von denen in diesem Buche eine wahre abondance de richesse vorhanden ist. Ich schweige von der gemüthlichen Verwechselung des mir und mich, aber wie schön ist es, wenn man liest: „Hier fliegt der Schmerz mit der Freude in leichten Wolken zu dem reinen Author" (conc. Aether), oder wenn der „Arskulups" (conc. Aeskulap) von dem schlauen Helden getäuscht wird u. dergl. Wenn ich in Bausch und Bogen ein halbes Tausend solcher wenn auch nicht gleich starker Böcke dem freundlichen Leser verspreche, so ist Das noch sehr gering veranschlagt.

Zum Schluß ein Wort im Ernst. Ich halte es für die Pflicht der Kritik solchen Erscheinungen wie das vorliegende Buch, die heutzutage wie Pilze aufschießen, mit allen Waffen des Ernstes und Spottes entgegenzutreten. Nicht als ob ich glaubte daß durch solche Erbärmlichkeiten viel geschadet werden könnte: das absolut Nichtige hat keine nachhaltige Wirkung. Aber es darf nicht geduldet werden daß diese Herren, die sich Demokraten nennen, und die Majestät des Volks im Munde führen, die Achtung vor der Nation in dem Grade aus den Augen setzen daß sie ihr, der gebildetsten Europas, das durchaus Werthlose zu bieten wagen.

2. Misverständniß und Resignation. Politisches Lustspiel in drei Acten von Aubin Le Franc. Leipzig, O. Wigand. 1850. 18. 12 Ngr.

Man freut sich immer wenn man nach einiger Zeit der Entbehrung wieder in gebildete Gesellschaft kommt. Ist dann die Unterhaltung auch nicht übertrieben geistreich, laufen selbst Gespräche über das Wetter und die neueste Oper mit unter, so freut man sich doch daß man sich wieder unter Menschen befindet die man versteht, und von denen man verstanden wird. So ging es Ref. bei der Lectüre dieses politischen Lustspiels nachdem er sich durch Nr. 1 hindurchgearbeitet. Das Stück ist leichte Waare, aber gefällig erfunden, und an witzigen Einfällen und komischen Situationen nicht arm. Die Jagd nach Wortspielen, deren übrigens das Stück auch sehr glückliche hat, wird einige mal peinlich. An der Exposition läßt sich tadeln daß sie gar zu gemacht ist, sowie denn überhaupt die Vertheilung des Stoffs Manches zu wünschen übrig läßt. Auch der Name eines politischen Lustspiels ist wol zu vornehm, wenn auch allerdings das Stück in und durch die neueste Zeit spielt. Die Gesinnung des Verf., die er in der Vorrede ausspricht und in dem Lustspiel durchschimmern läßt, ist die altliberale, weder reactionnair noch demokratisch:

> Ruh'ger Zeit bleibt vorbehalten
> Liberalität (?) zu richten.
> Die vor März dem Volke galten
> Möchte man nun gar vernichten.

> Weil wie vordem sie versäumen
> Huldigung den Tagesgötzen,
> Weil sie von den Freiheitsbäumen
> Reißen die Theaterfetzen.

> Weil zu jäten sie sich sputen
> Alles Unkraut mit der Zwiebel,
> Wahlspruch theilen mit von (!) Hutten:
> Nur vom Irrthum kommt das Uebel.

Das elegant ausgestattete Büchelchen ist Heinrich Laube gewidmet. Wir halten den Verf. trotz seines Altliberalismus für einen jungen Dichter, von dem sich bei größerer Sammlung auch Bedeutenderes erwarten läßt.

3. Deutsche Weckstimmen. Von einem Westfalen. Berlin, Wiegandt. 1850. 8. 15 Ngr.

Dieses kleine Büchelchen macht uns mit einem echten Dichter bekannt, wenn es uns auch dessen Namen verschweigt. Nicht nur die Form der Gedichte spricht uns an, in welcher unser Westfale Gewandtheit und Herrschaft über Sprache und Vers zeigt: Das ist ein Vorzug der, so selten wir demselben seit der Heine'schen Lyrik begegnen, doch in einer so gebildeten Sprache wie die unserige unschwer zu erreichen ist. Vor allen Dingen, ist es vielmehr die kernhafte Gesinnung welche sich in den vorliegenden Gedichten ausspricht, die Jeden für sich gewinnen wird der noch nicht in Pessimismus und Blasirtheit untergegangen ist. Da hört man aus jedem Klang die kräftige westfälische Natur: ein gesundes Christenthum, ein muthiger Protestantismus, und in der Politik der Bundesstaat mit der einheitlichen preußischen Spitze. Das sind die Ideen die sich durch die einzelnen Dichtungen hindurchziehen ohne jedoch irgendwie in eine doctrinaire Poesie auszulaufen. Die Weise unsers Dichters erinnert an den ehrwürdigen Ernst Moritz Arndt, dem derselbe in sinniger Pietät ein zartes Lied gewidmet hat — demselben alten Arndt den Herwegh zu frühe todtgesagt hatte. Gern theilte ich zur Probe das Gedicht an Oestreich, oder das an den König von Preußen, oder auch den Scherz über von der Pfordten mit, den Reactionnair ohne Glacehandschuhe: aber der Raum ist beschränkt und ich begnüge mich daher mit den drei Strophen an Arndt:

> Du tapf'rer frommer Sänger,
> Ehrwürd'ger Vater Arndt,
> Deß Wort die lieben Deutschen
> Schon lange mahnt und warnt,
> Deß Sang sie fröhlich führte
> Zu mancher Siegesbahn:
> Dir bring' ich diese Klänge,
> O nimm sie freundlich an.

> Gib ihnen deinen Segen,
> Denn sieh', es steht ihr Sinn
> Auf eine lange Reise
> Durch die zehn Kreise hin.

Sie machten Narr'n und Buben
Gar gern ein wenig toll
Und alle braven Deutschen
Des kühnsten Muthes voll.

Wie Vaters Ruf dem Burschen
Traut auf den Weg erklingt,
Wenn froh am Wanderstabe
Er in die Weite bringt:
So hätt' ich gern dein Grüßen
Für meiner Lieder Klang:
Dich lasse Gott noch hören
Ersehnten Siegsgesang!

4. O diese Zeit! Canzone von Max Waldau. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 16. 15 Ngr.

Ein demokratischer Dichter, und zwar endlich einmal wieder ein Dichter auf den diese Partei alle Ursache hat stolz zu sein. Eine edle, schwungvolle Sprache, melodiöser, gedrungener Versbau, und ein großer Reichthum an schönen und bedeutenden Gedanken zeichnen das Gedicht aus. Der Verf. sympathisirt mit den Erhebungen in Baden und der Pfalz, er verspottet die Kaisermacher, und scheint in der Republik sein Ideal zu finden. Aber er ist zugleich ein warmer Patriot, ein Mann der sein Gefühl für Recht und nationale Ehre nicht in dem modischen Pessimismus ertränkt hat. Daher wird auch der Andersdenkende dieses Gedicht mit Freude lesen, wie denn Ref. bekennt, obgleich seine politischen Ansichten die entgegengesetzten sind, sich herzlich an dieser schönen Dichtung erfreut zu haben. Einige Unklarheit wird man bei den vielen Glanzpunkten welche das Gedicht aufzuweisen hat gern übersehen: sie ist nicht vorherrschend, und hängt wo sie hervortritt wol theilweise mit dem etwas unklaren Idealismus der Partei zusammen welcher der Dichter angehört. Ich kann mir es nicht versagen durch den Abdruck weniger Strophen den Lesern d. Bl. wenigstens eine Probe dieser bedeutenden Erscheinung vorzulegen.

O diese Zeit voll Todesgraus und Trauer,
Sie geht in starrem (?) Blut bis zu den Knöcheln,
Die Blumen sind durch Eis und Schnee verdorben,
Den Vogelsang betäubte Todesröcheln,
All ihre Macht probt sie an uns durch Schauer
Und ist doch matt als wär' sie selbst gestorben.
Wer um ein Weib geworben,
Der führt's nicht heim zu seines Hauses Herde
Jetzt wo ein Freier stets ein Vogelfreier,
Daß seiner Liebe Feier
Nicht auch ein liebstes Leben noch gefährde.
O diese Zeit! Mich wurmt der Fürsten Hassen,
Doch nur weil sich's die Völker bieten lassen.

Der Vergötterung des Volks setzt unser Dichter die Mahnung entgegen:

„Nun sei das Volk!" So reim' ich meine Rede.
Nun laß die Trägheit, probe deine Stärke,
Nun zeige daß du bist von Gottesgnaden,
Nun schaffe rüstig tugendreiche Werke,
Nun künde aller Lüge ew'ge Fehde
Und wag' es in der Wahrheit dich zu baden!
Nun laß dich nicht beladen,
Gleichwie ein Thier das nur zum Schleppen tauget,
Nun sei das Volk, nun heb' dich aus dem Schlamme
Und gleiche nicht dem Schwamme,
Der Alles, Wein und Pfützenwasser sauget!
So ist mein Wort! Man wird durch Schmeicheleien
Die Einzelhaufen nie zu Völkern weihen.

5. Radetzky-Feier. Dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen von J. Karl Hickel. Prag, Calve. 1850. Gr. 12. 11¼ Ngr.

Die erste der beiden Abtheilungen, welche untereinander keinen Zusammenhang haben als daß sie beide zum Preise Radetzky's bestimmt sind, heißt: „Des Recruten Abschied und Heimkehr", und enthält in zwei Acten und östreichischer Mundart einige hübsche Liedchen, viel wiener Gemüthlichkeit, und die nöthige Masse Loyalität mit obligater Reaction. Die zweite Abtheilung: „Der Traum des Mönchs", führt einem Mönch im Traume verschiedene Tableaux aus den italienischen Kriegen vor, bei welcher Gelegenheit Austria, die Ehre und der Genius des Fortschritts mehr oder weniger passende Reden halten. Wir müssen aufrichtig gestehen daß wir für die gemüthliche Reaction des ersten Stücks ebenso wenig Sinn haben als für den Zopf- und Reifrockstil des zweiten. **M. Henneberger.**

Bibliographie.

Abu-'l-Fath' Muh'ammad asch-Schahrastâni's Religionspartheien und Philosophen-Schulen. Zum ersten Male vollständig aus dem Arabischen übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von T. Haarbrücker. I. Theil: Die muh'ammadanischen, jüdischen, christlichen und dualistischen Religionspartheien. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Althaus, T., Aus dem Gefängniß. Deutsche Erinnerungen und Ideale. Bremen, Geisler. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Carré, C. M., Die ersten und letzten Tage der Kirche Christi. Nach dem Französischen übersetzt von M. v. d. Brincken. Berlin, Brandis. 8. 10 Ngr.

Die schwäbische Ilias, von Ludwig Aurbacher weiland erdacht. Nun aber von mehrern von seinen Verehrern in holprige Verse gebracht. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 10 Ngr.

Kaiser, F., Der Rastelbinder, oder zehntausend Gulden. Posse mit Gesang in drei Akten. Mit 1 Titelkupfer. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 15 Ngr.

Oehlenschläger, A., Meine Lebens-Erinnerungen. Ein Nachlaß. Deutsche Originalausgabe. 1ster Band. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Opitz, T., Robespierre's Triumph und Sturz. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Strauß, F., Das evangelische Kirchenjahr in seinem Zusammenhange dargestellt. Berlin, Jonas. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stricker, W., Die Deutschen in Spanien und Portugal und den spanischen und portugiesischen Ländern von Amerika. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen außer Deutschland. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vogl, J. N., Schnadahüpfln. Ein Beitrag zur österreichischen Volkspoesie. Wien, Lendler u. Comp. 16. 12 Ngr.

Maistre Wace's St. Nicholas. Ein altfranzösisches Gedicht des 12. Jahrhunderts aus Oxforder Handschriften herausgegeben von N. Delius. Bonn, König. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Baltzer, E., Die dritte Tagsatzung des Vereins freier Gemeinden in Verbindung mit dem dritten deutsch-katholischen Concil zu Leipzig und Cöthen am 22—25. Mai 1850, nebst Mittheilungen über den freien Verein zu New-York. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 8 Ngr.

Blumenau, H., Südbrasilien in seinen Beziehungen zu deutscher Auswanderung und Kolonisation. Abgerissene Nachrichten, Bemerkungen und Winke, besonders für Auswanderer. Nebst einem Anhange, Auszüge aus der brasilischen Reichsverfassung und verschiedene Gesetze enthaltend. Rudolstadt, Fröbel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Frauenthum und dessen hohe sociale Bedeutung. Ein Aufruf zur That von einem Verehrer edler Frauen. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 4 Ngr.

Gabler, Die nationale Politik in Oesterreich. Prag. Gr. 8. 6 Ngr.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 192. — 12. August 1850.

Christoph Friedrich von Ammon.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

Blicken wir von diesen flüchtigen Umrissen der äußern Lebensverhältnisse Ammon's und von der Andeutung seines überaus reichen schriftstellerischen Wirkens hinweg auf den Inhalt dieses letztern, sowie auf seine amtliche Thätigkeit, so werden wir uns hieraus am leichtesten eine ebenso flüchtige Skizze der Gesammterscheinung Ammon's entwerfen können. Kurz und treffend seinen religiösen Standpunkt, das geistige Centrum zu bezeichnen von welchem aus seine Einzelwirkungen gleich zahllosen Radien in die Peripherie seiner Gesammtthätigkeit mündeten, die Achse zu finden um welche sich die Innenwelt Ammon's mit ihrem Glauben und Forschen drehte, dürfte weniger leicht sein als es den Anschein hat. Wollten wir ihn schlechthin zu den sogenannten „vulgairen Rationalisten" rechnen, würden wir ihm zu wenig, und wenn schlechthin zu den „Supranaturalisten", zu viel von Dem vindiciren was wir gewöhnlich unter „christlichem Glauben" zu verstehen pflegen; wenn wir aber sein System das des rationalen Supranaturalismus nennen, so wäre zugleich am natürlichsten das Schillernde, ja die hin und wieder nicht hinwegzuleugnende Inconsequenz in dem Auftreten und Wirken Ammon's auf seinen Standpunkt auf so schwankendem Boden zurückzuführen. Von dem in seinen ältesten exegetischen Schriften hervortretenden Skepticismus und Negativismus eines Heyne, Eichhorn, Koppe wandte er sich, in richtiger Erkenntniß daß derselbe consequent zu völliger Destruction des Bibeltextes führen müsse, immer mehr den Grundsätzen der Kant'schen Philosophie zu, die er in höchst geschickter Weise mit den Resultaten eigener Forschung zu verbinden wußte, um der überhandnehmenden Bibelskeptik einen, wenn auch nur schwachen, Damm entgegenzusetzen. Das Princip der praktischen Vernunft ist die Basis auf welcher Ammon das Lehrgebäude sowol seiner Ethik als Dogmatik erbaut hat. Hiermit sei keineswegs behauptet daß er in allen Phasen seiner reichen Wirksamkeit dieser Philosophie in unwandelbarer Treue angehangen habe, sondern nur gesagt daß er im Allgemeinen von ihren Grundsätzen ausging, in der Ueberzeugung sich somit am erfolgreichsten der Lösung der ihm vorschwebenden höchsten Aufgabe zu nähern, „einer Vereinigung der Wissenschaft mit dem Glauben". Ammon's Glaube beginnt da wo seine Wissenschaft aufhört, und deshalb verwirft er den Supranaturalismus als den Glauben an die Offenbarung ohne Wissenschaft, und den Rationalismus als Wissenschaft ohne Glauben. Er findet die Wahrheit weder im Gefühl allein noch in dem Buchstaben, sondern in der den Gesetzen des Gemüths entsprechenden Erkenntniß des lebendigen Seins. Es leuchtet ein daß es einem Standpunkt an Festigkeit und Abgeschlossenheit fehlen muß, auf welchem Ausgangspunkt, Quantität und Qualität des Glaubens stets an die zeitgemäß mehr oder minder erweiterten Resultate der Wissenschaft und ihrer herrschenden Systeme gebunden ist. Erkennen wir Ammon einmal diesen Standpunkt zu, dann erscheint uns seine so oft und an sich betrachtet mit Recht viel getadelte Unentschiedenheit in Sachen des Glaubens als eine aus dem innersten Wesen dieses Standpunktes resultirende Elasticität oder Expansibilität seines Glaubens. Mögen Andere den Grund hiervon in einer bereitwilligen Accommodation Ammon's an gegebene äußere Verhältnisse oder gar in Menschenfurcht oder Haschen nach Menschengunst zu suchen sich bemühen, uns gewährt es größere Genugthuung auch diese Schwäche auf ein moralisches Motiv zurückzuführen, oder wenigstens die Möglichkeit ihres Ursprungs aus einem solchen nachzuweisen. Wie schon oben gesagt, hat Ammon mit allen größern Geistern das rastlose Weiterstreben gemein, welches zugleich aber auch den Irrthum involvirt, denn „es irrt der Mensch solang er strebt". Einen vollendeten Meister hat es nur ein mal gegeben, der aber hat die Wahrheit vom Himmel mit herniedergebracht. Die Wissenschaft hingegen will die ewiggültige Wahrheit erst finden, und zwar, indem sie es „als Recht und Pflicht erkennt ununterbrochen zu prüfen was in der geschriebenen Offenbarung der heiligen Urkunden den Vorstellungen ihrer Zeit angehört. In dieser Prüfung will sie sich durch keine Macht, auch nicht durch die Bekenntnißschriften der Kirche behindern lassen." Nach solchen Grundsätzen beleuchtet und zersetzt Ammon die inhaltreichsten dicta probantia der Heiligen Schrift für den kirchlichen Lehrbegriff vom christlichen Glauben. Zum Belege für die-

sen Standpunkt Ammon's drängt sich uns eine Fülle von Aussprüchen schon aus seinen ältesten Werken auf, durch deren vollständige Anführung und Beleuchtung wir jedoch den Rahmen einer flüchtigen Skizze zu sehr erweitern würden. Die Polemik Ammon's gegen den dogmatischen Supranaturalismus richtet sich demnach weder gegen die Göttlichkeit des Hauptinhalts der Heiligen Schrift im Allgemeinen und des Neuen Testaments insbesondere, noch gegen die Möglichkeit religiöser, auch von der Vernunft bescheiden anzuerkennender Mysterien, wol aber sagt er in der Vorrede zum „Entwurf einer wissenschaftlich-praktischen Theologie" (1796):

Sobald er (der dogmatische Supranaturalist) hingegen diese unmittelbare Offenbarung nach einem unbestimmten mystischen Begriffe auf die ganze Bibel und wol gar auf den Buchstaben derselben ausdehnt; sobald er ihre Göttlichkeit aus Wundern und Weissagungen, und die Wahrheit dieser aus jener ableitet; sobald er Geheimnisse sucht wo sie nicht zu finden sind, und sobald er die gegründetsten Zweifel der Vernunft durch das ungestüme Machtwort: „Gegen den Ausspruch Gottes gelten keine Zweifel der Menschen", niederschlagen will: so vergißt er daß die Zeiten vorüber sind, wo man Sophistereien für Wahrheit und Zelotengeschrei für Rechtgläubigkeit hielt; so vergißt er was die Geschichte über den menschlichen Ursprung der heiligen Urkunden lehrt; so vergißt er daß die grammatische und historische Erklärung der Schrift der Vernunft breite Bahn gebrochen und sie zur weisen Sonderung subjectiver und objectiver Wahrheit in der geschriebenen Offenbarung dringend eingeladen hat.

Der vermittelnden Natur Ammon's lag es an einer Verständigung und Vereinigung zwischen Rationalismus und Supranaturalismus, mithin an einem rationalen Supranaturalismus; beide Richtungen haben und verehren ja denselben Gott und sollen von ihm allein lernen: „denn was Gott sei und wolle, kann man von Niemandem lernen als von ihm selbst und von ihm allein" (Vorrede zur „Fortbildung des Christenthums"); ebenda sagt er jedoch auch weiter unten:

Sahen sonst die Menschen zum Himmel empor daß sich sein Glanz in ihrem Innern spiegele, so blicken sie jetzt zuerst vor und um sich her die rechte Straße zu finden die zum Himmel führen soll. Jenes war die Zeit bilderreicher und übernatürlicher, dieses ist die Zeit ideenreicher und verständiger Offenbarungen; die Ansicht und Lehrart beider Perioden können verschieden sein, aber genau betrachtet ist es ein Gott, ein Weg des Glaubens und des Heiles der die Menschen zu ihrer höhern Bestimmung führt.

Ist Ammon in den verschiedenen Perioden seines Lebens und Forschens von seinen theologischen Grundsätzen hin und wieder mehr oder minder abgewichen, und vermissen wir infolge Dessen auch eine consequente Anwendung und Durchführung derselben auf wichtige, das kirchliche Leben anlangende Fragen in seiner amtlichen und sonstigen praktischen Wirksamkeit, so wollen wir ihm hieraus keineswegs einen so harten Vorwurf machen wie Dies manche seiner Gesinnungsgenossen thun, sondern gerade eine Bescheidenheit Ammon's unserm gegnerischen Standpunkte gegenüber darin erkennen daß er seine subjective Meinung mit deren Consequenzen der Kirche durchaus nicht aufdrängen wollte. Indem wir uns also keineswegs mit dem Standpunkt und den Resultaten der Wissenschaft Ammon's welche seine Anhänger loben einverstanden erklären, freuen wir uns, worüber jene mit ihm rechten, daß er nicht mit größerer Strenge — wozu seine hohe Stellung ihn wol hätte verleiten können — auf deren Verwirklichung im kirchlichen Leben drang. Möglich auch daß wir dem Schwankenden, Unabgeschlossenen seines Systems diese Erscheinung zu danken haben, von dessen Richtigkeit er selbst nicht allezeit gleich stark durchdrungen erscheint, woraus sich dann auch die Doppelsinnigkeit mancher seiner im Privatgespräch gethanen Aussprüche über wichtige Glaubensfragen erklärt. Denken wir vollends an Aeußerungen wie die folgende, welche er vor Jahren einem jungen Freunde in einem Gespräche über die Fortdauer der Seele nach dem Tode gewissermaßen als praktische Lebensregel mittheilte: „Leben Sie so daß Sie sich nicht zu fürchten brauchen wenn es eine solche gibt; und gibt es keine daß es Sie nicht gereut nicht anders gelebt zu haben!" so bedürfen wir in der That der ganzen von ihm selbst gegen Andersdenkende geübten Milde, wenn wir ihn nicht einer bedenklichen Glaubensschwäche zeihen wollen. Andererseits wiederum erscheint auch Ammon, wie so mancher große Forscher, gläubiger als sein System, wofür ganz besonders die zuversichtlichen Gespräche seiner letzten Lebenstage über die Fortdauer des Geistes ein wohlredendes Zeugniß ablegen.

Zu den unverholensten Anschuldigungen gegen Ammon in Bezug auf die Unfestigkeit seines theologischen Standpunkts gehören vor Allem die des vortrefflichen am 12. Febr. 1834 zu Berlin verstorbenen Professors Schleiermacher, welcher in dem bekannten, nach dem Reformationsjubiläum von 1817 erhobenen Streit über die neuen „95 Thesen" des Archidiakonus Claus Harms in Kiel, sowie auf Grund zweier Schriften Ammon's über „Die Einführung der berliner Hofkirchenagende" (1825 und 1826) diesen eines klugen Wechselns und Wendens der Meinung, ja sogar eines gewissen Jesuitismus beschuldigte. Unwürdige zur Zeit der Wiederaufnahme seines Adels ausgesprengte Gerüchte von seinem beabsichtigten Rücktritt zum Katholicismus strafte Ammon Lügen durch seine Abhandlung „Ueber den äußern Religionswechsel" als Vorwort zu den „Zwei Predigten unter den Regungen einer unfriedlichen und argwöhnischen Zeit" (1825). In Abrede kann jedoch keineswegs gestellt werden daß die freieste Entfaltung der theologischen Anschauungen Ammon's erst von dem Umschwunge der Politik Sachsens 1830 datirt. Daß hingegen das behutsamere Auftreten Ammon's gerade unter das Cabinetsministerium des Grafen Detlev von Einsiedel fällt, welcher vom 14. Mai 1813 an bis zum 13. Sept. 1830 sowol die politische als kirchliche Oberleitung in Sachsen ausübte, muß allerdings ein einigermaßen zweifelhaftes Licht auf Ammon's Selbständigkeit werfen; wer aber unter uns sich gänzlich frei weiß von jeglichem, auch dem leisesten Schwanken, und jeder, wenn auch fast unmerklichen Accommodation an herrschende Verhältnisse in der Ausübung seiner Meinung, Der

werfe den ersten Stein auf ihn. Das glänzendste Zeugniß seines freisinnigen wissenschaftlichen Forschergeistes legte Ammon aufs eheste nach dieser politischen Neugestaltung Sachsens ab in seinem in doppeltem Sinne berühmtgewordenen, von 1833 an in Leipzig erschienenen Werke „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion". Eine bewundernswürdige Fülle von Kenntnissen, sowie Tiefe und Schärfe des Urtheils zeichnen dies Buch aus, welches mehr als alle übrigen des Verfassers die stufenweise Fortbildung der Glaubenslehren und ihre immer wieder mögliche Versöhnung mit dem fortgeschrittenen Wissen späterer Zeiten zu vermitteln strebt, worin er zugleich das höchste Endziel aller wahren Theologie erblickt. Wie auf der einen Seite Inhalt und Tendenz dieses Buches unter den zahlreichen Anhängern Ammon's einen förmlichen Beifallssturm hervorrief und stets neue in Scharen ihm zuführte, mußte dasselbe auf der andern wie billig großen Widerspruch, ja Indignation hervorrufen, ohne jedoch eine seiner ebenbürtige Entgegnung und Widerlegung zu finden. Und in der That würde sich Ammon, hätte er Nichts als dies Buch geschrieben, durch dasselbe, ganz abgesehen von dessen dogmatischem Inhalt und Werthe, den dauernden Ruhm eines Sternes erster Größe im Reiche der Wissenschaft gesichert haben; schade daß er ihm nicht den noch schönern eines leuchtenden Vorbildes im weltüberwindenden Christusglauben hinzuzufügen wußte.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Baron's Geistesgegenwart.

Auch dem gewandtesten, auf der Bühne ganz einheimischen Schauspieler kann es begegnen daß ihm, während er thätig ist, Dies entfällt, Jenes vergessen worden ist oder nicht die gehörige Beschaffenheit zeigt. In solchem Falle hilft Geistesgegenwart allein die zunächst dadurch bedingte Verlegenheit dem Zuschauer entweder gänzlich zu verbergen, oder ihn gar zu der Meinung zu veranlassen daß es so sein müsse wie es ist. Von guten Schauspielern weiß man mehr als einen solchen Zug. Namentlich war auch die Geistesgegenwart des berühmten Michel Baron ausgezeichnet. Einst spielte er z. B. die Rolle des Essex im gleichnamigen Schauspiele des Thomas Corneille, und es fiel ihm vom Knie der Hosenbandorden herab zur Erde, in der letzten Scene des ersten Acts, wo ihm sein Feind, der Intriguant Cecil, berichtet daß er in einer Stunde der Königin Rede und Antwort stehen soll. Statt durch den kleinen Unfall in Verlegenheit zu kommen benutzte er ihn aufs ungezwungenste einen neuen Zug der Verachtung und Geringschätzung seines Gegners zur Anschauung zu bringen. Fließend, ganz einfach ging seine Rede fort, indem er ihm zum großen Theil den Rücken zudrehte, den Fuß gegen eine der Coulissen stellte, und das Band währenddessen aufs neue festknüpfte, daß die Zuschauer alle von dem so natürlichen, und doch so unendlich eindringlichen Spiele mehr hingerissen wurden als es je in den frühern Vorstellungen gewesen war. Man denke nur was es zu bedeuten hatte den Kanzler der jungfräulichen Königin so en bagatelle zu behandeln! Späterhin, als Baron längst abgetreten war, sprach man noch immer von diesem coup de présence d'esprit, und mancher Schauspieler wollte es nachahmen und ahmte es nach, aber es that keine Wirkung; es war gemacht und darum machte es Nichts! Allerdings gehörte ein Baron in jener manierirten, gespreizten Theaterpraxis dazu so Etwas zu wagen und durchzuführen. Ihm allein war es damals gegeben im Trauerspiele ganz familiair zu sein: „sans par là en dégrader la majesté!" wie sich der Dichter Collé späterhin in seinen Memoiren ausdrückt.

2. Die Theaterredner in älterer Zeit.

Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts, kann man sagen, hatte das Theater überall beinahe seine Redner, d. h. Männer welche das Interesse des Theaters dem Publicum gegenüber, sowol im Schauspielhause wie außer demselben, wo es z. B. mit Behörden zu verhandeln gab, zu vertreten beauftragt waren. Man könnte das Dasein von dergleichen Rednern bis auf den Augenblick zurückführen wo die Bühne selbst sich gebildet hatte. Was ist denn jeder Prolog in den Stücken der alten Griechen und Römer Anderes als ein kurzer Vortrag über Das was dem Publicum auf der Bühne geboten werden sollte, indem der Dichter oder Unternehmer nicht selten die Gunst des Publicums selbst in Anspruch nimmt, oder sich auf Entschuldigungen einläßt, und darzuthun bemüht warum eine frühere Darstellung wenig oder nicht angesprochen hatte. Ein anderesmal mußte auch dieser kurze Vortrag gleich den Inhalt des Stücks darlegen. Die Zuschauer sollten wenigstens im voraus so au fait gesetzt werden, wie es z. B. jetzt durch den Theaterzettel geschieht, von welchem man damals noch keine Ahnung hatte. Wer die Stücke von Plautus und Terenz und den alten Griechen gelesen hat wird sich ohne Weiteres die Belege zu dem eben Gesagten ins Gedächtniß rufen können. Sehen wir auf die Zeit zurück wo sich das Theater in Deutschland und im übrigen Europa ausbildete, so findet ein solcher „Vorredner", der „Herold" und wie er sonst wol noch hieß, nicht minder seine Arbeit in gleichem Sinne vor, und nach und nach nahm zwar das Ding eine andere Wendung an, indem jedoch die Hauptsache selbst blieb, bis sie immer mehr in sich selbst zusammensank, und darum endlich aufhörte. In England wurde bis zu Ende des 18. Jahrhunderts fast kein Stück von einiger Bedeutung gegeben das nicht durch einen Prolog eröffnet, mit einem Epilog beendet worden wäre; und einen Beleg hierzu gibt schon Shakspeare in seinem „Hamlet" (Act 3, Scene 2). Der erstere hatte immer zum Zweck das Stück dem Publicum zur Nachsicht zu empfehlen, den Dichter zu rühmen soweit es die Bescheidenheit gestattete, auch wol die Versicherung beizufügen daß die Schauspieler Alles thun würden die Darstellung so vollkommen wie möglich erscheinen zu lassen. Der welcher den Prolog hielt war oft zunächst nur dabei betheiligt, während der Epilog gewöhnlich von der Dame gesprochen wurde welcher die Hauptrolle zugefallen war, mochte sie immerhin durch Gift oder Dolch kurz vorher aus der Welt geschieden sein. David Garrick hat in Menge solche Prologe und Epiloge gedichtet und gehalten, und „The new English theatre" (12 Bde., 1776—77), deren jeder Band fünf bis sechs Stücke enthält, läßt sie dutzendweise aufsuchen, indem nicht selten der Epilog äußerst humoristisch ist, ja wol selbst ans Groteskkomische streift. Spanien hatte in solcher Art seine Loas, lobpreisende Einleitungen zum Stücke, bis Ende des 18. Jahrhunderts. Sicher wird auch in Italien wenigstens früher ein Aehnliches gewesen sein. Mindestens spricht der „Aminta" des Tasso dafür.

In Frankreich scheint jedoch das Amt eines solchen Theaterredners noch viel mehr und fester ausgebildet worden zu sein; denn manche Schauspieler daselbst haben dadurch selbst eine Art von Ruhm erlangt. Das eigentliche Volkstheater erschien zuerst im höhern Stil als Rotrou und Corneille für die Bühne dichteten und der Cardinal Richelieu ihr seine Gunst zuwandte. Die beiden Theater im Hôtel de Bourgogne und du Marais hatten sich aus Leuten herausgebildet oder recrutirt welche früher oft wenig mehr als Possenreißer wandernder Marktschreier gewesen waren, und deren Kunst oder Geheimmittel der gaffenden Menge anpriesen, ehe der Verkauf selbst losging. Die Possen welche sie aufgeführt hatten bekamen einen regelrechten Zuschnitt. Es kam

darauf an die Zuschauer für die neue Form zu gewinnen, den Werth eines Stücks zu zeigen, das mit den Jahrmarktsscenen weder Inhalt noch Ort, noch Darstellung gemein hatte, und dies Alles mußte doch in einer Art geschehen welche Gewandtheit, Witz, Geistesgegenwart erfoderte; denn am Ende konnte Einer aus dem Publicum mit einem naseweisen: Nous le verrons! kommen, dem er, wollte der Theaterredner nicht ausgelacht werden, eine Antwort zu geben im Stande sein mußte. Allmälig legte man die ganze Sitte, wenigstens auf dem französischen Theater, beiseite. Die Dichter wie die Schauspieler sahen ein daß für ein neues Stück dadurch eigentlich Nichts gewonnen wurde, und wenn der eine der Erstern ja für seinen Ruf sehr besorgt war, suchte er sich selbst durch ein hübsches Vorspiel zu schützen. So hat z. B. Regnard, der bis weit ins 18. Jahrhundert hinein gleich den zweiten Rang nach Molière einnahm, und von dem Manches noch jetzt gegeben wird, ein kleines Meisterstück in der Art zu seinen „Menechmes", die nach dem gleichnamigen Stücke des Plautus gearbeitet sind, was die Idee betrifft, während die ganze Einkleidung den echtfranzösisch-pariser Charakter hat, indem aber dem „Theaterredner", sofern ihm im Vorspiele die Rolle des Mercur aufgetragen war, doch Gelegenheit geboten wurde sein Talent in der letzten (dritten) Scene geltendzumachen. Der dichterische, gewandte Götterbote wendet sich nämlich an die Zuschauer. Er nimmt als Bearbeiter des Stücks von Plautus ihre Nachsicht in Anspruch:

> Es zu bereuen sollen Sie nicht Ursach' haben;
> Ich halte fern. was Langeweile macht.
> Es kommt kein Taschendieb. kein Arzt. kein Wuch'rer vor,
> Es schwatzt kein Advocat. kein Geldmann drängt.
> Die Leute stehen alle unter meinem Stab,
> Und wenn der Himmel Einem unter ihnen gab
> Ein treues Liebchen oder treues Weib,
> — Was freilich selten ist in unsern Tagen! —
> So stör' ich sicher nicht den Zeitvertreib;
> Kein böses Wörtchen werd' ich sagen,
> Was je ein treues Herz verletzen kann.
> Soviel verspricht nicht leicht ein Ehrenmann;
> Für einen Augenblick der Freude ist's zu viel,
> Jedoch ein Gott übt Großmuth selbst im Spiel.

Auch auf der englischen Bühne finden sich einzelne Stücke die durch solche Vorspiele oder doch einzelne einleitende Scenen den Prolog unnöthig machten. Es mag hier nur an die berühmte „Bettlersoper" von John Gay erinnert werden (1727).

Als jedoch auf solche Weise der Theaterredner in Frankreich nicht mehr vonnöthen war, hatte er doch noch immer einige andere wichtige Geschäfte. Das große pariser Théâtre des comédiens du roi schloß z. B. regelmäßig vor dem Beginn der Fasten und ging dann mit Ostern wieder auf. Die „Clotûre" aber war allemal mit einer Art compte rendu verbunden, welche über Alles was im verflossenen Jahre Wichtiges vorgefallen war dem Publicum nach beendigter Vorstellung des „Polyeucte" (von Pierre Corneille), denn dieser war hierzu stereotyp, vorgelegt wurde, und in solcher Art gab es nun oft Gelegenheit als Redner durch Beredtsamkeit, Wärme, Feuer, Schmiegsamkeit, feine Schmeichelei u. s. w. zu glänzen. Wer die Reden lesen könnte welche Männer wie Dancourt, Baron, Grandval bei solchen Gelegenheiten hielten, würde Manches daraus lernen können, und als eine kleine Probe davon mag man das Bruchstück nachsehen was in der „Galerie historique des acteurs du Théâtre français" (II, 298) aus der „Clotûre" des Jahres 1731 über den Tod der berühmten Adrienne Lecouvreur von Grandval mitgetheilt ist. Die neue „Entrée", d. h. die Wiedereröffnung der Bühne, gab in ähnlicher Weise zu schaffen. Es gab Versprechungen zu thun, neue Mitglieder zu empfehlen, Versicherungen von neuer Thätigkeit zu geben, und was Dergleichen mehr war. Doch auch noch außerdem hatte der „Orateur" des Theaters eine Verpflichtung. Es galt oft mit den Behörden, den Ministern, ja wol gar mit dem König über Beeinträchtigungen Klagen zu führen, oder Begünstigungen zu erhalten, und Beides setzte dann persönliche Gewandtheit und Redegabe voraus. Dancourt (gest. 1735) ward in solcher Weise selbst von Ludwig XIV. ausgezeichnet. Eines Tages hatte er den aus der Messe zurückkehrenden König erwartet um ihm eine Bitte ans Herz zu legen, und indem er immer rückwärts ging, wäre er bei einem Haare die Treppe rücklings herabgestürzt, hätte ihn nicht der König selbst beim Arme gehalten und dabei gerufen: „Nehmen Sie sich in Acht, Dancourt!" Jedoch er hatte zugleich so warm, so trefflich und überzeugend gesprochen daß Ludwig XIV. nicht allein sein Gesuch bewilligte, sondern auch, dem Gefolge sich zukehrend, sagte: „Der Mann spricht sehr gut!" Namentlich hatte so ein Theaterredner öfters auch mit der Kirche zu verhandeln. Die Schauspieler waren im Banne; es kam also Manches vor wo sich diese Excommunication aufheben ließ, nicht zu gedenken daß immer von Zeit zu Zeit Anstrengungen gemacht wurden diesen schändlichen Eingriff in die Rechte des Menschen ganz zu beseitigen. Namentlich bot auch in dieser Hinsicht einmal Dancourt seine Beredtsamkeit beim berüchtigten Bischof Harley in Paris, aber hier vergeblich auf. Die Kirche nahm um die Wette Beiträge vom Theater für ihren Armenstock an, und Dancourt stellte nun dem Manne des Himmels Himmel und Hölle und legte ihm die Frage vor: „Wie man Menschen von der Kirche ausschließen, aber doch ihre Beiträge nehmen könne?" „Ach!" erwiderte der privilegirte Heuchler, „ach, lieber Dancourt! Wir haben Ohren Sie zu hören, Hände Ihr Geld zu nehmen, nur nicht eine Zunge Ihnen zu antworten!" Im Laufe der Zeit minderten, verloren oder veränderten sich auch alle diese Geschäfte, und in solcher Art auch die Würde und Bürde eines Theaterredners, dessen Amt zuletzt stets dem jüngsten Schauspieler zugetheilt und auf die bloße Ankündigung der nächsten Vorstellung beschränkt blieb, bis die Sache selbst 1793 ganz aufhörte.

In Deutschland und England und andern Ländern hat sich der Kreis der Pflichten die damit in Paris verbunden waren nie so entwickelt; und folglich läßt sich auch minder nachweisen ob und wie irgend ein solches Verhältniß hier obgewaltet, und wenn es völlig aufgehört hat. Am leichtesten möchte noch in Deutschland bei den kleinen herumziehenden Gesellschaften eine Spur davon zu finden sein. Kaum hier angekommen, muß jede solche schon wieder an einen andern Hafen denken, nach welchem sie nächstens segeln will, und um sich seiner zu versichern, hierbei aber die billigsten Bedingungen zu erzielen, muß der „Permissionnair" dahin abgehen, mit einem E. E. H. Rathe, resp. mit dem Hrn. Bürgermeister das Nöthige mündlich und schriftlich in Ordnung zu bringen. Das Eine wie das Andere setzt Kraft und Gewandtheit voraus, besonders wenn nun noch gar der Hr. Pastor oder Superintendent gefragt werden muß ob Sonnabend gespielt werden darf oder nicht; denn häufig sind für den Thespiskarren selbst solche Dinge Steine des Anstoßes! 77.

Literarische Notiz.

Ein Nachlaß von Wordsworth.

Nach englischen Zeitschriften hat Wordsworth ein druckfertiges Gedicht von 14 Gesängen hinterlassen, welches sein Leben, seinen Bildungsgang und seine Ansichten schildert und seiner Verordnung gemäß von seinem Neffen, dem Doctor der Theologie, Christopher Wordsworth, unter Beifügen etwa zur Erläuterung nothwendiger Anmerkungen herausgegeben werden soll. Beruht die Nachricht auf Wahrheit, so dürfte das Gedicht „The recluse" („Der Klausner") sein, von welchem Wordsworth selbstgeständig in seinem „The excursion" einen Theil veröffentlichte. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 193. —— 13. August 1850.

Christoph Friedrich von Ammon.

(Beschluß aus Nr. 192.)

Daß er ein solches Vorbild nicht gewesen, geht aus seiner Stellung zur protestantischen Kirchenlehre deutlich hervor; in ihr möchte sich kaum ein integrirender Bestandtheil vorfinden welchen er nicht mehr oder minder angezweifelt, modificirt oder gänzlich negirt hätte. Wie geringe, oder daß er vielmehr gar keine normative Bedeutung unsern kirchlichen Bekenntnißschriften beimißt, davon liefert die „Fortbildung" eine Fülle von Beweisen. Sie sind ihm nur historische Zeugnisse des damaligen Glaubensausdrucks der Reformatoren. Wer sie als „Normen der Lehre" ansieht begeht nach Ammon etwas „Abnormes", ja Schriftwidriges. Von der Satisfactionstheorie sagt er: daß „diese psychologisch, moralisch und theologisch verwerfliche Lehre nicht nur unbiblisch, sondern auch ein Ueberrest der jüdischen Sündopfer sei, welcher aus der reinern Religionslehre entfernt werden müsse". Wir wollen die Spalten nicht mit einer Reihe von Citaten füllen, welche alle auf den Beweis hinauslaufen daß die Symbole für Ammon Nichts als ein corpus mortuum gewesen, an welchem das Secirmesser seiner Kritik herumschnitt um eben den Beweis zu liefern daß sie wirklich corpus mortuum seien. Schon das wenige Gesagte genügt um die Erkenntniß zu gewinnen daß Ammon's Glaube dem Kinde glich welches unter den Ruthenstreichen seines Meisters, des Forschergeistes, verkümmern mußte, sowie daß dieser letztere das Prokrustesbett war in welches Ammon wohl oder übel auch die edelsten Schätze unserer Kirchenlehre hineinzwängte. Welche Consequenzen aus diesen Anschauungen Ammon's auf die Verwaltung seines hohen Amtes hätten hervorgehen müssen, darf dem gebildeten Leser nicht erst angedeutet werden; ein Glück daß seine Praxis nicht durchweg mit seinen Theorien im Einklang stand. Dieselbe Erscheinung finden wir auch bei Ammon als Kanzelredner wieder, und ein nicht unbedeutender Theil des gewaltigen Erfolgs, welchen er lange Jahre als solcher gehabt, ist auf Rechnung der feinen Eleganz zu bringen mit welcher er, ohne sich geradezu untreu zu werden oder zu negiren, die Resultate seiner Forschung gegenüber der Kirchenlehre und dem zu keiner Zeit gänzlich geschwundenen Glauben der Gemeinden an dieselbe in mildern Lichte und weniger verwundend erscheinen zu lassen wußte. Von diesem Theile seiner Wirksamkeit, von der Verkündigung des göttlichen Wortes von der Kanzel, können wir nur mit Ehrerbietung reden. Kein Mensch kann anders als er gerade kann; Ammon konnte nur seine Ueberzeugung predigen, diese aber hat er, sei sie nun anerkennenswerth oder verwerflich, mit Eifer, Würde, tiefem Ernste, gewaltigen Rednergaben und einer wahrhaft kunstgerechten Ausbildung und Verwendung derselben unter andauerndem Beifall einer übergroßen Menge von Verehrern gepredigt. Dieselben Tugenden sind, und zwar in erhöhtem Maße, auch an seinen schon früher erwähnten berühmtgewordenen Landtagspredigten zu rühmen. Tausenden von Laien wird der Prediger Ammon in gleich dankbarem Andenken bleiben wie den Männern von Fach der Forscher.

Daß ein Mann wie der vorstehend flüchtig Geschilderte weit über die Grenzen Sachsens hinaus zahlreiche Verehrer sich erwerben mußte, ist ganz natürlich, wenn wir bedenken daß eine jedwede, wenn nicht gerade verletzend extravagante religiöse Richtung, mit Geist, Ernst und Geschick vertreten, ihre Jünger findet. Wie Dresden Ammon schätzte, davon zeugt unter vielem Andern die glänzende Feier seines 70. Geburtstages am 16. Jan. 1836, welcher zugleich durch die an ihm begründete „Ammon-Stiftung" allen strebenden jungen Theologen und Pädagogen unvergeßlich gemacht worden ist. Nachdem am 28. Sept. 1839 Ammon's goldenes Jubiläum seiner öffentlichen Wirksamkeit in großer Anerkennung seiner Verdienste gefeiert worden war, gab sich die unverminderte Verehrung für den Greis nochmals an seinem 80. Geburtstage am 16. Jan. 1846 in einem glänzenden Feste kund, und an seinem 82. Geburtstage 1848, der auf einen Sonntag fiel, konnte der Greis noch in völliger Kraft von der Kanzel zu seinen zahlreichen Freunden reden, welche ihn am Abend dieses Tages durch einen feierlichen Fackelzug ehrten.

Und sollte der Staat mit seiner Anerkennung Ammon's hinter der des deutschen Volkes und des sächsischen insbesondere zurückgeblieben sein? Keineswegs. Während Preußen ihn durch den rothen Adlerorden ehrte, hatte Sachsen ihn zum Comthur des sächsischen

Civilverdienstordens erhoben. Die ehrenvolle Berufung zum evangelischen Bischof in Stettin 1826 lehnte Ammon ab. Wie schon erwähnt war es die verhängnißvolle Maikatastrophe 1849 welche die Körperkräfte des Greises mehr als Alles erschütterte und in ihm den Wunsch seiner Entlassung aus seinen staatlichen Aemtern erweckte. „Unter allergnädigster Anerkennung der von ihm dem Staate und der Kirche geleisteten treuen Dienste" ward sie ihm am 19. Sept. 1849 von dem König bewilligt. „In Anerkennung der von ihm während seiner langjährigen Thätigkeit erworbenen hohen Verdienste" wurde ihm das Comthurkreuz erster Classe des Verdienstordens verliehen, während noch andere außergewöhnliche Anerkennungen von Seiten der in Evangelicis beauftragten Staatsminister auch deren Verehrung für den allgemein Gefeierten darlegten. Und sollte man gegenwärtig und in Zukunft dem Todten versagen wollen was man dem Lebenden so ehrend und willig gewährte? Sollte man aber um der von ihm durch Wort und Schrift verbreiteten Glaubensrichtung willen mit fernerer Anerkennung seines Wirkens einhalten zu müssen glauben, so rathen doch Humanität und Klugheit in gleicher Weise von extremen Schritten ab, welche verwunden, verschüchtern und abstoßen würden, statt zu heilen, Vertrauen zu erwecken und allmälig zu der verklärtern Anschauung des Christenthums heranzubilden, welche ohne gläubiges Festwurzeln auf dem an ewigen Lebensquellen reichen Boden der Schrift als „des Wortes Gottes" nicht denkbar ist. Von Herzen sehnen auch wir uns nach dem Tage von Damaskus, welcher der Kirche die Wiedergeburt ihrer Glieder im Glauben bringen soll, aber wie die Sonne nicht mit einem Zauberschlage, sondern wie sie allmälig in siegreicher Pracht am Morgenhimmel heraufsteigt, so möge auch für uns jene Wiedergeburt ein Sonnenaufgang sein, der alle Uebel erleuchtend durchdringt, der mit dem Lichte zugleich auch segnende Wärme bringt. Mit diesen frohen Hoffnungen blicken wir einer vermittelnden Zukunft entgegen.

Der 2. Dec. 1849 war es an welchem Ammon zum letzten male „Herzliche Wünsche, von deren Erfüllung das Heil der evangelischen Kirche abhängt", zum Thema der Sonntagsepistel Röm. 13, 11—14 wählte und den zahlreichen Zuhörern mit frischem Wort in die Seelen rief. Diese auch im Druck erschienene Predigt ist zugleich das letzte Zeugniß der amtlichen Wirksamkeit des nun Verklärten. Doch sprach er noch kräftige und lichtvolle Worte als ihm am 4. Febr. dieses Jahres im Namen sämmtlicher Geistlichen der dresdener Ephorie eine silberne Votivtafel zum Zeichen ehrender Anerkennung überreicht wurde. Am 21. Mai d. J. ging ihm die irdische Sonne zum letzten mal auf. Sanft und ruhig verschied der Greis um 11¼ Uhr Nachts. Seine letzten Worte „So ist es recht!" richtete er 7 Uhr Abends zu wiederholten malen an seinen ihm das Kopfkissen zurechtlegenden Diener.

Am 25. Mai 7 Uhr Morgens wurden seine sterblichen Ueberreste, nachdem am Abend zuvor die dresdener Gesangvereine unter Fackelschein dem Verewigten ihr Have pia anima! zugerufen, an demselben Tage dem Mutterschooße der Erde übergeben an welchem er einst vor 37 Jahren in seine Amtswohnung eingezogen war. Am Grabe widmete der Consistorialrath und Hofprediger Dr. Franke, der treue Freund und Beichtvater des Verewigten, demselben ehrende Worte des Andenkens, aus denen wir die folgenden um ihrer Uebereinstimmung willen mit oben Angedeutetem hervorheben:

In jener Vielseitigkeit, die jedoch fern von der sonst häufig mit ihr verbundenen Oberflächlichkeit war, liegt auch der Schlüssel zur Erklärung einer Eigenthümlichkeit, die, ob auch unserm Todten oft zum Vorwurf gemacht, dennoch unbezweifelt eine Bedingung seines ausgebreiteten Einflusses gewesen ist; jener unverkennbaren Bemühung unter entgegengesetzten Ansichten Versöhnung und Ausgleichung zu vermitteln. Dieses Geschäft sagte seinem, aller Parteisucht fremden Wesen zu; es war ihm Grundsatz jedes ernste und aufrichtige, ehrliche Streben als ein berechtigtes anzuerkennen; und er verstand seine Zeit zu gut als daß er von dem Kampfe sich gegenseitig ausschließender Streiter, während der Morgennebel den neuen Tag über der Menschheit noch verhüllt, eine befriedigende Entscheidung hätte erwarten sollen; daher die Mäßigung die in seinen Urtheilen, die Schonung die in seinen Aussprüchen lag; daher die edle, nie verdammende, nie verletzende Sprache in seinen öffentlichen Vorträgen, wie ernst sie immer das Heilige behandelten, wie scharf sie auch die Gebrechen des Zeitalters enthüllten; daher die Macht seines Wortes, allenthalben Etliche und somit Viele zu gewinnen; er trieb das Evangelium als das Evangelium des Friedens.

So ruht nun Ammon auf dem Eliaskirchhofe, nicht weit von seines edeln Vorgängers Reinhard Asche, dem großen Morgen entgegen welcher die Entscheidung über alles Menschenwerk zutagebringen wird, und an welchem wir Alle das volle Licht von der Finsterniß unterscheiden werden, um ewig uns des Einen zu erfreuen oder dem Andern zu unserer Qual zu verfallen. Dann wird auch der letzte, leiseste Zweifel geschwunden sein ob Ammon Licht oder Finsterniß säete. Für unsere irdische Zukunft aber wünschen wir daß auch aus Dem worin er gefehlt hat durch Gottes Rathschluß Gutes kommen möge. „Große Leute fehlen auch", mit diesem Wort nennt auch die Heilige Schrift noch Leute groß, selbst wenn sie gefehlt haben. Dies gilt auch von Ammon; in Frieden ruhe seine Asche! „Selig sind die Todten die in dem Herrn sterben, sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach!" Ist er am Ziele seiner Irrfahrten durch das Labyrinth unserer Menschenvernunft in dem Herrn gestorben, den er sein Lebelang gesucht hat, dann wohl ihm, er ist selig gestorben. Wer aber ist kühn genug das Gegentheil zu behaupten?

H. Pabst.

Neue Lieder und ihre Väter.

Heinrich Heine, der kranke Mann mit der gebrochenen irdischen Hülle, äußerte unlängst zu einem Freunde der ihn auf seinem Schmerzenslager besuchte: „Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!" Heine meinte Das freilich echtpoetisch; er dachte dabei an die Vertreter des deutschen Genius und ihre traurigen aufreibenden Schicksale. Günther, Bürger, Kleist, Grabbe, er selbst schwebten ihm vor. Heine hatte nur

den Kopf des deutschen Dichterfluchs gepackt, den Schwanz des Fluchs hatte er vergessen. Der ist aber vom Kopf unzertrennlich. Er lautet dahin: „Die Propheten haben wir gesteinigt, dafür nothzüchtigt uns seit Decennien das Schlechte, das Armselige, das Liederliche, das Gemeine. Die Geister haben wir verkümmern lassen, dafür narren uns jetzt die Gespenster." Und wahrlich, so arg wie sie es jetzt treiben haben sie es nie getrieben. Als exquisitere Vogelscheuche, als markloseres Gespenst hat sich dies Nichts des Geistes, das nur die Poesie lügt, zu keiner Zeit ausgenommen als gerade jetzt.

Es mag Dies seine natürlichen Ursachen haben; allein die Entschuldigung bessert nicht die trübselige Thatsache, und hilft uns über den Ekel nicht hinaus den wir darüber empfinden müssen.

Schlechte Poeten hat es zu allen Zeiten gegeben, aber Etwas hat es früher nicht gegeben was jetzt beinahe als normales Wesen des deutschen poetischen Zustandes angenommen werden muß, und dies Etwas ist es worüber man zuweilen geradezu des Teufels werden möchte. Denn es liegt darin ein so erschreckender Beweis der geistigen Gesunkenheit der Zeit daß es fast keinen niederschlagendern geben kann!

Ich lasse mir das Unaussprechlichste gefallen, wenn es nur so beschaffen ist daß man noch einen leidlichen Ausdruck dafür findet. Man hat wenigstens noch eine Art von Beruhigung solange man dem Unding das da herumläuft einen Namen geben kann. Aber dem lyrischen Unding was jetzt im großen Garten der deutschen Poesie herumläuft, herumfloskelt, herumschwenzelt, herumbramarbasirt, herumeitelkeitelt, und sich über alle Menschenmöglichkeit wichtig thut, Diesem kann man schlechterdings keinen Namen mehr geben als den eines unaussprechlichen Elends und einer wirklichen Strafe Gottes.

Das ist aber noch nicht der wahre Nerv des poetischen Jammers. Der wahre Nerv ist der daß man diese Misere nicht schlechthin als schlecht bezeichnen kann. Vielmehr markirt sie sich selbst als das Nichts von einem Etwas, und Das ist eben ihr Gespenstiges. Sonst zu Lessing's, zu Goethe's, zu Schiller's kritischer Zeit, zur Zeit der kritischen Romantik, zur Epoche der Nicolai, der Merkel, der Kotzebue, der Müllner, der Menzel und wie sie Alle heißen, konnte man die Erscheinungen noch abfertigen, es gab für sie noch Prädicate, man sagte: Dies ist so und so, Dies ist mittelmäßig, Dies schlecht, Dies albern, so singen Tertianer, oder so dichtet man im Irrenhause; man sprach von Naturdichtern, von kritischem Mitleid, von gutem Willen, und daß man geduldig sein müsse u. s. w.: kurz, es fand sich für jedes Atomchen der allgemeinen lyrischen Substanz ein Fächelchen worin es unterzubringen war. O wie schön war es damals!

Jetzt ist es anders. Seitdem die Recensenten nicht mehr Recensenten heißen wollen, liegt der Hase vollständig im Pfeffer. Die Kritik hat beide Augen zugemacht, hat ihre Feder abgestumpft, und will nicht mehr obligat sein. Jede Besprechung eines halben Dutzend literarischer Dummheiten soll ein organisches Ganzes, ein monographisches Kunstwerk, ein integrirendes Moment der deutschen Literaturgeschichte, ein Beitrag zur Culturgeschichte der intellectuellen Menschheit sein. Mein Himmel, Kritik, wenn du Das foderst, so gib uns doch fürs erste Objecte; gib uns — um uns approximativ eines Herder'schen Ausspruchs zu bedienen — wenigstens einen großen Gedanken um unsere „sterbenden" Seelen daran zu erquicken. Aber du reißest ja grausam uns, die wir deuten sollen, noch das bischen Boden unter den Füßen weg; du foderst kritische Organismen, und eben die Objecte sind es, das Was wovon die Rede sein soll, was fehlt. Jede Bestimmung (determinatio) verlangt doch ihr Entsprechendes: die Bestimmtheit. Wo es aber schlechterdings Nichts zu bestimmen gibt, da ist ja Hopfen und Malz verloren.... Da hätten wir den wahren faulen Nerv des heutigen poetischen Jammers. Rem acu.

Diese Poesie (Lyrik, denn ich rede im Augenblick nothgedrungen von der lyrischen Seite der Neustzeitpoesie) ist wie gesagt gar nicht zu bestimmen, weil sie schlechthin Nichts von Allem und von Allem das Nichts ist. Sie changirt in alle Muster; sie ist die wahre Negation aller Negation des Negativen. Sie wäre ganz gut wenn sie nicht so schlecht wäre; sie wäre poetisch wenn sie nicht so unpoetisch wäre; sie wäre descriptiv, contemplativ, philosophisch, didaktisch, naiv, gestaltvoll, plastisch, romantisch-classisch und was sonst noch Alles wenn sie nicht unglücklicherweise von allen diesen Qualitäten just das Gegentheil wäre; sie wäre gemüthlich wenn sie nicht politisirte, genial wenn nicht der Spießbürger herausguckte, geistreich wenn sie es durchsetzen könnte; sie hätte ihre „Momente" aufzuweisen wenn nicht der Antimomente so viele wären; sie wäre sublim wenn nicht der Bauer sie in den Nacken schlüge, originell wenn sie nicht Formen, Wendungen, ja sogar Gedanken (und Das will bei ihr viel sagen) anderwärts borgen müßte; sie wäre vor allen Dingen wahr wenn sie sich nicht grausam selbst belöge, sie wäre deutsch wenn sie nicht (überdeutsch) sogar deutsches Wesen nachäffte: — kurz, sie wäre Alles und obendrein poetisch wenn sie nicht eben von Allem was wirklich poetisch ist nur die Hülse, die Schlacke, die Lüge, die Fratze, die Vogelscheuche und der Hanswurst wäre.

Das ist stark, aber es ist wahr. Denn Das wollen wir uns gestehen: einen tiefern Verfall der geistigen Production kann es nicht geben als wenn sie sogar aufgehört hat schlecht zu sein, wenn sie sogar den reinen Ausdruck des Gegensatzes (vom Trefflichen) verloren hat, und es dahin mit ihr gekommen ist daß sie von Allem was ist nur noch das Aussehen hat. Die deutsche Poesie von heute ist wirklich eine vollendete Lüge!

Man kann auch sagen: der Zustand unserer heutigen Lyrik gleicht dem eines Menschen der noch nicht ganz verrückt ist. Der Unsinn ist allerdings vorhanden, aber er ist noch nicht complet. Es kommt immer noch ein Restchen Sinn dazwischen. Das Unglück ist hier daß die Sprache selbst schon ein denkendes Wesen ist, und daß es selbst dem Verrücktesten nicht mehr gelingen will in ihr absolut unsinnig zu sein. Soweit hätten wir es im Laufe der Zeiten gebracht!...

Inzwischen handelt es sich hier nicht um ein Programm für die deutsche Lyrik, sondern im Gegentheil liegen mir wirklich-öffentlich-leibhaftige, besprochen-sein-wollende lyrische „Erscheinungen" vor, von denen Etwas „gesagt werden muß", und dieser Pflicht getreulich nachzukommen ist der Ehrenpunkt eines deutschen Referenten. Es ist stets der Ehrenpunkt deutscher Referenten gewesen: über Nichts Etwas zu sagen. Darin haben wir Deutsche seit Arminius eine große Force. Der Himmel erhalte sie uns, damit wir doch Etwas behalten!

Doch ich komme zu meiner kleinen lyrischen Welt. Ich unterscheide und gruppire diese Welt in eine Dreiheit. Zuerst solche die eine Farbe zeigen, zum zweiten solche die keine Farbe zeigen, und drittens solche bei denen sich das Weitere finden wird. Man wird mir zugeben daß diese Classification ebenso originell als logisch ist; ich hätte vielleicht noch subtiler „disponiren" können (wie die Theologen sagen); allein der weiteste Mantel ist allemal der beste.

Ehre dem Ehre gebührt! Von denen so Farbe zeigen — und unter „Farbe" verstehe ich natürlich nichts Poetisches, sondern was alle Welt jetzt darunter versteht: den politischen Anflug — eröffne den Tanz ein deutscher Freiherr.

1. Gedichte von H. Scharff von Scharffenstein. Zweite Auflage. Schaffhausen, Hurter. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Hocharistokratische Poesie! Nicht ohne technisches Geschick, imprägnirt mit einigen verblühten Gedanken, aber ohne Wahrheit. Eine ungeheuere gutgeverselte captatio benevolentiae für Alles was von Gottes Gnaden ist. Wenn diese Farben so qualvoll-dick aufgetragen werden, so werden sie widerlich. Daß es eine Poesie des ancien régime gibt wird Niemand leugnen, dann darf sie aber, wie z. B. bei Chateaubriand, den unser Autor ebenfalls in einem überaus matten Gedichte besingt, keinen Augenblick die Wahrheit der Gesinnung verleugnen.

Wenn aber ein Deutscher blos um dem legitimen Princip als solchem einen knüppeldicken Weihrauch zu streuen, den Sohn der Herzogin von Berri in folgender Weise ansingt:

An Heinrich V. (1848.)

Vom Seinestrande schallt die frohe Kunde
Daß frei der Thron der dir von Gott verliehen:
Den frechen Usurpator sah'n wir fliehen,
Und Jubelruf ertönt aus jedem Munde.

Zwar hat das Volk, Ehrgeizigen verbündet,
Von ränkesücht'gen Dienern irrgeleitet,
Dreifarb'ne Wimpel wieder ausgebreitet,
Die Republik zum zweiten mal verkündet.

Doch Frankreichs Edle, die dir treu ergeben,
Sie harren deines Winkes nur, um aufs neue
Dir jetzt zu zeigen die erprobte Treue,
Und deine Lilienfahne zu erheben.

Auch unser Deutschland — blinder Wahn umstricket
Das edle Volk, zum Hochverrath verführet,
Wo Frevler Aufruhr ringsum angeschüret —
Hebt kühn das Haupt, indem es auf dich blicket.

Gib deinem Reich den stolzen Frieden wieder,
Wie einst der große Heinrich ihn verkündet;
Dann wird Europa dankend dir verbündet,
Und dir erschallen laute Jubellieder.

Gib Fried' und Glück dem Volk, das deiner harret,
Ersehnter König, du, der Gottgegeb'ne!
Daß rings des Aufruhrs wilde Flut sich ebne,
Daß der Empörung Lavastrom erstarret.

Europa wird in Bälde dann genesen
Von sogenannter Freiheit irrem Wahne.
Dann wehet überall die stolze Fahne,
D'rauf Friede, Glück und Gottesfurcht zu lesen.

Dann darf auch ich nach deiner Hauptstadt ziehen
Und wiederum vor dir die Knie beugen:
Der Nachwelt wird mein schönstes Lied bezeugen
Daß Frankreichs Thron dem Würdigsten verliehen.

so heißt Das das nationale Bewußtsein des Volks dem man angehört geradezu mit Fäusten schlagen. Lassen wir immerhin die Möglichkeit gelten daß jener dicke Bursche, der letzte der Capets und der fränkischen Könige, durch das Recht der Eroberung wirklich noch einmal den Thron von Frankreich besteige, so ist es auch nicht im entferntesten abzusehen was Dies einem Deutschen nützen kann der nicht zufällig ein deutscher Baron ist. Daß es in Frankreich eine Partei gibt die fest und unabwendig an die Rückkehr ihres Herrn, wie sie ihn nennt, glaubt, wissen wir. Ob sie Fug und Recht dazu hat, Dies zu bestimmen gehört nicht hierher; aber eine armselige Lüge ist es wenn ein deutscher Poet behauptet daß Deutschland „kühn das Haupt hebe" und auf diesen dicken Mann als seinen „Erlöser" blicke. Ferner wissen wir sehr genau, und die Franzosen werden es nicht vergessen haben, was die lange Epoche des „stolzen Friedens" Frankreich eingebracht hat, und wer eine Wiederkehr solch einer Epoche heutzutage für möglich, ja für welterrettend ansieht, dessen Intelligenz wäre zu bedauern wenn wir nicht im voraus wüßten daß wir es hier blos mit Redensarten zu thun haben.

Die vorliegenden Gesänge sind allerdings einem edeln Fürsten, dem Prinzen Friedrich von Preußen, zugeeignet; um so bedauerlicher ist es daß sich hier so raffinirte, und doch so plumpe Mühe gegeben wird den servilen Fuchsschwanz zu streichen.

Hier noch einige Ueberschriften von Gesängen, um wenigstens andeutend zu ergänzen was weiter auszuspinnen sich kaum der Mühe verlohnte: „Ludwig der Heilige", „Im Schloß von Rosny", „Epithalamium. An den Herzog und die Herzogin von Bordeaux", „Chateaubriand", „An Heinrich IV.", „An Maria Theresia von Frankreich, Herzogin von Angoulême", „An den Prinzen von Preußen", „An Friedrich Wilhelm IV." u. s. w. Das letztere Gedicht sucht, wenn hier überhaupt von poetischen Rücksichten geredet werden kann, an Trivialität wahrhaft seines Gleichen. Wenn man Königen schmeicheln will, so sollte es wenigstens königlich geschehen.

Außerdem finden wir in dieser Sammlung noch Sonette die wenigstens „klingen", sogenannte Romanzen und Balladen, und einige Bearbeitungen nach fremden Originalien: Lamartine, A. Chénier, M. Carré und Alfred Vanauld, welche letztere nicht ganz mislungen sind. Ueberhaupt gehört der Autor vorzugsweise zu der Kategorie von Lyrikern für welche die Sprache dichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Sprüchwörter der Basken.

So gering auch die Literatur der Basken ist (der ganze Katalog aller bisher in baskischer Sprache veröffentlichten Bücher zählt noch nicht hundert Nummern), so ward doch schon früh ihren Sprüchwörtern große Aufmerksamkeit geschenkt, und bereits im 17. Jahrhundert veranstalteten zwei Kenner, Voltoire und Oihenart, verschiedene Sammlungen derselben, welche im Laufe der Zeiten sehr selten geworden sind, und durch deren Wiederabdruck (Bordeaux 1847) sich Francisque Michel große Verdienste erworben hat. Diese Sprüchwörter zeichnen sich durch Naivetät, glückliche und treffende Bilder und eine im vollsten Sinne an den antiken Lakonismus grenzende Concision aus. Da sie am besten selbst reden, so wollen wir hier einige der vorzüglichsten folgen lassen. „Der Reiche der keine Freunde hat ist ein Reisender der am Rande des Picatu (ein Abgrund in den Pyrenäen) schläft." „Des Hirten Knechte zankten sich und dadurch erfuhr man wer den Käse gestohlen." „Eine Ente schwimmen lehren." (Eulen nach Athen tragen.) „Ißt der Mund, freut sich der Bauch." „Ancho ist sehr wohlthätig, er gibt den Armen die Füße des gestohlenen Ferkels." „Ein Esel (handelt) als Esel." Im Original sehr lakonisch: „Arstoac arstara." „Zu Baygorri ist das Geschirr irden, als man mich dorthin verheirathen wollte war es golden." „Höre der Erste, sprich der Letzte." Im Original: „Beha lehenic, minsa askenic." „Dem Hunde von zwei Herren hängt der Freßkorb sehr hoch." Im Original: „Bi jaberen horac sarea gora." „Domingo, nimm eine Frau, dann schlafe nach Herzenslust, sie weckt dich schon." „Jede Wöchnerin ist eitel." „Du thust als ob du schlügst, ich schlage wirklich." Im Original höchst concis: „Hie maká nie saká." „Der Faule stand auf um Feuer zu machen und steckte das Haus in Brand." „Die Sonne scheint sehr warm zu Orhi." Antwort: „Ich bin dagewesen und eben erst wiedergekommen." „Orhin ekhia bero." „Han isanie honanis." Gewöhnlich wird nur die Antwort gebraucht. Es bezieht sich dieses Sprüchwort auf eine sehr artige Fabel, die im Munde des Volkes lebt. „Zur Zeit als die Vögel noch sprachen, kam im Winter ein vom Frost fast erstarrter Vogel zu einem Neste und fand es von einem andern Vogel besetzt. Um diesen fortzuschaffen wollte er ihm weismachen daß die Sonne sehr warm auf dem Berge von Orhi scheine, dieser aber erwiderte ihm, seine List durchschauend, er komme eben erst von dort und wisse wohl wie das Wetter dort sei." „Was sagt Der der hinterm Herde sitzt? Was Der sagt der vorm Herde sitzt." Unser deutsches Sprüchwort: „Deß Brot ich esse, deß Lied ich singe." Bei dem Basken haben, wie in Norwegen, der Hausherr und die Hausfrau erhöhte Sitze vor dem Feuer. „Worte sind Weiber, Thaten Männer." „Oel und Wahrheit bleiben oben." „Wasser fließt, Leute reden, Wind weht." Außer den vielen allgemeinen Sprüchwörtern, von deren Charakter die angeführten eine Probe geben, haben die Basken noch viele historische und locale Volksreime und Reden, von denen wir gelegentlich auch einige mitzutheilen gedenken. 72.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 194. —— 14. August 1850.

Aus einem Fürstenbrevier.

Orientalische Despoten zeigen sich selten dem Volk, und wenn es geschieht mit Kleiderpracht und Glanz. Denn Verborgenes und Seltenes wirkt auf die Einbildung, und Jeder wagt darüber nur ein behutsames Urtheil. Es ist schon keck von einem angeschauten Fürsten zu sagen: „Er ist kaum fünf Schuh hoch"; noch kecker war der Spruch: „König Midas hat lange Ohren." Mit Kleidern sich umhüllen damit Niemand die nackte Form erblicke ist königlich, und es hieß aus diesem Grunde von langgewänderten Königinnen Spaniens sie hätten keine Beine. Wenn in unsern Abendländern sich ein Herrscher mit knappen Anzügen den Blicken preisgibt, so kann er Dies im Vertrauen auf seine Legitimität, die auch andere Preisgebungen gestattet; aber er soll nicht zuviel darauf wagen, es sei denn daß er wie König Saul mit ausgezeichneter Länge über Alle hervorragt, oder auf einem schönen muthigen Pferde als kühner Reiter einhersprengt. Mängel solcher Art haben den letzten Ludwigen Frankreichs sehr geschadet.

Schweigen ist besser für Fürsten als reden, und am schlimmsten ist ein Zuviel des letztern. Wie in gemischter Gesellschaft ein Schweigender neben dem Vielredenden als der Weisere gilt, so erweckt ein stummer Herrscher Weisheitsmeinung, weil man von ihm Nichts weiß, und daneben erzeigt er verständigen Leuten großen Gefallen indem er ihnen Worte zu hören erspart:

Monatelang wiederholt von dienstbeflissenen Schranzen.

Allem Rathe zugänglich sein ist unköniglich, denn es drängen sich zu viele Rathgeber um den Thron, und der Rath den man annimmt paßt meistens nicht für die Persönlichkeit, nicht für heute, sondern etwa für gestern oder morgen. Selbst Handlungen der Gerechtigkeit können diesem Nachtheil unterliegen und zu der Frage führen: „Warum nicht früher, warum nicht später?" Octroyirte Verfassungen und Amnestien haben in unsern Zeiten an diesen Fehlern gelitten, ungeachtet Machiavelli sich ihrer annimmt indem er sagt („Discorsi", I, 18): „Wenn in einem verdorbenen Zustande der Dinge noch Etwas zu hoffen ist, so ist es von einem mächtigen Manne der sich vorläufig zum Herrn aufwirft um eine freie Verfassung vorzuschreiben. Auf andere Art ist es unmöglich." Lykurgus und Numa haben Dies verstanden. Deutschlands Zustände sind hinlänglich verdorben um vorgeschriebene Verfassungen nicht zu verschmähen, und es bedarf dazu nicht einer vorläufig zum Herrn sich aufwerfenden Macht — sie ist schon da.

Unsterblichkeit in der Geschichte und bei der Nachwelt suchen — mehr als Namensnennung in der Regentenliste des Landes — ist Fürsten gefährlich; am sichersten führen dazu glückliche Kriege, Blutvergießen, also Drangsale der Völker. Selbst das Huhn im Topfe welches Heinrich IV. von Frankreich unsterblich gemacht hätte wenig geholfen ohne sonstige Kämpfe und sein tragisches Ende. Auch gelingt es nicht unverwandt den Blick auf die Zukunft zu heften, er fährt unvermuthet in die Gegenwart, und verdirbt den Schauenden in Gebrechen und Schwachheiten derselben.

Zum künft'gen Ruhme ist dein Blick gewendet,
Dir däucht die Mitwelt ein durchlöchert Sieb,
Von ihrem Wohl wird Nachwelt nicht geblendet,
Die sieht nur was ihr selber übrigblieb:
Was einst gemalt, gemeißelt, monumentet,
Gedichtdrang, Kunst und Grille schuf und schrieb.
Du bauest dir Unsterblichkeit der Sachen!
Doch sprich, wer konnte dich im Alter machen

Entkönigt, ruhmlos? — Jene Eine konnt' es,
Berlinverjagt, in München hochgeehrt,
Durch Tugend des vertauschten Horizontes
Gekommen von dem Esel auf das Pferd,
Das ungezähmte Südkind, Lola Montes,
Studentenlieb und voll Juwelenwerth;
Die jüngste Augenlust trieb dich von dannen
Im Misverstand von Volk und Allemannen.

Wissenschaft und Kunst geben dem Staate Glanz, sorgen für Bedürfnisse, und werden durch Zwang betriebsamer Anstrengung erworben. Da nun nach Schelling's akademischer Rede Fürsten „bedürfnißlos sind gleich der nichtsbedürfenden Gottheit", und nicht gezwungen werden können während sie selber zwingen: so brauchen sie eigentlich Nichts zu lernen, und königliche Theologen, Historiker, Dichter, Musiker sind bedenkliche Ausnahmen, die getadelt zu werden pflegen wie Heinrich's VIII. und Jakob's I. von England theologisches Wissen, und daß Nero auf der Bühne tanzte wie König David vor der Bundeslade, worüber diesen seine eigene Tochter verachtete (2. Sam., 6, 16). Fühlen etwa die Bedürfnißlosen Be-

dürfniß für solche Dinge, so eilen ihnen Kenner und Meister derselben willig zu Hülfe, die sich ohnehin gern um den Verkehr der Hofhaltungen sammeln. Ein Herrscher findet leicht Leute wie er braucht, ein Ferdinand von Aragonien seinen Ximenez, Heinrich IV. seinen Sully, Kaiser Franz II. seinen Metternich, Napoleon seinen Talleyrand, ja auf andere Art in Spanien Ferdinand (1746) den Castraten Farinelli, und Karl IV. den Guitarrespieler Godoy als Friedensfürsten. Ludwig XVI. schadete die eigene Kenntniß der Geschichte Karl's I. von England, die ihn abhielt Waffengewalt zu gebrauchen, weil er gelesen Karl's Verurtheilung sei erfolgt weil dieser sein Volk bekriegt, und nun glaubte man wolle ihn zu solchem Schritt verleiten. Darum als er nach Entfernung der bewaffneten Regimenter Paris besucht, empfängt ihn Bailly am Thor mit den beschämenden Worten: „Dies sind dieselben Schlüssel welche Heinrich IV. als Sieger gebracht wurden, er hatte sein Volk erobert, heute hat das Volk seinen König erobert." In seltsamen Widerspruch damit geräth die gewöhnliche Prinzenerziehung, welche Kenntnisse aller Art beizubringen trachtet, die stets unvollkommener ausfallen als der Besitz der Eingeweihten, und ein voreiliges Zutrauen zu sich selbst befördern. Macchiavelli behauptet geradehin: „Ein Fürst soll nichts Anderes denken und zu seiner Beschäftigung wählen als das Kriegswesen; denn Dies ist die einzige eigene Sache Dessen der befehlen will."

Witz ist Fürsten nicht zu empfehlen. Aller Witz schlägt Etwas todt, Empfindungen, Vorurtheile, Leidenschaften, Eitelkeiten, Hoffnungen, und ein Fürst soll nur todtschlagen auf dem Schlachtfelde. Selbst der Zwillingsbruder des Witzes, Geist genannt, ist eine gefährliche Gabe, wird vielleicht luftspringern, bettinern; und die Kleinmenschen wollen sich an größere halten um festzustehen. Gerechtigkeit mit ihrer Wage in der Hand braucht einen unverrückten Sitz und krampflosen Arm, damit die Schalen nicht schwanken, und sie ist doch das Höchste und Bleibende für alle Regierungsjahrhunderte.

Von Gottes Gnaden sind alle Menschenkinder, also auch die Fürsten. Weil sie mehr bedeuten als Andere, darf man bei ihnen Gottes Gnade höher schätzen; verderblich ist wenn sie selber es nicht thun. Ein Unbegnadigter übt auch gegen Andere keine Gnade, verwirkt durch Herzenshärte ein milderes Urtheil. Das Vorrecht der Gnade absprechen ist Ruchlosigkeit, die zur Entgegnung auffodert. Wehe dem Staat wo Fürst und Volk ohne Gnade sind.

Geiz ist keine fürstliche Eigenschaft die beliebt macht, eher Verschwendung, selbst in das Maßlose. Denn das Volk hört wenig auf die Ermahnungen der Theologen, „das Ende zu bedenken", welches bei Hofverschwendung doch immer zur Last steigender Abgaben führt. Zwar sind Staatsanleihen und andere Finanzkünste jetzt weit genug ausgebildet um das Ende zu verschieben, und die Unterthanen freuen sich vorab großen Aufwandes, obgleich Freigebigkeit von oben Wenige bereichert, und Steuern Viele drücken; allein hätten manche Fürsten den Ruf des Geizes nicht gescheut, so wären sie von Tadel und Constitutionenenge verschonter geblieben. Sogar entstand ihnen dadurch theilweise die übelste Mischung des Geizes und der Verschwendung, jenen für sich, und diese für den Staatsschatz ausübend, um etwa im Nothfall des Kronverlustes sorglos zu ruhen, und die Schulden dem Lande zu hinterlassen. Dergleichen ist unrühmlich und feige, weil ein weiser Mann wol einsieht daß er sterben wird, ein Fürst aber nicht voraussetzen darf daß er anders als im Tode vom Throne steigt. Napoleon's Königscolonie hat mit ihm selber durch solche Einigung des Verschiedenen und Trennung ihrer Zwecke mehr die Gesinnung thätiger Gewerbsleute als fürstliche Löblichkeit bewiesen.

Regentengrausamkeit ist in Europa nicht heimisch, höchstens ein Anflug davon an seinen asiatischen Grenzen. In Asien dagegen ist sie herkömmlich, und ein Asiate hat gesagt: nur Derjenige sei zum Herrschen berufen der einen lebenden Menschen ohne Gemüthsbewegung mit seinem Säbel in zwei Stücke theilen könne. Milde und Mitleiden gelten im Orient als weibisch und feige, den Sitten gemäß welche das Weib im Vergleich mit dem Manne wegen Schwäche verachten. Grausame Maßregeln indessen erzeugen immer Furcht, und diese schärft den Gehorsam, ohne welchen das Regieren aufhört. Als König Maximilian Joseph von Baiern in München ohne Wache und Begleitung unter die Volksmenge ging, wunderte sich Napoleon, und der König sagte: „Meine Baiern lieben mich"; worauf Jener rasch erwiderte: „Roi de Bavière, il ne faut pas se faire aimer, il faut se faire craindre." Er hatte Recht für sich als gewordener Kaiser, der durch „die einzige eigene Sache Dessen der befehlen will", das Kriegswesen, emporgestiegen war, und im Allgemeinen keimt aus der Furcht wol Liebe, aber nicht aus der Liebe die Furcht, weil die Menschen sich weniger daraus machen Den zu beleidigen welchen sie lieben als den sie fürchten. Macchiavelli fragt ob es besser sei geliebt oder gefürchtet zu werden? und antwortet: Beides sei gut, Letzteres aber viel sicherer, wenn eines von beiden fehlen soll. Dennoch gesteht dieser kalte, selbst Grausamkeiten empfehlende Menschenbeobachter mehr europäisch als asiatisch: die Gunst des Volks sei conservativer als anderes Surrogat, auch leicht gewinnbar, wenn keine Unterdrückung gefühlt werde; das Sprüchwort: wer sich auf das Volk verlasse baue auf Sand, bewähre sich nur wenn der einzelne Bürger zur Hülfe gegen angebliche Kränkungen aufrufe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Lieder und ihre Väter.

(Fortsetzung aus Nr. 128.)

Nord und Süd sind ausgemachte Gegensätze, indeß ausgemachter können sie nicht sein als der ebenbesprochene Junker und der „junge Friese", dessen „Sinn und Sein" wir eben deswegen gleich hinter jenem besprechen wollen. Les extrêmes se touchent; wenn sie nicht wollen, so müssen sie. Vorhin hatten wir den Altfranzosen, jetzt kommt das Naturkind, und was für eins!

2. Des jungen Friesen Sinn und Sein. Von C. H. L. Tannen. Aurich. 1850. 12. 20 Ngr.

Der junge Friese ist ein sonderbares Kerlchen.

Sein Geist ist wach, er kann nicht schlafen,
Ein Dichter schläft nicht, träumet nur!
Er hört wie sich der Zeitgeist reget.

(Was man so gewöhnlich: das Graswachsenhören nennt.)

Er horcht dem Leben der Natur.

(Ja wenn sie Das Alle thäten, mein alter Junge, so hätte ich Nichts dagegen.)

Er kann nicht ruhen, kann nicht rasten,
Erblicket aller Welt Geschick!

(Ludwig von Baiern und der selige Baron Lorenz behaupteten ungefähr Dasselbe...)

Und ist Prophet, er hebt den Schleier,
Wirft in die Zukunft seinen Blick.

(Ganz charmant, wenn es nur draußen nicht so nebelig wäre.)

Jedenfalls, und wie immer es kommen mag, ist aber die Hauptsache: die Unverwüstlichkeit.

Ich führ' ein gutes Leben,
Ein Leben voller Wonn'.
Werd' heut' ich naß vom Regen,
Scheint morgen doch die Sonn'.

Fehl' nie beim Zechgelage,
Solang ich einen Kreuzer hab',
Wo es nur lust'ge Brüder
Bei Bacchus immer gab!

Ich scherz' mit jedem Mädchen
Das freundlich mich anlacht;
Hab' fast in jedem Städtchen
Eine mit Lieb' bedacht.

. . . .

Auch manche schiefe Actuare
Spielen gern mir einen Spaß,
Bitte ich zu vissiren
Meinen zerrissenen Paß.

Mein Hauptgeschäft ist Fechten,
Und immer mein Beutel leer.
Schier der beste Mensch ich wäre,
Wenn nur das Uebel nicht wär'!...

Alter Junge, wir kennen das Uebel; es wird noch besser kommen. Nur Geduld! Inzwischen wenn alle Taschen leer sind trösten wir uns mit der Poesie, die ja für uns Beide wie gewachsen ist: Wir „Kneipen-Natur", leben von der Luft, und machen Sonette. Ich bin der Meinung: wenn man ein „Sonett" wie das nachstehende zustandegebracht hat, so ist es pure blanke Unmöglichkeit zu verzweifeln.

Erhalten hab' ich einen Paß,
Bereise so die Welt.
Bis daß der Ablauf fällt
Und nehm' es ganz für Spaß!

Kehre mich nicht an Dies und Das,
Nicht an die ganze Welt!
Fall' es, wie's auch fällt,
's ist doch immerhin nur Spaß!

So träum' ich, wie's mir gefällt
Und bin ein lust'ger Vogel!
Ziehe singend durch die Welt...

Kommt der Winter in die Welt,
Mach' ich's wie die Zugvögel:
Ziehe hin wo's mir gefällt....

Dieses nennt man ein Sonett. Und nun sage mir Einer ob die deutsche Lyrik nicht der allerweiteste Mantel ist den es seit Olimszeiten gegeben hat! Nähme ich Flügel der Morgenröthe (und der Abendröthe gleich mit) und suchte mir vom äußersten Meer bis zum äußersten Meer alle „Fleckchen" auf welche die Schneider seit Abraham's Zeiten in ihre „Hölle" geworfen, ich brächte wenn ich sie alle zusammenflickte keinen so weiten Mantel heraus als dieser ist. Von den Fürsten, ich sage es mit Bedauern, will der „junge Friese" (ich schwanke noch ob ich ihn für einen Zeugschmied oder für einen Knopfmacher halten soll) äußerst wenig wissen. Ich glaube er wäre im Stande einen deutschen Freiherrn der für Heinrich V. schwärmt auf eine Sichelklinge herauszufodern. Er, die „treue Seele von Zwickau", wird ingrimmig wenn er auf die Fürsten kommt. Es ist ein Glück für diese daß Das nicht oft geschieht, sonst wäre es gefährlich. O deutsche Lyrik, wie weit ist dein Mantel! Die Aristokratie wickelt sich hinein, und die Demokratie auch. Der Mäcen mit seinen 365 Schlafröcken à la Graf Brühl ebenso wie der Ohnehose der es am sonnenklarsten beweist daß alles Eigenthum ein Diebstahl ist. Und nun das Wahre von der Sache. Dieser friesische Handwerksbursche, der in den Tag hineinsingt was nicht gehauen und gestochen ist, meint es doch ehrlich, und redet von der Leber weg mit ursprünglicher Courage. Zum Beleg dafür die beiden Gedichte (zu lang um sie hier mitzutheilen): „An Die die über mich den Stab gebrochen" (S. 208 fg.) und „Für Gottfried Kinkel. Worte an dessen Mörder" (S. 30 fg.). Diese Gedichte, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, geben einen denkwürdigen Beweis, den nämlich: daß wo die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung daist, sich auch ein Schimmer von wirklicher Poesie einstellt. Merkt euch Das, ihr poetischen Lügner die ihr es nicht einmal soweit gebracht habt um über euern Gegenstand warm zu werden!

Gott sei Dank, mit den beiden Schlimmsten wäre ich nun fertig: mit dem Pair und mit dem Proletarier. Was nun kommt ist schon blassere Couleur, kein greller Auftrag mehr, sondern nur farbenspielend. Lyrische Leute des Uebergangs, die sich dafür für desto poetischer halten:

3. Gedichte von Rudolf Menger. Berlin, Hoffmann u. Comp. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese Gedichte sind für Das was in unserm Vorwort bemerkt ist wieder vollständig beweisend. Sie könnten sehr Vieles, und auch wirklich ein Erkleckliches von wirklich Poetischem sein, wenn sie sich nicht eben in jenem vagen Nichts bewegten das doch immer an ein Etwas erinnert. Es fehlt hier nicht an Vers- und Sprachgewandtheit, nicht an jenem Hohlklang, hinter welchem wir abenteuerlich genug immer noch Gedanken vermuthen. Statt dieser — wenn man das Scalpirmesser an die einzelnen Productionen legt — ergeben sich Herwegh'sche Floskeln und Reminiscenzen, und in dem eigentlich erotischen Theil der Sammlung eine affectirteste Heine'sche Liederlichkeit. Wo sich poetische Selbständigkeit versuchen will zu zeigen, da sinken und erlahmen die poetischen Schwingen, und statt der Beweise lyrisch-kraftvoller Geistesjugend stoßen wir auf Symptome „gebrochener Kraft", die eben der schlagendste Beweis sind wie alt unsere heutige Jugend ist.

Ich möchte wieder singen
Wie einst, ein heißes Lied,
Ich möchte wieder ringen
Den Zorn aus dem Gemüth;
Ich möcht' in wilden Jamben
Den Groll aus mir gewittern
Und schleud're Dithyramben
Daß meine Feinde zittern...

Die Sehnen sind zerstochen,
D'rum ist so schlaff der Arm;
Die Kraft ist mir gebrochen,
D'rum jauchzt der feile Schwarm;
Er freut sich meiner Schmerzen,
D'rum ist so bleich die Stirne.

D'rum wählt der Kampf im Herzen,
D'rum fiebert's mir im Hirne! u. s. w.

Also noch nicht einmal über den elenden Weltschmerz wären wir lyrisch hinaus. Das ist traurig. Wir dachten die böse Zeit hätte uns dies alte Siechthum, diesen coquetten Seelenjammer mitfortgenommen. Aber, wie man sieht, spukt er noch, und hier in diesen Poesien, die sicherlich noch einem sehr jungen Manne angehören, spukt er gerade fürchterlich. Man hat eine gewisse Art von Verrücktheit wo der Besessene immer denkt: er wird von Gott weiß wem verfolgt, von alten Juden, von krummschnäbeligen Vögeln u. dergl., ja ich habe einen solchen Bedauernswerthen gekannt den auf Tritten und Schritten Waisenknaben ängstigten; ebenso ist es mit diesen Poeten und ihren Schmerzen: sie sind bei ihnen zur fixen Idee geworden: es wird sich solange belogen bis die Monomanie fertig ist. Von einem consequenten Dichten seiner innern Energie des Gestaltens ist natürlich hier nicht die entfernteste Rede. Manchmal wird ein Anlauf genommen, der Phrasenschwall tönt daß es schrecklich ist, wie in dem Gedicht: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo" (S. 46 fg.), wo es Einen beinahe gemahnen will wie poetischer Flügelschlag:

In den stillen Abendstunden, wenn der Mond durchs Fenster blickte,
Und wie lichte Liebesboten gold'ne Strahlen niederschickte,
In den stillen Abendstunden, wenn des Waldes frische Luft
Nachtigallenlieder zu mir wehte und der Blumen Duft.
O wie klangen mir tief innen Melodien holder Weise,
Bald wie Sturmwind hochaufrauschend, bald wie Westwind süß und leise;
Phantasien, gold'ne Träume, Freiheitshymnen, Minnesang,
Daß das Herz mir weiter wurde, und die Thrän' ins Auge drang u. s. w.

Dann wieder sinkt der in sich haltungslose Liedesgeist zu den ausgemachtesten Erbärmlichkeiten herab, wie etwa in dem Gedicht an Fräulein J. W.

Ich werd' mich bangen nach dem Zänken,
Das mir aus deinem Mund so werth,
Wenn Thee wir oder Kaffee tranken,
Und ich versunken in Gedanken
Die Fragen überhört
Womit du beim Gespräche mich beehrt.

Es wäre unbegreiflich wie nur eine gebildete Sprache solche blühende Albernheiten zutagefördern kann, wenn nicht eben jenes obenangeregte Wenn wäre! Größere, nicht mislungene Dichtungen (leider gibt es für unsern Ausdruck nur solche halbe nichtssagende Prädicate), wie „Im Urwalde", „Das Lied des Verbannten", und die episch-romanzirenden: „König Enzius" und „Die Abencerragen", zeugen von geschicktem Versbau, allein der gestaltende Wille erstarrt hier in dem Bombast der Sprache. Leider muß man gerade Dies von Hunderten deutscher Gedichte sagen, die „man eben nicht schlecht nennen kann".

In diese Kategorie Farbe spielend sind:

4. Vormärzliche Lieder aus Tirol. Jena, Frommann. 1850. Gr. 12. 15 Ngr.

Warum diese Lieder vormärzlich heißen ist nicht abzusehen; sie könnten ebenso gut nachdecemberlich oder sonstwie heißen. Es finden sich darin weder vormärzliche noch nachmärzliche Beziehungen, und tirolisches Leben ist so wenig darin daß man glauben sollte sie seien nur in Jena entstanden von Jemand der von Tirol nicht mehr weiß als daß es dort Berge und Thäler gibt. Dessenungeachtet versuchen diese Lieder, die in Versfolge und Darstellung eine sehr schülerhafte Verworrenheit zutagelegen, nach der und jener östreichisch-zuständlichen Richtung hin zu ironisiren, und was man so sagt: einen Hieb zu geben, weshalb wir sie auch als ins Allerblaßröthlichste spielend noch dieser Rubrik einverleibt haben; allein diese Ausfälle sind so rar und salzberaubt daß man darin kaum das harmlose Lebensbild des Philisters wiederfindet wenn er Sonntags im Bräuhaus einmal sein Müthchen kühlt. Hier ein kleiner Beleg davon:

In statu quo 1846.

Wunderherrlich ist's bestellt
Auf der schönen Erde,
Selbst die stille Alpenwelt
Hat nicht viel Beschwerde.

Denken macht uns keine Noth,
Censorernst verhütet
Daß sich kein Tiroler todt
Ueber Büchern brütet.

O die süße Leckerkost,
[illegible],
Armen Krämern Heil und Trost
Durch [illegible] Zeitung.

Darf von Nordamerika
Und [illegible],
Und dem lieben Großpapa
Recht einfältig pinseln.

Nur vom Volk im Land Tirol
Ist sie mausestille,
Rühmt dafür den Blumenkohl
Und des Düngers Fülle.

So vermögen wir uns kaum
Selber zu erkennen,
Unser Leben ist ein Traum,
Suckertraum von Hennen!

Von des Sandwirths Heldenglanz
Ist uns Nichts geblieben
Als sein alter Rosenkranz,
Wahrlich nicht zu lieben.

Zeugt er auch als Heiligthum
Von dem Schlachtenglücke,
Blieb er doch für Freiheit stumm,
Ward für uns zum Stricke.

Und wir nehmen's gar nicht krumm,
Stille Opferkälber,
Und vergessen feig und stumm
Uns're Siege selber!

Das negative Verdienst gebührt diesen Liedern daß sie wenigstens vom Weltschmerz frei sind. Wenn der Verf. auch kein Tiroler ist, so mag er doch ein gesunder Jenenser sein, dem wir für seinen lyrischen Zustand nur etwas weniger Confusion wünschen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Rivarol über Sprachen.

In seinem „Discours sur l'universalité de la langue française" sagt Rivarol: „Man muß gleichsam in den Sprachen reisen, und nachdem man den Hauch einer jeglichen geschlürft hat, sich in der seinigen verschließen." Es rühmte sich Jemand vor ihm vier Sprachen zu kennen. „Gut, mein Herr", erwiderte der geistreiche Publicist, „Sie haben vier Worte gegen Einen Gedanken."

Der echte Trappist.

Rancé schrieb von Rom an seine Trappisten: „Gardez esilence autant avec vous-mêmes qu'avec les autres...."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 195. —— 15. August 1850.

Aus einem Fürstenbrevier.

(Fortsetzung aus Nr. 194.)

Worthalten und Redlichkeit erkennt derselbe Mann als lobenswerthe menschliche Eigenschaften für einen Fürsten, meint aber ihm sei damit nicht auszukommen, er müsse sich darauf verstehen die Bestie zu spielen, den Fuchs und den Löwen; er dürfe sein Wort brechen wenn das Gegentheil schade; die Menschen taugten wenig, und hielten gleichfalls nicht Wort, er müsse sich nur gut verstellen, den Schein von Tugenden annehmen — was auch Aristoteles in seiner „Politik" (I, 11) griechischen Tyrannen empfiehlt —, die Menge sei so einfältig, und vom Eindruck des Augenblicks abhängig daß sie stets hintergangen werde; Papst Alexander VI., der nur an Betrug dachte, habe immer Leute gefunden die sich anführen ließen; es bringe Nachtheil bleibend redlich zu sein, aber es zu scheinen und Worte darauf einzurichten sei ungemein nützlich; der große Haufe halte es allemal mit dem Scheine und dem Ausgange; die ganze Welt sei voll von Pöbel, und die wenigen Klügern kämen blos zum Wort wenn es dem großen Haufen, der in sich selbst keine Kraft hat, an einer Stütze fehle u. s. w. Ganz nach derselben Ansicht hält Davila der Katharina von Medici eine gewaltige Lobrede. Wiewol die Regierungsweisheit Vieler vor Machiavelli diese Grundsätze kannte, und nach ihm seiner Anweisung folgte, ist doch kaum etwas Verderblicheres für Monarchen ausgedacht. Sei es daß die Völker minder einfältig, oder daß eine größere Entrüstung über Unredlichkeit allgemeiner geworden: für unsere Zeiten hat diese politische Lehre den Sturz der ungeheuersten Macht herbeigeführt und jede kleinere Herrschaft untergraben. Napoleon, der kein Sklave seines Wortes sein wollte, und vielleicht wie Talleyrand die Sprache für ein Mittel hielt Gedanken zu verbergen, gelangte dadurch nach St.-Helena; ungeachtet man sich alle Mühe gab ihm zu glauben, und wiederholte male ihm wirklich glaubte, bis die Unmöglichkeit davon sonnenklar wurde. Hat späteres Unglück Monarchien betroffen und Keime desselben in alle Staaten verweht, so ist Dies hauptsächlich darin zu suchen daß ein Glaube an Unredlichkeit sich festgesetzt der stärker als der theologische unsere Zeitgenossen beherrscht, und das Gewicht der Legitimitäten und Erbreiche schwächt. Gelänge es dem schwer zu erwartenden Geschick diesen Glauben in sein Gegentheil umzusetzen, so würde eine voreilige Sucht nach Republiken sich mäßigen die noch keine Beweise ihrer Sinnesart gegeben, und bei denen gleichfalls die Lehren des Italieners Eingang finden könnten. Sagt dieser doch selbst: ein Fürst müsse Alles vermeiden was ihn gehässig oder verächtlich machen kann; er wird aber Beides durch Zweizüngigkeit und Lüge, die man bei Hochgestellten nicht finden will, wenn man sie etwa dem niedrigen Loose und der Unbedeutendheit verzeiht. Tugenden sind offen und betragenschlicht, Laster versteckt und gekünstelt; daß sie heucheln müssen was ihnen fehlt zeugt gegen sie.

Vor Schmeichlern sollen Fürsten sich hüten. Was ist aber Schmeichelei? Das ursprüngliche Verdienst der Prinzen ist geboren zu werden; deswegen schmeicheln ihnen schon die Ammen, und fahren mit Säuglingen im Viergespann. Beginnt der neue Erdenbürger zu sprechen, so wird der Hof entzückt und stellt den Antrag die Worte drucken zu lassen; wächst der junge Herr heran, so schmücken ihn Ordensbänder und glänzende Anzüge, man sorgt für Wohlleben und Genuß, seine Schönheit und Lieblichkeit sind Gegenstand aller Gespräche. Später kommen Lehrer und unterrichten ihn in gefälligen Dingen des Wissens, als Sittenrichter wird höchstens Fénélon's sammetweicher „Telemach" aufgefunden, wenn nicht eine Kalypso den Mentor aussticht, oder ein unterhaltender Gespiele für erbauliches Beispiel des Zöglings die Streiche erduldet welche dieser verdient. Gelangt der Erwachsene endlich zur Regierung, so öffnet sich eine Zauberwelt der Armida und Alcina, deren Schönheit, Lügenpalästen und Gärten Rinaldo und Ruggiero zwar durch Flucht und zauberbannenden Ring entgingen, wofür aber dem Regenten die unmögliche Flucht und der Enttäuschungring fehlt. Vergeblich ist es daher die Fürsten vor Schmeichelei zu warnen, weil sie eine durch Prosawaffen unangegriffene Feenwirklichkeit vor sich sehen und ihr glauben. Wenn ein kaiserlicher Redner in Frankreich sprach: „Gott ruhte als er Napoleon geschaffen", und ein deutscher Redner seinen König „gleich der nichtsbedürfenden Gottheit bedürfnißlos" nannte, so konnten wol andere Zuhörer über die niederträchtige Schmeichelei Unwillen fühlen, die Geschmeichelten selbst nicht; denn sie fanden darin nur eine aus dienstwilligem Eifer etwas stark ausgedrückte Wahrheit.

Ob Frömmigkeit sich für den Thron eigne scheint unentschieden. Fürsten wurden gelobt und getadelt, die fromm waren und die es nicht waren. Das Nachtheilige liegt im Regierungsgebrauch, wie Ludwig's XIV. Dragonaden, das Vortheilhafte im Privatgebrauch und dessen vorbildlicher Sitte. Wenn Friedrich II. Jeden nach seiner Manier selig werden lassen wollte, und sich selbst um Seligkeit wenig kümmerte, so hat er das Nachtheilige vermieden und das Vortheilhafte erkannt. Man denke übrigens nicht daß die eigene Manier selig zu werden ausnehmend erfreue, da die Mehrzahl der Menschen immer eine fremde sucht, und durch Erziehung dafür vorbereitet wird. Weil Fürsten selten sich und den Thron unterscheiden, sondern vielmehr beide zusammenfallen lassen, so wissen sie auch selten den Vortheil des Privatgebrauchs der Frömmigkeit vom Nachtheil des Regierunggebrauchs zu trennen.

Als Friedrich Wilhelm andachtsvoll begehrte
Die Spaltung solle ruh'n vor seinem Thron,
Und was Calvin, was Luther, Zwingli lehrte
Verschmolzen werden in die Union:
Was war's das den gewünschten Zweck verkehrte?
Ein Acteneifer für Religion,
Der streng behielt was einmal ihm gegeben,
Und schlechterdings als Einer wollte leben.

Wankende Legitimitäten suchen Stützen bei der Kirche als der alten legitimen Macht und Gemüthsherrschaft. Allein die Kirche verbirgt — oft ihr selber unbewußt — eine demokratische Grundlage daß alle Menschen vor Gott gleich sind, und zwar sündig, demnach der Buße und der Gnade Gottes bedürftig, was gegen Bedürfnißlosigkeit streitet. Nur solche Herrscher mögen sich ihrer Hülfe bedienen die sie nicht brauchen, wie seiner Zeit Napoleon; Andern bereitet sie arge Verwickelungen und Händel, die sehr geeignet sind den Boden der Souverainetät zu unterhöhlen, und die Menschen aus bestimmten Fugen des Staats in unbestimmte Weite eines himmlischen Reichs zu führen, worin sich Erdengewalten auflösen. Freilich sagte Christus: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist": aber er hat nicht hinzugefügt „was des Kaisers sei", wonach eben Revolutionen fragen.

Revolutionen verändern die Schwerpunkte des Staats, Legitimität verliert ihre Geltung, findet nicht mehr die ausgezeichneten Leute, und ein Fürst soll dann sich selber helfen, was er, der für den Thron Geborene, unmöglich kann, was seine Erziehung nicht voraussah, was die Umgebungen des Hofs erschweren. Fähigkeiten scharen sich im feindlichen Lager, wollen für sich, nicht für Andere thätig sein, die Revolution erzieht schnell ihre Kinder, und zwar für den Bedarf, nicht für Bedürfnißlosigkeit. Wenn auch durch den Wandel der Dinge Legitimität sich wieder emporhebt, so erscheint sie anders als vorher, und urkräftiger; weniger dadurch daß sie Nichts vergessen und gelernt als dadurch daß die Völker viel vergessen und mehr gelernt. Restauration erringt ihre Haltung durch Müdigkeit der Revolution, welche wenn sie sich ausgeruht allmälig vorige Kräfte restaurirt.

Cosmus von Medici ward Herzog von Florenz (1536), „beruhigte das Volk, bezähmte die Widerspänstigen, besänftigte die Gemüther, schmeichelte dem Talent, beschenkte, versorgte, verehrte Alle die Ansprüche machen konnten, erhob funfzig solcher Männer zu Staatsräthen mit hohem Range und starker Besoldung, dafür sie sich um Nichts bekümmern durften". Ein treffliches Mittel gegen Umwälzungen, aber anwendbarer bei einer Stadt mit mäßigem Gebiet als für größere Reiche, in denen nicht Funfzig sondern Tausende auf den Staatsrath harren, deren Thätigkeitsdrang noch obendrein mit Nichtsthun unbefriedigt bleibt. Früher war in Florenz eine von fünf zu fünf Jahren eintretende außerordentliche Maßregel eingeführt, nämlich die Anspruchvollen aus der Stadt zu jagen, sonach constitutionnelle Revolution regelmäßig zu erneuern.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Lieder und ihre Väter.

(Beschluß aus Nr. 194.)

Ich komme jetzt zu den Farblosen, nur zwei an der Zahl (denn der Leser erlaubt mir meiner eigenen Classification und Logik zu folgen), deren Farbe also die reine Couleur der Poesie selbst ist, es wenigstens sein sollte.

5. Libellen von Guido Fritsch. Breslau, Trewendt. 1849. 8. 15 Ngr.

Der Verf. wird es mir verzeihen wenn ich ihn ebenfalls einer weltschmerzlichen Pulsader zeihe. Er singt:

Nicht was ich leide darf der Welt ich sagen,
Es liegt zu tief im halbgebroch'nen Herzen ...

Und was denn? Es sind nicht „die Schmerzen ungestillter Liebe", auch nicht „des Ruhmes ungezähmte Triebe", sondern ein „Skorpion mit tausend Nadelspitzen" hat den Dichter erfaßt, und will nicht von ihm lassen. Hr. Guido Fritsch sieht voraus daß er unterliegen wird, denn für Das was ihn verzehrt gibt es keine Selbstbeherrschung; es ist — ein „grenzenloses Hassen". Wie hier Guido Fritsch haßt, so haßt Niemand und Nichts in der Welt, absolut gar Nichts, und es ist nur zu verwundern wie „soviel Haß im kleinen Herz wol Raum hat". Wer wissen will wie dieser Haß beschaffen ist Der muß, so heißt es, „die Rose fragen", die erst freundlich um sich blickte und nun plötzlich von rauher Hand gebrochen wird. Ferner, um das Wie dieses Hasses zu ergründen soll man die Lerche fragen wenn sie im vollsten Singen von dem tödtlichen Blei des Jägers getroffen wird. Dagegen ist naturgeschichtlich zu bemerken daß Lerchen nur tropisch geschossen werden, nicht in natura. In natura fängt oder streicht man die Lerchen (leipziger z. B.), um sie im Herbst zu verspeisen, was unserm Autor nicht unbekannt sein kann.

Abgesehen davon stellen wir die Frage auf: Was haßt denn eigentlich unser Autor? Psychologisch-kritisch ist Dies nicht zu ergründen. Vielleicht aber gibt theilweise das nachstehende Sonett darauf Antwort:

Sie sagen immer daß ich eitel wäre

(Sie werden wahrscheinlich auch Recht haben.)

Auf meine Verse, suchte zu gefallen
Durch sie den Frauen und den Mädchen allen —
Was schadet Das wol meiner Dichterehre?

(Nichts, gar Nichts, denn wo Nichts ist hat der Kaiser sogar sein Recht verloren.)

Wenn ich nur Phantasiegebilde male,
Sich der Begeist'rung Ströme schnell ergießen,
Und Veilchen hier, Schneeglöckchen dort entsprießen,
Bleib' ich der Perlen trock'ne Muschelschale,

Empfinde kaum wenn schüchtern sie entstehen,
Und mich nur leise um ihr Dasein flehen,
Denn alles Prunken hab' ich stets vermieden.

So mögen immer sie die Schale schelten;
Wenn nur die Perlen Einer werthvoll gelten,
Bin mit der Eitelkeit ich gern zufrieden.

O über Sie kleinen meuchelmörderischen Schäker! Wenn Sie mit der Eitelkeit zufrieden sind, wozu tischen Sie uns denn den Weltschmerz auf? Spiegelberg, ich kenne dich nun ein mal für alle mal! Auch nachstehendes „Madrigal" ist schön:

Landsberger Liedertafel.

Bescheid'nes Wintergrün
Das in dem kalten Saale
Bei kargem, dunklem Lampenstrahle
Soll üppig weiter blüh'n!
Wie können deine Lieder
Wol steigen in die Herzen nieder,
Wenn nimmermehr darf schlagen
Auf deine Tafel je
Die Stimmgabel — O weh!
Warum? so hör' ich fragen:
Die alte Jungfrau verbietet es nur,
Sie verliert sonst gleich ihr — zu früh Politur.

Mit diesem Welträthsel, das nur in Landsberg verstanden werden kann, scheiden wir von Hrn. Guido Fritsch und gehen über zu Hrn. Rudolf Hirsch:

6. Irrgarten der Liebe. Von R. Hirsch. Wien, Gerold. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Also ein im Irrgarten der Liebe rhythmisch, metrisch, versfertig, glacé-papiert und -behandschuht umhertaumelnder Cavalier, und zwar einer von der ersten Sorte. Hr. Hirsch ist ein lyrischer Gentleman, Das wissen wir von früher. Sein lyrischer Stil ist geleckt, wiewol etwas wunderlich, capriciös und eigen, was die Formen und Wendungen betrifft. Hirsch besitzt eine Eigenthümlichkeit die ihn integrirend-charakteristisch von hundert Lyrikern unterscheidet, die nämlich daß seine Bilder stets auf der Gedankenjagd begriffen sind. In Bildern ist unser Poet stark und kühn, und wenn nur die Hühnerhunde tüchtig stehen, so werden sich auf dieser ewigen Jagd endlich auch die Gedanken finden. Dessenungeachtet ist dieser „Irrgarten der Liebe" das Beste was unser Autor bisjetzt gegeben hat, weil es sich nämlich hier, wo es sich nur um halb oder ganz eingebildete glacirte Liebesgefühle handelt, mit Gedanken sehr wohlfeil wegkommen ließ. Darum sage ich nicht mit Unrecht daß der Verf. hier in seinem Elemente ist. Das Thema der Liebe ist hier siebenzig mal variirt, und manche dieser Variationen sind insoweit trefflich gelungen als Das überhaupt für Liebe gelten kann was halbpoetische Schriftstellereitelkeit, die den ewigen Garten deutscher Lyrik für ihr weibisch meublirtes Boudoir ansieht, auf Frauen und Frauenthum zu appliciren beliebt.

Trotz dem Allen: Fiat justitia. Unser Autor ist in seinem „Irrgarten", wenngleich auf seine labyrinthische Weise, vorgeschritten; den Vers hat er jetzt so leidlich, denn um einen Donatschnitzer wie z. B.: „Ach, als du gingst, ich werd' es stets gedenken", muß man nicht rechten. Auch über die Floskeln ist unser Autor bereits hinaus. Das Stadium in welches ihn diese neue Arbeit (und eine solche ist es) gefördert hat ist vielmehr das der Wendungen und Windungen, und wenn er sich aus diesen Wendungen und Windungen allen — in einem Irrgarten gibt es bekanntlich deren sehr viele — herausgewunden haben wird, so wird es anscheinend möglich sein ihn in einem zierlich decorirten Vorhimmel oder limbus infantum unserer deutschen Zukunftslyrik auf angemessene Weise zu placiren. Bei dieser Aussicht und Hoffnung haben wir indeß „noch einen Wunsch, noch ein Verlangen", das nämlich: daß sich der Dichter der allzu häufigen und allzu gewagten Metamorphosen enthalten wolle. Denn gesetzt er folgte diesem Hange sich zu metempsychosiren als einem unwiderstehlichen, so würden wir ihn zuletzt dem Geschick einer wirklichen Seelenwanderung, ja Seelenvernichtung complet preisgegeben, und in diesem Fall uns gänzlich aus den Augen entschwinden sehen. Auch in einem Irrgarten gibt es noch Gesetze, und selbst in einem solchen muß man es übertrieben finden wenn der Verf. (als potenzirter Philadelphia) ein mal sich „zerstört", das andere mal sich „angstverzehrt", das dritte mal „knickt", dann wieder sogar „zerstückt" (vergl. das Gedicht 59), endlich sich „in eine Truhe einhämmern" (Nr. 60) läßt, dann, wieder ausgehämmert, sich in einen Alp verwandelt, der „zur Nacht die Geliebte drücken will" (was ich für einen Lyrishman der eleganten Schule beiläufig zu natürlich finde), dann wieder stracks vom Alp zum „Regenbogen" wird, nach welchem die Geliebte die Hände ringen soll! Tredame! Das ist dem schönen Geschlecht zuviel zugemuthet, und steht, soviel uns bewußt, in keinem Cavalierkatechismus. Jedermann hat seine Ansicht. Nur für einen Theil gefällt der Dichter da am besten wo er, allen Anlaufs vergessend, nur so ganz im naivsten Unschuldstone hintändelt wie z. B. in dieser Phantasie Nr. 38:

Aus deinen kornblumigen Blicken,
D'rin Wahrheit mit Träumen vermählt,
Viel Märchen entgegen mir nicken
Von Morgenlands Dichtern erzählt.

Ei Liebe ist ewiges Blühen,
Ei Liebe ist ewiger Mai; (ei, ei!)
Es ziehen des Lebens Mühen
Wie luftige Schatten vorbei.

Wir spielen so herzige Spiele
Wie Kinder, und sind so froh,
Sind ferne dem Weltgewühle —
O blieb' es doch immer nur so!

Leider macht sich Dies einmal nicht hier unter dem wechselnden Mond; indeß man sieht hier wenigstens ein Wie und Wo, und hat „sei Freud dran", und ist mindestens sicher daß man sich in diesen Wendungen nicht verirren kann.

Man pflegt sich insgemein das Beste zuletzt aufzusparen, Das machen schon die Kinder so, an welche uns der vorige Autor soeben glücklich erinnert hat: auch diese verzehren das am meisten bezuckerte Stück Kuchen immer zuletzt. So sind wir denn diesem Beispiel gefolgt, und haben uns die beiden nachstehenden Büchlein, die wir auf die eben ausgestandene lyrische Dürre als nicht uninteressant bezeichnen müssen, bis zuletzt aufgehoben. Also ohne weitere Classification citiren wir schließlich noch:

7. Komische Gedichte und Vorträge von J. F. Rüthling. Gesammtausgabe. Nebst einer Biographie des Verstorbenen, und einem interessanten Briefwechsel mit Seydelmann. Potsdam, Janke. 1850. 8. 12½ Ngr.
8. Räthselbüchlein von Mises. Leipzig, G. Wigand. 1850. 16. 10 Ngr.

Das erstgenannte dieser Büchlein interessirt um der Persönlichkeit willen, von der es als Reliquie betrachtet werden kann. Der im vorigen Jahre verstorbene Schauspieler Rüthling stand noch mit den Wurzeln seiner künstlerischen Bildung in der Fleck-Iffland'schen Zeit; die Kunstjünger von damals werden auf den deutschen Bühnen jetzt schon sehr selten. Fleck selbst hatte Rüthling aus der Taufe gehoben, und in der unvergleichlichen Schule der ebengenannten Unsterblichen ist Rüthling herangereift. Von 1811 an — er war 1793 geboren —, wo er sein erstes etatsmäßiges Engagement mit dem damaligen Director Iffland abschloß, bis zu seinem Tode hat er die berliner Hofbühne nicht verlassen. Der Cyklus der Leistungen

Rüthling's war allerdings ein beschränkter; in diesem aber war er unvergleichlich. In allen Rollen des trockenen Humors (und fast nur solche gehörten ihm an) war er unübertrefflich, und es ist allbekannt daß Raupach seine immerhin doch bühnenclassischen Tills eigens für ihn geschrieben hat. Dabei war Rüthling ein ganz vortrefflicher, anspruchsloser Mensch, ein Biedermann im vollen Sinne des Worts, und so ist mir, der ich mit dem Künstler gerade in seiner blühendsten Periode befreundet war, das Durchblättern dieser lyrisch-humoristischen Kleinigkeiten, mit deren Recitation Rüthling die ihm befreundeten Privatcirkel zu erheitern pflegte, und von denen nur ein kleiner Theil seiner eigenen Production angehört, eine recht wehmüthige Erinnerung gewesen. Die meisten dieser Sachen — von andern Komikern ebenfalls hier und dort aufgetischt — sind bekannt; viele sind nur für das berliner Publicum, mit welchem Rüthling allerdings sehr vertraut war, von Interesse, einige doch sind, wie z. B. „Die Zahl Drei" (S. 100) — zu lang um hier mitgetheilt zu werden —, von wirklich geistreicher und gediegener Humoristik. Die kurze Correspondenz zwischen Rüthling und Seydelmann, die dieser Sammlung voransteht, hätte, obgleich sie Beiden keine Schande macht, und einen treffenden Blick in Beider Charakter thun läßt, füglicher wegbleiben können. Dies miserable Hinter-den-Coulissen-Intriguiren wird leider noch nicht sobald von den deutschen Bühnen verschwinden; allein interessiren können solche Rencontres piquirter Künstlergemüther, zumal wenn sie auf einem reinen Nichts beruhen wie hier, Niemanden mehr. Von besonderm Interesse dagegen dürfte für Manchen die Schilderung von dem großen Brande des berliner Schauspielhauses (19. Juli 1817) sein, die der Biograph Rüthling's aus dessen eigenen Papieren mittheilt, und bei welchem der Künstler, der damals die Stelle eines Theatersecretairs bei der dortigen Hofbühne bekleidete, mit Mühe und Noth sein Leben rettete.

Anlangend schließlich das „Räthselbüchlein von Mises", so wüßte ich nicht wem, der seine fünf Sinne (ich meine natürlich die geistigen) auf echtsinnvolle Weise üben, stärken und ergötzen will, man eine erwünschtere Gabe verehren könnte! Wir kennen Alle den verdienstvollen und geistreichen Gelehrten der hinter diesem Pseudonym steckt, und haben seiner sinnigen, ausschlürfenden und ausdeutenden Dichtweise, die auf keinem Blatt ihren orientalischen Anhauch und die Rückert'sche Geistesverwandtschaft verleugnet, schon manche belebende Stunde abgewonnen. Auch in diesen Räthseln, die (hier nur gesammelt) bereits in der „Illustrirten Zeitung für die Jugend", und in mehren Jahrgängen von Nieritz' „Volkskalender" u. s. w. vorgekommen sind, weht dieser allesausspürende orientalische Hauch, und gibt ihnen einen abweichenden, wir wollen sagen: tiefsinnig-tändelnden Ausdruck. Es sind dies überhaupt Räthsel die man nicht sowol als Aufgaben zum Rathen als vielmehr als zergliedernde Reproductionen lebendiger Ideen und Objecte betrachten muß. Dies ideelle Wesen in den anscheinend gleichgültigsten und gewöhnlichsten Dingen herauszuschlürfen, und in ein alle Phasen ihrer Existenz erschöpfendes Bild zu bringen, ist eben das Verdienst und das wirklich Poetische bei diesen Räthseln, die allerdings schon eine thätigere und geübtere Phantasie, manche sogar bei der Verschlungenheit ihrer Beziehungen eine wirkliche Genialität des geistigen Spürsinns voraussetzen. Man muß deshalb eine große Mehrzahl dieser Räthsel, um sie wirklich in das Einzelnste zu genießen, von hintenvor lesen und lösen, nämlich zuerst die Auflösung und dann das Räthsel, was wir dem Leser besonders bei den längern sehr empfehlen wollen. Zum eigentlichen Errathen sind manche dieser Räthsel allerdings fast zu schwierig; andere dafür wieder, bei ganz erschöpfender Ausmalung, concipiren sich leicht. Zu den poetischsten gehören — da eine Mehrzahl mitzutheilen der Raum verbietet — das Räthsel Nr. 11.

Der Genius der ohn' Erbarmen
Des Lebens schönste Blüte knickt,
Dort hat er in der Mutter Armen
Das einz'ge Kindlein todtgedrückt;
Nun steht sie an dem grünen Hügel,
Der es verschließt auf immerdar,
Aus ihrer Augen blauem Spiegel
Blickt still das erste Silbenpaar.

Das zweite Paar such' zu besitzen,
Denn unvergleichlich ist sein Schutz,
Mag Zeus auch selber droh'n und blitzen,
Entgegen trittst du ihm mit Trutz;
Zum Liebchen läßt's dich sicher schleichen,
Vom Nebenbuhler ungekannt,
Und gehst du Gaben still zu reichen,
Verdeckt's die Wohlthat deiner Hand.

Zwiefachen Sinns, schleppt hier das Ganze
Dem Tode nach sich schwarz und schwer.
Fliegt neuem Leben, neuem Glanze
Voran dort leicht und sorgenleer.
Zwar wie ein Schatten ist's zu schauen,
Sogar im hellsten Sonnenschein.
Doch kannst du sicher darauf bauen
Daß dann ein ganzer Sommer dein.

[Trauermantel.]

Und dann das Doppelräthsel Nr. 66 und 49:

Nr. 66.

Ein weißer Vogel kommt geflogen,
Geflogen über Meer und Land;
Bei Steg und Nacht ist er gezogen,
Da greif' ich ihn mit meiner Hand.

Nun heb' nur an dein Lied zu singen!
Ich harrte lange schon darauf —
Er schweigt; da brech' ich ihn zu zwingen
Ihm seinen rothen Schnabel auf.

Nr. 49.

Ich bin ein Grab, stumm und verschwiegen
Am runden Denkmal über mir
Erblickst du in erhab'nen Zügen
Bald Schriftwerk, bald Symbol als Zier.

Wol and're Gräber sieht man grünen;
Ich scheine nur ein Beet von Schnee;
Auf andern Gräbern flattern Bienen,
Hier scheint es ging der Krähen Zeh'.

Willst du der Geist soll mit dir sprechen
Der in dem Grabe kam zur Ruh',
So gilt's das Denkmal aufzubrechen,
Deß Zauber ihm den Mund schließt zu.

Die Auflösung beider Räthsel ist „Brief". Es bedarf wol nicht erst der Hindeutung wie tief und schön hier die wahre Symbolik des Räthsels erfaßt ist.

Ueber die Genesis dieser Räthsel äußert sich der Verf. im Vorwort so: „Zuerst geselliges Spiel, dann die Muße einer langen Krankheit welche ernstere Beschäftigungen ausschloß, endlich eine Art Gewöhnung an diese leichte Selbstunterhaltung hat den Stoff zu diesem Büchlein anwachsen lassen. Möchte sein Gebrauch ebenso dienen Diesem und Jenem bessere Stunden auf eine leichte Weise zu verkürzen als mir die Abfassung desselben für manche schlimme Stunde diesen Dienst geleistet hat."

Das wird es leisten. Dem Verf. aber wünschen wir von ganzem Herzen daß in dem Maße wie er noch vieles Liebliche in dieser Weise spenden mag und wird, sich auch die „schlimmen Krankheitsstunden", denen sein lebendiger Geist dergestalt trotzgeboten hat, vermindern mögen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, Nr. 196. 16. August 1850.

Aus einem Fürstenbrevier.

(Beschluß aus Nr. 195.)

Guizot nennt die Demokratie den Götzen Frankreichs. Jedes Land, jede Zeit haben ihre Götzen; mit ihnen in offenen Kampf gerathen ist gefährlicher als ein Kampf wider Gott. Heimliches Bestreben kann besser gelingen, nur muß man die Priester einlullen mit Opfergaben, gestickten Gewändern und geduldigem Anhören der Feiergesänge. Alles wird Spreu wenn sie List und Furcht merken, darum muß Ehrlichkeit dabei sein, Versprechungen und Verträge müssen gehalten werden: auch ein Götze in seiner Ungestalt verbirgt doch einen unbekannten Gott. Kraft zeige sich im Hintergrunde, nicht Schwäche; die erstere erwirbt, wenn auch beargwohnt, immer einiges Vertrauen, und beleidigt nur tödtlich wenn sie zur Unzeit schroff hervortritt. Nach dem Zeugniß Plutarch's verfuhr Solon als geschickter Götzenpriester, versprach insgeheim den Armen Gütertheilung, den Reichen Erhaltung rechtlichen Besitzes; doch ihm fehlte die Macht, und Athener wurden bald unzufrieden; Pisistratus bemächtigte sich der Gewalt, und ließ Solon ungehindert gegen sich reden, zog ihn sogar in seinen Rath, viele Einrichtungen desselben billigend, und das Meiste beibehaltend. Das war klug und ehrlich zugleich.

„Il est difficile de savoir, en quoi la plus grande partie des hommes s'accordent", schreibt W. Temple. Wer dies Schwierige überwindet, die Gesammtgesinnung der Volkszahl erforscht, oder durch glückliche Eingebung sie erräth, Der gewinnt für die Zeit ihrer Dauer große Erfolge; allein die Uebereinstimmung wechselt wie alle Einheit des Seins in eine Vielheit des Werdens sich zertheilt. Auch hat jede Universalmeinung einen Hinterhalt, der anfänglich verborgen erst später an das Licht tritt und die Erfolge vernichtet. Pius IX. ergriff Gemeingedanken der Römer, und erlangte die höchste Stufe ihrer Gunst und Verehrung; durch Meinungswechsel und Gedankenhinterhalt verlor er Beifall und Herrschaft. Nur wenn ein Fürst unnachgiebig das Ergriffene festhält, und es wider den Wechsel der Menge und deren Hinterhalt behauptet, kann er dem Erworbenen Dauer verleihen; selbst Eigensinn wird geachtet und Despotismus nicht immer gehaßt. Uebrigens ist die allgemein gemachte Uebereinstimmung der Menschengaben leichter zu erkennen, wie Temple glaubt; denn sie bezieht sich auf behagliches Wohlsein, bequemen, genußvolle Bedürfnißlosigkeit. Wer dazu die Mittel fände wäre ein Götze der Götzen.

> Laßt Milch und Honig in den Strömen fließen,
> Und Bier mit Wein aus Brunnen sich ergießen,
> Gebrat'ne Tauben in die Mäuler fliegen,
> Und Brot mit Schinken auf den Wegen liegen —
> So werden communistisch alle Wirren enden,
> Und Arbeitstheorien im Nichtsthun sich vollenden;
> Man braucht nicht Königthum und Republik,
> Das Paradies von Adam kehrt zurück;
> Denn Proletarier und Reichthum sind vergessen,
> Das Volk ist frei und gleich im Saufen und im Fressen.

Ganz falsch behauptet Machiavelli: „Wie Diejenigen welche Landschaften aufnehmen in die Ebene herabsteigen um die Gestalt der Berge und Höhen zu fassen, und auf die Berge steigen um die Thäler zu beobachten, so erkennen die Großen am besten die Natur des Volks; um aber die Fürsten zu kennen muß man aus dem Volke sein." Wie also? Fürsten haben keine Menschenkenntniß weil sie alle Umgebungen in Uniformen sehen, und nach deren Abzeichen alle Unterschiede der Einzelnen messen. Daraus erwächst blos eine Kenntniß der Abstufungen vom Heeresrang und den Regimentern, wie von Geschäftszweigen und deren Vorständen. Auch das Gleichniß von Landschaften ist übelangewandt: denn die Großen auf den Bergen sehen Alles im Luftnebel und Vogelblick, keine Gestalt gerade vor ihnen stehend in Thalbeleuchtung und deren Klarheit. Auch wird ihr Höhenblick schweifend und unstät, wodurch sie selber nach Labruyère immer von Einem zum Andern hinübergleiten. Das Volk aber sieht die Fürsten auf Gebirgen nur durch Ferngläser mit Farbenrändern.

Ein Anti-Machiavelli ward geschrieben von einer Königsfeder. Das gelang im Bewußtsein von Legitimität, welche Alles leichtmacht, und der Italiener hatte ja das Nichtlegitime vor Augen. Sobald deswegen Legitimitäten wandern, kann etwas Machiavellistisches auftauchen, und die Widerlegung desselben vergessen. Schulen zankten über das Rettungsbret im Schiffbruch ohne ihn zu erleben; wer ihn erlebt greift nach dem Bret ohne Rücksicht auf Inhaber oder keine: Noth hat kein Gebot;

aber ob die Bretschwimmer aus der Brandung das Ufer erreichen, steht in Frage.

Platon hielt am glücklichsten für einen Staat wenn Philosophen regierten, oder die Regenten Philosophen würden. Er hat das Erste nicht erlebt, weil der römische Marc Aurel noch nicht zu seiner Geschichte gehörte, und hat das Zweite in Sicilien am Dionys umsonst versucht. Uebrigens muß er unter Philosophie sich etwas Anderes gedacht haben als neuere Zeiten aufweisen; denn obgleich die frankfurter Reichsversammlung in Vorschlag brachte jeden Deutschen zum Kaiser wählbar zu achten, wobei sich doch ein Philosoph treffen ließ, ist bisjetzt keiner Kaiser geworden, und die Philosophen Ruge und Kapp verzichteten sogar auf ihre Stimme zur Wahl. Platon demnach war im Irrthum für sich und für uns.

Aufklärung ist zugleich Abklärung, Trübes in der Mischung sinkt zu Boden. Wenn nun die höchste Gewalt wie bei Orientalen Verhülltes sucht, mit verbergenden Gewändern Eindruck macht, so ist natürlich den Inhabern derselben jede Enthüllung zuwider, und unaufgeklärte und unabgeklärte Volksgedanken sind ihnen angenehmer. Jedoch hat man deswegen sie mit Unrecht als Feinde der Unterthanen angesehen; was bleibt an Menschen die man aller Hülle entkleidet, und deren Geistfarbigkeit von aller Poesie zur nüchternen Prosa herabsinkt? Nacktheit und abgestandenes Wasser.

Diplomatie ist eine willkommene Hülfe für Regenten die noch nicht wissen was sie wollen, oder die ein Anderes wollen als die Tagesstunde gestattet. Verschiebung der Gedanken und arrière pensée sind kluge Erfindungen für trübe Verhältnisse. Napoleon brauchte Diplomatie wenn er sehr gut wußte was er wollte, und ward doch am Ende von ihr besiegt. Den Völkern bringt sie Segen durch Langsamkeit und Papierverschwendung; weil während derselben die Leidenschaften sich abkühlen können, und sie treulich das Staatswohl in ihre Sprache aufnimmt, welches durch öftere Wiederholung sich dem Gedächtnisse eindrückt und den Glauben daran stärkt. Neuern Demokraten ist sie gründlich verhaßt, und es wäre nicht unmöglich — da Gegensätze sich berühren — daß aus dem Haß einige Liebe hervorwüchse.

> Preis sei der Kunst Verhandlung einzuleiten,
> Diplomatie von Zünftigen genannt,
> Sie dreht das Wort, und winket hin von weiten
> Wohin sie will, wie auf verbot'nes Land;
> Der Kundige wird wieder dreh'n und deuten
> Bis ihm die wahre Meinung wird bekannt.
> Man liebt es in der Irre sich zu sehen,
> Und Freude macht verstand'nes Misverstehen.

Wie in jedem achtbaren Menschencharakter Einiges unterdrückt werden muß, rohe Sinneslust, schmuzige Gewinnsucht, aufbrausender Zorn, bitterer Haß und Neid: so muß auch in jedem wohlgeordneten Staate, dem „Leviathan" des Hobbes, Etwas niedergehalten werden, das Grobe, mit Fäusten beweisende Uebermüthige und Unverständige der ungeschlachten Volksmasse. Das von dieser Art im Staate Auftauchende bezähmten die Alten durch Sklaverei, Helotenerniedrigung, Verbannung; ein milderes Christenthum hemmt es durch Predigt der Buße, der Demuth, des Gehorsams und der Hoffnung künftiger Seligkeit; wenn beide Mittel versagen bricht es ungestüm hervor, und verzehrt wie den sittlichen Charakter des Einzelnen so die gesetzliche Haltung des Staatenlebens. Christliches in Heidnisches umzuwandeln ist der neuern Zeit unmöglich, Regeneration in solchem Sinne wäre Degeneration, und humane Theorien der Arbeit und des Genusses werden ohne heidnische oder christliche Hülfe Nichts ausrichten. Dem Losreißen von Scholle und Glaubensgenügen folgt vogelfreie Unbändigkeit des Begehrens, Nichtachtung der Gesetze und ständiger Herrschaft, im wüsten Geschrei besitzloser freibeuterischer Tagesredner herausfahrend, ohne persönliche Theilnahme materieller Interessen, des Handels und der Gewerbe — Druckenlassen und Zeitungsabsatz ausgenommen —, Preßfreiheit fodernd für Leute die kaum schreiben oder lesen, und abstracte Gemeinbeschlüsse für Männer die nicht abstrahiren: welchem Unwesen nur etwa Belagerungszustand des gesammten Staats ein Ende macht.

Einleuchtend scheint der Machiavellistische Spruch: „Hauptsächlichste Stütze aller Staaten, der alten wie der neuen, sind gute Gesetze und tüchtige Kriegsmacht. Gute Gesetze können nicht bestehen ohne gute Kriegsmacht, diese aber setzt gute Gesetze voraus." Gewiß hat in neuerer Zeit die Ueberlegenheit des Feuergewehrs und der Kanonen für innere Ruhe und Bestand der Gesetze viel genützt, zumal wenn diese gut waren. Woher aber bei schlechten die bessern? Fehlt doch unsern Zeiten nach einer bekannten Aussage historischer Rechtskenntniß zur Gesetzgebung der Beruf, und dann wird die Pulvererfindung gebraucht von Solchen die das Pulver nicht erfunden haben. Neue Verhältnisse fodern neue Einrichtungen, Dem kann sich kein Staat entziehen, selbst wenn das Alte gut gewesen. Man geräth daher mit jenem Spruch in einen Gedankencirkel von Weisheit und Gewalt, in welchem jene ohne diese, und diese ohne jene verwerflich oder unwirksam sind. Verkehrt sucht die jüngste politische Heilswissenschaft beide in den untersten Hefen der Gesellschaft, und verlangt doch daß diese von oben gereinigt und veredelt werden sollen, mithin auch Nichts taugen, geräth also in einen neuen Gedankencirkel. Ist das Menschengeschlecht verurtheilt sein Denken stets im Kreise zu bewegen?

Geschlossene Verbindungen für Regierungsangelegenheiten sind in einem werdenden Staate natürlich, dem gewordenen und bestehenden nachtheilig, sowol Monarchien als Republiken. Wie geheime Verschwörungen aus Parteidrang erwachsen, so auch die öffentlichen Clubs und ihr Beginnen; diese wie jene halten sich für die Stimme des Volks und rechnen auf deren Gewalt. Mit ihnen kämpfte Venedigs Staatsinquisition und die moderne Polizei; Frankreichs jüngste Republik sucht gegen sie Gesetze, während die älteste von ihrer furchtbaren Macht zertrümmert wurde. Gute Staatsordnung kennt nur einen Gemeinclub, nämlich den der Verfassung; besondere Vereinigungen, außer für besondere Zwecke welche

das Allgemeine nicht stören, sind Geschwüre, Zeichen daß Etwas faul ist im Staatskörper und der Heilung bedarf, die von sorgloser Vernachlässigung nicht zu erwarten.

In unserer Zeit haben Regierungen zuviel regiert, haben Organisationen auf Organisationen folgen lassen, Ministerien auf Ministerien, Zölle auf Zölle, Kreisgrenzen auf Kreisgrenzen, Gerichtssprengel auf Gerichtssprengel, Polizeien auf Polizeien, vermuthlich um dem Aenderungsgelüst des Volks einige Befriedigung zu geben. Allein dadurch wird ein unbestimmtes Wählen unvorsichtig in die höchste Macht verpflanzt, die Gewohnheit des Staatsdaseins zerstört, welche zur Erhaltung der Legitimität am meisten beiträgt, und wenn nun außerdem manche Maßnahmen eine verhüllte Absicht verrathen freie Selbstbewegungen zu beschränken, so ist der Beifall verscherzt. Joseph's II. Reformen waren Vorspiele der Französischen Revolution, von Manchen gepriesen, Vielen unbequem, Allen aufregend. Wäre Aufregung allgemein geworden, dann würde starres Festhalten gefährlicher als vorsichtige Nachgiebigkeit die etwa einen Sturm beschwört.

Jede Gewalt ist übergreifend im Königssaal wie in der Paulskirche. Man hielt daher zahme Könige und Constitutionen ersprießlich, und hoffte gegenseitig das Wilde beider zu sänftigen, was auch zum Theil gelang.

> Du sahst es, Ludwig, deine treuen Stände
> Begehrten Klöster weniger als du;
> Jedoch wenn ihren Wunsch gehört die Wände,
> So ließen das Geschehene sie zu;
> Dann ward dir mit der Wechselreden Ende
> Dreijährige durch Nichts gestörte Ruh';
> Sie mochten ferner hinterher begaffen
> Was du gebaut und Freude bringt den Pfaffen.

Allein auf die Dauer ist Dies unzureichend ohne einen gemeinschaftlichen Käfig guten Herkommens, welchen Großbritannien fand, und Frankreich wie Deutschland vermissen. Unglücklich nur daß ein Zimmern desselben mehr Generationen braucht als Wochentage, und die Bänder nur Haltbarkeit gewinnen durch Zeitverlauf, der an ihnen gezerrt. Wie Himmel und Erde Gewährleistung ihres Bestehens haben durch die Zeit in der sie bestehen, so auch das Sein jeder Regierungslegitimität durch die Zeit in der sie geworden, obgleich ihr Jüngster Tag früher eintreffen kann als das Tausendjährige Reich.

Annehmen oder Ablehnen ist eine Frage. Man brachte Ludwig XVI. eine Constitution, und Geschichtschreiber urtheilten er hätte ablehnen sollen und davongehen. Neuerdings bringt man außer Constitution auch Kaiserthum zur Vorlage, und die Urtheile schwanken. Ablehnung scheint wider die Natur der Könige, Annahme bedenklich, wenn neben Krone und Scepter Bänder und Spinneweben auffallen als Sinnbilder von Hemmungen und Feindschaften. Freilich werden die Bänder vielleicht nicht strenge angezogen, oder vertrocknen und vermodern, auch sind die Spinngewebe wol abzukehren; allein jene können doch zum Binden brauchbar bleiben, sowie diese den Glanz des Scepters und der Krone überwuchern. Englands Uebermuth aus seinem Käfig hervor nennt die Kaiserkrone of gilt gingerbread, und das Deutsche Reich a bubble empire, soll man lachen oder weinen? Es bietet sich dadurch für Politik eine der schwersten Aufgaben, weil deren erster Grundsatz sich versagt zu sehen was ist; weil nur Symbole, Möglichkeiten und Vermuthungen vorliegen, denen keine Geschichtsweisheit und menschliche Weissagung gewachsen. Unser oft zu Rath gezogener Italiener entscheidet freilich leichthin: „Alle bewaffneten Propheten haben Sieg davongetragen; die unbewaffneten sind zugrundegegangen"; aber sind Siege immer die Begleiter der Waffen? Göttliche Eingebung gibt etwa den Ausschlag, und deren ist nur der Entscheidende selber sich bewußt.

* * *

Seitdem Obiges geschrieben worden, erfolgte auf die Frage des Entweder-Oder eine Antwort im Weder-Noch. So sehr Dies auch Manche überrascht, betrübt und stört, ist es dennoch dem Gange menschlicher Geschichte und Gedankenerwägung nicht unangemessen. Man frage sich ob unsere Welt die beste oder schlechteste, ob unsere Wissenschaft die reichste oder dürftigste, unser Zeitalter das weiseste oder thörichtste, ob Kaiserthum oder Republik das glücklichste oder unglücklichste sei, und die Antwort wird allemal lauten: weder das Eine noch das Andere. Nur bei Demjenigen was über die Menschheit hinausliegt verschwindet ein Wahlbedenken des Entweder-Oder mit der Verneinung des Weder-Noch; der Himmel ist Seligkeit, und die Hölle Heulen und Zähneklappen. 16.

Persischer Charakter.

Nach der Schilderung des Verfassers von „The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris, carried on by order of the British government, in the years 1835, 1836, 1837; by lieut.-col. *Chesney*, commander of the expedition" (4 Bde., London 1850), wovon zur Zeit nur der erste und zweite Band erschienen sind, ist der persische Charakter folgendermaßen zusammengesetzt. „Viele der schlechtesten Eigenschaften des Menschen", heißt es, „sind dem Perser beigelegt worden, und allerdings ist seine rücksichtslose Unbesonnenheit an und für sich eine Wurzel welche viel schlechte Schößlinge treiben muß. Er ist notorisch ein Verächter der Wahrheit und im gewöhnlichsten Verkehr ein Betrüger. Im Privatleben kennt er keine Scham, im öffentlichen keine Schande, und kann er der Strafe entgehen, gelten die schurkischsten Kniffe für erlaubte Mittel seinen Zweck zu erreichen. Er ist ein wüster, liederlicher Schlemmer und ebenso abergläubisch als in religiösen Dingen ein Heuchler. Auch ist er ein treuloser Freund, voll Vorurtheile und rachsüchtig. Seine geringern Fehler sind Geschwätzigkeit und eine Prahlsucht welcher er sogar seinen persönlichen Comfort und Reinlichkeit aufopfert. Er zeichnet sich durch ein dogmatisches und egoistisches Benehmen aus und verbindet damit ein hochmüthiges Wesen gegen Untere und — was bei solchen Menschen meist der Fall zu sein pflegt — hündische Kriecherei gegen Obere. Dieses dunkle Gemälde hat indessen eine Lichtseite. Infolge seiner Artigkeit gegen Fremde und einer anscheinenden Gastfreiheit macht das erste Zusammentreffen mit ihm einen günstigen Eindruck, obschon das Anerbieten seines Hauses nicht mehr bedeutet als eine ähnliche spanische Redensart. Dabei hat er einen schnellen Umblick, ist gesellig, witzig und freundlich, lebhaften Geistes, vertraut mit den Formen der Artigkeit und in Sachen der Wissenschaft und Kunst gewissermaßen neugierig, auch in der Religion ziemlich tolerant, sobald nicht seine vorgefaßten Mei-

nungen gegen die Sunnies *) ins Spiel kommen. Obschon jetzt nicht wie in den Tagen des Cyrus auf Wasser und karge Kost beschränkt, ist der Perser im Essen mäßig und vollkommen im Stande sein faules Haremsleben mit der angestrengtesten Thätigkeit zu vertauschen und letztere unter den größten Entbehrungen fortzusetzen. Sein Muth ist zwar nicht Nummer Eins, doch fehlt es ihm nicht daran wenn es gilt. Das Waffenhandwerk steht bei ihm wie vor Alters im höchsten Ansehen, und soll ein einzelner Zug hervorgehoben werden einen Charakter zu bezeichnen dem nicht zu trauen und der gleichwol nicht verächtlich ist, so wäre es der daß der Perser sich fleißig im Felde übt und gegen benachbarte Stämme Razzias ausführt. Wie der Kurde und Turkomane sitzt er fast immer zu Pferde, und von Kindheit ans Reiten gewöhnt ist er einer der besten Reiter. Gewiß thut es ihm Niemand in Geschicklichkeit der Führung nach, wenn er steile felsige Berge hinanreitet, welche die meisten Menschen zum Reiten für unzugänglich erklären würden. Die Bakhtiyari und andere Stämme, die in einer Art von halber Unabhängigkeit auf den Bergen wohnen, sind auch vortreffliche Reiter; aber jeder persische Mann oder Knabe ist ein vollendeter und versteht es namentlich auf dem Pferde zu laden und zu schießen. Gleich seinen parthischen Vorfahren dreht er sich, wenn verfolgt, um und feuert seine Flinte ab. Dann sprengt er in gestrecktem Galop davon und hängt auf der einen Seite dergestalt vom Sattel nieder daß das Pferd den größern Theil seines Körpers deckt. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Perser in raschem Reiten sich herabbeugt, ein Schaf oder einen viel kleinern Gegenstand aufhebt und in unverminderter Schnelligkeit davonjagt." 8.

*) Sunnies sind diejenige mohammedanische Sekte deren Lehren in der Türkei vorherrschen, und entschiedene Gegner der Shi'ahs, welche die in Persien vorragende orthodoxe Partei ausmachen.

Bibliographie.

Halleur, H., Das Leben der Neger West-Afrika's mit Rücksicht auf den Sklavenhandel. Ein Vortrag gehalten am 21. April 1850. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Hellmar, H., Der Patronat nach Preußischem Landes- und Provinzialrecht und die Versuche seiner Aufhebung. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 20 Ngr.

Kaempf, S. I., Ueber die Bedeutung des Studiums der semitischen Sprachen, eine Antrittsrede gehalten am 17. April 1850. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 6 Ngr.

Koczizka, F., Die Winter-Campagne des Graf Schlik'schen Armeekorps 1848—1849. Olmütz. Gr. 8. 2 Thlr.

Kotzenberg, H. W. A., Armin oder die teutoburger Schlacht. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. Bremen, Geisler. 8. 20 Ngr.

Kützing, F. T., Die Naturwissenschaften in den Schulen als Beförderer des christlichen Humanismus. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 18 Ngr.

Löhner, L., Reden gehalten am österreichischen konstituirenden Reichstage. Mit einem Vorworte. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Löwe, F., Eine Dichterwache. Stuttgart, Hallberger. 16. 18 Ngr.

— — Lieder aus Frankfurt. Ebendaselbst. 16. 18 Ngr.

Nedbál, F. J., Kritische Bemerkungen zur Broschüre: Feldzug der Ungarischen Hauptarmee von Theoph. Lapinsky. Hamburg, Nestler u. Melle. 8. 12 Ngr.

Prihonsky, F., Neuer Anti-Kant, oder Prüfung der Kritik der reinen Vernunft nach dem in Bolzano's Wissenschaftslehre niedergelegten Begriffe. Bautzen, Weller. 12. 15 Ngr.

Die Psalmen, oder Preisgesänge Davids und anderer heiligen Männer des alten Bundes. Uebersetzt und kurz erläutert von J. Aigner. Augsburg, Rieger. 8. 15 Ngr.

Das Puppenspiel vom Doctor Faust. Zum erstenmal in seiner ursprünglichen Gestalt wortgetreu herausgegeben mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten. Mit Holzschnitten. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. 8. 15 Ngr.

Ritter, C., Ueber räumliche Anordnungen auf der Aussenseite des Erdballs, und ihre Functionen im Entwickelungsgange der Geschichten. Vorgetragen in der Akademie der Wissenschaften am 1sten April und in der öffentlichen Sitzung zur Feier des Leibnizischen Jahrestages. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 15 Ngr.

Robert, L., Das schwarze Kästchen. Eine wunderbare Historie. — Das Töpferhaus. Eine Wintergeschichte. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr.

Schaefer, J. W., Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. 3te verbesserte Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schaffrath, Die Rechts-Gültigkeit der Reichsverfassung vom 28. März 1849 zur strafrechtlichen Beurtheilung der Kämpfe für dieselbe. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 10 Ngr.

Spindler, C., Lustige Geschichten für ernste Zeit. Weltansichten, Historien und wunderliche Bekanntschaften vom Touristen Theophil Langenstrick, genannt „Grand Fusil." Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ueber Metall- und Papiergeld und die Täuschungen des Banknoten-Systems. Nach dem Englischen von C. G. Allhusen. Kiel. 8. 5 Ngr.

Wolbeding, J. E., Zeitbilder. Erzählungen aus dem Volke für das Volk. 1ste Sammlung. Leipzig, Pönicke. Gr. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Grau, J. A., Tiroler Alpenkränzchen oder Charakterzüge und Schilderungen aus der Tiroler Landesvertheidigung des J. 1848. Innsbruck. 1849. 8. 4 Ngr.

Köbner, J., Die Gemeine Christi und die Kirche, eine Widerlegung der von Hrn. Archidiaconus Lührs herausgegebenen Schrift „Die Wiedertäufer." Hamburg, Oncken. 8. 2½ Ngr.

Die Männer der Gegenwart. Neue Folge. III.: Heinr. v. Gagern. Eine biographische Skizze von M. Duncker. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Meisel, Die jüdische Synagoge und die freie christliche Gemeinde. Eine Beleuchtung ihres Verhältnisses zu einander. Nebst gutachtlichen Briefen vom Oberrabbiner Frankel in Dresden und vom Rabbinatsassessor M. Sachs in Berlin. 2te Auflage. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Ministerium Stüve und der erste Hannoversche Landtag von 1849. Heft II.: Der erste hannoversche Landtag. Hannover, Pockwitz. Gr. 16. 10 Ngr.

Pelz, E., Wie können wir eine bessere Zukunft herbeiführen? Erster Vorschlag für den einzelnen Menschen und die Familie. Leipzig, Matthes. 8. 1½ Ngr.

Pfeil, Graf L., Die politische Nacht. Ein Wort an preußische Männerherzen. Leipzig, Müller. Gr. 8. 6 Ngr.

Ristić, J., Kurze Charakteristik des geistigen und sittlichen Zustandes von Serbien. Heidelberg, Rieger. 8. 5 Ngr.

Schünhoff, H., Aus der freien Gemeinde zu Bremen. Zwei Reden gehalten vor ihr und nach Gemeindebeschluß dem Drucke übergeben. Bremen. Gr. 8. 4 Ngr.

Weck, J. M., Die gebeugte Kirche. Bremen, Geisler. 8. 3 Ngr.

Ein Zeugniß über die hohe Bedeutung des Christenthums, aus dankbarem Herzen für's Leben und durch's Leben begründet, als Erwiderung an die Anhänger der freien Gemeinde zu Bremen auf deren zwei nach Gemeindebeschluß dem Drucke übergebene Reden. Bremen. Gr. 8. 3 Ngr.

Ziak, J. E., Ueber Religiosität und vernünftigen Wunderglauben. Eine vor gebildeten Zuhörern in der Charwoche 1850 zu Troppau abgehaltene Altarrede. Ratibor. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 197. — 17. August 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Vierter Artikel.*)

Wir hoffen voraussetzen zu dürfen daß sich die Leser d. Bl. noch erinnern in unserm letzten Artikel eine Besprechung derjenigen Druckwerke gefunden zu haben die als urkundliche Zeugnisse für die Thätigkeit des frankfurter Parlaments vorlagen, und wenden uns nun angekündigtermaßen sofort zu der Geschichtschreibung desselben. Fassen wir diese in ihrem weitesten Umfange, so scheint es angemessen Dasjenige an die Spitze zu stellen was die sinnlichste und unmittelbarste Anschauung zu vermitteln vermag, und deshalb auch die Werke der Kunst in den Kreis der literarischen Besprechung zu ziehen.

Da finden wir denn zuerst Ansichten und Grundrisse der Paulskirche, auf welchen letztern der Sitz jedes einzelnen Abgeordneten bezeichnet ist. Ihnen schließen sich die zahlreichen Bildnisse an welche von allen irgend namhaften Mitgliedern, von den hervorragendsten in großer Anzahl erschienen sind; am zahlreichsten sind wol die von Robert Blum und Heinrich von Gagern. Soweit uns ein Urtheil möglich ist, haben wir die bei Schmerber in Frankfurt nach Biow's Lichtbildern erschienenen Brustbilder als die ähnlichsten und ausdrucksvollsten gefunden, namentlich empfehlen wir allen Verehrern Gagern's das nach Biow gearbeitete Blatt als das beiweitem ähnlichste welches uns vorgekommen ist. Als ein geschlossenes Ganzes von nicht geringem künstlerischen Werth der Ausführung erwähnen wir:

Album der deutschen Nationalversammlung nach Seib's Lichtbildern von A. Hasselhorst, P. Winterwerb u. A. Fünf Lieferungen. Frankfurt a. M., Zügel. 1849. Folio. 15 Thlr.

Neben diesen, der Geschichte unmittelbar dienenden Kunstwerken können wir andere Kunstleistungen nicht unerwähnt lassen, die ein bedeutendes Theil Phantasie zu ihren Leistungen hinzubrachten, diesen jedoch nur in einer ganz bestimmten Richtung den Zügel schießen ließen: ich meine die Caricaturen, deren während der ersten vier Monate der Nationalversammlung nicht nur sehr zahlreiche, sondern darunter auch wahrhaft meisterhafte erschienen. Man hat sich vielfach misbilligend über diesen Kunstzweig ausgesprochen und nur eine Nachäffung französischer Frivolität in ihm sehen wollen; wir können diese Ansicht nicht theilen, da schon die wirklich künstlerische Ausführung mancher dieser Blätter von der französischen Behandlungsweise wesentlich abweicht und ihnen bleibenden Werth verleiht. Wer könnte leugnen daß die beiden zu gleich traurigem Loose bestimmten Abgeordneten Blum, den Franzosen die Bruderhand reichend, und Lichnowski als stattlicher Hahn Darstellungen gefunden haben die ihr ganzes Wesen bündiger darstellen als manche seitenlange Schilderung; und Gagern's ganze Persönlichkeit tritt kaum in irgend einer Zeichnung mit Wort oder Stift so klar hervor als auf dem höchst ergötzlichen Blatte, wo er dem trefflichen Soiron eine etwas handgreifliche Vorlesung über die Geschäftsordnung hält. Als Urheber vieler die Linke betreffenden Caricaturen hat sich Hr. von Boddien mit soldatischer Offenheit bekannt. Nachdem es einmal soweit gekommen daß jedes hervortretendere Parlamentsmitglied mit den nöthigen Caricaturen bedacht wurde, ja die allgemeine Verbreitung manches Namens erst mit und durch diese Witzblätter stattfand, hörte für die Betreffenden aller Grund auf sich verletzt zu fühlen; ja indem allmälig eine ganze Parlaments- und Reichsmenagerie von Canarienvögeln, Hyänen, westfälischen Stieren u. s. w. entstand, leitete gerade diese Hervorhebung komischer Seiten auf heilsame Weise die Erbitterung ab, die sonst wol noch leichter und rascher zwischen den entgegengesetzten Parteien platzgegriffen hätte. Es mußten aber eben deshalb diese persönlichen Caricaturen ein Ende nehmen, als es mit dem 18. Sept. bis zum Messer gekommen war. Von diesem Tage an verschwindet die frühere Caricatur fast gänzlich; es tritt aber an ihre Stelle eine andere Art, welche allgemeine Begriffe personificirt und auf diese Weise typische Gattungscharaktere schafft, als deren Vorbild der wohlbekannte Staatshämorrhoidarius der „Fliegenden Blätter" anzusehen ist. Als classisches Werk dieser Art haben wir anzuführen:

Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur Constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main von A. von B. Sechs Hefte. Frankfurt a. M., Zügel. Gr. 4. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Der Text zu diesen meisterhaften Federzeichnungen

---

*) Vergl. den dritten Artikel in Nr. 168 u. 169 d. Bl. D. Red.

ist eine Schöpfung von Hrn. Detmold und wiegt dessen gesammte ministerielle und diplomatische Thätigkeit um ein sehr Bedeutendes auf. Es handelt sich hier nicht um eine geschichtliche Persönlichkeit, auch nicht um eine bestimmte politische Partei, sondern das Ganze ist das getreue Conterfei jener schofeln Gesellen wie sie das J. 1848 leider so vielfach producirt hat, die aus gespreizter Eitelkeit und miserabler Gesinnungslosigkeit zusammengesetzt sind. So ist es denn nur eine gerechte Anerkennung des Künstler mit Schreib- und Zeichenfeder daß die Worte „Piepmeyer" und „piepmeyern" sich schnell eine ziemlich verbreitete Aufnahme in den Wörterschatz unserer Sprache erworben haben.

Kämpften in dem ebenerwähnten Werke Wort und Bild gleichsam um den Vorrang, so ist hier wol die passendste Stelle ein Werkchen zu erwähnen welches ohne den Schmuck der bildlichen Darstellung doch auch den Caricaturen und zwar als eine der gelungensten beizuzählen ist:

Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano ad D. Arnoldum Rugium philosophum rubrum nec non abstractissimum datae. Editio septima. Frankfurt a. M., Brenner. 1849. 16. 3 Ngr.

als deren Verfasser die meisterhafte Handhabung des mittelalterlichen Lateins einen solchen Kenner wie Dr. Schwetschke in Halle verräth. In sechs Briefen schütten ebenso viele kenntlich genug bezeichnete Mitglieder der äußersten Linken ihr Herz gegen Arnold Ruge aus; der Ton der betreffenden Briefsteller ist trotz des fremden Idioms täuschend copirt, nirgend aber schlägt der Humor in verletzende Persönlichkeit um. Nachahmungen dieser Briefe, z. B. in Eisleben erschienene „Epistolae dexterorum virorum", die sich mehr auf preußische Verhältnisse beziehen, bleiben hinter dem Original unendlich weit zurück.

Da wir es hier einmal mit phantastischen Arabesken am Rahmen der Geschichte zu thun haben, so wäre Dies zugleich der beste Platz eine etwanige Parlamentspoesie zu besprechen; doch wird uns Das nicht viel Zeit kosten, da wir von einer solchen bisher nicht viel zu entdecken vermocht haben. Zwar sind der Lieder genug an das Parlament und seine Mitglieder gerichtet worden, aber wir haben keins gesehen welches einer besondern Erwähnung werth wäre, mit Ausnahme von zweien, welche freilich nicht unmittelbar das Parlament angehen, die wirklich schönen Gedichte von Franz Dingelstedt bei dem Amtsantritt und bei dem Rücktritt des Reichsverwesers. Eine umfassendere, angebliche Dichtung, welche sich viel mit dem Parlament zu schaffen macht, ist die

Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Caput I — V. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

von der sehr zu bedauern ist daß sich ein so unleugbares Talent wie Moritz Hartmann von dem Vorwurfe ihr Verfasser zu sein nicht reinwaschen kann; sind einzelne Theile darin, wie der Nachruf an des Verfassers Freunde Becher und Jellinek, mit innerer Wärme und Wahrheit geschrieben, so sind dagegen seine Schimpfereien gegen die Führer der frankfurter Mehrheit um so widerwärtiger, da sie nicht blos eine politische und sittliche, sondern auch eine ästhetische Versündigung insichschließen, die sich freilich noch sehr steigert in einem Opus Namens

Der Sohn des Atta Troll. Ein Winternachtstraum. Leipzig, Herbig. 1850. 8. 15 Ngr.

dessen bodenlose Gemeinheit, wenn wir nicht irren, in d. Bl. schon nach Gebühr gewürdigt worden ist.

Kehren wir jetzt zu ernster gemeinten und gehaltenen Werken zurück, so dürfte es wol angemessen sein diejenigen voranzustellen welche nicht sowol eine Geschichte des Parlaments selbst als einzelne Bausteine zu einer solchen liefern; so sind namentlich mehre Lebensbeschreibungen einzelner hervorragenden Parlamentsmitglieder zu betrachten. Am zahlreichsten sind dergleichen, jedoch meist von sehr geringem Umfange, über Robert Blum erschienen, kurz nachdem ihn der k. k. Belagerungszustand zum Märtyrer seiner Partei gemacht hatte. Indeß sollten diese Schriften vorzugsweise seine nicht zu rechtfertigende Hinrichtung für Parteizwecke schildern oder ausbeuten; eine höhere Auffassung seiner Persönlichkeit, namentlich eine eingehende Würdigung seiner Theilnahme am frankfurter Parlament, die übrigens auch nicht so bedeutend war als man sie von mancher Seite darstellen möchte, haben wir in keiner derselben gefunden und lassen uns deshalb an dieser allgemeinen Erwähnung auch hier genügen. Weit Bemerkenswertheres dagegen ist über die beiden Männer geschrieben worden welche, noch jetzt mächtig fortwirkend, ebenso eifriges Lob als entschiedenen Tadel, jedenfalls aber durchweg die größte Beachtung erfahren haben, über Heinrich von Gagern und Joseph von Radowitz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende Juni 1850.

Der Monat Juni pflegte sonst auch im deutschen Buchhandel eine Art von Solstitium zu bezeichnen, indem um diese Zeit in der Regel äußerst wenig Neues in die Oeffentlichkeit trat. Die Ostermesse schloß als heiterer oder trauriger Sylvesterabend das alte Buchhändlerjahr, und es bedurfte erst einiger Wochen, vielleicht sogar einiger Monate ehe es wieder Frühling werden, ehe die Druckerpresse die neuen Unternehmungen realisiren konnte. In jüngerer und jüngster Gegenwart gedeiht Alles rascher, so rasch als die Treibhauszeitigung der Concurrenz es irgend zu leisten vermag: schon vor Michaelis tragen die Bücher jetzt die Jahreszahl des kommenden Jahrs, die neuen Kalender laufen sich bereits im August, oder gar im Juli den Rang ab, und der Bücherfrühling bringt die neuen Werke wenn die Messe kaum vorüber ist. Man möchte sagen der deutsche Buchhandel habe einen „großstädtischen" Charakter angenommen: denn wie man in einer sehr großen Stadt den Sonntag kaum noch mehr aus den Wochentagen herausmerkt, so gibt es für unsern Buchhandel keine Ruhepause mehr.

Wie den Damen in der Gesellschaft wollen wir heute in der Literatur und in unserer Besprechung der Poesie einmal den Vorrang einräumen: gehören die Musen doch selber zum schö-

nen Geschlecht. Das Erscheinen einiger ziemlich beachtenswerthen Erzeugnisse gibt uns Gelegenheit uns zunächst verschiedener Bemerkungen über die poetischen Zustände Berlins zu entäußern, und namentlich unser Urtheil über drei Poeten — Lyriker — abzugeben welche in letzter Zeit recht thätig waren, wenn es ihnen auch noch nicht gelang sich einen allgemeinern Ruf zu erwerben.

Die berliner Poeten haben fast bis auf die neueste Zeit eine ziemlich misliche Stellung gehabt. Berlin und Poesie! Hegelthum und Poesie! Kalter Verstand und Poesie! Sand und Poesie! so lautete immer der Refrain des Feldgeschreis der kritischen Gegner. Man hatte allerdings zu diesen Exclamationen insofern ein Recht als man durch Erfahrung belehrt war daß die Wiege großer Poeten nicht gerade in Berlin gestanden. Es fehlt unserer Residenz besonders die schöne Naturumgebung, also jenes Element welches zuerst die schlummernde Phantasie zu wecken und zu nähren pflegt. Nur sehr wenige hervorragende Talente auf dem Gebiet der Poesie wurden in Berlin geboren oder erzogen: außer Tieck und Gutzkow wissen wir in neuerer Zeit Niemand zu nennen. Dagegen haben sich namhafte Poeten hier oft lange Zeit aufgehalten, und bedeutende Werke sind von hier ausgegangen. Der Angriff gegen berliner Poeten und Poesie ohne Unterschied war also mindestens immer ein einseitiger. Wir wollen mit dieser Andeutung keineswegs etwa der von Gutzkow so gegeißelten „pommerschen" Dichterschule aus den dreißiger Jahren ein Ehrendenkmal setzen; die guten Leutchen, Eduard Ferrand an der Spitze, waren fast alle so stark von der damals grassirenden Heinomanie ergriffen daß fast jedes Lob originellen Schaffens rücksichtlich ihrer einer Unwahrheit gleichkäme. Daran müssen wir aber doch erinnern daß auch Sallet und Gaudy, zwei hervorragende Talente, diesem Kreise wenigstens nahestanden. Die pommerschen Dichter sind heute spurlos verschwunden, theils in der Welt zerstreut und auf ganz heterogene Lebensbahnen gerathen, theils auch schon jung gestorben. Ein anderer Kreis hingegen besteht noch gegenwärtig. Wir meinen den Verein welchem vor Jahren Strachwitz und Mühler angehörten, und dem gegenwärtig drei Poeten von verschiedener, aber nicht unbedeutender Begabung beizählen: Scherenberg, von Lepel und Fontane. Wir könnten die Genannten nicht ganz uneigentlich mit dem Namen „die preußischen Dichter" bezeichnen, wollten wir auf einige ihrer Tendenzen ein besonderes Gewicht legen. Wir thun Letzteres jedoch nicht, sondern überlassen sie hinsichtlich dieses Punktes ihren Überzeugungen oder Illusionen, und halten uns an eine unparteiische Prüfung ihrer künstlerischen Bedeutung, soweit sich diese eben von der Tendenz trennen läßt. Die Prüfung der Tendenz, wenn selbe mehr Parteizwecke als eine allgemeine humanistische Richtung verfolgt, gehört überhaupt in ein ganz anderes Gebiet, womit wir rundweg sagen wollen daß wir sie in jeder Poesie verwerflich finden, und daher von dieser Seite aus auch an den drei preußischen Poeten Manches tadeln müssen. Indeß sind wir der Gerechtigkeit die Behauptung schuldig daß die Tendenz des einen oder des andern Derselben vielleicht nur darum stärker als Parteitendenz hervortritt, weil sie sich gerade in dieser unserer gegenwärtigen Zeit geltendmacht. Von der modernen süddeutschen Lyrik unterscheiden sich die Genannten im Allgemeinen dadurch daß ihre Anschauungsweise gleichsam mehr zu dem Gebiet der zeichnenden und plastischen Kunst hinneigt, während dort das musikalische Element vorwaltet.

Von Scherenberg erschien jüngst eine zweite Auflage seiner „Gedichte". Bei unsern meisten Lyrikern und Poeten überhaupt pflegte sich die heitere und die melancholische Gattung ziemlich streng nach den verschiedenen Talenten zu sondern, bei Scherenberg treten beide Richtungen nebeneinander auf: die Laune oder der Humor, und die ernste Empfindsamkeit. Doch bringt es sein Humor nie bis zum eigentlichen Witz, ebenso wenig als seine Empfindsamkeit bis in die tiefern Regionen des Gefühlslebens hinabsteigt, indem ihm zum Witz die Harmlosigkeit, zur weich oder leidenschaftlich schwärmenden Sentimentalität die Fülle der Gemüthswallungen und der schildealistische Schwung abgehen. Eine gewisse Frische und Originalität dagegen springen dem Leser sehr bald in die Augen, mögen sich diese Eigenschaften nun in der Schlaghaftigkeit des Ausdrucks, der Form und der Wendung, oder in piquanten Bildern und Gedankenblitzen, oder in der Art und Weise äußern wie es der Dichter versteht seinen Stoff keck und rasch zu ergreifen. Von der alten Zerrissenheit finden wir bei ihm keine Spur, so wenig wie bei Lepel und Fontane; Scherenberg ist eine derbe, gesunde Natur, und wenn die Töne seiner Lyra auch zuweilen scharf und schrill klingen, sind Das meist nur Anflüge einer muntern Laune, nicht aber die Melodie einer trübseligen Verstimmung. Sein Humor ist ein kerniger Spaß welcher an die altpreußische Zeit Friedrich Wilhelm's I. und des alten Fritz und seiner Paladine, aber auch Etwas an den Zopf erinnert, und der hier zuweilen in die eigentliche Schnurre, dort sogar ein paar mal in das Cynische ausartet. Es fehlt hierbei andererseits keineswegs an tiefem Ernst, welcher sich da und dort selbst mit einer gewissen bittern Lebensweisheit Hand in Hand zeigt; trotzdem aber müssen wir bekennen daß diese Folien doch nicht den öfter mangelnden idealistischen Hintergrund ersetzen, der nie hinter der Poesir fehlen darf. Misverstehe man uns hier nicht: wir fodern von der Poesie keineswegs blasse Idealitäten, diese gehören in eine längst abgethane Zeit der Kunstanschauung; wir wollen Reelles, wir wollen Charakteristisches, aber auch dieses immer nur auf der Basis höherer, im Geist der Kunst aufgefaßter humanistischer Zwecke. Nach einigen der vorangehenden Bemerkungen könnte es scheinen als ob Scherenberg das zartere Empfinden, die weiche Anmuth versagt sei. Daß Dies nicht der Fall ist erkannten wir deutlich aus dem Gedichte „Abu Abdallah", welches in feincharakteristischer und trefflicher Auffassung des einander entgegenstehenden maurischen und christlichen Elements Duft und Schmelz in Fülle athmet. Am entschiedensten tritt Scherenberg's Vorliebe für das Derbkräftige, Mächtige und Gewaltige in seinen beiden vor einiger Zeit schon erschienenen Gedichten „Ligny" und „Waterloo" hervor. Der Standpunkt von welchem aus der Verf. die Ereignisse betrachtet scheint uns nicht der zu sein auf den die Weltgeschichte ihren Richterstuhl zu stellen belieben möchte, und ebenso finden wir die Schilderung einer modernen Schlacht (die Einzelkämpfe bei Homer sind etwas ganz Anderes!) nicht als einen geeigneten Vorwurf für die Poesie, wenigstens nicht in einer so detaillirt beschreibenden Art wie unser Poet sie bietet. Es ist kaum zu vermeiden daß wir nicht von dem drängenden Durcheinander einer solchen Schilderung völlig bewältigt werden. So geht es uns auch mit Scherenberg: wir lesen sein Gedicht und freuen uns über manche geniale Blitze und Wendungen, und namentlich über die zuweilen gewaltige Kraft der Bilder und der Charakteristik. Wenn wir indeß das Buch gelesen haben und es aus der Hand legen, ist uns so chaotisch zu Sinne wie Einem sein mag der eben selber aus der wirklichen Schlacht gekommen. Und die Nachwirkung der sich von Seite zu Seite überbietenden Anstrengung des Dichters ist der Art daß wir mit einem Gericht aus puren Bayonnetspitzen, Flintenkugeln und zerplatzten Granaten gespeist worden zu sein glauben.

Als den zweiten der obenerwähnten Poeten nannten wir W. von Lepel, eine ganz andere Natur als Scherenberg, mit dem er höchstens etwa das Streben nach Geschlossenheit der Form gemein hat. Lepel hielt sich ehedem lange in Italien auf, und die Wirkung dieses Aufenthalts auf seine Poesie ist unverkennbar. Indeß nicht Italiens Natur, nicht der südlich glühende Himmel spiegelt sich hier wider, sondern ein anderes Element, wofür das Land in dem Dichter vorzugsweise Berührungspunkte fand, das Antike. Daher auch Lepel's Vorliebe für Platen und seine Verwandtschaft mit diesem Dichter. Seine schon vor mehren Jahren erschienenen Gedichte führen den Titel „Lieder aus Rom". Die erste Hälfte derselben bewegt

sich größtentheils in dem Kreise des Gegensatzes zwischen dem ehemaligen ruhmvollen und dem jetzigen verfallenen Italien, mit ermunternden Zurufen für kräftige Wiederermannung, und zwischen dem verderbten Pfaffenregiment und dem gesunden Protestantismus. Diese Ergüsse sind offenbar die schwächere Partie des Buchs, und erst in der zweiten Hälfte erhebt es sich zu einer gewissen Bedeutung. Ueberdies auch bietet diese letztere Hälfte einen guten Beweis für die Fortschritte des Poeten in der äußern und innern Handhabung des Stoffs. Wie bei Platen herrscht das Plastische, die Zeichnung über das Colorit vor, und wenn wir nach musikalischen Elementen fragen, so finden wir diese nicht in dem Schmelz der Empfindungen, sondern in der Formreinheit und Formglätte, welche indeß nie in leere Weichheit ausartet, vielmehr manches Schlaghafte à la Freiligrath aufweist. Die Leidenschaft hält sich in einer sehr gemäßigten Temperatur, daher mehr sinnender Ernst als Gemüthstiefe, mehr Energie als Glut. Einigen dieser Gedichte wird Niemand welcher eine der antiken verwandte Auffassungsweise liebt seine volle Anerkennung versagen. In allerjüngster Zeit versuchte sich Lepel im humoristischen Genre der Poesie in einem vor wenig Wochen erschienenen Gedicht: „Die Zauberin Kirke; heitere Reime." Wir glauben nicht daß Hr. von Lepel ein großer Verehrer Heine's ist, nichtsdestoweniger erinnert seine Komik häufig an diesen Koryphäen, der ihm indeß an Witz, an Tiefe, an Erfindung, an phantastisch-poetischem Schwunge und an drastischer Wirkung weit überlegen ist. Lepel geißelt die Extreme der wahnwitzigen Reaction und des maßlosen Willkürstrebens, wobei es ihm zuweilen wie allen sogenannten Gemäßigten ergeht, nämlich in einem energischen Wollen schon phantastische Excentricität zu erblicken. Wie er die Extreme erfaßt in dem reactionnairen Candidaten Jobs und in dem revolutionnairen Doctor Hirsch, so hatte er allerdings wenig Mühe ihre Narrheit zu constatiren. Das Gedicht tritt, wie der Titel schon andeutet, in allegorisch-phantastischer Form auf. Der Gedanke der „Kirke" ist zweifelsohne ein glücklicher, nur fanden wir die Art und Weise nicht ganz künstlerisch wie der Dichter die moderne Erzählung in die alte Fabel hineinwob. Er glaubt namentlich über Gebühr deutlich sein zu müssen, und sang episodisch die ganze alte Homerische Geschichte nochmals nach. Ob ihn dazu nicht vielleicht blos das Verlangen verführte sich in schönen Anapästen zu zeigen? Wir meinen die alte Fabel mußte durch bloße Andeutungen im Verlauf, und auf eine weniger mechanisch-architektonische Weise als vielmehr in einer organischen Verknüpfung und Durchdringung des Ganzen zum Verständniß gelangen. Heiterkeit und dabei eine gewisse sich stets zügelnde Bedächtigkeit sind die charakteristischen Eigenschaften des Werks. Ob es die Lachmuskeln der Leser sehr in Bewegung setzen wird, daran zweifeln wir, weil die moderne Welt schon durch überpiquante Kost etwas verwöhnt ist. Doch soll diese Bemerkung dem Dichter keineswegs zum Vorwurf gereichen, umsoweniger als sich hier wie in seinen Gedichten eine durchweg schön-ethische und edelmännliche Natur kundgibt.

Wer das ruhige, hold anmuthende Wohlgefallen als das höchste Kriterium für Gegenstände der Kunst erachtet, würde unter unsern drei Poeten vielleicht Fontane den Preis zuerkennen. Ohne gerade einem solchen Urtheile direct und unumwunden beizutreten, müssen wir doch behaupten daß er unter den Genannten der am meisten „lyrische" ist: er besitzt den meisten Empfindungsschmelz und die klangvollste Abrundung der Form. Den modernen, die Zeit bewegenden Ideen steht er von allen Dreien am fernsten, und seine Richtung ist eine vorzugsweise romantische, jedoch nicht in der Weise der alten nebelnden und schwebelnden Romantik wie sie in diesem Jahrhundert bis etwa 1830 herrschte, sondern in ganz moderner Form, was sich sowol in der frischen, duftigen oder kernig-schlaghaften Sprache, wie in der Wahl der Bilder und in der ganzen übrigen Behandlung zeigt. Seine Erzählung „Von der schönen Rosamunde" (der bekannten heimlichen Gemahlin Heinrich's II. von England) ist eine so anmuthige, reizende Dichtung wie wir sie lange nicht erlebten. Tritt die Romantik in dieser Weise auf, so werden wir ihr auch heute noch gern in einer stillen und harmlosen Mußestunde unser Ohr leihen; denn wenn wir auch noch so sehr für andere Kunstideale schwärmen, so können wir doch nie ganz theilnahmlos bleiben wo solche originelle Frische, solch duftiger Farbenschmelz und solche präcise Form walten wie eben in der „Schönen Rosamunde". Fontane's zweite Schöpfung: „Männer und Helden", aus der preußisch-patriotische Zwecke hervorleuchten, erinnert in ihrem Ton einigermaßen an Freiligrath's „Prinz Eugen" ohne jedoch Nachahmung zu sein. Wem die zarten, weichen Rhythmen der „Rosamunde" noch in der Seele nachklingen dürfte kaum vermuthen daß derselbe Poet auch diese „Männer und Helden" gesungen; jedenfalls ein nicht geringes Lob für die Vielseitigkeit und Gestaltungskraft des Verf., der nach dem Gesetze echter Charakteristik für völlig verschiedene Themata auch eine ebenso verschiedene Behandlung zu wählen wußte. In den „Männern und Helden" tönt Alles wie energischer Sturmmarsch, wie dröhnender Trommelwirbel, wie keckflatternde Trompetenfanfaren, untermischt mit schlaghaften Wendungen derblustigen Humors, ganz im Sinn der Männer welche da besungen werden, und die fast sämmtlich dem Kriegshandwerk angehören. Die Haltung dieser Lieder ist eine ganz volksthümliche. Werden dieselben aber, fragen wir, auch in den Mund des Volks übergehen? Wir würden es glauben wenn das Volk nicht eben schon ganz andere Interessen in der Brust trüge, und noch Lust und Zeit hätte sich an eine solche Vergangenheit wie sie der Dichter mit seinen „Männern und Helden" vorführt zu erinnern.

(Der Beschluß folgt.)

Lesefrüchte.

Adlerblick der Bildnisse von Tizian.

Ueber diesen bekannten, geistig durchdringenden Adlerblick spricht sich Northcote in seinem „Life of Titian" mit folgenden Worten aus: „Es ist der intense persönliche Charakter welcher diese Bildnisse über alle andern stellt, und ihnen den Stempel der lebendigen und dauernden Theilnahme aufdrückt. Wie immer du dich wendest sie anzuschauen, ist es als schauten sie dich an. Es scheint als schwebe eine Frage zwischen dir und ihnen, als wäre ein trauter Freund oder vieljähriger Feind in der Stube mit dir. Sie üben eine Art von Zaubermacht, und es ist jene genaue Aehnlichkeit individueller Natur da, welche immer anziehend und neu bleibt." Dies mochte auch jener Schweizer fühlen als er vor Tizian's Portrait von Paul III. mit seinen zwei Neffen ausrief: „Das ist Geschichte!"

Musikalischer Bratspieß in Italien.

Der seltsamste Bratspieß in der Welt — ein Denkmal in welchem sich Tonkunst und Gastronomie die Hand reichen — ist der des Grafen von Castel Mario, einer der reichsten Vornehmen zu Treviso. Dieser Spieß dreht 130 verschiedene Braten auf einmal und spielt 24 Melodien, und was immer er spielen möge bezieht sich auf eine gewisse Stufe der Zubereitung, worauf sich der Koch vollkommen versteht. So wird eine Hammelskeule à l'anglaise bei der zwölften Arie trefflich sein, und ein Geflügel à la flamande bei der achtzehnten sehr saftig u. s. w. Eine wahre Sphärenmusik der Feinschmecker. In Italien wird selbst die Kochkunst melodisch.

Die Sonne in Corsica.

In Corsica nennt man die Sonne während der Hundstage die „Löwensonne". 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 198. —— 19. August 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 197.)

Eine anziehende, gut geschriebene und treue Lebensbeschreibung Gagern's, die aber nirgend tief in Einzelheiten eingehen und nur bis zur Einsetzung der provisorischen Centralgewalt reichen konnte, bietet der Aufsatz „Die Familie Gagern" in dem ersten Bande des bei F. A. Brockhaus erscheinenden Sammelwerks „Die Gegenwart". Weit umfassender, also auch eingehender und selbständiger sind folgende zwei Schriften:

Heinrich von Gagern. Ein öffentlicher Charakter. Stuttgart, Cotta. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

und

Heinrich von Gagern. Ein Lichtbild. Von Levin Schücking. Köln, Du Mont-Schauberg. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.

Das erste, umfangreichere dieser Bücher, mit dem sehr glücklich gewählten poetischen Wahlspruch:

> ... er stehet männlich an dem Steuer;
> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen;
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen...

gehört hierher fast nur insofern als es von entschiedenem Werthe ist den Entwickelungsgang eines großen Mannes im Einzelnen zu verfolgen; und den politischen Entwickelungsgang Gagern's stellt dieses Buch, welches nach der Zeit seines Erscheinens über Frankfurt nur wenig enthalten kann, mit Liebe und Treue in großer Vollständigkeit dar, indem es weniger sein Privatleben als seine Theilnahme an den Kammerverhandlungen und dem sonstigen öffentlichen Leben in Hessen-Darmstadt und seine schriftstellerische Thätigkeit auf das ausführlichste schildert. Es hat dadurch, sowie durch die vielen mitgetheilten Reden Gagern's Etwas von derjenigen Frische und dem raschen Fortschritt verloren den eine fortlaufende eigene Darstellung verleiht; aber wir müssen es dem unbekannten Verfasser danken daß er auf den Glanz einer lebensvollern Darstellung verzichtet und es uns dadurch möglichgemacht hat uns selbst das Bild eines Charakters zu bilden der an Beständigkeit, Wahrheit und sittlicher Größe seinesgleichen nur in wenigen Glanzpunkten der Geschichte findet, der, was wir eben diesem Buche am besten entnehmen, von seinem ersten Auftreten an Derselbe war der er heute noch ist.

Ungleich mehr Vorzüge der Form hat das Buch von Schücking, welches sich wie eine Fortsetzung an das vorige anschließt; Gagern's vormärzliche Thätigkeit und sein Privatleben werden nur kurz berührt, desto ausführlicher aber seine Thätigkeit vom März 1848 bis zu der gothaer Versammlung im Juni 1849 besprochen. In der liebevollen Wärme der Darstellung, in dem Flusse, ja Schwunge der Sprache macht sich die wesentlich dichterische Natur des Verfassers geltend; so ist es denn auch mehr die persönliche Liebenswürdigkeit, der großartige Charakter Gagern's, der hier eine volle und gerechte Würdigung findet, als sein thatsächliches, nach außen gerichtetes Wirken, seine politische Größe. So ist z. B. Gagern's Auftreten bei dem Vorparlament (S. 39 fg.) keineswegs übergangen, aber die ganze Macht und Wucht desselben scheint Schücking doch nicht erfaßt zu haben. Gagern war und ist seit dem 1. April 1848 der Retter der deutschen Fürstenthrone: denn hätte er sich damals für die Republik erklärt, so war, Das sind wir aus guten Gründen fest überzeugt, keine menschliche Macht in Deutschland imstande die Monarchie aufrechtzuhalten; deswegen haßt ihn ja eben die Demokratie so ingrimmig, weil sie Dies fühlt, und nicht viel weniger hassen ihn die Anhänger des Absolutismus, die es nicht vertragen können daß nicht sie, sondern der schlichte Landmann, der noch wenige Wochen vorher in bescheidener Zurückgezogenheit seine Aecker bebaute, die wirkliche und wahre Stütze der Throne war; und deshalb ist und bleibt Gagern unbestritten das Haupt der constitutionnellen Partei in Deutschland. Er bleibt das Haupt dieser Partei ohne selbst ein Parteimann im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu sein. Das hat Schücking (S. 130) sehr richtig herausgefühlt, wahrscheinlich deshalb weil er selbst kein Parteimann und kein Staatsmann zu sein scheint; aber Gagern ist gleichsam eine Verkörperung Dessen was im deutschen Volke edel, groß und schön ist, und deshalb wird sein Name, wenn er auch einmal eine Zeitlang scheinbar zurücktritt, immer wieder in neuem Glanze strahlen und immer wieder einen neuen, mächtigen Einfluß ausüben. Hiermit hängt auch der Punkt zusammen in dem Gagern's Schwäche liegt: seine seltene Anspruchslosigkeit läßt ihn glauben er sei nicht mehr und besser als Andere, also seien alle Andern

ebenso viel und so gut als er; daher z. B. sein Glaube an Schmerling's Aufrichtigkeit, der ihm mehr zur Ehre gereicht als der Linken ihr weit älterer Unglaube; daher das Vorwalten des sittlichen Gefühls in ihm, welches ihn im Parlamente manchmal in eine formell falsche Stellung brachte, wo er freilich ein höheres Recht auf seiner Seite hatte. Ein Mann der vielfache Gelegenheit hatte Gagern recht genau kennenzulernen und der ihn aufrichtig verehrt, sagte uns kürzlich: „Wäre Gagern's Geist so groß und stark als sein Herz es ist, so wäre er ein Mann wie ihn nur seltene Zeitalter hervorbringen; aber auch sein Geist ist sehr groß." Im Wesentlichen Dasselbe ist es was Schücking besonders in dem letzten Abschnitte seines Buches außerordentlich schön ausführt. Weit schwächer sind diejenigen Theile desselben wo es sich um die Beurtheilung einzelner bestrittener Handlungen in Gagern's politischer Laufbahn handelt; so die Besprechung des Verhältnisses zu Oestreich, die sogenannten Transactionen mit der Linken bei dem Abschluß des Verfassungswerkes und sein Anschluß an das preußische Unionswerk: alle diese Schritte finden in andern Schriften, welche wir weiterhin zu besprechen haben werden, namentlich durch M. Duncker, eine weit andere Begründung. Am auffallendsten zeigt es sich daß Schücking nicht geschaffen ist Politik zu machen in Dem was er Eigenes über das Verhältniß zwischen Oestreich und Deutschland vorbringt; er schlägt (S. 152) nach dem Juni 1849 wörtlich Folgendes vor:

> Das ganze Deutschland, mit Inbegriff von ganz Oestreich, bildet das Deutsche Reich. Der Kaiser von Oestreich erhält den Titel: „Kaiser von Deutschland." Das Deutsche Reich zerfällt in zwei Theile. Oestreich entwickelt sich seiner eigenen Natur gemäß auf Grundlage seiner octroyirten Verfassung vom 4. März hin, oder welcher andern politischen Basis es sich versichern will; das Westreich sucht auf den Dreikönigs-Entwurf, ungehindert von Oestreich, die Reichsverfassung vom 28. März wiederzugewinnen und stellt den König von Preußen als „König der Deutschen" an seine Spitze.

Welch gutmüthige Phantasie! Schücking aber glaubt alles Ernstes daß die Gegengründe „Viel, wenn nicht Alles, von ihrem Gewicht verlieren, sobald im Westreich wie in Oestreich ein nach den Bedingungen beider Länder freilich verschiedenes, aber gleicherweise ehrliches constitutionnelles Staatsleben sich entwickelt hat" (S. 154). Ja, das Wenn und das Aber! Indessen Schücking's Zweck und Aufgabe war es nicht Oestreich und Deutschland zu einen, sondern den Deutschen ein Bild des größten unter ihren lebenden Volksgenossen zu geben, und Das hat er in so dankenswerther Weise gethan daß er dasselbe mit Recht und Fug als ein „Lichtbild" bezeichnen konnte.

Ueber den General von Radowitz ist viel geschrieben worden in Zeitschriften und besondern Broschüren; von allen diesen Arbeiten *) scheint nur eine auf volle Glaubwürdigkeit der thatsächlichen Angaben und auf eine mehr als willkürliche und oberflächliche oder wenigstens unvollständige Behandlung ihres Gegenstandes Anspruch machen zu können.

*) In dieses Urtheil sollen jedoch die in einigen größern Werken über die Paulskirche enthaltenen Abschnitte über Radowitz nicht miteinbegriffen sein.

Joseph von Radowitz. Eine Charakterschilderung. Von Emil Frensdorff. Leipzig, Brockhaus. 1850. 12. 15 Ngr.

Daß es für den Geschichtschreiber kaum eine lockendere Aufgabe geben kann als eine Charakterschilderung des Generals von Radowitz, ist wol nicht zu leugnen; während ein solches Unternehmen bei Gagern erleichtert und zu einem Vergnügen gemacht wird durch die schöne reine Durchsichtigkeit des zu zeichnenden Charakters, fodert hier die Undurchdringlichkeit und Unerforschlichkeit des Mannes zu einer combinirenden Zergliederung seines Auftretens als Schriftsteller, Parlamentsmitglied und Diplomat auf; leider fehlen aber, um manchen bedeutenden Wendepunkt seines Lebens aufzuklären, nicht nur positive Unterlagen, sondern mehr noch eine ganz unzweifelhafte Einsicht in sein innerstes Wollen. Wir wenigstens gestehen offen daß wir uns außer Stande fühlen ein bestimmtes Urtheil über diesen Staatsmann zu fällen, und deswegen hat das nicht wegzuleugnende Bewußtsein, wie Vieles und Großes von seinem Einflusse abhängig ist, etwas Unbehagliches. Auch der Verfasser der oben angeführten Biographie, die das Leben des Generals bis zu dessen Eintritt in das Interim verfolgt, scheint von diesem Gefühle nicht ganz freigeworden zu sein, denn so hoch er ihn auch stellt, so sagt er doch schließlich:

> Die politische Laufbahn des Mannes soll sich erst jetzt entfalten. Die Umstände werden dabei entscheidend mitwirken. Radowitz ist, Alles in Allem, zuerst Staatsmann; er wird immer das Mögliche wollen. Ein Jünger der historischen Schule, wird er doch die Gegenwart als ein vorwaltendes, geschichtliches Moment hochanschlagen. Es ist die Aufgabe der Nation diese seltenen Gaben zu nützen, ihnen den eigentlichen, ihrer Natur entsprechenden Wirkungskreis anzuweisen.

Diese Worte scheinen denn doch anzudeuten daß auch Frensdorff ein unbedingt herrschendes Princip in Radowitz entweder nicht hat auffinden können, oder daß er ihm ein solches ganz abspricht. So kann er denn auch in dem Abschnitte welcher „In der Paulskirche" überschrieben ist nicht viel mehr geben als eine Schilderung des äußern Auftretens und eine kunstvolle Aneinanderfügung Dessen was Radowitz selbst in seinen Reden öffentlich auszusprechen für gut befunden hat; kunstvoll und dadurch anziehend ist aber diese Darstellung allerdings und wird auch solange für richtig gelten müssen, als nicht eine andere Auffassung gleich geschickt begründet ist. Als seine Aufgabe hat sich Radowitz danach gestellt: hinzuwirken auf Beendigung der Revolution; Dies erscheine ihm nur möglich durch einen genügenden Abschluß der Verfassung, welche der Foderung der nationalen Einheit in der Form des deutschen Bundesstaats entspreche. Hoffen wir daß Radowitz dieses Ziel, zu dessen Erreichung vielleicht Niemand mehr beizutragen vermag als er, treu und unverrückt im Auge behalte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Mit diesem letzten Ausspruch sind wir unwillkürlich auf das Gebiet der Tagesereignisse gerathen, und wir machen bei dieser Gelegenheit auf einige Erscheinungen aufmerksam welche sich namentlich mit dem im Mai hier abgehaltenen Fürstencongreß beschäftigen. Wir meinen die anonyme Schrift: „Der deutsche Fürstencongreß zu Berlin im Mai 1850; Actenstücke und Betrachtungen", ferner ein (in Leipzig erschienenes) Werk der Herren A. L. von Rochau und Oelsner-Monmerqué, welches wiewol vorzugsweise das erfurter Parlament, doch in den letzten Bogen auch noch den berliner Congreß behandelt, und eine Broschüre von C. von Salviati: „Die Verhandlungen des berliner Congresses im Mai 1850 u. s. w.; Berichte, Randglossen und Aussichten." Die Schrift des Anonymus hat eine gerade officielle Tendenz, die anderweitig schon in den Organen der Regierung hinlänglich ausgesprochen worden: anerkennenswerth ist die hier theilweise zum ersten mal gemachte Mittheilung verschiedener schriftlicher Documente. Die Herren von Rochau und Oelsner fassen sich, da die auf Berlin bezügliche Partie ihres Buchs eine mehr nebensächliche war, natürlich ziemlich kurz. Ihr Urtheil läuft auf die Behauptung hinaus: daß Preußen durch sein im Verlauf des Congresses immer unentschiedener und nachgebender werdendes Verfahren sich wiederum einen Moment bedeutungsvoller That habe entgehen lassen. „Hat oder hat nicht", fragen die Verf. schließlich, „die eben erlebte Vergangenheit bewiesen daß Deutschlands Fürsten außer Stande sind Deutschlands Einheit herzustellen? Hat diese Vergangenheit nachgewiesen daß ihrer verhängnißvollen märzlichen Schicksale ungeachtet Deutschlands Fürsten nur dahin bedacht sind die octroyirten oder ratificirten Freiheiten so sehr als möglich zu reduciren, und den allgemein anerkannten, jetzt nicht zu vertilgenden Constitutionalismus als Deckmantel eines um so gefährlichern verkappten Absolutismus einzig zu benutzen?" Die Verf. erklären diesen Punkt unbeantwortet lassen zu wollen, und fügen nur noch die Bemerkung hinzu daß, wenn die Verhandlungen seit dem Mai 1849, der erfurter Reichstag und der Fürstencongreß gar nur verschiedene Acte einer großen Komödie gewesen sein sollten, diese Komödie leicht früher oder später noch als fürchterliches Drama enden dürfte! Das wird den Verf. gern Jedermann zugeben der die europäische, und speciell die deutsche Gesellschaft überhaupt noch einer Entwickelung für fähig hält. Verschweigen aber dürfen wir es hierbei nicht daß wir in letzter Zeit gerade wieder sehr viele Stimmen hörten welche unsere Gegenwart mit den Tagen der römischen Cäsaren in leider allzu traurige Parallele stellen. Ja diese Skeptiker bringen sogar den Socialismus in eine ziemlich seltsame Beziehung mit ihrer Ansicht, indem sie meinen durch die von den meisten socialistischen Theoretikern ausgehende Ablenkung des Volks von politischen Fragen sei den großen und kleinen Gewalthabern die beste Gelegenheit geboten sich eine Masse zu schaffen welche zuletzt ohne Bekümmerniß um die geistigen Interessen nur Panem et circenses verlangen würde. Gewiß eine thörichte Verkennung des specifischen Inhalts unserer Zeit!

Daß Preußen die ihm von Frankfurt angebotene Kaiserwürde ablehnte, war gewiß allen Denen welche, ohne große Geschichtschreiber, Politiker und Redner zu sein, ihr Urtheil und ihre Schlüsse vorzugsweise aus der unumwundenen Betrachtung des wirklichen Lebens, der wirklichen Zustände und Persönlichkeiten zu schöpfen pflegen, ein ebenso leicht vorhergesehenes wie begreifliches Ereigniß. Das Volk selbst hatte im Allgemeinen keine Sympathien mehr für Frankfurt, und die Frage um die deutsche Einheit gerieth nun auf eine sehr einfache und natürliche Weise in die Hände der Diplomatie. Die preußische Proclamation vom 15. Mai 1849 trat mit ziemlicher Energie und mit vielversprechenden Plänen in dieser Angelegenheit auf. In Erfurt sollte es zu wichtigen Bestimmungen kommen. Dennoch geschah, Alles in Allem genommen, gerade preußischerseits in Erfurt für die Union, in welchem Sinne wir sie auch verstehen mögen, fast so gut wie gar Nichts. Mit der Berufung des Fürstencongresses nach Berlin schien den Vertrauenden eine neue Hoffnung aufzublühen. Die Eröffnung des Congresses fand, wie man weiß, am 9. Mai statt, und als Hauptgesichtspunkt stellte sich sofort die Aufgabe heraus: es solle sich bei der Berathung vorzüglich handeln um die Beschlußfassung über die Annahme der Verbesserungen der Unionsverfassung wie sie von dem Parlamente in Erfurt in Antrag gebracht sind, sowie um eine genaue Prüfung der revidirten Verfassung, um zu erwägen ob ein dringendes Bedürfniß den verbündeten Regierungen etwa noch weitere Verbesserungen empfehlen möchte; ferner um die Ermittelung derjenigen Punkte der Verfassung welche bis zu endlicher Regulirung der allgemeinen deutschen Verhältnisse noch ruhen müssen; endlich um eine vorläufige Vereinbarung über die Errichtung eines einfachen Unionsorgans. C. von Salviati, zu dessen Broschüre wir uns hiermit wenden, geht die einzelnen Phasen des Congresses übersichtlich durch, und ist dabei stets bemüht seine Hände soviel wie möglich gleichsam mit Sammet zu umwickeln um sich nirgend den Vorwurf einer rauhen Betastung der Verhältnisse zuzuziehen. Wenn wir die Eröffnungsrede des Königs betrachten, so erkennen wir daß der Monarch nicht die Union, sondern den erneut ausgesprochenen Willen der Theilnehmer des Bündnisses zur Voraussetzung macht. Diese Anschauung entschied vielleicht auch das ganze Schicksal des Congresses: sie zog die Union nochmals in Frage, da dieselbe doch eigentlich schon durch die rechtliche Existenz der in Erfurt angenommenen Verfassung bestand. „Die Verfahrungsweise des Königs", sagt Salviati, „trägt eine gewisse Weihe und achtunggebietende Selbstverleugnung an sich"; ob die Einleitung des Congresses aber jene Kraft versprach welche entwickelt werden mußte um die einmal von den Fürsten beabsichtigte Union zu sichern, Das ist eine andere Frage. Salviati bezweifelt letztern Punkt ebenso wie wir; wenn er jedoch behauptet Preußen hätte statt Rath zu ertheilen fodern sollen, so möchten wir diese Auffassung dahin berichtigen daß es der Foderungen gar nicht bedurfte, und daß man nur den Vertrag vom 26. Mai 1849 festzuhalten brauchte. Ein solches Festhalten aber ist durchaus noch keine eigentliche Foderung. Der Verlauf des Congresses ist, soweit er überhaupt in die Oeffentlichkeit getreten, hinlänglich bekannt: Alles concentrirt sich schließlich in dem Punkte daß die Unionsverfassung noch nicht zur Ausführung kommen könne, und daß ein neues Provisorium vonnöthen sei! Nichtsdestoweniger haben die ministeriellen Blätter die Resultate des Congresses „als besonders befriedigend und glückverheißend dargestellt, ja sich geberdet als ob etwas ganz besonders Großes und Bedeutendes auf demselben erzielt, als ob geradezu eine Großthat geschehen wäre!" Glaubte man wirklich gewisse Regierungen durch Vertagung einer definitiven Entscheidung vom Rücktritt abzuhalten? Die Zukunft wird vielleicht früh genug diese Frage verneinen. „Irgend einmal", sagt unser Verf., „kommt der Augenblick wo doch das Band fest und definitiv geschlossen werden muß. Da wird es sich dann zeigen was das Hinausschieben geholfen hat. In den Augen der Unbefangenen dient es nur dazu Oestreich Zeit zu lassen seine Netze immer versucherischer, und mit immer freierer, gewaltigerer Hand auszuwerfen. Frankfurt öffnet seine Thore sobald Berlin sie schließt, und man zieht hinein nach Frankfurt von Berlin aus." Und nachdem Salviati der Intriguenpolitik Oestreichs näher gedacht fährt er fort: „Dieser Politik begegnet man nur mit vollendeten Thatsachen. Friedrich der Große wußte Dies sehr genau, und Unterhandlungen mit Oestreich schienen ihm stets sehr wenig vortheilhaft. Diese Ueberzeugung könnte bei uns Tradition sein, sodaß es nicht neuer empfindlicher Lehren bedürfen sollte. Dennoch scheinen sie uns zu erwarten; denn wirklich ist es Oestreich bereits gelungen uns auf sein eigenes Element zu verlocken, auf dem wir von unsern Waffen nur schwachen

Gebrauch machen können. Auch die Schärfe der besten Waffen, der moralischen, durch die wir Oestreich so überlegen sind, hat Scharten erlitten. Auf dem Congreß sind sie stumpf geworden, weil man dort den Bundesstaat ruhig zusammenschrumpfen ließ, während die erste Nachricht vom Congreß die Feinde ernste, die Abgefallenen zurückzwingende Maßregeln fürchten ließ. Dieser Furcht sind sie ledig, nicht nur zurückgeführt wurde nicht, auch festgehalten wurde nicht. Die Union hat damit einen Weg betreten der sie ihrer nationalen Bedeutung entfremdet, und von ihrem Zwecke abschüssig herniederführt. Der Bundesstaat in «verringerten Dimensionen», den gewisse Leute durch die vermiedene Nöthigung vermieden sehen, er ist gerade durch sie sanctionnirt worden." Daß es zu ernsten Conflicten mit Oestreich oder Rußland kommen wird, wie der Verf. in nahe Aussicht stellt, daran glauben wir nicht, solange in Preußen auch nur noch eine Spur des jetzigen Systems herrscht; Das aber scheint uns klar daß nun bald auch die Allergemäßigtsten begreifen werden wie die wahre Einheit Deutschlands nie von Denen zustandegebracht werden dürfte welche so oft schon ihren Mangel an eigentlicher schöpferischer Kraft manifestirt haben.

Während wir Dies schrieben brachte die berliner Presse wiederum eine ganze Reihe neuer Erscheinungen. Venedey erfreut uns mit einem Werke über Machiavelli, Montesquieu und Rousseau, die Vertreter des offenen und verkappten Absolutismus, der constitutionnellen Monarchie und der demokratischen Republik. Er stellt sich die Aufgabe den Blick über die Bedeutung und die Wirkung des Grundsatzes der im Staate herrscht zu öffnen, und dem Schwachen zu zeigen wie stark er werden kann „im Bewußtsein eines höhern Grundsatzes, im Gedanken an einen liebenden Gott, an einen unwandelbaren Pflichtberuf, an ein einfältiges und demüthiges Streben nach dem Edlern, nach der Tugend". Der Verf. erklärt uns Machiavelli's Politik sehr eindringlich und geistvoll aus der allgemeinen Verruchtheit der damaligen Zeit, und während er in Montesquieu's Anschauung nur eine haltungslose Zusammenmischung germanischer (englischer) und romanischer Elemente erblickt, nennt er Rousseau den fleischgewordenen Vertreter der neuesten Zeit. Erst der zweite, noch nicht erschienene Band wird sich mit Letzterm beschäftigen; indeß sagt er in der Vorrede schon: „Bis in die geringsten Elemente steht Rousseau denselben zerstörenden Elementen gegenüber wie heute wir: dem untergehenden, verdummten und altersschwachen Absolutismus, dem die Gefahr die seinen fetten Pfründen droht erkennenden Aberglauben, dem sich selbst überstürzenden Unglauben, der liederlichen Geistreichigkeit und der gewissenlosen Selbstsucht hielt er in seiner Schwäche den Medusenschild eines höhern Glaubens an Gott, an die Menschheit und an die Tugend entgegen, und alle seine Gegner waren nicht imstande den Blick dieses Schildes zu ertragen." Uns scheint die moderne Gegenwart in ihrem eigentlichen Wesen, wie in ihrer Gestaltung und in ihren Errungenschaften nicht der Art der Zeit Rousseau's gleich, wie Venedey vermeint, und wenn man überhaupt den Wandel der Zeiten zugibt, so können nicht 80—100 Jahre verflossen sein ohne daß nicht die Gesellschaft selbst in ihren Ideen, wie in ihren Zerwürfnissen, wenn wir die Fragen eben ganz scharf stellen, eine andere geworden.

Wollten wir noch weiter auf die vielen andern neuesten berliner literarischen Erscheinungen Rücksicht nehmen, so würde sich unser Monatsbericht in einen Tagesbericht umformen müssen. Denn es hat wirklich den Anschein als ob die Presse das in den Jahren 1848—49 Versäumte um jeden Preis nachzuholen gedächte, wenn auch nicht der Qualität, so mindestens doch der Quantität nach. 71.

Bibliographie.

Boer, J. van und H. Wiskemann, Beantwortung der Preisfrage: „Enthalten die Prinzipien der Demokratie Irrthum oder Wahrheit, und liegt darum in ihrer Durchführung das Heil oder das Unglück der Zukunft? — Wenn in derselben Irrthum und Unheil liegen sollten, wie könnte diesem vorgebeugt werden; oder, wenn sie Wahrheit und Wohlfahrt enthalten, wie kann ihnen der dann zu wünschende weiteste und allgemeine Eingang und Erfolg verschafft werden?" Zwei Preisschriften. Leipzig, Hartknoch. Lex.-8. 8 Ngr.

Braune, K., Unsre Zeit und die innre Mission. Fünf Vorträge. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 24 Ngr.

Drobisch, M. W., Erste Grundlehren der mathematischen Psychologie. Mit einer Figurentafel. Leipzig, Voss. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Görgey. — Klapka. Világos. Komorn. Authentische Mittheilung bisher noch nicht veröffentlichter Erlebnisse, von zwei entlassenen Honvéd-Offizieren. Pesth, H. Geibel. 8. 22½ Ngr.

Heine, H., Reisebilder. 3ter Theil. 4te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

— — Dieselben. 4ter Theil. 4te Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Höfling, J. W. F., Grundsätze evangelisch-lutherischer Kirchenverfassung. Eine dogmatisch-kirchenrechtliche Abhandlung. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 10 Ngr.

Ludwig Kossuth und die jüngste Revolution in Ungarn und Siebenbürgen. Umfassende Biographie des Hauptführers der magyarischen Bewegung von J—A—M—h—. Wien, Keck u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Krug, F. W., Gedichte. Elberfeld, Schmachtenberg. 16. 15 Ngr.

Nord, W., Dichterspiele zur Erheiterung ernster Zeiten, im italienischen Styl, nach Casti animali parlanti und Tassoni Secchia rapita. Wien, Beck. Gr. 16. 14 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß. 2te Miniatur-Ausgabe. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 15 Ngr.

Ehstnische Volkslieder. Urschrift und Uebersetzung von H. Neus. 1ste Abtheilung. Herausgegeben von der ehstländisch literärischen Gesellschaft. Reval, Kluge. Gr. 8. 1 Thlr.

Wormbaum, R., Evangelische Missionsgeschichte in Biographieen. 2ter Band. 1stes Heft. — A. u. d. T.: David Brainerd, der Apostel der Indianer in Pennsylvanien und New-Jersey. Düsseldorf, Schaub. 8. 5 Ngr.

Waldow, H., Herbstblüthen! Gedichte. Dresden, Türk. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wigard, F., Lehrbuch der Redezeichenkunst. Nach Gabelsbergerschem Lehrgebäude als Leitfaden für Lehrer, wie zum Selbstunterricht. Nebst Anleitung für Einrichtung und Geschäftsbehandlung stenographischer Lehranstalten und Kanzleien. 1ste Lieferung. Dessau, Katz. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Fitzliputzli und sein Reich, eine Betrachtung über den politischen Katzenjammer. Darmstadt, v. Auw. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Frage: Von wem kommt alle Gewalt im Staate; und wie soll sie gebraucht werden? Beantwortet von einem Bewohner der östlichen Schweiz. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Höfliger, J., Der Glauben und die Liebe des heiligen Stephanus. Dargestellt in einer Predigt am 26. Dezbr. 1849 zu St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 3 Ngr.

— — Die christkatholische Kirche und ihr Verhältniß zum Staate. Ebendaselbst. Gr. 8. 6 Ngr.

Worte eines Layen über den jüdischen Religions-Unterricht und über das Rabbinenthum in Ungarn. Pesth, H. Geibel. Gr. 8. 3 Ngr.

Zimmermann, K., Zwei Confirmationsreden am 2ten Pfingsttage und am Sonntage Trinitatis 1850 gehalten. Darmstadt, v. Auw. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 199. — 20. August 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

Von den Schriften welche nur das Parlament an sich und als ein Ganzes behandeln stellen wir an die Spitze:

Brustbilder aus der Paulskirche. Zweite mehrfach berichtigte Auflage. Leipzig, Mayer. 1849. 8. 22½ Ngr.

als deren Verfasser Robert Heller, bis vor kurzem Herausgeber der „Deutschen Zeitung", gilt. Die „Brustbilder" haben die sehr günstige Aufnahme, die sie in weiten Kreisen gefunden, wol hauptsächlich der gewandten und ansprechenden Form in der sie abgefaßt sind, und wahrscheinlich mehr noch dem Umstande zu verdanken daß sie die erste Schrift waren die über das Parlament zu der Zeit seines vollen Glanzes und Ansehens erschien. Sie führen die bedeutendsten Persönlichkeiten und Parteigruppen in gefälliger Schilderung vor uns vorüber, und konnten so zu einer Zeit wo aller Deutschen Blicke an Frankfurt hingen die dortigen Zustände auch den Entfernten einigermaßen versinnlichen. Das ist aber auch ihr ganzes Verdienst: von einer schärfern Zeichnung einzelner Charaktere, von tieferer Auffassung der Parteien, kurz von ernsterm politischen Gehalt ist bei dem Büchlein nicht die Rede, und es nimmt Solches auch wol selbst nicht in Anspruch. Eine schlimmere Folge der äußerlichen Auffassungsweise, die das ganze Buch durchdringt, ist es freilich daß mehr als einem Manne mit den hier von ihnen entworfenen Portraits entschieden Unrecht geschieht; ich finde namentlich daß Dies der Fall ist bei Jucho, hinter dem denn doch trotz mancher Schwäche bedeutend mehr Gehalt steckt als ihm hier (S. 37) zugestanden wird, und noch weit mehr bei Wurm aus Hamburg (S. 128) und Reh aus Darmstadt (S. 149), die Beide soviel Tüchtigkeit der Gesinnung und eine so gediegene Bildung, von welcher wir weiter unten einen sehr werthvollen Beweis aus Wurm's Feder zu besprechen haben werden, vielfach bewährt haben, daß es wirklich unbegreiflich ist wie hier der Eine „flott und oberflächlich" genannt und der Andere als ein blinder Schwärmer bezeichnet werden konnte, was durch die Anerkennung seiner persönlichen Ehrenhaftigkeit nur wenig gemildert erscheint. Entschuldigt kann solche Unbilligkeit eben nur durch die Flüchtigkeit der ganzen Schrift werden, vermöge deren sie eben geeignet ist ebenso flüchtigen Lesern eine vorübergehende Unterhaltung und Befriedigung der Neugier zu gewähren. Und doch sind diese „Brustbilder" noch das lauterste Gold gegen die

Lebensbilder aus der deutschen Nationalversammlung von Ludwig Schatte. Erste Lieferung. Schwäbisch Hall, Pfeiffer. 1850. 16. Preis für drei Lieferungen 1 Thlr. 6 Ngr.

Es ist zwar ganz bescheiden von dem Verf. daß er „Schatte" heißt, wäre aber seine Bescheidenheit von gründlicher Beschaffenheit, so dürfte er sich höchstens den Schatten eines Schattens von Verständniß der Sache über die er schreibt beilegen und würde, wenn er zu dieser Einsicht gelangt wäre, die Welt hoffentlich nicht mit seiner Schreiberei belästigt haben. Schatte hält sich zur „entschiedenen" Linken; damit wollen wir gewiß keinen Vorwurf aussprechen, aber Schatte scheint einer ganz absonderlichen Art von Linken anzugehören oder eine solche für sich allein zu bilden: denn während z. B. die frankfurter Linke bei den ersten Präsidentenwahlen nur drei, dann zwölf Stimmen für Robert Blum fand und ihm deren selbst im October nur 46 zuwandte, behauptet Schatte mit edler Dreistigkeit (S. 22 fg.):

> Daß Robert Blum der größte leitende Kopf der Nationalversammlung war, der Regierungsfähigste in Deutschland, Das hatten die drei leipziger Tage bewiesen, daran zweifelte Niemand der selbst mehr auf Kopf als auf Geburt und Amt seine Ansprüche gründete. Daß Blum durch die niedrigste Schule des Lebens sich emporgearbeitet hatte, Das kostete ihn den Präsidentenstuhl, das deutsche Volk seine Freiheit.

Läßt sich aber eine solche Ueberschätzung eines doch immer bedeutenden Mannes von Seiten eines Parteigenossen noch entschuldigen, so ist es ganz einfach erbärmlich wenn das ganze Streben der erbkaiserlichen Partei auf den gemeinsten Eigennutz zurückgeführt wird. S. 23 heißt es:

> Wenn der König von Preußen Kaiser wurde, so wurde Gagern Minister, und alle Haare seines Schweifes wurden größere oder kleinere Herren im kaiserlichen Ministerium. So dachte, darauf arbeitete dieser Club. Eine provisorische Centralgewalt warf einstweilen Reichsministerien, Unterstaatssecretariate und sehr einträgliche Reichsstellen ab.

Und S. 15:

Man fädelte geheime Verabredungen und Einverständnisse mit andern absoluten Mächten, namentlich mit den Höfen von Rußland und Oestreich, ein. Man berieth wie die Revolution zu brechen sei. Das Herz, der Lebenssitz derselben war die frankfurter Nationalversammlung. Es galt ihr die revolutionnaire Kraft zu schwächen, sie ihr künstlich auszuziehen, sie zu keinen Thaten, keinen entscheidenden Schritten kommen zu lassen. Als bestes Mittel dazu erkannte man die Zersplitterung derselben in Clubs. Beiweitem der größere Theil der Abgeordneten waren kaiserliche, königliche oder sonstige fürstliche Beamte. Dieser fast auf einer Maschine gedrehten königlich preußischen Beamten war man von vornherein ziemlich sicher u. s. w.

Wir bezweifeln sehr daß Schatte das Vertrauen irgend eines Cabinets soweit genießt um Mittheilungen über diese angeblichen Einverständnisse aus demselben erhalten zu haben; dann sind also seine Worte perfide Verdächtigungen und gerade so wahr als die Behauptung daß man der Linken großes Unrecht thue wenn man sie beschuldige die Verhandlungen zu lang hinausgezogen zu haben (S. 13). Hätte sich Schatte auf sein harmloses Geschwätz über die „Damengalerie" und das „Domfest in Köln" beschränkt, wobei er es sehr übel vermerkt daß auf dem Dampfschiffe der Reichsverweser besser bedient wird als seine linken Freunde, so könnte man ihn ruhig seines Weges gehen lassen, wie es sogar die geheime wiener Polizei mit „unschädlichen Schwätzern" gemacht haben soll; aber seine Schmähungen und Verdächtigungen machten doch eine Zurechtweisung nöthig. Uebrigens sind wir der Redaction d. Bl. sehr dankbar daß sie uns die zweite und dritte Lieferung, welche ebenbesprochenes Libell abschließen sollen, nicht ebenfalls zugeschickt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Austin Henry Layard's Untersuchungen über Niniveh.*)

Seitdem durch Botta's großartige Forschungen und Entdeckungen in Khorsabad nicht allein die französische, sondern auch die englische und deutsche Gelehrtenwelt von neuem auf das Studium der assyrischen Geschichte und die wissenschaftliche Verwerthung des durch jenen gewonnenen Materials geführt worden ist, hat jedes neue Jahr den undurchdringlichen Schleier welcher auf den sprachlichen wie architektonischen Monumenten jener grauen Vorzeit fast dreitausend Jahre gelegen hat mehr und mehr gelüftet, und die glänzendsten Siege gebracht welche die europäische Wissenschaft in neuester Zeit errungen hat. Es galt hier vorzüglich der Auffindung der Ruinen des nach 1. Buch Mose 10 von Nimrod erbauten Niniveh, der größten Stadt des Alterthums, welche nach den Angaben alter Geographen 480 Stadien (= 60 englische Meilen) im Umfange hatte. Ihre Lage an dem östlichen Ufer des Tigris, Mosul gegenüber, kann nach der übereinstimmend überlieferten Tradition kaum mehr zweifelhaft genannt werden, und doch hat man die Ruinen dieser alten Weltstadt, welche natürlich rücksichtlich ihrer Größe mit dieser in einem richtigen Verhältnisse stehen müssen, mit Bestimmtheit noch nicht auffinden können. Botta hatte zuerst in Kujjundshuk, einem Mosul unmittelbar gegenüberliegenden Ruinenhügel, Nachgrabungen aber ohne bedeutende Erfolge angestellt; ein Zufall führte ihn in das mehre Meilen vom östlichen Tigrisufer gelegene Dorf Khorsabad, wo er schnell mehre Laufgräben machen ließ, und bald auf bedeutende Ruinen von Gebäuden stieß, welche aber so furchtbar durch das Feuer zerstört waren daß die zu Kalk gewordenen Gypsplatten, sobald sie der Luft ausgesetzt wurden, mit reißender Schnelligkeit in Stücke zerfielen. Es galt hier was nur irgend gerettet werden konnte zu retten oder abzuzeichnen. Herr Botta, zum französischen Consul in Mosul ernannt, erhielt von der französischen Regierung in Folge seiner Berichte über die von ihm gemachte Entdeckung eine namhafte Unterstützung zur Fortsetzung seiner Nachforschungen, und nachdem er viele schöne Exemplare assyrischer Sculptur für sein Vaterland in Sicherheit gebracht hatte, kehrte er nach Europa mit einer reichen Sammlung von Inschriften, dem wichtigsten Erfolge seiner Entdeckungen, zurück. Layard hatte vom Anfang an in Botta's Berichte Einsicht nehmen, und sich mit dem jeweiligen status quo der Entdeckungen vertraut machen können: es war ihm klar daß Khorsabad weder allein stehen noch allein das alte Niniveh darstellen konnte, über dessen Lage es keine Evidenz gab. Wäre das (von Botta) entdeckte Gebäude einer seiner Paläste gewesen, so mußten sicher andere Gebäude von umfangreicherm und prächtigerm Charakter zunächst dieses Regierungssitzes am Ufer des Tigris existiren. Es war wahr daß Botta sich über drei Monate lang erfolglos mit dem großen Mosul gegenüberliegenden Ruinenhaufen (Kujjundshuk), welcher gewöhnlich als die assyrische Hauptstadt identificirend angesehen wurde, beschäftigt hatte; aber dieser übertraf an Größe alle andern bekannten Ruinen; auch war es möglich daß in einigen Theilen desselben die Spuren von Gebäuden die er einst enthalten hatte ebenso vollständig verlorengegangen waren wie es in vielen Theilen des Hügels von Khorsabad der Fall war. Dennoch wanderten Layard's Gedanken immer nach Nimrud (fünf Stunden südlich von Mosul an dem östlichen Tigrisufer gelegen) zurück, und zu den Traditionen welche sich daran knüpften. Im Herbste des J. 1845 erklärte der edle, wissenschaftliche Unternehmungen zu unterstützen immer bereite, englische Gesandte in Konstantinopel Sir Stratford Canning für eine bestimmte Zeit die Kosten des Nachgrabens in Assyrien tragen zu wollen. Layard, damals bei der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel angestellt, verließ infolge Dessen schnell Konstantinopel, und eilte über Samsuhn, die Gebirge des Pontus, die Steppe von Usun Jilak und das Thal des Tigris nach Mosul, welches er in 12 Tagen erreichte. Nachdem er sich hier dem Pascha vorgestellt, und im Geheimen einige nöthige Vorbereitungen getroffen hatte, fuhr er auf dem Tigris nach Naifa, in der Nähe von Nimrud, wo er nach fünf Stunden anlangte. Bei einer oberflächlichen Besichtigung des enormen Ruinenhaufens fand Layard außer vielen mit Keilschrift beschriebenen Backsteinen auch ein Stück von einem Basrelief. Das Material aus dem es gemacht war ist dem Feuer ausgesetzt gewesen, und gleich dem gebrannten Gypse von Khorsabad in jeder Hinsicht. Die durch dieses glückliche Omen angeregte Erwartung größerer Entdeckungen realisirte sich schon in den ersten Tagen; es wurde nach Hinwegschaffung von mehren größern Alabasterplatten der obere Theil eines Gemachs bloßgelegt dessen Wände mit zahlreichen Keilinschriften bedeckt waren, und in dessen Schutt verschiedene Elfenbeinverzierungen gefunden wurden. Durch diese günstigen Erfolge ermuntert ließ Layard auf verschiedenen Seiten des Ruinenhügels Laufgräben eröffnen, bei deren Weiterführung man zwar

---

*) Niniveh und seine Ueberreste. Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern; sowie einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier von Austin Henry Layard. Deutsch von N. N. W. Meißner. Mit 94 Illustrationen, sechs Plänen und einer Karte. Leipzig, Dyk. 1850. Gr. 8. 6 Thlr.

Diese treue und sehr gewandte Uebersetzung des in jeder Hinsicht bedeutenden Werks von Layard ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, für welches der deutsche Leser Hrn. Meißner sehr dankbar sein muß. Das englische Original ist übermäßig theuer.

immer Mauern und Inschriften, nie aber Sculpturen entdeckte. Endlich nach vergeblichem mehrtägigen Suchen wurden vier Basreliefs auf zwei Platten bloßgelegt, sämmtlich Schlacht- und Kriegerscenen darstellend. Die in denselben bemerkbare Eleganz und der Reichthum der Verzierungen, die treue und zarte Zeichnung der Glieder und Muskeln, sowol bei den Menschen als auch bei den Pferden, und die Kunstkenntniß welche im Gruppiren der Figuren und der Composition im Allgemeinen dargelegt war, setzte Layard in das größte Erstaunen. Durch die in der weitern Folge fortgesetzten, zwar oft von den türkischen Behörden in Mosul gestörten, nie aber ganz stillstehenden Nachgrabungen wurden die bedeutendsten assyrischen Bildwerke zutagegefördert, die einzigen Ueberreste einer großen Stadt und einer großen Nation. Gelegentlich ließ Layard auch einmal in dem Mosul unmittelbar gegenüberliegenden Ruinenhügel Kujjundshuk nachgraben, da aber die Ausbeute sehr unbedeutend war unterließ er weitere Versuche um seine Arbeiterkräfte nicht zu sehr zu zersplittern. Die furchtbare Hitze des Sommers, welche in den Gegenden am Tigris bis 112—117° F. stieg, nöthigte Layard Nimrud und später Mosul zu verlassen, und in den von chaldäischen Christen bewohnten Tijarigebirgen den September abzuwarten, mit welchem weniger heiße Witterung einzutreten pflegt. Bei der im September wirklich erfolgten Rückkehr von dort nach Mosul erhielt Layard die frohe Nachricht daß von dem englischen Gouvernement für Fortsetzung der Nachgrabungen in Nimrud dem Britischen Museum Fonds angewiesen seien. Infolge Dessen wurden dieselben in großartigem Maßstabe fortgesetzt, und bald darauf wieder sehr bedeutende Basreliefs in einem bloßgelegten Zimmer entdeckt, welche die Kriege des Königs und die Unterwerfung einer fremden Nation darstellten; eine Entdeckung folgte nun rasch der andern, Theile von kupfernen Rüstungen mit getriebener Arbeit, Vasen, unzählige Inschriften, die riesenhaftesten Sculpturen, ja auch ein Obelisk wurden aufgegraben. Es ist unmöglich in der Kürze eine nur irgend erschöpfende Beschreibung der großartigen assyrischen Paläste zu geben welche Layard in Nimrud und später noch in Kujjundshuk entdeckte, und über welche er in dem ersten Theile seines in jeder Beziehung meisterhaften Werks ausführlicher berichtet.

Es gilt hier jetzt zunächst zu zeigen inwieweit die entdeckten Monumente und Ueberreste zur Aufklärung historischer oder chronologischer Streitfragen dienen können, und über Civilisation, Sitten und Künste bei einem so wenig bekannten Volke, wie die Assyrier, Aufschluß geben.

Wegen unserer beschränkten Kenntniß der zu den Inschriften verwendeten Schrift, und wegen Mangels an hinreichender Bekanntschaft mit den Einzelheiten der assyrischen Kunst, die zu einer befriedigenden Classification der verschiedenen Ueberreste führen könnte, kann unser Ziel kaum weiter gehen als die Epoche dieser Monumente durch Vergleichung zu bestimmen. Alle historischen Zeugnisse, profane wie biblische, sprechen zunächst dafür daß die Assyrier schon sehr früh eine hohe Culturstufe erreicht haben, über welche hinaus sie jedoch später nicht mehr fortgeschritten sind. Die in den Palästen aufgefundenen Inschriften zeigen zunächst deutlich daß Bauten verschiedener Jahrhunderte unter den Hügeln Nimruds vergraben lagen, deren älteste, nach einem von Layard gründlich geführten Beweise, nicht später als etwa 900 Jahre vor Chr. ausgeführt sein können. Verschiedene Umstände aber weisen unzweifelhaft darauf hin daß zwischen der Erbauung (etwa 1200 Jahre vor Chr.) der Paläste im Centrum des Ruinenhügels von Nimrud und eines andern in der südwestlichen Ecke desselben eine sehr lange Zeit verging. Dieser letztere ist zum großen Theile aus Platten erbaut welche von andern frühern Palästen entnommen sind; es finden sich aber auch Sculpturen und Inschriften in diesem Gebäude vor die aus irgend einer bisjetzt noch nicht entdeckten Ruine herstammen, und in vieler Hinsicht von denen aus allen bisjetzt bekannten Gebäuden in Nimrud verschieden sind. Wegen der häufigen Wiederholung der Figuren von Göttern scheinen diese Gebäude entweder Tempel oder, wie man guten Grund zu glauben hat daß es in Aegypten der Fall war, Wohnorte der Könige und zugleich der Götter gewesen zu sein. Hieraus kann man aber auch wieder schließen daß ein sehr langer Zeitraum vergehen mochte bevor ein Monarch die heiligen Gebäude von Königen seines eigenen Volks und Glaubens niederriß um sich und seinen Gottheiten aus jenem Material eine neue Wohnung zu erbauen. Eine Diesem entgegengesetzte Vermuthung würde Allem was wir von den religiösen Gefühlen und Vorurtheilen der Alten wissen zuwider sein. Die zerstörten Gebäude müssen entweder einer so alten Zeitperiode angehört haben daß alle Erinnerung an die Erbauer derselben verloren war, was in Assyrien, wo sich geschriebene Buchstaben erhalten hatten, nicht leicht möglich werden konnte; oder mit einer neuen Dynastie war auch zu gleicher Zeit eine neue Religion eingeführt worden. Daß eine neue Dynastie die Stelle der alten eingenommen hatte, machen die im hohen Grade merkwürdigen Verschiedenheiten zwischen den Sculpturen aus den ältesten Gebäuden zu Nimrud und denen aus Khorsabad sehr wahrscheinlich. Es ist hier nicht der Ort dieselben genauer zu detailliren, und die sowol aus der Geschichte bekannte als auch aus den aufgefundenen Monumenten deutlich ersichtliche Verbindung zwischen Assyrien und Aegypten (es finden sich z. B. Namen offenbar ägyptischen Ursprungs in den Verzeichnissen assyrischer Könige) näher zu charakterisiren: nur soviel sei erwähnt daß das hier zutagegeförderte, wissenschaftlich erst noch weiter auszubeutende Material jetzt schon einen tiefen Blick in die dunkle Mythologie, die Religionen Asiens und ihren engen Zusammenhang thun läßt, und daß man für die Zukunft von den Layard'schen Entdeckungen sehr bedeutende Aufklärungen über die Geschichte der Wiege aller menschlichen Cultur und Religion erwarten darf. Wir haben es hier mit Monumenten zu thun welche ebenso alt, theilweise vielleicht noch älter als die altägyptischen sind; denn die Periode des Ninos, des Gründers von Ninive, fällt in das dritte Jahrtausend vor Chr.: sich auf zu genaue Data einzulassen wäre jetzt noch zu gewagt, aber man kann sich auf die Angabe vieler Schriftsteller des Alterthums beziehen daß Troja von Assyrien abhängig war, die Blüte des assyrischen Reichs also der Trojas chronologisch bedeutend vorangehen muß.

Die Hauptresultate der historischen Untersuchungen Layard's sind folgende: 1) Daß es in Assyrien Gebäude gibt die durch ihre Sculpturen, ihre mythologischen und heiligen Symbole, und durch die Schrift und Sprache ihrer Inschriften so sehr voneinander unterschieden sind daß sie zu der Folgerung führen: es müsse wenigstens zwei verschiedene Perioden in der Geschichte Assyriens geben. Ueberdies kann man noch vermuthen daß das Volk welches das Land während dieser zwei Perioden bewohnte entweder verschiedenen Stammes war, oder aus verschiedenen Zweigen desselben Stammes bestand, oder daß durch Vermischung mit Ausländern, vielleicht Aegyptern, große Veränderungen in Religion, Sprache, Sitten und Gebräuchen zwischen der Zeit in welcher der erste Palast von Nimrud, und der wo die Gebäude von Khorsabad und Kujjundshuk errichtet wurden, stattgefunden haben müssen. 2) Daß die Namen der Könige auf den Monumenten anzeigen daß während der Errichtung der ältesten und neuesten dieser Gebäude ein Zeitraum von sogar mehren Jahrhunderten verflossen sein müsse. 3) Daß nach den auf den Sculpturen aus der zweiten assyrischen Periode miteingeführten Symbolen, und wegen des ägyptischen Charakters der kleinen Gegenstände die in der Erde über den Ruinen der Gebäude aus der ältesten Zeit gefunden worden sind zu schließen, zwischen der Zeit der Errichtung der ältesten und neuesten Gebäude eine sehr genaue Verbindung mit Aegypten, sei es durch Eroberung oder auf freundschaftlichem Wege, stattgefunden haben müsse; und daß die Monumente Aegyptens, die Namen der Könige bei gewissen ägyptischen Dynastien, die Elfenbeinsachen von Nimrud, die Einführung verschiedener assyrischer Gottheiten in das ägyptische Pan-

theon, und andere Beweise auf das 14. Jahrhundert als die wahrscheinliche Zeit hindeuten wo dieser Verkehr begann, und auf das 9. als auf die Zeit wo er aufhörte. 4) Daß die ältesten Paläste von Nimrud vor der Gründung der spätern bereits in Ruinen und von Schutt und Erde begraben lagen, und daß sie wahrscheinlich zur Zeit der vierzehnten ägyptischen Dynastie zerstört wurden. 5) Daß die Existenz zweier verschiedener Dynastien in Assyrien und die Gründung einer assyrischen Monarchie etwa 2000 Jahre v. Chr. aus den Zeugnissen der alleräItesten Schriftsteller gefolgert werden kann, und daß diese Folgerung mit dem Zeugniß der Bibel und den Monumenten Aegyptens übereinstimmt.

An den Beweis daß die Assyrier semitischen Ursprungs seien, daß ihre Sprache mit dem Chaldäischen verwandt ist, und in ihrem auf den Monumenten dargelegten Geschmack etwas eigenthümlich Semitisches liege, schließt Layard den Versuch die Lage der Ruinen Nimruds mit der des alten Niniveh zu identificiren. Die übereinstimmende Tradition alter Historiker und Geographen, welche die Lage des alten Niniveh als auf dem linken Tigrisufer, Mosul gerade gegenüber, befindlich angibt, hat dazu geführt die Ruinenhügel von Kujjundshuk und Nebi Junus, welche diese Lage haben, mit jener alten Stadt zu identificiren. Diese Ruinen jedoch für sich allein genommen nehmen einen viel zu geringen Raum (ihr Umfang beträgt kaum fünf englische Meilen) ein als daß sie von einer Stadt sein könnten die nach Strabo noch größer war als Babylon, deren Dimensionen nach der Angabe des Diodorus Siculus 480 Stadien oder mehr als 60 englische Meilen betrugen, und welche nach Jonas (3,3) „drei Tagereisen groß" war. Die Untersuchungen der Ruinen zu Nimrud haben den Verf. überzeugt daß ihre Paläste ein integrirender Theil des alten Niniveh waren, doch glaubt auch er nicht daß sie allein den Umfang der Riesenstadt darstellen; die Ruinen von Khorsabad, Kujjundshuk und Karamles gehören dazu, und nimmt man diese zusammengenommen mit Nimrud als die Ecken eines Vierecks, „so wird man finden daß seine vier Seiten mit den 480 Stadien oder 60 englischen Meilen der Tradition, welche die drei Tagereisen des Propheten ausmachen, übereinstimmen". Innerhalb dieses Raumes sind viele große Ruinenhügel welche die hauptsächlichsten Ruinen Assyriens einschließen, wie Karakusch, Baascheikha und andere, und die Oberfläche der Gegend ist mit Bruchstücken von Töpferzeug, Backsteinen und andern Fragmenten wie übersäet.

Daß die Assyrier auf einer verhältnißmäßig außerordentlich hohen Stufe der Kunst gestanden haben, beweisen die zu Nimrud und Khorsabad gemachten Entdeckungen mehr als genügend. Zwar ist die architektonische Ausführung der ausgegrabenen Paläste nicht die vollendet künstlerische, wie man sie sich wol mitunter vorgestellt hat, es fehlen z. B. die Säulen, aber sie ist dennoch groß genug um das vollste Erstaunen zu erregen; der Hauptgrund dieses Mangels an architektonischer Vollendung mag in dem Mangel an dem gehörigen Material, welches nur in Backsteinen und grobem Alabaster besteht, liegen. Desto größer und verhältnißmäßig vollendeter war bei ihnen die Bildhauerei und Malerei, bei welcher die Kraft und Lebendigkeit in der Behandlung, die Eleganz der Formen, die künstlerische Anordnung der Gruppen, die Zartheit der Ausführung, z. B. in den Details der Gesichtszüge, und die Kühnheit der Reliefs deutlich hervortritt. Ein Sinken des Geschmacks und damit der Kunst zeigt sich auf den Monumenten späterer Zeit unzweifelhaft darin daß man der fremden ägyptischen Kunst, welche conventionnelle Formen strict festhielt, und auf deren Denkmälern die eckige, steife, von der Natur mehr und mehr abweichende Art der Behandlung sehr bemerkbar ist, einen bedeutenden Einfluß auf die einheimische gestattete. Die assyrischen Künstler der ältern Periode suchten, weil sie weniger gebunden waren, die Natur genauer nachzuahmen, so roh und unglücklich auch ihre Versuche ausgefallen sein mögen, und Dies wird durch die beständige Bemühung die Muskeln, Adern und anatomischen Proportionen der menschlichen Figuren zu zeigen, bewiesen. Wenn dieses wahrhaft künstlerische Streben der Naturnachahmung unter allen asiatischen Monumenten zuerst auf den assyrischen hervortritt, wenn ferner die Verbindung der Gottheiten und heiligen Embleme, die in den verschiedenen Theilen von Kleinasien und Assyrien verehrt wurden, unleugbar ist, und wenn man den assyrischen Ursprung dieser Götterlehre anerkennt, so hat man auch keine Schwierigkeit mehr den Einfluß Assyriens auf die Künste und Gebräuche von Kleinasien aufzufinden. Unter den Völkern Kleinasiens waren es sodann vorzüglich die Perser welche die Kunst pflegten, und die kleinasiatischen Monumente welche aus der persischen Herrschaft herrühren beweisen vollständig daß die in ihnen verkörperte Kunst eine Tochter der assyrischen ist. Hier ist das Mittelglied welches den Uebergang und den Jahrhunderte durch fortlebenden und fortwirkenden Einfluß Assyriens auf die spätern Zeiten und die griechische Kunst vermittelt; denn die nahe Verbindung zwischen den persischen Monumenten und den archäischen Formen der Griechen ist bekannt und unzweifelhaft. Am deutlichsten zeigt sich die dreifache Verbindung zwischen Assyrien und Persien, Persien und Kleinasien, und Kleinasien und Griechenland auf den xanthischen Marmorantiken welche Sir Charles Fellows für England erwarb, und die sich jetzt in dem Britischen Museum befinden. Als Beispiel welches die enge Verbindung zwischen assyrischer und griechischer Kunst beweist möge nur Das dienen daß viele architektonische Zierathen von den Assyriern direct oder indirect auf Griechenland übergingen, wie die jonische Säule, die sich zwar nicht in den Palästen selbst, aber doch auf Bildern in denselben gefunden hat, folglich den Assyriern bekannt war. Außerdem findet sich aber auf den ältesten Monumenten von Niniveh auch das zierliche Ornament welches Geisblattornament heißt, das in Griechenland so häufig angewendet wurde, und noch bis auf den heutigen Tag häufiger benutzt wird als irgend eine andere Simsverzierung. In Assyrien hatte es heilige Eigenschaften, oder war entweder ein Symbol oder Gegenstand der Verehrung. Andere Monumente welche auf assyrischen wie auf griechischen Monumenten gleich häufig vorkommen sind die Tulpe oder der Lotos, der Fichten- oder Tannenzapfen, die Guilloche oder das dazwischengeflochtene Band, welche zusammengenommen mit andern künstlerischen Gebilden von wahrhafter Reinheit und Eleganz des Geschmacks bei den Assyriern zeugen. Layard weist dieselbe Erscheinung auch auf den in Niniveh gefundenen Kleidern, Waffen, Mobilien und Pferdegeschirren nach, und behauptet daß hinsichtlich der Waffen die Assyrier in Eleganz des Dessein sogar mit den Griechen rivalisirt hätten. Leider sind die der Uebersetzung beigegebenen Steinabdrücke ziemlich unvollkommen ausgefallen, und lassen die große Sauberkeit der französischen (im „Journal asiatique") und englischen Lithographien recht schmerzlich vermissen: indeß kann sich der Leser nach den hier gebotenen Abbildungen immer eine ungefähre Vorstellung von den einzelnen Sculpturen machen.

Die von Botta und Layard gemachten Entdeckungen gehören unleugbar zu den wichtigsten welche in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Archäologie gemacht worden sind, und eine hoffentlich recht baldige Zukunft wird die Resultate bringen welche sich aus der wissenschaftlichen Benutzung und der Entzifferung der assyrischen Inschriften wie aus einem genauern Studium der uralten Monumente ergeben, und ein bisjetzt fast ganz dunkles historisches Gebiet aufklären werden. An wissenschaftlichen Kräften welche sich mit aufopfernder Hingebung diesen Studien widmen wird es sicher nicht fehlen: stehen wir doch hier an der Wiege der Kunst und Wissenschaft, die sich von Asien aus über Griechenland und Italien in die gebildete Welt ausgebreitet hat!

18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 200. — 21. August 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 199.)

Fast müssen wir um Verzeihung bitten daß wir eine geistvolle Dame in die nächste Nachbarschaft des vorhergehenden Schriftstellers bringen. Der zweite Band der

Erinnerungen aus dem Jahre 1848 von Fanny Lewald. Zwei Bände. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1850. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

enthält auf etwa 60 Seiten Skizzen aus einem Aufenthalt in Frankfurt während des Octobers und Novembers 1848. Wir dürfen dieselben hier nicht unerwähnt lassen wegen der in größter Kürze meisterhaften Schilderungen einiger Persönlichkeiten die sie enthalten, und wegen der schönen und wahrhaft edeln Unparteilichkeit die die Verf., welche dabei von frischester Freiheitsliebe durchglüht ist, in ihre Worte legt. Von den erstern erwähnen wir besonders die Stellen über Simson aus Königsberg (S. 252): „Gagern ist wie ein Ajax, Simson wie ein Ulysses, oder vielmehr wie ein Feldherr der Jetztzeit, der sich selbst mit weisem Vorbedachte fernhält von den Kämpfenden, und in unnahbarer Stellung das Schlachtenschicksal das er lenken soll überblickt", wobei nicht zu übersehen ist daß diese Worte zu einer Zeit geschrieben sind, wo Simson nur einige mal als Vicepräsident thätig gewesen war; ferner die über Robert Blum (S. 287): „Er hat wirklich Etwas das unheimlich an Richard III. gemahnt, wie mir denn Blum's ganze Persönlichkeit unheimlich erschienen ist, dämonisch im schlimmen und im guten Sinne des Wortes zugleich", und über Fröbel (S. 288). Die Grundlage der Unparteilichkeit, die wir oben an Fanny Lewald rühmten, spricht sich außer in jenen Urtheilen unter Anderm in dem kurzen Satze aus, der freilich eine ganz landläufige Wahrheit sein sollte, es aber doch nicht ist: daß „man sich selbst in seinem Gegner ehrt und sich selbst in ihm erniedrigt wenn man ihn verkleinert" (S. 243).

Aehnliche fragmentarische Mittheilungen aus der Paulskirche, die aber allerdings bedeutend mehr auf den eigentlichen Kern der Sache, auf politische Fragen und politisches Wirken eingehen, enthält der zweite Band von

Deutsche Fahrten. Von Franz Schuselka. Zwei Bände. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1849. 8. 3 Thlr.

Der achtungswerthe Verf. theilt hier seine Beobachtungen und seine Thätigkeit aus der Zeit des Funfzigerausschusses und der des Parlaments bis zum 2. Juni, dann wieder vom 24. Juni bis zum 29. Juli mit. Seine Aufzeichnungen machen wie in allen seinen Schriften den Eindruck strenger Wahrhaftigkeit, treuer Vaterlandsliebe und einer gelinden Eitelkeit, welche sich ebenso kindlich unbefangen enthüllt, wie sie liebenswürdig ist dadurch daß sie nirgend sich und das Ihre sucht, sondern ihren Stolz darein setzt mitgearbeitet zu haben an dem Neubau des geliebten Vaterlandes. Ein besonderes Interesse bekommen diese Mittheilungen dadurch daß Schuselka unsers Wissens der einzige Oestreicher ist der bisher seine frankfurter Erlebnisse veröffentlicht, und dabei die echtöstreichische Fahne mit offener Redlichkeit aufgesteckt hat; er vereinigt nämlich in sich, auf eine Art die nur edler Schwärmerei möglich ist, die Grundsätze der reinen Demokratie mit einer an Particularismus grenzenden Anhänglichkeit an ein specifisches großes Oestreich. Die erstern sprechen sich durch das ganze Buch hin aus; für letztere führen wir nur eine Stelle an: Radowitz stellte am 1. Juli den Antrag: die östreichische Regierung aufzufodern sämmtliche Wahlen in Böhmen zur Nationalversammlung binnen 14 Tagen vornehmen zu lassen; wenn sich die Regierung dazu außer Stande erkläre, werde ihr die nöthige Bundeshülfe zugesichert und in kürzester Frist bereitgestellt werden. Hierzu bemerkt Schuselka (S. 205):

> So sehr ich mit Hrn. von Radowitz darin übereinstimmte daß die deutsche Nationalversammlung durch eine einseitig sentimentale Auffassung des Nationalitätsprincips sich die Verlegenheiten in Böhmen, Schleswig und Südtirol zum Theil selbst geschaffen, wie sehr ich mit dem ehrenwerthen Sprecher wünschte daß „Deutschland sein ganzes Gewicht in die Wagschale werfen möchte um diesem Unwesen ein Ende zu machen": so beunruhigte es doch mein östreichisches Gefühl, einen solchen Antrag von einem so einflußreichen Mann der preußischen Regierungspartei ausgehen und in Folge der etwanigen Annahme und Durchführung des Antrags preußische Truppen in Böhmen einmarschiren zu sehen.

Wenn Das am grünen Holze geschieht, wie konnte man sich über Das wundern was wenige Monate später am dürren Holze geschah als wir eingefleischte Oest-

reicher, Ultramontane und die Linke in ungeheuerlichem Bunde der erbkaiserlichen Partei entgegenarbeiten sahen, in welcher letztern auch Schuselka nur „romantische Kaisermacher" u. dgl. zu erblicken vermag. Je entschiedener diese Richtung bei einem so ehrenwerthen Manne hervortritt, ein desto glänzenderes Zeugniß ist sie für die Nothwendigkeit Dessen was von Gagern's Ministerprogramm an bis zu dem preußischen Unionswerk von den besten Männern Deutschlands in Betreff des Verhältnisses zwischen Deutschland und Oestreich gefodert worden ist und auch fortan gefodert werden muß.

Die ganze Reihe der zuletzt besprochenen Schriften hat das Gemeinsame daß sie das Parlament mehr vom allgemein-menschlichen und speciell-persönlichen als einem politischen Standpunkte aus besprechen; daß sie in der Art von Memoiren, nicht in der einer kritischen staatsmännischen Würdigung gehalten sind. Wir schließen die Aufzählung derselben mit dem innerlich und äußerlich bedeutendsten Werke ab, welches im Wesentlichen denselben Charakter ansichträgt:

Das erste deutsche Parlament. Von Heinrich Laube. Drei Bände. Leipzig, Weidmann. 1849. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Laube war in Frankfurt anwesend zur Zeit des Vorparlaments, dann Mitglied des Parlaments von Ende Juli 1848 bis zum 28. März 1849; die Zwischenzeit im April und Mai 1848 benutzt er um sich nach rascher Fahrt durch Sachsen und Schlesien in Wien zu orientiren, wo er den 15. und 26. Mai miterlebt und dadurch eine sehr förderliche Grundlage zu Beurtheilung der weit später auftauchenden östreichischen Frage gewinnt. Entstanden ist sein Werk allmälig im Laufe der Ereignisse und immer in ziemlich kurzen Zeiträumen nach denselben. Laube war bis zum März 1848 Novellist und Dramatiker; und diese Natur oder Gewöhnung verleugnet sich auch in dem vorliegenden Buche nicht. Gleich auf den ersten Blättern führt eine novellistisch-dramatische Schilderung seiner Reisegefährten in die verschiedenen Parteistellungen, in die Aufregung und Verworrenheit jener Tage lebhaft und anschaulich ein; und diese Anschaulichkeit und Lebendigkeit fehlt keinem Theile des ganzen Werkes. Es liefert dasselbe in hohem Grade die Erläuterung und Ausführung zu den stenographischen Berichten, deren Nothwendigkeit wir in unserm vorigen Artikel erwähnten, und aus denen alle gewichtigern Reden hier ganz oder theilweise mitgetheilt und nach Gehalt und Wirkung zergliedert werden. Ebenso mag gleich hier der Abschnitt des zweiten Bandes, S. 31—62, welcher von dem Verfassungsausschusse handelt, als ein vorausgenommener Commentar zu Droysen's „Verhandlungen des Verfassungsausschusses" erwähnt werden. Niemand aber möge glauben daß mit dieser commentatorischen Eigenschaft irgend eine Art von Trockenheit verbunden sei; im Gegentheil kommt dem Verf. hier die Kunst der Darstellung, welche er in vieljähriger literarischer Thätigkeit mitunter an ziemlich werthlosen Stoffen erlernt hat, trefflich zustatten. Er folgt im Ganzen dem Laufe der Zeit, indem er aber in jedem einzelnen Zeitabschnitte die eigentlich bewegenden Momente mit geübtem Auge herausgreift, gruppirt er das ganze Zubehör mit solcher Meisterschaft um den einen Mittelpunkt daß eine Reihe großer, trefflich abgerundeter Auftritte vor den Blicken des Lesers vorübergeführt wird. Dieser Hinneigung zur dramatischen Gestaltung scheint sich auch Laube selbst wenigstens einigermaßen bewußt gewesen zu sein, da er es nicht lassen kann mitten in der aufregenden Schilderung des 18. Sept. seine Reflexionen als den „ästhetischen Grundgedanken einer Tragödie" einzufügen.

Ganz dieser dramatisch-dichterischen Auffassung gemäß finden wir es daß Laube vom Anfange seines Werkes an Partei ergreift, aber nicht die Partei einzelner Personen, nicht einmal die Partei bestimmter positiver Zwecke, sondern die Partei einer Idee und zwar einer hohen sittlichen Idee. Wir haben uns wahrhaft gefreut, umsomehr als wir gestehen dadurch überrascht worden zu sein daß Laube an eine fade Fensterrede Ronge's während des Vorparlaments folgende Worte anknüpft (I, 32):

> Ehrwürdiger Stifter des christlichen Glaubens, nie habe ich klarer empfunden als an jenem Abende, von wannen deine weltbezwingende Macht ausgegangen sei über alle Welt. Du versprachst nicht, du fodertest. Die Entsagung, die Hingebung und das Opfer lehrtest du. Das Geben und nicht das Nehmen lehrtest du. Dies erhebt den Menschen, Dies veredelt ihn. Dies bringt die tiefste Macht, die Macht über sich selbst. Nur wer sich selbst verliert gewinnt die Welt! Dies Motto des Neuen Testaments ward mir in jenem Augenblicke deutlich daß mir das Herz erbebte.

Und diese Gesinnung durchdringt in der That das ganze Buch; natürlich nicht in specifisch religiöser oder theologischer oder gar pfäffischer Färbung, sondern im engen Anschlusse an den gegebenen, äußerlich weltlichen Stoff, der aber von einer treuen, opfermuthigen und thatkräftigen Sinnesweise getragen und durchdrungen werden mußte. Derselbe Standpunkt ist es von dem aus Laube, z. B. bei Gelegenheit der vielbesprochenen Debatte über Raveaux' Antrag wegen der Stellung der Einzelregierungen zur Nationalversammlung im Mai 1848, ausschließlich für die Männer des Centrums den Ruhm unverrückter Consequenz in Anspruch nimmt (I, 222), von dem aus er eine ebenso eingehende als anziehende Schilderung von den Mittelparteien, dem Casino, dem Landsberg und dem Augsburger Hofe, entwirft (III, 9—41), von dem aus er wiederholt auf den „sauren, mit stets neuer Entsagung und Selbstverleugnung verbundenen Dienst für die Freiheit" (III, 97) zurückkommt den diese Männer geleistet, von dem aus er überhaupt das gute Recht des Centrums durchweg vertheidigt und dadurch in sein ganzes Gemälde eine Einheit bringt, die durch farbenreiche und wechselvolle Details bis in die kleinsten Züge hinein belebt wird. Diese Unterordnung des gesammten Stoffs unter einen einheitlichen Gesichtspunkt tritt namentlich auch bei Beurtheilung aller derjenigen Bestrebungen hervor welche der „einzig und allein" wahren Richtung hemmend und störend in den Weg traten; so sind ihm die Männer anderer Fractionen nicht eigentlich selbständige Personen,

die als solche beurtheilt werden, sondern sie sind ihm nur Glieder der einen großen Handlung, an der sie theilnehmen, wodurch natürlich nicht ausgeschlossen ist daß von den namhaftern derselben sehr lebensvolle Zeichnungen entworfen werden, wie etwa neben dem einen Wallenstein zwar auch Terzky und Illo und Questenberg und Octavio Piccolomini durchaus lebendige, aber doch nur untergeordnete Gestalten sind. Diese Art der dramatischen Darstellung bei einem nur geschichtlichen Stoff scheint uns aber doch die Folge gehabt zu haben daß Laube hier nicht überall den Maßstab voller Gerechtigkeit hat; er hat diese Männer an seiner Idee gemessen und sie zu klein gefunden, und darin stimmen wir ihm vollkommen bei: aber wir vermissen hier und da die Würdigung dieser Männer nach der Eigenthümlichkeit die sie nun einmal hatten. Wir erinnern uns nur einer Stelle wo Ludwig Simon mit voller Wärme in seinen unleugbar schönen Eigenschaften anerkannt wird (III, 144), während es von ebendemselben anderwärts (I, 293) heißt: „Seine Reden sind immer die personificirte Rache." Viele von den Verdammungsurtheilen welche Laube fällt und begründet theilen wir zwar vollkommen, finden es aber doch kaum billig wenn er z. B. Vogt nur ein einziges mal, und da auf sehr wegwerfende Weise, mit ausführlichern Worten erwähnt (II, 96), dagegen der viel nichtigere Wigard doch wenigstens mit wiederholten Züchtigungen bedacht wird. So dürfte man dem sonst so reichhaltigen Buche doch wol mindestens den Vorwurf machen daß es die Gegner mit einer souverainen Verachtung beseitige, die dem Geschichtschreiber nicht erlaubt ist.

Von den Zeichnungen einzelner Personen heben wir, da die von Gagern in liebevollster Weise gegebene eigentlich den ganzen dritten Band durchdringt, besonders die von Radowitz hervor, da sie jedenfalls neben der obenerwähnten Schrift von Frensdorff beachtet zu werden verdient, welcher sie natürlich an biographischen Notizen nachsteht. Laube's Darstellung weicht allerdings sehr von der ab welche Frensdorff gegeben: er vermag offenbar eines gewissen Mistrauens nicht Herr zu werden gegen einen Mann den er „zur Diplomatie bestimmt findet, nicht aber zum offenen, Bahn brechenden Handeln". Laube schreibt im Februar 1849 (I, 271):

> Er ist kein Herrscher, denn er ist angekränkelt von künstlicher Bildung. Er ist kein furchtbarer Bösewicht, denn er ist nicht ohne Wohlwollen und ist nicht ohne kleine Schwächen, welche für große Uebelthaten den Muth verderben. Aber er ist ein mannichfach ausgestattetes Talent für das Schauspiel unserer Welt. In diesem Schauspiele die Rollen sogenannter Faiseurs zu spielen, welche geheimnißvoll lächelnd oder achselzuckend die Entwickelung leiten und wenn nicht wirklich leiten, doch wenigstens zu leiten scheinen, Das ist sein Beruf geworden.

Radowitz ist nach Laube ein Dilettant, kein Mann der Handlung, zu der es ihm an Stärke fehlt. Wir möchten doch bezweifeln daß Laube nach Dem was seit dem Februar 1849 an uns vorübergegangen an diesem Urtheil noch festhält; einigermaßen anders klingt es schon wenn er im Herbste desselben Jahres schreibt (III, 358):

> Uebrigens muß Radowitz zur Ehre nachgesagt werden daß er sich nicht nur mit fein abgemessenen logischen Schritten diesem der Majorität so nahen Ausgangspunkte genähert, und sich also in die Lage gebracht hatte ein Mögliches zu unterstützen, sondern daß er auch, einmal auf diesen Punkt gelangt, dies Mögliche von nun an standhaft, fein, ruhig vertreten und in den gefährlichsten Augenblicken gerettet hat — bisjetzt.

Ueber seine Thätigkeit für das Dreikönigsbündniß finden wir nur ein kurzes, urtheilsloses Wort (III, 441).

Herrscht in den beiden ersten Bänden von Laube's Werke der memoirenartige Charakter entschieden vor, so nähert sich der dritte mehr der geschichtlich-politischen Darstellung, ohne jedoch jene erstere ganz aufzugeben. Neben den Darstellungen der öffentlichen Sitzungen ist eine sehr eingehende Würdigung den immer bedeutungsvollern Fractionsverhandlungen gewidmet und hier manche wichtige Mittheilung zuerst veröffentlicht. Natürlich concentrirt sich hier das Hauptinteresse um die Oberhaupts- und die damit zusammenhängende östreichische Frage. Schon im Mai 1848 schreibt Laube von Wien aus (I, 172):

> Nun habt ihr für Frankfurt die eigentlichen Oestreicher verloren! riefen die still Betrachtenden. Weil diese Oestreicher die Auflösung des Reichs in Reiche fürchten und nach Frankfurt die Erblande nicht lassen dürfen. Einen Staatenbund mit Deutschland konnten sie mögen, einen Bundesstaat wollen sie nicht.

Infolge dieser Erkenntniß hielt denn auch Laube, obwol in Böhmen gewählt, von Anfang an treu zu Gagern's allein ausführbarer Idee von einem völkerrechtlichen Bunde zwischen dem deutschen Bundesstaat und dem geeinigten Oestreich. Höchst lehrreich ist seine Ausführung wie dieser Gedanke nach und nach an Stärke und Klarheit gewachsen, wie er zum Mittelpunkt aller Verhandlungen geworden und wie durch die mit verdienter Herbe gegeißelte Verbindung blinder Demokraten mit den Ultramontanen und den specifisch, d. h. selbstsüchtig östreichisch Gesinnten damals von der Verwirklichung ausgeschlossen wurde. Einer weitern Geschichtschreibung bleibt es vorbehalten nachzuweisen wie jene Versündigung in Frankfurt der erste Schritt war zu dem Unionswerke von Erfurt mit seinen starken und seinen schwachen Seiten.

Vorstehendes dürfte wol hinreichen um anzudeuten wie reichhaltig und anziehend Laube's Werk ist. Nicht ist es eine Geschichte des ersten deutschen Parlaments — dazu ist es auch noch zu früh —, aber eine ausgezeichnete Vorarbeit dazu; zu umfassend und vielseitig für eine eigentliche Parteischrift, zu vielfach auf Einzelheiten, Anekdoten, Persönlichkeiten u. dgl. eingehend für eine Staatsschrift. Aber trefflich geeignet um in den weitesten Kreisen des deutschen Volks die nur zu rasch verschwindende Erinnerung daran lebendig zu erhalten was es an seinem ersten Parlament besessen, um die Sehnsucht rege zu erhalten, die nicht eher erlöschen darf als bis ein neues deutsches Parlament, ebenso großartig in Zu-

sammensetzung und Thätigkeit, zu einem glücklichern Abschlusse seines Werkes gelangt sein wird. *)

Meiningen, Ende Mai 1850.

W. A. Passow.

Religion, Sitte und Sprache des baskischen Volksstamms.

In den „Souvenirs d'un naturaliste" von Quatrefages finden sich unter Anderm auch einige bemerkenswerthe Studien über den baskischen Volksstamm. Die alten baskischen und euscarischen Sagen sprechen nach Angabe einiger Autoren von dem Untergange einer frühern Welt, aus welcher nur einige Wenige erhalten worden wären, gleichwie einzelne Oliven die nach der Ernte noch auf den Bäumen geblieben sind, oder wie die Trauben die nach der Weinlese an der Rebe hängen. Zu diesen Menschen gehört Aïtor, der Stammvater der Euscaldunac; so nennen sich die Basken selbst. Aïtor hatte sich in eine unzugängliche Grotte mit seiner Frau geflüchtet, und sah hier ein Jahr lang Wasser und Feuer um die Herrschaft sich bekämpfen. Vom Schrecken betäubt verlor er jede Erinnerung an die zugrundegegangene Welt, und er mußte sich sogar eine neue Sprache erfinden. Aïtor's Söhne stiegen in die Ebene hinab, breiteten sich rasch über dieselbe aus, und legten den Grund zu mächtigen Nationen; aber immer bewahrten sie treulich und fest die Sprache und die Religion ihres Vaters, der von den Höhen herabkam, „des Alten der Berge". Den allzu materiellen Polytheismus haben die Euscarier nie gekannt. Sie verehrten als Schöpfer und Erhalter der Welt ein höchstes Wesen, Jao-on-Goicoa, und beteten zu ihm früh und Abends. Sie brachten ihm Fruchtopfer, aber bauten ihm keinen Tempel. Die religösen, immer sehr einfachen Feierlichkeiten fanden zu gewissen Zeiten statt, die sie nach bestimmten Phänomenen am Himmel berechneten, und sie wurden unter derselben Eiche ausgeführt unter der die Aeltesten Recht sprachen und das Wohl der Nation beriethen. Die Basken glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Wiedervergeltung nach diesem Leben. Sie betrachteten den natürlichen Tod nur als einen langen Schlaf, und nannten das Grab das Bett der großen Ruhe.

Eine solche Nation mußte sich leicht zum Christenthum bekehren lassen, auch halten sich die Basken für das erste christliche Volk. An die Stelle ihrer Traditionen setzten sie eine Art christlicher Mythologie. Aïtor ward gleichbedeutend mit Noah. Dieser war also der Vater der Euscaldunac, und die Letztern wieder die Väter der ganzen Welt. Die euscarische Sprache ist nach der Volksansicht die Sprache Adam's und Eva's, und es gibt Schriftsteller die diese Ansicht zu vertheidigen suchen. Sicher ist daß die baskische Sprache außerordentlich wortreich und bildungsfähig ist. Nach Don Pablo de Asterlea besitzt sie mehr als 40 Milliarden (!) Worte von ein, zwei oder drei Silben, diejenigen nicht miteingerechnet die entweder mehr Silben haben, oder erst durch Zusammensetzung entstanden sind. (Vergl. „Apologia de la lengua bascongada", Madrid 1803.) Bemerkenswerth ist daß es im Baskischen Worte bis zu 16 Silben gibt. Und diese Sprache ist in der That dem Menschen so natürlich wie der Taube das Ruchsen, dem Hunde das Bellen, und das Brüllen dem Ochsen; denn jeder Mensch der nur zu stammeln anfängt spricht ein reines Baskisch. Papa, Titi, Mama, Kaka, diese ersten Kinderlaute, die man bei so vielen Völkern wiederfindet, bedeuten im Baskischen: Essen, Brust, Saugen, Unrath. Diese Sprache hat ihren Ursprung in der Natur der Dinge selbst, und ihr Studium führt auf die Anfänge von Kunst und Wissenschaft zurück. Das euscarische Alphabet ist für sich allein eine ganze Offenbarung; es heißt Yesus. Drei von den fünf Vocalen in ein Wort vereinigt bezeichnen zu gleicher Zeit das Leben, die Fleischwerdung und den Geist, den Anfang, die Mitte und das Ende. In seiner „Philosophie des religions comparées" (Paris 1848) sagt Augustin Chaho: „Jao ist der einzig wahre Name Gottes, ein erhabener Name, der in dem ersten Menschenalter den Patriarchen des Südens offenbart, von den hebräischen Leviten und den celtisch-römischen Priestern entstellt, aber allezeit, und auch noch heutzutage von den Euscariern bewahrt und verehrt wird."

In der leichten Reimfähigkeit ihrer Sprache mag die Lust der Basken an der Dichtkunst ihren Grund haben. Es kommt nicht selten vor daß die Einwohner zweier Dörfer bei Gelegenheit von Festen eine Art poetischen Wettkampfes anstellen. Ganze Tage lang fodern die Improvisatoren beider Lager sich heraus, und antworten sich in Versen, die sie bald sprechen, bald nach Nationalmelodien singen. Das kleinste Vorkommniß machen sie zum Thema eines Lieds, das dann schnell durch das Land geht, und eine schreckliche Waffe für Diejenigen ist die sich für kleine Beleidigungen Genugthuung schaffen wollen. So besingt z. B. jeder verrathene oder betrogene Liebhaber seine Geliebte, und eine Zeitlang kann diese nicht aus dem Hause gehen ohne sich von den ordinairsten Gassenjungen ihre Untreue vorhalten lassen zu müssen. Diese allzu große Productionslust hat allerdings auch ihr Nachtheiliges. Ueber die neuen Lieder vergißt man zu bald die alten, und unter einer Menge Lieder findet man vielleicht eins das einen alterthümlichen Charakter ansichhat. Man muß in die Gebirge steigen und einen Greis aufsuchen der vielleicht noch jene alten Lieder kennt, wenn man einen Gesang hören will der aus Karl's des Großen Zeit stammt, und von den alten Traditionen des Euscaldunac erzählt. 6.

Literarische Notiz.

In Anschluß an seine großen biblisch documentlichen Publicationen wird Professor Tischendorf nächstens ein lateinisches Document der interessantesten Art veröffentlichen. Dasselbe enthält die neutestamentliche Uebersetzung des Hieronymus und ist nur wenig über hundert Jahre nach dem Tode des gelehrten Kirchenvaters verfaßt, sodaß es den Text dieser in der Kirche so hochberühmten Uebersetzung mit größerer Probabilität darstellt als alle andern spätern Urkunden. Durch die gepriesene Municifenz des nachherigen Kaisers Leopold II., damaligen Großherzogs von Toscana, kam das Original gegen das Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Schatze des aufgehobenen Cistercienserklosters zu Amiate in Etrurien nach Florenz in das „Mediceische Heiligthum", wo es noch jetzt bewundert wird. Nach Amiate war es im 10. Jahrhundert durch einen vielvermögenden Longobarden, Abt Peter, gekommen. Damals bereits stand es in dem Rufe daß es von der Hand des heiligen Gregor des Großen geschrieben sei, ein Ruf dem es Jahrhunderte hindurch die Huldigungen vieler geistlichen und weltlichen Fürsten verdankte, und der sich darauf gründete daß in der That dem genannten Gregor bei seiner Besteigung des päpstlichen Stuhles diese kostbare Urkunde des gesammten heiligen Bibeltextes von einem ehrwürdigen Greise, dem Abte Servandus, dargebracht worden war. Derselbe Servandus, ein Schüler des heiligen Benedict, hat nun auch allem Anscheine nach vor der Mitte des 6. Jahrhunderts das Manuscript selbst verfaßt, sodaß dasselbe zu den frühesten Denkmälern jener gelehrten Studien gehört, durch welche sich der Benedictinerorden bis in die letzten Jahrhunderte herab so ruhmvoll hervorgethan hat. Da bisjetzt von diesem wissenschaftlichen Schatze Nichts als eine Variantensammlung der mangelhaftesten Art bekanntgeworden ist, so läßt sich für die diplomatische Herausgabe desselben mit Recht in der protestantischen wie in der katholischen Kirche ein hohes Interesse erwarten. 78.

*) Ein fünfter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 201. —— 22. August 1850.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

1. Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hanover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Das Heimelchen. Dämmermärchen von Allerlei Rauh, aus der Familie der Heimeli im blauen Ländchen. Berlin, Expedition des von Arnim'schen Verlags. 1848. 8. 20 Ngr.
3. Aus den Papieren eines Spatzen. Märchen für eine Morgenstunde von Marilla Fittchersvogel. Berlin, Expedition des von Arnim'schen Verlags. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Was dem Naturforscher die Ammonshörner, die Belemniten, die Thier- und Pflanzenabdrücke, die Petrefacten, kurz all die räthselhaften Reliquien eines antediluvianischen Zeitalters, Das sind dem Forscher auf geistigem Gebiete und namentlich auf dem Felde der poetischen Schöpfungen in gewissem Sinne die Märchen, Sagen und Volkslieder. Auch sie, obwol ihrer geistigen Natur nach nicht abgestorben, nicht erstarrt, sondern im Munde des Volks fortlebend und in immer neuen Bildungen sich fortpflanzend, deuten doch auf eine weit hinterausliegende, von mehr oder minder undurchdringlichem Dunkel umnachtete Zeit zurück und stellen sich als die Producte einer jetzt untergegangenen oder wenigstens in ganz anderer Weise sich bethätigenden Zeugungskraft dar. Während die Kunstdichtungen wie die jetzt zur Existenz gelangenden Organismen ihren Ursprung stets einem Individuum und einem in demselben vorsichgehenden Befruchtungsprocesse verdanken, scheinen diese Volksdichtungen, ähnlich den antediluvianischen Gebilden, unmittelbar dem Schoos der Elemente, einer generatio aequivoca, einem Urbildungstriebe entsprossen zu sein, ja viele derselben tragen ein Gepräge als wenn sie überhaupt niemals geschaffen wären, sondern sich mit umfänglicher und unendlicher Kraft selbst geschaffen hätten. Wenn es nicht geleugnet werden kann daß der im Menschen individualisirte Geist ebenso sehr auf eine Präexistenz zurückdeutet wie ihm das unauslösbare Verlangen und Sehnen nach einer Forterxistenz inwohnt, und wenn uns ebenso wol die Schlüsse unserer Vernunft wie die Ahnungen unsers Gefühls darauf führen daß der Geist in dieser Präexistenz mehr allgemeiner, elementarischer, dämonischer Natur gewesen sein müsse: so liegt auch der Gedanke nicht allzu fern daß vor der jetzt existirenden Menschenwelt wirklich eine Welt von Elementargeistern und Dämonen bestanden habe, und daß also auch die alten Märchen und Sagen nicht bloße Erfindungen, Hirngespinnste oder Ausgeburten der Phantasie zu sein brauchen, sondern sehr wohl auch als Erinnerungen an frühere Zustände, als Traditionen, die von dem Geschlecht der Dämonen auf das Geschlecht der Jetztwelt mitübergegangen sind, betrachtet werden können. Der nüchterne Verstand freilich sträubt sich gegen derartige Annahmen; wenn ihm jedoch die Aufgabe gestellt würde: zu erklären woher es denn komme daß jene Sagen und Märchen einerseits mit Vorstellungen verkehren die mit den Erfahrungen der Jetztwelt im offenbarsten Widerspruche stehen, uns Geschöpfe vorführen die das menschliche Auge nie gesehen, uns Erlebnisse erzählen die ebenso sehr unsern Denk- wie den von uns bisjetzt erkannten Naturgesetzen Hohn sprechen, und daß sie doch andererseits wieder nach so festen und sichern Typen zugeschnitten sind, in sich selbst wieder so unverkennbar gewissen unumgänglichen Gesetzen folgen und hierdurch ebenso wol wie durch ihre Fremdartigkeit eine unwiderstehliche Macht auf das menschliche Gemüth ausüben, und ihm nicht nur ein stets fortlebendes Interesse, sondern auch einen nie ganz zu vertilgenden Glauben abgewinnen: so dürfte er sich wol wegen der Lösung dieser Aufgabe in großer Verlegenheit befinden und seine Zuflucht zu Erklärungen nehmen müssen die selbst erst der Erklärung bedürfen, während die Annahme vom Herüberragen einer untergegangenen dämonischen Welt in die jetzige Welt ebenso sehr den Anschauungen der Vernunft über die Entwickelung der Natur und der Geschichte, wie dem Ur- und Gemeinbewußtsein aller Völker entspricht. Die Erkenntniß oder Ahnung dieses tiefern Ursprungs der im Volke wurzelnden Märchen und Sagen hat denn in neuerer Zeit auch die Wissenschaft bestimmt ein so lebendiges Interesse an ihnen zu nehmen, wie es sich aus dem weitverbreiteten Eifer die Sagen nicht nur aller Völker, sondern fast je-

den einzelnen Ortes zu sammeln, zu vergleichen, zu deuten und bis in ihre ältesten, meist religiösen Spuren hinein zu verfolgen, erkennen läßt. Mit diesem wissenschaftlichen Interesse hat sich denn auch die ästhetische und künstlerische Theilnahme dafür wieder gesteigert, sodaß dieses Literaturgebiet, wenn man von der eigentlichen Tagesliteratur absieht, jetzt zu den bebautesten und fruchtbarsten gehört, wie aus der Uebersicht der hierher schlagenden Erscheinungen in Nr. 229—233, 282—286 und 351—356 d. Bl. f. 1847 zu ersehen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Revolutionszeitalters (1789—1848). In öffentlichen Vorlesungen an der prager Universität übersichtlich dargestellt von Anton Heinrich Springer. Prag, Ehrlich. 1849. Gr. 8. 4 Thlr.

Wie durch die kirchliche Reformation die Geschichtschreibung unter den leitenden Einfluß confessionneller Parteigrundsätze gerieth — das von der geistigen Ueberlegenheit des Protestantismus auf dem Gebiete der Geschichte gewonnene Terrain suchte die katholische Geschichtschreibung in der neuesten Zeit wiederzuerringen —, so ist sie in Folge der politischen Revolutionen, deren Grundsätze von Frankreich ausgehend sich dem übrigen civilisirten Europa theils mit schamloser Keckheit, theils wenigstens in übermäßiger Hast aufdrängten, immer mehr und mehr in das Bereich des Reflexes gefallen den die politischen Parteiprincipien auf die historischen Thatsachen sowie deren Auffassungs- und Beurtheilungsweise werfen. Und die angestrengteste Thätigkeit hat in dieser Beziehung die demokratische Partei entwickelt. Aber gleich der Hegel'schen Schule, welche die geschichtlichen Stoffe jeglicher Art in ihren philosophischen Schmelztiegel warf, und erst nach Vollendung des daselbst vorsichgehenden chemischen Processes die historischen Thatsachen der Welt vorlegte, läßt die heutige Demokratie Alles was geschehen ist oder noch geschieht durch den Retortenapparat ihres sogenannten volksthümlichen Laboratoriums laufen; verwendet aber zu Nutz und Frommen der neuen Aufklärung, wie sie ihre Arbeit nennt, solche Reagentien daß von dem zersetzten geschichtlichen Stoffe Nichts weiter übrigbleibt als ein übler Geruch. Daher, um jetzt unbildlich zu reden, die Erscheinung: Alles was der Vergangenheit angehört gilt den demokratischen Historikern des reinsten Wassers als völlig verderbt und durchaus faul; die Menschheit lebte im Dunkel des Tartarus, und sah höchstens durch die Spalte des Eingangs, wo aber ein Cerberus Wache hielt — der teuflische Censor der Unterwelt — Etwas von dem himmlischen Lichte. Ist denn aber dieses historische Phänomen neu? Mit nichten. Die Geschichtschreibung des Reformationszeitalters sah in dem vorausgegangenen Mittelalter ebenfalls Nichts weiter als Finsterniß, Barbarei und eine völlige Verkümmerung des menschlichen Geistes. Wie ganz anders lauten jedoch die heutigen Resultate der historischen Untersuchungen über die einstens so verfemte Epoche der christlichen Welt! Wie man aber damals nur durch die kirchlich-religiöse Brille die Vorzeit betrachtete, so setzt die demokratische Geschichtschreibung unserer Tage die frühern Thatsachen und Zustände einzig und allein unter das Vergrößerungsglas ihrer politischen Doctrinen oder Ueberzeugungen. Daß die historische Wissenschaft wenn sie auf diese Weise zwischen Hammer und Amboß gebracht wird an Würde und Werth nicht gewinnen könne, liegt auf der Hand. Und gewiß ist: das classische Alterthum, so schroff und feindlich auch seine Parteien sich nicht selten gegenüberstanden, bietet in der Geschichtschreibung soweit sie uns vorliegt nichts Aehnliches dar. Trotzdem aber würden wir entschieden dagegen protestiren wenn man aus dem Gesagten den Schluß zu ziehen geneigt sein sollte daß wir in der Vergangenheit nur Licht, und in der Gegenwart nur Schatten sehen wollten. Keineswegs. Wir sind blos ein erklärter Feind Dessen daß man von Seiten Vieler die Geschichte zur Magd demokratischer Grundsätze herabzuwürdigen sucht; daß man sich nicht entblödet geradezu die Axt an unsere Cultur zu legen, und daß die Unwissenheit, mit schauderhafter Dünkelhaftigkeit gepaart, auf dem Gebiete der Geschichte ihre tollen Bachanalien zu feiern sich erdreistet hat. Dagegen gestehen wir bereitwillig zu daß die Vergangenheit große und schwere Schuld zu verantworten hat; daß die Geschichtsdarstellung dem Volke, seinen Zuständen und Leiden beinahe keine oder nur sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und daß es endlich unter den demokratischen Historikern einige rühmliche Ausnahmen gibt. Und zu diesen Ausnahmen gehört der Verfasser der obengenannten Vorlesungen. Er bekennt sich offen zur Demokratie, aber er verräth tüchtige Kenntnisse, Geist, Sprachgewandtheit, und wenigstens soviel Unparteilichkeit daß er socialistischem Wesen und rothrepublikanischen Gelüsten den Zutritt zur Demokratie verwehrt wissen will. Ebenso ist er von Dünkelhaftigkeit weit entfernt, und bewährt es allenthalben daß ihm die Geschichte als eine ebenso ernste als hochwürdige Wissenschaft erscheine. Ja wir glauben ihn zu den wenigen demokratischen Historikern zählen zu dürfen die, wenn sie ihre Grundsätze und die Auffassungsweise der geschichtlichen Thatsachen auf das richtige Maß zurückgeführt haben werden, dann das Verdienst in Anspruch nehmen können der Geschichte neuen Stoff zugeführt, und ihrer Darstellung einen frischen Geist eingehaucht zu haben. Sie wollen ja eben das geschichtliche Material aus den Hütten des Volks, und nicht blos aus den Palästen der Fürsten und der Großen entlehnen. Immerhin. Mögen sie aber nur mit wahrhaft wissenschaftlichem Sinn und mit praktischem Blicke in diese Hütten eintreten, und sich daselbst umschauen, und das Erschaute mit wahrer Liebe zum Volke, d. h. mit dem festen und aufrichtigen Entschlusse dasselbe aufzuklären und sittlich zu veredeln, darstellen, und selbst den Bewohnern jener Hütten es vorlegen, dann wird es ihren Geschichtswerken nicht an neuem Stoff, und der sprachlichen Verarbeitung desselben nicht an Frische, Wärme, ja selbst an Begeisterung fehlen. Dann, aber auch nur dann wird sich die demokratische Geschichtschreibung des Segens und der Anerkennung zu erfreuen haben die sie sich selbst wünschen muß wenn sie es wirklich redlich meint. Und unser Verf. scheint, wie wir mit Freuden bemerkt haben, dieser Ansicht zugethan zu sein. Wenigstens lesen wir in der Vorrede folgende Worte: „Es ist nun an der Wissenschaft, nachdem die Revolution an der Schlechtigkeit oder Schwäche ihrer Träger gescheitert ist, bessere Träger zu bilden, das Volk über seine wahren Güter aufzuklären, alle unreinen Stoffe aus der Bewegung auszuscheiden, der Freiheit durch das Unbezwingliche ihrer Wahrheiten die Weihe der Kraft zu verleihen." Wenn die Wortführer der Demokratie alle so dächten, würde es um die Ehre ihres Princips, um die Haltung ihrer Anhänger, ja um die socialen Stimmungen und Zustände ungleich besser stehen, weil dann von einem so tiefen Ingrimm und von einem so tödtlichen Hasse der leider sich entgegenstehenden Parteien schwerlich die Rede sein könnte.

Bemerkenswerth ist aber das vorliegende Werk noch insofern als es gleichsam der erste Ausflug einer freimüthigen Geschichtschreibung in Oestreich ist; wie in Oestreich bis 1848 Geschichte gelehrt und geschrieben ward ist sattsam bekannt: denn diese Wissenschaft stand ganz besonders unter der Ferne der Censur und unter dem Drucke der schweren Hände welche die Zügel der Regierung führten. Wenn aufmerksame und denkende Leser die Frage an den Verf. zu richten gemeint sein sollten: ob es wol schon an der Zeit gewesen sei mit einem Werke wie das seinige ist hervorzutreten, so ist er ihnen in

diesem Punkte zuvorgekommen, und hat diese Frage in der Vorrede, die überhaupt recht gut geschrieben ist, sehr geschickt in folgender Weise beantwortet:

„Daß ich eilte von dem Rechte der freien Presse in meinem Vaterlande Gebrauch zu machen wird mir jetzt kein Freund der Wahrheit verargen, so wenig als ein Freund der Geschichte mir zürnen wenn ich dem Drange folgte die Vergangenheit vom Standpunkte der letzten Bewegung aus zu beleuchten. Die Stimmung des J. 1848 ist eine weltgeschichtliche Stimmung, für die künftigen Forscher menschlicher Geschicke der Gegenstand der schärfsten Aufmerksamkeit, der Schlüssel zu tiefen Erkenntnissen. Sollte demnach diese Schrift auch kein anderes Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen, so mag sie wenigstens als Denkmal jener Stimmung gelten. Ich habe während ich das Folgende niederschrieb nicht einen Augenblick aufgehört mich als Sohn der Zeit zu fühlen die mich geboren und großgezogen, niemals eine größere Weisheit erheuchelt als meine eigene Zeit besitzt. Und hat dieser Umstand mich auch der Gefahr nahegebracht manchmal die objective Darstellung vermissen zu lassen, so habe ich ihm dafür auch Vortheile zu danken welche Geschichtswerke aus ruhigen, minder anregenden Zeiten nur selten bieten. Ich brauchte mich nicht erst in die Formen revolutionnairer Bewegungen hineinzuphantasiren, nicht erst mühsam das Wesen der Kämpfe die zu beschreiben waren zusammenzulesen oder lange zu deuteln um das allmälige Anwachsen, gewaltsame Vortreten und plötzliche Verschwinden von Leidenschaften, die Ebbe und Flut des Volkslebens zu erklären: ich durfte nur mit klarem Auge in die Wirklichkeit hinausblicken und zugreifen um die rechten Farben für das Gemälde zu erhalten. Ich konnte hoffen den Geist des letzten Jahrhunderts richtig erfaßt zu haben, da ja derselbe Geist wieder das ganze Leben um mich herum lenkte, das Verständniß der frühern Kämpfe zu besitzen, da die unmittelbare Anschauung mir ein ähnliches Bild darbot. Dieser Vortheile aber wäre ich beraubt gewesen, hätte ich gewartet bis von den gewaltigen Stürmen der Zeit nur noch die graue Erinnerung zurückgeblieben."

Aus dieser Stelle erfährt man zugleich Zweierlei: ein mal den Standpunkt den der Verf. bei seiner Geschichtserzählung einnimmt — er erklärt sich unverholen für einen Sohn der Zeit, d. h. der Revolution — und zweitens die Besorgniß daß die der Presse gewordene Freiheit gar bald einer neuen Verkümmerung zu gewärtigen haben werde. Und die Beobachter östreichischer Regierungsrichtungen und organischer Gesetze werden wissen wieweit jene Besorgniß bereits ihre Rechtfertigung erfahren hat.

Gehen wir jetzt zu dem Werke selbst über, so müssen wir zuvörderst unsere Aufmerksamkeit der Einleitung zuwenden, die, einen nicht unbedeutenden Theil des Ganzen einnehmend, eine genetische Grundlage für die Darstellung der folgenden geschichtlichen Zustände und Ereignisse bildet: ein hinc illae lacrimae hat der Verf. an die Pforten der Vergangenheit geschrieben. Die Einleitung entwirft, Wachsmuth's Beispiel befolgend, ein Rundgemälde der politischen, geistigen und sittlichen Lagen der Hauptstaaten des civilisirten Europas und deren Höfe. Schlosser's allbekannte Tonart läßt sich in der ganzen Zusammenstellung der Einzelheiten, sowie dessen oft sehr harte Urtheilsweise durchhören. Aber dennoch herrscht zwischen Springer und Schlosser mehr als eine wesentliche Verschiedenheit. Die Schreibart des Erstern ist geglättet, frisch, wir möchten wol nicht unpassend hinzusetzen jugendlich, während die des Letztern im Allgemeinen holperig, mitunter die Dinge bunt zusammenwürfelnd erscheint, ja nicht selten den die Stirn runzelnden Unwillen des ältern Mannes verräth. Schlosser hält sich bei seinen Schilderungen mehr an einzelne einflußreiche, aber verderblich wirkende Persönlichkeiten, geißelt in derben und oft herben Ausdrücken Cabinete, Fürsten und deren diplomatische Thätigkeiten, und rügt falsche, namentlich unsittliche Richtungen der Zeit mit einem Ernste wie es nur ein Mann vermag der die lebendige Ueberzeugung in sich trägt daß ohne Sittlichkeit jeder staatliche Boden hohl sei; aber das Princip des Staates selbst greift er nicht an. Allein unser Verf. leitet aus dem Princip die Uebel und Krankheiten der Zeit ab: der Monarchismus ist ihm faul geworden, und hat Alles faulgemacht; die Revolution mußte erst frische Kräfte erzeugen und der Demokratie den Heilungsproceß übertragen; und bevor nicht die Demokratie im Staatsleben den Sieg errungen, ist die Freiheit des Volks ein Phantom, die Gesundheit des staatlichen Organismus eine Unmöglichkeit. Daß der Verf. in der Anschauung und Charakteristik der politischen Vergangenheit, und in der Werthschätzung seines Heilmittels nicht ohne Einseitigkeit und Parteilichkeit zuwerkegehe, liegt in der exclusiven Stellung, die er Dem was bis auf die jüngste Zeit war gegenüber eingenommen hat. Daher sind denn einzelne verdiente Persönlichkeiten, sowie einzelne besondere Anerkennung verdienende Erscheinungen, die Oasen mitten in der Wüste vergleichbar sind, entweder in den Hintergrund gedrängt oder wenigstens nicht nach Gebühr gewürdigt. Wie kann aber in der Wüste die der Verf. um sich her geschaffen hat, und in seinem ganzen Gesichtskreise wahrnimmt, eine Neubelebung des staatlichen Wesens möglich sein? Die Revolution und die von ihr geschaffene Demokratie haben diesen Beruf, antwortet man. Besitzen diese beiden Mächte aber in der That den Zauberstab der das Erstorbene wiederbeleben und das Unfruchtbare mit Erzeugungskraft auszustatten vermag? Wir zweifeln mit vollem Rechte daran. Die Formen sind morsch und faul geworden, aber mit ihnen ebenso wenig das monarchische Princip selbst als die sittlichen Grundlagen auf denen der christliche Staat erbaut worden ist und gebaut sein muß. Feudalismus und Absolutismus, welche bisjetzt zum großen Theile noch auf den Thronen saßen, sind Formen und geschichtliche Phasen welche der Monarchismus zu durchlaufen gehabt hat. Angethan mit der constitutionnellen Form hat er einen neuen Weg eingeschlagen um die Idee des Staats zu verwirklichen, und dadurch den Zwecken der Menschheit näherzukommen. Auf dieser neuen Bahn mögen ihn Die begleiten und lenken die derselben kundig und mit den menschheitlichen Interessen zugleich vertraut und befreundet sind; aber Niemandem darf es gestattet sein mit der Frevelhaftigkeit aristokratischen Uebermuths oder mit der geballten Faust eines rohen oder verführten Proletariers in den Weg zu treten.

Der Verf. findet aber, wie ganz natürlich, den revolutionnairen Kampf nicht blos auf dem politischen Gebiete, sondern auch auf dem der Ideenwelt und der Wissenschaft. Und wir gestehen daß uns hier im Allgemeinen seine Darstellungen am besten gefallen haben: hier unterscheidet er sich von der Mehrzahl seiner politischen Glaubens- und Schriftstellergenossen auf das vortheilhafteste, man merkt es ihm an daß er die Weihe der Wissenschaft empfangen, daß ein warmes Gefühl für sie ihm die Feder führt, und daß ihn seine demokratische Geburt keinen politischen Hinterwäldler hat werden lassen. „Der tiefe Gedanke der Wissenschaft, das erhabene Gefühl der Kunst, die trotzige Leidenschaft welche die Hüllen des Bewußtseins sprengt, und kühn in die Außenverhältnisse eingreift, sie alle sind vom Hauche der Revolution berührt, sie alle ringen nach dem gleichen Kampfpreise. Läge aber dem blutigen Wirren der Zeit, dem fanatischen Hasse der Parteien keine versöhnende Idee zum Grunde, welche die im Gefolge der rohen Waffenkämpfe auftauchenden Gräuel weit aufwiegt, man müßte wahrlich an eine zunehmende Verwilderung der Menschheit glauben, wie man an ihrer Thatkraft verzweifeln würde, hätte es andererseits schon bei dem Sinnen und Denken der Männer der Wissenschaft sein Bewenden, und wäre keine Möglichkeit vorhanden die hohen Gedanken und beglückenden Pläne so vieler Menschenfreunde der praktischen Verwirklichung entgegenzuführen. Doch Dem ist nicht so: ein festes Band umschlingt gleichmäßig alle Bestrebungen der Zeitgenossen, und mögen auch die Ausgangspunkte der einzelnen Bewegungen noch so verschieden sein,

die Foderungen der Freiheit in der strengen Form der Wissenschaft, in den sinnigen Gestalten der Kunst, oder mit den Waffen in der Hand aufgestellt werden, sie sind doch dem gleichen Boden entsprungen, und gehen dem gleichen Ziele entgegen." Diese Stelle, deren wir noch mehre beifügen könnten wenn es die Sache erfoderte und der Raum gestattete, liefert einen genügenden Beweis für unser soeben über den Verf. ausgesprochenes Urtheil. Treffend sind seine Urtheile über Winckelmann und Lessing: der Erstere enthüllte das schöne Alterthum, und grub das antike Ideal wie ein anderes Pompeji aus der Vergessenheit hervor, und der Letztere, der Spinozist, ebnete zur Aufnahme der humanen Anschauung in seinen theologischen Schriften den Boden, brachte in seiner kritischen Thätigkeit die Grundsätze der freien pantheistischen Kunst zuerst zur Anwendung. Und wie in Frankreich auf Rousseau alle Fäden der politischen Bildung zurücklaufen, so in Deutschland jene der ästhetischen Bildung auf Lessing. Die Souverainetät des Volks im Staate wird dort gelehrt, die Souverainetät des menschlichen Geistes in den göttlichen Dingen hier vorgetragen.

Bei der Beurtheilung Napoleon's steht der Verf. so ziemlich auf gleichem Standpunkte mit Wachsmuth. Doch hat er noch weniger wie dieser die gesetzgeberische Größe des Kaisers hervorgehoben. Ueberhaupt macht man fast durchgängig die Erfahrung mit der Geschichtschreibung die über ihn sich ausspricht: sie vermag seine Größe nicht abzuleugnen, und doch sträubt sie sich ihm dieselbe in ihrem ganzen Umfange zuzugestehen. Unser Verf. muß als Apologet der Volkssouverainetät des Kaisers Charakter und Regierungsweise durchaus verwerflich finden, steht aber nicht an den gleichzeitigen Fürsten ihn vergleichend Folgendes auszusprechen: „Daß Napoleon gegenüber seinen fürstlichen Genossen wie ein machtvoller Heros dastand, in jeder Hinsicht sie überragte, im Vergleich mit ihnen riesengroß genannt werden muß, Dies bedarf gegenwärtig keines weitern Beweises. Nicht nur daß er sie in kriegerischer Gewalt und diplomatischer List weit überbot, so besaß er auch an seinem machtvollen, alle öffentlichen Verhältnisse mit gleicher Leichtigkeit und Schärfe durchdringenden Geiste unerschöpfliche Hülfsquellen wie keiner seiner Zeitgenossen. Ihnen mußte er dann wol wie ein übernatürliches Wesen, als Werkzeug des rächenden Gottes an ihren Sünden erscheinen, und nicht blos Schrecken, sondern auch Ehrfurcht einflößen. Sogar seine grimmigste Feindin, die Königin Karoline von Neapel, mußte «seine Geschicklichkeit bewundern mit welcher er eine Zeit zu benutzen wußte wo nur noch Schwachköpfe auf den Thronen Europas sitzen»."

Der letzte Theil des Werks ist, wie natürlich, den neuesten Volksbewegungen gewidmet: auch ihre Schilderungen bewegen sich sowol auf dem geistigen als auf dem politischen Gebiete. Allein hier nehmen wir eine Lücke wahr: die Vergleichung mit der Periode der sogenannten Befreiungskriege. Geht man die Schriften, Pamphlets, öffentlichen Erlasse oder Reden, sowie die poetischen Ergießungen jener Zeit durch, mögen sie von der begeisterten Jugend oder von thatkräftigen Männern gereiftern Alters herrühren, so gewahrt man in ihnen allerdings eine glühende Begeisterung für Freiheit und nationale Erhebung, und die kräftigsten Mahnungen sich dem politischen und geistigen Drucke oder Schlendrian der Vergangenheit zu entwinden und ein neues Leben zu beginnen, aber mit geringen Ausnahmen offenbaren sie zugleich ein gewisses Maß, und vor Allem einen tiefen Sinn für Sittlichkeit und Wissenschaft. Geht man dagegen die Literatur der letzten Revolution durch, so sieht man nicht ohne Entsetzen, wie Unwissenheit, Schlechtigkeit oder völlig ausgeartete Geister wahre Bacchanalien feiern, und gegen die Besten Sturm laufen die in geistiger Beziehung unsere Ehre und in sittlicher Hinsicht unser Schutz und Schirm waren, und immer sein müssen wenn wir nicht untergehen wollen: die Erhebung der Befreiungsperiode war gegen die Tyrannei gerichtet, die der jüngsten Zeit artete in einen Angriff auf die Gesellschaftsverfassung aus. Und wenn die heutige Demokratie, welche die Rolle der frühern Demagogie nur mit viel unreinern Elementen gemischt übernommen hat, sich von den Schlacken reinigt die ihr ankleben, so geht sie entweder dadurch zugrunde, oder sollte sie den Sieg davontragen, so würde ein solcher Sieg mit der Zertrümmerung unserer geistigen und sittlichen Cultur verbunden sein. Auf eine solche Vergleichung und Darlegung der Unterschiede zwischen dem Einst und dem Jüngst hätte der Verf. sich füglich einlassen sollen: er war es der Unparteilichkeit, welche die Geschichte fodert, und seiner eigenen Gesinnungsgenossenschaft schuldig, sobald er ihr Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe zutrauen zu müssen glaubte. Auch halten wir den Verf. für den Mann dazu der ihr mehr als eine vernünftige Lehre zu geben vermag, da es ihm weder an geistiger Befähigung noch an sittlichem Ernst gebricht. Und mit dieser Anerkennung scheiden wir von dem Verf., unsere Anzeige mit den Worten schließend die er dem Schlusse seines Werkes beigefügt hat:

„Das Erdenleben ist kein bloßer Scherz, die Geschichte eine erhabene Tragödie."

A. Zimmer.

Miscellen.

Von der Eitelkeit deutscher gekrönter Dichter im 17. Jahrhundert.

M. Hans Seger, Rector der Stadtschule zu Wittenberg, hatte Christus am Kreuze und sich daneben in Kupfer stechen lassen, sodaß aus seinem Munde die Frage: „Mein Herr Jesu, liebst du mich?" und aus Christi Munde die Antwort floß: „Ja, hochberühmter, vortrefflicher und wohlgelehrter Herr M. Seger, gekrönter kaiserlicher Poet und hochwohlverdienter Rector der wittenbergischen Schule, ich liebe dich!" Ein Anderer, Jak. Vogel, sagt von sich:

> Deutschland hat zwar einen Lutherum,
> Aber noch keinen Homerum,
> Einen rechtschaffenen Propheten,
> Aber noch keinen rechtschaffenen Poeten.
> Doch nun thut Gott erwecken frei
> Einen Vogel der ohne Scheu
> Zum deutschen Poeten gekrönet ist
> Von hohen Leuten zu dieser Frist.

32.

Aus dem Leben deutscher Fürsten im Zeitalter der Reformation.

Als Herzog Johann von Sachsen, Sohn Herzog Georg's von Sachsen, im Begriffe stand die von seinem Vater und Landgraf Wilhelm II. von Hessen am 8. März 1505 zu Erfurt beredete Ehe mit Elisabeth von Hessen zu vollziehen, gab er dem Christoph von Taubenheim unter seinem Siegel Vollmacht mit Elisabeth in seinem Namen „durch gebührliche Worte zu contrahiren, gedachtem Fräulein eine beständige Ehe zu versprechen, auch dieses wiederum anzunehmen und danach den Handstreich zu thun sub clausula rati et grati". Die Vermählung geschah zu Kassel am 28. Jan. 1519. Die Reise dahin ging von Dresden aus am 8. Jan., am 24. traf man in Kassel ein; auf der Rückreise ward in Leipzig am 11. März vor Georg und dem „herzoglichen Frauenzimmer" eine Komödie recitirt. Am 17. März traf man wieder in Dresden ein. Die ganze Reise kostete 1069 Thlr. 22 Gr. 8 Pf. und bekamen in Kassel die Trompeter 28 Thlr. Trinkgeld, „der Braut in den Rock zu blasen".

20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 202. —— 23. August 1850.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Für die diesmalige Uebersicht ist bisjetzt noch nicht ein gleich reichhaltiger Stoff vorhanden, was jedenfalls den politischen Unruhen zuzuschreiben ist; indessen ist dafür die erste der obenangeführten Sammlungen von ganz besonderer Reichhaltigkeit und reiht sich in jeder Hinsicht, wie schon eine frühere Arbeit Kuhn's, den besten vom wissenschaftlichen Standpunkte aus unternommenen Sammlungen an. Sie zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste, welche zugleich die beiweitem stärkste und wichtigste ist, enthält die Sagen und zwar nicht weniger als 366 Stück, welche nach den Gegenden denen sie entnommen geordnet sind. Den Anfang machen die mecklenburger, im Ganzen nur wenige, sodann folgen die pommerschen, die besonders auf Wollin und Usedom gesammelt sind. An diese schließen sich in reicherer Anzahl die Sagen der Mark und die den eigentlichen Kern der Sammlung bildenden Sagen des Herzogthums Sachsen, unter denen besonders die Harzgegenden sehr reich vertreten sind. Von hier führt der Verf. uns durch das Hanöverische und Oldenburgische, um uns zum Schluß noch eine kleinere Lese aus Westfalen zu bieten, die er in einer zweiten Sammlung zu vervollständigen verspricht. Die zweite Abtheilung bilden die Märchen, im Ganzen nur 19 Stück, sämmtlich bereits mehr oder minder bekannt, jedoch zum Theil mit interessanten, nur ihnen eigenthümlichen Zügen ausgestattet, sodaß sie vom Forscher als wichtige Variationen nicht übersehen werden dürfen. Die dritte Abtheilung endlich enthält die Gebräuche und abergläubischen Vorstellungen die noch im Volke der betreffenden Gegenden gefunden werden, und zerfällt in 30 Capitel. Unter diesen berichten die Capitel I—XIII über die mit gewissen Festen und Tagen des Jahres verknüpften abergläubischen Sitten, mit Fastnachten beginnend und mit den sogenannten „Zwölften" schließend. Hierauf folgt in Capitel XIV—XXII eine Uebersicht über die im Volksglauben noch wurzelnden heidnischen Gottheiten und Dämonen, namentlich über die „Gottheiten der Zwölften", die Märt, den Dräk oder Kobold, die Zwerge, die Irrlichter, die Nixen, den wilden Jäger, den Teufel und die Kinderscheuchen; und in den obigen Capiteln wird eine Zusammenstellung der bei Geburt und Taufe, bei Hochzeiten, Tod und Begräbniß herrschenden Gebräuche und derjenigen abergläubischen Vorstellungen gegeben die sich an Haus und Hof, an Krankheiten, an gewisse Thiere, an Elemente und Gestirne u. s. w. knüpfen.

Schon hieraus erhellt die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit der Sammlung; ihr Werth wird aber noch bedeutend erhöht einerseits dadurch daß die beiden Sammler, wie in der Vorrede versichert wird, durchaus aus dem Munde des Volks und vorzugsweise der niedern Stände geschöpft und sich jeder Modelung und Zurechtmachung des also Gewonnenen enthalten haben, wodurch die Sammlung wirklich zu einer sichern und zuverlässigen Quelle für den Sagenforscher wird; andererseits dadurch daß ihnen dabei stets ein höheres wissenschaftliches Ziel vorgeschwebt hat, und daß es ihnen vorzugsweise darum zu thun gewesen ist die Spuren und Ueberbleibsel des alten heidnischen Volksglaubens zu verfolgen und dadurch den eigentlich mythologischen Forschungen in die Hände zu arbeiten. Zu diesem Zwecke haben sie den Text durchweg mit Anmerkungen begleitet, in denen sie auf den muthmaßlichen Zusammenhang der jedesmaligen Sage nicht nur mit den altgermanischen und nordischen, sondern auch mit den griechischen und indischen Mythen hindeuten und zugleich an die verwandten Sagen anderer Völker und Sagen erinnern. Diese Anmerkungen, die von einer bewunderungswürdigen Gelehrsamkeit der Verfasser Zeugniß geben, bilden eine wahrhaft unschätzbare Zugabe des Buchs, indem sie in die dunkeln, verworrenen Gebilde der Sagenwelt wenigstens insoweit Licht und Ordnung bringen daß sich die Hauptgruppen derselben mit ziemlicher Klarheit überschauen und über verborgenere Partien wenigstens Vermuthungen aufstellen lassen. Zum Beweis wie reichhaltige Folgerungen und Vermuthungen die Herausgeber oft an scheinbar unbedeutende Sagen anzuknüpfen wissen, möge hier Nr. 57 der Sagen: „Balo's Grab", nebst Dem was zur Erklärung derselben gesagt wird mitgetheilt werden. Die Sage selbst ist folgende:

Nicht weit von Granzow liegt auf einer kleinen Anhöhe

ein großer Stein, der ist mittendurch gespalten und bei dem Steine befindet sich eine Grube, und Das heißt man Balo's Grab. Es war nämlich hier einmal ein Junge draußen bei den Kühen, der hatte von dem Bauer bei welchem er diente einen weißen Käse und ein Brot zur Zehrung mitbekommen. Das mochte ihm aber zu wenig oder nicht genug sein, kurzum als er oben auf dem Berge war, nahm er den Käse, rollte ihn den Berg hinab und warf sogleich das Brot hinterher. Als er nun sah wie das Brot so hinter dem Käse her den Berg hinablief, da rief er in seinem Uebermuth: „Düvel rönnt un üse lêve herrgott krigt em." Aber kaum hatte er Das gesagt, so ward der Stein auf dem er stand mittendurch gespalten und er selbst versank in die Erde; Leute die sein Jammergeschrei hörten kamen zwar herzu und suchten ihn herauszugraben, aber es war Alles vergeblich und er mußte elendiglich umkommen. Da aber sein Name Balo war, so nennt man die Stelle noch heut Balo's Grab, und das Loch wo er zwischen den Steinen versunken ist auch noch zu sehen; denn so oft man es auch zugeschüttet hat, am andern Tage ist es immer wieder dagewesen als wäre Nichts hineingeworfen worden.

Die Anmerkung hierzu lautet:

Zu dieser merkwürdigen Sage vergleiche man zunächst den esthischen Aberglauben (Grimm's „Mythologie", erste Ausgabe, Anhang Nr. 61). Der Donner entsteht wenn Gott dem Teufel nachsetzt, ihn erreicht und niederschmettert. Nr. 63. Was vom Wetterstrahl getroffen wird betrachten sie nachdenklich, besonders aber gewisse große gespaltene Steine. Sie glauben der Teufel habe sich in oder unter dieselben geflüchtet und sei daselbst ereilt und erschlagen worden. Ferner erzählt die schwedische Volkssage von Riesen, die, wenn Thor's Blitz durch die Lüfte fährt, aus Furcht davor unter mancherlei Gestalten, zumeist als Knäuel oder Kugeln vom Berge herab auf die Wiesen rollen und Schutz bei den Mädern suchen (Grimm, „Mythologie", S. 952). Eine merkwürdige Sage berichtet: sieben Brüder hätten Brot und Käse gepeitscht, bis Blut gekommen, da seien sie in Steine verwandelt (Märk, S. 233). In Ditmarschen sagt man beim Gewitter: „de lewe Hergott smitt mit den Brotknust" (Müllenhoff, S. 408, vergl. Capitel XXIX, S. 410). Aus all diesen Zügen geht die Bedeutsamkeit der Sage hervor; Käse und Brot sind offenbar an die Stelle ehemaliger Götter getreten und jenes Name wird Balo gewesen sein; dieser kann kaum ein anderer als Donar sein. Balo aber könnte eine Personification des altſ. ahd. balo (malum, pernicies) sein; aber noch näher liegt an altn. bâl (Scheiterhaufen, Feuer) zu denken und dazu zu vergleichen was bei Grimm, „Mythologie", S. 1210, gesagt ist; wobei zu berücksichtigen ist daß auch Balder's Grab nach Saxo's Erzählung noch in Dänemark nach seinem Tode gezeigt wurde und neben Balder der agſ. Name Bäldäg steht, den Grimm bereits („Mythologie", S. 203) mit dem weisen, gütigen Gotte der Slawen, dem Bjelbog, zusammengestellt hat, sodaß Name und Mythos gleicherweise slawischen wie deutschen Ursprungs sein könnten, dem sich auch die dritte Möglichkeit des celtischen anschließen möchte („Mythologie", S. 581). Oder stände Balo im Zusammenhange mit jenem Beli, von dem Freyr den Namen Bani Belja, der Belischläger, wie Indras vom Balas und Britras der Bala-Britraschläger, führt? Wenn wir durch die erstere Annahme auf Phol geführt werden, so mögen hier noch ein paar Notizen ihren Platz finden. Akerman's „Wiltshire glossary" (London 1842); Bolderstones: „Large insulated stones found on the downs and sometimes in the vallies. The word is now used in geology for a stone which has been rolled in an antediluvian torrent." Ferner findet sich im „Mirror" (XIV, 19) die Notiz daß in Derbyshire am Berge Coitmos eine Tropfsteinhöhle ist, welche den Namen Pool's hole führt, der Sage nach von einem berüchtigten Räuber des Namens, der hier sich aufgehalten, oder, wie Andere erzählen, von einem Eremiten. In a cavern to the right called Pool's chamber, there is a fine echo, and the dashing of a current of water, which flows along the middle of the great vault, very much heightens the wonder.

Diese Idee führt Kuhn in der Vorrede (S. XXVI) noch weiter aus, und sucht nachzuweisen daß die Ableitung Balo's von bâl (Feuer, Scheiterhaufen) mit der von balo (malum, pernicies) sich wohl vereinigen lasse. Schon Grimm habe („Mythologie", S. 944) die Ausdrücke der böse fahl, fold, fâlant, Unfalo mit Phol zusammengestellt, was durch das englische balow (a spirit, properly an evil spirit) unterstützt werde; auch habe er nachgewiesen daß die Bezeichnung „Teufelsmauer" mit der von „pfahlgraben, pohlgraben, pfahltöbel" wechsele und auch „Schweingraben" genannt werde, weil fol, fal, ful auch „Schwein" bezeichne. Nun erscheine der Teufel aber auch als grunzende Sau und es sei Volksglaube daß im Wirbelwinde, welchem schweinezagel, sauzagel, süstert zugerufen werde, und der anderntheils den Namen palloinelle trage, der Teufel sitze; mithin bezeichne jenes nur mundartlich verschiedene Wort fal, fol, ful wahrscheinlich ein böses Wesen (den Teufel), das unter der Gestalt eines Schweins, besonders im Wirbelwinde daherfahrend gedacht wurde, und Phol scheine mit ihm Eins zu sein; das englische balow mache es aber noch wahrscheinlicher daß Phol dem celtischen Beal und dem slawischen Bjelbog entspreche, und hierzu komme noch das Balo unserer Sage.

Hierauf geht Kuhn noch weiter und sucht seine Ansicht auch noch durch Analogien aus andern Sagenkreisen zu unterstützen und auf allgemeinere mythische Vorstellungen zurückzuführen. Balo nämlich, oder der Teufel welchen der Herrgott ereile, könne, so meint er, kein Anderer als der Blitz sein, während das Brot, unser Herrgott, Donar sein müsse. Gott werfe nun aber den Teufel aus dem Himmel, wie Zeus den Hephäst, den Gott des Feuers, aus dem Olymp stürze. Hephäst sei davon lahmgeworden, und Dem analog trete auch der Teufel als hinkend und mit einem Pferdefuß auf oder reite dreibeinige, hinkende Thiere; auch werde in vielen Sagen geradezu ein einäugiger Hecht und ein lahmer Hase, von denen dieser auf den Teufel, jener auf Loki deute, als eine Sau bezeichnet, die uns wieder auf Phol bringe. Die eine dieser Sagen ist Nr. 35 unserer Sammlung, worin erzählt wird: bei Parchim in Mecklenburg liege ein See, worin eine Stadt Ninove versunken sei. Darin dürfe man nicht fischen, dennoch sei es einst geschehen und die Fischer hätten einen gewaltigen Hecht ins Netz bekommen, der kaum ins Boot zu bringen gewesen sei. Darauf habe aber die See sehr zu toben begonnen und man habe die Stimme eines Mädchens gehört welche mit den Worten „Nutsche, Nutsche!" die Schweine gelockt habe. Hierauf habe eine Mannstimme gefragt: „Hast du sie nun alle beisammen?" worauf die erste geantwortet: „Ja, 99 habe ich, aber der einäugige Borch fehlt noch!" Da sei der Hecht mit einem gewaltigen Ruck aus dem Boote gesprungen und habe gerufen:

„Hier bin ich!" und sogleich sei die See wieder ruhig geworden.

Diese Sage, meint nun Kuhn, sei gewissermaßen eine Fortsetzung der obigen, besonders wenn man indische und griechische Mythen zu Hülfe nehme. Ein vedischer Hymnus nämlich erzähle: Agnis (der Gott des Feuers, hier insbesondere des Blitzes) habe sich zu den Göttinnen des Meers geflüchtet und sei dort von den übrigen Göttern gesucht worden; die „Ilias" (Σ, 395) aber berichte daß Hephäst, als er aus dem Olymp geworfen, von den Meergöttinnen Thetis und Eurynome aufgenommen worden sei. Ebenso habe sich Loki in der Gestalt eines Lachses vor den suchenden Asen im Wasserfall verborgen, wo sie ihn endlich im Netze gefangen und gefesselt hätten. Das sei nun der gefangene Fisch der eben mitgetheilten Sage, nur fehle ihr der Schluß: sie bleibe bei dem zweiten Fang Loki's, wo er über das Netz fortspringe, stehen, während den wirklichen Schluß die bekannte Sage von Petrus und dem Schellfisch berichte. Es sei also klar daß die Grundzüge beider Sagen auf Phol und Loki deuteten; jener sei in der ersten Sage als Blitz zu fassen, dieser, wenn nicht Alles trüge, als Gott des Feuers, die in der indisch-griechischen Sage als Agnis und Hephäst noch ungetrennt erschienen. Wenn aber die indische Sage den Agnis als Indras, und die griechische den Hephäst nach neun Jahren wieder in den Himmel zurückkehren lasse, so stimme auch hiermit die deutsche überein, indem sie einen in die Erde gefahrenen Donnerkeil nach neun oder sieben Jahren wieder an die Oberfläche rücken lasse.

Auch hiermit begnügt sich unser Herausgeber noch nicht, sondern er verfolgt die Sache noch tiefer und sucht den Sturz des Teufels, den er bisher als Phol oder Loki auffaßte, auch mit dem Tode Balder's und dessen Hinabsteigen in die Unterwelt in Beziehung zu setzen. Er sagt:

Die nordische Mythologie hat sein Wesen ganz anders als das des Phol oder Loki gefaßt, sie hat nur die Erscheinung des glänzenden Lichtstrahls an dem Blitze hervorgehoben, nicht die vernichtende Feuerkraft, die sie dem Loki übereignet hat, während an unserm Balo-Phol beide noch ungetrennt vereinigt scheinen. Die celtische und slawische Mythologie scheinen mehr mit der nordischen zu stimmen, während die indische wie fast überall den ursprünglichen Gehalt am reinsten bewahrt hat; ich habe an einem andern Orte gezeigt daß statt des Vritras in den Veden auch Balas oder Valas auftrete und im Mahâbhârata Vritras sich von den Göttern schwören läßt daß er weder durch Feuchtes noch Trockenes, weder durch Stein noch Holz, weder mit Schwert noch Speer, weder bei Tage noch bei Nacht getödtet werden dürfe. Dennoch überlistet ihn Indras und erschlägt ihn. Hierin läßt sich der bekannte Mythos von Balder's Tod nicht verkennen; der Name Balas schließt sich an Beal, Bjel-bog und an Balo mit Umgehung der Lautverschiebung für das Deutsche, wie sie in solchem Falle leicht erklärlich ist, an; wenn nun aber Balas der Umhüllende heißt, da er den Himmel mit Wolken bezieht, so müssen die andern drei Völker bereits den ursprünglichen Sinn des Mythos entweder verloren oder absichtlich verkehrt haben, wie wir es fast durchgängig beim Zendvolke finden. Das Letztere scheint mir das Wahrscheinlichere, und so wurde denn aus dem finstern, winterlichen Gott ein lichter und schöner, wie sein Begriff in der nordischen Mythologie am weitesten ausgebildet auftritt; die deutsche hat zwar auch seinen ursprünglichen Begriff nicht behalten, allein das Böse und Teuflische schwerlich erst nach der Bekehrung zum Christenthum in seinen Charakter gelegt.

Eine so tiefgehende mythologische Untersuchung hat der Vorredner an ein paar unscheinbare Sagen anzuknüpfen gewußt! Muß in derselben natürlich Manches vorderhand auch noch als bloße Hypothese betrachtet werden, so läßt sich doch nicht leugnen daß in den Combinationen des Verf. nicht nur viel Schärfe und Gelehrsamkeit, sondern auch viel Wahrscheinliches, ja fast Ueberzeugendes liegt. Uebrigens ist zu verwundern daß er zur Vergleichung nicht noch einen andern Mythenkreis herangezogen hat, nämlich den phönizisch-assyrischen, der sich hierzu fast von selbst aufdrängt. Auch hier concentrirt sich in El oder Bel, dem spätern Baal, der Inbegriff zweier Gegensätze, nämlich des Adonis als des freundlichen Lichtgottes einerseits und des Moloch als des verzehrenden Feuers andererseits, gerade wie Kuhn im Balo seiner Sage einerseits die freundlichen Gottheiten Balder's, Beal's, Bjelbog's, andererseits die finstern Phol's und Loki's vermuthet. Auch hier wird der ältere Bel von dem spätern Baal verfolgt und verdrängt, sodaß als er zuletzt als böse, infernalische Gottheit, als Beelzebub, gedacht wurde, ähnlich wie in der Sage der verfolgte heidnische Gott zum Teufel wird. Auch hier bildet sich dem Lichtgott Adonis gegenüber, abgesehen von dem schon erwähnten Moloch, ein ihm feindliches Wesen, nämlich die Repräsentation der tödtenden Gluthitze und des damit verbundenen glühenden Wüstenwindes, und gerade wie in der Sage wird dasselbe unter dem Bilde eines Ebers oder Wildschweins gedacht, welches den Adonis mit seinem Zahne — bekanntlich dem Sinnbilde des Blitzes — tödtet, so jedoch daß derselbe nach sieben Tagen wiederaufersteht. Auch hier endlich bildet sich dieser Gegensatz späterhin noch bestimmter und anthropomorphischer aus in den feindlichen, einander nachstellenden Brüdern Melkarth, dem Himmelsträger (Herakles, Israel) und Usov, dem wilden Jäger (Mars, Esau), gerade wie in den deutschen Sagen an die Stelle der Gottheiten gewisse historische Persönlichkeiten, Helden oder Räuber ꝛc., treten, z. B. der Kaiser Rothbart einerseits und der wilde Hackelberg andererseits. Es sind also auch hier wiederum dieselben Grundzüge nicht zu verkennen, und im Namen Bel, Baal scheint sich sogar eine engere Verwandtschaft anzudeuten, zumal wenn man erwägt daß mit dem phönizischen Bel oder El offenbar der griechische Helios und der römische Sol in Beziehung steht, und daß auch dieser, der als Phöbos-Apollon (der Strahlende-Verderbende) wieder denselben Dualismus insichschließt und in dem Drachen Python mit einem ähnlichen Feinde wie die ihm analogen Götter zu kämpfen hat, überdies auch eine Zeitlang aus dem Olymp verstoßen wurde, offenbar mit Balder in einem nicht blos idealen Zusammenhange sich befindet. Leicht ließen sich auch noch aus der ägyptischen und persischen Mythologie Analogien nachweisen; indeß

wir müssen hier abbrechen, um zum Schluß noch des trefflichen Sachregisters rühmend zu erwähnen, welches nicht nur die wissenschaftliche Benutzung des Buchs außerordentlich erleichtert, sondern auch selbst schon einen gewissen wissenschaftlichen Werth hat, insofern dort die einzelnen durch das ganze Buch zerstreuten mythologischen Züge eine übersichtliche Zusammenstellung finden.

(Der Beschluß folgt.)

Kleinasien und Deutschland. Reisebriefe und Aufsätze mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutscher Niederlassungen in Kleinasien. Mit Abbildungen und Inschriften. Von L. Roß. Halle, Pfeffer. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn auch der Verfasser der hier dem Publicum in einem Wiederabdrucke aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung" u. s. w. mitgetheilten Reisebriefe und Aufsätze bei der Herausgabe derselben einen andern Hauptzweck vor Augen hatte als den das alte Griechenland aus dem neuen zu deuten, zu erläutern und näher kennenzulernen, so enthalten doch diese Reisebriefe und Aufsätze, namentlich die erstern, manche interessante Aufschlüsse über Archäologie und die geographisch-ethnographischen Verhältnisse der hier von dem Verf. bereisten, in alter Zeit von Griechen bewohnten Länder. In der Hauptsache ist es Kleinasien womit sich hier der Verf. beschäftigt, der es in den Jahren 1844 und 1845 zu verschiedenen Zeiten besuchte, und namentlich von Smyrna eine besondere Skizze (S. 153—172) entwirft, welche durch ihre unmittelbare lebendige Beziehung auf die Gegenwart vorzüglich anziehend ist. Ueber die meistens türkischen Bewohner jener Länder, die aber größtentheils von den alten Lyciern, Lydiern, Phrygiern u. s. w. abstammen, und gegenwärtig wenigstens theilweise wieder „in der Umwandlung zu Hellenen und gar zu Ioniern begriffen sind" (S. 53), wie Dies auch dem Rec. von einem kleinasiatischen Griechen selbst, unter Angabe specieller Thatsachen, in überraschender Weise auseinandergesetzt und dargelegt worden ist, erfährt man hier ebenso lehrreiche und interessante Details, als über das verkehrte Verwaltungssystem und die schlechte innere Politik der türkischen Regierung, die es nach und nach schon dahin gebracht hat daß „diese blühenden, von der Natur so reichgesegneten Länder von den Christen entvölkert" sind (S. 79), und großen verödeten Gottesäckern gleichen. Von den Türken und dem türkischen Reiche, von dem der Verf. geradezu erklärt daß es seinem Untergange ungesäumt entgegengehe, lernt man hier aus den Mittheilungen des Verf., und aus seinen jahrelangen Anschauungen der Zustände jener Länder die volle und nackte Wahrheit ohne diplomatische Schminke und Lügen kennen. Aber alles Dies ist dem Verf. in gewisser Beziehung nur Nebensache. Die Hauptsache bei Herausgabe dieses Buches und bei dem Wiederabdrucke der in demselben enthaltenen Reisebriefe und Aufsätze ist dem Verf. offenbar nur die gewesen: bei der in Deutschland neuerdings wieder in den Vordergrund getretenen Auswanderungsfrage und zu deren Lösung im Interesse der Auswanderer, wie in dem des deutschen Volks und des gesammten Deutschlands, auf die großen materiellen und politischen Vortheile hinzuweisen welche eine Colonisation Kleinasiens durch Deutsche den Auswanderern, sowie dem deutschen Volke und dem gesammten Deutschland würde gewähren können und müssen, wenn die Sache mit Ernst und Umsicht, mit patriotischem Eifer begonnen und unternommen, aber auch mit Energie und Festigkeit ausgeführt würde. Was der Verf. in dieser Hinsicht an mehr als Einem Orte seines Buches, vornehmlich in der Vorrede, nicht blos mit Lust und Liebe für die Sache um welche es sich handelt, sondern auch mit genauer Kenntniß des Gegenstandes selbst, über diesen letztern ausführlich mittheilt, um seinen Ideen und Vorschlägen Eingang und die gebührende Beachtung zu verschaffen, muß man bei ihm selbst nachlesen. Besondere Anerkennung verdient die Begeisterung und der echt deutsche Sinn womit er seinen Gegenstand erfaßt hat und bei jeder Gelegenheit immer wieder in das gehörige Licht zu setzen bemüht ist, auch wenn er damit gerade bei den Deutschen selbst, bei dem deutschen Volke und bei den deutschen Regierungen und der deutschen Diplomatie, am allerwenigsten die gehörige Anerkennung finden wird. Die sieben besondern Zeitungsaufsätze (S. 173—226) dienen dem obbemerkten Hauptzwecke des Verf., indem sie sich theils über die Möglichkeit deutscher Niederlassungen in Kleinasien, theils über deutsche Schiffahrt und Seewesen verbreiten. 28.

Goethe's „Unterredung mit Napoleon". (1808.)

Unter dieser Ueberschrift findet sich bekanntlich unter „Goethe's nachgelassenen Werken" (XX, oder „Sämmtliche Werke", LX, 275—281) die Skizze seines Tagebuchs von der Mitte September bis zur Mitte October 1808, deren Kern durch seine Unterredung mit Napoleon zu Erfurt gebildet wird. Wenn wir heute an diesen Auftritt erinnern, so werden wir dazu durch eine Stelle in dem neuesten Bande von Thiers' „Histoire du Consulat et de l'Empire" (IX, 262) veranlaßt, wo diese Unterredung zwar mit wenigen doch bedeutsamen Worten erwähnt wird. Hier heißt es: „Eine prächtige Aufnahme wartete der beiden Kaiser zu Weimar. Nach einem prächtigen Mahle vereinigte ein Ball die glänzendste Gesellschaft von Deutschland. Goethe und Wieland befanden sich darunter. Napoleon zog sich von dieser Gesellschaft zurück, um in dem Winkel eines Nebenzimmers mit den beiden berühmtesten Schriftstellern Deutschlands sich ausführlich zu unterhalten. Er sprach mit ihnen vom Christenthum, von Tacitus, diesem Schrecken der Tyrannen, dessen Namen er ohne Furcht ausspreche, sagte er lächelnd, und behauptete daß Tacitus das dunkle Gemälde seiner Zeit ein wenig überladen hätte und nicht einfach genug malte um durchaus wahr zu sein. Darauf ging er zur neuern Literatur über, verglich sie mit der alten und zeigte sich immer als den nämlichen, in Sachen der Kunst wie der Politik, als Anhänger der Regel der geordneten Schönheit. Bei Gelegenheit des Drama nach Art des Shakspeare, welcher die Tragödie mit der Komödie, das Schreckliche mit dem Burlesken mischt, sagte er zu Goethe: «Ich bin erstaunt daß ein so großer Geist wie Sie die scharfe Sonderung der Gattungen nicht liebt» («Je suis étonné qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés.»)" Thiers nennt Dies ein tiefes Wort welches sehr wenig Kritiker unserer Tage zu verstehen fähig seien. Es scheint wol aber keines besondern Tiefsinns zu bedürfen um die Bedeutung jener für Napoleon immer sehr charakteristischen Aeußerung zu ermessen. Hält man nun die Stelle dagegen wo Goethe diesen Punkt, wenn auch nur sehr unbestimmt, berührt, so müßte Napoleon sich ganz anders ausgedrückt haben als Thiers ihn sprechen läßt. Hier heißt es nach einer Abschweifung der Unterredung auf „Werther's Leiden", worüber es Goethe gefiel die Leser über Napoleon's Meinung im Dunkeln zu lassen: „Der Kaiser schien damit zufrieden und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie Einer der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit, gleich einem Criminalrichter, betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte." Hier haben wir zwei Berichte deren jeder auf volle Glaubwürdigkeit Anspruch zu machen berechtigt ist, und welche sich so schwer vereinigen lassen. Wenn hier jedoch vielleicht innere Gründe den Ausschlag geben sollen, so möchte ich glauben daß die richtigere Auffassung von Napoleon's Ansicht dem Berichte seines französischen Geschichtschreibers zugrundeliege, während Goethe vielleicht unwillkürlich die schroffe Einseitigkeit des von ihm so hochgestellten Imperators zu mildern bestrebt war. Es ist schade daß Thiers, wie man sieht, Goethe's Bericht über diese Unterredung nicht gekannt hat. 30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 203. —— 24. August 1850.

Zur Literatur der Märchen, Sagen und Volkslieder.

(Beschluß aus Nr. 202.)

Haben wir es hier mit den zerbröckelnden und doch noch frisches Leben athmenden Resten einer weit hinter uns liegenden Vergangenheit zu thun gehabt, so tritt uns in Nr. 2 der oben verzeichneten Werke ein wenn nicht todtgeborenes, doch sicherlich bald begrabenes und vergessenes Kind der Gegenwart entgegen, es müßte denn die Gesellschaft der „gelehrten und getreuen Kaffeeologen", denen es zunächst gewidmet und anempfohlen ist, ebenso sehr dem Zahn wie den Stürmen der Zeit zu entgehen und ihren kleinen Pflegbefohlenen einer unsterblichern Tradition als sie sonst aus Kaffeecirkeln hervorzugehen pflegt ans Herz zu legen wissen. Zu gönnen wäre es dem kleinen Geschöpfchen, das, bei allen Schwächen und Gebrechen, doch einem guten Keime entsprossen zu sein scheint und namentlich Das leistet was sein Name verspricht, nämlich ein Heimchen zu sein und uns mit seinem anheimelnden Gezirp in eine gemüthliche, behäbige Stimmung zu versetzen, und uns andererseits doch auch wieder mit einigen humoristischen, schwer zu verfolgenden Kreuz- und Quersprüngen aus unserm behaglichen dolce far niente herauszunecken. Die Construction des kleinen Wesens ist sehr einfach. Ein kleiner Prinz Ohnesündchen lebt ganz einsam mit Herrn Kamm, seinem Kammerdiener, und Frau Schwamm, seiner Haushälterin, die ihm den Staub und Schmuz von Leib und Herzen halten, in seinem Schlosse. Da begab sich eines Tages Folgendes:

Es war im Sommer an einem echten Sonntag Nachmittag, da lag Prinz Ohnesündchen seufzend auf dem Terrassenabhang zwischen den beiden alten Bäumen, der Weihmuthskiefer und Edeltanne, die seit ewigen Zeiten da am Schlößchen standen und es umschatteten und umschirmten: denn wo im Dach ein Ziegel fehlte oder ein Balken gebrochen war, da hatten sie mit Tannenzapfen das Loch zugestopft, und mit ihren Aesten gaben sie die fehlende Stütze. Es war 6 Uhr am Nachmittag, das Schloß warf einen langen Schatten quer über den großen Reichsmoor, es war verzweifelnd schönes Wetter und Alles so still und matt als Prinz Ohnesündchen träumend der sinkenden Sonne nachsah, sodaß ihn das non plus ultra des Weltschmerzes, nämlich eine echte berliner Sonntag-Nachmittagslangeweile ergriff und ihn gänzlich vernichtete mit ihren Erwartungen auf etwas Extraordinaires was doch nicht kommt. Das ist wol wahr was der Herr Hofprediger Ameleichen heut Morgen in der Kirche sagte: „Und Gott sprach, es ist nicht gut daß der Mensch allein sei." Das Buch entfiel seinen Händen, er ließ sich herab ins hohe Gras, schaute auf die rauschenden Baumgipfel über sich und sang:

> Wie die Bäume ihre Zweige
> Liebend ineinanderstecken,
> Und die jungen Blätterlippen
> Zärtlich sich berührend küssen!
> Ach dies sanfte süße Flüstern
> Doppelt quält es mich mit Sehnsucht.
> Ach, so einsam ist kein Leben
> Als das meine! als das meine!

Und die beiden Bäume beugten sich und schwankten ineinander, und die Weihmuthskiefer ließ große Thränen aus ihren weichen Haaren fallen, die Edeltanne aber duftete lieblich auf, und sieh! aus ihren beiden verbundenen Stämmen trat ein Kindlein hervor, das herniedersprang zu ihm ins dichte Gras, und dem armen Ohnesündchen in die dunkeln sehnsüchtigen Augen sah, indem es leis' sagte, wie der Bäume Rauschen nachdenklich und sanft: „Ich bin das Heimelchen und habe keinen Heller Geld." So hatte die Natur Ohnesündchen's Kummer gerührt und sie sich angestrengt ihm zu helfen, indem sie ihm eine Freundin schenkte, die so sanft war wie die Weihmuthskiefer, so zierlich wie die Tanne und so lieblich redend wie der rauschende Baum. „Prinzessin", sagte der Prinz, der gleich hohe Geburt voraussetzte wo er liebliche Persönlichkeit fand: „Liebst du mich?" „Ja, mein Prinz, ich liebe dich", sagte sie, und bat um des Prinzen Taschenkamm und Bürstenspiegelchen, worauf sie anfing ihr rabenschwarzes Haar zu kämmen, in dessen Wellen der Prinz wehmüthig und doch glücklich hineinschaute, während Heimelchen ihn mit ihren Augen trostreich anblickte und ihm Allerlei erzählte, „wie sie sich verstrubbelt beim Herabsteigen und ihre blaue Schürze vergessen, daß er ihr eine Nadelbüchse schenken möge, weil ihr immer die Nadeln verlorengingen, daß sie grüne Seide liebe und gern rothe hölzerne Pantoffeln trage von wegen des Klippens, und daß sie schöne Kinderlieder wüßte ihn in den Schlaf zu singen". „Willst du immer bei mir bleiben?" fragte der Prinz und Heimelchen nickte. „Aber wo willst du wohnen?" „Ei", sagte es, „ich liebe so alte Kaminecken mit lustigem, knisterndem Feuer, und Schwellchen wo ein lieber Fuß darauf gestanden, sitze quer auf alten Großvaterstühlen und gebe Acht daß die Aepfel auf dem Ofensims nicht verbraten, und höre zu ob sie mit den Grillen richtig singen. Und wenn ein stilles Herz in den Mond schaut, öffne ich die Thür und sehe wie die Strahlen durch die Augenfenster in die Seele herabfallen. Dagegen hasse ich Bergèren mit Knackfedern, silberne Wandleuchter mit Vergnügungserleuchtung, Livréebedienten und Anstandsparfüm, einen weiten steifen Kreis von Damen und vernagelte Herren. Aber wenn der Mond durch ein kleines Fenster schaut, tanze ich über die Lichtfelder auf den Dielen, und fällt ein Sonnenstrahl durch

eine Spalte, so bin ich ein Sonnenstäubchen. Habe keine Angst daß mich Jemand sieht, grobe Augen sehen mich nicht, nur die deinen." Der Prinz legte sich auf den Rücken und sah ganz vergnügt in die fliegenden Abendwolken über sich, Heimelchen aber, auf seine Schulter gelehnt, sang dem steigenden Monde zu — so schlief er ein.

Heimelchen wohnte nun mit im Schlosse und der Prinz lebte sehr glücklich mit ihr, und sie wurden weiter nicht gestört als wenn einmal Frau Schwamm etwas unheimlich zwischen sie fuhr. Aber endlich wurde ihr Glück doch getrübt. Heimelchen hatte nämlich eine arge Feindin, die Hahnebuchne Kälte mit ihrer Tochter Haidegeldchen, einem coquetten, eiteln Persönchen, das ein Röckchen von lauter Tresorscheinen mit Falbelas von Eisenbahnactien, ein Schürzchen von Metalliques 2c. trug, und für die die Hahnebuchne Kälte Prinz Ohnesündchen zu kapern suchte. Und der Prinz, weil es ihm denn doch in seiner Gemüthlichkeit ein bischen langweilig wird, läßt sich wirklich eines Tags in ihr nachbarliches Schloß verlocken, und ist nahe daran sich mit Haidegeldchen zu verloben, als glücklicherweise seine getreue Windbüchse, Heimelchens Freundin, losgeht und ihn noch zur rechten Zeit zur Besinnung bringt. Heimelchen ist aber unterdessen am gebrochenen Herzen gestorben, und dem Prinzen wird es nun, trotzdem daß er Pantoffeln und trockene Strümpfe anzog und sich Mandelmilch und Syrup bestellte und ganz redlich soff und scherzte und tobte, doch im Schlosse nicht wieder heimisch: denn das Heimelchen fehlte ja, das sein Herz war, das Gut und Bös in ihm zusammenhielt, und sorgte daß Alles gehörig im Gleichgewichte blieb. Und so zog er denn in die weite Welt hinaus, sich ein neues Herz zu suchen „von gutem rothen Corduanleder mit schwarzen Nähten, das weder reißen noch brechen kann", und am Ende des Dorfes gaben ihm Hemmegackche und Nackedeiche und Heiderlitzchen-Ditzchendei noch ein Stückchen Wegs das Geleit. Auf der Grenze angelangt bringt ihn dann ein feuerspeiendes Ungeheuer Hörstdunichtsiehstdunicht in die Stadt der Perlhühner, wo er sehr bald von der daselbst gerade herrschenden bösen Krankheit, einer Art Raserei für „lindes Genie" und „Mirakelbälge", angesteckt wird, der lauten und stummen Schnepfe in die Hände fällt und so allgemach aus dem Prinzen Ohnesündchen zum Prinzen Sündchen wird, nach welchem alsbald die Hahnebuchne Kälte und Haidegeldchen aufs neue ihre Netze auswerfen. Aber inzwischen war der Saft wieder in die Bäume getreten und hiermit — denn treue Liebe verwest nicht — Heimelchens Herz wieder lebendig geworden. Und Heimelchen kam nun wieder hervor, und als es den Prinzen im Schlosse nicht fand, da macht es sich auf die Reise nach der Stadt der Perlhühner und macht hier durch den Zauber seiner Unschuld auf den Prinzen einen solchen Eindruck daß er ohne weitere Complimente Haidegeldchen sitzen ließ und sich mit Heimelchen in sein blaues Ländchen daheim zurückbegab, wo sie sich sofort vom Pastor Rabe trauen ließen und nun immer glücklich und zufrieden beisammen geblieben sind.

Dies das Geschichtchen, dessen Idee im Ganzen keiner weitern Erläuterung bedarf. Nicht so durchschaulich ist es in seinen Einzelheiten. Hier finden sich nicht wenige Wendungen und Züge deren Bedeutung und Beziehung zur Hauptidee nicht klar hervortritt und die deshalb zum Theil das Gepräge der Willkürlichkeit tragen. Wahrscheinlich aber liegen diesen dunklern Stellen ganz specielle Anspielungen auf uns unbekannte oder nicht zum Bewußtsein gekommene Persönlichkeiten oder Vorfälle zum Grunde, da wenigstens solche in andern Zügen nicht zu verkennen sind. Daher übt gewiß das Märchen in den Kreisen für die es zunächst bestimmt ist einen noch weit größern Reiz aus als der ist den auch das allgemeine Publicum darin finden wird; indeß bleibt Dies immer ein Mangel, zumal da jetzt wenig Stimmung dafür vorhanden ist dergleichen Räthseln und Anspielungen weiter nachzuspüren. Seinem ganzen Charakter nach erinnert es an die Brentano'schen Märchen, und selbst die Firma verführt dazu es für ein denselben schwesterliches Product zu halten. Ist diese Vermuthung richtig, so gilt sie auch vom folgenden Märchen.

Nr. 3: „Aus den Papieren eines Spatzen", scheint nämlich mit Nr. 2 aus derselben Feder hervorgegangen zu sein, obschon Dedication und Titel dagegen sprechen und die Autorschaft hier einer „Marilla Fittchersvogel", dort einem „Allerlei Rauh" oder einem „Lord A." zugeschrieben wird. Allerdings trägt auch der Stil hier einen etwas andern Charakter, und ist namentlich nicht ganz so leicht und natürlich wie dort; allein diese Verschiedenheit war einerseits schon durch die biographische, der Reflexion mehr Spielraum eröffnende Form des letzten der beiden Märchen geboten, andererseits ist sie nicht so bedeutend daß dadurch die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs unmöglich gemacht würde. Wie Dem aber auch sein möge: derselben Sphäre und Anschauungsweise ist es jedenfalls entsprungen und schließt sich ihm namentlich in dem Hauptgedanken: das Natürliche und Gefühlige im siegreichen Kampfe mit dem Gemessenen und Berechnenden darzustellen, sehr eng an. Die Versinnlichung dieses Gedankens hat jedoch hier nicht einen so guten und anziehenden Mittelpunkt gefunden wie dort im Heimelchen, indem der Spatz dafür daß er die Hauptrolle in der Geschichte spielt und gewissermaßen zum Träger derselben gemacht ist, doch nicht bedeutend und selbstthätig genug in die Entwickelung eingreift, sodaß ihm eine Maus als Deus ex machina zu Hülfe kommen muß. In der Durchführung finden sich jedoch neben Manchem was ans Kindische grenzt sehr glücklich erfundene und ergötzliche Partien, z. B. die worin der Spatz das Schalten und Walten seiner jungen Pflegerin im Studirzimmer ihres Vaters, eines gelehrten Professors, schildert, in welchem er selbst, nachdem seine Mutter von der Katze gefressen, im Fidibusbecher des Gelehrten seine zweite Heimat gefunden.

Der Gelehrte — so schreibt der Spatz — mußte nach des Kindes Pfeife tanzen, Das merkte ich und es war auch eine so liebliche Pfeife daß der alte Herr die seltensten Sprünge da-

noch machte. Bald hatte sie Dies bald Jenes vor, das Zimmer vervollkommnete sich unter ihrer Regierung zu einem Thiercabinet. Aus seinen alten Werken baute sie Häuser für Grillen, die des Abends das Zimmer mit einem heimlichen Geschrill erfüllten. Die Sonntagsperücke durfte er nie mehr aufsetzen, sie hing an zwei langen Bindfaden von der Decke des Zimmers herab, inwendig war eine Familie weißer Mäuse; wenn das Kind unten stand und lockte, so kamen sie den Zopf herabgeklettert und nahmen Zucker aus ihren Fingern. Unglücklicherweise hing die Perücke aber gerade über des Gelehrten Tisch, und die Mäuse hatten sich ein kleines Loch hineingebohrt um allen überflüssigen Unrath herauszuwerfen. Da überraschte oft ein Regen der seltsamsten Dinge, alter Mohrrüben, Brotrinden, Kohlstengel, Sand u. s. w., das studirende Haupt, wenn es einmal den Mäusen einfiel aufzuräumen. Sie fing auch an einen Ameisenberg im Sandfaß anzulegen, es gelang sehr gut; auf des Alten weißen Papieren, über die Bücher des Schreibtisches wallfahrteten große schwarze Ameisen mit Eierbürden oder Freßmaterialien beladen, und wagte er ein Papier anzurühren oder drückte er eine Ameise mit dem Arm todt, so rannte Alles durcheinander als wäre Feuer, und er mußte Hände und Füße vom Tisch entfernen um nicht gebissen zu werden. Sie stand dann muthwillig neben ihm und sagte lachend: „Da siehst du was du gemacht hast!“ Und wenn er sich ärgerlich umschaute und der vollgesogene Gallapfel seines Auges begegnete ihren Augen, so schluckte er auf einmal allen Haß wieder herunter, denn sie hatte die schönen Augen ihrer Mutter. Sogar mit seinen großen carrirten Pantoffeln mußte er einmal in die Vorlesung, was er aus Zerstreuung auch that, als sie in jedem Stiefel von seinem einzigen Paar eine junge Katze einquartiert hatte, die sie vom Ersäufen gerettet, und mit den Pantoffeln mußte er gehen bis er neue Stiefel hatte. O menschliches Herz! Sie packte die jungen Bestien aufs sorgfältigste in die Stiefeln, während ihr Vater vielleicht meine Mutter verschlungen. Bei all dieser Bevölkerung war es doch stets reinlich, sie räumte die Mohrrüben und Kohlstengel weg und machte Alles wieder rein und glänzend; nur wundert mich wie der Gelehrte seine Gedanken zusammenhalten konnte: denn wo er hinblickte, kribbelte und lebte es, und wenn er verzweifelt seine Blicke vor sich auf den Tisch warf, steckte ich mein naseweises Haupt aus dem Fidibusbecher und sah ihn auch an.

Gegenüber diesem kleinen Fräulein, der Repräsentantin der Natürlichkeit und Kindlichkeit, ist auch ihr Freier, ein Herr von Schnurr zu Kukukshausen-Weckerstädt von Pendelruh an der Gehgut, der Geist einer alten Wanduhr, in welchem die kalte Steifheit und Gemessenheit und der unheimliche Charakter des blos mechanischen Lebens im Gegensatz zum animalischen vertreten ist, mit seinem Gesicht, rund wie ein Zifferblatt, in dem die Nase als Zeiger herumrückt, und seiner sonst seltsam viereckigen Gestalt, recht humoristisch geschildert; und von gleicher Frische und Lebendigkeit sind auch die Zeichnungen des Dorflebens, in welchem zuletzt der Spatz und seine Pflegerin mit sammt ihrem Vater und ihrem geliebten Studenten, der natürlich ihr Mann wird, die Summe ihres Lebensglückes finden. So dürfen wir denn auch dieses Märchen trotz manchen Fehlern und Auswüchsen Allen die an Laune und Gemüth Gefallen finden, und insbesondere der Kinderwelt empfehlen, die darin jedenfalls ein ergötzliches Seitenstück zu Hoffmann's „Nußknacker und Mausekönig“ finden wird. 47.

Walter Scott und Felicia Hemans.

In den 1837 in zweiter Auflage erschienenen Memoiren von Felicia Hemans, die etwas breit gehalten sind, aber doch Bemerkenswerthes und manchen anziehenden Moment bieten *), tritt uns die Persönlichkeit von Sir Walter Scott mit einer vielleicht der weiblichen Auffassung eigenthümlichen Lebendigkeit aus Briefen der Dichterin entgegen. Sie erzählt unter Anderm darin:

„... Ich habe einen so glücklichen Morgen im Durchstreifen des «Rhymours Glen» mit Sir Walter Scott verlebt. War es nicht herrlich durch den Feengrund mit dem «mächtigen Meister» selbst als Führer zu wandern, über wilde Felsenpfade, rauhe Brücken, und längs den schimmernden Windungen des kleinen Flusses der mit seiner Stimme die ganze Schlucht füllt? Ein alter Landmann nur begleitete uns, auf welchen Sir Walter sich bei solchen Spaziergängen stützen muß; ich hatte also mehre Stunden lang seine Unterhaltung ganz für mich, und sie stand völlig in Harmonie mit dem Geiste dieser tiefen und einsamen Scene; denn er berichtete mir alte Sagen, und wiederholte Strophen von Gebirgsballaden, und wies mir die Stelle wo Thomas of Ercildoune

> Was aware of a lady fair,
> Came riding down the glen,...

welche Lady keine andere war als die Feenkönigin, die ihn entführte in ihr eigen geheimnißvolles Land. Wir sprachen auch von Zeichen und Omens, und seltsamen Tönen im Winde, und «all things wonderful and wild»; und er schilderte mir düstere Höhlenscenen die er an der Nordküste Schottlands aufgesucht hatte, und erwähnte daß er das tiefe vorauskündende Grollen der Stürme an diesen einsamen Küsten in der Luft vernommen, Stunden und Stunden vor wirklichem Ausbruche des Orkans. Wir standen an einem Orte still den er besonders bewunderte; der Strom stürzte da steil herab in ein kleines, von Gebirgseschen beschattetes Felsenbecken, und Sir Walter Scott trug dem alten Bauer auf hier einen Ruhesitz zu machen, und sagte freundlich zu mir: „Ich knüpfe gern die Namen meiner Freunde und Derer die mich interessiren an Naturgegenstände und Lieblingsscenen, und Dies soll «Mrs. Hemans' seat» heißen. Hätten Sie doch gehört wie er einen glorreichen Anblick schilderte, von welchem einer seiner Freunde Augenzeuge war: der Uebergang des deutschen Befreiungsheers über den Rhein bei Ehrenbreitstein auf dem Heimzuge vom Siege. «Bei dem ersten Aufblitzen des Stromes», sagt er, «brachen sie Alle in den Nationalgesang aus: Am Rhein, am Rhein! Sie brauchten drei Tage zum Uebergange, und Felsen und Schloß tönten fortwährend von diesem Liede wider, denn jede Abtheilung sang es von neuem beim Herüberziehen, und die Kosacken mit Säbelklirren und Trompetenklang, und dem Brausen ihrer stürmischen Kriegsmusik, ergriffen von der Begeisterung dieser Scene, erhoben den Chor: Am Rhein, am Rhein.» Ich werde nie die Worte, weder Blick noch Ton vergessen womit er Dies erzählte.“ **)

Wir begleiten die Sängerin noch nach Abbotsford, von dessen Besitzer sie schreibt: „...Es war mir vergönnt ihn aus jedem Gesichtspunkte zu sehen den ich mir wünschen konnte: wir hatten gestern einen der französischen Prinzen hier, den Herzog von Chartres, Sohn des Herzogs von Orleans; und da machte sich natürlich einige Erregung im Haushalte merklich durch die Ankunft eines königlichen Gastes. Sir Walter war jedoch ganz der nämliche in seiner männlichen Einfachheit: gütig, höflich, natürlich; «his foot upon his native heath!»

---

*) Memorials of Mrs. Hemans with illustrations of her literary character from her private correspondence. By *Henry F. Chorley.* Zwei Bände.' London 1837.

**) Felicia Hemans dichtete nachmals auf diese Lieblingsmelodie des großen Unbekannten eine ihrer begeistertesten Nationalhymnen: „The Rhine song of the German soldiers after victory.“

Ich muß einige Worte über den Herzog sagen, der ein sehr eleganter junger Mann ist, eine vollendete und wirklich edle Grazie der Sitten besitzt, welche uns Philipp Sidney's hohe Gedanken «in a heart of courtesy» thronend darstellt, und die man gern als eine Beigabe (appanage) des königlichen Bluts betrachten mag. Ich war ein wenig voraus als Sir Walter mich zum Piano führte, auf welchem ich der einzige Vortragende war zum Ergötzen der königlichen Gesellschaft. Son altesse royale gaben einen exemplarischen Zuhörer ab; aber meine Entdeckung daß es ihm gefiel eine von Oginski's Polonnaisen für eine Variation jenes schönen langsamen Tonstücks von Hummel zu halten das Sie mir abschrieben, und das einer meiner vorzüglichsten Lieblinge ist, neutralisirten gar sehr die Wirkung welche seine «paroles d'or et de soie» sonst auf meinen geblendeten Geist gemacht hätten."

Im Laufe der Correspondenz entnehmen wir noch daß unter allen Alterthumsschätzen des Schlosses ein Bildniß von Mary Stuart, nach ihrer Hinrichtung gemalt, unsere Berichterstatterin am meisten fesselte, und ihr auch melodische Strophen entlockte. *)

They haunt me still — those calm, pure, holy eyes!
Their piercing sweetness wanders thro' my dreams etc.

Walter Scott erzählte ihr die Tradition von dem wilden Jäger den man kurz vor der Schlacht von Waterloo in den Straßen von Valenciennes gehört hatte. Der Verf. des „Waverley" ward zu Thränen gerührt als ihm Mrs. Hemans ein kleines französisches Gedicht vorlas welches die Leiden der Bourbons in der Conciergerie schilderte, und bat die Dichterin abzubrechen. Nie hörte sie ihn auf seine Berühmtheit anspielen, eine Gelegenheit ausgenommen, wo er als sie Newark Tower besuchten, und bei ihrem Nahen zwei Touristen sich eilig davonmachten, lächelnd sagte: „Ah, Mrs. Hemans, sie ahnen nicht von welchen zwei Löwen sie weglaufen!" („They little know what two lions they're running away from!") 9.

*) To a remembered picture.

Bibliographie.

Asher, C. W., Ueber die deutschen Handelsverhältnisse zu den Ländern des westlichen Amerika. Ein Vortrag gehalten am 8. Mai 1850 im Verein zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation zu Berlin. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Etienne und Adelaide. Geschichte aus dem 19. Jahrhundert, von dem Verfasser: „Lidwina ꝛc." Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Girtanner, W., Die Bürgschaft nach gemeinem Civilrechte. Historisch-dogmatisch dargestellt. I. Historische Abtheilung. 1stes Buch: Das Römische Recht. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 22½ Ngr.

Harzburg, H., Der achtzehnte März. „Dies Buch gehört dem deutschen Volke!" Historischer Roman. 1ster Theil. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Haselich, Charlotte, Wintergrün. Drei Erzählungen. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr.

Heiland, K. G., Zur Frage über die Reform der Gymnasien. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Krebs, J., Der Weber von Langenbielau. Erzählung aus der Zeit des schlesischen Weberaufstandes. Ein Volks- und Familienbuch. Glaz. Gr. 16. 20 Ngr.

Lamartine, A. v., Genovena. Volks-Erzählung. Aus dem Französischen übertragen von F. Fließbach. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Lauda Sion. Hymnos sacros antiquiores latino sermone et vernaculo edidit C. Simrock. — Et. s. t.: Lauda Sion. Altchristliche Kirchenlieder und geistliche Gedichte lateinisch und deutsch. Von K. Simrock. Köln, Heberle. Gr. 12. 1 Thlr.

Leben in Frankfurt am Main. Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten von ihrer Entstehung an im J. 1722 bis 1821. Gesammelt, geordnet und den Bürgern dieser Stadt gewidmet von Maria Belli. 1ster bis 3ter Band. Frankfurt a. M., C. Jügel. Gr. 8. à 12 Ngr.

Lipp, F., Georg Herwegh's viertägige Irr- und Banderfahrt mit der Pariser deutsch-demokratischen Legion in Deutschland und deren Ende durch die Württemberger bei Dossenbach. Zur Erinnerung an die Zustände im Frühjahr 1848. Mit 1 Situationsplane. Stuttgart, Metzler. 8. 15 Ngr.

Lochner, G. W. K., Die Revolutionszeit. 2ter Band. — A. u. d. T.: Das französische Kaiserthum vom Tilsiter Frieden bis zur zweiten Pariser Abkunft von 1807 bis 1815. Nürnberg, F. Campe. 8. 1 Thlr.

Maßmann, H. F., Kaiser Friedrich im Kiffhäuser. Vortrag, gehalten am Stiftungsfeste der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 10 Ngr.

Minutoli, J. v., Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem J. 1486 bis auf die neueste Zeit. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 7½ Ngr.

Norman's Bridge oder der moderne Midas. Vom Verf. von „Emilie Wyndham" ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von C. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Sadi's, Moslicheddin, Lustgarten. Aus dem Persischen übersetzt von K. H. Graf. 1stes Bändchen. Jena, Hochhausen. 16. 20 Ngr.

Schlagintweit, A., Untersuchungen über die Thalbildung und die Formen der Gebirgszüge in den Alpen. Leipzig, Barth. Gr. Lex.-8. 9 Ngr.

Schlagintweit, H. und A. Schlagintweit, Hypsometrische Bestimmungen in den östlichen Alpen. Leipzig, Barth. Gr. Lex.-8. 9 Ngr.

Schulte, C., Gedichte. Cöln, W. Greven. 8. 20 Ngr.

Stahl, Reden. Berlin, Hertz. Gr. 8. 20 Ngr.

Sudendorf, H., Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe. Hamburg u. Gotha, Fr. u. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Thünen, J. H. v., Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und Nationalökonomie. Zwei Theile. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Der naturgemäße Arbeitslohn und dessen Verhältniß zum Zinsfuß und zur Landrente. 1ste Abtheilung. Rostock, Leopold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willisen, W. v., Akten und Bemerkungen über meine Sendung nach dem Großherzogthum Posen im Frühjahr 1848. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Baggesen, C., Die Bitte Salomo's. Predigt, gehalten zu Bern, am Sonntag nach dem Antritt der neuen Regierung, den 16. Juni 1850. Bern. 8. 2 Ngr.

Hillner, W., Die Herstellung des verlorenen Friedens in der Welt. Predigt am 1. Pfingsttage 1849 über das Ev. Joh. 14, 23—31. Nebst einem Nachwort über innere Mission und Wichern's Schriften über dieselbe. Mitau. 8. 7½ Ngr.

Jentsch, A., Wohin sollen wir gehen? Predigt bei der allgemeinen Lehrerconferenz der Ephorie Penig am 3. Juli 1850 zu Penig gehalten. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lücher, Der wohlgemuthe Sinn. Predigt und Denkschrift, mit welcher dem Königl. Pädagogium zu Ilfeld bei dessen 300jährigem Jubiläum 1850 seinen Segenswunsch darbringt. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rodbertus, Sociale Briefe an v. Kirchmann. 2ter Brief: Kirchmann's sociale Theorie und die meinige. Berlin, Gerhard. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 204. —— 26. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.*)

Sechster und siebenter Band.

Auch die hervorragendsten Talente erhalten ihre Lebensrichtung von den bestimmenden Eindrücken der äußern Welt. Der menschliche Geist verarbeitet diese Eindrücke und der „freie" Wille fixirt ihre Resultate. Wenn aber die Ereignisse die Berechnungen des Einzelnen überstürzen, wenn das individuelle Wollen untergeht in den plötzlichen Wechselfällen des öffentlichen Lebens, oder wenn der Affect, der Irrthum, das Miskennen der eigenen Bestimmung ein vielversprechendes Dasein in eine fremdartige, unangemessene Richtung drängen, so pflegt man diese Niederlagen des „freien" Willens mit dem weiten Begriffe des Schicksals zuzudecken. Chateaubriand verfiel dem Schicksal in dieser Bedeutung, als er die Feder des Dichters in der stillen Einsiedelei des Wolfsthals ausspritzte und auszog um den Lorber des Staatsmanns zu suchen, von dem er einst als Gesandtschaftssecretair an schwülen Sommerabenden auf dem römischen Forum träumte, nachdem er den Tag über Pässe ausgefertigt und die kleinlichen Vorrechnungen des Cardinals Fesch muthig angehört hatte.

Verhehlen wir es nicht: die eigentliche Ruhmperiode Chateaubriand's haben wir im Rücken; denn von dem Dichter-Schriftsteller haben wir Nichts mehr zu erwarten was seinen Ruf erhöhte, und nur der Dichter-Politiker bleibt uns fortan. Durch die Herausgabe seiner drei großen Werke: „Génie du christianisme", „Les martyrs" und „L'itinéraire", hat er seine eigentliche litterarische Laufbahn in der That beschlossen. Diese Laufbahn war nicht weniger unruhig und bewegt als sein Apostel- und Soldatenleben, aber sie war rühmlicher als die politische, die wir in Zukunft betrachten werden.

Die Blütetage des Kaiserreichs ließen seit dem verunglückten Akademiediscours Chateaubriand nicht aus seiner Zurückgezogenheit hervorkommen: er beschäftigte sich mit dem weitern Niederschreiben seiner Memoiren und mit Studien über die französische Geschichte. Von Zeit zu Zeit nahm er einen flüchtigen Aufenthalt in Paris. Als er im October 1812 zur Hauptstadt gereist war, weckte ihn eines Morgens seine taube Wirthin, und mit einem langen Hörrohre bewaffnet, rief sie ihm zu: „Bonaparte ist todt! Mallet hat Hullin ermordet; alle Behörden sind neu eingesetzt; die Revolution ist beendet!" Chateaubriand rieb sich die Augen wie ein Träumender. Er fragte sich: Ist Bonaparte wirklich so sehr gehaßt daß ein über Nacht aus dem Kerker entlaufener Soldat den Koloß des Kaiserreichs stürzen kann? Der Ehemann der tauben Botschafterin brachte bald andere Kunde: er meldete die Verhaftung Mallet's.

Chateaubriand's Herz thaute voll Hoffnung auf; es ahnte daß Napoleon's Macht gebrochen sei. Sein Blick war auf England gerichtet, wo der Bruder Ludwig's XVI. aus dem Exile Principien verkündete die er einst in einer constitutionnellen Charte zusammenfassen wollte. „So kamen den Franzosen die ersten Freiheitshoffnungen von ihren ehemaligen Königen wieder." Ueberall bereitete sich der Kampf wider den „einstimmig verdammten" Bonaparte vor. Es begann der „Feldzug der Dichter" in Deutschland; Moskau ward die Fackel bei deren Leuchten Germanien das Schwert umgürtete. Chateaubriand vergißt daß die „Dichter" in einen Kampf auf Leben und Tod gegen seine Landsleute auszogen; er wird mitbegeistert von dem jungen deutschen Nationalenthusiasmus des J. 1813.

Körner hatte nur eine Furcht: die, vielleicht prosaisch zu sterben. „Poesie, Poesie!" rief er aus, „gib mir den Tod beim Lichte des Tags!" Im Bivouac dichtete er seine Hymne „Leier und Schwert". Glaubt man beim Lesen dieses Gedichts nicht einen jener nordischen Krieger zu hören von denen Saxo Grammaticus sagt: „Er fiel, lächelte und starb!" In Körner loderte nicht der wohlfeile Enthusiasmus eines Sängers der hinterm Ofen muthige Verse schreibt. An seiner Seite klirrte der Degen; schön, blond gelockt und jung, ein Apollo zu Roß sang er seine Lieder, bis der Tod ihn erreichte in einem Alter von kaum 25 Jahren.

Die neuen in der Schule Griechenlands auferzogenen Arminius hatten einen gemeinsamen Bardengesang. Wenn diese jungen Studenten die friedlichen Hallen der Wissenschaft mit dem Schlachtfeld, die stillen Freuden des Studiums mit den lärmenden Gefahren des Kriegs, Homer und die Nibelungen mit dem Degen vertauschten, dann setzten sie unserer Bluthymne, unserm revolutionnairen Nationalgesange Strophen voll re-

*) Vergl. den ersten bis vierten Artikel in Nr. 24—27, [illegible]—[illegible], [illegible]—101, [illegible]—[illegible] d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

ligiöser Erhebung und echtmenschlicher Treue entgegen: „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. s. w.

Diese Schulkameraden und jetzt Waffengefährten schrieben sich nicht in jene Listen ein in denen die Septembriseurs ihre Schlachtopfer dem Dolche weihten. Treu an der Poesie ihrer Träume, an den Traditionen der Geschichte, an dem Cultus der Vergangenheit hängend, machten sie ein altes Schloß in einem alten Walde zum Asyle der Burschenschaft.

Von dem Gipfel eines Hügels, an die Mauern alter Ruinen gelehnt, entdeckten die Schüler-Soldaten mit ihren Professoren-Anführern in der Ferne die Giebel ihrer geliebten Universitäten. Tiefergriffen beim Anblick dieses heiligen Schauplatzes ihrer Studien und ihrer Kinderspiele schworen sie ihr Vaterland zu befreien, wie einst Melchthal, Fürst und Stauffacher in dreifachem Schwure und im Angesichte der durch sie unsterblich und berühmt gewordenen Alpen. Der deutsche Genius hat etwas Geheimnißvolles; Schiller's Thekla ist noch die hellsehende, aus göttlichem Elemente gebildete Tochter Teutonias. Heutzutage verehren die Deutschen die Freiheit ohne einen bestimmten Begriff von ihr zu haben.

Die herausgehobene Stelle ist das erste Urtheil was sich in den „Mémoires d'outre-tombe" über deutsche Verhältnisse findet. Chateaubriand ist in allen Ländern wohlbekannt, er citirt die Dichter der Griechen, der Römer, der Italiener, der Engländer im Urtext, aber Deutschland ist ihm eine terra incognita. Wenn er eines Deutschen Erwähnung thut, so ist es gewiß Jemand der der französischen Eitelkeit irgendwie schmeichelt; es scheint als habe der christliche Weltpilger es nicht der Mühe für werth gehalten das Vaterland der Reformation zu studiren; wir werden bei Gelegenheit seines Aufenthalts in Berlin ausführlicher auf diese Betrachtung zurückkommen müssen. Die Uebersetzung der Schwerthymne läßt die ursprüngliche Frische dieses Liedes kaum ahnen und ist mit echtfranzösischer Impietät und Oberflächlichkeit abgefaßt:

Dis-moi, ma bonne épée, l'épée de mon flanc,
Pourquoi l'éclair de ton regard, est-il aujourd'hui si ardent? (!)
Tu me regardes d'un oeil d'amour, ma bonne épée,
L'épée qui fait ma joie.
Hourrah!

Oder soll diese wortreiche freie Nachbildung eine Verbesserung sein? Der Feldzug der Dichter ist sehr poetisch, aber doch mit etwas zu sentimentalen Farben vorgeführt und die Logik der Beschwörung von Schiller's Thekla mag der französische Philosoph vor Aristoteles verantworten.

Im Winter von 1813—14 miethete Chateaubriand sich in Paris wieder ein; durch sein Fenster sah er das erste Gitterthor des Tuileriengartens. Er beschäftigte sich eifrig mit seiner Schrift: „Bonaparte et les Bourbons", welche den politischen Versammlungen, im Falle daß Napoleon gestürzt würde, darlegen sollte was das praktische Interesse Frankreichs fodere. Daß die Verbündeten je nach Paris kommen könnten, schien ihm trotz der Nähe des Kampfplatzes unmöglich. Er meint, die feindlichen Armeen seien nur mit Zittern über den Rhein gegangen und hätten immer hinter sich gesehen, ob ihnen auch der Weg zur Flucht offenstände. Und trotzdem zogen sie als großmüthige Sieger in die Hauptstadt Hugo Capet's ein? Ja, „aber selbst als sie Herren von Paris waren", versichert Chateaubriand, „zitterten sie noch".

Während der Kreis der verbündeten Truppen sich immer fester um Paris zusammenschloß, arbeitete Chateaubriand an seiner Bourbonenbroschüre. Wenn das hochverrätherische Manuscript der Polizei in die Hände fiel, war ihm vielleicht das Schaffot oder wenigstens ein Umzug aus der Rue Rivoli nach dem Gefängniß sicher. Die Todesangst seiner Frau bestimmte ihn mit dem Manuscript, das er anfangs immer offen auf dem Schreibtisch liegen hatte, etwas sorglicher umzugehen. Er legte dasselbe des Nachts unter sein Kopfkissen und war entschlossen es zu vertheidigen, wenn ein Angriff versucht würde. Die Thür ward verriegelt, die Pistolen geladen: die Polizei aber hatte, während durch die Thore in buntem Gemenge russische Gefangene und französische Verwundete in die Stadt gebracht wurden, mehr zu thun als die stille Thätigkeit des unversöhnlichen Mannes in der Rue Rivoli auszuspioniren. Da der Erfolg der großen politischen Krise sich noch nicht bestimmt absehen ließ, so arbeitete Chateaubriand seine Schrift in doppelter Form aus: als Flugschrift wenn die Dinge sich ruhig abwickeln sollten, und als Rede wenn man bei einem allgemeinen Aufstande sich etwa im Hotel de Ville versammeln sollte. Ein Buchdrucker betrieb im Geheimen den Druck; je nach dem Stand der Neuigkeiten unterbrach er ihn oder setzte er ihn fort. Indessen rückte der Kampf immer näher. Paris, das seit Jahrhunderten nicht den Rauch feindlicher Wachtfeuer gesehen, konnte vom Thurme der Notredame aus die ersten russischen Colonnen erkennen. Die Regentschaft entfloh, und nur ein Mitglied desselben ward von dem wohlinstruirten Schicksal, das diesmal in der Gestalt eines Herrn Laborie auftrat, in Paris zurückgehalten. Talleyrand wollte sich nicht dem Zorne Napoleon's aussetzen, der ja noch siegen konnte, und sich doch auf die Zukunft bei den Verbündeten offen halten. Durfte er Marie Luise folgen? Der nachherige Geheimsecretair Laborie zeigte einem Commandanten der Nationalgarde an: Talleyrand, der der Stadt doch soviel nützen könne, wolle Paris verlassen. Der Fürst ließ mit vielem Lärm seine Wagen packen und fuhr am lichten Tage nach der Barrière d'Enfer. Hier nahm ihn verabredetermaßen ein Wachtposten in Empfang und transportirte ihn trotz aller Widersprüche wieder in sein Hotel. So mußte der arme Talleyrand der Gewalt weichen und hatte nur den Trost daß die Komödie von allen Seiten vortrefflich executirt worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moderne Tendenzpoesie.

Es fehlt unserer vielbewegten Zeit nicht an politischen Aposteln und Episteln. So redselig die Einen sind, so nichtssagend sind in den meisten Fällen die Andern. Vor Allem aber hat sich die Poesie der schwebenden Fragen bemächtigt, dem kurzen Kampfe scheint eine lange Pause zu folgen, und versificirte Kreuzzeitungsartikel werden uns als Siegeshymnen

geboten. Das edle beschwingte Götterroß ist — lendenlahm geworden, und hinkt, eine klägliche Rosinante, auf bestaubter, holperiger Straße in den Kampf. Wie pygmäenartig steht dieser großen Zeit das kleine Geschlecht gegenüber! Wird es immer so bleiben? Ist keine Aussicht auf Besserwerden? Laßt uns hoffen, vertrauen wie es ehrlichen Deutschen geziemt. Schönere Tage werden kommen, ein kräftigeres Geschlecht wird erstehen, Turnvereine und Ministerordonnanzen werden das Ihrige thun.

Wir haben einige im vorerwähnten Genre geschriebene Gedichte vor uns, deren nähere Bekanntschaft wir dem freundlichen Leser nicht vorenthalten wollen.

1. Hans von Dampf. Satire von Johannes Scherr. Erstes Heft. Zürich, Kiesling. 1850. 16. 25 Ngr.
2. Wespenstiche und Schwertstreiche von Junius. Berlin, Gerhard. 1850. Gr. 16. 8 Ngr.
3. Lieder aus der Gegenwart von Franz Jahn. Stettin, Weiß. 1850. 8. 5 Ngr.
4. Bilder aus der badischen Revolution von G. Fecht. Lahr, Geiger. 1850. Gr. 8. 7 Ngr.
5. Männer und Helden. Acht Preußenlieder von Th. Fontane. Berlin, Hayn. 1850. Gr. 4. 10 Ngr.
6. Die Macht des Königs. Gedicht von A. Fürstenhaupt. Berlin, Hayn. 1850. Gr. 4. 5 Ngr.

Nr. 1. Blut mit Koth gemengt und zu einer compacten Masse geknetet, Das ist mit zwei Worten der Inhalt dieser Satire. Johannes Scherr, welcher die Lesewelt mit einer solchen Monstruosität zu beglücken für gut fand, trat vor einiger Zeit mit einer Arbeiternovelle auf, „Eine deutsche Geschichte" überschrieben, die in Nr. 114 d. Bl. besprochen wurde. Jener Novelle war ein Bruchstück des vorliegenden Gedichts als „Entwurf eines gemüthlichen Epos" beigefügt. Diese in Aussicht gestellte Bereicherung unserer epischen Literatur erschreckte uns nicht wenig; eine dunkle Ahnung aber ließ uns hoffen daß der Verf. seine Drohung nicht verwirklichen werde. Wir hofften vergebens. Was damals als Embryo in schwachen Umrissen gezeichnet erschien tritt jetzt in plastischer Vollendung als ein fertiges Ganzes vor uns. Hans von Dampf, der Held dieser gemüthlichen Satire, ist der Sohn eines deutschen Edelmanns. Als Knabe sucht er ein Mädchen zu verführen, als Jüngling wird er selbst von einer Witwe verführt, als Mann treibt er Ehebruch mit dem Weibe eines Bürgers. Diesem interessanten Lebenslaufe schließen sich an verschiedenen Stellen des Buchs politische Expectorationen an die gar nicht zur Sache gehören. Wiederholt und mit maßloser Heftigkeit wird (oft ganz unmotivirt) vom demokratisch-socialen Standpunkte ein Verdammungsurtheil der jetzigen Zustände ausgesprochen. Cynisch vom ersten Capitel bis zum letzten, an Trivialitäten alles in dieser Gattung bisher Erschienene überbietend schließt das Buch wie es angefangen; es kommen Ausdrücke vor die unsere Feder nachzuschreiben erröthet. Gleich im Eingange präsentirt sich der Verf. folgendermaßen:

> Vor Schluß des ersten Sangs muß ich noch sagen,
> Was euch von mir als Mensch zu wissen nöthig;
> Wollt später ihr noch weiter mich befragen,
> Bin ich zu jedem Aufschluß gern erbötig.
> Bezugs des Alters steh' ich in den Tagen
> Wo's Leben uns scheint nicht mehr rosenröthig, (!)
> Wo man statt idealisch-firlefanzisch
> Anfängt zu denken philiströs und praktisch.
>
> Ich habe in verschied'nen Reimereien
> Vordem versucht mich; manchmal eine Blume
> Sah blühen ich im Land der Träumereien,
> Und pflegte treulich sie im Heiligthume
> Der Poesie; jetzt möcht' ich ganz mich weihen
> Dem Vive la bagatelle! Vielleicht zum Ruhme
> Gereicht's mir mehr als drastischer Spectakel,
> Als subjectivisch lyrisches Gegackel.

Wir finden diesen Ruhm nicht beneidenswerth. Mag es immerhin hart sein das bittere Brot des Verbannten zu essen, dem politischen Flüchtling wollen wir unser Mitgefühl nicht versagen; den Schriftsteller jedoch der es wagt auf eine so brutale Weise das sittliche Gefühl seiner Leser zu beleidigen, können wir nur vom Standpunkt der Kunst bemitleiden und bedauern.

Nr. 2. Schwertstreiche und Wespenstiche! Wie man sieht geht der Verf. seinen politischen Gegnern sehr energisch zu Leibe. Die Sache ist jedoch nicht so gefährlich als es den Anschein hat: die „Schwertstreiche" sind harmlose poetische Uebungen; die „Wespenstiche" vertreten das humoristische Genre. In letzterer Beziehung hat der Verf. Verdienstliches geleistet. Wir glauben die Gedichte „Michel als Urwähler", „Michel als Wahlmann", „Eine Kaiserwahl in Hinter-China", vorzüglich aber „Zwei humoristische Gespräche zwischen einem Deputirten der Rechten und einem Deputirten der Linken" als besonders gelungen bezeichnen zu dürfen; namentlich die beiden letztern sind launig, witzig, voll geistreicher Pointen. Unstreitig besitzt der Verf. sehr viel Talent zu dieser Gattung von humoristischer Poesie, und würde bei Fleiß und Ausdauer gewiß noch Besseres bieten können. Den Schluß des zweiten Dialogs wollen wir hier beisetzen.

> Hans (von der Rechten).
> Wir führen scharf geschliff'ne Waffen
> Und schützen kraftvoll Kirch' und Thron.
>
> Michel (von der Linken).
> Es waren Junker stets und Pfaffen
> Die Ursach' der Revolution!
>
> Hans.
> Die Bourgeoisie ist frech und eitel.
>
> Michel.
> Die Junker sind des Landes Fluch!
>
> Hans.
> Die Krämer lieben nur den Beutel.
>
> Michel.
> Die Pfaffen leben nur vom Trug!
> Doch läßt das Volk sich nicht mehr äffen.
>
> Hans.
> Aussaugen auch nicht mehr von euch!
>
> Michel.
> Bald wird euch seine Rache treffen!
>
> Hans.
> Bald endet schmachvoll euer Reich.
>
> Michel.
> Herr, geh'n Sie — geh'n Sie in die Kammer,
> Zu Gerlach, Manteuffel und Stahl,
> Bald, hoff' ich, hängen Sie zum Jammer
> Der Junker am Laternenpfahl!
>
> Hans.
> Herr, brechen Sie sich — Bahn zum Glücke,
> Die Börse harret Ihrer schon,
> Bald wird das Ende Ihrer Clique
> Der Schuldthurm, Ihr gewisser Lohn!

Die ernsthaften Gedichte, „Schwertstreiche" überschrieben, können wir weniger loben. Nicht die Tendenz wollen wir tadeln: es herrscht eine warme Vaterlandsliebe und edle Begeisterung in diesen Liedern; wir haben es hier nur mit der Diction zu thun. Die Form, der Vortrag sind bei politischen Gedichten unendlich viel; gar mancher richtige Satz der zart angedeutet auch zur poetischen Wahrheit würde, sinkt offen ausgesprochen zur Trivialität herab. An dieser Klippe pflegen die meisten Dichter zu scheitern; und doch ist der hier ausgesprochene Grundsatz so klar, so leicht verständlich! Ueberdies sind politische Tiraden die auch nicht Einen neuen Gedanken bieten,

vom ästhetischen Standpunkte abgesehen, heutzutage — wenigstens hors de saison.

Nr. 3. In welch trauriger Zeit wir leben beweisen diese „Lieder aus der Gegenwart". Der Verf. ist Militair, und verdammt von seinem Standpunkte, den wir nicht näher zu bezeichnen brauchen, die Märzerhebung und ihre Folgen. Wir stehen hier auf neutralem Boden, und haben es mit der politischen Gesinnung des Verf. nicht zu thun. Wir haben in einem frühern Aufsatze Merckel's eine ähnliche Tendenz verfolgende Poesien besprochen, und deren vortreffliche Diction hervorgehoben. Nicht Dasselbe können wir von Jahn's Gedichten sagen. Es ist eine schwere Aufgabe der Kunst die Foderungen der Phantasie mit den Ansprüchen der Vernunft auszugleichen; diese Aufgabe hat Merckel gelöst. Die magische Kraft, der unendliche Reiz seines schönen Vortrags ließ uns den politischen Standpunkt des Dichters vergessen; wir begeisterten uns an seinen Gesängen, die wir in anderer Form nur belächelt hätten. Es liegt Dies in der Natur der Sache. Wen erfreut nicht der Anblick einer reizenden Abendlandschaft die im Dämmerlicht der untergehenden Sonne erglüht — mag immerhin das Besitzthum dem Feinde gehören? Der Poesie vor Allem muß ihr Recht widerfahren; es darf nicht die Aufgabe des Dichters sein für seine politischen Ansichten Propaganda zu machen.

Mit diesen wenigen Sätzen glauben wir zur Genüge den Standpunkt bezeichnet zu haben von dem wir ein mal für alle mal politische Gedichte beurtheilen. Die vorliegenden tragen fühlbar die erwähnten Mängel an sich, und die unerlaßliche Schönheit des Vortrags versöhnt nirgend das durch die schroff hervortretende Subjectivität des Dichters beleidigte ästhetische Gefühl. So heißt es z. B. (S. 27):

> Weh, dieses Wort traf Herzen
> Die härter noch als Erz,
> Und Antwort ward gegeben
> In jener Nacht im März.
> Verworfen ward der Segen,
> Erwählet ward der Fluch —
> Was weiter wird geschehen,
> Das steht im heil'gen Buch.
>
> (Jos. 24, 20.)

Dieses unerwartete Citat wirft uns plötzlich aus allen Himmeln, und zerstört jede Illusion. Eine andere Stelle lautet:

> Ha, eure Brüder nennt ihr sie, die von den Barrikaden
> Man in die off'nen Kirchen schleppt zu schaurigen Paraden!
> Seht, wie sie euch der Lüge zeih'n, die blut'gen Angesichter.
> Längst sind sie drüben ja erkannt von ihrem ew'gen Richter!
> Fremdlinge sind es aus Paris und Polen — —

Das klingt beinahe als ob es auch „drüben" eine Fremdenpolizei gäbe die Niemanden ohne Heimatschein passiren läßt.

Nr. 4. Diese „Bilder aus der badischen Revolution" bilden ein würdiges Seitenstück zu den „Zeitgedichten für Baden", die in Nr. 117 d. Bl. besprochen wurden. Deutschland wird bald eine badische Revolutionsliteratur haben, um die es nicht zu beneiden ist. Wenn auch Fecht's Gedichte nicht ganz in jenem schlechten, trivialen Stile geschrieben sind wie die erwähnten „Zeitgedichte", und mitunter manche Schönheit des Ausdrucks und Gedankens bieten, so gehört doch wahrlich wenig Muth und Patriotismus dazu den Ruhm der siegenden Fahne in einem Augenblicke zu besingen wo die besiegte Partei ohnmächtig und gefesselt zu Boden liegt. Wir wollen damit keineswegs für die Sache der Geschlagenen plaidiren. Kein vernünftiger Mensch wird bestreiten daß der badische Aufstand eine Don-Quixoterie war, daß er weder günstige Chancen des Erfolgs bot, noch eine innere Berechtigung hatte. Allein dieses fortwährende Anräuchern der Sieger und Schmähen der Besiegten wird uns nachgerade peinlich; wir können uns dabei — sans comparaison — der Erinnerung an die in Amt und Pflicht gestandenen Haus- und Hofpoeten der frühern patriarchalischen Zeiten nicht erwehren. Der Verf. dieser hyperloyalen Gedichte scheint uns überdies den badischen Revolutionskampf nur vom specifisch-badischen Gesichtspunkte aufzufassen, und zu vergessen daß er „nebstbei" wol auch Deutscher ist: eine Schwäche deren sich überhaupt viele unserer geschätzten Landsleute im Ueberwallen ihrer wohlberechtigten zahlreichen Patriotismuschen schuldigmachen.

Soviel über die Tendenz und den publicistischen Werth dieser badischen Revolutionsbilder. Was ihre Diction betrifft, so sind sie im Ganzen recht nett versificirt, und verrathen viel Fleiß und guten Willen.

Nr. 5. Fontane's „Männer und Helden" sind eine dankenswerthe Spende. Acht preußische Marschälle werden uns in ebenso viel aufeinanderfolgenden feurigen Gesängen vorgeführt, ihr Leben und ihre Thaten mit edler Begeisterung geschildert. Die Idee ist zeitgemäß, und ihre Ausführung konnte nicht geschicktern Händen anvertraut werden. Hier einige Strophen aus dem Gedichte „Der alte Dessauer".

> All' Wissenschaft und Dichtung
> Sein Lebtag er vermied,
> Und sprach er je von „Richtung",
> Meint' er in Reih' und Glied;
> Statt Opern aller Arten
> Hatt' er nur einen Marsch,
> Und selbst mit Schriftgelehrten
> Verfuhr er etwas barsch.
>
> Wir haben viel vonnöthen,
> Trotz allem guten Rath,
> Und sollten schier erröthen
> Vor solchem Mann der That.
> Verschnitt'nes Haar im Schopfe
> Macht nicht allein den Mann;
> Ich halt' es mit dem Zopfe
> Wenn solche Männer d'ran.

Nr. 6. Ueber das sehr kurze Gedicht von A. Fürstenhaupt wollen wir ebenso kurz referiren. Es ist eine christlich-germanische Apotheose des Königthums, und enthält sehr gelungene Einzelheiten. An manchen Stellen erhebt es sich in frommer Begeisterung zu einem wahrhaft genialen Schwunge, eine gewiß sehr erfreuliche Erscheinung in diesen traurigen Zeiten der Negation und des Skepticismus.

E. Falkbeer.

Notiz.

Calvin's Tyrannei.

Dyer sagt in seinem „Life of Calvin": „Die kleinsten Beleidigungen, auf welche die meisten Menschen mit Verachtung herabgesehen hätten, verfolgte Calvin mit Bitterkeit und Schärfe. Die Verzeichnisse von Genf sind voll Fälle, welche sich stets mehr häuften und immer strenger wurden, jemehr sich seine Macht consolidirte. Im Jahre 1551 finden wir Berthelier excommunicirt durch das Consistorium, weil er nicht zugeben wollte daß er Unrecht gethan indem er geäußert hatte: er sei ein ebenso wackerer Mann als Calvin. Drei Personen welche während einer Predigt lachten die er hielt wurden auf drei Tage festgenommen und verurtheilt das Consistorium um Verzeihung zu bitten. Solche Vorgänge sind sehr zahlreich und in den zwei Jahren 1558 und 1559 werden deren allein 414 aufgeführt! Calvin's Lehre zu tadeln, oder die Handlungen des Consistoriums, war lebensgefährlich. Wegen eines solchen Vergehens wurde eine Dame aus Ferrara, Copa genannt, 1559 verurtheilt: Gott und den Magistrat um Verzeihung zu bitten, und die Stadt in 24 Stunden zu verlassen, unter Androhung enthauptet zu werden."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 205. —— 27. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 204.)

Am 31. März 1814 hielten die fremden Armeen ihren Einzug in Paris. Die „furchtsamen" Verbündeten wagten sich wirklich auf den gefährlichen Boden von Frankreichs Hauptstadt. Das war ein harter Schlag für den Verfasser einer Broschüre die Ludwig XVIII. mehr nutzen sollte als 100,000 Soldaten. Auf den Gassen sah man neugierige und fröhliche Gesichter, als gäbe es ein Fest zu feiern; die langen russischen Grenadiere ließen sich von kleinen Straßenjungen herumführen und von den erstaunten Bourgeois begaffen. Chateaubriand sah in dieses Treiben mit dem Schmerze den das Bewußtsein einer erlittenen schweren Demüthigung erzeugt. Es war ihm als habe man ihm den Namen eines Franzosen genommen und als solle er fortan eine sibirische Bergwerksnummer tragen. Und doch kamen die Fremden diesmal als Freunde, nur mit Waffen der Nothwehr gegen einen Feind gerüstet der sich ins Innere von Frankreich zurückgezogen hatte und immer noch über 40,000 Mann kernfester Truppen und die gährenden spanischen Armeen verfügen konnte. Napoleon war besiegt, aber noch nicht entthront. Selbst unter den Souverainen ward noch von einer Regentschaft gesprochen. Da meinte Chateaubriand, die Zeit sei gekommen wo man Napoleon dadurch vollends stürzen könne daß man im Volke möglichst lebhaft günstige bourbonistische Erinnerungen auffrische. Die Wage schwankte zwischen Bonaparte und den Bourbons; da warf der Journalist seine Feder in die Schale zu Gunsten der Letztern: „Die Wirkung ist bekannt", sagt er mit stolzer Befriedigung. Daß die Flugschrift „Bonaparte et les Bourbons" ungeheueres Aufsehen machte ist ebenso gewiß als daß sie den rückkehrenden Bourbons den Rückweg nach Frankreich vorbereitete. Ein tadelloser Mann, den das Volk seit einem Jahrzehnd als einen entschlossenen Charakter kannte, ein Dichter, erzählte den kriegsmüden Neugierigen von den exilirten Nachkommen ihrer alten Könige, und diese lauschten der rührenden Mähr als ob man ihnen chinesische Fürstengeschichten vortrüge. Sie erinnerten sich bei dem Namen der Enkel des heiligen Ludwig an die Thaten ihrer Vorfahren, die durch ihre Siege Frankreich nicht nur berühmt, sondern auch groß gemacht hatten, und der Gedanke daß Frankreich mehr sei als die eine Person Napoleon, ließ die Begeisterung für diesen immer mehr erkalten. Hierin sucht Chateaubriand mit Recht die Erklärung dafür daß die französische Nation so leicht den Souverain ihrer Wahl fallen ließ. Die Republik triefte von ungerecht vergossenem Blute, aber das Volk eilte nach den Grenzen sie zu vertheidigen. Denn die Siege die sie errang wurden im Namen Frankreichs erfochten, Frankreich triumphirte, Frankreich wollte genießen wofür es geblutet hatte. Die republikanischen Generale ordneten bescheiden ihren Ruhm der Glorie der Volkserhebung unter; sie reichten sich auf dem zweiten Platze die Hände und stellten auf den ersten die Statue des Vaterlandes. Unter dem Kaiserreiche verschwand Frankreich; seine Aufopferungen wurden nur als die Bewegungen einer Maschine ausgegeben die ein Einziger leitete. Ich habe befohlen! Ich habe gesiegt! Ich habe gesprochen! Mein Adler! Meine Krone! Meine Unterthanen! Das war die Sprache mit der ein ehrgeiziges Volk solange verletzt werden war daß es Marengo und Austerlitz vergessen und sein Geschick dem Herrscher des eingeäscherten Moskau vertrauend überlassen konnte. Frankreich stand still als der scharfe Sporn des Reiters ihm die Weichen nicht mehr bluten machte; Napoleon selbst hatte dem Erfolge von Chateaubriand's Broschüre vorgearbeitet. Und während der Sieger von hundert Schlachten den Boden Frankreichs unter Verwünschungen verließ, zog unter Kränzen und weißen Fahnen ein alter Capet von London aus. Chateaubriand eilte dem legitimen König bis Compiegne entgegen; allein seine Freude ward durch eine schwere Besorgniß getrübt — welchen Eindruck sollte das Erscheinen dieses königlichen Invaliden auf Diejenigen hervorbringen, die den General Bonaparte bei Arcole die Fahne schwingen und den Kaiser bei Austerlitz hatten schlafen sehen? Die Phantasie des Franzosen verlangt immer Stoff, Beschäftigung: die Langeweile ist in Frankreich nicht ein Uebel, sondern ein Verbrechen. Wie konnte der in seinem Wagen ausgestreckte heimkehrende Bourbon bestehen, wenn man ihn neben den Mann stellte der mit Attila ausrufen konnte: „Das Gras wächst nicht wo mein Pferd hintrat." Chateaubriand

erkannte diese schwache Seite des neuen Herrschers und begriff auch zugleich die Wichtigkeit des ersten Eindrucks in vollem Maße. Deshalb entschloß er sich den Poeten in seine politische Thätigkeit mithinüberzunehmen: die allzu prosaische Wirklichkeit zwang ihn unter dem Schutze der Musen eine „Ankunft zu Compiegne“ zu dichten. Er veröffentlichte einen Bericht über die stattgehabten Feierlichkeiten und sprach in demselben freigebig von dem begeisterten Durcheinanderrufen und der freudigen Rührung des Volks. In seinen antiken Stiefeletten und mit seinem Stock zwischen den Knien im Lehnstuhl soll der gefeierte König ausgesehen haben wie sein großer Ahnherr Ludwig XIV. im 50. Jahre. Der Enthusiasmus steckt an, und ein lebhaftes Gemüth kann weinen und sich freuen, jenachdem es Anderer Thränen oder Freude sieht. Der poetische Berichterstatter wagte auf diese Erfahrung hin eine rührende Phantasie zu schreiben. Es heißt darin:

Wie groß ist doch in Frankreich die Macht des legitimen Souverains, wie mächtig der Zauber der sich noch mit dem königlichen Namen verbindet! Ein einzelner Mann kehrt aus dem Exil zurück, von Allem beraubt, ohne Gefolge, ohne Wachen, ohne Reichthümer! Er hat Nichts zu verschenken, ja fast Nichts zu versprechen: auf den Arm einer jungen Frau gestützt, steigt er aus seinem Wagen, zeigt sich den Anführern des Heeres, die ihn noch nie im Leben gesehen haben, und den Grenadieren, die seinen Namen kaum kennen. Wer ist dieser Fremdling? Es ist der König!... Und alle Welt stürzt sich zu seinen Füßen!

Es stände schlimm um die geschichtliche Wahrheit wenn es viele so phantasiereiche Berichterstatter gäbe! Wer ist dieser fremde Mann? mochten freilich die Grenadiere Napoleon's fragen; allein die Antwort mußte wie ein Miston in die Siegeserinnerungen von Jena und Austerlitz klingen. Der Poet hatte eine sorglose Promenade auf dem Parnaß gemacht; er sollte dafür bald eine Lection in der prosaischen Wirklichkeit bekommen.

Am 31. Mai hielt der König seinen Einzug in die Residenzstadt seiner Ahnen. Man hatte es vermeiden wollen diesen Einzug durch eine Betheiligung fremder Truppen zu verherrlichen; denn Das würde das Nationalgefühl zu tief verletzt haben. Deshalb ließ man von einem Regimente der alten Garde eine Haie bilden. Nie hat Chateaubriand wieder menschliche Gesichter gesehen auf denen der unterdrückte Grimm sich in so furchtbarem Ausdruck gemalt hätte. Diese alten Kriegshelden mußten gezwungen vor einem Könige salutiren der nur ein Invalid der Jahre war, nicht aber des Schlachtfelds. Zitternd vor Aufregung und Wuth, in drohender Haltung in Miene und Geberde präsentirten sie das Gewehr und corrigirten so mit greller Tinte die royalistische Träumerei Chateaubriand's.

Und nun zu den ersten Thaten des restaurirten Königthums! Ludwig's XVIII. Schutzbrief war die Charte; ihren größten Mangel sieht Chateaubriand darin daß sie octroyirt war. Dazu datirte Ludwig sein Geschenk von dem Jahre wo er die Regierung hätte antreten können, wenn die Revolution und Napoleon es nicht anders beschlossen gehabt hätten. Er betrachtete Bonaparte als gar nicht dagewesen und mochte dabei an Karl II. denken, der über Cromwell hinwegsprang. Da mußte in Chateaubriand die traurige Ueberzeugung des Nichts-gelernt-und-Nichts-vergessen zum ersten male aufsteigen: diese verjährte Sprache und die lächerlichen Prätensionen der alten Monarchie konnten der restaurirten Legitimität nicht die Glorie ihrer Geschichte wiedergeben; sie erschienen nur als kindische Anachronismen, die die Verurtheilung ihrer Urheber insichtragen. Chateaubriand erröthete derartigen Absurdidäten gegenüber. Er haßte wirklich den Despotismus mit allen seinen Anhängseln und wollte wirklich eine freie Monarchie in seinem Sinne; eine bornirte Rückkehr zu den Principien und Menschen eines vergangenen Jahrhunderts fand keineswegs seine Billigung. In jedem Augenblicke ward ihm der Unterschied schmerzlich fühlbar der zwischen dem Frankreich seiner Idee und dem der Wirklichkeit lag: das ganze Leben draußen war voller Widersprüche. Da sah er den Herzog von Momby, der nie in seinem Leben auch nur ein Zündpulver hatte brennen sehen, Arm in Arm neben dem mit Wunden bedeckten Marschall Oudinot zur Messe gehen. Die Tuilerien waren nicht mehr mit Pulverdampf, sondern nur mit dem Rauche der Frühstücke für die Kammerherren gefüllt. Am größten war die Verwirrung in der Allen ungewohnten constitutionnellen Sprache: Royalisten und Kaiserliche begingen die gröbsten Schnitzer wenn sie von der Charte redeten; die Conventmänner, die hintereinander Grafen, Barone, Senatoren und zuletzt gar Pairs Ludwig's XVIII. geworden waren, fielen bald einmal in die fast von ihnen vergessene republikanische Sprachweise, bald wieder in die absolutistische, die ihnen gangbarer war, zurück. So ward es möglich daß Adjutanten des militairischen Tyrannen zu Gunsten der unverletzlichen Völkerfreiheit sprechen und Königsmörder „das heilige Dogma von der Legitimität“ vertheidigen konnten.

Die Restauration war eine vollendete Thatsache: Chateaubriand erörtert die Frage wer sie herbeigeführt. Nicht eine Handvoll Royalisten war es allein, nicht Hr. von Polignac und Hr. von Noailles, nein, gerade die Imperialisten und Liberalen beugten mit der auffallendsten Bereitwilligkeit das Knie vor den Söhnen Heinrich's IV. Minister und Generale des Kaiserreichs schmähten Napoleon in Adressen und Proclamationen, bei Hrn. von Talleyrand hielt die Restauration ihre Versammlungen und der Generallieutenant des Königreichs speiste bei Hrn. von Caulaincourt. Imperialisten drangen in Chateaubriand's Wohnung ein und foderten: er solle sein weißes Linnenzeuch zu Fahnen umgewandelt ans Fenster tragen, um öffentlich anzuzeigen daß die Lilien in seinem Herzen blühten. Frau von Chateaubriand verstand aber freilich in Betreff ihrer Wäsche keinen Scherz und vertheidigte dieselbe tapfer gegen den Eifer der plötzlich erstandenen Bourbonisten.

Carnot's Brief an den König mit seinem „hochmüthigen“ Schulmeistertone gab die äußere Veranlassung

zu den „Réflexions politiques", die im Wesentlichen bereits „La monarchie selon la Charte" enthalten. Trotzdem daß die entwickelten Ansichten dem Könige gefielen, war er doch nicht der Meinung Napoleon's „daß gewisse Geister Alles verständen". Seht Euch wohl vor, äußerte er, daß Ihr nie einen Dichter bei den Geschäften verwendet, der würde Alles verderben, denn solche Menschen sind zu Nichts gut. Und trotzdem erhielt Chateaubriand einen schwedischen Gesandtschaftsposten und das Ministerportefeuille zu Gent. Meinte der König daß es in der That auf diesen beiden Nichts zu verderben gäbe?

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Tagebuch und die letzten Tage des Herzogs von Monmouth.

Unter dem Titel: „Notes and queries, a medium of intercommunication for literary men, artists, antiquaries, genealogists etc.", hat man jüngst in London eine Wochenschrift gegründet, welche äußerst nützlich ist, und praktisch wie alle Einrichtungen der Journalistik unserer Nachbarn jenseit des Kanals. Hervorgerufen durch Macaulay's in die weitesten Kreise gedrungene „History of England", zu deren ergreifendsten Seiten die Schlacht von Sedgemoor gehört, die letzte welche Englands Erde befleckt hat, erschien kürzlich auf eine Anfrage des Antiquar Bruce über die von jenem Historiker zu unbestimmt geschilderte Oertlichkeit der Gefangennehmung des Herzogs von Monmouth in dieser Wochenschrift eine Ergänzung aus bester Quelle, nämlich von dem Eigenthümer von Grund und Boden auf welchem der Anführer des „Rebellenheers" in die Hand der Emissaire seines Oheims fiel. Das Feld hat seitdem den Namen „Monmouth close" bewahrt. Wir lassen seinen Besitzer, Lord Shaftesbury, selbst reden:

„Die kleine Umzäunung welche seit der Gefangennehmung des Herzogs im Juli 1685 den Namen Monmouth close trägt gehört zu einem Haufen solcher kleinen Umzäunungen die im Kirchspiele Woodlands mitten auf der Shags-Haide liegen, und «The island» heißen. Die Tradition im Lande erzählt daß der Herzog nach der Niederlage von Sedgemoor bei Bridgewater, begleitet von Lord Grey, nach Woodgates ritt, wo sie ihre Pferde ließen; und daß Monmouth mit einem Bauer die Kleider tauschte, und Christchurch zu erreichen trachtete. Als man ihm dicht auf den Fersen war floh er nach «The island», und verbarg sich in einem mit Gestrüpp und Farrnkraut überwachsenen Graben. Ein altes Weib verrieth den Verfolgern daß sie ihn auf die Insel kommen und seine Tasche mit Erbsen füllen sah. Die Insel ward augenblicklich von Soldaten umringt welche die Nacht hier zubrachten und die Nachbarhütten in Brand zu stecken drohten. Als jene im Begriff waren wegzugehen, erspähte einer von ihnen den Saum vom Rocke des Herzogs und faßte ihn. Sobald er den Herzog erkannte brach er in Thränen aus, und warf sich seine unselige Entdeckung selbst vor. Der Herzog war ganz erschöpft von Mattigkeit und Hunger, da er seit der Schlacht keine andere Nahrung genossen als die im Felde aufgelesenen Erbsen. Noch steht die Esche unter der man den Herzog festgenommen, und trägt die Namenszüge von vielen seiner Freunde welche nachmals die Stätte heimsuchten. Die Familie des Weibes das ihn verrieth ward stets verabscheut, und man versichert daß sie in Elend versank und nie mehr emporkam. Das Haus welches sie bewohnte, und das über den Platz hinsah, fiel zusammen. Nur mit der größten Mühe konnte man Leute finden die es wieder bezogen."

Der Herzog ward vor Anthony Etterick gebracht, einen Friedensrichter, der ihn nach London sandte. Seine goldene Tabacksdose fand man nachmals auf dem Erbsenfelde, voll Goldstücke. Als man den Herzog fragte was er thun würde wenn man ihn in Freiheit setzte, entgegnete er: daß wenn man ihm Pferd und Waffen erstattete, er nur durch das Heer reiten möchte, und sich von Keinem mehr fangen ließe.

Fast zugleich mit Veröffentlichung obiger Thatsachen ward bei einem Meeting der königlich irischen Akademie zu Dublin eine Reliquie vorgezeigt, einer der Lieblingsgegenstände welche man bei dem Herzoge im Momente seiner Gefangennehmung vorgefunden. Anster legte ein geschriebenes Bändchen von 157 Seiten vor, welches er für das „mit Liedern, Recepten, Gebeten und Zaubermitteln gefüllte Album" erklärte, das laut Macaulay sich in der Tasche des Herzogs fand als man ihn festnahm. Es ward 1827 in einem pariser Buchladen von einem irischen Studenten eingehandelt, einem Geistlichen der Grafschaft Kerry übermacht, nach dessen Tode es in den Besitz des gegenwärtigen Eigenthümers kam. Anster wies nach daß, nachdem Monmouth enthauptet war, was auf Tower-Hill durch den nur zu berühmten John Ketch am 15. Juli 1685 geschehen, die bei seiner Person gefundenen Gegenstände dem Könige behändigt wurden. Bei der Absetzung Jakob's II. kamen alle seine Papiere, mit Einschluß der dem Herzoge zugehörigen, nach Frankreich, wo sie bis zu der Revolution ein Jahrhundert später blieben. Anster zeigte an dem Buche daß die Ueberreste von silbernen Klappen zerstört waren, wie auch Stücke vom Leder der Decken abgerissen, vermuthlich um die darauf angebrachten Namen und Wappen zu beseitigen, deren königliche Abzeichen in jener Periode den damaligen Besitzern gefährlichen Argwohn zuziehen konnten.

In den „Harleian miscellany", VI, 323, heißt es: „Aus seiner (des Herzogs) Tasche nahm man Bücher von seiner eigenen Handschrift, welche Zaubermittel enthielten um Gefängnißthüren zu öffnen, und vor Wunden in der Schlacht zu schützen, mit Liedern und Gebeten vermischt." Barillon beschreibt das Buch fast wie mit einer Uebersetzung jener Zeilen: „Il y avait des secrets de magie et d'enchantement, avec des chansons, des recettes pour des maladies et des prières." Ferner in einer Notiz von Lord Dartmouth zu den modernen Ausgaben von Burnett's „Own times" stoßen wir auf folgende Angabe: „Mein Onkel, Oberst William Legge, der mit ihm (Monmouth) im Wagen als Wache nach London fuhr, mit dem Befehl ihn niederzustechen wenn Unordnungen auf der Straße vorfielen, zeigte mir verschiedene bei ihm ergriffene Zaubermittel, und sein Taschenbuch, das voll astrologischer Figuren war die Niemand verstand; aber er sagte zu meinem Onkel daß man sie ihm vor einigen Jahren in Schottland gegeben, und er nun gefunden habe daß es thörichte Entwürfe seien."

Der gegenwärtige Inhalt des geschriebenen Bandes zeigt viel Aehnlichkeit mit diesen Schilderungen. Die merkwürdigsten Stellen welche es umfaßt sind die Notizen des Herzogs auf seinen Reisen zu zweimaligem Besuche des Prinzen von Oranien im Jahre vor der letzten Katastrophe. Auch sind, ohne Datum, die Stationen einer Reise in England aufgezeichnet, mit London und Hampstead beginnend, mit Toddington endend. Dies bildet ein starkes Glied in der Kette der Identität; denn Toddington ist ein sehr bedeutsamer Ort in der Geschichte des Herzogs. Nahe dabei war der Sitz der Lady Henriette Maria Wentworth, Baroneß von Nettlestead, einzige Tochter und Erbin von Thomas Lord Wentworth. Fünf Jahre vor der Hinrichtung des Herzogs gewahrte ihre Mutter daß, obschon Monmouth vermählt war, ihre Tochter am Hofe seine Bewunderung auf sich gezogen hatte, und eilte sie von dort weg nach Toddington zu bringen. Im J. 1683, nachdem die Verschwörung fehlgeschlagen, ward Monmouth aus der königlichen Gegenwart verbannt, und zog sich nach Toddington zurück. Als er aus dem Königreiche verbannt wurde folgte ihm Henriette Wentworth als Gefährtin in das Exil. Zwei mal kommt der Name Toddington in dem Buche vor. Ein mal in der Reiseroute, und dann in einem an sich unbedeutenden und

ebenso unmetrischen Liede, wahrscheinlich vom Herzoge selbst gedichtet, am Abende seiner Flucht nach Holland mit seiner romantischen, aber strafbaren Genossin:

> With joy we leave thee,
> False world, and do forgive
> All thy false treachery,
> For now we'll happy live.
> We'll to our bowers,
> And there spend our hours;
> Happy there we'll be,
> We no strifes can see;
> No quarrelling for crowns,
> Nor fear the great one's frowns;
> Nor slavery of state,
> Nor changes in our fate.
> From plots this place is free,
> There we'll ever be;
> We'll sit and bless our stars
> That from the noise of wars
> Did this glorious place give
> (Or did us Toddington give)
> That thus we happy live.

In Macaulay's Geschichte finden wir daß des Herzogs letzte Handlung auf dem Schaffot, bevor er sich dem Streiche des Henkers überließ, darin bestand seinen Diener zu rufen, und ihm ein Zahnstocheretui in die Hand zu legen, das letzte Pfand einer unheilvollen Liebe. „Gib es", sprach er, „der bewußten Person." Nach der Schilderung seines Begräbnisses, kommen wir an folgende Stelle: „Noch wenig Monde und das stille Dorf Toddington in Bedfordshire war Zeuge einer noch traurigern Bestattung. Unfern dem Dörflein erhob sich eine alte stolze Halle, der Sitz der Wentworth. Die Pfarrkirche hatte ihnen lange schon zum Begräbnisse gedient, zu dieser Gruft trug man im Frühlinge welcher auf den Tod von Monmouth folgte den Sarg der jungen Baroneß Wentworth von Nettlestead. Ihre Familie ließ ein prächtiges Mausoleum über ihren Resten errichten; aber ein minder kostspieliges Denkmal von ihr ward lange mit viel tieferer Theilnahme betrachtet: ihr Name, von der Hand Dessen eingegraben den sie zu sehr liebte, war noch vor wenig Jahren in einem Baume des angrenzenden Parks kenntlich."

Die Beschwörungen welche der mehrerwähnte Manuscriptband enthält handeln meistens davon den Ausgang von Krankheitsfällen zu erfahren, und zu entscheiden ob Freunde unter gewissen Umständen sich treu bewähren. Auch sind magische Mittel für verschiedene Gebrechen da, und eins um graue Haare schwarz zu machen. Aber keines „um vor Wunden in der Schlacht zu schützen"; jedoch einige Gebete gegen gewaltsamen Tod, wahrscheinlich aus irgend einem Andachtsbuche copirt. S. 7 zeigt einen Zauber auf Französisch, für Leib und Seele Ruhe und Befreiung von Schmerzen („pains") zu finden. Dies letztere Wort „pains" ist undeutlich geschrieben, und kann leicht für „prisons", Gefängnisse, gelesen werden.

Die übrigen Notizen bestehen in Auszügen aus alten Receptbüchern, auf seltsame Weise mit Winken aus der englischen Geschichte und alltäglichen Bemerkungen ganz persönlicher Art verwebt. Die Blätter sind höchst bezeichnend für alle die Schwäche und Eitelkeit, und den Aberglauben, welche so hervortretende Züge im Charakter des raschen und unglücklichen Herzogs von Monmouth bilden. 9.

Bibliographie.

Neue Beschreibung und Geschichte von Meiningen, nebst Ausflügen in die Umgebungen. Mit 13 Ansichten. Meiningen. Gr. 18. 15 Ngr.

Geheime Briefe des Königs von Polen Sigismund August an Stanislaus Hozyus, Gesandten am römischen Hofe des Kaisers Karl V. im J. 1549 und 1550 mit kryptographischen Zeichen geschrieben entziffert von J. Łepkowski. Wadowice, Sabiński. 4. 15 Ngr.

Collins, W. Wilkie, Antonina oder der Untergang Rom's. Ein Roman aus dem 5. Jahrhundert. Aus dem Englischen. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Conscience, H., Baes Gansendonck. Aus dem Flämischen übersetzt von P. Gigot. Mit 4 Original-Illustrationen. Brüssel, Kießling u. Comp. Br. 8. 16 Ngr.

Dernburg, H., Ueber die emtio bonorum. Ein rechtshistorischer Versuch. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 26 Ngr.

Fleischmann, C. L., Erwerbszweige, Fabrikwesen und Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit besonderer Rücksicht auf Deutsche Auswanderer bearbeitet. Stuttgart, F. Köhler. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 21ste Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Goltz, B. F. G., Das Hohe Lied Salomonis, eine Weissagung von den letzten Zeiten der Kirche Jesu Christi ausgelegt. Berlin, Brandis. 8. 18 Ngr.

Guhrauer, G. E., Die Weissagung von Lehnin. Eine Monographie. Breslau, Scholz. Gr. 8. 24 Ngr.

Koch, A. R. v., Juden-Spiegel. London, Luppert u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Redwitz, O. v., Amaranth. 4te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 26 Ngr.

Steinthal, H., Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Vollmer, W., Vollständiges Wörterbuch der Mythologie aller Völker. Eine gedrängte Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus der Fabel- und Götterlehre der Völker der alten und neuen Welt. 2te Auflage. Völlig umgearbeitet von Kern. 1ste Lieferung. Stuttgart, Scheitlin u. Krais. Lex.-8. 10 Ngr.

Warnstedt, A. v., Rendsburg, eine holsteinische Stadt und Festung. Eine historisch-staatsrechtliche Untersuchung. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Weinbach, A., Neues Welt-System. Dargestellt wie es ist. Mit 9 lithographirten Tafeln. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Welter, W. L., Die rechte Liebe. Worte am Sarge des Hrn. Joh. v. Muralt, gewesenen Pastors der deutsch-reformirten Gemeinde zu St. Petersburg. Begleitet von einem Nekrolog des Verstorbenen und dessen letzter Schulrede. Nebst drei Predigten an der deutsch-reformirten Gemeinde gehalten von K. Frommann. Mit Muralt's Bildniß. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 7 Ngr.

Werfer, A., Die barmherzige Schwester. Eine Erzählung. Tübingen, Laupp. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Kurze Biographie des verewigten J. C. G. Rochlitzer. Freiberg, Craz und Gerlach. 8. 5 Ngr.

Blumhardt, C., Vertheidigungsschrift gegen Hrn. Dr. de Valenti. Reutlingen, Kurtz. Gr. 8. 14 Ngr.

Brandt, H., Offenes Sendschreiben an die evangelisch-lutherische Geistlichkeit in Bayern in der Gesangbuchssache. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2½ Ngr.

Körber, R., Replik auf die Recension des Medizinal-Raths Dr. Bley über meine Schrift: Gegenwart und Zukunft der Pharmacie. Posen, Heine. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Berliner Lebensbilder. 1stes Heft: Zwickauer im Zoologischen Garten. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 2½ Ngr.

Die Reorganisation des weiteren Bundes. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 6 Ngr.

Standes-Ehre. Berlin, Brandis. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 206. —— 28. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 205.)

Die selbstgefällige Freude des restaurirten Königthums sollte durch das schwere Gewitter der Hundert Tage bald gestört werden. Nachdem eine Menge Vorzeichen die Blicke der Erfahrenen nach Elba hingewendet hatte, verkündigte plötzlich der Telegraph den Muthigen und Ungläubigen die Ankunft des „Mannes". Welche Stellung sollte der König einnehmen? Während die Einen Ludwig XVIII. nach Havre, die Andern nach der Vendée bringen wollten, hielten Chateaubriand, Lafayette, Lainé und Marmont an der Ansicht fest der König müsse in Paris bleiben; denn man könne nie sagen es sei Alles verloren, solange man nicht Alles versucht habe. Ludwig XVIII. hatte in einer königlichen Sitzung gelobt er wolle in der Vertheidigung für das Vaterland sterben, und einige sentimentale Deputirte, die vergaßen daß die Könige bisweilen ihr Wort brechen, hatten über diesen Heldenmuth des alten Fürsten enthusiastische Freudenthränen geweint. Der König schien auch anfangs wirklich von dem Gedanken Paris gegen den Herrscher von Elba zu vertheidigen lebhaft eingenommen, er sah darin so Etwas à la Louis XIV; die Einflußreichen am Hofe aber hatten es anders beschlossen. Sie packten eilig die Krondiamanten zusammen und ließen gutmüthig 33 Millionen Thaler und für 42 Millionen Effecten zurück, da der Kaiser voraussichtlich zu seiner Unternehmung viel Geld brauchen mußte. Was im Schloß vorging konnte Paris nur ahnen; Chateaubriand erfuhr erst spät in der Nacht vom 19. zum 20. April: Se. Majestät wollen vorläufig von einer Vertheidigung der Hauptstadt absehen und seien nach Lille entflohen. Auf kothiger Straße und bei abscheulichem Regenwetter eilte er dem nach der Grenze wandernden Königthume mit seiner kranken Frau nach, und die Gesellschaft des Prinzen Condé mußte ihn darüber trösten daß Ludwig sich auch in Lille nicht sicher gefühlt hatte. Dieser Condé war ein wirkliches Original; er fürchtete sich nicht vor dem Herrn von Bonaparte und schlug sich oder floh, je wie man es eben wollte. Damals war er noch sehr darüber in Zweifel ob er sich in Rocroi aufhalten werde, um eine Schlacht zu liefern oder einen großen Hirsch zu verspeisen.

Eine Berufung als Minister des Innern ad interim ließ Chateaubriand nach Gent eilen. Das war ein lustiger Ministerposten, dessen Inhaber, mochte er verfügen was er wollte, nie eine Verantwortlichkeit zu fürchten hatte. Um Straßenbau kümmerte er sich nicht und die Kirchthürme ließ er in Gottes Namen einfallen, das Budget machte auch keine Sorgen. Die royalistischen Zugvögel kamen allmälig nachgeflattert, Abbé Louis unter ihnen, um sein Ministerium zu reclamiren; dieser prächtige Abbé hatte einst mit Talleyrand zusammen auf dem Marsfelde das Hochamt gehalten. „Du sahst wirklich gut aus, Abbé", sagte dieser oft scherzend, „als du den Diakonus spieltest." So hatte der allerchristlichste König wirklich den Vorwurf der Scheinheiligkeit von sich abgewälzt; denn unter seinen Räthen fand sich ein verheiratheter Bischof, ein Priester im Concubinat und — Hr. von Montesquiou, ein Abbé, der wenig predigte.

Das Ministerium der rechtmäßigen Regierung mußte selbstverständlich einen „Moniteur" haben. In Ermangelung sonstigen Inhalts ließ Chateaubriand in ihm seinen Bericht an den König erscheinen. Er suchte treulich in seiner officiellen Geschäftlosigkeit auszuhalten; als aber das Einerlei von Gent ihn täglich unerbittlich zu demselben Nichtsthun verdammte, da kam der alte Mensch wieder über ihn und es belebte sich um ihn herum mit altbekannten Gestalten. Im Beguinenkloster, in dieser kleinen Welt verschleierter Frauen, suchte er ein von dem Lärm des Tages abgeschiedenes Asyl, „das wie die afrikanischen Syrten an der Grenze der Stürme lag". Da sieht er in den langen Gängen Charlotte wandeln, die ihn so innig liebte, und vom bestaubten Kirchenfenster schaut der gute Onkel im Trauerkleid herüber mit dem Ausdruck des Schmerzes mit dem er dem kranken Emigranten einst den Tod Ludwig's XVI. erzählte. Und wenn es ihm unheimlich wird in dieser Spukgesellschaft der Vorzeit, so schreitet er entschlossen zu Hrn. Koppens, wo ein Festmahl von Mittag 1 Uhr bis Abends um 8 Uhr dauert, und macht da die geistreiche Bemerkung

daß „nur die Franzosen methodisch zu speisen und — ein Buch zu schreiben verstehen". Da sieht man deutlich zu welchen Betrachtungen die Langeweile einen unnützen Minister bringen kann!

Einige ergötzliche Scenen brachten in diese ministerielle Langweiligkeit etwas Unterhaltung; wir verfolgen sie nicht weiter, gedenken aber mit zwei Worten des gelehrten Professors von Löwen, der Chateaubriand besuchte. Illus ... Ill .. rr .. stammelte er, konnte aber vor Bewunderung nicht ein Wort herausbringen. Chateaubriand war entzückt über diese Beredtsamkeit und lud ihn zu Tische; sobald der Hellenist Curaçao getrunken hatte kam seine Zunge in Gang. Man verständigte sich über die Verdienste des Thucydides, welche der Wein klar wie Wasser machte, und vertiefte sich so sehr in eine gelehrte Debatte daß Chateaubriand sich selbst nicht mehr verstand.

Während sich die verschollene Legitimität, um die sich Niemand kümmerte, in Gent zusammenkauerte, nahte die Entscheidung der europäischen Krise. Zur Lecture von Cäsar's Commentaren hörte Chateaubriand auf einem Spaziergange den Kanonendonner von Waterloo. Auf der Straße kam ein Kurier dahergesprengt mit der Nachricht: Bonaparte sei in Brüssel eingezogen; fliehende Familien folgten ihm. In Schreck und Verwirrung lief in der Stadt Alles durcheinander; die königlichen Wagen wurden gepackt, selbst Chateaubriand rüstete zur Abreise, legte sein schwarzseidenes Taschentuch, das er des Nachts sich um den Kopf zu binden pflegte, in sein leeres Ministerportefeuille und stellte seine Dienste dem Könige zur Verfügung. Im Begriffe abzureisen wurden die Helden von Gent noch von der Nachricht eingeholt: Napoleon habe die Schlacht von Waterloo verloren. Der französische Thron war wieder erledigt, aber in den höchsten Regionen dachte man wenig an Ludwig XVIII. Pozzo schrieb eilig: der König möge nach Paris eilen, ehe der Thron anderweit besetzt werde, und während Bonaparte an der Spitze von 400 Franzosen zurückgekehrt war um sein Reich zu erobern, zog Ludwig XVIII. langsam hinter den 400,000 Fremdlingen her. Trotzdem kam er noch zu rechter Zeit; das Billet Pozzo's hatte ihm seine Krone gerettet.

Unterwegs war der Gegenstand aller Debatten Fouché. Als Talleyrand in Gegenwart des Königs bemerkte: man dürfe in der neuen Verwaltung selbst die Königsmörder nicht von öffentlichen Aemtern ausschließen, rief Ludwig heftig: „Niemals!" Vierundzwanzig Stunden später hatte er Fouché zum Minister ernannt.

Je näher man Paris kam, desto mehr war Chateaubriand vom König entfernt. Man konnte einen so unerbittlichen Feind Fouché's und Talleyrand's nicht brauchen, welcher prophezeite die Annahme des Herzogs von Otranto werde der Regierung nicht den Vortheil, sondern nur die Schande bringen, und das neue Ministerium werde den Freimuth der Tribune nicht einen Tag ertragen können.

Als eines Abends Chateaubriand in Arnouville dem Könige seine Aufwartung machen wollte, wartete er im Vorzimmer. Draußen wogte es von Neugierigen; nur mit Mühe konnte man die kleinen Töchter der Ehrenlegion verhindern ihr gewohntes: „Vive Napoléon!" dem Könige entgegenzurufen.

Plötzlich wird eine Thür geöffnet. Hereintritt schweigend das Laster, auf den Arm des Verbrechens gestützt: Talleyrand schreitet neben Fouché einher. Die höllische Erscheinung geht langsam an mir vorüber, tritt in das Cabinet des Königs und verschwindet. Fouché kam um seinem Herrn Treu und Glauben zu schwören. Der getreue Königsmörder legte knieend die Hände welche das Haupt Ludwig's XVI. fällten in die Hände des Bruders des Märtyrerkönigs. Der abtrünnige Bischof war Bürge des Eides.

Kurz nach diesem Tage erhielt Chateaubriand Audienz beim König.

Nun? fragte Ludwig XVIII.

Nun, Sire, Sie haben den Herzog von Otranto angenommen.

Ich mußte wol! Alle sagten es bliebe uns nichts Anderes zu thun. Was meinen Sie dazu?

Sire, die Sache ist ja abgemacht; erlauben Sie mir darüber zu schweigen.

Nein, nein, reden Sie nur. Sie wissen daß ich seit Gent nicht gewollt habe.

Sire, ich gehorche nun Ihrem Befehl. Verzeihen Sie meine Ueberzeugung meiner Treue: ich halte die Monarchie für beendigt!

Der König schwieg und antwortete nach kurzer Pause: „Gewiß, Herr von Chateaubriand, ich theile ganz diese Ansicht."

Hiermit schließt Chateaubriand seine Skizze der Hundert Tage; Napoleon begleitet er bis auf das Todtenbett. Wenn man sorgfältig und streng prüft, so kann man dem thatsächlichen Inhalte des großen Capitels: „De Bonaparte", das fast zwei Bände der „Mémoires d'outre-tombe" ausfüllt, nicht einen allzu hohen Werth beimessen. Den größern Theil seiner Mittheilungen hat Chateaubriand nicht aus eigenen Anschauungen; er schöpft aus gleichzeitigen Schriftstellern, die dem Publicum anderweit zugänglich sind, und die Mappe des Cardinals Fesch, die bisweilen als Quelle citirt wird, hat eine nur geringfügige Ausbeute gegeben. Wo also soll man das Verdienst Chateaubriand's bei dieser Veröffentlichung suchen? In der Form der Darstellung? Aber diese Form ist sehr ungleichmäßig; trockene Excerpte wechseln mit warmen Declamationen ab, deren Pointe gewöhnlich ein merkwürdiges Gemisch von Anerkennung und Haß gegen Napoleon ist. Oder in der Zusammenstellung, der Anordnung, der Gruppirung des weitschichtigen Stoffes? Aber diese Zusammenstellung trägt die deutlichsten Spuren der Parteileidenschaft, die die Wahrheit mit ihrem Stempel prägt. Die Details der Darstellung werfen eine Menge dunkler Lichter auf Napoleon, und nur in allgemeinen Urtheilen wird Chateaubriand dem Soldaten und Gesetzgeber gerecht. Er gesteht ihm ein ungewöhnliches Genie für die Kriegführung, einen verständigen, scharf auffassenden, unermüdlichen Geist für die Staatsverwaltung zu; auch seine rastlose Thätigkeit und praktische Vernunft für die Gesetzgebung erkennt er an, und

aus dem Zusammenwirken so glänzender Eigenschaften erklärt er sich wie Napoleon auf die Einbildungskraft der Völker ebenso gewaltig einwirken konnte als auf das Urtheil ganz positiver Menschen: in seiner **schlechten** Politik aber findet er eine Lösung des räthselhaften Contrastes daß so wunderbare Thaten so traurige Resultate hervorbringen konnten. Das ist der Zweck der ganzen Darstellung Chateaubriand's, die Politik des Kaiserthums als ebenso unklug wie principienlos nachzuweisen. Allein Das haben andere Schriftsteller vor ihm auch gethan und mit größerm wissenschaftlichen Apparate nachgewiesen. Wo Chateaubriand eigene Erlebnisse erzählt, da wird seine Darstellung anziehender; allein diese Stellen sind in der großen Masse von fremden Memoirenauszügen nur vereinzelt. Geschichtliche Zweifel werden stets für Napoleon ungünstig entschieden; die Ermordung der Gefangenen in Jaffa stellt Chateaubriand als unleugbares Factum hin, und dafür daß sie mit aller Grausamkeit ins Werk gesetzt worden sei, bürgen ihm Napoleon's Charakter und Miot. Des Letztern sehr detaillirter Bericht, der in der gangbaren Ausgabe von 1804 sich **nicht** findet, dagegen in der nur sehr selten vorkommenden Ausgabe von 1814 steht, und dessen Glaubwürdigkeit freilich von erfahrenen Geschichtsforschern bezweifelt worden ist, mag seines Interesses wegen hier einen Platz finden. Miot erzählt:

Den 20. Ventose (10. März) in den Nachmittagsstunden wurden die Gefangenen von Jaffa in der Mitte eines großen von den Truppen des Generals Bon gebildeten Vierecks gebracht. Ein dunkles Gerücht von dem Schicksal welchem die Armen entgegengingen bewog mich sowie viele Andere dieser schweigsamen Colonne von Opfern zu folgen; ich wollte mich überzeugen ob Das was man mir gesagt hatte wirklich begründet sei. Die Türken marschirten in buntem Gemenge, und ahnten schon was über sie verhängt: sie vergossen keine Thräne, sie stießen kein Geschrei aus, sie erwarteten den Tod mit Resignation. Einige Verwundete die nicht so schnell folgen konnten wurden unterwegs mit Bayonnetstichen getödtet. Andere gingen in der Menge herum, und schienen bei der so drohenden Gefahr nützliche Rathschläge zu ertheilen. Vielleicht dachten die Kühnsten an die Möglichkeit das Executionsbataillon zu durchbrechen, vielleicht hofften sie daß wenigstens ein Theil dem Tode entrinnen würde wenn sie sich in die Felder zerstreuten. Es waren jedoch auch für diesen Fall alle Maßregeln getroffen, und die Türken machten keinen Versuch zum Entweichen.

Als der Zug endlich in den Sandhügeln, südwestlich von Jaffa, angelangt war, machte man bei einer Pfütze mit gelblichem Wasser Halt. Dann ließ der Offizier der die Truppen commandirte die Masse in kleinere Haufen abtheilen, diese Pelotons auf verschiedene Punkte führen, und dort — wurden sie erschossen. Diese schreckliche Operation nahm viel Zeit weg ungeachtet der großen Anzahl der für dieses traurige Tagewerk bestimmten Truppen, die überdies nur mit äußerstem Widerstreben diesen abscheulichen Dienst übten den man von ihren siegreichen Armen foderte. Nahe an der vorerwähnten Pfütze stand eine Gruppe Gefangener; unter ihnen befanden sich mehre alte Anführer mit edeln und sichern Blicken, auch ein junger Mann dessen moralische Kraft fast gebrochen war. In einem so zarten Alter mußte er sich für unschuldig halten, und dies Gefühl riß ihn zu einer Handlung fort die seine Umgebung im höchsten Grade zu misbilligen schien. Er warf sich vor die Füße des Pferdes das der Chef der französischen Truppen ritt, umklammerte die Knie dieses Offiziers und bat um Gnade für sein Leben. „Wodurch bin ich denn schuldig?" schrie er, „was habe ich Böses gethan?" Allein seine herabströmenden Thränen und sein rührendes Geschrei waren unnütz; sie konnten sein Verhängniß nicht ändern. Mit einziger Ausnahme dieses jungen Mannes machten alle andern Türken ruhig ihre Waschung in der Pfütze, dann reichten sie sich die Hände, nachdem sie vorher Herz und Mund berührt hatten, wie sich die Muselmänner zu grüßen pflegen. So gaben sie und empfingen sie ein ewiges Lebewohl. Ihre muthigen Seelen schienen den Tod herauszufodern; in ihrer Ruhe spiegelte sich während ihrer letzten Lebensmomente der Glaube der ihre Brust erfüllte, ihre Religion, und die Hoffnung auf ein glückliches Leben ab. Sie schienen sagen zu wollen: Wir scheiden aus der Welt um neben Mohammed ein ewiges Glück zu genießen. So hielt die Seligkeit nach dem Tode, die der Koran verheißt, den besiegten, aber auf sein Unglück stolzen Muselmann aufrecht.

Ich sah einen ehrwürdigen Greis dessen Ton und Manieren einen hohen Rang verriethen, ich sah ihn — wie er kaltblütig unmittelbar vor sich in den lockern Sand ein Loch graben ließ, tief genug um sich in ihm lebend begraben zu können. Unzweifelhaft wollte er nur durch die Hand der Seinigen sterben. Er legte sich auf den Rücken in dieses schützende, schmerzenvolle Grab, seine Gefährten bedeckten ihn unter inbrünstigen Gebeten zu Gott bald mit Sand, und stampften dann mit den Füßen auf die Erde die ihm als Leichentuch diente, wahrscheinlich weil sie hierdurch das Ende seiner Leiden zu beschleunigen hofften.

Dies Schauspiel, bei dem mein Herz erbebte, und das ich fast noch mit zu blassen Farben male, fand gleichzeitig mit der Execution der in den Sandhügeln vertheilten Pelotons statt. Endlich waren alle Gefangenen abgethan bis auf die an der Wasserpfütze. Unsere Soldaten hatten keine Patronen mehr, man mußte sie also mit dem Bayonnet und mit blanker Waffe tödten. Diesen schrecklichen Anblick konnte ich nicht ertragen; bleich und halb ohnmächtig eilte ich davon. Einige Offiziere erzählten mir am Abend daß diese Unglücklichen, bewältigt von dem unwiderstehlichen Naturtriebe der uns vor dem Tode noch fliehen läßt wenn schon alle Hoffnung ihm zu entgehen verschwunden ist, sich übereinander warfen, und so die auf ihr Herz gerichteten Stiche in die Glieder erhielten. Es bildete sich sozusagen eine entsetzliche Pyramide von Todten und Sterbenden, und man mußte die schon entseelten Körper hervorziehen um vollends die Unglücklichen die hinter diesem schrecklichen und schaudervollen Leichenwalle nur verwundet waren zu tödten. Diese Darstellung ist genau und treu; bei der bloßen Erinnerung zittert meine Hand, die nicht im Stande ist die ganze Gräßlichkeit hier wiederzugeben.

Dieser „genaue und treue" Bericht eines Augenzeugen über ein Factum von so außerordentlicher Wichtigkeit hätte wol eine sorgfältigere und gründlichere Prüfung seitens des Memoirenschreibers verdient. Chateaubriand begnügt sich mit dem Beweise der für ihn in der Ausmalung der Details liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

E. M. Oettinger's „Bibliographie biographique".*)

Das genannte Buch von größtem Lexikonformat und 800 Seiten ist nicht etwa, was dieser Titel könnte erwarten lassen,

*) Bibliographie biographique ou dictionnaire de 26,000 ouvrages, tant anciens que modernes, relatifs à l'histoire de la vie publique et privée des hommes célèbres de tous les temps et toutes les na-

ein Werk mit biographischen Notizen über Autoren; dergleichen die Literatur namentlich Frankreichs mehre neue Werke zählt, in denen die Bibliographie, anstatt blosse Katalogographie zu sein, nach den Vorgängern im 16. Jahrhundert, Cl. Saumaise u. A., mehr in wissenschaftlicher Gestalt erscheint und eher „Biobibliographie" oder „Biographie littéraire" heißen dürfte. Vielmehr ist obiges Werk — was auch der vollständige Titel besagt — ein Lexikon berühmter Personen aus allen Zeiten und Völkern von Anfang der Welt bis jetzt, und zwar sowol politischer als gelehrter und künstlerischer Notabilitäten. Und bei jeder derselben ist womöglich Geburts- und Todeszeit, bei Regenten, Päpsten u. s. w. auch Datum des Regierungsantritts angegeben. Sodann folgen in chronologischer Reihe unter jedem Namen die von dessen Träger handelnden Schriften sowol aus dem Alterthum als den meisten der neuern Literaturen Europas, mit vollständigen bibliographischen Notizen über dieselben. So sind also z. B. unter „Dr. D. F. Strauß" mitnichten dessen eigene, sondern die über seine Person oder seine theologische Richtung erschienenen Schriften zu finden. Nur wenn eine solche Celebrität über sich selbst geschrieben hat, ist auch dieses Werk verzeichnet. In der Regel sind es Monographien u. s. w. bis hinaus auf Dissertationen, Reden bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Leichen, Gedichte u. s. w. Daß auch Sammelwerke, Zeitschriften und ähnliche, worin sich doch auch manches Biographische findet, durchgegangen und verzeichnet wären, scheint wenigstens nach den vom Ref. verglichenen Artikeln selten der Fall zu sein. Es hätte auch wol solche Arbeit allein schon zwölf Jahre erfodert um befriedigende Ausbeute zu gewähren. So lange Zeit verwandte nämlich der Verf. auf dies Werk und durchsuchte während derselben mit ungeheurem Fleiß 20 große Bibliotheken und 1000 Bücherkataloge. Die Zahl aber aller in demselben verzeichneten Schriften beträgt 25,531, was nicht blos vom Autor behauptet sondern nachgewiesen ist, insofern jede derselben ihre Nummer hat. Welche davon auf der dresdener Bibliothek vorfindlich sind tragen das Zeichen D., was wir sehr praktisch finden. Wäre es nicht möglich gewesen auf gleiche Weise auch die übrigen zu bezeichnen die auf andern Bibliotheken vorhanden?

Daß der Verf. sich die gerechtesten Ansprüche auf die Anerkennung der gelehrten Welt mit seiner Arbeit erworben, fällt in die Augen, selbst wenn Manches daran sollte auszusetzen sein. Die vereinten Kräfte von zwanzig Gelehrten die in der günstigsten Lage sich befänden würden nicht ausreichen ein ähnliches Werk zu schaffen, das Nichts vermissen ließe. Wie verdienstvoll aber jedes Unternehmen dieser Art ist, bei der Masse zu welcher heutzutage die Literatur in allen, selbst den speciellsten Fächern angewachsen, und wie wichtig für den Schriftsteller zumal, bedarf keiner Erwähnung. Manchem steht nur eine Privatbibliothek zugebote und er muß oft mühsam sich die Bekanntschaft mit der über irgend einen Gegenstand vorhandenen Literatur verschaffen, viele Briefe schreiben, Reisen machen, Kataloge durchgehen, und sieht sich in der Vorbereitung auf eine selbständige Arbeit aufs vielfachste gehemmt und beschwert. Hier findet er, sollte es auch nur von der Mehrheit der aufgenommenen Namen gelten, das Meiste und Wichtigste was über einen Gegenstand vorhanden ist, insofern anzunehmen ist daß jedenfalls auf Einer der 20 Bibliotheken welche der Verf. durchsuchte sein Zweck erreicht wurde. Wir schlagen zufällig den Artikel „Johann Faust" auf, über welchen sechszehn Hauptwerke, worunter drei englische, ein französisches und ein holländisches, vom J. 1588—1840 (das letzte von Oswald Marbach) angeführt sind.

Um das Werk noch näher zu charakterisiren, möge es erlaubt sein Einzelnes daraus mitzutheilen. Von Jesus Christ handeln die Nummern 10,616—10773, worunter einige über seinen heiligen Rock. Der Apostel Paulus ist mit etlichen vierzig (vom J. 1609—1837) bedacht. Selbst der Erzvater Loth mit seinem zu Salz gewordenen Weib erhält einen Platz in diesem bibliographischen Pantheon mit fünf (meistens Universitäts-) Schriften, und die heilige Maria Magdalena mit fünf, so gut wie die Gräfin von Landsfeld, Lola Montez, mit sechs Werken. Auch V. Priesnitz, „Hydropathe allemand", aber ein europäischer Name, erscheint, zwar nur mit ein paar Nummern aus der Flut der ihn und seine Curart betreffenden Literatur, und H. von Gagern so gut wie der revolutionnaire Obercommandant von Wien, Messenhauser, und Robert Blum. Zu einer der 22 Schriften über Letztern (von C. Greif, Leipzig 1848) ist bemerkt daß selbige das Facsimile des Grafen Platen enthalte: „Man kann hienieden nichts Schlechteres als ein Deutscher sein." Wir unterdrücken die Gefühle der Wehmuth welche unwillkürlich bei diesen Worten rege werden, und wissen nicht ob das Buch durch diese entsetzliche Anmerkung besonders hervorgehoben und empfohlen werden sollte.

Ueber M. Luther nicht weniger als 256 Nummern, darunter mehre englische (9), dänische (6), holländische (8), ein paar schwedische (Uebersetzungen), italienische, ungarische, französische (6) u. s. w. Aus der Zeit des zweiten Jubiläums der Reformation nur ein Dutzend, aus der von 1817 etliche dreißig. Bemerkenswerth ist nicht nur daß sich aus der Zeit des ersten Jubiläums meist nur Reden, Predigten, Oden u. s. w. über Luther finden, sondern auch der Contrast zwischen der Schrift eines Mitglieds der noch nicht reformirten Universität Tübingen „Adversus caninas M. Lutheri nuptias 1530", und dem „Lieblichen Rosengeruch des unbefleckten Wandels und immerwährenden Namens des weiland theuren Mannes Gottes, Lutheri" (Hamburg 1695). Außer dem vorgenannten enthält jedoch diese große Liste kaum ein paar gegnerische Schriften theils von Zeitgenossen Luther's, theils spätere; was sich leicht erklärt wenn der Verf. vorzugsweise die Bibliotheken protestantischer Länder benutzt hat.

Das Werk soll dem Titel zufolge ein unentbehrliches Supplement sein zu der großen „Biographie universelle ancienne et moderne" von Michaud. Diese im J. 1811 von den Gebrüdern Michaud unternommen, und im vorigen Jahre bis zu Band 82 vorgeschritten — von Band 56 an gehen die Supplemente seit 1834 — gibt in der Regel nicht was man in Deutschland verlangt von Encyklopädien, die nicht blos zum Zweck der Conversation bestimmt sind, die einschlägige Literatur zu ihren Artikeln, und in dieser Hinsicht mag Oettinger sein Werk mit Recht als „unentbehrliche" Ergänzung derselben ansehen. Ueber den kaum genannten neuesten mit dem Buchstaben Sq schließenden Band dieser „Biographie" bemerken wir blos daß er Beiträge von den ersten Gelehrten: Silvestre de Sacy, Simonde Sismondi, Walckenaer, Capefigue, Ozanam u. A., enthält und sowie die neuern Bände überhaupt für die Geschichte der Zeitgenossen wichtig ist. Hauptredacteur ist der Hauptmann im Generalstab L. G. Michaud.

Indem unser Verf. seine Arbeit dem „Premier Connétable de l'Europe scientifique", Alexander von Humboldt, widmen durfte, ist nicht allein ihr Werth hieraus zu entnehmen, sondern auch gute Hoffnung für ihre Zukunft zu schöpfen. Seinem Aeußern nach steht das Werk den elegantesten in Frankreich erschienenen ehrenvoll zur Seite.

50.

tions, depuis le commencement du monde jusqu'à nos jours; formant l'indispensable supplément à la „Biographie universelle" de G. L. Michaud et à tous les dictionnaires historiques. Par *Edouard-Marie Oettinger*. Leipzig, Engelmann. 1850. Gr. 4. 14 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 207. — 29. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

Daß das Urtheil eines Mannes wie Chateaubriand oft treffend ist, immer aber mindestens Beachtung verdient, bedarf wol kaum der Erwähnung. Bemerkt aber mag hier werden daß Chateaubriand's Geschichtschreibung ein Merkmal ansichträgt das so vielen neuern französischen Schriftstellern gemeinsam ist, und das bei Lamartine's „Girondisten" zu so wunderlichen Resultaten geführt hat. Chateaubriand behält immer seinen Helden nur nach dem Eindruck im Auge den er in der oder jener Lage auf ihn machte, und daher kommt es denn daß, wenn man die einzelnen ganz allgemein gehaltenen Urtheile nebeneinanderstellt, die gröbsten Widersprüche zum Vorschein kommen. Chateaubriand windet sich fortwährend zwischen Haß und Bewunderung gegen Napoleon, und je nach der Situation tritt das Eine ausschließlich oder überwiegend hervor. In der Darlegung der schlechten Politik des Kaiserthums ist Chateaubriand unerschöpflich, und hier sowie in der Zergliederung des persönlichen Charakters Napoleon's findet sich Einiges was wol hervorgehoben zu werden verdient.

Bei seinen Allianzen kettete Napoleon die Regierungen nur durch Territorialerweiterungen an sich, deren Grenzen er jedoch bald wieder änderte; denn unaufhörlich zeigte er den Hintergedanken daß er auch nehmen könne was er gegeben, überall trat er als Unterdrücker auf. Italien ausgenommen organisirte er bei seinen gewaltsamen Einfällen nirgend; statt nach jedem Schritte innezuhalten, und in neuer Form was er erst umgerissen aufzurichten, drang er immer nur über Ruinen vorwärts, und so rasch ging er dabei daß er kaum Zeit hatte auf seinem Wege aufzuathmen. Hätte er durch eine Art neuen Westfälischen Friedens das Bestehen der deutschen, preußischen und polnischen Staaten regulirt und gesichert, würde er sich bei seinem ersten Rückzuge auf zufriedengestellte Bevölkerungen haben stützen können. Allein sein poetisches Siegesgebäude ohne Basis, das nur durch sein Genie in der Luft erhalten ward, brach zusammen als dies Genie zu Ende ging. Der Macedonier gründete im Siegeslaufe Reiche, Bonaparte wußte sie nur zu zerstören. Sein einziges Endziel war persönlich Herr des Erdballs zu werden; um die Mittel sich denselben auch zu erhalten kümmerte er sich nicht.

Man hat aus Bonaparte ein vollkommenes Wesen machen wollen, einen Typus von Gefühl, Sinnigkeit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit, einen Schriftsteller wie Cäsar und Thucydides, einen Redner und Historiker wie Demosthenes und Tacitus. Napoleon's öffentliche Reden, seine Phrasen für das Lager oder den Rath, sind umsoweniger von einem prophetischen Ahnen durchdrungen als die Katastrophen die sie verkündeten nicht hereingebrochen sind, während der Jesaias des Schwertes selbst von der Erde verschwand. Niniveische Prophezeiungen, die hinter den Staaten herlaufen ohne sie zu erreichen und zu zerstören, erscheinen kindisch und nicht erhaben. Bonaparte ist allerdings während 16 Jahren das Weltschicksal gewesen: das Schicksal ist stumm und auch Bonaparte hätte es sein sollen. Er war kein Cäsar; seine Erziehung war weder gelehrt noch gewählt. Als ein halber Fremder kannte er die ersten Regeln unserer Sprache nicht. Doch freilich — was kommt darauf an ob er fehlerhaft sprach; ward sein Wort doch die Losung der Welt. Seine Bulletins haben die Beredtsamkeit des Sieges; manchmal heftete man sie im Rausche des Erfolgs affectirt an eine Trommel: mitten aus den ernsten Tönen hörte man dann ein verhängnißvolles Lachen heraus.

Unter Allem was Napoleon bei Lebzeiten verhaßt gemacht hat kommt hauptsächlich seine Sucht Alles zu erniedrigen in Betracht. Mitten in einer brennenden Stadt verknüpfte er die Decrete über Wiederherstellung einiger Komödianten mit Befehlen welche Fürsten entthronten. Welche Parodie der Allmacht Gottes, die das Schicksal der Welt und das einer Ameise lenkt! Und mit dem Sturze alter Reiche vermischte er Beleidigungen für hülflose Frauen; er gefiel sich in der Erniedrigung Dessen den er zu Boden geworfen hatte. Wer gewagt hatte ihm zu widerstehen Den verleumdete und verletzte er vorzugsweise, sein Hochmuth war ebenso groß als sein Glück. Jemehr er Andere herabsetzte, desto größer glaubte er zu erscheinen. Eifersüchtig auf seine Generale, warf er ihnen seine eigenen Fehler vor; denn sich selbst hielt er für völlig unfehlbar. Nach dem Unfalle von Ramillies hätte er nimmer wie Ludwig XIV. zu dem Marschall von Villeroi gesagt: „Herr Marschall! In unserm Alter hat man kein Glück mehr." Eine so rührende Großherzigkeit war Napoleon vollkommen fremd.

Die Geschichte des Kaisers ist durch falsche Traditionen verändert und wird durch den gesellschaftlichen Zustand in der Kaiserepoche noch mehr verfälscht werden. Jede Revolution deren Geschichte unter einer freien Presse aufgezeichnet wird läßt das Auge auf den Grund der Thatsachen dringen, weil sie dann Jeder erzählt wie er sie eben gesehen hat. Die Regierung Cromwell's ist vollkommen bekannt, denn man sagte dem Protector was man von seiner Person und von seinen Handlungen dachte. In Frankreich kam selbst unter der Republik, selbst unter der unerbittlichen Censur des Henkers die Wahrheit zum Durchbruch. Die triumphirende Faction war nicht immer dieselbe; rasch oft ward sie gestürzt und die folgende offenbarte dann die Geheimnisse ihrer Vorgängerin. Freiheit gab es immer von einem Schaffot bis zum andern. Als aber Bonaparte zur Herrschaft gelangte verschwand jede Wahrheit.

Ein ungemessener Stolz und eine ununterbrochene Affec-

tation beeinträchtigen den Charakter Napoleon's. Große Männer können leider nur sich selbst nachahmen. Gleichzeitig Modell und Copie war Napoleon sein eigener Mime. Er würde sich selbst nicht als Helden gefühlt haben, wenn er sich nicht in das Costume eines Helden vermummt hätte. Diese Schwäche mischt seinen erstaunenswerthen Eigenschaften etwas Falsches und Zweideutiges bei. Man fürchtet den König der Könige für Roscius oder Roscius für den König der Könige zu halten.

Ungeduldig in seinem Wollen, von Charakter aber geduldig, unvollständig, fast noch nicht fertig, hatte Napoleon Lücken in seinem Genie. Sein Verstand ähnelte dem Himmel jener andern Hemisphäre unter dem er sterben sollte, einem Himmel dessen Sterne durch kahle Zwischenräume voneinander getrennt sind.

Von Bonaparte und dem Kaiserreiche auf Das übergehen was die Geschichte auf beide folgen läßt, heißt aus der Wirklichkeit in das Nichts, von der Spitze eines Berges in einen Abgrund fallen! Chateaubriand ist sich Dessen bewußt daß er aus einer großen Zeit, die sein unabhängiger Sinn haßte, in eine kleine Zeit, die sein Ehrgefühl nicht lieben konnte, übergeht und daß seine Feder in Zukunft Portraits wird zeichnen müssen denen nur das Genie eines Molière den Ernst der Komik würde geben können. Und doch scheint ihm die Restaurationsperiode noch groß neben dem Julikönigthum: „Wir waren Riesen wenn wir uns neben die Insektengesellschaft stellen die sich nach uns erzeugt hat.“ Und wer hat dieses Riesengeschlecht gestürzt, das nach der Würde eines einzelnen Menschen „die Würde der Menschen“ (?) aufrechterhalten wollte? Riesen waret ihr zumeist wie Goliath, der lange Philister! Von einem Steinwurf betäubt, fielt ihr zu Boden, und das legitime Königthum gab seinen Geist auf und ließ Nichts zurück in der Welt als die lehrreiche Geschichte seines Falles und Epigonen die Nichts lernen wollten! Riesen wart ihr und konntet die Lilie nicht schützen vor der räuberischen Hand des Zwergengeschlechts, das, verwegen und schwach, euch, die Verwegenen und Schwächern, in nutzlosen Mühen verkümmern sah! Wenn die Riesen den Keim des Todes so insichtragen wie ihr, dann mag die Geschichte es immer mit den Zwergen versuchen, deren Schwäche eure Stärke nicht zu fürchten braucht!

Chateaubriand gehört dem Geschlechte der Riesen nur aus Gemüthsstimmung an: seinem Verstande liegen alle Schwächen, alle Fehler seiner Partei bloß; allein da er Napoleon haßte und Ludwig Philipp bereits haßt, weil er den Einen für einen Tyrannen, den Andern für einen falschen Heuchler hält, so blieb für seine Sympathien ja Nichts übrig als das poetische Königthum des heiligen Ludwig in seinen rechtmäßigen Sprossen zu vertheidigen. Eure Zeit ist vorüber! ruft er wehmüthig, indem er in den Kampf zieht für die Schatten vergangener Zeiten, ein Kämpfer der an Don Quixote erinnern würde, wenn all das Schöne was sich an den Namen Chateaubriand knüpft diese Erinnerung aufsteigen ließe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die nationale Ausbildung und Erziehung der deutschen Jugend.

Das Streben nach Verjüngung, Umgestaltung und Vernichtung der veralteten, unzweckmäßigen und oft unsinnigen Institutionen des menschlichen Gemeindelebens ist in allen europäischen Staaten so recht ein charakteristisches Zeichen der Gegenwart geworden. In Deutschland fehlte dies Streben auch nicht; es suchte schon seit vielen Jahren bald hier, bald dort auf einen sichern Grund und Boden zu gelangen, wurde aber immer wieder niedergedrückt und vernichtet durch die Kraft der Gewaltigen; und das wachsame Auge der weisen Bevormundung besaß für Nichts soviel auswitternde Schärfe als gerade für dies Streben im deutschen Volke. Der März des Jahres 1848 hatte aber die Macht der Gewaltigen gelähmt und auf einen Augenblick alle Bevormundung aus dem Wege geräumt. Und seitdem wuchert dieses Streben in unserm unglücklichen Vaterlande wie eine bösartige ansteckende Krankheit, welche Alles zu vertilgen droht was in ihre Nähe kommt. In diesem fieberhaften Zustande darf Deutschland nicht länger fortleben. Es würde in kurzer Zeit alle seine gesunden Lebenssäfte vergiftet haben und gefahrlaufen zu verkommen, wie andere europäische Nationalitäten in einer solchen Umwälzungsmanie unrettbar verlorengegangen sind. Es darf aber auch nicht wieder in den willenlosen Zustand zurückgeknechtet werden, aus dem es sich eben erst glücklich herausgewunden hat. Das deutsche Volk ist geistig reif, man gewähre ihm die Freiheit staatlich mitzureden und mitzuhandeln, dann wird ihm die fehlende Einsicht, die Erfahrung, die Verständigkeit und Mäßigkeit schon kommen. Der Grundton des deutschen Charakters ist Besonnenheit, Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue, und wer die Deutschen regieren will zeige sich auch deutsch besonnen, wahr, ehrlich und treu.

Die Wege der Erziehung und Ausbildung der deutschen Jugend haben bisher auch nur wenig eine wahrhaft nationale Richtung verfolgen können. Die Schule lebte und webte im Volke für das Volk, aber unter drückender Oberaufsicht und ängstlicher Bevormundung des Staats: wie konnte da die Jugendblüte des Patriotismus gedeihen! Die Schule bleibt ewig das verjüngte, aber doch ganz getreue Abbild der Schicksale des Volks. Sie spiegelt ohne Ausnahme alle guten, aber auch alle bösen Zeichen des Zeitgeistes ab. Und so ist es denn auch natürlich daß sich in ihr das Bedürfniß nach Verbesserung und Umgestaltung recht lebhaft herausgestellt hat. Die Regierungen und Communen haben davon Notiz nehmen müssen und es hat nicht an Reorganisationen des Unterrichts- und Erziehungswesens gefehlt, aber an eine nationale Ausbildung der deutschen Jugend ward ebenso wenig gedacht wie an eine nationale Regierung des deutschen Volks. Eine naturgemäßere Behandlung einzelner Unterrichtsfächer ist das Hauptverdienst aller dieser Bestrebungen. Es fehlt uns jetzt nicht an geistig geweckten und wissenschaftlich gehobenen Schulen. Was hilft einer Nation aber aller Geist, alles Wissen und Können ihrer Jugend, wenn dabei das Gemüth kalt und matt geblieben ist, sobald es sich um vaterländische Begeisterung handelte. Man bilde und erziehe die Jugend naturgetreu, aber auf ehrlichem deutschen Grunde und Boden. Man lasse die köstlichen Geniekörner eines Bacon, Aquaviva, Locke, Rousseau, Fichte, Pestalozzi, Herbart in der Schule ruhig zur Blüte und Reife kommen, vergesse dabei aber auch ja nicht die deutsche Charakterbildung der Jugend des deutschen Volks.

In den hinteruns liegenden Jahrhunderten hat es uns wahrlich nicht an manchen sehr glücklichen pädagogischen Versuchen gefehlt. Die Schulen sind immer mehr und mehr verbessert worden. Daß nun diese Verbesserung bisher noch sehr wenig von dem nationalen Gesichtspunkte aus geschehen ist, darf man der Schule selbst am allerwenigsten zum Vorwurf machen. Jetzt ist aber Hoffnung da daß auch diese Seite der deutschen Jugendbildung nicht gar lange mehr die schwächste

bleibe. Da gibt es kaum noch einen Universitätslehrer, kaum noch einen Dorfschulmeister der nicht Antheil nähme an der Reorganisation des gesammten Erziehungswesens, welcher sich nicht berufen fühlte mit Wort, That und Schrift alles Unnationale aus dem Felde zu schlagen. Man will die deutsche Sprache, die deutsche Kunst und die deutsche Gelehrsamkeit zur würdevollen Geltung bringen, man will die deutschen Thaten, die deutschen Verdienste nicht länger mehr in den unbeachteten Hintergrund treten lassen. Das ist Alles ganz vortrefflich, nur ist es sehr beklagenswerth daß in diesem patriotischen Streben weder Einheit noch Einigkeit zu finden ist. Jeder verfolgt hier mit leidenschaftlicher Heftigkeit seinen eigenen Weg; Niemand will Opfer bringen und verlangt sie doch von allen Andern. Diese Einigkeit in der Uneinigkeit ist ein wahres Unglück für die Schule. Das Herz wird Einem schwer und sorgenvoll, wenn man daran denkt daß diese nach allen Seiten auseinandergerissenen Kräfte zur geistigen Kräftigung der heranwachsenden deutschen Nation verbraucht werden sollen! Die Vorschläge zur Umgestaltung der Gymnasien von Köchly, Weber, Becker, Drobisch u. A. sind einzeln betrachtet sehr gut, aber sie führen zu keinem ausführbaren Ganzen, mit ihnen wird wenig zu erreichen sein, weil sie zu vielerlei und in Jedem entweder zu viel oder zu wenig wollen. Auch können sie es nicht über sich vermögen der Realschule einen aufrichtig beifälligen Blick zu schenken. Die Realschulen sind allerdings noch lange nicht Das was sie werden können und müssen; aber es ist auch gewiß daß der von ihnen betretene Weg viel gerader zum Ziele führt als der unserer heutigen Gymnasien. Was die beabsichtigten, verbesserten Gymnasien dereinst noch für eine Richtung einschlagen werden, wollen wir abwarten. Gegenwärtig irren sie noch immer einem unklaren Ziele nach. Doch kann man es auch wieder gar nicht loben wenn mehre der Männer der für den Augenblick glücklichern Realschulen mit Leidenschaft das Wort ergreifen und den Gymnasien den Todesstoß zu versetzen trachten. Das ist nicht edel. Indeß darf man hierbei auch nicht übersehen daß in noch weit höherm Grade die Männer der Gymnasien mit Leidenschaftlichkeit über die sogenannten Realisten herfahren. Es ist leider nur zu wahr daß der alte Streit zwischen den Humanisten und Philanthropisten wieder neu angefacht ist, und es wird sogar sehr wahrscheinlich daß auch die Männer der Frömmigkeit sich aufs neue in diesen leidigen Kampf hineinmischen werden: dann haben wir die ganze Erziehungsuneinigkeit wieder, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Und dieser ganze Streit betrifft nur Dinge worüber vernünftige Männer kaum ein unfreundliches Wort verlieren sollten; denn jede Partei hat ihr gutes Recht, das ihr von Niemand genommen oder beeinträchtigt werden kann, und keiner Partei wird je das Recht zugestanden werden können auf Kosten der andern allein zu bestehen. Wann wird diese erbärmliche schulmeisterliche Zerrissenheit und Zänkerei in Deutschland aufhören! . . .

Doch es ist nicht gut kleinmüthig zu werden, oder Das noch umständlich zu bejammern was die Natur der unglücklichen Zeitverhältnisse Deutschlands Unglückliches zur Welt geboren hat. Es wäre undeutsch klein alle Hoffnung zum baldigen Besserwerden aufgeben zu wollen. Die deutsche Nationalität ist zersplittert, verkümmert und verbildet, aber dennoch lebt sie mit unverwüstlicher Kraft in dem Kern des deutschen Volkes fort. Die Jahre 1813, 1815 und 1848 haben es der Welt mit gewaltig sprechenden Zeichen verkündet daß in der Brust des ehrlichen Deutschen noch ein feuriges Herz in patriotischer Begeisterung schlägt, wenn seinem Vaterlande ereignißvolle Tage kommen. Hört es, ihr deutschen Männer die ihr die Zügel dieses herrlichen Volksstammes noch einmal in Händen behalten habt, ihr hochgestellten Männer die ihr berufen und verpflichtet seid diese ehrenwerthe deutsche Nation deutsch zu erziehen und deutsch zu verbrauchen, übersehet diese Zeichen nicht! Lernet aus der einfachen Geschichte der Germanen, wie ihnen die klare Idee der persönlichen Freiheit der Grundgedanke ihrer ganzen Nationalität war. Begreift es daß dieser ideale Patriotismus sich nie, nie hinwegverbieten, hinwegdictiren, hinwegtyrannisiren läßt. Begreift es doch endlich daß alles ängstliche Bevormunden und Ueberwachen der patriotisch geliebten persönlichen Freiheit jedem schlichten Deutschen ein Gräuel, eine nationale Schande ist. Würdigt den wahrhaft deutschen Unmuth des großen deutschen Dichters Goethe, wenn er bei dem Hinblick auf die neuere deutsche Volksregierung und Jugenderziehung ausspricht: „Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da es zu verbieten. Es geht bei uns Alles darauf hin die liebe Jugend zahmzumachen, und alle Natur, Originalität, alle Wildheit auszutreiben, sodaß zuletzt Nichts übrigbleibt als der Philister."

Der freien Entwickelung geistiger Selbständigkeit, dieser Grundbedingung aller wahrhaften Nationalität, möchten wol nirgend so viele und so unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt sein als gerade auf den öffentlichen Anstalten der deutschen Jugenderziehung. Die deutschen Universitäten waren einst in Hinsicht der Lehr- und Lernfreiheit weltberühmte Bildungsanstalten. Hier blüheten die Wissenschaften und Künste in dem offenen freien Lichte der geistigen Sonne, hier reifte der Jüngling zu einem kräftigen Manne; denn sein ganzes Thun, Treiben und Wollen wurzelte in dem fruchtbaren Boden der persönlichen Freiheit. Solche Männer waren dem Staate eine gewichtvolle, zuverlässige Stütze; sie trugen den wahren Stempel echtdeutscher Nationalität. Was hat man aber jetzt aus diesen deutschen Hochschulen werden lassen? Sind sie nicht zu dumpfen, winterlich vollgepfropften und dicht verschlossenen Treibhäusern zusammengeschrumpft, in denen die Wissenschaften und Künste mit unnatürlichen Mitteln zur Blüte getrieben werden, in denen der Jüngling zu einem schüchternen, bleichen Schwächling heranwächst, weil sein ganzes Thun, Treiben und Wollen in dem unfruchtbaren Boden der persönlichen Gefangenschaft wurzelt? Und diese krankhaften, mit unnützem Wissen überfütterten, überklugen jungen Männer sollen den Staat stützen, sollen die deutsche Nationalität in Ansehen erhalten. Es ist ein Jammer die Früchte so trauriger Früchte zu sehen. Wo zeigt sich da die deutsche Besonnenheit, die Liebe zur Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue? Vielleicht hinter dem Bierkruge, wenn das junge Volk mit versoffener Kehle löwenmuthig brüllt: „Frei ist der Bursch!" oder: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Diese nationale Frucht führt zum Untergange der ganzen deutschen Nationalität. Der Himmel gebe daß sie bald wieder eine andere, eine in persönlicher Freiheit naturgetreu zur Reife gebrachte werde. Man schenke dem unglücklichen Deutschland die freien Hochschulen wieder. Man bewahre alle andern Schulen vor dictatorischen Eingriffen, wie wir sie in unsern Tagen alljährlich zu Tausenden haben erleben müssen. Man erziehe die Jugend offen und frei, wie es der deutschen Nationalität anpassend ist, und man wird die unbesonnene Nachahmungssünde der französischen Barrikaden nicht wieder zu bestrafen haben.

An Vorschlägen zur Abänderung und Verbesserung hat es die pädagogische Literatur allerdings auch nicht fehlen lassen. Sie wurden aber wenig oder gar nicht beachtet. So kam es denn daß nach und nach viel Unnatur, viel Versteckte, viel Untreue und Unwahrheit in das gesammte Erziehungswesen der deutschen Jugend sich einnistelte. Und die bösen Folgen sind auch nicht ausgeblieben. Das Jahr 1848 hat deren eine große Reihe aufzuweisen. Denn bei dem ungestümen Durchbruch der so lange Jahre immer enger und enger eingekerkerten persönlichen Freiheit warf auch die Schule auf einen Augenblick das drückende Joch ab, und ließ sich schlimm verleiten mit theilzunehmen an dem zügellos wilden Treiben des großen Haufens. Das war nicht recht. Aber es war doch zu entschuldigen; denn wie kann man einen so unbesonnenen, unschicklichen Schritt der Schule anders ansehen als die nothwendige Folge der jahrelang vorhergegangenen unnatürlichen

Bevormundung. Die Schule hat bei dieser Gelegenheit ihre Stellung im Staate zum Theil ganz vergessen, ihre eigentliche Aufgabe ganz schief und widernatürlich aufgefaßt. Sie soll sich erquicken und stärken in dem Sonnenschein der Bewunderung aller großen vollendeten Thaten der thatfähigen Männer und Völker; aber sie darf in der noch unvollendeten Tagsgeschichte nie mithandeln, nicht einmal mitreden wollen. Historische Thaten erwartet man von keiner Schule, Das hieße ihre unmündige Jugendstellung ganz verkennen und überschätzen. Das gilt nicht blos für die unerzogene Jugend, sondern auch — und Das ganz vorzugsweise — für die erziehenden Lehrer. Darum ist es in unsern Tagen so sehr zu beklagen gewesen, wenn man von Universitätslehrern und Volkserziehern gehört hat daß sie mit aufrührischen Reden, ja sogar mit hochverrätherischen Handlungen sich in das Treiben der Gegenwart gemischt haben. Wie gefährlich wirkt hier das böse Beispiel auf die gar zu leicht übermüthige Jugend! Wie verführisch vergiftete hier jedes in verkehrtem Patriotismus gesprochene Wort Herz und Geist der unerfahrenen Jugend! Ja es sind Scenen zum Vorschein gekommen zum Jammer der Aeltern, zum Schrecken der Regierungen und zum Herzeleid aller verständigen Erzieher, welche schwerlich je ganz verschmerzt werden können. Daher ist auch der jetzige Schrei des Entsetzens über die extravagante Betheiligung der Lehrer und Erzieher der deutschen Jugend an den politischen Wühlereien in der Tagsgeschichte erklärlich. Die Erzwühler und Erzreactionnaire sind die Professoren der Hochschule und die Schulmeister der Volksschule, so hört man in allen Theilen Deutschlands, selbst von verständigen Vaterlandsfreunden, sagen und hinzufügen: daß die ganze politische und religiöse Zerrissenheit Deutschlands das schändliche Werk dieser unvernünftigen Leute sei. Ein solches Urtheil ist aber viel zu weitgreifend und viel zu parteiisch. Man rechne nur die große Zahl von Richtern, Aerzten, Geistlichen, Handwerkern und Künstlern welche in der kläglichen Tagsgeschichte eine agitatorische Rolle gespielt haben ganz unparteiisch zusammen, so wird man finden daß dagegen das Häufchen Schulmeister gar keine so überwiegende Summe ausmacht. Mag aber dieser der Schule gemachte Vorwurf noch so übertrieben sein, so ist es doch gar nicht gut daß er nur hat möglich werden können. Und es ist sehr zu rathen daß man höhern Orts die daraus hervorgehenden Wahrheiten nicht übersieht. Denn es ist einmal ganz gewiß daß man in der Wahl der Männer denen die geistige Ausbildung und Erziehung der Jugend — das Höchste und Wichtigste eines jeden gutorganisirten Staats — anvertraut worden beiweitem nicht vorsichtig und gewissenhaft genug zuwerkegegangen ist. Dann folgt aber auch zweitens daraus: daß es nicht weise war wenn man in allen Angelegenheiten der Schule die persönliche Freiheit, diese Quelle und Triebfeder aller patriotischen Größe, in eine sklavische Gebundenheit und Abhängigkeit einzuengen getrachtet hat. Man gebe der Schule Das wonach sie schon seit mehr als einem Jahrhunderte vergeblich geseufzt hat, nämlich nicht blos Büchergelehrte und eingeschulte Lehrmeister, sondern wahrhafte Volkserzieher, Männer welche sich dem hohen Berufe von ganzem Herzen gern und ganz ausschließlich widmen wollen, welche außer ihrem gründlichen Wissen auch Charakterfestigkeit besitzen, sodaß sie ihrem Amte mit deutscher Besonnenheit, Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue vorstehen können. Und mit solchen Lehrern ausgerüstet, gewähre man allen Bildungsanstalten ganz unbedingte persönliche Freiheit. Der wahre Erzieher der deutschen Jugend wird sich aus charakterfester innerer Ueberzeugung fernhalten von allen öffentlichen Demonstrationen. Er weiß daß sein persönliches Beispiel der Haupthebel aller Erziehung ist. Seine unerschütterliche nationale Ehrenhaftigkeit ist der Fels an dem die Nationalität der Bildungsanstalt sicher vor Hafen liegen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Für Bibliomanen.

Das „Athenaeum" gibt über einen vor kurzem in London stattgefundenen Verkauf der Bibliothek „eines hochstehenden Sammlers" folgende Notizen:

Den höchsten Preis erhielt ein schönes unaufgeschnittenes Exemplar der „Historia Sancti Johannis Evangelistae ejusque visiones Apocalypticae", gedruckt vor der Erfindung beweglicher Typen, mit hölzernen Stempeln um 1440. Es besteht aus 48 Blättern, von denen zwei in Facsimile. Das letzte in diesem Exemplare echte Blatt ist ein Facsimile des im Britischen Museum. Der Preis war 40 Pf. St. — 36 Pf. 15 Sch. wurden für die erste, auf Pergament gedruckte Ausgabe von „Ciceronis (M. Tulli) Officia Paradoxa et Versus XII. sapientum" bezahlt, ein großes Buch in altem rothen Maroquin („Joannes Fust Moguntinus, Civis Petri Manu pueri mei feliciter effeci MCCCCLXV"). Wenn vor kurzem in einer öffentlichen Versteigerung ein gleiches Exemplar für 300 Pf. St. wegging, so hatte Dies seinen Grund lediglich darin daß zwei Sammler unbeschränkten Auftrag gegeben hatten es zu erstehen. — „Orloge de Sapience", in blauem Maroquin, Einband von R. Payne (Paris, Berard, 1493, Folio), ertrug 33 Pf. St. Dieses Exemplar besteht aus 163 Blättern, hat also deren drei mehr als irgend ein anderes. Gleich zweien von den drei Exemplaren auf Pergament im Besitz der Nationalbibliothek zu Paris hat das erwähnte statt der Rubriken sehr schöne Kupfer. — Die erste Ausgabe von „Lactantius Firmianus Opera" (in Monasterio Sublacensi, 1465, Folio) wurde für 32 Pf. St. zugeschlagen. — Die deutsche Ausgabe des berühmten Briefs von Colombo über die Entdeckung Amerikas, eine Schrift von acht Blättern und außerordentlich selten: „Eyn schön lesen von etlichen inszlen die do in Kurtzen zyten funden synd durch dē Künig von Hispania" (Strasburg, Bart. Küßler, 1497, 4.), wurde für 25 Pf. St. verkauft. — „Libro del Antichristo". „Epistolas de Rabi Samuel" (Caragoça 1496), in doppelten Spalten gedruckt und voll Holzschnitte, nebst einem deutschen mit Holzstempeln gedruckten, den Bibliographen unbekannten Buche, wurde mit 12 Pf. 5 Sch. bezahlt. Genau mit ebenso viel das einzige bekannte Exemplar von „Surse de Pistoye". — „La controverse de noblesse plaidoyer entre Publius Cornelius Scipion d'une part, et Cayus Flaminius de l'autre part. Cy commence ung debat entre trois chevalereux princes" (Folio), gedruckt in Brügge von Colard Maasion, um 1475 in den großen und singulairen Typen dieses berühmten Druckers. — Eine Ausgabe des „Danse Macabre", in Folio und den Sammlern völlig fremd, verkauft für 11 Pf. 15 Sch. Der Titel lautete: „Cy finit la Dāse macabre . . . . nouvellement ainsi composée et imprimée par Guyot Marchant demourant à Paris au grāt hostel du Collège de Navarre au Champ Gaillart l'an de grace mil quatre cens quatre vingt et unze, le Xiour de Avril." Jede Seite — die zwei letzten ausgenommen — enthält einen großen Holzschnitt mit einigen lateinischen Sentenzen und nachher ein Stück französische Poesie in doppelten Spalten. Außer auf dem ersten Holzschnitte finden sich auf allen übrigen nur männliche Figuren. — „Regiment et ordenacōes da fazenda" (Lissabon 1548, Folio) ertrug 11 Pf. St. Eine Beigabe dieses seltenen Werkes sind 26 Zettel oder Straßenanschläge aus Lissabon, sämmtlich gedruckt um 1550. Die meisten beziehen sich auf Gewerbe, etliche auf den Handel mit den portugiesischen Colonien, auf die Ausfuhr nach Brasilien u. s. w. — „Generalis Inquisitio" (Neapel 1488, Folio), im neapolitanischen Dialekte geschrieben und den Bibliographen gänzlich fremd, verkauft für 10 Pf. St.; ein schönes Exemplar von Pulci's „Morgante Maggiore" (Vinegia, di Sabio, 1532, 4.), für 5 Pf. 12½ Sch.; endlich ein Abdruck der alten seltenen Romanze von „Fierabras" (mit Holzschnitten, Lyon 1497, 4.) für 8 Pf. 8 Sch. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 208. —— 30. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

Im J. 1815 gehörte Chateaubriand zu den populairsten Männern in Frankreich. Mit Stimmeneinhelligkeit ward er in Orleans für die Kammer gewählt; die Regierung ernannte ihn zum Pair. Da saß der Mann mit dem Herzen René's in einer Versammlung von Greisen, den vertrockneten Ueberresten der alten Monarchie, der Revolution und des Kaiserreichs, denen Alles unsinnig erschien was von dem Tone der platten Alltäglichkeit abwich. Hier konnte nur gedankenlose Trockenheit Beifall erwarten oder das Gefühl für den Fall daß es sich in mitleidigen Redensarten für die armen Minister kundgab. Das war die Erde in die man Chateaubriand verpflanzt hatte; konnte die sonnelustige Tropenblume in den Schneegärten des Herzogs von Otranto gedeihen? Eine Volkskammer kann man bewegen durch die Macht seines Worts und die Macht seiner Gründe, aber eine aristokratische Kammer bleibt taub, sei es aus Grundsatz oder sei es aus Eigensinn. Die Pairs Ludwig's XVIII. sahen in dem Redner des 12. März 1816 einen ebenso unbequemen als langweiligen Declamator, der, um ihr würdiger College zu sein, zu viel Phantasie und zu wenig Bedachtsamkeit hatte. Chateaubriand wußte wie wenig man auf seine Worte achtete, allein er gehörte Zeit seines Lebens zu den Propheten die nicht ermüden und die morgen mit lauterer Stimme wiederholen was gestern im Winde spurlos verklungen ist. Erschreckt über die Plumpheit mit der man die Grundsätze der repräsentativen Regierung handhabte, verfaßte er seine Schrift: „La monarchie selon la Charte", einen constitutionnellen Katechismus. Die Verordnung vom 5. Sept. 1816 rief ein Postscript hervor, das Chateaubriand eilig nach der Druckerei trug; allein hier waren die Abgesandten des Hrn. Decazes bereits in voller Thätigkeit. Geschäftig ward mit der Confiscation verfahren, und als der „freie Franzose und Pair von Frankreich" erklärte nur der Gewalt weichen zu wollen, nöthigte die Gewalt den Widersetzlichen höflichst sich ruhig zurückzuziehen. Der neue Bonaparte, Hr. Decazes, behauptete das Schlachtfeld — bis zum 9. Nov. wenigstens; denn an diesem Tage erfolgte die Entscheidung des Gerichtshofs, die das confiscirte Werk wieder freigab. Aber die übelberathenen Könige verzeihen eine Niederlage nicht so leicht und fodern von Andern was sie oft selbst nicht haben — Dankbarkeit. Dieselbe Hand die Fouché wieder zu Gnaden angenommen hatte strich Chateaubriand von der Liste der Staatsminister und entzog dem Verfasser von „Bonaparte et les Bourbons" den mit diesem Posten verbundenen Gehalt. Chateaubriand lächelte wie ein Philosoph: er ging wieder zu Fuß wie er es gethan hatte zu Napoleon's Zeiten, und freute sich die Pairskammer daß das Regenwetter vielleicht einmal eine seiner Reden ersäufen werde, so war er unerbittlich genug sich einen Fiaker zu miethen. Allein der Strich des Invalidenkönigs wurde doch schmerzlich: das prosaische Bedürfniß zwang den Dichter von Aulnay seine Thaleinsiedelei zu verkaufen und seine Bibliothek obendrein. Nur einen kleinen Homer behielt er zurück, um sich an den Leiden des Irrfahrers Odysseus trösten zu können.

Der gestrafte Autor bequemte sich nicht zur Buße; er verharrte im Gegentheil in seiner isolirten Stellung. Er beantragte Untersuchung der Vorgänge bei den Neuwahlen von 1816 und sprach sich gegen Zuschlag der Staatswaldungen an den Amortisationsfonds aus. Seine Haltung und seine Anhänglichkeit an den Buchstaben der Charte nöthigte ihn oft Die zu unterstützen die bei ihren Abstimmungen seine Beweggründe nicht theilten. Durch die scheinbare Aehnlichkeit der Meinungen war eine Kameradschaft zwischen den beiden Kammerminoritäten entstanden. In seinem Constitutionseifer lernte er Hrn. von Villèle, das Haupt der royalistischen Opposition in der Deputirtenkammer, kennen, und wenn er mit diesem über den zu verfolgenden Angriffsplan discutirte, gab es Momente des Stolzes in denen er sich wie Cäsar vorkam der mit Pompejus stritt. Wenn er aber des Abends aus der Reunion Piet zurückkehrte, überkam ihn immer der leidige Gedanke seiner Schwäche und der Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel. Er bedurfte einer andern Waffe als das einer tauben Kammer entgegengeworfene Wort; er suchte andere, aufmerksamere Zuhörer und konnte sie nur auf dem Wege der Presse finden. Das Journal „Le conservateur", das bis 1820 erschien, sollte gleichzeitig das System der Minister

und die Bestrebungen der äussersten Linken bekämpfen und alle Vorfälle des Tages, alle wichtigen Interessen besprechen und untersuchen. Der von seinem Unternehmen begeisterte Redacteur drückte den Montmorency und Lévis die Feder in die Hand und machte die Abkömmlinge der alten französischen Ritter zu Journalisten. Ein trübes Ereigniß unterbrach diesen royalistischen Kreuzzug, der Tod des Herzogs von Berri. Chateaubriand eilte nach der Stätte des Unglücks und fand in einer Loge den Herzog von Orleans. Er will in dessen Augen einen übelverhehlten Ausdruck von Jubel bemerkt haben, der sich hinter der erkünstelten Trauer nicht verstecken ließ. „Er sah sich einen Schritt näher am Throne. Meine Blicke genirten ihn; er verließ seinen Platz und wendete mir den Rücken zu.“ Eine schwere Anklage wider den Charakter des Julikönigs, den noch immer unergründeten, für den sich so widerstreitende Farbenstriche mischen! Chateaubriand spricht sie mit einer erschreckenden Bestimmtheit aus; spätere Geschichtschreiber, die das volle geschichtliche Material vor Augen haben, werden sie würdigen müssen.

Dem traurigen Ereigniß folgte ein freudiges: Am 29. Sept. 1820 jubelten die Royalisten und nannten Heinrich von Bordeaux, das Kind der Verbannung, den Sohn Europas und das Kind der Wunder. Es war eine Zeit der friedlichen Stimmungen, des Vergessens, des allseitigen Nachgebens. Auch war der „Conservateur“ ja gestorben vor dem Hauche der Censur, und — Hr. Decazes war Gesandter in London. An dem Sarge des Herzogs von Berri und des Ministeriums Decazes sollte der Friede zustandekommen; eine Frau ward die Vermittlerin. Chateaubriand bestimmte Villèle als Staatssecretair ohne Portefeuille einzutreten und Corbière, den Euryalos Villèle's, den öffentlichen Unterricht zu übernehmen. Er selbst ließ sich in ein sehr höfliches Exil schicken und ging als Gesandter nach Berlin.

Chateaubriand befand sich ganz wohl als er in einer schönen Equipage und gut bedient, mit allen Annehmlichkeiten die das Geld gewährt, Paris verließ, und freute sich über seinen fortwährend hungerigen polnischen Vorreiter, der in Ermangelung der Zaren ganz allein sein Vaterland verzehrt haben würde. Chateaubriand reiste augenscheinlich sehr eilig, sodaß er ermöglicht auf kaum 20 Zeilen den Weg bis Berlin zurückzulegen. Der Schriftsteller Chateaubriand kümmerte sich nicht um Mainz und seine Buchdruckerkunst; in Frankfurt hält er sich nur wegen eines Geldwechsels auf und erinnert sich daß — er in der Stadt der Juden sei. „Ich kam durch Erfurt und Weimar. In Erfurt fehlte der Kaiser und in Weimar wohnte Goethe, den ich früher sehr bewundert habe und den ich jetzt viel weniger bewundere. Ich hätte Goethe besuchen können, habe es aber nicht gethan.“ Und Das ist Alles was der Dichter Chateaubriand bei dem Namen Goethe zu sagen weiß! Er, der sonst so freigebig ist mit Reiseeindrücken und Gefühlsergüssen, der in England Byron und in Italien Dante studirte, er hat Nichts für Goethe als die kahle Versicherung daß er ihn jetzt viel weniger bewundere, und daß er es nicht der Mühe werth gehalten ihn zu besuchen! „Das Grab Luther's zu Wittenberg führte mich nicht in Versuchung; der Protestantismus ist in der Religion nur eine unlogische Ketzerei; er ist ganz Dasselbe was in der Politik eine fehlgeborene Revolution ist.“ Da hat König Ludwig doch einen grossen Gewährsmann! Neben Goethe behagt auch Luther, der Dickkopf, dem französischen Gesandten nicht, und er ist froh als er in seinem Hotel unter den Linden absteigen kann und seine Legationssecretaire sich ihm ehrerbietigst vorstellen.

Die Charakterskizzen Chateaubriand's über Friedrich Wilhelm werden in Frankreich mit viel Interesse gelesen werden. Sie sind in Paris piquanter als bei uns, trotz aller Häuslichkeit des Bürgerkönigs. Friedrich Wilhelm wohnte in einem einfachen Hause, dessen einzige Auszeichnung in zwei Schildwachen vor der Thür bestand. Leutselig sprach er mit Jedem, wenn er eben zu Hause war. Fast jeden Tag fuhr er, immer zu derselben Stunde, in einem offenen Wagen, den er selbst kutschirte, eine Mütze auf dem Kopf und einen grauen Mantel um den Rücken, durch den Thiergarten spazieren und rauchte dabei seine Cigarre. In diesem Aufzug begegnete ihm Chateaubriand nicht selten. Eines Abends traf er denselben im Corridor des Theaters, und der König gestand ziemlich schüchtern unter vier Augen daß er Rossini verabscheue und Gluck verehre, daß er Dies aber nicht gegen seine Umgebung auszusprechen wage. Ein anderes mal führte ihn der König in sein Betzimmer und versicherte dem französischen Dichter: er habe die Gemälde und Crucifixe angeschafft, weil er im „Génie du christianisme“ gelesen die Protestanten hätten ihren Cultus zu sehr allen äußern Schmucks beraubt.

Gegen die strenge Vorschrift der Etiquette erhielt Chateaubriand öfter als seine Collegen Zutritt zu der königlichen Familie. Diesem Umstande verdankte er seine Bekanntschaft mit der Prinzessin Wilhelm — er hatte niemals einen traurigern Blick gesehen als den ihrigen — und namentlich der Herzogin von Cumberland, deren Sohn er erziehen sollte. Diese liebenswürdige Tochter der Throne nahm innigen Antheil an dem französischen Dichter und lehnte ihre stille Menschenliebe und schwärmerische Freundschaft an dessen warme Empfänglichkeit und seine tändelnden Träumereien an. Chateaubriand theilt Briefe mit von seiner Freundin, in denen sie ihm Stunde für Stunde das Leben schildert, das sie in denselben Haiden zubrachte in denen einst Voltaire wandelte, Friedrich starb und Mirabeau sich verbarg. Diese Correspondenz macht den wohlthuendsten Eindruck; man findet, da oder dort hindurchdringend, etwas Schmerzliches und Zurückhaltendes in ihnen, etwas Vertrauliches und Erhabenes. Sie schreibt:

Nicht von meinem Steigbügel aus, wie der Sultan, sondern immer in meinem Bette schreibe ich Ihnen. Aber dieser trauliche Aufenthalt gibt mir auch Zeit genug über die neue Lebensweise nachzudenken die Sie Heinrich V. befolgen lassen wollen. Ich bin damit sehr zufrieden: der Löwenbraten wird

ganz vortrefflich bei ihm anschlagen, und ich rathe Ihnen nur ihn vorerst auf das Herz einwirken zu lassen. Ihrem andern Zöglinge, dem Georg, werden Sie dagegen Lämmerfleisch zu essen geben müssen, damit er nicht gar zu ausbündig wird. Das geht gar nicht anders: dieser Erziehungsplan muß realisirt und Georg und Heinrich V. müssen gute Freunde werden.

Die arme Friederike! Die Zeit ist härter und rauher als die Träume eines wohlwollenden Frauenherzens sie bilden möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Die nationale Ausbildung und Erziehung der deutschen Jugend.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Unter der großen Zahl von literarischen Bestrebungen zu einer nationalen Begründung und Neugestaltung des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens verdient zunächst eine kleine Schrift:

Der Unterricht in nationaler und zeitgemäßer Hinsicht. Altenburg, Schnuphase. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

mit Auszeichnung genannt zu werden. Es enthält sehr gesunde Ansichten und manche gar praktische gute Vorschläge. Besonders ist darin das Streben nach Schulvereinfachung und Einigung zu rühmen. Es will die Universitäten zeitgemäß verjüngt und so erweitert wissen daß dieselben auch dem Bedürfniß einer polytechnischen Schule vollkommen entsprechen können. Auch will es nur eine dazu vorbereitende höhere Bildungsanstalt. Das Gymnasium soll in der Realschule aufgehen. Der Gedanke ist gut, aber seine Verwirklichung noch nicht möglich. Vorderhand müssen die Zwecke der Gymnasien und der Realschulen noch besonders erstrebt werden. Indeß schließt Das nicht aus daß beide Bildungszwecke in einer und derselben Anstalt zu erreichen sein können. Man muß nur einigen wo keine widerstrebende Elemente vorkommen, und sondern wo eine Einigung unmöglich ist; auch muß man nicht zu hartnäckig auf obligatorische Benutzung aller Unterrichtszweige von allen Schülern bestehen. Lebenszwecke, Neigung, Befähigung der Schüler soll eine solche Schule ganz vorzugsweise nicht unberücksichtigt lassen.

Von Schriften wie:

Das neue Deutschland und seine Volksschule. Dem deutschen Volke gewidmet von einem deutschen Lehrer. Leipzig, Siegel u. Stoll. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

kann hier nicht gut die Rede sein. Ihr kurzer Inhalt enthält zu unerreichbar Großes, auch ist die Arbeit zu flüchtig für den tiefen Ernst der Sache selbst. Wir machen auf das vorhin gesprochene Wort über die Theilnahme der Volkserzieher an den politischen Ereignissen des Tages aufmerksam.

Jetzt wollen wir aber die Aufmerksamkeit der Leser noch auf ein Werk hinlenken, welches in Hinsicht der nationalen Erziehung der deutschen Jugend einen großen Einfluß ausüben wird. Der Titel desselben ist:

Das Wesen und die Stellung der höhern Bürgerschule von C. G. Scheibert. Berlin, G. Reimer. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Das Buch enthält einen ungemein reichen Schatz von sehr cklichen Ideen, von richtigen Beobachtungen und erfolgreichen Versuchen über das Erziehungswesen der deutschen Jugend. s verdient recht viel und sorgfältig gelesen und beherzigt zu erden, und Das nicht blos von Seiten des pädagogischen ublicums, sondern von allen gebildeten Denkern welche sich r eine naturgetreue deutsche Ausbildung der heranwachsenden gend interessiren. Ganz besonders ist es aber den hohen hörden zur vorurtheilsfreien Berücksichtigung zu empfehlen, che in ihrer Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungsesens noch kein ganz günstiges Urtheil über Realschulen oder here Bürgerschulen gewinnen konnten. Sie werden hier durch das begeisterte wahre Wort des Verf. für die gute Sache gewonnen werden; sie werden die unglückliche Alternative, ob Gymnasium, oder die höhere Bürgerschule die Pflanzstätte der höhern Bildung ausmachen müsse, für gar nicht mehr zeitgemäß erkennen; das Buch wird sie überzeugen daß das Gymnasium auch in der beabsichtigten neuesten Umgestaltung, wie dieselbe von Weber, Köchly u. A. in Vorschlag gebracht worden ist, nie die Realschule ersetzen oder gar überflüssig machen kann, und daß die höhere Bürgerschule allerdings auf dem Wege ist den jugendlichen Geist ebenso stark zu wecken und ebenso zuversichtlich zu kräftigen wie das beste Gymnasium es je im Stande sein konnte, aber doch noch lange nicht daran denkt für das Gymnasium an den Platz treten zu wollen. Für diese hochgestellten und darum auch hochverpflichteten Leser enthält das Werk Fruchtkörner welche eine reiche Ernte für das gesammte Schulwesen voraussehen lassen. Möchten sie hier auf einen ehrlich deutschen guten Fruchtboden fallen!

Der Verf. faßt den Begriff und die Einrichtung der höhern Bürgerschule von der aus der alltäglichen Wirklichkeit emporgesteigerten reinidealen Seite auf. Die Schule wird so zu einer Erziehungsanstalt für alle gebildeten höhern Volksmassen, welche den Kern und das eigentliche Wesen der deutschen Staaten ausmachen. Darum paßt der Inhalt mit einiger Modification auch ganz vortrefflich für die Gymnasien, selbst für die Universitäten.

In der Auswahl und der Behandlungsweise der für die höhere Bürgerbildung nothwendigsten Unterrichtszweige bringt das Buch das jetzt ziemlich allgemein anerkannte Beste; darin unterscheidet es sich wenig von ältern guten Werken dieser Art von Mager, Beger, Vogel, Tellkampf u. A. Dagegen ist es in der Behandlung der Jugend durch und durch neu. Wenn in andern Schriften die nationale Ausbildung der deutschen Jugend durch die Muttersprache und deren Literatur, durch vaterländische Geschichte und Länder- und Völkerkunde zu erreichen in Vorschlag gebracht wird, so hält Dies der Verf. nur für den einen und kleinsten Factor der gesammten Nationalerziehung. Er will ein ganz neues, vielverzweigtes Schulleben erweckt wissen, in welchem jeder Schüler unter Leitung seiner würdigen Lehrer stelbständig sich hineinlebt in das nationale Bildungsprincip. Er will seine Schüler deutsch empfinden, deutsch denken und deutsch handeln lassen im Leben der Schule, damit sie bei dem Hineintreten in das Leben der wirklichen Welt sich selbst schützen und hüten können vor allem falschen Patriotismus. Dies ist ein vortrefflicher Gedanke. In diesem patriotischen Berufsleben der Schule soll sich der Knabe und der Jüngling besonnen, wahr, ehrlich und treu zu benehmen lernen, um bei seinem Berufe in der Außenwelt diese edeln Keime deutscher Charakterbildung weiter entfalten und zur Reife bringen zu können. Dem Schulleben unsers Werks fehlt auch das kirchliche Element nicht, aber die Schulkirche ist mehr ein Institut für wahrhafte jugendliche Frömmigkeit als für den religiösen Unterricht. Man klagt jetzt, und Das nicht ohne den triftigsten Grund, daß der religiöse Sinn in den Schulen nicht viel mehr zu finden sei, daß Lehrer und Schüler gar nicht mehr wie früher religiös durchdrungen sind von der Erhabenheit und Heiligkeit der Wahrheiten unserer Religion. Unser Verf. gibt ganz vortreffliche Winke wie dieser gefährlichen Krankheit der deutschen Schule entgegenzuarbeiten, wie sie radical zu heben sei.

Das Buch zerfällt in vier Theile, welche sich gegenseitig stützen und durchdringen, wie die Glieder eines organischen Ganzen. Der erste Theil sucht und löst „Die Aufgabe der höhern Bürgerschule“; der zweite Theil concentrirt seine Aufmerksamkeit auf den „Schulunterricht“; der dritte Theil gibt ein lebendiges Bild von einem naturgetreuen „Schulleben“; der vierte Theil läßt beherzigenswerthe „Wünsche für die Zukunft“ lautwerden. Wir wollen nun aus dem dritten und vierten Theile einige Auszüge folgen lassen, wonach man auf den Geist des Ganzen leicht zurückschließen kann.

Der Verf. hat gezeigt wie in den einzelnen Classen das Gemeindeleben der Schüler sich am Unterrichte entwickeln müsse, und empfiehlt dabei ganz vorzugsweise die Lehrmethode des freien Unterrichts. „Wenn", beginnt er §. 75, „mit solchen und ähnlichen Arbeiten und mit der ganz freien Unterrichtsform der Sinn für eine freie Thätigkeit belebt ist, dann wird sich nach und nach wie von selbst ein erweitertes Schulleben entfalten. Es dürfen die Lehrer nur ein Herz für die Sache haben und für den eigenthümlichen Bildungsweg für den künftigen Bürger. Dahin rechnen wir zunächst freie Schülervereine, welche in den untern Classen unter den Händen und unter möglicher freier Leitung der Lehrer bleiben, in den obern Classen aber zum Theil ganz selbständig werden. Wir scheiden hier Lesevereine, Studienvereine, Kunstvereine, Beschäftigungsvereine. Für dieselben entwerfen die Schüler förmlich und berathen Statuten und Einrichtungen, Strafbestimmungen und Geschäftsordnung, und wählen sich Vorstände denen sie gehorchen wollen. Der Lehrer nimmt an den Berathungen nur noch theil und läßt sie selbst von den Schülern leiten, weist höchstens einmal auf einzelne Punkte hin welche von den Schülern ganz übersehen sind, warnt vor den drakonischen Gesetzen, zu welchen die Kinder nur eine zu große Hinneigung haben. Dies Berathen, Streiten, Ueberlegen, Disputiren ist ein wesentliches Stück der Beschäftigung, es kommt dabei eine deutliche Vorstellung der wirklichen Verhältnisse, der Kräfte, der Räumlichkeiten, der Zeiteintheilung, der Ausdauer u. s. w. zur Sprache, welches eben eine Beschäftigung im Sinne der höhern Bürgerschule ist."

Hat der Verf. nun Wesen und Zweck der einzelnen Vereine in den verschiedenen Classenstufen zur klaren Anschauung gebracht, so fährt er in reflectirender Betrachtung also weiter fort: „Niemand wird nach Betrachtung des Vorstehenden daran zweifeln daß sich ein Gemeinsinn, ein Schulleben, ein Thätigkeitstrieb und eine Erwerbsfähigkeit auf dem geistigen Gebiete und ein praktischer Sinn entwickeln werde; auch wird Niemand sagen daß die Ausführbarkeit eine Chimäre sei, der das Zusammenwirken aller Mittel und dabei die Wärme der Lehrer für die Aufgabe der höhern Bürgerschulen in Anschlag bringt; aber die Frage nach der Zeit der Schüler wie der Lehrer wird in ihrer Beantwortung das gänzliche Zurückweisen enthalten. Darum werde hier nochmals ausdrücklich bemerkt daß ja die Schule keine Examina machen will und ein Wissen erzielen, was schließlich alle Schüler im Säckel sollen aufweisen und aus ihm auf Geheiß hervorlangen können, daß sie des positiven Wissens sich soviel als möglich entledigen will, daß sie die Wissenschaft nur solange im Gedächtniß festhält als sie zur Benutzung für eine weitere Bildung verwandt wird, daß sie vielmehr jedesmal wenn es wieder nöthig ist erst das Material sammeln läßt. . . . Auch kann es Niemandem einfallen als hätte hier sollen oder auch nur können das ganze Feld eines solchen Schullebens in seiner Entfaltung dargelegt werden. . . . Doch zunächst ein Schulleben unter den Lehrern einer höhern Bürgerschule, so wird sich auch das der Jugend finden. Freilich gehört auch mehr Schuleifer der Lehrer und mehr Kinderliebe dazu eine flüchtige Jugend an der freien Thätigkeit zu erhalten, als die durch Gesetz und Schulordnung versammelte und eingepferchte mit der Schulweisheit zu füttern."

Nachdem der Verf. das Gemeindeleben der Schule in den verschiedenen Altersstufen einzeln durchsprochen und überdacht hat, so faßt er auch noch das Schulleben als ein selbständiges in der Gesammtheit ins Auge und bringt hier wie in den andern Abschnitten des Buches eine Fülle der köstlichsten pädagogischen Ideen zutage. Er lebt mit Recht der festen Ueberzeugung daß die Schule erst dann ein Abbild des Lebens und dadurch wieder ein wahrhaft fruchtbares Bildungsmittel fürs Leben sein werde, wenn sie nicht blos in ihren Theilen, sondern auch in ihrer Gesammtheit ein wohlorganisirtes, Allen bewußtes, nach einem erkannten Ziele hinstrebendes Ganzes ausmache, und wenn sie in diesem Organismus das Bild des öffentlichen Lebens abspiegelt und im Kleinen darstellt. „Dieses Bild", sagt der Verf., „hat drei Hauptradien: die Kirche, die Rechtsinstitute, die Wehrverfassung, und innerhalb dieser Belebungs-, Erhaltungs- und Sicherheitsveste birgt sich das gesammte Volksleben, welches sich an Volksfesten dann einmal kundgibt. Die Schule darf so wenig in ihrem Organismus diese Institutionen öffnen, wie wenig sie in ihrem Leben das Familienleben ersetzen, verdrängen oder auch nur annähernd darstellen durfte. Dennoch aber soll jede der drei Richtungen angebaut und zum Bewußtsein gebracht, ja nicht gelehrt, sondern eingelebt werden. Die Schule soll ihre Kirche haben, aber eine Schulkirche — eine Rechtsverfassung, aber für einen Schul- und Knabenstaat — und eine Wehrverfassung, aber wie sie Knaben haben müssen. Diese hohen Ideen werden mit Dem was eine Schule davon darbieten kann sich auf einem Schulhofe sehr winzig ausnehmen, und Das sollen sie auch, sonst haben sie auf einem Schulhofe nicht Platz und treten über die Ufer und machen aus einem bewässernden Bache einen überflutenden Bergstrom und bringen statt Segen nur Unheil."

Man sieht der Verf. hat ein sehr erhabenes Ziel vor Augen, und er steuert mit gewaltiger Kraft und lodernder Begeisterung darauf los. Daß dies Ziel schon jetzt vollkommen zu erreichen sei, läßt sich gar nicht erwarten und Hr. Scheibert selbst denkt nicht daran. Aber anregen wird ein so edles Streben, es wird zur Nachahmung, zum Mithandanlegen anspornen, und diese Anregung thut wahrlich sehr hohe Noth. Unsere deutschen Schulen sind noch weit von Dem entfernt was sie dem Staate, den Gemeinden, den Familien, was sie dem Vaterlande sein sollen, und sie haben dennoch schon lange einen Ruhesitz ausgewählt auf dem sie mit dem übermüthigen Stolze eines Pharisäers zurückschauen auf das Elend früherer Zeiten. In dieser altväterlichen Gemächlichkeit dürfen sie ferner nicht verbleiben. Und daß Dies nicht geschieht, dafür sorgen die lebensfrischen jugendlichen Thaten der Männer welche das höhere Bürgerschulwesen in die Hand genommen haben. Sie haben ein patriotisches Herz für die deutsche Schule, ein klares Auge für die Bildungsbedürfnisse der Gegenwart und eine Lust zu wirken. Sind sie in der Auffassung ihrer Aufgabe nun auch noch immer nicht ganz einig, kommt auch hier noch zuviel Ideales, dort zuviel Materielles vor, fehlt auch hier noch zu sehr die praktische, dort die theoretische Tendenz, so schadet dies Alles Nichts, der gute Wille zum Besserwerden blickt überall kräftig hindurch und wir können mit Zuversicht das Bessere hoffen.

38.

Lesefrüchte.

Der alte britische Bardencharakter. Ein Dichterspiegel.

Es war den Barden nicht gestattet auf irgend eine Art Partei zu nehmen in politischem oder religiösem Streit. Unter dem Titel „Barde der Insel Britannien" galt er so völlig als Herold des Friedens daß keine nackte Waffe in seiner Gegenwart sich zeigen durfte. Unbehindert ging er von einem feindlichen Lande in das andere, und wenn er in seinem einfarbigen Gewande — es war azurblau, als Sinnbild von Friede und Wahrheit — zwischen zwei kämpfenden Heeren erschien, wurde die Schlacht augenblicklich eingestellt. Eine der Hauptbezeichnungen dieses Sängerordens war: „Those who are free throughout the world." Das Motto des Barden hieß: „The truth against the world." Zu seinem Lieblingsworte gehörte: „In the face of the sun, and in the eye of light."

Poesie der alten Biscayersprache.

Das Baskische hat manche poetische Ausdrücke. So heißt die Sonne, wörtlich aus dieser Sprache übersetzt: „Das was den Tag ausgießt", der Mond: „Das Licht des Todes."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 209. —— 31. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Die diplomatischen Arbeiten Chateaubriand's, seine Depeschen an den Baron von Pasquier sind nicht von Belang. Er nimmt für sie den Ruhm in Anspruch daß sie einen größern Inhalt haben als berliner Klatschgeschichten, wie seine Vorgänger sie lieferten, und dieser Ruhm mag ihm auch unbenommen sein. Auch das Memoire über Deutschland ist nicht allzu ergiebig ausgefallen, enthält aber einige scharfe und treffende Bemerkungen. Es war nämlich von der Regierung sämmtlichen Gesandten anbefohlen worden während ihres Aufenthalts im Auslande eine Denkschrift über die Situation der Regierungen und Völker abzufassen bei denen sie accreditirt waren. Eine Sammlung solcher Denkschriften müßte für die Geschichte unleugbar von Nutzen sein, allein dieselben gingen nur spärlich ein, da die Herren Gesandten anderweit zuviel beschäftigt waren. Bei Chateaubriand war es wol nur die Kürze seines Aufenthalts in Berlin welche eine weitere Ausführung seiner Ideen über die politische Lage Deutschlands verhinderte. In dem von ihm mitgetheilten Fragment findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle:

> Eine Art politisches Inquisitionstribunal und die Unterdrückung der Preßfreiheit haben die Bewegung der Geister gehemmt; allein man darf deshalb nicht glauben daß sie auch ihre Kraft gebrochen haben. Deutschland wie Italien wünscht jetzt vor Allem die politische Freiheit, und wenn man diese Idee, die je nach den Ereignissen und den Menschen längere oder kürzere Zeit schlummern wird, wieder anregt, so kann man immer sicher sein die deutschen Völker hiermit aufs neue in Bewegung zu versetzen. Die Fürsten oder Minister die in den Reihen der deutschen Bundesstaaten erscheinen werden können die Revolution in diesem Lande allerdings beschleunigen oder verzögern, aber sie können dem Menschengeschlechte nicht wehren sich zu entwickeln. Jedes Jahrhundert hat sein eigenes Geschlecht.

Was Chateaubriand damals am Hofe Friedrich Wilhelm's III. schrieb ist auch heute noch wahr und die Geschichte der Zukunft wird neue Belege dafür liefern. Das Drängen nach Einheit hat zu mächtig eine Generation unsers Volks bewegt, zuviel des Blutes, des reinen und des unreinen, ist in ihm geflossen, als daß je nachkommende Geschlechter ermatten könnten, und verzweifeln an der Durchführung einer Idee welche geboren ward unter allen Wehen einer schmerzlichen Geburt in der Stunde der höchsten Gefahr, und welche die Weihe des Siegs empfing auf mehr als einem blutigen Schlachtfelde!

Chateaubriand beurlaubte sich um in Paris der Taufe des Herzogs von Bordeaux beizuwohnen. Er schied aus den ihm liebgewordenen Kreisen, von Humboldt, Ancillon und Chamisso, ohne zu ahnen daß er nicht wieder in dieselben zurückkehren werde. Bald nach seiner Rückkehr nach Paris, bei der er übrigens in sein Staatsministerium wiedereingesetzt ward, trat Hr. von Villèle zurück und Chateaubriand bat um Enthebung von der Gesandtschaft in Berlin. Der Entlassung Villèle's und Corbière's folgte bald die gänzliche Auflösung des Cabinets, welche jedoch Chateaubriand's Freunde in den Staatsrath zurückführte. Unter solchen Umständen konnte er selbst nicht füglich beiseite gelassen werden, und so ward denn beschlossen daß er Decazes auf dem Gesandtschaftsposten in London ablösen solle. Ludwig XVIII. vergaß wie schmerzlich gerade diese Ernennung seinem Liebling sein mußte; er freute sich nur an dem Gedanken Chateaubriand wieder einmal loszusein. Dieser war nicht abgeneigt selbst diese Freude zu theilen und ging auf seinen neuen Posten ab, gehoben von dem Bewußtsein daß er da wo er einst unbekannt und schwach gewesen war angesehen und mächtig wiedererscheinen sollte.

Es ist begreiflich wenn Chateaubriand dem Charakter Ludwig's XVIII. besondere Aufmerksamkeit widmet; er verfolgt ihn bis in die kleinsten Züge. Einzelnes haben wir im Verlaufe der frühern Darstellung hervorgehoben, und gestehen zu daß Ludwig XVIII. dabei nicht eben im günstigsten Lichte erscheint; wir kommen in der Kürze hier noch auf zwei Züge zurück.

Ludwig XVIII. war schnell bei der Hand wenn es galt einen heldenhaften Entschluß zu fassen, und hat doch niemals einen zur Ausführung gebracht. In seinen Worten lebte die Majestät des Königs, in seinen Handlungen suchte man sie vergebens. Während er seine Sachen zusammenpacken ließ um zu fliehen, decretirte er die große Maßregel: man müsse auf Bonaparte Jagd machen! Ludwig XVIII., der keine Beine hatte,

ein Werk mit biographischen Notizen über Autoren; dergleichen die Literatur namentlich Frankreichs mehre neue Werke zählt, in denen die Bibliographie, anstatt blosse Katalogographie zu sein, nach den Vorgängern im 16. Jahrhundert, Cl. Saumaise u. A., mehr in wissenschaftlicher Gestalt erscheint und eher „Biobibliographie" oder „Biographie littéraire" heissen dürfte. Vielmehr ist obiges Werk — was auch der vollständige Titel besagt — ein Lexikon berühmter Personen aus allen Zeiten und Völkern von Anfang der Welt bis jetzt, und zwar sowol politischer als gelehrter und künstlerischer Notabilitäten. Und bei jeder derselben ist womöglich Geburts- und Todeszeit, bei Regenten, Päpsten u. s. w. auch Datum des Regierungsantritts angegeben. Sodann folgen in chronologischer Reihe unter jedem Namen die von dessen Träger handelnden Schriften sowol aus dem Alterthum als den meisten der neuern Literaturen Europas, mit vollständigen bibliographischen Notizen über dieselben. So sind also z. B. unter „Dr. D. F. Strauss" mitnichten dessen eigene, sondern die über seine Person oder seine theologische Richtung erschienenen Schriften zu finden. Nur wenn eine solche Celebrität über sich selbst geschrieben hat, ist auch dieses Werk verzeichnet. In der Regel sind es Monographien u. s. w. bis hinaus auf Dissertationen, Reden bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. Leichen, Gedichte u. s. w. Dass auch Sammelwerke, Zeitschriften und ähnliche, worin sich doch auch manches Biographische findet, durchgegangen und verzeichnet wären, scheint wenigstens nach den vom Ref. verglichenen Artikeln selten der Fall zu sein. Es hätte auch wol solche Arbeit allein schon zwölf Jahre erfodert um befriedigende Ausbeute zu gewähren. So lange Zeit verwandte nämlich der Verf. auf dies Werk und durchsuchte während derselben mit ungeheurem Fleiss 20 grosse Bibliotheken und 1000 Bücherkataloge. Die Zahl aber aller in demselben verzeichneten Schriften beträgt 25,531, was nicht blos vom Autor behauptet sondern nachgewiesen ist, insofern jede derselben ihre Nummer hat. Welche davon auf der dresdener Bibliothek vorfindlich sind tragen das Zeichen D., was wir sehr praktisch finden. Wäre es nicht möglich gewesen auf gleiche Weise auch die übrigen zu bezeichnen die auf andern Bibliotheken vorhanden?

Dass der Verf. sich die gerechtesten Ansprüche auf die Anerkennung der gelehrten Welt mit seiner Arbeit erworben, fällt in die Augen, selbst wenn Manches daran sollte auszusetzen sein. Die vereinten Kräfte von zwanzig Gelehrten die in der günstigsten Lage sich befänden würden nicht ausreichen ein ähnliches Werk zu schaffen, das Nichts vermissen liesse. Wie verdienstvoll aber jedes Unternehmen dieser Art ist, bei der Masse zu welcher heutzutage die Literatur in allen, selbst den speciellsten Fächern angewachsen, und wie wichtig für den Schriftsteller zumal, bedarf keiner Erwähnung. Manchem steht nur eine Privatbibliothek zugebote und er muss oft mühsam sich die Bekanntschaft mit der über irgend einen Gegenstand vorhandenen Literatur verschaffen, viele Briefe schreiben, Reisen machen, Kataloge durchgehen, und sieht sich in der Vorbereitung auf eine selbständige Arbeit aufs vielfachste gehemmt und beschwert. Hier findet er, sollte es auch nur von der Mehrheit der aufgenommenen Namen gelten, das Meiste und Wichtigste was über einen Gegenstand vorhanden ist, insofern anzunehmen ist dass jedenfalls auf Einer der 20 Bibliotheken welche der Verf. durchsuchte sein Zweck erreicht wurde. Wir schlagen zufällig den Artikel „Johann Faust" auf, über welchen sechszehn Hauptwerke, worunter drei englische, ein französisches und ein holländisches, vom J. 1588—1840 (das letzte von Oswald Marbach) angeführt sind.

Um das Werk noch näher zu charakterisiren, möge es erlaubt sein Einzelnes daraus mitzutheilen. Von Jesus Christ handeln die Nummern 10,616—10773, worunter einige über seinen heiligen Rock. Der Apostel Paulus ist mit etlichen vierzig (vom J. 1609—1837) bedacht. Selbst der Erzvater Loth mit seinem zu Salz gewordenen Weib erhält einen Platz in diesem bibliographischen Pantheon mit fünf (meistens Universitäts-) Schriften, und die heilige Maria Magdalena mit fünf, so gut wie die Gräfin von Landsfeld, Lola Montez, mit sechs Werken. Auch V. Priesnitz, „Hydropathe allemand", aber ein europäischer Name, erscheint, zwar nur mit ein paar Nummern aus der Flut der ihn und seine Curart betreffenden Literatur, und H. von Gagern so gut wie der revolutionnaire Obercommandant von Wien, Messenhauser, und Robert Blum. Zu einer der 22 Schriften über Letztern (von C. Greß, Leipzig 1848) ist bemerkt dass selbige das Facsimile des Grafen Platen enthalte: „Man kann hienieden nichts Schlechteres als ein Deutscher sein." Wir unterdrücken die Gefühle der Wehmuth welche unwillkürlich bei diesen Worten regewerden, und wissen nicht ob das Buch durch diese entsetzliche Anmerkung besonders hervorgehoben und empfohlen werden sollte.

Ueber M. Luther nicht weniger als 256 Nummern, darunter mehre englische (9), dänische (6), holländische (8), ein paar schwedische (Uebersetzungen), italienische, ungarische, französische (6) u. s. w. Aus der Zeit des zweiten Jubiläums der Reformation nur ein Dutzend, aus der von 1817 etliche dreissig. Bemerkenswerth ist nicht nur dass sich aus der Zeit des ersten Jubiläums meist nur Reden, Predigten, Oden u. s. w. über Luther finden, sondern auch der Contrast zwischen der Schrift eines Mitglieds der noch nicht reformirten Universität Tübingen „Adversus caninas M. Lutheri nuptias 1530", und dem „Lieblichen Rosengeruch des unbefleckten Wandels und immerwährenden Namens des weiland theuren Mannes Gottes, Lutheri" (Hamburg 1695). Außer dem vorgenannten enthält jedoch diese grosse Liste kaum ein paar gegnerische Schriften theils von Zeitgenossen Luther's, theils spätere; was sich leicht erklärt wenn der Verf. vorzugsweise die Bibliotheken protestantischer Länder benutzt hat.

Das Werk soll dem Titel zufolge ein unentbehrliches Supplement sein zu der großen „Biographie universelle ancienne et moderne" von Michaud. Diese im J. 1811 von den Gebrüdern Michaud unternommen, und im vorigen Jahre bis zu Band 82 vorgeschritten — von Band 56 an gehen die Supplemente seit 1834 — gibt in der Regel nicht was man in Deutschland verlangt von Encyklopädien, die nicht blos zum Zweck der Conversation bestimmt sind, die einschlägige Literatur zu ihren Artikeln, und in dieser Hinsicht mag Oettinger sein Werk mit Recht als „unentbehrliche" Ergänzung derselben ansehen. Ueber den kaum genannten neuesten mit dem Buchstaben Sq schliessenden Band dieser „Biographie" bemerken wir blos dass er Beiträge von den ersten Gelehrten: Silvestre de Sacy, Simonde Sismondi, Walckenaer, Capefigue, Ozanam u. A., enthält und sowie die neuern Bände überhaupt für die Geschichte der Zeitgenossen wichtig ist. Hauptredacteur ist der Hauptmann im Generalstab L. G. Michaud.

Indem unser Verf. seine Arbeit dem „Premier Connétable de l'Europe scientifique", Alexander von Humboldt, widmen durfte, ist nicht allein ihr Werth hieraus zu entnehmen, sondern auch gute Hoffnung für ihre Zukunft zu schöpfen. Seinem Aeussern nach steht das Werk den elegantesten in Frankreich erschienenen ehrenvoll zur Seite.

tions, depuis le commencement du monde jusqu'à nos jours; formant l'indispensable supplément à la „Biographie universelle" de G. L. Michaud et à tous les dictionnaires historiques. Par *Edouard-Marie Oettinger*. Leipzig, Engelmann. 1850. Gr. 4. 14 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 207. —— 29. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

Daß das Urtheil eines Mannes wie Chateaubriand oft treffend ist, immer aber mindestens Beachtung verdient, bedarf wol kaum der Erwähnung. Bemerkt aber mag hier werden daß Chateaubriand's Geschichtschreibung ein Merkmal ansichträgt das so vielen neuern französischen Schriftstellern gemeinsam ist, und das bei Lamartine's „Girondisten“ zu so wunderlichen Resultaten geführt hat. Chateaubriand behält immer seinen Helden nur nach dem Eindruck im Auge den er in der oder jener Lage auf ihn machte, und daher kommt es denn daß, wenn man die einzelnen ganz allgemein gehaltenen Urtheile nebeneinanderstellt, die gröbsten Widersprüche zum Vorschein kommen. Chateaubriand windet sich fortwährend zwischen Haß und Bewunderung gegen Napoleon, und je nach der Situation tritt das Eine ausschließlich oder überwiegend hervor. In der Darlegung der schlechten Politik des Kaiserthums ist Chateaubriand unerschöpflich, und hier sowie in der Zergliederung des persönlichen Charakters Napoleon's findet sich Einiges was wol hervorgehoben zu werden verdient.

Bei seinen Allianzen kettete Napoleon die Regierungen nur durch Territorialerweiterungen an sich, deren Grenzen er jedoch bald wieder änderte; denn unaufhörlich zeigte er den Hintergedanken daß er auch nehmen könne was er gegeben, überall trat er als Unterdrücker auf. Italien ausgenommen organisirte er bei seinen gewaltsamen Einfällen nirgend; statt nach jedem Schritte innezuhalten, und in neuer Form was er erst umgerissen aufzurichten, drang er immer nur über Ruinen vorwärts, und so rasch ging er dabei daß er kaum Zeit hatte auf seinem Wege aufzuathmen. Hätte er durch eine Art neuen Westfälischen Friedens das Bestehen der deutschen, preußischen und polnischen Staaten regulirt und gesichert, würde er sich bei seinem ersten Rückzuge auf zufriedengestellte Bevölkerungen haben stützen können. Allein sein poetisches Siegesgebäude ohne Basis, das nur durch sein Genie in der Luft erhalten ward, brach zusammen als dies Genie zu Ende ging. Der Macedonier gründete im Siegeslaufe Reiche, Bonaparte wußte sie nur zu zerstören. Sein einziges Endziel war persönlich Herr des Erdballs zu werden; um die Mittel sich denselben auch zu erhalten kümmerte er sich nicht.

Man hat aus Bonaparte ein vollkommenes Wesen machen wollen, einen Typus von Gefühl, Sinnigkeit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit, einen Schriftsteller wie Cäsar und Thucydides, einen Redner und Historiker wie Demosthenes und Tacitus. Napoleon's öffentliche Reden, seine Phrasen für das Lager oder den Rath, sind umsoweniger von einem prophetischen Ahnen durchdrungen als die Katastrophen die sie verkündeten nicht hereingebrochen sind, während der Jesaias des Schwertes selbst von der Erde verschwand. Niniveische Prophezeiungen, die hinter den Staaten herlaufen ohne sie zu erreichen und zu zerstören, erscheinen kindisch und nicht erhaben. Bonaparte ist allerdings während 16 Jahren das Weltschicksal gewesen: das Schicksal ist stumm und auch Bonaparte hätte es sein sollen. Er war kein Cäsar; seine Erziehung war weder gelehrt noch gewählt. Als ein halber Fremder kannte er die ersten Regeln unserer Sprache nicht. Doch freilich — was kommt darauf an ob er fehlerhaft sprach; ward sein Wort doch die Losung der Welt. Seine Bulletins haben die Beredtsamkeit des Sieges; manchmal heftete man sie im Rausche des Erfolgs affectirt an eine Trommel: mitten aus den ernsten Tönen hörte man dann ein verhängnißvolles Lachen heraus.

Unter Allem was Napoleon bei Lebzeiten verhaßt gemacht hat kommt hauptsächlich seine Sucht Alles zu erniedrigen in Betracht. Mitten in einer brennenden Stadt verknüpfte er die Decrete über Wiederherstellung einiger Komödianten mit Befehlen welche Fürsten entthronten. Welche Parodie der Allmacht Gottes, die das Schicksal der Welt und das einer Ameise lenkt! Und mit dem Sturze alter Reiche vermischte er Beleidigungen für hülflose Frauen; er gefiel sich in der Erniedrigung Dessen den er zu Boden geworfen hatte. Wer gewagt hatte ihm zu widerstehen Den verleumdete und verletzte er vorzugsweise, sein Hochmuth war ebenso groß als sein Glück. Jemehr er Andere herabsetzte, desto größer glaubte er zu erscheinen. Eifersüchtig auf seine Generale, warf er ihnen seine eigenen Fehler vor; denn sich selbst hielt er für völlig unfehlbar. Nach dem Unfalle von Ramillies hätte er nimmer wie Ludwig XIV. zu dem Marschall von Villeroi gesagt: „Herr Marschall! In unserm Alter hat man kein Glück mehr.“ Eine so rührende Großherzigkeit war Napoleon vollkommen fremd.

Die Geschichte des Kaisers ist durch falsche Traditionen verändert und wird durch den gesellschaftlichen Zustand in der Kaiserepoche noch mehr verfälscht werden. Jede Revolution deren Geschichte unter einer freien Presse aufgezeichnet wird läßt das Auge auf den Grund der Thatsachen dringen, weil sie dann Jeder erzählt wie er sie eben gesehen hat. Die Regierung Cromwell's ist vollkommen bekannt, denn man sagte dem Protector was man von seiner Person und von seinen Handlungen dachte. In Frankreich kam selbst unter der Republik, selbst unter der unerbittlichen Censur des Henkers die Wahrheit zum Durchbruch. Die triumphirende Faction war nicht immer dieselbe; rasch oft ward sie gestürzt und die folgende offenbarte dann die Geheimnisse ihrer Vorgängerin. Freiheit gab es immer von einem Schaffot bis zum andern. Als aber Bonaparte zur Herrschaft gelangte verschwand jede Wahrheit.

Ein ungemessener Stolz und eine ununterbrochene Affec-

tation beeinträchtigen den Charakter Napoleon's. Große Männer können leider nur sich selbst nachahmen. Gleichzeitig Modell und Copie war Napoleon sein eigener Mime. Er würde sich selbst nicht als Helden gefühlt haben, wenn er sich nicht in das Costume eines Helden vermummt hätte. Diese Schwäche mischt seinen erstaunenswerthen Eigenschaften etwas Falsches und Zweideutiges bei. Man fürchtet den König der Könige für Roscius oder Roscius für den König der Könige zu halten.

Ungeduldig in seinem Wollen, von Charakter aber geduldig, unvollständig, fast noch nicht fertig, hatte Napoleon Lücken in seinem Genie. Sein Verstand ähnelte dem Himmel jener andern Hemisphäre unter dem er sterben sollte, einem Himmel dessen Sterne durch kahle Zwischenräume voneinander getrennt sind.

Von Bonaparte und dem Kaiserreiche auf Das übergehen was die Geschichte auf beide folgen läßt, heißt aus der Wirklichkeit in das Nichts, von der Spitze eines Berges in einen Abgrund fallen! Chateaubriand ist sich Dessen bewußt daß er aus einer großen Zeit, die sein unabhängiger Sinn haßte, in eine kleine Zeit, die sein Ehrgefühl nicht lieben konnte, übergeht und daß seine Feder in Zukunft Portraits wird zeichnen müssen denen nur das Genie eines Molière den Ernst der Komik würde geben können. Und doch scheint ihm die Restaurationsperiode noch groß neben dem Julikönigthum: „Wir waren Riesen wenn wir uns neben die Insektengesellschaft stellen die sich nach uns erzeugt hat.“ Und wer hat dieses Riesengeschlecht gestürzt, das nach der Würde eines einzelnen Menschen „die Würde der Menschen“ (?) aufrechterhalten wollte? Riesen waret ihr zumeist wie Goliath, der lange Philister! Von einem Steinwurf betäubt, fielt ihr zu Boden, und das legitime Königthum gab seinen Geist auf und ließ Nichts zurück in der Welt als die lehrreiche Geschichte seines Falles und Epigonen die Nichts lernen wollten! Riesen wart ihr und konntet die Lilie nicht schützen vor der räuberischen Hand des Zwergengeschlechts, das, verwegen und schwach, euch, die Verwegenen und Schwächern, in nutzlosen Mühen verkümmern sah! Wenn die Riesen den Keim des Todes so insichtragen wie ihr, dann mag die Geschichte es immer mit den Zwergen versuchen, deren Schwäche eure Stärke nicht zu fürchten braucht!

Chateaubriand gehört dem Geschlechte der Riesen nur aus Gemüthsstimmung an: seinem Verstande liegen alle Schwächen, alle Fehler seiner Partei bloß; allein da er Napoleon haßte und Ludwig Philipp bereits haßt, weil er den Einen für einen Tyrannen, den Andern für einen falschen Heuchler hält, so blieb für seine Sympathien ja Nichts übrig als das poetische Königthum des heiligen Ludwig in seinen rechtmäßigen Sprossen zu vertheidigen. Eure Zeit ist vorüber! ruft er wehmüthig, indem er in den Kampf zieht für die Schatten vergangener Zeiten, ein Kämpfer der an Don Quixote erinnern würde, wenn all das Schöne was sich an den Namen Chateaubriand knüpft diese Erinnerung aufsteigen ließe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die nationale Ausbildung und Erziehung der deutschen Jugend.

Das Streben nach Verjüngung, Umgestaltung und Vernichtung der veralteten, unzweckmäßigen und oft unsinnigen Institutionen des menschlichen Gemeindelebens ist in allen europäischen Staaten so recht ein charakteristisches Zeichen der Gegenwart geworden. In Deutschland fehlte dies Streben auch nicht; es suchte schon seit vielen Jahren bald hier, bald dort auf einen sichern Grund und Boden zu gelangen, wurde aber immer wieder niedergedrückt und vernichtet durch die Kraft der Gewaltigen; und das wachsame Auge der weisen Bevormundung besaß für Nichts soviel auswitternde Schärfe als gerade für dies Streben im deutschen Volke. Der März des Jahres 1848 hatte aber die Macht der Gewaltigen gelähmt und auf einen Augenblick alle Bevormundung aus dem Wege geräumt. Und seitdem wuchert dieses Streben in unserm unglücklichen Vaterlande wie eine bösartige ansteckende Krankheit, welche Alles zu vertilgen droht was in ihre Nähe kommt. In diesem fieberhaften Zustande darf Deutschland nicht länger fortleben. Es würde in kurzer Zeit alle seine gesunden Lebenssäfte vergiftet haben und gefahrlaufen zu verkommen, wie andere europäische Nationalitäten in einer solchen Umwälzungsmanie unrettbar verlorengegangen sind. Es darf aber auch nicht wieder in den willenlosen Zustand zurückgeknechtet werden, aus dem es sich eben erst glücklich herausgewunden hat. Das deutsche Volk ist geistig reif, man gewähre ihm die Freiheit staatlich mitzureden und mitzuhandeln, dann wird ihm die fehlende Einsicht, die Erfahrung, die Verständigkeit und Mäßigkeit schon kommen. Der Grundton des deutschen Charakters ist Besonnenheit, Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue, und wer die Deutschen regieren will zeige sich auch deutsch besonnen, wahr, ehrlich und treu.

Die Wege der Erziehung und Ausbildung der deutschen Jugend haben bisher auch nur wenig eine wahrhaft nationale Richtung verfolgen können. Die Schule lebte und webte im Volke für das Volk, aber unter drückender Oberaufsicht und ängstlicher Bevormundung des Staats: wie konnte da die Jugendblüte des Patriotismus gedeihen! Die Schule bleibt ewig das verjüngte, aber doch ganz getreue Abbild der Schicksale des Volks. Sie spiegelt ohne Ausnahme alle guten, aber auch alle bösen Zeichen des Zeitgeistes ab. Und so ist es denn auch natürlich daß sich in ihr das Bedürfniß nach Verbesserung und Umgestaltung recht lebhaft herausgestellt hat. Die Regierungen und Communen haben davon Notiz nehmen müssen und es hat nicht an Reorganisationen des Unterrichts- und Erziehungswesens gefehlt, aber an eine nationale Ausbildung der deutschen Jugend ward ebenso wenig gedacht wie an eine nationale Regierung des deutschen Volks. Eine naturgemäßere Behandlung einzelner Unterrichtsfächer ist das Hauptverdienst aller dieser Bestrebungen. Es fehlt uns jetzt nicht an geistig geweckten und wissenschaftlich gehobenen Schulen. Was hilft einer Nation aber aller Geist, alles Wissen und Können ihrer Jugend, wenn dabei das Gemüth kalt und matt geblieben ist, sobald es sich um vaterländische Begeisterung handelte. Man bilde und erziehe die Jugend naturgetreu, aber auf ehrlichem deutschen Grunde und Boden. Man lasse die köstlichen Samenkörner eines Bacon, Aquaviva, Locke, Rousseau, Fichte, Pestalozzi, Herbart in der Schule ruhig zur Blüte und Reife kommen, vergesse dabei aber auch ja nicht die deutsche Charakterbildung der Jugend des deutschen Volks.

In den hinter uns liegenden Jahrhunderten hat es uns wahrlich nicht an manchen sehr glücklichen pädagogischen Versuchen gefehlt. Die Schulen sind immer mehr und mehr verbessert worden. Daß nun diese Verbesserung bisher noch sehr wenig von dem nationalen Gesichtspunkte aus geschehen ist, darf man der Schule selbst am allerwenigsten zum Vorwurf machen. Jetzt ist aber Hoffnung da daß auch diese Seite der deutschen Jugendbildung nicht gar lange mehr die schwächste

bleibe. Da gibt es kaum noch einen Universitätslehrer, kaum noch einen Dorfschulmeister der nicht Antheil nähme an der Reorganisation des gesammten Erziehungswesens, welcher sich nicht berufen fühlte mit Wort, That und Schrift alles Unnationale aus dem Felde zu schlagen. Man will die deutsche Sprache, die deutsche Kunst und die deutsche Gelehrsamkeit zur würdevollen Geltung bringen, man will die deutschen Thaten, die deutschen Verdienste nicht länger mehr in den unbeachteten Hintergrund treten lassen. Das ist Alles ganz vortrefflich, nur ist es sehr beklagenswerth daß in diesem patriotischen Streben weder Einheit noch Einigkeit zu finden ist. Jeder verfolgt hier mit leidenschaftlicher Heftigkeit seinen eigenen Weg; Niemand will Opfer bringen und verlangt sie doch von allen Andern. Diese Einigkeit in der Uneinigkeit ist ein wahres Unglück für die Schule. Das Herz wird Einem schwer und sorgenvoll, wenn man daran denkt daß diese nach allen Seiten auseinandergerissenen Kräfte zur geistigen Kräftigung der heranwachsenden deutschen Nation verbraucht werden sollen! Die Vorschläge zur Umgestaltung der Gymnasien von Köchly, Weber, Becker, Drobisch u. A. sind einzeln betrachtet sehr gut, aber sie führen zu keinem ausführbaren Ganzen, mit ihnen wird wenig zu erreichen sein, weil sie zu vielerlei und in Jedem entweder zu viel oder zu wenig wollen. Auch können sie es nicht über sich vermögen der Realschule einen aufrichtig beifälligen Blick zu schenken. Die Realschulen sind allerdings noch lange nicht Das was sie werden können und müssen; aber es ist auch gewiß daß der von ihnen betretene Weg viel gerader zum Ziele führt als der unserer heutigen Gymnasien. Was die beabsichtigten, verbesserten Gymnasien dereinst noch für eine Richtung einschlagen werden, wollen wir abwarten. Gegenwärtig irren sie noch immer einem unklaren Ziele nach. Doch kann man es auch wieder gar nicht loben wenn mehre der Männer der für den Augenblick glücklichern Realschulen mit Leidenschaft das Wort ergreifen und den Gymnasien den Todesstoß zu versetzen trachten. Das ist nicht edel. Indeß darf man hierbei auch nicht übersehen daß in noch weit höherm Grade die Männer der Gymnasien mit Leidenschaftlichkeit über die sogenannten Realisten herfahren. Es ist leider nur zu wahr daß der alte Streit zwischen den Humanisten und Philanthropisten wieder neu angefacht ist, und es wird sogar sehr wahrscheinlich daß auch die Männer der Frömmigkeit sich aufs neue in diesen leidigen Kampf hineinmischen werden: dann haben wir die ganze Erziehungsuneinigkeit wieder, wie zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Und dieser ganze Streit betrifft nur Dinge worüber vernünftige Männer kaum ein unfreundliches Wort verlieren sollten; denn jede Partei hat ihr gutes Recht, das ihr von Niemand genommen oder beeinträchtigt werden kann, und keiner Partei wird je das Recht zugestanden werden können auf Kosten der andern allein zu bestehen. Wann wird diese erbärmliche schulmeisterliche Zerrissenheit und Zänkerei in Deutschland aufhören! ...

Doch es ist nicht gut kleinmüthig zu werden, oder Das noch umständlich zu bejammern was die Natur der unglücklichen Zeitverhältnisse Deutschlands Unglückliches zur Welt geboren hat. Es wäre undeutsch klein alle Hoffnung zum baldigen Besserwerden aufgeben zu wollen. Die deutsche Nationalität ist zersplittert, verkümmert und verbildet, aber dennoch lebt sie mit unverwüstlicher Kraft in dem Kern des deutschen Volkes fort. Die Jahre 1813, 1815 und 1848 haben es der Welt mit gewaltig sprechenden Zeichen verkündet daß in der Brust des ehrlichen Deutschen noch ein feuriges Herz in patriotischer Begeisterung schlägt, wenn seinem Vaterlande ereignißvolle Tage kommen. Hört es, ihr deutschen Männer die ihr die Zügel dieses herrlichen Volksstammes noch einmal in Händen behalten habt, ihr hochgestellten Männer die ihr berufen und verpflichtet seid diese ehrenwerthe deutsche Nation deutsch zu erziehen und deutsch zu verbrauchen, übersehet diese Zeichen nicht! Lernet aus der einfachen Geschichte der Germanen, wie ihnen die klare Idee der persönlichen Freiheit der Grundgedanke ihrer ganzen Nationalität war. Begreift es daß dieser ideale Patriotismus sich nie, nie hinwegverbieten, hinwegdictiren, hinwegtyrannisiren läßt. Begreift es doch endlich daß alles ängstliche Bevormunden und Ueberwachen der patriotisch geliebten persönlichen Freiheit jedem schlichten Deutschen ein Gräuel, eine nationale Schande ist. Würdigt den wahrhaft deutschen Unmuth des großen deutschen Dichters Goethe, wenn er bei dem Hinblick auf die neuere deutsche Volksregierung und Jugenderziehung ausspricht: „Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen, oder rufen, sogleich ist die Polizei da es zu verbieten. Es geht bei uns Alles darauf hin die liebe Jugend zahmzumachen, und alle Natur, Originalität, alle Wildheit auszutreiben, sodaß zuletzt Nichts übrigbleibt als der Philister."

Der freien Entwickelung geistiger Selbständigkeit, dieser Grundbedingung aller wahrhaften Nationalität, möchten wol nirgend so viele und so unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt sein als gerade auf den öffentlichen Anstalten der deutschen Jugenderziehung. Die deutschen Universitäten waren einst in Hinsicht der Lehr- und Lernfreiheit weltberühmte Bildungsanstalten. Hier blüheten die Wissenschaften und Künste in dem offenen freien Lichte der geistigen Sonne, hier reifte der Jüngling zu einem kräftigen Manne; denn sein ganzes Thun, Treiben und Wollen wurzelte in dem fruchtbaren Boden der persönlichen Freiheit. Solche Männer waren dem Staate eine gewichtvolle, zuverlässige Stütze; sie trugen den wahren Stempel echtdeutscher Nationalität. Was hat man aber jetzt aus diesen deutschen Hochschulen werden lassen? Sind sie nicht zu dumpfen, winterlich vollgepfropften und dicht verschlossenen Treibhäusern zusammengeschrumpft, in denen die Wissenschaften und Künste mit unnatürlichen Mitteln zur Blüte getrieben werden, in denen der Jüngling zu einem schüchternen, bleichen Schwächling heranwächst, weil sein ganzes Thun, Treiben und Wollen in dem unfruchtbaren Boden der persönlichen Gefangenschaft wurzelt? Und diese krankhaften, mit unnützem Wissen überfütterten, überklugen jungen Männer sollen den Staat stützen, sollen die deutsche Nationalität in Ansehen erhalten. Es ist ein Jammer die Früchte so trauriger Früchte zu sehen. Wo zeigt sich da die deutsche Besonnenheit, die Liebe zur Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue? Vielleicht hinter dem Bierkruge, wenn das junge Volk mit versoffener Kehle löwenmuthig brüllt: „Frei ist der Bursch!" oder: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Diese nationale Frucht führt zum Untergange der ganzen deutschen Nationalität. Der Himmel gebe daß sie bald wieder eine andere, eine in persönlicher Freiheit naturgetreu zur Reife gebrachte werde. Man schenke dem unglücklichen Deutschland die freien Hochschulen wieder. Man bewahre alle andern Schulen vor dictatorischen Eingriffen, wie wir sie in unsern Tagen alljährlich zu Tausenden haben erleben müssen. Man erziehe die Jugend offen und frei, wie es der deutschen Nationalität anpassend ist, und man wird die unbesonnene Nachahmungssünde der französischen Barrikaden nicht wieder zu bestrafen haben.

An Vorschlägen zur Abänderung und Verbesserung hat es die pädagogische Literatur allerdings auch nicht fehlen lassen. Sie wurden aber wenig oder gar nicht beachtet. So kam es denn daß nach und nach viel Unnatur, viel Verstecktes, viel Untreue und Unwahrheit in das gesammte Erziehungswesen der deutschen Jugend sich einnistelte. Und die bösen Folgen sind auch nicht ausgeblieben. Das Jahr 1848 hat deren eine große Reihe aufzuweisen. Denn bei dem ungestümen Durchbruch der so lange Jahre immer enger und enger eingekerkerten persönlichen Freiheit warf auch die Schule auf einen Augenblick das drückende Joch ab, und ließ sich schlimm verleiten mit theilzunehmen an dem zügellos wilden Treiben des großen Haufens. Das war nicht recht. Aber es war doch zu entschuldigen; denn wie kann man einen so unbesonnenen, unschicklichen Schritt der Schule anders ansehen als die nothwendige Folge der jahrelang vorhergegangenen unnatürlichen

Bevormundung. Die Schule hat bei dieser Gelegenheit ihre Stellung im Staate zum Theil ganz vergessen, ihre eigentliche Aufgabe ganz schief und widernatürlich aufgefaßt. Sie soll sich erquicken und stärken in dem Sonnenschein der Bewunderung aller großen vollendeten Thaten der thatfähigen Männer und Völker; aber sie darf in der noch unvollendeten Tagsgeschichte nie mithandeln, nicht einmal mitreden wollen. Historische Thaten erwartet man von keiner Schule, Das hieße ihre unmündige Jugendstellung ganz verkennen und überschätzen. Das gilt nicht blos für die unerzogene Jugend, sondern auch — und Das ganz vorzugsweise — für die erziehenden Lehrer. Darum ist es in unsern Tagen so sehr zu beklagen gewesen, wenn man von Universitätslehrern und Volkserziehern gehört hat daß sie mit aufrührischen Reden, ja sogar mit hochverrätherischen Handlungen sich in das Treiben der Gegenwart gemischt haben. Wie gefährlich wirkt hier das böse Beispiel auf die gar zu leicht übermüthige Jugend! Wie verführisch vergiftete hier jedes in verkehrtem Patriotismus gesprochene Wort Herz und Geist der unerfahrenen Jugend! Ja es sind Scenen zum Vorschein gekommen zum Jammer der Aeltern, zum Schrecken der Regierungen und zum Herzeleid aller verständigen Erzieher, welche schwerlich je ganz verschmerzt werden können. Daher ist auch der jetzige Schrei des Entsetzens über die extravagante Betheiligung der Lehrer und Erzieher der deutschen Jugend an den politischen Wühlereien in der Tagsgeschichte erklärlich. Die Erzwühler und Erzreactionnaire sind die Professoren der Hochschule und die Schulmeister der Volksschule, so hört man in allen Theilen Deutschlands, selbst von verständigen Vaterlandsfreunden, sagen und hinzufügen: daß die ganze politische und religiöse Zerrissenheit Deutschlands das schändliche Werk dieser unvernünftigen Leute sei. Ein solches Urtheil ist aber viel zu weitgreifend und viel zu parteiisch. Man rechne nur die große Zahl von Richtern, Aerzten, Geistlichen, Handwerkern und Künstlern welche in der kläglichen Tagsgeschichte eine agitatorische Rolle gespielt haben ganz unparteiisch zusammen, so wird man finden daß dagegen das Häufchen Schulmeister gar keine so überwiegende Summe ausmacht. Mag aber dieser der Schule gemachte Vorwurf noch so übertrieben sein, so ist es doch gar nicht gut daß er nur hat möglich werden können. Und es ist sehr zu rathen daß man höhern Orts die daraus hervorgehenden Wahrheiten nicht übersieht. Denn es ist einmal ganz gewiß daß man in der Wahl der Männer denen die geistige Ausbildung und Erziehung der Jugend — das Höchste und Wichtigste eines jeden gutorganisirten Staats — anvertraut worden beiweitem nicht vorsichtig und gewissenhaft genug zuwerkegegangen ist. Dann folgt aber auch zweitens daraus: daß es nicht weise war wenn man in allen Angelegenheiten der Schule die persönliche Freiheit, diese Quelle und Triebfeder aller patriotischen Größe, in eine sklavische Gebundenheit und Abhängigkeit einzuengen getrachtet hat. Man gebe der Schule Das wonach sie schon seit mehr als einem Jahrhunderte vergeblich geseufzt hat, nämlich nicht blos Büchergelehrte und eingeschulte Lehrmeister, sondern wahrhafte Volkserzieher, Männer welche sich dem hohen Berufe von ganzem Herzen gern und ganz ausschließlich widmen wollen, welche außer ihrem gründlichen Wissen auch Charakterfestigkeit besitzen, sodaß sie ihrem Amte mit deutscher Besonnenheit, Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue vorstehen können. Und mit solchen Lehrern ausgerüstet, gewähre man allen Bildungsanstalten ganz unbedingte persönliche Freiheit. Der wahre Erzieher der deutschen Jugend wird sich aus charakterfester innerer Ueberzeugung fernhalten von allen öffentlichen Demonstrationen. Er weiß daß sein persönliches Beispiel der Haupthebel aller Erziehung ist. Seine unerschütterliche nationale Ehrenhaftigkeit ist der Fels an dem die Nationalität der Bildungsanstalt sicher vor Hafen liegen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Für Bibliomanen.

Das „Athenaeum" gibt über einen vor kurzem in London stattgefundenen Verkauf der Bibliothek „eines hochstehenden Sammlers" folgende Notizen:

Den höchsten Preis erhielt ein schönes unaufgeschnittenes Exemplar der „Historia Sancti Johannis Evangelistae ejusque visiones Apocalypticae", gedruckt vor der Erfindung beweglicher Typen, mit hölzernen Stempeln um 1440. Es besteht aus 48 Blättern, von denen zwei in Facsimile. Das letzte in diesem Exemplare echte Blatt ist ein Facsimile des im Britischen Museum. Der Preis war 40 Pf. St. — 36 Pf. 15 Sch. wurden für die erste, auf Pergament gedruckte Ausgabe von „Ciceronis (M. Tulli) Officia Paradoxa et Versus XII. sapientum" bezahlt, ein großes Buch in altem rothen Maroquin („Joannes Fust Moguntinus, Civis Petri Manu pueri mei feliciter effeci MCCCCLXV"). Wenn vor kurzem in einer öffentlichen Versteigerung ein gleiches Exemplar für 300 Pf. St. wegging, so hatte Dies seinen Grund lediglich darin daß zwei Sammler unbeschränkten Auftrag gegeben hatten es zu erstehen. — „Orloge de Sapience", in blauem Maroquin, Einband von R. Payne (Paris, Berard, 1493, Folio), ertrug 33 Pf. St. Dieses Exemplar besteht aus 163 Blättern, hat also deren drei mehr als irgend ein anderes. Gleich zweien von den drei Exemplaren auf Pergament im Besitz der Nationalbibliothek zu Paris hat das erwähnte statt der Rubriken sehr schöne Kupfer. — Die erste Ausgabe von „Lactantius Firmianus Opera" (in Monasterio Sublacensi, 1465, Folio) wurde für 32 Pf. St. zugeschlagen. — Die deutsche Ausgabe des berühmten Briefs von Colombo über die Entdeckung Amerikas, eine Schrift von acht Blättern und außerordentlich selten: „Eyn schön lesen von etlichen inszlen die do in Kurtzen zyten funden synd durch dē Künig von Hispania" (Strasburg, Bart. Küßler, 1497, 4.), wurde für 25 Pf. St. verkauft. — „Libro del Antichristo". „Epistolas de Rabi Samuel" (Caragoça 1496), in doppelten Spalten gedruckt und voll Holzschnitte, nebst einem deutschen mit Holzstempeln gedruckten, den Bibliographen unbekannten Buche, wurde mit 12 Pf. 5 Sch. bezahlt. Genau mit ebenso viel das einzige bekannte Exemplar von „Surse de Pistoye". — „La controverse de noblesse plaidoyer entre Publius Cornelius Scipion d'une part, et Cayus Flaminius de l'autre part. Cy commence ung debat entre trois chevalereux princes" (Folio), gedruckt in Brügge von Colard Maasion, um 1475 in den großen und singulairen Typen dieses berühmten Druckers. — Eine Ausgabe des „Danse Macabre", in Folio und den Sammlern völlig fremd, verkauft für 11 Pf. 15 Sch. Der Titel lautete: „Cy finit la Dáse macabre . . . . nouvellement ainsi composée et imprimée par Guyot Marchant demourant à Paris au grāt hostel du Collège de Navarre au Champ Gaillart l'an de grace mil quatre cens quatre vingt et unze, le Xiour de Avril." Jede Seite — die zwei letzten ausgenommen — enthält einen großen Holzschnitt mit einigen lateinischen Sentenzen und nachher ein Stück französische Poesie in doppelten Spalten. Außer auf dem ersten Holzschnitte finden sich auf allen übrigen nur männliche Figuren. — „Regiment et ordenacões da fazenda" (Lissabon 1548, Folio) ertrug 11 Pf. St. Eine Beigabe dieses seltenen Werkes sind 26 Zettel oder Straßenanschläge aus Lissabon, sämmtlich gedruckt um 1550. Die meisten beziehen sich auf Gewerbe, etliche auf den Handel mit den portugiesischen Colonien, auf die Ausfuhr nach Brasilien u. s. w. — „Generalis Inquisitio" (Neapel 1488, Folio), im neapolitanischen Dialekte geschrieben und den Bibliographen gänzlich fremd, verkauft für 10 Pf. St.; ein schönes Exemplar von Pulci's „Morgante Maggiore" (Vinegia, di Sabio, 1532, 4.), für 5 Pf. 12½ Sch.; endlich ein Abdruck der alten seltenen Romanze von „Fierabras" (mit Holzschnitten, Lyon 1497, 4.) für 8 Pf. 8 Sch.

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 208. — 30. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

Im J. 1815 gehörte Chateaubriand zu den populairsten Männern in Frankreich. Mit Stimmeneinhelligkeit ward er in Orleans für die Kammer gewählt; die Regierung ernannte ihn zum Pair. Da saß der Mann mit dem Herzen René's in einer Versammlung von Greisen, den vertrockneten Ueberresten der alten Monarchie, der Revolution und des Kaiserreichs, denen Alles unsinnig erschien was von dem Tone der platten Alltäglichkeit abwich. Hier konnte nur gedankenlose Trockenheit Beifall erwarten oder das Gefühl für den Fall daß es sich in mitleidigen Redensarten für die armen Minister kundgab. Das war die Erde in die man Chateaubriand verpflanzt hatte; konnte die sonnelustige Tropenblume in den Schneegärten des Herzogs von Otranto gedeihen? Eine Volkskammer kann man bewegen durch die Macht seines Worts und die Macht seiner Gründe, aber eine aristokratische Kammer bleibt taub, sei es aus Grundsatz oder sei es aus Eigensinn. Die Pairs Ludwig's XVIII. sahen in dem Redner des 12. März 1816 einen ebenso unbequemen als langweiligen Declamator, der, um ihr würdiger College zu sein, zu viel Phantasie und zu wenig Bedachtsamkeit hatte. Chateaubriand wußte wie wenig man auf seine Worte achtete, allein er gehörte Zeit seines Lebens zu den Propheten die nicht ermüden und die morgen mit lauterer Stimme wiederholen was gestern im Winde spurlos verklungen ist. Erschreckt über die Plumpheit mit der man die Grundsätze der repräsentativen Regierung handhabte, verfaßte er seine Schrift: „La monarchie selon la Charte", einen constitutionnellen Katechismus. Die Verordnung vom 5. Sept. 1816 rief ein Postscript hervor, das Chateaubriand eilig nach der Druckerei trug; allein hier waren die Abgesandten des Hrn. Decazes bereits in voller Thätigkeit. Geschäftig ward mit der Confiscation verfahren, und als der „freie Franzose und Pair von Frankreich" erklärte nur der Gewalt weichen zu wollen, nöthigte die Gewalt den Widersetzlichen höflichst sich ruhig zurückzuziehen. Der neue Bonaparte, Hr. Decazes, behauptete das Schlachtfeld — bis zum 9. Nov. wenigstens; denn an diesem Tage erfolgte die Entscheidung des Gerichtshofs, die das confiscirte Werk wieder freigab. Aber die übelberathenen Könige verzeihen eine Niederlage nicht so leicht und fodern von Andern was sie oft selbst nicht haben — Dankbarkeit. Dieselbe Hand die Fouché wieder zu Gnaden angenommen hatte strich Chateaubriand von der Liste der Staatsminister und entzog dem Verfasser von „Bonaparte et les Bourbons" den mit diesem Posten verbundenen Gehalt. Chateaubriand lächelte wie ein Philosoph: er ging wieder zu Fuß wie er es gethan hatte zu Napoleon's Zeiten, und freute sich die Pairskammer daß das Regenwetter vielleicht einmal eine seiner Reden ersäufen werde, so war er unerbittlich genug sich einen Fiaker zu miethen. Allein der Strich des Invalidenkönigs wurde doch schmerzlich: das prosaische Bedürfniß zwang den Dichter von Aulnay seine Thaleinsiedelei zu verkaufen und seine Bibliothek obendrein. Nur einen kleinen Homer behielt er zurück, um sich an den Leiden des Irrfahrers Odysseus trösten zu können.

Der gestrafte Autor bequemte sich nicht zur Buße; er verharrte im Gegentheil in seiner isolirten Stellung. Er beantragte Untersuchung der Vorgänge bei den Neuwahlen von 1816 und sprach sich gegen Zuschlag der Staatswaldungen an den Amortisationsfonds aus. Seine Haltung und seine Anhänglichkeit an den Buchstaben der Charte nöthigte ihn oft Die zu unterstützen die bei ihren Abstimmungen seine Beweggründe nicht theilten. Durch die scheinbare Aehnlichkeit der Meinungen war eine Kameradschaft zwischen den beiden Kammerminoritäten entstanden. In seinem Constitutionseifer lernte er Hrn. von Villèle, das Haupt der royalistischen Opposition in der Deputirtenkammer, kennen, und wenn er mit diesem über den zu verfolgenden Angriffsplan discutirte, gab es Momente des Stolzes in denen er sich wie Cäsar vorkam der mit Pompejus stritt. Wenn er aber des Abends aus der Reunion Piet zurückkehrte, überkam ihn immer der leidige Gedanke seiner Schwäche und der Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel. Er bedurfte einer andern Waffe als das einer tauben Kammer entgegengeworfene Wort; er suchte andere, aufmerksamere Zuhörer und konnte sie nur auf dem Wege der Presse finden. Das Journal „Le conservateur", das bis 1820 erschien, sollte gleichzeitig das System der Minister

und die Bestrebungen der äußersten Linken bekämpfen und alle Vorfälle des Tages, alle wichtigen Interessen besprechen und untersuchen. Der von seinem Unternehmen begeisterte Redacteur drückte den Montmorency und Lévis die Feder in die Hand und machte die Abkömmlinge der alten französischen Ritter zu Journalisten. Ein trübes Ereigniß unterbrach diesen royalistischen Kreuzzug, der Tod des Herzogs von Berri. Chateaubriand eilte nach der Stätte des Unglücks und fand in einer Loge den Herzog von Orleans. Er will in dessen Augen einen übelverhehlten Ausdruck von Jubel bemerkt haben, der sich hinter der erkünstelten Trauer nicht verstecken ließ. „Er sah sich einen Schritt näher am Throne. Meine Blicke genirten ihn; er verließ seinen Platz und wendete mir den Rücken zu.“ Eine schwere Anklage wider den Charakter des Julikönigs, den noch immer unergründeten, für den sich so widerstreitende Farbenstriche mischen! Chateaubriand spricht sie mit einer erschreckenden Bestimmtheit aus; spätere Geschichtschreiber, die das volle geschichtliche Material vor Augen haben, werden sie würdigen müssen.

Dem traurigen Ereigniß folgte ein freudiges: Am 29. Sept. 1820 jubelten die Royalisten und nannten Heinrich von Bordeaux, das Kind der Verbannung, den Sohn Europas und das Kind der Wunder. Es war eine Zeit der friedlichen Stimmungen, des Vergessens, des allseitigen Nachgebens. Auch war der „Conservateur“ ja gestorben vor dem Hauche der Censur, und — Hr. Decazes war Gesandter in London. An dem Sarge des Herzogs von Berri und des Ministeriums Decazes sollte der Friede zustandekommen; eine Frau ward die Vermittlerin. Chateaubriand bestimmte Villèle als Staatssecretair ohne Portefeuille einzutreten und Corbière, den Euryalos Villèle's, den öffentlichen Unterricht zu übernehmen. Er selbst ließ sich in ein sehr höfliches Exil schicken und ging als Gesandter nach Berlin.

Chateaubriand befand sich ganz wohl als er in einer schönen Equipage und gut bedient, mit allen Annehmlichkeiten die das Geld gewährt, Paris verließ, und freute sich über seinen fortwährend hungerigen polnischen Vorreiter, der in Ermangelung der Zaren ganz allein sein Vaterland verzehrt haben würde. Chateaubriand reiste augenscheinlich sehr eilig, sodaß er ermöglicht auf kaum 20 Zeilen den Weg bis Berlin zurückzulegen. Der Schriftsteller Chateaubriand kümmerte sich nicht um Mainz und seine Buchdruckerkunst; in Frankfurt hält er sich nur wegen eines Geldwechsels auf und erinnert sich daß — er in der Stadt der Juden sei. „Ich kam durch Erfurt und Weimar. In Erfurt fehlte der Kaiser und in Weimar wohnte Goethe, den ich früher sehr bewundert habe und den ich jetzt viel weniger bewundere. Ich hätte Goethe besuchen können, habe es aber nicht gethan.“ Und Das ist Alles was der Dichter Chateaubriand bei dem Namen Goethe zu sagen weiß! Er, der sonst so freigebig ist mit Reiseeindrücken und Gefühlsergüssen, der in England Byron und in Italien Dante studirte, er hat Nichts für Goethe als die kahle Versicherung daß er ihn jetzt viel weniger bewundere, und daß er es nicht der Mühe werth gehalten ihn zu besuchen! „Das Grab Luther's zu Wittenberg führte mich nicht in Versuchung; der Protestantismus ist in der Religion nur eine unlogische Ketzerei; er ist ganz Dasselbe was in der Politik eine fehlgeborene Revolution ist.“ Da hat König Ludwig doch einen großen Gewährsmann! Neben Goethe behagt auch Luther, der Dickkopf, dem französischen Gesandten nicht, und er ist froh als er in seinem Hotel unter den Linden absteigen kann und seine Legationssecretaire sich ihm ehrerbietigst vorstellen.

Die Charakterskizzen Chateaubriand's über Friedrich Wilhelm werden in Frankreich mit viel Interesse gelesen werden. Sie sind in Paris piquanter als bei uns, trotz aller Häuslichkeit des Bürgerkönigs. Friedrich Wilhelm wohnte in einem einfachen Hause, dessen einzige Auszeichnung in zwei Schildwachen vor der Thür bestand. Leutselig sprach er mit Jedem, wenn er eben zu Hause war. Fast jeden Tag fuhr er, immer zu derselben Stunde, in einem offenen Wagen, den er selbst kutschirte, eine Mütze auf dem Kopf und einen grauen Mantel um den Rücken, durch den Thiergarten spazieren und rauchte dabei seine Cigarre. In diesem Aufzug begegnete ihm Chateaubriand nicht selten. Eines Abends traf er denselben im Corridor des Theaters, und der König gestand ziemlich schüchtern unter vier Augen daß er Rossini verabscheue und Gluck verehre, daß er Dies aber nicht gegen seine Umgebung auszusprechen wage. Ein anderes mal führte ihn der König in sein Betzimmer und versicherte dem französischen Dichter: er habe die Gemälde und Crucifixe angeschafft, weil er im „Génie du christianisme“ gelesen die Protestanten hätten ihren Cultus zu sehr allen äußern Schmucks beraubt.

Gegen die strenge Vorschrift der Etiquette erhielt Chateaubriand öfter als seine Collegen Zutritt zu der königlichen Familie. Diesem Umstande verdankte er seine Bekanntschaft mit der Prinzessin Wilhelm — er hatte niemals einen traurigern Blick gesehen als den ihrigen — und namentlich der Herzogin von Cumberland, deren Sohn er erziehen sollte. Diese liebenswürdige Tochter der Throne nahm innigen Antheil an dem französischen Dichter und lehnte ihre stille Menschenliebe und schwärmerische Freundschaft an dessen warme Empfänglichkeit und seine tändelnden Träumereien an. Chateaubriand theilt Briefe mit von seiner Freundin, in denen sie ihm Stunde für Stunde das Leben schildert, das sie in denselben Haiden zubrachte in denen einst Voltaire wandelte, Friedrich starb und Mirabeau sich verbarg. Diese Correspondenz macht den wohlthuendsten Eindruck; man findet, da oder dort hindurchdringend, etwas Schmerzliches und Zurückhaltendes in ihnen, etwas Vertrauliches und Erhabenes. Sie schreibt:

Nicht von meinem Steigbügel aus, wie der Sultan, sondern immer in meinem Bette schreibe ich Ihnen. Aber dieser traurliche Aufenthalt gibt mir auch Zeit genug über die neue Lebensweise nachzudenken die Sie Heinrich V. befolgen lassen wollen. Ich bin damit sehr zufrieden: der Löwenbraten wird

ganz vortrefflich bei ihm anschlagen, und ich rathe Ihnen nur ihn vorerst auf das Herz einwirken zu lassen. Ihrem andern Zöglinge, dem Georg, werden Sie dagegen Lämmerfleisch zu essen geben müssen, damit er nicht gar zu ausbündig wird. Das geht gar nicht anders: dieser Erziehungsplan muß realisirt und Georg und Heinrich V. müssen gute Freunde werden.

Die arme Friederike! Die Zeit ist härter und rauher als die Träume eines wohlwollenden Frauenherzens sie bilden möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Die nationale Ausbildung und Erziehung der deutschen Jugend.

(Beschluß aus Nr. 207.)

Unter der großen Zahl von literarischen Bestrebungen zu einer nationalen Begründung und Neugestaltung des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens verdient zunächst eine kleine Schrift:

Der Unterricht in nationaler und zeitgemäßer Hinsicht. Altenburg, Schnuphase. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

mit Auszeichnung genannt zu werden. Es enthält sehr gesunde Ansichten und manche gar praktische gute Vorschläge. Besonders ist darin das Streben nach Schulvereinfachung und Einigung zu rühmen. Es will die Universitäten zeitgemäß verjüngt und so erweitert wissen daß dieselben auch dem Bedürfniß einer polytechnischen Schule vollkommen entsprechen können. Auch *will es nur* eine dazu vorbereitende höhere Bildungsanstalt. Das Gymnasium soll in der Realschule aufgehen. Der Gedanke ist gut, aber seine Verwirklichung noch nicht möglich. Vorderhand müssen die Zwecke der Gymnasien und der Realschulen noch besonders erstrebt werden. Indeß schließt Das nicht aus daß beide Bildungszwecke in einer und derselben Anstalt zu erreichen sein können. Man muß nur einigen wo keine widerstrebende Elemente vorkommen, und sondern wo *eine Einigung* unmöglich ist; auch muß man nicht zu hartnäckig auf obligatorische Benutzung aller Unterrichtszweige von allen Schülern bestehen. Lebenszwecke, Neigung, Befähigung der Schüler soll eine solche Schule ganz vorzugsweise nicht unberücksichtigt lassen.

Von Schriften wie:

Das neue Deutschland und seine Volksschule. Dem deutschen Volke gewidmet von einem deutschen Lehrer. Leipzig, Siegel u. Stoll. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

kann hier nicht gut die Rede sein. Ihr kurzer Inhalt enthält zu unerreichbar Großes, auch ist die Arbeit zu flüchtig für den tiefen Ernst der Sache selbst. Wir machen auf das vorhin gesprochene Wort über die Theilnahme der Volkserzie*her an den* politischen Ereignissen des Tages aufmerksam.

Jetzt wollen wir aber die Aufmerksamkeit der Leser noch auf ein Werk hinlenken, welches in Hinsicht der nationalen Erziehung der deutschen Jugend einen großen Einfluß ausüben wird. Der Titel desselben ist:

Das Wesen und die Stellung der höhern Bürgerschule von C. G. Scheibert. Berlin, G. Reimer. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Das Buch enthält einen ungemein reichen Schatz von sehr glücklichen Ideen, von richtigen Beobachtungen und erfolgreichen Versuchen über das Erziehungswesen der deutschen Jugend. Es verdient recht viel und sorgfältig gelesen und beherzigt zu werden, und Das nicht blos von Seiten des pädagogischen Publicums, sondern von allen gebildeten Denkern welche sich für eine naturgetreue deutsche Ausbildung der heranwachsenden Jugend interessiren. Ganz besonders ist es aber den hohen Behörden zur vorurtheilsfreien Berücksichtigung zu empfehlen, welche in ihrer Beaufsichtigung des Unterrichts- und Erziehungswesens noch kein ganz günstiges Urtheil über Realschulen oder höhere Bürgerschulen gewinnen konnten. Sie werden hier durch das begeisterte wahre Wort des Verf. für die gute Sache gewonnen werden; sie werden die unglückliche Alternative, ob Gymnasium, oder die höhere Bürgerschule die Pflanzstätte der höhern Bildung ausmachen müsse, für gar nicht mehr zeitgemäß erkennen; das Buch wird sie überzeugen daß das Gymnasium auch in der beabsichtigten neuesten Umgestaltung, wie dieselbe von Weber, Köchly u. A. in Vorschlag gebracht worden ist, nie die Realschule ersetzen oder gar überflüssig machen kann, und daß die höhere Bürgerschule allerdings auf dem Wege ist den jugendlichen Geist ebenso stark zu wecken und ebenso zuversichtlich zu kräftigen wie das beste Gymnasium es je im Stande sein konnte, aber doch noch lange nicht daran denkt für das Gymnasium an den Platz treten zu wollen. Für diese hochgestellten und darum auch hochverpflichteten Leser enthält das Werk Fruchtkörner welche eine reiche Ernte für das gesammte Schulwesen voraussehen lassen. Möchten sie hier auf einen ehrlich deutschen guten Fruchtboden fallen!

Der Verf. faßt den Begriff und die Einrichtung der höhern Bürgerschule von der aus der alltäglichen Wirklichkeit emporgesteigerten reinidealen Seite auf. Die Schule wird so zu einer Erziehungsanstalt für alle gebildeten höhern Volksmassen, welche den Kern und das eigentliche Wesen der deutschen Staaten ausmachen. Darum paßt der Inhalt mit einiger Modification auch ganz vortrefflich für die Gymnasien, selbst für die Universitäten.

In der Auswahl und der Behandlungsweise der für die höhere Bürgerbildung nothwendigsten Unterrichtszweige bringt das Buch das jetzt ziemlich allgemein anerkannte Beste; darin unterscheidet es sich wenig von ältern guten Werken dieser Art von Mager, Beger, Vogel, Tellkampf u. A. Dagegen ist es in der Behandlung der Jugend durch und durch neu. Wenn in andern Schriften die nationale Ausbildung der deutschen Jugend durch die Muttersprache und deren Literatur, durch vaterländische Geschichte und Länder- und Völkerkunde zu erreichen in Vorschlag gebracht wird, so hält Dies der Verf. nur für den einen und kleinsten Factor der gesammten Nationalerziehung. Er will ein ganz neues, vielverzweigtes Schulleben erweckt wissen, in welchem jeder Schüler unter Leitung seiner würdigen Lehrer stelbständig sich hineinlebt in das nationale Bildungsprincip. Er will seine Schüler deutsch empfinden, deutsch denken und deutsch handeln lassen im Leben der Schule, damit sie bei dem Hineintreten in das Leben der wirklichen Welt sich selbst schützen und hüten können vor allem falschen Patriotismus. Dies ist ein vortrefflicher Gedanke. In diesem patriotischen Berufsleben der Schule soll sich der Knabe und der Jüngling besonnen, wahr, ehrlich und treu zu benehmen lernen, um bei seinem Berufe in der Außenwelt diese edeln Keime deutscher Charakterbildung weiter entfalten und zur Reife bringen zu können. Dem Schulleben unsers Werks fehlt auch das kirchliche Element nicht, aber die Schulkirche ist mehr ein Institut für wahrhafte jugendliche Frömmigkeit als für den religiösen Unterricht. Man klagt jetzt, und Das nicht ohne den triftigsten Grund, daß der religiöse Sinn in den Schulen nicht viel mehr zu finden sei, daß Lehrer und Schüler gar nicht mehr wie früher religiös durchdrungen sind von der Erhabenheit und Heiligkeit der Wahrheiten unserer Religion. Unser Verf. gibt ganz vortreffliche Winke wie dieser gefährlichen Krankheit der deutschen Schule entgegenzuarbeiten, wie sie radical zu heben sei.

Das Buch zerfällt in vier Theile, welche sich gegenseitig stützen und durchdringen, wie die Glieder eines organischen Ganzen. Der erste Theil sucht und löst „Die Aufgabe der höhern Bürgerschule"; der zweite Theil concentrirt seine Aufmerksamkeit auf den „Schulunterricht"; der dritte Theil gibt ein lebendiges Bild von einem naturgetreuen „Schulleben"; der vierte Theil läßt beherzigenswerthe „Wünsche für die Zukunft" lautwerden. Wir wollen nun aus dem dritten und vierten Theile einige Auszüge folgen lassen, wonach man auf den Geist des Ganzen leicht zurückschließen kann.

Der Verf. hat gezeigt wie in den einzelnen Classen das Gemeindeleben der Schüler sich am Unterrichte entwickeln müsse, und empfiehlt dabei ganz vorzugsweise die Lehrmethode des freien Unterrichts. „Wenn", beginnt er §. 75, „mit solchen und ähnlichen Arbeiten und mit der ganz freien Unterrichtsform der Sinn für eine freie Thätigkeit belebt ist, dann wird sich nach und nach wie von selbst ein erweitertes Schulleben entfalten. Es dürfen die Lehrer nur ein Herz für die Sache haben und für den eigenthümlichen Bildungsweg für den künftigen Bürger. Dahin rechnen wir zunächst freie Schülervereine, welche in den untern Classen unter den Händen und unter möglicher freier Leitung der Lehrer bleiben, in den obern Classen aber zum Theil ganz selbständig werden. Wir scheiden hier Lesevereine, Studienvereine, Kunstvereine, Beschäftigungsvereine. Für dieselben entwerfen die Schüler förmlich und berathen Statuten und Einrichtungen, Strafbestimmungen und Geschäftsordnung, und wählen sich Vorstände denen sie gehorchen wollen. Der Lehrer nimmt an den Berathungen nur noch theil und läßt sie selbst von den Schülern leiten, weist höchstens einmal auf einzelne Punkte hin welche von den Schülern ganz übersehen sind, warnt vor den drakonischen Gesetzen, zu welchen die Kinder nur eine zu große Hinneigung haben. Dies Berathen, Streiten, Ueberlegen, Disputiren ist ein wesentliches Stück der Beschäftigung, es kommt dabei eine deutliche Vorstellung der wirklichen Verhältnisse, der Kräfte, der Räumlichkeiten, der Zeiteintheilung, der Ausdauer u. s. w. zur Sprache, welches eben eine Beschäftigung im Sinne der höhern Bürgerschule ist."

Hat der Verf. nun Wesen und Zweck der einzelnen Vereine in den verschiedenen Classenstufen zur klaren Anschauung gebracht, so fährt er in reflectirender Betrachtung also weiter fort: „Niemand wird nach Betrachtung des Vorstehenden daran zweifeln daß sich ein Gemeinsinn, ein Schulleben, ein Thätigkeitstrieb und eine Erwerbsfähigkeit auf dem geistigen Gebiete und ein praktischer Sinn entwickeln werde; auch wird Niemand sagen daß die Ausführbarkeit eine Chimäre sei, der das Zusammenwirken aller Mittel und dabei die Wärme der Lehrer für die Aufgabe der höhern Bürgerschulen in Anschlag bringt; aber die Frage nach der Zeit der Schüler wie der Lehrer wird in ihrer Beantwortung das gänzliche Zurückweisen enthalten. Darum werde hier nochmals ausdrücklich bemerkt daß ja die Schule keine Examina machen will und ein Wissen erzielen, was schließlich alle Schüler im Säckel sollen aufweisen und aus ihm auf Geheiß hervorlangen können, daß sie des positiven Wissens sich soviel als möglich entledigen will, daß sie die Wissenschaft nur solange im Gedächtniß festhält als sie zur Benutzung für eine weitere Bildung verwandt wird, daß sie vielmehr jedesmal wenn es wieder nöthig ist erst das Material sammeln läßt. . . . Auch kann es Niemandem einfallen als hätte hier sollen oder auch nur können das ganze Feld eines solchen Schullebens in seiner Entfaltung dargelegt werden. . . . Doch zunächst ein Schulleben unter den Lehrern einer höhern Bürgerschule, so wird sich auch das der Jugend finden. Freilich gehört auch mehr Schuleifer der Lehrer und mehr Kinderliebe dazu eine flüchtige Jugend an der freien Thätigkeit zu erhalten, als die durch Gesetz und Schulordnung versammelte und eingepferchte mit der Schulweisheit zu füttern."

Nachdem der Verf. das Gemeindeleben der Schule in den verschiedenen Altersstufen einzeln durchsprochen und überdacht hat, so faßt er auch noch das Schulleben als ein selbständiges in der Gesammtheit ins Auge und bringt hier wie in den andern Abschnitten des Buches eine Fülle der köstlichsten pädagogischen Ideen zutage. Er lebt mit Recht der festen Ueberzeugung daß die Schule erst dann ein Abbild des Lebens und dadurch wieder ein wahrhaft fruchtbares Bildungsmittel fürs Leben sein werde, wenn sie nicht blos in ihren Theilen, sondern auch in ihrer Gesammtheit ein wohlorganisirtes, Allen bewußtes, nach einem erkannten Ziele hinstrebendes Ganzes ausmache, und wenn sie in diesem Organismus das Bild des öffentlichen Lebens abspiegelt und im Kleinen darstellt. „Dieses Bild", sagt der Verf., „hat drei Hauptradien: die Kirche, die Rechtsinstitute, die Wehrverfassung, und innerhalb dieser Belebungs-, Erhaltungs- und Sicherheitsveste birgt sich das gesammte Volksleben, welches sich an Volksfesten dann einmal kundgibt. Die Schule darf so wenig in ihrem Organismus diese Institutionen öffnen, wie wenig sie in ihrem Leben das Familienleben ersetzen, verdrängen oder auch nur annähernd darstellen durfte. Dennoch aber soll jede der drei Richtungen angebaut und zum Bewußtsein gebracht, ja nicht gelehrt, sondern eingelebt werden. Die Schule soll ihre Kirche haben, aber eine Schulkirche — eine Rechtsverfassung, aber für einen Schul- und Knabenstaat — und eine Wehrverfassung, aber wie sie Knaben haben müssen. Diese hohen Ideen werden mit Dem was eine Schule davon darbieten kann sich auf einem Schulhofe sehr winzig ausnehmen, und Das sollen sie auch, sonst haben sie auf einem Schulhofe nicht Platz und treten über die Ufer und machen aus einem bewässernden Bache einen überflutenden Bergstrom und bringen statt Segen nur Unheil."

Man sieht der Verf. hat ein sehr erhabenes Ziel vor Augen, und er steuert mit gewaltiger Kraft und lodernder Begeisterung darauf los. Daß dies Ziel schon jetzt vollkommen zu erreichen sei, läßt sich gar nicht erwarten und Hr. Scheibert selbst denkt nicht daran. Aber anregen wird ein so edles Streben, es wird zur Nachahmung, zum Mithandanlegen anspornen, und diese Anregung thut wahrlich sehr hohe Noth. Unsere deutschen Schulen sind noch weit von Dem entfernt was sie dem Staate, den Gemeinden, den Familien, was sie dem Vaterlande sein sollen, und sie haben dennoch schon lange einen Ruhesitz ausgewählt auf dem sie mit dem übermüthigen Stolze eines Pharisäers zurückschauen auf das Elend früherer Zeiten. In dieser altväterlichen Gemächlichkeit dürfen sie ferner nicht verbleiben. Und daß Dies nicht geschieht, dafür sorgen die lebensfrischen jugendlichen Thaten der Männer welche das höhere Bürgerschulwesen in die Hand genommen haben. Sie haben ein patriotisches Herz für die deutsche Schule, ein klares Auge für die Bildungsbedürfnisse der Gegenwart und eine Lust zu wirken. Sind sie in der Auffassung ihrer Aufgabe nun auch noch immer nicht ganz einig, kommt auch hier noch zuviel Ideales, dort zuviel Materielles vor, fehlt auch hier noch zu sehr die praktische, dort die theoretische Tendenz, so schadet dies Alles Nichts, der gute Wille zum Besserwerden blickt überall kräftig hindurch und wir können mit Zuversicht das Bessere hoffen.

38.

Lesefrüchte.

Der alte britische Bardencharakter. Ein Dichterspiegel.

Es war den Barden nicht gestattet auf irgend eine Art Partei zu nehmen in politischem oder religiösem Streit. Unter dem Titel „Barde der Insel Britannien" galt er so völlig als Herold des Friedens daß keine nackte Waffe in seiner Gegenwart sich zeigen durfte. Unbehindert ging er von einem feindlichen Lande in das andere, und wenn er in seinem einfarbigen Gewande — es war azurblau, als Sinnbild von Friede und Wahrheit — zwischen zwei kämpfenden Heeren erschien, wurde die Schlacht augenblicklich eingestellt. Eine der Hauptbezeichnungen dieses Sängerordens war: „Those who are free throughout the world." Das Motto des Barden hieß: „The truth against the world." Zu seinem Lieblingsworte gehörte: „In the face of the sun, and in the eye of light."

Poesie der alten Biscayersprache.

Das Baskische hat manche poetische Ausdrücke. So heißt die Sonne, wörtlich aus dieser Sprache übersetzt: „Das was den Tag ausgießt", der Mond: „Das Licht des Todes."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 209. — 31. August 1850.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Fünfter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Die diplomatischen Arbeiten Chateaubriand's, seine Depeschen an den Baron von Pasquier sind nicht von Belang. Er nimmt für sie den Ruhm in Anspruch daß sie einen größern Inhalt haben als berliner Klatschgeschichten, wie seine Vorgänger sie lieferten, und dieser Ruhm mag ihm auch unbenommen sein. Auch das Memoire über Deutschland ist nicht allzu ergiebig ausgefallen, enthält aber einige scharfe und treffende Bemerkungen. Es war nämlich von der Regierung sämmtlichen Gesandten anbefohlen worden während ihres Aufenthalts im Auslande eine Denkschrift über die Situation der Regierungen und Völker abzufassen bei denen sie accreditirt waren. Eine Sammlung solcher Denkschriften müßte für die Geschichte unleugbar von Nutzen sein, allein dieselben gingen nur spärlich ein, da die Herren Gesandten anderweit zuviel beschäftigt waren. Bei Chateaubriand war es wol nur die Kürze seines Aufenthalts in Berlin welche eine weitere Ausführung seiner Ideen über die politische Lage Deutschlands verhinderte. In dem von ihm mitgetheilten Fragment findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle:

> Eine Art politisches Inquisitionstribunal und die Unterdrückung der Preßfreiheit haben die Bewegung der Geister gehemmt; allein man darf deshalb nicht glauben daß sie auch ihre Kraft gebrochen haben. Deutschland wie Italien wünscht jetzt vor Allem die politische Freiheit, und wenn man diese Idee, die je nach den Ereignissen und den Menschen längere oder kürzere Zeit schlummern wird, wieder anregt, so kann man immer sicher sein die deutschen Völker hiermit aufs neue in Bewegung zu versetzen. Die Fürsten oder Minister die in den Reihen der deutschen Bundesstaaten erscheinen werden können die Revolution in diesem Lande allerdings beschleunigen oder verzögern, aber sie können dem Menschengeschlechte nicht wehren sich zu entwickeln. Jedes Jahrhundert hat sein eigenes Geschlecht.

Was Chateaubriand damals am Hofe Friedrich Wilhelm's III. schrieb ist auch heute noch wahr und die Geschichte der Zukunft wird neue Belege dafür liefern. Das Drängen nach Einheit hat zu mächtig eine Generation unsers Volks bewegt, zuviel des Blutes, des reinen und des unreinen, ist in ihm geflossen, als daß je nachkommende Geschlechter ermatten könnten, und verzweifeln an der Durchführung einer Idee welche geboren ward unter allen Wehen einer schmerzlichen Geburt in der Stunde der höchsten Gefahr, und welche die Weihe des Siegs empfing auf mehr als einem blutigen Schlachtfelde!

Chateaubriand beurlaubte sich um in Paris der Taufe des Herzogs von Bordeaux beizuwohnen. Er schied aus den ihm liebgewordenen Kreisen, von Humboldt, Ancillon und Chamisso, ohne zu ahnen daß er nicht wieder in dieselben zurückkehren werde. Bald nach seiner Rückkehr nach Paris, bei der er übrigens in sein Staatsministerium wiedereingesetzt ward, trat Hr. von Villèle zurück und Chateaubriand bat um Enthebung von der Gesandtschaft in Berlin. Der Entlassung Villèle's und Corbière's folgte bald die gänzliche Auflösung des Cabinets, welche jedoch Chateaubriand's Freunde in den Staatsrath zurückführte. Unter solchen Umständen konnte er selbst nicht füglich beiseite gelassen werden, und so ward denn beschlossen daß er Decazes auf dem Gesandtschaftsposten in London ablösen solle. Ludwig XVIII. vergaß wie schmerzlich gerade diese Ernennung seinem Liebling sein mußte; er freute sich nur an dem Gedanken Chateaubriand wieder einmal loszusein. Dieser war nicht abgeneigt selbst diese Freude zu theilen und ging auf seinen neuen Posten ab, gehoben von dem Bewußtsein daß er da wo er einst unbekannt und schwach gewesen war angesehen und mächtig wiedererscheinen sollte.

Es ist begreiflich wenn Chateaubriand dem Charakter Ludwig's XVIII. besondere Aufmerksamkeit widmet; er verfolgt ihn bis in die kleinsten Züge. Einzelnes haben wir im Verlaufe der frühern Darstellung hervorgehoben, und gestehen zu daß Ludwig XVIII. dabei nicht eben im günstigsten Lichte erscheint; wir kommen in der Kürze hier noch auf zwei Züge zurück.

Ludwig XVIII. war schnell bei der Hand wenn es galt einen heldenhaften Entschluß zu fassen, und hat doch niemals einen zur Ausführung gebracht. In seinen Worten lebte die Majestät des Königs, in seinen Handlungen suchte man sie vergebens. Während er seine Sachen zusammenpacken ließ um zu fliehen, decretirte er die große Maßregel: man müsse auf Bonaparte Jagd machen! Ludwig XVIII., der keine Beine hatte,

wollte auf den Eroberer, der durch die ganze Welt gezogen war, Jagd machen! Die bei solcher Gelegenheit übliche alte Gesetzesformel: courir sus ward ängstlich beibehalten, um der Würde des Königthums Nichts zu vergeben; als ob sich lächerlichmachen nicht das Schlimmste wäre! Im J. 1815 sollte man Jagd machen, nicht auf einen Wolf, nicht auf einen Räuber, nicht auf einen eidbrüchigen Vasallen, nein — auf Napoleon, der auf alle Könige Jagd gemacht und ihnen Allen sein unaustilgbares N auf die Schulter gebrannt hatte.

Ludwig XVIII. wahrte sich in allen Lagen den verletzenden Stolz eines Menschen der sich bewußt ist daß er „von Gottes Gnaden". Wenn er dem Herzog von Wellington begegnete, so grüßte er ihn immer nur mit der leichten und herablassenden Kopfbewegung eines Protectors. Mochte er sein wo er wollte, in seinem Schlosse oder auf der Flucht, überall fühlte er sich als König, wie Gott überall Gott ist. Das Unglück beugte ihn nicht, denn es konnte ihm seinen Namen nicht nehmen, es konnte die Jahrhunderte nicht vernichten die auf seiner Stirn geschrieben standen. Als er in Paris die siegreichen Monarchen zur Tafel geladen hatte, ging er ohne alle Umstände diesen Fürsten voran, deren Soldaten im Hofe des Louvre gelagert waren. Chateaubriand sagt: „Die fixe Idee von der Größe, dem Alter, der Würde und der Majestät seines Geschlechts gab Ludwig XVIII. ein wirkliches Reich. Er war die letzte Personification der Legitimität; als er verschwand war auch sie nicht mehr sichtbar."

Die poetische Frische die wir an den ersten Bänden der „Mémoires d'outre-tombe" so ohne Rückhalt gepriesen, ist in den neuern vielfach unterbrochen durch trockene Berichte und geschraubte Declamationen. Der Stoff mag hieran seinen Theil Schuld tragen: die Erinnerung an den Urwald mag hinreißender wirken als das Andenken an die gerade Straße nach Charlottenburg. Allein wenn der wechselnde Stoff den Schriftsteller zu einer wechselnden, ungleichartigen Darstellung nöthigte, so durfte man doch wol mit Recht mehr und bemerkenswerthere Aufschlüsse über eine Zeit erwarten in der Chateaubriand so thätig eingreifend gelebt hat. Was erfahren wir Neues über die ersten Jahre der Restauration? Alles was der Memoirenschreiber uns bietet ist so skizzenhaft und so sichtlich mit Unlust geschrieben daß es im Leser die Misstimmung getäuschter Erwartungen zurückläßt. Das Parteileben in den französischen Kammern, dessen Darstellung so anziehende Aufschlüsse über parlamentarische Notabilitäten enthalten konnte, ist mit ein paar dürftigen Zeilen abgethan, und als Entschädigung für solche Lücken werden weitausgesponnene Betrachtungen darüber geboten: was wol aus Chateaubriand geworden wäre wenn nicht Das oder Jenes geschehen, wenn er Napoleon nicht seine Entlassung gegeben oder Miß Ives geheirathet hätte. Das ermüdet und verkümmert nicht selten den Genuß einzelner Partien, die man sonst mit ganzer Befriedigung lesen würde. Die kurze Skizze über den Aufenthalt in Deutschland wird, wie schon erwähnt, in Frankreich Interesse erregen, weil sie piquant geschrieben ist. Diesseit des Rheins wird sie nur umsomehr verletzen, als ihr Verfasser mit der Prätension des Verständnisses und eines geprüften Urtheils auftritt. Wer in Goethe den Dichter verleugnet und in Luther nur den protestantischen Ketzer schmäht, Der mag sich aller Erkenntniß rühmen und sich des wohlverdienten Lorbers freuen: allein vom deutschen Geiste, wie er in Luther und Goethe am herrlichsten zur Anschauung kommt, hat er Nichts verstanden.

L. Fasoldt.

Die französischen Dichter über Theaterfreiheit und Theatercensur.

Unter dem Titel „Enquête et documents officiels sur les théâtres" ist gegenwärtig in Paris ein 240 Seiten enthaltender Band von der Commission des Staatsrathes veröffentlicht worden, welche mit den Vorarbeiten des Theatergesetzes beauftragt war. Diese Commission hat besonders auf die Meinung Derjenigen Rücksicht nehmen zu müssen geglaubt welche vermöge ihres Studiums oder ihres Berufs den innigsten Antheil an dem Schicksal des Theaters nehmen. In sechs Sitzungen sind 31 Personen vernommen worden, Theaterschriftsteller, Schauspieler, Regisseure, Theaterdirectoren, ehemalige Censoren, Kritiker und Balletmeister. Die Debatte drehte sich hauptsächlich um zwei Fragen, nämlich erstens: ob die Theater in gewerblicher Hinsicht vollkommen freizugeben seien, und zweitens: ob eine Censur nöthig sei. Von fünf Theaterdirectoren war nur Einer für vollständige Theaterfreiheit. Von zwei Schauspielern war Keiner dafür; der Eine erklärte: „daß die unbeschränkte Freiheit der Theater, wie sie 1791 proclamirt worden wäre, für neue und alte Theater gleich verhängnißvoll gewesen sei, denn in ihrem Gefolge sei eine zügellose Literatur, Bankrott der Unternehmer und allgemeiner Ruin gewesen." Am interessantesten ist es die Ansichten der vorzüglichsten französischen Schriftsteller zu hören.

Jules Janin sprach sich folgendermaßen aus: „Seit den 20 Jahren daß ich die Ehre habe Feuilletonist des «Journal des débats» zu sein, bin ich immer von der Nothwendigkeit einer Präventivcensur überzeugt gewesen. Die Censur ist nothwendig, besonders in Frankreich; Meisterwerke hat sie nie verhindert, im Gegentheil konnten sie in ihrer Abwesenheit nicht entstehen. Sobald dieser Zügel verschwunden ist, kann man sagen daß alles Feine und Zarte verschwindet um dem Ungeschlachten und Unästhetischen platzzumachen. Nach der Revolution von 1830 hat man auf dem Theater der Porte St.-Martin ein Drama gegeben worin der Erzbischof von Paris ein junges Mädchen entehrte und dann ihre Hütte anzündete um sein Verbrechen zu verbergen. Hier ist kein Unterschied zwischen Männern welche ihre Messer und Frauen die ihre Beine zeigen; Kunst und Moral hören dann auf. Dem französischen Publicum dem solche Dinge misfallen muß Gerechtigkeit werden. Nach dem 24. Febr. hatte ich das Unglück einer Vorstellung des „Chiffonnier" von Felix Pyat beizuwohnen. Mit Lumpen bedeckt betritt der Chiffonnier die Bühne; er schüttet seine Butte voll Kehricht aus; darunter befand sich auch die Königskrone von Frankreich. Das Parterre war gerade nicht sehr anständig besetzt; es war indeß doch verletzt und murrte. Der Gesetzgeber muß daher das Wort «Censur» aussprechen, um ein Institut ins Leben zu rufen das jeder Ehrenmann wünscht der nicht will daß man ihm obscöne Dinge zeige oder unaufhörlich an der socialen Ordnung rüttle."

Was die Theaterfreiheit betrifft, so verwirft sie J. Janin unter gewissen Bedingungen nicht, will aber zugleich auch nicht daß die Subventionsgelder des Théâter-Français, der Oper und der komischen Opern aufhören.

Nelle hält die Bewegung zu Gunsten der gewerblichen Freiheit der Theater zwar für unwiderstehlich, meint aber auch daß er sie hinsichtlich der Kunst wie der materiellen Mittel für gleich unglücklich halte.

Theophile Gautier will sie dagegen und zwar unbeschränkt; er gestattet zwar die Subventionsgelder, will aber nicht mehr daß das classische Repertoire ausschließliches Eigenthum einer Bühne sei. Hinsichtlich der Censur könnten die Gründe für dieselbe zwar Manches scheinbar für sich haben; jedoch haben sie für ihn keinen innern Gehalt. „Gebet nur die Freiheit", sagt er, „die guten Stücke werden die schlechten bekämpfen und Alles sich ausgleichen; man nehme keinen andern Censor als das Publicum; das ist ein strenger, aufgeklärter Censor, gegen den sich Nichts sagen läßt."

Scribe behauptet hinwiederum: „Die Freiheit der Theater wäre der Ruin der Kunst, des Geschmacks, des Gewerbes und der Sitten. Bei ihr kann kein gutes Theater entstehen; dafür werden wir alsbald viel schlechte haben. Der Grund ist sehr einfach. Die guten Theater bringen wenig, die schlechten viel ein. Ich gebe mir keine Mühe ein wirksames Mittel aufzusuchen gegen die Freiheit der Theaterunternehmungen; mein System ist sehr einfach: ich verbiete sie ganz. Wenn der Absolutismus irgendwo Etwas für sich hat, so ist Dies gewiß beim Theaterwesen der Fall. Wenn man doch Dasselbe thäte was ehemals die kaiserlichen Befehle verordneten: man beschränke die Theater der Hauptstadt gehörig; wenn ich sage gehörig, so meine ich nicht daß man die Zahl des Jahres 1807 annehme. Die Bevölkerung ist seitdem gewachsen und man muß Das berücksichtigen; man nehme daher die Zahl 16 an. Die großen Theater werden so vermehrt werden und die Bühnen zweiten Ranges ihnen nicht mehr Concurrenz bereiten können."

Alexander Dumas ist zuerst sehr betrübt seinem Collegen nicht beistimmen zu können. Er meint: „Man hat oft gesagt die Kindertheater seien unmoralisch. Wenn sie jedoch unter strenge Polizei gestellt werden, so braucht man eine so kostbare Schauspielerschule nicht zu zerstören." Auf Scribe's Einwand: „Und das Conservatorium?" fährt er fort: „Das Conservatorium macht keinen Schauspieler; man gebe mir einen im Februar entlassenen Municipalgardisten, einen Boutiquenkrämer, der sich zurückgezogen hat, ich will einen Schauspieler daraus machen; aus einem Zögling des Conservatoriums habe ich nie einen machen können. Durch die Routine und den mittelmäßigen Unterricht sind sie verdorben; sie haben die Natur nicht studirt und können daher weiter Nichts als mehr oder minder schlecht ihre Lehrer copiren. Was dann die Freiheit der Theater betrifft, so wird man meiner Meinung nach, je unbeschränkter man sie läßt, um so bessere Theater haben; und unter guten Theatern verstehe ich die welche am meisten Zuspruch haben und die Meisten erhalten können."

Victor Hugo ist von zwei Interessen beschäftigt; das eine ist der Fortschritt der Kunst und das andere die Verbesserung des Volks. Er sagt: „Die zwei großen Principien welche die Menschheit beherrschen sind die Freiheit und die Autorität; sie bekämpfen sich auch in der vorliegenden Frage. Das Princip der Autorität hat Alles für und gegen sich was man an ihm bereits in Erfahrung gebracht hat. Solange das Theater in Frankreich existirt wird es auch von der Autorität beherrscht. Seine Vorzüge und seine Mängel sind daher bekannt. Das Princip der Freiheit hat diese Probe bisjetzt noch nicht durchgemacht; denn 1791 wurde es zwar proclamirt, aber nicht realisirt; die Guillotine regierte; die Wirkungen der Freiheit der Theater darf man nicht nach der ersten Revolution abmessen." In einem kurzen Ueberblick gibt er sodann ein Bild der Herrschaft der Autorität unter Ludwig XIV., XV. und dem Kaiserreich. Er weist nach wie Corneille's Genie eingepreßt war, Molière seine Freiheit nur der persönlichen Gunst des Königs zu danken hatte, Voltaire's Dramen die unförmlichsten Producte sind und während des ganzen Kaiserreichs kein einziges Drama von Bedeutung entstehen konnte; deshalb müsse ein neues Princip, das der Freiheit und zwar der Freiheit der Unternehmung und des Gedankens, an die Stelle des alten treten. 6.

Bibliographie.

Bernhardy, G., Grundriss der Römischen Literatur. 2te Bearbeitung. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

Skandinavische Bibliothek. Eine Sammlung schwedischer, norwegischer und dänischer Romane, Novellen, Sagen ꝛc. Herausgegeben von G. v. Leinburg. 3tes Bändchen. — A. u. d. T.: Gerda. Nachgelassenes Gedicht von E. Tegnér. Deutsch von G. v. Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 12. 10 Ngr.

Bratranek, T. F., Handbuch der deutschen Literaturgeschichte. Brünn, Buschak u. Irrgang. Gr. 12. 24 Ngr.

Curtze, C., Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in dem Fürstenthum Waldeck. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Niccolo di Bernardo dei Macchiavelli's politisches System, zum erstenmal dargestellt und biographisch, literarisch, historisch und kritisch begründet. Berlin, Th. Grieben. Gr. 8. 1 Thlr.

Gottschall, R., Lambertine von Mericourt. Tragödie in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Gräffer, F., „Zur Stadt Wien", und zwar: neue Memorabilien und Genreskizzen, Burleskes und Groteskes, Possen und Glossen, Leute und Sachen und Zustände des alten und neuen Wien. Wien, Pichler's Wwe. 1849. 8. 28 Ngr.

Kobell, F. v., Gedichte in oberbayerischer Mundart. 4te Auflage. München, Literarisch-artistische Anstalt. 16. 1 Thlr. 26 Ngr.

— — Gedichte in pfälzischer Mundart. 3te stark vermehrte Auflage. Ebendaselbst. 1849. 16. 1 Thlr.

Das Leben und der Tod. Todesahnungen, Todesanzeichen, Todesfurcht, die Ohnmacht, der Schein- und der wahre Tod. Zur Belehrung und Beherzigung für Jedermann. Von *r. Leipzig, Fest. 8. 9 Ngr.

Lecke, R., Die Basilika zum heiligen Bonifacius in München und ihr Bilder-Epos mit seinen Episoden. Monographie. Mit zwei Stahlstichen. München, Rieger. Gr. 8. 10 Ngr.

List's, F., gesammelte Schriften herausgegeben von L. Häusser. Zwei Theile. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Montalba, A. R., Feen-Mährchen aller Völker. Aus dem Englischen übertragen von L. Du Bois. Lemgo, Meyer. 8. 20 Ngr.

Preßler, M. R., Deutschlands Schulreform vom Kindergarten bis zur Hochschule, mit besonderer Beziehung auf Sachsen, in der Form einer Kritik zweier Artikel des neuen sächsischen allgemeinen Schulgesetzentwurfes von 1849 und mit Rücksicht auf des deutschen Volkes nationale Einheit, Bildung und Oekonomie dargestellt. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Pröhle, H. A., Chronik von Hornhausen. Mit besonderer Berücksichtigung der dortigen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges berühmten Gesundbrunnen. Ein Beitrag zur Niedersächsischen Geschichtschreibung. Oschersleben, Häniche. 8. 20 Ngr.

Ratzeberger's handschriftliche Geschichte über Luther und seine Zeit mit literarischen, kritischen und historischen Anmerkungen zum ersten Male herausgegeben von C. G. Neudecker. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schauer, J. K., Johann Sebastian Bach's Lebensbild. Eine Denkschrift auf seinen 100jährigen Todestag, den 28. Juli 1850, aus Thüringen, seinem Vaterlande. Jena, Luden. 8. 7½ Ngr.

— — Geschichte der biblisch-kirchlichen Dicht- und Tonkunst und ihrer Werke. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Schrader, A., Robert Blum und sein mächtiger Freund. Roman für das Volk. 1stes Bändchen. Leipzig, Berger. 16. 7 Ngr.

Strauß, F. A., Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. 3te verbesserte und vermehrte Auflage mit 4 Ansichten und einem Plane von Jerusalem. Berlin, Jonas. 8. 28 Ngr.

Streckfuß, A., Die Ereignisse im J. 1849 nebst einer Geschichte der Kriege in Ungarn, Italien, Schleswig-Holstein und Baden, so wie des deutschen Parlaments im J. 1848. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die Feldzüge in Schleswig-Holstein in den J. 1848 und 1849. 1stes Heft. Berlin, Sacco. 8. 3 Ngr.

Unger, J., Die Ehe in ihrer welthistorischen Entwicklung. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Johanna von Vaudreuil. Aus dem Französischen von C. van Dalen. Erfurt, Villaret. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wernich, D. A., Der Livländer Joh. Reinh. von Patkul und seine Zeitgenossen. 1ster Band. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Fahre auf die Höhe! Predigt über Lucas V, 1—11. gehalten zu Leipzig am Missionsfeste den 24. Juni 1850. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erdmann, Der Mann, deß wir bedürfen. Predigt gehalten am 16. Juni 1850. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Gilbert, R. D., Daß jede Missionsfeier zunächst eine Erinnerung an die überschwengliche Gnade Gottes in Christo gegen uns selbst sei. Predigt, gehalten bei der Missionsfeier zu Neukirch am Hochwalde am 19. Juni 1850. Dresden, Naumann. 8. 2 Ngr.

Henrichsen, A. J. F., Der Schule Einheit. Ein Vortrag gehalten am 1. Juni 1850 in der vereinten Conferenz der Gymnasial-, Real- und Volksschullehrer der Stadt Schleswig. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Inhalt des Monats August.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 210. —— 2. September 1850.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Politische Literatur über Oestreich.

Ce n'est que la vérité qui blesse.

Wir haben keine leichte Aufgabe vor uns. Politische Broschüren in unserer Zeit und den jetzigen Zuständen gegenüber können nicht vom objectiven Standpunkte aufgefaßt und beurtheilt, sondern müssen als Parteistimmen betrachtet werden die aus feindlichen Lagern herüberschallen. Erst dem Geschichtschreiber kommender Tage wird es gestattet sein die Masse des Vorhandenen mit unparteiischem Blicke zu sichten, zu objectiviren und sich daraus eine pragmatische Geschichte der jüngsten Ereignisse zu bilden. Wir aber dürfen auf jenes beneidenswerthe Vorrecht künftiger Historiographen keinen Anspruch machen; wir sind Kinder des Augenblicks und treiben selbst mit der Strömung. So können wir in jeder neuen Schrift nur das Wuthgeschrei der Besiegten, das unerbittliche „Vae victis!" der Sieger sehen, und nur Wenigen dürfte es gegönnt sein sich aus diesem wilden Tohuwohu der entfesselten Leidenschaften, aus diesem betäubenden Concerte dissonirender Stimmen zurechtzufinden. Es ist bezeichnend daß unsere Zeit auch nicht Einen abgeschlossenen Charakter auf die Bühne brachte von dem man nicht mit Schiller's Worten sagen könnte:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;

am meisten aber dürfte Dies von jenen Männern gelten die in dem Revolutionsdrama des mächtigen Nachbarstaats die ersten Rollen spielten. In keiner Zeit ist über Oestreichs politische Zustände soviel geschrieben worden als heutzutage. Während früher blos gewagte Conjecturen möglich waren, Andeutungen der vorhandenen Uebelstände, bald in schüchternem, bald in herausfoderndem Tone gegeben, Oestreich aber bei alledem eine terra incognita blieb, da der gefürchtete Staatskanzler die allzu unbequemen Sprecher bald durch Drohungen einzuschüchtern, bald durch Lockungen zu kirren verstand: ist jetzt, seit die Flut der Märzerhebung die bereits unterwühlten Dämme eingerissen, ein ganzer Schwall von politischen Broschüren über das „Land der Phäaken" hereingebrochen, Schriftsteller aller Farben haben sich dieses dankbaren Stoffs bemächtigt, und der denkwürdige ungarische Krieg hat vollends die Schleusen der Polemik geöffnet. Oestreich gleicht einem Kranken dessen Schmerzenslager berufene Aerzte und unberufene Salbenkünstler umstehen, die über den Sitz und Ursprung der Krankheit gar gelehrt und tiefsinnig discutiren — aber ach! dem Patienten wird damit nicht geholfen. Seine Krankheit ist eine — acute, um mit den Worten des eloquenten Führers der altpreußischen Reactionspartei zu sprechen.

Aus den uns vorliegenden Schriften heben wir folgende hervor:

1. Das provisorische Oestreich von Franz Schuselka. Leipzig, Grunow u. Comp. 1850. 8. 12 Ngr.
2. Deutsche Fahrten von Franz Schuselka. Zwei Bände. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1849. 8. 3 Thlr.
3. Genesis der Revolution in Oestreich im Jahre 1848. Leipzig, F. Fleischer. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Memoiren vom März 1848 bis Juli 1849. Beitrag zur Geschichte der wiener Revolution von Anton Füster. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.
5. Oestreich nach der Revolution. Von Heinrich Anton Springer. Leipzig, Müller. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Die sociale Geschichte der Revolution in Oestreich. Von Ernst Violand. Leipzig, O. Wigand. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1. Jede Schrift aus Schuselka's Feder ist ein Ereigniß für Oestreich. Dieser liebenswürdige, geistreiche Publicist hat das Schicksal vieler Matadors der Revolutionsperiode getheilt: er ist für lange Zeit, in Oestreich vielleicht für immer, unmöglich geworden. Doch wird sein Name gar manchen der jetzigen Gewalthaber überdauern; der kühne Sprecher des Reichstags zu Kremsier, der Obmann und Berichterstatter des Reichstagsausschusses im October 1848 wird seinen Platz in der Ge-

schichte behaupten. Seit dieses denkwürdige Parlament am 3. März des vergangenen Jahres eines traurigen Todes verblich, hat Schuselka sich mit Vorliebe wieder der literarischen Thätigkeit zugewendet, und uns besonders in der neuesten Zeit mit verschiedenen Proben seiner scharfen Feder erfreut. Seine ruhige, leidenschaftslose Darstellungsgabe ist bekannt; auch die vorliegende Schrift, obgleich in einer bewegten Zeit geschrieben, gibt Zeugniß dafür; der Muth jedoch den sie beurkundet, da sie einer rücksichtslosen Behörde gegenüber erschien, zu einer Zeit wo jeder oppositionnelle Schriftsteller in Oestreich so vielen Chicanen preisgegeben ist, läßt uns den Charakter dieses Mannes in einem noch glänzendern Lichte erscheinen.

Der wesentliche Inhalt der Broschüre ist schon in der Ueberschrift derselben angedeutet. Der Verf. beklagt die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände; daß jeder Act der Regierung (die doch Zeit und Macht genug zu definitiven Maßregeln gehabt habe) den Stempel des Provisoriums an der Stirne trage. Er beklagt jene Uebelstände vor Allem als Oestreicher: ein Standpunkt den er gewiß mit Wenigen seiner oppositionnellen Collegen theilt. Er ruft aus:

Alles ist provisorisch im neuen Oestreich, bis auf die Fiakertaxe hinab, und in der Art und Weise wie dieses Gesetz verhöhnt wird liegt ein tragikomisches Omen für alle andern, liegt der populaire Beweis wie wenig Respect man vor der ganzen provisorischen Gesetzgebung überhaupt hat.

Den Grund dieses leidigen Provisoriums findet er theils in der trotz der halben Million Bayonnete in allen belagerten Provinzen immer wachsenden Opposition, theils — und hierin liegt die Pointe der Schrift — in der Unfähigkeit des Ministeriums. S. 16 heißt es:

Da alle Welt überzeugt ist daß zur Organisirung Oestreichs der höchste Grad genialer Originalität nothwendig sei, und da das Ministerium Schwarzenberg nicht den allergeringsten Grad dieser Begabung beweist, so ist die natürliche Folge davon daß Niemand diesem Ministerium die Vollbringung des großen Werkes zutraut, daß also der gesammte Bestand Oestreichs jedem Denker als ein provisorischer erscheint.

Der Verf. unterwirft sodann die innere und äußere Politik des Cabinets einer schonungslosen Kritik, und weist mit schlagenden Gründen nach daß jene schwankende, zuwartende Politik nothwendig zum endlichen Zerfalle des Reichs führen müsse.

Zwei Stellen dieser Broschüren sind uns besonders aufgefallen. Schuselka hat in seinen bisherigen, vor und nach dem März erschienenen Schriften stets für die deutsche Stellung Oestreichs eine Lanze gebrochen; seine Schriften: „Ist Oestreich deutsch?" „Deutsch oder russisch?" beweisen Dies zur Genüge. Reformen im Innern, und eine ehrenvolle Politik nach außen! war zu Metternich's Zeiten und später sein letztes Wort; vor Allem jedoch müsse Oestreich sich als deutsche Großmacht fühlen und benehmen. Im Eingange der vorliegenden Schrift aber heißt es:

Sobald sich die deutsche Großmacht erhebt, muß Preußen, mag es dann an der Spitze Deutschlands stehen oder nicht, als Preußen verschwinden. Oestreich dagegen ist berufen und gezwungen eine unbestimmbare, vielleicht lange Zeit hindurch ungeachtet seines deutschen Charakters eine besondere Großmacht zu bilden. Diese Ueberzeugung hat mir die Betrachtung unserer neuesten Geschichte aufgenöthigt.

Und weiter (S. 68):

Vor Allen sind es die deutschen Oestreicher welche dem Staatsverein die größten und schwierigsten Opfer bringen müssen. Ich bezeichne diese Opfer kurz damit daß wir Deutsche dem politischen Vaterlande Oestreich unser natürliches Vaterland Deutschland opfern müssen.

Es muß schlimm um die definitive Constituirung Oestreichs stehen, wenn ein Schriftsteller von den Talenten und dem Charakter Schuselka's sich zu so bedeutenden Concessionen genöthigt sieht.

Der Verf. sieht die Möglichkeit eines Heils nur in einer glücklichen und originellen Verschmelzung des Föderativ- und Centralisationssystems, und schließt seine Schrift mit einem beredten Zurufe an die Völker Oestreichs: den Reichstag zu fodern, und sich bei den Wahlen nicht durch die Sorge zu ängstigen, ob diese oder jene Nationalität die Mehrheit bilden würde.

Wählet nur so — ruft er den Völkern zu — daß die Partei der Freiheit die Majorität habe, dann wird mit der allgemeinen auch die Freiheit jeder Nationalität gesichert sein!

Nr. 2. Wir wollen den ersten, obgleich sehr interessanten Band dieser „Deutschen Fahrten" (die mit Rücksicht auf die im zweiten Bande geschilderten Erlebnisse des Verf. wol besser Memoiren überschrieben, oder noch besser in zwei selbständige Werke gesondert wären) übergehen, und haben es vorzüglich mit dem zweiten Bande zu thun, insofern er einen Beitrag zur ewig denkwürdigen Geschichte des J. 1848 liefert. Der Verf. tritt hier wie billig als handelnde Person auf, und schildert uns im weitern Verlaufe des Buches (welches gerade den Zeitraum eines Jahres umfaßt) größtentheils nur Selbsterlebtes. Es ist natürlich daß aus diesem Grunde und wegen der Betheiligung des Verf. an den wichtigsten Ereignissen jener Periode die Darstellung derselben eine etwas subjective Färbung bekommen mußte; möge daher der Antheil, den gewiß ganz Deutschland an dem Schicksale eines seiner begabtesten Publicisten nimmt, Schuselka über die Besorgniß beruhigen die er in der Vorrede ausspricht: durch den Memoirenstil dieses Buches seiner angeborenen deutschen Bescheidenheit zunahegetreten zu sein. Möchten doch mehre Schriftsteller seinem Beispiele folgen, vorausgesetzt daß sie mit derselben Wahrheitsliebe und demselben Muthe Ereignisse schildern wollen deren Ursachen größtentheils noch verborgen sind, deren Wirkungen aber noch fortdauern, und daher (nach den eigenen Worten Schuselka's) einen fesselnden Einfluß auf das Urtheil üben müssen. Erst aus vielen ähnlichen Memoiren könnte eine genaue pragmatische Geschichte jener Periode hervorgehen.

Das Buch beginnt mit den Bewegungen die der gewaltigen Märzerhebung vorangingen. Ergötzlich und sehr bezeichnend ist die Schilderung die uns der Verf. von seiner damaligen Lage gibt. Er schreibt:

Ich lebte damals in ganz eigenthümlicher Stellung zu Hamburg. Von Oestreich ausgestoßen, von Weimar höflich über

die Grenze gewiesen, von Reuß-Greiz und -Lobenstein, Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen, Sachsen-Koburg-Gotha der erbetenen Unterthänigkeit nicht würdig erachtet, hatte ich kein anderes Bürgerrecht als das allgemeine deutsche eines auf deutschem Bundesgebiet Geborenen. Das ganze große Deutschland war mein Vaterland, aber kein Plätzchen darin meine Heimat. Ich war also gewissermaßen ein abstracter, transscendenter Deutscher, ein Repräsentant der idealen deutschen Einheit, was die hamburger Polizei so sehr respectirte daß sie mir gegen zwei Mark acht Schilling Courant von drei zu drei Monaten eine Fremden-Aufenthaltskarte verabreichte. Aber die Eigenthümlichkeit meiner Stellung ging noch weiter und höher. Da mich nämlich keine Regierung als den Ihrigen haben wollte, so war ich unverhofft aus allem und jedem Unterthanenverbande befreit; ich war zur Strafe für meine kirchlichen und politischen Sünden gewissermaßen ein souverainer Mann geworden.

An einer andern Stelle des Buches erzählt uns Schuselka daß er beinahe genöthigt war sich durch Erlangung eines englischen Passes zu Helgoland ein Aufenthaltsrecht in Deutschland zu erwerben. Die Röthe der Scham muß bei dieser Stelle jedem Deutschen ins Gesicht treten der die damaligen Zustände nicht kannte; wir fürchten jedoch sehr daß eine Wiederanbahnung derselben uns schon in nächster Zukunft in Aussicht steht.

Im weitern Verlaufe dieser Memoiren schildert uns Schuselka seine Wirksamkeit als Parlamentsmitglied zu Frankfurt, später zu Wien, and endlich zu Kremsier. Den wichtigsten Abschnitt des Buches bildet aber unstreitig die Schilderung der Octobertage. Der Verf. leitet dieselben mit folgender Erklärung ein:

Ich habe im Reichstage zu Wien und Kremsier offen erklärt daß ich für meine Thätigkeit während der Octoberrevolution die volle Verantwortung auf mich nehmen, und auf das constitutionnelle Privilegium der Unverantwortlichkeit verzichten wollte. Jetzt erzähle und beurtheile ich jene Ereignisse als Privatmann, und habe dabei keinen andern Schutz als das Rechtsgesetz. Ruft dieses mich vor seinen Richterstuhl, so werde ich jederzeit erscheinen, und die Folgen meiner Thaten und Worte schlimmstenfalls selbst im Stadtgraben zu ertragen wissen.

Dieser muthigen, männlichen Erklärung entspricht auch vollkommen die nachfolgende Erzählung und Beurtheilung der Octoberereignisse. Sie ist besonders geeignet ein lügenstrotzendes, denunciatorisches Pamphlet zu widerlegen (wenn wir nicht irren, von einem gewissen Herrn Dunder) welches kurz vorher erschien und dieselben Ereignisse behandelt. Den nichtöstreichischen Lesern d. Bl. dürfte jenes Machwerk wol kaum bekannt sein, obgleich es seiner Zeit in Oestreich viel Aufsehen gemacht hat. Ja, es ist sonnenklar, und Schuselka selbst beweist es mit unumstößlichen Gründen, daß jene unselige Octoberrevolte, die Ursache so vieler nachfolgenden Leiden und Drangsale, von dem Ministerium provocirt war; wir pflichten hierin der Meinung des Verf. vollkommen bei, obgleich wir nicht in demselben Maße auch seine übrigen politischen Ansichten theilen, namentlich nicht in jenen Punkten welche das Verhältniß Oestreichs zu Deutschland betreffen. Wir kennen Oestreichs geschichtliche Mission, wir wissen daß es dem deutschen Principe seine staatliche Existenz verdankt; allein wir wissen auch daß es diese Mission bisher auf eine unerhörte, unverantwortliche Weise vernachlässigt hat, und durch die Gewalt der Ereignisse in eine Bahn gedrängt worden ist auf der ihm nach unserer Ansicht ein deutschfühlender Oestreicher nun und nimmer folgen kann.

Schuselka ist — gewiß ein höchst seltener Fall in unsern Tagen — ein ehrlicher politischer Charakter. Er hat seine Ueberzeugung nie verleugnet und nie geändert; er hat warm für Oestreich gesprochen, zu einer Zeit wo es gefährlich war sich als Oestreicher zu fühlen und zu geriren. Er ist sich gleichgeblieben unter dem entnervenden Regimente Metternich's wie später unter jenem der wiener Aula und der nachfolgenden Prätorianerwirthschaft. Im schönsten Lichte zeigt sich diese Charakterfestigkeit an einer Stelle des Buches (S. 134), woselbst er Hecker, dessen entschiedener Gegner er war, als einen durchaus edeln politischen Charakter schildert.

Ein formelles Bedenken können wir jedoch bei dieser Gelegenheit zu äußern nicht unterlassen. Schuselka spricht nämlich an einer andern Stelle (S. 97) seine Ansicht dahin aus: daß die Märzerhebung eine Revolution im eigentlichen Sinne nicht zu nennen war, daß es zur Abschließung derselben eben nur an Männern gefehlt habe. Er sagt:

Man wirft den beiden Versammlungen (dem Vorparlamente nämlich und dem Funfzigerausschusse) vor daß sie die Zeit nicht begriffen und den Muth nicht gehabt die Revolution ans Ziel zu führen. Aber man übersieht dabei daß die Revolution thatsächlich gar nicht vorhanden war. Wir hatten keine wirkliche thatsächliche Revolution in Deutschland, sondern nur Revolutionsdrohungen. Nur aus Furcht vor einer Revolution, nicht durch diese gezwungen, hatten die Regierungen nachgegeben. Die überwiegende Mehrheit des Volks hoffte ohne Revolution durch die Reform ans Ziel zu kommen.

Wie nimmt sich nun mit diesen Ansichten die Ueberschrift des ersten Bandes: „Vor der Revolution" und jene des zweiten: „Während der Revolution"? Möge uns der Verf. diese Rüge nicht als Kleinigkeitskrämerei deuten, sondern daraus nur entnehmen welch hohen Werth wir auf seine Arbeit legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das neueste Werk J. Janin's.

„La religieuse de Toulouse" von J. Janin ist die Geschichte jener Gräfin von Mondonville welche das Haus der filles de l'enfance gründete. Jeanne de Julliard, eine der edelsten und schönsten Damen des Languedoc, wurde vom Marquis von St.-Gilles und von Herrn von Ciron, dem jüngern Sohn einer Beamtenfamilie, zur Gemahlin begehrt. St.-Gilles war ein Elender, dessen Schlechtigkeit Jeanne ahnte; Ciron dagegen war ein aufrichtiger und schüchterner Liebhaber, der geliebt wurde, aber doch nicht genug um das stolze, ungestüme Herz des Fräulein von Julliard zu unterjochen. Aus Herrschsucht, in der Hoffnung einen ältern Mann leichter zu beherrschen, heirathete sie den Grafen von Mondonville.

Diese Vereinigung war nicht glücklich und dauerte nicht lange; eines Tags fand man den Grafen ermordet auf der Straße von Toulouse. Alle Nachforschungen seinen Mörder zu entdecken waren vergeblich; das einzige Beweisstück das man fand war die abgebrochene Degenspitze welche in der Wunde steckengeblieben war. Frau von Mondonville war auch im vollen Glanze ihrer Jugend und ihrer Schönheit; aber Ciron,

der Einzige der ihrer Liebe werth war, war inzwischen in einen Orden getreten. Das lebhafteste Verlangen der jungen Witwe war übrigens immer noch das zu herrschen. Sie unternahm daher die Gründung eines neuen religiösen Werks, das sie Haus der filles de l'enfance nannte. In diesem Hause, einem Mitteldinge zwischen weltlicher Eleganz und klösterlicher Strenge, maßte sie sich eine unumschränkte Gewalt an; jeder Artikel ihrer Verfassung diente nur dazu ihre Macht von jeder Controle zu befreien. Um die Anerkennung derselben zu erlangen mußte Ciron, der inzwischen Großvicar von Toulouse geworden war, die Vermittelung zwischen den kirchlichen Gewalthabern übernehmen. Sie selbst ging nach Versailles, wo ihre Schönheit ihr Aller Herzen gewann, und einen Augenblick den entstehenden Glanz der Frau von Montespan paralysirte; der große König gewährte ihr die Bitte, und sie kehrte als Gründerin und Superiorin der filles de l'enfance zurück.

Leider war sie eine Anhängerin des großen Arnauld, der sie durch seine Beredtsamkeit, seine Ueberzeugung und sein Genie bezaubert hatte. Vergeblich erwirbt sie sich die Bewunderung und Liebe der ganzen Stadt durch ihre heldenmüthige Entschlossenheit mit der sie unter einer zitternden Einwohnerschaft in ein Pesthaus geht, wo sie ein junges Mädchen, die Nichte des Marquis von St.-Gilles, rettet; vergeblich übt sie auf ihre Gefährtinnen oder vielmehr Untergebenen einen Einfluß aus der genügt um Guillemette de Prohenque, eine ihrer Pensionnairinnen welche das Kloster heimlich verlassen hat, wieder in dasselbe zurückzuführen; vergeblich gelingt es ihr in einem schrecklichen Kampfe gegen den Marquis von St.-Gilles, der ihr seine Nichte entreißen will, ihm den Degen zu nehmen, und zu bemerken daß dessen Spitze abgebrochen ist, ein Beweis davon wer der Mörder des Hrn. von Mondonville war; vergeblich endlich vereitelt sie alle seine Machinationen, entlarvt sie eine Intriguantin, Fräulein von Verduron, welche unter dem Vorwande der Reue auf Befehl des Marquis von St.-Gilles in das Haus der filles de l'enfance eingetreten ist: Jeanne unterliegt zuletzt in diesem ungleichen Kampfe; der Schlag der Port-Royal trifft trifft auch sie, und sie wird in das Kloster der Hospitaliterinnen von Coutances eingesperrt.

Das Buch ist, wie man sieht, eher ein Roman als eine Monographie, das lebendige Bild eines Stücks von dem großen Jahrhundert, um welches eine bemerkenswerthe Persönlichkeit aus ihrem Dunkel gezogen wird um den ihr würdigen Platz einzunehmen. Janin berührt auch jene religiösen Kämpfe von denen wir jetzt nicht begreifen wie man ihnen eine so große Bedeutung beilegen konnte, und die schon beim bloßen Gedanken an jene Unterdrückungen, die der Gewissensfreiheit so widerstreben, uns empören. Allein Ludwig XIV. ahnte daß die Dissidenten trotz ihrer angeblichen Ehrfurcht vor der Rechtgläubigkeit die ersten Keime der Revolution insichschlossen; er ahnte daß auf diese Sektirer Philosophen folgen würden, nach welchen dann die Revolutionnaire kämen; er ahnte recht wohl daß Arnauld dereinst Voltaire, und Voltaire wiederum Mirabeau heißen werde. Der Verf. bespricht diese Kämpfe der Theologen mit einer großen Ehrfurcht. Sein Werk hat davon etwas Ernstes und Gesetztes erhalten. Schon wegen der Rückkehr Janin's zu jener Epoche, die trotz aller Streiterei der ewige Ruhm des französischen Geistes sein wird, verdiente das Buch Erwähnung. Charakterzeichnung und Stil lassen endlich Nichts zu wünschen übrig. Letzterer hat das Hüpfende, Springende, was man an Janin gewohnt ist, mit einer gewissen Beständigkeit und Weitläufigkeit vertauscht. 6.

Zur Statistik Englands.

Einem kleinen 1850 in London erschienenen statistischen Buche entnehmen wir folgende Notizen. Bevölkerung und Größe: England und Wales enthalten 57,960 (englische) Quadratmeilen oder 37,094,400 Acres; Schottland 25,520 Quadratmeilen Festland, 4000 Quadratmeilen Inseln, im Ganzen 29,520, Quadratmeilen. England zählt 15,022,750 Einwohner, Wales 911,500, Schottland 2,620,250, Irland 8,175,250, zusammen 26,729,750 Einwohner. Die 69 Colonien enthalten 2,287,476 Weiße und 98,787,158 Farbige. Postwesen: Frankirte Briefe unter 1/2 Unze (1 Loth) zahlen im Inlande 1 Penny, von 1/2 bis unter 1 Unze 2 Pence, von 1 bis unter 2 Unzen 4 Pence und sofort 2 Pence mehr für jede Unze, für unfrankirte Briefe zahlt der Empfänger das Doppelte dieser Sätze. Bücher und Broschüren aller Art können durch die inländische Post für ein Porto von 6 Pence pro Pfund versandt werden; aber die Enden der Packete müssen offengelassen und jedes Buch oder Broschüre besonders verpackt werden; einige Worte dürfen auf einer Seite des Buchs geschrieben, aber auf nicht mehr als einer Seite, und lose beschriebene Papiere dürfen nicht beigelegt sein. Petitionen an die Königin und an beide Häuser des Parlaments (bis zum Gewicht von 32 Unzen) sind von der Portozahlung befreit; Briefe können für eine Gebühr von 6 Pence recommandirt werden, doch leistet die Post keine Gewähr für recommandirte Briefe. Den Postmeistern und Briefeinnehmern ist verboten unter irgend einem Vorwand eingelieferte Briefe zurückzugeben; ein Brief der einmal in den Kasten geworfen ist wird als das Eigenthum des Generalpostmeisters betrachtet, bis er in die Hände des Adressaten geliefert ist. Verschiedene gesetzliche Bestimmungen: Geburten müssen innerhalb 42 Tagen registrirt werden, bei Einhaltung dieses Termins findet keine Zahlung von Gebühren statt; nach 42 Tagen betragen dieselben 2 Sh. 6 P. Ein Testament ist ungültig wenn der Testator nach Abfassung desselben heirathet; Personen unter 21 Jahren können nicht testiren. Zur Uebernahme des Amtes eines Geschworenen sind die Männer verpflichtet welche zwischen 21 und 60 Jahre alt sind, ein jährliches Einkommen von 10 Pf. St. von irgend einem Grundstück in der Grafschaft, oder ein Haus von 15 oder mehr Fenstern haben. Befreit von der Uebernahme dieses Amtes sind: Peers, Richter, Geistliche, Anwalte, Doctoren der Rechtsgelehrsamkeit, Coroners, Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Land- und Seeoffiziere, Lootsen, Hausbeamte der Königin, Accisebeamte, Oberconstabler und einige andere besonders eximirte Personen. Abgaben: Der Wechselstempel für Summen von 2 Pf. — 5 Pf. 5 Sh. beträgt 1 Sh., für 5—20 Pf. 1 Sh. 6 P., für 20—30 Pf. 2 Sh., für 30—50 Pf. 2 Sh. 6 P., für 50—100 Pf. 3 Sh. 6 P. und in ähnlicher Weise steigend, z. B. für 500—1000 Pf. 8 Sh. 6 P., für 3000 Pf. 25 Sh. Dies gilt von zweimonatlichen oder kürzern Wechseln, für längere etwas mehr. Auf das Nachdatiren eines Wechsels stehen 100 Pf. Strafe. Contracte über einen Werth von 20 Pf. und darüber zahlen, wenn sie höchstens 1080 Worte enthalten, 2 Sh. 6 P. Stempel; enthalten sie mehr Worte, so beträgt der Stempel 1 Pf. 15 Sh., und für jede fernern 1080 Worte 1 Pf. 5 Sh. Lehrbriefe (apprenticeship indentures) zahlen 1 Pf. Stempel, wenn das Lehrgeld unter 30 Pf. ausmacht, 2 Pf. wenn zwischen 30 Pf. und unter 50 Pf., 3 Pf. wenn zwischen 50 Pf. und unter 100 Pf. u. s. w. Lehrbriefe für den Seedienst und für Armenkinder sind abgabenfrei. Fenstersteuer: Häuser mit 8 Fenstern zahlen 16 Sh. 6 P., mit 9 Fenstern 1 Pf. 1 Sh., mit 10 Fenstern 1 Pf. 8 Sh., mit 12 Fenstern 2 Pf. 4 Sh. 9 P., mit 20 Fenstern 5 Pf. 12 Sh. 3 P., mit 30 Fenstern 9 Pf. 16 Sh. 3 P., mit 40—44 Fenstern 14 Pf. 8 Sh. 9 P., mit 50 Fenstern 17 Pf. 5 Sh., mit 80 Fenstern 24 Pf. 7 Sh. 6 P., mit 100 Fenstern 29 Pf. 8. Sh. 6 P., mit 150 Fenstern 40 Pf. 12 Sh. 9 P., mit 180 Fenstern 46 Pf. 11 Sh. 3 P., für jedes Fenster über 180 kommt 1 Sh. 6 P. hinzu. Frei von der Fenstersteuer sind Armenschulen, Hospitäler und gottesdienstliche Gebäude. 45.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 211. — 3. September 1850.

Politische Literatur über Oestreich.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

Nr. 3. Wir haben hier ein Werk aus der Feder eines vormärzlichen Staatsmannes vor uns, welches, allem Anscheine nach in usum Delphini geschrieben, in uns den Eindruck einer Staatsschrift zurückgelassen hat, obgleich der Verf. gegen diese Bezeichnung ausdrücklich in seiner Vorrede protestirt. Die Aufgabe des Buches ist: die Entstehungsgeschichte der östreichischen Revolution zu erzählen, und nachzuweisen daß in den Mängeln des gestürzten Systems der Hauptgrund jener betrübenden Erscheinungen des J. 1848 zu suchen sei, die nach dem Verf. eben nur „die sichtbar gewordenen Ergebnisse der allmächtigen Wirkung lange schon bestehender Ursachen" gewesen sind. Als die Hauptmaximen jenes Systems bezeichnet er: Ungeschmälerte Aufrechthaltung der Souverainetätsrechte und Verneinung eines jeden Anspruchs der Völker auf Theilnahme an jenen Rechten; ferner: Bewahrung des väterlichen Charakters der Regierung; endlich: Vertretung und Begünstigung des Katholicismus. Aus der Unvereinbarlichkeit dieser drei Maximen, den daraus resultirenden Regierungsmaßregeln, den Widersprüchen die sich bei diesen ergeben, dem Mismuthe den sie erregen mußten, erklärt der Verf. alles Folgende, nämlich: die allmälige Untergrabung des Vertrauens, die wachsende Opposition der Stände (!) und den endlichen Ausbruch der Revolution. Die Genesis dieser östreichischen Revolution datirt übrigens noch viel weiter zurück, und schiebt einen bedeutenden Theil der Schuld an den unglückseligen Ereignissen des Jahres 1848 den Fürsten in die Schuhe, die sich zur Zeit der „sogenannten" Befreiungskriege genöthigt sahen den Freiheitsdrang ihrer Völker zu wecken, um das verhaßte Joch des fremden Eroberers von sich abzuschütteln. (Diesem „sogenannten" begegnen wir, beiläufig gesagt, an verschiedenen Stellen des Buches; der Verf. liebt es von einer sogenannten Intelligenz, Bureaukratie u. s. w. zu sprechen.) Die Offenheit nun mit der die obenerwähnten Mängel gerügt und erörtert werden verdient umsomehr unsere Anerkennung, als wir in dem weitern Verlaufe des Buches häufig eine Apotheose Metternich's und des nach ihm benannten Systems finden, dessen Vaterschaft übrigens der geschätzte Verf. lebhaft und zu wiederholten malen dem Kaiser Franz vindicirt. So bereitwillig wir auch die Prämissen der in diesem Buche aufgestellten sehr geistreichen Beweisführung unterschreiben wollen, so bedenklich erscheinen uns doch die Folgerungen die der geehrte Verf. aus denselben abzuleiten sich veranlaßt sieht. Wenn derselbe z. B. in einem Résumé (S. 377) sagt: „Die Revolution in Oestreich ist am 13. März 1848 ungeachtet, nicht aber, wie Viele meinen, wegen der Beharrlichkeit der Regierung in Verfolgung ihres Systems zum Ausbruche gekommen", so scheint uns doch hierin eine kleine contradictio in adjecto zu liegen, da eben die Mängel jenes (wenn auch im Principe gebilligten) Systems als ein wesentlicher Factor der nachfolgenden Revolution bezeichnet wurden.

Im Uebrigen ist diese „Genesis" durchweg in einem edlen, eleganten Stile geschrieben, der leidenschaftlos und der Würde des Gegenstandes angemessen, nie die Grenzen einer besonnenen Kritik überschreitet. Wir haben es hier mit einem Staatsmanne zu thun der, mit ruhigem Blicke die Ereignisse überschauend, die primitiven Ursachen derselben zu erörtern sich bemüht, wie es ja auch der Titel „Genesis" andeutet. Die Gerechtigkeit erfodert es von uns, dem jüngern Geschlechte, den Auslassungen dieses Staatsmannes mit gebührender Achtung zu folgen und dem Grundsatze: Audiatur et altera pars! auch hier nicht untreu zu werden. Es ist viel gesündigt worden in Oestreich, und die Unterlassungssünden der nachmärzlichen Minister dürften nicht weniger zu den jetzigen unseligen Zuständen jenes Landes beigetragen haben als die Begehungssünden ihrer Vorgänger. Sehr treffend ist der Vorwurf den der Verf. Denjenigen macht die den gestürzten Staatskanzler mit Schmähungen überhäufen, ihn der doch im Bewußtsein erfüllter Pflicht den Wahlplatz ohne Kampf dem Volke überließ. Weniger scheint es uns jedoch mit dem hier ausgesprochenen Humanitätsprincipe übereinzustimmen, wenn der Verf. (S. 77) bedauert daß man in Italien gegen die empörten Städte nicht von den Wurfgeschützen Gebrauch gemacht habe. Der geehrte Verf. sagt:

Es scheint daß den Leitern der Vertheidigungsanstalten die Geschichte Italiens nicht gegenwärtig war, welche lehrt daß dort immer die Städte das Land beherrschten, und daß daher, wer Meister der Städte ist, auch über das Land gebietet, sonst würden sie wol in der ihnen zugebotegestandenen Truppenzahl und materiellen Ausrüstung der Armee Mittel gefunden haben die

Besatzungen der größern Städte in die Lage zu setzen einem Handstreich der nur unvollkommen bewaffneten, und noch weniger kriegserfahrenen Bevölkerung trotzubieten, und dann würden nicht, mit Mailand angefangen, alle Städte, Mantua und Verona ausgenommen, von den kaiserlichen Truppen in einem Zeitraume von acht Tagen geräumt worden sein, ohne auch nur in einer die Anwendung des gegen empörte Städte als die wirksamste Waffe erkannten Wurfgeschützes versucht zu haben. Selbst während des mehrtägigen Kampfes in Mailand wurde nur Feldgeschütz und kein Bombenmörser verwendet u. s. w.

Ebenso wenig scheint es uns im Charakter der „Genesis" zu liegen, wenn der Verf. an verschiedenen Stellen des Buches sich sichtlich bemüht die Märzerhebung nur als die Emeute eines durch fremde Aufwiegler erhitzten Pöbels darzustellen, als einen Krawall, dessen glücklicher Ausgang eben nur der Geduld und Großmuth der Regierung zu verdanken war. S. 380 heißt es:

Die sogenannten Märzerrungenschaften waren nicht Ergebnisse eines Kampfes, sondern einer dreisten Escamotage.

Und S. 152:

Ungarische Agenten, welchen sich auch italienische, polnische und deutsche anschlossen, erhitzten durch Wort und Geldspenden die Köpfe der Wiener und trieben sie zur That am bestimmten Tage.

Und das Alles soll unter den Augen Sedlnitzky's und Metternich's, ohne daß der Letztere gewarnt worden wäre, geschehen sein! Wir glauben daß die östreichische Regierung, trotz ihres väterlichen Charakters, sich wol zu einem energischern Widerstande veranlaßt gesehen hätte, wäre die Rathlosigkeit in den höchsten Kreisen nicht so vollständig und das morsche System zum Einsturze nicht so reif gewesen!

Wenn übrigens der Verf. es den unglücklichen Magyaren zum Vorwurfe macht daß sie beim Beginne des Bürgerkriegs in der Stellung welche die Kroaten zu nehmen begannen ein Einverständniß derselben mit dem wiener Hofe erblickten, so ist Das am Ende eine Privatansicht, über welche uns in eine Polemik einzulassen hier nicht am Platze wäre. Sehr dankenswerthe Aufschlüsse gibt uns der Verf. im Eingange seines Buches über die vormärzliche östreichische Staatsmaschine, deren Bestandtheile und complicirte Zusammensetzung wol den meisten nichtöstreichischen Lesern d. Bl. unbekannt gewesen sein dürften.

Wir glauben daß dieses Werk nicht ohne Absicht in Sachsen erschienen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Rückblicke.*)

2. Hettner's „Vorschule der bildenden Kunst der Alten" und Vischer's „Aesthetik".**)

Beide Werke haben das gleiche Schicksal gehabt. Ihr Erscheinen fiel in eine Zeit wo in der Literatur selbst das Beste unbeachtet blieb. Es war die Zeit wo „der Wettkampf der Kunst vollendet", und die deutsche Nation im Begriffe schien „sich das andere Ziel zu stecken das noch kein Schütze getroffen hat", ob ihr auch der Apollon den Ruhm gewähre den er ihr dort nicht versagte.

Nun mit dem Ruhme sieht es vorderhand traurig aus. Der politische Ehrgeiz der

— zum Aufschwung eilend
Sich überspringt und jenseits niederfällt!

hat uns eher das Gegentheil des ersehnten Ruhms bereitet, und es wäre jetzt fast eher noch als in den Tagen wo der unglückliche Palm unter französischen Standrechtskugeln verblutete ein Buch zu schreiben von „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung". Aber ein Trost bleibt: das Ziel ist gesteckt, und keine Hand, so stark sie auch sei, wird es jemals wieder ausreißen können aus den Herzen der Millionen Deutschen welche es einmal winken sahen, fast greifbar mit der Hand im glücklichen Momente. Ob auch eine vierzigjährige Wüstenfahrt unserer warte, wir haben Aegypten verlassen und die Pilgerschaft angetreten zum Lande der Verheißung; und alle Fehler die wir gemacht haben sie werden dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß zu Belehrungsmitteln werden für das kommende Geschlecht, zu Sprossen an der Leiter die es zu erklimmen hat. Inzwischen aber wollen wir Aeltern zurückkehren zu den verlassenen Altären des Geistes, und auf ihnen das heilige Feuer unterhalten, von dem zuletzt doch alle Begeisterung quillt, und aller unvergängliche Muth und Glaube, und mit ihnen die Quelle alles Guten — die Einsicht.

Die beiden obengenannten Werke verfolgen auf verschiedenen Wegen ein gemeinsames Ziel. Dies Ziel heißt Aussöhnung der philosophischen Theorie mit der empirischen Betrachtung. Der deutsche Geist hat lange genug gekrankt, und mit ihm das ganze Nationalleben an jener philosophischen Ausschließlichkeit und Selbstüberhebung, die mit anmaßlicher Verachtung des erfahrungsmäßigen Forschens das Wesen der Dinge mit ihrer apriorischen Speculation erfassen zu können wähnte. Diese Zeit ist jetzt vorüber. Die Philosophie hat ihr pater peccavi gesprochen. Die Philosophen haben sich der Empirie genähert, und eingesehen daß ihre Aufgabe eben nur die ist das von der letztern Gegebene methodisch zu durchdringen. Der Weg aber auf welchem Empiriker und Philosophen sich mehr und mehr zusammengefunden haben ist der Weg der historischen Betrachtung. In ihr, in der Geschichte feiert die Speculation ihre Versöhnung mit der Empirie.

Wenden wir Dies gleich auf das erste Werk an, das sich die wissenschaftliche und dabei doch populaire Behandlung der Archäologie zum Ziele gesetzt hat. Archäologie ist Betrachtung und Geschichte der alten Kunst. So hat sie Winckelmann gefaßt. Und die Besten und Gründlichsten unter den modernen Archäologen gestehen ein daß seit Winckelmann diese Wissenschaft ins Leben gerufen und ihren Grund gelegt hat, der nie erschüttert werden wird, weil er auf einer wahrhaften und lebendigen Anschauung der alten Kunstwerke beruht, kein wesentlicher Fortschritt in der Kunstgeschichte selbst gemacht worden ist. Zwar das Material ist unglaublich vermehrt worden, und damit hat auch Vieles eine andere Gestalt gewonnen als es in den Tagen der Fall war wo Winckelmann die Fundamente zu dem großen Bau einer Geschichte der alten Kunst legte. Aber auf diesen Fundamenten ist wenig fortgebaut worden. Alles Neugewonnene steht vereinzelt da ohne lebendigen Zusammenhang, und, was das Schlimmste ist, ebendeshalb unzugänglich für den nicht Fachgelehrten, und unfruchtbar für die Bildung der Nation zur Erkenntniß der Schönheit. Ja die Breite der gelehrten Einzelliteratur drohte allmälig die Kunstgeschichte förmlich zu überwuchern, und die Bildung des Formensinns und Schönheitsgefühls zu ersticken durch die alleinige Hervorhebung der antiquarisch-mythologischen Gelehrsamkeit. Nun aber haben die ins Unendliche erleichterten Verkehrsmittel die Reiselust und Reisemöglichkeit gesteigert. Was sonst nur

*) Vergl. Nr. [illegible] d. Bl. f. 1849. D. Red.

**) Vorschule der bildenden Kunst der Alten. Von H. Hettner. Erster Band: Die Kunst der Griechen. Mit 1 Kupfertafel. Oldenburg, Schulze. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Zum Gebrauch von Vorlesungen. Von Friedrich Theodor Vischer. Erster und zweiter Theil. Reutlingen, Mäcken. 1846—48. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wenigen ausführbar war, die Schätze und Reste alter Kunst in Sammlungen aller Länder zu sehen, ist jetzt Tausenden möglich. Da fehlt aber gerade ein Buch das in wissenschaftlicher und doch populairer Form und Behandlung für solche Betrachtung denjenigen Anhaltepunkt gewährte durch welchen sie eben erst fruchtbringend und den Kunstsinn erweckend werden, aus neugierigem Anstarren zu fördernder Beobachtung werden mag. Ich selbst empfand gegenüber den Kunstschätzen besonders Italiens oft genug — und viele Andere mit mir — den Mangel eines solchen Kunsthandbuchs, das als steter Reisebegleiter jeden, selbst den flüchtigen Besuch eines Museums einer Sammlung nutzbar machte. Wie jammervoll sind in Italien, und selbst in England — ich erinnere nur an das Britische Museum — die Kataloge, und wie schwer ist es selbst für den schon durch Studien Vorbereiteten sich diejenige historische Uebersicht zu verschaffen ohne welche keine Betrachtung von Kunstwerken fruchtbar sein kann für das wahre Verständniß ihres Werths und Wesens, für die Erkenntniß des Geistes der sie schuf und bildete, für die Anschauungen der Völker die sich in ihnen befriedigten. Es war uns vergönnt mit dem Verfasser des genannten Buchs in Rom und Neapel diese Gedanken auszutauschen, und aus ihnen entstand der Vorsatz desselben: die jahrelangen im Lande der Kunst selbst gemachten Studien und gewonnenen Anschauungen im obigen Sinne zu verarbeiten zu einer populairen „Vorschule der bildenden Kunst der Alten". Diese „Vorschule" sollte dem Kunstfreunde, dem unbefangenen Kunstbetrachter, dem Laien wenn man will, werden was des vortrefflichen Ottfried Müller Werk für den Kunstforscher, den Archäologen, den Gelehrten vom Fach allein sein kann. Hettner's Buch stellt sich die Aufgabe: weder eine apriorische, systematisirende Betrachtung, noch eine reinäußerliche Notizensammlung zu geben, nicht das Wesen der alten Kunst von ihrer Geschichte getrennt (wie Müller es thut), sondern die alte Kunst und das Wesen derselben in ihrer geschichtlichen Entwickelung darzustellen. Und Dies ist ihm nach unserer Ansicht dergestalt gelungen daß sein Buch — während es auch dem selbständigen Forscher manches Interessante bietet — zugleich das Erste genannt werden muß welches dem Laien den fördernden Einblick in den Zusammenhang der alten Kunst aufschließt. Denn eben auf diesen letztern kommt es, wie überall so auch hier, vor Allem an. Es ist in diesem ersten Theile, welcher die Geschichte der alten Kunst bei den Griechen umfaßt, kein irgend wichtigeres der vorhandenen ausgezeichnetern Kunstwerke übergangen, und fast alle sind nach eigener Anschauung beschrieben; man weiß wieviel Werth Winckelmann auf gute „Beschreibungen" von Kunstwerken legte, und wie er auf einzelne derselben Monate verwendete. Man gewinnt ferner bei dem Gebrauche dieses Buchs für jedes einzelne Kunstwerk alter Zeit, dessen Beleuchtung uns hier und dort vergönnt ist, zugleich mit der Einsicht in die Entwickelungszeit der es angehört, auch die Uebersicht der sonst noch aus derselben Gattung, aus demselben mythologischen, epischen und historischen Kreise uns übriggebliebenen Werke der bildenden Kunst; und Dies nicht in der trocken aufzählenden Repertorienform, sondern umkleidet von einer Darstellung deren schöne Wärme und edle Begeisterung die hier und da vorkommenden jugendlichen Ueberschwenglichkeiten gern übersehen läßt; denn sie sind niemals rhetorischer Schwulst, sondern Ueberfülle begeisterter Empfindung, die eben deshalb nicht immer das Maß zu halten weiß. Nur ein genaues Register fehlt dem Buche, doch wird der Verf. diesen Mangel gewiß bei dem Erscheinen des zweiten Bandes, den wir bald zu begrüßen hoffen, ersetzen. Sollen wir noch Etwas tadelnd bemerken, so ist es daß der Verf. an einzelnen Stellen den allgemeinen, im edelsten Sinne populairen Zweck seines Buchs nicht immer festgehalten hat, daß er in Anwendung philosophischer Kategorien und Wissenschaftswerke für diesen Zweck noch nicht streng genug gegen sich selbst gewesen ist. Hier müssen Lessing und Winckelmann gleichfalls wieder unsere Vorbilder werden, sie bei deren einfacher, reiner, naiver Sprache Einem das Herz ordentlich aufgeht. Vor allen Dingen aber darf Hr. Hettner niemals griechische und lateinische Stellen, wo er deren im Original anführt, unübersetzt lassen, was auch ein paar mal geschehen ist, und den Leser der eben Deutsch lesen will und muß unangenehm aus dem Zusammenhange bringt. Schon Goethe hat über diese schlechte Gewohnheit der deutschen Gelehrten einmal bittern Tadel ausgesprochen.

Einer der gelungensten und für alle Leser interessantesten Abschnitte ist der über die Malerei der Alten. Es ist eigentlich die erste Geschichte der griechischen Malerei die wir besitzen, und die daran geknüpfte Abhandlung über das Colorit der Alten das Beste was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Maler und Kunstkenner werden in demselben gleicherweise ihre Rechnung finden.

Im Ganzen aber fürchten wir nicht zuviel zu behaupten wenn wir sagen daß außer dem Alterthumsforscher von Fach, der schon darum das Buch nicht ungelesen lassen wird, weil Das die „Vollständigkeit der Erudition" erfodert, der Kunstkenner und Kunstfreund wie der ausübende Künstler der sich über die höchste Blüte seiner eigenen Kunst unterrichten will — und wie unwissend sind die Meisten über die Geschichte ihrer Kunst —, der Dilettant und Kunstliebhaber, der Reisende dem Neigung oder Brauch, Bildungsbedürfniß oder „Mode" den Besuch der Sammlungen alter Kunst zur Pflicht machen, daß diese Alle in der Hettner'schen „Vorschule" ein Buch besitzen das diesen Titel mit Recht verdient. Die wahre Schule ist und bleibt freilich immer das Leben und die Anschauung selbst; aber auch *für das Leben soll man nicht blos lernen*, sondern man muß es auch, wenn man den rechten Gewinn vom Leben haben will. Ohne eine gute Vorschule hilft bekanntlich selbst die beste Schule Nichts.

(Der Beschluß folgt.)

William Wordsworth und Felicia Hemans.

Wir kehren noch einmal zu Felicia Hemans zurück, aus deren Memoiren wir in Nr. 203 Etwas über Walter Scott mittheilten, und geben aus ihren Briefen das Gemälde einer Villeggiatura bei Wordsworth. Die Epistel mit welcher es beginnt ist vom 22. Juni 1830. „Ich fühlte mich sehr verlassen", schreibt die Dame, „als Sie fort waren vom Ambleside, und meine nervöse Furcht bei dem Gedanken mich selbst bei Wordsworth allein vorzustellen überkam mich so rasch daß es 7 Uhr ward bevor ich den Muth faßte aus dem Gasthofe aufzubrechen. Ich hatte in der That wenig Ursache zu solchem Bangen. Man brachte mich zu einem anmuthigen Gebäude das einer Cottage glich, fast versteckt in einem Ueberflusse von Rosen und Epheu, und ein sehr wohlwollend aussehender alter Mann begrüßte mich am Eingange: es war Wordsworth selbst; und wenn ich Ihnen sage daß, da sich eine große Gesellschaft von Besuchern im Hause befand, er mich in ein gesondertes Zimmer führte und nach und nach alle Mitglieder seiner Familie hereinbrachte, bin ich überzeugt daß dieser kleine Zug Ihnen ein Bild von rücksichtsvoller Güte gibt ... Es schwebt eine fast patriarchalische Einfachheit über ihm; Alles ist frei, «the river winding at its own sweet will». In seinem Wesen finde ich mehr Impuls als ich erwartete, aber in anderer Beziehung Manches das ich bei dem Dichter des sinnenden Lebens voraussah. Oft neigt sich sein Haupt, die Augen halbgeschlossen, und er scheint versenkt in ruhige Tiefen des Gedankens. Ich habe heute einen reizenden Morgen verlebt, sein reichbeschattetes Gut mit ihm durchwandelnd und seiner Rede über die alten englischen Schriftsteller lauschend, besonders über Spenser, den er, wie er selbst sagt, wegen seines Ernstes und seiner Treue liebt. ... Sie können sich keine schönere kleine Stätte denken als Rydal-Mount; mein Fenster ist ganz umlaubt von Epheu und Rosen und davor liegt Winandermere glitzernd zwischen den Hügeln. ... Mir däucht als schriebe ich Ihnen fast aus dem Geisterlande; Alles ist hier so leuchtend

still, so fern von Alltagssorge und Geräusch, daß ich oft kaum mich selbst zu überzeugen vermag ich träume nicht. Es scheint nicht das Licht «des gewöhnlichen Tages» zu sein das die Waldberge vor mir umkleidet; es ist beinahe etwas «Visionnaires» in seinen sanften Strahlen, seinen stets wechselnden Schatten. Wordsworth's Güte übt einen ganz beschwichtigenden Einfluß auf meine Lebensgeister. Welche Erquickung, welcher Segen liegt da im Gefühle der Bewunderung, wo es frei ausströmen kann! Es ist eine «tägliche Schönheit in seinem Leben», die in lieblichem Einklange mit seiner Poesie steht. Er schenkt mir seine Gesellschaft oft, liest mit mir, geht mit mir spazieren, führt meinen Pony wenn ich reite. . . . Sein Lesen ist sehr eigenthümlich, aber für mein Ohr köstlich, langsam, feierlich, ernster im Ausdrucke als ich es je vernahm. Wenn er in freier Luft Etwas liest oder hersagt, scheinen seine tiefen reichen Töne von einer Geisterstimme zu kommen und zu der Religion des Ortes zu gehören; sie harmoniren so ganz mit den Klängen der Wälder und Wasserfälle. . . .

Es ist erfreulich ein Leben zu betrachten das so schön mit Allem übereinstimmt was sich in seinen Dichtungen ausprägt: «True to the kindred points of heaven and home!» Sie werden sich erinnern wie sehr mir die hohle Theorie Moore's misfiel, die er in seinem Leben Byron's über die Unfähigkeit des Genius zu häuslichem Glücke ausspricht. Ich redete gestern mit Wordsworth darüber und ergötzte mich an seiner Bemerkung: «Nicht darum weil sie Genius besitzen machen sie sich eine unglückliche Häuslichkeit, sondern weil sie nicht Genius genug besitzen; eine höhere Seelenstufe würde sie befähigen alle Schönheit der Familienbande zu erkennen und zu fühlen.» Er selbst war äußerst glücklich in langen Jahren fast ganz ungetrübten Friedens einer häuslichen Verbindung. . . . Gestern zeigte er mir als ich auf einem langen holden Bergpfade hoch über dem Grasmere-See hinritt, tief in einen Felsen gegraben die Anfangsbuchstaben vom Namen seiner Gattin, von ihm selbst hineingeschrieben, und der liebe alte Mann erneuert sie von Zeit zu Zeit, diese Liebeszüge seiner Hand. Ich konnte mich kaum enthalten auszurufen: «Esto perpetua!» . . .

Denken Sie sich ein Brautgeschenk von Wordsworth an eine Dame, die er sehr schätzt, auch ein Dichterkind! Es wird Ihrer Phantasie eine Broche in Form einer Leier vorschweben, oder eine schmetterlingartige Aigrette, oder ein Vergißmeinnichtring oder Dergleichen: Nichts von alle Dem, aber eine gute, hübsche, substantielle, nützlich aussehende Wage, bestimmt in die Speisekammer gehängt zu werden! «Denn Sie müssen bedenken, meine liebe Hemans», sagte er sehr ernsthaft zu mir, «wie nöthig es ist daß eine Frau die Sachen selbst abwägen sieht.» Poveretta me! Ich machte ein so freundliches Gesicht dazu als ich vermochte und, zum Glücke für mich, sind poetische Augen nicht sehr hellsehend, sodaß ich glaube kein Argwohn welcher meinen Charakterwerth beeinträchtigte blitzte in der Seele des mächtigen Meisters auf; ich sagte ihm wirklich daß ich Wagschalen als besonders graziöse Dinge betrachtete und große Lust hätte mein Bildniß mit einer in der Hand malen zu lassen."

Wir schließen diese kleine Gruppirung von Briefstellen welche wir uns gestattet haben mit einem mündlichen Ausspruche unserer Felicia über die Verschiedenheit des Genius in Wordsworth und Byron. Es heische eine höhere Gewalt, sagte sie, ein Gewitter zu besänftigen als es heraufzubeschwören; sie erachte als Aufgabe des Erstern das Gemüth zu stillen, des Letztern es aufzuregen. 9.

Bibliographie.

Skandinavische Bibliothek. 1ster bis 4ter Band. — Auch u. d. T.: Das Meerweib. Herausgegeben von C. S. Hermidad. Aus dem Dänischen von F. A. Leo. Vier Bände. Leipzig, Lorck. 8. à Band 10 Ngr.

Görgey und die Capitulation bei Világos. Von einem Officiere des Generalstabs der ungarischen Armee. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Gützlaff, C., Die Mission in China. Vorträge, in Berlin gehalten. Herausgegeben von dem ostpreußischen Verein für China. Mit einem Vorworte von F. W. Krummacher. 1ster bis 3ter Vortrag. Berlin, Wohlgemuth. 8. à 2 Ngr.

Hans Holbeins altes Testament in 50 Holzschnitten getreu nach den Originalen copirt. Herausgegeben von H. Bürkner. Mit einer Einleitung von D. F. Gohmann. Leipzig, G. Wigand. Br. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heyden, F. v., Der Schuster zu Ispahan. Neupersische Erzählung in Versen. Leipzig, Brandstetter. Br. 8. 2 Thlr.

Huppert, C., Worte aus dem magnetischen Zustande über die Todesleiden Jesu Christi besonders bezüglich auf Abendmahl und Todeskampf. Marienberg. 8. 5 Ngr.

Landau, H., Humoristische Vorlesungen. 3te vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. Br. 8. 12 Ngr.

Ludwig, J. L., Mein bisheriges Leben und Wirken. Eine Selbstbiographie. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 12 Ngr.

Roderich, M., Verbrechen und Strafe. Eine Sammlung interessanter Polizei- und Criminal-Rechtsfälle, nach den Acten bearbeitet. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sainte-Foi, C., Das Buch der Völker und der Könige. Nach der neuesten, verbesserten und vermehrten Ausgabe bearbeitet von W. Schwan. Paderborn, Junfermann. 8. 15 Ngr.

Strandlieder. Aus den Papieren eines am Strande wandernden Schulmeisters ausgewählt und herausgegeben von O. Romaikarg Johannes. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Testamente der zwölf Patriarchen, der Söhne Jakobs, und die Geschichte der Aseneth, der Frau Josephs. Aus alten verborgenen Schriften in's Deutsche übertragen von R. Akibon. Kassel, Raabé u. Comp. 12. 15 Ngr.

Wagner, M., Reise nach Kolchis und nach den deutschen Colonien jenseits des Kaukasus. Mit Beiträgen zur Völkerkunde und Naturgeschichte Transkaukasiens. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Leben und Meinungen eines Proletariers. Ein Buch für arme Leute und armer Leute Freunde. Zwickau, Verein zur Verbreitung von Volksschriften. 8. 12 Ngr.

Die Männer der Gegenwart. Neue Folge. IV.: Carl Freih. v. Bruck. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Prophet Sacharja, auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche in Dresden. Ein offenes Wort an Hrn. Oberhofprediger Dr. Harleß über seine am 22. Juli d. J. gehaltene Landtagspredigt und zugleich ein Votum gegen das Einschmuggeln pharisäischer Grundsätze in die evangelische Kirche. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Ngr.

Thöllden, G., Predigt am 2. Sonntage nach Trinitatis zu Pfiffelbach und zum Gedächtniß des am 4. Juni d. J. daselbst geschehenen Brandunglücks gehalten. Apolda. Gr. 8. 3 Ngr.

Was ist kirchliches Christenthum? Kurzgefaßte Zusammenstellung der hauptsächlichsten Glaubenslehren der vier christlichen Kirchen, mit einiger Berücksichtigung des religiös kirchlichen Standpunktes der ersten Christen und der sich „deutschkatholisch" nennenden Reformpartei unserer Zeit. Freiberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Zurücknahme der Unterschrift von der Adresse der 370 Geistlichen der Cölner Erzdiözese, oder Prüfung und Würdigung der Gründe für und wider deren Zulässigkeit. Eine Schrift für den katholischen Clerus. Bonn, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 212. —— 4. September 1850.

Politische Literatur über Oestreich.

(Fortsetzung aus Nr. 211.)

Nr. 4. Wer je in der denkwürdigen Epoche vom März bis zum October des J. 1848 in der Lage war die lebenslustige Metropole Oestreichs zu besuchen, Der versäumte gewiß nicht auch der Aula seine Huldigung darzubringen, woselbst die längste Zeit hindurch Alles was Wien an Kraft und Intelligenz besaß sich zu versammeln pflegte, und wie in einem Brennpunkte das geistige Leben der Hauptstadt concentrirt war. Den Besuchern der Aula dürfte sodann schwerlich die Gestalt eines feisten, drallen Mannes entgangen sein, der, gewöhnlich in Legionsuniform, den Säbel umgeschnallt, zuweilen gemüthlich seine Cigarre dampfend, stets aber den obligaten Stürmer auf dem Kopfe, in Gesellschaft einiger lärmenden jungen Leute lachend und scherzend die der Aula naheliegenden Straßen durchzog. Selten fehlte in seiner Nähe das „bemooste Haupt", ein zur damaligen Zeit in Wien wohlbekannter Bursche, der später an der Seite Bem's, dessen Liebling er war, tapfer fechtend in Siebenbürgen fiel. Unsere Leser werden den Namen jenes dicken Mannes schon errathen haben. Es war der Professor Anton Füster, Feldkaplan der wiener Legionaire und Verfasser der vorliegenden Memoiren.

Wir glauben kaum daß die geistigen Fähigkeiten dieses Mannes in einem ganz adäquaten Verhältnisse zu dem körperlichen Umfange stehen dessen er sich erfreut. Das vorliegende Buch spricht mehr als alles Andere für unsere Behauptung. Auch als Reichstagsabgeordneter hat der gelehrte Herr wenig Proben seiner staatsmännischen Bildung gegeben. Füster ist eine jener gutmüthigen Naturen die aus Bedürfniß radical sind, aus demselben Grunde sich stets in den Reihen der Opposition befinden, und eventuell in einer Republik für die monarchische Verfassung schwärmen würden. In den Augen solcher Politiker gibt es nur eine demokratische und eine Reactionspartei — alles Uebrige ist vom Uebel. Von der unglaublichen Begriffsverwirrung die damals in Wien blühte scheint sich auch der Verfasser dieser Memoiren nicht ganz emancipirt zu haben. In seinem Buche kommt das Wort „Reaction" beinahe auf jeder Seite vor, ein Umstand der in uns den Verdacht regewerden ließ daß der Verf. dem erwähnten Worte nicht ganz jenen Begriff zu unterlegen gewohnt sei den gewissenhafte Sprachforscher damit zu verbinden pflegen. Wie naiv seine Anschauungsweise ist, davon diene Folgendes als Pröbchen. Als er im Sommer des vergangenen Jahres Leipzig (das magere, diätetische Leipzig! ruft Füster mit einem Stoßseufzer aus) zu verlassen und nach Hamburg zu fliehen genöthigt war, brachte er „die Begriffe eines Demokraten mit" und glaubte in der Republik Hamburg einigermaßen die Verwirklichung seiner Begriffe mit eigenen Augen anschauen zu können. „Ich stellte mir vor", fährt der Verf. fort, „daß man in einer Republik blos Menschen mit Calabresern, Blousen, bärtigen Gesichtern u. dergl. begegne." Aber ach! wie schmerzlich sah der Arme in dem kaufmännischen, etwas philisterhaften Hamburg seine sanguinischen Erwartungen enttäuscht!

Wir können uns in der Beurtheilung der vorliegenden Memoiren kurz fassen. Füster beginnt dieselben mit einem Citat aus Heine und schließt sie mit einem Motto aus Goethe. Im weitern Verlaufe gibt er uns eine mit vieler Wahrheit, wenngleich von seinem speciellen Standpunkte entworfene Schilderung der bekannten Ereignisse vom März 1848 bis zur Sprengung des kremsierer Reichstags, oder was Dasselbe ist, eine Darstellung seiner persönlichen Erlebnisse, da er — bezeichnend genug für die damaligen Zustände — in sämmtlichen Phasen jener Periode als einer der Hauptacteurs figurirte. Doch fehlt es dem Buche mitunter nicht an treffenden Bemerkungen und ergreifenden Stellen. So schreibt er als er auch Hamburg zu verlassen genöthigt war:

> Vor einem Jahre sangen wir mit Andacht das deutsche Volkslied, jetzt klingt es anders. Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Oestreich? Nein, da mußte ich fliehen. Ist's Preußenland? Nein, da wurde ich verhaftet. Ist's Sachsenland? Nein, da wurde ich weggewiesen. Ist's Hanoverland, ist's Baiernland? Nein, da wurden Steckbriefe gegen mich publicirt. Ist's Hamburgs freie Stadt? Nein, die stößt mich mit monarchischer Polizeiwillkür fort. Wo ist das deutsche Vaterland? In England und Amerika! Dort allein findet der Deutsche der sein Freiheits- und Ehrgefühl nicht von russisch-preußisch-östreichischen Bayonneten ersticken lassen will eine sichere und ungekränkte Zukunft!

Füster ist jetzt in Amerika. Möge ihm dort ein

Ersatz für die in Europa erlittenen Drangsale werden, möge er in dem Lande der wahren Freiheit eine definitive Verwirklichung seiner demokratischen Begriffe finden!

Nr. 5. Der Verf. leitet seine Abhandlung mit dem Motto ein: „L'unité ne s'improvise pas." Dieses Wort ist bezeichnend. Folianten, über Oestreichs Zustände geschrieben, könnten das Krankhafte und Unhaltbare derselben, den nagenden Wurm der an dem Marke jenes Reiches zehrt nicht klarer und treffender bezeichnen als es der Verf. mit jenem glücklich gewählten Motto gethan. Die Märzerhebung (deren innere Berechtigung selbst der Verf. der früher besprochenen „Genesis" nicht leugnen konnte) hatte eine centrifugale Bewegung fast aller östreichischen Provinzen zur Folge; das Staatsschiff schwankte in seinem Curse, der Anlauf des Blutes stockte: da übernahm die siegende Contrerevolution die Leitung der Geschäfte, hielt dem zu Boden geworfenen, noch zuckenden Feinde das Medusenschild der Centralisation, den nach autonomischer Geltung ringenden Nationalitäten das Princip der Gleichberechtigung entgegen, die natürlich nur im negativen Sinne von praktischer Bedeutung ist. Ob dieser leitende Gedanke des jetzigen Cabinets eine Zukunft hat, darüber gibt uns die vorliegende Broschüre Aufschluß.

Springer beginnt seine geistreiche, sehr unterhaltende Schrift mit einem kurzen Abrisse der frühern östreichischen Geschichte; wie es kam daß die heterogensten Bestandtheile sich zu einem compacten Ganzen verschmelzen ließen, wie das berühmte „Tu, felix Austria, nube!" Provinzen an Provinzen reihte, und endlich unter den Titeln der Erbschaft, Eroberung, Verträge die Monarchie in ihrem jetzigen Umfange entstand. Der Verf. meint:

> Es ist bezeichnend daß vielleicht keinen größern Staat Theilungsprojecte so häufig bedrohten, daß kein Staat auf den Tausch und Umtausch von Provinzen sich so gut verstand wie das alte Oestreich. Unaufhörlich wechselte der Umfang und die Gestalt der Monarchie: die Niederlande, Vorderöstreich, die Lombardei und Venedig wurden ihr der Reihe nach einverleibt und entrissen, ohne daß das Regierungssystem und die Verfassung deshalb eine Aenderung erlitten hätten, weil die Bedingungen der Existenz Oestreichs zumeist in äußern Beziehungen lagen, und es von seinen Unterthanen Nichts weiter verlangte als ihm stets die Mittel zu liefern seine Stellung als Großmacht zu wahren.

Auf diese Auseinandersetzung baut der Verf. seine nachfolgenden Schlüsse. Die Revolution war nothwendig und berechtigt:

> Die letzten Jahrhunderte bildeten eine lange Pause in dem Leben, ein leeres Blatt in der Geschichte der östreichischen Völker; mit der Gründung eines absoluten Oestreich wurde ihre organische Entwickelung abgebrochen, mit seinem Sturze mußte sie von neuem angeknüpft werden.

Alle Versuche daher die Reform des Staats aus den unmittelbar gegebenen Zuständen ableiten zu wollen mußten scheitern, dem fressenden Uebel mußte eine kräftige Panacee gefunden werden. Hat das Ministerium Schwarzenberg in seinem berühmten Programme dieses Heilmittel gefunden? Der Verf. verneint es, und wir theilen seine Ansicht vollkommen.

> Vielleicht — meint er und führt diese Behauptung cum grano salis durch — wäre der Constitutionsentwurf des aufgelösten Reichstags eher im Stande gewesen den östreichischen Provinzen jene Selbständigkeit zu gewähren und zu sichern die ihrem guten Rechte, den Foderungen der Vernunft und den eigenthümlichen Verhältnissen der Monarchie entspricht.

Wenn aber das gestürzte System den billigen Wünschen der östreichischen Völker nicht gerecht ward, und auch die Charte nicht genügt, wie endlich soll man diesem Cirkel entgehen? Wo die Lösung des Widerspruchs und den rettenden Faden finden der aus diesem Labyrinthe führt?

Hier kommen wir zur Pointe des Buches. Wir haben zu wiederholten malen die eigenen Worte des Verf. citirt, um dessen Standpunkt dem Leser klar und es ihm möglich zu machen den Ausgangspunkt dieser wichtigen und interessanten Schrift zu begreifen. Föderativverfassung — in diesem einen Worte concentriren sich die Wünsche des Verf. Der Ausnahmszustand, meint Springer, führt zu keinem Ziele; überhaupt sind die gegenwärtigen Zustände nur negativ; gebt Oestreich die Föderation und schnell wird der Handel wieder blühen, das Vertrauen zurückkehren, das goldene Zeitalter wird eintreten, Wolf und Lamm aus einer Quelle trinken.

Diese Auslassung ist sehr befriedigend; wir glauben jedoch (ohne damit dem Verf. zunahetreten zu wollen) daß sie im Grunde nur ein geschicktes Plaidoyer zu Gunsten der östreichischen Slawen ist. Oestreich die Föderativverfassung geben, heißt nach unserer Ansicht die Auflösung oder — Slawisirung des Reichs offen aussprechen. Man berufe sich nicht auf die Schweiz, Amerika; es fehlen hier alle Bedingungen eines Vergleichs. Ueberdies ist jene durch Verträge, eventuell durch ihre Berge geschützt; wie wenig Oestreich Verträge nützen würden, Das haben wir nach dem Aussterben des Habsburgischen Mannsstammes gesehen. Halb Europa stürzte sich trotz aller pragmatischen Sanctionen auf die willkommene Beute; das jetzt zermalmte Ungarn hat damals die Monarchie vom Untergange gerettet. Es ist kein Zweifel daß die nur durch das lose Band der Personalunion zusammenhängenden Länder sehr bald einen auswärts gelegenen Schwerpunkt finden würden; die Deutschen Oestreichs haben ihn bereits gefunden. Und eben dieses Deutschthum, der primitive Factor östreichischer Macht und Größe, welche klägliche Rolle würde es in dem föderirten Oestreich spielen, obgleich der Verf. (S. 101) die tröstliche Versicherung gibt: „Was reell am Deutschthume ist wird nicht untergehen!"

Im Geiste jener, wenn auch nicht ausgesprochenen, doch beabsichtigten Föderation hatte der Constitutionsentwurf des aufgelösten östreichischen Reichstags eine Länderkammer geschaffen, welche der auf Grundlage der einfachen Bevölkerungsverhältnisse organisirten Volkskammer gegenüber (Ober- und Unterhaus nach den Aufstellungen der Charte) die eigenthümlichen Interessen der Provinzen vertreten sollte. Die octroyirte Charte hatte jenes Institut adoptirt, durch einen erhöhten Census zu-

doch, wie der Verf. mit schlagenden Gründen nachweist, ursprünglichen Zweck — Wahrung des nationalen Princips und der provinziellen Autonomie — illusorisch gemacht. Der Constitutionsentwurf ging noch weiter. Die Landtage übten das Wahlrecht zur Länderkammer; in Provinzen jedoch welche aus mehren mit Rücksicht auf die Nationalitäten gebildeten Kreisen bestehen sollten auch die Kreise je einen Abgeordneten stellen. Man konnte nicht mehr thun, hat jedoch unsers Wissens hierbei einen Umstand übersehen. Wie nämlich, wenn auch die Kreise gemischt sind? In Böhmen ist Dieses häufig der Fall; in Krain trennt nur ein schmaler Streif Wassers die windischen von den deutschen Bauern; in Ungarn haben nur wenige Comitate jenseit der Theiß eine reinmagyarische Bevölkerung.

Wir sehen uns daher genöthigt den nach einer bestimmten Schablone ausgearbeiteten Plan der Föderalisten unpraktisch, utopistisch zu nennen, wie sehr wir auch den Scharfsinn bewundern mit welchem jene Idee in der vorliegenden Schrift entwickelt und vertheidigt wird. Der Leser wird vielleicht fragen: welche Staatsform denn wir Oestreich wünschen, wenn wir die Centralisation misbilligen, und auch die Föderation verwerfen? Eine Discussion hierüber würde uns zu weit führen; genug daß wir die Lebensfähigkeit der Charte bezweifeln, die Emancipation der Provinzen aber für einen Selbstmord halten. Vielleicht dürfte ein gewisser despotisme éclairé zersetzt durch die Erfindungen des Nachmärz, und nicht ganz in der Form wie er jetzt gehandhabt wird, bis auf Weiteres noch am meisten zu empfehlen sein. Wie lange er sich halten, und ob er nicht am Ende zu einer trostlosen restitutio in integrum führen würde, Dies müssen wir freilich dem eigenen Urtheile des Lesers überlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Rückblicke.

(Beschluß aus Nr. 211.)

Einen wesentlich verschiedenen Standpunkt hat die Kritik gegenüber dem zweiten Werke einzunehmen. Vischer's „Aesthetik" ist ein systematisch-philosophisches Lehrbuch der „Wissenschaft des Schönen", zum Gebrauch für Vorlesungen. Das Werk ist auch äußerlich in der Weise der alten Vorlesungshandbücher gehalten. Selbst die Paragrapheneintheilung fehlt nicht, und die ausführlichen Anmerkungen zu jedem Paragraphen bilden das Meer in welchem die Paragrapheninseln herumschwimmen. Diese Form ist ein Unglück für das Buch geworden. Sie hat seine Wirksamkeit und Verbreitung unglaublich gehindert. Selbst die begeistertsten Freunde, welche sich der genialste unter Deutschlands Kunstkritikern und Aesthetikern eben durch seine kritisch-lebendige Mittheilungs- und Darstellungsweise erworben hatte, waren erstaunt und schüttelten den Kopf als der erste Theil der langerhofften „Aesthetik" erschien. Ist denn Das Vischer, fragten sie stutzend, derselbe Vischer dessen Buch über das Tragische und Komische, dessen hinreißende Aufsätze in den Hallischen, Deutschen und Tübinger Jahrbüchern, dessen „kritische Gänge" uns durch ihre schulfreie naive Darstellung, durch die köstliche Frische, Klarheit und Lebendigkeit ihrer Sprache so entzückten? Ist Das der Aesthetiker der endlich einmal wieder die philosophische Aesthetik selbst bei den praktischen Künstlern zu Ehren brachte? Eben fing er an bei den besten derselben, und bei den unbefangenen Kunstfreunden, d. h. bei einer Menschenart die sich seit einem Menschenalter von der „Philosophie des Schönen" wie von einer unfruchtbaren Sandwüste abgewandt hatten, vollen Eingang zu finden, und nun schreibt er uns ein Buch in dem er die Resultate seines ganzen bisherigen Strebens zusammenfaßt, mit dem er seine bisherigen Verehrer vor den Kopf stößt, ein Buch das vielleicht von ein paar Dutzend Leuten in Deutschland gelesen, wenn auch für alle großen Bibliotheken gekauft wird! Um dies Buch zu verstehen muß man erstens Geduld haben und gewöhnt sein an das klirrende Kettengerassel, dies cliquetis sinistre althegelscher Kategorien, bei dem Einem zuweilen zu Muthe wird als läse man ein Buch von Gabler oder gar von Hinrichs, Platen'schen Angedenkens. Zweitens aber muß man die gesammte ästhetische Literatur Deutschlands sehr genau kennen um die zahllosen Anspiele und Berücksichtigungen zu verstehen, die in ein Collegium gehören mögen, aber in kein Buch, wo diese kurzen aphoristischen Andeutungen selbst Dem oft unklar bleiben der jene Literatur so ziemlich kennt. Und drittens endlich muß man diese abstracte Darstellungsform fortwährend mit lebendiger Anschauung erfüllen können, die Einem in Vischer's frühern ästhetischen Sachen sonst so lebendig vorgeführt wurde. Kurz, man vermißte hinter dieser systematischen Objectivität den warmen Hauch der lebendigen Begeisterung des Mannes, jenen „Feuereifer" der einen Hauptreiz seines Stils ausmachte. Man fragte was er sich nur für Leser gedacht haben möge? Studenten können es nicht lesen, Künstler und Kunstfreunde erst recht nicht, Aesthetiker die nicht Hegelianer sind auch nicht, Hegelianer die nicht Aesthetiker sind ebenso wenig. Kurzum: die getäuschte Erwartung bei dem ersten Theile war allgemein. Man gab die Trefflichkeit des Kerns in dieser weichen Schale zu, besonders in den Abschnitten über die Zufälligkeit und ihr Recht in der künstlerischen Darstellung. Dafür aber wollte das beharrliche Festhalten an der Speculation und ihrer Autarkie umsoweniger munden, jemehr man bemerkte daß bei der gewählten Gliederung der Philosoph sich fortwährend genöthigt sah aus dem abstracten in das reale Kunstgebiet überzugreifen. Man bemerkt Dies namentlich in den Abschnitten des ersten Theils welche das Tragische und Komische in ihrer abstracten Vollständigkeit behandelten, und wo man trotzdem keinen Platz gewinnen sah für das Komische in der bildenden Kunst, für das Genre in Plastik und Malerei. Dieser Grundmangel wurde noch fühlbarer durch die gleichzeitige Erscheinung von Böttcher's Tektonik, durch welche der thatsächliche Beweis geführt wurde: daß eine Aesthetik die zugleich philosophische Kunstgeschichte ist kein Monstrum sei, und daß es sehr wohl — was Vischer in Abrede stellt — eine Kunstgeschichte geben könne die alle ästhetischen Formgesetze in strengster Begriffsfreiheit festzuhalten vermöge. Aesthetik ist philosophische Encyklopädie der Kunstwissenschaft, und deshalb theoretisch und praktisch zugleich — für diesen Satz konnte das Bötticher'sche Werk über die Tektonik der Hellenen in einem einzelnen Zweige als Beweis dienen. Dann müßte man freilich ablassen die Aesthetik als einen einzelnen Zweig der Philosophie zu behandeln. Man müßte die Kunstwissenschaft als eine selbständige, für sich bestehende Wissenschaft wie die Rechts- und Naturwissenschaft gelten lassen. Und die ganze von Vischer in seiner „Aesthetik" so ausführlich behandelte Frage ob Kunst oder Wissenschaft höher stehe, wie die Frage nach der Rangordnung der Wissenschaft überhaupt erschien als unnütz. Erst beide zusammen, Kunst und Wissenschaft (nicht „Philosophie", denn von Gott und Rechts wegen soll jede Wissenschaft philosophisch, und damit die Philosophie als besondere Fachwissenschaft aufgehoben sein), bilden den ganzen Menschen und seine Fähigkeit sich seines Wesens bewußt zu werden. Beide ergänzen einander, weil der Mensch weder durch das begriffsmäßige Denken, noch durch das sinnlich individuelle, in Formen und Gestalten, Farben und Tönen sich bewegende,

sinnlich geistige Denken allein befriedigt wird, sondern nur durch beide zusammengenommen. Beide Thätigkeiten sind ewige Nothwendigkeiten des Menschen, daher es auch von vornherein nicht passen wollte die Religion als drittes Glied in die Frage hineinzuziehen.

So war denn durch Vischer's Werk die Frage nach dem Verhältniß von philosophischer und geschichtlicher Kunstwissenschaft wieder lebhaft in den Köpfen besonders der jüngern Aesthetiker und Kunstforscher regegeworden, und es stellte sich der letzten Behandlung dieser Wissenschaft in der Vischer'schen „Aesthetik" mehr und mehr die Ueberzeugung gegenüber: daß die Philosophie nicht länger als besondere Wissenschaft neben andern, sondern als die Grundlage und der befruchtende Keim aller angesehen werden müsse. So dürfe denn auch die Wissenschaft selbst nicht in eine philosophische und historische zerfallen, die Aesthetik nicht als ein Theil der Philosophie betrachtet werden. Die Kunstwissenschaft mit allen ihren Zweigen sei eine in sich Eine. Es gebe keine wissenschaftliche Aesthetik die nicht unmittelbar eine vollständige Encyklopädie der Kunstwissenschaft wäre.

Von dieser Art waren ungefähr die Gedanken welche das Erscheinen des ersten Theils von Vischer's „Aesthetik" bei mehren Freunden hervorrief. Was die philosophische Form und Darstellungsweise anlangt, so hatte Vischer selbst ein Bewußtsein davon gehabt daß dieselbe manchen Leser von seinem Werke zurückschrecken werde. Er fürchtete selbst daß dieser „farblose Ueberblick des Gedankens in seiner Allgemeinheit" ihm nicht die Freundschaft Jener gewinnen möchte „welche vom vollen und frischen Genusse des Schönen nur einen halben Schritt weiter thun zum Denken über diesen Genuß und seinen Gegenstand". Dagegen versprach er der zweite und dritte Theil würden andere Wege gehen. In ihnen werde sich das lebendige Reich des Schönen in seiner Wirklichkeit ausbreiten, und zeigen daß der metaphysische Denker Aug' und Nerv besitze für das Schöne; daß das Auge gesehen und daher gelernt, der Nerv gefühlt und fühlen gelernt habe.

Und es hat sich gezeigt. Noch ist der dritte und letzte Theil nicht erschienen. Aber schon die beiden Abtheilungen des zweiten, welche das J. 1848 brachte, bewährten aufs neue das Urtheil das sich über Vischer's ästhetische Kraft gebildet hatte. Zwar die äußere Paragraphenform war dieselbe geblieben. Aber in den Anmerkungen entwickelte sich ein Leben, und ein Reichthum der Realität, welche namentlich in der ersten Abtheilung, die das Naturschöne in seiner ganzen Ausdehnung behandelt, den Leser hinrissen. Die zweite Abtheilung, welche die vermittelte Existenz des Schönen aufzeigt, führt den Titel einer „Lehre von der Phantasie", gleichsam eine ästhetische Psychologie gegenüber der ästhetischen Physik der ersten Abtheilung. Der dritte Theil wird die hier auseinandergetretenen Welten wieder zu Einer zusammenfügen, und als „Kunstlehre" den Abschluß bilden.

In der Lehre von dem Naturschönen, der objectiven Existenz des Schönen, behandelt der Aesthetiker die Schönheit der unorganischen Natur in Licht und Farbe, Wasser, Luft und Erde, geht dann über zur Schönheit der organischen Natur im Pflanzen- und Thierreiche, und gelangt so aufsteigend zur menschlichen Schönheit. In dem letztern Abschnitte ist es wo die „geschichtliche Schönheit" ihre Stelle findet. Hier geht zuerst die bisher abstracte Betrachtung zum Concreten, zur Betrachtung der menschlichen Schönheit über wie sie als Stoff vorgefunden wird. Es ist dieser Abschnitt (S. 220—298) ein Meisterwerk von seiner sinnigtiefen Ausführung, an welchem sich auch solche Leser erlaben können die in den metaphysischen Theil keinen Blick geworfen haben. Hier wird aus der Fülle der Geschichte und der Anschauung selbst nachgewiesen wie die besondern und individuellen menschlichen Formen menschlicher Schönheit eine andere Gestalt annehmen, wie in jeder Haupterscheinung des geschichtlichen Lebens der leibliche Typus, das Temperament, die Tracht, die gesammte Sphäre des Zweckmäßigen und Angenehmen, der Krieg, der Staat, die Stände, das Individuum ein anderes Bild bieten; Liebe, Ehe, Familie sich anders gestalten und färben, und dem Künstler bei den verschiedenen geschichtlichen Völkern, und in ihren verschiedenen Epochen immer andere Stoffe, immer ein anderes Bild darbieten. Diese Wandelungen gehen hinab bis auf die Kleider und Trachten der Menschen. Je jüngern Datums die Einsicht ist daß für die Kunst der eigentlichste und wichtigste Boden in den geschichtlichen Stoffen zu suchen, desto wichtiger ist in der Aesthetik, diese vor dem Vischer'schen Werke in der Aesthetik nicht dagewesene Durchwanderung der Geschichte, diese Bereicherung der Lehre vom Naturschönen durch eine „Physiognomik der Geschichte". Aber wir können dem Verf. nach den früher in diesen Zeilen entwickelten Ansichten nicht zugeben daß er auch hier mit seiner Methode der gesonderten Behandlung das Richtige getroffen. Doch bescheiden wir unser Urtheil bis zum Erscheinen des letzten Theils, wo es sich zeigen muß ob der Darstellung der einzelnen Kunstformen wirklich diese Abtrennung von dem Boden in welchem das Ideal wurzelt von dem geschichtlichen Leben der Völker zugutekommen wird, was wir vorläufig bezweifeln möchten. In diesem Abschnitte wie in allen übrigen athmen die Ausführungen die ganze schöpferische Fülle und Kraft welche Vischer's Darstellung auszeichnet, und alle echten Künstler besonders werden diese „Physiognomik der Geschichte" mit Freuden als Fleisch von ihrem Fleisch begrüßen, wie namhafte Landschaftsmaler im Betreff der ersten Abtheilung uns versichert haben daß ihnen aus den Anmerkungen und Ausführungen über das Schöne in der organischen und unorganischen Natur über gar Manches in ihrer eigenen Praxis des Schönen ein anderes Licht aufgegangen sei, und einer unserer besten Historienmaler die „Physiognomik der Geschichte" sein Brevier nannte, in dem er täglich lese. Dasselbe gilt von der „Geschichte der Phantasie oder des Ideals" (S. 403—524) in der zweiten Abtheilung des zweiten Theils. Zwar ist hier wie dort der endliche Ausgang dieser beiden historischen Betrachtungen Nichts weniger als erfreulich. Sie enden beide mit der Einsicht in die Nothwendigkeit einer totalen Umgestaltung des ganzen Lebens, wenn kommen soll was kommen muß: eine Rückkehr der Bildung zu einer Naturbildung, und eine neue Blüte der Phantasie. Mit andern Worten die Antwort auf die Frage welche als Sehnsucht und Drang in der Geschichte gährt: „ob wir einst mit der ganzen Unendlichkeit unserer innern Welt, der ganzen Geltung der Individualität, und zugleich der ganzen Begründung des Allgemeinen in Gedankenform, die wir vor den Alten voraushaben, doch wieder naive objective Menschen werden können wie die Alten es gewesen sind." Die Antwort auf diese Frage wird zugleich auch das Urtheil sprechen über diese Form und Auffassung der Aesthetik selbst. Soviel aber ist gewiß: diese Auffassung und Form wird nach dem Vischer'schen Werke innerhalb der philosophischen Anschauungsweise schwerlich wieder übertroffen, diese Darstellung nur widerlegt werden können durch ein Werk welches selbst ein Product jener neuen Epoche sein wird. Bis dahin aber wird noch viel Wasser ins Meer rinnen.

A. Stahr.

Notizen.

Montesquieu über sich selbst.

Der Verfasser des „Esprit des loix" sagt von sich selbst: „Je suis amoureux de l'amitié." „Ce qui m'a toujours beaucoup nui, c'est que j'ai toujours méprisé ceux que je n'estimais pas."

Heine in Frankreich.

Ein Franzose nennt Heine: „Ce Voltaire au clair de lune."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 213. —— 5. September 1850.

Politische Literatur über Oestreich.

(Beschluß aus Nr. 212.)

Nr. 6. Wir haben in den vorausgegangenen Schriften Oestreich vor, während und nach der Revolution gesehen; wir haben aus der Feder eines vormärzlichen Staatsmannes die Entstehungsgeschichte der östreichischen Revolution gelesen; in dem vorliegenden Buche wird der Versuch gemacht diese Revolution auch vom socialen Standpunkte zu beleuchten, eine Parallele zwischen ihr und der französischen von 1789 zu ziehen und nachzuweisen daß dieselben Ursachen hier wie dort auch dieselben Wirkungen zur Folge hatten. Gewiß ein sehr dankenswerthes, wenn auch gewagtes Unternehmen.

Der Verfasser dieser „Socialen Geschichte" ist ein Märtyrer seiner politischen Ueberzeugung geworden. Als Mitglied des östreichischen Reichstags gehörte er der Fraction der äußersten Linken an, betheiligte sich später an dem unter dem Vorsitze Tausenau's entstandenen Demokratischen Vereine, und entzog sich nach der Sprengung des Reichstags der ihm drohenden Verhaftung durch die Flucht. Wir halten ihn wenn auch nicht für einen gereiften politischen, doch jedenfalls für einen sehr schätzenswerthen Charakter, dem Consequenz und lebhaftes Ehrgefühl nicht abgesprochen werden darf. Eigenthümlich ist der Steckbrief den die Regierung „hinter ihm" zu erlassen für gut fand. Sie bezeichnete ihn wörtlich als Mitarbeiter des gewesenen aufwieglerischen Blattes „Der Radicale", und gab sich hierdurch in den Augen aller Gebildeten ein höchst bedeutsames testimonium paupertatis.

Wir haben oben die Aufgabe dieser Schrift als eine bedenkliche bezeichnet. Sie ist es in der That. Es ist wol richtig daß in Oestreich wie in Frankreich der Absolutismus und das Feudalwesen die Revolution herbeiführen mußten; hier aber hören die Vergleichungspunkte auf, und die übrigen Erscheinungen der beiden Revolutionen sind wie in ihren Ursachen, so auch in ihren Wirkungen wesentlich verschieden. Jene unbeschreibliche Sittenlosigkeit des Hofs, jene Finanzcalamitäten des alten Frankreich, die bis aufs höchste gesteigerte Noth des Volks, die den Einsturz des morschen Gebäudes täglich, stündlich erwarten ließ, fehlten gänzlich in Oestreich; es hatte keinen Rousseau, Montesquieu, Voltaire, deren Schriften den Samen des Hasses in ein sehr empfängliches Erdreich pflanzten; wie endlich will man den amerikanischen Freiheitskampf, der als zündender Blitz in die Pulvertonne schlug, mit dem Wetterleuchten der pariser Februartage vergleichen? Es ist bei alledem kein Zweifel daß die sociale Frage eine europäische, keine blos französische ist; die Zeit arbeitet ihr vor, durch Blut und Macht wird sie zur Geltung gelangen; einen furchtbaren Kampf aber wird es noch kosten, die Civilisation selbst vielleicht in Frage gestellt sein, ehe das Feldgeschrei der jetzigen socialen Demokratie: „Emancipation des vierten Standes!" zum Siege führt. Auch in Frankreich galt es in den neunziger Jahren nur der Gründung eines tiers-état und der eigentliche bourgeois stand dem „peuple" ebenso feindlich gegenüber als den begünstigten Rittern und Prälaten; es gibt keinen Sprung in der Natur, und auch in Oestreich konnte der Kampf der gesellschaftlichen Elemente principiell nur zu einer Begünstigung des Bürgerstandes führen; die sociale Frage in ihrer heutigen Bedeutung hat dort, trotz der geistreichen Auslassung des Verfassers dieser Schrift, bisjetzt noch sehr wenig an Terrain gewonnen.

Ueberdies — und hier tritt der innere Widerspruch auch klar zutage — geben die nationalen Bestrebungen in Oestreich der nachfolgenden Revolution ein ganz eigenthümliches Gepräge, und diesem Kampfe der Nationalitäten scheint der Verf. bei der beharrlichen Durchführung seiner Idee zu wenig Beachtung geschenkt zu haben. In Oestreich kamen Erscheinungen vor wie sie anderwärts nicht möglich sind; der Grund dieser Erscheinungen mußte daher besonders accentuirt, der Versuch einer Parallele hier aufgegeben werden. Es ist wol richtig daß die herrschenden Uebelstände das Maß zum Ueberlaufen vollmachten; daß die faule, in ihren Auswüchsen ekelhafte Bureaukratie (von dem Verf. S. 27 fg. besonders piquant geschildert), der unleidliche Druck des Adels (wol auch der Priesterherrschaft, die Violand zu ignoriren scheint), daß überhaupt die ganze, vor dem März auf das Privilegium gebaute Staatsordnung Oestreichs Reformen dringend wünschenswerth machte. Doch auch diese Reformen hätten die Revolution nicht abgeschlossen: das große Wort, in den Februartagen zu

Paris gesprochen, hat in Oestreich einen bösen Geist geweckt, der sich nun und nimmer zur Ruhe geben will; ein höhnendes, grinsendes Gespenst, das vor keinen Beschwörungsformeln zurückweicht; sein Hauch vergiftet den Lebensodem der Monarchie, die sich wol als Macht, nicht aber als Staat geriren kann; solange es diesen Geist nicht bannen kann hat Oestreich keine Zukunft.

Wir können dem Verf. die Anerkennung nicht versagen daß er dem leitenden Gedanken dieses Buches (Erklärung der östreichischen Revolution durch die Nothwendigkeit einer socialen Reform) bis zum Ende treugeblieben ist. Daß sein Standpunkt der richtige sei, müssen wir freilich aus den schon erwähnten Gründen bezweifeln. So gibt er gleich im Eingange materielle Fragen als die Grundursache der Revolution an, stellt bei Gelegenheit der später ausgebrochenen Arbeiterunruhen die Behauptung auf: daß das Proletariat die Abhülfe des menschlichen Elends blos von der Constituirung einer demokratischen Verfassung erwartete, und so, wenn auch unbewußt, im socialen Sinne handelte, und unterstellt dieselbe Tendenz auch dem bekannten Swoboda'schen Plane, der damals in Wien allgemein verlacht wurde, und Nichts weniger bezweckte als die Vernichtung der Rentenfähigkeit der Capitalien durch Creirung einer Leihanstalt nach dem Vorbilde der (Proudhon'schen) Banque d'échange. Es ist kein Zweifel daß Dies sehr analoge Erscheinungen sind; ob sie aber auch in Wien aus einer innern Nothwendigkeit hervorgegangen, ist eine andere Frage.

Wenn ferner der Verf. (S. 97) die Ansicht äußert: „daß die Volksvertreter ganz allein die legislative Gewalt haben und daß nur dem gesammten Volke ein Veto und zwar diesem ein absolutes gegen seine Vertreter zustehen darf und muß", so begreifen wir nicht auf welchem Wege dieses absolute Veto bei geordnetem Staatsleben geltendgemacht werden soll. Im Ganzen begrüßen wir dieses Werk als einen schätzenswerthen, wenn auch mislungenen Versuch die östreichische Revolution von einem höhern, dem socialen Standpunkte aufzufassen.

10.

Die „Schlesischen Provinzialblätter".

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus.

Unter die nicht wenigen Zeitschriften und Zeitblätter deren Dasein den Stürmen der letztvergangenen beiden Jahre unterlag gehören auch die „Schlesischen Provinzialblätter". Obschon zunächst nur auf die Bedürfnisse einer Provinz (wiewol eine der größten Deutschlands) angelegt, vereinigten sie Manches was eine kurze Betrachtung über sie in d. Bl. rechtfertigen wird. Gestiftet 1784 gehörten sie zu den ältesten periodischen Schriften Deutschlands, indem sie bereits vor 15 Jahren ihr funfzigjähriges Jubiläum feierten, und jetzt bei ihrem Abschluß eine Reihe von 130 Bänden bilden. Bereits vor dem Erscheinen der „Provinzialblätter" hatte der wackere und vielseitig gelehrte Literator Samuel Benjamin Klose in Breslau, Lessing's liebster Umgang während seines dasigen Aufenthalts, in seinen „Breslauischen Nachrichten von Schriften und Schriftstellern" (1758—71), und besonders in seinen „Neuen literarischen Unterhaltungen" (zwei Bände, 1774—75), eine sehr achtungswerthe Thätigkeit auf diesem schwierigen Boden der Literatur entwickelt; allein seine Zeitschriften waren auf einen zu engen Kreis berechnet. Die „Neuen literarischen Unterhaltungen" bilden noch jetzt eine Fundgrube für Literatur und Geschichte, vorzüglich mit Rücksicht auf Schlesien; das Urtheil erhebt sich bei den allgemeinen Fragen jener Zeit, z. B. über die Reform des Erziehungswesens, weit über den Standpunkt der Mode; die Sprache und die Wendungen erinnern nicht selten an den Ton und die Sicherheit in den Schriften seines großen Freundes. Doch aus eben diesen Gründen, und weil Klose bei dieser Arbeit auf sich selbst angewiesen war, konnte sein Unternehmen sich keiner langen Dauer erfreuen. Die Zeit war den streng gelehrten Zeitschriften nicht mehr günstig; man wollte Volksaufklärung und demgemäß breitere Fläche, wenn auch eine geringere Tiefe der Ideen und der Gelehrsamkeit. Dies ist es was die „Provinzialblätter" ins Leben rief, und ihnen eine so lange Dauer bereitete. Daß der ehrwürdige Name Garve's mit der Stiftung dieser Zeitschrift sich verknüpfte bürgt von vornherein für die Richtigkeit des eben Bemerkten.

„An einem fröhlichen Abend zu Anfang des J. 1784 (so wird die Stiftung der «Provinzialblätter» in einem ihrem Jubiläum gewidmeten Aufsatze von ihrem damaligen Herausgeber erzählt), an welchem Das was in Breslau die gelehrte Welt bildete sich zusammengefunden hatte, und im traulichen Gespräch über die damals allerwärts sich regende Thätigkeit einzelnes Bedauern lautgeworden war, daß gleiche Regsamkeit in der Hauptstadt Schlesiens sich nicht zeige, und daß hier ein Journal fehlte in welches die damals in allen Theilen der Provinz auftauchenden schreibfähigen und schreiblustigen Geister ihre Gedanken niederlegen könnten, an diesem Abende ward die Herausgabe eines solchen Journals beschlossen. Jetzt ging es an ein Streiten und Kämpfen über den Zweck desselben, über das Ziel und Streben, über dessen Maß und Richtung, und was damit zusammenhängt. Garve, welcher vom Anfange anderer Meinung gewesen war, der Zeitschrift weder eine einseitige Richtung zu geben, noch selbige allzu hoch zu stellen, brachte zur Unterstützung seiner Meinung so triftige Gründe hervor daß man sich endlich dahin vereinigte: die Zeitschrift solle gar keine bestimmte Flagge aufstecken, in seinem Inhalte dem Publicum in dessen weitester Ausdehnung verständlich sein; bei dieser populairen Tendenz aber gleichwol jedem Gelehrten in Schlesien zur Aufnahme seiner Geisteskinder offen stehen, sobald sich der Verfasser mit seinen Gedanken nicht von Schlesien entfernen, oder sich nicht etwa in das Gebiet so abgeschlossener Wissenschaften begeben sollte in welches der größere Theil des leselustigen Publicums zu folgen weder Lust noch Beruf habe." Die Herausgabe einer Zeitschrift wurde damals noch nicht als ein speculatives Unternehmen behandelt, wodurch ein Einzelner auf Kosten des Publicums seine Lebensnothdurft zu gewinnen sucht. Wer nicht in dem Rufe stand etwas Tüchtiges zu leisten, drängte sich nicht zu einem solchen Geschäfte. So ward denn auch die besprochene Angelegenheit nur als Ehrensache aufgenommen und als solche weiter verfolgt. Da in dieser Zeitschrift hauptsächlich Das zur Erörterung gebracht werden sollte was auf schlesische Geschichte und Landesverfassung bezughatte, so konnte das Gelingen des Unternehmens nicht besser gesichert werden als daß Beamte für dasselbe gewonnen wurden deren dienstliche Stellung den Zugang zu den Archiven und Registraturen der Behörden möglich werden ließ. Dies waren die beiden Bureaubeamten der damaligen Kriegs- und Domainenkammer in Breslau, der Kammersecretair Streit und der Kammercalculator Zimmermann; dadurch daß der Letztere bei dem damaligen mächtigen Minister der Provinz Schlesien, Grafen von Hoym, wegen seines ungemeinen Talents für Gewinnung und Aufstellung allgemein wichtiger Verwaltungsresultate in hohem Vertrauen stand, ward das neue Unternehmen gleichsam unter den Schutz dieses mächtigen Ministers gestellt. Was Streit betrifft, so hatte er sich bereits durch Herausgabe eines

Romans, einer Sammlung von Erzählungen, und literar-historischer Arbeiten über Schlesien bekanntgemacht.*)

So erschien in der Mitte des Januars 1785 die öffentliche Ankündigung der „Schlesischen Provinzialblätter" von Streit und Zimmermann unterzeichnet. Das erste Stück derselben ward am 31. Jan. 1785 ausgegeben. Gleich in den ersten Jahrgängen treffen wir auf Namen welche noch jetzt in der Literatur einen guten Klang haben, manche sogar zu den Koryphäen der Wissenschaft gehören. Ich nenne nur Männer wie, nächst Garve, Fülleborn, Schummel, Johann Timotheus Hermes, den Verfasser von „Sophiens Reisen", die vortrefflichen Pädagogen Lieberkühn und Gedicke, Bürde, später Manso (vorzüglich Mitarbeiter an der „Literarischen Beilage"), Leopold von Buch (über die Geognosie Schlesiens) u. A. Streit, welcher seit dem Eingehen der Klose'schen „Nachrichten" schon früher diese Lücke auszufüllen gestrebt hatte, benutzte die sich ihm jetzt darbietende Gelegenheit mit den „Provinzialblättern" ein kritisches Zeitblatt zu verbinden. Es führte anfangs den Titel „Literarische Chronik von Schlesien", wurde aber 1791 aus Mangel an Theilnahme eingestellt. Fülleborn, Garve und Manso munterten aber zur Fortsetzung auf. Alle Drei gaben interessante Beiträge zu der „Literarischen Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern"; diesen Namen führte die erneute „Literarische Chronik" von jetzt ab, um sie als ein Pertinenzstück der „Schlesischen Provinzialblätter" erscheinen zu lassen.

Die „Schlesischen Provinzialblätter" wurden bald ein Archiv für alles Wissenswürdige im Bereich der Geschichte, Geographie und Statistik des Landes, sowie für weltliche und geistliche Verfassung des Landes, ihre Kunst, Literatur und Cultur; doch hatten sie anfangs, was bei keinem neuen Unternehmen ausbleibt, gegen Misverständnisse und allerlei Ansprüche des Publicums anzukämpfen. Dem Einen erschienen sie zu frivol, dem Andern zu gelehrt. Gegen Diejenigen welche die neue Zeitschrift mit ihren Gedichten zu überschütten anfingen, richtete sich Fülleborn in einer Zuschrift an die Herausgeber im neunten Bande, indem er es tadelte, wenn der Bezug auf die Provinz nicht überall als Merkmal der Einheit festgehalten würde. So sagte er unter Anderm: „Wollen uns die «Schlesischen Provinzialblätter» Verse liefern, so seien es irgendwo aufgefundene ehrwürdige Ueberbleibsel unserer alten schlesischen Dichter, die werth sind der Vergessenheit entrissen zu werden. Oder die Versuche eines poetischen Genies hinter dem Pfluge oder auf einer Handwerkswerkstätte, oder sonstwo, wo das Publicum ihn nicht würde gefunden haben u. s. w." Dagegen griff bald darauf Garve den frivolen Sinn derjenigen Leser an welche gar nichts Ernstes in selbigem lesen, sondern nur angenehm unterhalten oder nur Nahrung für ihre Neugierde erhalten wollten. Er hatte im elften Bande einen trefflichen Aufsatz: „Lob der Wissenschaften", ohne seinen Namen, abdrucken lassen, welcher nun wegen seines ernsten Inhalts, mit Bezug auf die Fülleborn'sche Adresse an den Herausgeber, für ungehörig erklärt wurde. Garve schrieb hierauf einen Brief voll Laune und Humor an die Herausgeber im zwölften Bande, worin er unter Anderm bemerkt: „Es ist Ihnen schon mehrmalen vorgeworfen worden, daß Ihr Blatt ein Provinzialblatt sein soll, und Sie doch soviel mit hineinbringen was ebenso gut für die Amerikaner geschrieben sein könnte als für die Schlesier. Das mag nun wol im Ganzen unrecht sein. Ein Blatt für Schlesien ist nach meinem einfältigen Urtheile nicht ein Blatt welches von Nichts handelt als von Schlesien, sondern ein Blatt worin die Schlesier überhaupt, Gelehrte und Ungelehrte, einen Unterricht oder eine Unterhaltung finden. Aber wenn solche Artikel vorkommen wie der", setzt er ironisch hinzu, „über den ich hier an Sie schreibe, so stimme ich ganz den vorbenannten Tadlern bei. Was sollen uns Schlesiern alle die schönen Sachen, die der Ungenannte mit so vielen überflüssigen Worten herausstreicht? Alle die Wissenschaften die nicht Brot bringen, und die man nicht zu einem Amte oder Gewerbe nöthig hat, sind im Grunde ein Zeitverderb, ein Luxus der nur für die Hauptstädte und für die Höfe gehört; Philosophen, Poeten, Mathematiker, und wie sie Alle heißen, mit Einem Worte, die Schriftsteller sind von jeher für eine Art von unterm Hofgesippe angesehen worden. Sie können nur da gedeihen, und sollten auch da nur geduldet werden, wo es noch reichere und vornehmere Müßiggänger gibt als sie sind. Es ist auch ganz natürlich. Da sie andern Bürgern im Staate nicht viel nützen, so können sie auch nicht verlangen von diesen ernährt oder sehr geehrt zu werden; sondern Das müssen sie bei den Großen suchen, die eine Art von Staat darein setzen solche Leute um sich zu haben. Wir Schlesier sind ein ackerbau- und handeltreibendes Volk. Wir brauchen Leute die Geld verdienen, und Leute welche es verzehren. Wer Nichts hat muß bei uns lernen wie er Geld erwirbt: und wer Viel hat weiß genug wenn er es mit guter Art verthun kann."

Ungeachtet des provinziellen Zuschnitts welchen die neue Zeitschrift schon in ihrem Namen bekundete, wurde sie von ihren ältern und vornehmern Schwestern bald ins Auge gefaßt. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" rühmte es (1785) daß nun auch Schlesien nach Art der vielbeliebten Zeitschriften anderer Gegenden seine eigene habe, wollte indeß mit dem Tone der in einigen Aufsätzen herrschte (es war jener spielende, humoristisch seinsollende Ton, welcher damals in den meisten Zeitschriften gefunden wurde) nicht einverstanden sein. Auch die „Allgemeine Literaturzeitung" vom J. 1789 äußerte sich aufmunternd für Streit's Unternehmen. Mit jedem Jahre erweiterte sich ihr Wirkungskreis in der Provinz. Der Minister von Schlesien, Graf von Hoym, gestattete daß die an die Behörden erlassenen Verfügungen in Beziehung auf allgemeine Bestimmungen über die Verwaltung in angemessener Auswahl seit 1789 in den „Schlesischen Provinzialblättern" abgedruckt werden durften. Als späterhin Südpreußen der Monarchie einverleibt, und dieses Land von dem Grafen von Hoym in Besitz genommen wurde, was eine Menge Beamten aus Schlesien in diese Gegenden führte, wurden die „Schlesischen Provinzialblätter" in Südpreußen fast ebenso allgemein wie in Schlesien gehalten, was allerdings mit dem Verluste jener Gegenden in dem J. 1806 sich änderte. Nachmals erhielten sie einigen Ersatz durch den Schlesien zugetheilten Theil der obern Lausitz. Wichtiger als diese Ausdehnung ihrer räumlichen Verhältnisse war für die „Schlesischen Provinzialblätter", als Organ des intellectuellen Lebens der Provinz, die Erwerbung derjenigen beiden großartigen Institute welche am meisten dazu beitrugen die Provinz auf einen höhern Standpunkt des allgemeinen geistigen Lebens zu heben, und ihr ein bleibendes Interesse des ganzen übrigen Deutschlands zuzuwenden: es sind die Stiftung der Gesellschaft für vaterländische Cultur in Schlesien, und die Verlegung der ehemaligen Universität zu Frankfurt a. O. nach Breslau, und deren Verschmelzung mit der ältern Leopoldinischen Universität. Dazu kamen in den zwanziger Jahren die von der Universität ausgehenden, durch die Brüder Theiner angefachten kirchlichen Bewegungen: das Alles reflectirte sich vielfältig in den „Schlesischen Provinzialblättern". Man findet seit 1811 die berühmtesten Namen der breslauer Universität als Mitarbeiter an den „Schlesischen Provinzialblättern"; Einer von ihnen, der Professor Büsching, übernahm sogar nach dem Tode Streit's 1826 die Redaction und Geschäftsführung, er wurde jedoch schon 1829 vom Tode überrascht.*) In demselben Jahre wurden die „Schlesischen Provinzialblätter" Eigenthum der Buchhandlung Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau.

Es ist nicht zu leugnen daß die „Schlesischen Provinzial-

---

*) Der Günstling des Glücks (1780). Auswahl kleiner Romane und Erzählungen. Erste bis sechste Sammlung (1780—87).

*) Seitdem redigirte der Oberregierungsrath Wilhelm Sohr die „Schlesischen Provinzialblätter", der sie vor mehren Jahren dem um schlesische Bibliographie und Biographie verdienten Literaten K. G. Nowack übergab, ihrem letzten Redacteur.

blätter" in den letzten zwanzig Jahren ihres Bestehens einen großen Theil ihrer ehemaligen Bedeutung für die Provinz eingebüßt hatten, und daß sie denselben nur durch eine zeitgemäße Verjüngung und Umgestaltung hätten wiedergewinnen können. Dazu kommt daß die literarischen Bedürfnisse von mehr localer und provinzieller Natur, außer den drei täglich erscheinenden Zeitungen der Hauptstadt, durch eine Unzahl periodischer Schriften in Schlesien mehr als hinreichend befriedigt werden. Bei alledem hat das Eingehen der „Schlesischen Provinzialblätter" eine für den Augenblick noch nicht ausgefüllte Lücke hinterlassen. Die Jahresberichte der Gesellschaft für vaterländische Cultur, so schätzbar und gehaltreich sie auch größtentheils sind, beschränken sich auf einen verhältnißmäßig zu engen Kreis, dringen zu wenig ins Leben ein. Welch ein großer und nutzbarer Reichthum von Aufsätzen und Mittheilungen, die einen bleibenden und mehr als provinziellen Werth in Anspruch nehmen, in den 130 Bänden der „Schlesischen Provinzialblätter" enthalten, ja man muß sagen vergraben sind, wird erst dann übersehen werden, wenn einmal ein zweckmäßiges Inhaltsverzeichniß sowie ein vollständiges Sach- und Namenregister über diese Bibliothek, wie man die vollständige Sammlung der „Schlesischen Provinzialblätter" wol nennen kann, vorliegen wird. Nicht ohne Bewunderung kann man endlich betrachten, was der Patriotismus und der Charakter eines Mannes wie der erste Herausgeber und Redacteur der „Schlesischen Provinzialblätter", der 1827 verstorbene Regierungsrath Streit in Breslau, war, für die Bildung und die geistige Vereinigung seines Vaterlandes thun konnte. Wenn diese Zeitschrift so tief einwurzelte daß sie ein für periodische Blätter, welche nur durch das Publicum erhalten werden, verhältnißmäßig so hohes Alter erreichte, so verdankte sie es vor Andern Streit. Aber auch in anderer Richtung wirkte er wohlthätig und nachhaltig, namentlich durch die Leitung der breslauer Bühne, welche er zwei mal übernahm. Es ist schade daß sein Freund Karl Schall, der lange Jahre mit ihm in Verbindung gestanden, wie so manchen seiner Vorsätze, auch den fallen ließ Streit's Verdienste um das breslauer Theater zu schildern. Streit's Haus war der Sammelplatz der geistreichen sowie der künstlerischen und literarischen Talente Breslaus. Außerdem gründete er eine seinen Namen tragende Lesegesellschaft in Verbindung mit einer Leihbibliothek, welche sich durch den Reichthum gediegener Werke der ernstern Literatur, namentlich in Philosophie und Geschichte, weit über den gewöhnlichen Zuschnitt einer Leihbibliothek erhob. Nachdem sie nach seinem Tode in andere Hände überging ohne die ehemalige ernstere Tendenz zu behaupten, erinnert sie wenigstens noch durch ihren Namen an ihren Stifter. Ein bleibendes literarisches Denkmal aus der Feder Büsching's, seines Freundes und Nachfolgers, befindet sich zu Anfang des fünfundachtzigsten Bandes der „Schlesischen Provinzialblätter", nebst einem gelungenen Bildniß Streit's in Kupferstich.

G. E. Guhrauer.

Lesefrüchte.

Eine Anekdote von Fenimore Cooper.

Fenimore Cooper hat seinen neuesten Roman „The ways of the hour" auch als seinen letzten angekündigt. Der durch seine interessanten Reisebriefe an das „Journal des débats" bekanntgewordene Capitain Tolmer hat dafür an dem berühmten Romanschreiber ein bisher unbekanntes Talent entdeckt. „Auf meiner Reise nach Washington", erzählt er, „kam ich in Gesellschaft eines Anglocanadiers in das Städtchen Utica. Es war schönes Wetter und wir durchstreiften nachlässig die Straßen, als unsere Aufmerksamkeit nach einem Hause sich wendete, vor dem wir etwa zwanzig Menschen stehen sahen. Wir betraten dasselbe, es war das Gerichtshaus des Orts. Ein magerer, schlanker Mann mit ausdrucksvollen Blicken und weißen, lockigen Haaren, die sein interessantes und einnehmendes Gesicht beschatteten, verfocht vor seinen drei Richtern und mehren Schöppen in bürgerlicher Kleidung, ohne Mantel, ohne Kopfbedeckung und ohne irgend etwas Auffallendes in seiner Kleidung zu haben, eine Sache die gleich interessant für die Zuhörer, die Richter und den Angeklagten selbst zu sein schien. Dieser Mann war Fenimore Cooper." Ein gewisser Stone (Stone bedeutet auf Deutsch Stein) hatte in einer Zeitung sich sehr heftig über Cooper's Werk: „History of the navy of the United states", ausgelassen. Von dem verletzten Autor böslicher Verleumdung angeklagt hatte Stone die Zurückweisung der Klage gefodert, Cooper aber war erschienen in Selbstperson den Grund seiner Klage zu beweisen. Da stand er nun und feuchtete seine Lippen von Zeit zu Zeit mit einer neben ihm liegenden Orange an, um seine nicht eben hinreißende Beredtsamkeit in Etwas damit anzufrischen. Nach jedem Satze machte er eine Pause und griff nach seiner Orange; seine Beweisführung hielt sich meist an Nebensachen, die man nur mit Mühe mit dem eigentlichen Klagepunkte in Verbindung bringen konnte. Stone, ein corpulenter Mensch, tüchtiger Demokrat und natürlicher Gegner Cooper's, dessen monarchische und europäische Vorurtheile bei seinen Landsleuten übrigens nicht eben beliebt sind, hat über denselben Gegenstand vor mehren Jahren ein geschichtliches Werk veröffentlicht, und wie es scheint mit Einmischung arger Irrthümer. An diese hielt sich Cooper und durch diese wollte er siegen. Waren die Stimmen erst lange zweifelhaft, so gab der letzte Beweisgrund entschieden den Ausschlag, und dieser letzte Beweisgrund war freilich kläglich schwach. „Stein" (Stone), rief er, „gibt der Kritik selbst zuviel Blöße als daß er sich unterstehen dürfte über seinen Collegen abzuurtheilen. Sein Haus ist ein Glashaus; ich frage, kommt es Stein (Stone) zu einen Stein in das Haus seines Nachbars zu werfen?" Die Menge klatschte Beifall, die Richter entschieden gegen Stone; ein Wortspiel hatte Cooper den Sieg gerettet.

Der Anblick einer peruanischen Armee.

Nichts gewährt einen eigenthümlichern Anblick als der Auszug einer peruanischen Armee ins Feld. Da ziehen mitten unter den langen Soldatenreihen, die in beispielloser Verwirrung die angegebene Marschlinie verfolgen, Frauen und Kinder. Beladene Esel und Maulthiere schließen die Colonne, mischen sich aber jeden Augenblick in die Reihen der Krieger. Man hat zwar Gepäck bei sich, trotzdem fehlt es aber an Allem, an Lebensmitteln ebenso wie an Sold. Deshalb lebt man sehr einfach, jedesmal auf Kosten des Landstrichs auf dem man eben Rast macht, und die täglichen Soldatengefährtinnen, die Rabonas, sind mit der Militairverwaltung betraut. Bekanntlich ist die Sitte die Weiber mit in den Krieg zu nehmen indischen Ursprungs; wollte man aber hier diese Sitte nicht gestatten, so würde man in der peruanischen Armee auch nicht einen Mann seinen Fahnen erhalten können. Die Rabonas (Frauen oder Beischläferinnen der Soldaten) lassen sich auch durch die anstrengendsten Märsche nicht ermüden, und nicht selten trifft es daß sie bei ihrer kriegerischen Wanderung auf der Schulter ein Kind und eins am Arme haben. Diese Anhänglichkeit und Ausdauer ist um so erstaunlicher, als sie von den Soldaten nicht wie Frauen, sondern wie Sklavinnen behandelt werden. Schläge und Mishandlungen erträgt sie, und nur wenn ihr roher Genosse es ihr erlaubt, theilt sie sein Mahl. Wenn man eine peruanische Armee im bunten Gemeng mit diesen muthigen Frauen dahinziehen sieht, so glaubt man eine Auswanderung der alten indischen Völker vor Augen zu haben, die durch das Weiterumsichgreifen der weißen Race aus ihrer Heimat verjagt wurden.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 214. —— 6. September 1850.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Inhalt des Buchs, von dem uns hier der erste Band vorliegt, ist eigentlich durch den Titel schon ausgesprochen. Der vielerfahrene Gelehrte gibt aus der Mappe seiner Collectaneen beim Studium der Weltgeschichte eine Auswahl solcher piquanten und interessanten Einzelzüge, für welche der Historiker in der Regel keinen Raum hat, oder die ihm nicht bedeutungsvoll und eingreifend genug für das Hauptbild das er zu entwerfen hat scheinen. Aber gerade diese nebenherlaufenden Anekdoten aus der Weltgeschichte haben für Andere ein desto größeres Interesse, nicht allein für den Dichter, Psychologen, Sittenmaler, sondern auch für den Specialhistoriker, und bei der Masse des Geschehenen und von der großen Geschichte Aufzuzeichnenden ist, wie der Herausgeber mit Recht sagt, mancher seiner Zeit sehr bedeutende Mann, ein echter Repräsentant seiner Tage, dem großen Publicum wenig oder gar nicht bekannt. Die geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen ereigneten sich und lebten großentheils im vorigen Jahrhundert, und eine wie reiche Fundgrube auch in dieser Beziehung gerade Schlosser's Geschichte desselben aufthut, so ist doch auch Manches darin nicht aufgenommen was seiner Zeit von Bedeutung und für dieselbe hoch charakteristisch war, wie z. B., wenn wir uns recht erinnern, Cagliostro's Erscheinung darin ganz fehlt. In dieser Beziehung wird Bülau's Buch als ein schätzbarer Nachtrag oder Begleiter gelten können.

Die zwei ersten Aufsätze: „Die russische Thronrevolution von 1762" und „Die russische Thronrevolution von 1801", schreiten eigentlich über das Thema hinaus und bilden selbst einen Theil der großen Geschichte. Aber wie Vieles von Dem was die Geschichte über Peter's III. und Paul's I. Tod aufgenommen war auch nur aus dem Papierkorb aufgelesene Schnitzel, und wo sich neue Schnitzel finden, die Licht bringen über diese beiden grauenvoll gewaltigen Katastrophen der neuern Geschichte, wird man immer dankbar für die Mittheilung sein. Bülau hat beide nach diplomatischen Handschriften entworfen, die er einer verehrten Hand verdankt, und die neue Darstellung beider Tragödien trägt das Gepräge der Wahrheit. Es wird uns gerade nichts Neues enthüllt, persönlich und scenisch werden uns beide Geschichten aber nähergerückt, und Manches erscheint uns motivirter als in den bisherigen Beschreibungen. Ueber die Rechtfertigungs- oder Entschuldigungsgründe der Verschworenen mögen Andere richten, aber wie wir die Menschen und die Verhältnisse vor uns sehen, wird uns die That hier und dort wenigstens klar, ohne daß wir doch Etwas von dem Grauen abschütteln welches die gewöhnlichste Erzählung der Begebenheiten in uns zurückläßt. Voilà notre Magna charta! sagte ein russischer Großer zu einem deutschen Fürsten, als dieser sich entsetzt von der Stelle abwandte von der man ihm sagte daß auf derselben Kaiser Paul sein letztes Todesröcheln ausgestoßen. Der Autokrat, war der Sinn, welcher im Leben keine Gewalt über sich und keine coordinirte um sich anerkennt, ist auf Rußlands Thron stets erinnert daß es furchtbare Rächerarme gibt, wenn der Despotismus in verderbliche und sinnlose Tyrannei ausartet. War Das der Fall bei den beiden erdrosselten Kaisern? Der Historiker schildert alle ihre Schwächen und Verkehrtheiten, er räumt stillschweigend ein daß sie im russischen Sinne den Tod verdient hatten: dennoch entwirft er eine solche Charakteristik dieser Fürsten daß sie auch unser Mitleid beanspruchen. Sie waren Beide in gutem Glauben, aber ihr Glaube und ihr Sinn paßte nicht zu dem Land und Volk in das sie die Verhältnisse geschleudert und zu Kaisern desselben erhoben hatten. Eine wie ganz andere Stellung nahmen diese Herzöge von Holstein-Gottorp ein gegenüber Dänemark und dessen Ansprüchen auf die Herzogthümer als die gegenwärtige Politik des holstein-gottorpschen Fürsten auf dem Zarenthrone! Schmerzlich für Deutschlands-Interesse daß Dem so ist, aber ein Fortschritt in der russischen Politik ist darin nicht zu verkennen. Frauen werden die Details der Erdrosselungsgeschichte beider Kaiser nicht ohne Schaudern lesen oder entsetzt das Buch zuschlagen, für uns aber sind Züge darin enthalten die ein ganz anderes, ernstes Nachdenken erwecken. Als die Verschworenen den Kaiser in seinem Zimmer erwürgten und man sein

entsetzliches Todesgeschrei im Vorsaal hörte, regte sich unter der dorthin zum Schutz des Actes commandirten Wachtmannschaft ein Gefühl des Mitleids. Die Gardisten machten unwillkürlich eine Bewegung als müßten sie ihrem Kaiser zu Hülfe eilen; auf das donnernde Commando des Offiziers setzten sie aber das Gewehr an Fuß und blieben in musterhaftem Gehorsam stumme Zeugen der Abschlachtung ihres Vaters und Zaren. Vielleicht sind sie auch nachher noch bestraft worden wegen der undisciplinarischen Gefühlsregung. Dies ist doch der höchste Triumph der militairischen Disciplin. Wäre Paul Herr seiner Mörder geworden und eine Contrerevolution hätte gesiegt, so wären die Gardisten wahrscheinlich geknutet oder sonst zu Tode geschafft worden; aber sie konnten doch mit dem süßen Bewußtsein sterben nur ein Opfer ihrer Dienstpflicht zu fallen.

Die Mehrzahl der übrigen Aufsätze, die einzeln zu erwähnen über unsere Aufgabe ginge, theilen sich in Darstellung solcher merkwürdigen Personen des Jahrhunderts welche als Intriguanten, und solcher die als Mystiker oder Wunderthäter auf dasselbe von Einfluß waren. Gewissermaßen gehören beide in eine Classe, sie beuteten die Schwäche ihrer Umgebungen zu ihren Privatzwecken aus. Indessen kann Dies doch nicht von allen Wundermännern gesagt werden, von denen Einige unzweifelhaft an sich selbst und eine erhaltene Weihe und Mission glaubten; während andern dieser politischen Aventuriers es gelassen werden muß daß auch sie nicht allein an Befriedigung eigener Lüste dachten, sondern von einem Kitzel nach Macht und Einfluß getrieben wurden der einer fixen Idee nahekommt. Eine interessante Aufgabe wäre es gewiß für einen Historiker diese geheimen Strömungen der innern Staatengeschichten vom Ausgang des Dreißigjährigen, oder wenn auch erst des Spanischen Erbfolgekriegs bis zum Siebenjährigen oder allenfalls bis zur Französischen Revolution in einem großen Gemälde aufzufassen, jene trostlose Zeit wo das Nationalgefühl mit der Sittlichkeit zugleich verdumpfte, und an die Stelle der großen Staatsmänner jene Taschenspieler und Aventuriers treten, welche mit ihren Kleinkunststücken so viele Länder, Staaten und Fürstenhäuser ruinirten, oder sie reifmachten für die Aussaat der Revolution; interessant wäre es hier zu zeigen, wie in dieser ideenlosen aber desto ränkereichern Periode der absolute Unglaube und der crasseste Aberglaube sich ablösten oder die Hand reichten zum Geldmachen — Hexengeld, das die Besitzer ärmer zurückläßt als sie vorher waren. Es wäre eine interessante aber schwierige Aufgabe, wo gar keine Gedanken durchlaufen den rothen Faden zu finden; aber etwa rein Willkürliches und Zufälliges war auch in diesen Complexionen nicht. Die allgemeine Erschöpfung an allem sittlich Großen und Reinen welche dem Aufwand deren in der Reformationszeit und deren Executor, dem Dreißigjährigen Kriege, folgte, machte eine solche nüchterne Periode der intriguirenden Armseligkeit und des Schöpfens nach Geist in den chaotischen Tiefen der Mystik zur Nothwendigkeit. Der Historiker welcher sich diese Aufgabe einst stellen sollte wird reiches Material in diesem Buche finden.

(Der Beschluß folgt.)

Lambertine von Méricourt. Tragödie in fünf Aufzügen von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 25 Ngr.

Deutschland biegt Frankreich ein Paroli, wir können der französischen Literatur, die sich aus den Blutlachen der Schreckenszeit Begeisterung schöpft, bereits eine Reihe von Dichtungen mit demselben Hintergrunde entgegenstellen. Griepenkerl brachte ein Scenenconglomerat, Heinemann etwas Aehnliches, beide Arbeiten sind „Robespierre" getauft; und jetzt tritt Gottschall mit einer Tragödie, deren Heldin die berüchtigte Théroigne ist, hinzu.

Man braucht Lamartine's historischen Roman nicht einmal gelesen zu haben um für die Bergpartei das stillschweigend angenommene Programm einer Herrschaft der That à tout prix, und für die Gironde das einer Herrschaft des Gedankens festzusetzen. Wir würden es nicht fassen wie der Friedenspoet dazu kam das crasse Gespenst des Advocaten von Arras augenscheinlich über die Köpfe der Girondisten wegsehen zu lassen, wenn wir nicht wüßten daß in den letzten Jahren das Geschrei nach Thaten betäubend einerseits und fanatisch andererseits einen Rundgang durch den Continent hielt. „Um alle Welt eine That!" Das war das Schibboleth, Das der Zauberspruch der Leute wie Robespierre, Marat, Danton und selbst Desmoulins, den père de la révolution, wieder als Helden erscheinen ließ. Ihr Andenken ist durch Thaten bezeichnet, durch blutige, grauenhaft scheußliche Thaten, aber immerhin durch Thaten, während die Gironde mit ihrer Pythia-Roland der Welt nur Gedanken, große, herrliche Gedanken, aber immerhin nur Gedanken vermachte, wenn auch der Sturm der Tuilerien durch diese Gedanken hervorgerufen worden. Wir müssen es betonen daß die Gironde eine Herrschaft des Gedankens wollte, daß sie exclusiv, daß sie aristokratisch war, und ihr Kampf für Humanität in einer Weise auftrat der ihren Untergang nicht nur möglich, sondern unter den bestehenden Verhältnissen nothwendig machte. Glieder eines geistigen Patriciats, eines Adels der Bildung, des Talents und der äußern Form, gab es für sie eine „Canaille", und es geschah von ihrer Seite Nichts die Humanität (sit venia verbo) „populair" zu machen. Das ist die Schuld die in der großen Tragödie der Gironde für den Untergang die Gerechtigkeit ermöglicht. Neben dieser Richtung konnte das andere Extrem, neben der Sublimation der Idee die brutale Roheit der That existiren; Beides ist in einem gebildeten, unterrichteten Volke unmöglich. Der Sieg über alle Barbarei liegt weder in kastenhaft aufgeschraubter Wissenschaftlichkeit, in Humanität die in einzelnen großen Krystallen anschießt, noch im Siege der Gewalt, sie sei durch Bayonnette oder Guillotinen vertreten; er springt als mit Blumen bekränzter Genius aus dem Haupte eines Volks das von der Bildung durchdrungen ist lebenskräftig und fertig hervor. Die Volksbildung und der Volksunterricht, die Civilisation durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch, Das ist das Eine was noththut, nicht der Umsturz durch Waffengewalt; es gibt nur eine Agitation die im Rechte ist: die Propaganda für das Wissen. Man sieht es ja was aus „Thaten" wird die auf gedankenlose und darum triebsunfähige Reiser gepfropft werden: Sudelthaten, Putsche, Kindereien Erwachsener; man sieht es was der Haufe unter Freiheit versteht: Herrschaft des Haufens, weiter Nichts, Rache und Zerstörung; es ist keine humane Fiber in dem Treiben der letzten Zeit gewesen, es stand neue Barbarei gegen alte. Wer mag sich dazu hergeben die libertas vulgivaga et cloacina, die Schutzfurie der modernen Weltbeglücker, für eine Göttin zu halten? Wer in die Oriflamme

der Zukunft kein besseres Wort zu setzen weiß als „Rache für die Vergangenheit", von Dem ist wahrhaftig kein Bauwerk zu erwarten das kommenden Jahrhunderten trotzt. Wir haben ein anderes Feldzeichen, wir stehen für die Bildung, für die Wissenschaft, wir wollen Freiheit durch den Gedanken, durch die einzige Waffe die des Menschen würdig ist, weil sie keine Aehnlichkeit mit Klaue, Kralle oder Tatze hat; wir wollen diese Freiheit, nicht wie die Gironde um uns über den Haufen zu stellen, wir wollen sie nicht für Einzelne, sondern für Alle. Wir glauben an das Menschliche im Volke, die brutale Partei benutzte die thierische Gewalt des Haufens: Das ist es was uns trennt und immer trennen wird.

Wir haben darum wol Sympathien für die Gironde, aber keine für den unfruchtbaren Terrorismus, der trotz Allem was man in neuester Zeit Sinnreiches und Unsinniges zur Entschuldigung oder Vertheidigung jener blutigen „Heilande" gesagt und erfunden hat, trotz Lamartine höchstens eine ekelhafte Verirrung bleibt, und auch Das nur wenn man recht gutmüthig urtheilen will. In der Gironde liegt außerdem poetisches Leben, in der terreur eckige Brutalität.

Wir begrüßen es darum als ein Zeichen von Takt daß Gottschall sich die bedeutsamen Figuren seiner Tragödie in den Reihen der Gironde gewählt, und daß Camille Desmoulins bei ihm der Teufel ist der er war.

Es geht Gottschall wie es allen eigenthümlichen Talenten geht denen die Gabe geworden ungewöhnliche Gestalten keck und rasch zusammenzuballen, und mit einem Wetterleuchten in Haupt und Herz ohne weitere Vorrede auf die Bühne zu stellen: ihn trifft in einem Athem herbster Tadel und getragenstes Lob. Er mag an Byron denken, mit dem er in der Charakteristik Aehnliches hat, wie seine Diction an die Rhetorik Schiller's erinnert. Byron war ebenso gehaßt als geliebt. Auch die Théroigne wird muthmaßlich ein gleiches Schicksal erdulden, denn sie ist wieder eine jener über das Militairmaß ragenden Figuren mit denen sich nicht alle Welt befreunden kann.

Die wüste Théroigne der Geschichte ist hinlänglich bekannt, der Heldin unserer Tragödie fehlt kein Zug von ihr, und doch ist sie eine neue tragische Gestalt geworden: die Théroigne Gottschall's repräsentirt einen Gedanken. Sie liebt Barbaroux, diese Liebe ist ihre Entsündigung, aus ihr trinkt sie das Vergessen einer wilden Vergangenheit, in der sie verführt und — verlassen worden. Wie diese Vergangenheit, der Fluch des Vaters, sie zu der todsuchenden Heldin gemacht, die in rasendem Selbstvergessen, im wahnwitzigen Taumel, eine Furie der Zerstörung, an der Spitze der Vorstadthorden immer voran in die dichteste Kugelsaat stürzt, so ruft die Liebe zwar ihrem Charakter gemäß immer wieder vulkanische Gluten in ihr wach, aber sie nehmen eine edle Form, und durch das Aufzucken ungezügelter Flammen klingt oft wie der Ton einer versunkenen Glocke die Stimme großer, unendlich tiefer Empfindung. Wir begreifen daß in diesem verlorenen Weibe mit dem Engelsantlitz ein unerschöpflicher Schatz zertrümmert worden. Sie liebt Barbaroux, er sie, aber er verehrt die Roland, und Camille Desmoulins will Lambertine besitzen: hieraus entwickelt sich die Handlung. Camille weiß durch die in ein Journal gestreute Erzählung der Vergangenheit der Théroigne den Verdacht Barbaroux' regezumachen, ein zufälliges Zusammentreffen Lambertinens mit ihrem Verführer St.-Eu, dessen Kampf mit Barbaroux sie unterbricht, und dabei gewechselte Worte dienen diesem Verdacht zur Folie, der Geliebte wendet sich von ihr, auf die Morgenröthe der Hoffnung folgt nicht der Tag, sondern Abendschimmer und Nacht. Barbaroux gehört nun Manon Roland, Lambertine opfert St.-Eu umsonst, die Liebe die sie heben sollte bricht sie zusammen: wir finden die Kriegerin des Volks als eine Magdalena wieder. Aber sie ist keine quietistische Büßerin, sie ist von dem Gedanken beseelt daß ihr, der Tochter des Volks, von Manon Roland, der Salondame, die Liebe ihres Gottes entwendet worden. Sie hatte sich über die Schande erhoben, sie glaubte rein, edel und groß sein zu können durch ihre übermächtige Leidenschaft; die Dame raubt ihr den Halt, sie fällt wieder dem Fluch der Schande anheim, und trägt außerdem die blutige Erinnerung an St.-Eu in sich, an den Einstgeliebten den sie in die Piken der Hallenweiber geschleudert. Das ist genug um ein Gehirn zu verwirren: leidenschaftliche Liebe, glühender Haß für Manon, und ein drückendes Verbrechen, ein Mord — wenn wir auch fragen dürfen Wer zuerst den Stein aufheben will um die Lambertine der Schlußscene des zweiten Acts zu bestrafen! Sie brütet Rache, Camille Desmoulins bringt die Mittel dazu, die Roland fällt in die Schlinge, und gibt den verhängnißvollen Brief an die Provinzen in die Hand Lambertinens, die von ihr für ein Mädchen aus Rouen gehalten wird. Die Gironde fällt, die Roland mit ihr, Barbaroux sucht ein Asyl bei der Verschmähten, sie rettet ihn; aber er vermag der Verrätherin Manon's keine Liebe zu geben, er flieht und läßt sie in Verzweiflung. So geht sie gebrochenen Herzens, Nichts mehr in sich, Nichts als ihre ewige, große Liebe, in den Kerker der Roland, erhält ihre Verzeihung, und eilt Barbaroux nach um auch die seinige zu erringen. Um sich durch den Tod vor den Attentaten Desmoulins' und den Schrecken von Bicêtre zu schützen, ersticht sie über Barbaroux' Leiche den Jakobiner Cassius, wird gefangen, und damit fällt der Vorhang. Es ist unmöglich so im Fluge und in bloßen Umrissen ein Bild der handlungsreichen, lebendigen Schöpfung des Dichters zu geben. Umrisse nach Rafael sind möglich, nach Salvator Rosa nicht einmal Kupferstiche die eine treue Anschauung geben, und dies wildherrliche Weib, dieser brennende Himmel, den die Verhältnisse in Scherben schlagen, ist wie ein Bild von Salvator.

Es ist keine Frage daß Gottschall eine Krise überstanden hat, und daß sein neuestes Werk an Plasticität und Einheit der Charaktere alle seine frühern Schöpfungen überragt; daß er immer noch muthig, keck, manchmal selbst ungeheuerlich dahinjagt, wer will es ihm verargen? Es paßt einmal nicht jede Elle an Jeden. Es ist Ueberwüchsiges da, und wir wollen es ihm sagen; aber wir dürfen auch nicht verkennen daß er die Gefahr die der Stoff auf jeder Seite bot, in Barbarei auszuarten, siegreich überwunden.

Die Charakterzeichnung der Lambertine, einmal das durch den Hintergrund gegebene Recht so zu sein als unumstößlich angenommen, ist vollendet zu nennen. Sie ist mehr als eine Effectfigur auf der Bühne, wie sie im Leben mehr ist als eine von den Hunderttausenden unverstandener Prostituirten. Die Natur hat alle Register an ihr aufgezogen vom schrillen Piccolo bis zur ernsten Viola und dem dröhnenden Posaunenbasso; aber die vox humana dringt von Zeit zu Zeit in erschütternden Lauten durch den Wirrwarr, und diese Melodie ist es die uns immer wieder aufs neue an das unglückliche von Leidenschaft und Schande gehetzte Mädchen fesselt. Ihr Auftreten macht sie zu einem Kometen der einen langen zündenden Schweif hintersichzieht, aber jene Stimme erinnert uns immer wieder an Béranger's „Etoile qui file, file et disparait". Es ist unmöglich diesen Stern ohne Theilnahme untergehen zu sehen. Und gerade darum berührt es uns peinlich daß der Dichter den Zuschauer die That am Schlusse des zweiten Acts sehen läßt. Wir begreifen es daß dies Weib so handeln konnte, aber wir fassen es nicht warum wir diesen Poissardencancan sehen sollen, warum Gottschall's Lambertine in offener Scene den Grafen St.-Eu den Furien preisgibt. Das ist überwüchsig und nicht schön, so wenig schön als die Mordscene in Ponsard's „Charlotte Corday", in der wir übrigens weit weniger Lebensfülle und Reichthum finden als in dem vorliegenden Drama.

Nächst ihr ist Desmoulins am gelungensten. Diese Natternzunge ist in den beiden tête-à-tête mit Lambertine wahrhaft meisterlich gezeichnet, und mit großem Geschicke zum

diabolus rotae gemacht. Die Figur ist widerwärtig, aber die Züge sind groß.

Die Roland schwebt über dem Ganzen, eine unantastbare Heilige; doch will es uns dünken als sei die historische Manon praktischer gewesen, und habe mehr Blitze im Kopfe, und weniger Eis im Herzen gehabt.

Die Nebenfiguren sind mit drastischer Sicherheit gezeichnet, und der impassible Vergniaud sowie Santerre Portraits; nur Einer, wir heben ihn zuletzt auf, Einer setzt uns in Verlegenheit, der Adonis Barbaroux. Wir wissen daß Frauenliebe äußerst wenig von dem Männerworte Warum? hält, gleichwol befremdet es daß nicht nur Manon Roland, sondern auch die Feuerseele Lambertine an diesem Barbaroux zugrundegehen soll, der uns mitunter selbst wenig mehr geschienen hat als eine schöne „Gassenhauerphysiognomie". Der Dichter hat das Weib, die Heldin, zu reich ausgestattet als daß wir uns gutwillig mit solchen Helden begnügen mögen. Dieser Barbaroux ist weder der Liebe Manon Roland's noch der Leidenschaft dieser Théroigne werth.

Die sociale Tendenz des Dramas schwimmt oben, und man mag von ihr halten was man will, wir verdanken ihr jedenfalls daß die „Lambertine von Méricourt" eine Tragödie, und nicht eine bluttrünstige Scenisirung auf von stagnirendem Blute schlüpferigem Boden geworden ist. Man muß den Dichter nehmen wie er ist, nicht wie ihn jeder Einzelne verlangt. Es ist rasche, ineinandergreifende Handlung und prächtige Diction geboten, und über Allem schwebt die Göttin mit der untrüglichen Wage. Wir glauben daß diese neue Dichtung viele von Denen für Gottschall günstig stimmen wird die ihn früher nicht geliebt, sowie sie Denen die ihn zum Lieblinge gewählt eine Bestätigung ihres Urtheils sein wird, das jetzt jedenfalls fester stehen dürfte als vorher. 57.

Zur Geschichte der Revolutionen in Südamerika.

Besondere Erwähnung verdient das Reisewerk des Lieutenant F. Walpole: „Four years in the Pacific", das vor kurzem in zwei Bänden in London erschienen ist. Dieser Walpole ist einer der zahlreichen englischen Seeoffiziere welche ihre Expeditionen benutzen um der Wissenschaft, der Erdbeschreibung und dem Handel ausgezeichnete Dienste zu leisten. Sein Buch, welches eine zugleich unterhaltende und interessevolle Lecture darbietet, enthält zahlreiche Details über die westliche Küste Südamerikas, die neuesten authentischen Erzählungen von Dem was in den so aufgewühlten spanischen Republiken vorgeht, einige Bemerkungen über Californien und eine an Ort und Stelle gemachte Uebersicht der Begebenheiten welche die Entthronung der Königin Pomare sowie die Niederlassung der Franzosen auf Tahiti und auf den benachbarten Inseln begleitet haben. Wir wollen aus diesem Reisewerk folgende Notiz über die Republik des Aequators ausziehen, als ein Probestück von dem Schicksal dieser spanischen Colonien, deren Befreiung als eine ruhmvolle Eroberung für die Freiheit in Europa begrüßt worden war. Im Anfang des J. 1822 schickte Guayaquil seinen Beitritt zu der Sache der Freiheit, für welche Bolivar kämpfte, an die Ufer des Orinoco. Den 22. Mai desselben Jahres fand die Schlacht bei Pichincha statt, die Republikaner siegten und die Hauptstadt Quito fiel in die Hände des Generals Lucio. Von diesem Tage an bildete sie einen Theil von der großen Republik Colombia, eine wenig compacte Masse die durch Bolivar's Talent zusammengehalten wurde. Nach seinem Tode begannen die Revolutionen und Gegenrevolutionen Mode zu werden, bis es dem General Flores, der sich von einem gemeinen Soldaten zu diesem Rang emporgehoben hatte, in Verbindung mit Rocafuerte, einem Mann von großen Fähigkeiten und einer liberalen Erziehung, gelang sich der Gewalt zu bemächtigen und eine Republik des Aequators umzuformen, dessen Hauptstadt Quito noch blieb. Diese beiden Männer, der eine für die That, der andere für den Rath geboren, lebten anfangs in ziemlich gutem Einverständniß miteinander. Indessen begann der in Quito residirende Flores einige kleine Ränke zu schmieden, und Rocafuerte that Dasselbe in Guayaquil. Es bildeten sich zwei Parteien: die Quitonier und die Guayaquilonier, zwischen denen Feindseligkeiten ausbrachen. Rocafuerte bemächtigte sich der Seemacht, welche in einer schweren Fregatte von 50 Kanonen, Colombia genannt, bestand. Flores ging in aller Eile nach Guayaquil herunter, und bemächtigte sich der Stadt ebenso wie der anstoßenden Landschaft. Darauf zog sich Rocafuerte nach der Insel Puna zurück, und blockirte mit Hülfe seiner Fregatte ganz den Fluß und die Stadt. Flores war unterdessen nicht der Mann der, sich so leicht aus dem Sattel heben ließ. Er wußte daß Rocafuerte, der sich ganz sicher glaubte, die Gewohnheit hatte ohne Leibtruppen auf Puna zu landen; ein Complot wurde sogleich geschmiedet und mit dem vollständigsten Erfolg ausgeführt. Rocafuerte wurde überrascht und als Gefangener nach Guayaquil gebracht. Die Fregatte drohte die Stadt zu bombardiren, aber Flores antwortete: daß der erste Kanonenschuß das Todesurtheil seines Gefangenen sein würde. Dann als die Gefangenschaft Rocafuerte an Leib und Geist niedergeschlagen, hatte sein glücklicher Nebenbuhler eine Zusammenkunft mit ihm, und nachdem Beide ihre Thorheit gegeneinander zu kämpfen, statt sich im Interesse des Landes zu verbinden erkannt hatten, traten sie als gute Freunde aus dem Gefängniß. Welche die Beweggründe auch waren die Flores vermochten seinen Gegner mit solcher Milde zu behandeln, so zeigte er sich doch großmüthig und ganz frei von der Grausamkeit welche die politische Eifersucht zu begleiten pflegt. Die Hauptsache war jetzt sich der furchtbaren Fregatte Colombia zu bemächtigen; man fiel demzufolge auf den Gedanken dieselbe der Seeräuberei schuldig zu erklären, worauf eine amerikanische Corvette sie auffoderte sich zu ergeben; sie gehorchte höflich und um jede neue Ausrüstung zur See zu verhindern ließ Flores die Fregatte klugerweise zerstören. Durch Ränke und Gewaltthätigkeiten gelang es Flores sich wieder zum Präsidenten wählen zu lassen, und begann daran zu denken sich diese Würde für die Lebenszeit zu sichern. Rocafuerte, überdrüssig der Misbräuche der Freiheit, die er so sehr gewünscht hatte sein Vaterland genießen zu sehen, zog sich nach Lima zurück. Flores blieb Herr des Schlachtfeldes. Der Senat decretirte die lebenslängliche Präsidentschaft, und alsdann öffneten sich alle Augen; denn es war augenscheinlich daß der Ehrgeiz des Präsidenten sein Absehen auf die Dictatur richtete. Sechs Jahre verflossen und die empörten Guayaquilonier, unterstützt von Rocafuerte, der zum Präsidenten gewählt zu werden hoffte, versagten Flores mit Unehre. Aber ein farbiger Mann, Namens Rocca, erhielt die Präsidentur und behält sie noch; dieses Misgeschick brachte Rocafuerte einen solchen Stoß daß er 1847 zu Lima davon starb. Seit der Zeit durchlief Flores die verschiedenen europäischen Höfe, um Beistand bettelnd und bereit sich allen ersinnlichen Bedingungen zu unterwerfen, wenn man ihm nur helfen wollte seine Stellung in der Republik des Aequators wiederzugewinnen. Die Königin Isabella von Spanien hatte ihm einige Hoffnungen gegeben; Handelshäuser unternahmen die Sache als eine Speculation mit dem Monopol des Cacao. Man weiß wie diese Expedition scheiterte. Die Legion wurde aufgelöst und die Transportschiffe wurden auf Befehl des Lord Palmerston weggenommen. Uebrigens versichert man daß Flores noch eine mächtige Partei in der Republik hat, und daß seine Rückkehr zur Gewalt gar nicht unmöglich ist. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 215. —— 7. September 1850.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen ꝛc. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 214.)

Die Wundermänner welche der Verf. uns vorführt verdienten zu jenem Zwecke wol einer noch sorgfältigern Beachtung, und es dürften sich wol noch mehr Quellen über sie auffinden lassen als die er z. B. bei Cagliostro citirt, wenn — sich Das lohnt. Sind doch viele unter ihnen allerdings nur Wegwurf, Spreu im Winde, und ihre Relationen zu der allgemeinen mystisch-bündnerischen Strömung sind nur precairer Art. Statt immer ihr Product zu sein, knüpften sie sich auch wol nie an ihre Strahlen an. Schrepfer's Leben hat der Autor nach authentischen Nachrichten und in pragmatischer Treue erzählt, und es kommt eben nicht darauf an, inwieweit dieser entlarvte Betrüger in den nicht aufgedeckten Vermittelungs- und Zwischenzeiten mit mächtigen Vereinen Communication gehabt hat, da es bei ihm zu deutlich wird daß er ein gemeiner Schwindler war, dessen Mystik nur auf ganz selbstische Zwecke ausging, und der nicht wie Cagliostro einen idealen Nimbus um sich zu verbreiten wußte. Wir erfahren aus der schon sonst mitgetheilten Abhandlung daß er seine Jünger mit der Vorstellung berückte und anlockte: daß ihm die Mission geworden den Freimaurerorden mit dem aufgehobenen der Jesuiten zu verbinden, und daß er die von letztern geretteten Schätze in Händen habe; daß aber seine hauptsächlichen Betrogenen so angesehene Männer waren als uns der Verf. hier aufführt, wird Vielen neu sein. Sein Hauptjünger war der vielgenannte Hr. von Bischofswerder — er folgte ihm bis an seinen Tod im Rosenthal bei Leipzig —, der, durch die Katastrophe nicht corrigirt, darauf bestimmt war Schrepfer's Stelle in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. fortzusetzen, und der nicht wenig dazu beitrug Preußens Staatsverhältnisse mit neuen Verbündeten zu ruiniren, wie geschehen. Die Erklärung welche die Markgräfin von Baireuth, Friedrich's II. Schwester, dem Baron von Gleichen darüber gab wie man Geister citiren könne, mag richtig gewesen, aber nicht überall in der Art angewandt sein. Ein Professor in Halle konnte Geister citiren, Friedrich foderte von ihm Erklärung darüber, und der Professor ertheilte sie, indem er das Recept eines narkotischen Räucherpulvers lieferte, vermöge dessen die Sinne der eingeschlossenen Personen dermaßen benebelt wurden daß sie Alles zu sehen glaubten was man ihnen vorrede, und die Stimmen hörten die der Geisterbeschwörer aus seiner Kehle oder seinem Bauche spielen ließ. Die Geisterbeschwörer des Jahrhunderts werden auch wol andere Mittel angewandt haben, diesseits tiefer eingreifend in die Mysterien der Psyche, jenseits in den groben Mechanismus der Hohlspiegel und anderer Taschenspielkunststücke. Die Französin Frau de la Croix ging z. B. in jener Weise mit den Geistern um, die zu beschwören sie eine eigene liebenswürdige Fertigkeit besaß. Sie unterschied die Besessenen die einen Pact mit dem Teufel gemacht und denselben dadurch in sich hineingezogen hatten, von den blos Befallenen die den Teufel nur auf sich und um sich hatten. Einem Literaten des Encyklopädistenkreises trieb sie den bösen Geist aus dem Leibe und befahl ihm den Anwesenden in Gestalt einer kleinen chinesischen Pagode zu erscheinen. Er war so artig eine wahrhaft köstliche Gestalt anzunehmen und war in Feuerfarben und Gold gekleidet. Sein Gesicht war sehr lieblich, er bewegte die kleinen Hände mit vieler Grazie, flüchtete sich unter einen Vorhang von grünem Taffet, hüllte sich darein, und schnitt von da aus alle Arten von Grimassen auf seinen alten Wirth zu. Und nicht allein daß die in ihrer Jugend sehr liebenswürdige und galante Frau de la Croix Dies erzählte, sondern der französische Literatus, dazu ein französischer Consul mit Amtssiegel und Cabinetsautorität, bestätigte es dem Baron von Gleichen. So liebenswürdig führten sich aber nicht alle Geister des 18. Jahrhunderts auf.

Das reichste Material liefert im Buche die Lebensgeschichte der berühmten politischen Maitressen, Aventuriers des vorigen Jahrhunderts, jener Renegaten an ihrem religiösen und politischen Glauben, die in so vielen Reichen unter schwachen Fürsten die einflußreichste und verderblichste Rolle spielten, als die Alberoni und Ripperda, die Prinzessin Orsini, die Gräfin Cosel, die Lord Lovat und Graf Bonneval. Wenn wir oft an unserer Zeit verzweifeln, kann Das uns ein Trost sein daß wenigstens Erscheinungen dieser Art in unserm Jahrhundert nicht mehr möglich sind.

sinnlich geistige Denken allein befriedigt wird, sondern nur durch beide zusammengenommen. Beide Thätigkeiten sind ewige Nothwendigkeiten des Menschen, daher es auch von vornherein nicht passen wollte die Religion als drittes Glied in die Frage hineinzuziehen.

So war denn durch Vischer's Werk die Frage nach dem Verhältniß von philosophischer und geschichtlicher Kunstwissenschaft wieder lebhaft in den Köpfen besonders der jüngern Aesthetiker und Kunstforscher regegeworden, und es stellte sich der letzten Behandlung dieser Wissenschaft in der Vischer'schen „Aesthetik" mehr und mehr die Ueberzeugung gegenüber: daß die Philosophie nicht länger als besondere Wissenschaft neben andern, sondern als die Grundlage und der befruchtende Keim aller angesehen werden müsse. So dürfe denn auch die Wissenschaft selbst nicht in eine philosophische und historische zerfallen, die Aesthetik nicht als ein Theil der Philosophie betrachtet werden. Die Kunstwissenschaft mit allen ihren Zweigen sei eine in sich Eine. Es gebe keine wissenschaftliche Aesthetik die nicht unmittelbar eine vollständige Encyklopädie der Kunstwissenschaft wäre.

Von dieser Art waren ungefähr die Gedanken welche das Erscheinen des ersten Theils von Vischer's „Aesthetik" bei mehren Freunden hervorrief. Was die philosophische Form und Darstellungsweise anlangt, so hatte Vischer selbst ein Bewußtsein davon gehabt daß dieselbe manchen Leser von seinem Werke zurückschrecken werde. Er fürchtete selbst daß dieser „farblose Ueberblick des Gedankens in seiner Allgemeinheit" ihm nicht die Freundschaft Jener gewinnen möchte „welche vom vollen und frischen Genusse des Schönen nur einen halben Schritt weiter thun zum Denken über diesen Genuß und seinen Gegenstand". Dagegen versprach er der zweite und dritte Theil würden andere Wege gehen. In ihnen werde sich das lebendige Reich des Schönen in seiner Wirklichkeit ausbreiten, und zeigen daß der metaphysische Denker Aug' und Nerv besitze für das Schöne; daß das Auge gesehen und daher gelernt, der Nerv gefühlt und fühlen gelernt habe.

Und es hat sich gezeigt. Noch ist der dritte und letzte Theil nicht erschienen. Aber schon die beiden Abtheilungen des zweiten, welche das J. 1848 brachte, bewährten aufs neue das Urtheil das sich über Vischer's ästhetische Kraft gebildet hatte. Zwar die äußere Paragraphenform war dieselbe geblieben. Aber in den Anmerkungen entwickelte sich ein Leben, und ein Reichthum der Realität, welche namentlich in der ersten Abtheilung, die das Naturschöne in seiner ganzen Ausdehnung behandelt, den Leser hinrissen. Die zweite Abtheilung, welche die vermittelte Existenz des Schönen aufzeigt, führt den Titel einer „Lehre von der Phantasie", gleichsam eine ästhetische Psychologie gegenüber der ästhetischen Physik der ersten Abtheilung. Der dritte Theil wird die hier auseinandergetretenen Welten wieder zu Einer zusammenfügen, und als „Kunstlehre" den Abschluß bilden.

In der Lehre von dem Naturschönen, der objectiven Existenz des Schönen, behandelt der Aesthetiker die Schönheit der unorganischen Natur in Licht und Farbe, Wasser, Luft und Erde, geht dann über zur Schönheit der organischen Natur im Pflanzen- und Thierreiche, und gelangt so aufsteigend zur menschlichen Schönheit. In dem letztern Abschnitte ist es wo die „geschichtliche Schönheit" ihre Stelle findet. Hier geht zuerst die bisher abstracte Betrachtung zum Concreten, zur Betrachtung der menschlichen Schönheit über wie sie als Stoff vorgefunden wird. Es ist dieser Abschnitt (S. 220—298) ein Meisterwerk von seiner sinnigtiefen Ausführung, an welchem sich auch solche Leser erlaben können die in den metaphysischen Theil keinen Blick geworfen haben. Hier wird aus der Fülle der Geschichte und der Anschauung selbst nachgewiesen wie die besondern und individuellen menschlichen Formen menschlicher Schönheit eine andere Gestalt annehmen, wie in jeder Haupterscheinung des geschichtlichen Lebens der leibliche Typus, das Temperament, die Tracht, die gesammte Sphäre des Zweckmäßigen und Angenehmen, der Krieg, der Staat, die Stände, das Individuum ein anderes Bild bieten; Liebe, Ehe, Familie sich anders gestalten und färben, und dem Künstler bei den verschiedenen geschichtlichen Völkern, und in ihren verschiedenen Epochen immer andere Stoffe, immer ein anderes Bild darbieten. Diese Wandelungen gehen hinab bis auf die Kleider und Trachten der Menschen. Je jüngern Datums die Einsicht ist daß für die Kunst der eigentlichste und wichtigste Boden in den geschichtlichen Stoffen zu suchen, desto wichtiger ist in der Aesthetik, diese vor dem Vischer'schen Werke in der Aesthetik nicht dagewesene Durchwanderung der Geschichte, diese Bereicherung der Lehre vom Naturschönen durch eine „Physiognomik der Geschichte". Aber wir können dem Verf. nach den früher in diesen Zeilen entwickelten Ansichten nicht zugeben daß er auch hier mit seiner Methode der gesonderten Behandlung das Richtige getroffen. Doch bescheiden wir unser Urtheil bis zum Erscheinen des letzten Theils, wo es sich zeigen muß ob der Darstellung der einzelnen Kunstformen wirklich diese Abtrennung von dem Boden in welchem das Ideal wurzelt von dem geschichtlichen Leben der Völker zugutekommen wird, was wir vorläufig bezweifeln möchten. In diesem Abschnitte wie in allen übrigen athmen die Ausführungen die ganze schöpferische Fülle und Kraft welche Vischer's Darstellung auszeichnet, und alle echten Künstler besonders werden diese „Physiognomik der Geschichte" mit Freuden als Fleisch von ihrem Fleisch begrüßen, wie namhafte Landschaftsmaler im Betreff der ersten Abtheilung uns versichert haben daß ihnen aus den Anmerkungen und Ausführungen über das Schöne in der organischen und unorganischen Natur über gar Manches in ihrer eigenen Praxis des Schönen ein anderes Licht aufgegangen sei, und einer unserer besten Historienmaler die „Physiognomik der Geschichte" sein Brevier nannte, in dem er täglich lese. Dasselbe gilt von der „Geschichte der Phantasie oder des Ideals" (S. 403—524) in der zweiten Abtheilung des zweiten Theils. Zwar ist hier wie dort der endliche Ausgang dieser beiden historischen Betrachtungen Nichts weniger als erfreulich. Sie enden beide mit der Einsicht in die Nothwendigkeit einer totalen Umgestaltung des ganzen Lebens, wenn kommen soll was kommen muß: eine Rückkehr der Bildung zu einer Naturbildung, und eine neue Blüte der Phantasie. Mit andern Worten die Antwort auf die Frage welche als Sehnsucht und Drang in der Geschichte gährt: „ob wir einst mit der ganzen Unendlichkeit unserer innern Welt, der ganzen Geltung der Individualität, und zugleich der ganzen Begründung des Allgemeinen in Gedankenform, die wir vor den Alten voraushaben, doch wieder naive objective Menschen werden können wie die Alten es gewesen sind." Die Antwort auf diese Frage wird zugleich auch das Urtheil sprechen über diese Form und Auffassung der Aesthetik selbst. Soviel aber ist gewiß: diese Auffassung und Form wird nach dem Vischer'schen Werke innerhalb der philosophischen Anschauungsweise schwerlich wieder übertroffen, diese Darstellung nur widerlegt werden können durch ein Werk welches selbst ein Product jener neuen Epoche sein wird. Bis dahin aber wird noch viel Wasser ins Meer rinnen.

A. Stahr.

Notizen.

Montesquieu über sich selbst.

Der Verfasser des „Esprit des loix" sagt von sich selbst: „Je suis amoureux de l'amitié." „Ce qui m'a toujours beaucoup nui, c'est que j'ai toujours méprisé ceux que je n'estimais pas."

Heine in Frankreich.

Ein Franzose nennt Heine: „Ce Voltaire au clair de lune." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 213. —— 5. September 1850.

Politische Literatur über Oestreich.

(Beschluß aus Nr. 212.)

Nr. 6. Wir haben in den vorausgegangenen Schriften Oestreich vor, während und nach der Revolution gesehen; wir haben aus der Feder eines vormärzlichen Staatsmannes die Entstehungsgeschichte der östreichischen Revolution gelesen; in dem vorliegenden Buche wird der Versuch gemacht diese Revolution auch vom socialen Standpunkte zu beleuchten, eine Parallele zwischen ihr und der französischen von 1789 zu ziehen und nachzuweisen daß dieselben Ursachen hier wie dort auch dieselben Wirkungen zur Folge hatten. Gewiß ein sehr dankenswerthes, wenn auch gewagtes Unternehmen.

Der Verfasser dieser „Socialen Geschichte" ist ein Märtyrer seiner politischen Ueberzeugung geworden. Als Mitglied des östreichischen Reichstags gehörte er der Fraction der äußersten Linken an, betheiligte sich später an dem unter dem Vorsitze Tausenau's entstandenen Demokratischen Vereine, und entzog sich nach der Sprengung des Reichstags der ihm drohenden Verhaftung durch die Flucht. Wir halten ihn wenn auch nicht für einen gereiften politischen, doch jedenfalls für einen sehr schätzenswerthen Charakter, dem Consequenz und lebhaftes Ehrgefühl nicht abgesprochen werden darf. Eigenthümlich ist der Steckbrief den die Regierung „hinter ihm" zu erlassen für gut fand. Sie bezeichnete ihn wörtlich als Mitarbeiter des gewesenen aufwieglerischen Blattes „Der Radicale", und gab sich hierdurch in den Augen aller Gebildeten ein höchst bedeutsames testimonium paupertatis.

Wir haben oben die Aufgabe dieser Schrift als eine bedenkliche bezeichnet. Sie ist es in der That. Es ist wol richtig daß in Oestreich wie in Frankreich der Absolutismus und das Feudalwesen die Revolution herbeiführen mußten; hier aber hören die Vergleichungspunkte auf, und die übrigen Erscheinungen der beiden Revolutionen sind wie in ihren Ursachen, so auch in ihren Wirkungen wesentlich verschieden. Jene unbeschreibliche Sittenlosigkeit des Hofs, jene Finanzcalamitäten des alten Frankreich, die bis aufs höchste gesteigerte Noth des Volks, die den Einsturz des morschen Gebäudes täglich, stündlich erwarten ließ, fehlten gänzlich in Oestreich; es hatte keinen Rousseau, Montesquieu, Voltaire, deren Schriften den Samen des Hasses in ein sehr empfängliches Erdreich pflanzten; wie endlich will man den amerikanischen Freiheitskampf, der als zündender Blitz in die Pulvertonne schlug, mit dem Wetterleuchten der pariser Februartage vergleichen? Es ist bei alledem kein Zweifel daß die sociale Frage eine europäische, keine blos französische ist; die Zeit arbeitet ihr vor, durch Blut und Macht wird sie zur Geltung gelangen; einen furchtbaren Kampf aber wird es noch kosten, die Civilisation selbst vielleicht in Frage gestellt sein, ehe das Feldgeschrei der jetzigen socialen Demokratie: „Emancipation des vierten Standes!" zum Siege führt. Auch in Frankreich galt es in den neunziger Jahren nur der Gründung eines tiers-état und der eigentliche bourgeois stand dem „peuple" ebenso feindlich gegenüber als den begünstigten Rittern und Prälaten; es gibt keinen Sprung in der Natur, und auch in Oestreich konnte der Kampf der gesellschaftlichen Elemente principiell nur zu einer Begünstigung des Bürgerstandes führen; die sociale Frage in ihrer heutigen Bedeutung hat dort, trotz der geistreichen Auslassung des Verfassers dieser Schrift, bisjetzt noch sehr wenig an Terrain gewonnen.

Ueberdies — und hier tritt der innere Widerspruch auch klar zutage — geben die nationalen Bestrebungen in Oestreich der nachfolgenden Revolution ein ganz eigenthümliches Gepräge, und diesem Kampfe der Nationalitäten scheint der Verf. bei der beharrlichen Durchführung seiner Idee zu wenig Beachtung geschenkt zu haben. In Oestreich kamen Erscheinungen vor wie sie anderwärts nicht möglich sind; der Grund dieser Erscheinungen mußte daher besonders accentuirt, der Versuch einer Parallele hier aufgegeben werden. Es ist wol richtig daß die herrschenden Uebelstände das Maß zum Ueberlaufen vollmachten; daß die faule, in ihren Auswüchsen ekelhafte Bureaukratie (von dem Verf. S. 27 fg. besonders piquant geschildert), der unleidliche Druck des Adels (wol auch der Priesterherrschaft, die Violand zu ignoriren scheint), daß überhaupt die ganze, vor dem März auf das Privilegium gebaute Staatsordnung Oestreichs Reformen dringend wünschenswerth machte. Doch auch diese Reformen hätten die Revolution nicht abgeschlossen: das große Wort, in den Februartagen zu

Paris gesprochen, hat in Oestreich einen bösen Geist geweckt, der sich nun und nimmer zur Ruhe geben will; ein höhnendes, grinsendes Gespenst, das vor keinen Beschwörungsformeln zurückweicht; sein Hauch vergiftet den Lebensodem der Monarchie, die sich wol als Macht, nicht aber als Staat geriren kann; solange es diesen Geist nicht bannen kann hat Oestreich keine Zukunft.

Wir können dem Verf. die Anerkennung nicht versagen daß er dem leitenden Gedanken dieses Buches (Erklärung der östreichischen Revolution durch die Nothwendigkeit einer socialen Reform) bis zum Ende treugeblieben ist. Daß sein Standpunkt der richtige sei, müssen wir freilich aus den schon erwähnten Gründen bezweifeln. So gibt er gleich im Eingange materielle Fragen als die Grundursache der Revolution an, stellt bei Gelegenheit der später ausgebrochenen Arbeiterunruhen die Behauptung auf: daß das Proletariat die Abhülfe des menschlichen Elends blos von der Constituirung einer demokratischen Verfassung erwartete, und so, wenn auch unbewußt, im socialen Sinne handelte, und unterstellt dieselbe Tendenz auch dem bekannten Swoboda'schen Plane, der damals in Wien allgemein verlacht wurde, und Nichts weniger bezweckte als die Vernichtung der Rentenfähigkeit der Capitalien durch Creirung einer Leihanstalt nach dem Vorbilde der (Proudhon'schen) Banque d'échange. Es ist kein Zweifel daß Dies sehr analoge Erscheinungen sind; ob sie aber auch in Wien aus einer innern Nothwendigkeit hervorgegangen, ist eine andere Frage.

Wenn ferner der Verf. (S. 97) die Ansicht äußert: „daß die Volksvertreter ganz allein die legislative Gewalt haben und daß nur dem gesammten Volke ein Veto und zwar diesem ein absolutes gegen seine Vertreter zustehen darf und muß", so begreifen wir nicht auf welchem Wege dieses absolute Veto bei geordnetem Staatsleben geltendgemacht werden soll. Im Ganzen begrüßen wir dieses Werk als einen schätzenswerthen, wenn auch mislungenen Versuch die östreichische Revolution von einem höhern, dem socialen Standpunkte aufzufassen.

10.

Die „Schlesischen Provinzialblätter".

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus.

Unter die nicht wenigen Zeitschriften und Zeitblätter deren Dasein den Stürmen der letztvergangenen beiden Jahre unterlag gehören auch die „Schlesischen Provinzialblätter". Obschon zunächst nur auf die Bedürfnisse einer Provinz (wiewol eine der größten Deutschlands) angelegt, vereinigten sie Manches was eine kurze Betrachtung über sie in d. Bl. rechtfertigen wird. Gestiftet 1784 gehörten sie zu den ältesten periodischen Schriften Deutschlands, indem sie bereits vor 15 Jahren ihr funfzigjähriges Jubiläum feierten, und jetzt bei ihrem Abschluß eine Reihe von 130 Bänden bilden. Bereits vor dem Erscheinen der „Provinzialblätter" hatte der wackere und vielseitig gelehrte Literator Samuel Benjamin Klose in Breslau, Lessing's liebster Umgang während seines dasigen Aufenthalts, in seinen „Breslauischen Nachrichten von Schriften und Schriftstellern" (1758—71), und besonders in seinen „Neuen literarischen Unterhaltungen" (zwei Bände, 1774—75), eine sehr achtungswerthe Thätigkeit auf diesem schwierigen Boden der Literatur entwickelt; allein seine Zeitschriften waren auf einen zu engen Kreis berechnet. Die „Neuen literarischen Unterhaltungen" bilden noch jetzt eine Fundgrube für Literatur und Geschichte, vorzüglich mit Rücksicht auf Schlesien; das Urtheil erhebt sich bei den allgemeinen Fragen jener Zeit, z. B. über die Reform des Erziehungswesens, weit über den Standpunkt der Mode; die Sprache und die Wendungen erinnern nicht selten an den Ton und die Sicherheit in den Schriften seines großen Freundes. Doch aus eben diesen Gründen, und weil Klose bei dieser Arbeit auf sich selbst angewiesen war, konnte sein Unternehmen sich keiner langen Dauer erfreuen. Die Zeit war den streng gelehrten Zeitschriften nicht mehr günstig; man wollte Volksaufklärung und demgemäß breitere Fläche, wenn auch eine geringere Tiefe der Ideen und der Gelehrsamkeit. Dies ist es was die „Provinzialblätter" ins Leben rief, und ihnen eine so lange Dauer bereitete. Daß der ehrwürdige Name Garve's mit der Stiftung dieser Zeitschrift sich verknüpfte bürgt von vornherein für die Richtigkeit des eben Bemerkten.

„An einem fröhlichen Abend zu Anfang des J. 1784 (so wird die Stiftung der «Provinzialblätter» in einem ihrem Jubiläum gewidmeten Aufsatze von ihrem damaligen Herausgeber erzählt), an welchem Das was in Breslau die gelehrte Welt bildete sich zusammengefunden hatte, und im traulichen Gespräch über die damals allerwärts sich regende Thätigkeit einzelnes Bedauern lautgeworden war, daß gleiche Regsamkeit in der Hauptstadt Schlesiens sich nicht zeige, und daß hier ein Journal fehlte in welches die damals in allen Theilen der Provinz auftauchenden schreibfähigen und schreiblustigen Geister ihre Gedanken niederlegen könnten, an diesem Abende ward die Herausgabe eines solchen Journals beschlossen. Jetzt ging es an ein Streiten und Kämpfen über den Zweck desselben, über das Ziel und Streben, über dessen Maß und Richtung, und was damit zusammenhängt. Garve, welcher vom Anfange anderer Meinung gewesen war, der Zeitschrift weder eine einseitige Richtung zu geben, noch selbige allzu hoch zu stellen, brachte zur Unterstützung seiner Meinung so triftige Gründe hervor daß man sich endlich dahin vereinigte: die Zeitschrift solle gar keine bestimmte Flagge aufstecken, in seinem Inhalte dem Publicum in dessen weitester Ausdehnung verständlich sein; bei dieser populairen Tendenz aber gleichwol jedem Gelehrten in Schlesien zur Aufnahme seiner Geisteskinder offen stehen, sobald sich der Verfasser mit seinen Gedanken nicht von Schlesien entfernen, oder sich nicht etwa in das Gebiet so abgeschlossener Wissenschaften begeben sollte in welches der größere Theil des leselustigen Publicums zu folgen weder Lust noch Beruf habe." Die Herausgabe einer Zeitschrift wurde damals noch nicht als ein speculatives Unternehmen behandelt, wodurch ein Einzelner auf Kosten des Publicums seine Lebensnothdurft zu gewinnen sucht. Wer nicht in dem Rufe stand etwas Tüchtiges zu leisten, drängte sich nicht zu einem solchen Geschäfte. So ward denn auch die besprochene Angelegenheit nur als Ehrensache aufgenommen und als solche weiter verfolgt. Da in dieser Zeitschrift hauptsächlich Das zur Erörterung gebracht werden sollte was auf schlesische Geschichte und Landesverfassung bezughatte, so konnte das Gelingen des Unternehmens nicht besser gesichert werden als daß Beamte für dasselbe gewonnen wurden deren dienstliche Stellung den Zugang zu den Archiven und Registraturen der Behörden möglich werden ließ. Dies waren die beiden Bureaubeamten der damaligen Kriegs- und Domainenkammer in Breslau, der Kammersecretair Streit und der Kammercalculator Zimmermann; dadurch daß der Letztere bei dem damaligen mächtigen Minister der Provinz Schlesien, Grafen von Hoym, wegen seines ungemeinen Talents für Gewinnung und Aufstellung allgemein wichtiger Verwaltungsresultate in hohem Vertrauen stand, ward das neue Unternehmen gleichsam unter den Schutz dieses mächtigen Ministers gestellt. Was Streit betrifft, so hatte er sich bereits durch Herausgabe eines

Romans, einer Sammlung von Erzählungen, und literar-historischer Arbeiten über Schlesien bekanntgemacht.*)

So erschien in der Mitte des Januars 1785 die öffentliche Ankündigung der „Schlesischen Provinzialblätter" von Streit und Zimmermann unterzeichnet. Das erste Stück derselben ward am 31. Jan. 1785 ausgegeben. Gleich in den ersten Jahrgängen treffen wir auf Namen welche noch jetzt in der Literatur einen guten Klang haben, manche sogar zu den Koryphäen der Wissenschaft gehören. Ich nenne nur Männer wie, nächst Garve, Fülleborn, Schummel, Johann Timotheus Hermes, den Verfasser von „Sophiens Reisen", die vortrefflichen Pädagogen Lieberkühn und Gedicke, Bürde, später Manso (vorzüglich Mitarbeiter an der „Literarischen Beilage"), Leopold von Buch (über die Geognosie Schlesiens) u. A. Streit, welcher seit dem Eingehen der Klose'schen „Nachrichten" schon früher diese Lücke auszufüllen gestrebt hatte, benutzte die sich ihm jetzt darbietende Gelegenheit mit den „Provinzialblättern" ein kritisches Zeitblatt zu verbinden. Es führte anfangs den Titel „Literarische Chronik von Schlesien", wurde aber 1791 aus Mangel an Theilnahme eingestellt. Fülleborn, Garve und Manso munterten aber zur Fortsetzung auf. Alle Drei gaben interessante Beiträge zu der „Literarischen Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern"; diesen Namen führte die erneute „Literarische Chronik" von jetzt ab, um sie als ein Pertinenzstück der „Schlesischen Provinzialblätter" erscheinen zu lassen.

Die „Schlesischen Provinzialblätter" wurden bald ein Archiv für alles Wissenswürdige im Bereich der Geschichte, Geographie und Statistik des Landes, sowie für weltliche und geistliche Verfassung des Landes, ihre Kunst, Literatur und Cultur; doch hatten sie anfangs, was bei keinem neuen Unternehmen ausbleibt, gegen Misverständnisse und allerlei Ansprüche des Publicums anzukämpfen. Dem Einen erschienen sie zu frivol, dem Andern zu gelehrt. Gegen Diejenigen welche die neue Zeitschrift mit ihren Gedichten zu überschütten anfingen, richtete sich Fülleborn in einer Zuschrift an die Herausgeber im neunten Bande, indem er es tadelte, wenn der Bezug auf die Provinz nicht überall als Merkmal der Einheit festgehalten würde. So sagte er unter Anderm: „Wollen uns die «Schlesischen Provinzialblätter» Verse liefern, so seien es irgendwo aufgefundene ehrwürdige Ueberbleibsel unserer alten schlesischen Dichter, die werth sind der Vergessenheit entrissen zu werden. Oder die Versuche eines poetischen Genies hinter dem Pfluge oder auf einer Handwerkswerkstätte, oder sonstwo, wo das Publicum ihn nicht würde gefunden haben u. s. w." Dagegen griff bald darauf Garve den frivolen Sinn derjenigen Leser an welche gar nichts Ernstes in selbigem lesen, sondern nur angenehm unterhalten oder nur Nahrung für ihre Neugierde erhalten wollten. Er hatte im elften Bande einen trefflichen Aufsatz: „Lob der Wissenschaften", ohne seinen Namen, abdrucken lassen, welcher nun wegen seines ernsten Inhalts, mit Bezug auf die Fülleborn'sche Adresse an den Herausgeber, für ungehörig erklärt wurde. Garve schrieb hierauf einen Brief voll Laune und Humor an die Herausgeber im zwölften Bande, worin er unter Anderm bemerkt: „Es ist Ihnen schon mehrmalen vorgeworfen worden, daß Ihr Blatt ein Provinzialblatt sein soll, und Sie doch soviel mit hineinbringen was ebenso gut für die Amerikaner geschrieben sein könnte als für die Schlesier. Das mag nun wol im Ganzen unrecht sein. Ein Blatt für Schlesien ist nach meinem einfältigen Urtheile nicht ein Blatt welches von Nichts handelt als von Schlesien, sondern ein Blatt worin die Schlesier überhaupt, Gelehrte und Ungelehrte, einen Unterricht oder eine Unterhaltung finden. Aber wenn solche Artikel vorkommen wie der", setzt er ironisch hinzu, „über den ich hier an Sie schreibe, so stimme ich ganz den vorbenannten Tadlern bei. Was sollen uns Schlesiern alle die schönen Sachen, die der Ungenannte mit so vielen überflüssigen Worten herausstreicht? Alle die Wissenschaften die nicht Brot bringen, und die man nicht zu einem Amte oder Gewerbe nöthig hat, sind im Grunde ein Zeitverderb, ein Luxus der nur für die Hauptstädte und für die Höfe gehört; Philosophen, Poeten, Mathematiker, und wie sie Alle heißen, mit Einem Worte, die Schriftsteller sind von jeher für eine Art von unterm Hofgesippe angesehen worden. Sie können nur da gedeihen, und sollten auch da nur geduldet werden, wo es noch reichere und vornehmere Müßiggänger gibt als sie sind. Es ist auch ganz natürlich. Da sie andern Bürgern im Staate nicht viel nützen, so können sie auch nicht verlangen von diesen ernährt oder sehr geehrt zu werden; sondern Das müssen sie bei den Großen suchen, die eine Art von Staat darein setzen solche Leute um sich zu haben. Wir Schlesier sind ein ackerbau- und handeltreibendes Volk. Wir brauchen Leute die Geld verdienen, und Leute welche es verzehren. Wer Nichts hat muß bei uns lernen wie er Geld erwirbt: und wer Viel hat weiß genug wenn er es mit guter Art verthun kann."

Ungeachtet des provinziellen Zuschnitts welchen die neue Zeitschrift schon in ihrem Namen bekundete, wurde sie von ihren ältern und vornehmern Schwestern bald ins Auge gefaßt. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" rühmte es (1785) daß nun auch Schlesien nach Art der vielbeliebten Zeitschriften anderer Gegenden seine eigene habe, wollte indeß mit dem Tone der in einigen Aufsätzen herrschte (es war jener spielende, humoristisch seinsollende Ton, welcher damals in den meisten Zeitschriften gefunden wurde) nicht einverstanden sein. Auch die „Allgemeine Literaturzeitung" vom J. 1789 äußerte sich aufmunternd für Streit's Unternehmen. Mit jedem Jahre erweiterte sich ihr Wirkungskreis in der Provinz. Der Minister von Schlesien, Graf von Hoym, gestattete daß die an die Behörden erlassenen Verfügungen in Beziehung auf allgemeine Bestimmungen über die Verwaltung in angemessener Auswahl seit 1789 in den „Schlesischen Provinzialblättern" abgedruckt werden durften. Als späterhin Südpreußen der Monarchie einverleibt, und dieses Land von dem Grafen von Hoym in Besitz genommen wurde, was eine Menge Beamten aus Schlesien in diese Gegenden führte, wurden die „Schlesischen Provinzialblätter" in Südpreußen fast ebenso allgemein wie in Schlesien gehalten, was allerdings mit dem Verluste jener Gegenden in dem J. 1806 sich änderte. Nachmals erhielten sie einigen Ersatz durch den Schlesien zugetheilten Theil der obern Lausitz. Wichtiger als diese Ausdehnung ihrer räumlichen Verhältnisse war für die „Schlesischen Provinzialblätter", als Organ des intellectuellen Lebens der Provinz, die Erwerbung derjenigen beiden großartigen Institute welche am meisten dazu beitrugen die Provinz auf einen höhern Standpunkt des allgemeinen geistigen Lebens zu heben, und ihr ein bleibendes Interesse des ganzen übrigen Deutschlands zuzuwenden: es sind die Stiftung der Gesellschaft für vaterländische Cultur in Schlesien, und die Verlegung der ehemaligen Universität zu Frankfurt a. O. nach Breslau, und deren Verschmelzung mit der ältern Leopoldinischen Universität. Dazu kamen in den zwanziger Jahren die von der Universität ausgehenden, durch die Brüder Theiner angefachten kirchlichen Bewegungen: das Alles reflectirte sich vielfältig in den „Schlesischen Provinzialblättern". Man findet seit 1811 die berühmtesten Namen der breslauer Universität als Mitarbeiter an den „Schlesischen Provinzialblättern"; Einer von ihnen, der Professor Büsching, übernahm sogar nach dem Tode Streit's 1826 die Redaction und Geschäftsführung, er wurde jedoch schon 1829 vom Tode überrascht.*) In demselben Jahre wurden die „Schlesischen Provinzialblätter" Eigenthum der Buchhandlung Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau.

Es ist nicht zu leugnen daß die „Schlesischen Provinzial-

*) Der Günstling des Glücks (1780). Auswahl kleiner Romane und Erzählungen. Erste bis sechste Sammlung (1780—87).

*) Seitdem redigirte der Oberregierungsrath Wilhelm Sohr die „Schlesischen Provinzialblätter", der sie vor mehren Jahren dem um schlesische Bibliographie und Biographie verdienten Literaten K. G. Nowack übergab, ihrem letzten Redacteur.

blätter" in den letzten zwanzig Jahren ihres Bestehens einen großen Theil ihrer ehemaligen Bedeutung für die Provinz eingebüßt hatten, und daß sie denselben nur durch eine zeitgemäße Verjüngung und Umgestaltung hätten wiedergewinnen können. Dazu kommt daß die literarischen Bedürfnisse von mehr localer und provinzieller Natur, außer den drei täglich erscheinenden Zeitungen der Hauptstadt, durch eine Unzahl periodischer Schriften in Schlesien mehr als hinreichend befriedigt werden. Bei alledem hat das Eingehen der „Schlesischen Provinzialblätter" eine für den Augenblick noch nicht ausgefüllte Lücke hinterlassen. Die Jahresberichte der Gesellschaft für vaterländische Cultur, so schätzbar und gehaltreich sie auch größtentheils sind, beschränken sich auf einen verhältnißmäßig zu engen Kreis, dringen zu wenig ins Leben ein. Welch ein großer und nutzbarer Reichthum von Aufsätzen und Mittheilungen, die einen bleibenden und mehr als provinziellen Werth in Anspruch nehmen, in den 130 Bänden der „Schlesischen Provinzialblätter" enthalten, ja man muß sagen vergraben sind, wird erst dann übersehen werden, wenn einmal ein zweckmäßiges Inhaltsverzeichniß sowie ein vollständiges Sach- und Namenregister über diese Bibliothek, wie man die vollständige Sammlung der „Schlesischen Provinzialblätter" wol nennen kann, vorliegen wird. Nicht ohne Bewunderung kann man endlich betrachten, was der Patriotismus und der Charakter eines Mannes wie der erste Herausgeber und Redacteur der „Schlesischen Provinzialblätter", der 1827 verstorbene Regierungsrath Streit in Breslau, war, für die Bildung und die geistige Vereinigung seines Vaterlandes thun konnte. Wenn diese Zeitschrift so tief einwurzelte daß sie ein für periodische Blätter, welche nur durch das Publicum erhalten werden, verhältnißmäßig so hohes Alter erreichte, so verdankte sie es vor Andern Streit. Aber auch in anderer Richtung wirkte er wohlthätig und nachhaltig, namentlich durch die Leitung der breslauer Bühne, welche er zwei mal übernahm. Es ist schade daß sein Freund Karl Schall, der lange Jahre mit ihm in Verbindung gestanden, wie so manchen seiner Vorsätze, auch den fallen ließ Streit's Verdienste um das breslauer Theater zu schildern. Streit's Haus war der Sammelplatz der geistreichen sowie der künstlerischen und literarischen Talente Breslaus. Außerdem gründete er eine seinen Namen tragende Lesegesellschaft in Verbindung mit einer Leihbibliothek, welche sich durch den Reichthum gediegener Werke der ernstern Literatur, namentlich in Philosophie und Geschichte, weit über den gewöhnlichen Zuschnitt einer Leihbibliothek erhob. Nachdem sie nach seinem Tode in andere Hände überging ohne die ehemalige ernstere Tendenz zu behaupten, erinnert sie wenigstens noch durch ihren Namen an ihren Stifter. Ein bleibendes literarisches Denkmal aus der Feder Büsching's, seines Freundes und Nachfolgers, befindet sich zu Anfang des fünfundachtzigsten Bandes der „Schlesischen Provinzialblätter", nebst einem gelungenen Bildniß Streit's in Kupferstich.

G. E. Guhrauer.

Lesefrüchte.

Eine Anekdote von Fenimore Cooper.

Fenimore Cooper hat seinen neuesten Roman „The ways of the hour" auch als seinen letzten angekündigt. Der durch seine interessanten Reisebriefe an das „Journal des débats" bekanntgewordene Capitain Tolmer hat dafür an dem berühmten Romanschreiber ein bisher unbekanntes Talent entdeckt. „Auf meiner Reise nach Washington", erzählt er, „kam ich in Gesellschaft eines Anglocanadiers in das Städtchen Utica. Es war schönes Wetter und wir durchstreiften nachlässig die Straßen, als unsere Aufmerksamkeit nach einem Hause sich wendete, vor dem wir etwa zwanzig Menschen stehen sahen. Wir betraten dasselbe, es war das Gerichtshaus des Orts. Ein magerer, schlanker Mann mit ausdrucksvollen Blicken und weißen, lockigen Haaren, die sein interessantes und einnehmendes Gesicht beschatteten, verfocht vor seinen drei Richtern und mehren Schöppen in bürgerlicher Kleidung, ohne Mantel, ohne Kopfbedeckung und ohne irgend etwas Auffallendes in seiner Kleidung zu haben, eine Sache die gleich interessant für die Zuhörer, die Richter und den Angeklagten selbst zu sein schien. Dieser Mann war Fenimore Cooper." Ein gewisser Stone (Stone bedeutet auf Deutsch Stein) hatte in einer Zeitung sich sehr heftig über Cooper's Werk: „History of the navy of the United states", ausgelassen. Von dem verletzten Autor häßlicher Verleumdung angeklagt hatte Stone die Zurückweisung der Klage gefodert, Cooper aber war erschienen in Selbstperson den Grund seiner Klage zu beweisen. Da stand er nun und feuchtete seine Lippen von Zeit zu Zeit mit einer neben ihm liegenden Orange an, um seine nicht eben hinreißende Beredtsamkeit in Etwas damit anzufrischen. Nach jedem Satze machte er eine Pause und griff nach seiner Orange; seine Beweisführung hielt sich meist an Nebensachen, die man nur mit Mühe mit dem eigentlichen Klagepunkte in Verbindung bringen konnte. Stone, ein corpulenter Mensch, tüchtiger Demokrat und natürlicher Gegner Cooper's, dessen monarchische und europäische Vorurtheile bei seinen Landsleuten übrigens nicht eben beliebt sind, hat über denselben Gegenstand vor mehren Jahren ein geschichtliches Werk veröffentlicht, und wie es scheint mit Einmischung arger Irrthümer. An diese hielt sich Cooper und durch diese wollte er siegen. Waren die Stimmen erst lange zweifelhaft, so gab der letzte Beweisgrund entschieden den Ausschlag, und dieser letzte Beweisgrund war freilich kläglich schwach. „Stein" (Stone), rief er, „gibt der Kritik selbst zuviel Blöße als daß er sich unterstehen dürfte über seinen Collegen abzuurtheilen. Sein Haus ist ein Glashaus; ich frage, kommt es Stein (Stone) zu einen Stein in das Haus seines Nachbars zu werfen?" Die Menge klatschte Beifall, die Richter entschieden gegen Stone; ein Wortspiel hatte Cooper den Sieg gerettet.

Der Anblick einer peruanischen Armee.

Nichts gewährt einen eigenthümlichern Anblick als der Auszug einer peruanischen Armee ins Feld. Da ziehen mitten unter den langen Soldatenreihen, die in beispielloser Verwirrung die angegebene Marschlinie verfolgen, Frauen und Kinder. Beladene Esel und Maulthiere schließen die Colonne, mischen sich aber jeden Augenblick in die Reihen der Krieger. Man hat zwar Gepäck bei sich, trotzdem fehlt es aber an Allem, an Lebensmitteln ebenso wie an Sold. Deshalb lebt man sehr einfach, jedesmal auf Kosten des Landstrichs auf dem man eben Rast macht, und die täglichen Soldatengefährtinnen, die Rabonas, sind mit der Militairverwaltung betraut. Bekanntlich ist die Sitte die Weiber mit in den Krieg zu nehmen indischen Ursprungs; wollte man aber hier diese Sitte nicht gestatten, so würde man in der peruanischen Armee auch nicht einen Mann seinen Fahnen erhalten können. Die Rabonas (Frauen oder Beischläferinnen der Soldaten) lassen sich auch durch die anstrengendsten Märsche nicht ermüden, und nicht selten trifft es daß sie bei ihrer kriegerischen Wanderung auf der Schulter ein Kind und eins am Arme haben. Diese Anhänglichkeit und Ausdauer ist um so erstaunlicher, als sie von den Soldaten nicht wie Frauen, sondern wie Sklavinnen behandelt werden. Schläge und Mishandlungen erträgt sie, und nur wenn ihr roher Genosse es ihr erlaubt, theilt sie sein Mahl. Wenn man eine peruanische Armee im bunten Gemeng mit diesen muthigen Frauen dahinziehen sieht, so glaubt man eine Auswanderung der alten indischen Völker vor Augen zu haben, die durch das Weiterumsichgreifen der weißen Race aus ihrer Heimat verjagt wurden.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 214. —— 6. September 1850.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Inhalt des Buchs, von dem uns hier der erste Band vorliegt, ist eigentlich durch den Titel schon ausgesprochen. Der vielerfahrene Gelehrte gibt aus der Mappe seiner Collectaneen beim Studium der Weltgeschichte eine Auswahl solcher piquanten und interessanten Einzelzüge, für welche der Historiker in der Regel keinen Raum hat, oder die ihm nicht bedeutungsvoll und eingreifend genug für das Hauptbild das er zu entwerfen hat scheinen. Aber gerade diese nebenherlaufenden Anekdoten aus der Weltgeschichte haben für Andere ein desto grösseres Interesse, nicht allein für den Dichter, Psychologen, Sittenmaler, sondern auch für den Specialhistoriker, und bei der Masse des Geschehenen und von der grossen Geschichte Aufzuzeichnenden ist, wie der Herausgeber mit Recht sagt, mancher seiner Zeit sehr bedeutende Mann, ein echter Repräsentant seiner Tage, dem grossen Publicum wenig oder gar nicht bekannt. Die geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen ereigneten sich und lebten grossentheils im vorigen Jahrhundert, und eine wie reiche Fundgrube auch in dieser Beziehung gerade Schlosser's Geschichte desselben aufthut, so ist doch auch Manches darin nicht aufgenommen was seiner Zeit von Bedeutung und für dieselbe hoch charakteristisch war, wie z. B., wenn wir uns recht erinnern, Cagliostro's Erscheinung darin ganz fehlt. In dieser Beziehung wird Bülau's Buch als ein schätzbarer Nachtrag oder Begleiter gelten können.

Die zwei ersten Aufsätze: „Die russische Thronrevolution von 1762" und „Die russische Thronrevolution von 1801", schreiten eigentlich über das Thema hinaus und bilden selbst einen Theil der grossen Geschichte. Aber wie Vieles von Dem was die Geschichte über Peter's III. und Paul's I. Tod aufgenommen war auch nur aus dem Papierkorb aufgelesene Schnitzel, und wo sich neue Schnitzel finden, die Licht bringen über diese beiden grauenvoll gewaltigen Katastrophen der neuern Geschichte, wird man immer dankbar für die Mittheilung sein. Bülau hat beide nach diplomatischen Handschriften entworfen, die er einer verehrten Hand verdankt, und die neue Darstellung beider Tragödien trägt das Gepräge der Wahrheit. Es wird uns gerade nichts Neues enthüllt, persönlich und scenisch werden uns beide Geschichten aber nähergerückt, und Manches erscheint uns motivirter als in den bisherigen Beschreibungen. Ueber die Rechtfertigungs- oder Entschuldigungsgründe der Verschworenen mögen Andere richten, aber wie wir die Menschen und die Verhältnisse vor uns sehen, wird uns die That hier und dort wenigstens klar, ohne dass wir doch Etwas von dem Grauen abschütteln welches die gewöhnlichste Erzählung der Begebenheiten in uns zurücklässt. Voilà notre Magna charta! sagte ein russischer Grosser zu einem deutschen Fürsten, als dieser sich entsetzt von der Stelle abwandte von der man ihm sagte dass auf derselben Kaiser Paul sein letztes Todesröcheln ausgestossen. Der Autokrat, war der Sinn, welcher im Leben keine Gewalt über sich und keine coordinirte um sich anerkennt, ist auf Russlands Thron stets erinnert dass es furchtbare Rächerarme gibt, wenn der Despotismus in verderbliche und sinnlose Tyrannei ausartet. War Das der Fall bei den beiden erdrosselten Kaisern? Der Historiker schildert alle ihre Schwächen und Verkehrtheiten, er räumt stillschweigend ein dass sie im russischen Sinne den Tod verdient hatten: dennoch entwirft er eine solche Charakteristik dieser Fürsten dass sie auch unser Mitleid beanspruchen. Sie waren Beide in gutem Glauben, aber ihr Glaube und ihr Sinn passte nicht zu dem Land und Volk in das sie die Verhältnisse geschleudert und zu Kaisern desselben erhoben hatten. Eine wie ganz andere Stellung nahmen diese Herzöge von Holstein-Gottorp ein gegenüber Dänemark und dessen Ansprüchen auf die Herzogthümer als die gegenwärtige Politik des holstein-gottorpschen Fürsten auf dem Zarenthrone! Schmerzlich für Deutschlands Interesse dass Dem so ist, aber ein Fortschritt in der russischen Politik ist darin nicht zu verkennen. Frauen werden die Details der Erdrosselungsgeschichte beider Kaiser nicht ohne Schaudern lesen oder entsetzt das Buch zuschlagen, für uns aber sind Züge darin enthalten die ein ganz anderes, ernstes Nachdenken erwecken. Als die Verschworenen den Kaiser in seinem Zimmer erwürgten und man sein

entsetzliches Todesgeschrei im Vorsaal hörte, regte sich unter der dorthin zum Schutz des Actes commandirten Wachtmannschaft ein Gefühl des Mitleids. Die Gardisten machten unwillkürlich eine Bewegung als müßten sie ihrem Kaiser zu Hülfe eilen; auf das donnernde Commando des Offiziers setzten sie aber das Gewehr an Fuß und blieben in musterhaftem Gehorsam stumme Zeugen der Abschlachtung ihres Vaters und Zaren. Vielleicht sind sie auch nachher noch bestraft worden wegen der undisciplinarischen Gefühlsregung. Dies ist doch der höchste Triumph der militairischen Disciplin. Wäre Paul Herr seiner Mörder geworden und eine Contrerevolution hätte gesiegt, so wären die Gardisten wahrscheinlich geknutet oder sonst zu Tode geschafft worden; aber sie konnten doch mit dem süßen Bewußtsein sterben nur ein Opfer ihrer Dienstpflicht zu fallen.

Die Mehrzahl der übrigen Aufsätze, die einzeln zu erwähnen über unsere Aufgabe ginge, theilen sich in Darstellung solcher merkwürdigen Personen des Jahrhunderts welche als Intriguanten, und solcher die als Mystiker oder Wunderthäter auf dasselbe von Einfluß waren. Gewissermaßen gehören beide in eine Classe, sie beuteten die Schwäche ihrer Umgebungen zu ihren Privatzwecken aus. Indessen kann Dies doch nicht von allen Wundermännern gesagt werden, von denen Einige unzweifelhaft an sich selbst und eine erhaltene Weihe und Mission glaubten; während andern dieser politischen Aventuriers es gelassen werden muß daß auch sie nicht allein an Befriedigung eigener Lüste dachten, sondern von einem Kitzel nach Macht und Einfluß getrieben wurden der einer fixen Idee nahekommt. Eine interessante Aufgabe wäre es gewiß für einen Historiker diese geheimen Strömungen der innern Staatengeschichten vom Ausgang des Dreißigjährigen, oder wenn auch erst des Spanischen Erbfolgekriegs bis zum Siebenjährigen oder allenfalls bis zur Französischen Revolution in einem großen Gemälde aufzufassen, jene trostlose Zeit wo das Nationalgefühl mit der Sittlichkeit zugleich verdumpfte, und an die Stelle der großen Staatsmänner jene Taschenspieler und Aventuriers treten, welche mit ihren Kleinkunststücken so viele Länder, Staaten und Fürstenhäuser ruinirten, oder sie reifmachten für die Aussaat der Revolution; interessant wäre es hier zu zeigen, wie in dieser ideenlosen aber desto ränkereichern Periode der absolute Unglaube und der crasseste Aberglaube sich ablösten oder die Hand reichten zum Geldmachen — Hexengeld, das die Besitzer ärmer zurückläßt als sie vorher waren. Es wäre eine interessante aber schwierige Aufgabe, wo gar keine Gedanken durchlaufen den rothen Faden zu finden; aber etwa rein Willkürliches und Zufälliges war auch in diesen Complexionen nicht. Die allgemeine Erschöpfung an allem sittlich Großen und Reinen welche dem Aufwand deren in der Reformationszeit und deren Executor, dem Dreißigjährigen Kriege, folgte, machte eine solche nüchterne Periode der intriguirenden Armseligkeit und des Schöpfens nach Geist in den chaotischen Tiefen der Mystik zur Nothwendigkeit. Der Historiker welcher sich diese Aufgabe einst stellen sollte wird reiches Material in diesem Buche finden.

(Der Beschluß folgt.)

Lambertine von Méricourt. Tragödie in fünf Aufzügen von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 25 Ngr.

Deutschland biegt Frankreich ein Paroli, wir können der französischen Literatur, die sich aus den Blutlachen der Schreckenszeit Begeisterung schöpft, bereits eine Reihe von Dichtungen mit demselben Hintergrunde entgegenstellen. Griepenkerl brachte ein Scenenconglomerat, Heinemann etwas Aehnliches, beide Arbeiten sind „Robespierre" getauft; und jetzt tritt Gottschall mit einer Tragödie, deren Heldin die berüchtigte Théroigne ist, hinzu.

Man braucht Lamartine's historischen Roman nicht einmal gelesen zu haben um für die Bergpartei das stillschweigend angenommene Programm einer Herrschaft der That à tout prix, und für die Gironde das einer Herrschaft des Gedankens festzusetzen. Wir würden es nicht fassen wie der Friedenspoet dazu kam das crasse Gespenst des Advocaten von Arras augenscheinlich über die Köpfe der Girondisten wegsehen zu lassen, wenn wir nicht wüßten daß in den letzten Jahren das Geschrei nach Thaten betäubend einerseits und fanatisch andererseits einen Rundgang durch den Continent hielt. „Um alle Welt eine That!" Das war das Schibboleth, Das der Zauberspruch der Leute wie Robespierre, Marat, Danton und selbst Desmoulins, den père de la révolution, wieder als Helden erscheinen ließ. Ihr Andenken ist durch Thaten bezeichnet, durch blutige, grauenhaft scheußliche Thaten, aber immerhin durch Thaten, während die Gironde mit ihrer Pythia-Roland der Welt nur Gedanken, große, herrliche Gedanken, aber immerhin nur Gedanken vermachte, wenn auch der Sturm der Tuilerien durch diese Gedanken hervorgerufen worden. Wir müssen es betonen daß die Gironde eine Herrschaft des Gedankens wollte, daß sie exclusiv, daß sie aristokratisch war, und ihr Kampf für Humanität in einer Weise auftrat der ihren Untergang nicht nur möglich, sondern unter den bestehenden Verhältnissen nothwendig machte. Glieder eines geistigen Patriciats, eines Adels der Bildung, des Talents und der äußern Form, gab es für sie eine „Canaille", und es geschah von ihrer Seite Nichts die Humanität (sit venia verbo) „populair" zu machen. Das ist die Schuld die in der großen Tragödie der Gironde für den Untergang die Gerechtigkeit ermöglicht. Neben dieser Richtung konnte das andere Extrem, neben der Sublimation der Idee die brutale Roheit der That existiren; Beides ist in einem gebildeten, unterrichteten Volke unmöglich. Der Sieg über alle Barbarei liegt weder in kastenhaft aufgeschraubter Wissenschaftlichkeit, in Humanität die in einzelnen großen Krystallen anschießt, noch im Siege der Gewalt, sie sei durch Bayonnette oder Guillotinen vertreten; er springt als mit Blumen bekränzter Genius aus dem Haupte eines Volks das von der Bildung durchdrungen ist lebenskräftig und fertig hervor. Die Volksbildung und der Volksunterricht, die Civilisation durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch, Das ist das Eine was noththut, nicht der Umsturz durch Waffengewalt; es gibt nur eine Agitation die im Rechte ist: die Propaganda für das Wissen. Man sieht es ja was aus „Thaten" wird die auf gedankenlose und darum triebsunfähige Reiser gepfropft werden: Sudelthaten, Putsche, Kindereien Erwachsener; man sieht es was der Haufe unter Freiheit versteht: Herrschaft des Haufens, weiter Nichts, Rache und Zerstörung; es ist keine humane Fiber in dem Treiben der letzten Zeit gewesen, es stand neue Barbarei gegen alte. Wer mag sich dazu hergeben die libertas vulgivaga et cloacina, die Schutzfurie der modernen Weltbeglücker, für eine Göttin zu halten? Wer in die Oriflamme

der Zukunft kein besseres Wort zu sehen weiß als „Rache für die Vergangenheit“, von Dem ist wahrhaftig kein Bauwerk zu erwarten das kommenden Jahrhunderten trotzt. Wir haben ein anderes Feldzeichen, wir stehen für die Bildung, für die Wissenschaft, wir wollen Freiheit durch den Gedanken, durch die einzige Waffe die des Menschen würdig ist, weil sie keine Aehnlichkeit mit Klaue, Kralle oder Tatze hat; wir wollen diese Freiheit, nicht wie die Gironde um uns über den Haufen zu stellen, wir wollen sie nicht für Einzelne, sondern für Alle. Wir glauben an das Menschliche im Volke, die brutale Partei benutzte die thierische Gewalt des Haufens: Das ist es was uns trennt und immer trennen wird.

Wir haben darum wol Sympathien für die Gironde, aber keine für den unfruchtbaren Terrorismus, der trotz Allem was man in neuester Zeit Sinnreiches und Unsinniges zur Entschuldigung oder Vertheidigung jener blutigen „Heilande“ gesagt und erfunden hat, trotz Lamartine höchstens eine ekelhafte Verirrung bleibt, und auch Das nur wenn man recht gutmüthig urtheilen will. In der Gironde liegt außerdem poetisches Leben, in der terreur eckige Brutalität.

Wir begrüßen es darum als ein Zeichen von Takt daß Gottschall sich die bedeutsamen Figuren seiner Tragödie in den Reihen der Gironde gewählt, und daß Camille Desmoulins bei ihm der Teufel ist der er war.

Es geht Gottschall wie es allen eigenthümlichen Talenten geht denen die Gabe geworden ungewöhnliche Gestalten keck und rasch zusammenzuballen, und mit einem Wetterleuchten in Haupt und Herz ohne weitere Vorrede auf die Bühne zu stellen: ihn trifft in einem Athem herbster Tadel und getragenstes Lob. Er mag an Byron denken, mit dem er in der Charakteristik Aehnliches hat, wie seine Diction an die Rhetorik Schiller's erinnert. Byron war ebenso gehaßt als geliebt. Auch die Théroigne wird muthmaßlich ein gleiches Schicksal erdulden, denn sie ist wieder eine jener über das Militairmaß ragenden Figuren mit denen sich nicht alle Welt befreunden kann.

Die wüste Théroigne der Geschichte ist hinlänglich bekannt, der Heldin unserer Tragödie fehlt kein Zug von ihr, und doch ist sie eine neue tragische Gestalt geworden: die Théroigne Gottschall's repräsentirt einen Gedanken. Sie liebt Barbaroux, diese Liebe ist ihre Entsündigung, aus ihr trinkt sie das Vergessen einer wilden Vergangenheit, in der sie verführt und — verlassen worden. Wie diese Vergangenheit, der Fluch des Vaters, sie zu der todsuchenden Heldin gemacht, die in rasendem Selbstvergessen, im wahnwitzigen Taumel, eine Furie der Zerstörung, an der Spitze der Vorstadthorden immer voran in die dichteste Kugelsaat stürzt, so ruft die Liebe zwar ihrem Charakter gemäß immer wieder vulkanische Gluten in ihr wach, aber sie nehmen eine edle Form, und durch das Aufzucken ungezügelter Flammen klingt oft wie der Ton einer versunkenen Glocke die Stimme großer, unendlich tiefer Empfindung. Wir begreifen daß in diesem verlorenen Weibe mit dem Engelsantlitz ein unerschöpflicher Schatz zertrümmert worden. Sie liebt Barbaroux, er sie, aber er verehrt die Roland, und Camille Desmoulins will Lambertine besitzen: hieraus entwickelt sich die Handlung. Camille weiß durch die in ein Journal gestreute Erzählung der Vergangenheit der Théroigne den Verdacht Barbaroux' regezumachen, ein zufälliges Zusammentreffen Lambertinens mit ihrem Verführer St.-Eu, dessen Kampf mit Barbaroux sie unterbricht, und dabei gewechselte Worte dienen diesem Verdacht zur Folie, der Geliebte wendet sich von ihr, auf die Morgenröthe der Hoffnung folgt nicht der Tag, sondern Abendschimmer und Nacht. Barbaroux gehört nun Manon Roland, Lambertine opfert St.-Eu umsonst, die Liebe die sie heben sollte bricht sie zusammen: wir finden die Kriegerin des Volks als eine Magdalena wieder. Aber sie ist keine quietistische Büßerin, sie ist von dem Gedanken beseelt daß ihr, der Tochter des Volks, von Manon Roland, der Salondame, die Liebe ihres Gottes entwendet worden. Sie hatte sich über die Schande erhoben, sie glaubte rein, edel und groß sein zu können durch ihre übermächtige Leidenschaft; die Dame raubt ihr den Halt, sie fällt wieder dem Fluch der Schande anheim, und trägt außerdem die blutige Erinnerung an St.-Eu in sich, an den Einstgeliebten den sie in die Piken der Hallenweiber geschleudert. Das ist genug um ein Gehirn zu verwirren: leidenschaftliche Liebe, glühender Haß für Manon, und ein drückendes Verbrechen, ein Mord — wenn wir auch fragen dürfen Wer zuerst den Stein aufheben will um die Lambertine der Schlußscene des zweiten Acts zu bestrafen! Sie brütet Rache, Camille Desmoulins bringt die Mittel dazu, die Roland fällt in die Schlinge, und gibt den verhängnißvollen Brief an die Provinzen in die Hand Lambertinens, die von ihr für ein Mädchen aus Rouen gehalten wird. Die Gironde fällt, die Roland mit ihr, Barbaroux sucht ein Asyl bei der Verschmähten, sie rettet ihn; aber er vermag der Verrätherin Manon's keine Liebe zu geben, er flieht und läßt sie in Verzweiflung. So geht sie gebrochenen Herzens, Nichts mehr in sich, Nichts als ihre ewige, große Liebe, in den Kerker der Roland, erhält ihre Verzeihung, und eilt Barbaroux nach um auch die seinige zu erringen. Um sich durch den Tod vor den Attentaten Desmoulins' und den Schrecken von Bicêtre zu schützen, ersticht sie über Barbaroux' Leiche den Jakobiner Cassius, wird gefangen, und damit fällt der Vorhang. Es ist unmöglich so im Fluge und in bloßen Umrissen ein Bild der handlungsreichen, lebendigen Schöpfung des Dichters zu geben. Umrisse nach Rafael sind möglich, nach Salvator Rosa nicht einmal Kupferstiche die eine treue Anschauung geben, und dies wildherrliche Weib, dieser brennende Himmel, den die Verhältnisse in Scherben schlagen, ist wie ein Bild von Salvator.

Es ist keine Frage daß Gottschall eine Krise überstanden hat, und daß sein neuestes Werk an Plasticität und Einheit der Charaktere alle seine frühern Schöpfungen überragt; daß er immer noch muthig, keck, manchmal selbst ungeheuerlich dahinjagt, wer will es ihm verargen? Es paßt einmal nicht jede Elle an Jeden. Es ist Ueberwüchsiges da, und wir wollen es ihm sagen; aber wir dürfen auch nicht verkennen daß er die Gefahr die der Stoff auf jeder Seite bot, in Barbarei auszuarten, siegreich überwunden.

Die Charakterzeichnung der Lambertine, einmal das durch den Hintergrund gegebene Recht so zu sein als unumstößlich angenommen, ist vollendet zu nennen. Sie ist mehr als eine Effectfigur auf der Bühne, wie sie im Leben mehr ist als eine von den Hunderttausenden unverstandener Prostituirten. Die Natur hat alle Register an ihr aufgezogen vom schrillen Piccolo bis zur ernsten Viola und dem dröhnenden Posaunenbasso; aber die vox humana bringt von Zeit zu Zeit in erschütternden Lauten durch den Wirrwarr, und diese Melodie ist es die uns immer wieder aufs neue an das unglückliche von Leidenschaft und Schande gehetzte Mädchen fesselt. Ihr Auftreten macht sie zu einem Kometen der einen langen zündenden Schweif hintersichzieht, aber jene Stimme erinnert uns immer wieder an Béranger's „Etoile qui file, file et disparait“. Es ist unmöglich diesen Stern ohne Theilnahme untergehen zu sehen. Und gerade darum berührt es uns peinlich daß der Dichter den Zuschauer die That am Schlusse des zweiten Acts sehen läßt. Wir begreifen es daß dies Weib so handeln konnte, aber wir fassen es nicht warum wir diesen Poissardencancan sehen sollen, warum Gottschall's Lambertine in offener Scene den Grafen St.-Eu den Furien preisgibt. Das ist überwüchsig und nicht schön, so wenig schön als die Mordscene in Ponsard's „Charlotte Corday“, in der wir übrigens weit weniger Lebensfülle und Reichthum finden als in dem vorliegenden Drama.

Nächst ihr ist Desmoulins am gelungensten. Diese Natternzunge ist in den beiden tête-à-tête mit Lambertine wahrhaft meisterlich gezeichnet, und mit großem Geschicke zum

diabolus rotae gemacht. Die Figur ist widerwärtig, aber die Züge sind groß.

Die Roland schwebt über dem Ganzen, eine unantastbare Heilige; doch will es uns dünken als sei die historische Manon praktischer gewesen, und habe mehr Blitze im Kopfe, und weniger Eis im Herzen gehabt.

Die Nebenfiguren sind mit drastischer Sicherheit gezeichnet, und der impassible Vergniaud sowie Santerre Portraits; nur Einer, wir heben ihn zuletzt auf, Einer setzt uns in Verlegenheit, der Adonis Barbaroux. Wir wissen daß Frauenliebe äußerst wenig von dem Männerworte Warum? hält, gleichwol befremdet es daß nicht nur Manon Roland, sondern auch die Feuerseele Lambertine an diesem Barbaroux zugrundegehen soll, der uns mitunter selbst wenig mehr geschienen hat als eine schöne „Gassenhauerphysiognomie“. Der Dichter hat das Weib, die Heldin, zu reich ausgestattet als daß wir uns gutwillig mit solchen Helden begnügen mögen. Dieser Barbaroux ist weder der Liebe Manon Roland's noch der Leidenschaft dieser Théroigne werth.

Die sociale Tendenz des Dramas schwimmt oben, und man mag von ihr halten was man will, wir verdanken ihr jedenfalls daß die „Lambertine von Méricourt“ eine Tragödie, und nicht eine blutrünstige Scenisirung auf von stagnirendem Blute schlüpferigem Boden geworden ist. Man muß den Dichter nehmen wie er ist, nicht wie ihn jeder Einzelne verlangt. Es ist rasche, ineinandergreifende Handlung und prächtige Diction geboten, und über Allem schwebt die Göttin mit der untrüglichen Wage. Wir glauben daß diese neue Dichtung viele von Denen für Gottschall günstig stimmen wird die ihn früher nicht geliebt, sowie sie Denen die ihn zum Lieblinge gewählt eine Bestätigung ihres Urtheils sein wird, das jetzt jedenfalls fester stehen dürfte als vorher. 57.

Zur Geschichte der Revolutionen in Südamerika.

Besondere Erwähnung verdient das Reisewerk des Lieutenant F. Walpole: „Four years in the Pacific“, das vor kurzem in zwei Bänden in London erschienen ist. Dieser Walpole ist einer der zahlreichen englischen Seeoffiziere welche ihre Expeditionen benutzen um der Wissenschaft, der Erdbeschreibung und dem Handel ausgezeichnete Dienste zu leisten. Sein Buch, welches eine zugleich unterhaltende und interessevolle Lecture darbietet, enthält zahlreiche Details über die westliche Küste Südamerikas, die neuesten authentischen Erzählungen von Dem was in den so aufgewühlten spanischen Republiken vorgeht, einige Bemerkungen über Californien und eine an Ort und Stelle gemachte Uebersicht der Begebenheiten welche die Entthronung der Königin Pomare sowie die Niederlassung der Franzosen auf Tahiti und auf den benachbarten Inseln begleitet haben. Wir wollen aus diesem Reisewerk folgende Notiz über die Republik des Aequators ausziehen, als ein Probestück von dem Schicksal dieser spanischen Colonien, deren Befreiung als eine ruhmvolle Eroberung für die Freiheit in Europa begrüßt worden war. Im Anfang des J. 1822 schickte Guayaquil seinen Beitritt zu der Sache der Freiheit, für welche Bolivar kämpfte, an die Ufer des Orinoco. Den 22. Mai desselben Jahres fand die Schlacht bei Pichincha statt, die Republikaner siegten und die Hauptstadt Quito fiel in die Hände des Generals Lucio. Von diesem Tage an bildete sie einen Theil von der großen Republik Colombia, eine wenig compacte Masse die durch Bolivar's Talent zusammengehalten wurde. Nach seinem Tode begannen die Revolutionen und Gegenrevolutionen Mode zu werden, bis es dem General Flores, der sich von einem gemeinen Soldaten zu diesem Rang emporgehoben hatte, in Verbindung mit Rocafuerte, einem Mann von großen Fähigkeiten und einer liberalen Erziehung, gelang sich der Gewalt zu bemächtigen und eine Republik des Aequators umzuformen, dessen Hauptstadt Quito noch blieb. Diese beiden Männer, der eine für die That, der andere für den Rath geboren, lebten anfangs in ziemlich gutem Einverständniß miteinander. Indessen begann der in Quito residirende Flores einige kleine Ränke zu schmieden, und Rocafuerte that Dasselbe in Guayaquil. Es bildeten sich zwei Parteien: die Quitonier und die Guayaquilonier, zwischen denen Feindseligkeiten ausbrachen. Rocafuerte bemächtigte sich der Seemacht, welche in einer schweren Fregatte von 50 Kanonen, Colombia genannt, bestand. Flores ging in aller Eile nach Guayaquil herunter, und bemächtigte sich der Stadt ebenso wie der anstoßenden Landschaft. Darauf zog sich Rocafuerte nach der Insel Puna zurück, und blockirte mit Hülfe seiner Fregatte ganz den Fluß und die Stadt. Flores war unterdessen nicht der Mann der, sich so leicht aus dem Sattel heben ließ. Er wußte daß Rocafuerte, der sich ganz sicher glaubte, die Gewohnheit hatte ohne Leibtruppen auf Puna zu landen; ein Complot wurde sogleich geschmiedet und mit dem vollständigsten Erfolg ausgeführt. Rocafuerte wurde überrascht und als Gefangener nach Guayaquil gebracht. Die Fregatte drohte die Stadt zu bombardiren, aber Flores antwortete: daß der erste Kanonenschuß das Todesurtheil seines Gefangenen sein würde. Dann als die Gefangenschaft Rocafuerte an Leib und Geist niedergeschlagen, hatte sein glücklicher Nebenbuhler eine Zusammenkunft mit ihm, und nachdem Beide ihre Thorheit gegeneinander zu kämpfen, statt sich im Interesse des Landes zu verbinden erkannt hatten, traten sie als gute Freunde aus dem Gefängniß. Welche die Beweggründe auch waren die Flores vermochten seinen Gegner mit solcher Milde zu behandeln, so zeigte er sich doch großmüthig und ganz frei von der Grausamkeit welche die politische Eifersucht zu begleiten pflegt. Die Hauptsache war jetzt sich der furchtbaren Fregatte Colombia zu bemächtigen; man fiel demzufolge auf den Gedanken dieselbe der Seeräuberei schuldig zu erklären, worauf eine amerikanische Corvette sie auffoderte sich zu ergeben; sie gehorchte höflich und um jede neue Ausrüstung zur See zu verhindern ließ Flores die Fregatte klugerweise zerstören. Durch Ränke und Gewaltthätigkeiten gelang es Flores sich wieder zum Präsidenten wählen zu lassen, und begann daran zu denken sich diese Würde für die Lebenszeit zu sichern. Rocafuerte, überdrüssig der Misbräuche der Freiheit, die er so sehr gewünscht hatte sein Vaterland genießen zu sehen, zog sich nach Lima zurück. Flores blieb Herr des Schlachtfeldes. Der Senat decretirte die lebenslängliche Präsidentschaft, und alsdann öffneten sich alle Augen; denn es war augenscheinlich daß der Ehrgeiz des Präsidenten sein Absehen auf die Dictatur richtete. Sechs Jahre verflossen und die empörten Guayaquilonier, unterstützt von Rocafuerte, der zum Präsidenten gewählt zu werden hoffte, verjagten Flores mit Unehre. Aber ein farbiger Mann, Namens Rocca, erhielt die Präsidentur und behält sie noch; dieses Misgeschick brachte Rocafuerte einen solchen Stoß daß er 1847 zu Lima davon starb. Seit der Zeit durchlief Flores die verschiedenen europäischen Höfe, um Beistand bettelnd und bereit sich allen ersinnlichen Bedingungen zu unterwerfen, wenn man ihm nur helfen wollte seine Stellung in der Republik des Aequators wiederzugewinnen. Die Königin Isabella von Spanien hatte ihm einige Hoffnungen gegeben; Handelshäuser unternahmen die Sache als eine Speculation mit dem Monopol des Cacao. Man weiß wie diese Expedition scheiterte. Die Legion wurde aufgelöst und die Transportschiffe wurden auf Befehl des Lord Palmerston weggenommen. Uebrigens versichert man daß Flores noch eine mächtige Partei in der Republik hat, und daß seine Rückkehr zur Gewalt gar nicht unmöglich ist. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 215. —— 7. September 1850.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen ꝛc. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 214.)

Die Wundermänner welche der Verf. uns vorführt verdienten zu jenem Zwecke wol einer noch sorgfältigern Beachtung, und es dürften sich wol noch mehr Quellen über sie auffinden lassen als die er z. B. bei Cagliostro citirt, wenn — sich Das lohnt. Sind doch viele unter ihnen allerdings nur Wegwurf, Spreu im Winde, und ihre Relationen zu der allgemeinen mystisch-bündnerischen Strömung sind nur precairer Art. Statt immer ihr Product zu sein, knüpften sie sich auch wol nie an ihre Strahlen an. Schrepfer's Leben hat der Autor nach authentischen Nachrichten und in pragmatischer Treue erzählt, und es kommt eben nicht darauf an, inwieweit dieser entlarvte Betrüger in den nicht aufgedeckten Vermittelungs- und Zwischenzeiten mit mächtigen Vereinen Communication gehabt hat, da es bei ihm zu deutlich wird daß er ein gemeiner Schwindler war, dessen Mystik nur auf ganz selbstische Zwecke ausging, und der nicht wie Cagliostro einen idealen Nimbus um sich zu verbreiten wußte. Wir erfahren aus der schon sonst mitgetheilten Abhandlung daß er seine Jünger mit der Vorstellung berückte und anlockte: daß ihm die Mission geworden den Freimaurerorden mit dem aufgehobenen der Jesuiten zu verbinden, und daß er die von letztern geretteten Schätze in Händen habe; daß aber seine hauptsächlichen Betrogenen so angesehene Männer waren als uns der Verf. hier aufführt, wird Vielen neu sein. Sein Hauptjünger war der vielgenannte Hr. von Bischofswerder — er folgte ihm bis an seinen Tod im Rosenthal bei Leipzig —, der, durch die Katastrophe nicht corrigirt, darauf bestimmt war Schrepfer's Stelle in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. fortzusetzen, und der nicht wenig dazu beitrug Preußens Staatsverhältnisse mit neuen Verbündeten zu ruiniren, wie geschehen. Die Erklärung welche die Markgräfin von Baireuth, Friedrich's II. Schwester, dem Baron von Gleichen darüber gab wie man Geister citiren könne, mag richtig gewesen, aber nicht überall in der Art angewandt sein. Ein Professor in Halle konnte Geister citiren, Friedrich foderte von ihm Erklärung darüber, und der Professor ertheilte sie, indem er das Recept eines narkotischen Räucherpulvers lieferte, vermöge dessen die Sinne der eingeschlossenen Personen dermaßen benebelt wurden daß sie Alles zu sehen glaubten was man ihnen vorrede, und die Stimmen hörten die der Geisterbeschwörer aus seiner Kehle oder seinem Bauche spielen ließ. Die Geisterbeschwörer des Jahrhunderts werden auch wol andere Mittel angewandt haben, diesseits tiefer eingreifend in die Mysterien der Psyche, jenseits in den groben Mechanismus der Hohlspiegel und anderer Taschenspielkunststücke. Die Französin Frau de la Croix ging z. B. in jener Weise mit den Geistern um, die zu beschwören sie eine eigene liebenswürdige Fertigkeit besaß. Sie unterschied die Besessenen die einen Pact mit dem Teufel gemacht und denselben dadurch in sich hineingezogen hatten, von den blos Befallenen die den Teufel nur auf sich und um sich hatten. Einem Literaten des Encyklopädistenkreises trieb sie den bösen Geist aus dem Leibe und befahl ihm den Anwesenden in Gestalt einer kleinen chinesischen Pagode zu erscheinen. Er war so artig eine wahrhaft köstliche Gestalt anzunehmen und war in Feuerfarben und Gold gekleidet. Sein Gesicht war sehr lieblich, er bewegte die kleinen Hände mit vieler Grazie, flüchtete sich unter einen Vorhang von grünem Taffet, hüllte sich darein, und schnitt von da aus alle Arten von Grimassen auf seinen alten Wirth zu. Und nicht allein daß die in ihrer Jugend sehr liebenswürdige und galante Frau de la Croix Dies erzählte, sondern der französische Literatus, dazu ein französischer Consul mit Amtssiegel und Cabinetsautorität, bestätigte es dem Baron von Gleichen. So liebenswürdig führten sich aber nicht alle Geister des 18. Jahrhunderts auf.

Das reichste Material liefert im Buche die Lebensgeschichte der berühmten politischen Maitressen, Aventuriers des vorigen Jahrhunderts, jener Renegaten an ihrem religiösen und politischen Glauben, die in so vielen Reichen unter schwachen Fürsten die einflußreichste und verderblichste Rolle spielten, als die Alberoni und Ripperda, die Prinzessin Orsini, die Gräfin Cosel, die Lord Lovat und Graf Bonneval. Wenn wir oft an unserer Zeit verzweifeln, kann Das uns ein Trost sein daß wenigstens Erscheinungen dieser Art in unserm Jahrhundert nicht mehr möglich sind.

Zwischen diese Aufsätze über öffentliche Charaktere von bedeutenderer Wirksamkeit haben sich auch andere über Personen eingeschlichen die nur in dritter Reihe, oder noch weit tiefer abwärts von den Zeitbegebenheiten standen; aber gerade in diesen Biographien findet sich manches Schätzbare für die Charakteristik ihrer Zeit. So in der des spätern königlich preussischen Kammergerichtsrathes, dann Landraths Karl Gottlob von Nüßler, die aus einer jetzt verschollenen größern Schrift excerpirt ist. Abkömmling einer czechischen Familie, welche infolge der Schlacht auf dem Weißen Berge auswandern müssen, und dann im wissenschaftlichen Dienst bei verschiedenen kleinen Fürsten sich umhergetrieben hatte, durfte dieser von Nüßler bei verschiedenen Prinzlichkeiten eine ehrenvolle Anstellung suchen, welche seinem Stande, seinem Vermögen, seinen juridischen und mathematischen Kenntnissen entsprach. Er suchte aber auch zugleich nach einer standesmäßigen Vernunftsheirath, und glaubte solche mit einem anmuthigen Hoffräulein am dessauer Hofe abschließen zu können, obgleich diese schon über die Dreißig hinaus war. Aber eine gute Predigersfrau, bei der im Regenwetter einmal eingekehrt war, lächelte sehr bedenklich zur Mariage mit dieser gewiß sehr witzigen Dame, welche aber diese und diese und diese Eigenschaften habe, und zugleich im Dorfe der Frau Predigerin einen allerliebsten Knaben der ihr wie aus den Augen geschnitten sei. Wenn er sich standesmäßig verheirathen wolle, rathe sie ihm lieber zu einer der Töchter des Kanzlers von Ludwig in Halle, wo er besser versehen sein werde. Gesagt, gethan, der Hr. von Nüßler schreibt dem Hoffräulein ab und läßt sich bei dem berühmten Urkundensammler (der böse Leumund sagt auch -Verfertiger) von Ludwig einführen als Heirathscandidat. Nüßler hat die Wahl zwischen der Lea und Rahel, wählt aber wieder aus Vernunft die Erstere, wofür ihm Ludwig, als einflußreicher Mann, eine Stelle als Kammergerichtsrath in Berlin verschafft, dabei aber mit dem versprochenen Heirathsgut sein Lebelang zurückhält. Nüßler hat auch in Berlin eigentlich nur Ehre und vielen Verdruß, aber so gut wie keinen Gehalt, denn er soll dienen auf Avantage; aber wenn die gewünschte Zeit zur Anstellung kommt, tritt ein anderes System ein, oder ein Gönner geht ab und ein Gegner tritt an seine Stelle. Er muß sich also mit gelegentlichen Missionen entschädigen lassen, wo auch die preußischen Diäten immer sehr knapp sind. Auch er leidet an dem seltsamen Despotismus Friedrich Wilhelm's I. Dieser König wollte die Friedrichsstadt absolut erbaut sehen. Oberst von Derschau mußte dem Könige die Personen nennen welche wol der Mittel wären ein Haus zu bauen. Wenn der König die Liste unterschrieb, so mußten sie bauen, ob sie wollten oder nicht. Der unglückliche Nüßler erhielt mit sieben andern Personen, die sämmtlich von Derschau misliebig angesehen waren, die Schenkung eines tiefen Sumpfes, auf dem sie acht Häuser bauen sollten! Nüßler protestirte: er habe ja kein Geld. Die Antwort war: So hat es ja dein Schwiegervater. Man bot ihm einen königlichen Befehl an den Kanzler an daß er mit Geld herausrücke. Dagegen mußte Nüßler protestiren, sonst hätte Ludwig ihn enterbt. Vergebens wandte er sich noch an die Königin, den König, und dieser Letztere resolvirte am 1. Febr. 1733: „Daß er sonder Raisonnement auf der ihm angewiesenen Stelle ein Haus bauen oder aber Sr. königl. Majestät allerhöchste Ungnade gewärtigen solle." Leider war Nüßler's Stelle gerade ein tiefer Karpfenteich, und nachdem er das Geld zusammengebettelt, kostete der Rost des Hauses allein 4000 Thaler, das ganze Haus, was damals etwa 2000 werth war, aber 12,000 Thaler. Außerdem mußte er seines Nachbars Haus für 800 Thaler kaufen, damit es an keinen Seifensieder käme! Indessen ging es ihm doch später nicht gar zu übel, denn er ward, wie gesagt, Landrath des niederbarmischen Kreises und konnte das Gut Weissensee mit der Erbschaft seines Schwiegervaters Ludwig kaufen. Etwas Lockendes hat die Geschichte seiner Beamtencarrière eben nicht, doch mag manche Sportel und manche Ehre nebenher abgefallen sein, die für das Rauhe und für die Einbuße des Staatsdienstes jener Zeit entschädigte.

27.

Wallenstein und Arnim 1632—34. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs nach handschriftlichen Quellen des königlich sächsischen Haupt-Staats-Archivs von K. G. Helbig. Dresden, Adler und Dietze. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Es ist eine bekannte Thatsache daß Schiller durch den hohen dramatischen Werth den seine „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" besitzt nicht nur im Allgemeinen das öffentliche Urtheil über jene unheilvolle Katastrophe Deutschlands lange Zeit bestimmte, sondern auch im Besondern den Standpunkt fixirt hatte von wo aus man den Charakter, die Pläne, und den endlichen Ausgang Wallenstein's betrachten zu müssen glaubte. Da gab F. Förster vor nunmehr 21 Jahren durch Veröffentlichung von Wallenstein's Briefen den ersten Impuls zu ganz neuen und gründlichern Untersuchungen auf diesem Felde der deutschen Geschichte. Denn so wahr es auch ist was Helbig in der vorliegenden Schrift bemerkt: „es ist Förster's unbestreitbares Verdienst theils einen reichen Schatz archivalischer Materialien bekanntgemacht, theils eine Menge Lügen beseitigt zu haben mit denen seither Wallenstein's Geschichte verfälscht worden war", so glauben wir doch dieser Bemerkung eine viel weitere Geltung zusprechen zu müssen: an Förster's Werke über Wallenstein knüpft sich geradezu die ganze neuere Geschichtsliteratur über den Dreißigjährigen Krieg an. Und dieses Verdienst wird selbst dadurch nicht gemindert daß Förster, die biographische Aufgabe minder berücksichtigend, sich zuletzt in einen leidenschaftlichen Sachwalter Wallenstein's verwandelte, freilich von mehren Seiten her schwer gereizt, wie aus Aretin's und Mailáth's Werken sattsam sich erweisen läßt: denn daß selbst Mailáth nicht so unbefangen urtheilt wie unser Verf. meint dürfen wir wenigstens nach dem Eindrucke behaupten den derselbe mit seinen Angriffen gegen Förster auf uns gemacht hat.

Die archivalische Monographie mit welcher Helbig die historische Literatur in recht dankenswerther Weise bereichert hat zerfällt eigentlich in zwei allerdings ganz ungleiche Theile: in eine Einleitung, und in die mit sehr lobenswerthen Bemerkungen ausgestatteten urkundlichen Berichte. Was die Einleitung anbetrifft, so gibt sie nicht nur den Platz an den die Schrift in der Literatur über den Dreißigjährigen Krieg in An-

spruch nimmt, sondern auch den Standpunkt von wo aus der Verf. Wallenstein's endlichen Ausgang beurtheilen zu müssen glaubt. Wir theilen das Wesentliche dieses Urtheils hier mit:

„Wallenstein's oft rücksichtsloses und zweideutiges Gebahren machte das unnatürliche Verhältniß in welchem der Diener zu dem Gebieter stand für Ferdinand II. so unerträglich daß eine gewaltsame Lösung eintreten mußte. Der Feldherr glaubte in der Verfassung zu sein den Schlag abwehren zu können der ihn bedrohte. Er traf ihn aber früher als er erwartet, und auf andere Weise als es der Kaiser wollte. Dieser hatte zunächst nur beschlossen den Feldherrn abzusetzen und zur Verantwortung zu ziehen, der jetzt bedrängt seine zweideutigen, und bis dahin noch auf kein bestimmtes Ziel gerichteten Verhandlungen mit dem Feinde zu seiner Rettung benutzen wollte. Der Verrath aber welcher den Kaiser bedrohte bestimmte den Obersten Buttler und seine Genossen den bei der Nähe fremder Hülfe noch immer gefährlichen Gegner auf eigene Faust zu ermorden. Der Kaiser mochte über diesen Ausgang selbst erschrecken, aber die Ueberzeugung von dem zuletzt wirklich ausgeführten Verrath beruhigte sein Gewissen, und bestimmte ihn diese That als die durch die Umstände herbeigeführte Vollziehung der angedrohten Strafe des Verraths gutzuheißen und die Mörder zu belohnen. Hätte der Kaiser diese Katastrophe in dieser Art darstellen lassen, so würde er sich in seiner Partei zwar nicht jede Verantwortung vor dem Richterstuhle der Geschichte, wol aber die Schmach erspart haben die Verschuldung in welche eine solche Nothwehr bringt durch absichtliche Fälschung der Geschichte vermehrt zu haben. Dazu aber trieb ihn seine Umgebung: er ließ sich's gefallen daß durch ein Lügengewebe unerwiesener Beschuldigungen die Ermordung als gerechte Strafe eines schon längst vorbereiteten Verraths dargestellt wurde."

Geschichtskundige wissen daß diese Argumentation hauptsächlich Aretin zusammengestellt hat, wie auch unser Verf. angibt, und von Förster scharf kritisirt worden ist: die Widersprüche sind leicht erkennbar, und man sieht sich unschwer veranlaßt für den Kritiker Partei zu nehmen. Man muß überhaupt Aretin's Geschichtschreibung aus dem Gesichtspunkte katholischer Parteiung betrachten wie die fast gleichzeitigen Werke Hefele's und Höfler's: ihr Bestreben ist gegen die protestantische Geschichtschreibung und deren überwiegende Geltung in Deutschland gerichtet.

Daß das sächsische Haupt-Staatsarchiv reich sei an handschriftlichen Quellen über den Dreißigjährigen Krieg — das Archiv in München ist allerdings noch reicher, und beiweitem noch nicht erschöpft, wie aus Aretin's Aeußerungen hervorgeht — haben schon Karl August Müller's „Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte" bewiesen. Und unser Verf. fand ebenfalls ein reiches Material für seine Zwecke vor. Er hat folgende handschriftliche Quellen, die wir im Interesse geschichtsfreundlicher Leser hier verzeichnen wollen, benutzt: 1) Kriegswesen in Schlesien 1631—33 (2 Bände), 2) Schwedischer Krieg 1631—49, 3) Schwedische Sachen (2 Bände), 4) Dreißigjähriger Krieg (3 Bände), 5) Berichte über den deutschen Krieg, 6) Kriegswesen im Reich (3 Bände), 7) Friedenstractaten (6 Bände), 8) Lebzelter's und Anderer Berichte 1632—34 (3 Bände), 9) Bedenken und Berichte der Geheimen Räthe (3 Bände), 10) Französische Gesandtschaft in Dresden, 11) Berichte über den Waffenstillstand in Schlesien (3 Bände), 12) Der Kurfürst und Arnim in Kmehlen, 13) Arnim's Sachen betreffend (3 Bände), 14) Arnim'sche Schreiben (8 Bände), 15) Schreiben an Arnim (2 Bände), 16) Franz Albert's Schreiben, 17) Oberst Kalkstein's Berichte, 18) Egersche Händel 1634, 19) Des Feindes Einfall ins Gebirge 1634, 20) Intercipirte Schreiben verschiedener Art. Bei dieser Gelegenheit können wir die Bemerkung nicht unterdrücken daß in diesen Quellen gewiß so manches Goldkorn für die Specialgeschichte Sachsens enthalten sein möge das seinen Kenner zur Zeit noch nicht gefunden hat, wie denn überhaupt die Specialgeschichte Sachsens noch keineswegs eine Bearbeitung erfahren hat welche des Standes der heutigen Geschichtswissenschaft würdig wäre: Kurhessen, Baiern und Würtemberg sind in dieser Beziehung viel glücklicher gewesen, und Preußens Gelehrte haben mit wahrhaft patriotischem Eifer an der Geschichte ihres Vaterlandes gearbeitet. Ging ihnen ja der größte ihrer Könige selbst mit Muster und Beispiel voran!

Fragen wir nun was Helbig durch die Veröffentlichung seiner archivalischen Forschungen der Geschichtswissenschaft genützt hat, so läßt sich Dies in folgenden Worten kurz zusammenfassen: Er hat neue Beweise geliefert für die Haltlosigkeit der damaligen sächsischen Politik, für die Kraftlosigkeit und Schwäche der Mittel sich eine feste Stellung zwischen Schweden und Oestreich zu verschaffen, für die Unmöglichkeit Wallenstein eher des Verraths zu überführen als bis er von seinen geheimen Feinden dazu gedrängt ward, und endlich für die Richtigkeit der Annahme daß Arnheim seinem Herrn treu und redlich diente, aber nicht ganz mit Unrecht von Pufendorf capitalis idemque astutissimus hostis Suecorum genannt ward. Der Prager Friede beraubte den sächsischen Kurfürsten dieses treuen Dieners in dieser Beziehung, wennschon mehr aus politischen denn aus religiösen Gründen mit der Kurfürstin übereinstimmend, welche in einem Briefe den Urhebern dieses gottlosen Friedens das Brennen in der Hölle wünscht. „Arnim verließ", sagt unser Verf., „nach einem ehrenvollen Feldzuge in Schlesien 1635 den sächsischen Kriegsdienst, weil es wider sein Gewissen war daß im Prager Separatfrieden viele evangelische Stände benachtheiligt, und besonders daß die Evangelischen in Schlesien gegen die wiederholten Zusicherungen des Kurfürsten der Willkür des Kaisers preisgegeben wurden. Zuerst ward er von Oestreich sehr angefeindet, besonders auch weil er in ungerechten Verdacht kam mit den Franzosen wegen Uebernahme eines Commando's unterhandelt zu haben. Doch sein ehemaliger Herr verwendete sich für ihn, und von der Seite bekam er Ruhe. Bald darauf wurde er wegen seiner Bemühungen für einen allgemeinen Frieden den Schweden verdächtig. Er ward von denselben auf seinem Gute Boitzenburg aufgegriffen, und vom J. 1636—37 in schwedischer Gefangenschaft gehalten. Nachdem er durch eine Flucht freigeworden war kam er in eine sehr lebhafte Correspondenz mit dem Kurfürsten von Sachsen, dem er vielfachen guten Rath ertheilte, und suchte mit der umsichtigsten Thätigkeit eine Stellung zu gewinnen in welcher er zwischen den Ansprüchen der katholischen Partei und den Anmaßungen der Fremden einen für das Reich und die Kirche gedeihlichen Frieden herbeiführen könnte. Da diese Bemühungen vergeblich waren, entschloß er sich nach langem Sträuben als kaiserlicher und kursächsischer General an die Spitze eines in Schlesien aufzustellenden Bundesheers zu treten um die eigennützigen Fremden zum Frieden zu zwingen. Doch während der Vorbereitung starb er 60 Jahre alt 18/28. April 1641 in Dresden, und wurde daselbst in der Kreuzkirche beigesetzt."

Schließlich bemerken wir noch daß Helbig eine recht befriedigende Bekanntschaft mit der speciellen, und namentlich neuesten Literatur über den Dreißigjährigen Krieg beurkundet, eine Eigenschaft die alle Anerkennung verdient, wenn man aus Erfahrung weiß welche Aufmerksamkeit dazu gehört daß Einem von dem Vielen was seit ungefähr 20 Jahren in dieser Hinsicht geleistet worden ist nichts Erhebliches entgehe. 79.

Olaus Rudbeck.

Olaus Rudbeck, der im 17. Jahrhundert in Upsala lebte, war ein Mann von stupender Gelehrsamkeit, und seine „Atlantica" ist ein Werk wie die Literatur fast kein zweites aufzuweisen hat. Es verschaffte seinem Verfasser einen europäischen Ruf; vollständig existirt es jetzt nur noch in vier Exemplaren, von denen die Bibliothek des gräflich

sinnlich geistige Denken allein befriedigt wird, sondern nur durch beide zusammengenommen. Beide Thätigkeiten sind ewige Nothwendigkeiten des Menschen, daher es auch von vornherein nicht passen wollte die Religion als drittes Glied in die Frage hineinzuziehen.

So war denn durch Vischer's Werk die Frage nach dem Verhältniß von philosophischer und geschichtlicher Kunstwissenschaft wieder lebhaft in den Köpfen besonders der jüngern Aesthetiker und Kunstforscher regegeworden, und es stellte sich der letzten Behandlung dieser Wissenschaft in der Vischer'schen „Aesthetik" mehr und mehr die Ueberzeugung gegenüber: daß die Philosophie nicht länger als besondere Wissenschaft neben andern, sondern als die Grundlage und der befruchtende Keim aller angesehen werden müsse. So dürfe denn auch die Wissenschaft selbst nicht in eine philosophische und historische zerfallen, die Aesthetik nicht als ein Theil der Philosophie betrachtet werden. Die Kunstwissenschaft mit allen ihren Zweigen sei eine in sich Eine. Es gebe keine wissenschaftliche Aesthetik die nicht unmittelbar eine vollständige Encyklopädie der Kunstwissenschaft wäre.

Von dieser Art waren ungefähr die Gedanken welche das Erscheinen des ersten Theils von Vischer's „Aesthetik" bei mehren Freunden hervorrief. Was die philosophische Form und Darstellungsweise anlangt, so hatte Vischer selbst ein Bewußtsein davon gehabt daß dieselbe manchen Leser von seinem Werke zurückschrecken werde. Er fürchtete selbst daß dieser „farblose Ueberblick des Gedankens in seiner Allgemeinheit" ihm nicht die Freundschaft Jener gewinnen möchte „welche vom vollen und frischen Genusse des Schönen nur einen halben Schritt weiter thun zum Denken über diesen Genuß und seinen Gegenstand". Dagegen versprach er der zweite und dritte Theil würden andere Wege gehen. In ihnen werde sich das lebendige Reich des Schönen in seiner Wirklichkeit ausbreiten, und zeigen daß der metaphysische Denker Aug' und Nerv besitze für das Schöne; daß das Auge gesehen und daher gelernt, der Nerv gefühlt und fühlen gelernt habe.

Und es hat sich gezeigt. Noch ist der dritte und letzte Theil nicht erschienen. Aber schon die beiden Abtheilungen des zweiten, welche das J. 1848 brachte, bewährten aufs neue das Urtheil das sich über Vischer's ästhetische Kraft gebildet hatte. Zwar die äußere Paragraphenform war dieselbe geblieben. Aber in den Anmerkungen entwickelte sich ein Leben, und ein Reichthum der Realität, welche namentlich in der ersten Abtheilung, die das Naturschöne in seiner ganzen Ausdehnung behandelt, den Leser hinrissen. Die zweite Abtheilung, welche die vermittelte Existenz des Schönen aufzeigt, führt den Titel einer „Lehre von der Phantasie", gleichsam eine ästhetische Psychologie gegenüber der ästhetischen Physik der ersten Abtheilung. Der dritte Theil wird die hier auseinandergetretenen Welten wieder zu Einer zusammenfügen, und als „Kunstlehre" den Abschluß bilden.

In der Lehre von dem Naturschönen, der objectiven Existenz des Schönen, behandelt der Aesthetiker die Schönheit der unorganischen Natur in Licht und Farbe, Wasser, Luft und Erde, geht dann über zur Schönheit der organischen Natur im Pflanzen- und Thierreiche, und gelangt so aufsteigend zur menschlichen Schönheit. In dem letztern Abschnitte ist es wo die „geschichtliche Schönheit" ihre Stelle findet. Hier geht zuerst die bisher abstracte Betrachtung zum Concreten, zur Betrachtung der menschlichen Schönheit über wie sie als Stoff vorgefunden wird. Es ist dieser Abschnitt (S. 220—298) ein Meisterwerk von seiner sinnigtiefen Ausführung, an welchem sich auch solche Leser erlaben können die in den metaphysischen Theil keinen Blick geworfen haben. Hier wird aus der Fülle der Geschichte und der Anschauung selbst nachgewiesen wie die besondern und individuellen menschlichen Formen menschlicher Schönheit eine andere Gestalt annehmen, wie in jeder Haupterscheinung des geschichtlichen Lebens der leibliche Typus, das Temperament, die Tracht, die gesammte Sphäre des Zweckmäßigen und Angenehmen, der Krieg, der Staat, die Stände, das Individuum ein anderes Bild bieten; Liebe, Ehe, Familie sich anders gestalten und färben, und dem Künstler bei den verschiedenen geschichtlichen Völkern, und in ihren verschiedenen Epochen immer andere Stoffe, immer ein anderes Bild darbieten. Diese Wandelungen gehen hinab bis auf die Kleider und Trachten der Menschen. Je jüngern Datums die Einsicht ist daß für die Kunst der eigentlichste und wichtigste Boden in den geschichtlichen Stoffen zu suchen, desto wichtiger ist in der Aesthetik, diese vor dem Vischer'schen Werke in der Aesthetik nicht dagewesene Durchwanderung der Geschichte, diese Bereicherung der Lehre vom Naturschönen durch eine „Physiognomik der Geschichte". Aber wir können dem Verf. nach den früher in diesen Zeilen entwickelten Ansichten nicht zugeben daß er auch hier mit seiner Methode der gesonderten Behandlung das Richtige getroffen. Doch bescheiden wir unser Urtheil bis zum Erscheinen des letzten Theils, wo es sich zeigen muß ob der Darstellung der einzelnen Kunstformen wirklich diese Abtrennung von dem Boden in welchem das Ideal wurzelt von dem geschichtlichen Leben der Völker zugutekommen wird, was wir vorläufig bezweifeln möchten. In diesem Abschnitte wie in allen übrigen athmen die Ausführungen die ganze schöpferische Fülle und Kraft welche Vischer's Darstellung auszeichnet, und alle echten Künstler besonders werden diese „Physiognomik der Geschichte" mit Freuden als Fleisch von ihrem Fleisch begrüßen, wie namhafte Landschaftsmaler im Betreff der ersten Abtheilung uns versichert haben daß ihnen aus den Anmerkungen und Ausführungen über das Schöne in der organischen und unorganischen Natur über gar Manches in ihrer eigenen Praxis des Schönen ein anderes Licht aufgegangen sei, und einer unserer besten Historienmaler die „Physiognomik der Geschichte" sein Brevier nannte, in dem er täglich lese. Dasselbe gilt von der „Geschichte der Phantasie oder des Ideals" (S. 403—524) in der zweiten Abtheilung des zweiten Theils. Zwar ist hier wie dort der endliche Ausgang dieser beiden historischen Betrachtungen Nichts weniger als erfreulich. Sie enden beide mit der Einsicht in die Nothwendigkeit einer totalen Umgestaltung des ganzen Lebens, wenn kommen soll was kommen muß: eine Rückkehr der Bildung zu einer Naturbildung, und eine neue Blüte der Phantasie. Mit andern Worten die Antwort auf die Frage welche als Sehnsucht und Drang in der Geschichte gährt: „ob wir einst mit der ganzen Unendlichkeit unserer innern Welt, der ganzen Geltung der Individualität, und zugleich der ganzen Begründung des Allgemeinen in Gedankenform, die wir vor den Alten voraushaben, doch wieder naive objective Menschen werden können wie die Alten es gewesen sind." Die Antwort auf diese Frage wird zugleich auch das Urtheil sprechen über diese Form und Auffassung der Aesthetik selbst. Soviel aber ist gewiß: diese Auffassung und Form wird nach dem Vischer'schen Werke innerhalb der philosophischen Anschauungsweise schwerlich wieder übertroffen, diese Darstellung nur widerlegt werden können durch ein Werk welches selbst ein Product jener neuen Epoche sein wird. Bis dahin aber wird noch viel Wasser ins Meer rinnen.

A. Stahr.

Notizen.

Montesquieu über sich selbst.

Der Verfasser des „Esprit des loix" sagt von sich selbst: „Je suis amoureux de l'amitié." „Ce qui m'a toujours beaucoup nui, c'est que j'ai toujours méprisé ceux que je n'estimais pas."

Heine in Frankreich.

Ein Franzose nennt Heine: „Ce Voltaire au clair de lune."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 213. —— 5. September 1850.

Politische Literatur über Oestreich.

(Beschluß aus Nr. 212.)

Nr. 6. Wir haben in den vorausgegangenen Schriften Oestreich vor, während und nach der Revolution gesehen; wir haben aus der Feder eines vormärzlichen Staatsmannes die Entstehungsgeschichte der östreichischen Revolution gelesen; in dem vorliegenden Buche wird der Versuch gemacht diese Revolution auch vom socialen Standpunkte zu beleuchten, eine Parallele zwischen ihr und der französischen von 1789 zu ziehen und nachzuweisen daß dieselben Ursachen hier wie dort auch dieselben Wirkungen zur Folge hatten. Gewiß ein sehr dankenswerthes, wenn auch gewagtes Unternehmen.

Der Verfasser dieser „Socialen Geschichte" ist ein Märtyrer seiner politischen Ueberzeugung geworden. Als Mitglied des östreichischen Reichstags gehörte er der Fraction der äußersten Linken an, betheiligte sich später an dem unter dem Vorsitze Tausenau's entstandenen Demokratischen Vereine, und entzog sich nach der Sprengung des Reichstags der ihm drohenden Verhaftung durch die Flucht. Wir halten ihn wenn auch nicht für einen gereiften politischen, doch jedenfalls für einen sehr schätzenswerthen Charakter, dem Consequenz und lebhaftes Ehrgefühl nicht abgesprochen werden darf. Eigenthümlich ist der Steckbrief den die Regierung „hinter ihm" zu erlassen für gut fand. Sie bezeichnete ihn wörtlich als Mitarbeiter des gewesenen aufwieglerischen Blattes „Der Radicale", und gab sich hierdurch in den Augen aller Gebildeten ein höchst bedeutsames testimonium paupertatis.

Wir haben oben die Aufgabe dieser Schrift als eine bedenkliche bezeichnet. Sie ist es in der That. Es ist wol richtig daß in Oestreich wie in Frankreich der Absolutismus und das Feudalwesen die Revolution herbeiführen mußten; hier aber hören die Vergleichungspunkte auf, und die übrigen Erscheinungen der beiden Revolutionen sind wie in ihren Ursachen, so auch in ihren Wirkungen wesentlich verschieden. Jene unbeschreibliche Sittenlosigkeit des Hofs, jene Finanzcalamitäten des alten Frankreich, die bis aufs höchste gesteigerte Noth des Volks, die den Einsturz des morschen Gebäudes täglich, stündlich erwarten ließ, fehlten gänzlich in Oestreich; es hatte keinen Rousseau, Montesquieu, Voltaire, deren Schriften den Samen des Hasses in ein sehr empfängliches Erdreich pflanzten; wie endlich will man den amerikanischen Freiheitskampf, der als zündender Blitz in die Pulvertonne schlug, mit dem Wetterleuchten der pariser Februartage vergleichen? Es ist bei alledem kein Zweifel daß die sociale Frage eine europäische, keine blos französische ist; die Zeit arbeitet ihr vor, durch Blut und Macht wird sie zur Geltung gelangen; einen furchtbaren Kampf aber wird es noch kosten, die Civilisation selbst vielleicht in Frage gestellt sein, ehe das Feldgeschrei der jetzigen socialen Demokratie: „Emancipation des vierten Standes!" zum Siege führt. Auch in Frankreich galt es in den neunziger Jahren nur der Gründung eines tiers-état und der eigentliche bourgeois stand dem „peuple" ebenso feindlich gegenüber als den begünstigten Rittern und Prälaten; es gibt keinen Sprung in der Natur, und auch in Oestreich konnte der Kampf der gesellschaftlichen Elemente principiell nur zu einer Begünstigung des Bürgerstandes führen; die sociale Frage in ihrer heutigen Bedeutung hat dort, trotz der geistreichen Auslassung des Verfassers dieser Schrift, bisjetzt noch sehr wenig an Terrain gewonnen.

Ueberdies — und hier tritt der innere Widerspruch auch klar zutage — geben die nationalen Bestrebungen in Oestreich der nachfolgenden Revolution ein ganz eigenthümliches Gepräge, und diesem Kampfe der Nationalitäten scheint der Verf. bei der beharrlichen Durchführung seiner Idee zu wenig Beachtung geschenkt zu haben. In Oestreich kamen Erscheinungen vor wie sie anderwärts nicht möglich sind; der Grund dieser Erscheinungen mußte daher besonders accentuirt, der Versuch einer Parallele hier aufgegeben werden. Es ist wol richtig daß die herrschenden Uebelstände das Maß zum Ueberlaufen vollmachten; daß die faule, in ihren Auswüchsen ekelhafte Bureaukratie (von dem Verf. S. 27 fg. besonders piquant geschildert), der unleidliche Druck des Adels (wol auch der Priesterherrschaft, die Violand zu ignoriren scheint), daß überhaupt die ganze, vor dem März auf das Privilegium gebaute Staatsordnung Oestreichs Reformen dringend wünschenswerth machte. Doch auch diese Reformen hätten die Revolution nicht abgeschlossen: das große Wort, in den Februartagen zu

Paris gesprochen, hat in Oestreich einen bösen Geist geweckt, der sich nun und nimmer zur Ruhe geben will; ein höhnendes, grinsendes Gespenst, das vor keinen Beschwörungsformeln zurückweicht; sein Hauch vergiftet den Lebensodem der Monarchie, die sich wol als Macht, nicht aber als Staat geriren kann; solange es diesen Geist nicht bannen kann hat Oestreich keine Zukunft.

Wir können dem Verf. die Anerkennung nicht versagen daß er dem leitenden Gedanken dieses Buches (Erklärung der östreichischen Revolution durch die Nothwendigkeit einer socialen Reform) bis zum Ende treugeblieben ist. Daß sein Standpunkt der richtige sei, müssen wir freilich aus den schon erwähnten Gründen bezweifeln. So gibt er gleich im Eingange materielle Fragen als die Grundursache der Revolution an, stellt bei Gelegenheit der später ausgebrochenen Arbeiterunruhen die Behauptung auf: daß das Proletariat die Abhülfe des menschlichen Elends blos von der Constituirung einer demokratischen Verfassung erwartete, und so, wenn auch unbewußt, im socialen Sinne handelte, und unterstellt dieselbe Tendenz auch dem bekannten Swoboda'schen Plane, der damals in Wien allgemein verlacht wurde, und Nichts weniger bezweckte als die Vernichtung der Rentenfähigkeit der Capitalien durch Creirung einer Leihanstalt nach dem Vorbilde der (Proudhon'schen) Banque d'échange. Es ist kein Zweifel daß Dies sehr analoge Erscheinungen sind; ob sie aber auch in Wien aus einer innern Nothwendigkeit hervorgegangen, ist eine andere Frage.

Wenn ferner der Verf. (S. 97) die Ansicht äußert: „daß die Volksvertreter ganz allein die legislative Gewalt haben und daß nur dem gesammten Volke ein Veto und zwar diesem ein absolutes gegen seine Vertreter zustehen darf und muß", so begreifen wir nicht auf welchem Wege dieses absolute Veto bei geordnetem Staatsleben geltendgemacht werden soll. Im Ganzen begrüßen wir dieses Werk als einen schätzenswerthen, wenn auch mislungenen Versuch die östreichische Revolution von einem höhern, dem socialen Standpunkte aufzufassen.

10.

Die „Schlesischen Provinzialblätter".

Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Journalismus.

Unter die nicht wenigen Zeitschriften und Zeitblätter deren Dasein den Stürmen der letztvergangenen beiden Jahre unterlag gehören auch die „Schlesischen Provinzialblätter". Obschon zunächst nur auf die Bedürfnisse einer Provinz (wiewol eine der größten Deutschlands) angelegt, vereinigten sie Manches was eine kurze Betrachtung über sie in d. Bl. rechtfertigen wird. Gestiftet 1784 gehörten sie zu den ältesten periodischen Schriften Deutschlands, indem sie bereits vor 15 Jahren ihr funfzigjähriges Jubiläum feierten, und jetzt bei ihrem Abschluß eine Reihe von 130 Bänden bilden. Bereits vor dem Erscheinen der „Provinzialblätter" hatte der wackere und vielseitig gelehrte Literator Samuel Benjamin Klose in Breslau, Lessing's liebster Umgang während seines dasigen Aufenthalts, in seinen „Breslauischen Nachrichten von Schriften und Schriftstellern" (1758—71), und besonders in seinen „Neuen literarischen Unterhaltungen" (zwei Bände, 1774—75), eine sehr achtungswerthe Thätigkeit auf diesem schwierigen Boden der Literatur entwickelt; allein seine Zeitschriften waren auf einen zu engen Kreis berechnet. Die „Neuen literarischen Unterhaltungen" bilden noch jetzt eine Fundgrube für Literatur und Geschichte, vorzüglich mit Rücksicht auf Schlesien; das Urtheil erhebt sich bei den allgemeinen Fragen jener Zeit, z. B. über die Reform des Erziehungswesens, weit über den Standpunkt der Mode; die Sprache und die Wendungen erinnern nicht selten an den Ton und die Sicherheit in den Schriften seines großen Freundes. Doch aus eben diesen Gründen, und weil Klose bei dieser Arbeit auf sich selbst angewiesen war, konnte sein Unternehmen sich keiner langen Dauer erfreuen. Die Zeit war den streng gelehrten Zeitschriften nicht mehr günstig; man wollte Volksaufklärung und demgemäß breitere Fläche, wenn auch eine geringere Tiefe der Ideen und der Gelehrsamkeit. Dies ist es was die „Provinzialblätter" ins Leben rief, und ihnen eine so lange Dauer bereitete. Daß der ehrwürdige Name Garve's mit der Stiftung dieser Zeitschrift sich verknüpfte bürgt von vornherein für die Richtigkeit des eben Bemerkten.

„An einem fröhlichen Abend zu Anfang des J. 1784 (so wird die Stiftung der «Provinzialblätter» in einem ihrem Jubiläum gewidmeten Aufsatze von ihrem damaligen Herausgeber erzählt), an welchem Das was in Breslau die gelehrte Welt bildete sich zusammengefunden hatte, und im traulichen Gespräch über die damals allerwärts sich regende Thätigkeit einzelnes Bedauern lautgeworden war, daß gleiche Regsamkeit in der Hauptstadt Schlesiens sich nicht zeige, und daß hier ein Journal fehlte in welches die damals in allen Theilen der Provinz auftauchenden schreibfähigen und schreiblustigen Geister ihre Gedanken niederlegen könnten, an diesem Abende ward die Herausgabe eines solchen Journals beschlossen. Jetzt ging es an ein Streiten und Kämpfen über den Zweck desselben, über das Ziel und Streben, über dessen Maß und Richtung, und was damit zusammenhängt. Garve, welcher vom Anfange anderer Meinung gewesen war, der Zeitschrift weder eine einseitige Richtung zu geben, noch selbige allzu hoch zu stellen, brachte zur Unterstützung seiner Meinung so triftige Gründe hervor daß man sich endlich dahin vereinigte: die Zeitschrift solle gar keine bestimmte Flagge aufstecken, in seinem Inhalte dem Publicum in dessen weitester Ausdehnung verständlich sein; bei dieser populairen Tendenz aber gleichwol jedem Gelehrten in Schlesien zur Aufnahme seiner Geisteskinder offen stehen, sobald sich der Verfasser mit seinen Gedanken nicht von Schlesien entfernen, oder sich nicht etwa in das Gebiet so abgeschlossener Wissenschaften begeben sollte in welches der größere Theil des leselustigen Publicums zu folgen weder Lust noch Beruf habe." Die Herausgabe einer Zeitschrift wurde damals noch nicht als ein speculatives Unternehmen behandelt, wodurch ein Einzelner auf Kosten des Publicums seine Lebensnothdurft zu gewinnen sucht. Wer nicht in dem Rufe stand etwas Tüchtiges zu leisten, drängte sich nicht zu einem solchen Geschäfte. So ward denn auch die besprochene Angelegenheit nur als Ehrensache aufgenommen und als solche weiter verfolgt. Da in dieser Zeitschrift hauptsächlich Das zur Erörterung gebracht werden sollte was auf schlesische Geschichte und Landesverfassung bezughatte, so konnte das Gelingen des Unternehmens nicht besser gesichert werden als daß Beamte für dasselbe gewonnen wurden deren dienstliche Stellung den Zugang zu den Archiven und Registraturen der Behörden möglich werden ließ. Dies waren die beiden Bureaubeamten der damaligen Kriegs- und Domainenkammer in Breslau, der Kammersecretair Streit und der Kammercalculator Zimmermann; dadurch daß der Letztere bei dem damaligen mächtigen Minister der Provinz Schlesien, Grafen von Hoym, wegen seines ungemeinen Talents für Gewinnung und Aufstellung allgemein wichtiger Verwaltungsresultate in hohem Vertrauen stand, ward das neue Unternehmen gleichsam unter den Schutz dieses mächtigen Ministers gestellt. Was Streit betrifft, so hatte er sich bereits durch Herausgabe eines

Romans, einer Sammlung von Erzählungen, und literar-historischer Arbeiten über Schlesien bekanntgemacht.*)

So erschien in der Mitte des Januars 1785 die öffentliche Ankündigung der „Schlesischen Provinzialblätter" von Streit und Zimmermann unterzeichnet. Das erste Stück derselben ward am 31. Jan. 1785 ausgegeben. Gleich in den ersten Jahrgängen treffen wir auf Namen welche noch jetzt in der Literatur einen guten Klang haben, manche sogar zu den Koryphäen der Wissenschaft gehören. Ich nenne nur Männer wie, nächst Garve, Fülleborn, Schummel, Johann Timotheus Hermes, den Verfasser von „Sophiens Reisen", die vortrefflichen Pädagogen Lieberkühn und Gedicke, Bürde, später Manso (vorzüglich Mitarbeiter an der „Literarischen Beilage"), Leopold von Buch (über die Geognosie Schlesiens) u. A. Streit, welcher seit dem Eingehen der Klose'schen „Nachrichten" schon früher diese Lücke auszufüllen gestrebt hatte, benutzte die sich ihm jetzt darbietende Gelegenheit mit den „Provinzialblättern" ein kritisches Zeitblatt zu verbinden. Es führte anfangs den Titel „Literarische Chronik von Schlesien", wurde aber 1791 aus Mangel an Theilnahme eingestellt. Fülleborn, Garve und Manso munterten aber zur Fortsetzung auf. Alle Drei gaben interessante Beiträge zu der „Literarischen Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern"; diesen Namen führte die erneute „Literarische Chronik" von jetzt ab, um sie als ein Pertinenzstück der „Schlesischen Provinzialblätter" erscheinen zu lassen.

Die „Schlesischen Provinzialblätter" wurden bald ein Archiv für alles Wissenswürdige im Bereich der Geschichte, Geographie und Statistik des Landes, sowie für weltliche und geistliche Verfassung des Landes, ihre Kunst, Literatur und Cultur; doch hatten sie anfangs, was bei keinem neuen Unternehmen ausbleibt, gegen Misverständnisse und allerlei Ansprüche des Publicums anzukämpfen. Dem Einen erschienen sie zu frivol, dem Andern zu gelehrt. Gegen Diejenigen welche die neue Zeitschrift mit ihren Gedichten zu überschütten anfingen, richtete sich Fülleborn in einer Zuschrift an die Herausgeber im neunten Bande, indem er es tadelte, wenn der Bezug auf die Provinz nicht überall als Merkmal der Einheit festgehalten würde. So sagte er unter Anderm: „Wollen uns die «Schlesischen Provinzialblätter» Verse liefern, so seien es irgendwo aufgefundene ehrwürdige Ueberbleibsel unserer alten schlesischen Dichter, die werth sind der Vergessenheit entrissen zu werden. Oder die Versuche eines poetischen Genies hinter dem Pfluge oder auf einer Handwerkswerkstätte, oder sonstwo, wo das Publicum ihn nicht würde gefunden haben u. s. w." Dagegen griff bald darauf Garve den frivolen Sinn derjenigen Leser an welche gar nichts Ernstes in selbigem lesen, sondern nur angenehm unterhalten oder nur Nahrung für ihre Neugierde erhalten wollten. Er hatte im elften Bande einen trefflichen Aufsatz: „Lob der Wissenschaften", ohne seinen Namen, abdrucken lassen, welcher nun wegen seines ernsten Inhalts, mit Bezug auf die Fülleborn'sche Adresse an den Herausgeber, für ungehörig erklärt wurde. Garve schrieb hierauf einen Brief voll Laune und Humor an die Herausgeber im zwölften Bande, worin er unter Anderm bemerkt: „Es ist Ihnen schon mehrmalen vorgeworfen worden, daß Ihr Blatt ein Provinzialblatt sein soll, und Sie doch soviel mit hineinbringen was ebenso gut für die Amerikaner geschrieben sein könnte als für die Schlesier. Das mag nun wol im Ganzen unrecht sein. Ein Blatt für Schlesien ist nach meinem einfältigen Urtheile nicht ein Blatt welches von Nichts handelt als von Schlesien, sondern ein Blatt worin die Schlesier überhaupt, Gelehrte und Ungelehrte, einen Unterricht oder eine Unterhaltung finden. Aber wenn solche Artikel vorkommen wie der", setzt er ironisch hinzu, „über den ich hier an Sie schreibe, so stimme ich ganz den vorbenannten Tadlern bei. Was sollen uns Schlesiern alle die schönen Sachen, die der Ungenannte mit so vielen überflüssigen Worten herausstreicht? Alle die Wissenschaften die nicht Brot bringen, und die man nicht zu einem Amte oder Gewerbe nöthig hat, sind im Grunde ein Zeitverderb, ein Luxus der nur für die Hauptstädte und für die Höfe gehört; Philosophen, Poeten, Mathematiker, und wie sie Alle heißen, mit Einem Worte, die Schriftsteller sind von jeher für eine Art von unterm Hofgesippe angesehen worden. Sie können nur da gedeihen, und sollten auch da nur geduldet werden, wo es noch reichere und vornehmere Müßiggänger gibt als sie sind. Es ist auch ganz natürlich. Da sie andern Bürgern im Staate nicht viel nützen, so können sie auch nicht verlangen von diesen ernährt oder sehr geehrt zu werden; sondern Das müssen sie bei den Großen suchen, die eine Art von Staat darein setzen solche Leute um sich zu haben. Wir Schlesier sind ein ackerbau- und handeltreibendes Volk. Wir brauchen Leute die Geld verdienen, und Leute welche es verzehren. Wer Nichts hat muß bei uns lernen wie er Geld erwirbt: und wer Viel hat weiß genug wenn er es mit guter Art verthun kann."

Ungeachtet des provinziellen Zuschnitts welchen die neue Zeitschrift schon in ihrem Namen bekundete, wurde sie von ihren ältern und vornehmern Schwestern bald ins Auge gefaßt. Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" rühmte es (1785) daß nun auch Schlesien nach Art der vielbeliebten Zeitschriften anderer Gegenden seine eigene habe, wollte indeß mit dem Tone der in einigen Aufsätzen herrschte (es war jener spielende, humoristisch seinsollende Ton, welcher damals in den meisten Zeitschriften gefunden wurde) nicht einverstanden sein. Auch die „Allgemeine Literaturzeitung" vom J. 1789 äußerte sich aufmunternd für Streit's Unternehmen. Mit jedem Jahre erweiterte sich ihr Wirkungskreis in der Provinz. Der Minister von Schlesien, Graf von Hoym, gestattete daß die an die Behörden erlassenen Verfügungen in Beziehung auf allgemeine Bestimmungen über die Verwaltung in angemessener Auswahl seit 1789 in den „Schlesischen Provinzialblättern" abgedruckt werden durften. Als späterhin Südpreußen der Monarchie einverleibt, und dieses Land von dem Grafen von Hoym in Besitz genommen wurde, was eine Menge Beamten aus Schlesien in diese Gegenden führte, wurden die „Schlesischen Provinzialblätter" in Südpreußen fast ebenso allgemein wie in Schlesien gehalten, was allerdings mit dem Verluste jener Gegenden in dem J. 1806 sich änderte. Nachmals erhielten sie einigen Ersatz durch den Schlesien zugetheilten Theil der obern Lausitz. Wichtiger als diese Ausdehnung ihrer räumlichen Verhältnisse war für die „Schlesischen Provinzialblätter", als Organ des intellectuellen Lebens der Provinz, die Erwerbung derjenigen beiden großartigen Institute welche am meisten dazu beitrugen die Provinz auf einen höhern Standpunkt des allgemeinen geistigen Lebens zu heben, und ihr ein bleibendes Interesse des ganzen übrigen Deutschlands zuzuwenden: es sind die Stiftung der Gesellschaft für vaterländische Cultur in Schlesien, und die Verlegung der ehemaligen Universität zu Frankfurt a. O. nach Breslau, und deren Verschmelzung mit der ältern Leopoldinischen Universität. Dazu kamen in den zwanziger Jahren die von der Universität ausgehenden, durch die Brüder Theiner angefachten kirchlichen Bewegungen: das Alles reflectirte sich vielfältig in den „Schlesischen Provinzialblättern". Man findet seit 1811 die berühmtesten Namen der breslauer Universität als Mitarbeiter an den „Schlesischen Provinzialblättern"; Einer von ihnen, der Professor Büsching, übernahm sogar nach dem Tode Streit's 1826 die Redaction und Geschäftsführung, er wurde jedoch schon 1829 vom Tode überrascht.*) In demselben Jahre wurden die „Schlesischen Provinzialblätter" Eigenthum der Buchhandlung Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau.

Es ist nicht zu leugnen daß die „Schlesischen Provinzial-

*) Der Günstling des Glücks (1780). Auswahl kleiner Romane und Erzählungen. Erste bis sechste Sammlung (1780—87).

*) Seitdem redigirte der Oberregierungsrath Wilhelm Sohr die „Schlesischen Provinzialblätter", der sie vor mehren Jahren dem um schlesische Bibliographie und Biographie verdienten Literaten K. G. Nowack übergab, ihrem letzten Redacteur.

blätter“ in den letzten zwanzig Jahren ihres Bestehens einen großen Theil ihrer ehemaligen Bedeutung für die Provinz eingebüßt hatten, und daß sie denselben nur durch eine zeitgemäße Verjüngung und Umgestaltung hätten wiedergewinnen können. Dazu kommt daß die literarischen Bedürfnisse von mehr localer und provinzieller Natur, außer den drei täglich erscheinenden Zeitungen der Hauptstadt, durch eine Unzahl periodischer Schriften in Schlesien mehr als hinreichend befriedigt werden. Bei alledem hat das Eingehen der „Schlesischen Provinzialblätter“ eine für den Augenblick noch nicht ausgefüllte Lücke hinterlassen. Die Jahresberichte der Gesellschaft für vaterländische Cultur, so schätzbar und gehaltreich sie auch größtentheils sind, beschränken sich auf einen verhältnißmäßig zu engen Kreis, dringen zu wenig ins Leben ein. Welch ein großer und nutzbarer Reichthum von Aufsätzen und Mittheilungen, die einen bleibenden und mehr als provinziellen Werth in Anspruch nehmen, in den 130 Bänden der „Schlesischen Provinzialblätter“ enthalten, ja man muß sagen vergraben sind, wird erst dann übersehen werden, wenn einmal ein zweckmäßiges Inhaltsverzeichniß sowie ein vollständiges Sach- und Namenregister über diese Bibliothek, wie man die vollständige Sammlung der „Schlesischen Provinzialblätter“ wol nennen kann, vorliegen wird. Nicht ohne Bewunderung kann man endlich betrachten, was der Patriotismus und der Charakter eines Mannes wie der erste Herausgeber und Redacteur der „Schlesischen Provinzialblätter“, der 1827 verstorbene Regierungsrath Streit in Breslau, war, für die Bildung und die geistige Vereinigung seines Vaterlandes thun konnte. Wenn diese Zeitschrift so tief einwurzelte daß sie ein für periodische Blätter, welche nur durch das Publicum erhalten werden, verhältnißmäßig so hohes Alter erreichte, so verdankte sie es vor Andern Streit. Aber auch in anderer Richtung wirkte er wohlthätig und nachhaltig, namentlich durch die Leitung der breslauer Bühne, welche er zwei mal übernahm. Es ist schade daß sein Freund Karl Schall, der lange Jahre mit ihm in Verbindung gestanden, wie so manchen seiner Vorsätze, auch den fallen ließ Streit's Verdienste um das breslauer Theater zu schildern. Streit's Haus war der Sammelplatz der geistreichen sowie der künstlerischen und literarischen Talente Breslaus. Außerdem gründete er eine seinen Namen tragende Lesegesellschaft in Verbindung mit einer Leihbibliothek, welche sich durch den Reichthum gediegener Werke der ernstern Literatur, namentlich in Philosophie und Geschichte, weit über den gewöhnlichen Zuschnitt einer Leihbibliothek erhob. Nachdem sie nach seinem Tode in andere Hände überging ohne die ehemalige ernstere Tendenz zu behaupten, erinnert sie wenigstens noch durch ihren Namen an ihren Stifter. Ein bleibendes literarisches Denkmal aus der Feder Büsching's, seines Freundes und Nachfolgers, befindet sich zu Anfang des fünfundachtzigsten Bandes der „Schlesischen Provinzialblätter“, nebst einem gelungenen Bildniß Streit's in Kupferstich.

G. E. Guhrauer.

Lesefrüchte.

Eine Anekdote von Fenimore Cooper.

Fenimore Cooper hat seinen neuesten Roman „The ways of the hour“ auch als seinen letzten angekündigt. Der durch seine interessanten Reisebriefe an das „Journal des débats“ bekanntgewordene Capitain Tolmer hat dafür an dem berühmten Romanschreiber ein bisher unbekanntes Talent entdeckt. „Auf meiner Reise nach Washington“, erzählt er, „kam ich in Gesellschaft eines Anglocanadiers in das Städtchen Utica. Es war schönes Wetter und wir durchstreiften nachlässig die Straßen, als unsere Aufmerksamkeit nach einem Hause sich wendete, vor dem wir etwa zwanzig Menschen stehen sahen. Wir betraten dasselbe, es war das Gerichtshaus des Orts. Ein magerer, schlanker Mann mit ausdrucksvollen Blicken und weißen, lockigen Haaren, die sein interessantes und einnehmendes Gesicht beschatteten, verfocht vor seinen drei Richtern und mehren Schöppen in bürgerlicher Kleidung, ohne Mantel, ohne Kopfbedeckung und ohne irgend etwas Auffallendes in seiner Kleidung zu haben, eine Sache die gleich interessant für die Zuhörer, die Richter und den Angeklagten selbst zu sein schien. Dieser Mann war Fenimore Cooper.“ Ein gewisser Stone (Stone bedeutet auf Deutsch Stein) hatte in einer Zeitung sich sehr heftig über Cooper's Werk: „History of the navy of the United states“, ausgelassen. Von dem verletzten Autor häßlicher Verleumdung angeklagt hatte Stone die Zurückweisung der Klage gefodert, Cooper aber war erschienen in Selbstperson den Grund seiner Klage zu beweisen. Da stand er nun und feuchtete seine Lippen von Zeit zu Zeit mit einer neben ihm liegenden Orange an, um seine nicht eben hinreißende Beredtsamkeit in Etwas damit anzufrischen. Nach jedem Satze machte er eine Pause und griff nach seiner Orange; seine Beweisführung hielt sich meist an Nebensachen, die man nur mit Mühe mit dem eigentlichen Klagepunkte in Verbindung bringen konnte. Stone, ein corpulenter Mensch, tüchtiger Demokrat und natürlicher Gegner Cooper's, dessen monarchische und europäische Vorurtheile bei seinen Landsleuten übrigens nicht eben beliebt sind, hat über denselben Gegenstand vor mehren Jahren ein geschichtliches Werk veröffentlicht, und wie es scheint mit Einmischung arger Irrthümer. An diese hielt sich Cooper und durch diese wollte er siegen. Waren die Stimmen erst lange zweifelhaft, so gab der letzte Beweisgrund entschieden den Ausschlag, und dieser letzte Beweisgrund war freilich kläglich schwach. „Stein“ (Stone), rief er, „gibt der Kritik selbst zuviel Blöße als daß er sich unterstehen dürfte über seinen Collegen abzuurtheilen. Sein Haus ist ein Glashaus; ich frage, kommt es Stein (Stone) zu einen Stein in das Haus seines Nachbars zu werfen?“ Die Menge klatschte Beifall, die Richter entschieden gegen Stone; ein Wortspiel hatte Cooper den Sieg gerettet.

Der Anblick einer peruanischen Armee.

Nichts gewährt einen eigenthümlichern Anblick als der Auszug einer peruanischen Armee ins Feld. Da ziehen mitten unter den langen Soldatenreihen, die in beispielloser Verwirrung die angegebene Marschlinie verfolgen, Frauen und Kinder. Beladene Esel und Maulthiere schließen die Colonne, mischen sich aber jeden Augenblick in die Reihen der Krieger. Man hat zwar Gepäck bei sich, trotzdem fehlt es aber an Allem, an Lebensmitteln ebenso wie an Sold. Deshalb lebt man sehr einfach, jedesmal auf Kosten des Landstrichs auf dem man eben Rast macht, und die täglichen Soldatengefährtinnen, die Rabonas, sind mit der Militairverwaltung betraut. Bekanntlich ist die Sitte die Weiber mit in den Krieg zu nehmen indischen Ursprungs; wollte man aber hier diese Sitte nicht gestatten, so würde man in der peruanischen Armee auch nicht einen Mann seinen Fahnen erhalten können. Die Rabonas (Frauen oder Beischläferinnen der Soldaten) lassen sich auch durch die anstrengendsten Märsche nicht ermüden, und nicht selten trifft es daß sie bei ihrer kriegerischen Wanderung auf der Schulter ein Kind und eins am Arme haben. Diese Anhänglichkeit und Ausdauer ist um so erstaunlicher, als sie von den Soldaten nicht wie Frauen, sondern wie Sklavinnen behandelt werden. Schläge und Mishandlungen erträgt sie, und nur wenn ihr roher Genosse es ihr erlaubt, theilt sie sein Mahl. Wenn man eine peruanische Armee im bunten Gemeng mit diesen muthigen Frauen dahinziehen sieht, so glaubt man eine Auswanderung der alten indischen Völker vor Augen zu haben, die durch das Weiterumsichgreifen der weißen Race aus ihrer Heimat verjagt wurden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 214. —— 6. September 1850.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Inhalt des Buchs, von dem uns hier der erste Band vorliegt, ist eigentlich durch den Titel schon ausgesprochen. Der vielerfahrene Gelehrte gibt aus der Mappe seiner Collectaneen beim Studium der Weltgeschichte eine Auswahl solcher piquanten und interessanten Einzelzüge, für welche der Historiker in der Regel keinen Raum hat, oder die ihm nicht bedeutungsvoll und eingreifend genug für das Hauptbild das er zu entwerfen hat scheinen. Aber gerade diese nebenherlaufenden Anekdoten aus der Weltgeschichte haben für Andere ein desto größeres Interesse, nicht allein für den Dichter, Psychologen, Sittenmaler, sondern auch für den Specialhistoriker, und bei der Masse des Geschehenen und von der großen Geschichte Aufzuzeichnenden ist, wie der Herausgeber mit Recht sagt, mancher seiner Zeit sehr bedeutende Mann, ein echter Repräsentant seiner Tage, dem großen Publicum wenig oder gar nicht bekannt. Die geheimen Geschichten und räthselhaften Menschen ereigneten sich und lebten großentheils im vorigen Jahrhundert, und eine wie reiche Fundgrube auch in dieser Beziehung gerade Schlosser's Geschichte desselben aufthut, so ist doch auch Manches darin nicht aufgenommen was seiner Zeit von Bedeutung und für dieselbe hoch charakteristisch war, wie z. B., wenn wir uns recht erinnern, Cagliostro's Erscheinung darin ganz fehlt. In dieser Beziehung wird Bülau's Buch als ein schätzbarer Nachtrag oder Begleiter gelten können.

Die zwei ersten Aufsätze: „Die russische Thronrevolution von 1762" und „Die russische Thronrevolution von 1801", schreiten eigentlich über das Thema hinaus und bilden selbst einen Theil der großen Geschichte. Aber wie Vieles von Dem was die Geschichte über Peter's III. und Paul's I. Tod aufgenommen war auch nur aus dem Papierkorb aufgelesene Schnitzel, und wo sich neue Schnitzel finden, die Licht bringen über diese beiden grauenvoll gewaltigen Katastrophen der neuern Geschichte, wird man immer dankbar für die Mittheilung sein. Bülau hat beide nach diplomatischen Handschriften entworfen, die er einer verehrten Hand verdankt, und die neue Darstellung beider Tragödien trägt das Gepräge der Wahrheit. Es wird uns gerade nichts Neues enthüllt, persönlich und scenisch werden uns beide Geschichten aber nähergerückt, und Manches erscheint uns motivirter als in den bisherigen Beschreibungen. Ueber die Rechtfertigungs- oder Entschuldigungsgründe der Verschworenen mögen Andere richten, aber wie wir die Menschen und die Verhältnisse vor uns sehen, wird uns die That hier und dort wenigstens klar, ohne daß wir doch Etwas von dem Grauen abschütteln welches die gewöhnlichste Erzählung der Begebenheiten in uns zurückläßt. Voilà notre Magna charta! sagte ein russischer Großer zu einem deutschen Fürsten, als dieser sich entsetzt von der Stelle abwandte von der man ihm sagte daß auf derselben Kaiser Paul sein letztes Todesröcheln ausgestoßen. Der Autokrat, war der Sinn, welcher im Leben keine Gewalt über sich und keine coordinirte um sich anerkennt, ist auf Rußlands Thron stets erinnert daß es furchtbare Rächerarme gibt, wenn der Despotismus in verderbliche und sinnlose Tyrannei ausartet. War Das der Fall bei den beiden erdrosselten Kaisern? Der Historiker schildert alle ihre Schwächen und Verkehrtheiten, er räumt stillschweigend ein daß sie im russischen Sinne den Tod verdient hatten: dennoch entwirft er eine solche Charakteristik dieser Fürsten daß sie auch unser Mitleid beanspruchen. Sie waren Beide in gutem Glauben, aber ihr Glaube und ihr Sinn paßte nicht zu dem Land und Volk in das sie die Verhältnisse geschleudert und zu Kaisern desselben erhoben hatten. Eine wie ganz andere Stellung nahmen diese Herzöge von Holstein-Gottorp ein gegenüber Dänemark und dessen Ansprüchen auf die Herzogthümer als die gegenwärtige Politik des holstein-gottorpschen Fürsten auf dem Zarenthrone! Schmerzlich für Deutschlands Interesse daß Dem so ist, aber ein Fortschritt in der russischen Politik ist darin nicht zu verkennen. Frauen werden die Details der Erdrosselungsgeschichte beider Kaiser nicht ohne Schaudern lesen oder entsetzt das Buch zuschlagen, für uns aber sind Züge darin enthalten die ein ganz anderes, ernstes Nachdenken erwecken. Als die Verschworenen den Kaiser in seinem Zimmer erwürgten und man sein

entsetzliches Todesgeschrei im Vorsaal hörte, regte sich unter der dorthin zum Schutz des Actes commandirten Wachtmannschaft ein Gefühl des Mitleids. Die Gardisten machten unwillkürlich eine Bewegung als müßten sie ihrem Kaiser zu Hülfe eilen; auf das donnernde Commando des Offiziers setzten sie aber das Gewehr an Fuß und blieben in musterhaftem Gehorsam stumme Zeugen der Abschlachtung ihres Vaters und Zaren. Vielleicht sind sie auch nachher noch bestraft worden wegen der undisciplinarischen Gefühlsregung. Dies ist doch der höchste Triumph der militairischen Disciplin. Wäre Paul Herr seiner Mörder geworden und eine Contrerevolution hätte gesiegt, so wären die Gardisten wahrscheinlich geknutet oder sonst zu Tode geschafft worden; aber sie konnten doch mit dem süßen Bewußtsein sterben nur ein Opfer ihrer Dienstpflicht zu fallen.

Die Mehrzahl der übrigen Aufsätze, die einzeln zu erwähnen über unsere Aufgabe ginge, theilen sich in Darstellung solcher merkwürdigen Personen des Jahrhunderts welche als Intriguanten, und solcher die als Mystiker oder Wunderthäter auf dasselbe von Einfluß waren. Gewissermaßen gehören beide in eine Classe, sie beuteten die Schwäche ihrer Umgebungen zu ihren Privatzwecken aus. Indessen kann Dies doch nicht von allen Wundermännern gesagt werden, von denen Einige unzweifelhaft an sich selbst und eine erhaltene Weihe und Mission glaubten; während andern dieser politischen Aventuriers es gelassen werden muß daß auch sie nicht allein an Befriedigung eigener Lüste dachten, sondern von einem Kitzel nach Macht und Einfluß getrieben wurden der einer fixen Idee nahekommt. Eine interessante Aufgabe wäre es gewiß für einen Historiker diese geheimen Strömungen der innern Staatengeschichten vom Ausgang des Dreißigjährigen, oder wenn auch erst des Spanischen Erbfolgekriegs bis zum Siebenjährigen oder allenfalls bis zur Französischen Revolution in einem großen Gemälde aufzufassen, jene trostlose Zeit wo das Nationalgefühl mit der Sittlichkeit zugleich verdumpfte, und an die Stelle der großen Staatsmänner jene Taschenspieler und Aventuriers treten, welche mit ihren Kleinkunststücken so viele Länder, Staaten und Fürstenhäuser ruinirten, oder sie reifmachten für die Aussaat der Revolution; interessant wäre es hier zu zeigen, wie in dieser ideenlosen aber desto ränkereichern Periode der absolute Unglaube und der crasseste Aberglaube sich ablösten oder die Hand reichten zum Geldmachen — Hexengeld, das die Besitzer ärmer zurückläßt als sie vorher waren. Es wäre eine interessante aber schwierige Aufgabe, wo gar keine Gedanken durchlaufen den rothen Faden zu finden; aber etwa rein Willkürliches und Zufälliges war auch in diesen Complexionen nicht. Die allgemeine Erschöpfung an allem sittlich Großen und Reinen welche dem Aufwand deren in der Reformationszeit und deren Executor, dem Dreißigjährigen Kriege, folgte, machte eine solche nüchterne Periode der intriguirenden Armseligkeit und des Schöpfens nach Geist in den chaotischen Tiefen der Mystik zur Nothwendigkeit. Der Historiker welcher sich diese Aufgabe einst stellen sollte wird reiches Material in diesem Buche finden.

(Der Beschluß folgt.)

Lambertine von Méricourt. Tragödie in fünf Aufzügen von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 25 Ngr.

Deutschland biegt Frankreich ein Paroli, wir können der französischen Literatur, die sich aus den Blutlachen der Schreckenszeit Begeisterung schöpft, bereits eine Reihe von Dichtungen mit demselben Hintergrunde entgegenstellen. Griepenkerl brachte ein Scenenconglomerat, Heinemann etwas Aehnliches, beide Arbeiten sind „Robespierre" getauft; und jetzt tritt Gottschall mit einer Tragödie, deren Heldin die berüchtigte Théroigne ist, hinzu.

Man braucht Lamartine's historischen Roman nicht einmal gelesen zu haben um für die Bergpartei das stillschweigend angenommene Programm einer Herrschaft der That à tout prix, und für die Gironde das einer Herrschaft des Gedankens festzusetzen. Wir würden es nicht fassen wie der Friedenspoet dazu kam das crasse Gespenst des Advocaten von Arras augenscheinlich über die Köpfe der Girondisten wegsehen zu lassen, wenn wir nicht wüßten daß in den letzten Jahren das Geschrei nach Thaten betäubend einerseits und fanatisch andererseits einen Rundgang durch den Continent hielt. „Um alle Welt eine That!" Das war das Schibboleth, Das der Zauberspruch der Leute wie Robespierre, Marat, Danton und selbst Desmoulins, den père de la révolution, wieder als Helden erscheinen ließ. Ihr Andenken ist durch Thaten bezeichnet, durch blutige, grauenhaft scheußliche Thaten, aber immerhin durch Thaten, während die Gironde mit ihrer Pythia-Roland der Welt nur Gedanken, große, herrliche Gedanken, aber immerhin nur Gedanken vermachte, wenn auch der Sturm der Tuilerien durch diese Gedanken hervorgerufen worden. Wir müssen es betonen daß die Gironde eine Herrschaft des Gedankens wollte, daß sie exclusiv, daß sie aristokratisch war, und ihr Kampf für Humanität in einer Weise auftrat der ihren Untergang nicht nur möglich, sondern unter den bestehenden Verhältnissen nothwendig machte. Glieder eines geistigen Patriciats, eines Adels der Bildung, des Talents und der äußern Form, gab es für sie eine „Canaille", und es geschah von ihrer Seite Nichts die Humanität (sit venia verbo) „populair" zu machen. Das ist die Schuld die in der großen Tragödie der Gironde für den Untergang die Gerechtigkeit ermöglicht. Neben dieser Richtung konnte das andere Extrem, neben der Sublimation der Idee die brutale Roheit der That existiren; Beides ist in einem gebildeten, unterrichteten Volke unmöglich. Der Sieg über alle Barbarei liegt weder in kastenhaft aufgeschraubter Wissenschaftlichkeit, in Humanität die in einzelnen großen Krystallen anschießt, noch im Siege der Gewalt, sie sei durch Bayonnete oder Guillotinen vertreten; er springt als mit Blumen bekränzter Genius aus dem Haupte eines Volks das von der Bildung durchdrungen ist lebenskräftig und fertig hervor. Die Volksbildung und der Volksunterricht, die Civilisation durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch, Das ist das Eine was noththut, nicht der Umsturz durch Waffengewalt; es gibt nur eine Agitation die im Rechte ist: die Propaganda für das Wissen. Man sieht es ja was aus „Thaten" wird die auf gedankenlose und darum triebsunfähige Reiser gepfropft werden: Sudelthaten, Putsche, Kindereien Erwachsener; man sieht es was der Haufe unter Freiheit versteht: Herrschaft des Haufens, weiter Nichts, Rache und Zerstörung; es ist keine humane Fiber in dem Treiben der letzten Zeit gewesen, es stand neue Barbarei gegen alte. Wer mag sich dazu hergeben die libertas vulgivaga et cloacina, die Schutzfurie der modernen Weltbeglücker, für eine Göttin zu halten? Wer in die Oriflamme

der Zukunft kein besseres Wort zu setzen weiß als „Rache für die Vergangenheit", von Dem ist wahrhaftig kein Bauwerk zu erwarten das kommenden Jahrhunderten trotzt. Wir haben ein anderes Feldzeichen, wir stehen für die Bildung, für die Wissenschaft, wir wollen Freiheit durch den Gedanken, durch die einzige Waffe die des Menschen würdig ist, weil sie keine Aehnlichkeit mit Klaue, Kralle oder Tatze hat; wir wollen diese Freiheit, nicht wie die Gironde um uns über den Haufen zu stellen, wir wollen sie nicht für Einzelne, sondern für Alle. Wir glauben an das Menschliche im Volke, die brutale Partei benutzte die thierische Gewalt des Haufens: Das ist es was uns trennt und immer trennen wird.

Wir haben darum wol Sympathien für die Gironde, aber keine für den unfruchtbaren Terrorismus, der trotz Allem was man in neuester Zeit Sinnreiches und Unsinniges zur Entschuldigung oder Vertheidigung jener blutigen „Heilande" gesagt und erfunden hat, trotz Lamartine höchstens eine ekelhafte Verirrung bleibt, und auch Das nur wenn man recht gutmüthig urtheilen will. In der Gironde liegt außerdem poetisches Leben, in der terreur eckige Brutalität.

Wir begrüßen es darum als ein Zeichen von Takt daß Gottschall sich die bedeutsamen Figuren seiner Tragödie in den Reihen der Gironde gewählt, und daß Camille Desmoulins bei ihm der Teufel ist der er war.

Es geht Gottschall wie es allen eigenthümlichen Talenten geht denen die Gabe geworden ungewöhnliche Gestalten keck und rasch zusammenzuballen, und mit einem Wetterleuchten in Haupt und Herz ohne weitere Vorrede auf die Bühne zu stellen: ihn trifft in einem Athem herbster Tadel und getragenstes Lob. Er mag an Byron denken, mit dem er in der Charakteristik Aehnliches hat, wie seine Diction an die Rhetorik Schiller's erinnert. Byron war ebenso gehaßt als geliebt. Auch die Théroigne wird muthmaßlich ein gleiches Schicksal erdulden, denn sie ist wieder eine jener über das Militairmaß ragenden Figuren mit denen sich nicht alle Welt befreunden kann.

Die wüste Théroigne der Geschichte ist hinlänglich bekannt, der Heldin unserer Tragödie fehlt kein Zug von ihr, und doch ist sie eine neue tragische Gestalt geworden: die Théroigne Gottschall's repräsentirt einen Gedanken. Sie liebt Barbaroux, diese Liebe ist ihre Entsündigung, aus ihr trinkt sie das Vergessen einer wilden Vergangenheit, in der sie verführt und — verlassen worden. Wie diese Vergangenheit, der Fluch des Vaters, sie zu der todsuchenden Heldin gemacht, die in rasendem Selbstvergessen, im wahnwitzigen Taumel, eine Furie der Zerstörung, an der Spitze der Vorstadthorden immer voran in die dichteste Kugelsaat stürzt, so ruft die Liebe zwar ihrem Charakter gemäß immer wieder vulkanische Gluten in ihr wach, aber sie nehmen eine edle Form, und durch das Aufzucken ungezügelter Flammen klingt oft wie der Ton einer versunkenen Glocke die Stimme großer, unendlich tiefer Empfindung. Wir begreifen daß in diesem verlorenen Weibe mit dem Engelsantlitz ein unerschöpflicher Schatz zertrümmert worden. Sie liebt Barbaroux, er sie, aber er verehrt die Roland, und Camille Desmoulins will Lambertine besitzen: hieraus entwickelt sich die Handlung. Camille weiß durch die in ein Journal gestreute Erzählung der Vergangenheit der Théroigne den Verdacht Barbaroux' regezumachen, ein zufälliges Zusammentreffen Lambertinens mit ihrem Verführer St.-Eu, dessen Kampf mit Barbaroux sie unterbricht, und dabei gewechselte Worte dienen diesem Verdacht zur Folie, der Geliebte wendet sich von ihr, auf die Morgenröthe der Hoffnung folgt nicht der Tag, sondern Abendschimmer und Nacht. Barbaroux gehört nun Manon Roland, Lambertine opfert St.-Eu umsonst, die Liebe die sie heben sollte bricht sie zusammen: wir finden die Kriegerin des Volks als eine Magdalena wieder. Aber sie ist keine quietistische Büßerin, sie ist von dem Gedanken beseelt daß ihr, der Tochter des Volks, von Manon Roland, der Salondame, die Liebe ihres Gottes entwendet worden. Sie hatte sich über die Schande erhoben, sie glaubte rein, edel und groß sein zu können durch ihre übermächtige Leidenschaft; die Dame raubt ihr den Halt, sie fällt wieder dem Fluch der Schande anheim, und trägt außerdem die blutige Erinnerung an St.-Eu in sich, an den Einstgeliebten den sie in die Piken der Hallenweiber geschleudert. Das ist genug um ein Gehirn zu verwirren: leidenschaftliche Liebe, glühender Haß für Manon, und ein drückendes Verbrechen, ein Mord — wenn wir auch fragen dürfen Wer zuerst den Stein aufheben will um die Lambertine der Schlußscene des zweiten Acts zu bestrafen! Sie brütet Rache, Camille Desmoulins bringt die Mittel dazu, die Roland fällt in die Schlinge, und gibt den verhängnißvollen Brief an die Provinzen in die Hand Lambertinens, die von ihr für ein Mädchen aus Rouen gehalten wird. Die Gironde fällt, die Roland mit ihr, Barbaroux sucht ein Asyl bei der Verschmähten, sie rettet ihn; aber er vermag der Verrätherin Manon's keine Liebe zu geben, er flieht und läßt sie in Verzweiflung. So geht sie gebrochenen Herzens, Nichts mehr in sich, Nichts als ihre ewige, große Liebe, in den Kerker der Roland, erhält ihre Verzeihung, und eilt Barbaroux nach um auch die seinige zu erringen. Um sich durch den Tod vor den Attentaten Desmoulins' und den Schrecken von Bicêtre zu schützen, ersticht sie über Barbaroux' Leiche den Jakobiner Cassius, wird gefangen, und damit fällt der Vorhang. Es ist unmöglich so im Fluge und in bloßen Umrissen ein Bild der handlungsreichen, lebendigen Schöpfung des Dichters zu geben. Umrisse nach Rafael sind möglich, nach Salvator Rosa nicht einmal Kupferstiche die eine treue Anschauung geben, und dies wildherrliche Weib, dieser brennende Himmel, den die Verhältnisse in Scherben schlagen, ist wie ein Bild von Salvator.

Es ist keine Frage daß Gottschall eine Krise überstanden hat, und daß sein neuestes Werk an Plasticität und Einheit der Charaktere alle seine frühern Schöpfungen überragt; daß er immer noch muthig, keck, manchmal selbst ungeheuerlich dahinjagt, wer will es ihm verargen? Es paßt einmal nicht jede Elle an Jeden. Es ist Ueberwüchsiges da, und wir wollen es ihm sagen; aber wir dürfen auch nicht verkennen daß er die Gefahr die der Stoff auf jeder Seite bot, in Barbarei auszuarten, siegreich überwunden.

Die Charakterzeichnung der Lambertine, einmal das durch den Hintergrund gegebene Recht so zu sein als unumstößlich angenommen, ist vollendet zu nennen. Sie ist mehr als eine Effectfigur auf der Bühne, wie sie im Leben mehr ist als eine von den Hunderttausenden unverstandener Prostituirten. Die Natur hat alle Register an ihr aufgezogen vom schrillen Piccolo bis zur ernsten Viola und dem dröhnenden Posaunenbasso; aber die vox humana dringt von Zeit zu Zeit in erschütternden Lauten durch den Wirrwarr, und diese Melodie ist es die uns immer wieder aufs neue an das unglückliche von Leidenschaft und Schande gehetzte Mädchen fesselt. Ihr Auftreten macht sie zu einem Kometen der einen langen zündenden Schweif hintersichzieht, aber jene Stimme erinnert uns immer wieder an Béranger's „Etoile qui file, file et disparait". Es ist unmöglich diesen Stern ohne Theilnahme untergehen zu sehen. Und gerade darum berührt es uns peinlich daß der Dichter den Zuschauer die That am Schlusse des zweiten Acts sehen läßt. Wir begreifen es daß dies Weib so handeln konnte, aber wir fassen es nicht warum wir diesen Poissardencancan sehen sollen, warum Gottschall's Lambertine in offener Scene den Grafen St.-Eu den Furien preisgibt. Das ist überwüchsig und nicht schön, so wenig schön als die Mordscene in Ponsard's „Charlotte Corday", in der wir übrigens weit weniger Lebensfülle und Reichthum finden als in dem vorliegenden Drama.

Nächst ihr ist Desmoulins am gelungensten. Diese Natternzunge ist in den beiden tête-à-tête mit Lambertine wahrhaft meisterlich gezeichnet, und mit großem Geschicke zum

diabolus rotae gemacht. Die Figur ist widerwärtig, aber die Züge sind groß.

Die Roland schwebt über dem Ganzen, eine unantastbare Heilige; doch will es uns dünken als sei die historische Manon praktischer gewesen, und habe mehr Blitze im Kopfe, und weniger Eis im Herzen gehabt.

Die Nebenfiguren sind mit drastischer Sicherheit gezeichnet, und der impassible Vergniaud sowie Santerre Portraits; nur Einer, wir hoben ihn zuletzt auf, Einer setzt uns in Verlegenheit, der Adonis Barbaroux. Wir wissen daß Frauenliebe äußerst wenig von dem Männerworte Warum? hält, gleichwol befremdet es daß nicht nur Manon Roland, sondern auch die Feuerseele Lambertine an diesem Barbaroux zugrundegehen soll, der uns mitunter selbst wenig mehr geschienen hat als eine schöne „Gassenhauerphysiognomie“. Der Dichter hat das Weib, die Heldin, zu reich ausgestattet als daß wir uns gutwillig mit solchen Helden begnügen mögen. Dieser Barbaroux ist weder der Liebe Manon Roland's noch der Leidenschaft dieser Théroigne werth.

Die sociale Tendenz des Dramas schwimmt oben, und man mag von ihr halten was man will, wir verdanken ihr jedenfalls daß die „Lambertine von Méricourt“ eine Tragödie, und nicht eine blutrünstige Scenisirung auf von stagnirendem Blute schlüpferigem Boden geworden ist. Man muß den Dichter nehmen wie er ist, nicht wie ihn jeder Einzelne verlangt. Es ist rasche, ineinandergreifende Handlung und prächtige Diction geboten, und über Allem schwebt die Göttin mit der untrüglichen Wage. Wir glauben daß diese neue Dichtung viele von Denen für Gottschall günstig stimmen wird die ihn früher nicht geliebt, sowie sie Denen die ihn zum Lieblinge gewählt eine Bestätigung ihres Urtheils sein wird, das jetzt jedenfalls fester stehen dürfte als vorher. 57.

Zur Geschichte der Revolutionen in Südamerika.

Besondere Erwähnung verdient das Reisewerk des Lieutenant F. Walpole: „Four years in the Pacific“, das vor kurzem in zwei Bänden in London erschienen ist. Dieser Walpole ist einer der zahlreichen englischen Seeoffiziere welche ihre Expeditionen benutzen um der Wissenschaft, der Erdbeschreibung und dem Handel ausgezeichnete Dienste zu leisten. Sein Buch, welches eine zugleich unterhaltende und interessevolle Lecture darbietet, enthält zahlreiche Details über die westliche Küste Südamerikas, die neuesten authentischen Erzählungen von Dem was in den so aufgewühlten spanischen Republiken vorgeht, einige Bemerkungen über Californien und eine an Ort und Stelle gemachte Uebersicht der Begebenheiten welche die Entthronung der Königin Pomare sowie die Niederlassung der Franzosen auf Tahiti und auf den benachbarten Inseln begleitet haben. Wir wollen aus diesem Reisewerk folgende Notiz über die Republik des Aequators ausziehen, als ein Probestück von dem Schicksal dieser spanischen Colonien, deren Befreiung als eine ruhmvolle Eroberung für die Freiheit in Europa begrüßt worden war. Im Anfang des J. 1822 schickte Guayaquil seinen Beitritt zu der Sache der Freiheit, für welche Bolivar kämpfte, an die Ufer des Orinoco. Den 22. Mai desselben Jahres fand die Schlacht bei Pichincha statt, die Republikaner siegten und die Hauptstadt Quito fiel in die Hände des Generals Lucio. Von diesem Tage an bildete sie einen Theil von der großen Republik Colombia, eine wenig compacte Masse die durch Bolivar's Talent zusammengehalten wurde. Nach seinem Tode begannen die Revolutionen und Gegenrevolutionen Mode zu werden, bis es dem General Flores, der sich von einem gemeinen Soldaten zu diesem Rang emporgehoben hatte, in Verbindung mit Rocafuerte, einem Mann von großen Fähigkeiten und einer liberalen Erziehung, gelang sich der Gewalt zu bemächtigen und eine Republik des Aequators umzuformen, dessen Hauptstadt Quito noch blieb. Diese beiden Männer, der eine für die That, der andere für den Rath geboren, lebten anfangs in ziemlich gutem Einverständniß miteinander. Indessen begann der in Quito residirende Flores einige kleine Ränke zu schmieden, und Rocafuerte that Dasselbe in Guayaquil. Es bildeten sich zwei Parteien: die Quitonier und die Guayaquilonier, zwischen denen Feindseligkeiten ausbrachen. Rocafuerte bemächtigte sich der Seemacht, welche in einer schweren Fregatte von 50 Kanonen, Colombia genannt, bestand. Flores ging in aller Eile nach Guayaquil herunter, und bemächtigte sich der Stadt ebenso wie der anstoßenden Landschaft. Darauf zog sich Rocafuerte nach der Insel Puna zurück, und blockirte mit Hülfe seiner Fregatte ganz den Fluß und die Stadt. Flores war unterdessen nicht der Mann der sich so leicht aus dem Sattel heben ließ. Er wußte daß Rocafuerte, der sich ganz sicher glaubte, die Gewohnheit hatte ohne Leibtruppen auf Puna zu landen; ein Complot wurde sogleich geschmiedet und mit dem vollständigsten Erfolg ausgeführt. Rocafuerte wurde überrascht und als Gefangener nach Guayaquil gebracht. Die Fregatte drohte die Stadt zu bombardiren, aber Flores antwortete: daß der erste Kanonenschuß das Todesurtheil seines Gefangenen sein würde. Dann als die Gefangenschaft Rocafuerte an Leib und Geist niedergeschlagen, hatte sein glücklicher Nebenbuhler eine Zusammenkunft mit ihm, und nachdem Beide ihre Thorheit gegeneinander zu kämpfen, statt sich im Interesse des Landes zu verbinden erkannt hatten, traten sie als gute Freunde aus dem Gefängniß. Welche die Beweggründe auch waren die Flores vermochten seinen Gegner mit solcher Milde zu behandeln, so zeigte er sich doch großmüthig und ganz frei von der Grausamkeit welche die politische Eifersucht zu begleiten pflegt. Die Hauptsache war jetzt sich der furchtbaren Fregatte Colombia zu bemächtigen; man fiel demzufolge auf den Gedanken dieselbe der Seeräuberei schuldig zu erklären, worauf eine amerikanische Corvette sie auffoderte sich zu ergeben; sie gehorchte höflich und um jede neue Ausrüstung zur See zu verhindern ließ Flores die Fregatte klugerweise zerstören. Durch Ränke und Gewaltthätigkeiten gelang es Flores sich wieder zum Präsidenten wählen zu lassen, und begann daran zu denken sich diese Würde für die Lebenszeit zu sichern. Rocafuerte, überdrüssig der Misbräuche der Freiheit, die er so sehr gewünscht hatte sein Vaterland genießen zu sehen, zog sich nach Lima zurück. Flores blieb Herr des Schlachtfeldes. Der Senat decretirte die lebenslängliche Präsidentschaft, und alsdann öffneten sich alle Augen; denn es war augenscheinlich daß der Ehrgeiz des Präsidenten sein Absehen auf die Dictatur richtete. Sechs Jahre verflossen und die empörten Guayaquilonier, unterstützt von Rocafuerte, der zum Präsidenten gewählt zu werden hoffte, verjagten Flores mit Unehre. Aber ein farbiger Mann, Namens Rocca, erhielt die Präsidentur und behält sie noch; dieses Misgeschick brachte Rocafuerte einen solchen Stoß daß er 1847 zu Lima davon starb. Seit der Zeit durchlief Flores die verschiedenen europäischen Höfe, um Beistand bettelnd und bereit sich allen ersinnlichen Bedingungen zu unterwerfen, wenn man ihm nur helfen wollte seine Stellung in der Republik des Aequators wiederzugewinnen. Die Königin Isabella von Spanien hatte ihm einige Hoffnungen gegeben; Handelshäuser unternahmen die Sache als eine Speculation mit dem Monopol des Cacao. Man weiß wie diese Expedition scheiterte. Die Legion wurde aufgelöst und die Transportschiffe wurden auf Befehl des Lord Palmerston weggenommen. Uebrigens versichert man daß Flores noch eine mächtige Partei in der Republik hat, und daß seine Rückkehr zur Gewalt gar nicht unmöglich ist. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 215. —— 7. September 1850.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen rc. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 214.)

Die Wundermänner welche der Verf. uns vorführt verdienten zu jenem Zwecke wol einer noch sorgfältigern Beachtung, und es dürften sich wol noch mehr Quellen über sie auffinden lassen als die er z. B. bei Cagliostro citirt, wenn — sich Das lohnt. Sind doch viele unter ihnen allerdings nur Wegwurf, Spreu im Winde, und ihre Relationen zu der allgemeinen mystisch-bündnerischen Strömung sind nur precairer Art. Statt immer ihr Product zu sein, knüpften sie sich auch wol nie an ihre Strahlen an. Schrepfer's Leben hat der Autor nach authentischen Nachrichten und in pragmatischer Treue erzählt, und es kommt eben nicht darauf an, inwieweit dieser entlarvte Betrüger in den nicht aufgedeckten Vermittelungs- und Zwischenzeiten mit mächtigen Vereinen Communication gehabt hat, da es bei ihm zu deutlich wird daß er ein gemeiner Schwindler war, dessen Mystik nur auf ganz selbstische Zwecke ausging, und der nicht wie Cagliostro einen idealen Nimbus um sich zu verbreiten wußte. Wir erfahren aus der schon sonst mitgetheilten Abhandlung daß er seine Jünger mit der Vorstellung berückte und anlockte: daß ihm die Mission geworden den Freimaurerorden mit dem aufgehobenen der Jesuiten zu verbinden, und daß er die von letztern geretteten Schätze in Händen habe; daß aber seine hauptsächlichen Betrogenen so angesehene Männer waren als uns der Verf. hier aufführt, wird Vielen neu sein. Sein Hauptjünger war der vielgenannte Hr. von Bischofswerder — er folgte ihm bis an seinen Tod im Rosenthal bei Leipzig —, der, durch die Katastrophe nicht corrigirt, darauf bestimmt war Schrepfer's Stelle in Preußen unter Friedrich Wilhelm II. fortzusetzen, und der nicht wenig dazu beitrug Preußens Staatsverhältnisse mit neuen Verbündeten zu ruiniren, wie geschehen. Die Erklärung welche die Markgräfin von Baireuth, Friedrich's II. Schwester, dem Baron von Gleichen darüber gab wie man Geister citiren könne, mag richtig gewesen, aber nicht überall in der Art angewandt sein. Ein Professor in Halle konnte Geister citiren, Friedrich foderte von ihm Erklärung darüber, und der Professor ertheilte sie, indem er das Recept eines narkotischen Räucherpulvers lieferte, vermöge dessen die Sinne der eingeschlossenen Personen dermaßen benebelt wurden daß sie Alles zu sehen glaubten was man ihnen vorrede, und die Stimmen hörten die der Geisterbeschwörer aus seiner Kehle oder seinem Bauche spielen ließ. Die Geisterbeschwörer des Jahrhunderts werden auch wol andere Mittel angewandt haben, diesseits tiefer eingreifend in die Mysterien der Psyche, jenseits in den groben Mechanismus der Hohlspiegel und anderer Taschenspielkunststücke. Die Französin Frau de la Croix ging z. B. in jener Weise mit den Geistern um, die zu beschwören sie eine eigene liebenswürdige Fertigkeit besaß. Sie unterschied die Besessenen die einen Pact mit dem Teufel gemacht und denselben dadurch in sich hineingezogen hatten, von den blos Befallenen die den Teufel nur auf sich und um sich hatten. Einem Literaten des Encyklopädistenkreises trieb sie den bösen Geist aus dem Leibe und befahl ihm den Anwesenden in Gestalt einer kleinen chinesischen Pagode zu erscheinen. Er war so artig eine wahrhaft köstliche Gestalt anzunehmen und war in Feuerfarben und Gold gekleidet. Sein Gesicht war sehr lieblich, er bewegte die kleinen Hände mit vieler Grazie, flüchtete sich unter einen Vorhang von grünem Taffet, hüllte sich darein, und schnitt von da aus alle Arten von Grimassen auf seinen alten Wirth zu. Und nicht allein daß die in ihrer Jugend sehr liebenswürdige und galante Frau de la Croix Dies erzählte, sondern der französische Literatus, dazu ein französischer Consul mit Amtssiegel und Cabinetsautorität, bestätigte es dem Baron von Gleichen. So liebenswürdig führten sich aber nicht alle Geister des 18. Jahrhunderts auf.

Das reichste Material liefert im Buche die Lebensgeschichte der berühmten politischen Maitressen, Aventuriers des vorigen Jahrhunderts, jener Renegaten an ihrem religiösen und politischen Glauben, die in so vielen Reichen unter schwachen Fürsten die einflußreichste und verderblichste Rolle spielten, als die Alberoni und Ripperda, die Prinzessin Orsini, die Gräfin Cosel, die Lord Lovat und Graf Bonneval. Wenn wir oft an unserer Zeit verzweifeln, kann Das uns ein Trost sein daß wenigstens Erscheinungen dieser Art in unserm Jahrhundert nicht mehr möglich sind.

Zwischen diese Aufsätze über öffentliche Charaktere von bedeutenderer Wirksamkeit haben sich auch andere über Personen eingeschlichen die nur in dritter Reihe, oder noch weit tiefer abwärts von den Zeitbegebenheiten standen; aber gerade in diesen Biographien findet sich manches Schätzbare für die Charakteristik ihrer Zeit. So in der des spätern königlich preussischen Kammergerichtsrathes, dann Landraths Karl Gottlob von Nüßler, die aus einer jetzt verschollenen größern Schrift excerpirt ist. Abkömmling einer czechischen Familie, welche infolge der Schlacht auf dem Weißen Berge auswandern müssen, und dann im wissenschaftlichen Dienst bei verschiedenen kleinen Fürsten sich umhergetrieben hatte, durfte dieser von Nüßler bei verschiedenen Prinzlichkeiten eine ehrenvolle Anstellung suchen, welche seinem Stande, seinem Vermögen, seinen juridischen und mathematischen Kenntnissen entsprach. Er suchte aber auch zugleich nach einer standesmäßigen Vernunftsheirath, und glaubte solche mit einem anmuthigen Hoffräulein am dessauer Hofe abschließen zu können, obgleich diese schon über die Dreißig hinaus war. Aber eine gute Predigersfrau, bei der im Regenwetter einmal eingekehrt war, lächelte sehr bedenklich zur Mariage mit dieser gewiß sehr witzigen Dame, welche aber diese und diese und diese Eigenschaften habe, und zugleich im Dorfe der Frau Predigerin einen allerliebsten Knaben der ihr wie aus den Augen geschnitten sei. Wenn er sich standesmäßig verheirathen wolle, rathe sie ihm lieber zu einer der Töchter des Kanzlers von Ludwig in Halle, wo er besser versehen sein werde. Gesagt, gethan, der Hr. von Nüßler schreibt dem Hoffräulein ab und läßt sich bei dem berühmten Urkundensammler (der böse Leumund sagt auch -Verfertiger) von Ludwig einführen als Heirathscandidat. Nüßler hat die Wahl zwischen der Lea und Rahel, wählt aber wieder aus Vernunft die Erstere, wofür ihm Ludwig, als einflußreicher Mann, eine Stelle als Kammergerichtsrath in Berlin verschafft, dabei aber mit dem versprochenen Heirathsgut sein Lebelang zurückhält. Nüßler hat auch in Berlin eigentlich nur Ehre und vielen Verdruß, aber so gut wie keinen Gehalt, denn er soll dienen auf Avantage; aber wenn die gewünschte Zeit zur Anstellung kommt, tritt ein anderes System ein, oder ein Gönner geht ab und ein Gegner tritt an seine Stelle. Er muß sich also mit gelegentlichen Missionen entschädigen lassen, wo auch die preußischen Diäten immer sehr knapp sind. Auch er leidet an dem seltsamen Despotismus Friedrich Wilhelm's I. Dieser König wollte die Friedrichsstadt absolut erbaut sehen. Oberst von Derschau mußte dem Könige die Personen nennen welche wol der Mittel wären ein Haus zu bauen. Wenn der König die Liste unterschrieb, so mußten sie bauen, ob sie wollten oder nicht. Der unglückliche Nüßler erhielt mit sieben andern Personen, die sämmtlich von Derschau misliebig angesehen waren, die Schenkung eines tiefen Sumpfes, auf dem sie acht Häuser bauen sollten! Nüßler protestirte: er habe ja kein Geld. Die Antwort war: So hat es ja dein Schwiegervater. Man bot ihm einen königlichen Befehl an den Kanzler an daß er mit Geld herausrücke. Dagegen mußte Nüßler protestiren, sonst hätte Ludwig ihn enterbt. Vergebens wandte er sich noch an die Königin, den König, und dieser Letztere resolvirte am 1. Febr. 1733: „Daß er sonder Raisonnement auf der ihm angewiesenen Stelle ein Haus bauen oder aber Sr. königl. Majestät allerhöchste Ungnade gewärtigen solle." Leider war Nüßler's Stelle gerade ein tiefer Karpfenteich, und nachdem er das Geld zusammengebettelt, kostete der Rost des Hauses allein 4000 Thaler, das ganze Haus, was damals etwa 2000 werth war, aber 12,000 Thaler. Außerdem mußte er seines Nachbars Haus für 800 Thaler kaufen, damit es an keinen Seifensieder käme! Indessen ging es ihm doch später nicht gar zu übel, denn er ward, wie gesagt, Landrath des niederbarnimschen Kreises und konnte das Gut Weissensee mit der Erbschaft seines Schwiegervaters Ludwig kaufen. Etwas Lockendes hat die Geschichte seiner Beamtencarrière eben nicht, doch mag manche Sportel und manche Ehre nebenher abgefallen sein, die für das Rauhe und für die Einbuße des Staatsdienstes jener Zeit entschädigte.

27.

Wallenstein und Arnim 1632—34. Ein Beitrag zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs nach handschriftlichen Quellen des königlich sächsischen Haupt-Staats-Archivs von K. G. Helbig. Dresden, Adler und Dietze. 1850. Gr. 8. 8 Ngr.

Es ist eine bekannte Thatsache daß Schiller durch den hohen dramatischen Werth den seine „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" besitzt nicht nur im Allgemeinen das öffentliche Urtheil über jene unheilvolle Katastrophe Deutschlands lange Zeit bestimmte, sondern auch im Besondern den Standpunkt fixirt hatte von wo aus man den Charakter, die Pläne, und den endlichen Ausgang Wallenstein's betrachten zu müssen glaubte. Da gab F. Förster vor nunmehr 21 Jahren durch Veröffentlichung von Wallenstein's Briefen den ersten Impuls zu ganz neuen und gründlichern Untersuchungen auf diesem Felde der deutschen Geschichte. Denn so wahr es auch ist was Helbig in der vorliegenden Schrift bemerkt: „es ist Förster's unbestreitbares Verdienst theils einen reichen Schatz archivalischer Materialien bekanntgemacht, theils eine Menge Lügen beseitigt zu haben mit denen seither Wallenstein's Geschichte verfälscht worden war", so glauben wir doch dieser Bemerkung eine viel weitere Geltung zusprechen zu müssen: an Förster's Werke über Wallenstein knüpft sich geradezu die ganze neuere Geschichtsliteratur über den Dreißigjährigen Krieg an. Und dieses Verdienst wird selbst dadurch nicht gemindert daß Förster, die biographische Aufgabe minder berücksichtigend, sich zuletzt in einen leidenschaftlichen Sachwalter Wallenstein's verwandelte, freilich von mehren Seiten her schwer gereizt, wie aus Aretin's und Mailáth's Werken sattsam sich erweisen läßt: denn daß selbst Mailáth nicht so unbefangen urtheilt wie unser Verf. meint dürfen wir wenigstens nach dem Eindrucke behaupten den derselbe mit seinen Angriffen gegen Förster auf uns gemacht hat.

Die archivalische Monographie mit welcher Helbig die historische Literatur in recht dankenswerther Weise bereichert hat zerfällt eigentlich in zwei allerdings ganz ungleiche Theile: in eine Einleitung, und in die mit sehr lobenswerthen Bemerkungen ausgestatteten urkundlichen Berichte. Was die Einleitung anbetrifft, so gibt sie nicht nur den Platz an den die Schrift in der Literatur über den Dreißigjährigen Krieg in An-

spruch nimmt, sondern auch den Standpunkt von wo aus der Verf. Wallenstein's endlichen Ausgang beurtheilen zu müssen glaubt. Wir theilen das Wesentliche dieses Urtheils hier mit:

„Wallenstein's oft rücksichtsloses und zweideutiges Gebahren machte das unnatürliche Verhältniß in welchem der Diener zu dem Gebieter stand für Ferdinand II. so unerträglich daß eine gewaltsame Lösung eintreten mußte. Der Feldherr glaubte in der Verfassung zu sein den Schlag abwehren zu können der ihn bedrohte. Er traf ihn aber früher als er erwartet, und auf andere Weise als es der Kaiser wollte. Dieser hatte zunächst nur beschlossen den Feldherrn abzusetzen und zur Verantwortung zu ziehen, der jetzt bedrängt seine zweideutigen, und bis dahin noch auf kein bestimmtes Ziel gerichteten Verhandlungen mit dem Feinde zu seiner Rettung benutzen wollte. Der Verrath aber welcher den Kaiser bedrohte bestimmte den Obersten Buttler und seine Genossen den bei der Nähe fremder Hülfe noch immer gefährlichen Gegner auf eigene Faust zu ermorden. Der Kaiser mochte über diesen Ausgang selbst erschrecken, aber die Ueberzeugung von dem zuletzt wirklich ausgeführten Verrath beruhigte sein Gewissen, und bestimmte ihn diese That als die durch die Umstände herbeigeführte Vollziehung der angedrohten Strafe des Verraths gutzuheißen und die Mörder zu belohnen. Hätte der Kaiser diese Katastrophe in dieser Art darstellen lassen, so würde er sich in seiner Partei zwar nicht jede Verantwortung vor dem Richterstuhle der Geschichte, wol aber die Schmach erspart haben die Verschuldung in welche eine solche Nothwehr bringt durch absichtliche Fälschung der Geschichte vermehrt zu haben. Dazu aber trieb ihn seine Umgebung: er ließ sich's gefallen daß durch ein Lügengewebe unerwiesener Beschuldigungen die Ermordung als gerechte Strafe eines schon längst vorbereiteten Verraths dargestellt wurde."

Geschichtskundige wissen daß diese Argumentation hauptsächlich Aretin zusammengestellt hat, wie auch unser Verf. angibt, und von Förster scharf kritisirt worden ist: die Widersprüche sind leicht erkennbar, und man sieht sich unschwer veranlaßt für den Kritiker Partei zu nehmen. Man muß überhaupt Aretin's Geschichtschreibung aus dem Gesichtspunkte katholischer Parteiung betrachten wie die fast gleichzeitigen Werke Hefele's und Höfler's: ihr Bestreben ist gegen die protestantische Geschichtschreibung und deren überwiegende Geltung in Deutschland gerichtet.

Daß das sächsische Haupt-Staatsarchiv reich sei an handschriftlichen Quellen über den Dreißigjährigen Krieg — das Archiv in München ist allerdings noch reicher, und beiweitem noch nicht erschöpft, wie aus Aretin's Aeußerungen hervorgeht — haben schon Karl August Müller's „Forschungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte" bewiesen. Und unser Verf. fand ebenfalls ein reiches Material für seine Zwecke vor. Er hat folgende handschriftliche Quellen, die wir im Interesse geschichtsfreundlicher Leser hier verzeichnen wollen, benutzt: 1) Kriegswesen in Schlesien 1631—33 (2 Bände), 2) Schwedischer Krieg 1631—49, 3) Schwedische Sachen (2 Bände), 4) Dreißigjähriger Krieg (3 Bände), 5) Berichte über den deutschen Krieg, 6) Kriegswesen im Reich (3 Bände), 7) Friedenstractaten (6 Bände), 8) Lebzelter's und Anderer Berichte 1632—34 (3 Bände), 9) Bedenken und Berichte der Geheimen Räthe (3 Bände), 10) Französische Gesandtschaft in Dresden, 11) Berichte über den Waffenstillstand in Schlesien (3 Bände), 12) Der Kurfürst und Arnim in Kmehlen, 13) Arnim's Sachen betreffend (3 Bände), 14) Arnim'sche Schreiben (8 Bände), 15) Schreiben an Arnim (2 Bände), 16) Franz Albert's Schreiben, 17) Oberst Kalkstein's Berichte, 18) Egersche Händel 1634, 19) Des Feindes Einfall ins Gebirge 1634, 20) Intercipirte Schreiben verschiedener Art. Bei dieser Gelegenheit können wir die Bemerkung nicht unterdrücken daß in diesen Quellen gewiß so manches Goldkorn für die Specialgeschichte Sachsens enthalten sein möge das seinen Kenner zur Zeit noch nicht gefunden hat, wie denn überhaupt die Specialgeschichte Sachsens noch keineswegs eine Bearbeitung erfahren hat welche des Standes der heutigen Geschichtswissenschaft würdig wäre: Kurhessen, Baiern und Würtemberg sind in dieser Beziehung viel glücklicher gewesen, und Preußens Gelehrte haben mit wahrhaft patriotischem Eifer an der Geschichte ihres Vaterlandes gearbeitet. Ging ihnen ja der größte ihrer Könige selbst mit Muster und Beispiel voran!

Fragen wir nun was Helbig durch die Veröffentlichung seiner archivalischen Forschungen der Geschichtswissenschaft genützt hat, so läßt sich Dies in folgenden Worten kurz zusammenfassen: Er hat neue Beweise geliefert für die Haltlosigkeit der damaligen sächsischen Politik, für die Kraftlosigkeit und Schwäche der Mittel sich eine feste Stellung zwischen Schweden und Oestreich zu verschaffen, für die Unmöglichkeit Wallenstein eher des Verraths zu überführen als bis er von seinen geheimen Feinden dazu gedrängt ward, und endlich für die Richtigkeit der Annahme daß Arnheim seinem Herrn treu und redlich diente, aber nicht ganz mit Unrecht von Pufendorf capitalis idemque astutissimus hostis Suecorum genannt ward. Der Prager Friede beraubte den sächsischen Kurfürsten dieses treuen Dieners in dieser Beziehung, wennschon mehr aus politischen denn aus religiösen Gründen mit der Kurfürstin übereinstimmend, welche in einem Briefe den Urhebern dieses gottlosen Friedens das Brennen in der Hölle wünscht. „Arnim verließ", sagt unser Verf., „nach einem ehrenvollen Feldzuge in Schlesien 1635 den sächsischen Kriegsdienst, weil es wider sein Gewissen war daß im Prager Separatfrieden viele evangelische Stände benachtheiligt, und besonders daß die Evangelischen in Schlesien gegen die wiederholten Zusicherungen des Kurfürsten der Willkür des Kaisers preisgegeben wurden. Zuerst ward er von Oestreich sehr angefeindet, besonders auch weil er in ungerechten Verdacht kam mit den Franzosen wegen Uebernahme eines Commando's unterhandelt zu haben. Doch sein ehemaliger Herr verwendete sich für ihn, und von der Seite bekam er Ruhe. Bald darauf wurde er wegen seiner Bemühungen für einen allgemeinen Frieden den Schweden verdächtig. Er ward von denselben auf seinem Gute Boitzenburg aufgegriffen, und vom J. 1636—37 in schwedischer Gefangenschaft gehalten. Nachdem er durch eine Flucht freigeworden war kam er in eine sehr lebhafte Correspondenz mit dem Kurfürsten von Sachsen, dem er vielfachen guten Rath ertheilte, und suchte mit der umsichtigsten Thätigkeit eine Stellung zu gewinnen in welcher er zwischen den Ansprüchen der katholischen Partei und den Anmaßungen der Fremden einen für das Reich und die Kirche gedeihlichen Frieden herbeiführen könnte. Da diese Bemühungen vergeblich waren, entschloß er sich nach langem Sträuben als kaiserlicher und kursächsischer General an die Spitze eines in Schlesien aufzustellenden Bundesheers zu treten um die eigennützigen Fremden zum Frieden zu zwingen. Doch während der Vorbereitung starb er 60 Jahre alt 18/28. April 1641 in Dresden, und wurde daselbst in der Kreuzkirche beigesetzt."

Schließlich bemerken wir noch daß Helbig eine recht befriedigende Bekanntschaft mit der speciellen, und namentlich neuesten Literatur über den Dreißigjährigen Krieg beurkundet, eine Eigenschaft die alle Anerkennung verdient, wenn man aus Erfahrung weiß welche Aufmerksamkeit dazu gehört daß Einem von dem Vielen was seit ungefähr 20 Jahren in dieser Hinsicht geleistet worden ist nichts Erhebliches entgehe. 79.

Olaus Rudbeck.

Olaus Rudbeck, der im 17. Jahrhundert in Upsala lebte, war ein Mann von stupender Gelehrsamkeit, und seine „Atlantica" ist ein Werk wie die Literatur fast kein zweites aufzuweisen hat. Es verschaffte seinem Verfasser einen europäischen Ruf; vollständig existirt es jetzt nur noch in vier Exemplaren, von denen die Bibliothek des gräflich

Brahe'schen Schlosses Skokloster am Mälarsee eins besitzt. Rudbeck hat in jenem Werke den Zweck nachzuweisen: daß die fabelhafte Insel Atlantis, von der Platon und andere Griechen schreiben, Schweden sei und daß man hier die Urheimat des ganzen Menschengeschlechts suchen müsse. Die ganze griechische Mythenwelt verlegt er hierher und läßt alle alte Mythologie aus der nordischen entspringen. Saturn, den er Sadur nennt, wohnte nach ihm am Wettersee; Hercules war ein schwedischer Heerführer; Apollo mit Baldur identisch; die Trojaner waren Schweden; Neptun ist der nordische Necken. Das beweist er folgendermaßen: „Nepsa" heißt im Schwedischen soviel als strafen, regieren, leiten; „tun" bedeutet Gefängniß, Mauer, Berg, kurz, bezeichnet Alles was einen Gegenstand umgibt; so wird denn auch das Meer „tun" genannt, weil es die Erde umgibt, wie man aus der Edda sehen kann. In der Bibel (Luc. 8 und Marc. 4) steht: „Jesus nepste hafwet", d. h. Jesus stillte das Meer. Daraus ist denn deutlich zu entnehmen daß Neptun Derjenige ist der das Meer leitet und regiert. Auch der griechische Name Poseidon ist nach ihm schwedischen Ursprungs. „Basa" nämlich bedeute ebenfalls: regieren, leiten; von diesem Worte stamme: Basse, Biesse, Besse, Busse, Bose, Passe, Posse, welches einen mächtigen, harten König bezeichne; „Don" sei ein stürmisches Wasser. So sei denn Posse-don ein König der das stürmische Meer beherrsche. Die Etymologie steht offenbar auf schwachen Füßen und erinnert an die Herleitung des Wortes „Fuchs" aus dem griechischen ἀλώπηξ, nämlich in der Art: Alopex,-pax,-pix,-pox,-pux = Fuchs. Und so ist Rudbeck in vielen Fällen lächerlich geworden; allein seinem rastlosen Fleiße, seiner tiefen Gelehrsamkeit, seinem nicht gemeinen Scharfsinn gebührt doch Anerkennung. Es muß ja auch solche Käuze geben. Man denke an die Träume aller Völker von einem goldenen Zeitalter und an die Untersuchungen wo eigentlich das Paradies zu suchen sei. Wir lassen den Schweden gewähren der das Paradies nach Schweden, den Altpreußen der es nach Königsberg verlegt. Wo Jemand seine Jugend verlebte und seinen ersten Traum gleich dem Vater des Menschen träumte, da ist ihm sein Paradies, sein verlorenes Paradies. 20.

Bibliographie.

Herbart's, J. F., sämmtliche Werke. Herausgegeben von G. Hartenstein. 5ter Band. — A. u. d. T.: Schriften zur Psychologie. 1ster Theil: Lehrbuch zur Psychologie. — Psychologie als Wissenschaft neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. 1ster Theil. Leipzig, Voss. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Hilgenfeldt, C. L., Johann Sebastian Bach's Leben, Wirken und Werke. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Als Programm zu dem am 28. Juli 1850 eintretenden Säculartage des Todes von J. S. Bach. Mit einer genealogischen Tabelle und Notenbeilagen. Leipzig, Hofmeister. Imp.-4. 2 Thlr.

Zweihundert Hyperbeln, auf Herrn Wahl's ungeheure Nase. In erbauliche hochdeutsche Reime gebracht von F. Hophthalmos, der sieben freien Künste Magister. 3te wohlfeile Originalausgabe. Mit fünf Stahlstichen, gezeichnet und radirt von Sonderland. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Lex.-8. 10 Ngr.

Kaiser, F., Junker und Knecht. Charakterbild mit Gesang in zwei Akten. Mit 1 Titelbilde. Wien, Wallishausser. 8. 15 Ngr.

Drei Monate unterm Schnee. Tagebuch eines unter Schneefall verschütteten Knaben im Juragebirge. Grimma, Verlags-Comptoir. 1851. 8. 7½ Ngr.

Niebuhr, B. G., Griechische Heroengeschichten. An seinen Sohn erzählt. 2te Auflage. Hamburg, Fr. Perthes. 8. 12 Ngr.

Polewoi, N. A., Geschichte des Fürsten Italiiski Grafen Suworoff-Rimnikski Generalissimus der russischen Armeen. Mit dem in Stahl gestochenen Portrait des Helden, seinem Facsimile und 95 aus seinem Leben geschöpften, in Holzschnitten durch vaterländische Künstler dargestellten Scenen illustrirt und in freier deutscher Uebertragung herausgegeben von J. de la Croix. Riga. Gr. Lex.-8. 3 Thlr.

Schleiden, M. J., Die Pflanze und ihr Leben. Populäre Vorträge. 2te vermehrte Auflage. Mit 5 farbigen Tafeln und 15 Holzschnitten. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schlichtegroll, N. v., Herzog Wolfgang von Zweibrücken und Neuburg als staatsrechtlich und geschichtlich bedeutsamer Stammvater des bayrischen Königshauses. Eine historische Betrachtung unter Benützung archivalischer Quellen bearbeitet. Mit archivalischen Beilagen, nebst dem Bildniß und Autograph des Herzogs Wolfgang. München, Franz. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schnaase, C., Geschichte der bildenden Künste. 4ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter. 2ter Band.: Das eigentliche Mittelalter. 1ste Abtheilung. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Smetana, A., Die Katastrophe und der Ausgang der Geschichte der Philosophie. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wartenburg, K., Reise-Bilder aus Oesterreich. Politisch-sociale Skizzen aus dem Kaiserstaat. Gera, Illgen. 8. 11¼ Ngr.

Weber, G., Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und einem Abriß der deutschen Literaturgeschichte als Anhang für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung. Zwei Bände. 4te verbesserte und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Weihaltar. Predigten, Confirmations- und Gedächtnißreden, Gebete, Lieder und Parabeln. Zum liebevollen, dankbaren Andenken an die verewigten Herren Prediger Aschenberg, Müller, Zimmermann, Hammerschmidt und Tips, weil. in Hagen. Gesammelt und herausgegeben von G. Bormann. Hagen, Butz. Gr. 8. 15 Ngr.

Werlhof, A. C. E. v., Handbuch der griechischen Numismatik mit besonderer Rücksicht auf deren Literatur. Unter Zugrundelegung von Akerman's Manual bearbeitet. Nebst fünf lithographirten Tafeln mit Münz-Typen und Alphabeten, und 22 in den Text eingedruckten Münz-Abbildungen in Holzschnitten. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr.

Wildenhahn, A., Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Churfürsten. 2te durchgesehene Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beleuchtung einiger Vorschläge der Denkschrift des Königl. Preuß. Handels-Ministerii vom 10. Mai 1850. Bremen, Heyse. Imp.-4. 6 Ngr.

Neueste officielle Berichte an die Regierung der Vereinigten Staaten über die Lage und Zukunft Californiens, veröffentlicht durch J. C. L. Fleischmann. Stuttgart, Köhler. 8. 7½ Ngr.

Die Eisenzölle. Berlin, Brandis. 8. 5 Ngr.

Karsten, H., Die protestantische Kirche und deren zeitgemäße Reorganisation. Andeutungen zur Selbstentwickelung der Kirche aus ihrem Lebensprincip. Leipzig, Dörffling u. Franke. Lex.-8. 10 Ngr.

Nebenius, F., Baden in seiner Stellung zur deutschen Frage. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 216. — 9. September 1850.

Neue Reisewerke über Italien.

Zweiter und letzter Artikel.*)

6. Ein Jahr in Italien von Adolf Stahr. Erster und zweiter Theil. Oldenburg, Schulze. 1847—48. Gr. 8. 4 Thlr.
7. Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung von H. Stieglitz. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
8. Briefe aus Italien und Frankreich (1848—49) von einem Russen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 8. 1 Thlr.

Stahr, dem Publicum als ein fleißiger und gewandter Schriftsteller, als ein gründlich philologisch und archäologisch gebildeter Kunstkritiker bekannt, ist in dem verflossenen Jahre mit mehren Werken hervorgetreten. Seine Reise zur Erholung von anstrengenden Studien, zur Stärkung seiner angegriffenen Nerven trat er im April 1845 an, und hielt die erste Rast in Frankfurt. Hier vor Lessing's Bild „Huß vor dem Concil" klingen bereits die ersten Töne von seinem später so gewaltig losbrechenden Hasse gegen die Hierarchie. Aus den Fluten der verheerenden Ueberschwemmung jenes Frühjahrs im Norden geräth er in Mittel- und Süddeutschland — auf der Reise nach Rom! — in die Flut der Discussion über Czerski und Ronge. Dann fährt er von Strasburg aus durchs Elsaß, von Basel bis Genf durch die Schweiz, hierauf nach Lyon und die Rhone hinab. Auf dem Wege durchs südliche Frankreich finden wir den Reisenden mehr nicolaitisch, mehr durch die Unannehmlichkeiten der Reise gestört als später, sei es daß er in dem „civilisirtesten Lande der Welt" mehr Comfort und Reinlichkeit erwartete, oder daß seine hypochondrische Stimmung noch vorherrschender war als später, oder endlich daß keine überwältigende Naturschönheit den leiblichen Klagen Schweigen gebot. In Marseille verweilt Stahr länger. Das Leben der großartigen Handelsstadt, der Hafen, die Flotte, der Bagno beschäftigen ihn mannichfaltig. In Marseille macht der Reisende Erfahrungen über die jammervolle Vertretung der Deutschen im Auslande. Er kommt aus Oldenburg; diese kleinen Staaten können nicht überall Vertreter halten, sie haben aber nicht einmal durchgreifende Verträge mit einem größern deutschen Staate über gemeinsame Vertretung geschlossen. Stahr wendet sich an den Consul eines Nachbarstaats, Hanovers, dem Namen nach einen Franzosen, der, vielleicht von der Existenz eines Staats Oldenburg Nichts wissend, das Visa nach Italien verweigert. Gefälliger ist der Consul eines andern Nachbarstaats, der Hanseate Hr. Sieveking, der aber ebenso wenig dazu verpflichtet ist. Es war einer der schreiendsten Misgriffe des Wiener Congresses daß, wenn er einmal wirklich die deutschen Staaten als souveraine, blos völkerrechtlich verbundene hinstellte, er nicht gleichzeitig in der Weise mediatisirte daß solche Staaten (wenigstens von einer Million Einwohner) entstanden, welche auch die Mittel zum selbständigen Staatsleben besaßen. Von Recht ist ja überhaupt bei der ganzen Umformung Deutschlands nicht die Rede gewesen, Alles ging nach Gunst der drei östlichen Mächte: warum wären sonst selbst von den Rheinbundsstaaten manche größere mediatisirt worden, während kleinere souveraine fortbestanden, ja das treffliche, jetzt so höchst souverain sich gerirende Hessen-Homburg noch nachträglich geschaffen wurde.

In Bezug auf die sehr zahlreichen Deutschen in Marseille klagt Consul Sieveking daß sie völlig abgeschnitten von deutscher Literaturentwickelung leben: denn keine Buchhandlung befaßt sich hier mit dem Verschreiben deutscher Werke; auch von deutschen Zuständen erfahren sie Nichts als was davon die „Allgemeine Zeitung" bringt. Doch hat sich seitdem als beste Schirmburg deutschen Lebens hier eine evangelische Gemeinde gebildet, deren Prediger auch Toulon mitbesorgt, besonders als Seelsorger der dortigen Sträflinge. Die gesammte deutsche, katholische und protestantische, stehende und wechselnde Bevölkerung von Marseille beträgt über 3000, die von Toulon 800 Seelen. Monatlich 1—2 mal geht der deutsch-evangelische Prediger von Marseille nach Toulon, in der dortigen Kirche und im Bagno zu predigen.

Mit der Ueberfahrt nach Nizza schließt der erste Abschnitt; der zweite begreift die Reise von Nizza nach Florenz. Zu Genua bemerken wir daß es keine Strada amorosa, wol aber eine Fontana amorosa gibt, und daß der Palazzo Doria-Tursi damals den Jesuiten gehörte. In Sardinien, dem einzigen italienischen Staate wo ein wahres constitutionnelles System Wurzel gefaßt zu ha-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 92—94 d. Bl. D. Red.

ben scheint und der der Reaction so leicht nicht wieder verfallen wird, hat die Priesterherrschaft wol ausgespielt, und der wackere Capitain des „Dante", dessen Ausspruch Stahr anführt und mit dem Schreiber Dieses auch manche Fahrt gemacht, wird sich befriedigt fühlen. In Florenz hebt der Reisende den Gegensatz hervor welchen „der düstere Ernst der festen, kriegerischen Paläste zu dem übrigen Charakter der jetzt friedlichsten und sanftesten Stadt Italiens bilde". Hier in Florenz geben zuerst bedeutendere Kunstschätze dem Aesthetiker Gelegenheit zu ausführlichen Betrachtungen, Tizian ist sein Liebling; er findet in der „Bella di Tiziano" (Pitti) das Urbild seiner göttlichen Weiber, in dem Bildniß eines Malteserritters von seinem Zeitgenossen Giorgione das Original des Christus mit dem Zinsgroschen. Dabei entwickelt er ungezwungen große Belesenheit und die sorgfältigste Vorbereitung auf die italienische Reise. Winckelmann und Goethe citirt er am meisten. Der Letzte hat entschiedenen Einfluß auf seinen Stil, doch nicht in der auffallenden Weise wie auf den von Carus oder Varnhagen, und noch weniger huldigt Stahr Goethe's Kunsturtheilen, über welche die neuere Kunstkritik längst den Stab gebrochen hat. Es hat uns gefreut den Verf. auch mit den Goldkörnern vertraut zu finden welche in den zu wenig bekannten „Lebensnachrichten von Georg Barthold Niebuhr" über römische Zustände verstreut sind. Daß Horaz und Byron und ebenso Feuerbach und Vischer zuweilen als Zeugen herbeigerufen werden, bedarf keiner besondern Erwähnung. Doch sind das Alles nur die Vorhallen des Tempels; das Allerheiligste eröffnet sich für den Verf. im vierten Abschnitt: „Erste römische Tage." Rom betritt der Reisende mit jenen dem Deutschen eigenthümlichen Empfindungen, wozu unser lebhafter Sinn für Naturschönheit, unsere gründliche, geschichtliche und philologische Vorbildung, welche von frühester Jugend an den Blick auf Rom richtet, endlich eine geheime Sympathie mit dem an Schicksalen uns verwandten Lande und Volke uns allein befähigt, während dem Franzosen und Engländer mehre und dem Russen eigentlich alle diese Berührungspunkte abgehen. Der Verf. hat, was Zeit, Umfang und Vorbildung betrifft, Rom mit ruhigem Genuß wie Wenige gesehen. Interessant ist es in seinen Briefen den Gang zu verfolgen wie er sich einlebt, wie die verschiedenen Seiten der ewigen Stadt an ihn herantreten. Zuerst das Gefühl ungetrübten Behagens und Glücks:

> Ja, ich bekenne mich dankbar für dies Geschenk des Himmels, das Tausenden meines Gleichen nicht zutheilwird und an welchem nur Wenige von Solchen denen es der blinde Reichthum in den Schoos warf Etwas haben, weil sie nicht den Schlüssel seines Verständnisses besitzen, weil sie selbst im Paradiese noch Pflastertreter sein würden. Hier breitet sich, so großer Vergangenheit gegenüber, Ruhe, befriedigte Weltanschauung besänftigend über die Seele. Das unruhige Kleinleben des Tages, das den Tag verschlingt, verschwindet vor dieser gediegenen Massenhaftigkeit so ungeheurer Zeiträume welche man hier übersieht. Die Leidenschaft der Parteiempfindung tritt zurück wo man selbst das Gehaßte lieben lernt. Ich weiß wie sehr uns modernen Menschen diese Reinigung der Leidenschaften noththut und empfinde sie angesichts der großen historischen Tragödie, deren steinerne Lettern ich hier lese, täglich tiefer.

Alles Anstrengende, Ueberwältigende, wie das Capitol und der Vatican, wird vorläufig beiseitegelassen, und nur flanirend in den Villen und auf den Trümmerstätten von Kunst und Alterthum genascht. Wenn der Blick in den „Förster" mit der Masse von Sehenswürdigkeiten schreckt, so tröstet die Aussicht auf die noch gegönnten Monate römischen Aufenthalts. Dazwischen harmloses Zurückrufen der Studentenjahre im Kreise der deutschen Künstler. Den künstlerischen und katholisirenden Anschauungen seines Führers, des Bildhauers Steinhäuser, gibt der Verf. sich so hin daß er, der noch in Florenz meinte: „Wer in Italien katholisch wird ist schwachen Verstandes oder ein Schelm", jetzt die Stafage von Mönchen und Priestern ganz natürlich und malerisch findet. Doch bei längerm Aufenthalt in Rom blassen die malerischen Eindrücke ab, und mit genauerer Kenntniß des Staatswesens treten die Mängel der Verwaltung immer schreiender hervor. In dieser Hinsicht war Stahr's Buch veraltet während der kurzen Zeit des nun auch längst verhallten „Viva Pio Nono!" aber später ist es wieder in seine volle Geltung getreten. Wie der Jansenismus in Bezug auf das Dogma, wie die Wiederherstellung des Jesuitenordens, die Rücknahme des einzigen Schrittes den Rom je der öffentlichen Meinung zu Liebe gethan, in Bezug auf die kirchlichen Streitkräfte, so ist Pius IX. selbst in Beziehung auf die Herrscherrolle des Papstes der geschichtliche Beweis daß der Katholicismus jeder Reformation innerhalb seiner selbst unfähig ist, daß er nur die Wahl hat, sowie er ist, zu siegen oder zu sterben. Nicht nur für die Jesuiten, sondern für die ganze Hierarchie gelten die Worte des Jesuitengenerals: „Sint ut sunt aut non sint." Pius IX. hat gleichzeitig wie Friedrich Wilhelm IV., der durch sein Patent, den Vereinigten Landtag betreffend, wie der Papst durch seine ersten Regierungshandlungen ein großes Volk anregte, die Macht der Consequenzen erwogen. Beide meinten Glückliche zu machen, die, der Bewunderung und Anbetung voll, Nichts weiter als das Gebotene verlangen würden. Aber die Bewegung ging weiter; in Berlin siegte der volle Constitutionalismus am 18. März, in Rom aber wurde die Republik, welche nur die folgerichtige Entwickelung der völligen Secularisirung des Kirchenstaats war, durch fremde Waffen niedergeschlagen, und seitdem sehen wir den gepriesenen Papst der Reaction verfallen. Aber wie soll er auch den ganzen Staat verweltlichen und selbst ein geistliches Oberhaupt bleiben? Er hebt ja am Ende sich selbst auf! Und doch wird Dieses der unvermeidliche Ausgang sein, nach dem allgemeinen Gesetz welches seit einem halben Jahrhundert die Geistlichen von der directen oder indirecten Leitung des Staatsruders verdrängt hat, weil die inzwischen gestiegenen Ansprüche an den Staat und die Fortschritte der Staatswissenschaften Männer verlangen welche die gehörige Vorbildung empfangen haben und ganz dem Staatswesen

leben. Wir sehen zuerst die geistlichen drei Kurfürstenthümer am Rhein sich auflösen, dann in Spanien und Portugal, bei den gehorsamsten Kindern der Kirche, den politischen Einfluß von Rom und den Geldausfluß nach Rom versiegen, endlich mit dem Sturze Abel's und Metternich's in Baiern und Oestreich die Unterdrückung der Protestanten und den mächtigen politischen Einfluß der Hierarchie auf die Staatsverwaltung zerfallen. Mit der weitern Entwickelung des Verfassungslebens in Sardinien wird unvermeidlich die freisinnige Bestimmung der Charte (welche freie Religionsübung gestattet blos mit den formellen Beschränkungen hinsichtlich der Glocken und Thürme, wie sie trotz der Bundesacte bis zum März 1848 auch in Oestreich galten) zur Wahrheit werden, und dann ist selbst in einem italienischen Staate die religiöse Entwickelung von der Verwaltung gelöst.

Einzelne Theile des Stahr'schen Werkes erschienen früher in der „Bremer Zeitung". Ein solcher Abschluß einzelner Partien hat den Vortheil: der Darstellung schöngerundete Bilder einzureihen welche dem Leser Ruhepunkte gewähren. Ein solches abgeschlossenes Bild ist z. B. die Schilderung der Tombola in der Villa Borghese. Den heißen Sommer bringt unser Verf. in gemüthlichem Naturleben mit Künstlern in Aricia zu und vervollkommnet sich in dieser Umgebung im Italienischen. Ende Juni kommt er auf ein paar Tage zum Peter-Paulsfeste nach Rom. Die Kuppelbeleuchtung, dieses einzige Schauspiel, macht natürlich den lebhaftesten Eindruck auf ihn; dagegen fühlt er sich abgestoßen von der Würdelosigkeit der kirchlichen Ceremonien, welche schon W. von Humboldt die langweiligsten der Welt nannte. Schreiber Dieses hat sich immer gewundert, wie die Hierarchie, welche allen Wandlungen der Zeitstimmung sich zu fügen weiß, eine demokratische Richtung sich zuschreiben konnte, während doch den nähern Zugang zu allen Kirchenfeierlichkeiten nicht der Eifer des weithergewallfahrteten gläubigen Provinzialen, sondern der schwarze Frack des meist ketzerischen Fremden gewährt. Bis gegen das Ende des Juli verweilt Stahr in Aricia, wo das Leben in der genialen fröhlichen Malergesellschaft, je länger die Gäste unter sich und mit den Stadtbewohnern sich einleben, immer bunter sich gestaltet. Einfache improvisirte Feste werden reizend geschildert, und nach einem rührenden herzlichen Abschied reist er nach Neapel, das gründliche Studium der Kunstschätze und Alterthümer Roms auf den Winter sich versparend. So umgeht er mit weiser Mäßigung jene Plage und Klage der vielgeschäftigen Reisenden welche Rückert so unübertrefflich in Verse gebracht:

Wie ich es auch an mag fangen,
Vorn und hinten will's nicht langen.
Von dem Morgen bis zum Abend
Laufend, rennend, schnaubend, trabend
Hab' ich doch in manchen Gassen
Manches unbeseh'n gelassen,
Und auch was ich angeschaut
Ist deshalb noch nicht verdaut.
Der Paläst' und Kirchen Menge
Und der Galerien Gedränge,
Und die alten Malernamen,
Die mir nie zu Ohren kamen.
Alterthum auf allen Schritten,
In der Stadt des Volkes Sitten,
Draußen vor dem Thor die Landschaft
Und dazu noch die Bekanntschaft!
Kostet's Zeit erst sie zu schließen,
Fehlt die Zeit sie zu genießen;
Eh' man lernt einander kennen
Muß man wieder weiterrennen.

Der sechste Abschnitt: „Nach Neapel", beginnt mit einem Brief aus Velletri vom 28. Juli. Die beiden andern Nachtquartiere sind die gewöhnlichen der in vier Tagen den Weg zwischen Rom und Neapel zurücklegenden Betturini: Terracina und Sant' Agata. Klagen über die päpstliche Regierung und die Schlechtigkeit des neapolitanischen Volkscharakters kürzen den Weg. In Neapel selbst macht es der Reisende ebenso weise als in Rom. Er verweilt nur wenige Tage um den Gesammteindruck der Stadt zu genießen, und flüchtet dann vor der Hitze schon im Anfang August in das „Landleben zu Sorrent".

Von Sorrent aus macht unser Verf. die gewöhnlichen Ausflüge nach Amalfi, Salerno und Pästum, ärgert sich über die Unbeholfenheit und Feigheit der Seeleute dieser Küsten umsomehr als er sie mit den unübertroffenen Friesenschiffern von Helgoland und Wangeroog vergleicht. Es ist die Sache aber nicht ganz so arg. Ref. hat auch einmal beim schönsten Wetter die Ueberfahrt von Massa nach Capri gemacht mit dem erbärmlichsten, zerrissenen, von zwei gekreuzten Rudern statt von Stangen gehaltenen Segel und den ungeschicktesten Schiffern, welche fast mehr nach den Seiten als vorwärts das Schiff bewegten, sodaß trotz der Ruhe des Meers ein Theil der Gesellschaft fast seekrank wurde. Nachher stellte es sich aber heraus daß unsere Ruderer wohlbestallte Eseltreiber waren, welche nur wegen des Zudrangs der Fremden das einträglichere, ungewohnte Geschäft übernommen. Dagegen ist Ref. mit wahren Marinaren von Pozzuoli bei sehr stürmischem Wetter nach Ischia und zurückgefahren und kann ihre Kaltblütigkeit, Geschicklichkeit und Ausdauer nur rühmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein englisches Wort über „Aphra Behn" von L. Mühlbach.

Obwol das „Athenaeum" den in Nr. 9 d. Bl. bereits besprochenen Roman „Aphra Behn" von L. Mühlbach, für das Product einer männlichen Feder nimmt, in seiner betreffenden Anzeige den Verfasser „Herr Mühlbach" nennt, so dürfte doch dieser Irrthum kein Grund sein das Urtheil selbst vorzuenthalten, welches auf Folgendes hinauskommt:

Ueber den Inhalt eines Buchs wie das vorliegende viel zu sagen, wäre reine Wortverschwendung. Der gute Geschmack und Zartsinn des Verf. bekunden sich gleich von vornherein dadurch daß er zu seiner Heldin jenes kluge „unglückliche Frauenzimmer" gewählt hat, jene Aphra Behn — Pope's Asträa —, deren Eintritt in vornehme Gesellschaft und deren Verwendung

als eine Art Horcherin am haager Hofe oder als Schriftstellerin nur in einer Zeit stattfinden konnten, auf welche, da sie die schmachvollste Periode unserer Geschichte ist, die Engländer stets mit Erröthen zurückblicken müssen. Was aber uns an dem Gegenstande verletzt empfahl ihn Herrn Mühlbach. Er ist ein eifriger Schüler von Sue und Dumas, und außerdem ein entschiedener Republikaner. Also fühlte er sich veranlaßt im Geiste jener großen Lehrer durch die Geschichte der Unreinen die hohe poetische Bedeutung eines liederlichen Lebenswandels und einer zur Schmeichlerin der Sinnlichkeit entwürdigten Feder darzulegen, wobei er die Monarchie nachträglich und ganz besonders durch das Zeichnen von Dingen in Verruf zu bringen gedenkt, von denen Jeder einräumen muß daß sie erbärmliche Misbräuche dieser Institution waren. Schade nur daß der Roman in beider Beziehung hinter der unerquicklichen Absicht zurückbleibt. Er ist eine dürftige Copie der Pfiffe und Cabriolen, durchaus nicht der Gewandtheit, eines Stils welcher auch in den besten französischen Originalwerken von jeher einen gesunden Geschmack anwiderte, und unsers Bedünkens jetzt in England ziemlich nur noch in der niedrigsten Leserclasse Anklang findet. Wäre Dies aber auch nicht der Fall, und müßten wir mehr solchen Matsch von Schmuz und Flitter durchwaten, so würde uns doch die faulige Pfütze aus erster Hand am liebsten sein. Die Deutschen sind stark und glücklich, solange sie den Eingebungen ihres vaterländischen Genius treubleiben. Sobald sie aber eine ausländische Manier nachahmen, thun sie es tölpelhaft, und von allen unglückseligen Vorkommnissen dieser Art sind ihre jüngsten Versuche, die Gunst der gefallenen Grazien zu gewinnen, und cynisch à la jeune France zu sentimentalisiren, nicht nur am wenigsten zu entschuldigen, sondern auch offenbar die mislungensten.....

Herr Mühlbach beweist sich im historischen Theile seines Romans ebenso schwach wie in der Moral oder Erfindung desselben. Seine Skizzen wohlbekannter Begebenheiten und Personen zeugen von keiner geschickten Hand, und verrathen entweder eine seichte Kenntniß oder eine sehr verkehrte Auffassung seines Gegenstandes. Seine Begriffe vom englischen Volke und von dessen Sitten, von den Höflingen und Staatsmännern der Restauration sind fabelhaft abgeschmackt, und es fehlt dieser Abgeschmacktheit sogar das Verdienst zu unterhalten. Seine Zeichnungen sind langweilige Caricaturen, in denen die Verzerrung nicht einmal der Grimasse erlaubt spaßhaft auszusehen. Um König Karl, dessen Favoriten und sein Volk darzustellen, führt er eine Reihe ermüdender und verwirrter Scenen vor, welchen sich nichts Wirkliches herausfühlen läßt außer ein gewisser halbangeschlagener Ton eines rohen Cynismus, den eine übervolle Wortflut schlecht verbirgt. Seine Unbekanntschaft mit der Zeitgeschichte tritt am deutlichsten hervor wenn er dem Rechte des Dichters auf freie Bewegung entsagt, und Burnet und Andere als Autoritäten seiner ärgsten Pudel citirt. Es genügt davon zu erwähnen daß er den großen Brand von London mit dem Verbrennen der Schiffe in Medway durch die Holländer im folgenden Jahre verwechselt. Selbst die Geographie des Landes über welches er schreibt ist ihm so fremd daß er die Mündung der Themse mit einer Kette gesperrt glaubt, muthmaßlich weil er sich dunkel erinnert gehört zu haben daß Monk darauf angetragen einen Hafenbaum quer über den Medway zu legen. Und sein Verständniß der skandalösen Hofgeschichte, die er mit mehr Gusto studirt haben muß, offenbart sich daraus daß er Nell Gwynne und die Herzogin von Castlemaine in Begleitung seiner Aphra auf die Bühne bringt, so als hätten sie zusammen auf ganz ebenbürtigem oder freundschaftlichem Fuße gelebt....

Stände dieses werthlose und langweilige Machwerk des Herrn Mühlbach mit allen seinen Fehlern und aller seiner Albernheit vereinzelt, würden wir es gar nicht beachtet haben. Es hat im Vorübergehen seine Abfertigung erhalten, weil es eine häßliche Probe eines zu großen Zweigs der deutschen Literatur ist, dessen Uebergewicht sich in unsern Tagen schlecht eignet ernste Geister wegen einer künftigen Selbstregierung in Deutschland mit Hoffnung und Vertrauen zu erfüllen.... 8.

Lesefrüchte.

Der Inquisitionspalast in Rom.

Der Inquisitionspalast, den solange Päpste regierten Niemand außer den Inquisitoren mit der Hoffnung betrat ihn je wieder lebendig zu verlassen, hängt mit dem Vatican zusammen. Während der letzten Regierung wurden jedoch die Hallen und Kerker aufgebrochen. Zuerst sah man die Gefängnisse, Ställe, Küchen und Keller. Man hat Oeffnungen in die Mauern gemacht und Theile der Fußböden aufgerissen, unter welchen man Menschengebein und eine Fallthüre fand. Als man an einer Stelle sehr tief nachgrub entdeckte man eine Menge Gerippe, mehre so nahe aneinander und so fest von Kalk umschlossen daß man keinen Knochen herausnehmen konnte ohne ihn zu zerbrechen. An der Decke eines andern unterirdischen Gemachs befand sich ein starker Ring, muthmaßlich zum Gebrauche der Tortur. Ein Divan von Stein lief längs der Wand zum Sitze für die Gefangenen. In einem dritten Gewölbe fand man viel schwarze fette Erde mit Menschenhaar von solcher Länge daß es dem Haupte einer Frau anzugehören schien. In diesem Kerker zeigte sich eine Fallthüre, welche zu einem Gange nach der Stube führte wo die Verhöre gehalten wurden. Unter den mit Holzkohle geschriebenen Inschriften waren manche von sehr neuem Datum, welche in pathetischen Ausdrücken die Leiden der Opfer schilderten. Die bedeutendste Person welche man in den Gefängnissen fand war ein Bischof, Namens Kasner, welcher hier mehr denn 20 Jahre eingesperrt saß. Er erzählte daß er in Rom aus dem Heiligen Lande angekommen war mit Papieren welche einem Geistlichen daselbst gehörten. Er gab sich für diesen aus, und brachte es dahin daß er als Bischof geweiht ward. Man entdeckte den Betrug, nahm Kasner auf seinem Wege nach Palästina gefangen, und brachte ihn in die Kerker des heiligen Amts, wo er das Ende seiner Tage erwarten sollte, weniger zur Strafe seines Trugs als um den Misgriff des unfehlbaren römischen Hofs zu verbergen. Als man vom obern Flur in die Stube des Archivs trat schien es zuerst als befände sich Alles an seinem Platze; aber später entdeckte man daß, obschon die Schildlein der Pergamente und die Futterale zur Stelle, die Documente herausgenommen waren. Einige vermuthen daß letztere in das Kloster della Minerva oder zu Privatpersonen gebracht wurden; indeß Andere behaupten die Actenstücke seien verbrannt, da im November 1848, bald nach der Flucht des Papstes, die Bürgergarde eilig in den Inquisitionspalast kam, von großen Rauchwolken und dem Geruche verbrannten Papiers herbeigezogen. Auf diese Art gingen aller Wahrscheinlichkeit nach die Erinnerungen diabolischer Grausamkeit unter. Soweit authentische englische Zeitschriften nach Berichten aus Rom.

Reminiscenz aus der Schreckenszeit.

Chateaubriand — Châteaubrillant nannte man ihn in den Tagen wo seine „Atala" zuerst Glück machte, wie mir ein Zeitgenosse Chateaubriand's erzählt hat — erwähnt in seinem „Génie du christianisme" einen Zug den weder er noch Lamartine in ihren spätern Revolutionserinnerungen wieder auffrischten. Als man zu Paris die Herzen der Priester auf Piken trug sang man dazu: „Ah, il n'est point de fête quand le coeur n'en est pas." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 217. —— 10. September 1850.

Neue Reisewerke über Italien.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 216.)

Der zweite Band des Stahr'schen Werks setzt den Aufenthalt in Sorrent fort. Zunächst ein Ausflug nach Capri, wo der Verf., wie er des Antheils Colletta's an der Eroberung der Insel im J. 1808 durch Murat gedenkt, auch die Theilnahme der Deutschen Legion an der Eroberung von Ischia und Procida 1809 durch die Engländer hätte hervorheben können. Jenen Tapfern war es nicht gestattet für Deutschland direct ihr Blut zu vergießen; sie kämpften für das Vaterland indem sie überall in Europa, vom Tajo bis zum Belt und vom Faro bis zur Schelde ihr Schwert gegen Napoleon schwangen, und hatten davon „Nichts als die Mühe und die Schmerzen und wofür wir uns halten in unsern Herzen". Deshalb aber ist es Pflicht ihrer Thaten bei solchen Gelegenheiten zu gedenken. S. 12 erwähnt der Verf. den Römer Mariotti als Autor des bekannten Buchs: „Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung." Mariotti ist aber ein angenommener Name, unter welchem sich Gallenga verbirgt, in dem zweiten Viertheil des J. 1848 piemontesischer Gesandter in Frankfurt. In seiner glücklichen Verborgenheit in Sorrent hat der Verf. Gelegenheit und Muße den Bildungszustand der neapolitanischen Provinzen zu studiren. Ihm fällt ein in den obern Classen der Gemeindeschule eingeführtes Lehrbuch in die Hände, über welches er Folgendes berichtet: Es ist eine „neue, vermehrte und verbesserte", erst 1839 gedruckte Auflage der italienischen Uebersetzung von Formey's 1794 in Berlin erschienenem „Abrégé de toutes les sciences", welche in zehn Capiteln auf etwa 250 großgedruckten Seiten in Fragen und Antworten allerlei Belehrung aus der biblischen Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, Himmelskunde, Erdkunde, Weltgeschichte (welche auf drei Seiten abgehandelt ist), Götterlehre u. s. w. gibt. Sehr ausführlich ist die Heraldik behandelt, doch fehlen die zwei verbreitetsten Orden: der Rothe Adler und die Ehrenlegion, sehr natürlich, denn beide sind ja nach 1794 gestiftet. Dagegen ist in der Staatenkunde eine arge Verwirrung eingerissen. Während nämlich der allgemeine Theil auf dem Standpunkt von 1794 noch den Deutschen Kaiser Franz II. mit dem Reichstag zu Regensburg, mit den sieben Kurfürsten, den geistlichen Fürsten und zahlreichen Reichsstädten anführt, kennt der specielle Theil nur noch einen Kurfürsten, den von Hessen, Wilhelm I., und schon den König von Würtemberg. Portugal besitzt natürlich nach diesem Buche noch Brasilien, sowie Spanien seine südamerikanischen Colonien und der Sultan ist noch Herr von Hellas. Die Frage, ob Galilei mit seinem Eppur' si muove! Recht habe, wagt Uebersetzer des Buchs nicht zu entscheiden; er hilft sich mit einem „Einige meinen, Andere behaupten." Von Sorrent aus besucht Stahr auch Pompeji.

Eine Frage drängte sich mir auf, die ich nirgend beantwortet gefunden: warum man nicht schon im Alterthum, bald nach dem unglückseligen Ereignisse selbst, eine Wiederaufgrabung der nur leicht verschütteten Stadt veranlaßte. An Händen fehlte es schwerlich, und leichter als jetzt mußte die Arbeit auch sein und sich wol auch der Mühe lohnen. Spuren früherer Nachgrabungen haben sich allerdings gefunden, wie mir ein seit langer Zeit hier lebender Deutscher erzählte, der selbst bei den unter Murat eifrig betriebenen Aufdeckungen oft zugegen gewesen. Stieß man doch selbst in dem mit eisenharter Lava bedeckten Herculanum auf eingehauene Gänge, deren als Spuren früherer Nachgrabungsversuche Winckelmann erwähnt. Vorzüglich um der baaren Schätze willen werden die entronnenen Bewohner dergleichen Nachgrabungen angestellt haben, woher es auch erklärlich ist daß bisher verhältnißmäßig so wenig an edlen Metallen gefunden ist. Doch dieser Umstand kann auch andere Gründe haben, da nirgend soviel gestohlen wird wie bei den pompejanischen Ausgrabungen. Ein Antiquar in Neapel *) hat einen ganzen Saal von Verkaufsgegenständen dieser Art, wodurch unzähliges Alterthum in alle Welt verzettelt wird. In Pompeji waren namentlich frühzeitige Nachforschungen um so erklärlicher, da die Stadt, obschon 18 Fuß hoch mit Asche überschüttet, keineswegs ganz verschwunden war. Sannazar, ein neapolitanischer Dichter (1458—1553), läßt in seinen Gedichten einen Hirten sagen: man sehe von der verschütteten Stadt noch Häuser, Thürme, Theater und Tempel.

Die folgende Abhandlung, besonders über die Kunstwerke Pompejis, hat bei einem Archäologen und Aesthetiker von Fach natürlich ganz andern Werth als die Herzensergießungen gewöhnlicher Touristen, welche selten über die Schilderung des Eindrucks hinauskommen.

---

*) Es ist bezeichnend für die neapolitanische Beamtentreue daß dieser Mann, Namens Barone, dem Museum gerade gegenüber wohnt. Er hat in seinem zweiten Stock, wohin nur empfohlene Fremde Zutritt erhalten, Gegenstände welche das königliche Museum selbst nicht so schön besitzt. D. Ref.

Schlechtes Wetter hält den Verf. längere Zeit von Ausflügen zurück, und so behandeln seine Briefe gelegentliche Gegenstände: Ergebnisse eines Gesprächs mit einem lange in Neapel lebenden Deutschen (Hektor Marstaller) über den Volkscharakter, ein Lebensabriß des Architekten Hallmann bei Gelegenheit von dessen Todesnachricht, ein Besuch bei einem vielgewanderten, vornehmen preußischen Sonderling, von S., der mit seiner Frau allein einen Bauernhof bewohnt, eine Predigt in Sorrent u. s. w., bis er endlich Ende September nach Sicilien überfährt. Den zweiten Abschnitt („Vierzehn Tage in Sicilien") eröffnet ein Brief aus Palermo vom 28. Sept.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue französische Romane.

Im Allgemeinen erhält der größere Theil des deutschen Publicums der sich für die französische schöne Literatur interessirt nur eine sehr unvollständige Kenntniß von Dem was auf dem Gebiete derselben in Frankreich erscheint, und dort sich eines wirklich verdienten und nachhaltigen Beifalls erfreut; namentlich werden sehr viele wirklich gute Romane bei uns gar nicht bekannt, oder finden nur sehr vereinzelt hier und da durch einen glücklichen Zufall Eingang in Deutschland. Dies rührt nicht davon her daß weniger Derartiges in Frankreich producirt würde. Wenn auch die politischen Kämpfe sich bisweilen der ganzen Bewegung des Lebens in Frankreich bemächtigen, so entsteht dadurch für die schöne Literatur nur eine anscheinende kurze Stockung, und sobald ein Moment der Ruhe eintritt öffnen sich die gesperrten Schleusen wieder, und die zurückgehaltene Flut treibt lustiger und mächtiger als je vorwärts; denn das Bedürfniß nach unterhaltender, das Gemüth und die Einbildungskraft anregender Lecture ist bei unsern überrheinischen Nachbarn ganz dasselbe geblieben. Als Ursache der geringern Verbreitung jenseit der Grenzen Frankreichs ist dagegen, und zwar allein nur die Wendung in der Art und Weise der Veröffentlichung zu betrachten welche in Hinsicht auf belletristische Producte sich dort in neuerer Zeit gestaltet hat. Der französische Buchhandel, der wie aller Buchhandel in ganz Europa zu sehr durch das Uebermaß geistiger Production und den Mangel an genügendem Absatz gelitten hat, mußte sich besonders von diesem Zweige abwenden, weil ihm hier zu Vieles hinderlich entgegentrat, namentlich die hergebrachte zu kostbare Ausstattung der Romane, und der dadurch nothwendig gewordene hohe Preis (durchgängig 1 Thlr. 25 Ngr. für den Band von 15, höchstens 20 sehr splendid gedruckten Bogen), sowie die belgischen Nachdrucke, welche, wenngleich auf verbotenen Wegen, selbst in Frankreich überall zu haben sind, und endlich die Honorare, die in keinem Verhältniß mehr zu dem möglichen Gewinn standen. Dazu kam noch daß die politischen Zeitungen ihre Feuilletons mit Romanen der berühmtesten Schriftsteller in diesem Fache vorzugsweise füllen, und daß die speculativen Besitzer von Leihbibliotheken und cabinets de lecture diese abgetrennt und zusammengebunden für ihre Kunden in Bereitschaft halten, wodurch der Debit eines Werks in besonderer, eleganter Ausgabe sehr verringert wurde. So ward denn der Roman ein integrirender Theil aller Journale, und ist auch jetzt überall in diesen Tages- und Monatsschriften — die ganz strengwissenschaftlichen ausgenommen — vorherrschend. Jedes Journal, sei es ein politisches, sei es ein literarisches, hat wenigstens einen beliebten Romanschriftsteller als stehenden Mitarbeiter, oft sogar als Redacteur, natürlich die gelesensten Zeitschriften, die daher auch den höchsten Ehrensold zahlen können, die berühmtesten. Da nun aber nur die letztern, wie z. B. „Le Temps", „Le Constitutionnel", „Journal des débats", „La Presse" u. s. w., sowie die „Revue des deux mondes", in Deutschland allgemeiner gelesen werden, so erhält die Menge hier auch nur Kenntniß von den Romanen die zur Mode des Tages gehören, und es wird bei uns, sei es durch diese Zeitschriften, sei es durch Uebersetzungen oder Nachdrücke, nur allgemein bekannt was Dumas, Balzac, Sue, George Sand und einige wenige Andere Neues auf diesem Felde bringen. Von vielem wahrhaft Trefflichen welches andere sehr gute, aber in Deutschland gar nicht oder nur höchst selten gelesene Journale, wie namentlich die verschiedenen Modejournale, und die Journale der Provinzen, oder die wöchentlich nur ein mal erscheinenden Zeitschriften veröffentlichen, kommt uns gar keine Kunde zu, wenn nicht zufällig ein speculativer belgischer Buchhändler es für eine gute Prise erklärt, und es dadurch im Auslande verbreitet.

Auf einige wahrhaft ausgezeichnete derartige Leistungen aufmerksamzumachen soll daher die Aufgabe dieses Artikels sein. Ehe wir jedoch zu dem Einzelnen übergehen sei es uns vergönnt noch einige allgemeine, und wie es scheint nothwendige Betrachtungen über die neueste Romanliteratur in Frankreich überhaupt voranzusenden. Es ist eine bekannte, oft ausgesprochene Thatsache: daß die zeitbewegenden Ideen bei einem Volke sich in dessen Romanen gleichsam ablagern, und dessen innere Geschichte noch mehr als seine äußere widerspiegeln, begleiten und resumiren. Die socialen Fragen welche gegenwärtig mehr oder minder alle civilisirten Nationen beschäftigen sind in Frankreich bisher am entschiedensten zur Sprache, und die daraus entspringenden Gegensätze der Meinungen auch am entschiedensten zum Kampfe, und zwar nicht blos auf dem Felde der Theorie, gekommen. Ebenso lebhaft und mitunter gewaltsam wie sie hier verhandelt wurden, hat sich ihrer der Roman bemächtigt; da derselbe aber zur Aufgabe hat das Leben in seinen hervorragendsten Erscheinungen darzustellen, und dadurch seinen Beitrag zu ihrer Lösung und zur Ausgleichung zu liefern, so trugen eben diejenigen französischen Romanschriftsteller welche sich damit beschäftigten, um ihre Zwecke desto sicherer zu erreichen, stets mit den stärksten Farben auf. Die Hauptfrage der Gegenwart überall ist: Wie sollen die Misverhältnisse in unserm socialen Leben beseitigt und ausgeglichen werden? Ehe der Romanschriftsteller sich an die Beantwortung wagt muß er diese Misverhältnisse selbst dem Leser vor die Augen führen, und zwar mit allen Zuthaten die der Roman als Kunstwerk, und der Leser daher als Richter auch von diesem fodert. Wo die Menschen am zahlreichsten und engsten beisammenleben sind diese Misverhältnisse natürlich am stärksten und häufigsten, also für Frankreich in Paris, das obendrein, wie sonst keine Metropole, der Mittelpunkt alles französischen Lebens ist. Faßt man Das genau auf, so wird man leicht einsehen weshalb seit der Restauration, wo jene Lebensfragen aufzutauchen begannen, die französischen Romane von uns Deutschen obwol als höchst anziehend, doch auch als zum größten Theil höchst unsittlich oder wenigstens als sehr unanständig ausgeschrien, trotzdem aber mit großer Begierde gelesen wurden. Es ist interessant zu sehen wie diese Lebensfragen allmälig in den französischen Romanen sich immermehr ausbreiteten, zuerst nur einzelne Erscheinungen berührten, dann aber sich über die ganze Gegenwart ausdehnten, anfangs nur sozusagen Romanmonographien waren, jetzt Romanencyklopädien sind. Als die von den Franzosen selbst so getaufte littérature de boue et de sang auftauchte, beschäftigte sie sich anfangs nur mit den Misverhältnissen der in Frankreich unauflöslichen Ehe, also mit den verschiedensten möglichen Folgen derselben, die alle auf den Ehebruch und dessen Consequenzen hinauslaufen. Nimmt man die jetzt zum Theil selbst in Frankreich vergessenen, zu jener Zeit gepriesenen Romane wie „Les intimes" von Michel Raymond, „La confession" von Jules Janin, „Indiana" von George Sand, „Volupté" von Sainte-Beuve u. s. w. zur Hand, so findet man in allen dasselbe Thema variirt, und möglichst auf die Spitze gestellt; einige Schriftsteller, namentlich die Gesellschaft die unter dem Namen Michel Raymond ihre gemeinschaftlich geschriebe-

en Werke veröffentlichte, und zu der bekanntlich Masson, Goz-lan, Brucker und Luchet gehörten, gingen bald schon einen Schritt weiter, und dehnten ihre Schilderungen auf die geschlechtliche Entsittlichung in der französischen Gesellschaft überhaupt aus, während Balzac sich die allgemeine moralische Verderbtheit zum Thema wählte, bis endlich infolge der durch den Saint-Simonismus, und den daraus entspringenden Communismus und Socialismus in Umlauf gesetzten Ideen Eugen Sue dieselben in seinen weltbekannten Romanen auf das ausführlichste behandelte, und alle Classen wie alle Zustände der Gesellschaft in seine weitgezogenen Kreise hineintrug. Wir Deutschen haben uns eher zu viel als zu wenig mit diesen Leistungen beschäftigt, und obwol die Ansichten darüber sehr verschieden sind, so wäre es doch vom Ueberfluß hier noch irgend Etwas zur Vermittelung der Extreme sagen zu wollen; die richtige Würdigung derselben, und die Anweisung der ihnen zukommenden Stelle in der Literatur kann erst die unparteiische Kritik einer künftigen Zeit gewähren.

Dadurch jedoch daß diese Richtung mit ihren vielen französischen wie ausländischen Nachahmungen die vorherrschende geworden ist, hat sich namentlich in den mittlern Schichten unserer gebildeten Gesellschaft der Gedanke festgesetzt: alle französischen Romane der Gegenwart hätten dieselbe oder eine verwandte Tendenz, und gar viele sonst verständige und hübsche Leute, wie Goethe zu sagen pflegte, bilden sich ein jeder neue französische Roman sei wenn auch kein unsittliches, doch immer ein sehr gefährliches Buch, dessen Leserkreis nur ein sehr gereifter und beschränkter sein dürfe. Daß diese in einem großen Irrthume sich befinden, daß in jeder Saison neue Romane in Frankreich erscheinen die ebenso unterhaltend als geeignet sind die Bildung des Geistes und des Herzens zu fördern, und tiefe Blicke in das menschliche Leben und Gemüth zu gewähren, Das sei uns nun gestattet mit dem Folgenden zu beweisen. Die Reihe der neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete beginnen wir mit:

1. **Jacques de Brancion. Par le Marquis *de Foudras*.** Drei Bände. Paris 1849.

Ob dies der wirkliche Name des Verf. sei, oder nur ein angenommener, vermögen wir nicht zu entscheiden; wir wissen nur daß der vorliegende Roman nicht seine erste Arbeit ist, sondern daß diesem Buche einige andere vorangingen, wie „Les chevaliers du Lansquenet", „Les viveurs d'autrefois", in welchen er sich gefiel die Entsittlichung früherer Zeiten in Frankreich in einem Stile welcher die Mitte der Darstellungsweise von Alexander Dumas und der von Eugen Sue hält zu schildern, und welche sich durchaus nicht von den vielen gewöhnlichen Leistungen dieser Gattung, welche seit kurzem in Paul Féval, Gondrécourt, X. de Montegin u. A. neue Anbauer gefunden hat, vortheilhaft unterscheiden. Außerdem war uns noch bekannt daß eben dieser Autor einer der beliebtesten Mitarbeiter des „Journal des chasseurs" sei, und daß seine Jagdgeschichten sich durch frische, lebendige Auffassung und Interesse des Inhalts auszeichnen. Nicht ohne Mistrauen wieder eine von jenen hastig geschriebenen Spitzbuben- oder Wüstlingsskizzen zu finden nahmen wir das obige Buch in die Hand, waren aber schon nach den ersten Seiten ebenso erfreut als überrascht etwas ganz Anderes, und zugleich eine Leistung auf dem Gebiete zu finden für das der Marquis de Foudras den entschiedensten Beruf zu haben scheint. „Jacques de Brancion" ist ein trefflicher psychologischer Roman ohne es sein zu sollen, und außerdem, da in unsern Zeiten selbst ein Werk der Phantasie und des Gemüths nicht ohne politische Färbung sein kann, ein aristokratischer Roman im edelsten und besten Sinne des Worts: denn die Verherrlichung der Treue die auf der Ehre ruht („de la fidélité qui repose sur l'honneur"; Dies sind Worte welche am Schlusse Napoleon zu Fontainebleau von dem Verf. in den Mund gelegt werden) ist die Aufgabe die er sich gestellt und nach unserm Gefühl meisterhaft gelöst hat. Eine flüchtige Angabe des Inhalts wird unsere Ansicht bestätigen.

Durch die Cabalen und Verbrechen seines Kammerdieners ist der Graf von Brancion während der ersten französischen Revolution gezwungen worden mit seiner Gattin und seinem Söhnchen nach Deutschland zu entfliehen, nachdem er bis zum Tode des unglücklichen Ludwig's XVI. diesem die ganze aufopfernde Treue eines alten französischen Edelmanns bewiesen hat. In der Verbannung gebiert ihm seine Gemahlin noch eine Tochter, stirbt aber bald nachher, und der Graf, der sich dem Condé'schen Corps angeschlossen hat, und heldenmüthig in dessen Reihen ficht, sieht sich dadurch genöthigt seine Kinder der Frau eines Militairarztes anzuvertrauen, welche den Truppen in einem eigenen Wagen folgt. Bei einem Ueberfall wird diese Dame getödtet, der Graf selbst ist in dem Treffen verwundet, aber wie sich später ergibt hier nicht gestorben, sondern unterwegs von ruchloser Hand ermordet worden, und die beiden Waisen, Jacques und Helene, finden nun einen Zufluchtsort in dem Hause eines redlichen Deutschen, des Bürgermeisters von Kopitz, der sich nebst seiner Frau ihrer auf das wohlwollendste annimmt, und bei dem sie mehre Jahre verweilen, bis endlich die Sehnsucht nach Frankreich den unter Leiden und Erfahrungen frühzeitig gereiften Knaben antreibt mit seinem Schwesterchen aufzubrechen, und auf gut Glück in die Heimat zu ziehen. Mittlerweile ist daheim ein Soldat, Vivant Beaugny, zurückgekehrt, der als junger Mann, angetrieben durch des Kammerdieners Vorspiegelungen als habe der Graf seine (Vivant's) Braut ihm rauben und dieselbe verführen wollen, sich hatte verleiten lassen das Schloß in Brand zu stecken. Schon bald nach der That bemächtigte sich seiner die Reue, er ließ sich anwerben, und als nun gar im Laufe des Feldzugs der Graf ihm begegnete, ihm mit eigener Gefahr das Leben rettete, und ihm auf das edelmüthigste alle seine Irrthümer und Handlungen verzieh, faßte er den festen Entschluß im Vaterlande das an seinem Gutsherrn begangene Unrecht mit allen Kräften zu sühnen. Die Güter des Grafen waren unterdessen zerstückelt und von den Bauern gekauft worden, zwei Bauernfamilien hatten sich sogar im Schlosse selbst eingenistet, und glaubten weil sie im Besitze waren auch im Rechte zu sein. Vivant beginnt nun damit, nachdem es ihm gelungen ist eine alte treue Dienerin der gräflichen Familie, Adrienne, welche im Schlosse zurückgeblieben und dort ein einsiedlerisches Leben geführt, von der Lauterkeit seiner Absichten zu überzeugen und für seine Pläne zu gewinnen, jene beiden Bauernfamilien theils durch Ueberredung, theils durch bedeutende eigene Opfer dahin zu bringen freiwillig das Schloß zu verlassen. Adrienne hat ihm anvertraut daß sie die Wächterin eines von dem verstorbenen Grafen versteckten höchst bedeutenden Capitals sei. Von ihr und von Denis, einem alten Jäger des Grafen, jetzigem Schenkwirthe im Dorfe, unterstützt gelingt es ihm nun das Schloß wieder wohnlich zu machen. Im Allgemeinen hängen die Bauern noch mit großer Liebe an ihrer ehemaligen Gutsherrschaft, doch haben sie theils aus Eigennutz, theils aus Furcht vor dem Kammerdiener Champagne, jetzt Brulard genannt, der als Revolutionsmann im Dorfe eine große Rolle gespielt, sich an den Gütern des Grafen auf die schändlichste Weise bereichert hat, und nun als Maire immer noch die angesehenste Person des Orts ist, Dies bisher nicht zu äußern gewagt. Jetzt aber, wo Vivant bei jeder Gelegenheit dem Brulard entgegentritt, halten sie auch nicht länger mit ihrer Meinung hinter dem Berge, und als nun plötzlich Jacques de Brancion, der Held des Buchs, mit seiner Schwester ankommt, findet er im ganzen Dorfe die herzlichste Aufnahme, der bald die allgemeinste Liebe folgt, da der junge Graf Allen das edelste Wohlwollen und Verzeihung und Vergessen alles Geschehenen entgegenträgt. Mit großer Gewandtheit und Umsicht weiß Vivant allmälig einen großen Theil der zerstückelten Güter von den Einzelnen zurückzukaufen, und so den beiden Waisen eine angenehme und sorgenfreie Existenz zu bereiten. Als nun gar Napoleon in die Nähe von St.-Revérien kommt, bewegt er den jungen Grafen sich dem Kaiser vorzustellen, und um die Zurückgabe der Wal-

bungen welche seiner Familie zugehört und Staatseigenthum geworden sind zu bitten, oder vielmehr Vivant selbst thut Das, während Jacques von dem Monarchen nur einen Degen verlangt. Beides wird von Napoleon auf das freundlichste bewilligt, und der junge Brancion erhält zugleich die Weisung sich nach Paris zu begeben, und sich dort als Unterlieutenant bei den Chasseurs der Garde einreihen zu lassen. Ehe er sich von seiner Schwester trennt beschließen sie eine Tante, die Frau von Biéville, einzuladen zu ihrer Nichte zu ziehen, was diese auch annimmt.

Mittlerweile haben sich aber noch andere Dinge von großer Wichtigkeit ereignet. Brulard ist von seinem Amte als Maire enthoben worden, und hat sich, da die allgemeine Verachtung sich immer entschiedener gegen ihn ausspricht, von allem geselligen Verkehr zurückgezogen, nur für seine Tochter lebend, der er eine vortreffliche Erziehung hat zutheilwerden lassen, und welche seine ganze Freude und sein höchstes Glück ist. Diese, die Milchschwester Jacques de Brancion's, lernt den jungen Grafen zufällig kennen; bei einer andern Gelegenheit hat derselbe sie vor großem Unglück bewahrt, und in Beiden ist nun eine tiefe Neigung zueinander erwacht ohne daß sie sich dieselbe gestehen. Brulard faßt im Stillen den Plan Jacques und Framine, so heißt seine Tochter, miteinander zu vermählen. Auf einem Ausfluge ist Jacques mit Helenen zu dem sterbenden Mörder ihres Vaters gekommen; Beide haben demselben nicht allein verziehen, und ihm seine letzten Augenblicke erleichtert, sondern auch sein hinterlassenes Kind zu sich genommen, und vertreten Aelternstelle bei demselben. Daß Brulard der Anstifter der Ermordung des Grafen ist weiß Niemand, wol aber ahnt es Vivant. Um jede Entdeckung zu verhindern schleicht sich der ehemalige Kammerdiener während der Nacht zu der einsam in einer Waldhütte liegenden Leiche, und es gelingt ihm auch im Lagerstroh zwei Briefe aufzufinden die er vor Zeiten dem Mörder geschrieben um ihn zu der Missethat zu veranlassen; er will dieselben anfangs verbrennen, besinnt sich aber eines Andern und bewahrt sie auf. Seine Tochter ist mit Helene bekanntgeworden, und besucht diese häufig auf dem Schlosse, trotz dem Zorn der beiden treuen Diener, Adrienne und Vivant, welche Jacques zwingt freundlich gegen das junge liebenswürdige Mädchen, das keinen Theil an den Missethaten seines Vaters hat, zu sein.

Jacques begibt sich nun nach Paris, schließt sich den Chasseurs der Garde an, erwirbt sich die Liebe seiner Kameraden durch sein vortreffliches Benehmen, und bricht dann mit einer Schwadron seines Regiments nach Deutschland auf um zu dem Heere zu stoßen. Am Vorabend der Schlacht von Jena erreicht er dasselbe, wird dem Kaiser mit seinem Detachement als Escorte zugetheilt, und benimmt sich bei einem Angriff schwarzer Husaren mit solcher Tapferkeit und Umsicht daß er nicht allein Napoleon rettet, sondern auch nicht Geringes zum Siege beiträgt. Napoleon zeichnet ihn ganz besonders aus, gibt ihm das Kreuz der Ehrenlegion, ernennt ihn zu seinem Ordonnanzoffizier, und sendet ihn als Siegesboten nach Paris. Hier sucht Cambacérès ihn zu bereden seine Schwester nach Napoleon's Wunsch zu vermählen, Jacques weist aber entschieden jede Verfügung über ihre Hand ohne ihre eigene ausdrückliche Zustimmung zurück. Mittlerweile hat Framine durch einen unglücklichen Zufall das Geheimniß ihres Vaters erfahren, der schon früher Jacques angeboten ihm die väterlichen Besitzungen zurückzugeben, in der Hoffnung dadurch eine Heirath mit ihm und Framine zustandezubringen; jenes Anerbieten ist aber von dem jungen Manne abgelehnt worden. Sie fühlte daß eine Verbindung zwischen dem jungen Grafen und der Tochter des Mörders seines Vaters unmöglich sein muß, und beschließt barmherzige Schwester in Nancy zu werden. Während eines Gesprächs darüber mit Brulard, in welchem dieser sie beschwört den Gedanken aufzugeben, und worin sie demselben ihre heiße Liebe zu Jacques gesteht, bekennt sie ihm daß ihr sein Verbrechen nicht fremd ist, und Dies erschüttert ihn dermaßen daß er plötzlich von einer tödtlichen Apoplexie getroffen wird. Aerztliche Hülfe bringt ihn wieder zu sich, allein sein Verstand ist gestört; er erkennt die eigene Tochter nicht mehr, mishandelt sie in einem Anfalle von Wuth auf das heftigste, und erschrickt zusichkommend dermaßen daß er den Geist aufgibt. Die Kunde dringt in das Schloß; Jacques, der eben auf Besuch zu Helenen gekommen ist, eilt mit ihr zu Framine, mit der Helene nun die Todtenwache hält. Brancion's gesammte Dienerschaft begleitet am nächsten Tage die Leiche zu ihrer ewigen Ruhe; Framine aber, welche feierlich erklärt hat die väterliche Erbschaft nicht antreten zu wollen weil Alles der Familie Brancion gehöre, begibt sich zuerst mit den beiden Brancion auf das Schloß, nimmt aber dann ewigen Abschied von Jacques, bei welchem Beide sich ihre Liebe zueinander gestehen, und reist am andern Tage nach Nancy, wo sie ihren Entschluß ausführt. Wenige Wochen nachher erhält Jacques den Befehl sich wieder auf seinen Posten bei dem Kaiser zu begeben.

Das Schlußcapitel spielt mehr als sieben Jahre später; Napoleon's Kriegsglück hat sich gewendet, Alle fallen von ihm ab, er ist zu Fontainebleau. Da zieht ein Regiment Gardedragoner das bisher in Spanien weilte in Eilmärschen heran, der Oberst desselben ist Jacques de Brancion; er bleibt dem Kaiser treu bis zum letzten Augenblicke. Dieser umarmt ihn vor allen seinen Generalen mit den Worten: „Es gibt etwas Schöneres als den Enthusiasmus, und etwas Dauerhafteres als den Fanatismus; Das ist die Treue die auf der Ehre ruht", und ernennt ihn zum Befehlshaber der Dragoner der Garde.

Zwei Monate später wird der Graf de Brancion, Maréchal de Camp, Stabsoffizier der Mousquetaires noirs, und Adjutant des Herzogs von Berri, zum Pair von Frankreich creirt. Ein Höfling sucht ihn wegen seiner „dem Usurpator" bewiesenen Treue zu verdächtigen, aber Ludwig XVIII. erklärt: daß er ihn gerade deswegen besonders schätze, und am gestrigen Tage seinen Ehecontract mit der Gräfin von Navailles unterzeichnet habe, deren Bruder sich mit Helene von Brancion vermählt. Der König befiehlt die Liste der neuen Pairs mit ihm zu eröffnen. Beide Paare feiern ihre Vermählung in St.-Nevérien zum großen Jubel aller Einwohner.

Mit Folgendem schließt der Roman: „Bei Tische flüsterte die Marquise von Biéville Jacques ins Ohr: «Als ich kürzlich durch Nancy kam habe ich Schwester Brulard gesehen. Sie ist sehr glücklich, und wird unverzüglich Superiorin des allgemeinen Hospitals werden. Sie hat mir gesagt daß sie täglich für dich und für Helene betete.» «Das erklärt mir die Beständigkeit des Glücks dessen wir uns erfreuen», antwortete der junge Graf mit einem melancholischen Lächeln; «ein Engel betet für uns»."

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Manibus Lutheri!

Den „Manen Luther's" dedicirte Wegscheider die im J. 1817 erschienene „Institutio theologiae christianae". Es bemerkte Jemand: 'manibus Lutheri lasse sich auch „zu Luther's Händen" übersetzen, und wenn er mit ganzem Ernste auf den Abstand zwischen dieser Dogmatik und zwischen der einginge die er aus der Tiefe des Glaubens und der Erkenntniß geschöpft habe, so könne es kaum noch die Frage sein was Luther's Hände mit diesem Geschenke zum Jubiläum seiner Reformation machen würden. 90.

Raynal und Lavater.

Der berühmte Raynal war ein großer Schwätzer. Als er in Zürich war besuchte er Lavater und bat denselben seine Physiognomie nach den Gesetzen der Kunst zu beurtheilen. „Hr. Abbé", sagte ihm Lavater, nachdem er ihn genau beobachtet hatte, „der obere Theil Ihres Kopfes zeigt einen Mann von Geist an, aber der untere Theil gehört einer Frau Base." M.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 218. —— 11. September 1850.

Neue Reisewerke über Italien.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 217.)

Sehr dankenswerth ist Stahr's ausführliche und geistreiche Schilderung und Kritik der weniger bekannten palermitaner Kunstschätze, besonders der selinuntischen Reliefs aus der Zeit vor Phidias. An den folgenden Tagen werden Kirchen besucht, das königliche Schloß, die Zisa und Cuba und das allgemeine Krankenhaus mit seinem merkwürdigen Frescogemälde, das, offenbar aus derselben Idee wie die deutschen Todtentänze hervorgegangen, das Einbrechen des Verderbens mitten in der größten Lust versinnlicht. Ueber die geselligen Verhältnisse Palermos spricht sich der Verf. folgendermaßen aus:

Wedekind's (Wedekind ist hanoverscher Consul in Palermo, sein gastliches Haus der Mittelpunkt deutschen Lebens) klagen über geistige Vereinsamung, und in der That kann man sich die Lage der wenigen hier lebenden Deutschen, wenn sie geistige Bedürfnisse haben, nicht anders als untröstlich und herzbeklemmend denken. Bücher und literarische Erscheinungen aus dem Vaterland kommen hier so gut wie gar keine vor. Nur die „Allgemeine Zeitung" bildet das geistige Hungertuch an welchem die nach Theilnahme an dem Leben und der Bewegung des fernen Vaterlandes sich Sehnenden nagen, und selbst diese ist nur mit großen Geldopfern zu erhalten. Ein geistiges Zusammenleben mit den Eingeborenen ist hier noch weniger als im übrigen Italien möglich. Die jungen Nobili sitzen von Morgen bis Abend in und vor den zahlreichen Kaffeehäusern am Cassaro, sehen und lassen sich sehen. Zeitungen, außer dem unter aller Kritik elenden „Giornale delle Due Sicilie", habe ich nirgend aufliegend gefunden. So ohne allgemeine geistige Interessen, ohne allen idealen Lebensinhalt in Wissenschaft und Kunst, in Recht und Staat, doppelt Sklaven des crassesten Pfaffen- und Despotenthums, oder in religiösen Dingen, wenn es hoch kommt, frivole Indifferentisten, bleibt sein einzelnes Ich für Jeden der alleinige Gegenstand der Beschäftigung. Daher die unglaubliche kindische Eitelkeit welche sich in Allem zeigt: in ihren Bauten und Denkmälern, ihren Akademien (deren Diplome sie unter Glas und Rahmen aufhängen), ihrer Schriftstellerei u. s. w.

Es folgt eine Polemik gegen Mittermaier's „Italienische Zustände", jenes Alles beschönigende Werk, welches „trotz seines Anstrichs von actenmäßiger Gründlichkeit doch im höchsten Grade oberflächlich ist die wahre Wurzel alles Uebels in Italien bloßzulegen". Stahr meint damit die Pfaffenherrschaft, und allerdings traut Jeder der Italien kennt kaum seinen Augen wenn Mittermaier es für ein Vorurtheil erklärt daß der Klerus dem Volksunterricht nicht hold sei! Stahr hat seiner Zeit in den „Jahrbüchern der Gegenwart" das Buch von Mittermaier einer ausführlichen Kritik unterworfen; hier spricht er sein allgemeines Urtheil über die angeblichen Fortschritte der italienischen Staaten, besonders Neapels, des Kirchenstaats, Modenas, dahin aus:

daß selbst zu Goethe's italienischer Zeit Italien weiter, d. h. weniger hinter der allgemeinen europäischen Cultur zurück war als gegenwärtig. Seit jener Zeit ist die Entwickelung Europas mit Riesenschritten vorwärtsgegangen, während in Italien — wenn man die kurze Zeit der französischen Occupation abrechnet — alle Kraft und Macht der religiösen und weltlichen Despotie angewendet worden ist um jeden Fortschritt, jede Entwickelung zur Freiheit in Leben und Wissenschaft, Staat und Kirche niederzuhalten oder im Keime zu ersticken. So war die öffentliche Moral zu Goethe's Zeit in Italien nicht so tief gesunken als sie jetzt ist, wo die offenbare Bestechlichkeit und Verkäuflichkeit, die gemeinste Immoralität Alles was zur Regierungsmaschine gehört in Staaten wie Neapel und Rom durchdringt. Vor der Revolution war eine literarische Erscheinung wie der Ritter Filangieri *) in Neapel doch möglich, jetzt würde er dort eine Unmöglichkeit sein.

Interessant ist es Niebuhr's („Lebensnachrichten", II) und Stahr's Klagen über Goethe's ungenügende, kalte Schilderung Siciliens zu vergleichen. Was soll man in der That zu einer Schilderung sagen welche den Dom von Monreale, die Capella palatina, die Zisa ganz ignorirt oder kaum mit einem Worte erwähnt, dagegen die widerwärtigsten Denkmäler des Ungeschmacks oder geradezu der Verrücktheit, wie die Brunnen auf dem Wege nach Monreale und auf Piazza Bologni und wie den Palazzo Pallagonia mit Behagen ausführlichst beschreibt, welche für das staatliche und sociale Leben nicht die mindeste Theilnahme zeigt. Niebuhr meint „Goethe habe ohne Liebe gesehen", Stahr dagegen ist eher geneigt jene Mängel einerseits aus der spätern Ueberarbeitung zu erklären, andererseits aus der Rücksicht auf die Leser seines Tagebuchs, „auf Hof- und Weltmenschen,

*) Stahr hätte auch den Minister Tanucci unter Karl III. und seine Gesetzgebung, die Aufhebung der Jesuiten, die merkwürdigen Statuten der Colonie von S.-Leucio bei Caserta (Mayer, „Neapel und die Neapolitaner", II, 464) anführen können.

die bei aller Cultur doch eben diese Neugier für die Wahrzeichen des Handwerksburscheninteresses nicht überwunden hatten". Es wird wol unsern Lesern nicht unangenehm sein wenn wir hier eine Zusammenstellung der Urtheile geben welche beide Autoritäten über seine „Italienische Reise" gefällt. Niebuhr schreibt aus Rom am 16. Febr. 1817:

Es scheint mir als ob es Goethe selbst wie Manchen geht die sich mit Liebhabereien wissen wofür ihnen gerade der Sinn versagt ist. Ich möchte glauben daß Goethe für bildlich darstellende Künste gerade gar keinen Sinn hat, d. h. kein Licht was aus ihm selbst leuchtend ihm, unabhängig vom Geschmack der Zeit, noch weniger gegen diesen, das wahrhaft Schöne zeige, oder wenn er diese Gabe als Jüngling zu Strasburg hatte, so ist sie ihm in der unseligen Zeit verlorengegangen, deren Erzählung er übersprungen ist, während des weimarer Hoflebens bis zur italienischen Reise, und wiederhergestellt hat sie sich nicht, davon zeugt „Winckelmann und sein Jahrhundert", Hackert's Leben, die „Propyläen", die Kunstaufgaben und Kunstartikel in der „Literaturzeitung", ohne von „Main und Rhein" zu reden. Ein Anderes ist die ganze Stimmung worin er nach Italien kommt und in Italien wandelt. Diese ist höchst merkwürdig. Eine ganze Nation und ein ganzes Land betrachtet er blos als eine Ergötzung für sich, in der ganzen Welt und Natur sieht er Nichts als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört; alles geistig und menschlich Große, Alles was zum Herzen spricht wird, wenn es da ist, vornehm beschaut; wenn es zum Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des letztern ergötzt. Mir ist Das eigentlich gräßlich. Ich weiß wol daß ich in das andere Extrem gehe, daß mein politisch-historischer Sinn sich schon mit Dem ganz befriedigt sieht wofür Goethe keinen Sinn hat, und daß ich in Moor und Haide unter freien Bauern die eine Geschichte haben vergnügt lebe und keine Kunst vermisse. Aber die Wahrheit liegt nicht immer in der Mitte, obgleich allemal zwischen zwei Extremen. Der jugendliche Goethe gehörte auch mehr in das Rom des 5. Jahrhunderts der Stadt als in das der Cäsaren; mehr in das Deutschland Luther's und Dürer's als in das des 18. Jahrhunderts; mehr in Dante's und Boccaccio's Florenz als in das Ferdinand's III., oder, vielmehr er gehörte ganz dorthin als er „Faust" und „Götz" und seine Lieder sang. Welcher Dämon verführte ihn auch dem 18. Jahrhundert gerecht sein zu mögen? Aus dieser italienischen Reise ging der „Groß-Kophtha" hervor und was sonst Alles in ihm die große und heilige Natur verhüllt zeigt. Goethe hat Behagen an Venedig, aber er sieht in der Procession des Doge und des Senats nicht das Abbild der alten Größe, der zahllosen großen und klugen Männer, sondern nur einen Theaterzug. Uebrigens ist es seltsam wie Der das Herrlichste meist gar nicht gesehen hat, oder wenn er es sieht es ihm im zweiten Range steht.

Stahr sagt:

Der klaffende Widerstreit in Ton und Stil der Darstellung, die Fugen und Spalten zwischen den einzelnen Theilen der „Italienischen Reise" sind mir nie so lebhaft wie jetzt vor die Seele getreten. Wie naiv, wie sachlich frisch und voll plastischer Anschaulichkeit, wie körperlich körnig ist Alles was aus den unmittelbaren Briefergüssen der Reisezeit selbst stammt! Wie lebt da zuweilen der alte Götzisch-Werther'sche Ton, der Ton der Jugendbriefe an Merck und Lavater und andere Freunde auf! Dieses Geradeheraus mit der Sprache, diese gewichtigen Kern- und Schlagworte, die immer den Nagel auf den Kopf treffen und ihn mit einem Streiche durch das dicke Bret des Vorurtheils und der Beschränktheit durchtreiben, wie contrastirt das Alles mit den dazwischentretenden geheimräthlichen Einschaltungen, mit den ministerialen Wendungen wunderlichster Wundersamkeit, mit jenem betrübten Dictirstile durch den er sich immer mehr in die gemessene Feierlichkeit und Kanzleiförmlichkeit hineindictirte. Denn es war unvermeidlich daß schon die Gegenwart des schreibenden Individuums, das denn doch am Ende immer ein lebendiger Mensch und keine Maschine, und dazu ein unterthänigst dienender war, ihn in eine Steifheit hineinnöthigte die keinen Augenblick vergaß daß sie nicht allein war. Dies ganze dictirende Produciren war wol mit die Ursache all des kanzleimäßigen, bescheidenen, erlaßartigen, kurz jener ganzen Grünentischsprache in seinen spätern Sachen und so auch in den spätern Redactionszusätzen und Einschaltungen zur italienischen Reise. Nur ein geborener Fürst und Regent, ein Blutaristokrat kann sich vielleicht von jenem Zwange freihalten, nicht aber ein bürgerlicher, vornehm gewordener Poet. Wer die Originalbriefe lesen dürfte an Herder, an den Herzog und die Herzogin, an Wieland und ihre Antworten! Das halten nun die Weimaraner Alles unter dem Siegel, wie die Kestner'sche Familie jene herrlichen Jugendbriefe Goethe's, bis es — zu spät ist.

Was Goethe in Bezug auf Monreale versäumt holt Stahr nach durch eine sehr interessante Abhandlung über den dortigen Dom mit seinem herrlichen Kreuzgang.

(Der Beschluß folgt.)

Neue französische Romane.

(Beschluß aus Nr. 217.)

Was wir weiter oben im Allgemeinen zur Charakteristik dieses Romans gesagt Das wird der Leser durch diesen Abriß seines Inhalts wol bestätigt gefunden haben. Aber es läßt sich außerdem noch Vieles zum Lobe und zur Empfehlung des wirklich trefflichen Buchs hervorheben, namentlich die Ehrenhaftigkeit auf der das Ganze ruht, die consequente und richtige Charakterzeichnung welche auch die unbedeutendsten Figuren mit demselben Fleiße und derselben Sicherheit behandelt wie die wichtigsten, und die überaus anschauliche und doch natürliche und einfache Darstellung der Scenen wie der Begebenheiten. Es gibt einzelne Capitel, wie z. B. der erste Abend den Bivant im Wirthshause nach seiner Heimkehr verbringt, die Ankunft Jacques' und Helenens auf dem Schlosse ihrer Väter, Brulard's nächtlicher Gang zu der Leiche in der Waldhütte, das Bivouac vor der Schlacht bei Jena, die Ankunft der Dragoner im Städtchen Montereau und andere mehr, die in jeder Hinsicht meisterhaft zu nennen sind. Dabei ist das Ganze in einem sehr einfachen und natürlichen, aber höchst würdigen Stil gehalten; der Verf. streut nur spärlich Bemerkungen ein, aber wo er es thut sieht man daß sie seiner innersten Ueberzeugung entsprungen sind, und daß er ohne Scheu diese ausspricht, selbst auf die Gefahr hin der Menge zu misfallen. Sein Urtheil ist mitunter wo es historische Personen betrifft sehr streng, ja hart, und wir möchten es nicht immer unterschreiben; aber offen und ehrlich ist es stets, und es gehört kein geringer Muth dazu so seine Meinung auszusprechen wie er es namentlich gleich in der Einleitung thut. So z. B. sagt er von dem ältern Grafen de Brancion: „Ritterlich wie Bayard es gewesen, oder wie Larochejacquelin es sein sollte, ein Bürger wie Cazalès und Pastoret, würde er sich vielleicht der Bewegung von 1789 angeschlossen haben, hätte diese nicht zu Führern das Laster, den einfältigen Dünkel und die Treulosigkeit gehabt, personificirt in Mirabeau, Lafayette und Orleans." So auch Folgendes das der Verf. Napoleon in den Mund legt: „Wehe Frankreich wenn es je wieder unter das Joch jener blutdürstigen Ideologen zurückfiele welche vier Jahre lang seine Schande waren. Jedesmal wo diese Men-

schen erscheinen weicht die Freiheit um ein halbes Jahrhundert zurück."

Kurz, dieser Roman verdient in jeder Hinsicht empfohlen zu werden: er ist voll wahrer Menschenliebe, voll edler Gesinnung, voll Lebensweisheit, und dabei spannend und im höchsten Grade interessant.

Dasselbe Lob können wir nicht einer andern Leistung desselben Verf. auf diesem Gebiete spenden, obwol sie im höchsten Grade unterhaltend und ergötzlich ist. Ihr Titel lautet:

2. **Un capitaine de Beauvoisis.** Vier Bände. Paris 1850.

Dieser Roman spielt um 1743 in Deutschland, und enthält eine Reihe von Jagdgeschichten, eine so ungeheuerlich wie die andere, oder vielmehr das ganze Buch ist nur eine Jagdgeschichte in der Bedeutung die man gewöhnlich diesem Worte beizulegen pflegt, aber so gut erzählt, so spannend und überraschend daß man sich bis zum Schlusse angezogen fühlt, und dem Verf. gern alle Abenteuerlichkeiten, Uebertreibungen und sonderbaren Sprünge seiner Phantasie verzeiht, zumal da er es für gut gehalten nur als der Herausgeber zu erscheinen, und die Autorschaft selbst dem Helden des Buchs, der hier eine Episode aus seinem Leben zum Besten gibt, zuzuschreiben. Dieser nämlich, ein Marquis de Capisuchi-Bologne, diente während des östreichischen Erbfolgekriegs im Regimente Beauvoisis unter dem Marschall von Belle-Isle als Hauptmann. Nach dem berühmten Rückzuge von Prag erhält er Urlaub um die Seinigen in Frankreich zu besuchen, und kommt auf die Idee diese Reise als einen Birschgang zu behandeln. Von dem Almosenier des Regiments, der sich ihm zum Reisegefährten angeboten hat und sich nicht wenig entsetzt als er zu der Ueberzeugung gelangt daß die ganze Tour zu Fuß gemacht wird, sich aber in das Unvermeidliche ergibt, einem Grenadier seiner Compagnie, Brin d'amour, seinem Kammerdiener Picard, und zwei Jagdhunden begleitet bricht er nun auf, und von diesem Augenblick an jagt ein Abenteuer das andere. Durch einen wunderlichen Zufall wird er mit dem Grafen von Milwitz bekannt, und es entspinnt sich alsbald ein seltsames Verhältniß mit dessen Nichte der Gräfin Aurora, deren Verlobten, den Sohn des Ebengenannten, er durch seine Vermittelung aus der französischen Gefangenschaft befreit. Er reißt sich jedoch los, zieht birschend weiter von Böhmen nach Baiern, hat unterwegs gefährliche Kämpfe mit umherstreifenden Rothmänteln zu bestehen, und findet gastfreie Aufnahme bei dem Superior eines sehr wunderlichen geistlichen Jägerordens in der Abtei „den Dieckenkrugen" im Harzgebirge in Franken!! Dieser Orden ist von lauter sehr reichen Edelleuten gebildet welche, der Treue ihrer Geliebten überdrüssig, sich hierher zurückgezogen und geistlichen Uebungen, der Jagd und den Freuden der Tafel leben. Der schon erwähnte Superior Konrad von Homspech (nach der Angabe unsers Franzosen vom ältesten deutschen Adel — „au nom de Homspech je saluai si profondément, comme j'eusse fait en France, si je me fusse trouvé moi jeune homme, en face d'un Montmorency authentique") ist ein lebensklüger, edler, gastfreier Herr, der dem passionnirten Jäger alle mögliche Arten Jagdgenüsse (ein Elennthier hat er schon früher in den böhmischen Wäldern gejagt), sogar eine Bärenjagd veranstaltet. Bei dieser ist die Gräfin Aurora gegenwärtig. Sie ist die Nichte Dom Konrad's, und mit ihrem jetzigen Schwiegervater unerwartet zum Besuch gekommen. Unser Marquis hat sie schon von Rothmänteln sowie sie ihn durch eine kühne That vom gewissen Tode befreit. Auch hat er mit ihr bereits das seltsamste Wiedersehen gefeiert, bei dem ihm die eben Vermählte ihre heiße Liebe gestanden, aber den höchsten Lohn der Liebe hartnäckig verweigerte. Auf der Bärenjagd läuft er Gefahr von einem Bären erdrückt zu werden, wird aber noch glücklich gerettet. Aurora wiederholt ihm abermals die Versicherung ihrer innigsten Neigung, vertröstet ihn auf ihr baldiges Wiedersehen zu Paris, und verspricht ihm dort Alles zu gewähren was sie ihm bisher so grausam versagte. Sie trennen sich endlich und er erreicht ohne weitere Abenteuer das schöne Frankreich, verweilt eine Zeitlang auf seinen Gütern, und begibt sich dann nach Paris um sich dem Könige vorzustellen. Kaum ist er dort angekommen, so trifft auch schon Aurora mit ihrem Schwiegervater ein, der als außerordentlicher Gesandter Marie Theresiens erscheint. Aurora machte Aufsehen durch ihre Schönheit und ihre Coquetterie. Sie begrüßen sich zuerst am Hofe, wo der Marquis eine sehr schmeichelhafte Aufnahme findet; allein allerlei unglückliche kleine Abenteuer machen daß er sie auf der königlichen Jagd wie in ihrem Palais verfehlt, während er sie später in sehr frivoler Gesellschaft wiederfindet. Er hat ein Duell ihretwegen mit einem Pagen den er für begünstigt hält, und endlich überzeugen sich Beide daß Aurora sie äfft, und in einem sehr sträflichen Verhältniß zu dem Legationssecretair ihres Schwiegervaters, einem Baron von Schwarz, sich befindet. Er wirft ihr nun ihre Schlechtigkeit vor, sie erzürnen sich, lösen ihre Verbindung auf immer, und er beginnt nun einen Liebeshandel mit der Marquise de la Châtre, die ihn erhört und beglückt, und worüber sich Aurora, wie man sich in das Ohr flüstert, unendlich grämt. Hier endet der Roman, ein Epilog erzählt uns aber das fernere Schicksal der Heldin. Elf Jahre später nämlich begibt sich einer Einladung folgend der Graf de Foudras Courcenay mit zehn andern französischen Edelleuten an die schlesisch-polnische Grenze, ebenfalls um dem edeln Waidwerk obzuliegen. Er wird von einem Räuberhauptmann, der früher Anführer eines Freicorps unter Friedrich dem Großen war, aber von diesem mit dem schnödesten Undank belohnt wurde, gefangengenommen, und soll nur gegen eine Auslösungssumme von 2000 Thlrn. die Freiheit wiedererhalten. Die Geliebte dieses Räubers, der auch ein Edelmann von altem Adel, ist Aurora; sie entflieht mit dem Franzosen, empfindet aber Reue, kehrt zu dem Räuber, der unterdessen von den königlichen Truppen in die Flucht geschlagen worden, zurück, und erreicht glücklich mit ihm Ungarn, wo sie sich ankaufen, sich, da ihr erster Gatte gestorben, vermählen, und nun ein glückliches und zufriedenes Leben führen.

Schon aus dieser Skizze wird man ersehen daß alles Deutsche in dem Roman unwahr und irrig ist, vom Charakter der Heldin an bis zu den geringsten Einzelheiten hinab, lauter Ausgeburten einer französischen Phantasie, wie sie sich die Zustände in Deutschland um die Mitte des 18. Jahrhunderts ausmalt ohne auch nur die geringste historische oder geographische Kenntniß, ja selbst nicht einmal eine richtige Orthographie als Grundlage zu besitzen. Alles Französische ist dagegen meisterhaft gezeichnet, und die Eitelkeit, der militairische Pedantismus, der Esprit der damaligen Zeit, die raffinirte Ehrenhaftigkeit, und auch im Aeußern der unter Ludwig XV. herrschende Ton überaus getroffen. Des Verf. Streben, die Glanzseiten des alten französischen höhern Adels vor der ersten französischen Revolution so hell wie möglich leuchten zu lassen, und der Gegenwart als Spiegel vorzuhalten, blickt auch in diesem Buche überall durch. Uebrigens sind viele kleine piquante Züge eingewebt, und gegen die gute und consequente Zeichnung der französischen Charaktere, namentlich der vier Mitglieder der Reisegesellschaft, läßt sich auch vom Standpunkte der höhern Kritik durchaus Nichts einwenden; es sind poetisch wahre, eigenthümliche und in ihrer Art wirklich interessante Figuren. Ebenso wenig kann man den Schilderungen, sieht man einmal über die Unglaublichkeit der Situationen hinweg, große Anschaulichkeit, Lebendigkeit, fleißige Ausführung, Grazie, Anmuth und geistreiche, oft sehr witzige Behandlung absprechen. Der Marquis de Foudras besitzt unbestreitbar ein großes Talent als Erzähler, und wer eine Mußestunde angenehm mit einer höchst amusanten Lecture verbringen will, und weiter keine höhern Ansprüche macht als eben sich mit einem solchen Buche die Langeweile zu vertreiben, Der wird diesen Roman sicher nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Mit weit größerer Feinheit in jeder Hinsicht als es in

dem ebenerwähnten Buche geschehen, setzt der Verf. des nachfolgenden Romans die von ihm erfundenen, aber der Wirklichkeit entlehnten Figuren auf historischem Hintergrunde in Bewegung. Der Titel desselben lautet:

3. **Les soupers du Directoire.** Par *Jules de Saint-Félix.* Zwei Bände. Paris 1850.

Der Autor ist einer der Hauptmitarbeiter an der auch in Deutschland nicht unbekannten Wochenschrift „**La semaine**", und hat in dieser schon mehre Romane mitgetheilt, unter denen namentlich einer: „**Les officiers du roi**", durch eine sehr gewandt erfundene Fabel, überaus gelungene Charakterzeichnungen und höchst lebendige und anmuthige Schilderungen sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls erfreute, und — ein Wink auch für Deutsche — ein treffliches Sujet für eine feine komische Oper geben würde. Auf den ersten Anblick verspricht der Titel der vorliegenden Erzählung etwas ganz Anderes; denn die Abendmahlzeiten des Directoriums spielen nur eine untergeordnete Rolle in dem Buche, dessen Inhalt folgender ist: Der Sohn eines in der Revolution gefallenen Edelmanns, des Grafen von Vitry, hat anfangs in den Reihen der Anhänger des alten Königthums gefochten, dann aber unter dem Namen Raimond in den Reihen der Republikaner, ist auf dem Schlachtfelde bis zum Hauptmann und Ordonnanzoffizier des Generals Bonaparte aufgerückt, und von diesem aus Aegypten nach Frankreich gesendet worden, angeblich um die einigen Paschas abgenommenen Roßschweife und andere Trophäen feierlich der Nation zu überbringen. Die derzeitigen Machthaber, welche Bonaparte's Wiederkehr, und mit dieser ein Ende ihrer Herrschaft fürchten, werden dadurch sehr beunruhigt, und suchen auf jede erdenkliche Weise hinter den eigentlichen Zweck der Sendung zu kommen. Der Lebemann Barras hofft Das am sichersten durch die Macht schöner Augen und feiner Weine zu erreichen, und ladet den jungen Offizier zu einem Souper ein, an dem außer ihm nur noch eine äußerst geistreiche, schöne und liebenswürdige Schauspielerin, die sogenannte Aspasia des sogenannten Perikles, theilnimmt. Beide suchen nun Raimond auszuforschen, glatt und klug wie eine Schlange entschlüpft er ihnen aber stets, sodaß Barras, der des Guten zuviel gethan, bei Tische einschläft, und Coraly — so heißt die Schauspielerin — plötzlich eine Neigung zu dem Offizier faßt, und ihn beredet sich von ihr entführen zu lassen, sodaß sich Barras als er erwacht allein und häßlich getäuscht findet. Raimond hat aber eine ganz andere Mission, zu der sein Herz ihm die Vollmacht gibt, zu erfüllen. Im väterlichen Hause zu Paris, das der Nation anheimgefallen, aber bisjetzt noch unverkauft blieb, abgestiegen, findet er dort ein altes treues Dienerpaar seines Vaters, das ihn sehr bald erkennt und mit der größten Liebe aufnimmt. Alle ihn umgebenden und belauschenden Spione täuschend, macht er nun auf seinem prächtigen arabischen Pferde, seiner Beute bei dem ägyptischen Feldzuge, eine Reise nach Tours die einem unschuldigen Spazierritte gleicht. Hier sucht er den in der Nähe auf seinem Schlosse lebenden Marquis de Stemey und dessen Tochter auf. Er erfährt von der Letztern daß ihr Vater wahnsinnig geworden, nur in der Vergangenheit lebe, und für Alles was die Revolution mitsichgebracht gar kein Gedächtniß besitze. Es ist ihr gelungen alles Störende von ihm fernzuhalten, aber lange kann Das nicht mehr währen: denn seine Güter sind confiscirt worden, und sollen einer öffentlichen Versteigerung unterliegen. Raimond darf, obwol er die höchste Treue gegen den Sohn des Marquis bewiesen, doch nicht wagen sich ihm vorzustellen; denn der Alte nährt unauslöschlich einen langjährigen Familienhaß gegen Alles was Vitry heißt. Von dessen Lage in Kenntniß gesetzt, und beseelt von dem heißen Wunsche der Familie zu helfen, erbricht Raimond nun ein schriftliches Vermächtniß seines Vaters, und erfährt aus demselben daß eine beträchtliche Summe Geldes in dem älterlichen Hause zu Paris verborgen liegt. Er eilt zu der Versteigerung die schon begonnen hat, überbietet alle Käufer, und ersteht das Schloß von Stemey nebst den dazu gehörigen Ländereien für die Summe von 400,000 Fr. Nach Paris zurückgekehrt hebt er mit Hülfe seines treuen Bernard den Schatz, zahlt dort die Kaufsumme, und läßt dann infolge eines Scheinvertrags mit dem Verwalter der Stemey diesen ungestört die ganze Nutznießung. Umlaufende Gerüchte über Bonaparte's Rückkehr und Pläne, sowie dieser Kauf und Raimond's ganzes Benehmen haben ihn aber den Machthabern noch mehr verdächtigt, und als er zufällig Coraly einen Besuch macht, gerade als sie dieselben zu einem Feste geladen hat, beschließen die Herren vom Directorium, nachdem sie dort Rath gepflogen und ihn gleichsam verhört haben, ihn festzunehmen; durch Coraly's Vermittelung entkommt er indessen glücklich aus dem Hause wie aus Paris, womit Fouché und Siéyes, die sich schon im Stillen Bonaparte zuwenden, gar nicht unzufrieden sind.

In Tours spielt jetzt der Roman fürs erste weiter. Ein junger, kecker Stutzer langt dort im Wirthshause Zum Fasan an, geberdet sich wie der Herr der Welt, insultirt zwei Gäste, und gibt sich als einen Herrn Chateauneuf, der im Auftrage von Barras die Provinzen bereist, zu erkennen. Dieser Stutzer ist niemand Anderes als Coraly, welche dem Capitain nachgereist ist, und ihn auf einer Insel der Loire als Fischer verkleidet findet. Mit großer Gewandtheit, Kühnheit und Sicherheit entlarvt sie drei Polizeispione (jene beiden Gäste, und einen andern gewandtern, den Barras ihr selbst nachgesandt hat), und macht sie unschädlich. Dann aber treibt die Eifersucht sie an dem Fräulein von Stemey noch immer als Mann verkleidet aufzuwarten, bei welcher Gelegenheit sie der Vater für den Sohn eines alten Freundes und den Bräutigam seiner Tochter hält, und sie später Raimond täuscht, der eine Zusammenkunft mit der Geliebten zu haben glaubt, der sie aber mit ihr, die ungesehen bleibt, hat, und ihr immer in der Meinung es sei das Fräulein von Stemey ein wichtiges Geheimniß das ihn verderben kann anvertraut. Die edle Gesinnung beider Liebenden bewegt indessen Coraly, welche selbst ein so edles als außerordentliches Wesen ist, Raimond nicht zu verrathen. Sie nimmt von ihm Abschied, kehrt nach Paris zurück, ersteht sein älterliches Haus, und richtet sich höchst glänzend dort ein. Bonaparte landet nun wirklich in Fréjus, wo ihn Raimond begrüßt. Wie im Triumphe zieht der General nach Paris, sein Ordonnanzoffizier langt später an, steigt in dem älterlichen Hause ab, und ist nicht wenig erstaunt Coraly als dessen Besitzerin zu finden; es kommt, da auch Bonaparte, mit dem sie einige Tage vorher als Chateauneuf verkleidet eine seltsame Unterhaltung hatte, sich bei ihr einstellt, zu einer heftigen Scene zwischen ihnen, in der Coraly von Eifersucht übermannt droht den Capitain in der öffentlichen Meinung zu verderben. Coraly erklärte Beiden gleich einer politischen Macht, und Das waren solche Frauen damals in Frankreich, den Krieg, und sie trennen sich mit glühendem Zorn. Napoleon vermittelt nun die Vermählung Raimond's und Helenens. Am Tage wo er das Directorium stürzt erhält er einen Brief von Coraly des Inhalts: daß sie verkleidet in Masséna's Corps eingetreten, in einem Treffen mit den Russen tödtlich verwundet worden, und gern sterbe, da sie nicht ihr Vaterland werde in die Hände eines Despoten fallen sehen, „den sie errathen, den sie bewundere und dessen Feindin sie sei".

Dies sind nur die äußern Umrisse der Fabel, deren Inneres aber mit einer solchen Feinheit, solchem Geist und solcher Anmuth und Lebendigkeit angelegt und durchgeführt ist daß eben gerade die so saubere und fleißige Ausführung diesen Roman dem Genrebilde eines Meisters gleichstellt, der sich darin gefällt auch bis in das Kleinste zu zeigen was sein Pinsel hervorzuzaubern vermag. In dieser Hinsicht können Engländer und Deutsche viel von Saint-Félix lernen. 72.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 219. —— 12. September 1850.

Neue Reisewerke über Italien.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 218.)

Der dritte Abschnitt: „Letzte Tage in Neapel", zerfällt in eine Reihe von theils politischen und geschichtlichen, wozu die Gegenwart oder Colletta's treffliche Geschichte von Neapel den Stoff liefert, theils ästhetischen Abhandlungen, unter welchen letztern wir besonders die über das pompejanische Mosaik der Alexanderschlacht hervorheben. Gebührendes Lob wird der auch von Ref. genossenen Gastfreundschaft der Familien Marstaller und Götzloff gespendet.

Den vierten Abschnitt: „Ein Winter in Rom", eröffnet ein Brief vom 18. Oct. Der Verf. hat die Landreise auf der Straße über S.-Germano, Ceprano und Frosinone zurückgelegt. Obgleich er das Octoberfest in der Villa Borghese versäumt, so genießt er doch noch genug von der den ganzen Monat hindurch dauernden Volkslust. Im November dagegen beginnen die Kirchenfeste und nun widmet sich der Reisende mit Ernst der Beschauung von Kunst und Alterthum. Gleichsam zur Orientirung steht ein längerer Aufsatz dazwischen: Architektonische Physiognomie des heutigen Roms, die Geschichte der Entstehung der neuen Stadt aus der alten enthaltend. Eine ähnliche abgeschlossene Abhandlung ist die über Klima und Luft von Rom, ebenfalls wie jene an Bunsen's „Beschreibung der Stadt Rom" angelehnt. Dagegen ist die ästhetische Abhandlung über die Fresken der Farnesina ganz Eigenthum Stahr's. Wie er in Neapel an einem Schulbuche den Zustand des Volksunterrichts nachwies, so nimmt er in Rom das verbreitetste Volksbuch vor, den „Barba nera", durch welches der Klerus (mit Mittermaier's Erlaubniß sei es gesagt) recht systematisch auf die Verdummung des Volks und die Nährung des gröbsten Aberglaubens hinarbeitet, ein Aberglaube der denn vom Lotto zum Besten der Staatskasse oder vielmehr zum Nutzen der Lottobeamten ausgebeutet wird. Eine Unterbrechung des römischen Stilllebens bildet im December der Besuch des Kaisers von Rußland, dem die Nachrichten von den gegen die Basilianernonnen in Minsk so kurz vorhergeeilt waren. Hierüber sagt der Verf.:

Wer wird die Schmählichkeiten welche in dieser Art in Rußland begangen worden sein sollen, wenn sie alle wahr sind, irgendwie zu vertreten wagen! Aber wunderlich kommt es mir doch vor, wenn ich so den römischen Geistlichen welche von diesen Dingen erzählen gegenüberstehe, und mir dabei einfällt daß in Rom, wo jetzt soviel von Toleranz geredet wird, die Protestanten weder eine Kirche, noch einen Geistlichen (der preußische Prediger ist und nennt sich Attaché der Gesandtschaft und seine Predigten sind nur als eines solchen geduldet), noch eine Schule haben und haben dürfen, sodaß hierwohnende deutsche Familien in große Verlegenheit kommen.

Mit demselben regen Gefühl für eine würdige Vertretung des deutschen Namens im Ausland und die Geltung der Nationalität hebt er bei Gelegenheit der Winckelmanns-Feier von Seite des Archäologischen Instituts am 19. Dec. den Unsinn und die Schmach hervor: daß bei einer von Deutschen gestifteten Anstalt, deren Beschützer der König von Preußen, deren Präsident der Fürst Metternich ist, deren Beamte Deutsche sind und mit deutschen Mitteln unterhalten, an dem Tage wo von deutschen Gelehrten vor einem überwiegend deutschen Publicum zu Ehren eines deutschen Mannes gesprochen wurde, alle Vorträge italienisch gehalten wurden. Die deutsche Sprache ist statutenmäßig ausgeschlossen; nur die französische und italienische sind neben der lateinischen erlaubt!

Wir können dem Verf. nicht in alle Kirchen, Galerien und Ateliers folgen und heben von seinem römischen Aufenthalt nur noch Weniges hervor. Goethe's Beschreibung zu Liebe begibt er sich am 18. Jan. zur Thierweihe am Feste des St.-Antonius Abbas und wundert sich über die Jammergestalten der Thiere.

Mir fiel dabei recht auf wie der gegen seine Thiere fast durchweg grausame Italiener sich auch hier bei diesem originellen Feste durch Hülfe seiner Religion mit seinem Gewissen abzufinden weiß. Er führt sein Thier dem Heiligen zu, welcher von amtswegen für das Wohlergehen desselben zu sorgen hat, läßt es mit Weihwasser besprengen und mit der Zauberformel des lateinischen Gebets segnen und tractirt es dann nach wie vor mit der gewohnten herzlosen Grausamkeit. Der Deutsche, besonders der protestantische Norddeutsche, weiß freilich Nichts von der Romantik eines solchen Festes, hinter deren buntem Scheine sich die grausamste Roheit verbirgt; aber er behandelt seine Thiere gut und sucht Gebet und Weihwasser durch Sorge und Pflege zu ersetzen.

Die zusammenhängende, in zehn Bildern abgeschlossene Schilderung des Carnevals, welche mit der charakteristischen Scene: „Die Juden auf dem Capitol", beginnt, hat der Verf. schon früher in deutschen Zei-

tungen mitgetheilt. Es ist ein lebensvolles, farbenfrisches Gemälde, in welchem weder der beständige Rückblick auf Goethe fehlt noch die Erzählung von bestrafter englischer Plumpheit vermißt wird. Eine raffinirt grausame, aber nicht unverdiente Züchtigung theilt der Verf. mit von einem Engländer, der sich beim Osterfeste in der Kirche selbst thätlich gegen die Schweizerwache vergangen. Er wurde während der Kuppelbeleuchtung und des Feuerwerks, wegen deren er von Paris gekommen war, in die Engelsburg gesperrt, und erst losgelassen als die letzte Rakete der über seinem Kopf abgebrannten Girandola verpufft war. Mit dem Moccoliabend bricht das Buch ab und der Verf. versetzt uns plötzlich in die Fastenzeit, ohne daß wir ein Wort über die Rückreise erfahren. *)

An dem Stile des Verf. haben wir blos den übertriebenen, für manchen Leser störenden und nur aus übler Gewohnheit hervorgegangenen Gebrauch italienischer Worte zu tadeln. Ist es nicht naiv wenn der Verf. (II, 520) sagt: „Dabei sah ich recht wieviel der Italiener auf seine Sprache hält", und dennoch mancia, patto, calzolajo, fruttarolo, fila, domestico di piazza, fazzoletto, coltellata st. Trinkgeld, Vertrag, Schuhmacher, Obsthändler, Reihe, Lohnbediente, Schnupftuch, Messerstich gebraucht?

Nr. 7. Der gute Stieglitz! Seit dem 24. Aug. 1849 schläft er den ewigen Schlummer und hat nicht den Gram gehabt zu erleben wie voreilig seine „Verjüngung" war. Das verflossene Jahr hat viele Enttäuschungen gebracht, aber die herbsten doch wol für Italien und am meisten für den Kirchenstaat, der einer bessern Verwaltung am bedürftigsten, für Rom, das nur durch Verwirklichung des Einheitsgedankens ein seiner Größe und Geschichte würdiges politisches Leben erhalten konnte. Rom, das so abhängig von Fremden ist, hat vergebens die ungeheuern Opfer gebracht und Nichts davongetragen als Verwüstung seiner Kunstwerke, fremde Besatzung, vermehrte Priesterherrschaft und neue Anleihen. Doch nein, zum Erstaunen Europas haben seine Bewohner seit Jahrhunderten zum ersten mal eine Erinnerung an die sprüchwörtliche Tapferkeit ihrer Vorfahren gezeigt, und wenn das Priesterthum seine Herrschaft nicht auf immer durch eine gewaltige Zahl fremder Bayonnete schützen kann und will, so wird es sich wol zu bedeutenden Zugeständnissen verstehen müssen, zumal da die constitutionnelle Staatsform in Einem italienischen Staate, in Sardinien, mit allen Consequenzen entschieden gesiegt hat — der Siccardi'sche Antrag ist die Probe darauf — und eine gänzliche Absperrung der sardinischen Presse nicht thunlich sein wird. Das Buch selbst, welches den Abendglanz des poetischen Kunst- und Volkslebens und die Morgenröthe des politischen Lebens schildert, ist von anderer Feder bereits in Nr. 229 d. Bl. f. 1849 besprochen.

Nr. 8. Dieses Buch tritt sehr geheimnißvoll in die Welt. Weder Verfasser noch Herausgeber sind genannt, ebenso wenig bemerkt in welcher Sprache die Briefe ursprünglich geschrieben wurden. Das kurze, „Genf, December 1849" unterzeichnete Vorwort des Herausgebers bemerkt blos daß diese Briefe mit des Verf. gleichzeitig veröffentlichtem Werk: „Vom andern Ufer", im innigsten Zusammenhange stehen und zugleich die Fortsetzung einer Reihe von Briefen über Frankreich bilden welche in einer petersburger Zeitschrift erschienen. Der erste Brief ist aus Rom vom December 1847. Der Verf. hat Paris, wo ihn die „corrumpirten Umgebungen, der Tod in der Literatur, Tod im Theater, in der Politik, die wandelnde Leiche Guizot und das kindliche Lallen der Opposition" nicht länger weilen ließen, verlassen; er will sich an dem erwachenden Leben Italiens erfrischen. Auf der Reise durch Südfrankreich deuten zahlreiche historische Rückblicke, besonders bei Lyon, darauf hin daß der Verf. von den politischen Anlagen der Franzosen nicht eben groß denkt, am wenigsten von ihrer Fähigkeit wahre Republikaner zu sein, daß ihm überhaupt die politischen Fragen hinter den socialen zurücktreten. Er gelangt über Nizza, Genua und Livorno nach Rom. Das italienische Volk bespricht er mit entschiedener Vorliebe, doch streng ist sein Urtheil über die hervorragenden Persönlichkeiten. So schreibt er am 4. Febr. 1848 aus Rom:

> Pius IX. habe ich einige mal gesehen. Ich war sehr neugierig im Gesicht dieses Menschen, der an die Spitze nicht nur der italienischen, sondern auch der europäischen Bewegung gestellt ist, einen Gedanken, einen Ausdruck, mit Einem Worte: Etwas zu lesen. Ich habe Nichts darin gelesen als eine gutmüthige Apathie und eine leidenschaftslose Ruhe. Ich bin überzeugt daß Pius IX. ebenso wenig der Verfolgungssucht als der Grausamkeit fähig ist; aber ich glaube doch daß er Vieles hingehen lassen kann, und bin noch mehr überzeugt daß, welche Ereignisse auch kommen mögen, sie seine Verdauung nicht beeinträchtigen werden. Er wird sich einige stille Sorgen machen und dann sich beruhigen.

Unser Russe macht im Februar nach Neapel einen Abstecher und wohnt dort der Beschwörung der Verfassung durch den König bei:

> Er las die Formel des Eides laut, aber sein Gesicht war finster. In seinen Zügen liegt eine Aehnlichkeit mit Ludwig Philipp und überhaupt den Bourbonen, aber noch mehr gleicht er den römischen Büsten aus der Zeit des Verfalls, dem Galba und Vitellius. Sein Gesicht ist fleischig, dessen untere Theile sind besonders entwickelt, was ihm den Ausdruck thierischer Sinnlichkeit und unbarmherziger Grausamkeit verleiht. Seine Augen sind kalt; ich bemerkte daß er Niemanden gerade ansieht. Alles zusammengenommen ist er widerwärtig.

Am 3. März erfährt der Verf. in Rom das erste unbestimmte Gerücht von einem Aufstand in Paris; am folgenden Tag ist schon die Proclamation der Republik bekannt. Hatte er bisher nur fröhliche Scenen in Rom und Neapel zu schildern gehabt, so nimmt jetzt bald das politische Leben einen ernstern Charakter an. Der vierte

*) Dem Ref. war bei Abfassung seiner Anzeige der mit der Jahrszahl 1850 etwas spät erschienene dritte Theil des Stahr'schen Werks nicht bekannt. Er ist größtentheils noch Rom gewidmet und nächstdem besonders Venedig. Ein Namen- und Sachregister über alle drei Theile beschließt den dritten Theil, aus dem wir später noch Einiges ausheben wollen. D. Red.

Brief von Ende April schildert schon das Herabreißen des östreichischen Wappens, die dem Papst abgedrungene Kriegserklärung gegen Oestreich; statt des fröhlichen „Evviva Pio nono! Coraggio, Santo Padre!" hört man jetzt schon sein Zögern gegen Oestreich als Verrath an der italienischen Sache drohend deuten. Der Brief und zugleich der Aufenthalt in Rom schließt mit einer anziehenden Schilderung des Anwerbens der Freiwilligen für den lombardischen Krieg (Crociati) und ihres Ausmarsches. Wie man sieht, ist dies am spätesten erschienene unter den von uns besprochenen Werken über Italien zugleich das am meisten politische. Das landschaftliche und künstlerische Element verschwindet fast ganz hinter politischen Schilderungen und Betrachtungen.

Den zweiten Theil des Buches bilden Briefe aus Paris vom Juni bis September 1848. Wir haben aus dieser Abtheilung nur über den Schluß ein paar Worte zu sagen. Er vermuthet „der verbrauchte europäische Organismus" werde seine Rolle abgeben und auf der einen Seite Amerika, auf der andern die slawische Welt zu seinem Erben einsetzen. Gegen das Letzte haben wir unsere bescheidenen Zweifel. Als Beispiel eines solchen Rollenwechsels könnte man den Uebergang der Cultur von den romanischen zu den germanischen Völkern beim Untergang des weströmischen Reichs anführen; aber weder haben die Russen die rauhe Tugend noch die kühne Thatenlust der Germanen, und noch weniger ist das heutige Europa dem untergehenden Römerreich zu vergleichen. Vielmehr ist das verlorengeglaubte Spanien seit 50 Jahren aufgekommen, Italien und Deutschland verfolgen ihre Einheitsbestrebungen, England seinen Culturberuf jenseit des Weltmeers, und wenn Frankreich seine politische Laufbahn wirklich durchlaufen haben sollte, so bietet die Reform, nicht Revolution, auf dem socialen Gebiete noch reiche Lorbern. *)

34.

*) Vergl. über diese Schrift auch Nr. 123 d. Bl.

D. Red.

Quatremère de Quincy.

Im J. 1755 kam in einem Hause der Straße St.-Denis zu Paris in einer Kaufmannsfamilie ein Kind zur Welt das sozusagen schon in seine Wiege die Neigung für die schönen Künste mitbrachte. Es war kaum acht Jahre alt, und sein ganzes Handwerkszeug bestand nur in einem scharfen stählernen Messer als es in das hölzerne Geländer einer Treppe seine Figuren schnitzte. Ein Kunstverständiger ward auf diesen Versuch aufmerksam; „Dies Kind verspricht einst ein Künstler zu werden", sagte er. Der Knabe ward auf das Gymnasium geschickt: seine griechischen und lateinischen Studien jedoch, die den künftigen Archäologen vorbereiten sollten, konnten ihn seiner ersten Neigung nicht abwendigmachen. Kaum war er in die Welt getreten, so formte er Wachsfiguren und handhabte den Meißel. Vor Allem wollte er Italien sehen, beurtheilen, bewundern und für sich erobern. Seine Hülfsmittel standen freilich in keinem Verhältniß zu seinen Plänen, allein der junge Quatremère de Quincy besaß ja das bescheidene Vermögen seiner Mutter. In dem „Père de famille" von Diderot ruft St.-Albin, gleich als ob er Millionnair wäre, mit der glücklichen Sorglosigkeit der Liebe und der Jugend aus: „Ich habe 1500 Livres Renten!" Quatremère konnte höchstens über 1200 verfügen, und mit diesem leichten Reisegepäck zog er aus nach Florenz, nach Rom, Neapel und Sicilien um sich des Reichs der Künste zu bemächtigen.

Italien für den zwanzigjährigen Quatremère! Welch ein unermeßliches Feld öffnete sich hier dem jungen Enthusiasmus! Sechs Jahre verlebt er in die Betrachtung großer Meister versunken, oder in dem Atelier Canova's weilend, und diese Lehrjahre ließen für alle seine Arbeiten Erinnerungen in ihm zurück, welche die Länge der Zeit nicht verwischen konnte. Er wußte sie wohl zu benutzen: nach seiner Rückkehr nach Frankreich errang er nicht nur Erfolge, sondern — was noch mehr ist — er verdiente sie auch wirklich durch treffliche Arbeiten. Im J. 1784 hatte die Akademie der Inschriften einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage: „Welches war der Zustand der Architektur bei den Aegyptern?" ausgesetzt. Die Denkschrift Quatremère's erhielt den Preis. Einige Jahre darauf, 1791, gab er seine „Considérations sur les arts" heraus; Frankreich aber war 1791 mit andern Studien beschäftigt. Wie alle aufgeklärten Geister des Jahrhunderts, alle Männer von edlen Empfindungen, so hatte auch Quatremère voll Leidenschaft eine Revolution aufgenommen welche allen Mißbräuchen den Krieg erklärte; wie alle verständige Leute verabscheute er aber auch bald ihre Excesse. Sein Name, sein Talent, seine Schriften hatten ihm in allen Classen Freunde erworben, die ihn bei den Wahlen in Vorschlag brachten. So nahm er an der ersten Municipalversammlung theil. Seit 1790 verlangte man von vielen Seiten die Freiheit der Theater, allein er machte schon damals die Bemerkung daß in Frankreich die Freiheit, sowie man sie in jener Epoche verstand, für die Einen das Recht zu befehlen, und für die Andern das Recht nicht zu gehorchen war. Nach der Constituante brachten seine Mitbürger ihn in die Gesetzgebende Versammlung. Hier sprach er muthig für den Thron, und für die von dem König beschworene Verfassung. Seine Rechtschaffenheit wies jeden ungerechten Angriff zurück: er trat für Dupont und Bertrand de Molleville in die Schranken, obwol sie Minister waren; er ward der Apologet Lafayette's, den man mit Cromwell vergleichen wollte. Solches Auftreten genügte um ihn in der blinden Wuth des „Volks" verhaßt zu machen. Nach dem 10. Aug. mußte er ein Versteck suchen. Beugnot, Vaublanc, Lacretelle und Quatremère fanden ein Asyl in dem Schlosse von Cernay bei Paris. Danton wußte Dies, aber er wollte es nicht wissen, und führte sogar die Nachsuchungen eher auf falsche Wege. Unglücklicherweise kehrte Quatremère 1793 in der Blüte der Schreckenszeit einmal nach Paris zurück; in seiner Wohnung fand er nachfolgendes Billet des revolutionnairen Comité, das wir buchstäblich hier wiedergeben:

„Le comitte arotte que le cytoient Quatremaire se rendera a linstant au comitte pourr affair qui le conserane.
GUYANT, comissaire."

Dies Billet konnte ein Scherz sein; bei einem Befehle des allgemeinen Sicherheitscomité aber lag der Ernst wol zutage. Dasselbe verfügte daß der genannte Quatremère als verdächtig verhaftet in das Madelonettenkloster, und wenn es hier an Platz fehle in ein anderes Gefängniß gebracht werde. In der Ueberzeugung daß das Schaffot ihn erwarte betrat er das Gefängniß; aber diese Erwartung beunruhigte ihn nicht eben sehr. Zufällig entdeckte er in dem Gefangenengarten eine der Plastik nicht ungünstige Erdart. Der Wärter gestattete ihm sich ein Atelier einzurichten, und man kann sich wol denken mit welchem Eifer Quatremère diese Vergünstigung benutzte. Einer seiner Leidensgenossen hatte einen Monat vor seiner Verhaftung eine liebenswürdige Frau geheirathet: Quatremère arbeitete an einer kleinen Gruppe die Hymen und Amor darstellte, und die er der jungen Gattin zustellen wollte. Wie schnell er auch arbeitete, das Revolutionstribunal kam ihm zuvor. Ehe kaum der erste Entwurf fertig war verfiel sein Freund dem Henker-

heil. Wenige Tage darauf leuchtete die Sonne des 9. Thermidor: die Gefängnisse öffneten sich, allein Quatremère ging nicht von der Stelle bis er seine Gruppe an die unglückliche Witwe absenden konnte.

Selbst nach dem Thermidor wollte der Convent seine Macht verlängern. Die Sectionen von Paris empörten sich hiergegen, und Quatremère war einer ihrer entschlossensten Führer; allein die Sectionen unterlagen. Quatremère, zum Tode verurtheilt, dann wieder in Freiheit gesetzt, ward von dem Seine-departement in den Rath der Fünfhundert gewählt. Alle seine Reden, alle seine Arbeiten hatten den einen Zweck: der Ordnung und der Religion neue Macht zu verleihen. Die revolutionnaire Partei wollte davon Nichts wissen, und verurtheilte Quatremère ohne Urtheil durch ein Gesetz: mit 52 seiner Collegen die Pestluft von Sinnamari einzuathmen. Wohin fliehen? wo sich verbergen? Wer erräth wol seinen Zufluchtsort? Er sucht den jüngst verlassenen Aufenthalt, die Madelonnetten. Er vertraut dem Gefangenenwärter, dessen Biederkeit er kennengelernt hatte, sein Leben und sein Geheimniß an; beide befanden sich in guten Händen. Vielleicht ist er der erste Mensch der in einem Gefängnisse sich die Freiheit zu erhalten strebt.

Die letztere ward ihm bald zutheil. Die wachsame Freundschaft des Hrn. von Talleyrand verschaffte ihm unter dem italienischen Namen Quartini einen Paß nach Deutschland. Hier lebte er ruhig bis 1800 in Holstein, mit Jacobi und Stolberg innig befreundet. Das Directorium hatte ihn proscribirt, das Consulat rief ihn zurück. Bonaparte ernannte ihn zum Mitglied des Municipalraths der Seine, die Akademie der Inschriften berief ihn in ihren Schoos, die Großjury der Industrie wünschte sich Glück ihn unter ihre Mitglieder zu zählen. Die Restauration ernannte ihn zum Generalintendanten der schönen Künste, und zum Mitglied des Conseil für den öffentlichen Unterricht. Dann folgten die Hundert Tage mit Carnot, der ihn wieder absetzte; nur Eins konnte er ihm nicht nehmen: die Stelle eines immerwährenden Secretairs der Akademie, die er einer sehr schmeichelhaften Wahl verdankte. Der König verlieh ihm später die durch den Tod Millin's vacantgewordene Professur der Archäologie. Seit dieser Zeit übte er den wohlthätigsten Einfluß auf die Entwickelung aller Künste in Frankreich. Sein „Vie de Raphael" ist eine anziehende Biographie, unter dem Einfluß der reinsten Begeisterung für das Schöne geschrieben. Der „Jupiter olympien" ist ein großes Denkmal das durch eine tiefe Sachkenntniß auf einer antiken Grundlage errichtet worden ist, und der „Dictionnaire d'architecture" übt einen gleich wohlthätigen, belehrenden Einfluß auf die Wissenschaft selbst wie auf die Praxis.

In seinem Zimmer erblickte man die erwähnte Gruppe von Amor und Hymen in Bronze, ferner zwei von ihm gearbeitete Vasen aus weißem Marmor mit vortrefflichen Verzierungen. „Eine herrliche Vase", äußerte eines Tags Séguier, „sie ist antik." „Nein", erwiderte Quatremère ebenso bescheiden als lakonisch. Das schönste Stück seines Cabinets aber ist ein Paris, den er der Freundschaft Canova's verdankt.

Quatremère's ganzes Leben ist eine Kette von wissenschaftlichen Studien, politischen Kämpfen und archäologischen Nachforschungen. Sein Dasein hat keinen müßigen Augenblick aufzuweisen. „Haben Sie nie an das Heirathen gedacht?" ward er einmal gefragt. „Ich mich verheirathen!" erwiderte er komisch-erschreckt, „wo denken Sie hin? Ich habe nie Zeit gehabt daran zu denken!"

Seit 1839 rührte er keine Feder mehr an. Der Schriftsteller wollte sich nicht überleben. An drei Freunden hielt er bis zum letzten Augenblick fest, und sie hatte er immer um sich versammelt; Das waren: Virgil, Molière und Lafontaine. „Die da", sagte er sterbend, „werden ewig leben. 94 Jahre alt schloß er im vergangenen Jahre sein vielbewegtes und erfahrungsreiches Dasein, das wir mit wenigen Worten skizzirt haben sowie Barrière durch die wenigen, schmucklosen Zeilen der Erinnerung im „Journal des débats" gethan hat. 6.

Bibliographie.

Erdmann, Sammlung aller Predigten welche vom J. 1846 bis zum Juni 1850 gehalten wurden. Halle, Schmidt. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Fall des Christenthums in seiner gegenwärtigen Gestalt als Kirche. Zugleich eine vollständige Geschichte „Jesus des Weisen von Nazareth." Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Feßler, J., Ueber die Provinzial-Concilien und Diöcesan-Synoden. Innsbruck. 1849. Gr. 18. 16 Ngr.

Franke, G. M. A., Friedrich Wilhelm IV. Eine Schrift für das deutsche Volk. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr.

Gottschall, R., Ferdinand von Schill. Tragödie in fünf Aufzügen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Heinrich, C., Anna. Ein Idyll in sieben Gesängen. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Hermann, K., Zwölf Vorlesungen über Philosophie der Geschichte. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 1 Thlr.

Holdheim, S., Gemischte Ehen zwischen Juden und Christen. Die Gutachten der Berliner Rabbinatsverwaltung und des Königsberger Consistoriums beleuchtet. Berlin, Lassar. Gr. 8. 15 Ngr.

Horn, U., Aus drei Jahrhunderten 1690. 1756. 1844. Drei historisch-politische Novellen. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 1851. 8. 2 Thlr.

Jung, G., Geschichte der Frauen. 1ster Theil: Geschichte der Unterdrückung der Frauen und ihrer allmähligen Selbstbefreiung, bis zur Erscheinung des Christenthums. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kottenkamp, F., Geschichte der Colonisation Amerika's. Nach den Quellen bearbeitet. 2ter Band: Colonisation der Portugiesen, Franzosen, Engländer und Holländer bis zur neuesten Zeit. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr.

Krimer, R., Monderzählungen nach Andersen. Coblenz, Hölscher. 18. 6 Ngr.

Meyern, G. v., Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.

Nordmann, J., Zwei Frauen. Wien, Keck u. Sohn. 8. 22½ Ngr.

Pellico, S., Franceska von Rimini. Tragödie in fünf Akten. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Waldau. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 15 Ngr.

Rick, C., Evangelium der Freiheit. Wien, Keck u. Sohn. 16. 1 Thlr.

Rieder, J. E., Ali der Khalif. Historisch-dramatisches Gedicht in 5 Akten. Gratz, Kienreich. Gr. 8. 16 Ngr.

Tellkampf, A., Irmgard. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Hannover, Rümpler. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bölsche, K., Zwei Republikaner. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 12 Ngr.

Chowanetz, J., Der Machiavel für unsere Zeit. Enthaltend: Die Lehre vom christlichen und monarchisch-constitutionellen Staate, als einzige Garantie für Gegenwart und Zukunft. Aachen, Hensen u. Comp. 8. 10 Ngr.

Der Prophet Sacharja auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche in Dresden. Ein offenes Wort an Hrn. Oberhofprediger Dr. Harleß über seine am 22. Juli d. J. gehaltene Landtagspredigt und zugleich ein Votum gegen das Einschmuggeln pharisäischer Grundsätze in die evangelische Kirche. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Ngr.

Stimmen aus Deutschland für Schleswig-Holstein. Von einem Norddeutschen. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 220. —— 13. September 1850.

Schiller's „Anthologie“.

Anthologie auf das Jahr 1782 von Friedrich Schiller. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämonische und einem Anhange neu herausgegeben von Eduard Bülow. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. 1850.

Schiller's „Anthologie“ ist die lyrische Fortsetzung und Ergänzung der „Räuber“.

Eduard von Bülow, der uns schon so manches Denkmal der ältern Literatur wieder zugänglich gemacht hat, hat sich durch diese neue Veröffentlichung der „Anthologie“ ein groses Verdienst erworben. Die Originalausgabe ist bis auf ganz vereinzelte Exemplare verschwunden, und die meisten dieser Gedichte sind in die Werke Schiller's entweder gar nicht aufgenommen oder in ihrer Bedeutung wesentlich verändert. Die Sammlungen von Döring und Boas, die sie uns in ihrer unverfälschten Gestalt bewahren, sind nur eine sehr ungenügende Aushülfe. So Etwas muß durchaus frisch und individuell wirken. Nur als zusammengehöriges Ganzes, in durchaus treuem Abdruck aufs neue als Almanach geboten, bringt diese „Anthologie“ den Hauch jener Zeit über uns in der sie entstanden ist. Wie schön wäre es, wenn wir in ähnlicher Weise uns auch den frischen Eindruck der „Blätter von deutscher Art und Kunst“ und des „Rheinischen Most“ (Erster Herbst 1775) wieder lebendig machen könnten; ja vielleicht sogar den Eindruck des Schlegel-Tieck'schen „Almanachs für 1802“ — denn auch dieser ist nachgerade eine literarische Seltenheit.

Wir halten uns hier lediglich an die Schiller'schen Gedichte. Außer ihm haben seine Freunde zum Almanach beigesteuert, namentlich Petersen, Friedrich Pfeiffer, Zuccato. Aber Bülow hat ganz Recht wenn er sagt daß die Beiträge seiner Freunde diese Sammlung nicht reicher machten, sondern nur ärmer.

Die Gedichte auf Laura nehmen den breitesten Raum ein. Bülow stellt diese Gedichte sehr hoch; er behauptet sogar: „die edelste, glühendste Leidenschaft der Liebe habe noch in keiner Sprache der Welt einen so würdigen Ausdruck als hier gefunden.“ Ich bekenne, hier stehe ich auf ganz entgegengesetztem Standpunkte. Es scheint mir als habe Schiller in seiner bekannten Selbstkritik der „Anthologie“ diese Gedichte am richtigsten gewürdigt. Er nennt sie dort „mit brennender Phantasie und tiefem Gefühl geschrieben, aber überspannt und von allzu unbändiger Imagination, hier und da sogar eine schlüpfrige sinnliche Stelle mit Platonischem Schwulste verschleiernd“. Diese Liebe Schiller's war, wie ja auch die historischen Daten bestätigen, eine echtdeutsche Jünglingsliebe, eine Liebe wie sie Jean Paul so unvergleichlich zu schildern weiß. Schiller liebte damals nicht sowol diese ganz bestimmte individuelle Geliebte, er liebte vielmehr die Liebe selbst. Nicht die Liebe, sondern nur die Sehnsucht nach Liebe hat diese Gedichte dictirt. Einzig deshalb sind sie so überschwenglich, so durchaus gestalt- und situationslos; Gedichte auf die künftige Geliebte, ohne entsprechende Erlebnisse in der Gegenwart. Ein anderes Gedicht der „Anthologie“: „An Fanny“, von einem Freunde Schiller's, verräth offen das Geheimniß dieser Liebesphantasien. Sehnsüchtig wünscht dort der Dichter daß ein Engel ihm den Namen der Geliebten zulisple, der, wer sie auch sein möge, längst alle Seufzer seines Herzens entgegenwallen.

> Wer du auch bist, du bist für mich geboren,
> Uns unerkannt
> Hat dir mein Herz, hat dir mein Herz geschworen
> Zum süßen Band.

Bülow, glaube ich, überschätzt überhaupt den poetischen Werth von Schiller's Jugendgedichten. Freilich ist es wahr, Schiller's erste Dramen sind ursprünglicher und genialer als die spätern; sie sind noch nicht beeinträchtigt durch die antikisirenden Vorurtheile seines Mannesalters. Aber Schiller's lyrische Entwickelung ist eine andere als die dramatische. Ihm war nicht jener harmlos-fröhliche Liedermuth angeboren, der wie z. B. bei Goethe ohne Weiteres die jugendfrische Heiterkeit des Gemüths lustig in die Welt hinausjubelt. Schiller war von Natur grüblerisch, fast mehr zum Denker als zum Dichter angelegt, und der unsinnige Druck seiner Erziehung hatte Alles gethan diese ohnehin insichgekehrte skeptische Natur nur noch mehr zu verdüstern und in alle Schrecken wühlerischer Zweifelsucht hineinzuwerfen. Das ist es was Schiller's Jugendleben so bedeutend macht. Andererseits aber ist es auch der Grund warum Schiller erst in der spätesten Zeit zur künstlerischen Höhe echter Lyrik vordringt. Nur naive Naturen sind lyrisch. Ein Dichter der mit angeborener Reflexion zu kämpfen hat erringt die lyrische Palme erst wenn er diese Reflexion vollständig überwunden und sich zur „schönen“ Individualität geklärt hat.

Schiller's Jugend fürwahr war im tiefsten Sinne des Worts ein Titanenkampf. Die Blitze der Sturm- und Drangperiode drohten diese Natur fast ganz und gar zu zerschmettern. In einem zerfressenen Jahrhundert überall nach dem Vollen und Ganzen, nach Harmonie und Ursprünglichkeit lechzend, unterwühlt sein Geist maulwurfsartig unermüdlich Alles was bis dahin in Religion und Sitte als fest und unverrückbar gegolten hatte. In diesem Kampfe dringt er unaufhaltsam vorwärts; er bebt vor keiner Consequenz zurück. Bülow bezeichnet dieses rastlose Ungestüm sehr glücklich mit dem Begriff des Dämonischen. Wie die „Räuber", so ist nun namentlich auch die „Anthologie" die getreue Beichte dieser furchtbaren innern Entwickelungskämpfe. Hier wie dort entladet sich in naturnothwendigem Schöpfungsdrange der glühende Vulkan; heilige Schauer in uns erweckend durch die packende Größe des Urelementaren, und doch unheimlich und abstoßend. Die vulkanischen Ausgeburten sind nicht strahlende Goldbarren, sondern rohe, unförmliche Massen.

Dies und nur Dies ist die Bedeutung der „Anthologie". Sie bedarf es wahrhaftig nicht daß man ihren poetischen Werth höher hinaufschraubt als ihr billigerweise zusteht. Nicht poetisch ist die „Anthologie" wichtig, sondern biographisch, culturgeschichtlich. Schiller's Jugendgedichte sind ebenso sehr Selbstbekenntnisse wie die Goethe'schen, vielleicht sogar noch in einem weit intensivern Sinne als diese; denn es ist Schiller in seiner Jugend nie gelungen die pathologisch-subjective Färbung abzustreifen. Die Gedichte der „Anthologie" sind ein fortlaufendes Tagebuch. Wer sich auf psychologischen Blick versteht kann ein gut Theil innerer Charaktergeschichte aus ihnen herauslesen. Wo aber lohnte sich ein genauer Einblick in die Charakterbildung mehr als bei einem Manne den Deutschland fast noch mehr als Menschen denn als Dichter liebt?

Es ist in der That auffallend wie wenig im Grunde genommen noch für diese innere Geschichte Schiller's geschehen ist. Schiller hat es uns allerdings in dieser Beziehung nicht so leicht gemacht als Goethe, der mit autobiographischen Mittheilungen, Winken und Fingerzeigen über Sinn und Entstehung seiner Werke niemals gekargt hat. Aber Das entbindet uns nicht von unserer Pflicht; im Gegentheil, es ist Dies nach allen Seiten hin nur eine um so dringendere Veranlassung das bisher schmählich Versäumte nur desto sorgsamer nachzuholen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur der politischen Genrebilder und Skizzenbücher.

Heinrich Pröhle.

Was ist aus unsern Hoffnungen geworden?! Hielten wir nicht fest an dem Glauben daß die Geschichte Nichts verloren gehen läßt, daß eine Kette großer Bewegungen im öffentlichen Leben niemals blos das zwecklose Spiel zufälliger Zuckungen darstellt, so könnte es jetzt wahrlich scheinen, von all dem bis zu planlosem Ungestüm und verworrener Hitze eifrigen Anstreben zu rettenden Thaten und segensreichen politischen Neugründungen solle uns Nichts, gar Nichts übrigbleiben als die fort und fort anschwellende Masse bunter literarischer Erinnerungsbilder, fragmentarischer Memoiren, Tagebuchblätter, Silhouetten, Charakterskizzen u. s. w., in welchen nunmehr das schreibselige Deutschland die Gestalten, Gruppen und Scenen einer merkwürdigen Zeit zu sammeln bemüht ist. Jemehr die Gemüther theils mit gebrochenem Vertrauen oder völligem Kleinmuth, theils in müder Gleichgültigkeit oder frivoler Indifferenz, theils endlich mit dumpfer unklarer Erwartung oder lauernder Verbitterung sich aus jener unverhaltenen Aufregung zurückziehen, desto betriebsamer warten die Herren von der Feder des nur von ihnen selbst für unumgänglich geachteten Geschäfts, in literarischer Mittheilung vorzuführen was von der ganzen Summe der Ereignisse hier und dort jedem Einzelnen entweder zu unmittelbarer Anschauung oder etwa durch vermittelnde persönliche Bezüge sonst zu näherer Kenntniß gekommen ist. Der Fanatismus der Industrie, mit dem hier in der Anhäufung einer zum großen Theil schon als Maculatur an das Licht kommenden literarischen Last gewetteifert wird, ist uns ja schon von andern Punkten her nichts Neues mehr in unserm lieben Vaterlande, wo man nachgerade, da Jeder selbst Leser sucht für die Blätter aus seiner „Mappe", um Leser verlegen zu werden beginnt. Ueber das Feuilleton, über das belletristische Journal hinaus haben sich bereits diese Bemühungen in einer besondern ansehnlichen Reihe von Schriften geltendgemacht, die denn freilich nicht eben zum kleinsten Theil nur wieder durch Zusammenstellung der zuvor in Tagesblättern gegebenen Schilderungen, und leider auch Reflexionen, hervorgegangen sind. Selten erkennen wir hier etwas Anderes als eine belletristisch zugerichtete Buchführung über zufällig in Versammlungen, Kammersitzungen, im Waggon der Eisenbahn, in Gaststuben, Lesecabineten und auf der Straße Erhörtes und Erlebtes, erhaschte Züge zu den Portraits von Persönlichkeiten die mehr oder weniger bedeutsam mit ihrer Thätigkeit für die großen Aufgaben hervortraten, dazwischen gelegentliche retrospective Aphorismen und kritische Fernsichten, parteiische coups d'oeil, kurz, wenn wir etwa absondern was als historische Ueberſicht genommen werden will oder selbst von Betheiligten ausgegangen ist (wie Einzelnes aus der Paulskirche), so geht es hier in der That wenig genug über das Nächste hinaus was dem Auge eines Flanirenden begegnet, wie denn das Wort in den „Bruchstücken aus Karl Berthold's Tagebuche" vom Nachtwächter besagt: „Er sieht auch mindestens Alles was in den Focus seiner Laterne fällt, und was will man von Menschen und Nachtwächtern mehr verlangen?"

Wenn es nun feststeht daß wohlwollend und nachsichtig gezählt neun Zehntheile des gesammten Schriftthums auf Autoren zu rechnen sind von denen weder Anwendungen einer brauchbaren politischen Weisheit, noch werthvolle Beiträge für den Zusammenhang im Großen sich erwarten ließen, so bleibt uns, wollen wir von Zeit zu Zeit in einer müßigen Stunde noch einen Blick auf diese unvermeidlichen Erscheinungen werfen, nur die Frage nach der mehr oder weniger feinen Auffassungsgabe des einzelnen Darstellers für Habitus und prononcirte Grundrichtung der öffentlichen Charaktere, nach gesunder, taktvoller Beobachtung der herausgegriffenen Ereignisse, nach dem Geschmack mit dem die vorgeführten Bilder angeordnet und ausgeführt sind. Wir meinen wesentlich ein Gebiet zu berühren wo es sich um nichts Anderes als um ein gewisses poetisches Geschick, um Züge eines novellistischen Talents zur Zeichnung von Localitäten und Persönlichkeiten handelt. Bei Einigen ist ja auch bereits die weitere Ausdehnung dieser Art, indem Form und Anlage durch Zusätze individueller Phantasie bestimmt wurden, unmittelbar in den Partei- und Tendenzroman ausgelaufen. Sternberg und Temme bezeichnen extreme Stellungen; das dem Herrn von Hauenschild zugeschriebene, bei aller Frische und Wärme der Anschauung oft forcirt geistreiche, wunderliche Bunterlei: „Nach der Natur", kommt, zu einem höhern Stand-

punkte hineilernd, doch über die Doppelheit eines ehrenwerthen, ohne phrasenhaftes Ungestüm enthusiastischen Radicalismus, und eines unklaren Behagens an aristokratischem Amusement und genußsüchtigem Dilettantismus nicht hinaus; Karl Gutzkow scheint den Stoff der Gegenwart als plötzlich fertiger Meister im großen Stile, worin er bisher nicht seine Stärke zeigte, bewältigen zu wollen; ein liebenswürdiges Talent wie Otto Müller sieht man ungern, wennschon nicht ganz ohne Vertrauen, auf gleicher Bahn Erfolge suchen.*) So erscheint in der That jene Literatur aphoristischer Schilderungen nach einer Seite gleichsam wie eine Vorschule und Einleitung zu einer neuen Richtung poetischer Composition, die sich denn freilich noch mit höherm und reinerm Geiste zu erfüllen hat, wenn sie nicht als eine unzulässige, unwürdige Abart verkommen soll.

Es ist natürlich daß wir bei dieser Ansicht, obschon den ganzen Wust jener ephemeren Producte nicht ohne Widerwillen betrachtend, uns doch den Erscheinungen mit einer gewissen Theilnahme zuwenden können, welche zwar ihrem Inhalt und ihrer Anlage nach sich vor der Masse der übrigen keineswegs auszeichnen, aber den freundlichen Hintergrund eines unverstimmten Gemüths darbietend uns die Bekanntschaft einer tüchtigen, überall mit Ruhe betrachtenden, selbst das Dunkle und Aengstliche mit heiterer Sicherheit aufnehmenden Persönlichkeit verschaffen. Durch solchen Eindruck macht sich die kleine Schrift

Berlin und Wien. Ein Skizzenbuch von Heinrich Pröhle. Berlin, Besser. 1850. 8. 22½ Ngr.

anmuthig bemerkbar. Das vorige Jahr brachte uns von derselben Feder das hübsche Büchlein: „Aus dem Kaiserstaat", dessen erster Hälfte noch eine östreichische Wanderung in den stillen Tagen vor dem Sturme zugrundelag. Während der Octoberrevolution lebte Pröhle in Wien; seine Mittheilungen aus dieser Zeit sind getrennt in beiden Schriften so gegeben daß die betreffende Partie der jetzt herausgekommenen (S. 62—99) als Ergänzung der frühern betrachtet werden muß, welche freilich vorerst noch vernehmen ließ wie eine frisch und fröhlich in das Leben umschauende Natur in der mit unverkennbarer Vorliebe aufgesuchten Idylle sich gefallen hatte. Der liebevolle Sinn für das Volk, der bei Pröhle mit einem hellen, geübten Blick für die poetischen Züge und Motive einfacher, derber Gestalten und Zustände so verbunden erscheint daß man sich kaum getraut den primitiven Gesichtspunkt dieser Neigungen anzugeben, konnte sich weiterhin bei so gänzlich verändertem Stande der öffentlichen Dinge ebenso wenig verleugnen. Daß wir aber auch dann keiner Spur demokratisirender Radotage begegneten, hatte wahrhaftig nicht blos darin seine Ursache daß das Buch in einem Verlage erschien der seiner „Stellung" (am Stephansplatze zu Wien) allerlei „Rücksichten schuldig ist". Wir haben es für die ganze Individualität des Verf. als entscheidend anzusehen daß er, ohne sich darum im mindesten der Gleichgültigkeit gegen die Ideen überhaupt schuldigzumachen, nirgend den modernen Trieb zur Debatte, den abstracten Eifer für die allgemeinen Fragen hervortreten läßt. Nirgend ist er in einer docirenden Hast vor welcher das sinnige Wohlgefallen an den Details des Menschenlebens die wache Aufmerksamkeit für charakteristische Gestalten zurückweichen müßte. Die einzelnen Figuren verfolgt er zuweilen mit einer dem Costume des Romans und der Komödie gehörenden Genauigkeit, die z. B. sogar bei dem Auftreten des Lichtfreundes Uhlich in der preußischen Nationalversammlung des verwitterten Regenschirms gedenkt welchen derselbe als Reiseprediger in der Provinz Sachsen unter dem Arme zu tragen pflegte. Wenn ich nun in der epischen Vergnüglichkeit einer Anschauung deren natürlicher gewissenhafter Objectivismus auch bei den Dingen verweilt die den Historiker Nichts angehen, und vom Politiker als Nebenwerk übersehen werden, unter den Bedingungen der Zeit etwas Erquickliches finde, weniger um der vorliegenden Skizzen selbst als um des Geistes willen von dem ihr Charakter ausgegangen ist, wenn ich der ausgeprägten Passion für das Anekdotenhafte noch eine bestimmte hoffnungsvolle Seite abzugewinnen weiß, so darf ich den Vorwurf einer oft ganz in das Unfruchtbare fallenden Aeußerlichkeit, und mit dem Hängenbleiben an geistlosen Portraitzügen verbundenen Oberflächlichkeit doch nicht ganz verschweigen. Was haben wir davon wenn wir bei zwei Gelegenheiten erfahren daß der Graf Arnim „wie eine schlanke märkische Tanne" aussieht, wenn uns von dem alten Hrn. Esser erzählt wird wie er den Kopf schüttelt, vom Grafen Schwerin daß er das Air eines Pachters hat, von Bodelschwingh daß er dem Professor Tholuck gleicht, von Vincke gar blos was die „Europa" Gediegenes über ihn vorgebracht hat?! Es ist nicht zu leugnen daß diese Manier, von welcher Einzelnes auf des Verf. eigenthümliche Neigung für das concrete Bild zurückzuführen ist, denn doch in denjenigen Punkten wo es mehr auf übersichtliches Zusammenfassen und deutliches Ergreifen allgemeiner Gründe ankommt, als flüchtig und unzureichend misfällt. Der Einwand daß ja eben nur Skizzen und Genrebilder gegeben werden sollen wird insofern ungültig als natürlich auch solche Schilderungen selbst nach der Absicht des Verf. sich nicht ganz ohne Bezug auf die tiefern Grundlagen der Charaktere, Zustände und Ereignisse einzuführen meinen. Uebrigens ist es keineswegs der Ausdruck einer guten, sittlich entschiedenen Gesinnung und der angemessene Ernst den wir etwa darum vermißten weil wir dem doctrinairen Zwischenspiel keinen Raum vergönnt sehen. Das eben ausgesprochene Bedenken ist nur die Kehrseite der freudigen Anerkennung die ich dem gesunden realistischen Instinct wie er sich in diesen kleinen Zeichnungen überall bethätigt nicht entziehen durfte.

In elf für sich abgeschlossenen Capiteln gewährt uns die vorliegende Schrift einzelne Blicke auf die Lage und das Treiben der beiden Hauptstädte während des Zeitraums von den berliner Märztagen bis zum Zusammentreten der preußischen Kammern im letzten Herbst; unter der zwölften Nummer wird eine vergleichende Schlußbetrachtung über den resultirenden Gesammtcharakter von Berlin und Wien versucht. Auf das im Vorwort sprechende Gefühl als bedürfe die Unvollständigkeit des Mitgetheilten für das Ganze des historischen Verlaufs irgend eines rechtfertigenden Worts, haben wir bei dem Maßstabe welchen der Ursprung solcher zusammengereihten Scenen an die Hand gibt näher einzugehen keine Veranlassung.

Sogleich die Art wie das Thema: „Märzrevolution", im ersten Abschnitt aufgenommen wird, führt uns sicher in die Stimmung ein in deren ungetrübtem Lichte alles Weitere an unserm Auge vorüberzieht. Auf dem Lande trifft den Verf. die Nachricht von den schrecklichen Ereignissen, die ihn doch nicht so in wortreiche Erregung versetzen daß er sich nicht statt alles politischen Raisonnements Zeit nähme von dem Gange durch frühlingsgrüne Saaten bei heiterm Himmel zur nächsten Eisenbahnstation zu erzählen, wo von den Reisenden genauere Erkundigung eingeholt werden soll. Der Seitenblick auf die Pflüger die so ruhig und schwerfällig in den Furchen einhergehen, auf diese „Priester des ruhigen Herkommens", enthüllt uns einen Herzenswinkel des Verf. von welchem der Grundton seiner ganzen Anschauung sich ableitet. Zum Begräbniß der im Straßenkampf Gefallenen finden wir ihn in Berlin, nachdem wir am Faden gelegentlicher Reisebetrachtungen seinem Wege gefolgt sind. Nähere Beiträge zur Physiologie des bewegten Berlin, wie sie z. B. der vierte Abschnitt („Aus meinem Tagebuche. Ende September 1848") in den Bemerkungen über das Straßenleben, den fliegenden Buchhandel, den Lindenclub, die Volksrhetoren u. s. w. enthält, ergibt dieser kurze Aufenthalt nicht. Der Besuch in einer Versammlung aus der sich bald danach der politische Club bildete, scheint in der That

*) „Georg Volker, ein deutscher Freiheitsroman aus dem J. 1848", von dem Dichter der in den letzten Jahren am Herde unserer revolutionnairen Bewegungen seinen Wohnsitz hatte (in Manheim), ist im Erscheinen begriffen.

nur seine Stelle in dieser Skizze zu finden um der Erscheinung Gutzkow's daselbst zu gedenken, welcher neuerdings hinsichtlich seines durch den saubern +Zuschauer mit der bekannten glossirenden Perfidie in Erinnerung gebrachten damaligen Auftretens zu einer öffentlichen Abwehr Anlaß gefunden hat. Den bis zum Ueberfluß oft geschilderten Zug nach dem Friedrichshain erläßt uns der Verf., indem er dafür im zweiten Abschnitte („Eine vormärzliche Pensionnairin") — charakteristisch genug — den (wie mich dünkt aus Fiction und Geschichtlichem componirten) wunderlichen Lebenslauf einer als schuldloses Opfer im Straßenkampfe gebliebenen Jugendgespielin Friedrich Wilhelm's IV. bei dieser Gelegenheit einschaltet. Erst im August kehrte Pröhle nach Berlin zurück. Aus der nächsten Zeit bringt er eine kurze Ueberschau der preußischen Nationalversammlung, in welcher durch gutmüthig-ironisches Kopfschütteln über den instinctmäßigen Glauben des Landvolks an die Allerweltsheilkräftigkeit der Linken, sowie durch treuliches Hervorheben des wenig erkannten Eifers im Wirken der der Rechten angehörigen Deputirten für ihre Kreise auf der einen, durch die freundliche Beurtheilung des Vierfragenheldes Jacobi auf der andern Seite die verständigste, wohlmeinendste Unbefangenheit andentaggelegt wird. So hat man im Folgenden schon eher Geduld, wenn man einmal die Schärfe zu vermissen glaubt mit welcher so notorische mauvais sujets wie der „Vater Karbe" angesehen werden müssen. Es ist freilich etwas leichtsinnig von unserm Beobachter, dem sonst nicht leicht ein X für ein U gemacht wird, wenn er dem langen schneeweißen Bart und der Aehnlichkeit mit dem alten Moor zu Gefallen hunc nigrum für einen religiösen, liebenswürdigen Schwärmer passiren läßt.

Die Nachträge zu des Verf. frühern Mittheilungen über Wien in der Octoberrevolution schließen sich hier in drei Abschnitten an. Vermeidet er es absichtlich sich über die Persönlichkeiten des Reichstags und des Aufstandes auszusprechen (nur von Füster wird in beiläufiger Note Einiges beigebracht), so sind dafür diesmal die klaren Umrisse der allgemeinen Gestaltung der Dinge um so befriedigender entworfen.

Die „Erinnerung an Robert Blum und H. Jellinek" ist zwar nicht wie die in den „Reimen des Pfaffen Mauritius" das überschwengliche Todtenopfer eines Gesinnungsgenossen, aber es spricht hier jenes eigenthümliche Wohlwollen, jene unschätzbare tiefe Theilnahme eines edeln Herzens welche ohne den leisesten Zusammenhang mit einem Parteiinteresse, ohne erhitzte, racheschnaubende Phrasen, mit ihrer einfachen Aeußerung doppelt willkommen und geachtet sein muß. Zugleich hat Pröhle mit dem in wenigen Zügen so lebendig hingestellten Bilde des armen verworrenen Philosophen Jellinek wieder ein unverkennbares Zeugniß für seine gewandte, sichere Fassung des Individuellen geliefert. In unmittelbarer Folge nach diesen Eindrücken hervortretend machen die unter der Aufschrift: „Wiener Volksbühne", gegebenen Betrachtungen über den Charakter des Karlstheaters in der Leopoldstadt eine seltsame, fast unheimliche Wirkung. Obschon die gefährliche sittliche Verwilderung, die faule blasphemische Ironie der Nestroy'schen Production und Darstellungsweise noch weit härter betont werden kann als es hier geschehen ist, obschon hier zu tröstlichem Gegensatze auf das auch in der berauschenden Fülle wüsten Genusses nie ganz verlorengehende reine, kindliche Element des wiener Volkscharakters hingedeutet wird, wie es die Raimund'sche Zauberposse so vollendet erhalten hat, so weiß man sich doch drückender, peinlicher Empfindungen nicht zu erwehren, welche besonders durch den vorliegenden Zusammenhang das Zweideutige, Krankhafte eines in jenen sündlichen Späßen der Komödie abgespiegelten Lebens in uns hervorrufen muß. Nach der einen Seite gemahnt uns also das Wort „Volksbühne" bei diesem Uebergang in einem bedeutungsvollen, traurigen Sinne, auf den der Verf. wol ein ernsteres Gewicht hätte legen dürfen. Dies ist einer von den Punkten wo sich ohne Frage viel, viel weiter und tiefer greifen läßt als es seiner Anschauung geläufig zu sein scheint.

Für das J. 1849 bezieht sich das Skizzenbuch nur noch auf Berlin. Da führt uns der Verf. in einen „Lindenclub zwischen vier Wänden", er erzählt von der Osterfeier der gottlosen Stadt, von der geschäftigen Ausweisungscommission u. s. w., er mustert die Persönlichkeiten der zum 26. Febr. einberufenen, im April aufgelösten Zweiten Kammer, und wendet sich zuguterletzt noch einmal auf „parlamentarisches Stillleben" zurück, nachdem er vorher eine ausführliche Revue „preußischer Feste" während des Herbstes angestellt hat. Pröhle wird es nicht für einen Abbruch an dem Lobe nehmen welches der freien Haltung seines durchaus mehr poetischen, menschlichen als „specifisch" politischen oder gar preußenthümlichen Standpunktes zu spenden ist, wenn ich gestehe daß ich auch ohne seine Heimat zu wissen in dieser trefflichen kleinen Chronik unfehlbar den preußischen Autor erkannt haben würde. Die Foderung stricter Beweisstellen könnte mich in Verlegenheit bringen. Daß er am 23. Aug. dem Erinnerungsfeste an die Schlacht in Großbeeren beiwohnte, geschah, wie er selbst sagt, vornehmlich um märkisches Volksleben kennenzulernen. Darin liegt ein Interesse das mich zunächst nicht zu unterstützen scheint. In Wahrheit aber gehen hier die verschiedenen Regungen so ineinander daß sicherlich das Gedächtniß preußischer Waffenthaten nicht zukurzkommt. Auch das freudig-stolze Herzklopfen mit welchem er weiterhin die stattlichen, glänzenden Colonnen der reitenden Heeresmacht vorüberziehen sieht ist jedenfalls, obwol diese Gefühle eine allgemeinere Wendung suchen, wie wir sie ähnlich einmal bei Goethe (im dritten Bande der „Gespräche von Eckermann") antreffen, nicht aller Verwandtschaft mit dem erhobenen Selbstbewußtsein ledig welches jeden „guten Preußen" bei solchem Anblick zu erfüllen pflegt, und seit dem Protest des Oberst von Griesheim wider die frankfurter Laienanmaßungen zum Ueberdruß seine Phrasen von der strahlenden Ruhmeserbschaft brandenburgischer Truppen ausgetheilt hat. Wie sehr er sich jedoch wieder von Denen unterscheidet die über dieser schwarzweißen Unterthanenangelegenheit die Schicksale deutscher Brüder vergessen, dünkt mich in der Betrachtung bei der Heimkehr der Truppen aus Baden deutlich genug kundgegeben. Zum Schluß muß uns der pietätsvolle Zug den wir in den Mittheilungen welche sich an das während des Octobers enthüllte Standbild Friedrich Wilhelm's III. im Thiergarten knüpfen durchzuempfinden meinen auf das oben Ausgesprochene zurückführen.

Die Parallele: „Berlin und Wien", die so wenig über das Einzelne hinaus zu umfassender Uebersicht durchdringt, bestätigt was ich weniger zum Tadel als einfach zur Charakteristik des Verf. vorangeschickt habe. In dem Verhältniß einer gegenseitigen Neckerei und Fremdheit, in dem Selbstgefühl des Wieners den berliner Genüssen gegenüber, in der Vergleichung der Leseinstitute welche für Wien den Vorsprung vor Berlin in „Befriedigung höherer geistiger Bedürfnisse" (?) ergeben u. s. w., sehen wir denn doch nicht erschöpft was sich an bedeutenden Gesichtspunkten aus diesem Stoffe gewinnen läßt. Ueberrascht hat es mich einen Mann von sonst so praktischem Blicke die „wesentlich philosophisch-historische Bildung" der Berliner hervorheben zu sehen, die den Geist zur Einkehr in sich selbst führe, und ihn in allen Stücken zur Selbstbeschränkung geneigtmache. Pröhle wird behaupten daß sich hierüber streiten lasse. Ich glaube aber ohne Ueberschätzung meiner berliner Studien daß hier aller Streit überflüssig ist, und bleibe bei meiner Verwunderung.

Indessen schätze ich darum das in diesem Büchlein sich darlegende Talent nicht geringer, und wünsche nur von Herzen dasselbe recht bald für die Bearbeitung größerer Aufgaben, zu denen man hier so gern gleichsam die erfreuliche Introduction sehen möchte, mit gleichem Beifall begrüßen zu können.

W. Hemsen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 221. —— 14. September 1850.

Schiller's „Anthologie".

(Beschluss aus Nr. 220.)

Die „Anthologie" beginnt mit einem denkwürdigen Abschnitte in Schiller's Bildung. Eben ist der junge Dichter den Kinderschuhen seiner Begeisterung für Klopstock's himmelnde Empfindungsseligkeit entwachsen. Die Messiade wird hier in einem Epigramm kurz abgefertigt:

> Religion beschenkte dies Gedicht,
> Auch umgekehrt? — Das fragt mich nicht.

Und als Klopstock's und Wieland's Silhouetten nebeneinander hingen, rief der junge Dichter:

> Gewiß! bin ich nur überm Strome drüben,
> Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
> Dann erst schrieb dieser Mann für mich.
> Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
> Ihn darf auch Unsereiner lieben,
> Komm, linker Mann! Ich küsse dich.

Nur in der Natur findet der junge Dichter jetzt Das was er seinen Gott nennt. Deren Unendlichkeit sucht er mit seinen Gedanken ganz zu umspannen, er will hinsegeln (Größe der Welt) wo kein Hauch mehr weht und der Markstein der Schöpfung steht, aber umsonst: vor ihm Unendlichkeit, hinter ihm Unendlichkeit. „Kühne Seglerin, Phantasie, wirf ein muthloses Anker hin." Und in der „Hymne an den Unendlichen" ist ihm die „ungeheuere Natur ein Spiegel Jehovah's":

> Brüllend spricht der Orkan Zebaoth's Namen aus.
> Hingeschrieben
> Mit dem Griffel des Blitzes:
> Creaturen, erkennt ihr mich?
> Schone, Herr! Wir erkennen dich.

Einen Schritt weiter, und der Dichter steht mitten in jenem Pantheismus den er in den Briefen zwischen Julius und Rafael, deren Gedankenkreis er bereits in sich herumträgt, wenige Jahre später mit so kühner Genialität ausspricht. „Gott und Natur", heißt es dort, „sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Geisterreich und Körperweltgewühle wälzet Eines Rades Schwung zum Ziele."

> Freundlos war der große Weltenmeister,
> Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
> Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
> Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
> Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches
> Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Offenbar hat ihn auch während dieser Zeit die Frage nach der Unsterblichkeit tief beschäftigt. Während die „Leichenphantasie" aus dem J. 1780 mit der traurigen Betrachtung schließt: „Nimmer gibt das Grab zurück", glaubt er in der „Elegie auf den Tod eines Jünglings" sich bereits völlig von ihr überzeugt halten zu dürfen.

> Daß es wahr sei was den Pilger freute?
> Daß noch jenseits ein Gedanke sei?
> Daß die Tugend übers Grab geleite?
> Daß es mehr denn eitle Phantasei? —
> Schon enthüllt sind dir die Räthsel alle!
> Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
> Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
> Von des großen Vaters Kelche fleußt.

Ja ein kleines Epigramm spricht sogar die feste „Zuversicht der Unsterblichkeit" aus. „Mich lehren's schon die Weisen ahnden. Und Schurken überzeugen mich."

Tiefer jedoch als alle Metaphysik und Theosophie wühlen in ihm die ethischen Fragen. Vor Allem ist Rousseau sein Evangelium. An ihm hat er, sowie die Jugend dieser Zeit überhaupt, seinen brennenden Durst nach Ursprünglichkeit und gesunder Sinnenkraft gestillt und großgezogen. Er kann es „des Lebens Jahrmarktsdudelei" gar nicht vergeben daß es diesen größten Mann des Jahrhunderts durch „Vorurtheile und Eigennutz" von sich abgestoßen.

> Sokrates ging unter durch Sophisten,
> Rousseau leidet — Rousseau fällt durch Christen,
> Rousseau, der aus Christen Menschen macht.
>
> Und wer sind sie, die den Weisen richten?
> Geisterschlacken, die zur Tiefe flüchten
> Vor dem Silberblicke des Genies;
> Abgeschlittert von dem Schöpfungswerke,
> Gegen diesen Rousseau kindische Zwerge,
> Denen nie Prometheus Feuer blies.

Die ganze Feuerglut der „Räuber" lodert in dieser sittlichen Entrüstung gegen die perfide Unnatur und Heuchelei des Jahrhunderts. Und wirklich zieht der große Schatten Karl Moor's noch einmal an uns vorüber. Der Dichter setzt ihm ein „Monument" mit der flammenden Grabschrift:

> Vollendet!
> Heil dir! Vollendet!
> Majestätischer Sünder!
> Deine furchtbare Rolle vollbracht.

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!
Geizig schlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zucken die Völker
Unter seiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! Vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht!

In tiefempörtem Zorne schleudert er nach allen Seiten hin Blitze, um womöglich die Niederträchtigkeit die ihn rings umgibt für immer niederzuschmettern. Pedantischen Moralisten hält er die Sünden ihrer Jugend vor. Diese „betagten Renegaten der lächelnden Dirne" können leicht von ihres Alters Winterwolkenthrone auf den goldenen Mai der Jugend schmählen. Aber

Erkennt Natur auch Schreibepultgesetze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfror'ner Sinn?
Die Armuth ist, nach dem Aesop, der Schätze
Verdächtige Verächterin.

Und wie wettert gar erst dieses zornglühende Gemüth gegen die herrschende Schmach des Kastratenwesens! Dieses Gedicht „Kastraten und Männer" ist später unter dem Titel „Männerwürde" vom Dichter arg verstümmelt, zuletzt sogar unterdrückt worden. Und nichtsdestoweniger ist es doch mit seinem eindringlichen Humore und seinen derb treffenden Schlagworten nach wie vor volksthümlich geblieben.

O pfui und pfui und wieder pfui
Den Elenden! — sie haben
Verliederlicht in einem Hui
Des Himmels beste Gaben.

Dem lieben Herrgott sündiglich
Sein Conterfei verhunzet,
Und in die Menschheit schweiniglich
Von diesem Nu gegrunzet.

Und schlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbisse von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!

Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.

— — — — —

D'rum flieh'n sie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird sie betrüben —
Wer keinen Menschen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

Und ganz in demselben Geiste kehrt sich der Dichter gegen „die schlimmen Monarchen". Ihnen, die „aus des Thrones Hinterhalte bübelnd die erhabene Schande mit des Majestätsrechts Nachtgewande bergen", dröhnt er die Schrecken des Todes entgegen, denn dieser unverschämte Gesell spaße garstig mit welken Majestäten.

Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falschen Schalle —
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold —
Eure Juden schachern mit der Münze,
Doch wie anders klingt sie über jener Grenze,
Wo die Wage rollt!
— — — — —
Traurig funkelt auf dem Todtenkasten
Eurer Kronen, der umperlten Lasten,
Eurer Scepter undankbare Pracht.
Wie so schön man Moder übergoldet!
Doch nur Würmer werden mit dem Leib besoldet
Den — die Welt gemacht.

Diese Auszüge mögen genügen um Gedanken- und Bilderkreis dieser „Anthologie" zu veranschaulichen. Wir sehen sie athmet durch und durch den ungestümen Geist der „Räuber" und der ersten Dramen überhaupt; aber es ist nicht zu leugnen, die Dramen sind beiweitem kühner, ursprünglicher, plastischer und eben deshalb auch poetischer. Was ist in dieser „Anthologie" noch überall für eine erschwerende Roheit des Rhythmus und des Reimes! Wie oft verliert sich dies os magna sonaturum, das Balth. Haug, der Herausgeber des „Schwäbischen Magazin", dem jungen Dichter nachrühmte, noch durchaus in zwar volltönende, aber völlig nichtssagende Tiraden! Schiller's rhetorischer Hang hat hier nicht das feste Gegengewicht dramatischer Situationen und Charaktere. Der junge Dichter gleicht jenem Riesen von dem die Mythe erzählt: Er behält nur Kraft solange seine Füße feststehen auf dem Boden der Mutter Erde.

Aber wie wir auch über den poetischen Werth dieser „Anthologie" urtheilen mögen, Das ist gewiß, für die Erkenntniß von Schiller's gewaltigen Jugendkämpfen ist sie ganz unschätzbar. Das Bild des Dichters steht hier unmittelbarer vor uns als in der Umrahmung des Dramas.

Merkwürdig genug! Kurz nach der Herausgabe der „Anthologie" fällt in Schiller's Entwickelung ein sehr bedeutsamer Wendepunkt. Auch diese Phase ist in seinen Gedichten deutlich erkennbar. Noch sucht er in der „Freigeisterei der Leidenschaft", die 1786 gedichtet ist, sich trotzig aufzulehnen gegen die Satzungen der Sitte und weltlichen Ordnung. Er grollt seinem Gotte daß dieser nur blutendes Entsagen verlange, daß er die Natur auf die Folter spanne und nur durch die Hölle die Brücke zum Himmel schlage. Aber bereits in demselben Jahre dichtet Schiller die „Resignation". Und was ist der Sinn dieses tiefen, meist misverstandenen Gedichts? Der Dichter hat den jugendlichen Trotz abgelegt; er verzichtet darauf daß je die Welt und das wirkliche Leben den kühnen Träumen des Ideals entsprechen können. Er stellt eine unüberspringbare Kluft zwischen Hoffen und Drängen nach einer idealern Wirklichkeit und zwischen glückliches Genießen.

Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unsichtbar ein Genius,
Zwei Blumen, rief er, hört es, Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.

Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andere Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Schiller ist sich jetzt seiner zwiespältigen Faustnatur klar bewußt geworden. Zwei Seelen wohnen ach! in

seiner Brust, die eine will sich von der andern trennen; die eine hält in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen, die andere hebt gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen. Aber die eine Seite schließt die andere aus; es bleibt, wie Dies ein späteres Gedicht ausspricht, nur die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Wo ist in dieser fürchterlichen Alternative der rettende Ausweg?

Wie nahe rücken hier überall Goethe's und Schiller's Naturen zusammen! Was Wunder also daß sie sich später auf Grund einer und derselben Weltanschauung so eng aneinanderschließen!

Jener Titanentraum also der einst den Jüngling begeisterte und den er so kühn in seinen Jugenddichtungen in die Welt hinausstrudelte, wo ist er geblieben? Wie darf der Dichter hoffen je im wirklichen Leben die kühnen Ideale seiner warmen Seele verkörpert zu finden? Er muß sich rückhaltslos entscheiden, ob er sich ganz und gar hineinwerfen will in die Praxis des wirklichen Lebens mit all ihren Endlichkeiten und Erbärmlichkeiten, oder ob er die Brücke die ihn mit dem Leben verbindet trotzig hinter sich abbricht, um ganz und ausschließlich der Welt der Ideale zu leben. Von jetzt an bleibt diese scharfe Trennung zwischen Ideal und Wirklichkeit ein Grundzug in Schiller's Denkweise.

Der elegische Ton der „Götter Griechenlands" ist lediglich aus diesem Kampfe entsprungen. Ja damals waren noch glücklichere Menschenalter! Damals führten jene schönen Wesen aus dem Fabellande die Menschen noch an der Freude leichtem Gängelbande, damals war noch nicht jene grause Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit, damals war noch das Leben selbst schön. Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher. Aber jetzt?

Hier ist der Ausgangspunkt von Schiller's ästhetischen Ansichten. Schon das philosophische Lehrgedicht „Die Künstler", nur ein Jahr (1789) nach den „Göttern Griechenlands" entstanden, verweist mit großartiger Begeisterung auf „der Dichtung muntere Schattenwelt". Nur die Kunst deckt mit holdem Zauberscheine der Sorgen schauervollen Chor; nur sie umzieht die Nothwendigkeit mit Heiterkeit und Anmuth. Und in diesem Sinne behandelt Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts" den Begriff der Kunst ganz folgerichtig nicht blos als einen ästhetischen, sondern wesentlich auch als einen sittlichen. „Es ist die Schönheit, durch welche der Mensch zu der Freiheit wandert." Nur in der Kunst findet Schiller was er im Leben vergebens gesucht. Wenn der Mensch seine höchste Bestimmung erfüllen, d. h. wenn er seine sinnliche und geistige Natur in ungestörter Eintracht genießen will, was bleibt ihm jetzt? Nichts Anderes als daß er Wirklichkeit, Staat und Gesellschaft ganz und gar ihrem eigenen Schicksal überlassen muß. In ihnen ist für ideale Naturen keine Befriedigung. Wie daher Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung" es offen ausspricht: der Mensch spiele nur wo er ganz Mensch sei, und er sei nur ganz Mensch wo er spiele; so befolgt er diese Theorie vor Allem fest an sich selbst. Er zieht sich von jetzt an aus allem Drang des Lebens völlig zurück in die stille Heiterkeit der künstlerischen Formenwelt.

Poetisch hat Schiller dies Glaubensbekenntniß in dem wunderbar tiefen Gedichte „Das Ideal und das Leben" dargelegt. Alle Pfade die zum Leben führen, alle führen zum gewissen Grab.

> Aber in den heitern Regionen,
> Wo die reinen Formen wohnen,
> Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
> Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
> Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
> Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
> Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
> Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
> Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
> Hier der Ruhe heiteres Blau.

Diese Worte enthalten in der That vollständig den Kern der Schiller'schen Ethik. Wer möchte leugnen daß mit dieser quietistischen Flucht in das romantische Jenseits der Kunstwelt der Knoten nicht gelöst, sondern durchhauen ist? Es genügt nicht daß der Mensch das Ideal nur außer und über dem Leben, nur in dem idealen Reiche der Kunst verwirklicht anschaue; er soll vielmehr mit aller Kraft am Gemeinwesen theilnehmen und dafür Sorge tragen daß die Wirklichkeit selbst eine schöne und gute werde. Aber freilich, Das ist ein Gesichtspunkt der bis vor kurzem der schlaffen Unmündigkeit Deutschlands sehr fern lag. Erst jetzt fängt man an einzusehen daß sich Niemand der Pflicht entziehen dürfe in die Wirklichkeit selbst das Ideal einzubilden. Aber wie unerquicklich ist diese politische Pflicht noch immer für alle höhern Naturen!

Verfällt also Schiller in der letzten Periode seines Lebens in politischen Dingen derselben quietistischen Zurückgezogenheit wie Goethe, so wird, namentlich wenn wir die politische Apathie des damaligen Deutschlands im Auge behalten, ihm daraus kein Vernünftiger im Ernst einen Vorwurf machen. Aber etwas Anderes ist diesen Quietismus begreiflich zu finden, etwas Anderes ihn ganz und gar ableugnen zu wollen.

Dieser tiefgreifende Unterschied zwischen Schiller's Jugend und Mannesalter wird durchaus nicht gehörig beachtet. Goethe hat im frischen Hinblick auf Schiller's Jugenddichtungen ihn als Dichter der Freiheit bezeichnet. Dies ist kritiklos allgemeine Meinung geworden. Alle liberalen Parteien wollen ihn zu ihrem poetischen Chorführer erheben. Die erste Vorstellung die das karlsruher Theater während der badischen Revolution gab war „Wilhelm Tell". Und erst vor kurzem machte die „Deutsche Zeitung" in ihrem doctrinairen Fanatismus den lächerlichen Versuch Schiller zum Constitutionnellen zu stempeln. Die Wahrheit der Sache ist diese daß Schiller in seiner Jugend durchaus revolutionnair, als Mann aber politisch indifferent war.

Ich habe auf diese politische Wandlung Schiller's

bereits in meiner Schrift über „Die romantische Schule in ihrem Zusammenhange mit Goethe und Schiller" hingedeutet. Es ist immer mislich gegen allgemein herrschende Vorurtheile zu verstoßen. Ich wunderte mich daher auch nicht als ein Recensent in Nr. 91 d. Bl. diese Ansicht für eitle Paradoxienjagd ausgab. Schade nur daß die Thatsachen so unwiderleglich für mich sprechen!

Während Schiller noch 1792 durch Schriften auf den Gang der Französischen Revolution einzuwirken suchte, ist in seinem „Briefwechsel mit Körner", in dem er sich doch überall so traulich gehen läßt, während der ganzen politisch bewegten Zeit der neunziger Jahre niemals von Politik die Rede. Nur einmal kommt er auf politische Dinge zu sprechen. Am 23. Juli 1796 schreibt Schiller an Körner:

> Die schwäbischen Angelegenheiten und die politischen überhaupt beunruhigen mich doch auch sehr; und es mag fallen wie es will, so wird es uns arme Achiver manch hartes Opfer kosten. Ich würde es sehr stark spüren, wenn Cotta so sehr entkräftet würde daß er seine Unternehmungen einschränken müßte; ohnehin wird das Bücherwesen einen großen Stoß erhalten, und die politischen Aspecten begünstigen mich auch von Seiten des Coadjutors nicht mehr, der wahrscheinlich um seine Aussichten betrogen ist. Indessen müssen wir erwarten was der Himmel über uns verhängt.

Darauf antwortet Körner ganz gemüthlich:

> Die politischen Vorfälle werden hoffentlich unsern Cirkel nicht stören. Wir leben nicht in der politischen Welt und verlangen Nichts als Ruhe.

Glaubt man hier nicht einen Fanatiker der Ruhe vom neuesten Datum zu hören? Wie paßt Das zu dem idealen Bilde eines Freiheitssängers?

Der Dichter der „Räuber" und der Dichter der „Braut von Messina"! Eine ganze Welt scheint zwischen Beiden zu liegen, und doch ist es nur die Spannweite weniger Jahre. Unselige Zersplitterung der modernen Bildung! Um wieviel glücklicher war doch die naive Gesundheit des Alterthums, ja selbst des Mittelalters.

Wann endlich wird unser verzwicktes Sein und Denken wieder einfach und natürlich?

H. Hettner.

Literarische Notizen.

Zur Literatur des Gefängnißwesens.

M. C. Ferrus, Generalinspector des service des aliénés, hat sein bereits im Jahre 1847 begonnenes Werk: „Des prisonniers, de l'emprissonnement et des prisons", gegenwärtig vollendet. Sein Zweck war die Bekämpfung der durchgängigen Einführung der amerikanischen Zellengefängnisse. Die Vereinigten Staaten haben drei Systeme: 1) Das solitary confinement oder die Einzelhaft, von welcher Beaumont und Tocqueville gesagt haben daß sie den Verbrecher tödte, aber nicht bessere. 2) Das sogenannte régime d'Auburn, welches darin besteht daß des Nachts Einzelhaft und am Tage gemeinsame Arbeit stattfindet. 3) Das philadelphische System, welches in Einzelhaft bei Tag und bei Nacht besteht, mit Arbeit als Milderung. Ferrus bekämpft das ausschließliche solitary confinement aus Gründen der Humanität auf das entschiedenste und will es nur auf einzelne dazu verurtheilte Verbrecher angewendet wissen. Er meint dabei daß eine gleichmäßige Bestrafung der Detinirten der Verschiedenartigkeit der Verbrecher und der Verbrechen nicht entsprechen würde. Er macht daher drei Abtheilungen: 1) Die Verurtheilten welche eine vorsätzliche Verderbtheit und einen trotzigen Charakter besitzen; 2) Diejenigen welche das Laster oder die Unwissenheit abgestumpft hat; 3) Diejenigen denen eine angeborene Geistesschwäche das Verbrecherische ihrer Handlungen ganz einzusehen nicht gestattet. Für die Ersten will er das philadelphische System, immerwährende Einzelhaft um die Gemeinschaft des Verbrechens zu verhindern; für die Zweiten das Auburn'sche System; für die Dritten endlich Gemeinschaftlichkeit des Arbeits- und des Schlaflocals mit Unterbrechung des gewöhnlichen Stillschweigens. Alle müssen arbeiten, was Ferrus für ein Hauptelement der Besserung hält, jedoch muß die Arbeit mit Rücksicht auf ihre besondern Fähigkeiten zuertheilt werden. Gegen den Vorwurf der Februarrevolution: daß die detinirten Arbeiter das Recht auf Arbeit der Freien schmälerten, antwortet er durch Zahlen; denn die Concurrenz verhält sich wie 2 : 1000. Ferrus folgt dem Verurtheilten aus dem Kerker auch in die Freiheit und meint, da die erste Zeit die härteste sei, daß ihm durch Patronate nachzuhelfen sei. Ferrus ist im Ganzen rein eklektisch. Er nimmt von jedem System Das was ihm das Beste erscheint. Er will den Verurtheilten fesseln und zugleich bessern.

2.

Der scharlachene Brief.

Das „Athenaeum" nennt den so betitelten Roman von Nathaniel Hawthorne („The scarlet letter; a romance", Boston 1850) ein ebenso tief als schmerzlich eingreifendes Buch, und stellt dem Verf., anerkannt einem der geachtetsten und achtbarsten Novellisten Amerikas, das Prognostikon: daß es ihm die Gunst Aller gewinnen werde welche die Geschichte nicht zurückschrecke. „Sagen wir nun", heißt es weiter, „daß die drei Hauptpersonen ein schuldiges, für ihre Schuld öffentlich gezüchtigtes Weib, ihr Verführer, den sie nicht entlarven will, und der vom Anfang bis zum Ende der Erzählung in seiner Gemeinde mit freier Stirn und makellosem Ruf erscheint, und ihr Gatte sind, welcher nach langer Abwesenheit im Momente ihrer Verurtheilung heimkehrt, und zwischen Beiden inmitten einer kleinen und strengen Gemeinde sich niederläßt, um unter dem Vorwande großmüthiger Vergebung langsam Rache zu nehmen, und bemerken wir noch daß «der scharlachene Brief» das Brandmal von Hester Prymer's Schande ist, so dürfen wir auch nicht unerwähnt lassen daß uns kein Roman vorschwebt in welchem auf der einen Seite ein gleich trauriges Verbrechen und eine gleich feine, teuflische Rache sich vereinigen, und welcher auf der andern von fieberhafter Aufregung und Sinnenkitzel sich gleichmäßig freierhält. Das Elend des Weibes ist auf jedem Blatte ebenso unverkennbar wie die ihre Bestrafung symbolisirende Vignette. Ihr Erbeben vor ihrem seltsamen Elfenkinde ist eine Vergeltung in neuer und natürlicher Form, und ihre langsame, schmerzerfüllte Reinigung im Wege der Reue endigt nicht mit jenem vollständigen Glücke wie bei ihrem Scheiden Diejenigen es empfinden deren Vergangenheit keine dunkele und bittere gewesen ist. Tief erschüttert das von der heimtückischen Sorge des Ehemanns geförderte allmälige Anfressen von Dimmesdale's Herzen, und die Beichte und Sühne des pflichtuntreuen Priesters sind am Schlusse nur eine Erleichterung, keine Versöhnung."....

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 222. —— 16. September 1850.

Ludwig Börne.

Anhang zu den Briefen aus Paris. Briefe aus der Schweiz. 1830. 1831. 1832. 1833. Von Ludwig Börne. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Nachgelassene Schriften. Fünfter und sechster Band. Manheim, Bassermann. 1850. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Zwischen Sir Robert Peel und Ludwig Börne liegt der unendliche Abstand der einen englischen Tory von einem deutschen Republikaner trennt. Nichts war zwischen ihnen gemein. Ihre Herkunft, ihre Erziehung, ihr Streben, ihre Gesinnung, ihr ganzes Wesen liegen auseinander wie der Süd- und der Nordpol. Peel gehörte mit dem Herzen der aristokratischen Partei in England an, und was er für die Freiheit that war das Erzeugniß seiner staatsmännischen Weisheit. Börne verachtete alle staatsmännische Weisheit, die Freiheit war das Ziel und oft der Traum seines Strebens, der Pulsschlag seines Lebens, die Braut seines Herzens, und gegen die Aristokratie hatte er einen tiefen, fast instinctartigen Abscheu. Wie kommt es nun daß diese beiden Männer, in denen nicht der Schatten einer Aehnlichkeit zu finden ist, doch Das miteinander gemein haben daß sie Beide, wie im Leben zu den „bestverleumdeten", so im Tode zu den tiefbetrauertesten Menschen gehörten? Daß an ihrem Sarge aller Parteihaß verstummte, und von allen Seiten nur die Stimme der Hochachtung, ja der Liebe lautward? Wie kommt es daß, nachdem ihre Herzen zu schlagen aufgehört, Aller Herzen für sie schlugen?

Es kommt daher, weil Beide waren was in unserer Zeit so Wenige sind: ein Charakter, weil Beide zwar, während ihrer politischen Laufbahn, ihre Ueberzeugung, aber — aus Ueberzeugung gewechselt, weil sie — Schande für das Jahrhundert in dem Das als ein seltenes Lob erscheint! — von einer unbefleckten Redlichkeit waren, die kein Ehrgeiz, kein Stolz, keine gemeine oder noble Leidenschaft je seitwärts zu drängen vermochte. Das ist es was dem seiner innersten Natur nach zu den Hochtories neigenden Peel ein unvergängliches Denkmal setzte im Herzen des Volks, was dem radicalen Börne die Verehrung der conservativsten Männer erwarb. Unsere Gedanken, unsere Gefühle gehören nur in ihrem Ursprunge, nicht in ihrer Richtung uns an. Erziehung, Umgang, Verhältnisse wirken mächtig auf sie ein. Der Charakter allein ist des Menschen eigenes, ausschließliches Werk. Börne, sagt einer seiner Biographen mit Recht, war ein Charakter. Er hatte im hohen Grade die beneidenswerthe und gefährliche Gabe die man Witz nennt, aber sein Witz ist kein Freibeuter, der aus selbstsüchtiger Freude am eigenen Geschick blind nach allen Seiten hin schlägt; er ist ein treuer Kämpe im Dienste seiner Ueberzeugung. Er ist kein irrender Ritter der Lanzen bricht weil er am Waffengeklirr Vergnügen findet; er ist ein römischer Krieger, dessen Schwert einer Idee geweiht ist. Freilich ist es nicht wie bei diesem das Vaterland das ihm als höchster Gedanke vorschwebt; aber wenn wir die Zeit und die Verhältnisse bedenken unter welchen er wirkte, ja die Verhältnisse der Neuzeit überhaupt, so können wir ihm daraus nicht nur keinen Vorwurf machen, wir müssen anerkennen daß er mit Recht der Affen des Patriotismus spottet, die ihm Menschenwürde und Menschenrecht, Freiheit und Wahrheit als Hekatombe darzubringen bereit sind. Wie Archimedes einen Punkt außer der Erde suchte um die Erde zu bewegen, so suchte er einen Punkt außer seinem Vaterlande um es der trägen Apathie zu entreißen in welche es verfallen war. Er sah sehr richtig ein daß die Deutschthümelei, die in dem zweiten Jahrzehnd unsers Jahrhunderts von den Dächern herab gepredigt wurde, zwar nicht in der Absicht ihrer Koryphäen, aber doch in ihren nothwendigen Resultaten nichts Anderes war als ein Kreuzzug gegen die Volksfreiheiten die aus der Französischen Revolution hervorgingen, gegen Preß- und Religionsfreiheit, ja gegen die urdeutschen Geschworenengerichte und die ganze Civilisation unserer Zeit. Er war, wie er selbst sagt, bis zu seinem 45. Jahre der constitutionnellen Monarchie zugethan, und wenn diese damals wie jetzt wieder ihre uneigennützigen Freunde auf gar harte Probe stellte, und das Verfahren der Regierungen in den meisten deutschen Landen die sich constitutionnelle nannten wohl geeignet war einen berghohen Glauben in ein Senfkorn einzuschrumpfen — wer mag ihn schelten daß er an ihr verzweifelte und es übersah daß die großen Völker des alten Europas den republikanischen Stoff nicht insichtragen, während sich klar zeigte daß es den meisten Regierungen

an dem constitutionnellen Wesen nicht minder fehlte? Aber wie sehr er auch, durch solche Erfahrungen mit vollem Rechte erbittert, sich gegen das Ende seines Lebens, der Gesinnung nach, der radicalen Partei zuneigte, sein eigentliches Wesen gehörte ihr doch nicht an. Sie wissen, schreibt er in den vorliegenden Briefen an seine Freundin (I, 137), „daß ich meinen Grundsätzen gemäß nie an geheimen Verbindungen theilnehme die einen politischen Zweck haben". Er ärgert sich (I, 49) wie ihm Heine in einer poetisch-revolutionnairen oder revolutionnair-poetischen Aufwallung sagt: die Freiheit müsse auch ihre Jesuiten haben. „Recht hat er", schreibt er seiner Egeria, „aber der Mensch soll nicht Gott spielen, der nur allein versteht die Menschen durch Irrthümer zur Wahrheit, durch Verbrechen zur Tugend, durch Unglück zum Heile zu führen." Guter Börne, Recht hast du, aber wer so denkt und fühlt ist zum thätigen Gliede einer terroristischen Partei verdorben, und du magst sagen und schreiben was du willst, dein innerster Kern gehört uns, den Männern der Freiheit und der Mäßigung, die nicht Schwäche ist, sondern Abscheu vor Verbrechen und Jesuitismus in jeder Gestalt und jeder Partei, Scheu vor dem Irrthum der an dem Unglück einer ganzen Generation wie in anima vili mit der größten Gemüthsruhe immer neue Experimente macht. Als der „Neue Schwarzwälder" einen Gasthof in St.-Blasien verunglimpfte, in welchem Börne Alles, selbst „die Stiefelknechte, welche gedankenlose Stubenmädchen oft so weit unter das Bett schieben daß man ein Dachshund sein müßte ihn hervorzuheben", in der normalsten Ordnung fand, da wirbt ihn dieser Umstand zum Mitarbeiter wider Willen an diesem Zeitungsblatte. Er richtet an den Herausgeber desselben ein zürnendes zur Veröffentlichung bestimmtes Schreiben, worin die merkwürdigen Worte vorkommen:

Ich glaube nicht daß ein Journalist das Recht hat selbst die bewiesenen Fehler eines Einzelnen oder die Ungebührlichkeiten die eine geschlossene Häuslichkeit nicht überschreiten vor die Schranken der öffentlichen Meinung zu bringen. Nur in dem Falle wo man den Menschen nicht vom Bürger trennen kann, wie es bei Regierungsbeamten eintritt, nur da kann ein Journalist in die schmerzliche Nothwendigkeit kommen wegen des Bürgers den Menschen nicht schonen zu dürfen. Durch solchen Misbrauch der freien Rede wird den zahlreichen, so erbitterten Feinden der Preßfreiheit eine Schadenfreude gewährt die sie mit all ihrem Golde erkaufen würden, gäbe es nicht gedankenlose Menschen die sie ihnen schenken. Glauben Sie meinen Beobachtungen und Erfahrungen: die Feinde der freien Presse wie jeder Volksfreiheit benutzen nicht nur Ausschweifungen, in welche oft selbst die wohlmeinendsten Journalisten verfallen, sondern sie wissen auch auf feindlichen Wegen listig dazu aufzuregen, um dem Gegenstande ihres düstern Hasses auch eine Verachtung zuzuwenden die ihm gefährlicher ist als alle Gewalt und verderblicher als die Feindschaft der Mächtigsten.

Der Mann der es als eine schmerzliche Nothwendigkeit anerkannte wenn der Journalist wegen des Bürgers den Menschen nicht schonen darf, der war kein Genosse des Gesindels das mit dem Rufe braver Leute wie mit Rechenpfennigen spielt, das in Paris vor den Junitagen die Namen und Adressen der Reichen, mit Angabe der Nummern ihrer Wohnungen und der Summe ihres muthmaßlichen Vermögens in seinen Blättern drucken ließ, das den Mord Abgeordneter des Volks als eine Staffel zu republikanischer Glückseligkeit pries, und es leider dahin brachte in den Gemüthern vieler ehrlichen aber beschränkten Menschen eine Abneigung gegen die Presse hervorzubringen die „gefährlicher ist als alle Gewalt und verderblicher als die Feindschaft der Mächtigen". Misfällt ihm doch einer seiner begeisterten Anhänger, den er einen „wüthenden Jakobiner" nannte, der ein „leidenschaftlicher Mensch sei, in der Leidenschaft roh, in der Ruhe ohne Bildung" (I, 154). Solcher Exemplare hätte er, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, noch gar viele kennengelernt und sich schwerlich mit ihnen befreundet.

Man hat Börne oft bedauert daß er die neueste Zeit nicht erlebt. Wir preisen ihn darum glücklich. Was hätte es ihm gefrommt abermals zu hassen um abermals zu verzweifeln? Was gefrommt zu erleben wie die Freiheit hier Vielen eine Lockpfeife war, um die Barbarei des Communismus, den Unsinn des Socialismus zur Herrschaft zu bringen, dort Andern ein Medusenhaupt das sie vollends zu Stein machte und ihre Kälte gegen die edelsten Güter der Menschheit durch ihre Furcht vor den Verirrungen der Menschen zur höchsten Potenz steigerte. Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.

Momente freilich würden, wie uns Alle so ihn im höhern Grade erhoben und für den Schmerz eines ganzen Lebens entschädigt haben. Hätte er die Zeit gesehen von welcher er mit Seherblick schon im J. 1832 verkündete daß Deutschland in einer großen Nationalversammlung vertreten sein würde, die bestimmt sei in Frankfurt zu tagen (I, 327), wie hätte sein patriotisches, freiheitsdurstiges Herz ihr entgegengeschlagen! Er wäre bestimmt gewesen eine Rolle dabei zu spielen, und die jungen Männer die mit so frommem Eifer nach seinem väterlichen Hause in der Judengasse wallfahrteten würden ihn vergöttert und mit an die Spitze der Bewegung gestellt oder gedrängt haben. Aber schwerlich wäre er da an seiner rechten Stelle gewesen, und er hätte gewiß den Lauf der Dinge nicht geändert. Selbstsüchtigen Gefühlen unzugänglich würde er sich seiner eigenen Apotheose wenig, des Verfolgs der Begebenheiten gewiß nur kurze Zeit gefreut haben. Thatsächlich einzugreifen in den Gang der Weltgeschichte — dazu war er schwerlich geschaffen. So sehr er auch, wie unbegriffene Liebe pflegt, auf die deutsche Unbehülflichkeit schmäht, so war er doch auch darin ganz ein Deutscher daß er geeigneter war zum Betrachten als zum Schaffen, mehr ein politischer Charakter als ein politischer Mann, mehr genial als praktisch, geeigneter zum Apologeten als zum Helden einer großen Bewegung. Er hätte, wie wir Alle, die glückliche und erhebende Täuschung einzelner Momente mit desto bitterer und schmerzlicherer Enttäuschung bezahlen müssen. Zum Werkzeuge der Parteien

hätte der Mann sich schwerlich brauchen lassen, der in früherer Zeit zum Nachtheil Casimir Delavigne's bemerkte: „Er lebe in Paris, wo man jetzt (damals) dem Volke den Hof machen müsse wie früher den Fürsten. Das sei aber auch eine Gefangenschaft des Geistes, wenn auch in einem größern Gefängnisse" („Gesammelte Schriften", I, 160). Bei solcher Gesinnung hätte er vielleicht als die Wogen am höchsten gingen kaum dieselbe Popularität mit manchen Koryphäen der linken Seite, ohne Zweifel aber hätte er jetzt ihr Exil getheilt, und wer weiß ob die gegenwärtige republikanische Regierung Frankreichs ihn so ungestört und unbelästigt hätte schreiben lassen wie die des Julikönigthums. So hätte er nur zu den mislungenen Experimenten des Absolutismus und Scheinconstitutionalismus in Deutschland auch die mislungenen Experimente des Republikanismus in Frankreich, und man kann wol hinzufügen, auch in Deutschland erlebt, und sein Herz wäre nur um eine Täuschung ärmer gebrochen, und vielleicht gar zu dem trostlosen Resultate des alten Römers gelangt: daß die Völker dieser Zeit weder Freiheit ertragen könnten noch Knechtschaft. Ach, es waren nur kurze Augenblicke wo man sich recht mit den Siegern freuen und eine glücklichere Zukunft nahe glauben konnte. Nur zu oft machte der aufgewühlte Koth sich geltend, und da kamen denn auch die alten Straßenvögte wieder herbei um mit dem Schmuze auch die schönen Blumen wegzukehren die der Frühling erzeugt hatte.

Ihm misfiel der Republikanismus in der Schweiz, und er züchtigt ihn hart in diesen Briefen, weil er ihn gar zu egoistisch, philiströs und mit gemeiner Habsucht versetzt findet. Obgleich sich dieses Alles auch in unserer Zeit nur zu sehr bestätigt hat, so würde er doch wol milder geurtheilt haben, wenn er mit uns erlebt hätte wie den Schweizern dennoch gelang, woran wir kläglich zugrundegingen, nämlich die einzelnen Staaten durch ein enges nationales Band zu vereinigen. Aber der Schluß darf doch wol aus diesem Urtheile gezogen werden daß er die Republik nicht als Republik, sondern als die Staatsform liebte welche die Idee der Freiheit am reinsten darstelle, und daß er daher zu manchen Republiken und Republikanern unserer Zeit sehr wenig Sympathien gehabt haben würde. Den wilden Träumen des Communismus, den unreifen und unklaren Hirngespinnsten der socialistischen Schulen unserer Zeit würde er, der den St.-Simonismus in den vorliegenden Briefen so entschieden verwirft, sich nie und nimmermehr hingegeben haben und so vielleicht gar von Denen welche, wie Alfred Meißner, Lamartine einen Verräther an der Volkssache nennen zu den Reactionnairen gezählt worden sein. Und was hätte er 1850 anders sagen können als was er 1833 an seine Freundin schrieb (II, 170):

Ich habe die schwärzeste Vorstellung von den kommenden Verhältnissen Deutschlands. Nicht etwa als glaubte ich daß unsere Fürsten und Staatsmänner aus Bosheit und Grausamkeit verderbliche Maßregeln ergreifen werden. Nein sie haben (zum Theil mindestens) den besten Willen, sie glauben ihn wenigstens zu haben. Aber die Vorsehung muß etwas Großes im Sinne haben. So oft sie Dies that hat sie die Machthaber der Welt mit Blindheit geschlagen; mit solcher dicken Blindheit wie jetzt aber noch nie vorher.

68.

Zur Geschichte Wallenstein's.

Der beschränkte Raum der mir für meine als Schulprogramm gedruckte und gleichzeitig bei Adler und Dietze in Dresden erschienene Schrift über „Wallenstein und Arnim" vergönnt war *), nöthigte mich von dem zu dieser Arbeit im hiesigen Archive gesammelten Material Alles beiseitezulassen was für den von mir behandelten Gegenstand nicht von unmittelbarer Bedeutung war. Darunter finden sich sehr viele gleich nach der Katastrophe in Eger nach Dresden gesendete Berichte von der böhmischen Grenze, die größtentheils ziemlich verworren und abenteuerlich sind, wie ja Dergleichen selbst jetzt noch infolge des Eindrucks den eine solche Begebenheit auf die menschliche Phantasie machen muß vorzukommen pflegt. Ein einziger Bericht, der auch gleich nach Wallenstein's Ermordung geschrieben worden ist, zeichnet sich durch Klarheit aus, und erzählt die Begebenheit so wie sich ihre Auffassung allmälig durch genauerere Prüfung feststellte. Deshalb erscheint mir ein Abdruck dieses Berichts nicht unpassend, abgesehen davon daß er doch wenigstens einige noch nicht bekannte Einzelheiten enthält. Er mag demnach als eine Ergänzung des 23. Capitels der von F. Förster herausgegebenen „Wallenstein'schen Briefe" (III, 377 fg.) betrachtet werden, eines Capitels das freilich vieler Berichtigungen und Erläuterungen bedarf, wie ich bereits in meiner Schrift bemerkt habe. Denn von den bei Förster (III, 378 fg.) erwähnten Schriften findet sich 1) „Die Relation aus dem Parnasso u. s. w." (1634), eine Apologie Wallenstein's gegen seine Mörder, in mehren Exemplaren in der königlichen Bibliothek zu Dresden, wo sie Förster leicht einsehen konnte. Sie ist als Zeugniß der günstigen Meinung für Wallenstein interessant, aber in der Form sehr geschmacklos, und gibt keine historische Aufklärung. Die unter 2) erwähnte, und bei Murr in den „Beiträgen zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" abgedruckte lateinische Schrift: „Alberti Fridlandi perduellionis chaos", steht ganz selbständig neben dem „Ausführlichen und gründlichen Bericht der fridländischen Prodition u. s. w.", wie Förster aus einer Vergleichung der beiden Schriften bei Murr oder in den Originalabdrücken auf der dresdener Bibliothek von 1634 sehen konnte. Endlich ist die unter 3) erwähnte Apologie der Mörder nicht eine und dieselbe Schrift mit dem „Perduellionis chaos". Förster hätte auch diese Schrift in Dresden finden und abdrucken lassen können, was von Aretin 1846 geschehen ist.

K. G. Helbig. **)

Ihr Exc. Herr Genneral Leutenambtt Gallaß ist ohngefähr Den 23. Januarij (1. Februarij) Zu Pielßen aufgebrochen, Vnd Alß Ihr Fürstl. Gnad. Herrtzogk Zu Friedelandt Zehen oder Zwelf tage hernach Von Ihm gantz keine Nachricht Zukommen, haben Sie sich Deßen verwundert Dem Herrn Feldt Marschalgk Picolomini Abgefertiget sich seiner langaußenbleibenß Zu erkundigen, so ist gemeldter Picolomini auch außgeblieben, Alß Dan haben Ihr Fürstl. Gnad. hernach Dem Obristen Leutenambtt Engelforth abgefertiget. Welcher Zu Prag

*) Wir berichteten darüber in Nr. 216 d. Bl. D. Red.

**) Ein Recensent meiner Schrift im „Leipziger Repertorium" nimmt an der Unterschrift „Wallenstein" unter den aus dem dresdener Archive mitgetheilten Originalbriefen des Herzogs Anstoß, und zwar mit vollem Rechte. Es ist dies eine von mir bei der Correctur übersehene Uebereilung des Abschreibers der Urkunden, welcher den allerdings sehr undeutlichen, aber den Sachverständigen bekannten Zug des Herzogs A. H. z. F. (Albrecht, Herzog zu Friedland) mit Wallenstein ersetzte, weil er von mir wußte daß die Briefe von Wallenstein waren.

so baldt Er dahin gelanget Deravebtiret worden Vnd Alß Ihr Fürstl. Gnad. solcheß erfahren findt Dieselben Den 12/22 Februarj benebenst Herrn Feldt Marschalck Illo, Herrn Graf Terzkj, Herrn Graf Kinskj, Herrn Obristen Breuner, Herrn Obristen Von Scharffenbergk Oberhofemeister vnd Rittmeister Neumann, Von Pielßen auffgebrochen Vnd Denselben tag biß Nach Der Mieße Drei Meil Wegeß Marchiret.

Den 13/23. Diß Wiederumb Von Der Mieße biß Nach Plaan, Alda Vndter Wegeß Der Obriste Butler mit einem Regiment Dragonern Zu Ihr Fürstl. Gnad. gestoßen Vnd Dieselben nach Eger convoiret.

Den 14/24. Diß, findt Ihr Fürstl. Gnad. gegen Abendt Zu Eger ankommen vnd hatt Der Obriste Leutenambtt Cordon Dem Herrn Feldt Marschalgk Illo, benebenst Herrn Graf Terzkj, Herrn Graf Kinskj, vnd Herrn Rittmeister Neumann auf die Burgk Zum Nachteßen geladen.

Den 15/25. Diß abermalß hatt Der Obriste Leutenambtt Cordon sowohl Der Obriste Butler vnd Obrister Wachmeister Leßel, Dem Herrn Feldt Marschalck Illo, benebenst den Herrn Graf Terzkj, Herrn Graf Kinskj, vnd Rittmeister Neumann aufn Abendt Wiederumb Zu Gast gebethen vnd Alß Man Die Schalen mit Den Confect aufgesetzt, ist Der Obriste Butler Vom Tisch aufgestanden, auß Der Stuben gangen, vnd Dan vber eine kleine Weill Wiederumb, ohngefehr mit 30. Tragonern Welcheß alle Irrlender gewesen, in Die Stuben kommen, offt gemeltte Herrn, welche alle Noch am Tisch geseßen Vnversehenß vberfallen vnd Dieselben Durch Die Tragoner schendlicher Weise Niederhawen vnd stechen laßen.

Ehe gemeltter Butler aber Vom Tisch aufgestanden hatt Man Daß Gesindel alle so Ihren Herrn allda aufgewarttet auß Der Stuben herauß genötiget vnd in die Kuchel Zum Essen geführett, Alß Dan ehe Man anfangen Zu Essen Sich ein geschrei erhoben, vnd Die Kuchelthür alßbaldt Zugeschlagen worden Daß kein Mensch auß Die Kuchel kommen können, biß Endtlich Daß Gesindel Durcheinander Die Thüren so wohl auch ein fenster Welcheß mit starcken Bretern fest verwahret geweßen aufgestoßen vnd hinaußkommen Da Dan schon Daß Hauß so wohl Die Thüre Welche in Die Stuben gehert, gantz Vol mit Muscatiren vnd Tragonern verwahret geweßen Daß kein Diener mehr zu seinem Herrn hat kommen können, sondern findt Jammerlich von den Muscatiren vnd Tragonern geschlagen theilß beschediget vnd gefangen in die Wachstuben geführet, wie Dan auch Ein Leibschütz benebenst einen Sattelknecht gar todt geschlagen worden beide Den Herrn Feldt Marschalgk Illo zugehörig.

Alß Sie mit Dem Herrn im Schloße ferttig geweßen ist vom Obristen Leutenambtt Cordon Ein Pechkrantz vber die Mavren vom Schloß geworffen worden. Alß Dan ist Der Obriste Butler benebenst Dem Obristen Wachmeister Leßel vnd Ein Haubtman vom Butlerischen Regiment außen Schloß gangen, Der Obriste Wachmeister Leßel benebenst Den Haubtman vnd etliche Tragoner alßbaldt in Deß Herrtzogk von Friedelandt Losament gangen vnd Der Herrtzogk so Nach Dem Bade sich gleich zu Ruhe begeben wollen vnd gantz keinen Menschen Alß Nur einen kammer Diener bei Sich gehabtt, Ist der Herrtzogk alßbaldt von Den Tragoner Haubtmann mit einer Hellparten erstochen vnd Der KammerDiener tödtlich verwundet worden. Der Herrtzogk ist alßbaldt auf einen Wagen geworffen vnd aufs schloß geführet worden, Ingleichen auch Daß Sielber so wohl Die Kasten vnd waß in Deß Herrtzogen Losament geweßen alleß aufs Schloß führen laßen. In Wegen Den Thumult haben etliche Tragoner für Dem Schloß gehaltten vnd Die thore in Der stadt tag vnd Nacht versperret blieben.

Den 17/27. Februarj findt Ihr Fürstl. Gnad. Herrtzogk Frantz Albrecht Durch Zwej Cornet Reitter auch Tragoner vnd Den Obristen Butler gehörig Zu Eger gefangen Einbracht worden vnd Alß Dan Den 19/29. Februarj benebenst Den todtten Körpern Wiederumb von Eger weggeführet worden, wie Man sagt Nach Prage zu.

Zum Brückthor aber die Eger findt Drej Cornet Reitter hinauß gelaßen worden, welche aufgeseßt vnd wie Man sagt Ihr Exc. Herrn Genneral Leutenambt von Arnheim auffzuwartten.*)

*) Man hoffte Arnim, den man auf dem Wege zum Herzog vermuthete, aufgreifen zu können. Dieser war jedoch in Zwickau geblieben. Vergl. meine Schrift S. 36.

Bibliographie.

Baader's, F. v., sämmtliche Werke. Systematisch geordnete, durch reiche Erläuterungen von der Hand des Verf. bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften sammt dem Nachlasse, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: F. Hoffmann, J. Hamberger, E. A. v. Schaden, A. Lutterbeck, C. Schlüter und F. v. d. Osten. 11ter Band. — A. u. d. T.: Nachgelassene Werke. 2te Hauptabtheilung der sämmtlichen Werke. 1ster Band.: Tagebücher aus den Jahren 1786 bis 1793. Herausgegeben von E. A. v. Schaden. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 2 Thlr.

— — philosophische Schriften und Aufsätze. 3ter Band. — A. u. d. T.: Kleine Schriften. Aus Zeitschriften zum erstenmale gesammelt und herausgegeben von F. Hoffmann. 2te bedeutend vermehrte Ausgabe mit einer zweiten Vorrede und einer Beleuchtung der Recensionen der 1sten Ausgabe. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Thlr.

Dreger, G. v., Monarchie und Republik, oder des Hochverräthers Flucht. Zeitgemälde in 4 Abtheilungen. Zum Gedenken der Siege der verbündeten österreichisch und russischen Armee in Ungarn. Wien. Gr. 8. 20 Ngr.

Raumer, K. v., Palästina. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Schneider, H. G., Der Mensch. Ein Beitrag zur Selbsterkenntniß-Lehre. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scholten, H. C., Geschichte Ludwig IX., des Heiligen, Königs von Frankreich. 1ster Band. Nebst Bildniß des heiligen Ludwig. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Struve, Amalie, Historische Zeitbilder. III. Band. — A. u. d. T.: Der Fall von Magdeburg. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Subbotić, J., Einige Grundzüge aus der Geschichte der serbischen Literatur. Wien, Wenedikt. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Detker, F., Minister Hassenpflug und die kurhessische Volksvertretung. Ein Wort an die öffentliche Meinung. Kassel, Krieger. Gr. 8. 12 Ngr.

Raveaux, F., Mittheilungen über die badische Revolution. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 10 Ngr.

Schulze, H., Mittheilungen über gewerbliche und Arbeiter-Associationen. Zur Beantwortung vielfacher Anfragen. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwartz, J. D., Unsere Zeit und unsere Kinder. Vortrag im konstitutionellen Vereine zu Rudolstadt gehalten im Februar 1850. Rudolstadt. Gr. 8. 2 Ngr.

Sparfeld, E., Drei Worte Jesu an seine Gemeinden zur Verständigung über Wesen und Zweck derselben. Gesprochen vor der freien christlichen Gemeinde in Dresden am 28. Juli 1850. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Weimann, E. A., Mittel-Amerika als gemeinsames Auswanderungs-Ziel. Ein Beitrag im Interesse der Centralisation deutscher Auswanderung und Kolonisation. Berlin, Hempel. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 223. —— 17. September 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Fünfter Artikel.*)

Am Schlusse unsers letzten Artikels behielten wir uns für die gegenwärtige Besprechung diejenigen Schriften vor welche das frankfurter Parlament vom staatsmännischen Standpunkte aus einer kritischen Behandlung unterwerfen. Von diesen Schriften glauben wir hier eine vorwegnehmen zu müssen, welche zwar den Anspruch macht den ebenbezeichneten Arbeiten beigezählt zu werden, über diesen blossen Anspruch aber nicht hinauskommt:

Der Untergang des frankfurter Parlaments. Geschichte der deutschen constituirenden Nationalversammlung von B. Bauer. Berlin, Gerhard. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Originell ist an Bauer's Arbeit der Einfall den „Untergang" des Parlaments mit seiner Eröffnung beginnen zu lassen. Hier heisst es im Vorwort:

Die Geschichte einer Versammlung die vom Bundestage sich die Aufgabe und die Dauer ihres Lebens vorschreiben lassen musste u. s. w., die bei ihrem Zusammentritt über ihr eigenes Dasein erschrak u. s. w., die in der Bescheidenheit die sie sich und Deutschland zur Pflicht machte aus einer Außenlinie sich in die andere zurücktreiben liess, die von Anfang an auf geschichtliche Macht im Namen der Deutschen Verzicht leistete u. s. w., kann nur die Geschichte ihres Untergangs sein.

Originell ist ferner die Anmaßung ein 300 Seiten langes Geschwätz, in dem de omnibus aliquid, de toto nihil geredet wird, für eine „Geschichte der deutschen constituirenden Nationalversammlung" auszugeben. Hierauf beschränkt sich aber auch Bauer's Originalität, der, von geistvollen Anfängen ausgehend, vermöge seiner halt- und bodenlosen Kritik allmälig soweit gekommen ist daß er ungefähr soviel Standpunkt unter seinen Füßen hat als Vogt in seiner berühmten Rede über die Kirchenfrage, und auf der Caricatur die Laube (II, 98) ebenso ergötzlich als anschaulich schildert. Bauer stellt an die Spitze seines „Untergangs" einen Abschnitt: „Die Rathlosigkeit der Revolution in Wien und Paris", und einen fernern: „Die slawischen Provinzen", dann „Das deutsche Oestreich", und gibt sich somit allerdings den Anschein als wolle er „in großer Politik machen". Rückt man aber seinen Redensarten etwas näher auf den Leib, so findet man daß er in einem Stile, dessen Gedehntheit und Geschmacklosigkeit nicht einmal einem deutschen Gelehrten verziehen werden kann, weiter Nichts sagt als daß den Märzbewegungen in Berlin und Wien sehr viel Unklares beigemischt war, daß eine der größten Schwierigkeiten für Deutschland, Oestreich und Preußen in der Mischung deutscher und slawischer Bestandtheile in diesen beiden Staaten lag, und daß diese Schwierigkeiten von diplomatischer und anderer Seite bestens ausgebeutet wurden: Alles Dinge, um derentwillen man doch wahrhaftig Niemandem zumuthen kann über 100 Seiten zu lesen. Fast gar nicht ist in dem ganzen Buche die Rede von der Verfassungsarbeit des Parlaments, sehr wenig von dem Resultate derselben, der Reichsverfassung, man müßte denn die Behauptung hierher rechnen daß die Collectivnote Preußens und der 27 kleinern Staaten vom 24. Febr. 1849 mit ihren „Vorschlägen zur Constituirung der Reichsgewalt auf eine bloße Modification des Bundestages hinauskam" (S. 185): eine Uebertreibung die nicht sehr für die geschichtliche Treue des vorliegenden Buchs spricht. Daß die besten Männer Deutschlands hier systematisch mit Schmuz beworfen werden, kann uns umsoweniger kränken, da selbst der äußersten Linken, der man etwa Bauer's Sympathien zugewendet glauben könnte, ziemlich offener Verrath an ihrer Sache vorgeworfen wird (S. 265):

Die äußersten Parteien in Frankfurt, die den Märzverein stifteten, verzweifelten an der Revolution, hatten mit ihr Nichts anzufangen gewußt — darum übergaben sie dieselbe dem Bürger, damit er sie mit seinem gesetzlichen Widerstande im Stiche lasse und vollends an die Regierungen ausliefere. Die Extremen des Parlaments waren ermüdet, darum setzten sie die ursprüngliche Unbestimmtheit der Märzrevolution zur Phrase herab.

Wen Bauer haßt Das weiß er ungefähr, unter Anderm namentlich Das was er „den Bürger" zu nennen beliebt; wenn sich z. B. die unleugbar demokratische „Nationalzeitung" gegen die Anarchie erklärt, sagt Bauer (S. 258):

Unter Anarchie versteht der Bürger die wirkliche Auflösung der veralteten und verrotteten Zustände, über deren Druck er selbst nicht genug klagen konnte und die sich gleichwol nur durch seine Furcht vor Erschütterungen behaupten; als Gewaltthat verabscheut er den Heroismus der activen Auflösung und der wirklichen Gestaltung, d. h. er will den Schluß der Revolu-

*) Vergl. den vierten Artikel in Nr. 197—200 d. Bl. D. Red.

tion ehe ein Resultat erreicht ist, die Contrerevolution die die Bewegung vor der Krisis abbricht u. s. w.

Von solchen und ähnlichen Diatriben gegen den unklaren Begriff seines „Bürgers" wimmelt das Buch. Was aber Bauer liebt Das zeigt sich nirgend; von Vaterland, Einheit und Freiheit und ähnlichen Dingen weiß er Nichts: darum weiß er auch nicht was er will; darum enthält sein ganzes Buch auch nicht mit einer Silbe einen Vorschlag was das Parlament habe thun sollen, was das Ziel unsers Strebens sein solle. Statt alles Dessen Nichts als leerer blauer Dunst. An einigen Stellen zwar könnte es scheinen als mache Bauer Miene auf die Barrikaden zu steigen, wenn er z. B. beim Austritt der Weidenbuschpartei sagt: „Sie gestand ein daß sie sammt ihrer Phrase der Volkssouverainetät des Beistandes der Gewaltthat nicht werth sei" (S. 297), oder: „Der bürgerliche Aufstand beschränkt sich auf eine theoretische Willenserklärung: er ist die Erklärung daß das Volk den Kampf und die Entscheidung nicht will; er ist die Erklärung daß die Revolution und der Bürgerkrieg das größte Unheil sind — er ist die bürgerliche Phrase und Declamation" (S. 291). Alle solche Stellen aber sind in einem solchen Helldunkel gehalten, als ob sich Bauer — vor einem Preßproceß fürchte. Widerwärtig ist an seinem Buche die tiefinnerliche Nichtigkeit seines Geredes, noch widerwärtiger der kalte Hohn mit dem er sein Eulengeschrei vorbringt. Wir würden uns, wenn wir das Unglück hätten auf Bauer's Standpunkt zu stehen, schämen so über das deutsche Volk zum deutschen Volk zu sprechen.

Wir wenden uns zu einer andern Schrift, welche, ebenfalls berliner Ursprungs, zu ihrer mehr beiläufigen Besprechung des frankfurter Parlaments zwar auch nicht viel Sympathien für dasselbe, aber eine nicht geringe politische Erfahrung und Einsicht mitbringt:

Das preußische und deutsche Verfassungswerk. Mit Rücksicht auf mein politisches Wirken. Von David Hansemann. Berlin, Schneider und Comp. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hansemann war lange vor 1848, mindestens seit 1830 wohlbekannt als einer der Männer welche für Preußen den Eintritt in die Reihe der constitutionnellen Staaten erstrebten. So nahm er im Herbst 1847 an der Versammlung zu Heppenheim, am 5. März 1848 an der zu Heidelberg theil; doch schon hier scheint zwischen ihm und der Mehrheit eine Scheidung begonnen zu haben, da er in vorliegender Schrift (S. 90) weniger das positive als das negative Resultat dieser Versammlung, die Beseitigung republikanischer Absichten, beistimmend hervorhebt. Die in Heidelberg begonnene Scheidung steigerte sich zu wachsender Entfremdung von den frühern Freunden, da Hansemann, der schon am 29. März das preußische Finanzministerium übernahm und dieses unter Camphausen's, dann unter Auerswald's Präsidium bis in den September fortführte, einerseits das preußische Interesse mehr und mehr hervortreten ließ, andererseits den Weg auf welchem die Mittelpartei in Frankfurt Deutschlands und Preußens vereinte Größe anstrebte, entschieden verwarf. Man hat diesem seinem Verhalten vielfach persönliche Motive, verletzte Eitelkeit u. dergl., untergeschoben; wir würden auf diesen Vorwurf hier nicht eingehen, wenn wir auch im Stande wären über seine Richtigkeit oder Unrichtigkeit ein vollständig begründetes Urtheil zu fällen; jedenfalls aber ist es wol mit schuld daß der nüchterne, scharfe Ton, der Hansemann als berechnendem Kaufmann von Haus aus eigen sein mag, in dieser Schrift mitunter schneidend und fast bitter wird, sowie ein ähnlicher Ton denn auch von der Gegenseite angeschlagen worden ist, z. B. von Max Duncker auf S. 111 seiner weiter unten zu erwähnenden Schrift. Seit seinem Austritt aus dem Ministerium hat Hansemann für die große Politik theils durch die Presse, theils, wie sich aus vorliegender Schrift ergibt, als freiwilliger, jedoch wenig gehörter Rathgeber der preußischen Regierung, theils in der preußischen Ersten Kammer gewirkt; eine Wahl zum erfurter Reichstag hat er, wir wissen nicht ob mit oder gegen seinen Willen, nicht erhalten. In vorliegendem Buche nun gibt er seine politische Lebensgeschichte, bis zum J. 1848 nur in kurzen Umrissen, von da an ausführlich und mit zahlreichen Actenstücken; es liegt in der Natur der Sache daß die ganze Darstellung einigermaßen die Natur einer Vertheidigungsrede annimmt und zugleich seine allmälige Entfremdung von der frankfurter Mittelpartei des Weitern darlegt. Als Hauptgrund dieser Entfremdung tritt uns hier weniger ein eigentlich politischer als ein, wir möchten sagen, psychologischer entgegen: Hansemann ist Kaufmann, daher interessiren ihn vor Allem die finanziellen Fragen, Zoll- und Verkehrsverhältnisse u. dgl.; werden diese ihm in befriedigender Weise geordnet, so gibt er wol gern eine Hand voll politischer Freiheiten in den Kauf, die nicht immer ohne alle Störung für den bürgerlichen Verkehr sind; so ist er also mehr als eine vorzugsweise den politischen Fragen zugewandte Partei auf die Sicherung conservativer Bestimmungen bedacht. Hansemann ist aber ferner, wieder seinem ersten Berufe ganz entsprechend, eine durchaus verstandesmäßige, nüchterne Natur; deshalb hält er Nichts für verderblicher als Alles was irgend nach Schwärmerei schmeckt (S. 112):

Sie bewirkt daß das erreichbare Ziel über dem Streben nach dem unerreichbaren verfehlt wird, daß die schwärmende Nation oder Partei manchmal Worte für baare Münze nimmt und von pfiffigen oder unredlichen Staatsmännern sich leicht dupiren läßt. Dazu kommt noch daß solches Schwärmen, je stärker es ist, um so schneller und gewisser eine ebenso nachtheilige und gefährliche politische Abspannung zur Folge hat.

Gewiß ein wahres und in den letzten Jahren vielfach erhärtetes Wort! Aber Hansemann nennt schon Schwärmerei was andern Leuten ein begeisterter und begeisternder Aufschwung ist, und so wird er namentlich der frankfurter Nationalversammlung von Anfang an gram, weil sie erstens revolutionnairer, zweitens schwärmerischer Beschaffenheit sei. Von wesentlicher und nächster Wichtigkeit ist Hansemann's Schrift für die neueste Geschichte Preußens, an welcher der Verf. seinen

Antheil mit ehrenwerther Offenheit ausspricht; denn die Zahl seiner Anhänger wird er durch das Geständniß nicht vermehren daß er die Verfassung vom 5. Dec. übertrieben demokratisch findet und die „rettenden Thaten" des Novembers schon im September für an sich nöthig gehalten, und daß sie damals hauptsächlich deshalb nicht zweckmäßig gewesen, weil das der äußersten Rechten und der äußersten Linken gleich verhaßte Ministerium nicht die gehörige Kraft dazu besessen. Zugleich darf aber nicht verschwiegen werden daß Hansemann von einem Ministerium welches diese Schritte gewagt dann einen alsbaldigen Rücktritt zu Gunsten der entschieden constitutionnellen Partei erwartet und verlangt hat (S. 118 fg., 149 fg.). Wir können hier auf diese preußischen Einzelheiten nicht eingehen, und erwähnen deßhalb zunächst daß Hansemann schon mit Abneigung gegen die mit dem 21. März angebahnte deutsche Politik Preußens in das Ministerium trat (S. 92) und demgemäß natürlich Dem entgegenwirkte was er den „Souverainetätsschwindel" der Nationalversammlung nennt. In gleichem Sinne suchte er nach seinem Austritt aus dem Ministerium persönlich in Frankfurt auf Gagern und dessen Freunde zu wirken (S. 127 fg.) und setzte Dies auf anderm Boden fort als es sich im April 1849 in Berlin um „Annehmen oder Ablehnen" handelte (S. 177 fg.). Welches sind nun eigentlich die politischen Fragen, um derentwillen Hansemann die Nationalversammlung und ihr Verfassungswerk verwirft? Erstens die Machtvollkommenheit welche sich dieselbe sofort nach ihrer Eröffnung beilegte; in diesem Punkte ist derselbe vorzugsweise preußischer Particularist. Er übersieht unter Anderm ganz, wie wir Dies bei persönlichem Verkehr mit sehr vielen bedeutenden Preußen bemerkt haben, daß wol alle deutschen Staaten außer Preußen und Oestreich im Frühjahr 1848 nur dadurch einigen Halt wieder gewannen daß in der Nationalversammlung eine ideale Macht erstand, der wenigstens für den Augenblick alle handelnden Parteien huldigten, und je würdiger sich die frankfurter Versammlung im Vergleich zu der preußischen hielt, desto mehr hätte es auch in dem wahren preußischen Interesse gelegen von dort aus durch engen Anschluß an das frankfurter Werk eine aufrichtige Einigung Preußens mit Deutschland zu fördern, und Dies umsomehr, je lebhafter alle wirklich staatsmännische Thätigkeit in Frankfurt schon früh auf eine preußische Spitze für Deutschland Bedacht nahm. Eine gerechte Würdigung der Nationalversammlung ist aber nach dieser uranfänglichen Verstimmung von Hansemann nicht zu erwarten. Ferner ist derselbe sehr schlecht zu sprechen auf die demokratisirenden Bestandtheile der Reichsverfassung, auf die Grundrechte, die er fast ganz der Einzelgesetzgebung anheimgibt (S. 204), und das Wahlgesetz; hier hätte er aber doch wol nicht übersehen dürfen daß beide Abschnitte in dieser Gestalt von der Mittelpartei nicht als etwas Wünschenswerthes, sondern nur als etwas Unvermeidliches angenommen wurden. Am gründlichsten endlich wendet sich der Eifer Hansemann's gegen die einheitliche Spitze des Bundesstaats, deren Bekämpfung bei ihm wirklich beinahe zur fixen Idee wird. Wunderlicherweise hat Hansemann schon im Herbst 1847 eine Gestaltung Deutschlands im Sinne gehabt die im Wesentlichen mit dem weit später von Gagern aufgestellten und von Radowitz adoptirten engern und weitern Bund zusammenfällt, welcher erstere jedoch nach Hansemann sein Band in dem erweiterten Zollverein ohne Oestreich finden sollte; und dennoch will er die nothwendigen Folgerungen nicht ziehen, sondern entwirft im October 1848 in Frankfurt einen Gegenentwurf zu den Abschnitten „Das Reich und die Reichsgewalt", nach welchem ein Reichsrath, aus dem Kaiser von Oestreich, dem König von Preußen und einem auf Lebenszeit gewählten Fürsten bestehend, an die Spitze tritt; und entwirft wieder im Mai 1849 ein Gegenstück zu der Dreikönigsverfassung, das in einen fünfköpfigen Bundesrath, Preußen als Regent obenan, ausläuft. Wir begreifen schlechterdings nicht wie Hansemann, dessen Hauptfoderung doch fortwährend eine wahrhaft constitutionnelle Regierung ist, die Thätigkeit eines verantwortlichen Ministeriums unter seinem Reichs- oder Bundesrath für möglich halten kann *), da schon dieser eine Punkt uns die einheitliche Spitze als unbedingt nothwendig hinstellt.

Hansemann's Schrift ist jedenfalls ein werthvoller Beitrag zur neuesten deutschen Geschichte, und wenn wir auch Das was er über die Nationalversammlung sagt fast durchweg für verfehlt halten, so sehen wir in ihm doch durchaus einen ehrlichen und ehrenwerthen Gegner, von dem Manches zu lernen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Friedrich Halm. Stuttgart, Cotta. 1850. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ist die Zeit des Kampfes, die Zeit der Stürme vorüber, die nur Laub und Blüten von den Kronen der Bäume reißen konnten um sie in wildem, rasendem Wirbel hinzutreiben durch Moor und Sumpf, durch Staub und Blut? Schlägt kein Blitz der Schlacht mehr knatternd Harfe und Leier in Splitter? Darf man es wieder wagen ohne für eine Memme zu gelten Sträußchen zu binden für die Brust der Geliebten? Zieht wieder leiser Geisterhauch durch die Saiten der Aeolsharfe und spielt auf zu Elfenreigen? Erzählt das Laub der Eiche wieder wogig rauschend Sagen grauer Vorzeit, und wispern die Halme wieder was sie Liebenden abgelauscht?

Nein, es ist nicht Frieden, nur Waffenruhe, aber die Welt ist kampfesmüde, man sitzt vor den Zelten und heißt den Sänger willkommen der statt des blütenlosen Lorberzweigs einen Kranz bunter, duftiger Blumen um Haupt und Harfe geschlungen hat, und milde Lieder bringt die den Kämpfern im Lager das Bild von Weib und Kind, von Braut und Schwester emporzaubern, Lieder die süß sind und weich.

Die vorliegende Sammlung von Gedichten erfüllt diesen Zweck, und wird darum gern empfangen und gut aufgenommen werden. Viele dieser Gedichte sind schon früher einzeln

*) Daß Hansemann diese Schwierigkeit gefühlt, zeigt die doch nicht genügende Bestimmung seines Verfassungsentwurfes (S. 212): daß der Regent auf Antrag seines Ministeriums und unter Zustimmung eines Mitgliedes des Bundesraths gegen dessen Mehrheit soll entscheiden dürfen.

bekanntgeworden, und die ganz neuen sind vielleicht nicht die besten, so sehr auch einige davon ansprechen dürften.

Der Band bringt „Vermischte Gedichte“, unter die allerdings manche gemischt sind die wir verwischt wünschten; ferner „Gelegenheitsgedichte, Sonette und Gaselen“, „Lieder der Liebe“ und „Erzählende Gedichte“.

Haben sie auch nicht die Tiefe Uhland's, nicht die Glätte Geibel'scher Form, nicht das Moussirende A. Grün's und die geniale Eleganz Heine's, so gibt es doch prächtige Perlen und Steine vom reinsten Wasser darunter, die im Kronschmucke deutscher Poesie zu glänzen verdienen. Zum Besten der Sammlung gehört der Cyklus „Auf der Wanderung“ (S. 39—52), worunter namentlich „Im Garten“ (S. 45), und „Im Kloster“ (S. 47) als sinnig und lieblich zu rühmen sind. Ebenso enthält die Phantasie „Italien“ (S. 76), obgleich an Beck's dithyrambische Formlosigkeit erinnernd, schöne Gedanken.

Il più gentile
Terren non sei di quanti scalda il sole?
D'ogni bell' arte non sei madre, o Italia?
Polve d' eroi non è la polve tua?

Diese Worte Silvio Pellico's hätten ganz gut als Motto für das schwunghafte Gemälde gepaßt, das in kecken, graziös gezogenen Linien vor uns aufgerollt wird. Dagegen möchten wir angesichts des politischen „Feenmärchens“ (S. 90) bedenklich den Kopf schütteln, es will uns scheinen als seien die Gaben der Feen doch nicht so recht zum Wirken gekommen, sodaß dann wie bei allen Polarisationen der Wirrwarr mindestens ebenso gut von einem Zuwenig an Klugheit, Freiheit und Kraft als von einem Zuviel herrühren kann. Das „Gebet für den jungen Kaiser“ (S. 95) hat Nichts von dem widerwärtigen Singsang Karl Beck's, der seinen Lohn von Hartmann empfangen hat, und ist schon darum, trotz der übertrieben loyalen Unterthänigkeit, die sich nicht recht mit der Würde des Dichters vertragen will, genießbar. Wir wünschen dem Kaiser auch daß er Mann und Mensch sei, und darum betet Friedrich Halm; mag dies Beten es nicht gar zu sehr zum „frommen Wunsche“ machen.

Die Gelegenheitsgedichte bieten wenig, und das an Grillparzer (S. 110) leitet, horribile dictu, die ganze Dichterschaft Halm's von dem Eindrucke ab den die „Ahnfrau“ auf ihn als Knaben gemacht. Wir gestehen daß es uns lieb ist diesen versificirten Bückling erst gelesen zu haben nachdem wir uns bereits seit längerer Zeit überzeugt hatten daß Halm Dichter sei, und zwar mehr als Grillparzer je gewesen. Sinnig sind fast alle Sonette, und das achte Gasel (S. 138) mag hier einen Platz finden:

Strahlt am Himmel licht genug,
Stern an Stern nicht dicht genug?
Duftet's, blüht's nicht überall?
Tönt Musik dir nicht genug
Ferneher vom Wasserfall?
Thut nicht ihrer Pflicht genug
Flötend auch die Nachtigall?
Sieh, der Himmel spricht: Genug!
Spiele nicht mit Worten Ball;
Widerhall' nur schlicht genug,
Meiner Mondnacht Klang und Schall,
Denn sie ist Gedicht genug!

Wir müssen rühmend anerkennen daß der Dichter die Balancirstange bei seinen zwölf persischen Seilpolkas nicht verloren, was uns einige grammatische Lauheiten und Reime wie: copulirt und geirrt, komme und Strome, roth und Gott u. s. w., hatten fürchten lassen.

Unter den „Liedern der Liebe“ findet sich auch das aus dem „Sohne der Wildniß“ bekannte und zum Gassenhauer gewordene

Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag.

neben reizenden kleinen Liedchen, die man (S. 166, 169, 183, 185 und 186) nachlesen mag. Wo der Dichter in den Hochzeitsliedern (S. 201—210) versucht an Heine anzuklingen, geht es ihm wie schon früher (S. 14) in „Fünf Treppen hoch“: er wird ein wenig ungelenk. „Fünf Treppen hoch“ erinnert außerdem an die liebliche chanson von Béranger „Le grenier“.

In den erzählenden Gedichten stehen hübsche Sachen. Wenn man es nicht für einen Tadel nehmen will, den auszusprechen wir keinen Grund haben, so würden wir behaupten Halm sei ein ungleich besserer Erzähler als Sänger. „König Dagobert's Hunde“, „Wolo“, „In der Spinnstube“, „Die arme Seele“ und „Die Glocke von Innisfare“, also fast alle Nummern dieser Abtheilung reihen sich an Gutes und Bestes der gesammten poetischen Erzählung ebenbürtig an. „Das Kind der Witwe“ bringt wol doch gar zu bekannte Scenerie; Goethe ist ja in allen Händen, solche Benutzung sieht aus wie Armuth, auch wenn das Ganze eine neue, recht artige Spitze bekommt. „Drei Schwestern“ lassen nur Formliches zu wünschen, und „Die Brautnacht“ ist eine versificirte Anekdote, die vor kurzem erst in den Zeitungen neu aufgewärmt wurde. Ein wenig episches Hysteron proteron hätte ihr gewiß mehr künstlerischen Werth verleihen können.

Es wird Niemand reuen Halm's Gedichte in die Hand genommen zu haben, und die Freunde einer gewissen milden, gläubigen Richtung werden mehr Erquickliches darin finden als seit langer Zeit irgendwo. 57.

Lesefrüchte.

Das Lieblingsbuch und die Grabschrift von Felicia Hemans.

Die Dichterin des „Forest-sanctuary“ hatte eine große Vorliebe für die „Corinne“ der Frau von Staël, und behauptete dies Buch gäbe ihr, wie aus einem Spiegel, ihre eigenen Gedanken und Gefühle zurück. In dem Exemplar des Romans welches die Britin besaß standen neben folgender unterstrichenen Stelle die Worte: „C'est moi“: „De toutes mes facultés la plus puissante est la faculté de souffrir. Je suis née pour le bonheur, mon caractère est confiant, mon imagination est animée; mais la peine excite en moi je ne sais quelle impétuosité qui peut troubler ma raison, ou me donner la mort. Je vous le répète encore, ménagez-moi; la gaieté, la mobilité ne me servent qu'en apparence: mais il y a dans mon âme des abîmes de tristesse dont je ne pouvais me défendre qu'en me préservant de l'amour.“ Ueber folgende Zeile von Pindemonte in einem Auszugheft hat sie die Aufschrift gesetzt: „Felicia Hemans' epitaph.“

Formossi al fin il cor che balzò tanto.

Zum Geist der französischen Sprache.

Pascal sagt in seinen „Pensées“ das unübersetzbare: „Le coeur a ses raisons que la raison ne connait pas.“ Mirabeau sagt: „Quand tout le monde a tort, tout le monde a raison.“ „Le poison froid de l'habitude“, ruft Joubert aus. Von ihm ist auch die tiefdringende, in Deutschland wol noch nicht gekannte Bemerkung: „Il y a dans la vie des omissions qui paroissent tenir à une inexplicable fatalité.“ Einer seiner Zeitgenossen definirt das Glück also: „Le bonheur — l'interêt dans le calme.“ Eine alte Maxime lehrt: „Hâte-toi lentement.“ „Elle a l'air de la poupée du diable“, Kraftausdruck für Jemand der sich sehr auffallend und bunt kleidet. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 224. —— 18. September 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Ein anderer Gegner aus der Mitte der Nationalversammlung selbst tritt uns entgegen in:

Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848—49. In zwei Abtheilungen von Karl Jürgens. Erste Abtheilung: Vom Frühjahr bis December 1848. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Jürgens hat als thätiges Mitglied des Vorparlaments, des Funfzigerausschusses, der Nationalversammlung und ihres Verfassungsausschusses reichliche Gelegenheit gehabt und benutzt sich mit der Geschichte des Parlaments vollkommen vertrautzumachen, und so bringt er denn auch, namentlich aus der Zeit wo sich dasselbe mehr und mehr in diplomatische und diplomatisirende Netze verfangen ließ, manche neue Notiz bei, die sich jedoch mehr auf einzelne, hier und da aufgefangene Aeußerungen, auf hier oder da ausgesprochene Pläne und Absichten einzelner Männer beschränken, als daß sie wirkliche und wesentliche Thatsachen enthielten; ob die Aufschlüsse, welche er für die zweite Abtheilung seines Werkes verheißt, wirklich beweisen werden daß die Geschichte des Parlaments in seinem Ausgange „von den kaiserlichen Federn und Historiographen theilweis durchaus unwahr berichtet" worden sei (S. 522), müssen wir vorderhand dahingestellt sein lassen. Die Wirksamkeit seines Werks hat Jürgens ganz wesentlich selbst beeinträchtigt durch die maßlose Breite der Darstellung, die dem Leser kaum irgendwo einen Ruhepunkt gestattet und ebenso wenig einzelne Hauptpunkte mit der nöthigen Schärfe hervorhebt; ein anderer Mangel der Darstellung sind endlose Anmerkungen, in denen theils Actenstücke und Zeitungsartikel reproducirt, theils des Verf. parlamentarische und literarische Gegner befehdet werden. Alle Zeichnungen einzelner Persönlichkeiten, alles Anekdotenwesen hat Jürgens grundsätzlich aus seiner Arbeit streng ausgeschlossen, aber auch die Durchsichtigkeit und lebendige Anschaulichkeit sich nicht angeeignet, welche allein ein Geschichtswerk anziehend machen können. So wird das Werk Jürgens' seiner Partei schon aus formellen Gründen keinen großen Vorschub leisten.

Jürgens ging bis gegen den Herbst 1848 ganz entschieden mit der Mittelpartei, die an den von ihm und Bernhardi herausgegebenen „Flugblättern" ein nicht wirkungsloses Organ besaß. Je bestimmter sich jene Mittelpartei als erbkaiserliche constituirte, desto mehr entfernte sich Jürgens von ihr. Er selbst sagt darüber (S. 186):

> Nach dem 18. Sept. trennte ich mich in den Verfassungsfragen mehr und mehr von der Reichspartei, — es geschah nicht um mich zu vereinzeln, vielmehr um mich der Minderheit der „Particularisten" mehr anzuschließen, wie das Parteikauderwälsch lautete, d. h. Denjenigen welche ebenso gut wie die Kaiserlichen die deutsche Einheit anstrebten, nur auf einem andern Wege, weil sie den der Unitarier für falsch hielten.

Und S. 429:

> Ich entfernte mich mehr und mehr von der Reichspartei, jemehr sie preußisch-particularistisch und Werkzeug der Tendenz zur Ausbeutung des Einheitsstrebens, der „deutschen Sache" für Sonderinteressen wurde, was darum nicht weniger der Fall war, weil sie glaubte, sogar ausschließlich für Deutschlands Einheit, für die deutsche Sache zu stehen und in der Täuschung lebte daß sie treibe und regiere, während sie mehr und mehr getrieben und benutzt wurde.

Was den letzten Vorwurf betrifft, so ist er einmal, insofern der Zweck jener Partei der rechte und beste war, nichtssagend, denn dann konnte er eben nur Dem einen Grund zur Trennung abgeben der mit aller Gewalt nur seinem eigenen Kopfe folgen will; und zweitens ist er durchaus unerwiesen, denn daß die Reichspartei von da aus, wo man zunächst ein Interesse dafür hätte haben können, von der preußischen Regierung nicht geleitet wurde, ergibt sich aus Hansemann's obenbesprochenen Mittheilungen und aus dem Verlauf der Dinge selbst; was aber Jürgens an mehren Stellen von Intriguen, deren Fäden nach England reichten oder von dort ausgingen, mehr andeutet als klar darlegt (S. 384, 470, 498) reicht nicht im geringsten zu Begründung jener Anklage aus. Thatsache ist also daß sich Jürgens mehr und mehr von der Reichspartei entfernte, und daß bittere Feindschaft wie gewöhnlich unter ehemaligen Bundesgenossen, so auch hier nicht ausblieb; vielfache und harte Angriffe hat er in den Organen der erbkaiserlichen Partei erfahren und in vorliegendem Buche theilweise Gleiches mit Gleichem vergolten. Wir können diese persönlichen Fragen hier übergehen, da wir es nicht mit der Person und Wirksamkeit des Abgeordneten,

sondern nur mit seiner literarischen Arbeit zu thun haben.

Die schiefe Stellung in die Jürgens persönlich gerathen hat aber auch eine sehr tiefeingreifende Wirkung auf seine Darstellung der Geschichte des Parlaments gehabt; er hat sich nämlich in seinem Zorn eingeredet daß er von Anfang an so schlecht auf das Parlament zu sprechen gewesen sei wie er es jetzt ist, und sucht nun nachzuweisen daß die Mehrheit desselben, zu der er doch eine geraume Zeit auch gehörte, von Anfang an auf Irrwegen gewandelt habe. Er geht zu diesem Behufe von den „letzten Versuchen Deutschland in eine bessere Verfassung zu bringen bis zum Vorparlament" aus, und verweilt hier namentlich bei den Plänen welche Hr. von Radowitz in seiner merkwürdigen Schrift „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." veröffentlicht hat, und spricht sein vollkommenes Wohlgefallen an denselben aus, woraus ihm denn weiter folgt daß die ganze deutsche Bewegung des Frühjahrs 1848 eine durchaus unberechtigte, ja schädliche gewesen sei, indem unsere billigen Wünsche ohne dieselben viel vollständiger als jetzt erfüllt sein würden. Jürgens vergißt dabei ganz und gar daß jene Pläne des preußischen Königs seit sieben Jahren durch die in Wien und Berlin selbst angesponnenen Hemmnisse von jeder Verwirklichung ferngehalten wurden; daß einige, entfernte Aussicht auf eine solche erst dann eintrat als die Revolution ihr Haupt erhoben hatte, daß also jene Pläne bei dem gewöhnlichen Laufe der Dinge eben immer Pläne geblieben sein würden. Hiervon ausgehend verdammt Jürgens die heidelberger Versammlung, verdammt er das Vorparlament, verdammt er die Nationalversammlung, soweit sie nicht mit dem Bundestag gehorsamst Hand in Hand gegangen. Hätte Jürgens so schon im Frühjahre 1848 gedacht, wie konnte er sich selbst am Vorparlament betheiligen? Oder wenn er auch Dies that um der Umsturzpartei entgegenzutreten, wie konnte er, wenn er schon damals über den Ausfall jenes ersten Versuchs so urtheilte wie jetzt, wieder ein Mandat zu der Nationalversammlung annehmen? Während nämlich Jürgens ganz richtig die beiden Parteien der Revolutionnaire und der Reformer unterscheidet, häuft er ebenso unrichtig auf die letztere den immer erneuerten Vorwurf daß sie mit der erstern Hand in Hand gegangen sei (S. 32, vergl. S. 71, 170, 523):

> Wie die Dinge sich anließen waren die constitutionnellen Revolutionnairs (d. h. die spätere Mittelpartei) außer Stande es mit ihrer politischen Umwälzung zu versuchen, ohne daß — die ganze Bewegung in die Hände der Umsturzpartei gerieth. Darauf deutete — die jüngste Erfahrung hin, nach welcher die Constitutionnellen gar nicht hatten anfangen können ohne Vereinigung mit den Revolutionnairs, und nach welcher ihnen die Leitung die sie noch bei Erwählung des Siebenerausschusses in Heidelberg gehabt schon entschlüpft war.

Diese Auffassung der Sachlage stammt nicht aus dem März 1848, denn in jenem ersten Beginn der deutschen Bewegung waren die beiden Parteien um die es sich hier handelt noch nirgend scharf gesondert, noch hielten sich damals Alle welche gegen die alten vormärzlichen Sünden kämpften für Bundesgenossen. Erst auf dem Vorparlament trat es klar ans Licht daß neben der constitutionnellen Opposition, die jetzt zur That hatte schreiten müssen, auch eine blinde Umsturzpartei vorhanden war, die als solche wenigstens sich früher weislich vor allem Offenbaren ihrer Absichten gehütet hatte. Daß aber vom Vorparlament an die den Constitutionnellen in den angeführten Worten schuldgegebene Vereinigung mit den Radicalen eine Unwahrheit ist, Das bezeugt nicht nur der Ingrimm mit dem die letztern gerade die Mittelpartei am heftigsten verfolgen, sondern auch Jürgens selbst bezeugt es im directen Widerspruch gegen die oben abgedruckte Stelle (S. 42, vergl. S. 51):

> Die constitutionnelle Partei stritt (auf dem Vorparlament) muthig, ausdauernd und angestrengt wider sie (die republikanisch-revolutionnaire Partei) und entriß ihr den Sieg.

Und S. 116:

> Im Ganzen genommen war sie (die parlamentarische Mehrheit der Nationalversammlung) in dem entscheidenden Zeitraume Siegerin und erreichte im Wesentlichen den Zweck den sie verfolgte: dem Revolutionniren Einhalt zu thun.

So straft sich Jürgens selbst Lügen, und doch bleibt ihm der eigenhändig widerlegte Irrthum Grundlage seiner ganzen spätern Darstellung, der ihn aus einem Widerspruche in den andern gerathen läßt, um nur der Nationalversammlung Alles zur Last legen zu können was ihm nicht genehm ist und theilweise auch sonst als Uebelstand und Misgriff anerkannt wird. Jürgens zürnt über die Competenz die sich die Nationalversammlung beilegte, die Verfassung „einzig und allein" zu bestimmen (S. 122), und will doch Nichts von der Vereinbarungspartei wissen (S. 174); er beklagt es daß der Bundestag der Nationalversammlung keine Vorlage gemacht habe, und verwirft doch entschieden die einzig mögliche und vorhandene Vorlage, den Verfassungsentwurf der 17 Vertrauensmänner (S. 100), ja er gibt überhaupt die Unmöglichkeit zu eine solche Vorlage zustandezubringen (S. 67), und ebenso die Unfähigkeit der Bundesversammlung überhaupt mit dem Parlament zu verhandeln (S. 82 fg.). Er kommt sehr wiederholt auf den Vorschlag zurück daß die Regierungen ein Staatenhaus bilden und durch dasselbe vor der Nationalversammlung hätten auftreten sollen (S. 124, 159, 161), und ist dabei so von aller Logik verlassen daß er an der ersten Stelle sagt:

> Freilich lag die Schwierigkeit oder wenn man will die Unmöglichkeit vor Augen mit 38 Regierungen zu vereinbaren oder eine Verständigung unter ihnen zustandezubringen, wenn nämlich die Regierungen und Staaten einzeln nebeneinander stehen blieben. Aber es gab ein Drittes: die Errichtung eines Staatenhauses.

Als ob nicht die Errichtung eines solchen Organs aller Regierungen eben eine Verständigung unter ihnen vorausgesetzt hätte! Ja Jürgens läßt (S. 159) die Erklärung des Hrn. von Radowitz daß ein Staatenhaus nicht zu beschaffen sei abdrucken, er gibt zu daß es

durch die Haltung der großen Höfe unmöglich geworden sei, er kennt Das was Hansemann S. 125 seines obenbesprochenen Buchs in demselben Sinne mittheilt, und doch muß Alles dazu dienen die Nationalversammlung herabzusetzen. Weiter: Jürgens ist von vornherein gegen eine einheitliche Spitze der deutschen Gesammtregierung, gegen alle „burschenschaftlichen Träumereien", obgleich ihm auch wieder „ein Reich und Kaiserthum deutscher Nation als heißgeliebtes Ziel seiner Herzenswünsche vorschwebte" (S. 59), und doch stimmt er am 28. Juni für das Gesetz über die provisorische Centralgewalt; ja so bitter er die damalige Abschaffung der Bundesversammlung tadelt, so hat er doch auch für diese gestimmt („Stenographischer Bericht", I, 613), obgleich Nichts dem Bestreben im Wege stand wenigstens diesen Artikel aus jenem Gesetze zu entfernen. Warum Das? Jürgens sagt: „großentheils um Gagern nicht fallen zu lassen" (S. 154). Wahrlich, hätte Jürgens über Gagern und seine Partei schon im Juni 1848 so geurtheilt wie er es in diesem Buche als seine ursprüngliche Ansicht darstellt, so wäre es nicht nur eine Schwäche, es wäre ein politisches Verbrechen gewesen. Ja noch mehr! Noch im October stimmte Jürgens im Verfassungsausschusse und in der Versammlung für die Paragraphen 2 und 3 der Verfassung, die er freilich nur als vorläufige Feststellungen betrachtet haben will. Ja in Droysen's „Verhandlungen des Verfassungsausschusses", deren historische Treue freilich Jürgens ohne sie nachgesehen zu haben anzweifelt (S. 181), finden wir (I, 326) daß sich Jürgens bei Berathung von §. 2 äußert wie folgt: „Er habe nach langer und wehmüthiger Betrachtung dieses §. zu keinem andern Resultate gelangen können als daß er stehen bleiben müsse; er wünsche nur daß hinzugefügt werde Oestreich möge sich in diesem Sinne anschließen; wenn es Das nicht könne, so möge es wenigstens in einen ewigen Bund mit Deutschland treten." Hier also keine Spur davon daß Jürgens jene Bestimmungen für nur vorläufige hielt, vielmehr ein trotz aller Wehmuth entschiedenes Hinneigen zu Gagern's späterm Programm. Die verkehrte Auffassung der Thatsachen führt natürlich zu ebenso verkehrter, theilweise unwürdiger Beurtheilung der Personen, von denen z. B. der in seinen Worten oft fast cynische Lassaulx ein ritterlicher Charakter genannt wird (S. 191), Detmold's politische Uebung und Erfahrung die aller übrigen Mitglieder des Verfassungsausschusses zusammen übertreffen soll (S. 189), oder Simson halb bedauert und halb gescholten wird daß auch er von dem erbkaiserlichen Schwindel befallen (S. 332). Das Ziel von Jürgens' deutscher Politik scheint in Stüve und somit in der Rückkehr zu 1815 verkörpert (S. 340).

Vorstehendes möge genügen das Werk Jürgens' zu charakterisiren: hätte er dasselbe eine Kritik der frankfurter Verfassungsarbeit genannt, so wäre dagegen gerade Nichts einzuwenden; dann hätte der augenblickliche subjective Standpunkt seine Berechtigung. Von einer Geschichte aber sollte er billigerweise da nicht reden wo dieser so auffallend hervortritt; geschichtliche Vorgänge nach dem Maßstabe einer persönlichen Stimmung und Verstimmung zu bemessen ist nicht erlaubt. Wohin ein klarer und fester Charakter, der anfangs mit Jürgens unter gleicher Fahne focht, bei wirklich geschichtlicher und politischer Auffassungsgabe gelangte, werden wir weiter unten an dem Werke von Haym sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Voltaire und Fréron.

„Warum läßt man denn diesen Schurken Fréron auf Desfontaines folgen? Was sollen wir Raffiat nach Cartouche dulden! Ist der Bicètre denn voll?"

So drückt sich Voltaire aus als er sich entschloß zum ersten mal über Fréron zu sprechen. Diese drei übermüthigen Fragen klingen seltsam in dem Munde des Mannes der als Symbol aller möglichen Errungenschaften der individuellen, der Preß- und Gewissensfreiheit gilt, aber sie sind ein ganz vollständiges Excerpt Voltaire'scher Polemik gegen einen kühnen Kritiker. Bereits seit 1745 hatte Fréron in seinen Blättern sich fast ausschließlich mit Voltaire beschäftigt; er sprach ebenso viel über dessen Werke als über seine Person. Und erst in einem Briefe Voltaire's an Argental, datirt vom 24. Juli 1749, finden sich jene obenangeführten Worte, wie ein Schrei der wider Willen trotz aller Verstellung aus der Menschenbrust sich ringt.

Die Hartnäckigkeit mit der Fréron Voltaire angriff wird erklärlich durch den Hinblick auf sein ränkevolles und neidisches Gemüth; solcher Starrsinn konnte nur in einem bretonischen Schädel wohnen, zumal wenn er durch Voltaire's verächtliches Schweigen auch noch gereizt ward. Von 1745—72 hat Fréron nicht weniger als sechs bis acht Bände jährlich herausgegeben, und nun rechne man aus wieviel er zusammenschrieb. Ein Angriff im dritten Hefte seiner „Briefe an die Gräfin von ...", der gegen den Abbé von Bernis wegen einer Pension von 1000 Thlr., die ihm die Pompadour verschafft hatte, gerichtet war, führte ihn nach Vincennes, wo er sich zum Zeitvertreib von früh bis Abends betrank. Da er mit den Lebenden nicht verkehren durfte wollte er mit den Todten sich unterhalten: er verlangt einen Ovid und der gute fromme Bibliothekar bringt ihm die „Wunder des heiligen Ovid". Das war ihm denn doch zu arg. In einem Briefe theilte er dem Minister dies Unglück mit und flehte dabei dessen Mitleid an. Der Erfolg war ein günstiger, nach einigen Monaten durfte er das Gefängniß von Vincennes mit dem Exil von Bar-sur-Seine vertauschen.

Die Schlacht von Fontenoy rief Scharen von Versifaxen hervor. Obwol durch solche Nebenbuhlerschaft nicht eben sehr geschmeichelt, schrieb Voltaire doch eine fünfactige Oper, den „Tempel des Ruhms", in Musik gesetzt von Rameau und am 27. Nov. 1745 zum ersten mal aufgeführt. Der Dichter selbst konnte nicht an den Hof gelangen und er schrieb daher an Argental: „Versailles, aber nicht am Hofe, den 1. Dec. 1745." Ursprünglich hatte die Oper nur einen Act, allein bewogen durch eine misfällige Kritik des Herzogs von Richelieu über diesen einen Act, zerdehnte er diesen in fünf: ein Meisterwerk freilich brachte er dadurch nicht zustande.

Fréron stürzte sich denn auch sofort auf seine Beute. Er schrieb eine glänzende Kritik, jedes Wort darin war ein Nadelstich gegen Voltaire, den er mit möglichster Feierlichkeit beibrachte und der das Fleisch, wol gar bisweilen das Herz des Dichters verwundete.

„Corneille", beginnt er, „verdient den Beinamen des Großen nicht nur seines erhabenen Genius wegen. Nein! Die

Geradheit und edle Einfalt seines Herzens, seine Bescheidenheit, die stete Gefährtin des wahren Verdienstes, sein Abscheu gegen elende Ränke, seine Gleichgültigkeit gegen Ehrenstellen und Wohlthaten des Hofs, seine Liebe endlich zur Religion: — Alles, Alles vereinte sich bei ihm um ihm jenen ruhmwürdigen Ehrennamen zu gewinnen."

Diese treffliche Schilderung Corneille's ist Nichts als eine Aufzählung aller der Tugenden denen man bei Voltaire nicht zu begegnen fürchten darf. Jedes Wort zu Corneille's Preise war eine blutige Satire gegen den Dichter der „Henriade", und damit hierüber ja kein Zweifel übrigbleibe sagt Fréron weiter:

„Es fehlt Voltaire nicht an Talent. Wenn er, statt immer an neue Productionen zu denken, sich die Mühe nehmen wollte seine Kindlein strengen Auges anzusehen und heroisch ihre Fehler aufzudecken, würde er dann nicht bereits Beschäftigung für sein ganzes Leben haben?" „Die außerordentliche Hochachtung die ich schon seit lange für den berühmten Schriftsteller fühle wird mir ebenso viel Nachsicht und väterliche Zärtlichkeit bei der Prüfung des „Tempel des Ruhms" einflößen, als er nur irgend selbst hegen könnte wenn er sich zu einer Selbstkritik entschließen wollte."

Da hört man deutlich wie Voltaire bei diesem ironischen Bekenntniß ausruft: „Was will denn nur dieses Würmlein, das aus dem Leichnam Desfontaines' herausgekrochen ist!" Sicherlich erschien ihm Fréron noch fürchterlicher als Desfontaines. Sei es daß ihn der Streit mit diesem ermattet hatte, oder sei es daß er sich für dies Genre der Polemik überhaupt nicht geboren glaubte, kurz, er fürchtete mit Fréron nicht so leicht fertig werden zu können wie mit Desfontaines, und beschränkte sich daher darauf einige Epigramme auf den Erstern durch seine Freunde veröffentlichen zu lassen. Aber Fréron fühlte weder Furcht noch Scrupel; voll Vertrauen auf sein Talent, besonders auf seine Hartnäckigkeit, wußte er den Eber aus seinem Schlupfwinkel hervorzutreiben. Silbe für Silbe zerreißt und zermalmt er die unglücklichen Verse im „Tempel des Ruhms" und endet seine Kritik halb ernsthaft, halb ironisch mit den Worten:

„Nun, wenn viele Verse in dieser Oper auch Voltaire's unwürdig wären, hat er nicht die Prärogative der Helden, die in Anbetracht ihrer vielen Großthaten auch das Recht haben zu fehlen? Zwar ist unser Dichter noch nicht in den für unsterbliche Schöngeister bestimmten Tempel (die Akademie) eingezogen; allein seine zahlreichen Lorbern geben ihm von nun an schon das Recht schlechte Stücke zu schreiben! Man weiß es ja übrigens bereits daß er bei dem Aufbau seiner Tempel nie recht glücklich gewesen ist: ich kenne nicht weniger als vier von ihm, die Tempel «des Ruhms», «des Geschmacks», «des Glücks» und «der Freundschaft». Nicht unpassend schlage ich dem Verfasser die Errichtung eines fünften vor, eines Tempels «der Eigenliebe»."

Diese Kritik, seit der Voltaire von seinen Feinden spottweise der Tempelherr genannt ward, erschien in einer Zeit zu der Voltaire's Eitelkeit durch den Erfolg der „Prinzessin von Navarra", einer Jahrmarktsposse, aufs höchste gespannt war. Dieselbe brachte ihm ein Kammerherrnpatent und den Titel eines Geschichtschreibers von Frankreich ein. Unter dem Namen Trajan hatte Voltaire den König Ludwig XV. gefeiert und nach der Vorstellung näherte sich der Dichter dem Könige mit der Frage: „Ist Trajan zufrieden?" Diese Vertraulichkeit hatte nicht den rechten Erfolg. Der König antwortete ihm nicht. Voltaire war niedergedonnert. Indessen zuletzt hatte er doch sein Patent in der Tasche, dazu war ihm die Gunst der Marquise sicher, und außerdem war er ja auch Philosoph. Aus Philosophie verschluckte er seinen Aerger.

Durch den Tod des Präsidenten Bouhier ward ein Stuhl in der Akademie leer; zum dritten male seit 1730 meldete Voltaire sich für die vacante Stelle. Zu gleicher Zeit schrieb er, um den Bischof Mirepoix für sich zu gewinnen, eine Epistel an den „Père de la Tour", in der er die Jesuiten, seine alten Lehrer, und den Vater Poré bis zum Himmel erhob. Da er früher gegen sie geschrieben hatte, schloß er mit den Worten:

„Wenn je auf meinen Namen Etwas gedruckt worden ist was den Pfarrherrn irgendwie unangenehm berühren konnte, so will ich es vor seinen Augen zerreißen. Ich will ruhig in dem Schoose der apostolisch-katholisch-römischen Kirche leben und sterben."

Die Jesuiten waren zu schlaue Füchse um sich von solchem Glaubensbekenntniß anführen zu lassen: indeß den Schmeicheleien dieses Mannes der, wie er selbst gestand, ihnen Alles verdankte, konnten sie doch nicht ganz widerstehen. Alles Dies hätte gleichwol immer noch Nichts geholfen, wenn nicht die Marquise von Pompadour zu Gunsten des Candidaten intervenirt und alle Zweifel niedergeschlagen hätte. Als Voltaire von seiner Ernennung Kunde erhielt schrieb er an Maupertuis:

„Da bin ich doch endlich Ihr College in der Akademie und zwar einstimmig gewählt, selbst vom Bischof Mirepoix. Nächsten Montag gedenke ich das Publicum mit einer langen Rede zu langweilen, Das soll mein Schwanengesang sein!"

Sein Schwanengesang? Was verstand er unter diesem Schwanengesang? Wollte er ebenso bezaubernd sprechen oder sollten seine ersten Worte in der Akademie auch seine letzten sein? Dies Letztere war es. Dreißig Jahre lang konnte er es nicht vergessen daß er zwei mal von der Akademie zurückgewiesen worden war und das dritte mal nur mit Hülfe der Jesuiten ans Ziel gelangen konnte.

Eine so herrliche Gelegenheit seine Zähne an Voltaire zu versuchen konnte sich Fréron nicht entschlüpfen lassen. Bis zur feierlichen Aufnahme des Candidaten gab er ein prachtvolles Buch des Abbé Le Batteux heraus, eine „Parallele zwischen der Henriade und dem Kirchenchorpult". Viele meinen Fréron habe es selbst geschrieben.

Die Antrittsrede Voltaire's ist mit einer unglaublichen Nachlässigkeit und ohne Rücksichtnahme auf die ehrwürdigen Ohren für die sie bestimmt war abgefaßt. Es scheint als habe Voltaire vergessen daß er in einem Kreise von Collegen sprach, und als habe er geglaubt er habe Schuljungen vor sich, über deren Häuptern er den Bakel schwingt.

Eben wollte Fréron Bemerkungen aus seiner Feder über diesen Vortrag drucken lassen, als ihm Le Batteux einen Aufsatz über denselben Gegenstand zuschickte. Fréron unterdrückte mit heldenmüthiger Resignation sein eigenes Werk; er wollte nicht Das selbst sagen was ein Anderer viel derber auszudrücken gewußt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bitte an Varnhagen von Ense.

Wir Deutschen haben eine Unzahl von Biographien, aber jetzt doch nur Einen Biographen der den Alten und Neuern würdig zur Seite steht. Wir sind umsomehr zu Dank verpflichtet, als er sein seltenes Talent vorzugsweise zur Verherrlichung großer Deutschen im Auslande, oder Solcher deren Name vor ihm soviel als verschollen war, anwendet. Möchte er doch in dieser Weise fortfahrend auch die Lebensbeschreibung des Generals von Steuben geben, der seine Kenntnisse und sein Leben dem Freiheitskampfe der Amerikaner widmete. Viele deutsche Feldherren haben gegen die Freiheit gefochten, sollte man die Wenigen nicht aus dem Dunkel hervorziehen die für dieselbe kämpften?

80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 225. —— 19. September 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Fünfter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 224.)

Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—49 von Friedrich von Raumer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 12. 4 Thlr.

Obwol wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht verschweigen wollen daß sich Vogt in dem ersten Heft von Kolatschek's „Deutscher Monatsschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben" sehr viel Mühe gegeben hat an Hrn. von Raumer's „Briefen" kein gutes Haar zu lassen, so sind wir doch der Meinung daß eine zahlreiche Classe von Lesern an denselben ein lebendiges Interesse nehmen wird; wir meinen damit alle Diejenigen welche ohne ein eigenes entschiedenes Parteiinteresse den öffentlichen Ereignissen mit einer regen Theilnahme folgen, denen demnach die Persönlichkeit des einzelnen Mannes immer etwas besonders Anziehendes hat, die sich das Leben und Treiben, die Freuden und Leiden eines frankfurter Parlamentsmitgliedes mit möglichster Anschaulichkeit zu vergegenwärtigen wünschen. Für diesen Standpunkt, dessen Berechtigung wir vollkommen anerkennen, wenn wir ihn auch keineswegs für den höchsten halten können, sind Raumer's „Briefe" ein durchaus empfehlenswerthes Buch. Während die ganze übrige Parlamentsliteratur Reflexionen oder Darstellungen des Erlebten unter der Einwirkung späterer Reflexionen gibt, bietet uns Raumer ganz unmittelbar die von Tage zu Tage empfangenen Eindrücke, die wechselnden Empfindungen, die sich fort und fort entwickelnden Ansichten, wie sich das Alles mitten in dem Strome der Bewegung gestaltete. Neben den Schilderungen aus der Paulskirche und den politischen Betrachtungen werden das Theater, die Kunst, die Literatur, die zufälligen Begegnisse des täglichen Lebens besprochen, und doch schlingt sich durch dies Alles immer wieder die Beziehung auf die eine große Aufgabe hindurch. Und wir folgen diesen „causeries", auch wo sie von der Hauptsache ablenken, doch immer mit Theilnahme; denn überall liegt ihnen nicht nur eine liebenswürdige Persönlichkeit zugrunde, die „vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat", sondern sie lassen durchweg ein aufrichtiges Streben nach Wahrheit erkennen, welches gegen sich selbst strenger ist als gegen Andere; gegen diese letztern finden wir sogar eine unzeitige Milde insofern geübt, als viele Namen, die doch einmal der Oeffentlichkeit angehören, nur durch Anfangsbuchstaben bezeichnet sind, selbst da wo die „Stenographischen Berichte" und andere Quellen eine leichte Ergänzung gestatten. Raumer ist nach Beruf und Neigung Geschichtschreiber, und trägt die Unparteilichkeit die ihm als solchem Pflicht ist auch auf die lebendige Politik in einem Grade über den wir allerdings weder theilen noch ganz billigen können; doch thut er Dies mit Ueberlegung und Bewußtsein (II, 247):

> Tadelt mich nicht wenn ich gar viel rechts und links schaue: man hat einen steifen Hals noch nie für ein Glück gehalten, und Schauklappen will ich mir weder selbst vorbinden noch vorbinden lassen. Freilich ist mein Einerseits und Andererseits sehr dürftig im Vergleiche zu der Mannichfaltigkeit der Ansichten und Wünsche welche in zahlreichen Eingaben ausgesprochen werden.

Oder (II, 173):

> Ihr macht mir vielleicht den Vorwurf daß ich (gleichwie Buridan's Esel) auch nicht wisse was ich wolle. Ich folge aber dem Beispiele des großen Staatsmannes Lord Burleigh, der für sich und seine kluge Königin Gründe und Gegengründe immer auf das unparteiischste und vollständigste entwickelte, und dadurch eben zu der Gewißheit kam was endlich zu thun, wo das größere Gute, wo das kleinere Uebel sei.

Wir sind allerdings sehr zweifelhaft, ob Lord Burleigh's Weisheit in solchen Zeiten wie wir sie seit zwei Jahren erleben die großen Thaten und die kräftigen Entscheidungen zutagefördert deren wir so sehr bedürfen; wir bezweifeln deshalb auch sehr daß Raumer der Mann wäre eine kranke Zeit zu heilen, aber seine Betrachtung derselben hat deshalb doch auch ihren Werth. Da derselbe aber freilich nur aus dem ganzen Verlaufe des Buchs erkannt werden kann, so begnügen wir uns hier auf zwei Ergebnisse desselben hinzuweisen, für die der Name des Verfassers eine gewichtige Stütze ist. Einmal meinen wir die Entschiedenheit mit der sich dieser, allen einseitigen Extremen gründlich abgeneigte Politiker je länger desto mehr der preußisch-erbkaiserlichen Partei mit allen ihren Consequenzen anschließt, ohne sich doch über die in Berlin herrschenden Stimmungen und Einflüsse irgendwelche Illusionen zu machen; daß ihm aber dieser Anschluß das Ergebniß einer innern, bleibenden Nothwendigkeit war, ergibt sich daraus daß wir Rau-

mer's Namen auch unter der gothaer Erklärung vom 28. Juni 1849 finden. Eine zweite Wahrheit, die das ganze Buch durchklingt, und gerade bei der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht oft und laut genug hervorgehoben werden kann, freuen wir uns gerade von einem Manne zu vernehmen der allen Revolutionen grundsätzlich abgeneigt ist (II, 273):

Viele wünschen und weissagen: der frankfurter Reichstag werde mit Nichts abschließen, und hierin liege die erfreuliche Rückkehr zum Alten und Bewährten. Ich halte diese Ansicht für grundfalsch. Nach kurzer, täuschender Ruhe und Freude würde bald eine Revolution hervorbrechen, schrecklicher noch als die des Jahres 1848.

Hr. von Raumer bekleidete bekanntlich vom August bis zum December 1848 das unerquickliche Amt eines „officiösen" Reichsgesandten in Paris, und theilt hier auch aus dieser Zeit seine Briefe mit. Gehört nun auch dieser Abschnitt seines Buchs nicht unmittelbar zur Geschichte der Nationalversammlung, so steht er doch in zu enger Verbindung mit derselben um sie hier ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Wir verbinden damit zugleich die Anzeige einer Schrift welche wenigstens theilweise Raumer's „Briefen" ihre Entstehung oder doch Veröffentlichung verdankt:

Drei Missionen. Politische Skizzen aus Paris. Von G. Oelsner-Monmerqué. Bremen, Schlodtmann. 1850. 8. 2 Thlr.

Oelsner-Monmerqué, halb Deutscher und halb Franzose, war vom 14. Mai bis zum 26. Juni, dann vom 17. bis zum 28. Aug. und endlich vom 9. Dec. 1848 bis zum 12. April 1849 in diplomatischen Geschäften in Paris. In Betreff seiner ersten und dritten Sendung nennt er weder seine Aufträge noch spricht er von seiner Wirksamkeit; diese Abschnitte gehen uns also hier gar Nichts an, und wir erwähnen nur daß sie in Tagebuchform lebendige Schilderungen der Tagesvorgänge aus den angegebenen Monaten enthalten, denen wir eine höhere Bedeutung weiter nicht beizulegen vermögen, sowie sie auch eine bestimmte politische Farbe nirgend ausspielen. Auch der zweite Abschnitt enthält ein solches Stück Tagebuch und einen Aufsatz über die Organisation des französischen Ministeriums des Auswärtigen, welchen Oelsner in amtlichem Auftrage nach amtlichen Quellen bearbeitete; außerdem aber noch eine Einleitung (S. 143—168), die „Anerkennung des Deutschen Reichs" betreffend, welche gegen Raumer gerichtet ist. Letzterer nämlich berichtet in seinen „Briefen" der Hauptsache nach daß es ihm trotz fortdauernder Bemühungen nicht gelungen sei bei Cavaignac und Bastide, damals Minister des Auswärtigen, die ausdrückliche Anerkennung des Deutschen Reichs und Reichsgesandten in öffentlichem Charakter durchzusetzen, was er theils dem allgemeinen Mistrauen zu den schwankenden deutschen Zuständen, dann besonders den Verhandlungen über den Waffenstillstand von Malmöe und ihren Folgen, endlich den Einflüsterungen Englands zuschreibt. Dagegen meldet nun Oelsner: Er sei seit August beim Auswärtigen in Frankfurt eingetreten und habe von Heckscher den Auftrag erhalten „Hrn. von Raumer voranzugehen, hauptsächlich um dessen Mission auf einem mir, wie behauptet wird, wohlbekannten Boden vorzubereiten". Er habe denn auch eine so entgegenkommende Aufnahme gefunden daß er schon am 18. Aug. von Bastide's Cabinetschef in einem Billet an den dienstthuenden Adjutanten Cavaignac's als „envoyé par l'Empire d'Allemagne" bezeichnet worden sei. Nun aber sei Raumer mit einem preußischen Legationsrath angekommen, trotz Oelsner's Warnungen in einem Gasthofe mit dem preußischen Diplomaten und General von Willisen abgestiegen und mit diesem in lebhaften und vertrauten Verkehr getreten. So habe denn Oelsner in der festen Ueberzeugung daß er Hrn. von Raumer — „von welchem ich in meiner Mission ganz unabhängig gestellt, dessen politische Leitung in Paris aber mir anvertraut war" — überflüssig geworden, und daß seine Freunde ihn unwiderruflich in Beschlag genommen, beschlossen sich für die Zukunft aller Mitwirkung bei Dem was ihn und seine Sendung direct betraf zu enthalten; und von da an seien denn alle Bemühungen des Reichsgesandten mehr und mehr gescheitert. Im Einzelnen sucht Oelsner noch einige Aeußerungen in Raumer's „Briefen" als unwahr zu erweisen und deutet an einer spätern Stelle seines Buchs (S. 244) nochmals darauf hin daß Raumer nicht befähigt gewesen sei Deutschland in Paris zu vertreten. Wir können hier natürlich auf diese diplomatischen Kreuz- und Querzüge nicht eingehen, noch abwägen auf welcher Seite die Wahrheit liege; doch drängen sich folgende Betrachtungen auf: Schwerlich hat der schon bejahrte Raumer seine Sendung unter der Bedingung angenommen unter der „politischen Leitung" des weit jüngern Oelsner zu stehen; ebenso wenig aber haben wir Grund anzunehmen daß Oelsner jenen Auftrag erdichtet habe. Daraus würde denn folgen daß er denselben hinter Raumer's Rücken von Heckscher erhalten habe, welcher Annahme die hier mitgetheilten Bruchstücke des Briefwechsels zwischen Heckscher und Oelsner gerade nicht widersprechen; dann war es aber auch Raumer nicht zu verdenken wenn er von einer solchen ihm octroyirten Vormundschaft keine Notiz nahm. Und für uns wäre das Resultat davon ein neuer Beweis daß das Ministerium des Auswärtigen in den Händen des Advocaten Heckscher nicht zum besten aufgehoben war. Ferner deutet Oelsner verständlich genug darauf hin daß Raumer von den preußischen Agenten, die unter dem Anschein freundschaftlicher Annäherung den Zwecken des Reichsgesandten entgegengearbeitet hätten, dupirt worden sei. Wir sind persönlich überzeugt daß weder von H. von Arnim noch von Rudolf von Auerswald, die im Sommer 1848 in Preußen die auswärtigen Angelegenheiten leiteten, derartige Intriguen angezettelt worden sind; ob von andern Seiten, müssen wir dahingestellt sein lassen. Die Wahrheit der Behauptungen aber um die es sich hier handelt würde nur von neuem beweisen, wie vollkommen gerechtfertigt der allgemeine Haß ist der auf den Schlichen und Kniffen vormärzlicher Diplomatie lastet, und wie

man von ihrer Wiederauferstehung nur Unheil erwarten kann.

(Der Beschluß folgt.)

Voltaire und Fréron.

(Fortsetzung aus Nr. 224.)

Indessen wurde Voltaire angeekelt von der Stadt wo die Akademie ihm zu widerstehen wagte, angeekelt vom Hofe der seine Bücher nicht drucken lassen wollte, ja endlich von ganz Frankreich das nicht gleich auf seine Systeme einging. Deshalb folgte er dem Wunsche des Königs von Polen Stanislaus mit Frau de Châtelet nach Luneville zu kommen. Fréron erschrak über diese Protection, allein Voltaire war viel zu stolz als daß er sich über den Journalisten hätte beklagen sollen, und dann schätzte Stanislaus in Voltaire auch nur den Dichter, der Philosoph dagegen war ihm ziemlich verdächtig. Der Dichter sollte in Luneville seine Tragödien aufführen; wenn der Philosoph einige Theorien als Contrebande miteingeschwärzt hatte, so mußte er sie in einem tête-à-tête bei Frau de Châtelet anbringen. Fréron also konnte ruhig sein.

Der Tod der Frau de Châtelet zwang Voltaire den Hof Stanislaus' zu verlassen. Von anderswoher suchte man ihn anzuziehen: ein Kammerherrnschlüssel, das Großkreuz des Verdienstordens und 20,000 Livres Pension geben den Ausschlag für Berlin. Voltaire nahm an und reiste dahin ab.

Während er sich hier im J. 1752 mit Friedrich Maupertuis und aller Welt überwarf, begann Fréron den ersten Brief im sechsten Bande der „Lettres sur quelques écrits du temps".

„Wenn es unter uns einen Schriftsteller gab", heißt es hier, „der den Ruhm leidenschaftlich liebte und sich doch über die Mittel ihn zu erringen täuschte, der in einigen seiner Werke erhaben, aber im Leben stets niedrig war, bisweilen im Schildern großer Leidenschaften glücklich, aber von kleinlichen immer beherrscht, der unaufhörlich Eintracht und Gleichheit unter den Schriftstellern predigte und doch, nach der Oberherrschaft über den Parnaß strebend, mit keinem seiner Genossen seinen Thron theilen mochte, dessen Feder immer nur von Rechtlichkeit und Geradsinn sprach, und der dem Vertrauen doch immer nur Schlingen legte, der seine Religion nach Zeit und Ort änderte, und in London Independent, in Paris Katholik, in Oestreich bigot und in Deutschland tolerant war; wenn, sage ich, das Vaterland einen solchen Schriftsteller erzeugte, so meine ich würde man die Verkehrtheiten seines Kopfes und die Laster seines Herzens seinen Talenten zugutehalten."

Es ist hier kein Name genannt, aber Jedermann erkannte in diesem Conterfei Voltaire wieder. Die beträchtlichen Einnahmen die Fréron von seinen Blättern hatte verdankte er zum Theil einer Menge von Mitarbeitern die ihm die Beiträge gratis lieferten. Der Buchhändler Duchesne gab ihm für den Bogen 10 Louis und Das war ihm noch zu wenig. Er that als ließe er sein Blatt eingehen, löste so den Contract und schloß einen neuen mit Lambert ab, bei dem sein Blatt als „Année littéraire" erschien. Hiermit verband er die Redaction des „Journal des étrangers" und stand sich eine Zeit lang auf fast 40,000 Livres Rente. Seit Fréron hat nie ein Journalschreiber wieder solch Glück gehabt; nur Romanschreiber werden heutzutage Millionnaire.

Ohne sich um das Morgen zu bekümmern wirthschaftete Fréron ganz toll. In einem Logis an der Seine verwendete er nur auf Vergoldung 30,000 Livres, außerdem hatte er sich ein Landhaus bauen lassen, wo er offene Tafel hielt und mit dem Luxus eines Generalpächters den Wirth spielte. Seine Tischgenossen waren Alle Leute von Geist, und die Damen die zu diesen Gelagen gezogen wurden waren von jener Sorte vor der man Nichts zu verschweigen braucht. Bei diesen Versammlungen mußte ein Gast allemal als Zielscheibe für den andern dienen. Man erfand hierfür das Wort mystificiren und die meisten Mystificationen mußte sich ein Schriftsteller gefallen lassen, der zwar nicht ohne Verdienst war, aber so eitel daß man ihm bei seiner ungeheuern Eigenliebe das dümmste Zeug aufschwatzen konnte. Poinsinet (so hieß dieser brave Mann) war Verfasser mehrer Opern, und besaß das Geheimniß die Langeweile auf eine unbegreifliche Weise einzufiltriren. Alle seine Stücke fielen beim ersten Schall einer Pfeife wie Blätter im Herbste. Als er einst auf einem Jahrmarktstheater herausgerufen ward, kam statt seiner ein Esel. Pickelhäring streichelt ihn und ruft: „Ach wie sauber, wie nett er ist!" Da thut der Esel plötzlich was er nicht lassen kann, und hatte das Volk erst Poinsinet gerufen, so schreien die Schauspieler jetzt: „Point si net!"

Einer der Mitarbeiter Fréron's, Palissot, ahnte was für eine herrliche Acquisition Poinsinet sein würde, und er ließ ihn daher wissen daß Fréron großes Verlangen trage ihn kennenzulernen, er möge ihn doch einmal besuchen. Poinsinet war äußerst entzückt und der Tag wird bestimmt. Am frühen Morgen erscheint Palissot pünktlich, aber mit düsterm Auge und sehr langem Gesichte.

Was ist denn? fragt Poinsinet bestürzt.

Fréron liegt im Sterben! Aber das Souper soll trotzdem stattfinden!

Poinsinet schreit auf und jener fährt fort:

Ja, er will mit uns noch soupiren und Ihnen den kritischen Scepter in unserer Gegenwart überreichen. Sie sollen sein Nachfolger sein!

Eine so edle Anerkennung seines Talentes bringt Poinsinet zum Weinen. In seinem Herzen drängen sich zwei Gefühle: die Freude so feierlich anerkannt zu werden, und der Schmerz seinen Ruhm so theuer erkaufen zu müssen. Palissot führt ihn bei Fréron ein und stellt ihn den Anwesenden vor, so oft sein Name genannt wird erweist ihm Jeder die größte Ehrfurcht. Die Kammer in der der Kranke liegt ist kaum erleuchtet; Poinsinet erkennt Niemanden, Alles zeigt tiefe Trauer. Da nähert er sich dem Bett des Sterbenden, an dem ein angeblicher Arzt sitzt, der von Zeit zu Zeit nach Fréron's Puls fühlt und immer sagt der Kranke werde gleich sterben. Endlich läßt sich ein dumpfes Geräusch in dem Bett hören, der Arzt erklärt Fréron bezeige seine Freude über Poinsinet's Anwesenheit. Dankende Ergüsse entströmen der Brust des jungen Dichters, er betrachtet das edle Gesicht des Todescandidaten, kann aber keinen Zug erkennen, weder Nase, noch Mund, noch Augen. In bestimmten Zwischenräumen läßt sich dann wieder ein leises Knurren vernehmen, welches der Doctor jedesmal verdolmetscht. Es sind immer Schmeicheleien auf Poinsinet, der nur mit Seufzern antworten kann. Plötzlich hört man ein tiefes Röcheln, der Kritiker fühlt sich dem Tode nahe und will seinem Nachfolger die letzte Umarmung gewähren.

„Berühmter Kritiker!" ruft Poinsinet aus indem er Fréron's Wangen mit seinen Thränen benetzt, „werde ich auch wirklich Ihren Platz ausfüllen können? Werde ich die Theilnahme Ihrer Freunde und Leser verdienen?"

Während dieser Worte wird der Dichter von allen Seiten umringt, eine große Helle verbreitet sich im Zimmer, Alle brechen in ein schallendes Gelächter aus und der Mystificirte merkt Unrath. Man bringt die Lichter näher, er sieht genauer hin und erblickt die Kehrseite Fréron's, noch benetzt von dem warmen Thaue seiner Thränen! Armer Poinsinet!

Gegen Voltaire setzte Fréron seine Polemik hartnäckig fort, Voltaire that als kenne er seinen Feind gar nicht, und obwol die ersten Nummern der „Année littéraire" ein Jahr nach seiner Rückkehr von Berlin erschienen waren, schrieb er 1760 an M. P. Rousseau:

„Ich habe da erfahren daß es eine «Année littéraire» gibt, in der manchmal auf die berühmten Leute geschimpft wird. Ich muß ganz im Allgemeinen und ohne alle Beziehung auf Persönlichkeiten bekennen daß es mir doch ein wenig kühn

schrint sich als Richter über jedwedes Werk aufzuwerfen, ohne daß man selbst ein gutes schaffen kann. Ich spreche hier nicht etwa vom Redacteur der «Année littéraire», ich kenne ihn nicht. Man sagt er sei mein Feind, nun meinetwegen! Glauben Sie mir ich weiß Nichts davon."

Indeß dürstete Voltaire's Herz gierig nach Rache. Anfänglich beunruhigte ihn Eins: daß nämlich der Herzog von Choiseul Fréron protegirte. Sobald er indeß merkte daß dieser scheinbare Schutz nur oberflächlich bestand, begann er sein Werk. Er überschwemmte Paris buchstäblich mit einer Unzahl von Exemplaren seiner „Schottin". Fréron tritt darin unter dem Namen Frélon auf und ist als ein ehrloser Spion, ein politischer Denunciant, ein Schurke, ein Lump, ein Spitzbube, ein Galgenstrick dargestellt. Im Uebrigen sind die Personen alle übertrieben und das ganze Stück erscheint als eine Uebereilung.

Fréron kritisirt dasselbe ernsthaft und gemäßigt, er beweist daß alle Personen schon dagewesen, d. h. daß das Ganze ein Plagiat sei:

„Man hat mich wissen lassen ich sei unter dem Frélon gemeint. Meinetwegen mögen die Leute es glauben und es Andern einreden; allein wenn ich es wirklich sein soll, so schließe ich daraus daß Voltaire nicht der Verfasser ist. Dieser große Dichter hat viel zu viel Einbildungskraft als daß er sich zum Plagiator Piron's erniedrigen sollte, der mich in seiner geistreichen Weise schon lange vorher Frélon genannt hat. Und sollte mich Voltaire wirklich wie einen Spitzbuben behandeln? Er weiß nur zu gut was er sich und Andern schuldig ist."

Allein Voltaire's Rache war nur halb gelungen, solange das Stück nicht aufgeführt war. Nach vielen überwundenen Schwierigkeiten ging die „Schottin" endlich am 20. Juli 1760 in Scene. Allein ohne eine Miene zu verziehen wohnte Fréron der ganzen Vorstellung ruhig bei, während das durch Voltaire's Freunde recrutirte Publicum wüthend applaudirte. Als bald darauf der Name Frélon in Wasp verändert wurde, bat Fréron heroisch die Schauspieler sie möchten sich doch ja nicht geniren, wenn sein Name etwa ihre Einnahme vergrößern sollte.

Einige Ehrenmänner die seinen Muth bewunderten wagten offen Fréron's Partei zu ergreifen. Wüthend darüber rief Voltaire aus: „Ist es möglich daß den Fréron noch Jemand in seinem Hause aufnehmen kann? Kann dieser geprügelte Hund noch ein anderes Asyl finden als das was er sich aus seinen Blättern gebaut hat?"

Viele Beschränkte betrachteten es dagegen als eine Unverschämtheit daß Fréron bei der ersten Vorstellung eines Stücks gegenwärtig gewesen war in dem sein Namensvetter, ein feiler Schurke, ausruft: „Ja, ich will schwören, aber nicht bezahlen."

Auch die durch seine Kritiken verletzten Schauspieler und Encyklopädisten nahmen gegen ihn Partei, und freuten sich ihn demüthigen zu können. Wenn sich Einer über ihn zu beklagen hatte, ward den andern Tag die „Schottin" aufgeführt, und man nannte das Stück daher die Fréronsruthe.

Die „Schottin" erlebte 16 Darstellungen und wurde auf allen Bühnen Frankreichs und vielen Europas gegeben. Fréron rächte sich edel. Als „Tancred" erschien besprach er ihn mit Enthusiasmus. Voltaire hütete sich wohl Dies zu bemerken.

Die ersten Artikel der „Encyklopädie" erschienen seit 1759. Da Fréron weder Zeit noch Kenntniß hatte um die Philosophie mit den Waffen der Theologie zu schlagen, so machte er es wie die Päpste als sie den Jansenismus bekämpften: er verwarf die ganze Lehre wegen einzelner Sätze. Voltaire, wüthend über solche Unverschämtheit, nannte ihn Cartouche und Mandrin. Fréron hatte sich verrechnet wenn er dachte durch Ausdauer im Angreifen Voltaire einzuschüchtern. Der kräftige Greis war fest entschlossen ihm zu beweisen daß er nicht weniger hartnäckig, aber daß er noch viel boshafter sei.

Eine anonyme Schrift, betitelt: „Anekdoten über Fréron, aufgezeichnet von einem Schriftsteller für eine Obrigkeit die sich über die Aufführung dieses Menschen unterrichten will", wurde durch ganz Paris im August 1760 verbreitet; die öffentliche Meinung nannte Voltaire als den Verfasser dieses Pamphlets. Grimm sagt darüber „der Dichter habe Plutarch nachahmen wollen, und eine Menge Einzelheiten aus dem Privatleben seines Helden gesammelt". Es steht nämlich z. B. darin daß sich Fréron nach einem Diner bei dem er viel getrunken gerühmt habe er sei Agent der Jesuiten gewesen. Es wird ausgerechnet wie oft er in der Bastille, im Fort l'Evêque und in Bicêtre gesessen hat. Es wird angegeben sein Vater sei Goldschmied gewesen, sei aber „wie man sage" suspendirt worden, weil er zuviel Legirung in sein Gold und Silber gethan, er selbst habe dem Chirurg Loris ein Messer gestohlen, er habe seine Nichte, die vor dem Laden seiner Schwester die Straße gekehrt habe, geheirathet, und diese Schwester selbst, eine Trödelfrau, hasse ihren Bruder, den Zeitungsschmierer u. s. w.

Das war Fréron doch zu arg. Er hatte seine Gegner immer nur bei ihrer Eigenliebe angegriffen, selten oder nie bei ihrem Ruf. Von jetzt verfolgte er Voltaire auch auf diesem geheiligten Boden.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Baumann, A., Singspiele aus den österreichischen Bergen im Volksdialekt. Wien, Seidel. 8. 20 Ngr.

Biersack, H. L., Ueber Besteuerung, ihre Grundsätze und ihre Ausführung. Anhang: 1. Ueber die Steuerfreiheiten und die Nothwendigkeit ihrer Aufhebung. 2. Die heutigen Geldfragen. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Curci, P., Der Papst als Staatsoberhaupt und die Demagogie in Italien. Gedanken eines Retrograden über die neuesten Zustände in Italien. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von E. v. Moy. Innsbruck. 1849. Gr. 12. 16 Ngr.

Darás, A., Die Verfassungen und ihre Wirkung auf die Welt. Wien. 8. 12 Ngr.

Gittermann, C., Predigten aus dem Geist der Zeit. Aurich, Prätorius u. Seyde. 8. 15 Ngr.

Henle, B., Geographisch-chronometrische Ideen. Mit 1 Kupfertafel und 1 Lithographie. München, Franz. Gr. 8. 14 Ngr.

Minckwitz, J., Zwei Habilitationsschriften. Nebst einer offenen Beschwerde gegen die philosophische Fakultät zu Leipzig und einer Appellation an das k. sächsische Cultusministerium zu Dresden. Leipzig, Leiner. 8. 20 Ngr.

Neumann, L. G., Neuere Gedichte. Wien, Gerold. 8. 12 Ngr.

Rosenkranz, K., System der Wissenschaft. Ein philosophisches Encheiridion. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schlesinger, M., Aus Ungarn. 2te Auflage. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schwarz, Ein Verwandtenmörder, zwei Kindesmörderinnen und zwei Todtschläger auf den Anklagebänken vor den Schwurgerichten des Obergerichtsbezirks Fulda. Mitgetheilt für Aerzte, Criminalrichter und Solche, die in der Lage sind, als Geschworene fungiren zu müssen. Fulda, Henkel. Gr. 8. 18 Ngr.

Tagebuch eines in Italien im J. 1848 gefangenen österreichischen Offiziers. Zwei Bände. Innsbruck. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unserer Armee. Vom Verf. des „deutschen Soldaten". Wien, Gerold. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 226. —— 20. September 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Fünfter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 225.)

Da wir durch die letzten Betrachtungen einmal auf die Diplomatie geleitet worden sind, so schließen wir hier gleich an:

Die Diplomatie, das Parlament und der deutsche Bundesstaat. Von C. F. Wurm. December 1848 — März 1849. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Hier werden die auswärtigen Verhältnisse allerdings in einer etwas großartigern Weise behandelt als von Oelsner contra Raumer, und ist also auch bedeutend mehr daraus zu lernen. Wurm, der in Hamburg eingebürgerte Schwabe, ist schon seit Jahren bekannt als einer der gediegensten Kenner des Staatsrechts und aller einzelnen staatsrechtlichen Fragen; daß er selbst aber dabei nicht zum verstaubten Actenmenschen geworden hat seine frankfurter Wirksamkeit auf das schlagendste erwiesen. In Uebereinstimmung mit seinen sonstigen Beschäftigungen hat er denn auch die Berührungen welche zwischen der Nationalversammlung und der diplomatischen Welt stattgefunden zum Gegenstand eines äußerst werthvollen Schriftchens gemacht. Daß er dabei vom December 1848 oder dem Programm von Kremsier ausgeht, hat seinen guten Grund darin daß erst von dieser Zeit an die Diplomatie ihre Netze ziemlich unverholen wieder auszuwerfen begann. In einer Reihe kurzer, scharf präcisirter Abschnitte verfolgt Wurm die diplomatischen Verhandlungen welche sich um die Nationalversammlung drehten, sodaß er dabei den betreffenden Actenstücken Schritt für Schritt nachgeht, bis ziemlich zum Abschluß des Verfassungswerkes. Er steht treu zur erbkaiserlichen Partei, der er auch in Gotha nicht fehlte; nirgend aber tritt er mit subjectiven Ansichten hervor, sondern mit unerbittlicher Logik beschränkt er sich auf eine fortlaufende Auseinanderlegung offenkundiger Thatsachen und ihrer nothwendigen Folgen, nur hier und da läßt er einen Strahl seiner Ironie über die von ihm in ihrer ganzen Blöße enthüllten Intriguen hinzucken. Außerdem daß hier nur Thatsachen reden, erhält Wurm's Zeugniß ein besonderes Gewicht noch dadurch daß er von jeder Voreingenommenheit für Preußen und die preußische Politik der letzten zwei Jahre insbesondere vollkommen frei ist: „Trotz allen Fehlern der preußischen Diplomatie und einzig nur durch alle Fehler der östreichischen war der parlamentarische Sieg des Bundesstaats mit dem preußischen Erbkaiser möglich geworden" (S. 135), und, den Unterschied zwischen beiden Cabineten scharf hervorhebend: „An den guten Willen Oestreichs konnte Niemand nach dem 4. Febr., Niemand nach dem 16. Febr. an den festen Willen Preußens glauben" (S. 77); wo nach solchen Aeußerungen und bei solcher Sachkenntniß, wie sie unser Verf. besitzt, doch noch alle Willenskraft auf die Herstellung des preußisch-deutschen Kaiserthums, alle Einsicht auf den Erweis seiner Nothwendigkeit gerichtet ist, da zerfallen die großdeutschen Einwürfe von blinder Parteiwuth oder thörichter Schwärmerei von vornherein in ihr Nichts. Mit vollster Klarheit geht unsere Schrift von dem Beweise aus: daß durch das Programm von Kremsier am 27. Nov., welches die gegenseitigen Beziehungen Deutschlands und Oestreichs erst dann festgestellt wissen wollte, wenn beide zu neuen und festen Formen gelangt seien, Schmerling's Austritt aus dem Reichsministerium eine Nothwendigkeit geworden sei, und diesem Beweise gegenüber kann Laube's Ansicht (III, 184): daß jene Ausscheidung ein Fehler gewesen sei, kaum in Betracht kommen; es ist Dies einer der Punkte wo Laube eine eigentlich politische Durchbildung vermissen läßt. Der Schade den Schmerling als Abgeordneter und östreichischer Bevollmächtigter der deutschen Sache zugefügt hat würde durchaus nicht vermieden worden sein, wenn er von jetzt an neben Gagern eine untergeordnete Stellung im Ministerium hätte einnehmen sollen; im Gegentheil würde gerade die Art seines Auftretens die Fäden so noch viel mehr verwirrt haben als er Dies nach rein ausgesprochener Scheidung vermocht hat. Es folgt nach der ausführlichen Darstellung aller den Ministerwechsel begleitenden Umstände die Entstehung der Coalition gegen Gagern; wir heben aus ihr namentlich den Nachweis hervor daß die Großdeutschen es waren welche die Linke aufsuchten, und so selbst um den Preis beliebiger demokratischer Zugeständnisse, die man später vielleicht wieder zu beseitigen hoffte, die Verhinderung des preußischen Erbkaiserthums zu ihrer Hauptaufgabe machten, unbekümmert darum, wie denn sonst die Geschicke des Vater-

landes entschieden werden sollten. Der ganze weitere Verlauf der Schrift, soweit er unmittelbar die frankfurter Verhandlungen betrifft, besteht in der Darlegung wie die Großdeutschen, besonders von der östreichischen Regierung und den Rheinbundskönigen gefördert, um dieses einen Zweckes willen dem Ministerium Gagern entgegenarbeiteten; wie die Unschlüssigkeit und der Wankelmuth des preußischen Cabinets Dem bestens in die Hände arbeitete, und nur die der deutschen Einheit offenbar feindseligen Schritte Oestreichs das eigene Werk untergruben, für das sich sonst nur zu leicht eine Mehrheit in der Paulskirche gefunden haben möchte. Es reiht sich hieran eine Besprechung der russischen Politik, deren Verhalten gegen Deutschland wol kaum irgendwo mit solcher Feinheit gezeichnet sein dürfte wie hier in aller Kürze (S. 119):

Wenn die Presse im fieberhaften Drängen einer russischen Note auf die Spur zu kommen suchte, worin gegen den deutschen Bundesstaat directe und drohende Einsprache geschehen sein sollte, so glauben wir daß die Presse eine viel zu geringe Meinung von der Geschicklichkeit der russischen Diplomatie hat. Rußland hatte über ganz andere, feinere, gefährlichere Mittel zu verfügen als dies plumpe, das man ihm nur zutrauen kann wenn man Rußland nicht kennt.

Daß das Streben Rußlands darauf gerichtet war und ist eine lebens- und thatkräftige Einheit in Deutschland nicht zustandekommen zu lassen, darüber herrscht wol kaum ein Zweifel; um Dies zu erreichen durfte man in Frankfurt Nichts zustandekommen lassen; ein Hauptschritt dazu war die Hülfe die man den östreichischen Centralisationsbestrebungen gegen Ungarn lieh, „der Riß zwischen Oestreich und Deutschland war damit jedenfalls vollzogen — und die Oestreicher blieben in der Paulskirche" (S. 121). Jedoch der wichtigere und schwierigere Theil der Aufgabe war in Berlin zu lösen: hier galt es zwischen Preußen und Frankfurt einen unheilbaren Riß herbeizuführen, und dazu sollte Dänemark das Mittel abgeben. Rußland drängte zu dem Waffenstillstand von Malmöe, bei dessen Abschluß Preußen die Vollmacht der Centralgewalt überschritt (S. 124):

Der Bruch zwischen Berlin und Frankfurt schien unvermeidlich. Er ward nur vermieden durch die Langmuth einer Majorität, deren einflußreiche Führer glauben mochten die Zukunft des Bundesstaats zu retten indem sie die provisorische Centralgewalt preisgaben.

Gewiß eine wichtige neue Aufklärung über die betreffenden Verhandlungen in der Paulskirche. Dasselbe Spiel wiederholte sich vor dem Wiederausbruch des Kriegs im J. 1849; schon hatte Preußen das von Rußland soufflirte dänische Ultimatum angenommen (S. 128):

Es ist geleugnet, aber beweislich daß der preußische Gesandte von Berlin den Befehl erhielt den Tractat zu unterzeichnen. Der Tractat wurde nicht unterzeichnet, weil der Ritter Bunsen sich weigerte.

Auf das Andringen seiner Kammern nahm Preußen nun an dem Kriege Antheil, aber wieder gewann derselbe Einfluß in Berlin die Oberhand, und sein Werk war der unselige zweite Waffenstillstand (S. 129):

Wer kann noch festes Vertrauen fassen, solange zwei Seelen wohnen in der Brust des preußischen Cabinets, solange nicht der russische Einfluß den deutschen Gedanken das Feld geräumt hat.

Vorstehendes mag genügen auf die Bedeutsamkeit und den Werth der besprochenen trefflichen Schrift hinzuweisen; ihr Ergebniß ist: „Alle entscheidenden Krisen in der Bildung des deutschen Bundesstaats sind auf das engste geknüpft an Fragen der auswärtigen Politik" (S. 129). Eine besonders für den Geschichtsforscher werthvolle Parallele ist enthalten in der Beilage: „Ein constitutionnelles Experiment in Oestreich vom Jahre 1614." *)

Meiningen, Anfang Juli 1850.

W. A. Passow.

Voltaire und Fréron.

(Beschluß aus Nr. 225.)

Es ist bekannt daß Voltaire eine Großnichte Corneille's bei sich aufgenommen und adoptirt hatte. „Sie wissen", schrieb er an Brenles, „daß ich mich in Frankreich angekauft habe um freier zu leben. Ein Abkömmling des großen Corneille kam auf mein Gut. Vielleicht überrascht es Sie daß Rodogunens Nichte kaum lesen und schreiben kann, aber ihr Vater, durch Unglück zum Bettler geworden, hat ihr nur den oberflächlichsten Unterricht zutheilwerden lassen. Man hat mir die Unglückliche empfohlen; ich habe gedacht ein Soldat muß seines Generals Tochter ernähren, und werde mit Freuden ihr Vater sein."

„Es ist wol seltsam", fährt er fort indem er auf Fréron übergeht, „daß man dergleichen Persönlichkeiten duldet. Ich verlange von Hrn. von Malesherbes daß er zum mindesten einen förmlichen Widerruf von dem Schurken fodere; er soll öffentlich das Publicum um Verzeihung bitten daß er einen ehrwürdigen Namen beschimpft hat indem er behauptet: Fräulein Corneille habe das Kloster nur verlassen um eine neue Erziehung bei dem Schauspieler Lecluse zu erhalten. Er soll bekennen daß er gelogen hat und daß es ihn reue einen solchen Skandal angerichtet zu haben."

Voltaire bot Alles auf Fréron zu züchtigen. Er meinte die Sache sei criminell, und Fréron verdiene für seine Worte, Fräulein Corneille sei in gute Hände gefallen, den Pranger. Allein Malesherbes glaubte der Fall sei zu unbedeutend für die Strenge der Justiz und alle Anstrengungen blieben vergeblich.

Im J. 1761 erschien „Tancred" im Druck. Man war erstaunt eine Vignette auf dem Titel zu sehen die einen Esel darstellte welcher eben y-a-en will und der eine an einem Baume aufgehangene Leier anschaut. Als Unterschrift las man die Verse:

Que veut dire
Cette lyre?
C'est Melpomène ou Clairon.
Et ce monsieur, qui soupire
Et fait rire,
N'est-ce pas Martin Fréron?

Diese Vignette paßte gar nicht auf das Trauerspiel „Tancred". Sie war eigentlich für die „Schottin" bestimmt gewesen, allein Fréron, der davon hörte, hatte sofort angekündigt die „Schottin" werde mit dem Bildnisse des Verfassers erscheinen. Als Voltaire Das las hatte er schnell den Abdruck untersagt, konnte sich jedoch nicht entschließen die Platte zu vernichten, und zierte jetzt seinen „Tancred" damit.

---

*) Ein sechster und letzter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

Bis ins Jahr 1763 trat eine Art Waffenruhe ein. Fréron unternahm eine Reise nach Deutschland und ließ einige „Unterschurken in seinem Solde" als Redacteure zurück. Ja es gab sogar Anerkennungsscenen der beiden Feinde. Als ein turiner Höfling Voltaire bat er möge ihn doch nach Paris an Jemand empfehlen der ihm eine Idee von allen literarischen Erscheinungen der Gegenwart geben könne, empfahl Hr. von Ferney Fréron mit den Worten: „Meiner Treu, er ist doch der Einzige der noch Geschmack hat. Ich muß Ihnen Das offen bekennen, wenn ich ihn auch nicht leiden mag und gute Gründe habe ihn zu verabscheuen." Fréron dagegen vertheidigte Voltaire gegen Gilbert. Als dieser den Verfasser der „Schottin" einen mittelmäßigen Poeten nannte, recitirte Fréron begeistert einige Stellen der „Henriade" und fragte dann: „Wer Das gemacht hat ist Das ein schlechter Dichter? Und Sie, Gilbert, können Sie es nachmachen?"

Allein die Natur gewann ihre Macht wieder, und das Versäumte ward seiner Zeit mit Zinsen nachgeholt. Die Familie Calas kam um diese Zeit zu Voltaire, Rache fodernd für den Justizmord ihres Vaters. Empört ließ dieser sich alle Umstände erzählen und sobald er die Ueberzeugung von der Unschuld Calas' gewonnen hatte, faßte er den Entschluß sein Andenken zu retten; er schrieb den „Traité sur la tolération". Drei Jahre lang entschlüpfte ihm kein Lächeln das er sich nicht als Verbrechen angerechnet hätte, bis endlich seine Anstrengungen am 5. März 1765 gekrönt wurden. Calas ward für unschuldig erklärt drei Jahre nach seiner Hinrichtung an demselben Tage. Fréron hatte nicht Seelengröße genug den Beifall Aller zu theilen. Er suchte zur Entrüstung des Publicums Voltaire's Streben zu verdächtigen, sodaß ein königlicher Offizier, ein Feind Voltaire's, sich in einem Briefe an ihn wandte der gedruckt ward. Grimm meint daß jeder Mensch von nur einigem Ehrgefühl entweder den Schreiber hätte durchbohren oder sich von ihm tödten lassen müssen. Fréron that keins von Beidem und hüllte sich in seine Tugend.

Die Schauspielerin Clairon haßte Fréron, weil sie am meisten zu Voltaire's Ruhm beitrug, indem sie in seinen Stücken spielte. Er wollte die Clairon um Alles in der Welt wegkritisiren und machte deshalb einen kleinen Ausflug auf das Gebiet ihres Privatlebens. Bei der Schilderung von dem Verstand der Fräulein Coligny, den reinen Sitten und der Unschuld dieser jungen Dame wurde Fréron soweit in seiner Begeisterung für die Keuschheit fortgerissen daß das ganze Publicum in seiner Philippika gegen die unzüchtigen Schauspielerinnen die berühmten Verirrungen der jüngern Clairon erblicken konnte. Diese bot Alles auf den Frevler ins Fort l'Evêque zu bringen, als aber ein Offizier erschien ihn wirklich dahin abzuführen, fand er den Kritiker an der Gicht erkrankt im Bett. Der mitleidige Offizier gestattete ihm einige Tage sich zu kräftigen, in diesen aber brachte Fréron seine Protectionen in Gang. Die Königin, durch seine Frömmigkeit und seinen Eifer gegen die Philosophen interessirt, schlug sich ins Mittel und dieser Umschwung der Sache übte einen wunderbaren Einfluß auf Fréron's Gicht, sie verschwand ebenso schnell als sie gekommen war.

Voltaire beschäftigte sich damals viel mit Rousseau und bekümmerte sich nicht um Fréron, der diesen Stillstand benutzte um sich zu verheirathen. Er behandelte seine Frau jedoch so schlecht und brachte ihre Mitgift von 20,000 Livres sobald mit liederlichen Dirnen durch, daß er allgemein in Miscredit kam. Seine Subscribenten minderten sich, seine Gönner starben, und zu dem täglich fühlbarer werdenden Geldmangel traten physische Leiden und Krankheiten, die natürlichen Folgen seines unordentlichen Lebenswandels. In dieser Lage glaubte er Etwas thun zu müssen was ihm den Schein erhabener Entsagung gäbe. Es gehörte damals zum guten Ton zu Voltaire's Statue von Pigalle beizusteuern. Der König von Preußen, alle Encyklopädisten, Richelieu und Choiseul hatten sich bei der Schatzmeisterin Frau Necker eingeschrieben; auch J. J. Rousseau sandte sein Scherflein. Der Schriftstellerclub war zweifelhaft ob man Rousseau zulassen soll. Erst als d'Alembert auseinandersetzte Rousseau's Gabe sei ohne Einfluß auf die Errichtung der Statue, möge er subscribiren oder nicht, sie würde doch vollendet, und so erschiene die Sendung nur als eine einfache Huldigung gegen Voltaire, erst da ward Jean Jacques' Geschenk angenommen. Fréron, Palissot und Labaumelle wurden zurückgewiesen, und vielleicht gerade weil man Rousseau nicht mit solchen verschrienen Leuten zusammenbringen wollte, ist Dies durchgegangen.

Voltaire wäre beinahe die Freude verbittert worden. Frau Dudeffant schrieb ihm nämlich: nicht dem Dichter der „Henriade", sondern dem Zerstörer der Religion gelte die Huldigung. Nur als d'Alembert dem Beunruhigten mittheilte welche eifrige Abonnentin von Fréron's Blättern Frau Dudeffant sei, merkte er von wo der boshafte Streich ihm kam.

Währenddem brachte der Skandal den ein Memoire des Advocaten Royou erregte und Fréron's eigene Nachlässigkeit seine Blätter immer mehr herunter. Allein noch ein dritter Grund wirkte hier mit, den Fréron nicht verschuldete. Er erzählt hierüber selbst Folgendes:

„Der vom Justizminister ernannte Censor hatte immer das Imprimatur meinen Werken aufgesetzt. Der verstorbene Abbé Trublet war lange hiermit beauftragt gewesen, allein von den ungestümen Klagen der Schriftsteller gedrängt, erklärte er endlich daß ihm seine Ruhe nicht mehr die Durchsicht meiner Blätter gestatte. Ich verlangte einen andern Censor, und bat, um diesen dem Gezänke der Scribenten zu entziehen, die Obrigkeit mir einen zu geben dessen Name Geheimniß bliebe. Der Generalcensor war damit zufrieden, verlangte jedoch daß auch mir der Name unbekannt bleibe, damit der Censor ebenso unzugänglich für mich wie für meine Feinde sei. Es wurde daher ausgemacht daß meinen Censor nur die Obrigkeit und ein Dritter kennen solle, aus dessen Händen der Erstere meine Blätter empfinge. Mehre Jahre lang konnte ich mit dieser Einrichtung zufrieden sein, bis der officielle Vermittler einmal durch einen Andern ersetzt wurde. Ich wußte nicht daß dieser ein Freund meiner Feinde sei, welche endlich ein bewundernswürdiges Mittel erfunden hatten den Leuten meine Blätter zu verleiden. Alle meine Artikel nämlich die nur einigermaßen hervorstechend waren schickte man mir unter dem Bemerken zurück: der Censor lasse sie nicht zu. Diese treffliche Idee ward denn auch mit vollkommenem Erfolge durchgeführt. Jedesmal wenn ich in meinen Berichten mich auf Kosten eines großen oder kleinen Philosophen ergötzt hatte, verfehlte der seltsame Vermittler nicht mir äußerst gerührt mitzutheilen der Censor verweigere das Imprimatur. Vier Jahre lang hat dieses grausame Verfahren gedauert, endlich ward es zu arg. Es schien mir nicht natürlich daß es in Frankreich einen Censor geben könne der unvernünftig genug wäre meine allerdings bisweilen etwas lebendigen, immer aber in den vorgeschriebenen Grenzen gehaltenen Kritiken zurückzuweisen. Ich beklagte mich und der oberaufsehende Beamte schickte dem Censor meine sämmtlichen zurückgewiesenen Artikel mit der Frage zu: warum er ihnen die Druckerlaubniß verweigert. Des andern Morgens kam der Censor und versicherte: daß er sie gestern zum ersten male gelesen und daß er durchaus Nichts gegen sie einzuwenden habe."

Der officielle Vermittler war also ein gemeiner Betrüger. Dieses Betragen von Voltaire's Freunden und den Encyklopädisten war in der That schmachvoll, die Stärkern an Zahl und an Talent mühten sie sich nur Fréron durch die rohe Gewalt niederzudrücken. Und gleichwol setzte dieser von allen Seiten wie ein wildes Thier gehetzte Fréron den Beleidigungen die Geduld eines Sokrates entgegen und besprach mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit den literarischen Werth der Pamphlete seiner Feinde. Seine Aufführung war skandalös, gewiß! Aber Das war ein Fehler seines Jahrhunderts. Auch war er so schlimm nicht als ihn der Ruf machte. Man liebte seine

Productionen und mied seine Person; aber wenn er durch Zufall mit Jemand in Berührung kam gewann er ihn auch für sich. Die Präsidentin von Aligre stellte sich in ihm eine Art Ungeheuer vor: als Fréron bei ihr unter fremdem Namen eingeführt ward fand sie ihn allerliebst.

„Meiner Treu!", sagte sie, „mögen Sie der Teufel oder Fréron sein. Ich muß Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen und Sie recht lieb haben."

Zu Anfang des Jahres 1773 verbreitete sich das Gerücht Fréron sei gestorben. Voltaire war darüber bestürzt, weil er als seinen Nachfolger einen gewissen Clément fürchtete; aber diese Furcht war voreilig. Fréron veröffentlichte vielmehr noch einen Commentar zur „Henriade", in dem er auch einige Gesänge derselben änderte. Diese Fälschung ward ihm aber 1769 confiscirt, und so erschien der Commentar allein 1775. Derselbe war gleichsam das literarische Testament Fréron's.

Fréron war so krank daß sein Körper einem Skelette glich. Als Voltaire Dies hörte war er nicht eben ergriffen davon, doch bat er Hrn. von Neufchateau, der „diese Canaille Fréron lebendig oder todt für sein Attentat auf die «Henriade» verfolgen wollte", er möge davon ablassen. Diese Milde kam etwas spät.

Fréron wurde von seinen Schulden erdrückt. Seine Gläubiger verfolgten ihn, selbst die Meubles wurden ihm genommen, und so mußte er entweder auf dem Boden schlafen oder sich ein Bett im Hospital erbitten. Als er im Theater eines Abends erfuhr Hr. von Malesherbes habe seinen Feinden nachgegeben und seine Blätter für das Jahr 1776 verboten, bekam er — er hatte vorher reichlich dinirt — eine fürchterliche Indigestion. Seine Frau war nach Versailles geeilt um den Streich der ihm drohte abzuwenden. Als sie zurückkehrte war ihr Mann todt.

So starb Fréron am 10. März 1776 ungefähr 55 Jahre alt. Sterbend soll er gesagt haben: „Mein Tod ist ein eigenthümliches Unglück! Möge er Niemand der Vertheidigung der Monarchie entfremden, das Wohl Aller ist an das Wohl des Königthums geknüpft." Wahrscheinlich wurden ihm diese prophetischen Worte erst später in den Mund gelegt. War er doch nie ein Kämpe für den Thron gewesen, nur in der Republik der Literatur hat er gewirkt, und wahrlich, diese verlor mit seinen Kritiken nicht weniger als die Monarchie.

Fréron hatte während seines Lebens zu so vielen Epigrammen Gelegenheit gegeben daß er ihnen in seinem Tode unmöglich entgehen konnte. Seine Grabschrift lautete:

Ci-gît Fréron et le diable en enrage,
Il ne veut pas, qu'il y soit davantage.

Er hinterließ mehre Kinder, unter andern einen Sohn von 20 Jahren, der später Conventsmitglied ward und das Privilegium der „Année littéraire" geerbt hatte. Aus einem Briefe Voltaire's sehen wir daß auch eine Tochter von ihm in dürftigen Verhältnissen lebte.

„Wissen Sie, mein lieber Freund", schreibt er an Argenteuil, „daß ich eine Einladung zum Begräbniß von C. Fréron erhalten habe und dazu einen anonymen Brief von einer Frau, die wol seine Witwe sein mag. Sie schlägt mir vor ich möge doch Fréron's Tochter bei mir aufnehmen und sie verheirathen. Ich habe ihr geantwortet: wenn Fréron den «Cid» und den «Cinna» geschrieben hätte, würde ich es ohne Weigerung thun."

Dieser bittere Spott war die ganze Leichenrede des armen Fréron.

Die vorstehenden, einer sehr umfangreichen Arbeit Charles Nisard's entnommenen Skizzen sind ein ziemlich vollständiges Stück Sittengeschichte und ihre Bedeutung geht über das literarische Interesse noch hinaus. Das literarische Gezänk so bedeutender Persönlichkeiten ist hier nur als die Form anzusehen in der sich der sittliche Zustand einer Epoche charakterisirt. Man kann dem kritischen Grundsatze: der große Dichter dürfe nicht mit dem engen Maße einer spießbürgerlichen Moral gemessen werden, vollkommen huldigen und wird sich doch sittlich verletzt fühlen bei der Handlungsweise dieser „großen" Geister, bei dieser Bosheit des „großen" Voltaire. Die Dichter die in den letzten 80 Jahren erstanden haben das Princip der Selbstachtung, den Cultus der menschlichen Würde, die sittliche Lebensanschauung größtentheils besser zu wahren gewußt als ihr Vorgänger Voltaire; der scharfe Geist Fréron's dagegen hat sich bei seinen Nachfolgern mehr und mehr verflüchtigt, und nur das Schlechte an ihm hat sich treu in der Welt erhalten: die kleinen Fréron sind noch heute nicht ausgestorben. Man sagt daß Gewitter die Luft reinigen, man sagt daß große Revolutionen die Sitten bessern, und der Literatur einen Inhalt geben. Dann werden wir vielleicht die letzten sterben sehen von Denen die davon lebten den Ruhm Anderer zu verdunkeln' und das Wort des Neides und der Verleumdung in den beifälligen Ruf der besten Zeitgenossen zu mischen. Mögen sie ihrem Ahnherrn nachfolgen und zu Grabe gehen: dieser Erfolg würde eine der schönsten Revolutionserrungenschaften sein. 6.

Notiz.

Die Versendung der Zeitungen in London durch die Post.

„Fraser's Magazine" berichtet über die Riesenzahl der Zeitungen die man wöchentlich versendet. Verschiedene mit den „Times" gefüllte Behältnisse werden mit jeder Morgen- und Abendpost abgeschickt; andere Morgenzeitungen zollen ihre mit mächtigen Blättern gefüllten Säcke; am Sonnabend Abend trägt jedes Journal welches in der Hauptstadt nur irgend verbreitet ist mehr oder weniger zu der Riesenlawine von Packeten bei welche das Postgebäude überschüttet. In dem langen, großen Zimmer das kürzlich an die Anstalt von St.-Martins le Grand gefügt ward, und sich so sinnreich auf den Ruthen schaukelt die es tragen, fesselt eine Plattform das Auge des Besuchers: er sieht auf ihr ein Halbdutzend Männer die sich zwischen einem Chaos von Zeitungen abarbeiten, welche zahllos scheinen wie die aufgethürmten Steine der Ruinen Babylons. Während die Stöße auf verschiedene Tafeln gebracht werden zum Aussuchen, windet man große Körbe voll neuer Ladung an der endlosen Kette hinauf die vom Grunde des Gebäudes bis zum Giebel reicht. Die Zahl der Zeitungen welche durch die Postämter des Königreichs gehen beläuft sich auf nicht weniger als siebzig Millionen jährlich. Fortwährend treffen Briefe von Subscribenten ein die sich beschweren daß sie die Blätter nicht bekommen, und darauf hindeuten als ob die Schreiber sie zurückbehielten in der Absicht sie zu lesen. Wenn einer dieser Briefsteller einen Blick auf das Treiben im Postamte werfen könnte zur Zeit wo man die Felleisen abfertigt, so würde er selbst über seine Albernheit lachen. Wir möchten einen dieser aussuchenden Schreiber ruhig lesen sehen mitten in der allgemeinen Hast. Es wäre ein erquicklicher Anblick. Die wahre Ursache von Aufschub und Irrungen aller Art im Uebersenden der Zeitungen ist die nachlässige Weise in welcher häufig die Umschläge und Adressen darauf angebracht sind. Zwei oder drei Gehülfen sind ausschließlich damit beschäftigt abgerissene Kreuzbänder und Couverts auszubessern. Wir fragten einen dieser Angestellten einmal was er mit den Blättern beginne welche ganz aus ihren Adressen herausgleiten. „Sir", sagte er sehr bezeichnend, „wir machen es so gut wir können", und dabei packte er flugs die losen Papiere in das erste zerrissene Kreuzband das ihm in die Hand fiel. Der Erfolg dieses Durcheinandermischens muß für die Leser possirlich genug sein. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 227. —— 21. September 1850.

Daniel Stern.

Die Gräfin d'Agoult trat in allerneuester Zeit erst unter dem Pseudonym Daniel Stern als Schriftstellerin auf, und ihr Auftreten in der Literatur machte, wie schon früher ihr bedeutender Geist, ihre erhabene schöne Persönlichkeit in der Gesellschaft, Epoche. Sie zeigte in ihren Abhandlungen eine durchgreifende Bildung, reiche Phantasie und für eine Frau seltene Consequenz im Denken. Es ist noch nicht ausgemacht, obgleich Viele das Problem zu lösen versuchen, ob es die Erziehung und Bildung allein ist welche den Männern mehr Verstand gibt wie den Frauen, oder ob die Frauen ein mal für alle mal von „Gottes Gnaden" weniger klaren Verstand besitzen. Ist es Schuld der Erziehung welche den Frauen den Verstand vorenthält, so ist unsere Erziehung seit Jahrhunderten eine falsche. Dann ist es Pflicht des Individuums wie der ganzen Gesellschaft diesen Fehler zu verbessern, und eine ganz neue Lebensbahn für die Ausbildung der Frauen zu betreten. Ist es aber Bestimmung der Erschaffung des Weibes daß seine Kraft im Gemüth, sein Denken im Herzen liegt, nun warum bestreben wir uns denn so fruchtlos die Grundpfeiler dieser Bestimmung zu erschüttern, warum werfen wir den Zündstoff in die leicht erregbare weibliche Seele, der eine Revolution hervorruft die das Verderben ganzer Geschlechter hervorbringen kann? Daß nicht Alles in der Gesellschaft, sowie es ist, gut ist, glauben wir mit redlichster Ueberzeugung aussprechen zu können; daß aber Nichts gefährlicher ist als einen Sturm beschwören zu dem man noch nicht das Wort des Friedens gefunden hat, sind wir ebenso überzeugt. Was soll die Emancipation der Frauen? Soll sie nur das Kriegsgeschrei für gewisse unzufriedene Massen sein, denen Alles nur Umsturz, Blut und Kampf bedeutet was nicht ihrem Ehrgeiz huldigt? Soll es die Entfesselung böser Geister sein die im einzelnen Weibe zu einer anstößigen und entwürdigenden Freiheit drängen? Soll es die Erlaubniß sein Staaten zu regieren, Philosophien zu entdecken, Weltfahrten zu unternehmen, Revolutionen der Wissenschaft, der Kunst herbeizuführen? Soll es die freie Liebe sein die wir in ihrer beleidigenden Nacktheit in jeder großen Stadt unter einem weniger natürlichen Namen sehen können? Soll es also die Reform der Welt sein? Auf diese Fragen alle wissen wir nur ein Nein zu antworten. Die Liebe, die Häuslichkeit, die Familie, das Leben des Besten im Menschen flüchtet sich zu dem Schoos der Mutter. Eine wahre, edle, durch die Liebe geheiligte Mutter ist die einzig freie Frau. Die welche außerhalb der Ehe, außerhalb der Familie, fern vom Herde einfacher Sittenreinheit das Glück suchen, sind nicht freie, sondern unglückliche, beklagenswerthe Frauen. Das Ideal das sie sich setzen ist ein solches welches vor ihren Augen selbst von seinem unsichern Piedestal herabstürzt und droht sie in seinem Sturz unter den Trümmern zu begraben. Wir pflegen soviel bei unsern Staatsreformen auf England hinzuweisen. Ohne darauf näher eingehen zu wollen und insbesondere nicht auf die Staatsumwälzungen, sei es uns erlaubt die Stellung der Frauen dort einen Augenblick ins Auge zu fassen. In England ist ein Familienleben wie man es inniger nirgend findet. Es herrscht eine Zurückgezogenheit der Häuslichkeit dort die der Frau durchaus ihre enge Grenze anweist. Die Mutter ist eine geheiligte, zugleich aber auch auf das Leben der fireside angewiesene Person. Um sie herum gruppirt sich der häusliche Kreis, ihr passiver Einfluß hat seine wohlthuende Ausdehnung auf die Jugend, die Männer, auf Alle die den Reiz des Familienlebens zu würdigen verstehen. Es gibt wenig Emancipirte, obgleich sehr viel Schriftstellerinnen in England. Diese blues sind aber harmlos; sie schreiben, wenn sie unverheirathet sind, anstatt Kinder zu haben, zur Beschäftigung ihres Herzens wie ihres Kopfs; sie klatschen ebenso harmlos und ebenso maliciös wie die Frauen in ihren Kaffeegesellschaften, in ihren Manuscripten. Von einer Emilie Lehmann, einer Luzie Lenz, einer Luise Aston hat man in England nur Begriffe aus dem „Punch" und „Charivari"; die Engländerin emancipirt sich auch, aber in der Wohlthätigkeit, in der Religion wie Elisabeth Fry. Der Engländer hat ein feines Gefühl für das Unpassende. Dies Gefühl hat seine Tugenden wie seine Excesse. Die englischen Frauen gehen in gewissen Pruderien zu weit, aber sie überschreiten auch die Grenze des Sittlichen nicht. Was Frivolität, Profanation der Sinnlichkeit, raffinirte Indolenz ist, lernt der Engländer nur dem Namen nach. Im frivolsten englischen Roman

ist mehr Decenz als in der ernstesten, moralischen Abhandlung des Franzosen. Das liegt im Volk, im Blute, im Klima, kann man sagen. Es liegt auch in der Uebereinkunft der Staatsformen mit den Sittengesetzen, es liegt auch begründet auf der festen Basis ernster, ehrenhafter Gesinnung des Einzelnen. Es ist auch Tugend, nicht blos Eigenschaft. Wenn wir also die englische Staatsform als eine der Vollendung nähere wie die unsere betrachten, so müssen wir besonders lernen nicht mehr der Affe zweier Nationen zu sein, sondern auf eigenen freien Entwickelungen eine eigene freie, wahre, sittliche Basis aufbauen.

Die leicht entzündbare, profanirende, Alles in den Kreis reinsinnlicher Anschauung ziehende französische Nation hat auch die Emancipation des Weibes hervorgerufen. Das französische Leben ist ein oberflächliches, die Innerlichkeit, die Häuslichkeit, die Familie nicht respectirend; dem Oeffentlichen, der Staatseinrichtung, dem Ehrgeiz nach außen hin opfert der Franzose alle Schätze des häuslichen Glücks. Was St.-Simon hervorrief, was Fourier cultivirte, was Enfantin zum Laster herabwürdigte, hat in das Herz einzelner Frauen, denen ein unglückliches Schicksal Grund zur Unzufriedenheit gab, einen Funken geworfen, dessen Entzündung zu einer immer größern, immer verderblichern Flamme zu werden scheint. Die Frauen, denen Gott einen starken durchdringenden Geist verliehen hat, haben die schönste und freudigste Wirksamkeit offen, es stehen ihnen Ausbildungen zugebote, die ein durchdringender Geist benutzen, aber eine Frau nur im seltensten Fall überwältigen wird. Eine Abänderung ihres Schicksals oder vielmehr eine Ausdehnung ihres Berufs ist nur für die Armen und für Die nöthig denen die Wirkungskreise beschränkt sind, denen durch Verhältnisse oder eigene Kraft eine weitere Thätigkeit als die des Hauses nöthig ist. Für diese einzelstehenden Frauen kann allerdings die menschliche Gesellschaft eine Form der Thätigkeit erdenken welche ihrem Streben, ihrem Wollen und Wissen angemessen ist; aber solche Reformen gehen nur allmälig, nur leise vor sich, jeder gewaltsame Sturm kann sie nur zurückbringen. Die Stellung der Frauen kann ein Passus in dem neuen Buch der Sittengesetze sein, ein besonderes Werk ist sie nicht. Denn die Frauen werden doch immer an der Hand des Mannes weiterschreiten, mögen auch Einzelne sich mit der Reitpeitsche bewaffnen, freie Liebe predigen, Männerkleidung tragen und ihre eigenen Ritter spielen, die Masse wird dem Manne folgen, und die Umwandlung der ganzen menschlichen Gesellschaft wird auch erst die Umwandlung der gesellschaftlichen Stellung der Frauen zur Folge haben; denn von einer sittlichen Abänderung ihrer Bestimmung, gestehen wir, haben wir keinen Begriff.

Einen größern Anklang der Simonistischen Lehre konnte dieselbe nicht finden als durch ihren geistreichsten Propheten, George Sand. Es vereinigt sich in ihr Geist, Energie, Productivität, kurz alle Geistesmächte die eine Frau unwiderstehlich machen, mag sie auch das Wunderbarste beabsichtigen. Die sittliche Empörung der in ihren edelsten Tiefen verletzten Weiblichkeit ergriff die Waffen gegen brutale Männerangriffe, und diese Waffen waren um so siegreicher als sie die Hand der Schönheit und Grazie schwang. Seit der Zeit haben diese in Form von Romanen verbreiteten Lehren der hochbegabten Frau einen nur zu fruchtbaren Boden in den Herzen der Frauen gefunden. Wer wirklich an unglücklichen Erfahrungen reich ist sucht daraus den Muth zu einer siegreichen Abwehr des innern Unglücks zu schöpfen; wer in eigener Schuld bluten muß sucht sich daraus den Balsam zu bereiten der dem öden Herzen Vergessen schafft: die Mehrzahl aber gibt sich nicht die Mühe nachzuforschen welchen ernsten Zweck diese Lebensbilder mit Consequenz verfolgen, sondern lesen diese Bücher begierig und heißhungerig, wie Alles was die neuere französische Literatur an raffinirter Sinnlichkeit bietet, als Opium, das, in einen momentanen Rausch die erschlaffte Phantasie versetzend, doch nur um so wirksamer und nachhaltiger als feinstes Gift wirkt. Wir sehen in George Sand einen hohen Geist, der eine Mission verfolgt die ihn weit über die Sphäre der banalen Zwecke führt, der es aber nicht verschmäht als Mittel zum Zweck die Sprache Derer zu reden die ihn sonst in seiner wirklichen Sprache nicht verstehen würden. George Sand weiß sehr wohl daß ihre Lehren keinen Eingang fänden wenn sie als Doctrin in trockenen Philosophien enthalten wären; sie legt die ernste Forschung im Roman nieder, sie feuert an zur Verbreitung milderer Sitten, Erkenntniß der bösen Früchte welche der Materialismus, die Intoleranz die Theilnahmlosigkeit der Bevorzugten gegen die Unterdrückten, die Ungerechtigkeit brutaler Gewalt gegen die Schwäche der Wehrlosigkeit hervorbringt, und ihre Philanthropie, ihr strenger Rechts- und Wahrheitseifer verschmäht nicht das blumenbekränzte Gewand romantischer Darstellung. Im Verein mit ihr, aber mehr auf dem Felde politischer Anschauungen bekundet Gräfin d'Agoult ihre Theilnahme für die Gebrechen der menschlichen Gesellschaft.

Wir werden uns begnügen Auszüge und kurze Abrisse ihrer Schriften zu geben, und glauben dadurch das Lesepublicum in Deutschland hinreichend aufmerksam zu machen auf die Leistungen dieser bedeutenden Erscheinung. In den „Esquisses morales et politiques par *Daniel Stern*", ihrem neuesten Buch, gibt die Verf. aphoristische Abhandlungen aller Zustände der Gesellschaft, im Verein mit Charakteristiken der neuesten französischen Zeitereignisse. Dem deutschen Maler Henri Lehmann gewidmet, trägt das Buch einen fast deutschen Stempel, vermischt mit einer gewissen Oberflächlichkeit, die nur in Paris gedeiht. Die schönen Gedanken sind französisch, die guten deutsch.*) Es ist viel gut und tief Gedachtes darin enthalten; was nicht in Uebereinstimmung ist daß die Verf. wie alle weiblichen Schriftsteller den Sinn der Phrase, die Bedeutung dem Klang opfert. Glücklich für die männlichen Leser der Frauenliteratur, wenn

*) Die Verf. ist von mütterlicher Seite deutscher Abkunft.

sie darin mehr Sinn als Phrase finden, dann sind sie wenigstens geneigt nicht, wie man ihnen so oft vorwirft, ungerecht zu sein. Der Inhalt dieser „Esquisses" ist in Capitel getheilt. Von den allgemein menschlichen Zuständen gehen sie auf den Mann, das Weib, das sittliche Leben, das Herz, den Geist, die Erziehung über. Die zweite Abtheilung bespricht die gegenwärtige Zeit, die Kunst und Wissenschaft, die Aristokratie und das Bürgerthum, das Volk und die Religiösität unserer Tage. Die politischen Skizzen geben Briefe an bekannte Personen, in denen der gegenwärtige Zustand der Französischen Republik anschaulich charakterisirt wird.

Eine größere Uebereinstimmung des Sittengesetzes mit den Gesetzen der Natur auf dem Wege der Einfachheit und Wahrheit verlangt die Verf. Wir haben uns eine künstliche Existenz geschaffen, wir leben hinter der chinesischen Mauer von Vorurtheilen, Absurditäten, Unwahrheiten und Oberflächlichkeiten. Der Priester und der Staatsmann haben aus unsichtbaren aber starken Fäden ein Netz gewebt, in dem sie mit Leichtigkeit die ehrgeizige, eigennützige Menge einfangen, um sie dann durch Gespenster des Fanatismus in Schrecken zu halten, durch das Eisen der Furcht ihr die Augen zu blenden und als Opfer ihres Wahns untergehen zu lassen.

Der Mensch verfällt in seinen sittlichen Erkenntnissen in denselben Irrthum der ihm in seinem physischen Weiterkommen hinderlich ist. Ebenso wie er die Erde als einen Fixstern betrachtet um den sich alle übrigen Weltkörper bewegen, so betrachtet er sich gern als den Mittelpunkt der Schöpfung und verlangt Rechenschaft vom Schöpfer, wenn die Dinge nicht gehen wie er will. Das was ihm nicht gefällt taugt Nichts; seinen engen Begriffen von Vollkommenheit erscheint Alles mangelhaft und ungenügend was sich diesen Begriffen nicht unterordnet, und unnütz erscheint ihm was nicht in directer Beziehung zu ihm steht. Daher entstehen so viele Irrthümer und soviel falsche Berechnungen im Menschen.

Wenn der Mensch ernstlich der Wahrheit nahekommen will, ist es nöthig daß er sich nicht mehr als einzelstehendes, von der Natur verschiedenes Wesen betrachtet, sondern wie ein Theil des großen Ganzen, wie ein Atom in der ewigen und unendlichen Schöpfung, und daß er sich keineswegs absondert und trennt von den Gewalten und Kräften, welche mit ihm zusammen erst zu der Vollendung des Alls beitragen. Ohne Zweifel wird er bei dieser strengern und uneigennützigern Anschauung einen Theil seiner ehrgeizigen Selbsttäuschungen der Eitelkeit einbüßen, aber auch viele Schmerzen, viele Bitterkeiten würden ihm erspart; und in der ruhigen Stärke die ihm diese Unterordnung seines Selbst geben würde, wäre er erhaben über die blendenden Täuschungen, die gefährlichen Proben welche aus ihm das unglückliche „Spielzeug der Götter", wie es die Alten nannten, machten.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Californien.

Personal adventures in Upper and Lower California in 1848—49; with the author's experience at the mines. By *William Redmond Ryan*. Zwei Bände. London 1850.

Der Verf., allem Anscheine nach von Geburt Engländer, aber seit längerer Zeit in den Vereinigten Staaten seßhaft und seines Zeichens „Künstler", gehörte, wie er berichtet, „zu jenen unruhigen Geistern welche während des letzten Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico eine Erholung von der Einförmigkeit des civilisirten Lebens in einem mehr zusagenden, abenteuerlichen Umhertreiben auf den Bergen und in den Wildnissen von Californien suchten". Sobald er demnach seine Angelegenheiten in Neuyork geordnet, begab er sich Anfangs Juni 1847 auf den Sammelplatz nach Fort Hamilton, und traf daselbst eine Zahl junger Leute die gleich ihm an der von den Vereinigten Staaten nach der andern Seite des amerikanischen Festlandes bestimmten Expedition theilzunehmen wünschten. Sie verließen Fort Hamilton am 15. Aug. und gingen nach Philadelphia, wo sie sich zu ihrer langen Fahrt um den südamerikanischen Continent nach Californien einschifften. Nach siebenmonatlicher Fahrt erreichten sie die westlichen Gestade von Mexico und landeten am 18. Febr. bei Monterey, welches damals für die Hauptstadt von Obercalifornien galt. Sie wurden hier von 20 oder 30 „alten Burschen", d. h. von ihnen vorausgegangenen Freiwilligen, empfangen, und beide vereinigte Corps bildeten nun in der Stadt eine Art bewaffnete Yankeecolonie, die ihre Zeit so gut als möglich damit todtschlug daß sie mit den Californiern krakehlte, mit den Californierinnen tanzte, auf californischen Pferden reiten lernte und an den californischen grünen Tischen spielte. Von diesen angenehmen Beschäftigungen wurde im März ein Theil abberufen und nach Untercalifornien eingeschifft um gegen die Mexicaner und deren indianische Bundesgenossen verwendet zu werden. Der Verf. befand sich dabei, und was auf diesem Feldzuge ihm und seinen Gefährten begegnete wird Jeder in den betreffenden zwei Capiteln mit Vergnügen lesen der sich für das Todthetzen von Indianern und das knappe Entwischen amerikanischer Scharfschützen interessirt. In der kleinen Stadt San-José, dem Hauptquartiere der Freiwilligen, hörten diese das erste Wort von den mächtigen Goldentdeckungen. „Anfangs", heißt es, „wurde das Gerücht sehr wenig beachtet. Die Meisten von uns lachten über den Einfall daß Gold in Klumpen auf ebener Erde liegen solle, und weil das Ganze für eine Aussprengung galt um zur Einwanderung zu locken, wurde bald gar nicht mehr oder nur noch wenig davon geredet."

Nicht lange aber, und die Zweifellustigen überzeugten sich daß die Minen nichts Ausgesprengtes seien. Als daher gleichzeitig die Nachricht von dem endlich zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico abgeschlossenen Frieden eintraf, wollte Alles fort nach dem goldenen Lande. Vorher mußten sie jedoch nach Monterey zurück um förmlich entlassen zu werden, und erst als Dies geschehen, was etwas lange dauerte, weil Oberst Mason, der Gouverneur, selbst nach den Minen gegangen war und seine Amtsgeschäfte auf sich hatte beruhen lassen, bildeten sie kleine Abtheilungen und brachen so nach den Minen auf. Der Verf. war einer der Letzten welche das Goldfieber bekamen. Als er indeß alle seine Kameraden fortziehen gesehen, konnte er nicht widerstehen und zog ihnen mit vier Gefährten nach. Mit einem einzigen, einem starken, rohen Menschen, Namens Halliday, erreichte er nach beschwerlicher und gefahrvoller Reise den Bestimmungsort, die Stanislausmine.

Den ersten und zweiten Tag verwendete der Verf. sich die Sache zu besehen. Sein lebhaftester Eindruck war daß die Minen Nichts für ihn seien, wogegen der arme Halliday von frühem Morgen bis spät in die Nacht arbeitete, obschon er nur eine Kleinigkeit verdiente. Endlich ermannte sich der Verf. und ging eines Morgens sein Glück zu versuchen. Anstatt aber rüstig zu beginnen, stellte er Betrachtungen an: „ob die durch so schwere Arbeit gewonnenen Resultate in angemessenem Verhältnisse zu den gebrachten Opfern ständen", und wollte sich eben die Frage verneinen und den Arbeitern eine Vorlesung darüber halten, als, erzählt er, „ein stürmischer Jubelschrei Halliday's einen Strich durch das Vorhaben machte. «Glück, bei Gott!» jubelte jener und fackte einen kleinen Goldklumpen, den er mit seinem Messer aus einem Loche hervorgeholt, während ich in Gedanken versunken dem seltsamen Schau-

spiele ringsum zugeschaut. Das genügte alle philosophische Erwägungen aus meinem Kopfe zu treiben, und ohne Weiteres wählte ich ein anscheinend gutes Plätzchen und grub und kratzte mit den Uebrigen um die Wette. Nachdem ich den ganzen Tag angestrengt gearbeitet, ging ich Abends mit leeren Händen fort. Dennoch fing ich am folgenden Tage aufs neue an und erschwang für ungefähr sechs Dollars Gold, Halliday für zehn. Nächsten Tags waren wir Beide ziemlich glücklich, erschwangen zusammen ungefähr drei Unzen. Aber während der ganzen Zeit die wir in der Mine verbrachten, belief sich Halliday's täglicher Verdienst im Durchschnitt auf nicht mehr als acht, der meinige selten über vier bis sechs Dollars. Dabei war zur Mittagsstunde die Hitze so unerträglich daß ich das Arbeiten einstellen mußte, die Ausdünstung jedoch von dem feuchten Boden, wo ich den Sand gewaschen und nun ausruhte, in nicht geringerm Maße lästig und der Gesundheit schädlich. Ich fühlte daher im Fortgange der Zeit meine Kräfte immer mehr schwinden, und weil zugleich unsere Lebensmittel fast aufgezehrt waren, mußten wir daran denken was weiter vorzunehmen."

Hatte der Verf. sich inzwischen überzeugt daß für Einige das Graben ausgezeichnet rentirte, so sah er doch daß Handel und Wandel noch sicherer zum Reichthum führe. Bei den wenig vorhandenen Waaren wurde jeder nützliche oder brauchbare Artikel über den Span theuer bezahlt, und wer Dergleichen zu verkaufen hatte löste mehr Gold als er durch die angestrengteste Arbeit in der Mine erwerben konnte. „Nicht diese Arbeiter", sagt Einer zu ihm, „verdienen das meiste Gold, sondern die Händler und Speculanten. Ich habe einen Bekannten dessen Frau, während er in der Mine arbeitete, durch Hemdenwaschen ein schönes Stück Geld erwarb. Denken Sie, zwölf Dollars für ein Dutzend Hemden! Der Mann blieb etwa drei Wochen fort; aber obschon er mit einem ansehnlich guten Funde zurückkam, lachte ihn doch seine gute Frau wegen seiner Goldwäsche herzlich aus; ihre Hemdenwäscherei hatte ihr das Doppelte eingetragen." Diesen Wink benutzend verkaufte der Verf. was er von seinen Effecten missen konnte, ein paar Pistolen, die ihn zwölftehalb Dollars gekostet, für sieben Unzen Gold, eine alte Flinte für zwei Unzen, einen Ueberrock, der kaum einen Dollar werth war, für 24 u. s. w. Als er sich dadurch 300 Dollars gemacht, Nichts weiter zu verkaufen und beim Graben schlechten Erfolg hatte, beschloß er nach Monterey zurückzukehren und daselbst, womöglich, ein lohnendes Geschäft anzufangen. Das Erstere bewerkstelligte er unter einer Masse von Mühseligkeiten, das Letztere schlug fehl. Da er Nichts verstand als Stuben und Firmas zu malen, und dafür in Monterey kein Markt war, begab er sich im April 1849 nach San-Francisco, wo sein Gewerbe bessern Absatz fand. Ein Schiffscapitain bezahlte ihm für das Anstreichen seines Schiffs, frei von Unkosten, monatlich 260 Dollars, und später etablirte er sich als Stubenmaler — der erste Stubenmaler in Californien. Die Geschäfte gingen zwar gut, doch fand er das Klima so ungesund daß er darauf verzichtete in Californien zu bleiben, und über Panama nach den Vereinigten Staaten zurückwanderte, wie es scheint, nicht viel reicher als er sie verlassen, aber beträchtlich klüger und von seiner Unruhe geheilt.

Das Buch ist gut und unterhaltend geschrieben und gibt ebenso tüchtiges Zeugniß von des Verf. graphischer Darstellungsgabe als von seinem gesunden Verstande und richtigen Gefühl. Da es außerdem Glauben zu verdienen scheint, dürfte es sich Allen empfehlen die entweder von der Gegenwart und Zukunft Californiens ein Bild zu haben oder genauer das Aeußere solcher Gesellschaften kennenzulernen wünschen, die am letzten Saume der Civilisation von Habgier und Abenteuerlust ins Dasein gerufen werden. Was der Verf. über die socialen Verhältnisse in Californien, namentlich in San-Francisco erzählt ist höchst interessant. Das große Generallaster ist Spielen, dieses und Trinken das einzige Vergnügen der Einwanderer. Kein Wunder daß überall Gewaltthätigkeit, Betrügerei und Gesetzlosigkeit vorherrschen. Indessen thut sich allmälig ein Streben kund der Anarchie einen Damm zu setzen und eine Art Ordnung einzuführen, wenn auch zur Zeit nur durch peremtorische Vollstreckung des Lynchgesetzes an jedem in flagranti delicto Ergriffenen. Nicht sehr schmeichelhaft für Amerika und Europa bezeichnet der Verf. in der Bevölkerung von San-Francisco, welche er damals auf 10,000 Männer und 100 Frauen schätzte, die Chinesen als die Ordentlichsten und Achtbarsten. 8.

Notizen.

Irische Volkssitte.

Am St.-Stephanstag versammelt sich in allen katholischen Grafschaften Irlands eine große Anzahl von Buben (und in Irland sind alle unverheiratheten Männer Buben, „boys"), schneiden einen großen stacheligen Strauch ab, putzen ihn mit vielfarbigen Bandstreifen auf, und hängen eine Menge Zaunkönige daran, welche in der vorangehenden Woche mit Hunden und Stöcken erjagt wurden. Dann ziehen sie in Procession, zwei von ihnen welche den „Busch" tragen an ihrer Spitze, und besuchen jeden Edelsitz in der Nachbarschaft, Knittelverse singend und um Geld bittend, das sie mit lautem Huzza empfangen. Der Ursprung dieses seltsamen Brauchs ist folgender: Während eines der Aufstände welche Irland so häufig durchzuckten hatten mehre Gefechte stattgefunden, in denen der Sieg von einer Seite zur andern schwankte, die beiden feindlichen Heere sich aber noch nicht auf der Wahlstätte gegenübergestanden. In der Christnacht, da die Königlichen auf offenem Felde lagerten, war die ganze Armee in tiefste Ruhe versenkt, die Schildwachen selbst schliefen auf ihren Posten. Die Nacht schwand dahin und der erste Tagesschimmer dämmerte in Osten herauf, als ein kleiner Tambour der fest neben seiner Trommel schlummerte, welche ihm bei der letzten Mahlzeit am vorigen Abende zur Tafel gedient hatte, von einem Zaunkönig geweckt ward der die Brosamen auf dem Trommelfelle aufpickte. Der Knabe fuhr zusammen und im Umherblicken wähnte er Schatten sich durch die Berge bewegen zu sehen; er horchte und unterschied deutlich Tritte von bewaffneten Männern. Aufspringen, die Trommel schlagen und das Heer wecken war das Werk eines Augenblicks. Wenige Minuten noch und es wäre zu spät gewesen, denn die Feinde zogen mit all ihrer Macht rasch heran; aber, Dank dem kleinen Zaunkönige! vermochten sie nicht eine Schlachtenlinie zu bilden, und das sich entspinnende Gefecht blieb von Seiten der königlichen Truppen völlig siegreich. Noch heute wird die Niederlage der Aufständischen an den Abkömmlingen des kleinen Vogels gerächt, unter welchen man alljährlich am St.-Stephanstag ein Blutbad anrichtet. Ref. glaubt übrigens doch einen frühern Ursprung dieses Brauchs annehmen zu müssen, da er auch auf der Insel Man besteht.

Französische Sprüchwörter.

„Si tu veux apprendre à prier, va sur la mer", sagt ein Sprüchwort der Bretagne. (Wenn du beten lernen willst geh auf das Meer.) „Il vaut mieux s'user que se rouiller." (Besser sich abnutzen als verrosten.) „Mettre la charrue devant les boeufs." (In unserer volksthümlichen Redeweise: „Etwas hinter sich für anfangen", d. h. verkehrt.) „Le diable ne peut offrir que son enfer." (Ein Schelm der mehr gibt als er hat.) „Tenir le haut du pavé." (Oben d'ran sein.) „Trois têtes dans un bonnet." (Drei Köpfe unter Einer Haube.) „Une forêt ne brûle que par ses propres arbres." (Ein Wald brennt nur durch seine eigenen Bäume. Soviel als unser: „Wahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selbst wahren.") 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 228. —— 23. September 1850.

Daniel Stern.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Wie sich erwarten läßt, ist das Capitel über die Frauen ein reiches, und die Rathschläge wie die Beobachtungen über ihr eigenes Geschlecht macht die Verf. mit vielem Scharfsinn und vieler Unparteilichkeit. Dem Ernst der Beschäftigungen und der Gedanken wird natürlich das Wort geredet, der Abgrund der Frivolität und Coquetterie, an dessen Rand die Frauen so häufig wandeln, wird warnend und schonend gezeigt.

Die Pflichten der Mutter sind wol vereinbar mit großen Gedanken, aber sie werden unausführbar wenn frivole Gedanken die Seele beschäftigen. Beim Nähren ihres Kindes kann eine Mutter sehr wohl Platon lesen, Descartes studiren, ihre Stimmung wird dadurch heiter und rein bleiben, die Muttermilch dadurch ihrer nährenden und edlen Eigenschaften nicht beraubt. Aber wenn sie nur an den Putz denkt, sich schminkt, tanzt, die Nächte durchwacht, intriguirt, so erhitzt sich das Blut, ihre Säfte stocken, die Milch versagt, das Kind welkt dahin, die Mutter wird hassenswerth und lächerlich. Warum verfolgen die Männer unserer Tage so häufig die gelehrte Frau und dulden doch so gefällig die Coquette?

Es misfällt mir daß Frauen soviel weinen. Sie sind Opfer, sagen sie; durch was sind sie Opfer? Ihrer Unwissenheit, die sie blind macht, ihrer Trägheit, die sie der Langeweile preisgibt, ihrer Geistesschwäche, die sie gefangenhält, ihres Leichtsinns, welcher sie so vielen Demüthigungen um ihrer Eitelkeiten willen aussetzt, der Kleinlichkeit des Geistes, welche ihre Thätigkeit auf galante Intriguen und häuslichen Skandal beschränkt. Weint weniger, meine lieben Zeitgenossinnen! Die Tugend lebt nicht von Thränen. Gebt die Stellung und Geberde der Büßerinnen auf. Steht auf und wandelt; wandelt mit festem Schritt der Wahrheit entgegen.

Arbeitet, denkt, handelt, und bald wird euch die Zeit fehlen euch über eingebildete Uebel zu beklagen und vermeintliche Ungerechtigkeiten des Schicksals zu beweinen, welche nichts Anderes sind als die natürliche Folge eurer eigenen Unwissenheit.

Die Frauen welche sich in ihrer Häuslichkeit unglücklich fühlen verlangen die Trennung der Ehen; Die welche ihre Gatten lieben wollen daß die Ehen unauflösbar seien: Das ist die Logik der Frauen. Es ist eine Folge ihres lebhaften Gefühls und der Schwäche ihrer Urtheilskraft daß sie Alles auf das Einzelne beziehen. Sie mögen mir hierüber eine allgemeine Bemerkung erlauben. Vermöge ihrer natürlichen Unterwürfigkeit, ihrer beschränkten Erkenntnisse und ihres weichen Charakters würde die Leichtigkeit den Gatten zu wechseln für die Frau nur die Leichtigkeit den Herrn zu wechseln sein. Was würde sie damit gewinnen? Dem Wechsel ihrer Launen leichter zu genügen? Das ist nicht der Zweck des Daseins. Das Ziel eines freien Wesens ist: zu der höchsten Würde, zu der größten Vollkommenheit seiner Natur zu gelangen. Aber für die Frau würde dies Ziel eine vorhergehende Trennung bedingen, von der ich noch nicht überzeugt bin ob sie sie wünscht; es ist die Scheidung von ihrer Unwissenheit, ihrem Leichtsinn, ihren lasterhaften Leidenschaften. Durch diese Trennung, die nur von ihr selbst abhängig ist, würde sie in den Besitz einer Freiheit kommen welche die häusliche und bürgerliche Freiheit zuerst unterstützen, dann nothwendig machen wird. Ohne diese innere Trennung ist die andere ganz fruchtlos, denn das Loos der Frauen wird durch dieselbe nicht besser noch schlechter.

Was wesentlich dem Geist der Frauen mangelt ist die Folgerichtigkeit. So hat der Zufall soviel Macht über ihr Urtheil, wie so oft über ihre Tugend.

Man lernt ebenso gut denken wie man nähen lernt, ich wünschte daß man Dies in der Erziehung der Frauen berücksichtigte.

Die Männer wollen nicht daß Frauen gelehrt sind. Sie fürchten weniger geliebt zu werden, wie sie sagen; daß das Andenken Heloisens gegen sie zeuge.

Jede bestimmte That, jede Theilnahme an der Oeffentlichkeit wird den Frauen durch unsere Sitten untersagt, das Talent dient ihnen nur zu einer eitlen Aufregung, die Berühmtheit ist für sie eine öde Einsamkeit.

Die Liebe, und ich meine hiermit die edelste, geht nur zu oft durch zu wenig Stolz der Frau und zu wenig Zartgefühl des Mannes zugrunde. Die eine überschreitet das Maß der Hingebung und ermüdet, der andere verläßt die Grenze der sittlichen Foderungen und empört. Mehr Selbstbewußtsein und Würde der Frau, eine weniger verletzende Anwendung seiner Obergewalt beim Mann würden die schöne Eintracht aufrechterhalten und die Dauer eines Gefühls befestigen welches keineswegs so vergänglicher und oberflächlicher Natur ist als man bei uns zu glauben vorgibt.

Denken ist für die Mehrzahl der Frauen mehr ein glücklicher Zufall als immerwährende Thätigkeit. Sie haben im Reich der Ideen mehr glänzende Einfälle als wirkliche Eroberungen und standhaltende Ansiedelungen.

Die Frauen denken wenig nach. Sie begnügen sich die Ideen in der schwankendsten, unbestimmtesten Form zu sehen. Nichts begründet, Nichts befestigt sich in den goldenen Nebelbildern ihrer Phantasie. Es sind nur flüchtige Erscheinungen, zerfließende Gestalten und Umrisse, ebenso schnell aufgebaut als verschwunden. Man möchte sagen, sie haben kein Zutrauen zur Wahrheit der Dinge, und ihr Geist habe nur Verbindung mit jenen räthselhaften Gebilden des griechischen Dramen welche Aristophanes „die himmlischen Verschleierten", „die Gottheiten des Müßiggangs" nennt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir aus jeder einzelnen Abhandlung Quintessenzen geben, wir bit-

ten unsere Leser sich mit den Aphorismen zu begnügen welche wir hier und da anführen wollen, die Anwendung oder besser das Lesen des Ganzen ihnen vertrauensvoll überlassend.

Das Christenthum hat eine der traurigsten Scheidungen erfunden; es ist die des Körpers von der Seele im menschlichen Wesen.

Die Tugend, die Leidenschaft oder das Interesse regieren das Leben der Mehrzahl der Menschen. Darin stimmen Alle überein. Aber ein viertes Lebensprincip, so mächtig bei einigen zartorganisirten Geistern, wird nicht genug von den Sittenlehrern beachtet. Es ist die Liebe für das Schöne oder die Aesthetik.

Die Haupttugend wie zugleich die höchste Weisheit besteht darin; die Ereignisse von außen nur in ihrer Beziehung zu unserm innersten Sein wichtig werden zu lassen und ihren Einfluß nur zu gestatten wenn er Werth für unsere sittliche Entwickelung hat.

Unsere Reue richtet sich nicht nach dem Maß unserer Fehler, sondern nach dem der Tugenden welche uns noch bleiben.

Die bitterste Strafe unserer Fehler ist die daß sie uns fast immer zwingen sie von neuem zu begehen.

Die Sittenprediger sagen dem Menschen: erniedrige, vertilge, ersticke deinen Ehrgeiz. Ich sage: rechtfertige ihn.

Die Liebe, sagt ihr, ist ein flüchtiges Gefühl. Wie sehr ihr im Irrthum seid. Von allen Leidenschaften welche der Menschen Herzen bewegen bedarf keine einer stärkern und längern Dauer. Sie muß, um die Vollkommenheit welche allein die ganze Seele ausfüllen kann zu erreichen, tausend Proben durchmachen, die Vereinigung und die Trennung, Gesundheit und Krankheit, Wohlleben und die Armuth, die Gesellschaft und die Einsamkeit, das Vergehen selbst und die gegenseitige Verzeihung. Schließlich bedarf sie noch der Heiligung durch Fruchtbarkeit. Eine solche Leidenschaft erzeugt sich nicht in den kalten Regionen worin ihr lebt. Ihr schließt daraus daß sie nicht existirt, ich glaube nur: ihr existirt nicht.

Aus diesem letztern Satz spricht die Frau die viel geliebt und viel gelitten, aber auch viel gedacht hat.

Das Talent ordnet an, setzt zusammen, berechnet; es überlegt, jedoch hindert Das nicht daß es nicht kühn erfinde, gewisse Richtschnuren mit Erfolg vorzeichne. Es hat einen guten oder schlechten Geschmack; es ist herkömmlich oder originell je nach dem angenommenen Maßstab. Das Genie erfindet; es ist frei aus sich selbst. Es weiß Nichts vom guten oder schlechten Geschmack, noch richtet es sich nach dem Herkommen. Die Eingebungen des Genies sind erst im Geschmack der kommenden Geschlechter; von gutem Geschmack würde sein ihm gleich sein. Es bedarf der Kühnheit nicht, denn es ist über Regeln erhaben. Seine Regeln sind sich treuzubleiben. Man verlangt von ihm ungefähr wie von Gott ob sein Werk nicht allenfalls anders, aber nicht ob es besser sein könnte.

Wir würden zu weit gehen, wollten wir fortfahren Aphorismen anzuführen; wir überlassen das Ganze zu lesen Denen welche es nicht verschmähen Wahrheiten aus dem Munde einer Frau zu hören deren Wahrnehmung des Verstandes wie des Herzens gleich scharf und fein ist. Man kann nicht leicht einen größern Gegensatz finden als den zwischen Eugen Sue und Daniel Stern. Und doch berühren sich die Extreme da wo sie zugleich sich trennen: in der Tendenz des Socialismus. Man lese den Aufsatz „Du peuple" von Daniel Stern. Eine feste, ernste Absicht die Conflicte der Gesellschaft gegenüber dem Armen, dem Unterdrückten milde aufzulösen, durchdrungen von dem Mitleid oder nein — das Mitleid ist ein Kind des Hochmuths — der Liebe für Alle, durchglüht von der Begeisterung das Elend zu lindern, die Wohlthätigkeit zur Pflicht, nicht zu einer That der Herablassung zu machen, zeigt Daniel Stern das Volk in einem so liebenswürdigen Licht, weiß so fein die Grenze der Unsitte festzuhalten, hinter deren Cordon zu treten jede Frau sich scheuen wird, ist so überzeugt von den Treuherzigkeiten der nur durch die Reaction des Uebermuths hervorgebrachten Anstößigkeiten der untern Volksclassen daß jeder Demokrat mit freudiger Zustimmung den Aufsatz lesen muß. Aber Eugen Sue führt in die Höhlen des Lasters, zeigt das Elend in seiner Nacktheit, malt mit glühenden Farben das Verderben der Ausschweifung, führt die Reichen und Großen an die Stätten ihrer Verachtung und Beschämung; er verschmäht kein Mittel der Beredtsamkeit die Gefahr zu zeigen welche den Boden unterminirt auf dem wir tanzen, aber das Colorit überschwenglicher Glut und Sinnenübertäubung nimmt dem erschütternden Gemälde die Wahrheit und gibt ihm dafür eine verwirrende, phantastische Ueberreizung. Derselbe Drang die Wahrheit aufzudecken, schonungslos und ohne Rückhalt, ist in beiden Autoren; aber Daniel Stern hat eine so zarte, weiche Zurückhaltung im Urtheil, eine so ernste Durchführung der Tendenz, daß kein Mittel der Bestechung sichtbar ist und doch die Opposition sich gefangengeben müßte. Sie übertreibt und gibt seinen Gegnern sichere Mittel an die Hand ihn zu widerlegen.

Was den „Esquisses morales et politiques" sowol als noch mehr dem „Essai sur la liberté" von der einen Seite zum Vorwurf gemacht werden könnte, während es Andere weder auffallend noch unangenehm berühren wird, ist der Ausdruck der Weiblichkeit darin; eine Frau, eine ausgezeichnete zwar, aber umsomehr eine ganze, durch und durch weibliche Frau gibt ihre Beobachtungen, und nur das männliche Gewand des Namens könnte einen Augenblick verleiten das Weib zu verkennen. Ob die weiblichen Schriftsteller wohl daran thun die männliche Maske zu wählen? Das Publicum läßt sich nur auf kurze Zeit dadurch täuschen, und die Schwäche verräth sich durch die Maske auf eine oft lächerliche, hier aber nur betrübende Weise. Wenn ein so hochherziges Weib die männliche Hülle bedarf, um sich stark zu fühlen ihre Ansichten geltendzumachen wie Gräfin d'Agoult, dann kommt man in Versuchung alle starken Geister der Weiblichkeit unter den Schutz der männlichen Verkleidung flüchten zu wollen.

In politischen Briefen an bedeutende Geister ihrer Zeit: an Fanny Lewald, Proudhon, Lamennais, gibt die Verf. Abrisse der ewig denkwürdigen Tage des Februar, alle Hoffnungen, alle Begeisterungen, alle Erregungen der in Frankreich zumal so wunderbaren Tage legen ihren Ausdruck darin nieder; die Verf. will eine Republik wie Lamartine sie gewollt: mit der Schwärmerei der Dichterin sieht sie ihr Vaterland in der Doppelglorie der Freiheit, der bürgerlichen Ausgleichung. Sie hofft von Cavaignac, was Lamartine natürlich als Dichter nicht

erreichen konnte würde der edle, brave, unerschrockene Soldat möglichmachen. Erschöpft, zerdrückt, voll Beschämung sieht sie Ludwig Bonaparte an der Spitze der großen Nation; sie berichtet an Lamennais, an Fanny Lewald unter welchen Täuschungen ihr Herz blutet. Ist Vieles schwach und allzu schwärmerisch in diesen Briefen, edel, groß und wahr ist der Geist der sie schrieb.

Wir sehen mit Schrecken daß wir uns zu lange bei diesen Skizzen aufhielten, daß uns noch ein Roman und eine politische Abhandlung zu besprechen übrigbleibt. Wir haben bisjetzt den Geist der Verf. im Auge gehabt, wir können ihre Werke schneller vornehmen, da wir ihre Eigenthümlichkeit erfaßt haben. „Nelida" ist ein Roman wie ihn eine Frau unserer Zeit schreiben wird, der eigene oder nächstliegende Erfahrung die Leidenschaft nahebringt. Die Gegenwart gibt den Frauen allein die Mission der Leidenschaft in der Liebe, der Mann unserer Tage kennt auch Leidenschaften, die Politik, den Ehrgeiz, die Propaganda, das Spiel, die Eitelkeit; aber seine letzte Leidenschaft ist das Weib. Der Edle, der brave Mann unserer Tage reducirt seine Liebe für die Frau auf die Theilnahme für seine Familie; der Einzelne, der Don Juan unserer Tage kennt nur Pietät für seine Eitelkeit, Befriedigung seiner Oberflächlichkeit selbst im materiellen Genuß. In eines Weibes Herz kann noch immer die Liebe ihre Verwüstungen anrichten, da hat die Leidenschaft noch wie zu Sappho's Zeiten vollen Spielraum. Nelida ist ein sanftes, zartes Kind, Guermann ein wilder, kecker Knabe. Sie spielen zusammen, er fährt das widerstrebende Mädchen im schaukelnden Nachen, er verleitet sie zu Spielen deren Freiheit die Gouvernante nicht dulden würde; ins Schloß zurückgekehrt wird dem Sohn der armen Witwe das Spiel mit dem vornehmen Fräulein untersagt. Nelida kommt ins Kloster, die Priorin nimmt sie in ihren besondern Schutz, bietet ihr soviel Freundlichkeit als die Klosterregel gestattet: Nelida bleibt ernst, stolz, verschlossen, nur der armen, halb blödsinnigen Claudine nimmt sie sich einmal mitleidig an; diese hängt schwärmerisch an ihr, ohne sich weitere Liebe zu erwerben. Nelida bleibt vier Jahre im Kloster, der Tag ihrer Confirmation naht heran, sie fühlt eine herbe Traurigkeit das Kloster zu verlassen, sie will den Schleier nehmen; die Priorin willigt ein, nachdem sie eine lebhafte Schilderung des unaufrichtigen Klosterlebens gemacht hat; der Beichtiger aber weist sie zurück, sie tritt ein in die Welt. Schön, ernst, kalt wird die reiche Erbin in den Salons ausgezeichnet; nach einem Walzer, in welchem zum ersten mal das junge Blut lebhafter wallt, erklärt sich der fashionableste Elegant zu ihrem Anbeter, am Ende der Saison ist sie seine Braut. Guermann Regnier, der kleine Proletarier, ist ein großer Künstler geworden, seine Kunst offenbarte sich ihm durch seine Trennung, seine Anbetung für Nelida. Jetzt kommt er in das Hotel der Tante Nelida's, um dieselbe zur Patronesse seiner Bilder zu machen; diese nimmt den jungen Mann mit Freuden auf; Nelida und Guermann sehen sich täglich, Nelida's Herz ist unschuldig, aber ergriffen durch die Leidenschaft welche Guermann ihr weihte. Ein tägliches Sehen bringt eine natürliche Liebe zur Reife. Als ihr Verlobter Nelida seine Zurückkunft aus der Bretagne anzeigt, wo er sein väterliches Schloß zu ihrer Aufnahme instandsetzen ließ, fühlt sie auch ihre Liebe zu Guermann. Dieser hat in seinen Unterhaltungen mit Nelida das vollkommenste System des Socialismus entwickelt, ohne seinen Worten eine andere als allgemeine Bedeutung zu geben; nur am Tage dieses Briefs hat er seine Bewegung verrathen. Sie ist entschlossen sich ihm zu weihen, sie geht zu ihm: eine junge reizende Grisette öffnet ihr seine Wohnung, erklärt naiv sie sei des Künstlers Frau; Nelida geht, ein Arbeiter rettete sie vor dem Selbstmord. Nach einer schweren Krankheit wird sie vermählt. Sie hat nun die erste Erfahrung und die erste Stärke gewonnen; sie liebte ihren Gatten treu, innig. Diesen aber stört bald die bleiche ernste Frau, die ihm anderthalb Jahre treu aber still zur Seite lebt, er läßt die pariser Welt zum Sommer nach seiner Besitzung kommen: inmitten von Festen und Oberflächlichkeiten bleibt Nelida's Herz stumm und versucht fortzulieben. Eine junge Frau, mit der ihr Gatte vor seiner Heirath eine Liaison voll Leichtsinn und Frivolität gehabt, kommt als Nelida's Freundin an, eine schöne Italienerin folgt; Nelida fühlt zum ersten male Eifersucht, sie beschwört ihren Gatten die Einladung der Italienerin Elisa Zepponi nach Paris nicht anzunehmen. Dieser antwortet mit einem Brief daß er im Begriff ist nach Algier, nach Spanien zu reisen. Guermann Regnier kommt nach einem Jahr in die tiefe Einsamkeit Nelida's, ihr Stolz wird besiegt durch seine Reue, sie flieht mit ihm. Ein Liebeleben voll kurzer Berauschung beginnt, Guermann ist Künstler, aufwallend, leichtsinnig, eitel, ruhmdürstig. Er lebt mit Nelida in Genf, dann in Mailand, er besucht die Gesellschaft, sie lebt in tiefster Einsamkeit; er berauscht sich in der Eitelkeit, im Triumph seiner Erfolge, sie nährt ihren Geist mit ernster Lecture; ihre hohe Superiorität kränkt seine Eigenliebe, er gibt sie auf um Elisa Zepponi. Als er nach Jahren in einer kleinen deutschen Residenz gekränkt in seinem Ehrgeiz, gestört in seiner Laufbahn, von der Reue und der Kleinheit seines eigenen Geistes erdrückt, krank wird, tödtlich krank, eilte Nelida voll Selbstvergessen zu ihm, sieht ihre Nebenbuhlerin an seinem Lager, kennt aber nur Demuth und Liebe und pflegt sein bald verlöschtes Leben.

Die Geschichte ist sehr einfach; wenngleich Das was wir hier in kurzem Abriß geben nur flüchtigste Skizze ist und einzelne Episoden noch darin die Theilnahme erregen, so ist das Ganze eben nur die Fassung unter der sich die große Liebe und Hingebung der Frau, die Eitelkeit, der Kleinmuth, die Oberflächlichkeit des Mannes unserer Tage zeigt. In jedem kleinsten Zug scheint uns das Gemälde ein Bild der Zustände in Frankreich mit allen Frivolitäten die die dortigen Sitten mitsichbringen. Die Idee der Socialisten, die Nothwendigkeit einer Ausgleichung der Zustände, die Vereinbarung der schreienden Contraste,

das Leben wie es ist stellt sich ohne Wortschwalm, ohne übertäubende Ausschmückung dar. Wir finden den Roman nicht bedeutend, aber wahr und einfach, die treue Copie eines schmerzdurchwühlten Lebens. Man protestirte dagegen daß der Mann unserer Tage feige und kleinlich sei, wie ihn die Schriftstellerinnen zeigen; sollten alle Frauen die schreiben so grundsätzlich blind sein daß sie sich in einer Lüge vereinigten? Wir möchten Das bezweifeln und wünschten nur daß eine wahre und wahrhaftige That, die den ganzen Männermuth in den gestörten Verhältnissen unserer Zeiten bekundete, den Unglauben der Frauen glänzend rächen möchte.

Das dritte Buch der Verf.: „Essai sur la liberté", enthält die Quintessenz ihrer Meinungen, deren Abriß wir oben weitläufig aus den „Esquisses" zu geben versuchten. Die vollständigste Entwickelung des Socialismus in seinem Ideal, die Republik Platon's, die schöne Schwärmerei der edelsten Geister aller Zeiten haben die Verf. begeistert. Aber die Schule des Lebens ist nur die Vorbereitung für einst vollkommene Zustände oder nur die Prüfung, ob der menschliche Geist einer Vollkommenheit würdig ist, nach der zu streben allerdings seine Aufgabe bleibt. Wäre eine gesunde Freiheit in allen Menschen denkbar, wäre ein Zustand derjenigen Bildung welche jedem Individuum den richtigen Standpunkt anweist möglich, so würde das Menschengeschlecht glücklich, so würde es frei sein. Es ist schön und wünschenswerth daß sich die edlen Geister in diesem Ideal eine Wirklichkeit denken, ihr Wirken ist kräftiger, ihr Leben der Opferung minder trostlos als das des Zweiflers, der im Menschen nur die entwürdigte brutale Masse sieht, deren Zustand nie zu bessern ist; aber der Kritik bleibt Nichts übrig als zu beklagen daß dieses Ringen so fruchtlos, diese Träume so unausführbar sind. Das Ringen nach Wahrheit und Freiheit ist noch wie vor 2000 Jahren der ans Kreuz geschlagene Christus.

Bei manchen Paradoxen, wie die uns Deutschen immer komisch erscheinende Apotheose der Franzosen für Frankreich, müssen wir diesen Aufsatz unsern deutschen Lesern gegenüber mit der aufrichtigen Empfehlung der Bücher von Daniel Stern schließen und wünschen ihnen einen guten Uebersetzer. Die Ansichten die sich in diesen Büchern aussprechen sind einfach, wahr und voll edlem Enthusiasmus, keine Utopien Cabet's, keine Anarchie Proudhon's, keine Uebertreibungen, deren Auftreten immer entweder lächerlich oder unwürdig ist; ein wohlthuender, milder Geist der Humanität spricht sich darin aus. Obgleich die Verf. Aristokratin vom reinsten Wasser auch in ihren Meinungen ist — sie haßt die Bourgeoisie —, so ist ihr Sinn doch nicht befangen in der brutalen Anmaßung des Judenthums, welches die Demokratie leugnet, sie ist ein seltener Geist der gleich dem reinen Diamant alle Strahlen auffaßt um sie im geläuterten Reflex zurückzugeben. Solche Aristokraten voll Achtung und Ehrfurcht vor dem Volk sind Pairs von Gottes Gnaden. 15.

Bibliographie.

Das rothe Buch. Chronologische Uebersicht der Ereignisse des J. 1849. Jena, Luden. 32. 3 Ngr.

Buschbeck, E., und G. Steinacker, Verfassungsentwurf für die evangelische Kirche Oesterreichs nach den, im Gutachten der österreichischen Superintendenten und Vertrauensmänner enthaltenen Grundlinien, und mit Benützung der, vom Verfassungsausschusse der Wiener Versammlung gelieferten Materialien ausgearbeitet und erläutert. Nebst dem Schematismus der evangelischen Gemeinden Oesterreichs und einem Unionsentwurf. Triest. Gr. 8. 15 Ngr.

Cerri, C., Glühende Liebe. Deutsche Lieder eines Italieners. Wien, Gerold. 8. 24 Ngr.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von H. G. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. [10te Lieferung.] IX. Jahrhundert. 3ter Band. — A. u. d. T.: Der Mönch von Sanct Gallen über die Thaten Karls des Großen. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von W. Wattenbach. Berlin, Besser. 8. 6 Ngr.

Henschel, A. W. E. Th., Schlesiens wissenschaftliche Zustände im 14. Jahrhundert. Ein Beitrag insbesondere zur Geschichte der Medicin. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Höfken, G., Deutsche Auswanderung und Kolonisation mit Hinblick auf Ungarn. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr.

Kinkel, G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. 3te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 26 Ngr.

Liebetrut, F., Reise nach den Jonischen Inseln der nördlichen und der mittlern Gruppe, Korfu, Zante, Cephalonia und Ithaka. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Penseroso, Sämmtliche Romane und Novellen. 5ter bis 7ter Band. — A. u. d. T.: Die Hofdame und der Feind. Ein Roman. 2te Auflage. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Weber, B., Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. In eilf Büchern. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Affaire von Eckernförde vor dem dänischen Generalkriegsgericht. Nach der officiellen dänischen Departements-Tidende. Hamburg, Kittler. 4. 10 Ngr.

Das Brandunglück Krakau's. Ein Noth- und Hilferuf in die Nähe und Ferne. Mit einem Plan der Brandstätte. Krakau, Wildt. 12. 5 Ngr.

Gärtner, W., Was haben uns die versammelten Bischöfe gebracht? Ein freies, ehrliches Wort. 1stes Heft. Wien, Gerold. Gr. 8. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Ein Wächterruf. Predigt gehalten am 21. Juli 1850. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Noch ist Schleswig-Holstein nicht verloren! Zuruf an das Volk der Herzogthümer, des letzten Bollwerks deutscher Freiheit. Von keinem Russen. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 1½ Ngr.

Orth, E., Die rechte Hand des Herrn. Predigt gehalten zur Feier der wunderbaren Errettung Sr. Maj. des Königs aus Mörders Hand am Trinitatis-Sonntage, den 26. Mai 1850. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pichler, A., Aus den März- und Oktobertagen zu Wien 1848. Innsbruck, Wagner. Lex.-8. 7½ Ngr.

Welcker, C., Der Hochverrathsproceß des practischen Arztes Dr. Rud. Welcker, actenmäßig mitgetheilt durch dessen Vater. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 229. —— 24. September 1850.

Die spanische Literatur im Mittelalter.

Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus. Mit einer Vorrede von Joseph von Görres. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielemann. 1846. Gr. 8. 4 Thlr.

Die schwächsten Partien in Bouterwek's „Geschichte der spanischen Nationalliteratur", die lange Zeit und mit Recht für das beste Buch über diesen Gegenstand galt, und zum Theil noch gelten kann, sind die Geschichte der spanischen Literatur im Mittelalter, d. i. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, und die Geschichte des spanischen Dramas. Die letztere Lücke ist durch das speciell diesem Gegenstand gewidmete Werk des Hrn. von Schack glänzend ausgefüllt worden, wie ich in den unlängst in d. Bl. darüber erschienenen Artikeln gezeigt zu haben glaube.*) Fast gleichzeitig damit ist aber auch ein zur Ausfüllung der erstern speciell unternommenes, und wieder von einem Deutschen verfaßtes Werk erschienen — das vorliegende; und ich habe der Auffoderung der Redaction auch davon hier eine Anzeige zu geben umsomehr mit Vergnügen entsprochen, als ich auch daran rühmen kann daß es eine gewissenhafte, durchaus aus den Quellen geschöpfte und jedenfalls alle frühern übertreffende Arbeit ist. Denn trotz des neuen Materials das die spanische Uebersetzung von Bouterwek's Werk gebracht und wovon ich eine wissenschaftliche Verarbeitung in der Anzeige derselben in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" begonnen, aber zu vollenden verhindert wurde, trotz der bedeutenden Fortschritte welche die Kenntniß der mittelalterlichen Literatur überhaupt seitdem gemacht und wodurch natürlich auch die spanische erst ihre richtige Würdigung erhält, ist doch, mit Ausnahme von Rosenkranz' geistreicher Uebersicht in seiner allgemeinen Geschichte der Poesie, kaum Einer über Bouterwek's und Sismondi's Ansichten hinausgegangen**), und selbst die Spanier, wie die Uebersetzer von Sismondi's Werk („Historia de la literatura española traducida y completada", von José Lorenzo Figueroa und José Amador de los Rios, 2 Bde., Sevilla 1841—42) und der neueste Darsteller der spanischen Literatur, Gil de Zárate („Manual de literatura, segunda parte: Resumen historico de literatura española", 3 Bde., Madrid 1844), begnügten sich in Beziehung auf die mittelalterliche Periode den Fußstapfen ihrer Vorgänger zu folgen und höchstens ein paar berichtigende oder ergänzende Notizen hinzuzufügen. Hrn. Clarus gebührt daher in der That das Verdienst: mit Benutzung aller ihm zugänglichen Quellen und Vorarbeiten und mit Berücksichtigung des jetzt gewonnenen Standpunktes für die Beurtheilung des mittelalterlichen Lebens und Dichtens als der Erste die spanische Literatur selbständig dargestellt zu haben. Denn Hr. Clarus hat mit der wahrhaften Forschern eigenen Bescheidenheit sein Werk eine „Darstellung" und nicht eine Geschichte „der spanischen Literatur im Mittelalter" genannt, und es wäre unbillig einen andern Maßstab daran legen zu wollen als den von ihm ausdrücklich angegebenen. So gibt sein Werk eine Reihe von Darstellungen der vorzüglichsten Erscheinungen der spanischen Literatur im angegebenen Zeitraum, d. h. er sucht mit möglichster Objectivität die ihm bekanntgewordenen Werke dem Mitbetrachtenden selbst vor die Augen zu führen in Uebersetzungen und Auszügen, ja er läßt ihn seine Studien darüber gleichsam mitmachen, berücksichtigt bei ihrer Beurtheilung immer auch die seiner Vorgänger, und sucht diese so nebeneinander gereihten Bilder durch historische und biographische Erläuterungen noch verständlicher zu machen. Man kann daher Jedem dem die Originale nicht zugänglich sind diese mit niederländischem Fleiße und Treue gemachten Copien dringend empfehlen, vor Allem aber unsern Compilatoren und genialen Universalliteraturhistorikern die nicht Zeit haben in den Quellen zu forschen, und deren Werke durch solche verläßliche Vorarbeiten eine viel objectivere Grundlage bekämen als durch ihre aus dritter oder vierter Hand überkommenen, häufig misverstandenen und meist ganz willkürlich nach ihren Philosophemen umgemodelten Urtheile. Die eigenen Urtheile des Hrn. Clarus — die aber eben durch diese Art der Darstellung keinem fremden vorgreifen und daher jedenfalls die Objectivität nicht beeinträchtigen — dürften freilich den modernen Ansichten wenig zusagen; aber vielleicht trägt eben ihre Mit-

*) Vergl. diese Artikel in Nr. 299—302, 321—328 d. Bl. f. 1848, und Nr. 79—90 d. Bl. f. 1849. D. Red.

**) So z. B. Viardot, dessen „Studien (?)" ins Deutsche zu übersetzen es wahrscheinlich nicht der Mühe werth war, Puibusque, und unter uns Brinckmeier, über dessen „Abriß einer documentirten (?) Geschichte der spanischen Nationalliteratur, nebst einer vollständigen Quellenkunde (d. h. Nic. Antonio, Velazquez-Dieze und Bouterwek) von den frühesten Zeiten bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts", gänzlich zu schweigen noch das mildeste Urtheil ist.

telalterlichkeit mit bei der ganzen Darstellung eine, man könnte sagen epische Naivetät zu geben, und die Homogenität dieser breiten gothischen Rahmen mit den treuen Copien aus jener Zeit erhöht sogar noch ihren Eindruck, wenn sie auch Manchen ermüden sollte.

Indem daher dieses Buch mehr die Tendenz hat die spanische Nationalliteratur im Mittelalter so darzulegen wie sie war, als zu entwickeln wie und warum sie so geworden, so wird es auch Hauptaufgabe der Kritik sein die Referate des Verf. mit den Originalen in der Hand zu controliren und zu ergänzen, wenn er ein bedeutendes Werk übersehen hat, oder es ihm unzugänglich geblieben, oder erst seit Erscheinung seines Buchs bekanntgeworden ist. Da er jedoch in den historischen Einleitungen und selbst durch die Anordnung des Stoffs die eigentlich-historische, genetisch-pragmatische Behandlung angebahnt hat, so werde ich mir erlauben auch darüber hier und dort meine Ansichten und die Resultate meiner Studien mitzutheilen, um so zu einer erst zu schreibenden Geschichte der spanischen Nationalliteratur auch mein Scherflein beizutragen.

Jede Nationalliteratur ist das Product der beiden Hauptfactoren: des Nationalcharakters und des Zeitgeistes; ihr unmittelbares Organ und nächster Ausdruck ist das nationale Idiom. Auch unser Verf. hat daher eine Darstellung der historischen Genesis des spanischen Nationalcharakters unter den Einflüssen des allgemeinen Zeitgeistes im Mittelalter, und der „Bildung und Entwickelung der spanischen Sprache" in einer sehr ausführlichen, jedoch die Hauptmomente zu wenig prägnant heraushebenden „Einleitung" vorausgeschickt. Arndt's meisterhafte Charakteristik in seinem „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" hätte ihm in dieser Beziehung zum Muster dienen können, und eine sehr beachtenswerthe Vorarbeit hätte er an dem viel zu wenig gekannten Buche Flegler's: „Spanien und Deutschland" (Winterthur 1845), gefunden. Unter den Einflüssen des allgemeinen Zeitgeistes behandelt Hr. Clarus besonders ausführlich den der Chevalerie; er hat aber, wie mir scheint, dabei zwei wesentliche Momente übersehen, nämlich eine scharfe Trennung des echten Rittergeistes, der idealen Chevalerie (bis zum Ende des 13. Jahrhunderts), und seines spätern Revenant, des formellen aber innerlich hohlgewordenen Ritterspielens; und dann eine Unterscheidung des autonomen spanischen Heroen- und Ritterthums mit starker volksthümlicher, ja demokratischer Färbung, dessen specifischer Ausdruck der Cid der „Crónica rimada" und der alten echten Volksromanzen ist (selbst nicht mehr mit dem im „Poema" zu identificiren) *), von der mehr nach fremden französischen Mustern und Regeln sich bildenden, mehr feudal-monarchischen und kosmopolitischen Chevalerie, deren erste Spuren eben im Cid des „Poema", deren völligere Entwickelung in der Sage von Bernardo del Carpio, in den Ritterromanzen des karolingischen Sagenkreises und in den Rittergedichten überhaupt zu finden sind, während das noch spätere innerlich hohle Ritterspielen schon im „Amadis de Gaula" seinen literarischen Ausdruck und endlich im „Don Quijote" durch seine Gegensetzung einerseits zum idealen Ritterthum, andererseits zur gemeinen Wirklichkeit seine vernichtende Ironisirung erhalten hat.

In der Abhandlung über die „Bildung und Entwickelung der spanischen Sprache" hätte es genügt mit gänzlicher Uebergehung der veralteten und unhaltbar gewordenen Ansichten von Aldrete, Mayans u. A. nur die Hauptergebnisse von Diez' gründlichen und durchaus verläßlichen Forschungen übersichtlich zusammenzustellen. Jetzt wäre freilich noch das treffliche, ebenfalls aus selbständiger Forschung hervorgegangene Werk des leider zu früh verstorbenen August Fuchs: „Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen" (Halle 1849), mit zu berücksichtigen; auch wäre zu beiden Werken eine reiche Nachlese von Beispielen der Uebergangsformen in der Vergleichung der lateinischen und romanischen Fueros und Cartas pueblas zu halten, die nun durch die vor kurzem begonnene und viel Unedirtes enthaltende Sammlung derselben von Tomás Muñoz („Coleccion de fueros municipales y cartas pueblas de los reinos de Castilla, Leon, corona de Aragon y Navarra", Madrid 1847) ungemein erleichtert worden ist. Aber gegen eine Ausstellung muß ich Hrn. Clarus rechtfertigen, die ihm Fuchs (S. 65) gemacht hat, daß er nämlich seinem Gewährsmann Sarmiento folgend die asturische Mundart als eine von der castilischen verschiedene angeführt habe; es ist im Gegentheil die asturische Mundart von unsern Sprachforschern, selbst Fuchs und Diez nicht ausgenommen, viel zu wenig gekannt und berücksichtigt worden: denn sie ist allerdings bedeutend verschieden von der jetzigen castilischen, und gerade in ihr haben sich sehr alte Formen erhalten, wie man schon aus den kurzen Andeutungen über die „Poesía Bable" und der „Lengua Bable" (so heißt im Lande selbst die asturische Mundart) im Anhang zu Duran's „Discurso preliminar" (vor dem vierten Bande seiner Ausgabe der „Romanceros", S. XLI, Madrid 1832) ersehen kann, wo er unter Anderm davon sagt: „Háblase en el interior de Asturias la misma lengua que se habló en España en los siglos medios, y muchas frases y giros que se conservan en el Poema del Cid son familiares á los labriegos Asturianos." Auch ist diese Mundart sogar literarisch cultivirt worden, und es existirt eine eigene „Coleccion de poesías en dialecto asturiano: comprende las mas selectas de Don Antonio Gonzalez Reguera, Don Francisco Bernaldo de Quirós y Benavides, Don Antonio Balvidares, Don Bruno Fernandez y Doña Josefa Jovellanos, con ostras varias de auto-

*) Soeben erhalte ich Hrn. Dozy's „Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen âge", Bd. 1, Leyden 1849. Darin hat dieser rühmlich bekannte Orientalist und genaue Kenner der Geschichte und Literatur des spanischen Mittelalters nicht nur nach neu aufgefundenen arabischen Quellen mit scharfer Kritik eine alle seine Vorgänger übertreffende Geschichte des historischen Cid gegeben, sondern auch mit einer an Orientalisten seltenen Unbefangenheit und Vielseitigkeit die Genesis und Entwickelung des poetischen Charakters dieses Nationalhelden nachgewiesen.

res desconocidos" (Oviedo 1839). Vor dieser Sammlung befindet sich ein „Discurso preliminar sobre el dialecto asturiano", worin er der „padre del castillano" genannt wird. (Vergl. die Anzeige davon in der „Revista de Madrid", zweite Serie, III, 581 fg., Madrid 1840, von Pidal, der auch mehre Beispiele daraus mittheilt, und ebenfalls die Wichtigkeit dieser Mundart heraushebt, indem er z. B. davon sagt: „Un dialecto antiguo, quizá el *mas antiguo* de todos los de España, y ademas de antiguo, casi del todo desconocido etc.")

Auch Hr. Clarus ist der allgemein angenommenen und wohlbegründeten Eintheilung der spanischen Nationalliteratur im Mittelalter in zwei Hauptperioden gefolgt, und behandelt im ersten Theile die Periode „von den ältesten Zeiten bis auf König Johann II.", und im zweiten die „von den Zeiten König Johann's II. bis in die Zeiten Ferdinand's und Isabellens". Ebenso ist es nur zu billigen daß er seine Darstellung mit der Romanzenpoesie beginnt; denn es ist wesentlich die für ihr ganzes Schicksal so entscheidende volksthümliche Grundlage der spanischen Nationalliteratur hervorzuheben und dieses wichtige Moment gleich an die Spitze zu stellen. Freilich hat er sich erlaubt auch die spätere, selbst die über das Mittelalter hinausliegende Entwickelung der Romanzenpoesie gleich hier anzureihen, um ihre Darstellung in einem Gesammtbilde zu umfassen; was aber den Nachtheil hat daß weder die Motive und Modificationen dieser spätern Entwickelung noch die Wechselwirkung zwischen der Volks- und der Kunstpoesie und besonders die unmittelbare Einwirkung der erstern auf die Bildung des Nationaldramas gehörig hervorgehoben werden konnten. Ich übergehe aber hier diese Partie, da ich theils meine Ansichten von der Romanzenpoesie unlängst in einem ausführlichen Aufsatz in den wiener „Jahrbüchern der Literatur" mitgetheilt habe, theils sie zu ergänzen und berichtigen Gelegenheit finden werde, wenn — im Falle es der Redaction genehm ist — ich in d. Bl. von der mir soeben zugekommenen neuen Ausgabe von Duran's „Romancero" (Bd. 1, Madrid 1849) Bericht abstatte, von der ich vor der Hand nur soviel sagen will daß sie eigentlich als ein neues und als das vollständigste Werk über die Romanzenpoesie zu betrachten ist. Nur den einen Punkt in Hrn. Clarus' Darstellung muß ich herausheben, umsomehr herausheben als ihn der sonst sehr sachkundige und billige Recensent in den „Göttinger Anzeigen" (I, 644—645, 1847) deshalb fast lächerlich gemacht hat; daß er nämlich meiner Meinung nach ganz im Recht ist wenn er „die erste Gestaltung des Epischen in Spanien" — worunter man doch nur das volksthümlich Epische verstehen kann — in der Romanzenform, und nicht „in langen Erzählungen", d. h. eigentlichen Epen, als im Charakter- und in der Geschichte des Volks begründet annimmt. Ich glaube in meinem oben angeführten Aufsatze nicht nur diese Gründe entwickelt, sondern auch gezeigt zu haben daß eigentliche Volksepen, die dann natürlich wie überall auch „langathmig" und in Diesem entsprechenden Formen sich hätten gestalten müssen, bei den Spaniern gar nicht entstehen konnten. Wenn der Recensent dagegen das „Poema del Cid" anführt, so hat er übersehen daß dieses, zwar aus volksthümlichen Elementen bestehend, doch seiner Entstehung und Form nach durchaus der Kunstpoesie angehört und sogar nach dem Muster einer fremden Kunstpoesie gebildet ist; darum hat es nicht „dasselbe Schicksal mit den Romanzen vom Cid theilen müssen", ja darum hat die spanische Kunstpoesie — so sehr sie, ich wiederhole es nochmals, stets volksthümliche Elemente bewahrt hat und in dieser ersten Periode noch in keine scharfe Trennung von der Volkspoesie getreten ist — gleich von Anfang in fremde Formen sich geschmiegt, weil sie zu ihren „langathmigen Erzählungen", zu den Stoffen zu welchen sie durch den Geist der Zeit hingetrieben wurde keine adäquaten heimischen Formen fand.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

Reimsprüche aus Staat, Kirche, Schule von A. E. Fröhlich. Zürich, Schultheß. 1850. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zweihundertneunundneunzig Seiten Alexandriner mit männlicher Cäsur, ein hartes Stück Arbeit. Der Alexandriner ist der Philister unter den Versen, und Fröhlich hat wohlgethan ihn für seine Reimsprüche zu wählen, zumal Niemand wird leugnen wollen daß man ein ehrlicher, braver Mann, und doch ein Philister sein kann. Es verräth diese Wahl mehr Takt als die Bescheidenheit in der Wahlrechtfertigung, respective in den Motiven auf S. 19 zu sagen erlaubte, obgleich wir andererseits in den vorliegenden Alexandrinern den Beweis da-

*) Auch Hr. Dozy (S. 649 fg.) nimmt den so motivirten Mangel an eigentlichen langathmigen Epen in der ältesten castilischen Poesie an, und stimmt der so begründeten Gestaltung des Epischen bei den Spaniern in der Romanzenform bei; und doch kann er sich nicht genug wundern (S. 616) daß ich in den beiden längern Cid-Gedichten in Beziehung auf ihre formelle Bildung eine Nachahmung der französischen Chansons de geste gesehen habe, weil er eben zu beweisen sucht daß die ursprüngliche Form der Romanzen selbst diese epischen Langzeilen, anfangs von ganz unbestimmtem Maß und nur durch ihre Zweitheiligkeit sich charakterisirend, gewesen seien. Dagegen will ich hier — mir eine ausführlichere Widerlegung für einen andern Ort sparend — nur anführen daß mit dem Mangel der Sache auch die Existenzberechtigung und daher die Spontaneität der Form fällt, daß es gegen die Natur der eigentlichen, singbaren und gesungenen Volkslieder streitet, auch alle ihre anfängliche Unregelmäßigkeit und Freiheit des Rhythmus zugegeben, solch übermäßig lange Maße (von 16—20 Silben) anzunehmen, daß unter den genuinen spanischen Nationalformen selbst in der Kunstpoesie keine längern als die aus den Doppelredondillen hervorgegangenen versos de arte mayor (zwölfsilbige) nachzuweisen sind. Wenn daher, wie Hr. Dozy selbst zugibt (S. 640), die spanischen Cantares de gesta (worunter jedoch keineswegs Romanzen zu verstehen sind) der Sache und dem Namen nach von den Südfranzosen entlehnt sein mögen, warum findet er es verwunderlich wenn man ganz consequent auch die Form aus derselben Quelle ableitet, umsomehr als sie das Gepräge des Fremdartigen, der unbeholfenen Nachahmung, des unfertigen Ringens mit den widerstrebenden heimischen Elementen (vergl. meinen Aufsatz über die Romanzenpoesie a. a. O., CXVII, 94—95) so sichtbar ansichträgt? Um endlich einer solchen Autorität wie Hrn. Dozy eine gleichgewichtige entgegenzusetzen, will ich nur, als meiner Behauptung völlig zustimmend, Hrn. Duran's Urtheil über die „Crónica rimada del Cid" hersetzen („Rom. gen." I, 182): „Este poema ... debe presumirse obra de un juglar que con pretensiones de poeta artistico reduce á versos largos de *forma francesa*, los redondillos de la nuestra nacional."

für vermissen „— wie mit Strenge sich die Anmuth kann vereinen“. Freiligrath schrieb auch Alexandriner, aber wer hat denn die Sprache Freiligrath's? Wo der Verf. etwa einmal über die Kluft der Cäsur wegsetzt, ist sein Thier wahrhaftig nicht das „Flammenroß aus Alexandria“, sondern stets ein ehrlicher Klepper aus Flandern oder ein tragmüder Saumer von der Gotthardstraße. Es sind Gottsched'sche Alexandriner, hart und monoton, ohne Grazie, und trotz des Verf. Behauptung auch ohne Würde. Er dachte wahrscheinlich an Goethe's Spruch: „Das ist des Worts geheimes Walten mit schlichter Kraft des Reims vereint: daß wir das Schwere leicht behalten, und uns genehm das Herbe scheint“, als er „Reimsprüche“ schreiben wollte: dann hätte er aber auch Sprüche geben müssen. Es läßt sich der Alexandriner hergebrachterweise für Epigrammatisches verwenden, aber der Epigramme sind in unserm Buche wenige, und diese wenigen matt genug. Hier schließt sich Reimpaar an Reimpaar, häufig nicht durch den Sinn, ja nicht einmal durch die Construction getrennt, kurz: die Zahl der Sprüche ist sehr gering, und des Behaltenswerthen ist wenig geboten. Die Gesinnung ist brav aber hausbacken und ohne Feuer; ständen diese Reimsprüche in schlichter, einfach fließender Rede nebeneinander, so würden sie gewiß ein Publicum finden, in ihrer jetzigen Gestalt sind sie selbst für das juste-milieu, zu dem sich der Verf. mit der letzten „Strophe“ der Einleitung

> Und so beachtet er mit abgemess'nem Schritte (?),
> Was eigenthümlich ihm, das ist die rechte Mitte.

gezählt wissen will, kaum genießbar. Was soll man zu Versen sagen wie:

> Arminius, Eschenbach, Rothbart, Tell, Erwin, Dürer,
> Beethoven, Goethe, Bach, Radetzky, Humboldt — Führer
> Und Leuchter unsers Stamms, deß Ruhm ihr stets erneut,
> Euch und so viele nennt der Deutsche hocherfreut. (?)

Das ist eine ganze Nummer, die Nr. 4 der Einleitung, in welcher letztern außerdem noch „schön“ gesagt wird wie der deutsche Michel als Erzengel Michael gegen Jeden sich rüsten solle der „wider Gott sich brüstet“. Uns scheint als sei dieser Gedanke schon früher und edler ausgesprochen worden.

Das eigentliche Buch zerfällt in drei Abtheilungen: Staat, Kirche und Schule.

Unter der Rubrik „Staat“ stehen wunderliche Dinge nebeneinander: Deutschthum, 1848er Most, Attaquen auf die Redegesellschaft in der Paulskirche, die berühmte Spritzlederaffaire Herwegh's, worin hier der Mist eine Hauptrolle spielt, ferner Wahlintriguen, Pfafferei, und endlich seitenlange Lobpsalme auf Radetzky, die wunderlicherweise zugleich den Ruhm Deutschlands propagiren sollen. Wir erinnern uns an ein kurzes derbes Lied von Justinus Kerner das den alten Feldmarschall in anderer Weise feiert als Fröhlich zu thun beliebt. Die drei Strophen von Kerner sind mehr werth als hier die zwölf oder mehr Seiten. Weder Witz noch Spott, weder Begeisterung noch Ernst, Alles ist musterhaft trivial.

Unter der Rubrik „Kirche“ steht trotz aller Engherzigkeit Besseres: der Wüstensand enthält Goldkörner humaner Gesinnung. Wie der Verf. indeß mit der deutschen Philosophie umspringt, wie er den Hegel versteht, ist mitunter recht naiv, sodaß er in allem Ernste in seiner Entrüstung komisch wird. Auch Heine kommt merkwürdig weg, der Verf. sagt uns etwas ganz Nagelneues wenn er in Nr. 321 behauptet:

> Der euer Priester ist, der Heine stand im Chor,
> Da kam derselbe ihm gleich einem Stalle vor.

Und in Nr. 322:

> Ihr rühmt den frechen Witz des Gottesleugners Heine;
> Unsauber ist sein Geist, und fuhr d'rum in die Schweine.

Wir halten ehrlich gestanden diesen Reimspruch auch nicht für sauber. Ebenso geht es Strauß. Wir begreifen recht wohl daß dem Alexandrinerschmied Mancherlei an den Speculirenden und Nihilisten nicht behagt, es gefällt uns auch Vieles nicht an ihnen; aber schwer begreiflich bleibt es immer wie neben so „biederber“ halb bürgerlicher halb landsknechtlicher Gesinnung selbst spitzfindig philosophirende Kartenhäuschen angebaut werden konnten. Es herrscht eine sehr sonderbare Ideenverwirrung in dem ganzen Buche.

Die „Schule“ bringt eine Recapitulation der in den zwei frühern Abschnitten gegebenen Invectiven, d. h. eine Art Nutzanwendung derselben, zum Theil wirklich in Spruchform. Eleganz fehlt hier wie überall, jeder gute Gedanke wird wenn es irgend geht durch die Fassung todtgeschlagen. So geht es holperig fort bis an das Ende, das des Ganzen würdig ist. Nr. 444:

> Viel litt ich, sagen Zorn und Seufzer hier und Klagen,
> Doch auch daß nie am Sieg des Rechtes zu verzagen (!!).
>
> Und klingt hier oft mein Ton zu scharf (?) und wenig froh,
> Vom zu durchschlagenden (sic!) Rüstzeuge tönt er so.
>
> Er, nicht mein einziger (!). Wenn ich's zu seh'n noch hätte,
> Des Landes neues Heil besäng' ich in die Wette.

Finis coronat opus! pflegt man zu sagen; wenn Dies die Krone, was ist der Bau? 57.

Anekdote vom jetzigen türkischen Sultan.

Sie steht in einem ziemlich unterhaltenden Buche: „Picturesque sketches of Greece and Turkey, by *Aubrey de Vere*“ (2 Bde., London 1850), soll wahr sein und lautet folgendermaßen: „Beim Anfange der Regierung des jetzigen Sultans faßte der Ulema den Entschluß ihn womöglich von Durchführung der Reformen abzuhalten, welche, weil verstoßend gegen den religiösen Sinn und den angeborenen Stolz der Türken, diesen stets zuwider gewesen waren und allerdings auch in Folge neuerer Ereignisse nicht die vom Sultan Mahmud erwarteten guten Resultate geliefert hatten. Den Zweck zu erreichen wählten die Muftis das Mittel auf den religiösen Aberglauben des jungen Fürsten einzuwirken. Als er nun eines Tags seiner Gewohnheit gemäß am Grabe seines Vaters betete, vernahm er eine Stimme die aus der Tiefe dumpf die Worte wiederholte: «Ich brenne!» Bei seinem nächsten Gebete geschah Dasselbe. «Ich brenne!» rief es immerfort und Nichts weiter. Darauf fragte der Sultan den Obersten der Imams was dieses Wunder zu bedeuten habe, und erhielt zur Antwort: daß sein Vater zwar ein großer Mann, doch unglücklicherweise ein ebenso großer Reformator gewesen und daher wol zu fürchten sei daß er deshalb in der andern Welt eine schwere Strafe zu leiden habe. Der Sultan gebot erst seinem Schwager, dann Mehren seines Hofs an derselben Stelle zu beten, und jedesmal erklangen die nämlichen unheilkündenden Worte. Nun erklärte der Sultan daß er an einem bestimmten Tage sich in feierlichem Zuge zu seines Vaters Grabe begeben wolle, und erhob sich dahin mit glänzendem Gefolge, worunter die angesehensten Lehrer des mohammedanischen Gesetzes. Kaum daß er seine Andacht begonnen, erschallten die Worte: «Ich brenne», und Alle zitterten, nur der Sultan nicht. Von seinem Betteppiche aufstehend rief er seine Wachen und befahl ihnen das Pflaster fortzuräumen und das Grab zu öffnen. Vergebens widersetzten sich die Muftis, nannten es vergebens eine große Entweihung und warnten vor den fürchterlichen Folgen. Der Sultan beharrte. Das Pflaster wurde entfernt, der Grund aufgegraben, und in einer geschickt angelegten Höhle fand sich zwar kein brennender Sultan, aber ein Derwisch. Der junge Monarch sah ihn eine Zeitlang fest und schweigend an, und sagte dann ohne weitere Bemerkung oder den geringsten Ausdruck von Zorn: «Du brennst? So müssen wir dich im Bosporus abkühlen!» Binnen weniger Minuten stak der Derwisch in einem Sacke und lag der Sack im Bosporus, der Sultan aber ritt in seinen Palast zurück, gefolgt von seinem Hofstaat und seinen Ministern, die immerwährend riefen: «Maschallah. Allah ist groß; es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet!»“ 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 230. —— 25. September 1850.

Die spanische Literatur im Mittelalter.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

Es ist aber auch meines Erachtens in der Geschichte der spanischen Nationalliteratur noch von Keinem gehörig herausgehoben und noch weniger begründet worden: daß und warum die spanische Kunstpoesie gleich von Beginn in ihrer formellen Bildung fremden, französischen Mustern gefolgt ist, ja selbst in stofflicher Beziehung viel von jenseit der Pyrenäen herübergenommen und, wenn auch auf eigenthümliche Weise, verarbeitet hat. Daß sie Dies gethan, dafür zeugen vom „Poema del Cid" an fast alle kunstmäßigen Gedichte der Spanier; ich habe in dem erwähnten Aufsatz über die Romanzenpoesie den Einfluß der Chansons de geste auf die formelle Gestaltung des bekannten Cidgedichts und auf die in der von Hrn. Prof. Michel ebenda zum ersten mal herausgegebenen „Crónica rimada del Cid" erhaltenen Spuren eines andern ähnlichen Cidgedichts nachgewiesen; noch offener liegt dieser formelle Einfluß des Französischen zutage in allen spanischen Gedichten in Alexandrinern, die die Spanier selbst „versos franceses" genannt, die sie aber auch bei einiger Ausbildung ihrer nationalen Rhythmen mit den aus den versos redondillos hervorgegangenen versos de arte mayor vertauscht und die erstern auf immer aufgegeben haben. Nicht minder offenkundig ist die Bildung der spanischen vierzeiligen Alexandrinerstrophen nach denen der französischen Dits; ich will, blos auf die castilische Poesie mich beschränkend, gar nicht des ohnehin bekannten Einflusses der provençalischen auf die catalonische und galicische weiter erwähnen, noch der dadurch vermittelten, aber der zweiten Periode angehörigen Bildung der castilischen Hofpoesie nach dem Muster der Troubadourspoesie. Aber nicht blos in formeller, sondern auch in stofflicher Beziehung haben schon in der ersten Periode die castilischen Kunstdichter sich die französischen zu Mustern genommen; denn es ist mehr diesen als dem blossen Einfluß des allgemeinen Zeitgeistes zuzuschreiben daß sie, offenbar mit Benutzung französischer Gedichte, auch die Sagen von Alexander, vom Pfauengelübde (Votos del pavon), von Apollonius von Tyrus, von der Maria Aegyptiaca (in dieser sogar mit Nachbildung der kurzen Reimpaare) bearbeiteten; denn ich glaube schon in meiner Anzeige der spanischen Uebersetzung Bouterwek's nachgewiesen zu haben, wieviel der talentvollste der castilischen Dichter dieser Periode, der Erzpriester von Hita, Juan Ruiz, französischen Vorbildern auch stofflich entlehnt hat.*) Ja, daß und wie selbst in die castilische Volkspoesie französische Sagen, besonders die des karolingischen Kreises, Eingang fanden, habe ich in dem Aufsatz über die Romanzenpoesie gezeigt.

Wenn man nun nach den Ursachen dieses Einflusses fragt, so will ich hier nur andeuten daß kurz bevor die Entwickelungsperiode der castilischen Kunstpoesie eintrat, d. h. als die sprachliche Bildung den literarischen Ausdruck ermöglichte und die gesellige ihn hervorrief, d. i. im Laufe des 12. Jahrhunderts, gegen Ende des vorhergehenden Jahrhunderts eine solche Menge süd- und nordfranzösischer Ritter auf Alfons' VI. von Castilien Aufruf zur Eroberung Toledos nach Spanien kam und dann sich dort überall ansiedelte, daß Sprache, Schrift und Sitte bedeutend durch ihren Einfluß modificirt wurden. So waren in den meisten castilischen Städten eigene Frankenquartiere (barrio ó calle de Francos); in den fueros wird wie der Moros häufig auch der Francos besonders gedacht (z. B. in einer Urkunde von Toledo vom J. 1103 eines eigenen merino de illos Francos erwähnt); so wurde auf dem Concil von Leon 1091 beschlossen daß fürder in allen Schriften nicht mehr die gothischen, sondern die „französischen" (letra galicana) Buchstaben gebraucht werden sollten; so war selbst der damalige Erzbischof von Toledo, Bernardo, ein Franzose, und begünstigte auf alle Weise die Einführung französischer Sitte**);

*) Hr. Dozy, der nicht umhin kann den Einfluß der südfranzösischen Poesie auf die castilische zuzugeben (S. 640—641), leugnet doch den der nordfranzösischen gänzlich (qu'elle était entièrement inconnue en Castille, et même en Aragon). Aber die Poesien des Erzpriesters von Hita lassen kaum an einer unmittelbaren Bekanntschaft mit der nordfranzösischen Poesie zweifeln.

**) Vergl. Marina, „Ensayo historico sobre el origen y progresos de las lenguas señaladamente del romance castellano", im vierten Bande der „Memorias de la real Academia de la historia", S. 34—37; so sagt er von dem Einfluß der Franzosen und besonders des Erzbischofs Bernhard: „Todo se mudó y trastornó en España á influjo de los Franceses, señaladamente del arzobispo de Toledo Don Bernardo. Los sagrados y venerables cánones de la iglesia

so ist durch diese französischen Ritter erst die feudal-kosmopolitische Chevalerie in Spanien recht eingebürgert worden, und die französischen Jongleurs in ihrem Gefolge brachten wol der damals schon zu größern Epen verschmolzenen heimischen Sagen (Chansons de geste) so manche mit, die Clercs so manche geistliche und Rittergedichte. Ist es da zu verwundern daß auch die castilische Kunstpoesie, gerade in ihrem Entstehen, sich nach so naheliegenden Mustern bildete? Nun ist wol das Räthsel gelöst warum sie die zu solchen Stoffen noch nicht brauchbaren heimischen Formen der Volkspoesie überließ, und die ihr mit den Stoffen fertig angebotenen fremden nachzubilden suchte, was ihr freilich, eben der Heterogenität wegen, anfangs noch so schlecht gelang daß, wie in den Cidgedichten ein fortwährender Kampf der heimischen mit den fremden Formen durchbricht und häufig den nachgebildeten Rhythmus, die Zweitheiligkeit ausgenommen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Daß aber neben den ausländischen oder allgemein mittelalterlichen Stoffen auch vaterländische, wie der Cid und Fernan Gonzalez, von der Kunstpoesie zum Vorwurf gewählt wurden, beweist eben die Nachhaltigkeit des nationalen Elements und den fortwährenden Einfluß der Volkspoesie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende Juli 1850.

Wenn sich die berliner Presse im Mai und Juni auf einmal, wenigstens der Zahl der Productionen nach, so überaus ergiebig zeigte, so scheint, wie wir jetzt zu erkennen anfangen, diesem momentanen Aufschwung vielleicht kein anderer Umstand zugrundegelegen zu haben als die Absicht der Verleger sich der Concurrenz halber mit den neuern Unternehmungen so rasch und so früh wie möglich ans Licht zu drängen. Die Concurrenz ist ja die halbe Seele unserer modernen Thätigkeit: sie spornt zwar allerdings die Kräfte einerseits zur höchsten Leistung an, ist andererseits leider aber oft Nichts weiter als eine sehr traurige Nothwendigkeit: denn es heißt heutzutage mit Karl Beck:

> Du willst ja gern und mühevoll erwerben,
> Genießen willst du nicht, nur nicht verderben,
> Nicht leben, — nur am Leben sein!

Im Verlauf des Juli ist in der literarischen Welt hierorts eine förmliche Stagnation eingetreten; nur ein paar wenige Erscheinungen boten sich uns zur Ansicht dar.

Während so die Literatur feiert macht sich gegenwärtig auf artistischem Gebiet ein bedeutendes Ereigniß geltend: wir meinen die theatralischen Vorstellungen des Fräulein Rachel. Es wird darüber in allen Tagesblättern soviel geschrieben daß es uns unnütz erscheint uns hier auch unter die Referenten zu mischen. Der alte Lessing würde sich im Grabe umdrehen wenn er erführe daß in dem Lande aus dem er vor 83 Jahren das steifclassische Drama der Franzosen verjagte die alten Alexandriner wieder lebendig werden. Doch nein: wirklich lebendig werden sie nicht. Die Rachel bereitet uns nur ein halbantiquarisches Vergnügen, oder eigentlich gesagt, sie citirt nur Gespenster, die sich wenn die große Künstlerin weiterzieht ruhig wieder ins Grab legen. „Seit zwölf Jahren", sagt unser genialster Kritiker bei dieser Gelegenheit, „geht der Geist der Corneille'schen Tragödie um als Fräulein Rachel. Er spukt in den Ruinen der classischen Bühne, klirrend mit der Kette des Alexandriners... Auch die Bühne hat ihren «Juif errant». Die französisch-classische Tragödie ist dieses classische Gespenst, diese «ewige Jüdin»... Der Grund ist einfach: weil die frühern Darsteller dieser im großen Corneille zu einem dramatisch-nationalen Scheinleben sich verkörpernden Seneca-Tragik, weil sie ihr den Lebensgeist ihrer Zeit und Tageswirklichkeit, den Odem ihrer mit dieser Wirklichkeit verketteten und verwebten Individualität einhauchten; all die gefeierten Darsteller des antikisirend romantischen Nationaldramas, Alle, von Floridor bis Talma, von Baron's großer Schülerin Lecouvreur bis zu der Rachel berühmtester Vorgängerin, der Duchesnois." Das Spiel der Rachel ist viel bedeutender als die Worte denen sie ihr Genie leiht: die Künstlerin macht den Eindruck einer lebendiggewordenen Statue der alten Melpomene, welche die declamatorischen Phrasen des Dichters, das allgemeine Pathos, den „Kanzleistil" der Leidenschaft in echte Natur, in individuelles Leben, in einfache menschliche Größe und Wahrheit übersetzt.

Gehen wir zur Literatur über. Das neueste Werk welches die berliner Presse verließ knüpft sich theilweise an ein Buch an welches wir in unserm letzten Bericht in flüchtigen Umrissen vorführten, an Venedey's „Machiavelli, Montesquieu und Rousseau". Vor uns liegt: „Nicolo Machiavelli's politisches System zum ersten mal dargestellt, und biographisch, literarisch, historisch und kritisch begründet von Friedrich W. Ebeling."

Es erscheint uns durchaus nicht als eine bloße oberflächliche Zufälligkeit daß der große Florentiner gerade jetzt wieder mehrfach aus dem Grabe citirt wird. Fassen wir die politischen Ereignisse, Wendungen und Wandelungen der letzten Zeit ins Auge, so können wir versucht werden mannichfach an Machiavelli zu denken. Mehr als je spielt die Geschichte wieder einmal sehr bedenklich hinter den Coulissen, worüber nur Die sich täuschen die erst durch Erfahrung klugwerden, d. h. nach Hegel's launiger Aeußerung, die Dummen, die aber im Allgemeinen trotz alledem nicht klug werden, und sich immer wieder von neuem dupiren lassen. Schade nur daß unter diese — salva venia — Dummen auch manche sehr gelehrte Leute gehören, Leute welche z. B. über die Geschichte vergangener Zeiten sehr scharfsinnige und geistvolle Untersuchungen und Anschauungen zutageförderten, sich vortrefflich auf die Beurtheilung todter Verhältnisse und Charaktere verstehen, die aber nie zu begreifen scheinen daß sie es auch in der Gegenwart nicht mit Halbgöttern, mit ethischen Idealen, sondern mit Menschen, mit concreten, historischen Individuen, die da meist sind wie sie von jeher waren, mit dämonischen Mächten, die ebenso drohend, so gefährlich auftreten wie in den Tagen von ehedem, nur unter veränderter Form und Gestalt. Das Vertrauen ist eine sehr schöne Sache: in der Politik jedoch, und namentlich in Zeiten wo zwiespältige Interessen miteinander im Kampfe liegen, dürfte es keineswegs überall gut angewendet, keineswegs der richtige Standpunkt des Handelns sein. Das Vertrauen ist hier ein Resultat des Mangels an praktischer Menschen- und Weltkenntniß, ein Resultat der Ueberschätzung der Wirkungen und Folgen welche die erhöhte und allgemeiner gewordene Humanität erzeugt hat, ein Resultat der Vorstellung die Gegenwart nicht auch als concrete Geschichte und Geschichtsentwickelung anzusehen, sondern als eine abstracte, von persönlichem Egoismus, persönlicher Leidenschaft freie Uebung in der Dialektik und Disputirkunst, wo das Gute ja doch von Allen ins Auge gefaßt werde, und darum ganz nothwendig alsbald siegen müsse. Das Gute ist jedoch bei Vielen ein sehr relativer Begriff, und wer sich nicht gehörig zu hüten verstand, wer sich nicht stets

---

de España; su liturgia y antigua disciplina, la politica civil y eclesiástica, el órden en los oficios divinos todo mudó de semblante: todo se alteró, sin excluir el arte de escribir; porque el emperador (Alfons VII) á instancia de los Francos, mandó se adoptara en el reino la letra galicana ó francesa en lugar de la gótica, mudanza que imposibilitando á los Españoles la leccion de sus antiguos códices influyó mucho en la de la nueva lengua vulgar."

der vollen historischen Bedeutung des Moments bewußt war, wird zuletzt von der Gegenwart auf das unangenehmste überrascht, leider meist zu spät! Es ist die gefährlichste Schwäche nur mit halbem Bewußtsein in der Gegenwart zu stehen, immer in dem entweder auf allgemeiner Unklarheit oder auf Selbstüberschätzung beruhenden Gedanken oder Gefühle zu leben: „Das werden Jene doch nicht thun, Das kann uns doch nicht passiren!" überhaupt die Gegenwart und ihre Natur specifisch gleichsam für etwas ganz Anderes, für eine ganz andere Substanz zu halten und zu empfinden als die Vergangenheit.

Doch zurück zu Machiavelli. Jedermann weiß daß über Machiavelli schon unendlich viel geschrieben und geurtheilt wurde, daß man ihn vertheidigte und verdammte, und alles Mögliche über ihn sagte. Das vorliegende Werk behandelt in einem ersten Buche „Machiavelli's Tendenz", und im zweiten „Machiavelli's System". Zu diesem System gelangt der Verf. durch eine geordnete Zusammenstellung einer großen Anzahl politischer Aussprüche Machiavelli's, die er aus dem „Fürsten", der „Geschichte von Florenz", aus den „Discursen über die erste Dekade des Livius", den „Sieben Büchern über die Kriegskunst", und aus seinen „Briefen" entlehnte und untereinander in Uebereinstimmung zu bringen bemüht war. Im ersten Buche bringt Ebeling eine kurze biographische Skizze, theilt einige Briefe Machiavelli's mit, bespricht seine Werke, und bringt sodann eine Menge von feindlichen und freundlichen Urtheilen über ihn bei, namentlich rücksichtlich des Buchs vom „Fürsten". So sehr es auch des Verf. Absicht zu sein scheint, so erhalten wir durch sein Werk doch keine gründliche Erklärung der Persönlichkeit Machiavelli's und der Natur seines Systems. Hätte es der Verf. statt diese Menge von Urtheilen über den Florentiner anzuführen lieber unternommen (was er jedoch in der Vorrede ablehnt) auf den Charakter der Geschichte und Sitten damaliger Lage einen Blick zu werfen, so wären wir vielleicht mehr befriedigt worden, vielleicht zu bestimmtern und abgeschlossenern Resultaten gelangt. Wir konnten allseitige Gründlichkeit und eine umfassendere Behandlung des Gegenstandes umsomehr verlangen als derselbe schon so oft behandelt wurde, wenn auch nicht in Form einer runden Darstellung des Machiavelli'schen Systems, als ferner der Verf. dies System biographisch, literarisch, historisch und kritisch zu begründen beabsichtigte, und als er endlich am Anfange wie am Schlusse der Vorrede in etwas hochgehender Weise Großes vermuthen läßt. Wir können nicht umhin wenigstens den Schluß beispielsweise anzuführen. „Und da diese Schrift", heißt es S. VI, „schon vor ihrer Drucklegung sich der schmeichelhaften Anerkennung etlicher Koryphäen der Politik und Literatur zu erfreuen gehabt, so sieht, wenn mir die selbsteigene Satisfaction nicht genügen könnte (sic!), mit Ruhe der anderweitigen Kritik entgegen — F. W. Ebeling." Das ist nicht die Sprache des edeln, bescheidenen Selbstgefühls, sondern des Gelehrtendünkels, der immer nur einen lächerlichen Eindruck machen muß. Der Verf. wird bei reiferer Ueberlegung gewiß Nichts dawider haben wenn wir ihm diese Phrasen als Uebereilung anrechnen, umsomehr als wir ihm die Versicherung geben daß wir durch Derlei nicht irregemacht werden ohne Vorurtheil auch das Gute seines Buchs anzuerkennen. Es besteht dies hauptsächlich in der Gründlichkeit und Ausführlichkeit Dessen was er eben gerade gibt und heranzieht, wenn wir davon die Biographie ausnehmen; wir wiederholen jedoch daß er auch noch andere Momente des Stoffs beizubringen hatte um uns ein vollständiges und klares Bild des berühmten Mannes zu zeichnen. Was der Verf. von Machiavelli's Charakter hält als der Grundlage seiner ganzen Erscheinung und Thätigkeit, erfahren wir nirgend ganz bestimmt. Er bezeichnet Machiavelli ganz im Allgemeinen als Verstandesmenschen, und läßt (S. 15) das Wort „Princip des Handelns" fallen ohne näher darauf einzugehen. Es fehlt der Maßstab. Er verwirft und tadelt alle Die welche eigentlich das ethische Element Machiavelli's angegriffen haben, sodaß man glauben möchte er werde den Charakter vielleicht ethisch rechtfertigen. Nichtsdestoweniger heißt es (S. 103): „Sollen wir nun unsere eigene Ueberzeugung von der Absicht geben in welcher Machiavelli seinen «Fürsten» geschrieben, so könnten wir einfach sagen der zweite Theil dieser Arbeit gibt sie (?). Und es bedarf angesichts seiner praktisch-politischen und literarischen Wirksamkeit, mit Berücksichtigung seines originellen (wie so denn?) Charakters, keiner langen Auseinandersetzung; es bedarf Nichts als Machiavelli's eigener Angaben. Geleitet von dem Bestreben seine Armuth loszuwerden, aus einer drückenden Lage heraus und in seine eigentliche Sphäre wieder hineinzukommen mußte er die Zuneigung der Mediceer gewinnen. Und dazu schien ihm sein «Fürst» geeignet. Der Brief an Francesco Vettori vom 10. Dec. 1513 kann Dies bestätigen. Indem nun Machiavelli den Schatz seiner Staatsweisheit öffnete war er gezwungen, um auch die Mission seiner Arbeit ganz erfüllen zu können, den negativen Weg einzuschlagen, er mußte um sich selbst und der Allgemeinheit zu nützen das Wirkliche des damaligen Regierens systematisiren, und das Seinsollende, das Nothwendige so durchleuchten lassen daß Dies Jedermann, nur nicht (?) dem gekrönten Hochmuth und der fürstlichen Selbstverblendung (die schlauen Fürsten von damals?) und allen Denen die davon zehren ein Beispiel zur Warnung und zur Lehre werden könnte." Das mag theilweise eine vollkommen richtige Anschauung sein, erklärt uns jedoch den Charakter den der Verf. einen „originellen" nennt, nicht in seinem ganzen Umfange, und noch weniger rechtfertigt es ihn. Will Ebeling in Machiavelli auch kein directes ethisches Element herauskehren, woran er sehr wohl that, so hat er doch mindestens die Absicht, wie er selbst in der Einleitung sagt: „die wegen ihrer Ungerechtigkeit abscheuliche Verdammungssucht zu bannen, den Fluch sühnen zu helfen, Bann und Sühne aber objectiv zu rechtfertigen". Uns will es bedünken als liege in dem Worte „rechtfertigen" immer die Einschmuggelung eines gewissen ethischen Elements. Es heißt mindestens Machiavelli's Sache zur Sache der Gesinnung machen, und Dies scheint uns eine falsche Grundlage wenn man ihn irgend vertheidigen will. Nach unsern Moralbegriffen kann man ihn gar nicht „rechtfertigen", selbst wenn ihm das Buch vom „Fürsten" in der besten Absicht aus der Feder geflossen wäre: er hätte sich so mindestens eines sehr zweideutigen, vielleicht schlechten Mittels zum Zwecke bedient, hätte sich mindestens eines Jesuitismus schuldiggemacht, wozu noch der Hauptumstand kommt daß er, theilweise durch pecuniaire Misverhältnisse bedrängt, obwol Republikaner den Mediceern diente. Verzeihe man uns diese Ausführlichkeit: man wird vielfach das alte Tout comme chez nous hinter unsern Zeilen lesen können. Es fragt sich nur ob der Moralbegriff auf die Geschichte anzuwenden sei. Viele leugnen es. Man könnte zu den Argumenten dieser letztern noch die Meinung hinzufügen: der Moralbegriff scheine auch darum nicht auf die Beurtheilung der einzelnen Persönlichkeiten zu passen, weil selbst schlechte Absichten im Verlauf des großen Ganzen oft die heilsamsten Folgen geäußert haben, und umgekehrt. Indeß will selbst diese Ansicht, näher betrachtet, nicht recht Stich halten; sie gibt vor mit der gesammten, totalen Erscheinung abzurechnen, und bezieht sich doch eigentlich weit mehr auf das formelle als auf das substantielle Element. In der Beziehung des Menschen zum Menschen ist die Gesinnung die Grundlage, nicht die intellectuelle Beziehung. Die Geschichte ist wesentlich ein ethischer Proceß, mag sie nun die absolute Idee, die Vernunft, oder die Freiheit realisiren. Denn sie realisirt die Vernunft nur als ethische Praxis, und die Freiheit ebenso nur als Beziehung des Menschen zum Menschen, d. h. auf dem Gebiete der Gesinnung. Nach diesen Voraussetzungen, wiederholen wir hier bestimmter, ist Machiavelli nicht zu rechtfertigen, d. h. er ist namentlich in seiner Praxis kein ethisches Subject in unserm Sinne. Etwas Anderes ist es ihn entschuldigen. Es kommt nun blos darauf an seine Wesenheit, seinen Charakter zu erklären. Man verlangt nach solcher Erklärung umsomehr als

es sich der gewöhnlichen Anschauung nicht zusammenreimen will daß Jemand in vielen seiner Schriften, sowie in vielen seiner Handlungen edle, schöne und große Grundsätze ausspricht und bewährt, auf der andern Seite aber ein Buch schreibt wie den „Fürsten", oder als Republikaner um die Gunst eines Machthabers buhlt. Der scheinbare Widerspruch erklärt sich ganz einfach, wenn man nicht von der falschen Vorstellung ausgeht Machiavelli's Republikanismus sei bei ihm eigentliche Herzenssache gewesen. Seine geistige Bildung ließ ihn in Uebereinstimmung mit seinem sonstigen Charakter und infolge desselben, d. h. bei seiner vorwaltenden Subjectivitätsstärke, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in der Republik allerdings die möglichst vollkommene Regierungsform erblicken. Der Republikanismus wurzelte bei ihm im Kopfe, seine Wurzeln ragten nicht zugleich hinab ins Herz, und da so seine politische Anschauung nicht zugleich auch Herzens- und Gesinnungssache bei ihm war, so konnte er wenn es ein persönlicher oder anderweitiger Vortheil erheischte auch gelegentlich den Jesuiten spielen, den Mediceern dienen, sich durch den „Fürsten" ihre Gunst zu erwerben trachten. Aehnliche Leute wird Jeder, namentlich in der modernsten Jetztzeit, genug in seinem Gesichtskreis erblicken. Sitzt doch die politische Stimmung Mancher gar nur in der Galle. Die Principien jener Leute sind reine Verstandessache, Sache der intellectuellen Bildung; sie beruhen sozusagen nicht auf dem ethischen Pathos, auf dem innersten Lebens- und Sittentriebe; daher sind sie schwankend; womit jedoch keineswegs gesagt sein soll daß Naturen dieser Art irgend sonst Herz und Empfindung an sich abzusprechen seien: die aufrichtigen und eigentlichen Aeußerungen dieser letztern, innern Elemente bewegen sich bei ihnen vorzugsweise nur mehr im Kreise des unmittelbar Physischen. Sie können die zärtlichsten Gatten und Familienväter sein, können die schönsten Momente der Rührung und Erschütterung haben. Entwickelt sich unsere Zeit noch lange sowie jetzt auf dem Boden der Intrigue und diplomatischen Machination jeglicher Gattung fort, erstarkt kein wirklich gesunder socialer Gedanke der Art zur Macht daß er wieder die Herzen ergreift und fortreißt, so werden sich die Persönlichkeiten wie wir sie oben beschrieben bis ins Zahllose vermehren. Zahllos waren sie auch zur Zeit Machiavelli's in Italien, sie machen den allgemeinen Typus der Charaktere der damaligen Periode aus. Die geschichtliche Entwickelung hatte die Menschen in diese Form gedrängt: der Luxus, die Genußsucht, die Erschlaffung, die Zersplitterung des Landes, die Einmischung der fremden Mächte. Machiavelli ist durch und durch Politiker und Diplomat. Er meint es sicher ehrlich solange es geht; denn es waltet in einem Charakter wie er im mindesten nicht ein directer Trieb zum Bösen: seine Bildung hält ihn solange als möglich auf der Höhe des Humanismus. Ist es jedoch nicht mehr mit seinen Absichten vereinbar ehrlich und unumwunden zu handeln, so erscheinen ihm List und Jesuitismus willkommen. Sein Princip namentlich für seine Privatpraxis ist nicht das ἀγαθόν der Griechen, oder das Gute im christlichen oder im modernen Sinne, sondern die glückliche Durchführung der dem Verstande zweckmäßig scheinenden Pläne, ganz wie es im Geist der damaligen Zeit lag. Den Beweis liefert folgende Briefstelle über die Praxis der Menschen. „Wie die Natur den Menschen", schreibt Machiavelli an Piero Soderini, „ein verschiedenes Antlitz verliehen hat, so glaube ich hat sie ihm auch verschiedene geistige Fähigkeiten und unterschiedene Triebe gegeben. So kommt es daß sich eines Jeden Benehmen nach seinem Geist und seinen Gelüsten einrichtet, und weil nun auf der andern Seite die Zeiten verschieden sind und die Verhältnisse, so gelingt es dem Einen mit seinen Wünschen ad votum, und Der ist glücklich der die rechte Art trifft seine Laufbahn an die Bedürfnisse der Zeit anzuknüpfen, und Der im Gegentheil ist unglücklich dessen Handlungen und Bedürfnisse und Verhältnisse der Zeit entgegenlaufen... Und in Wahrheit, wer so einsichtig wäre daß er die Zeitverhältnisse und die Lage der Dinge durchschaute, und sich ihnen fügte, Dem würde das Glück immer beistehen, er würde allezeit vor Unglück behütet sein, und sehen daß es wahr ist daß der einsichtige Mann den Gestirnen und dem Schicksal gebietet u. s. w." Welches Kniebeugen vor der sich fügenden Einsicht, vor dem Glück!

(Der Beschluß folgt.)

Der Fluß Jordan und das Todte Meer.

Narrative of the United States' expedition to the river Jordan and the Dead Sea. By *W. F. Lynch*.

In einer Anzeige dieses im vorigen Jahr in London erschienenen Buchs heißt es: „Wie reich auch an geschichtlichen Erinnerungen die Ufer des Jordan, und wie geheimnißvoll in seinen physischen Zuständen der asphaltische See sein mögen, es fehlt noch Etwas zu einer genügenden Veranlassung einen Fluß der keine Mündung, und ein Meer zu untersuchen welches keinen Handel hat noch haben kann. Die fragliche Expedition schlug Lynch der Regierung der Vereinigten Staaten nach dem Falle von Vera-Cruz vor, als es für die Marine wenig zu thun gab, und sein Antrag fand günstiges Gehör. Ein Schiff wurde ausgerüstet ihn an die syrische Küste zu bringen; Boote wurden angeschafft, eins von Kupfer, und eins von galvanisirtem Eisen, die zu Land vom Mittelländischen Meere zum See von Galiläa befördert werden sollten; eine kräftige Mannschaft wurde ausgelesen und geübt, und in jeder Weise für Comfort und Sicherheit gesorgt. Handelte es sich daher auch nicht um ein nützliches Unternehmen, sparte man doch keine Kosten die Ausführung zu ermöglichen. Der Befehlshaber und Geschichtschreiber der Expedition stellt sich als kühner, unternehmender Seemann dar, ein wenig zu geneigt in dem langweiligsten aller Dinge, poetischer Sentimentalität, sich zu ergehen, sonst aber ein treuer Zeichner des Gesehenen und Empfundenen. Indessen dürfen wir bei dem Tadel daß seine Gefühle etwas zu stark mit Enthusiasmus überlegt sind nicht außer Ansatz lassen daß nur ein Enthusiast den Plan zu einer solchen Expedition entwerfen und sich anbieten konnte ihn auszuführen... Die vorgerückte Jahreszeit und der niedere Wasserstand verhinderten die Aufnahme des im Neuen Testamente so oft erwähnten Sees von Galiläa; doch vergewisserte man sich zweier Thatsachen, welche zugleich für die Genauigkeit der heiligen Scribenten sprechen: einmal daß infolge der die Schluchten herabsausenden Windstöße der See plötzlichen Stürmen ausgesetzt ist, und zweitens daß er einen Ueberfluß an vortrefflichen Fischen hat. Die Fahrt auf dem untern Jordan, einem Flusse voll Strömungen, Wasserstürzen, falschen Kanälen und zahllosen Felsen, war ebenso schwierig als gefahrdrohend. Ein von den Eingeborenen gekauftes Boot zerschellte in kurzer Frist. Was jedoch Holz vernichtete dem widerstand Kupfer und Eisen... Im Allgemeinen bedurfte es keiner Ruder die Boote vorwärts zu bringen. Die Strömung führte sie in der Stunde vier bis sechs Meilen weit. Aber die Krümmungen des Flusses waren so seltsam daß die Aufnahme einer Karte sich kaum als möglich erwies. Mit Begeisterung spricht der Verf. von der Scenerie die ihn auf der fast unbekannten Thalfahrt umgab... Nachdem er die Untersuchung des Todten Meers vollendet ließ er seine Boote zerlegen und nach Jerusalem schaffen, und begab sich bald darauf an die Quellen des Jordan... Die Hauptbefähigungen des Verf. zu seinem Unternehmen waren seine Begeisterung, sein Muth und seine Beharrlichkeit. In gelehrter und wissenschaftlicher Beziehung will was er weiß und geleistet nicht viel sagen. Die Hydrographie des Todten Meers hat er allerdings mit seemännischer Genauigkeit gezeichnet, dagegen die Geologie und Naturgeschichte des Beckens welches es ausfüllt sehr mangelhaft gegeben. Indessen ist auch Dies von Werth als die einzige vorhandene Beschreibung welche auf einige Vollständigkeit Anspruch hat." 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 231. —— 26. September 1850.

Die spanische Literatur im Mittelalter.

(Fortsetzung aus Nr. 230.)

So zeigt sich eben in dem ältesten erhaltenen Denkmal der castilischen Kunstpoesie, im „Poema del Cid", das natürlich auch Hr. Clarus an die Spitze seiner Darstellung derselben stellt, dieses Streben nationale Elemente mit der fremden französischen Form zu verschmelzen noch in seinem Gährungs- und Durchgangsproceß, und gerade dadurch, durch diese noch so sichtbaren Spuren eines noch nicht durchgemachten Processes, die es in ästhetischer Beziehung roh und unfertig erscheinen lassen, ist es in literarhistorischer, für die Geschichte der Genesis der castilischen Kunstpoesie so überaus wichtig: ein Moment welches meines Wissens noch nicht gebührend gewürdigt worden ist. Aber auch in der Auffassung und Behandlung des sonst so durchaus vaterländischen Stoffs zeigt sich darin schon einiger Einfluß des Fremden; denn, wie gesagt, der Charakter des Helden ist hier nicht mehr der reinvolksthümliche wie er in den alten echten Volksromanzen sich erhalten hat. In diesen erscheint er noch ganz als der Sohn seiner Werke (hijo de sus obras, in einigen sogar als Bastard, in andern als der Sohn eines Müllers, in den meisten als Abkömmling aus dem alten Richtergeschlechte des Lain Calvo und Nuñez Rasura, die der Sage nach an der Spitze der halb patriotischen, halb republikanischen Regierung von Castilien standen), dann durch seine Werke zum reichen Mann und mächtigen Herrn (Cid) geworden, als stolzer, auf seine Selbständigkeit pochender Rico hombre, der sich selbst vor seinem König nicht demüthigt, seinem Vater es verübelt daß er nach Hofe zieht um dem König die Hand zu küssen, aber stolz darauf ist den König auf seine Kosten zu unterstützen, wenn er ihm nur freien Willen läßt u. s. w.*) Diesen Charakter des Cid, des echten Repräsentanten der altcastilischen Ricohombría, hat selbst das andere neu aufgefundene, und schon deshalb höchst merkwürdige Cid-Gedicht, die von Prof. Michel zuerst herausgegebene „Crónica rimada" (im Anhang zu meinem Aufsatz über die Romanzenpoesie), noch treuer bewahrt als das ältere Poema, in dem der Nachdruck auf der Vasallentreue des Cid, auf seiner trotz aller Beleidigungen bewährten Anhänglichkeit an den König, und auf der ihm zum Lohne dafür werdenden Verbindung seines Geschlechts mit dem königlichen liegt, kurz: hier ist der Cid auch noch durchaus ein echter Spanier, aber schon im feudalritterlichen Costume, wie es eben unter Alfons VI. und VII. (eben dem „buen Emperador" des „Poema") durch die von Beiden begünstigten Franzosen auch in Castilien immer mehr eingebürgert ward.*)

---

*) Einer der schlagendsten Züge der Art ist der von der „Crónica del Cid" (Cap. 110) erzählte, wie der Cid dem König Alfons, der sich mit ihm versöhnt hat, seine Rückkehr nach Castilien nur unter der Bedingung zusagt daß er den Hidalgos ihre Privilegien, den Städten ihre Fueros zu erhalten und zu erweitern verspricht und keine Steuern auflegt, mit dem drohenden Zusatz, im Falle er sein Wort nicht halten sollte: „Si non, que se le podiese *alzar toda la tierra* por esto, fasta que gelo emendase." Dieser Zug, der dieser Chronik eigenthümlich ist, ist, wie Huber (in seiner Ausgabe derselben, S. 54) richtig bemerkt hat, wahrscheinlich der Volkssage und alten Volksromanzen entnommen und charakterisirt den Cid als wahren Volkshelden und Verfechter der nationalen Freiheiten.

*) Wenn der Rec. in den „Göttinger Anzeigen" (S. 646—647) mich tadelt daß ich aus der bekannten Schlußstelle des „Poema" gefolgert: daß es „wahrscheinlich" zur Feier der Hochzeit Sancho's III. von Castilien mit Blanca von Navarra, einer Urenkelin des Cid, verfaßt sei, so habe ich darauf Nichts zu erwidern als daß es eben nur eine plausible Conjectur war und ich es nicht für mehr gegeben, während er selbst zugibt daß jene Stelle wol auf diese Vermählung „anspiele", und, was die Hauptsache, dadurch zu demselben Resultat, der genauern Bestimmung der Abfassungszeit des „Poema" (1151) kommt. Ob übrigens seine Interpretation jener Stelle weniger gezwungen sei, lasse ich dahingestellt sein; wenigstens scheint mir die Erklärung des „los Reyes de España" durch „les Emperadores de España" um so gewagter, als das „Poema" selbst an einer andern Stelle auf das „Emperador" besondern Werth legt. Auch Hr. Dozy (S. 640 fg.) hält zwar meine Bemerkung für ganz richtig (très-juste) daß der Nachdruck des „Poema" auf der Vermählung der Töchter des Cid liege; verwirft aber ebenfalls meine Vermuthung daß es zur Vermählungsfeier Blanca's mit Sancho III. gedichtet worden sei, theils weil sich in dem angezogenen Verse das „Reyes de España" auch wol nur auf die Könige von Navarra und Aragon beziehen lasse, da auch im Gedichte selbst nur von den Infanten von Navarra und Aragon die Rede sei, theils weil der Dichter mit keiner Silbe jener Vermählung Blanca's gedacht habe, und daher, hätte er es bei dieser Gelegenheit abgefaßt, seine Absicht nicht besser hätte verbergen können (Bref, si le poète a eu réellement l'idée que M. Wolf lui prête, jamais idée ne s'est mieux cachée). Aber wenn ich auch, wie gesagt, auf diese als bloße Vermuthung gegebene Ansicht nicht allzu viel Gewicht lege, so muß ich doch gestehen daß mir die Gegenargumente des Hrn. Dozy nicht schlagend

Außer der „Crónica rimada" ist seit dem Erscheinen von Hrn. Clarus' Buch noch ein anderes Cid-Gedicht bekanntgemacht worden, das, obwol in lateinischer Sprache abgefaßt, doch auch in der Geschichte der castilischen Nationalliteratur berücksichtigt werden muß. Wir meinen das von dem um die mittellateinische Poesie so hochverdienten Hrn. Edélestand du Méril in seinen „Poésies populaires latines du moyen âge" (S. 284 fg., Paris 1847) bekanntgemachte Fragment eines lateinischen Gedichts vom Cid, das er in einer Handschrift des 13. Jahrhunderts auf der pariser Nationalbibliothek auffand, welche Handschrift aber wahrscheinlich aus dem Kloster von Santa-Maria de Ripoll in Catalonien stammt. Das Gedicht dürfte vielleicht noch um ein Jahrhundert älter und bald nach Cid's Tod verfaßt sein. Es ist in sapphisch-adonischen einreimigen Strophen verfaßt und hat auch als historisches Zeugniß nicht unbedeutenden Werth; jedenfalls ist es ein Beweis mehr daß der Cid schon sehr frühzeitig Gegenstand der Poesie ward, daß seine Thaten schon damals im Munde des Volks lebten; so ruft der Dichter gleich im Eingang seinen Zuhörern zu:

Eia! laetando, populi Catervae,
Campi-Doctoris hoc carmen audite!
Magis qui ejus freti estis ope,
Cuncti venite!

Und in einer andern Strophe sagt er vom Cid, nachdem er dessen Sieg bei Capra oder Caprea über den „Comes Garsia" (wahrscheinlich García Ordoñez, Grafen von Nájera) erzählt hatte:

Unde per cunctas Hispaniae partes
Celebre nomen ejus inter omnes
Reges habetur, pariter timentes,
Munus solventes.

Hr. Clarus bespricht gleich nach dem „Poema del Cid" auch die Prosachroniken die speciell von dessen Thaten handeln. Da aber seitdem Meister wie Huber in seiner trefflichen Ausgabe der „Crónica del famoso Cavallero Cid Ruy diez Campeador" (Marburg 1844), und Dozy (S. 406 fg.) *) davon ausführlich und erschöpfend gehandelt, so wäre jedes Wort darüber vom Ueberfluß.

Zwischen das „Poema del Cid" und die Gedichte Berceo's schaltet unser Verf. die Gedichte von Fernan Gonzalez, von Apollonius von Tyrus, von der Maria Aegyptiaca und von der Anbetung der Heiligen drei Könige ein, die er also sämmtlich für älter zu halten scheint als Berceo's Gedichte, womit ich jedoch keineswegs übereinstimmen kann und sie vielmehr für spätere, höchstens eins oder das andere für damit gleichzeitige Producte halte. Ich hätte daher die beiden geistlichen Legenden den Werken Berceo's angereiht, mit welchen sie die Anfänge der christlichen Epik in Spanien darstellen; das Gedicht von Apollonius aber mit dem von Alexander dem Großen zusammengestellt als die Repräsentanten der „romantisch-ritterlichen Epik", und zum Schlusse der kunstmäßig epischen Versuche dieser Periode das Gedicht von Fernan Gonzalez besprochen, als Nachklang der vaterländisch-historischen Epik mit volksthümlich sagenhafter Grundlage, aber schon im Tone der Reimchroniken und als Vorläufer der auch in der Form prosaischen Chroniken.

Doch wir wollen der Anordnung des Verf. folgen und daher das letzte Gedicht, die „Historia del conde Fernan Gonzalez" — wie es in der Handschrift nicht mit Unrecht überschrieben ist — zuerst besprechen. Ich hatte in der Anzeige der spanischen Uebersetzung Bouterwek's (a. a. O., LIX, 33) davon gesagt: „daß es, der Sprache nach zu urtheilen, noch vor dem «Libro de

scheinen. Denn der bestimmte Artikel in dem „Hoy *los* reyes de España" scheint doch wol zu fodern daß man wenigstens die vorzüglichsten Könige von Spanien darunter verstehen müsse (sonst hätte der Dichter nur gesagt: „Hoy reyes de España"), und dann gewiß auch den „natürlichen Herrn" (rey natural) des Dichters selbst, den König von Castilien. Und wenn der Dichter der Vermählung, bei deren Feier er gesungen, nicht ausdrücklich erwähnt, so mag es geschehen sein, weil er eben bei dieser Feier sein Gedicht vorgetragen, wo also die Veranlassung dazu ohnehin allbekannt war, oder er kann ja deren in dem verlorengegangenen Eingang erwähnt haben? Hr. Dozy hat aber diese Vermuthung hauptsächlich deshalb verworfen, weil er die jetzt fast von allen Kritikern gebilligte Behauptung, zu deren Unterstützung sie dient, selbst angreift, nämlich daß das „Poema del Cid" in der Mitte oder zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts abgefaßt sei; er hält es vielmehr erst zu Anfang des 13. (etwa um 1207) nicht nur niedergeschrieben, sondern auch abgefaßt. Sein Hauptgrund — denn ein aus einem im Gedicht erwähnten Costume hergenommenes Argument scheint ihm selbst nicht entscheidend, da es nicht erwiesen daß dieses Costume erst im 13. Jahrhundert aufgekommen ist — für diese Behauptung ist aber eben nur die im Verhältniß zu den Urkunden des 12. Jahrhunderts zu ausgebildete Sprache des „Poema". Abgesehen davon daß die Sprache allein, vorzüglich bei so wenigen und so heterogenen Denkmälern zur Vergleichung, immer ein sehr unsicheres Kriterium ist, abgesehen davon daß alle spanischen Kritiker keinen Anstand nehmen auch der Sprache nach das „Poema" der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zuzuschreiben (so auch Duran wiederholt in der neuen Ausgabe seines „Romancero"), so wird die obenerwähnte jetzt herauskommende Sammlung von fueros und cartas pueblas des Tomas Muñoz Hrn. Dozy wahrscheinlich vielfach Gelegenheit geben sein Urtheil auch in dieser Beziehung bedeutend zu modificiren. Treffend und sehr dankenswerth sind dagegen seine scharfsinnigen und gelehrten Bemerkungen über die „Crónica rimada" (S. 622—637, 661—671, 681—687), wobei ich mir nur das Bedenken erlaube daß der Schluß auf das höhere Alter derselben (er hält sie zu Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts abgefaßt) aus dem Umstande, weil darin der Versbau noch viel roher als im „Poema" sei (S. 648—649), doch nicht ganz richtig sein dürfte; denn das „Poema" hat sich als solches erhalten, während die „Crónica rimada" uns nur, freilich noch sehr erkennbare Spuren eines ähnlichen Gedichts, aber offenbar schon mit Vermischung des Rhythmus und untermischt mit Stellen in purer Prosa, überliefert hat, wie sich ungefähr in der „Crónica general" und der „particular del Cid" auch noch stellenweise Spuren vom „Poema" erkennen lassen.

*) Er sagt davon (S. 466): „Je résumerai en peu de mots le résultat de mon examen de cette chronique. Je dirai donc que ce n'est rien autre chose que la partie correspondante de la Crónica general, retouchée et refondue arbitrairement par quelque ignorant du XVe, ou tout au plus de la fin du XIVe siècle, probablement par un moine de Saint-Pierre de Cardègne, puis retouchée et refondue aussi arbitrairement, au commencement du XVIe, par l'éditeur Juan de Velorade." Was er dann sehr scharfsinnig zu beweisen sucht.

Palacio» des Ayala, ganz unbezweifelt aber spätestens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts abgefaßt sei". Es so spät anzusetzen bestimmten mich die Handschrift in der es sich findet, die lauter Gedichte aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts enthält, und außer diesem freilich nicht zureichenden blos äußern Grunde die innern, die Form (es ist in schon ausgebildeten vierzeiligen Alexandrinerstrophen) und der Ton des Gedichts, der wie gesagt ein schon ganz chronikartiger ist. Hrn. Clarus aber scheint diese Ansicht nicht hinlänglich begründet, und er schließt sich Sarmiento's Urtheil an, der dies Gedicht am Ende des 12. Jahrhunderts abgefaßt glaubt. Daß dies Urtheil noch weniger begründet ist und daß das Gedicht jedenfalls nach denen Berceo's abgefaßt wurde, beweist schon die Eingangsstrophe desselben, die eine fast wörtliche Nachahmung von der Berceo's zu seiner „Vida de Sto.-Domingo de Silos" ist (vergl. meine Anzeige, a. a. O., S. 35); denn es ist doch wol wahrscheinlicher daß ein durch sonst Nichts bekannter Verfasser einer Reimchronik den zu seiner Zeit berühmten Berceo nachgeahmt als daß der umgekehrte Fall stattgefunden habe. Ja gerade die Sprache — ein sehr unsicheres Fundament, worauf doch allein Sarmiento's Urtheil beruht — bestimmt den neuesten Beurtheiler dieses Gedichts, Hrn. José de la Revilla (in der „Revista de Madrid", dritte Serie, IV, 233 fg., Madrid 1842, wo sich auch ein Auszug und einige unedirte Stellen aus dem Gedichte befinden), es nach Berceo anzusetzen, indem er davon sagt:

Yo, segun mi pobre opinion, me atreveria á decir, cotejado *el lenguage* de ambos poetas, que *sin duda* es (der Verf. des fraglichen Gedichts) *posterior* y aun en algunas cosas leves *imitador* de Berceo. Y sospecho que es posterior principalmente por varias alteraciones en las palabras, con particularidad en los pronombres personales que denotan mayor cercania al estado que tienen en el uso actual.

Dasselbe Urtheil fällt auch Zárate (a. a. O., S. 29). Ich glaube daher daß man dessen Abfassung höchstens in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts setzen darf. Uebrigens wird sich ein bestimmteres Urtheil bilden lassen, wenn es, wie zu hoffen, bald ganz in der „Biblioteca de autores españoles" erscheinen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 220.)

Man muß einem Manne wie Machiavelli nicht eine pure Einfachheit in den Motiven unterlegen, d. h. sein specielles Handeln nicht so abstract aus einem einzigen Motiv herleiten und sich darüber herumstreiten. Unserer Ansicht nach hatte er vielleicht eine ganze Menge Gründe die ihn zu seinem Werke „Il principe" veranlaßten. Das wirkliche concrete Leben ist ein Complex der verschiedenartigsten Einflüsse, Anregungen und Absichten, kurz ein Mannichfaltiges in jeder Hinsicht. Einerseits, wenn wir hierauf auch gar nicht das Hauptgewicht legen wollen, mochten ihn Gründe persönlicher Art bestimmen; er wollte seine äußere Stellung sichern und sich den Mediceern empfehlen, da es ihm wahrscheinlich mit der Republik vorbei zu sein schien. Er schreibt am 10. Dec. 1513 an Francesco Vettori: „Ist der Abend gekommen, so kehre ich heim und gehe auf mein Schreibzimmer ..., also würdig angethan bringe ich in die uralte Freistätte der großen Mauern der Vergangenheit ... Ganz versenke ich mich in jene ... Und wie Dante sagt daß Der nicht weise ist der das Erkannte nicht bewahrt, so habe ich Alles aufgezeichnet was ich in ihrer Unterhaltung gewonnen habe, und ein Werkchen de principatibus ausgearbeitet, wo ich mich so tief als möglich in den Gedanken dieses Gegenstandes hineinbegebe, und untersuche was eine fürstliche Herrschaft sei, wieviel Gattungen es davon gibt, wie sie erworben, wie sie behauptet werden, und wodurch sie verlorengehen; und wenn Euch je einer meiner absonderlichen Gedanken zugesagt hat, so werden Euch diese nicht misfallen. Sie dürften einem Fürsten, zumal einem neuen Fürsten conveniren; deshalb will ich mein Werk Sr. Magnificenz dem Julian zueignen ... Wenn ich es ihm aber gebe (das Werk nämlich), komme ich in die Nothwendigkeit mich auf alle Weise zu beeilen; denn ich gehe zugrunde, und kann es nicht lange so treiben ohne durch meine Armuth verächtlich zu werden. Dann aber möchte ich wol wünschen daß diese Herren Medici mir zu thun geben möchten ... An meiner Treue braucht man nicht zu zweifeln, denn ich habe sie bis diesen Tag auf das peinlichste beobachtet u. s. w." Die Treue hat Machiavelli allerdings beobachtet, aber nicht in Bezug auf sein specielles politisches Glaubensbekenntniß, sondern nur hinsichtlich seines Vaterlandes, Florenz, im Allgemeinen. Uebrigens wurde sein Uebergang zu den Mediceern insofern erleichtert als er vom Hause aus dem Adel angehörte. Wie vorsichtig er dabei ist sich die erhoffte Gnade nicht zu verscherzen, bemerken wir nebensächlich, ersieht man aus demselben Briefe, da er unter Anderm auch darin einen Grund findet zur Zeit nicht nach Rom zu gehen weil sich die Soderini dort aufhielten, und er wenn er ankäme sie aufsuchen und sprechen müßte, was namentlich den Mediceern nicht erwünscht sein konnte, die Soderini nämlich die in den demokratischen Tagen von Florenz, d. h. vor 1513, zu seinen Freunden gehörten.

Die Mediceer schienen Machiavelli momentan vielleicht das beste Werkzeug noch für sein Vaterland Florenz zu wirken. Vergessen wir hierbei aber nie daß diese Absicht bei ihm vom Humanismus der intellectuellen Bildung, dem gewiß auch ein hoher Grad von persönlichem Ehrgeiz beigemischt war, nicht von dem ethischen Herzensbedürfniß herdatirt. Es lebte in ihm das Pathos der Intelligenz, welches namentlich dem alten Beispiele Roms und dem Patriotismus seiner Bürger hohe Bewunderung zollte. Ebeling sagt bei Widerlegung seiner Ansicht von Rehberg (S. 101): „Nie sehen wir ihn sich ungetreu werden, und wo es scheint daß er sich einer ihm entgegengesetzten Partei ergeben, da geschah es nur insoweit daß er infolge seiner tiefen Einsichten in die Staatskunst diese andere Partei als Mittel zu dem Zweck benutzte, weil mit jenem nach der augenblicklichen Lage der Verhältnisse der Zweck ihm am erreichbarsten einleuchtete." Der zweite Theil des Satzes ist richtig; der erste wäre es auch wenn wir annehmen dürften der Verf. habe gemeint Machiavelli wäre nie der berechnenden und schlauen Klugheit, seinem Verstandesprincip, untreugeworden. Wenn es der Verf. jedoch, wie hier in Bezug auf das dieser Stelle Vorangehende geschieht, in einer ethischen Beziehung versteht, so gibt er eine schiefe, widersinnige Behauptung, da man unter „treubleiben" im ethischen Sinne nichts Anderes versteht als eben die bestimmte Fahne seiner Partei nie zu verlassen, nie seine Gesinnung dem Mittel zum Opfer zu bringen. Daß Ebeling „sich treubleiben" sagt, ändert nach dem hier stattfindenden Zusammenhange des Ganzen die Sache keineswegs. In den größten Irrthum würde auch Der verfallen welcher Machiavelli irgend zu einem Demokraten im modernen Sinne machen wollte. Ein anderes Motiv für die Abfassung des „Fürsten" kann ferner darin gelegen haben daß es Machiavelli rathsam schien Italien zu seinem Heile zunächst unter Einem Haupte zu vereinen, daß er also sein Buch gleichsam zu einer Hodegetik für diesen Zweck habe machen wollen

um sodann die Fremdherrschaft abzuwerfen. Für letztere Absicht spricht der Schluß des Werks, die emphatische Anrede an Lorenzo de' Medici; obwol dieser Schluß sonst mehr in einem äußerlichen als innerlich nothwendigen Zusammenhange mit dem Vorhergehenden steht.

Daß Machiavelli den Fürsten schlimme Rathschläge gegeben, können wir ihm an sich keineswegs zum Verbrechen anrechnen; denn indem diese Rathschläge durch Publication des Werks der Oeffentlichkeit anheimfielen, wurden sie ja ebenso gut dem Volke bekannt, und es liegt sehr nahe daß ein so gewandter und scharfsinniger Kopf sich dieses doppelten Zwecks, unter denen vielleicht sogar auf letzterm der stärkere Accent liegt, vollkommen bewußt gewesen sei, wenn wir auch nicht direct behaupten wollen er habe den „Fürsten" in dieser Art geschrieben um dem Volke auch das etwanige Gute was ein Fürst vollbringt zu verdächtigen, als sei es nur in kluger, egoistischer Absichtlichkeit gethan worden. Jenen doppelten Zweck spricht er selber aus in seinen Werken: „Ich habe den Fürsten gelehrt Tyrannen zu sein, aber ich habe auch dem Volke gelehrt die Tyrannen auszurotten." Machiavelli zeigt sich hier sozusagen als einen förmlichen Jesuiten der Freiheit.

Was wir bisher als Motive Machiavelli's bei Abfassung des „Fürsten" anführten sind mögliche Absichten rücksichtlich der Wirkung des Buchs. Wer außerdem die Natur des schriftstellernden Individuums im Allgemeinen kennt, wird wissen daß es jenseit jener Motive meist noch ein primaires Motiv gibt welches einen Autor veranlaßt einen Stoff zu wählen. Es ist Dies halb ein reinstoffliches Interesse, d. h. das Interesse am Stoff, hier also der Wunsch einen so wichtigen Gegenstand der Politik überhaupt zu behandeln, und halb ein literarisch-künstlerisches, d. h. das Interesse an der plastisch-schönen Gestaltung des Stoffs. Das stoffliche, theils durch eigene Lebenserfahrung, theils durch Lecture der politischen Werke des Platon und Aristoteles angeregte Interesse erkennen wir ganz besonders in Machiavelli's oben citirten Worten: „... so habe ich ... ein Werkchen de principatibus ausgearbeitet, wo ich mich so tief als möglich in den Gedanken dieses Gegenstandes hineinbegebe, und untersuche was eine fürstliche Herrschaft sei u. s. w." Möglicherweise genügt bei Machiavelli schon für die Wahl des Stoffs eben das Interesse welches er ihm momentan einflößte als erstes Motiv; daß sich andere Absichten rücksichtlich der Wirkung des Buchs hinzugesellt haben, wird dadurch nicht ausgeschlossen.

Eine sehr bündige Kritik des politischen Werthes der Machiavelli'schen Ansichten lesen wir bei Macaulay; sie lautet kurz: „In seinem politischen Ideal waren die Mittel tiefer erwogen als die Zwecke. Das große Princip daß Gesellschaften und Gesetze nur dazu existiren die Summe des Glücks der Einzelnen zu vermehren, ist nicht mit hinreichender Klarheit anerkannt. Die Wohlfahrt des Ganzen, getrennt von der Wohlfahrt der Einzelnen, und bisweilen kaum mit ihr zu vereinigen, scheint das Ziel zu sein auf das er hinarbeitet. Von allen politischen Täuschungen hat diese am ausgedehntesten und verderblichsten gewirkt."

Ohne es zu wollen ist unserer Feder hier eine förmliche lange Abhandlung entflossen. Es wohnte uns die Nebenabsicht bei in Machiavelli einen Charakter zu zeichnen wie man deren auch heute ähnliche auf der Bühne der Ereignisse und im Privatleben erkennen wird. Auf Leute dieser Färbung hat keine Partei einen festen Verlaß. Andererseits aber bedient sich die reactionnaire Politik wiederum fast all jener Mittel welche zu Machiavelli's Zeiten, die eben zugleich im „Fürsten" gezeichnet sind, in Italien gäng und gäbe waren, und die das ganze Land durch und durch zugrunderichteten, das Land welches im 14. und 15. Jahrhundert so herrlich blühte, im 16. Jahrhundert dagegen, namentlich wegen seiner innern Zersplitterung, ein Spielball der Fremdherrschaft wurde. Nehme sich unser gutes Deutschland ein Beispiel!

Es will uns mitunter selber scheinen als wären wir für einen Correspondenten oft gar zu lange hintereinander ernst und kathedermäßig. Gibt es denn gar Nichts zu lachen mehr in der Welt? Was meinen unsere Leser zu folgenden Versen:

> Ja, Sophia, deiner Siege Feier
> Leuchten glanzvoll in die Nacht hinein;
> Doch es wird der Mensch zum Ungeheuer,
> Wenn das Herz, verhällt in eh'rne Schleier,
> Nicht die Wärme einverleibt dem Schein.

Heiliger Apollo! Erbarmen für diesen Marsyas! Wahrlich, wir würden diese namenlos abgeschmackten Zeilen nicht citiren, dienten sie nicht zur Einleitung eines kleinen Büchleins unter dem Titel: „Das Frauenthum und dessen hohe sociale Bedeutung. Ein Aufruf zur That von einem Verehrer edler Frauen." Berlin hat seit den letzten zehn Jahren so Manches aus dem Capitel der Emancipation der Frauen erlebt, und es hat daher die Frage um die sociale Bedeutung des Frauenthums, eine an sich so wichtige Frage, einen um so speciellern Sinn für uns. Wir kommen wol später einmal, wenn der zweite Band eines diesen Punkt berührenden umfangreichern Werks erschienen sein wird, ausführlicher auf die Geschichte sowie auf die Zukunft des weiblichen Geschlechts zurück. Was hat unser „Verehrer edler Frauen" für die Darstellung und Lösung der Probleme gethan? Es wird uns bei der Lecture seines Büchleins zu Muthe als säßen wir in einer großen Hexenküche: in der Mitte hängt der Kessel über den Flammen, um ihn herum erblicken wir Preußens Mathilde, den Grafen Schlippenbach, und ähnliche Weibergestalten. Sie tanzen um den Kessel, und singen einen argen Zauberspruch, und rühren mit den Löffeln in dem ominösen Brei, bis endlich das neugeborene Kindlein dem Qualm entsteigt mit der schwarzweißen Cocarde, durch und durch ein allerliebster kleiner Treubündler. Bester „Verehrer edler Frauen", Das heißt einer großen Idee eine Hanswurstkappe aufsetzen: fühlen Sie, verehrter „Verehrer", ja nach Ihrem Kopf ob Sie vielleicht unbedeckt sind, es weht mitunter eine sehr scharfe Zugluft in der Welt! 71.

Notiz.

Die gute alte Zeit.

In dem „Journal von und für Deutschland", herausgegeben von Bibra und Göckingk, einer Zeitschrift die sich nach der Erfahrung des Ref. selten in Bibliotheken vorfindet, obgleich sie gewiß zu den besten des vorigen Jahrhunderts gehört, und Vieles enthält das auch noch jetzt von Interesse ist, heißt es im Augusthefte des Jahres 1784 (S. 103): „Vom Rhein. In den benachbarten fürstlich **schen Landen verabredete sich kürzlich ein ganzes Dorf wegen großer Bedrückungen auszuwandern und in den kaiserlichen Antheil von Polen zu gehen. Die Leute führten ihren Vorsatz wirklich aus. Auf die Nachricht davon wurden Husaren nachgeschickt welche sie einholten. Man fragte die Leute erst im Guten warum sie Alle fortwollten? Sie erzählten ihre Leiden, und setzten hinzu ihr Entschluß sei fest; aber sie riethen dem Fürsten künftig besser für das Wohl seines Landes zu sorgen, und nicht durch grausame Räthe zu regieren, sonst würden noch Viele ihrem Beispiele folgen. Die Bauern waren mit Gewehren versehen. Es kam zu einem Scharmützel, wo sie die Oberhand behielten und hierauf ungehindert fortzogen." „Das Factum", heißt es ferner, „ist wahr, obgleich keine von allen tausend Zeitungen seiner gedacht hat." Wenn irgend Etwas die Erbärmlichkeit der frühern Zustände in den deutschen Ländern nachweisen kann, so ist es ohne Zweifel eine solche Thatsache: es wäre wol wünschenswerth daß unsere Geschichtskundigen dieselbe in ihrer ganzen Wahrheit zu erforschen suchen möchten. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 232. —— 27. September 1850.

Die spanische Literatur im Mittelalter.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Zu verwundern aber ist es daß Hr. Clarus die übrigen drei Gedichte nur nach De Castro's dürftigen Notizen besprochen hat, da schon 1841 Pidal in der „Revista de Madrid" und in einem besondern Abdruck eine vollständige Ausgabe davon gegeben und Ochoa sie darnach in dem 1842 erschienenen pariser Nachdruck von Sanchez' „Coleccion" ebenfalls ganz aufgenommen hatte. In Beziehung auf die beiden legendenartigen Gedichte der „Maria Aegyptiaca" und von der „Anbetung der Heil. drei Könige" verweise ich auf das über ihre formelle Bildung Gesagte in den wiener „Jahrbüchern" (CXVII, 105—106); stofflich ist wol das letztere nach einer Kirchenprosa, das erstere sehr wahrscheinlich zunächst nach einem französischen Muster gebildet worden, das auch auf dessen Form nicht ohne Einfluß geblieben ist.*)

Das Gedicht von Apollonius von Tyrus, das die bekannte in fast allen Literaturen des Mittelalters vorkommende Sage zum Gegenstande hat (vergl. Bäckström, „Svenska Folkböcker", I, 140 fg., Stockholm 1845), ist noch unbezweifelter zunächst einem französischen „Roman"**) in Stoff und Form nachgebildet. Dafür spricht die schon ganz chevalereske Einkleidung, dafür sprechen in den Einzelheiten die Abweichungen von der lateinischen Legende, die vielen auch hier vorkommenden dem Französischen nachgebildeten Wörter, und selbst die ausdrückliche Angabe des ungenannten Verfassers in der Eingangsstrophe: „— — queria Componer un romance de nueva maestria", d. i. in vierzeiligen einreimigen Alexandrinerstrophen, woraus man schließen könnte daß diese in süd- und nordfranzösischen, zum Sagen und Lesen bestimmten Gedichten des 13. Jahrhunderts schon allgemein übliche Form durch diesen Dichter in die castilische Poesie eingeführt und er daher älter als Berceo und Juan Lorenzo sei, mit dem Alexander-Gedichte des Letztern das von Apollonius, wie auch Pidal bemerkt hat, in Sprache, Ton und Färbung die meiste Aehnlichkeit hat und natürlich bekommen mußte, da auch das „Poema de Alejandro", wie ich gezeigt zu haben glaube (wiener „Jahrbücher der Literatur", LVII, 177—180), mit Benutzung französischer Bearbeitungen derselben Sage gedichtet worden ist. Jedenfalls ist das von Apollonius noch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu setzen, und auf dieses Gedicht scheint sich die dem König Alfons X. in den Mund gelegte Anspielung in dem „alten Liede" zu beziehen, das Alonso de Fuentes und Garibay als von diesem König selbst herrührend annehmen (vergl. meinen Aufsatz über die Romanzenpoesie in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", CXIV, 19, wo ich das Lied mitgetheilt habe, und CXVII, 109; und die nachträglichen Bemerkungen Pidal's zu seiner Ausgabe in der „Revista de Madrid", dritte Serie, V, 8—10, Madrid 1843).

Ueber Gonzalo de Berceo's Poesien verbreitet sich Hr. Clarus besonders ausführlich und recht con amore. Sie sagen auch seiner Persönlichkeit besonders zu. Und in der That, um Berceo's Poesien, abgesehen von ihrer literarhistorischen Wichtigkeit, auch ästhetisch zu würdigen, muß man sich den Sinn für die gläubige Naivetät jener Zeit bewahrt haben. Die Poesien Berceo's gleichen einem Christbaum, voll Reiz und Zauber für ein noch kindlich gläubiges Gemüth; wem dieses fehlt Der wird darüber freilich nur mitleidig lächeln oder gar die fromme Täuschung langweilig und verächtlich finden.*)

Am Schlusse seines Artikels über Berceo erwähnt Hr. Clarus nach einer Notiz bei Viardot eines „neuerlich unter den arabischen Manuscripten der National-

---

*) So finden sich in diesem Gedichte, selbst in den Reimen, auffallend viele dem Französischen nachgebildete Worte, wie z. B. genta, volonter, sage, genzor, domatge, argente, fer, tuerto, a riedro, conuerte, affer, tiesta, ostal, cuer (für corayon, das aber daneben auch vorkommt), gentamientre u. s. w. So ist auch trotz der von Pidal bemerkten und auch von mir herausgehobenen Volksthümlichkeit des Rhythmus und der Reimweise doch kaum das Bestreben zu verkennen die kurzen Reimpaare des französischen Originals nachzubilden, und es zeigt sich darin, wie in den Cid-Gedichten, der noch schlecht verhüllte Kampf der nationalen mit den fremdländischen Formen.

**) So kommen z. B. schon in der Troubadourspoesie Anspielungen auf diese Sage vor, die auf einen schon frühzeitig in süd- oder nordfranzösischer Sprache und daher natürlich in Versen abgefaßten Roman von Apollonius schließen lassen (vergl. Fauriel, „Histoire de la poésie provençale", III, 466—467, Paris 1846).

*) Ueber Berceo's Quellen vergl. die Anzeige von Clarus im „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1847, Nr. 22.

bibliothek zu Madrid aufgefundenen Gedichts von Joseph". Dies Gedicht ist allerdings mit arabischer Schrift, aber in spanischer Sprache und sogar in den üblichen Alexandrinerstrophen geschrieben, gehört aber dem 15. Jahrhundert und eigentlich gar nicht der spanischen, sondern der sogenannten Morisken-Literatur an und behandelt nach dem Koran die bekannte orientalische Sage von Jusuf und Suleicha.*) Doch ist es auch für die Geschichte der spanischen Literatur insofern merkwürdig, als es ein Beweis mehr ist daß nicht, wie man noch immer glaubt, die spanische Poesie von der arabischen Formen entlehnt habe**), sondern daß vielmehr umgekehrt, freilich erst in späterer Zeit, die Morisken, besonders die unter christlicher Oberherrlichkeit lebenden Mudejares manchmal sich der Sprache und poetischen Formen ihrer Sieger bedient haben. Uebrigens kann es nur erwünscht sein wenn die Herausgeber der „Biblioteca de autores españoles" auch dies „Poema de José" aufzunehmen versprechen.

Hr. Clarus reiht der ausführlichen Analyse und Beurtheilung von Juan Lorenzo's „Poema de Alejandro", wozu ich nichts Wesentliches zu bemerken finde, die Darstellung des „spanischen Ritterromans", d. i. der Amadis-Romane, gewiß schicklicher an als wenn er, wie Bouterwek, sie gar mit der Romanzenpoesie in Verbindung gesetzt hätte, und wenigstens plausibel klingt der Grund den er angibt: „weil sie (die Ritterpoesie im „Amadis") die Entwickelung Dessen zeigt wozu die Keime, wie gezeigt, schon in Juan Lorenzo's Gedichte angetroffen werden." Aber welch ein principieller Unterschied ist dennoch zwischen den Rittergedichten des frühern Mittelalters und den von Haus aus prosaischen Ritterromanen des 14. und 15. Jahrhunderts! Erstere haben fast durchaus einen mythisch-sagenhaften Grund und sind durch die Volkspoesie vermittelt worden (denn auch die Alexandergedichte und ähnliche, antike Stoffe behandelnde Rittergedichte schöpfen nicht blos aus gelehrten Quellen, sondern verbinden damit die aus dem Orient und aus Byzanz überkommenen volksmäßigen Sagen) und behielten daher, trotz aller Ueberarbeitung durch Kunstdichter, eine objectiv-epische Färbung. Die ursprünglich in Prosa abgefaßten Ritterromane des 14. und 15. Jahrhunderts sind dagegen schon ganz Producte der Kunstpoesie, rein fingirt, höchstens die ältern echten Rittersagen parodisch nachahmend und, da schon die Idee der Chevalerie sich ausgelebt, diese meist carikirend und mit ihrer hohlgewordenen Form spielend, und trotz aller Häufung ersonnener Abenteuer und der bizarrsten Mischung mythologischer Figuren ist ihre Färbung doch eine mehr subjectiv-lyrische in gesucht rhetorischem Ausdruck; ja ihre Entstehung ist ohne Voraussetzung einer bedeutend entwickelten lyrischen Kunstpoesie gar nicht denkbar. Und darum schon ist auch die Entstehung des „Amadis de Gaula" nicht in Spanien, sondern in Portugal zu suchen, denn die galicisch-portugiesische Hofpoesie hatte damals (d. i. in der Mitte des 14. Jahrhunderts) schon jenen Grad der Entwickelung durch den sie bedingt war und der der castilischen Kunstpoesie noch fehlte; und darum ist die Stelle des in die spanische Literatur verpflanzten „Amadis" in einer pragmatischen Geschichte derselben erst nach der völligern Entwickelung der castilischen Hofpoesie, an das Ende des 15. oder zu Anfang des 16. Jahrhunderts (um 1460 übersetzt und im Druck erschienen zwischen 1492 und 1505) zu setzen, in welch letzterm er auch in Spanien erst eingebürgert wurde und werden konnte, und nur durch die damaligen zeitlichen und culturhistorischen Verhältnisse und Bedingungen sind die außerordentliche Wirkung seiner Erscheinung und sein epochemachender Einfluß auf die zahlreichen Nachahmungen erklärbar. Hätte Hr. Clarus den Amadis in diese allein sachgemäße Stellung gebracht, so hätte er nicht zu solch wunderlichen Erklärungen über seine späte Verbreitung, über die „anscheinend" (gewiß nicht, sondern unbezweifelt thatsächlich und ganz natürlich) erst 150 Jahre nach den vier ersten Büchern verfaßte (d. i. unmittelbar nach der so beifällig aufgenommenen spanischen Uebersetzung davon um 1492) nächste Fortsetzung u. s. w. seine Zuflucht zu nehmen gebraucht. Eher hätte Hr. Clarus in dem Alexander-Gedichte die „Keime" der zur epischen hinzukommenden didaktischen Richtung in der castilischen Kunstpoesie und des gelehrten Dichters herausheben und dadurch den Uebergang zu dem ersten eigentlichen Repräsentanten dieser neuhinzugekommenen Richtung, zu dem Könige Alfons' X. dem Gelehrten (el sabio), vermitteln sollen. Daß er mit diesem König den „Anbruch der didaktischen Richtung" bezeichnet und ihn demgemäß würdigt, ist vollkommen sachgemäß. Daß diese Richtung aber, wenn auch durch die Zeit- und Culturverhältnisse vollkommen motivirt und insoweit sogar nothwendig und seinsberechtigt, für die castilische sowie für jede andere Poesie keine heilbringende war, braucht wol nach den jetzigen Ansichten von Poesie kaum nachgewiesen zu werden, denn die didaktische Poesie ist eben nur eine pathologische Erscheinung, eine, wenn auch unvermeidliche Kinderkrankheit der Poesie, wenn sie in ihrer Entwickelung mit der der Gelehrsamkeit zusammentrifft; sonst aber ein Verkennen des Wesens der Poesie und eine Geschmacklosigkeit.*) In der Einführung dieser Richtung und in

*) Vergl. über dieses Gedicht sowie über die Literatur der Morisken überhaupt den Artikel: „Language and literature of the Moriscos" im „British and foreign review; or, European quarterly journal", VIII, 63—96, London 1839; und Sylvestre de Sacy, in den „Notices et extraits", IV und XI.

**) Gegen diesen noch immer nachgebeteten Pseudo-Arabismus der spanischen Poesie erklärt sich nachdrücklich Hr. Dozy (S. 609), der ein ebenso gründlicher und unbefangener Kenner der arabischen wie der spanischen Poesie ist.

*) Dies hat auch Hr. Clarus ganz richtig gefühlt wenn er im zweiten Theil den Mangel an eigentlichen Lehrgedichten in der castilischen Hofpoesie des 15. Jahrhunderts und selbst in der ganzen spanischen Literatur durch die Unnatur und Zwitterhaftigkeit dieser Dichtgattung zu entschuldigen sucht; ja gerade dieser Mangel ist ein Beweis mehr von der gesunden durch und durch poetischen Natur der Spanier, die erst in der Periode ihres französischen Pseudo-Classicismus sich auch in solchen langathmigen und langweiligen Compendien in Versen versuchen zu müssen glaubten.

der Ermöglichung und Vorbereitung einer Kunstlyrik durch Begünstigung der Troubadourpoesie und seine Nachahmungen derselben im galicischen Idiom besteht der unmittelbare Einfluß Alfons' X. auf die castilische Kunstpoesie, und indem ich ihm diese, aber auch nur diese ihm gebührende Stellung zur castilischen Kunstpoesie eingeräumt (in den wiener „Jahrbüchern", LVII, 189) und seine Verdienste als galicisch-portugiesischen Kunstdichter gewürdigt habe (in der Recention von Bellermann's „Liederbücher der Portugiesen", in der hallischen „Allgemeinen Literaturzeitung", Mai 1843, S. 95—96), glaube ich nicht, wie mir Hr. Clarus vorwirft, „seine Verdienste als Dichter so sehr herabgesetzt" zu haben. Alfonso's größte Verdienste um die spanische Literatur bestanden aber in der Einführung der Landessprache als Gerichtssprache und in der Cultur der spanischen Prosa, als deren eigentlicher Schöpfer er anzusehen ist.*) Ja, Hr. Clarus thut diesem gelehrten und höfischen königlichen Dichter größeres Unrecht als ich, wenn er von ihm schon die Entzweiung der Volks- und Kunstpoesie datirt. Ich glaube ihm vielmehr als Einführer kürzerer nationaler Rhythmen aus der Volkspoesie in die Kunstpoesie auch in dieser Hinsicht eine ehrenvolle vermittelnde Stellung vindicirt zu haben (vergl. a. d. a. O.). Wie erfolgreich sein Beispiel auf die Ausbildung der castilischen Prosa und der Lyrik wirkten, beweisen der „Conde Lucanor" des Infanten Juan Manuel, und da leider dessen lyrische Gedichte verlorengegangen zu sein scheinen, die „Poesías" des Erzpriesters von Hita, Juan Ruiz, in denen noch eine solche Verbindung des Volks- und Kunstmäßigen stattfindet daß schon darum von keinem scharfen principiellen Gegensatz zwischen Volks- und Kunstpoesie in dieser Periode noch keine Rede sein kann. Der sehr dankenswerthe Auszug den Hr. Clarus aus dem „Conde Lucanor" gibt ist auch neben von Eichendorff's vollständiger Uebertragung (Berlin 1840) noch immer sehr brauchbar, und der fleißige, durch seine meisterhafte Uebersetzung von Basile's „Pentamerone" rühmlich bekannte F. Liebrecht hat in seinem Aufsatz „Ueber die Quellen des Conde Lucanor" (in dem „Neuen Jahrbuch der berliner Gesellschaft für deutsche Sprache", VIII, 196—200) sehr nützliche Nachweisungen dazu gegeben. Sehr verdienstlich ist auch des Hrn. Clarus Auszug aus den Poesien des Erzpriesters von Hita, dessen hohen Werth nun auch die Spanier besser schätzen gelernt haben*), und wobei nur zu wünschen wäre daß sie Dies zu einer vollständigen und kritischen neuen Ausgabe seiner Werke veranlassen möchte. Daß er aber, wie wiederholt bemerkt, mit den Dichtungen der Süd- und Nordfranzosen vertraut war, mag — außer den Nachweisungen die ich darüber in den wiener „Jahrbüchern" gegeben und die ich nun nicht unbedeutend vermehren könnte, wenn hier der Ort dazu wäre — der Ausspruch eines so umfassenden Kenners der Literatur des Mittelalters wie Hrn. Du-Méril's („Histoire de la poésie scandinave. Prolégomènes", S. 317, Paris 1839) bekräftigen, der davon sagt:

> C'est surtout dans l'Arcipreste de Hita que l'on trouve des preuves de l'influence des *trouvères*: la guerre de Doña Quaresma avec Don Carnal est imitée de la bataille de Karesme et de Charnage, ap. Barbazan, Fabliaux, T. IV, p. 80, ou du ms. 274 bis. B. R. (le même sujet a été aussi traité en italien: Tragicomedia di squadrante Carneval e di Madona Quaresma**), Brescia). Les stances 1202—8 rappellent des vers cités par Roquefort, Etat etc. p. 106—131. Quant aux rapports avec les Provençaux, ils sont trop nombreux et trop avérés pour qu'il soit nécessaire de nous y arrêter.

Hr. Clarus bespricht noch im ersten Theil als zu dieser ersten Periode gehörig die „didaktischen Poesien" von dem Rabbi Don Santo, wobei ich einen Irrthum, den ich mir in meiner öfter erwähnten Anzeige des spanischen Bouterwek zuschuldenkommen ließ und den auch Hr. Clarus aufgenommen, berichtigen muß. Dessen „Consejos y documentos" sind nämlich nicht, wie ich den spanischen Kritikern folgend angegeben, in siebensilbigen Versen, sondern in überschlagend gereimten Alexandrinern abgefaßt, nach dem Muster mittellateinischer Gedichte in ähnlich gereimten Hexametern. Ferner, nach kurzer Erwähnung von ein paar minder bedeutenden, fast nur dem Namen nach bekannten kleinern Gedichten derselben Gattung, handelt Hr. Clarus ausführlicher von Ayala's „Libro" oder „Rimado de Palacio", wovon zu den von spanischen Uebersetzungen Bouterwek's gegebenen Auszügen nun noch ein paar neue Proben in der „Revista española", Jahrgang 1832, Nr. 10 und 11, und in den Anmerkungen zu des Herzogs von Rivas „Moro expósito"

*) Hr. Dozy, der dem Alfons nicht nur die Veranlassung sondern auch die Verfassung der „Crónica general" selbst zuschreibt, sagt davon: „La Cronica aurait droit à toute estime, même si elle n'avait qu'un seul mérite (qu'elle partage du reste avec le Code que composa Alfonse, les Siete Partidas), celui d'avoir créé la prose castillane, — non pas cette pâle prose d'aujourd'hui, qui manque de caractère, d'individualité, qui trop souvent n'est que du français traduit mot à mot — mais la vraie prose castillane, celle du bon vieux temps, cette prose qui exprime si fidèlement le caractère espagnol, cette prose vigoureuse, large, riche, grave, noble et naive, tout à la fois; — et cela dans un temps où les autres peuples de l'Europe, sans en excepter les Italiens, étaient bien loins encore d'avoir produit un ouvrage en prose qui se recommendât par le style." Ebenso treffend wie die stilistische Seite charakterisirt Hr. Dozy dann den historischen und poetischen Werth der Alfonsinischen „Crónica", die unbezweifelt eines der merkwürdigsten Denkmäler des spanischen Mittelalters ist.

*) So sagt der spanische Uebersetzer von Sismondi in den Zusätzen (I, 78): „Todas las poesias del Arcipreste de Hita son muy ingeniosas y abundan en chiste y donaire. Vencia este poeta á todos sus predecesores en talento creador, en vivacidad de fantasia, y en ingenio fecundo, en chistes y dichos agudos. Pocos de sus sucesores, aun entre los del siglo de oro de nuestra literatura, le aventajaron en esas dotes, aunque tanto le excedieron, como era preciso, en la elocucion, metro y rima. Si la rudeza de las formas hiciese mas amena su lectura, serian sus obras de las mas estimadas por los poetas y de las mas entretenidas para toda clase de lectores."

**) Es ist Dies wahrscheinlich dieselbe Bearbeitung die ich in der „Raccolta di poesie facete, di *Giulio Cesare Croce*, stampate in Bologna nel secolo XVII" unter dem Titel angeführt fand: „La trionfante vittoria della Quaresima contro il Carnevale."

(II, 481) gekommen sind, dessen vollständige Ausgabe sowie der übrigen hier erwähnten Gedichte aber in der „Biblioteca de autores españoles" zu erwarten steht. Mit Ayala schließt Hr. Clarus mit Recht die Darstellung der castilischen Poesie dieser Periode; er gehört noch mehr dieser an, wiewol er den eigentlichen Uebergang zu der nächsten bildet (vergl. meine Anzeige des spanischen Bouterwek, a. a. O., LVIII, 268). Die historischen Werke Ayala's die, wie der Recensent in den „Göttinger Anzeigen", S. 651, mit Recht bemerkt, Hr. Clarus nicht nach Verdienst gewürdigt hat, geben ihm Veranlassung noch mit ein paar Worten der übrigen historischen und prosaischen Schriftsteller dieser Periode zu gedenken, womit er den ersten Band schließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Neuseeland.

Freunde der Länder- und Völkerkunde werden das vor kurzem in London erschienene Reisewerk: „Sketches in New-Zealand, with pen and pencil, by *Tyrone-Power*", mit Interesse lesen. Der Verf., Offizier in der englischen Armee, wurde im Anfang von 1846 nach Neuseeland geschickt, und blieb da zwei Jahre lang in activem Dienst während der Kriege des Rangihaeta und Rauperaha. Das Werk enthält ein Tagebuch von allen Operationen an denen er theilgenommen, mit einer Reihe trefflicher Zeichnungen welche die ausgezeichnetsten Ansichten des Landes darbieten. Rangihaeta und Rauperaha sind die beiden Anführer welche den Engländern den heftigsten Widerstand geleistet, und sie gezwungen haben zu den kräftigsten Maßregeln ihre Zuflucht zu nehmen um ihre Colonie zu beschützen. Sie stammten von der Umgegend Kawias her, wovon sie durch die Waikatos und Nyapuhi verjagt wurden, welche, indem sie zuerst die Feuerwaffen angenommen, ein großes Blutbad unter den Einwohnern anrichteten. Ihrerseits brachten die Flüchtlinge eine große Verheerung in die Länder durch welche sie zogen, und ließen sich endlich bei Manawata, Otaki und Porina nieder, nachdem sie die ersten Besitzer des Landes fast gänzlich vernichtet hatten. Von dieser Zeit an beherrschten Rauperaha und Rangihaeta den südlichen Theil der Insel, und wurden ohne Widerrede die mächtigsten und furchtbarsten Anführer; der Eine durch seine List und seinen Muth, der Andere durch seine wilde Verachtung jeder Art von Gefahr. Kühnheit mit Treulosigkeit verbindend rotteten sie ganze Stämme aus. Obgleich sie ihr Gebiet mehr als zwanzig mal verkauft hatten, waren sie die Ersten die Verkäufe umzustoßen und dem Ansehen des Gesetzes öffentlich trotzzubieten. Sie verjagten die Ansiedler mit Gewalt, verbrannten die Häuser und Mühlen, und spielten die Hauptrolle bei der gräulichen Niedermetzelung der Gefangenen zu Wairau. Rangihaeta, welcher der Unternehmendste und Entschlossenste war, benutzte die erste Gelegenheit um zu den Waffen zu greifen; Rauperaha, mehr vorsichtig aber nicht weniger entschlossen den Engländern alles mögliche Böse zu thun, gab vor ihr Bundesgenosse bleiben zu wollen, während er den Feind mit Waffenvorräthen und Lebensmitteln versah, und einen Briefwechsel mit den Häuptern von Otaki und Wanganui unterhielt um eine große Verschwörung zu organisiren, durch welche die Colonie von allen Seiten zugleich und mit Einem Schlage vernichtet werden sollte. Nachdem ein aufgefangener Brief den Gouverneur davon in Kenntniß gesetzt hatte, nahm er sogleich seine Maßregeln um das Complot zu vereiteln. Rauperaha, in seinem Schlaf überrascht, wurde ergriffen, geknebelt und an Bord einer Dampffregatte gebracht. Aber Rangihaeta beharrte nichtsdestoweniger bei seiner Feindseligkeit; inmitten der Gebirge verschanzt, unterhielt er einen mörderischen Kampf, der damit endete die Geduld der Engländer zu ermüden. Power beschreibt auf eine ziemlich originelle Weise die Ermüdung der Bewohner der Ebene, wegen welcher man darauf verzichten mußte diesen verheerenden Krieg länger fortzusetzen. Power tadelt den von den Engländern befolgten Weg bei ihren Bemühungen die Einwohner Neuseelands zu civilisiren. Er wünschte daß, statt dem ganzen Lande das englische Gesetz aufzudringen, man die vernünftigere Methode der Amerikaner nachahmen möchte, welche zwischen dem civilisirten Leben und der wilden Natur eine Grenze ziehen, die Ansiedler welche diese Grenze überschreiten ihrem Schicksal überlassend. Sein Tagebuch enthält eine Menge sehr interessanter Details. Es bietet eine sehr unterhaltende Lecture dar, und trägt zu gleicher Zeit das Gepräge eines ziemlich ausgezeichneten Beobachtungsgeistes. 1.

Bibliographie.

Die Republik Costa Rica, in Central-Amerika. Ein historisch-geographischer Ueberblick mit Berücksichtigung der dortigen Colonisation. Nach dem Französischen: Coup d'oeil rapide sur la republique de Costa Rica. Paris 1849. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 6 Ngr.

Féval, P., Die Nachtschönchen, oder: Die Schutzengel der Familie. Aus dem Französischen. 1stes und 2tes Bändchen. Quedlinburg, Basse. 16. à 10 Ngr.

Höfler, C., Ueber die politische Reformbewegung in Deutschland im XV. Jahrhundert und den Antheil Bayerns an derselben. München. Gr. 4. 17½ Ngr.

Kunstmann, F., Die Handelsverbindungen der Portugiesen mit Timbuktu im XV. Jahrhundert. München. Gr. 4. 22 Ngr.

König Laurin, oder der Rosengarten in Tirol. Herausgegeben von J. V. Zingerle. Innsbruck, Wagner. 16. 15 Ngr.

Likawetz-Oberhauser, A., Die europäischen Staatsschulden vergleichend dargestellt. Wien, Gerold. Gr. 8. 12 Ngr.

Des Benedictiner-Mönchs Antonius Maro zu Pisa Träume in den zwölf Nächten. Prophezeiungen von 1780 bis 1900. Jena, Luden. 12. 2 Ngr.

Pfeiffer, Ida, Eine Frauenfahrt um die Welt. Reise von Wien nach Brasilien, Chili, Otahaiti, China, Ost-Indien, Persien und Kleinasien. 1ster und 2ter Band. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Radnizka, H., Die Militair-Verwaltung in Oesterreich mit ihren Gebrechen, nebst Vorschlägen zur Hebung derselben, wie ohne Reduzirung und ohne Verkürzung des Heeres jährlich wenigstens 6 Millionen Gulden zu ersparen sind, in Verbindung mit einer kurzen Geschichte des Bequartirungs- und Vorspann-Reglements. Wien, Gerold. Gr. 8. 15 Ngr.

Rothschild, D., Die Psalme in Uebersetzung, Betrachtungen und Gebeten. Ein Buch zur häuslichen Andacht für Israeliten. 1stes Heft. Bonn, Sulzbach. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Schegg, P., Der Prophet Isaias. Uebersetzt und erklärt. Zwei Theile. München, Lentner. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Sternau, C. O., Verbindender Text zu C. M. v. Weber's vollständiger Musik: Preziosa. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Barth, H., Worte des Herrn und seiner Apostel. Eine Mahnung an unsere Zeit. Gedicht. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 1 Ngr.

Hamburgs Zukunft, in Aussicht gestellt durch: „Ein Wort aus und über Hamburg" als Handschrift Ende September an die Mitglieder der preußischen Kammer vertheilt. Neuer Abdruck mit einem Nachwort zur Beherzigung für die Bürger Hamburgs. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 233. —— 28. September 1850.

Die spanische Literatur im Mittelalter.

(Fortsetzung aus Nr. 232.)

Ueber den zweiten Band, der die „Geschichte der spanischen Literatur von den Zeiten König Johann's II. bis in die Zeiten Ferdinand's und Isabellens" behandelt, kann ich mich kürzer fassen. Denn theils ist diese Periode ohnehin viel bekannter, theils wird eine Hauptpartie derselben, die höfische Kunstpoesie, erst durch die Ausgabe des „Cancionero de Baena" ihre wahre Grundlage und ihr rechtes Licht erhalten, deren Erscheinung nun nahe bevorsteht und wodurch der Herausgeber, Hr. Prof. Michel, und der Verleger, Hr. Brockhaus, sich neue Verdienste um die romanische Literatur erwerben; theils habe ich eine andere Hauptpartie, die Ursprünge des spanischen Dramas, erst unlängst bei Anzeige von Schack's Meisterwerke in d. Bl. besprochen; theils endlich bin ich im Ganzen mit Hrn. Clarus' „Darstellungen" einverstanden, wenn man sie nämlich billigerweise als Das nimmt wofür sie sich geben, und nicht die höhern Anfoderungen historischen Pragmatismus daran macht. Statt daher Bekanntes zu wiederholen, glaube ich dem verdienten Verf. und den Lesern d. Bl. einen bessern Dienst zu erzeigen, wenn ich ein paar dieser Periode angehörige und sehr bedeutende Werke ausführlicher bespreche, die entweder ihrer großen Seltenheit wegen, oder weil sie erst in neuester Zeit durch den Druck wieder bekanntgemacht wurden, Hrn. Clarus wie den meisten übrigen Literarhistorikern unzugänglich waren.

Zu diesen gehören die Gedichte des Juan de Padilla, eines Karthäusermönchs, und daher auch schlechtweg „El Cartujano" genannt. Sarmiento („Memorias para la historia de la poesía", S. 384—386) hat zwar seiner erwähnt und ein paar Notizen aus andern Werken über ihn beigebracht, aber selbst seine Werke nicht zu Gesicht bekommen, so wenig als Nicolas Antonio, der unter dem Artikel „Johannes de Padilla" in ein paar Zeilen nur eines seiner Werke anführt. Von seinen Lebensumständen weiß ich nur soviel daß er ein Andalusier war, wie er an mehren Stellen seiner Werke selbst angibt, in den Karthäuserorden trat, und als Prior der Karthause von Aniago und Generalvisitator des Ordens in Castilien um 1512 nach Granada gesandt wurde, um auch dort eine Niederlassung des Ordens zu gründen *), und dann in Sevilla als Generalvisitator des Ordens in Andalusien lebte bis ungefähr 1521. Er verfaßte schon in seinen jüngern Jahren ein größeres Gedicht, wahrscheinlich nach dem Muster des von Juan de Mena, wie wenigstens aus dem Titel hervorzugehen scheint, den Denis in seinen Supplementen zum „Maittaire", I, 352, aber auch nur nach einer von einem Freunde mitgetheilten Notiz anführt: „El laberinto del Duque de Cadiz D. Rodrigo Ponce de Leon", und S. 2: „Las ciento y cincuenta (coplas) del laberinto compuestas por fray Juan de Padilla, Cartuxo antes que religioso fuese", am Ende: „Aqui se acaban las ciento y cincuenta coplas por fray Juan de Padilla, Cartuxo profeso de las Cuebas de Sevilla. Impresas en Sevilla en el año de 1493, por Meinardo Ungut e Lanzalao Polono." Nachdem er aber in den Orden getreten schrieb er nur religiöse Gedichte, wie er selbst in dem um 1500 verfaßten „Retablo de la vida de Christo fecho en metro por un devoto frayle de la Cartuga" sagt:

> Deja porende las falsas ficciones
> De los antiguos gentiles salvages,
> Los quales son unos mortales potages
> Cubiertos con altos y dulces sermones:
> Sus fábulas falsas y sus opiniones
> *Pintamos en tiempo de la juventud,*
> *Agora* mirando la suma virtud
> Conozco que matan á los corazones.

Dieses Gedicht beschreibt in vier Tableaux (Tablas), jedes wieder in mehre Gesänge (Cánticos) abgetheilt, das Leben des Erlösers. Es ist großentheils in solchen achtzeiligen Coplas de arte mayor abgefaßt, doch schließt jedes Cántico mit einem kurzen Gebet (Oracion) in versos de redondilla. Poetischen Werth hat es keinen, es ist fast durchaus in sehr einfachem Erzählungston gehalten, doch sind die Verse ziemlich flüssig. Es schließt mit einem Akrostichon, worin der Verf. seinen Namen zu errathen gibt:

> DON religioso la regla me puso,
> JUrado con voto canónico puro,
> ANte su vista me hallo seguro,

*) Pedraza, „Historia eclesiastica de Granada" (Granada 1638), IV, Cap. 41, S. 219.

DE la tormenta del mundo confuso.
PArece por ende mi nombre recluso,
DIgno lector silo vas inquiriendo,
LLAma, si quieres, mi nombre, diciendo:
MONGE CARTUXO la obra compuso.

Es erscheint zuerst zu Sevilla bei Jac. Kromberger, 5 de Marzo 1505; dann ebenda 1518; Alcalá de Henares 1529; Sevilla 1530; Toledo 1570 (diese Ausgabe besitzt die k. k. Hofbibliothek); Valladolid 1582 und Alcalá 1605; aber alle diese Ausgaben sind so selten daß der bekannte Kanonikus Miguel del Riego 1842 zu London einen neuen Abdruck davon veranstaltete, den er dem berühmtesten Werke des Padilla (ohne jedoch zu wissen oder anzugeben daß diese Werke den Padilla zum Verfasser hatten) beigab, nämlich dem Gedichte: „Los doze Triumphos de los doze Apostoles, fechos por el Cartuxano: Professo en Sta. Maria de las Cuevas en Sevilla."

Am Schlusse der ersten Ausgabe heißt es: „Acabóse la obra de componer domingo en XIV. de febrero de 1518 años ... fue empremida en ... Sevilla, por Juan Varela. á V. dias del mes de Otubre: año de 1521." Eine andere Ausgabe erschien 1529, und der neue Abdruck zu London 1841. Wenn der neue Herausgeber auf dem Titelblatt sagt: „Poema heróico cristiano (Del Homero y Dante español)", so ist Dies eine lächerliche Uebertreibung, vom Geiste Homer's keine entfernte Spur, von Dante nur die roheste Nachahmung der Form! Das Gedicht besteht aus 1144 neunzeiligen Stanzen de arte mayor und besingt die Wunder und Thaten der zwölf Apostel, und zwar unter den zwölf Bildern des Thierkreises, indem jeder Apostel unter dem Zeichen in das sein Namensfest fällt besungen wird. Der Verf. durchwandelt in einer Vision diese Regionen des Thierkreises, geführt von dem heil. Paulus, und zwar in zwölf Monaten, von deren jedem er den Tag mit seiner Nacht auswählt an welchem das Himmelszeichen eintritt; am Tage sieht und beschreibt er die Himmelsgegend, die Wunder der Apostel, die Länder in welchen sie vorzüglich gewirkt; des Nachts aber steigt er zur Hölle nieder, deren zwölf Rachen den zwölf Zeichen entsprechen, und sieht und beschreibt die Strafen der Uebertreter der Zehn Gebote und der Götzendiener; einige male besucht er noch früher das Fegefeuer und beschreibt die läuternden Peinigungen der Büßenden. Man sieht daß der Verf. offenbar Dante nachahmen wollte; aber mit der nüchternsten Erzählung der Heiligenlegenden verbindet er schwerfällige Allegorien, pedantisches Auskramen von scholastischer Gelehrsamkeit und mystisch-ascetische Betrachtungen; dabei wimmelt das Gedicht von Anspielungen auf die Götter und Heroen der classischen Mythologie, die ganz friedlich neben den Heiligen des christlichen Himmels erscheinen. Kurz: auch dieses Gedicht verdient nur als literarhistorisches Curiosum eine Beachtung, da es eine der frühesten Nachahmungen der „Divina commedia" ist, sowie Padilla's obenerwähntes „Retablo" eine der wenigen Messiaden der spanischen Literatur ist, die erst durch die freilich viel poetischere „Cristiada" Hojeda's verdrängt worden ist. Um den „Triunfos" nicht Unrecht zu thun will ich wenigstens eine der besten Stanzen hersetzen, worin der Dichter einen Seesturm beschreibt, der ihn und seinen Führer, den heil. Paulus, bei ihrer Ueberfahrt von Afrika nach Italien überrascht und worin die Nachahmung Virgil's unverkennbar ist:

En partes diversas las ondas infladas
Se quiebran, luchando los rigidos vientos:
Conmoven las aguas los hondos cimientos,
Y con las arenas se muestran mezcladas:
Rotas las velas, y mas desplegadas
Del coz y boneta con sobra de viento,
Corria la nave por el sota vento;
Las flacas entenas del todo quebradas,
Y mas el timon por mayor detrimento.

Ein anderer geflüchteter Spanier veranstaltete ebenfalls zu London 1841 einen neuen Abdruck einer allerdings ungemein seltenen Sammlung, aber von sehr obscönen Gedichten aus dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Es ist Dies nämlich der „Cancionero de obras de burlas provocantes a risa", der zuerst zu Valencia 1519 erschien, von welch höchst seltener Ausgabe sich ein Exemplar im Britischen Museum befindet, wonach dieser neue Abdruck mit der Angabe auf dem Titel: „En Madrid, por Luis Sanchez" s. a., in der That aber zu London 1841 gemacht und selbst schon eine bibliographische Rarität geworden ist. Diese Sammlung enthält die „Obras de burlas" aus dem „Cancionero general" besonders abgedruckt und ein paar größere sehr obscöne Parodien, wovon die eine: „El Aposento en Juvera", eine Satire ist, auf den Aufenthalt des damaligen päpstlichen Legaten in Spanien, Rodrigo de Borja, nachher so berüchtigt als Papst Alexander VI., zu Alcalá zwischen den Jahren 1471—92, der mit seiner Suite in den verschiedenen Körpertheilen einer allegorischen Person Juvera einquartiert wird („el cual aposento fué hecho en la persona de un hombre muy gordo llamado Juvera"), welche Satire aber abgesehen von ihrer obscönen Derbheit durch persönliche Anspielungen nun ganz ungenießbar und unverständlich geworden ist. Das andere Gedicht bezeichnet sich hinlänglich schon durch seinen revoltanten Titel: „Carajicomedia, compuesta, por el Reverendo Padre Fray Bugeo Montesino, imitando el alto estilo de las Trescientas del famosisimo poeta Juan de Mena. Dirijida al muy antiguo carajo del noble caballero Diego Fajardo, que en nuestros tiempos en gran lujuria floreció en la ciudad de Guadalajara: por cuyo fin sus lastimados cojones fueron llevados y trasladados en la Romana ciudad: cuya vida y martirio la presente obra recuenta." Der Herausgeber hält dieses Gedicht um 1498 geschrieben und nennt es „la obra mas importante de este Cancionero"; es ist aber eine ebenso gemein obscöne als langweile Parodie der „Trecientas" des Juan de Mena, in denselben Stanzen de arte mayor und mit prosaischen Glossen versehen, worin statt Mena's Helden die berühmtesten Courtisanen der damaligen Zeit aufgeführt und satirisch geschildert werden, wozu die prosai-

schen Glossen ebenso unanständige erläuternde Anekdoten liefern. Diese Parodie, die abgesehen von ihrem schmuzigen Gegenstand noch durch ihre schwerfällige Eintönigkeit ermüdet, ist also höchstens wie die ganze Sammlung als Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit merkwürdig, und indem daraus ersichtlich wird wie damals auch in Spanien die frostig-melancholische Kunstlyrik und die pedantische Didaktik eine grobkörnige Parodie hervorriefen, so die gemeinste Auffassung des Lebens der affectirt pretiösen gegenüberstellend und die conventionnelle Uebernatur durch eine ebenso widerliche, unter die schöne menschliche Natur herabsinkende Roheit parodirend. Diesem Wiederabdruck des „Cancionero de burlas" hat der Herausgeber noch einige kleinere Gedichte ähnlichen Schlages aus seltenen fliegenden Blättern beigegeben, die jedoch meist schon dem 16. Jahrhundert angehören.

(Der Beschluss folgt.)

„Études céramiques" von J. Ziegler.

Unter dem Titel „Études céramiques; recherches des principes du beau dans l'architecture, dans l'art céramique et la forme générale; théorie de la colorisation des reliefs" ist vor kurzem von J. Ziegler in Paris ein Buch ausgegeben worden, vor dessen Besprechung es indeß nöthig sein dürfte erst einige Worte über den Titel selbst zu sagen. Kerameikos (Töpfermarkt) hieß nämlich in dem alten Athen ein außerhalb der eigentlichen Stadt liegendes Stadtviertel, in welches man durch das Triasische Thor gelangte, und welches ganz mit Grabmälern bedeckt war, da es für die Beerdigung der im Kampfe Gefallenen bestimmt war. Ueber den Ursprung des Wortes ist man zweifelhaft. Pausanias leitet ihn von dem attischen Heros Keramos, einem Sohne des Bacchus und der Ariadne, ab; Andere behaupten dagegen daß der Name von den vielen Töpfern herkomme welche daselbst ihr Handwerk trieben, wie noch jetzt die Tuilerien ihren Namen von den früher an ihrer Stelle gewesenen Ziegelbrennereien (tuilerie) haben; noch Andere führen ihn auf den Töpfer (κεραμεύς, und bei spätern Schriftstellern κεραμευτής) Chalkosthenes, der daselbst seine Werkstatt gehabt habe, zurück. Infolge einer dieser beiden letztern Conjuncturen versteht man im Französischen unter art céramique die Töpferkunst. In Verbindung damit stehen eine Menge französirte Worte, wie cérame, céramie, céramée, céramentique, und auch im Deutschen kennen wir das Wort Keramographie für Thonziegelmalerei.

Was den Verf. betrifft, so ist er ein in Frankreich renommirter Maler, der sich durch seine im Louvre ausgestellten Gemälde und seine Malereien in der Halbkuppel der Madeleine in Paris bekanntgemacht hat. Leider verschlechterten sich seine Augen infolge der angestrengten Arbeiten inmitten des Halbdunkels der Schwibbögen dergestalt daß eine unbedingte Ruhe ihm vonnöthen ward. Diese unfreiwillige Muße benutzte er dazu einen Lieblingswunsch, nämlich die Töpferkunst praktisch auszubilden, ins Werk zu setzen. Seine Studien waren so sorgfältig daß seine Manufactur bald in ganz Frankreich und außerhalb desselben bekanntwurde.

Verdient daher sein Buch schon um deswillen Beachtung als es von einem Praktiker kommt, so muß sich das Interesse doch noch durch den Umstand steigern daß ein durch und durch gebildeter Mann der Verf. ist. Zu bedauern dabei ist nur daß Ziegler sich nicht in den bestimmten Grenzen seines Themas gehalten hat, sondern den Keim den er gefunden zu haben glaubt durch Anwendung unendlicher Analogien in ein einheitliches, allgemeines Princip zu verwandeln sucht. Er kommt z. B. bei Abhandlung seines Themas zu folgendem Resultate: daß Formen aus der geraden und aus der krummen Linie entstehen; die Farben aus Weiß und Schwarz; die Kunst der Nachahmung und die Poesie aus dem Wahren und Falschen; die Rechtsgelehrsamkeit aus dem Gerechten und dem Ungerechten; die Arzneikunde aus der Gesundheit und der Krankheit; die Kirche und das Heer aus dem Guten und Bösen; die politischen Verfassungen aus dem Starken und Schwachen; die Jahreszeiten aus dem Kalten und Warmen; das Wiegbare und das Unwiegbare aus dem Raum und der Zeit. Diese an sich unpassende Art und Weise durch Analogien aus der Betrachtung einer einfachen Vase ein Princip für alles Mögliche abstrahiren zu können thut zum Glück dem Buch im Ganzen keinen Eintrag; es ist vielmehr mitunter mit einer bewundernswürdigen Klarheit, Einfachheit und Faßlichkeit geschrieben. Zum Beispiel mag seine Theorie der Proportionen dienen: „Die gerade Linie ohne Anfang und Ende in den Raum ausgedehnt gibt die Idee des Unendlichen in der Länge. Dehnt sich diese Linie in der Breite aus, so entsteht eine unendliche Fläche hieraus; fügt man zu dieser Fläche noch eine unendliche Dicke, so hat man die drei Ausdrücke für das Unendliche: Länge, Breite und Höhe. Diese drei Ausdrücke nennen wir Dimensionen. So sehr sich auch die menschliche Vernunft anstrengen mag, sie kann nicht mehr als diese drei Hauptdimensionen denken; und im Würfel wo jede Dimension durch zwei Flächen begrenzt ist erscheinen sechs Flächen. Die Beziehungen der Flächen in diesem Beispiele nennen wir Proportionen. So sind die Proportionen eines Würfels die vollkommene Gleichheit zwischen den sechs viereckigen Flächen aus denen er besteht."

Noch Etwas möchte man an dem Verf. rügen, es ist Dies die Art Worte für seine Classification der Formen zu finden, welche er meist aus dem Lateinischen entlehnt und französirt hat: ein Umstand der das leichte Verständniß beim Lesen sehr erschwert. Denn am Ende braucht Niemand zu wissen daß eine napiförmige Vase (von napus, navet) einer Steckrübe gleicht, eine piriförmige (pirus, poire) einer Birne, eine turbiniförmige (turbinare, toupie) einem Kreisel. Die Wuth Alles mit einem pomphaften und glänzenden Namen zu bezeichnen hat Ziegler ebenso ergriffen wie alle Welt. Früher gab es in den Häusern Hausmänner, jetzt nur Portiers, der Weinschank ist eine Weinhandlung geworden, der Apotheker ein Pharmaceut, der Schwefelholzverkäufer handelt jetzt mit chemischen Producten, und der Brillenverkäufer ist zum Optiker geworden, obwol man nicht immer weiß mit wem man zu thun hat.

Bekanntlich hat Vitruvius in einem Capitel des dritten Buches seiner Schrift „De architectura" sich bemüht eine Art genauer Beziehung zwischen den Proportionen des menschlichen Körpers und denen der griechischen Tempel zu finden. Ziegler ist mit mehr Einsicht und Geschmack zu Werke gegangen wenn er von den Proportionen des menschlichen Körpers ausgehend eine analoge Harmonie in den verschiedenen Formen einer Vase und eines Gebäudes findet. „Der menschliche Körper", meint er, „bietet uns das Muster der Symmetrie in der Breite dar. Von Rechts nach Links entspricht Auge dem Auge, Arm dem Arm, Bein dem Bein, während dagegen alle Proportionen in der Höhe ungleich sind" Nachdem er dieses Princip festgestellt hat geht er die schönsten Werke der Thonkunst und der Architektur durch, und kommt zu dem Resultate: daß dieses Naturgesetz welches Symmetrie in der Breite, Ungleichheit in der Höhe vorschreibt, absichtlich oder instinctartig, gleichviel, durch die geschicktesten Künstler befolgt worden ist welche die Vasen und Gebäude geschaffen haben. Indem er sodann von dem Allgemeinen auf das Besondere übergeht läßt er bemerken daß am menschlichen Körper wie an den Kunstwerken alle symmetrischen oder gleichen Partien von einer Masse abhängen welche sie durch ihr Volumen und ihre Wichtigkeit beherrscht, während Alles was nach oben und unten mit ihr verbunden ist ungleichförmig ist; daher kommt es daß auf der einen Seite vollkommene Symmetrie herrscht, auf der andern Ungleichheit, Verschiedenheit, Abstufung, und im Ganzen zuletzt Einheit.

Dies wird genügen um zu zeigen auf wie einfachen und soliden Principien die Theorie des Verf. ruht, und wie leicht sie sich zu jeder Zeit und überall in der Architektur wie in der Thonbildnerkunst praktisch anwenden läßt.

Zuletzt beschäftigt sich noch Ziegler mit einer Vergleichung der Formen mit den Farben. Sowie jede der erstern lediglich aus geraden und krummen Linien entstehe, so bestehe auch jede Farbe aus Schwarz und Weiß; wie die Formen theils ursprünglich, theils gemischt, theils zusammengesetzt seien, so auch die Farben. So interessant auch seine Studien über dieses Thema sein mögen, so macht das Ganze doch nicht den Eindruck wie seine Abhandlung über die Formen. Das Gesuchte in den fortwährenden Analogien ist schuld daran daß man von dem eigentlichen Ziele sich zu weit entfernt. Möge indeß trotz dieser Mängel das viele Schöne und Interessante in dem Buche nicht übersehen werden. 6.

Mancherlei.

Wir lesen: „Der Proceß religiös-sittlicher Lebensentwickelung des zweiten Adam ist gleichwesentlich Beides, eine stetige Menschwerdung Gottes und eine stetige Gottwerdung des Menschen — eben des zweiten Adam — indem auf Seiten jedes von Beidem die Tendenz seiner Lebensentwickelung gleichmäßig die ist mit der andern schlechthin Eins zu werden" (Rothe, „Ethik", II, 283). Hierin ist die Aufgabe der Philosophie und Theosophie bezeichnet, nämlich: Einswerden von der Zweiheit hinauf oder Zweiwerden von der Einheit hinunter. Der Mensch sieht über sich und unter sich (Gott, die Welt, Himmel, Erde) und er selber als Individuum ist der Eine Sehende, welcher Einheit und Zweiheit in gegenseitiger Voraussetzung auffaßt. Spinoza will kein Oben und Unten, keine Zweiheit des Seins und Werdens, sondern substantielle Geschlossenheit und Einheit beider; seine neuern Nachfolger wollen einen Proceß, eine Entwickelung in der Zeit und stellen diesen als das Absolute an die Spitze; nach Hegel wird Gott zu seinem Andern, der Natur, und nimmt diese wieder auf zur Einheit seiner selbst. Setzt man Einheit als das Erste, so muß diese zur Zweiheit sich entlassen; gilt Zweiheit als das Erste, so muß diese zur Einheit sich zusammenschließen. Letztere Voraussetzung herrscht in religiösen Vorstellungen, und diese als etwas ursprünglich Menschliches mit Recht angesehen, ist nun jener Proceß in doppelter Richtung denkbar, von unten nach oben (Gottwerdung, Vergöttlichung) und von oben nach unten (Menschwerdung, Vermenschlichung); im Menschen selber ist diese doppelte Gedankenrichtung des Processes vermittelt. Nehmen wir Materie und Geist als Ausdruck des Untern und Obern, dann sagt Vergeistigung der Materie und Materialisirung des Geistigen Dasselbe, nur in verschiedener Richtung, und auf der einen stützt sich der Materialismus, Naturalismus, auf der andern der Spiritualismus, Theosophismus. Nach jenem muß materielle Natur sich entwickelnd zum Geistigen, als ihrer Spitze, emporsteigen; nach diesem die geistige Gottheit zum Materiellen als ihrer Widerlage herabsteigen; ist der Mensch in stufenweiser Entwickelung des Natürlichen das Höchste, so muß er wegen des Untersichsehens — gleich Hercules — Gottheit werden, ist der Mensch wegen des Uebersichsehens nicht das Höchste, so muß die Gottheit zu ihm herabsteigen, sich offenbaren, welches am vollständigsten durch Menschwerdung geschieht. Jenes findet sich in allen Mythologien, dieses in allem Prophetenthum und Christenthum. Merkwürdig genug bildet der Untergang des Menschlichen — das Sterben — den Mittelring dieses Processes, ohne Tod gibt es keine Himmelfahrt und Erdfahrt. Sollte der Tod fehlen, so würden die Höchsten unter den Menschen zu Göttern, oder durch ununterbrochene Menschwerdung der Dalai-Lama zum Gott. Naturphilosophie drängt zur Vergöttlichung, Theosophie zur Vermenschlichung, erstere muß irgendwo eintauchen ins Geistige, diese irgendwo ins Materielle. Deswegen haben Theosophen so großen Hang zum Materiellen, wie Jakob Böhme zum Chemischen, Rothe zu massiven Begriffen, wie Naturphilosophen zu Nervengeistern, seelischen Potenzen und Dergleichen. Daraus erwachsen mannichfaltige Formen in allen speculativen Systemen, immer kenntlich in ihrer doppelten Richtung, und es ist ja das Uebersichschauen und Untersichschauen die Geburtsstätte der Speculation. Was dieselbe zutagebringt ist in wahrem Sinne keine Theosophie oder Kosmosophie, sondern Anthroposophie.

Nicht selten macht man die Erfahrung daß gelehrte Männer, selbst Philologen, deren sprachlicher Scharfsinn ein Milchbruder des philosophischen ist, für die abstracten Begriffe der Philosophie keine Empfänglichkeit oder kein Verständniß besitzen. Völlige Ablehnung scheint ihnen dann das Gerathenste, wenn nicht der fremde Denk- und Sprachfund zur Vermehrung ihrer Gelehrsamkeit ohne Weiteres willkommen heißt. Diese Erfahrung erklärt Vieles im Verhältniß der Philosophie zu Gelehrten und Schöngeistern. Nicht immer wird das Fremdartige der erstern von den Letztern eingestanden, und diese haben dann entweder allgemeine Abneigung gegen philosophische Speculation, oder sie verachten und bewundern die darin verborgene, ihnen unzugängliche Weisheit; das große Publicum überhaupt faßt eine ähnliche Doppelansicht. Wenn nun die Jugend auf Universitäten mit Philosophie ihre wissenschaftliche Bildung anfängt, so erhält sie Bekanntschaft mit gewissen Abstractionen, lernt diese in der Weise des Lehrers wiederholen oder verbannt sie aus dem Bereich ihrer sonstigen Einsicht; es entsteht eine Schule und ein Heer draußenstehender Gleichgültigen. Gesetzt man will ihnen Etwas entwickeln was nicht in Weise der Schule gesagt oder gedacht ist, so erzürnen sich die Anhänger der letztern wie eingeübte Recruten und Pferde gegen ein fremdes Exercitium, und die Gleichgültigen betrachten es als Spuk gegen Spuk. Ein Philosoph außerhalb bestimmter herrschender Schule spricht in den Wind, also für Niemand. Dadurch besteht das Treiben der Genossen einer philosophischen Schule neben Misachtung des größern Theils der gebildeten Welt. Kritische Widerlegung herrschender Systeme fruchten Nichts; denn ihre Anhänger können und wollen nicht einsehen, die Andern wagen und beharren nicht; Jene greifen stets in sich hinein, Diese greifen Nichts aus sich heraus, und so leben Geweihte und Ungeweihte in Trennung nebeneinander, wovon die Erstern auf Letztere mit einigem Mitleid herabsehen, die Letztern aber entweder wegsehen oder zu den Erstern mit unbestimmter Werthschätzung einer unbekannten Weisheit hinaufsehen. Altes ermüdet, Neues erfrischt, daher der Systemwechsel in Deutschland seit 50 Jahren. Resultate der Systeme machen sich breit und gewinnen dadurch bei Gelehrten und Ungelehrten. Standpunkte der Religion und Sittlichkeit christlicher Zeiten erwerben ihnen Gunst oder Ungunst. Beide sind Kant, Fichte, Schelling, Hegel zutheilgeworden. Die der speculativen Abstractionen Unkundigen ergreifen gemeinhin anfangs freudig was sie hinterher verwerfen, gleichwie Hegel's Lehre früher in Preußen ministeriell geschirmt, später als unchristlich angefeindet wurde; so priesen ein Savigny, Neander, Twesten u. A. Schelling's jüngste philosophisch-christliche Darlegungen. Wie konnte sich ihnen das Künstliche, Gesuchte, innerlich Hohle dieser Speculationen verbergen? Weil sie ungeachtet ihrer vielseitigen Kenntnisse und sonstigen Scharfsinns der speculativen Abstractionen ungewohnt waren, und das neue Exercitium leichter nothdürftig einlernen und bewundern als beurtheilen konnten, weil ihre Frömmigkeit den Einklang mit christlichen Dogmen hochschätzte und liebgewann, weil ein Kirchenglaube ihrem philosophischen Glauben den Weg bereitete. Wird Dies so bleiben? Wir wissen es nicht; doch Widerlegungen sind wirkungslos, sie werden — nicht verstanden oder sogar gescheut. 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 234. — 30. September 1850.

Die spanische Literatur im Mittelalter.

(Beschluß aus Nr. 233.)

Aber ein Werk das nicht blos als bibliographische Seltenheit und literarisches Curiosum, sondern auch seines innern Werthes wegen eine Stelle und ausführlichere Besprechung in der Geschichte der spanischen Nationalliteratur des 15. Jahrhunderts verdient, ist des Alonso Martinez de Toledo, Erzpriesters von Talavera, ascetisch-satirischer Sittenspiegel in Prosa, der unter dem Titel erschien: „Arcipreste de Talavera que fabla de los vicios de las malas mugeres, y complisiones de los hombres." Ich kenne davon eine Ausgabe zu Logroño von 1529, wo es aber schon auf dem Titel heißt: „Nuevamente añadido" *), am Schlusse steht: „Aqui se acaba el libro del Arcipreste de Talavera que trata de vicios y virtudes y reprovacion del loco amor: assi de los hombres como de las mugeres, o segun algunos llamado *Corvacho*. Impresso en . . . Logroño en casa de Miguel de Eguia: a 28 dias de Setiembre de 1529", und eine Ausgabe von „Sevilla, por Andres de Burgos: á 5 dias de hebrero de 1547"; beide große Seltenheiten und im Besitz der k. k. Hofbibliothek. Von dem Verfasser weiß man nur daß er Kaplan König Johann's II. von Castilien war, und das oberwähnte Werk, wie aus dessen Prolog erhellt, noch zu Lebzeiten dieses Königs verfaßt hat. Man hat ihm noch ein anderes Werk zugeschrieben, eine Chronik, die den Titel führt: „Atalaya de las Coronicas" und bisjetzt nur handschriftlich existirt (früher in der Bibliothek des Marques de Cábrega, und mit dieser nun an die k. k. Hofbibliothek überkommen); aber schon der Herausgeber der neuen Ausgabe von Nic. Antonio's „Bibl. hisp. vetus" hat (II, 249) nachgewiesen daß diese Chronik von einem andern Alonso de Toledo herrühre, der Baccalaureus von Cuenca war und um 1480 lebte.

Der „Corbacho" des Erzpriesters von Talavera, wie er selbst sein Werk nach dem Vorgange von Boccaccio's gleichnamigem ähnlichen Inhalts genannt hat, und unter welchem Namen es bekannter geworden ist, zerfällt in vier Haupttheile; der erste handelt von der Verwerflichkeit der eiteln Liebe (reprobacion del loco amor) und wie nur einzig die Liebe zu Gott eine heilbringende sei; der zweite schildert die Eigenschaften oder geißelt vielmehr großentheils satirisch die Laster der Weiber (diré de las condiciones y algun tanto de las viciosas mugeres); der dritte charakterisirt die Männer nach den vier Temperamenten und deren Einfluß in ihrem Verhältniß als Liebhaber (de las complexiones de los hombres cuales son, ó qué virtudes tienen para amar, ó ser amados); der vierte endlich widerlegt die Anhänger fatalistischer Doctrinen, weil diese gewöhnlich ihre sündhafte Liebe als Schicksalsbestimmung entschuldigen zu können glauben (concluiré reprobando la comun manera de hablar de los fados, venturas, fortunas, signos, planetas, . . . y esto por cuanto algunos quieren decir que si amando pecan, que su fado y ventura gelo procuraron). Man sieht schon aus dieser kurzen Angabe des Hauptinhalts wie wichtig dieses Werk als Sittenspiegel ist; es ist aber nicht minder merkwürdig als Denkmal der spanischen Prosa, und zwar gerade in der schwierigsten Gattung, der satirischen. Denn wenn man den schwerfälligen Pedantismus und die geringe Bildung der doctrinairen Prosa jener Periode billigerweise berücksichtigt, so muß man erstaunen über unsers Erzpriesters Leichtigkeit, oft dramatische Lebendigkeit, Fülle von Beredtsamkeit, die ungewöhnliche Macht über die Sprache und ihren charakteristischen Gebrauch je nach den zu schildernden Gegenständen und Personen vom erhabenen Stile in den ascetischen und paränetischen Partien bis zur Sprache des gemeinen Lebens und der Straßenberedtsamkeit des Volks in den oft sehr drastischen satirischen Sittengemälden, indem der Verf. sehr oft mit großer Leichtigkeit in die zu schildernden Persönlichkeiten und Charaktere sich objectivirt und in dramatisch gehaltene Monologe und Dialoge übergeht. Denn wiewol auch er natürlich nicht versäumt seine Gelehrsamkeit bei jeder Gelegenheit pedantisch auszukramen und außer den kirchlichen und altclassischen Schriftstellern

*) Mendez, „Tipographia española", S. 304—306, führt in der That zwei frühere Ausgaben an, die eine von Toledo 1498, die noch blos den „Tratado contra las mugeres" enthielt, und die andere ebenda 1518, die schon mit dem dritten und vierten Theil von den „Complexiones de los hombres" und der „Reprobacion de los fados y fortunas" vermehrt ist.

häufig auch Boccaccio citirt *), so gibt er doch vielfach die sprechendsten Proben daß er es auch verstanden unmittelbar aus dem Leben zu schöpfen, daß er eine reiche Menschenbeobachtung besessen, besonders des weiblichen Charakters und Herzens, und daß er mit nicht gewöhnlichem Talent die Schwächen und Laster seiner Zeit herauszufinden und darzustellen wußte, wobei er keines Standes, selbst nicht des geistlichen, schonte. Kurz: der Erzpriester von Talavera ist ein Geistesverwandter und würdiger Nachfolger des Erzpriesters von Hita, den er auch gekannt und citirt hat (I, Cap. 4: „y un exemplo antiguo es el cual puso el arcipreste de Hita en su tratado“), und er war gewiß von bedeutendem Einfluß auf den Verfasser der „Celestina“, mit der sein Werk in Beziehung auf den Gegenstand so viele Berührungspunkte darbot, und in Beziehung auf Stil und Sprache die unverkennbarste Aehnlichkeit hat. Denn der „Corbacho“ ist nächst der „Celestina“ die reichste Fundgrube für die Idiotismen und die Sprichwörter der spanischen Umgangssprache jener Zeit. Es ist daher jedenfalls nur zu billigen daß dieses lange genug ungebührlich vernachlässigte und der Seltenheit der alten Ausgaben wegen schwer zugängliche Werk von den Herausgebern der „Biblioteca de autores españoles“ in dieselbe aufzunehmen versprochen worden ist.

Doch kann ich mich nicht enthalten eine kleine Probe aus dem „Corbacho“ als Beleg zu dem Gesagten zu geben, indem ich aus Parte III, cap. 8 (en que se demuestra la complexion de los coléricos) eine Stelle hersetze, worin er einen Choleriker als Liebhaber schildert:

Hacen estos tales amando mucho mal. Lo uno porque de sí son movidos y á un punto enojados, y tienen las manos prestas á las armas y á herir. Estos tales son sacadores de sangre, que en pocos ruidos se hallan que no sacan sangre. Porende las mugeres aman á estos mucho por vengar sus injurias, y que ninguno ni alguna no les ose decir peor de señoras teméndolos, porque si alguno ó alguna les diga alguna cosa mal dicha, ó que les no place, luego revienta su corazon en lágrimas y sollozos, cuando entienden que ha de venir él á casa. Ecuando el hombre entra ella está escondida ó hace que se esconde por desgaire, y dice á los de casa el marido ó amigo cuando él viene: „¿Dó, hulana, dó tu señora?“ „Señor, allá está en el palacio y mucho triste y llorosa.“ Ecuando ella sale Comienza ella de alimpiar sus ojos de las lágrimas, y á las veces se pone saliva en los ojos porqué parezca que ha llorado, y frégalos un poquito con las manos y dedos, por qué se muestren vermejos, encendidos y turbados, y luego esconde la cabeza entre los brazos, y la vuelve cuando la mira hacia la pared. Y el otro dice luego: „¿Qué has amiga?“ Ella responde: „No nada.“ „Pues díme, señora, ¿porqué lloras?“ Responde: „No, por nada.“ „Pues ¿qué cosa fué esta? ¡Asi goces de mí!“ „No, os digo que no nada.“ „Díme ¡pesa á tal! señora, ¿qué

*) Literarhistorisch beachtenswerth sind unter seinen Citaten das Gerson's (im Prológo), das der „Historias de caballeria, en las cuales á las veces ponen e. porb.“ (I, Cap. 20); das der „Geschichte von der ausgesperrten Frau“ (II, Cap. 1); das der „Representaciones“ („Representacion hacen en el carmen de la pasion“ (II, Cap. 9); der „Patrañas y romances“ (II, Cap. 14); und der „Tristan de Leonis“ und „Lanzarote de Lago“ (IV, Cap. 9).

cosa es, ó quién te enojó?“ Responde ella: „Lloro mi ventura.“ Y luego comienza de llorar y los ojos de recio alimpiar, tragando la saliva mas veninosa que rejalgar, y dice: „Parécevos esto bien, fulana me ha deshonrada en plaza, y como muy bien á su voluntad, llamándome puta amigada; díjomé puta casada, y díjome tales y tales injurias que mas quisiera ser muerta que ser á vuestro poder venida. ¡Ay de mí cuitada! agora soy disfamada y deshonrada, y ¿de quién? de una puta bellaca, suela de mi zapato, ó de un bellaco vil, suela de mi chapin. Pues si esto vos parece que yo debo sufrir, antes renegaria de mí. En Dios y en mi ánima antes me fuese con un moro de allende la mar, ó con el mas vil hombre de pié que en Castilla oviese: que no digo más.“ Luego el otro como es colérico y en un punto movible, sin deliberacion alguna rebata las armas, y bota por la puerta fuera sin saber, si es verdad, ni hacer otra pesquisa: sino á dicho de una que esparte forma, y se daria al diablo por ver destruida ó destruido á aquel que la ha injuriado.

Ein anderes, erst neuerlich zum ersten mal im Druck erschienenes Prosadenkmal des 15. Jahrhunderts ist die „Chronik der Könige von Navarra“ des durch seine Bildung und Liebenswürdigkeit wie durch sein trauriges Schicksal berühmtgewordenen Prinzen Karl von Viana, über dessen Leben und Schriften auch Hr. Clarus einige Notizen beigebracht, aber die Chronik selbst nicht zur Hand gehabt hat. Der erste Druck davon erschien unter folgendem Titel: „Crónica de los reyes de Navarra escrita por Don Cárlos Principe de Viana, y corregida en vista de varios códices, é ilustrada con notas por D. José Yanguas y Miranda“ (Pamplona 1843). Sie gibt eine genealogisch-historische Uebersicht der Reihenfolge der Könige von Navarra von den ältesten Zeiten bis auf Karl III., den Großvater des Prinzen; sie bricht also leider gerade da ab, wo der Prinz als Zeitgenosse eine wichtige Quelle hätte werden können und sein Werk mehr den Charakter von Memoiren bekommen hätte; auch scheint es aus dem einer der Handschriften vorgesetzten „Prólogo“ daß er wirklich die Absicht hatte die Geschichte seines Großvaters und Vaters und seiner eigenen Erlebnisse und der Verfolgungen die er von seinem Vater erduldet, noch hinzuzufügen, trotz der auch darin ausgesprochenen kindlichen Pietät. *) So ist sein Werk wirklich nur eine chronikartige Compilation, und erhebt sich nirgend zum historischen Pragmatismus oder zu lebendigerer Darstellung; auch der Stil ist ein sehr pedestrer, und die Sprache kennzeichnet durch häufige Catalanismen das Vaterland des Verfassers und der Copisten.

Endlich kann ich noch Hrn. Clarus' Vermuthung (II, 442) bestätigen: daß auch Martinez de la Rosa, dessen „Hernan Perez del Pulgar, él de las hazañas. Bosquejo historico“ (Madrid 1834) mir vorliegt, die

*) Die Stelle, worin er sich zu entschuldigen sucht wenn er dadurch etwa der Ehre seines Vaters zunahetrâte, mag als ein Beweis seines edlen Herzens und als Stilprobe hier stehen: „Otro si, nos podiera é debiera escusar porque se tracta de los fechos tocentes al Señor rey nuestro padre, cuya honra debemos é somos tenidos do acatar: pero si miramos en que grado nuestra justicia é verdat nos abstringe, á la defension é sostenimiento daquellas, esta sola causa nos seria asaz suficient para la proseccucion de la presente escritura, etc.“

Verschiedenheit dieses Kriegshelden von dem gleichnamigen und fast gleichzeitigen Chronisten schlagend nachgewiesen hat; zugleich aber auch dem Kriegshelden eine Stelle unter den Historikern vindicirt hat, indem er dessen auf König Karl's V. Wunsch geschriebene, sowol durch ihre Autorität als durch ihre anspruchslose Treuherzigkeit und Naivetät sehr interessante Biographie seines noch berühmtern Waffengenossen Gonzalo de Córdoba: „Breve parte de las hazañas del excelente nombrado Gran Capitan", zum ersten mal durch den Druck, als Anhang seines Werkes, bekanntgemacht hat.

F. Wolf.

Shakspeare und die Bibel.

Man spürt jetzt eifrig allen Quellen nach aus denen der große Dichter schöpfte; eine der wichtigsten, der er ohne Zweifel einen bedeutenden Theil seiner Bildung verdankte, hat man bisher fast gänzlich außer Acht gelassen. Dies ist die Heilige Schrift. Ueberall in seinen Werken findet man Stellen und Gedanken die er ihr fast wörtlich entlehnte; wir wollen zum Beweise einige der schlagendsten hier gegenüberstellen:

Aus der Bibel:	Aus Shakspeare's Werken:
Und ob ich rauh bin im Reden. (2. Korinth., 11, 6.)	Rauh bin ich in meiner Rede. („Othello", Act 1, Scene 3.)
Auf daß deine Augen verschmachten und deine Seele sich gräme. (1. Samuel., 2, 33.)	Zeigt seine Augen und betrübt sein Herz. („Macbeth", Act 4, Scene 1.)

Dies ist im Englischen noch übereinstimmender. Hier lautet die Bibelstelle: „Consume thine eyes and grieve thy heart", und die Stelle im „Macbeth": „Shew his eyes and grieve his heart."

Aus der Bibel:	Aus Shakspeare's Werken:
Was du thust, das thue bald. (Ev. Joh., 13, 27.)	Gut wär's wenn es bald gethan wäre. („Macbeth", Act 1, Scene 7.)
Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich verbrannt. (Hoheslied, 1, 6.)	Laß mich dir nicht misfallen wegen der Farbe meiner Haut, der dunkeln Livrée der brennenden Sonne. („Kaufmann von Venedig", Act 2, Scene 1.)
Da sprach der Herr: Warum lachet Sarah? . . . Da leugnete Sarah und sprach: Ich habe nicht gelacht. (1. B. Moses, 18, 13 u. 15)	Warum lachtet Ihr als ich sagte: Der Mensch entzückt mich nicht. Mylord, solcher Stoff war nicht in meinen Gedanken. („Hamlet", Act 2, Scene 2.)
Da das Abimelech hörte daß sich alle Männer des Thurms zu Sichem versammelt hatten. Ging er auf den Berg Zalmon mit allem seinem Volk, das bei ihm war und nahm eine Axt in seine Hand und hieb einen Ast von Bäumen und hob ihn auf, und legte ihn auf seine Achsel und sprach zu allem Volk das mit ihm war: Was ihr gesehn habt, das ich thue, das thut auch ihr eilend wie ich. Da hieb alles Volk ein jeglicher einen Ast ab und folgten Abimelech. (B. der Richter, 9, 47—49.)	Was ist das für ein Wald vor uns. Birnam's Wald. Laßt jeden Krieger einen Ast abhauen und vor sich tragen, wir beschatten dadurch die Zahl unsers Heeres. Es soll geschehen. („Macbeth", Act 5, Scene 4.)
Der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen. (Ev. Matth., 26, 23.)	Wer kann ihn seinen Freund nennen, der in dieselbe Schüssel taucht. („Timon von Athen", Act 1, Scene 2.)
Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte, denn es war ein Dieb und hatte den Beutel. (Ev. Joh., 12, 6.)	Timon ist dieses Burschen Vater gewesen und hielt dessen Credit mit seinem Beutel aufrecht. („Timon von Athen", Act 4, Scene 3.)
Was ist der Mensch daß du seiner gedenkest? — Mit Preis und Ehre hast du ihn gekrönt und hast ihn gesetzt über die Werke deiner Hände. Alles hast du untergethan zu seinen Füßen. (Ps., 8, 4. Hebr., 2, 6—8.)	Welch ein Werk ist der Mensch, wie edel in Vernunft, wie unbegrenzt in Fähigkeiten, in Gestalt und Bewegung, wie ausdrucksvoll und bewundernswürdig, im Handeln wie gleich einem Engel, im Begreifen wie ähnlich einem Gott, die Schönheit der Welt, das Muster der Thiere. („Hamlet", Act 2, Scene 2.)
Und ich ergriff ihn bei seinem Bart und schlug ihn und tödtete ihn. (1. Sam., 17, 35.)	Ich packte den beschnittenen Hund bei der Kehle und schlug ihn. („Othello", Act 5, Scene 2.)
Und die Erde erbebte und die Felsen zerrissen und die Gräber thaten sich auf, und standen auf, viele Leiber der Heiligen die da schliefen. Und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung und kamen in die heilige Stadt und erschienen vielen. (Ev. Matthaei, 27, 52—53.)	In dem höchsten und blühendsten Zustande Roms, kurz ehe der mächtigere Julius fiel, standen die Gräber ohne Bewohner und die Todten mit Leichengewändern angethan schrien und schwatzten in den römischen Straßen. („Hamlet", Act 1, Scene 1.)

Eine höchst merkwürdige Uebereinstimmung endlich findet sich zwischen der Gefangennehmung Christi im Garten von Gethsemane und der zweiten Scene des ersten Acts im „Othello". Wie der Erlöser sieht auch der Mohr von Venedig, umgeben von seinen Anhängern, eine bewaffnete Bande mit Fackeln sich nahen, und redet sie fast mit denselben Worten an, mit denen der Heiland zu Simon Petrus spricht (Ev. Matth., 26, 52. Ev. Joh., 18, 11): „Steckt eure blanken Schwerter ein, es macht der Thau sie rostig." „Wäre in der Laune ich zu fechten, hätt' ich ohne Einflüsterer es auch gewußt."

Es lassen sich noch gar viele solche Parallelstellen in Shakspeare's Werken auffinden, die hier mitgetheilten werden aber hinreichen das zu Anfang Gesagte zu bestätigen.

72.

Bibliographie.

Defoe, D., Abenteuer des Robinson Crusoe. Illustrirt durch 206 Holzschnitte nach Grandville. Uebersetzt von L. v. Alvensleben. 2te Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 15 Ngr.

Dräseke, J. H. B., Nachgelassene Schriften. Herausgegeben von T. H. T. Dräseke. 1ster Band. — A. u. d. T.: Predigten über die Stufenlieder. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 22½ Ngr.

Goltdammer, T., Preußen-Lieder. 1stes Heft. Berlin Decker. Br. 8. 2½ Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 15ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Wiener Revolution von F. A. Nordstein. Mit dem Portrait des Erzherzogs Johann. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Hilgenfeld, A., Die Glossolalie in der alten Kirche, in dem Zusammenhang der Geistesgaben und des Geisteslebens des alten Christenthums. Eine exegetisch-historische Untersuchung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 25 Ngr.

Köhler's, H. K. E., gesammelte Schriften. Im Auftrage der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von L. Stephani. 1ster und 2ter Band. — A. u. d. T.: Serapis oder Abhandlungen betreffend das griechische und römische Alterthum. Zwei Theile. Petersburg. Lex.-8. 6 Thlr. 4 Ngr.

Koeppen, P. v., Ueber die Deutschen im St. Petersburger Gouvernement. Mit einem Vorworte über die ethnographische Karte des genannten Gouvernements und einem Anhang über die auf derselben vorkommenden Dorfnamen. Petersburg. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Körber, C. F., Deutung und Erklärung der meisten und vorzüglichsten Tauf- oder Vornamen größtentheils nach ihrer richtigen Abstammung, mit Angabe ihrer Ursprache, nebst einem Anhang enthaltend: Erläuterung der vorzüglichsten Vor- und Endsilben altdeutscher Tauf- oder Vornamen. Gera, Heinsius. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.

Minutoli, J. v., Friedrich I. Kurfürst von Brandenburg und Memorabilia aus dem Leben der Markgrafen von Brandenburg aus den Quellen des Plassenburger Archivs. Mit 3 lithographirten Beilagen. Berlin, A. Duncker. Ler.-8. 4 Thlr.

Oersted, H. C., Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Religion. Ein Supplement zu: Der Geist in der Natur. Deutsch von K. L. Kannegießer. Mit einem Vorworte von P. L. Möller. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmaltz, M. F., Neue Predigten über die in Hamburg neu angeordneten biblischen Abschnitte gehalten. 8ter Jahrgang. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Neue Predigten während der allgemeinen Völkerbewegung d. J. 1850 in Hamburg gehalten. Zwei Bände. Hamburg, Meißner. Gr. 8. 2 Thlr.

Somssich, P. v., Das legitime Recht Ungarns und seines Königs. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Stein, L., Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. 3ter Band. — A. u. d. T.: Das Königthum, die Republik und die Souveränetät der französischen Gesellschaft seit der Februarrevolution 1848. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Begründung der gegen die Aufhebung der Familien-Fideicommisse gerichteten Proteste. Breslau, Max u. Comp. 1849. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Hofmann, J. C. K., Die schleswig-holsteinische Geistlichkeit und die evangelische Kirchenzeitung. Ein Wort zu Schutz und Trutz. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 4 Ngr.

Patow, R. v., Beleuchtung der auf der Zoll-Konferenz in Kassel vorgeschlagenen Zolltarifs-Veränderungen. Berlin, Decker. Ler.-8. 5 Ngr.

Der Prophet Sacharja auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche in Dresden. Ein offenes Wort an Hrn. Oberhofprediger Dr. Harleß über seine am 21. Juli d. J. gehaltene Landtagspredigt und zugleich ein Votum gegen das Einschmuggeln pharisäischer Grundsätze in die evangelische Kirche. 3te und 4te Auflage. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Ngr.

Schleswig-Holstein's Entscheidungskampf. Eine getreue Darstellung der neuesten Ereignisse nach authentischen Berichten eines deutschen Offiziers. Mit Rückblicken auf das Recht der Herzogthümer, das Verhalten der europäischen Diplomatie und die Betheiligung Deutschlands. 1stes Heft. Nebst Portrait des Obrist von der Tann und Abbildungen des Kampfes um Schleswig. Meißen, Goedsche. 8. 5 Ngr.

Zum Gedächtniß August Neanders. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Inhalt des Monats September.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 235. —— 1. October 1850.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmann. 1850. 8. 2 Thlr.

Zu des Dichters tiefsten Schmerzen gehört nicht die Nichterkennung, sondern die Miskennung. Ueber jene mag er sich hinwegsetzen wenn er es wirklich ist, er appellirt an das Urtheil der Zukunft. Das kann er zwar auch wenn sein Sinnen und Streben gänzlich verkannt wird; es gehört aber ein höherer Grad von Resignation dazu, mitten im Treiben der Zeit der er angehört, für die er denkt, strebt, wirkt, von der Meinung als verdächtigt beiseitegeschoben, oder gar als ein Abtrünniger und Verräther bezüchtigt zu werden. Dies harte Loos widerfuhr dem Dichter des „Der letzte Ritter", der „Spaziergänge eines wiener Poeten", dem Sänger des „Schutt"; und die Verhältnisse erlaubten ihm nicht sofort auf diese Verdächtigung zu antworten. Er hat es später durch die That gethan in Frankfurt. Es kann wol kein Zweifel mehr über die Unwandelbarkeit seiner Gesinnungen obwalten, wenn man nicht Das dahin rechnet daß auch den edeln Geist einmal der Unmuth über die Schlechtigkeit und Gemeinheit überschleicht, und er schweigt wo Andere erwarteten daß er reden werde. Er hat jetzt wieder geredet, und wäre uns sein neuestes Dichtergeschenk auch um nichts Anderes von Werth, so doch darum daß es uns den unverkümmert nach dem Ziele hinstrebenden Geist des Mannes zeigt welches der Jüngling sich gesetzt. Anastasius Grün ist nicht untergegangen in den Wogen der Zeit die über seinem Haupt zusammengeschlagen, er hat die Hoffnungen denen er gelebt nicht für Thorheit erkannt, weil der trunkene Wahnsinn damit ein frivoles Spiel getrieben. Er sieht den Frühling noch immer hinter der Steppe und hinter den Alpen, und wird er für ihn nur zur Fata Morgana, so lebt er doch der Zuversicht daß die kommenden Geschlechter auf seinen Blumenwiesen wandeln werden.

Dem wahnsinnigen, nun von seinen Leiden durch den Tod befreiten Freunde Lenau widmet er das Gedicht:

> Dein Banner war tiefschwarze Seide,
> Ich schwang ein rosenfarb Panier;
> Sie standen nicht genüber! — Ihr,
> Die beide wob, senkten sich beide.

Wieviel ist damit gesagt! Das Gedicht was uns vorliegt war begonnen schon vor der „Märzenzeit", Lenau hatte es „im Keime" geliebt:

> Die Sonne jenes heil'gen Märzen
> Fand es schon flügg' und flugbereit —
> Zu klein schien's nur der großen Zeit,
> So barg ich's scheu im stillen Herzen.

Aber:

> Ins Gotteswerk griff Gottes Affe,
> Stahl ihr Panier und Feldgeschrei,
> Die Thorheit rief: Auch ich bin frei!
> Die Unthat prunkt in heil'ger Waffe.
>
> Sie aber wandte ihre Sohlen
> Mit Grausen von des Gräuels Flur —
> O glückt' es die verwehte Spur
> In Enkelzeiten einzuholen!

Das ist der fast trostlose Seufzer, nicht hoffentlich der Deutschen im Allgemeinen, aber der Oestreichisch-Deutschen. Wir lassen ununtersucht ob es anders wäre wenn der Oestreicher anders in Frankfurt gehandelt, wenn der Patriot dort später alle Kraft angestrengt um einer Selbsttäuschung zu begegnen, die ihm wie Allen die Rückkehr der Göttin verkümmert. Ihre Sohlen berührten ja noch den vaterländischen Boden, nein sie fußten fest und sicher, wenn —: die Politik soll uns hier nicht irren in der Anerkennung des Dichters, der in sich fest blieb, der guten Sache erhalten, auch wo der nächste Boden unter ihm wankte, oder schon zusammengestürzt ist.

In dieser schweren Zeit dringt schwer ein Lied durch wenn es nicht die Accorde ihres Hasses, ihrer Hoffnung oder ihres vernichtenden Spottes anschlägt. Keins von Diesem ist hier der Fall. Wir prophezeien dem „Pfaff vom Kahlenberg" kein besonderes Glück

unter Denen die heute nach Dichtung verlangen, und doch wäre es tiefschade wenn diese neueste Schöpfung Grün's unbeachtet unterginge, oder auch nur beiseitegeschoben würde; denn es erscheint uns darin der volle Dichter in seiner frischen, warmen Schöpfungskraft, und in der Fülle seiner Gedanken, die er in immer neue Gleichnisse aus der Natur zu hüllen weiß. Hören wir ihn selbst wie er einen seiner Helden durch eine Wildschlucht pilgern läßt in deren Wildniß Mönche die Cultur zu bringen bestimmt sind. Er verläßt den Helden, und tritt selbst vor:

> Und Spannen Zeit und Weges weiter
> Seht ihr des Liedes Dichter wallen,
> Auch er sinnt Tod, doch sinnt er heiter
> Des Leibes und Gesangs Zerfallen;
> Er spürt des Lebens ewigen Geist
> Im Windhauch der einst Wald hier säte,
> Im Beil das dann zum Feld ihn mähte,
> Im Bauherrn den dies Kloster preist,
> Im Schutzherrn der's zerfallen heißt.
> Auf Dichters Haupt ein Reis zu senken,
> Braucht ihr den Waldbaum nicht zu kränken.
> Daß seines Schreitens durch die Erde
> Ein mal, nur eine Stapfe werde,
> Möcht' er in brachen Seelenboden,
> Durch den nur weicher Vogelsang
> Und üppig Waldesrauschen klang,
> Zwei Mönche setzen, ihn zu roden:
> Den Mannesstolz, den Mannestrutz,
> Von strenger Regel, von schlichtem Putz,
> Zu jäten alten todten Dorn,
> Zu pflanzen schweres Zukunftkorn.
> Noch segnend zieh'n im Saatengleise
> Die Seelen jener Mönche leise;
> So mag das Lied einst zieh'n durchs Land
> Im Geisterreigen, unentdeckt,
> Vielleicht in Thaten die's geweckt,
> Am Lichte schreiten unerkannt.

Das ist des Dichters Wunsch als Philosoph, Politiker, Humanist. Ist es aber auch die Aufgabe des Dichters? Ist es nicht die vielmehr: den Gedanken der ihn entzündet zu gestalten, zu verkörpern, ihm soviel Mark, Schönheit, Farbe, Licht, Glanz zu geben daß er sich die Welt der Sinne erobere? Ist es genug daß er leis dichtete um nur hier und da in die Strömung der Zeit Etwas von seinem Hauch zu streuen, damit der eisige Strom wärmer hauche oder der Gluthauch gekühlt werde! Der Gedanke den Graf Auersperg hier ausspricht ist philanthropisch sehr schön, aber wenn der Dichter sich von ihm ganz leiten läßt, geräth er auf die Abwege in die Grün hier verfallen ist. Sich schaukelnd auf süßem Naturbehagen läßt er sanft einfließen was in ihm glüht und dämmert, die Ahnung einer bessern Welt, kommender vermischter Zustände, die ihm bereits in den Erscheinungen der Natur und Geschichte repräsentirt scheinen; aber so erfüllt er nur die Aufgabe eines melodienumrauschten Musikers, er accompagnirt statt zu schaffen. Das mag ganz gut sein wem Gott keine andern Kräfte gab, aber Grün besitzt sie. Er trat schaffend auf in seinem „Der letzte Ritter". Warum nicht mehr, warum jetzt nur als Musiker?

Der Leser, und nicht der gewöhnliche allein, hat eine schwere Aufgabe sich in das Gedicht hineinzufinden. Er weiß nicht wo der Anfang, wo der Ausgang, wo die Mitte. Bilder, Empfindungen, Thatsachen, Gedanken, Gleichnisse wechseln wie wir uns die rollenden Prairien Amerikas vorstellen: Hügel und Thal mit üppigem Kräuterwuchs und einem blendenden Blumenflor überdeckt, die Sinne athmen Wohlgeruch und Wonne, aber die Aussicht, die Uebersicht, die Perspective fehlt. Der Wanderer versinkt oft in dem duftigen Grasmeer, dessen Blüten und Ideen ihm über den Kopf zusammenschlagen, aber der Weg fehlt ihm. Zwar hat er den Blick immer in das unermeßliche Azurblau des Horizonts, er sieht ihn in seiner Sonnenklarheit und in seiner Sternenpracht; aber der Mensch kann nicht immer den Kopf nach dem Himmel recken, noch soll er es. Des Dichters Wille ist es ja gerade daß der Leser sich mit ihm versenken soll in die nächste ihm erscheinende Natur, und in Gleichnissen symbolisirt er die ganze geistige Weltordnung im Wehen des Halmes, im Spiel des Sonnenscheins auf der entfalteten Blüte. So hat jedes Blatt, jede Faser auf die wir treten Bedeutung, aber vor dem vielen Bedeutungsvollen vergeht uns der Sinn für die Bedeutung des Ganzen. Wir sehen nicht allein den Weg vor uns nicht, den der Dichter nicht für nöthig fand uns vorzuzeichnen, sondern, um im Gleichniß der amerikanischen Blumenwiese zu bleiben, wir machen uns auch selbst nicht den Pfad auf dem wir nach dem Punkte von wo wir ausgingen zurückkehren könnten; denn die Gräser und Blumen schießen wenn unser Fuß sie verließ wieder elastisch in die Höhe.

Mit Einem Wort, wir sehen den vollen Dichter vor uns, den sinnigen, reichen, unter dessen Zauberstab die Blätter, Steine, das Staubkorn selbst sich erschließt, und ein Geheimniß uns enthüllt, einen Dichter der voll ernster, hoher Gedanken sich auf den Flügeln lieblicher Verse hintragen läßt über die sonnige Welt, und dann und wann mit jenem Zauberstabe die Wolkenschichten theilt, und uns seine Zukunft zeigt; aber dem Gedichte fehlt der Körper. Der Gott der sich der Welt offenbaren wollte mußte in menschlicher Incarnation uns näherkommen, „mitzufühlen Schmerz und Qual". Wir verlangen Dasselbe vom Dichter. Die Zeiten wo man für Tiedge's „Urania" schwärmte sind vorüber, wenn sie jemals ernstlich dawaren. Wir wollen Menschen, Personen, eine Handlung mit einem Abschluß sehen. Alles Das ist freilich da, wird der Dichter uns entgegnen, ja, aber das Gras auf der Wiese ist höher als die Menschen, und wenn wir auf einer Wiese uns ergehen und spielen, wollen wir uns zwar am frischen Grün und Duft der Gräser weiden, vor Allem aber uns untereinander sehen.

Diese Formationsgabe, die Kraft scenisch und perspectivisch die Gestalten und Gedanken zu gruppiren, daß trotz allen Duftes der Dichtung uns die Anschauung des Ganzen bleibt, die Höhen und Ruhepunkte, von wo wir nach der Wandelung in den duftigen Gründen die Ge-

gend übersehen, Dies vermissen wir nicht allein in dieser, auch schon in andern Dichtungen Grün's. Wäre hier blos ein Sichgehenlassen der dichterischen Natur die Schuld, oder ist es die eigenthümliche Lage in welche der Dichter vor dem März, und jetzt leider wieder nach dem März gerathen ist? Wir meinen damit, wie sich von selbst versteht, nichts dem Dichter persönlich Angehendes, es ist die traurige Lage aller seiner östreichischen Landsleute in deren Brust ein wahrhaftes Herz für Deutschland schlägt. Sie müssen träumen oder heucheln. Heucheln kann Anastasius Grün nicht. Aber dem Dichter rufen wir zu daß er sich einmal wiederzusammenraffe, in ein Stahlbad, wäre es auch nur seiner Krainer Alpen, bemühe, damit die zerfahrenden Kräfte seiner Dichternatur sich wieder setzen, und er einen positiven, markigen Körper producire, der immerhin mit sammetnem Moos weich ausgestattet sei; aber das Moos soll nicht der Stoff des Körpers scheinen. Man soll wenn man zufaßt Knochen fühlen. Anastasius Grün kann es, er ist es sich, seinem Vaterlande schuldig.

Es ist ein Stück östreichische Geschichte in diesem Gedicht, aber noch mehr Tradition. Daß wir Das so schwer herauslesen müssen! Es sind drei Personen an welche sich die Masse anschließt, ohne doch organisch mit ihrem Gliederbau verbunden zu sein, ein ritterlicher Dichter und Humorist Nithart, ein habsburgischer Herzog von Oestreich Otto, von dem man nicht viel weiß, und der Pfaff Wigand vom Kahlenberg, welcher der östreichisch-wiener Tradition angehören mag, wo uns antiquarische Forschung anzustellen nicht geziemt was daran Wahres ist. Er ist, wie Nithart, die Verkörperung der Anschauungen des Dichters selbst, der Anschauungen welche hoch hinauf in den Himmel gehen, und ihr goldenes Haus in die Zukunft bauen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Geschichte französischer Städte.

Ein umfängliches und durch seinen Inhalt sehr bedeutendes Werk für die Aufklärung, der Sittengeschichte Frankreichs ist wiederum vollendet worden. Zu seiner Empfehlung werden die nachstehenden Auszüge aus der „Histoire des villes de France par *Aristide Guilbert* et une société de membres de l'Institut, de savants, de magistrats etc." dienen:

In Beaucaire ward um das J. 1274 in den schönsten Tagen des Frühlings, unter einem strahlenden Himmel ein vollkommener prachtvoller Hof abgehalten. Heinrich II., König von England, und Alfons, König von Aragonien, die eigentlich dabei zugegen sein sollten, kamen nicht; aber dafür kamen in Masse die durch ihre Waffenthaten, ihre Geburt und ihren Reichthum berühmtesten Seigneurs des Languedoc und der Provence; es kamen, um Abwechselung in die Belustigungen zu bringen, Troubadours, Musiker und Jongleurs. Raymond Graf von Toulouse, der den Hof hielt, begann seine Freigebigkeiten mit einem Geschenke von 100,000 Sous an den Chevalier von Agoult, von denen 50 eine feine Mark Silber werth waren. Agoult vertheilte diese 100,000 Sous sofort wieder an 1000 Ritter welche zugegen waren. Auf Befehl Rambaud's, eines dieser Ritter, wurden mit einem Pfluge Furchen in ein Feld gezogen und 30,000 Sous hineingesäet. Die Armen waren dann gar eifrig beim Erntefest! Der Luxus dieser Feste war so groß daß Guillaume Gros de Martel, welcher die 300 Ritter seiner Begleitung unterhielt, diesen die Speisen nur bei der Flamme von Wachskerzen zubereiten ließ. Aus einer grausamen, seltsamen und nutzlosen Prahlerei ließ Raymond von Venouse dann noch 30 seiner schönsten Pferde vor der Versammlung verbrennen, von der man eher Entrüstung als Beifall hätte erwarten sollen.

Diese Notiz findet sich mit tausend andern ebenso interessanten in einem der fünf Foliobände der „Histoire de Languedoc" von Vaisette. Wer soll aber diese Bände durchlesen? Das Werk von Guilbert ist dafür kürzer, leichter zu gebrauchen, und hundert mal anziehender. Derselbe Uebelstand findet bei der „Histoire du Béarn" von Demarca statt, bei der „Histoire de Bretagne" von Dargentrée, bei Michel de Chabrol's „Commentaires sur la coutume d'Auvergne" sowie der „Histoire de l'Alsace" vom Pater Laguille. Unsere Neugierde, welche weit gieriger ist als ausdauernd, vermag mit diesen Foliobänden nicht umzugehen, und man ist daher dem Verfasser der „Histoire des villes de France" für seine sorgfältige Mühe viel Dank schuldig. Wir folgen ihm auf seiner Wanderung durch Frankreich, und geben noch einige der von ihm gesammelten interessanten Notizen.

Wenn Beaucaire durch die ritterlichen Schauspiele ergötzt wurde, so wurde es durch den Handel dafür bereichert. Seine Messe rivalisirt mit der Leipzigs, Nowgorods und Sinigaglias. Nach einer Rechnungsablage von 1790 durch den Generalpachter Thierrat belief sich die Summe der Geschäfte welche während der Messe abgeschlossen wurden auf 41,145,300 Fr.

Weiter nach Westen über Toulouse kommen wir nach St.-Jean-de-Luz, einer Gruppe weißer Häuser auf einer Erdzunge zwischen den Pyrenäen und dem Ocean. Die Stadt wird von kühnen Matrosen bewohnt welche sich durch den Walfischfang auszeichnen. Ludwig XIV. feierte daselbst im J. 1660 seine Vermählung mit der Infantin Maria Theresia. Die große Mademoiselle glänzte sehr auf dem Balle, trotz ihrer Trauer um den Herzog von Orleans, ihren Vater: denn sie trug 20 Reihen dicker Perlen als Schärpe, „was", wie ein damaliger Bericht sagt, „eine eigenthümliche, aber sehr theuere Trauer war". „Der König", erzählt ein anderer Bericht, „war in ein Kleid und einen Mantel von Goldbrocat gekleidet der mit schwarzen Spitzen ganz überdeckt war."

Bei Gelegenheit von Loches, dem Staatsgefängniß Ludwig's XI., wird uns die Rechnung über die Marterwerkzeuge und andere Dinge welche verbraucht wurden mitgetheilt. Da heißt es im bunten Gemisch:

„Dem Simon Moreau, Apotheker in Tours, die Summe von 16 L. 2 S. 6 D. für etliche von ihm gelieferte Rosenwasser, Gewürze, Rosenessige und andere wohlriechende Flüssigkeiten um die Kammer zu räuchern wo der König von Secille, Monseigneur der Herzog von Guienne, und andere Seigneurs in den Schlössern Amboise und Tours gewohnt haben."

„An Guion de Brok, Stallmeister, Seigneur de Bar, Haushofmeister unsers Sire des Königs, die Summe von 60 Livres für Besorgung des eisernen Käfigs, welchen der besagte Seigneur im Schlosse Douzain zur Sicherheit und Aufbewahrung der Person des Cardinals d'Angiers hat machen lassen."

„An Clément Brocheteau, Schlosser in Thouars, die Summe von acht Livres zur Bezahlung von drei dicken Ketten aus großen Ringen, ferner Schlössern und andern Dingen, um einige Personen zu fesseln die unlängst als Gefangene eingezogen worden sind."

„Dem Meister Laurens Volme für ein zwiefach im Feuer gehärtetes Eisen, und eine große Glockenkette, um den Messire Lancelot de Berre zu fesseln, 38 Livres."

„Für ein genietetes Eisen, eine lange Kette mit einer Glocke

am Ende, und für eine Spange um zwei Menschen des Nachts zusammenzufesseln, 11 Livres."

Doch genug von diesen Schreckniſſen; wo gab es in Frankreich unter Ludwig XI. ein Schloß das nicht Gefängniß war!

Nicht weit von Royaumont und seiner alterthümlichen Abtei ist Chantilly, das Schloß der Prinzen von Condé. Von Montmorency, dem berühmten Connetable, erbaut, war es von Gräben umgeben, in denen fließendes Wasser war. Man gelangte über sie hinweg mittels einer Brücke, welche mit vier Kanonen, der Beute der siegreichen Condé, geziert war. In diesem königlich ausgeschmückten Aufenthalte empfing der vorletzte Condé den Sohn Katharina's II., der damals unter dem Namen des Grafen du Nord reiste. Die Tafel war mit unzähligen Gefäßen von massivem Gold und Silber bedeckt, und jedesmal wenn abgeräumt wurde warfen die Diener in aller Ruhe und Ordnung das prachtvolle Geschirr zum Fenster hinaus. Der Prinz sah mit Erstaunen zu. Kostbare Gefäße, Wasserkannen, Gold, Silber fielen in das Wasser des Grabens, wo gewaltige Netze dazu dienten Alles aufzufangen. An einem andern Abende gab man dem Grafen du Nord eine Fackeljagd mit einer Menge verschiedener Thiere; ferner öffnete sich einmal der Hintergrund des Theaters, und man erblickte Gehölze, Wiesen, springende Gewässer, blühende Blumenbeete. Der Sohn Katharina's II. mußte sich oft im Norden an die glänzende und liebenswürdige Gastfreundschaft von Chantilly erinnern.

So könnte man alle die großen Städte besuchen an welche sich die Erinnerung einer That, einer Geburt, eines Vertrags, eines merkwürdigen Vorfalls knüpft: St.-Denis zum Beispiel, wo die französischen Könige die Oriflamme nahmen; Vezelai, wo der zweite Kreuzzug gepredigt wurde; Caën, wo die Königin Mathilde ihre Stickerei vollendete, ein wahres Gedicht mit der Nadel auf die Eroberung Englands; Rambouillet, wo Franz I. starb; Blois, traurig berühmt durch seine Stände; Nantes, wo Heinrich IV. das Edict gab welches Frankreich beruhigte; Annonay, wo der erste Ballon in die Luft stieg. Ein ähnliches Unternehmen, das freilich Zeit und einen unermüdlichen Fleiß erfodert, würde auch in Deutschland nicht unverdienstlich sein. 6.

Ursprung des Reichthums der Jesuiten.

In einem Manuscripte des bekannten Generals und Schriftstellers von Zurlauben findet sich folgende ergötzliche Anekdote, welche wir genau aus dem französischen Original übersetzt ohne weitere Bemerkungen mittheilen:

„Die Jesuiten haben sich viele Feinde zugezogen. Die andern Mönchsorden waren ihnen nicht sehr gewogen; ich will hier ihre Gründe nicht untersuchen, sondern nur eine Anekdote erzählen welche sich im J. 1734 oder 1735 im Kloster Rheinau, Benedictinerordens (Canton Zürich), zugetragen hat. Mein Großonkel, Gerold von Zurlauben, war damals Abt, und er wird als der zweite Stifter des Klosters betrachtet. Da er vielen Geist und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besaß, liebte er die Gelehrten. Als eines Tags ein deutscher Jesuit der für sehr geistreich galt bei ihm zu Gaste war, frug ein Mönch des Klosters mit ironischem Tone: warum die Jesuiten wol überall so reich seien. Der Jesuit merkte sogleich wohin die Frage zielte, ließ aber keine Verlegenheit merken, sondern begnügte sich den Gnädigen Herrn Abt von Rheinau (so wurde dieser nämlich angeredet) zu bitten, er möchte ihm erlauben zur Rechtfertigung der Jünger des heiligen Ignatius eine Geschichte zu erzählen. Der Abt bewilligte es ihm gern. Der Jesuit begann hierauf seine Erzählung und sagte: Ehemals hatte St.-Petrus einen Sack der mit Gold, Silber und Kupfer angefüllt war. Da kam der heilige Benedict, der zu ihm sprach: «Heiliger Petrus, die Welt ist sehr verdorben, ich möchte gern an ihrer Bekehrung arbeiten. Ich sehe zwar ganz ein wie mislich Dies ist, aber gib nur Etwas aus deinem Sack um mir Kräfte zu verleihen.» St.-Peter gab ihm das Gold. Daher kommt es daß der Orden des heiligen Benedict der reichste von allen Mönchsorden ist. Siebenhundert Jahre nachher kam St.-Bernhard; er wendet sich ebenfalls an St.-Petrus für die Bekehrung der Welt welche die Lehren des heiligen Benedict vergessen hatte, und in die frühere Unordnung zurückgefallen war. St.-Petrus gab ihm sein Silber, weshalb der Cistercienserorden nach den Benedictinern der reichste ist. Ungefähr hundert Jahre später kam St.-Franciscus von Assisi mit derselben Bitte an den Apostel: Die Welt sei verderbter als jemals, es sei eine neue Bekehrung nöthig. Dies war der Inhalt seiner Rede, und zugleich bat er den Apostel um Etwas aus seinem Sack. St.-Petrus sagt: «Ich habe dem Benedict das Gold, dem Bernhard das Silber gegeben; ich habe nur noch Kupfer, willst du es?» «Schönen Dank!» erwiderte St.-Franciscus. Daher kommt es daß die Franciscaner die reichsten Mönche nach den Benedictinern und Cisterciensern sind. Drei Jahrhunderte verliefen nach dieser neuen Bekehrung: die Welt verfiel wieder in die alten Sünden. Da kamen die Capuciner und trugen dem heiligen Petrus eine ähnliche Bitte vor. Der Apostel lobte ihren muthigen Entschluß; aber er hatte weder Gold, noch Silber, noch Kupfer mehr zu vertheilen; er hatte nur noch den Sack. Die Capuciner baten ihn um denselben, und St.-Petrus gab ihn her. Dies ist der Ursprung des Bettelsacks der Capuciner. Diese Mönche thaten alles Mögliche für die allgemeine Bekehrung der Welt; allein es war vergeblich. Das Jahrhundert in welchem sie erschienen brachte verschiedene Ungeheuer von Ketzern hervor, das Verbrechen ging mit erhobener Stirne einher, die Unordnung wuchs immermehr.

Mitten unter dieser Verwirrung erschien der heilige Ignaz von Loyola; seine Absicht war großartig, aber wie viele Schwierigkeiten hatte er nicht zu überwinden! Er eröffnete sich dem heiligen Petrus, warf sich zu dessen Füßen und sagte ihm: «Großer Apostel, dem der Herr die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen hat, Fürst der Apostel, sichtbares Oberhaupt der streitenden Kirche, wolle meinen Entschluß unterstützen. Ich weiß Alles was zu ihrer Zeit St.-Benedict, St.-Bernhard und St.-Franciscus gethan haben um die Welt zu bekehren, ich kenne meine Unzulänglichkeit im Vergleich zu diesen großen Heiligen: aber wenn du mir deine Hülfe gewährst, werde ich ein glücklicher Gottesstreiter werden; ich werde wie sie kämpfen um den Unglauben zu vernichten, den Ungläubigen die wahre Religion zu verkünden, die Sitten zu bessern. Heiliger Petrus, gib auch mir Etwas aus deinem Sacke!» Gerührt streckte der Apostel seine Arme nach dem Bittenden aus und sagte: «Komm, mein Sohn, dein Entschluß ist christlich und durchaus lobenswerth. Aber was soll ich dir geben, mein Sohn? Ich habe Nichts mehr; ich habe Alles vertheilt: das Gold dem Benedict, das Silber dem Bernhard, das Kupfer dem Franz, sogar meinen Sack habe ich den Capucinern gegeben.» Bei diesen Worten verneigte sich St.-Ignatius noch tiefer und rief aus: «Großer Apostel, dein Segen genügt mir, so gib mir ihn!» «Wohlan, mein Sohn», erwiderte St.-Petrus, «ich will ihn dir aus ganzem Herzen ertheilen: Ite, capite, rapite, vorate quae aliis superflua sunt! (Gehet hin, nehmet, raubt, verschlinget Alles was den Andern überflüssig ist!)»

Hiermit schloß der Jesuit seine Geschichte; der Abt von Rheinau und der ganze Tisch hörte ihn mit Aufmerksamkeit an, und gaben der geistreichen Weise wie er die zudringliche Frage des Benedictiners beantwortet hatte ihren vollen Beifall." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 236. —— 2. October 1850.

Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht von Anastasius Grün.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Am schwierigsten ist das Verständniß des ersten Theils, in welchem der Minnesänger Nithart die Hauptperson spielt. Dieser ritterliche Dichter ist ein geschworener Feind des Bauernstandes, weil ein Bauer ihm einen scurrilen Schabernak gespielt. Er rächt sich nun auf alle mögliche Weise an den Bauern, und der Dichter führt uns dabei in das Gebiet des mittelalterlichen Schwankes, wo es denn des Ergötzlichen, wie sich von selbst versteht, viel gibt; aber es fehlt sowol der rechte innere Zusammenhang, als es auch unserer Natur nicht recht begreiflich wird woher ein so guter, edler Geist wie Nithart von so unüberwindlichem und continuirlichem Hasse gegen einen ganzen Stand erfüllt sein kann daß er immer wieder auf neuen Schabernak und Tücken gegen die Einzelnen sinnt, die denn auch ihrerseits nicht fehlen lassen es ihm redlich wiederzugeben. Doch finden sich auch hier zwei Momente von höherer Weihe. Nithart geht verkleidet in seines Feindes Haus um ihn zu schädigen; aber der Anblick des stillen Hausfriedens in der sonntäglich gescheuerten und geputzten Bauernstube entwaffnet ihn, und er schleicht besiegt davon ohne die Hand anzurühren. Ebendesgleichen wird sein Hauptfeind, der Bauer Engelmar, versöhnt als er den edeln Gegner als Leiche erblickt, und hält seine Hand ergreifend dem Sänger eine Lobrede, die hinwiederum diesen so rührt daß er aufspringt (denn er hatte sich nur todt gestellt, Arges sinnend) und dem Bauer um den Hals fällt. Das sind echte Silberblicke des Dichters.

Herzog Otto ist persönlich nicht viel; Das thut auch Nichts. Er pilgert nach Kärnten um in uralter Weise die Belehnung des Herzogthums aus Bauernhand zu empfangen. Hier verkörpert sich die Dichtung zumeist, und dem Dichter ist ein reicher und willkommener Stoff geboten seine politischen Anschauungen in edelster Art zu entwickeln.

Aber auch hier müssen wir auf der Pilgerreise dahin durch einen Urwald uns schlagen. Diese Wanderung durch eine prachtvolle Gebirgsschlucht ist eines Dichters würdig der die Natur mit vollen Sinnen auffaßt; aber wir bleiben stecken in der Ueppigkeit der Schlinggewächse, der hinüberragenden Bäume, der modernden Stämme. Indem wir eben gesättigt sind von einer Schönheit, treten wir schon wieder in eine nächste noch schönere ein, und waren oft gemüßigt zu rufen: es wird zu viel, wenn nicht immer wieder scharfe und helle Gedankenblitze uns frisch erhielten. Der Fürst ist ermüdet von den immer wiederkehrenden Apparaten des Festempfangs:

> — Eines lernt da leicht ein König:
> Wie so erfindungsarm, eintönig
> Das Menschenherz wenn's schmeicheln soll.

Den Pfaffen mahnt als sie auf des Berges Zinnen stehen, in Gottes Vorgemach, wo jedes Geräth den Abglanz der Majestät trägt,

> — — der Stoß des Windes
> Der uns vom Haupte schlägt die Hüte,
> Auch hier nicht schützt des Fürsten Güte
> Vorm Uebermuth des Hofgesindes.

Der Fürst, im Ueberdruß der Huldigungen, beklagt sich daß vor seinen Wagen sich von selbst zwei lahme Gäule spannen: die Demuth und der Unverstand. Während die eine Mähre bei jedem Schritte den Schädel nickt, schickt sich die andere zum Kniefall an. Auch reflectirt er:

> — wem der Wohlthat Röcklein passe,
> Der muß von Wuchse sein gar schmächtig!

Ueber den alten Brauch der Kärntner: daß der Herzog von den Bauern, auf dem alten Steine sitzend, das Herzogthum zu Lehn empfange, wird von den wiener Hofleuten vornehm gespöttelt; denn unter den Bauern selbst erheben sich Stimmen: Wozu die alten Schnurren? Der Fürst sei gut, und thue ja freiwillig Alles was dem Volke frommt; was braucht es da der bindenden Eide? Der alte Bauer in dessen Geschlecht das Recht der Belehnung forterbt sagt darauf:

> Weil heut' der Himmel wolkenrein,
> Vielleicht noch morgen Sonnenschein,
> Willst du dein schirmend Dach abtragen?
> Weil in den dürren Sommertagen
> Der Waldbach friedlich murmelnd schleicht,
> Und nicht des Steindamms Wand erreicht,
> Des Damms Schutzwehr willst du zerschlagen?
> Volksbräuche sind der Landessitte
> Was Epheus Klammern alten Mauern,
> Er hält sie fest daß sie noch dauern
> Wenn längst zerbröckelt die andern Kitte.

Ach Gott, man braucht nicht bis nach Kärnten zu gehen um die folgenden Worte des alten Edling an seinen Sohn zu verstehen:

Der Hofwind der hereingepfiffen
Ins Kärnten hat auch dich ergriffen;
Im Lande schleicht das Wedelfieber.

Das schleicht überall wo die Demokratie vorher grassirt hat. Die Schilderung des alten Kärtnerlandes, der Bräuche, Sprüche, Kleidung bei der Belehnung, ist malerisch und anziehend. Die beiden uralten Steine, der Herzogsstuhl und der Fürstenstein, auf denen die feierliche Handlung geschah, „der Katafalk der Freiheitsleiche", wurden im Laufe der Zeit vergessen, sie überwucherte Unkraut, Staub und Sand, und Unrath überschüttete sie:

Vom alten Dom Maria Saal —
Es hallt so bang als ob noch heute
Der Freiheit Todestag es läute.
Auf des Gestühles Quadernbau
Ergießt sich linder Abendthau;
Nein, Thränen sind's, die zu den Steinen
Die freien Wolken niederweinen.
Umsonst! weil Wolken, Wälder, Glocken
Nicht kämpfen statt der Herzen, die stocken!

Inzwischen ward es anders. Die Enkel empfanden Reue, sie säuberten den Platz, streuten Kies, pflanzten Bäumchen, machten ein Gitter darum von Lanzenspitzen, und mit Goldschrift steht darauf: „Kärntens Herzogstuhl." Es ist zu spät:

O hätten sie damals gefegt, entrückt
Unkraut das Gottessaat erdrückt!
O hätten sie damals treu gesät
Zu kräftigem Wurzeln, mildem Blüh'n
Den echten Kern, der saatengrün
Und freiheitstolz in Herzen ersteht!
Damals gezogen um dieses Mal
Die Lanzenwand von bestem Stahl.

Jetzt erscheint es dem Dichter als

— ein Schminken nur der Leiche:
Der Schmerz bleibt immer der tiefe, gleiche!
Ihr habt den Ekel ihm gesellt.

Sein Herzog schwört vom Fürstenstein, der Dichter aber scheint nicht daran zu glauben. Er geht fort und will indessen

— — — lauschen
Waldwipfeln, die ewige Jugend schwören
Und bald verdorrt zu Grabe rauschen.

Der letzte Abschnitt, mit dem Namen des Pfaffen vom Kahlenberg „Wigand" an der Stirn, ist eigentlich nur ein Compositum schöner Gedanken und Bilder. Die Ideen strömen darin so reich wie der Dichter die beiden deutschen Flüsse, Rhein und Donau, vor uns strömen läßt. Es ist eine Lust mit ihm zu schiffen, hier und dort zu landen, und die Wunderwerke der Natur zu beschauen: aber das Wohin? bleibt immer verschleiert. Mit welcher besondern Liebe verfolgt er den Lauf seiner Donau:

Mir aber rauscht in deinen Wellen
Das Brausen einer neuen Zeit,
Als Strom der Zukunft, voll und breit,
Beschreitest du des Fremdlands Schwellen.
Da liegt als Mitgift unermessen
Vor dir der jungfräuliche Boden,
Noch kam kein Spaten ihn zu roden,
Der rüst'ge Pflug hat sein vergessen.

Der Dichter besingt Oestreichs Bestimmung, seine oft gehörte Vocation die Cultur in die Donauländer zu bringen. Ob dieses schöne Gedicht schon fertig war ehe das wiener Cabinet die Russen nach Ungarn rief? Ach, es hatte schon früher seine Vocation aufgegeben! Der Dichter gedenkt des alten Barbarossa, der einst hinabschiffend die alten Stromketten der Donau zerhieb, und hofft auf den neuen Barbarossa, der auch Ketten spalten werde, und der jungen Freiheit Banner sollten von allen Schiffen in die Lüfte schweben. Er werde nicht zu heiligen Grüften, sondern frisch in das volle heilige Leben steuern. Da wird das Lied auf seinem Munde erwachen — „Die Poesie der neuen Zeit!"

Anastasius Grün! Wo soll der neue Barbarossa herkommen? Dein Pfaff hält seinem Fürsten einen Fürstenspiegel vor. Hat denn Das schon jemals geholfen? Ist nur Einer gewarnt, überzeugt worden durch die Geschichte?

Der Dichter führt uns in die Mysterien des Mittelalters, er ist ein Eingeweihter. In die düstern Hallen der alten Münster, wo der Odem Gottes rauscht, aber sein Auge gefärbt durch die bunten Scheiben auf die Andacht niederscheint. Toll-lustig ging es in jener Zeit oft darin zu, er führt uns den Mummenschanz vor in dem sich der Glaube, zur Erholung für die viele Devotion, unterweilen gefiel. Dein Pfaff erlaubt sich sogar seine schwarzen Tuchhosen als Kirchenfahne zu gebrauchen um den Geiz seiner Parochialen zu strafen, die keine andere ihm bestellen wollten. Aber der Münster Wiens, auf welchen der Pfaff vom Kahlenberge blickt, erhebt des Dichters Seele zu einer begeisterten und sinnigen Kritik der verschiedenen Baustile, von Dem wir uns nicht enthalten mögen einige Stellen herzusetzen, die wol verdienten in Anthologien und Compendien überzugehen, um immer erhalten zu bleiben:

In Tempelhallen fühlst du beben
Der Völker tiefstes Seelenleben.
In stolzen Säulen rafft empor
Vom Erdengrund sich der Hellene;
Doch ob er bald zurück sich sehne,
Ans Ziel den Glauben bald verlor,
Rasch brach er ab, zog zwischen sich
Und jene Höhen einen Strich,
Sein Quergebälk, um sich hienieden
Ganz abzuschließen in heit'rem Frieden,
Umsäumend mit engem Säulenraum
Den vollsten, reichsten Göttertraum.
Der Römer wirft den runden Bogen
Empor in anmuthvollem Schwung,
Doch mählig scheint's zur Niederung
Hat irdische Wucht ihn rückgezogen.
Hier stieg er, daß auf jener Seite
Er dann in Anmuth niedergleite.
Den Himmel stürmt in tapf'rer Hast
Der deutsche Christ, der beide Theile
Des spitzen Bogens zusammenfaßt,
Und aufwärts schießt gleich einem Pfeile.

Das Münster mit dem steilen Dach
Dringt in den Himmel allgemach
Gleich eingetrieb'nem mächtigen Keile;
Und wie er auch den Ernst des Ganzen
Mit Ast- und Blumenschmuck umrändert,
Die Giebel sind erhob'ne Lanzen,
Wenn auch bekränzt und reich bebändert.
Doch deutsche Kunst ist's die's vollbringt,
Daß Anmuth der Gewalt nicht fehle;
Der Thurm von Stein scheint eine Seele,
Die christlich fromm nach aufwärts ringt.
Mühvoll aus rauhen Erdenmassen
Hebt sich die gottgeweihte Quader;
Jetzt strömt ihr Leben in die Ader,
Beginnt in Formen sich zu fassen.
In rohen Stämmen klimmt's zum Licht,
In Stufen nur mit steiler Wendung,
Bis zwischendurch ein Strahl jetzt bricht,
Das Leuchten künftiger Vollendung;
Und freier, kühner wird das Klettern.
Durchbroch'nes Laub mit zarten Rippen
Will Morgenthau im Aether nippen,
In Fluten strömt der Tag darein,
Verklärt, vergeistigt wird der Stein
Und treibt so luftig leichte Ranken,
Dir bangt, daß sie im Winde schwanken.
Jetzt faßt's zusammen sich zum Kerne,
Zur Rose wird der Giebelstein
Und mündet all sein irdisch Sein
Verduftend in die ewigen Sterne.

Wie dann der „Künstlerschalk" sich „hart an der Seele Himmelsschaden" auch sein Monument setzt, Das mag der Leser selbst in einem ebenso getroffenen Conterfei nachlesen. Wie aufwärts durch die Zeit, die schwankende, ein ewiger Gedanke ragt, den die Brust durch die Welt trägt, und unverwindbar blödem Spotte, des Gottes bewußt, in stolzem Schweigen durch die Rotte geht, so stellte

— vorahnend Dies zur Schau
Der Meister in des Münsters Bau,
Als er in den Granit gegossen
Den ragendsten all seiner Gedanken,
Und doch ihn willig ließ umranken
Von Witz und Scherz in steinernen Possen;
Nur wer das Ganze kann erfassen
Dem tönt die Harmonie der Massen,
Und unabwendbar muß er lauschen
Des Menschengeistes seligem Rauschen.

Was aber der Gedanke sei, wird uns am Schluß des Gedichts gesagt, es ist ungefähr Dasselbe was uns der Dichter schon in den „Fünf Ostern", in seinem „Schutt" erklärt:

— Eins bleibt und ungeschwächt
Ein ewig Gutes, ewig Wahres,
Ein Heiliges, allen Seelen Klares,
Ein unzerstörbar ewig Recht,
Das keine Menschensatzung wende,
Vom Weltbeginn zum Weltenende!
An dem Unwandelbaren gleiten
Vorüber wechselnd Völker und Zeiten;
Doch aufrecht von Geschlecht zu Geschlecht,
In künft'gen, in vergang'nen Sonnen
Ragt als ein heil'ger Baum das Recht;
Aus seinem Marke springt ein Bronnen.
Was Priester lehrten, Seher sangen,
Die eh'rnen Tafeln der Gesetze
Sind nur Gefäße, aufzufangen
Den Schaum des Quells der Durstige letze.

W. Alexis.

Professor Hinrichs über die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland.

Es hatte dieser geist- und gemüthsvolle Staatsphilosoph schon bei Abfassung der Vorrede zum ersten Theile seiner „Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation bis zur Gegenwart", der ein Jahr nach der Erhebung der deutschen Nation im März 1848 erschienen war, Gelegenheit genommen die Extreme der Despotie und Anarchie zu beklagen, welche als Folgen des alten politischen Systems soviel Unglück über das deutsche Vaterland gebracht haben. Im Vorworte des vor kurzem veröffentlichten zweiten Theils gedachten Werks*) äußert er sich nun folgendermaßen über die gegenwärtigen Verhältnisse:

„Ich hatte befürchtet daß jene Extreme sobald nicht beschwichtigt werden dürften, gleichwol gehofft sie möchten zum Heile der deutschen Nation ihren Gegensatz und Widerspruch überwinden. Aber sie sind statt Dessen noch mehr fanatisirt worden, haben sich erbarmungslos nur bekämpft, sind ohne Versöhnung Extreme geblieben.

Das Wort Hegel's über die Deutschen: «Je knechtischer sie auf der einen Seite sind, desto zügelloser sind sie auf der andern, Beschränktheit und Maßlosigkeit ist der Satansengel der sie mit Fäusten schlägt», hat sich leider bewährt. Man hat auch Deutschland mit Hamlet verglichen. Hat doch Hamlet in Wittenberg studirt — und da hat er denn Alles, nur Eins nicht lernen können: das Handeln. «Und dieser Ausspruch ist in der That kein geistreiches Spiel mit Worten und verworrenen Vorstellungen. Denn ganz so wie Hamlet sind ja bis zu dieser letzten Stunde hier zwischen einer hart an uns rückenden Aufgabe reinpraktischer Natur und einer herkömmlichen Entwöhnung vom Thun und Handeln gestellt gewesen. Ganz so waren wir ja in die Beschäftigung des Geistes und die Bildung des Gemüths tief versenkt gewesen bis zur Vergessenheit der äußern Welt; ganz so lag uns Wittenberg und seine Vermächtnisse mehr am Herzen als Polenkämpfe, Ehre und Macht; ganz so füllte uns das Leben im Gedicht und Schauspiel aus, um auf dem Theater die Aufgabe der Zeit zu spielen; ganz so wie Hamlet verloren wir die Freude an unserer Existenz, und flüchteten aus dem realen Leben in das Reich der Ideale. Der Augenblick des Handelns überfiel uns unversehens; dann übernahmen wir uns in der Leidenschaft, und verfehlten das Ziel das wir nicht weise ermessen hatten. Und dabei trat dann plötzlich die unerfreuliche Veränderung des Nationalcharakters zutage. Was wir zur Zeit jener ersten großen Erhebung zur äußern und innern Freiheit noch als bieder, treu, offen, wahrhaft und gutartig gekannt hatten, Das geht auf verborgenen Wegen treulos, eidbrüchig, aller Ehre bar und aller Güter verlustig.» Gervinus vergleicht auf diese Weise Hamlet den Deutschen mit Hamlet dem Dänen, Eins in Hamlet's Charakter, wie Goethe, weniger hervorhebend: daß er nicht eher handeln will als bis er sich überzeugt hat. Hamlet will sich von nichts Aeußerm zur That bestimmen lassen. «Der Geist den er gesehen kann ein Teufel sein», er will Grund der sicherer ist, welcher allein sicher ist; dieser Grund ist die Gewißheit des Geistes seiner selbst, das Wissen daß nur Ein Recht und Eine Wahrheit ist, worin die Vernunft bei sich selbst ist, daß keine Macht der Welt den vernünftigen Willen, welcher die Macht der Vernunft ist, anders bestimmen kann als er sich selbst bestimmt. Und diese Gewißheit des Geistes seiner selbst ruht nicht bis er die Verhältnisse

*) Wir berichten nächstens ausführlich darüber. D. Red.

seiner Vernunft gemäß geordnet hat: die Macht der Gewißheit des Geistes ist an sich die Macht der Bewältigung der Verhältnisse. Man darf die Gegenwart so bitter sie ist nicht praktisch aufgeben, man darf die Vernunft theoretisch nicht mit Hegel warten lassen bis die Verhältnisse sich gebildet haben, um dann die Gestaltung derselben als in ihr gegründet nachzuweisen, sondern die Vernunft muß sich mitten in der Bewegung auf ihre Gewißheit selbst hinrichten; um die Verhältnisse bewältigen zu können muß sie die Geburtswehen der Zeit mitempfinden, wenn die Zukunft sich in Zeugnissen ihrer selbst bewähren soll. Und doch ist in Hamlet's Charakter auch «Schwäche und Melancholie», wie Hamlet selbst sagt: er nennt es Schmach und Gram daß er zur Welt gekommen ist, diese Welt die aus den Fugen sei einzurichten. Und wer will leugnen daß Deutschland aus den Fugen gewesen, daß im deutschen Charakter keine politische Schwäche und Melancholie sei? Aber ein anderer ist der Geist eines Volks, ein anderer das Selbstbewußtsein eines Individuums. Jener kann nicht wie dieser «von schwerem Trübsinn geplagt wahnwitzig werden» wie Hamlet, wenn derselbe auch im Wahnwitz noch auf Ehre hält und dadurch untergeht. Hamlet bestimmt zwar sich selbst, aber bewältigt die Verhältnisse nicht. Das kann überhaupt kein Einzelner; wenn er Das zu thun unternimmt kann es ihm gehen wie Hamlet, daß er denselben unterliegt. Die Macht über die Verhältnisse liegt allein in der Vernunft eines Volks, aber diese muß sich durch Individuen durchsetzen, welche wegen ihrer natürlichen Bestimmtheit und Leidenschaftlichkeit zugleich das Hinderniß werden können daß sie sich auch nicht durchsetzen, obwol sie ihre durchdringende Einheit ist. Ein Volk kann in dem Versuche der Bewältigung seiner Verhältnisse deshalb unendlich leiden.

Der Hauptzug im Charakter der Deutschen ist das vernünftige Streben nach Einheit, welche auch zur Zeit ihrer Erhebung zur Befreiung von einer Fremdherrschaft das Pathos ihrer Stärke gewesen ist, und die Individuen zu handeln bestimmt hat. Das Gefühl der Einheit Deutschlands ist immer der Trieb gewesen die Verhältnisse zu bewältigen welche sich seit Jahrhunderten particularisirt haben. Aber die Einheit ward nach jener Erhebung mehr nur eine Einheit der Fürsten und Regierungen als eine wahrhaft politische Einheit der Nation, welche die Selbstbestimmung in öffentlichen Angelegenheiten voraussetzt. Das Volk wurde von der nun gewonnenen Einheit wieder nur beherrscht, und wo es in den einzelnen Staaten von der wenigen Freiheit Gebrauch machen wollte welche es als Folge seiner eigenen Erhebung und der Erhebung anderer Völker nach und nach errungen hatte, da wurde es in Ausübung derselben überall gelähmt; denn die den Einzelstaaten überlassene Regierung, keine einheitliche sondern eine particularistische, ließ die allgemeine Nationalvertretung, das wesentlichste Element einer politischen Einheit Deutschlands, nicht zu. Man verwies uns wieder an Wittenberg, an die stille Beschäftigung des Geistes, an die ideale Gemüthswelt, und vergnügte uns auch mit Gedicht und Schauspiel, und bevormundete uns politisch nach wie vor. Schwerlich hat eine gebildete Nation eine solche politische Erniedrigung je erlitten als die deutsche Nation seit dem J. 1815. Bureaukraten, Aristokraten und Hierarchen hatten sich vereinigt das Drängen der Nation nach politischer Einheit und Freiheit auf alle mögliche Weise zu verdächtigen, sie hatten dasselbe unter der Bezeichnung «demokratischen, revolutionnairen Treibens und französischen Constitutionalismus» zu depopularisiren gesucht, sie hatten solche «Grundsätze und Einrichtungen für ausländische, als von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend und der Nationalehre Deutschlands zuwider» erklärt, wobei sie sich aber, wie auch jetzt wieder, nicht entblödeten allerlei Unfreies jener Nation dem eigenen Volke aufzubürden. Den Fürsten hatten sie eingeredet daß das constitutionnelle System das verderbliche Princip der Beschränkung ihrer Macht wäre, statt das Princip ihrer Befestigung durch die sittliche Befreiung ihrer Gewalt von der Willkür, wie die kurhannoverische Erklärung Großbritanniens schon auf dem Wiener Congreß nicht undeutlich zu verstehen gab. Die romantischen, feudalistischen Mächte der Ehre, Liebe, Treue, dies Subjective blos persönlicher Empfindung und Neigung sollte das Objective des politisch gegliederten Lebens eines freien Volkes ersetzen, welches ohne eigenes Recht nur Beirath zu geben habe, der beliebig angenommen oder verworfen werden könne. Das politische Ideal wurde ein sogenannter romantischer, christlich germanischer, absolut monarchischer Rococofeudalismus, ein polizeiliches, provinzialständisch-particularistisches Patrimonialfürstenthum oder Königthum, und man glaubte sich in dem Versuch der Verwirklichung desselben schon so sicher daß man sich gewiß in den obersten Regionen höchlich verwundert hat als das Pathos der Einheit Deutschlands die Nation bei der Märzbewegung im J. 1848 aufs neue ergriff und das so künstlich errichtete Machwerk in seinem Grunde erschütterte.

Die Einheit der Fürsten und Regierungen im Deutschen Bunde hatte das repräsentative Element der Volksvertretung in den Einzelstaaten überall gehemmt und zum Schein herabgesetzt. Die Nation fühlt immer mehr daß der Bund nicht die gesetzgebende und gesetzprüfende Vernunft des Volks repräsentire, sondern dieselbe alterire, weshalb sie sich einmüthig dagegen erhob. Die Folge ihrer Erhebung war die Auflösung der Bundesversammlung, und das allgemeine Verlangen daß die politischen Angelegenheiten nicht mehr den einzelnen besondern Staaten als solchen überlassen werden möchten. Die deutsche Nation begehrte ein neues Staatsgrundgesetz, dessen Princip die politische Einheit Deutschlands wäre, und dessen wesentliche Elemente die einheitliche Regierung (keine Staatseinheit) und Nationalvertretung ausmachen sollten. Zur Zeit des Deutschen Bundes gab es keine solche Regierung, die ausübende Gewalt war particularistisch in den Händen der Einzelstaaten geblieben. Die Constituirung einer einheitlichen Regierung und Vertretung wurde durch die Auflösung der Bundesversammlung ein nationales Bekenntniß, welches seinen Ausdruck zunächst im Vorparlament und im Funfzigerausschuß, und seine Befriedigung zuletzt im Parlament selbst zu Frankfurt fand. Es ist hier nicht der Ort die allgemein bekannte traurige Geschichte desselben zu wiederholen; es genügt daran zu erinnern daß das Parlament mit Zustimmung der Regierungen berufen wurde um die Verfassungsangelegenheit zwischen diesen und dem Volke zustandezubringen, und damit die Verhältnisse des Gesammtvaterlandes dem Geiste der Nation und ihrer gesetzprüfenden Vernunft gemäß neuzugestalten."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Sonntagsgnade und Sonntagssünden. Vier Predigten an den Sonntagen Miser. Dom. bis Rogate 1850 zu Halle gehalten. Halle, Mühlmann. Gr. 16. 7½ Ngr.

Böttger, A., Dämon und Engel. Gedicht. 2te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 16. 15 Ngr.

— — Till Eulenspiegel. Modernes Heldengedicht. 2te Auflage. Ebendaselbst. 16. 22½ Ngr.

Friedlaender, S., Das Leben der Propheten. In Kanzelvorträgen. 1ster Band. I. Einleitung. II. Samuel. Brilon. Gr. 8. 1 Thlr.

Günther, F., Rosalinde, eine Dichtung in drei Lieder-Kränzen. I. Liederkranz: „Die Knospe." Brünn, Nitsch u. Grosse. Gr. 8. 20 Ngr.

Schuber, Maria, Meine Pilgerreise über Rom, Griechenland und Egypten durch die Wüste nach Jerusalem und zurück. Vom 4. Octbr. 1847 bis 25. Septbr. 1848. Gratz, Ferstl. Lex.-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Souvestre, E., Der Philosoph in der Dachstube. Tagebuch eines Glücklichen. Deutsch von A. Diezmann. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 237. —— 3. October 1850.

Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Ein Fürstenspiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beim Rhein. Nach der lateinischen Urschrift und alten deutschen Uebersetzung neu herausgegeben von E. von Bülow. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1849. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.*)

Der Mangel politisch-nationaler Centralisation oder besser Concentration in unserm großen deutschen Vaterlande, welcher in unserm Staatsleben lange so schmerzlich gefühlt wurde, hat auch auf die Literatur, sofern sie ein Theil des Nationalbewußtseins und der nationalen Bildung sein soll, höchst nachtheilig eingewirkt. Abgesehen von dem Uebergewicht der kirchlichen und theologischen Interessen, wodurch die Nation in zwei entgegengesetzte Lager getheilt wurde, schwand die Einheit und Allgemeinheit des deutschen Vaterlandes in dem Maße zu einer bloßen Abstraction, als die einzelnen Glieder des Ganzen, die Stämme und ihre Fürsten, dahin strebten kleine oder größere Ganze, möglichst unabhängig von dem großen Ganzen, zu werden und sich selbständig zu entwickeln, mit Einem Wort, ihre eigene Geschichte zu haben. Bei solcher Theilung und Unabhängigkeit haben sich denn auch die deutschen Stämme und Völker in die lebendige Geschichte des ganzen deutschen Volks gewissermaßen getheilt, wobei fast einem jeden sein gutes Stück echthistorischen und in dem Maße ebenso echtepischen Gehalts zugefallen ist, ohne daß, mit seltenen Ausnahmen, dieses Fragment sich lebendig als Glied des großen Ganzen empfunden oder von allen übrigen Gliedern desselben Ganzen mit lebendiger Sympathie ergriffen und gepflegt worden wäre. Bei allem Glanze daher dessen sich die deutsche Nationalliteratur seit fast 100 Jahren in steigender Entwickelung erfreut, ist hierin doch eine Lücke gelassen, welche ihre Ausfüllung noch von der Zukunft erwartet. In neuerer Zeit haben Manche versucht durch romantisch-poetische Behandlung speciell vaterländischer Stoffe oder Gestalten diese in ein allgemeineres deutsches Interesse zu erheben, wie z. B. Wilhelm Hauff und ganz neuerdings Kurz in Schwaben, oder W. Alexis und Klöden in der Mark Brandenburg; allein ein bleibendes Interesse läßt sich da nicht erzielen wo es mehr auf eine Wirkung durch die Form als durch den innersten, bleibenden, historischen Gehalt ankommt. In der ungeschminkten Geschichte, wenn auch nur eines Stücks des großen Vaterlandes oder eines gehaltvollen Menschenlebens, sobald nur eine geschickte Hand hineingreift, ist mehr Poesie als in allen historischen Romanen unsers lesedurstigen Zeitalters. Das Jahrhundert der Reformation, im weitern Sinne gefaßt, wonach das Ineinandergreifen der verschiedensten Bestrebungen zur religiösen, literarischen und national-politischen Wiedergeburt zwischen der Mitte des 15. und der des 16. Jahrhunderts zu verstehen ist, nahm auch in dieser Richtung manchen glücklichen Anlauf, wie die bekannten Namen und Werke von Tschudi, Turnmeier, Sebastian Frank, Sebastian Münster und, als Denkwürdigkeiten im engern Sinne, Götz von Berlichingen und späterhin Ritter Hans von Schweinichen hinlänglich bekunden. In den Kreis jener ewig denkwürdigen Zeit und deren Zeugnisse sollen nun unsere Leser durch ein Werk eingeführt werden welches durch seine Form lange nur gelehrten Kennern der pfälzischen Geschichte bekannt war, aber durch Geist und Gehalt ebenso fähig als würdig ist, das Bürgerrecht in der vaterländischen Literatur im höhern Sinne des Worts zu erlangen. Hierzu beizutragen erachten wir als eine literarische Pflicht. Um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, genügte es schon daß Ludwig Tieck bereits vor Jahren die Absicht gehegt hatte dies Buch neu zu bearbeiten und bereits die Hand an die Ausführung gelegt hatte. Nachher überließ Tieck diese Aufgabe seinem Freunde Friedrich Schlegel, welcher das Buch ehrte und liebte, der jedoch durch den Tod von der Ausführung des Begonnenen zurückgehalten wurde. Es ist also nur das Vermächtniß zweier Ko-

*) Titel der Urschrift: „Annalium de vita et rebus gestis illustrissimi principis Friderici II electoris Palatini libri XIV, auctore *Huberto Thoma Leodio.*“ (Frankfurt 1624.) Titel der alten Uebersetzung: „Spiegel des Humors Grosser Potentaten, Anzuschawen vorgestellet in der Beschreibung des Lebens von der Regierung weiland Pfalzgraffen Friedrichen des Andern, Churfürstens u. s. w. hiebevorn im Latein verfertiget durch Hubertum Thomam Leodium. Nunmehr ins Deutsche vbergsetzt, der Historien vnd alter auffrichtigkeit Liebhabern zum besten mit etlichen Notis verbessert durch Hartmannum Myricianum Salinatorem Hermundurum“ (offenbar ein verstellter Name). (Schleusingen 1628. 4.)

ryphäen unserer Literargeschichte dem der Herausgeber und Bearbeiter sich hier unterzogen hat. Unter den neuern Geschichtschreibern welche dieses Werk erwähnen oder benutzen nennt Hr. von Bülow nur Leopold Ranke und Ernst von Münch, welcher eine Gesammtausgabe der lateinischen Schriften des Verfassers wünschte. Dabei ist ihm aber entgangen daß erst vor wenig Jahren Ludwig Häusser, Verfasser einer vortrefflichen Geschichte der rheinischen Pfalz, diesen Denkwürdigkeiten und ihrem Verfasser Hubert Thomas aus Lüttich *) (welchen der Herausgeber wunderlicherweise auf dem Titel nicht genannt hat, während er doch sich selbst nennt) eine sehr ausführliche Würdigung angedeihen ließ **), indem er ihn als eine Hauptquelle der innern Zustände und des Geistes jener so denkwürdigen Periode benutzt. Hier hätten wir denn einen redenden Beleg des vorhin aufgestellten Satzes über die Unzulänglichkeit unserer bisherigen vaterländischen Geschichte, gegenüber dem allgemeinen Nationalbewußtsein, auch wenn diese Geschichte so reichhaltig und anziehend ist wie die der rheinischen Pfalz. Gleichwol bezieht sich Beides auf das engste aufeinander, und um unsern Biographen ganz zu verstehen, müssen wir den Grund und Boden kennen auf dem er sich für seinen Beruf geschickt gemacht hat. Zugleich sind diese Denkwürdigkeiten die Hauptquelle zur Kenntniß und Charakteristik ihres Verfassers. Während er in dem vielfach bewegten Leben seines Herrn, des Pfalzgrafen Friedrich, das er uns schildert, als sein geheimer Secretair und Rath, sowie als Botschafter größtentheils wenig vom Schauplatz kommt, drängt er sich mit seiner Person doch übrigens nie vor, und gewinnt eben dadurch umsomehr unsere Theilnahme und Aufmerksamkeit. So hat er denn auch seine nahe und bedeutende Stellung um die Person des Fürsten nicht gesucht, sondern er wurde durch einen halben Zufall dem Fürsten zugeführt. Es war im J. 1522; Pfalzgraf Friedrich befand sich auf dem Reichstag zu Nürnberg und hatte sich entschlossen an die verwitwete Königin von Portugal Leonore, Schwester des Kaisers Karl V., zu welcher ihn ein früheres noch fortglimmendes Verlangen hinzog, zur Erforschung ihres Gemüths eine Botschaft abzusenden:

Da er keinen Secretair hatte der der französischen Sprache mächtig war, belangte er dieserhalb den vortrefflichen Mann Tetanias Frisius zu sich, der beider Rechte Doctor und des kaiserlichen Kammergerichts Beisitzer war, und bat ihn ihm in dieser Sache einige Schreiben französisch zu verfertigen, dessen Antwort war: er könne zwar französisch reden, aber nicht schreiben. Er habe jedoch einen Diener, Humbertus Thomas aus Lüttich, gehabt, der sich die sieben Jahre daß das Kammergericht zu Worms gewesen treu und fleißig bei ihm gehalten. Derselbe habe ein Weib genommen, sei in das andere Jahr Kanzleischreiber bei seinem Bruder dem Pfalzgrafen-Kurfürsten, und könne thun was er begehre.

Hierauf begab sich Pfalzgraf Friedrich zu seinem Bruder und erlangte von ihm daß ich verschrieben ward.

Ich eilte stracks nach Nürnberg und hinterließ mein Weib im härtesten und kältesten Winter, im Kindbett, unter lauter Unbekannten, ohne was sie die zwei Jahre her in der Nachbarschaft für Bekanntschaften gemacht hatte, und mit einem Dienstmädchen von kaum zwölf Jahren. Sie war eben von einer Tochter genesen welche Anna Camilla hieß, und hatte auch einen Sohn, Adrian Palantes, nur eines Jahres alt, den die Großmutter, ein Weib das Alters halb nicht mehr fortkonnte, an der Hand führte. Wir wohnten in einem kleinen Häuschen zu Heidelberg, in der Leiergasse, mit geringem Vermögen, wie es damals meine Gelegenheit gab, jedoch sauber und reinlich, und es ging dabei fröhlicher als jetzt zu. An Gelde hinterließ ich soviel daß mein Häuflein kaum genug daran hatte sich zu behelfen bis ich wiederkäme, und zog traurig von dannen, wiewol ich immer gutes Muthes sein konnte, weil es in meinem Berufe war, und wenn ich von derselben Zeit an in viel Mühe, Sorge und Bekümmerniß gesteckt worden bin, hat mich doch Gott bis gegenwärtig, wo ich Dieses schreibe, erhalten, und wird mich auch ferner, solange es sein heiliger Wille ist, erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueber sein Geburtsjahr wird Nichts angegeben; aus den Schlußworten des Werkes, geschrieben 1555, wo er sich 60 Jahre beilegt, muß man 1495 für sein Geburtsjahr annehmen.

**) I, 563—585 und vorher S. 502.

Professor Hinrichs über die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland.

(Beschluß aus Nr. 236.)

„Die erste Sorge des Parlaments mußte sein mit der allgemeinen Nationalvertretung zugleich eine einheitliche allgemeine Regierung zu schaffen. Dasselbe fühlte auch bald daß es ohne ausübende Gewalt machtlos wäre; es errichtete darum eine provisorische Centralgewalt. Aber es that in Ernennung dieser seiner gesetzgebenden Macht entsprechenden Executivgewalt einen Misgriff, indem es jene Gewalt unter den obwaltenden Umständen auf keinen regierenden Fürsten übertrug. Es mochte wegen des Widerstandes welchen regierende Herren gegen das Princip der politischen Einheit Deutschlands bis zum letzten Augenblicke der Erhebung der Nation andentaggelegt hatten schwer sein Dies im Parlament durchsetzen zu können; aber die Empfindung der Abneigung hätte in dieser Beziehung der der politischen Besonnenheit weichen sollen. Denn nur ein mächtiger regierender Fürst konnte in Einheit mit dem Parlament, und durch dieses in Einheit mit der Nation die alten particularistischen Einzelregierungen aus der Bundeszeit überwinden. Die ausübende Macht wurde durch jenen Fehlgriff in den Händen der letztern belassen, das alte particularistische Princip erstarkte dadurch aufs neue, und kehrte sich natürlich gegen die provisorische Centralgewalt, und weil gegen diese, gegen die Nationalversammlung überhaupt. Die Einzelregierungen sehnten sich nach ihrer alten Machtvollkommenheit zurück, und bemüheten sich deshalb den Particularismus in ihren Ländern von neuem einzuführen, wobei sie auf alte Gewohnheiten, historische Erinnerungen und egoistische Interessen aller Art rechneten, was ihnen umsomehr gelingen mußte als sie im Besitz der wirklichen Macht sich befanden. Das deutsche Parlament hatte bei dieser Wendung der Dinge Alles zu vermeiden was als eine Annäherung an das alte Princip der Einzelregierungen erscheinen konnte, um das Gefühl der Einheit in der Nation nicht zu schwächen; es durfte die einheits- und freiheitsfeindlichen Bestrebungen jener Regierungen auf keine Weise begünstigen. Unglücklicherweise hatte es nach außen und innen mit den Extremen der Despotie und Anarchie zu kämpfen, denen als solchen es zwar abgeneigt war, aber durch deren Conflict es in Gefahr kam sich mehr für das Eine als das Andere zu erklären. Die besondern Regierungen sollten nicht vernichtet werden, sondern blos ihren verderblichen Particula-

rismus verlieren, um zu einheitlicher Regierung erhoben werden zu können. Da sie eine Stütze nöthig hatten, sprach sich das Parlament für dieselben aus, namentlich für Preußen in dessen Verfassungsfrage. Es hätte aber bedenken sollen daß jene „rettende That" nicht blos gegen die Anarchie, sondern selbst gegen eine vom Volke erwählte Nationalversammlung gerichtet war, wenn diese sich auch dem Einflusse jener nicht immer mochte entzogen haben. Das Ereigniß selbst in dieser Hinsicht eine rettende That nennen, hieß die Waffen gegen sich selbst kehren, hieß das eigene Princip in Frage stellen. Mit der Ueberwindung des einen Extrems durch das andere rettete sich nur dieses Extrem. Es zeigte sich auch gleich daß jene That nur die Einzelregierung gerettet hatte, welche nun gegen das volksthümliche Princip zu reagiren anfing. Das particularistische Princip der Einzelregierung bestritt gleich die ersten fundamentalsten Sätze des constitutionnellen Staatsrechts; an die Stelle des wirklichen Repräsentirens trat das Octroyiren, Declariren und Revidiren, das rettende Thun des alten Particularismus wurde ein politischer Widerspruch, welcher sich in Scheinconstitutionalismus auflöste. Früher hat man sich viel damit zu sagen gewußt: «Wenngleich im unbestimmt geschichtlichen Sinn habe doch staatsrechtlich keine Umwälzung stattgefunden; es sei die constitutionnell-demokratische Verfassung in Preußen durch den Willen des Königs nach Anhörung des zustimmenden Beiraths seiner Vereinigten Stände mit den wesentlichen Grundrechten der Freiheit zu einem bestehenden Rechte geworden.» Zu einem bestehenden Rechte geworden? Im Gegentheil kam eine politische Strepsodikopanourgie wie noch nie in die Welt; bei den Maßregeln der Regierung wurde unwillkürlich an Rousseau's Ausspruch erinnert: «Die Regierungen fodern Gesetze, aber nicht um ihnen zu gehorchen, sondern nur sie nach Belieben anwenden zu können.» Die gesetzgebende Vernunft verlangt daß auch der Gesetzgeber sich dem Gesetze unterordnen muß; statt Dessen sah man Recht und Gesetz durch Ausnahmen zu Regeln degradiren, sah man die alte Gewalt und Willkür abermals floriren.

Im Deutschen Parlament zu Frankfurt bekämpften und kreuzten sich unterdeß die entgegengesetztesten Extreme und Interessen in nationaler und kirchlicher, politischer und socialer Hinsicht; aber die Nationalverfassung ging darum ihrer Vollendung doch entgegen. Das Parlament suchte dem nun erstarkten Principe der Einzelregierungen dadurch zu begegnen daß es dem Oberhaupte einer solchen Regierung die einheitliche deutsche Krone, und damit zugleich die Verfassung Deutschlands zu Füßen legte. Mochte der hohe Empfänger das Erbtheil einer verklärten Mutter noch so sehr im Herzen tragen, das alte particularistische Princip des Absolutismus war schon wieder übermächtig geworden, es war zu verblendet um den Gedanken fassen zu können daß Preußen, welches Alles geworden war was es als absoluter Staat hatte werden können, mit der Annahme der Krone Deutschlands statt erniedrigt, nur erhöht und verjüngt, statt an Macht und Ansehen zu verlieren, erst recht mächtig werden, damit eine neue weltgeschichtliche Mission empfangen würde. Aber die Annahme wäre eine Anerkennung der politischen Einheit Deutschlands, und zugleich der nationalen Erhebung gegen das neuerstarkte particularistische Princip gewesen, weshalb sie voll Zartheit gegen die deutschen Einzelregierungen abgelehnt werden mußte. Die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone war die indirecte Anerkennung des alten particularistischen Princips der absolutistischen Einzelregierung. Das Gefühl der Einheit Deutschlands flammte bei der gespannten Erwartung einer möglichen Annahme der einheitlichen Krone in den Gemüthern nochmals empor, und drängte sie der (von der Constituirenden Nationalversammlung beschlossenen) Reichsverfassung Geltung zu verschaffen; aber das Temporisiren des Parlaments und die anarchischen Bestrebungen, die sich an die nationalen immer wie ein Fluch anhefteten, gaben den Einzelregierungen die gewünschte Gelegenheit die Nation nicht zum Worte kommen zu lassen, und so ward ein Bürgerkrieg herbeigerufen, welcher an die traurigsten Zeiten des deutschen Vaterlandes erinnerte, in welchen Deutsche gegen Deutsche kämpften. Das Ende war der vollständige Sieg über die Anarchie und die Auflösung des Deutschen Parlaments."

„Das Parlament hatte eine schwere Aufgabe gehabt. Es hatte sich vor Allem in Sympathie mit der Nation zu erhalten welche es vertrat. Statt Dessen aber verfolgte es mehr eine Conjuncturenpolitik in Rücksicht auf die Einzelregierungen als eine wahrhaft principielle Nationalpolitik. Daher das Uebergehen der Entscheidung über die politische Einheit Deutschlands in die Hände jener Regierungen. Die Unterstützung der letztern von Seiten einer parlamentarischen Fraction war das Gegenstück der rettenden That — in Ueberfluß, weil eine Wiederholung Dessen was man nicht gewollt, aber durch widerwärtige Umstände gedrängt doch veranlaßt hatte —, ein Geschick was tragisch wäre wenn es zur Selbsterkenntniß käme, das von Solchen am wenigsten geschmäht und verhöhnt werden sollte die am meisten durch dasselbe gestützt und gehoben worden sind. Es wäre am Ende gleich gewesen ob die Einheit Deutschlands durch die Nation, oder durch die Regierungen, oder durch die Vereinbarung beider zustandegekommen sein möchte, wenn Dies nur im Sinne des neuen Princips einheitlicher Regierung und Nationalvertretung geschehen wäre. Eine Einheit Deutschlands im Sinne des alten particularistischen Princips octroyirt, was kann sie anders sein als die absolute Machtvollkommenheit über die politische Einheit Deutschlands, was anders sein als eine Einheit ohne Freiheit, als eine Wiederholung des alten Bundes in veränderter Gestalt? Der alte Kaiserstaat und die an der Spitze des neu zu errichtenden Bundesstaats stehende Regierung übernehmen auch wirklich (unter dem Namen einer Interimistischen Bundescentralcommission) die Ausübung der Centralgewalt für den Deutschen Bund gemeinschaftlich, um diesen als einen völkerrechtlichen Verein der deutschen Fürsten zu erhalten, und wenn Dies auch auf die eigentliche Bundesgesetzgebung keinen Einfluß haben, die deutsche Verfassungsangelegenheit der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten darum überlassen bleiben sollte, so war doch vorauszusehen was unter solchen Umständen daraus werden mochte. Die beiden Großmächte des alten Staatenbundes an der Spitze des deutschen Vaterlandes können die politische Einheit Deutschlands blos dem Scheine nach dulden, schwerlich nach ihrer wahren Idee fördern und entwickeln helfen. Während die eine Hauptmacht die Nationalitäten bekämpft um sich zu einer Staatseinheit zu erheben, muß die andere in Einheit mit derselben danach trachten das volksthümliche Princip, die Nationalvertretung durch eine Staateneinheit zu beherrschen. Früher wurden Stände von dem monarchischen Princip mit Recht unterworfen, weil ihr particularen Interessen der Staatseinheit gefährlich waren; jetzt kämpft dasselbe gegen die Nationalitäten welche zur politischen Einheit und Freiheit erhoben und belebt werden sollten, statt in eine abstracte Staatseinheit eingesargt zu werden. In der Staatseinheit der einen Hauptmacht ist die identische, abstracte Einheit, in der Staatseinheit der andern das Widersprechende, Particularistische das wesentliche Element. Ein Dreikönigsbund welchem die andern Einzelregierungen nach Belieben beitreten konnten war eine Einheit die sich von selbst wieder particularisiren, oder den Particularismus einseitig absorbiren mußte. Verbunden zu einer Einheit mußten sie suchen die Gesammtvertretung der Nation wieder zu hemmen, wie die Einheit des alten Deutschen Bundes das repräsentative Element in den besondern Staaten unterdrückte. Der alte unselige Kampf eines blos abstracten Regierungsprincips und des volksthümlichen Princips der Nation würde sich leider wiederholen. Die politische Einheit Deutschlands in den Händen jener Mächte mit solchen Principien ist ein Widerspruch, aus dem die Verhältnisse sich gestalten werden welche demnächst zu bewältigen sein werden. Dann muß sich's endlich zeigen ob der Sieg auf Seiten des Princips jener Mächte und Regierungen sein wird, oder auf Seiten der volksthümlichen Frei-

unter Denen die heute nach Dichtung verlangen, und doch wäre es tiefschade wenn diese neueste Schöpfung Grün's unbeachtet unterginge, oder auch nur beiseitegeschoben würde; denn es erscheint uns darin der volle Dichter in seiner frischen, warmen Schöpfungskraft, und in der Fülle seiner Gedanken, die er in immer neue Gleichnisse aus der Natur zu hüllen weiß. Hören wir ihn selbst wie er einen seiner Helden durch eine Wildschlucht pilgern läßt in deren Wildniß Mönche die Cultur zu bringen bestimmt sind. Er verläßt den Helden, und tritt selbst vor:

Und Spannen Zeit und Weges weiter
Seht ihr des Liedes Dichter wallen,
Auch er sinnt Tod, doch sinnt er heiter
Des Leibes und Gesangs Zerfallen;
Er spürt des Lebens ewigen Geist
Im Windhauch der einst Wald hier säte,
Im Beil das dann zum Feld ihn mähte,
Im Bauherrn den dies Kloster preist,
Im Schutzherrn der's zerfallen heißt.
Auf Dichters Haupt ein Reis zu senken,
Braucht ihr den Waldbaum nicht zu kränken.
Daß seines Schreitens durch die Erde
Ein mal, nur eine Stapfe werde,
Möcht' er in brachen Seelenboden,
Durch den nur weicher Vogelsang
Und üppig Waldesrauschen klang,
Zwei Mönche setzen, ihn zu roden:
Den Mannesstolz, den Mannestrutz,
Von strenger Regel, von schlichtem Putz,
Zu jäten alten todten Dorn,
Zu pflanzen schweres Zukunftkorn.
Noch segnend zieh'n im Saatengleise
Die Seelen jener Mönche leise;
So mag das Lied einst zieh'n durchs Land
Im Geisterreigen, unentdeckt,
Vielleicht in Thaten die's geweckt,
Am Lichte schreiten unerkannt.

Das ist des Dichters Wunsch als Philosoph, Politiker, Humanist. Ist es aber auch die Aufgabe des Dichters? Ist es nicht die vielmehr: den Gedanken der ihn entzündet zu gestalten, zu verkörpern, ihm soviel Mark, Schönheit, Farbe, Licht, Glanz zu geben daß er sich die Welt der Sinne erobere? Ist es genug daß er leis dichtete um nur hier und da in die Strömung der Zeit Etwas von seinem Hauch zu streuen, damit der eisige Strom wärmer hauche oder der Gluthauch gekühlt werde! Der Gedanke den Graf Auersperg hier ausspricht ist philanthropisch sehr schön, aber wenn der Dichter sich von ihm ganz leiten läßt, geräth er auf die Abwege in die Grün hier verfallen ist. Sich schaukelnd auf süßem Naturbehagen läßt er sanft einfließen was in ihm glüht und dämmert, die Ahnung einer bessern Welt, kommender vermischter Zustände, die ihm bereits in den Erscheinungen der Natur und Geschichte repräsentirt scheinen; aber so erfüllt er nur die Aufgabe eines melodienumrauschten Musikers, er accompagnirt statt zu schaffen. Das mag ganz gut sein wem Gott keine andern Kräfte gab, aber Grün besitzt sie. Er trat schaffend auf in seinem „Der letzte Ritter". Warum nicht mehr, warum jetzt nur als Musiker?

Der Leser, und nicht der gewöhnliche allein, hat eine schwere Aufgabe sich in das Gedicht hineinzufinden. Er weiß nicht wo der Anfang, wo der Ausgang, wo die Mitte. Bilder, Empfindungen, Thatsachen, Gedanken, Gleichnisse wechseln wie wir uns die rollenden Prairien Amerikas vorstellen: Hügel und Thal mit üppigem Kräuterwuchs und einem blendenden Blumenflor überdeckt, die Sinne athmen Wohlgeruch und Wonne, aber die Aussicht, die Uebersicht, die Perspective fehlt. Der Wanderer versinkt oft in dem duftigen Grasmeer, dessen Blüten und Ideen ihm über den Kopf zusammenschlagen, aber der Weg fehlt ihm. Zwar hat er den Blick immer in das unermeßliche Azurblau des Horizonts, er sieht ihn in seiner Sonnenklarheit und in seiner Sternenpracht; aber der Mensch kann nicht immer den Kopf nach dem Himmel recken, noch soll er es. Des Dichters Wille ist es ja gerade daß der Leser sich mit ihm versenken soll in die nächste ihm erscheinende Natur, und in Gleichnissen symbolisirt er die ganze geistige Weltordnung im Wehen des Halmes, im Spiel des Sonnenscheins auf der entfalteten Blüte. So hat jedes Blatt, jede Faser auf die wir treten Bedeutung, aber vor dem vielen Bedeutungsvollen vergeht uns der Sinn für die Bedeutung des Ganzen. Wir sehen nicht allein den Weg vor uns nicht, den der Dichter nicht für nöthig fand uns vorzuzeichnen, sondern, um im Gleichniß der amerikanischen Blumenwiese zu bleiben, wir machen uns auch selbst nicht den Pfad auf dem wir nach dem Punkte von wo wir ausgingen zurückkehren könnten; denn die Gräser und Blumen schießen wenn unser Fuß sie verließ wieder elastisch in die Höhe.

Mit Einem Wort, wir sehen den vollen Dichter vor uns, den sinnigen, reichen, unter dessen Zauberstab die Blätter, Steine, das Staubkorn selbst sich erschließt, und ein Geheimniß uns enthüllt, einen Dichter der voll ernster, hoher Gedanken sich auf den Flügeln lieblicher Verse hintragen läßt über die sonnige Welt, und dann und wann mit jenem Zauberstabe die Wolkenschichten theilt, und uns seine Zukunft zeigt; aber dem Gedichte fehlt der Körper. Der Gott der sich der Welt offenbaren wollte mußte in menschlicher Incarnation uns näherkommen, „mitzufühlen Schmerz und Qual". Wir verlangen Dasselbe vom Dichter. Die Zeiten wo man für Tiedge's „Urania" schwärmte sind vorüber, wenn sie jemals ernstlich dawaren. Wir wollen Menschen, Personen, eine Handlung mit einem Abschluß sehen. Alles Das ist freilich da, wird der Dichter uns entgegnen, ja, aber das Gras auf der Wiese ist höher als die Menschen, und wenn wir auf einer Wiese uns ergehen und spielen, wollen wir uns zwar am frischen Grün und Duft der Gräser weiden, vor Allem aber uns untereinander sehen.

Diese Formationsgabe, die Kraft scenisch und perspectivisch die Gestalten und Gedanken zu gruppiren, daß trotz allen Duftes der Dichtung uns die Anschauung des Ganzen bleibt, die Höhen und Ruhepunkte, von wo wir nach der Wandelung in den duftigen Gründen die Ge-

gend übersehen, Dies vermissen wir nicht allein in dieser, auch schon in andern Dichtungen Grün's. Wäre hier blos ein Sichgehenlassen der dichterischen Natur die Schuld, oder ist es die eigenthümliche Lage in welche der Dichter vor dem März, und jetzt leider wieder nach dem März gerathen ist? Wir meinen damit, wie sich von selbst versteht, nichts dem Dichter persönlich Angehendes, es ist die traurige Lage aller seiner östreichischen Landsleute in deren Brust ein wahrhaftes Herz für Deutschland schlägt. Sie müssen träumen oder heucheln. Heucheln kann Anastasius Grün nicht. Aber dem Dichter rufen wir zu daß er sich einmal wiederzusammenraffe, in ein Stahlbad, wäre es auch nur seiner Krainer Alpen, bemühe, damit die zerfahrenden Kräfte seiner Dichternatur sich wieder setzen, und er einen positiven, markigen Körper producire, der immerhin mit sammetnem Moos weich ausgestattet sei; aber das Moos soll nicht der Stoff des Körpers scheinen. Man soll wenn man zufaßt Knochen fühlen. Anastasius Grün kann es, er ist es sich, seinem Vaterlande schuldig.

Es ist ein Stück östreichische Geschichte in diesem Gedicht, aber noch mehr Tradition. Daß wir Das so schwer herauslesen müssen! Es sind drei Personen an welche sich die Masse anschließt, ohne doch organisch mit ihrem Gliederbau verbunden zu sein, ein ritterlicher Dichter und Humorist Nithart, ein habsburgischer Herzog von Oestreich Otto, von dem man nicht viel weiß, und der Pfaff Wigand vom Kahlenberg, welcher der östreichisch-wiener Tradition angehören mag, wo uns antiquarische Forschung anzustellen nicht geziemt was daran Wahres ist. Er ist, wie Nithart, die Verkörperung der Anschauungen des Dichters selbst, der Anschauungen welche hoch hinauf in den Himmel gehen, und ihr goldenes Haus in die Zukunft bauen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Geschichte französischer Städte.

Ein umfängliches und durch seinen Inhalt sehr bedeutendes Werk für die Aufklärung, der Sittengeschichte Frankreichs ist wiederum vollendet worden. Zu seiner Empfehlung werden die nachstehenden Auszüge aus der „Histoire des villes de France par *Aristide Guilbert* et une société de membres de l'Institut, de savants, de magistrats etc." dienen:

In Beaucaire ward um das J. 1274 in den schönsten Tagen des Frühlings, unter einem strahlenden Himmel ein vollkommener prachtvoller Hof abgehalten. Heinrich II., König von England, und Alfons, König von Aragonien, die eigentlich dabei zugegen sein sollten, kamen nicht; aber dafür kamen in Masse die durch ihre Waffenthaten, ihre Geburt und ihren Reichthum berühmtesten Seigneurs des Languedoc und der Provence; es kamen, um Abwechselung in die Belustigungen zu bringen, Troubadours, Musiker und Jongleurs. Raymond Graf von Toulouse, der den Hof hielt, begann seine Freigebigkeiten mit einem Geschenke von 100,000 Sous an den Chevalier von Agoust, von denen 50 eine feine Mark Silber werth waren. Agoust vertheilte diese 100,000 Sous sofort wieder an 1000 Ritter welche zugegen waren. Auf Befehl Rambaud's, eines dieser Ritter, wurden mit einem Pfluge Furchen in ein Feld gezogen und 30,000 Sous hineingesäet. Die Armen waren dann gar eifrig beim Erntefest! Der Luxus dieser Feste war so groß daß Guillaume Gros de Martel, welcher die 300 Ritter seiner Begleitung unterhielt, diesen die Speisen nur bei der Flamme von Wachskerzen zubereiten ließ. Aus einer grausamen, seltsamen und nutzlosen Prahlerei ließ Raymond von Venouse dann noch 30 seiner schönsten Pferde vor der Versammlung verbrennen, von der man eher Entrüstung als Beifall hätte erwarten sollen.

Diese Notiz findet sich mit tausend andern ebenso interessanten in einem der fünf Foliobände der „Histoire de Languedoc" von Vaisette. Wer soll aber diese Bände durchlesen? Das Werk von Guilbert ist dafür kürzer, leichter zu gebrauchen, und hundert mal anziehender. Derselbe Uebelstand findet bei der „Histoire du Béarn" von Demarca statt, bei der „Histoire de Bretagne" von Dargentrée, bei Michel de Chabrol's „Commentaires sur la coutume d'Auvergne" sowie der „Histoire de l'Alsace" vom Pater Laguille. Unsere Neugierde, welche weit gieriger ist als ausdauernd, vermag mit diesen Foliobänden nicht umzugehen, und man ist daher dem Verfasser der „Histoire des villes de France" für seine sorgfältige Mühe viel Dank schuldig. Wir folgen ihm auf seiner Wanderung durch Frankreich, und geben noch einige der von ihm gesammelten interessanten Notizen.

Wenn Beaucaire durch die ritterlichen Schauspiele ergötzt wurde, so wurde es durch den Handel dafür bereichert. Seine Messe rivalisirt mit der Leipzigs, Nowgorods und Sinigaglias. Nach einer Rechnungsablage von 1790 durch den Generalpachter Thierrat belief sich die Summe der Geschäfte welche während der Messe abgeschlossen wurden auf 41,145,300 Fr.

Weiter nach Westen über Toulouse kommen wir nach St.-Jean-de-Luz, einer Gruppe weißer Häuser auf einer Erdzunge zwischen den Pyrenäen und dem Ocean. Die Stadt wird von kühnen Matrosen bewohnt welche sich durch den Walfischfang auszeichnen. Ludwig XIV. feierte daselbst im J. 1660 seine Vermählung mit der Infantin Maria Theresia. Die große Mademoiselle glänzte sehr auf dem Balle, trotz ihrer Trauer um den Herzog von Orleans, ihren Vater: denn sie trug 20 Reihen dicker Perlen als Schärpe, „was", wie ein damaliger Bericht sagt, „eine eigenthümliche, aber sehr theuere Trauer war". „Der König", erzählt ein anderer Bericht, „war in ein Kleid und einen Mantel von Goldbrocat gekleidet der mit schwarzen Spitzen ganz überdeckt war."

Bei Gelegenheit von Loches, dem Staatsgefängniß Ludwig's XI., wird uns die Rechnung über die Marterwerkzeuge und andere Dinge welche verbraucht wurden mitgetheilt. Da heißt es im bunten Gemisch:

„Dem Simon Moreau, Apotheker in Tours, die Summe von 16 L. 2 S. 6 D. für etliche von ihm gelieferte Rosenwasser, Gewürze, Roseneffige und andere wohlriechende Flüssigkeiten um die Kammer zu räuchern wo der König von Secille, Monseigneur der Herzog von Guienne, und andere Seigneurs in den Schlössern Amboise und Tours gewohnt haben."

„An Guion de Brok, Stallmeister, Seigneur de Bar, Haushofmeister unsers Sire des Königs, die Summe von 60 Livres für Besorgung des eisernen Käfigs, welchen der besagte Seigneur im Schlosse Douzain zur Sicherheit und Aufbewahrung der Person des Cardinals d'Angiers hat machen lassen."

„An Clément Brocheteau, Schlosser in Thouars, die Summe von acht Livres zur Bezahlung von drei dicken Ketten aus großen Ringen, ferner Schlössern und andern Dingen, um einige Personen zu fesseln die unlängst als Gefangene eingezogen worden sind."

„Dem Meister Laurens Volme für ein zwiefach im Feuer gehärtetes Eisen, und eine große Glockenkette, um den Messire Lancelot de Berre zu fesseln, 38 Livres."

„Für ein genietetes Eisen, eine lange Kette mit einer Glocke

am Ende, und für eine Spange um zwei Menschen des Nachts zusammenzufesseln, 11 Livres."

Doch genug von diesen Schrecknissen; wo gab es in Frankreich unter Ludwig XI. ein Schloß das nicht Gefängniß war!

Nicht weit von Royaumont und seiner alterthümlichen Abtei ist Chantilly, das Schloß der Prinzen von Condé. Von Montmorency, dem berühmten Connetable, erbaut, war es von Gräben umgeben, in denen fließendes Wasser war. Man gelangte über sie hinweg mittels einer Brücke, welche mit vier Kanonen, der Beute der siegreichen Condé, geziert war. In diesem königlich ausgeschmückten Aufenthalte empfing der vorletzte Condé den Sohn Katharina's II., der damals unter dem Namen des Grafen du Nord reiste. Die Tafel war mit unzähligen Gefäßen von massivem Gold und Silber bedeckt, und jedesmal wenn abgeräumt wurde warfen die Diener in aller Ruhe und Ordnung das prachtvolle Geschirr zum Fenster hinaus. Der Prinz sah mit Erstaunen zu. Kostbare Gefäße, Wasserkannen, Gold, Silber fielen in das Wasser des Grabens, wo gewaltige Netze dazu dienten Alles aufzufangen. An einem andern Abende gab man dem Grafen du Nord eine Fackeljagd mit einer Menge verschiedener Thiere; ferner öffnete sich einmal der Hintergrund des Theaters, und man erblickte Gehölze, Wiesen, springende Gewässer, blühende Blumenbeete. Der Sohn Katharina's II. mußte sich oft im Norden an die glänzende und liebenswürdige Gastfreundschaft von Chantilly erinnern.

So könnte man alle die großen Städte besuchen an welche sich die Erinnerung einer That, einer Geburt, eines Vertrags, eines merkwürdigen Vorfalls knüpft: St.-Denis zum Beispiel, wo die französischen Könige die Oriflamme nahmen; Vezelai, wo der zweite Kreuzzug gepredigt wurde; Caën, wo die Königin Mathilde ihre Stickerei vollendete, ein wahres Gedicht mit der Nadel auf die Eroberung Englands; Rambouillet, wo Franz I. starb; Blois, traurig berühmt durch seine Stände; Nantes, wo Heinrich IV. das Edict gab welches Frankreich beruhigte; Annonay, wo der erste Ballon in die Luft stieg. Ein ähnliches Unternehmen, das freilich Zeit und einen unermüdlichen Fleiß erfodert, würde auch in Deutschland nicht unverdienstlich sein. 6.

Ursprung des Reichthums der Jesuiten.

In einem Manuscripte des bekannten Generals und Schriftstellers von Zurlauben findet sich folgende ergötzliche Anekdote, welche wir genau aus dem französischen Original übersetzt ohne weitere Bemerkungen mittheilen:

„Die Jesuiten haben sich viele Feinde zugezogen. Die andern Mönchsorden waren ihnen nicht sehr gewogen; ich will hier ihre Gründe nicht untersuchen, sondern nur eine Anekdote erzählen welche sich im J. 1734 oder 1735 im Kloster Rheinau, Benedictinerordens (Canton Zürich), zugetragen hat. Mein Großonkel, Gerold von Zurlauben, war damals Abt, und er wird als der zweite Stifter des Klosters betrachtet. Da er vielen Geist und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit besaß, liebte er die Gelehrten. Als eines Tags ein deutscher Jesuit der für sehr geistreich galt bei ihm zu Gaste war, frug ein Mönch des Klosters mit ironischem Tone: warum die Jesuiten wol überall so reich seien. Der Jesuit merkte sogleich wohin die Frage zielte, ließ aber keine Verlegenheit merken, sondern begnügte sich den Gnädigen Herrn Abt von Rheinau (so wurde dieser nämlich angeredet) zu bitten, er möchte ihm erlauben zur Rechtfertigung der Jünger des heiligen Ignatius eine Geschichte zu erzählen. Der Abt bewilligte es ihm gern. Der Jesuit begann hierauf seine Erzählung und sagte: Ehemals hatte St.-Petrus einen Sack der mit Gold, Silber und Kupfer angefüllt war. Da kam der heilige Benedict, der zu ihm sprach: «Heiliger Petrus, die Welt ist sehr verdorben, ich möchte gern an ihrer Bekehrung arbeiten. Ich sehe zwar ganz ein wie mislich Dies ist, aber gib nur Etwas aus deinem Sack um mir Kräfte zu verleihen.» St.-Peter gab ihm das Gold. Daher kommt es daß der Orden des heiligen Benedict der reichste von allen Mönchsorden ist. Siebenhundert Jahre nachher kam St.-Bernhard; er wendet sich ebenfalls an St.-Petrus für die Bekehrung der Welt welche die Lehren des heiligen Benedict vergessen hatte, und in die frühere Unordnung zurückgefallen war. St.-Petrus gab ihm sein Silber, weshalb der Cistercienserorden nach den Benedictinern der reichste ist. Ungefähr hundert Jahre später kam St.-Franciscus von Assisi mit derselben Bitte an den Apostel: Die Welt sei verderbter als jemals, es sei eine neue Bekehrung nöthig. Dies war der Inhalt seiner Rede, und zugleich bat er den Apostel um Etwas aus seinem Sack. St.-Petrus sagt: «Ich habe dem Benedict das Gold, dem Bernhard das Silber gegeben; ich habe nur noch Kupfer, willst du es?» «Schönen Dank!» erwiderte St.-Franciscus. Daher kommt es daß die Franciscaner die reichsten Mönche nach den Benedictinern und Cisterciensern sind. Drei Jahrhunderte verliefen nach dieser neuen Bekehrung: die Welt verfiel wieder in die alten Sünden. Da kamen die Capuciner und trugen dem heiligen Petrus eine ähnliche Bitte vor. Der Apostel lobte ihren muthigen Entschluß; aber er hatte weder Gold, noch Silber, noch Kupfer mehr zu vertheilen; er hatte nur noch den Sack. Die Capuciner baten ihn um denselben, und St.-Petrus gab ihn her. Dies ist der Ursprung des Bettelsacks der Capuciner. Diese Mönche thaten alles Mögliche für die allgemeine Bekehrung der Welt; allein es war vergeblich. Das Jahrhundert in welchem sie erschienen brachte verschiedene Ungeheuer von Ketzern hervor, das Verbrechen ging mit erhobener Stirne einher, die Unordnung wuchs immermehr.

Mitten unter dieser Verwirrung erschien der heilige Ignaz von Loyola; seine Absicht war großartig, aber wie viele Schwierigkeiten hatte er nicht zu überwinden! Er eröffnete sich dem heiligen Petrus, warf sich zu dessen Füßen und sagte ihm: «Großer Apostel, dem der Herr die Gewalt zu binden und zu lösen verliehen hat, Fürst der Apostel, sichtbares Oberhaupt der streitenden Kirche, wolle meinen Entschluß unterstützen. Ich weiß Alles was zu ihrer Zeit St.-Benedict, St.-Bernhard und St.-Franciscus gethan haben um die Welt zu bekehren, ich kenne meine Unzulänglichkeit im Vergleich zu diesen großen Heiligen: aber wenn du mir deine Hülfe gewährst, werde ich ein glücklicher Gottesstreiter werden; ich werde wie sie kämpfen um den Unglauben zu vernichten, den Ungläubigen die wahre Religion zu verkünden, die Sitten zu bessern. Heiliger Petrus, gib auch mir Etwas aus deinem Sacke!» Gerührt streckte der Apostel seine Arme nach dem Bittenden aus und sagte: «Komm, mein Sohn, dein Entschluß ist christlich und durchaus lobenswerth. Aber was soll ich dir geben, mein Sohn? Ich habe Nichts mehr; ich habe Alles vertheilt: das Gold dem Benedict, das Silber dem Bernhard, das Kupfer dem Franz, sogar meinen Sack habe ich den Capucinern gegeben.» Bei diesen Worten verneigte sich St.-Ignatius noch tiefer und rief aus: «Großer Apostel, dein Segen genügt mir, so gib mir ihn!» «Wohlan, mein Sohn», erwiderte St.-Petrus, «ich will ihn dir aus ganzem Herzen ertheilen: Ite, capite, rapite, vorate quae aliis superflua sunt! (Gehet hin, nehmet, raubt, verschlinget Alles was den Andern überflüssig ist!)»

Hiermit schloß der Jesuit seine Geschichte; der Abt von Rheinau und der ganze Tisch hörte ihn mit Aufmerksamkeit an, und gaben der geistreichen Weise wie er die zudringliche Frage des Benedictiners beantwortet hatte ihren vollen Beifall." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 236. —— 2. October 1850.

Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht von Anastasius Grün.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Am schwierigsten ist das Verständniß des ersten Theils, in welchem der Minnesänger Nithart die Hauptperson spielt. Dieser ritterliche Dichter ist ein geschworener Feind des Bauernstandes, weil ein Bauer ihm einen scurrilen Schabernak gespielt. Er rächt sich nun auf alle mögliche Weise an den Bauern, und der Dichter führt uns dabei in das Gebiet des mittelalterlichen Schwankes, wo es denn des Ergötzlichen, wie sich von selbst versteht, viel gibt; aber es fehlt sowol der rechte innere Zusammenhang, als es auch unserer Natur nicht recht begreiflich wird woher ein so guter, edler Geist wie Nithart von so unüberwindlichem und continuirlichem Hasse gegen einen ganzen Stand erfüllt sein kann daß er immer wieder auf neuen Schabernak und Tücken gegen die Einzelnen sinnt, die denn auch ihrerseits nicht fehlen lassen es ihm redlich wiederzugeben. Doch finden sich auch hier zwei Momente von höherer Weihe. Nithart geht verkleidet in seines Feindes Haus um ihn zu schädigen; aber der Anblick des stillen Hausfriedens in der sonntäglich gescheuerten und geputzten Bauernstube entwaffnet ihn, und er schleicht besiegt davon ohne die Hand anzurühren. Ebendesgleichen wird sein Hauptfeind, der Bauer Engelmar, versöhnt als er den edeln Gegner als Leiche erblickt, und hält seine Hand ergreifend dem Sänger eine Lobrede, die hinwiederum diesen so rührt daß er aufspringt (denn er hatte sich nur todt gestellt, Arges sinnend) und dem Bauer um den Hals fällt. Das sind echte Silberblicke des Dichters.

Herzog Otto ist persönlich nicht viel; Das thut auch Nichts. Er pilgert nach Kärnten um in uralter Weise die Belehnung des Herzogthums aus Bauernhand zu empfangen. Hier verkörpert sich die Dichtung zumeist, und dem Dichter ist ein reicher und willkommener Stoff geboten seine politischen Anschauungen in edelster Art zu entwickeln.

Aber auch hier müssen wir auf der Pilgerreise dahin durch einen Urwald uns schlagen. Diese Wanderung durch eine prachtvolle Gebirgsschlucht ist eines Dichters würdig der die Natur mit vollen Sinnen auffaßt; aber wir bleiben stecken in der Ueppigkeit der Schlinggewächse, der hinüberragenden Bäume, der modernden Stämme. Indem wir eben gesättigt sind von einer Schönheit, treten wir schon wieder in eine nächste noch schönere ein, und waren oft gemüßigt zu rufen: es wird zu viel, wenn nicht immer wieder scharfe und helle Gedankenblitze uns frisch erhielten. Der Fürst ist ermüdet von den immer wiederkehrenden Apparaten des Festempfangs:

> — Eines lernt da leicht ein König:
> Wie so erfindungsarm, eintönig
> Das Menschenherz wenn's schmeicheln soll.

Den Pfaffen mahnt als sie auf des Berges Zinnen stehen, in Gottes Vorgemach, wo jedes Geräth den Abglanz der Majestät trägt,

> — — der Stoß des Windes
> Der uns vom Haupte schlägt die Hüte,
> Auch hier nicht schützt des Fürsten Güte
> Vorm Uebermuth des Hofgesindes.

Der Fürst, im Ueberdruß der Huldigungen, beklagt sich daß vor seinen Wagen sich von selbst zwei lahme Gäule spannen: die Demuth und der Unverstand. Während die eine Mähre bei jedem Schritte den Schädel nickt, schickt sich die andere zum Kniefall an. Auch reflectirt er:

> — wem der Wohlthat Röcklein passe,
> Der muß von Wuchse sein gar schmächtig!

Ueber den alten Brauch der Kärntner: daß der Herzog von den Bauern, auf dem alten Steine sitzend, das Herzogthum zu Lehn empfange, wird von den wiener Hofleuten vornehm gespöttelt; denn unter den Bauern selbst erheben sich Stimmen: Wozu die alten Schnurren? Der Fürst sei gut, und thue ja freiwillig Alles was dem Volke frommt; was braucht es da der bindenden Eide? Der alte Bauer in dessen Geschlecht das Recht der Belehnung forterbt sagt darauf:

> Weil heut' der Himmel wolkenrein,
> Vielleicht noch morgen Sonnenschein,
> Willst du dein schirmend Dach abtragen?
> Weil in den dürren Sommertagen
> Der Waldbach friedlich murmelnd schleicht,
> Und nicht des Steindamms Wand erreicht,
> Des Damms Schutzwehr willst du zerschlagen?
> Volksbräuche sind der Landessitte
> Was Epheus Klammern alten Mauern,
> Er hält sie fest daß sie noch dauern
> Wenn längst zerbröckelt die andern Kitte.

Ach Gott, man braucht nicht bis nach Kärnten zu gehen um die folgenden Worte des alten Edling an seinen Sohn zu verstehen:

> Der Hofwind der hereingepfiffen
> Ins Kärnten hat auch dich ergriffen;
> Im Lande schleicht das Wedelfieber.

Das schleicht überall wo die Demokratie vorher grassirt hat. Die Schilderung des alten Kärtnerlandes, der Bräuche, Sprüche, Kleidung bei der Belehnung, ist malerisch und anziehend. Die beiden uralten Steine, der Herzogsstuhl und der Fürstenstein, auf denen die feierliche Handlung geschah, „der Katafalk der Freiheitsleiche", wurden im Laufe der Zeit vergessen, sie überwucherte Unkraut, Staub und Sand, und Unrath überschüttete sie:

> Vom alten Dom Maria Saal —
> Es hallt so bang als ob noch heute
> Der Freiheit Todestag es läute.
> Auf des Gestühles Quadernbau
> Ergießt sich linder Abendthau;
> Nein, Thränen sind's, die zu den Steinen
> Die freien Wolken niederweinen.
> Umsonst! weil Wolken, Wälder, Glocken
> Nicht kämpfen statt der Herzen, die stocken!

Inzwischen ward es anders. Die Enkel empfanden Reue, sie säuberten den Platz, streuten Kies, pflanzten Bäumchen, machten ein Gitter darum von Lanzenspitzen, und mit Goldschrift steht darauf: „Kärntens Herzogstuhl." Es ist zu spät:

> O hätten sie damals gefegt, entrückt
> Unkraut das Gottessaat erdrückt!
> O hätten sie damals treu gesät
> Zu kräftigem Wurzeln, mildem Blüh'n
> Den echten Kern, der saatengrün
> Und freiheitstolz in Herzen ersteht!
> Damals gezogen um dieses Mal
> Die Lanzenwand von bestem Stahl.

Jetzt erscheint es dem Dichter als

> — ein Schminken nur der Leiche:
> Der Schmerz bleibt immer der tiefe, gleiche!
> Ihr habt den Ekel ihm gesellt.

Sein Herzog schwört vom Fürstenstein, der Dichter aber scheint nicht daran zu glauben. Er geht fort und will indessen

> — — — lauschen
> Waldwipfeln, die ewige Jugend schwören
> Und bald verdorrt zu Grabe rauschen.

Der letzte Abschnitt, mit dem Namen des Pfaffen vom Kahlenberg „Wigand" an der Stirn, ist eigentlich nur ein Compositum schöner Gedanken und Bilder. Die Ideen strömen darin so reich wie der Dichter die beiden deutschen Flüsse, Rhein und Donau, vor uns strömen läßt. Es ist eine Lust mit ihm zu schiffen, hier und dort zu landen, und die Wunderwerke der Natur zu beschauen: aber das Wohin? bleibt immer verschleiert. Mit welcher besondern Liebe verfolgt er den Lauf seiner Donau:

> Mir aber rauscht in deinen Wellen
> Das Brausen einer neuen Zeit,
> Als Strom der Zukunft, voll und breit,
> Beschreitest du des Fremdlands Schwellen.
> Da liegt als Mitgift unermessen
> Vor dir der jungfräuliche Boden,
> Noch kam kein Spaten ihn zu roden,
> Der rüst'ge Pflug hat sein vergessen.

Der Dichter besingt Oestreichs Bestimmung, seine oft gehörte Vocation die Cultur in die Donauländer zu bringen. Ob dieses schöne Gedicht schon fertig war ehe das wiener Cabinet die Russen nach Ungarn rief? Ach, es hatte schon früher seine Vocation aufgegeben! Der Dichter gedenkt des alten Barbarossa, der einst hinabschiffend die alten Stromketten der Donau zerhieb, und hofft auf den neuen Barbarossa, der auch Ketten spalten werde, und der jungen Freiheit Banner sollten von allen Schiffen in die Lüfte schweben. Er werde nicht zu heiligen Grüften, sondern frisch in das volle heilige Leben steuern. Da wird das Lied auf seinem Munde erwachen — „Die Poesie der neuen Zeit!"

Anastasius Grün! Wo soll der neue Barbarossa herkommen? Dein Pfaff hält seinem Fürsten einen Fürstenspiegel vor. Hat denn Das schon jemals geholfen? Ist nur Einer gewarnt, überzeugt worden durch die Geschichte?

Der Dichter führt uns in die Mysterien des Mittelalters, er ist ein Eingeweihter. In die düstern Hallen der alten Münster, wo der Odem Gottes rauscht, aber sein Auge gefärbt durch die bunten Scheiben auf die Andacht niederscheint. Toll-lustig ging es in jener Zeit oft darin zu, er führt uns den Mummenschanz vor in dem sich der Glaube, zur Erholung für die viele Devotion, unterweilen gefiel. Dein Pfaff erlaubt sich sogar seine schwarzen Tuchhosen als Kirchenfahne zu gebrauchen um den Geiz seiner Parochialen zu strafen, die keine andere ihm bestellen wollten. Aber der Münster Wiens, auf welchen der Pfaff vom Kahlenberge blickt, erhebt des Dichters Seele zu einer begeisterten und sinnigen Kritik der verschiedenen Baustile, von Dem wir uns nicht enthalten mögen einige Stellen herzusetzen, die wol verdienten in Anthologien und Compendien überzugehen, um immer erhalten zu bleiben:

> In Tempelhallen fühlst du beben
> Der Völker tiefstes Seelenleben.
> In stolzen Säulen rafft empor
> Vom Erdengrund sich der Hellene;
> Doch ob er bald zurück sich sehne,
> Ans Ziel den Glauben bald verlor,
> Rasch brach er ab, zog zwischen sich
> Und jene Höhen einen Strich,
> Sein Quergebälk, um sich hienieden
> Ganz abzuschließen in heit'rem Frieden,
> Umsäumend mit engem Säulenraum
> Den vollsten, reichsten Göttertraum.
> Der Römer wirft den runden Bogen
> Empor in anmuthvollem Schwung,
> Doch mählig scheint's zur Niederung
> Hat irdische Wucht ihn rückgezogen.
> Hier stieg er, daß auf jener Seite
> Er dann in Anmuth niedergleite.
> Den Himmel stürmt in tapf'rer Hast
> Der deutsche Christ, der beide Theile
> Des spitzen Bogens zusammenfaßt,
> Und aufwärts schießt gleich einem Pfeile.

Das Münster mit dem steilen Dach
Dringt in den Himmel allgemach
Gleich eingetrieb'nem mächtigen Keile;
Und wie er auch den Ernst des Ganzen
Mit Ast- und Blumenschmuck umrändert,
Die Giebel sind erhob'ne Lanzen,
Wenn auch bekränzt und reich bebändert.
Doch deutsche Kunst ist's die's vollbringt,
Daß Anmuth der Gewalt nicht fehle;
Der Thurm von Stein scheint eine Seele,
Die christlich fromm nach aufwärts ringt.
Mühvoll aus rauhen Erdenmassen
Hebt sich die gottgeweihte Quader;
Jetzt strömt ihr Leben in die Ader,
Beginnt in Formen sich zu fassen.
In rohen Stämmen klimmt's zum Licht,
In Stufen nur mit steiler Wendung,
Bis zwischendurch ein Strahl jetzt bricht,
Das Leuchten künftiger Vollendung;
Und freier, kühner wird das Klettern,
Durchbroch'nes Laub mit zarten Rippen
Will Morgenthau im Aether nippen,
In Fluten strömt der Tag darein,
Verklärt, vergeistigt wird der Stein
Und treibt so lustig leichte Ranken,
Dir bangt, daß sie im Winde schwanken.
Jetzt faßt's zusammen sich zum Kerne,
Zur Rose wird der Giebelstein
Und mündet all sein irdisch Sein
Verduftend in die ewigen Sterne.

Wie dann der „Künstlerschalk" sich „hart an der Seele Himmelsschaden" auch sein Monument setzt, Das mag der Leser selbst in einem ebenso getroffenen Conterfei nachlesen. Wie aufwärts durch die Zeit, die schwankende, ein ewiger Gedanke ragt, den die Brust durch die Welt trägt, und unverwindbar blödem Spotte, des Gottes bewußt, in stolzem Schweigen durch die Rotte geht, so stellte

— vorahnend Dies zur Schau
Der Meister in des Münsters Bau,
Als er in den Granit gegossen
Den ragendsten all seiner Gedanken,
Und doch ihn willig ließ umranken
Von Witz und Scherz in steinernen Possen;
Nur wer das Ganze kann erfassen
Dem tönt die Harmonie der Massen,
Und unabwendbar muß er lauschen
Des Menschengeistes seligem Rauschen.

Was aber der Gedanke sei, wird uns am Schluß des Gedichts gesagt, es ist ungefähr Dasselbe was uns der Dichter schon in den „Fünf Ostern", in seinem „Schutt" erklärt:

— Eins bleibt und ungeschwächt
Ein ewig Gutes, ewig Wahres,
Ein Heiliges, allen Seelen Klares,
Ein unzerstörbar ewig Recht,
Das keine Menschensatzung wende,
Vom Weltbeginn zum Weltenende!
An dem Unwandelbaren gleiten
Vorüber wechselnd Völker und Zeiten;
Doch aufrecht von Geschlecht zu Geschlecht,
In künft'gen, in vergang'nen Sonnen
Ragt als ein heil'ger Baum das Recht;
Aus seinem Marke springt ein Bronnen.
Was Priester lehrten, Seher sangen,
Die eh'rnen Tafeln der Gesetze
Sind nur Gefäße, aufzufangen
Den Schaum des Quells der Durstige letze.

W. Alexis.

Professor Hinrichs über die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland.

Es hatte dieser geist- und gemüthsvolle Staatsphilosoph schon bei Abfassung der Vorrede zum ersten Theile seiner „Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation bis zur Gegenwart", der ein Jahr nach der Erhebung der deutschen Nation im März 1848 erschienen war, Gelegenheit genommen die Extreme der Despotie und Anarchie zu beklagen, welche als Folgen des alten politischen Systems soviel Unglück über das deutsche Vaterland gebracht haben. Im Vorworte des vor kurzem veröffentlichten zweiten Theils gedachten Werks *) äußert er sich nun folgendermaßen über die gegenwärtigen Verhältnisse:

„Ich hatte befürchtet daß jene Extreme sobald nicht beschwichtigt werden dürften, gleichwol gehofft sie möchten zum Heile der deutschen Nation ihren Gegensatz und Widerspruch überwinden. Aber sie sind statt Dessen noch mehr fanatisirt worden, haben sich erbarmungslos nur bekämpft, sind ohne Versöhnung Extreme geblieben.

Das Wort Hegel's über die Deutschen: «Je knechtischer sie auf der einen Seite sind, desto zügelloser sind sie auf der andern, Beschränktheit und Maßlosigkeit ist der Satansengel der sie mit Fäusten schlägt», hat sich leider bewährt. Man hat auch Deutschland mit Hamlet verglichen. Hat doch Hamlet in Wittenberg studirt — und da hat er denn Alles, nur Eins nicht lernen können: das Handeln. «Und dieser Ausspruch ist in der That kein geistreiches Spiel mit Worten und verworrenen Vorstellungen. Denn ganz so wie Hamlet sind ja bis zu dieser letzten Stunde hier zwischen einer hart an uns rückenden Aufgabe reinpraktischer Natur und einer herkömmlichen Entwöhnung vom Thun und Handeln gestellt gewesen. Ganz so waren wir ja in die Beschäftigung des Geistes und die Bildung des Gemüths tief versenkt gewesen bis zur Vergessenheit der äußern Welt; ganz so lag uns Wittenberg und seine Vermächtnisse mehr am Herzen als Polenkämpfe, Ehre und Macht; ganz so füllte uns das Leben im Gedicht und Schauspiel aus, um auf dem Theater die Aufgabe der Zeit zu spielen; ganz so wie Hamlet verloren wir die Freude an unserer Existenz, und flüchteten aus dem realen Leben in das Reich der Ideale. Der Augenblick des Handelns überfiel uns unversehens; dann übernahmen wir uns in der Leidenschaft, und verfehlten das Ziel das wir nicht weise ermessen hatten. Und dabei trat dann plötzlich die unerfreuliche Veränderung des Nationalcharakters zutage. Was wir zur Zeit jener ersten großen Erhebung zur äußern und innern Freiheit noch als bieder, treu, offen, wahrhaft und gutartig gekannt hatten, Das geht auf verborgenen Wegen treulos, eidbrüchig, aller Ehre bar und aller Güter verlustig.» Gervinus vergleicht auf diese Weise Hamlet den Deutschen mit Hamlet dem Dänen, Eins in Hamlet's Charakter, wie Goethe, weniger hervorhebend: daß er nicht eher handeln will als bis er sich überzeugt hat. Hamlet will sich von nichts Aeußerm zur That bestimmen lassen. «Der Geist den er gesehen kann ein Teufel sein», er will Grund der sicherer ist, welcher allein sicher ist; dieser Grund ist die Gewißheit des Geistes seiner selbst, das Wissen daß nur Ein Recht und Eine Wahrheit ist, worin die Vernunft bei sich selbst ist, daß keine Macht der Welt den vernünftigen Willen, welcher die Macht der Vernunft ist, anders bestimmen kann als er sich selbst bestimmt. Und diese Gewißheit des Geistes seiner selbst ruht nicht bis er die Verhältnisse

*) Wir berichten nächstens ausführlich darüber. D. Red.

seiner Vernunft gemäß geordnet hat: die Macht der Gewißheit des Geistes ist an sich die Macht der Bewältigung der Verhältnisse. Man darf die Gegenwart so bitter sie ist nicht praktisch aufgeben, man darf die Vernunft theoretisch nicht mit Hegel warten lassen bis die Verhältnisse sich gebildet haben, um dann die Gestaltung derselben als in ihr gegründet nachzuweisen, sondern die Vernunft muß sich mitten in der Bewegung auf ihre Gewißheit selbst hinrichten; um die Verhältnisse bewältigen zu können muß sie die Geburtswehen der Zeit mitempfinden, wenn die Zukunft sich in Zeugnissen ihrer selbst bewähren soll. Und doch ist in Hamlet's Charakter auch «Schwäche und Melancholie», wie Hamlet selbst sagt: er nennt es Schmach und Gram daß er zur Welt gekommen ist, diese Welt die aus den Fugen sei einzurichten. Und wer will leugnen daß Deutschland aus den Fugen gewesen, daß im deutschen Charakter keine politische Schwäche und Melancholie sei? Aber ein anderer ist der Geist eines Volks, ein anderer das Selbstbewußtsein eines Individuums. Jener kann nicht wie dieser «von schwerem Trübsinn geplagt wahnwitzig werden» wie Hamlet, wenn derselbe auch im Wahnwitz noch auf Ehre hält und dadurch untergeht. Hamlet bestimmt zwar sich selbst, aber bewältigt die Verhältnisse nicht. Das kann überhaupt kein Einzelner; wenn er Das zu thun unternimmt kann es ihm gehen wie Hamlet, daß er denselben unterliegt. Die Macht über die Verhältnisse liegt allein in der Vernunft eines Volks, aber diese muß sich durch Individuen durchsetzen, welche wegen ihrer natürlichen Bestimmtheit und Leidenschaftlichkeit zugleich das Hinderniß werden können daß sie sich auch nicht durchsetzen, obwol sie ihre durchdringende Einheit ist. Ein Volk kann in dem Versuche der Bewältigung seiner Verhältnisse deshalb unendlich leiden.

Der Hauptzug im Charakter der Deutschen ist das vernünftige Streben nach Einheit, welche auch zur Zeit ihrer Erhebung zur Befreiung von einer Fremdherrschaft das Pathos ihrer Stärke gewesen ist, und die Individuen zu handeln bestimmt hat. Das Gefühl der Einheit Deutschlands ist immer der Trieb gewesen die Verhältnisse zu bewältigen welche sich seit Jahrhunderten particularisirt haben. Aber die Einheit ward nach jener Erhebung mehr nur eine Einheit der Fürsten und Regierungen als eine wahrhaft politische Einheit der Nation, welche die Selbstbestimmung in öffentlichen Angelegenheiten voraussetzt. Das Volk wurde von der nun gewonnenen Einheit wieder nur beherrscht, und wo es in den einzelnen Staaten von der wenigen Freiheit Gebrauch machen wollte welche es als Folge seiner eigenen Erhebung und der Erhebung anderer Völker nach und nach errungen hatte, da wurde es in Ausübung derselben überall gelähmt; denn die den Einzelstaaten überlassene Regierung, keine einheitliche sondern eine particularistische, ließ die allgemeine Nationalvertretung, das wesentlichste Element einer politischen Einheit Deutschlands, nicht zu. Man verwies uns wieder an Wittenberg, an die stille Beschäftigung des Geistes, an die ideale Gemüthswelt, und vergnügte uns auch mit Gedicht und Schauspiel, und bevormundete uns politisch nach wie vor. Schwerlich hat eine gebildete Nation eine solche politische Erniedrigung je erlitten als die deutsche Nation seit dem J. 1815. Bureaukraten, Aristokraten und Hierarchen hatten sich vereinigt das Drängen der Nation nach politischer Einheit und Freiheit auf alle mögliche Weise zu verdächtigen, sie hatten dasselbe unter der Bezeichnung «demokratischen, revolutionnairen Treibens und französischen Constitutionalismus» zu depopularisiren gesucht, sie hatten solche «Grundsätze und Einrichtungen für ausländische, als von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend und der Nationalehre Deutschlands zuwider» erklärt, wobei sie sich aber, wie auch jetzt wieder, nicht entblödeten allerlei Unfreies jener Nation dem eigenen Volke aufzubürden. Den Fürsten hatten sie eingeredet daß das constitutionnelle System das verderbliche Princip der Beschränkung ihrer Macht wäre, statt das Princip ihrer Befestigung durch die sittliche Befreiung ihrer Gewalt von der Willkür, wie die kurhanoverische Erklärung Großbritanniens schon auf dem Wiener Congreß nicht undeutlich zu verstehen gab. Die romantischen, feudalistischen Mächte der Ehre, Liebe, Treue, dies Subjective blos persönlicher Empfindung und Neigung sollte das Objective des politisch gegliederten Lebens eines freien Volkes ersetzen, welches ohne eigenes Recht nur Beirath zu geben habe, der beliebig angenommen oder verworfen werden könne. Das politische Ideal wurde ein sogenannter romantischer, christlich germanischer, absolut monarchischer Rococofeudalismus, ein polizeiliches, provinzialständisch-particularistisches Patrimonialfürstenthum oder Königthum, und man glaubte sich in dem Versuch der Verwirklichung desselben schon so sicher daß man sich gewiß in den obersten Regionen höchlich verwundert hat als das Pathos der Einheit Deutschlands die Nation bei der Märzbewegung im J. 1848 aufs neue ergriff und das so künstlich errichtete Machwerk in seinem Grunde erschütterte.

Die Einheit der Fürsten und Regierungen im Deutschen Bunde hatte das repräsentative Element der Volksvertretung in den Einzelstaaten überall gehemmt und zum Schein herabgesetzt. Die Nation fühlt immer mehr daß der Bund nicht die gesetzgebende und gesetzprüfende Vernunft des Volks repräsentire, sondern dieselbe alterire, weshalb sie sich einmüthig dagegen erhob. Die Folge ihrer Erhebung war die Auflösung der Bundesversammlung, und das allgemeine Verlangen daß die politischen Angelegenheiten nicht mehr den einzelnen besondern Staaten als solchen überlassen werden möchten. Die deutsche Nation begehrte ein neues Staatsgrundgesetz, dessen Princip die politische Einheit Deutschlands wäre, und dessen wesentliche Elemente die einheitliche Regierung (keine Staatseinheit) und Nationalvertretung ausmachen sollten. Zur Zeit des Deutschen Bundes gab es keine solche Regierung, die ausübende Gewalt war particularistisch in den Händen der Einzelstaaten geblieben. Die Constituirung einer einheitlichen Regierung und Vertretung wurde durch die Auflösung der Bundesversammlung ein nationales Bekenntniß, welches seinen Ausdruck zunächst im Vorparlament und im Funfzigerausschuß, und seine Befriedigung zuletzt im Parlament selbst zu Frankfurt fand. Es ist hier nicht der Ort die allgemein bekannte traurige Geschichte desselben zu wiederholen; es genügt daran zu erinnern daß das Parlament mit Zustimmung der Regierungen berufen wurde um die Verfassungsangelegenheit zwischen diesen und dem Volke zustandezubringen, und damit die Verhältnisse des Gesammtvaterlandes dem Geiste der Nation und ihrer gesetzprüfenden Vernunft gemäß neuzugestalten."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Sonntagsgnade und Sonntagssünden. Vier Predigten an den Sonntagen Miser. Dom. bis Rogate 1850 zu Halle gehalten. Halle, Mühlmann. Gr. 16. 7½ Ngr.

Böttger, A., Dämon und Engel. Gedicht. 2te Auflage. Leipzig, D. Klemm. 16. 15 Ngr.

— — Till Eulenspiegel. Modernes Heldengedicht. 2te Auflage. Ebendaselbst. 16. 22½ Ngr.

Friedlaender, S., Das Leben der Propheten. In Kanzelvorträgen. 1ster Band. I. Einleitung. II. Samuel. Brilon. Gr. 8. 1 Thlr.

Günther, F., Rosalinde, eine Dichtung in drei Liederkränzen. I. Liederkranz: „Die Knospe." Brünn, Ritsch u. Grosse. Gr. 8. 20 Ngr.

Schuber, Maria, Meine Pilgerreise über Rom, Griechenland und Egypten durch die Wüste nach Jerusalem und zurück. Vom 4. Octbr. 1847 bis 25. Septbr. 1848. Gratz, Ferstl. Ler.-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Souvestre, E., Der Philosoph in der Dachstube. Tagebuch eines Glücklichen. Deutsch von A. Diezmann. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 237. —— 3. October 1850.

Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Ein Fürstenspiegel. Denkwürdigkeiten des Pfalzgrafen-Kurfürsten Friedrich II. beim Rhein. Nach der lateinischen Urschrift und alten deutschen Uebersetzung neu herausgegeben von E. von Bülow. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1849. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.*)

Der Mangel politisch-nationaler Centralisation oder besser Concentration in unserm großen deutschen Vaterlande, welcher in unserm Staatsleben lange so schmerzlich gefühlt wurde, hat auch auf die Literatur, sofern sie ein Theil des Nationalbewußtseins und der nationalen Bildung sein soll, höchst nachtheilig eingewirkt. Abgesehen von dem Uebergewicht der kirchlichen und theologischen Interessen, wodurch die Nation in zwei entgegengesetzte Lager getheilt wurde, schwand die Einheit und Allgemeinheit des deutschen Vaterlandes in dem Maße zu einer bloßen Abstraction, als die einzelnen Glieder des Ganzen, die Stämme und ihre Fürsten, dahin strebten kleine oder größere Ganze, möglichst unabhängig von dem großen Ganzen, zu werden und sich selbständig zu entwickeln, mit Einem Wort, **ihre eigene Geschichte zu haben**. Bei solcher Theilung und Unabhängigkeit haben sich denn auch die deutschen Stämme und Völker in die lebendige Geschichte des ganzen deutschen Volks gewissermaßen getheilt, wobei fast einem jeden sein gutes Stück echthistorischen und in dem Maße ebenso echtepischen Gehalts zugefallen ist, ohne daß, mit seltenen Ausnahmen, dieses Fragment sich lebendig als Glied des großen Ganzen empfunden oder von allen übrigen Gliedern desselben Ganzen mit lebendiger Sympathie ergriffen und gepflegt worden wäre. Bei allem Glanze daher dessen sich die deutsche Nationalliteratur seit fast 100 Jahren in steigender Entwickelung erfreut, ist hierin doch eine Lücke gelassen, welche ihre Ausfüllung noch von der Zukunft erwartet. In neuerer Zeit haben Manche versucht durch romantisch-poetische Behandlung speciell vaterländischer Stoffe oder Gestalten diese in ein allgemeineres deutsches Interesse zu erheben, wie z. B. Wilhelm Hauff und ganz neuerdings Kurz in Schwaben, oder W. Alexis und Klöden in der Mark Brandenburg; allein ein bleibendes Interesse läßt sich da nicht erzielen wo es mehr auf eine Wirkung durch die Form als durch den innersten, bleibenden, historischen Gehalt ankommt. In der ungeschminkten Geschichte, wenn auch nur eines Stücks des großen Vaterlandes oder eines gehaltvollen Menschenlebens, sobald nur eine geschickte Hand hineingreift, ist mehr Poesie als in allen historischen Romanen unsers lesedurstigen Zeitalters. Das Jahrhundert der Reformation, im weitern Sinne gefaßt, wonach das Ineinandergreifen der verschiedensten Bestrebungen zur religiösen, literarischen und national-politischen Wiedergeburt zwischen der Mitte des 15. und der des 16. Jahrhunderts zu verstehen ist, nahm auch in dieser Richtung manchen glücklichen Anlauf, wie die bekannten Namen und Werke von Tschudi, Turnmeier, Sebastian Frank, Sebastian Münster und, als Denkwürdigkeiten im engern Sinne, Götz von Berlichingen und späterhin Ritter Hans von Schweinichen hinlänglich bekunden. In den Kreis jener ewig denkwürdigen Zeit und deren Zeugnisse sollen nun unsere Leser durch ein Werk eingeführt werden welches durch seine Form lange nur gelehrten Kennern der pfälzischen Geschichte bekannt war, aber durch Geist und Gehalt ebenso fähig als würdig ist, das Bürgerrecht in der vaterländischen Literatur im höhern Sinne des Worts zu erlangen. Hierzu beizutragen erachten wir als eine literarische Pflicht. Um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, genügte es schon daß Ludwig Tieck bereits vor Jahren die Absicht gehegt hatte dies Buch neu zu bearbeiten und bereits die Hand an die Ausführung gelegt hatte. Nachher überließ Tieck diese Aufgabe seinem Freunde Friedrich Schlegel, welcher das Buch ehrte und liebte, der jedoch durch den Tod von der Ausführung des Begonnenen zurückgehalten wurde. Es ist also nur das Vermächtniß zweier Ko-

---

*) Titel der Urschrift: „Annalium de vita et rebus gestis illustrissimi principis Friderici II electoris Palatini libri XIV, auctore *Huberto Thomas Leodio.*" (Frankfurt 1624.) Titel der alten Uebersetzung: „Spiegel des Humors Grosser Potentaten, Anzuschawen vorgestellet in der Beschreibung des Lebens von der Regierung weiland Pfalzgraffen Friedrichen des Andern, Churfürstens u. s. w. hiebevorn im Latein verfertiget durch Hubertum Thomam Leodium. Nunmehr ins Deutsche vbergsetzt, der Historien vnd alter auffrichtigkeit Liebhabern zum besten mit etlichen Notis verbessert durch Hartmannum Myricianum Salinatorem Hermundurum" (offenbar ein verstellter Name). (Schleusingen 1628. 4.)

ryphäen unserer Literargeschichte dem der Herausgeber und Bearbeiter sich hier unterzogen hat. Unter den neuern Geschichtschreibern welche dieses Werk erwähnen oder benutzen nennt Hr. von Bülow nur Leopold Ranke und Ernst von Münch, welcher eine Gesammtausgabe der lateinischen Schriften des Verfassers wünschte. Dabei ist ihm aber entgangen daß erst vor wenig Jahren Ludwig Häusser, Verfasser einer vortrefflichen Geschichte der rheinischen Pfalz, diesen Denkwürdigkeiten und ihrem Verfasser Hubert Thomas aus Lüttich *) (welchen der Herausgeber wunderlicherweise auf dem Titel nicht genannt hat, während er doch sich selbst nennt) eine sehr ausführliche Würdigung angedeihen ließ **), indem er ihn als eine Hauptquelle der innern Zustände und des Geistes jener so denkwürdigen Periode benutzt. Hier hätten wir denn einen redenden Beleg des vorhin aufgestellten Satzes über die Unzulänglichkeit unserer bisherigen vaterländischen Geschichte, gegenüber dem allgemeinen Nationalbewußtsein, auch wenn diese Geschichte so reichhaltig und anziehend ist wie die der rheinischen Pfalz. Gleichwol bezieht sich Beides auf das engste aufeinander, und um unsern Biographen ganz zu verstehen, müssen wir den Grund und Boden kennen auf dem er sich für seinen Beruf geschickt gemacht hat. Zugleich sind diese Denkwürdigkeiten die Hauptquelle zur Kenntniß und Charakteristik ihres Verfassers. Während er in dem vielfach bewegten Leben seines Herrn, des Pfalzgrafen Friedrich, das er uns schildert, als sein geheimer Secretair und Rath, sowie als Botschafter größtentheils wenig vom Schauplatz kommt, drängt er sich mit seiner Person doch übrigens nie vor, und gewinnt eben dadurch umsomehr unsere Theilnahme und Aufmerksamkeit. So hat er denn auch seine nahe und bedeutende Stellung um die Person des Fürsten nicht gesucht, sondern er wurde durch einen halben Zufall dem Fürsten zugeführt. Es war im J. 1522; Pfalzgraf Friedrich befand sich auf dem Reichstag zu Nürnberg und hatte sich entschlossen an die verwitwete Königin von Portugal Leonore, Schwester des Kaisers Karl V., zu welcher ihn ein früheres noch fortglimmendes Verlangen hinzog, zur Erforschung ihres Gemüths eine Botschaft abzusenden:

Da er keinen Secretair hatte der der französischen Sprache mächtig war, belangte er dieserhalb den vortrefflichen Mann Tetanias Frisius zu sich, der beider Rechte Doctor und des kaiserlichen Kammergerichts Beisitzer war, und bat ihn ihm in dieser Sache einige Schreiben französisch zu verfertigen, dessen Antwort war: er könne zwar französisch reden, aber nicht schreiben. Er habe jedoch einen Diener, Humbertus Thomas aus Lüttich, gehabt, der sich die sieben Jahre daß das Kammergericht zu Worms gewesen treu und fleißig bei ihm gehalten. Derselbe habe ein Weib genommen, sei in das andere Jahr Kanzleischreiber bei seinem Bruder dem Pfalzgrafen-Kurfürsten, und könne thun was er begehre.

Hierauf begab sich Pfalzgraf Friedrich zu seinem Bruder und erlangte von ihm daß ich verschrieben ward.

Ich eilte stracks nach Nürnberg und hinterließ mein Weib im härtesten und kältesten Winter, im Kindbett, unter lauter Unbekannten, ohne was sie die zwei Jahre her in der Nachbarschaft für Bekanntschaften gemacht hatte, und mit einem Dienstmädchen von kaum zwölf Jahren. Sie war eben von einer Tochter genesen welche Anna Camilla hieß, und hatte auch einen Sohn, Adrian Palantes, nur eines Jahres alt, den die Großmutter, ein Weib das Alters halb nicht mehr fortkonnte, an der Hand führte. Wir wohnten in einem kleinen Häuschen zu Heidelberg, in der Leiergasse, mit geringem Vermögen, wie es damals meine Gelegenheit gab, jedoch sauber und reinlich, und es ging dabei fröhlicher als jetzt zu. An Gelde hinterließ ich soviel daß mein Häuflein kaum genug daran hatte sich zu behelfen bis ich wiederkäme, und zog traurig von dannen, wiewol ich immer gutes Muthes sein konnte, weil es in meinem Berufe war, und wenn ich von derselben Zeit an in viel Mühe, Sorge und Bekümmerniß gesteckt worden bin, hat mich doch Gott bis gegenwärtig, wo ich Dieses schreibe, erhalten, und wird mich auch ferner, solange es sein heiliger Wille ist, erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueber sein Geburtsjahr wird Nichts angegeben; aus den Schlußworten des Werkes, geschrieben 1555, wo er sich 60 Jahre beilegt, muß man 1495 für sein Geburtsjahr annehmen.

**) I, 563—585 und vorher S. 502.

Professor Hinrichs über die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland.

(Beschluß aus Nr. 236.)

„Die erste Sorge des Parlaments mußte sein mit der allgemeinen Nationalvertretung zugleich eine einheitliche allgemeine Regierung zu schaffen. Dasselbe fühlte auch bald daß es ohne ausübende Gewalt machtlos wäre; es errichtete darum eine provisorische Centralgewalt. Aber es that in Ernennung dieser seiner gesetzgebenden Macht entsprechenden Executivgewalt einen Misgriff, indem es jene Gewalt unter den obwaltenden Umständen auf keinen regierenden Fürsten übertrug. Es mochte wegen des Widerstandes welchen regierende Herren gegen das Princip der politischen Einheit Deutschlands bis zum letzten Augenblicke der Erhebung der Nation andentaggelegt hatten schwer sein Dies im Parlament durchzusetzen zu können; aber die Empfindung der Abneigung hätte in dieser Beziehung der der politischen Besonnenheit weichen sollen. Denn nur ein mächtiger regierender Fürst konnte in Einheit mit dem Parlament, und durch dieses in Einheit mit der Nation die alten particularistischen Einzelregierungen aus der Bundeszeit überwinden. Die ausübende Macht wurde durch jenen Fehlgriff in den Händen der letztern belassen, das alte particularistische Princip erstarkte dadurch aufs neue, und kehrte sich natürlich gegen die provisorische Centralgewalt, und weil gegen diese, gegen die Nationalversammlung überhaupt. Die Einzelregierungen sehnten sich nach ihrer alten Machtvollkommenheit zurück, und bemüheten sich deshalb den Particularismus in ihren Ländern von neuem einzuführen, wobei sie auf alte Gewohnheiten, historische Erinnerungen und egoistische Interessen aller Art rechneten, was ihnen umsomehr gelingen mußte als sie im Besitz der wirklichen Macht sich befanden. Das deutsche Parlament hatte bei dieser Wendung der Dinge Alles zu vermeiden was als eine Annäherung an das alte Princip der Einzelregierungen erscheinen konnte, um das Gefühl der Einheit in der Nation nicht zu schwächen; es durfte die einheits- und freiheitsfeindlichen Bestrebungen jener Regierungen auf keine Weise begünstigen. Unglücklicherweise hatte es nach außen und innen mit den Extremen der Despotie und Anarchie zu kämpfen, denen als solchen es zwar abgeneigt war, aber durch deren Conflict es in Gefahr kam sich mehr für das Eine als das Andere zu erklären. Die besondern Regierungen sollten nicht vernichtet werden, sondern blos ihren verderblichen Particula-

rismus verlieren, um zu einheitlicher Regierung erhoben werden zu können. Da sie eine Stütze nöthig hatten, sprach sich das Parlament für dieselben aus, namentlich für Preußen in dessen Verfassungsfrage. Es hätte aber bedenken sollen daß jene „rettende That" nicht blos gegen die Anarchie, sondern selbst gegen eine vom Volke erwählte Nationalversammlung gerichtet war, wenn diese sich auch dem Einflusse jener nicht immer mochte entzogen haben. Das Ereigniß selbst in dieser Hinsicht eine rettende That nennen, hieß die Waffen gegen sich selbst kehren, hieß das eigene Princip in Frage stellen. Mit der Ueberwindung des einen Extrems durch das andere rettete sich nur dieses Extrem. Es zeigte sich auch gleich daß jene That nur die Einzelregierung gerettet hatte, welche nun gegen das volksthümliche Princip zu reagiren anfing. Das particularistische Princip der Einzelregierung bestritt gleich die ersten fundamentalsten Sätze des constitutionnellen Staatsrechts; an die Stelle des wirklichen Repräsentirens trat das Octroyiren, Declariren und Revidiren, das rettende Thun des alten Particularismus wurde ein politischer Widerspruch, welcher sich in Scheinconstitutionalismus auflöste. Früher hat man sich viel damit zu sagen gewußt: «Wenngleich im unbestimmt geschichtlichen Sinn habe doch staatsrechtlich keine Umwälzung stattgefunden; es sei die constitutionnell-demokratische Verfassung in Preußen durch den Willen des Königs nach Anhörung des zustimmenden Beiraths seiner Vereinigten Stände mit den wesentlichen Grundrechten der Freiheit zu einem bestehenden Rechte geworden.» Zu einem bestehenden Rechte geworden? Im Gegentheil kam eine politische Strepsodikopanourgie wie noch nie in die Welt; bei den Maßregeln der Regierung wurde unwillkürlich an Rousseau's Ausspruch erinnert: «Die Regierungen fodern Gesetze, aber nicht um ihnen zu gehorchen, sondern nur sie nach Belieben anwenden zu können.» Die gesetzgebende Vernunft verlangt daß auch der Gesetzgeber sich dem Gesetze unterordnen muß; statt Dessen sah man Recht und Gesetz durch Ausnahmen zu Regeln degradiren, sah man die alte Gewalt und Willkür abermals floriren.

Im Deutschen Parlament zu Frankfurt bekämpften und kreuzten sich unterdeß die entgegengesetztesten Extreme und Interessen in nationaler und kirchlicher, politischer und socialer Hinsicht; aber die Nationalverfassung ging darum ihrer Vollendung doch entgegen. Das Parlament suchte dem nun erstarkten Principe der Einzelregierungen dadurch zu begegnen daß es dem Oberhaupte einer solchen Regierung die einheitliche deutsche Krone, und damit zugleich die Verfassung Deutschlands zu Füßen legte. Mochte der hohe Empfänger das Erbtheil einer verklärten Mutter noch so sehr im Herzen tragen, das alte particularistische Princip des Absolutismus war schon wieder übermächtig geworden, es war zu verblendet um den Gedanken fassen zu können daß Preußen, welches Alles geworden war was es als absoluter Staat hatte werden können, mit der Annahme der Krone Deutschlands statt erniedrigt, nur erhöht und verjüngt, statt an Macht und Ansehen zu verlieren, erst recht mächtig werden, damit eine neue weltgeschichtliche Mission empfangen würde. Aber die Annahme wäre eine Anerkennung der politischen Einheit Deutschlands, und zugleich der nationalen Erhebung gegen das neuerstarkte particularistische Princip gewesen, weshalb sie voll Zartheit gegen die deutschen Einzelregierungen abgelehnt werden mußte. Die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone war die indirecte Anerkennung des alten particularistischen Princips der absolutistischen Einzelregierung. Das Gefühl der Einheit Deutschlands flammte bei der gespannten Erwartung einer möglichen Annahme der einheitlichen Krone in den Gemüthern nochmals empor, und drängte sie der (von der Constituirenden Nationalversammlung beschlossenen) Reichsverfassung Geltung zu verschaffen; aber das Temporisiren des Parlaments und die anarchischen Bestrebungen, die sich an die nationalen immer wie ein Fluch anhefteten, gaben den Einzelregierungen die gewünschte Gelegenheit die Nation nicht zum Worte kommen zu lassen, und so ward ein Bürgerkrieg herbeigerufen, welcher an die traurigsten Zeiten des deutschen Vaterlandes erinnerte, in welchen Deutsche gegen Deutsche kämpften. Das Ende war der vollständige Sieg über die Anarchie und die Auflösung des Deutschen Parlaments."

„Das Parlament hatte eine schwere Aufgabe gehabt. Es hatte sich vor Allem in Sympathie mit der Nation zu erhalten welche es vertrat. Statt Dessen aber verfolgte es mehr eine Conjuncturenpolitik in Rücksicht auf die Einzelregierungen als eine wahrhaft principielle Nationalpolitik. Daher das Uebergehen der Entscheidung über die politische Einheit Deutschlands in die Hände jener Regierungen. Die Unterstützung der letztern von Seiten einer parlamentarischen Fraction war das Gegenstück der rettenden That — in Ueberfluß, weil eine Wiederholung Dessen was man nicht gewollt, aber durch widerwärtige Umstände gedrängt doch veranlaßt hatte —, ein Geschick was tragisch wäre wenn es zur Selbsterkenntniß käme, das von Solchen am wenigsten geschmäht und verhöhnt werden sollte die am meisten durch dasselbe gestützt und gehoben worden sind. Es wäre am Ende gleich gewesen ob die Einheit Deutschlands durch die Nation, oder durch die Regierungen, oder durch die Vereinbarung beider zustandegekommen sein möchte, wenn Dies nur im Sinne des neuen Princips einheitlicher Regierung und Nationalvertretung geschehen wäre. Eine Einheit Deutschlands im Sinne des alten particularistischen Princips octroyirt, was kann sie anders sein als die absolute Machtvollkommenheit über die politische Einheit Deutschlands, was anders sein als eine Einheit ohne Freiheit, als eine Wiederholung des alten Bundes in veränderter Gestalt? Der alte Kaiserstaat und die an der Spitze des neu zu errichtenden Bundesstaats stehende Regierung übernehmen auch wirklich (unter dem Namen einer Interimistischen Bundescentralcommission) die Ausübung der Centralgewalt für den Deutschen Bund gemeinschaftlich, um diesen als einen völkerrechtlichen Verein der deutschen Fürsten zu erhalten, und wenn Dies auch auf die eigentliche Bundesgesetzgebung keinen Einfluß haben, die deutsche Verfassungsangelegenheit der freien Vereinbarung der einzelnen Staaten darum überlassen bleiben sollte, so war doch vorauszusehen was unter solchen Umständen daraus werden mochte. Die beiden Großmächte des alten Staatenbundes an der Spitze des deutschen Vaterlandes können die politische Einheit Deutschlands blos dem Scheine nach dulden, schwerlich nach ihrer wahren Idee fördern und entwickeln helfen. Während die eine Hauptmacht die Nationalitäten bekämpft um sich zu einer Staatseinheit zu erheben, muß die andere in Einheit mit derselben danach trachten das volksthümliche Princip, die Nationalvertretung durch eine Staateneinheit zu beherrschen. Früher wurden Stände von dem monarchischen Princip mit Recht unterworfen, weil ihr particularen Interessen der Staatseinheit gefährlich waren; jetzt kämpft dasselbe gegen die Nationalitäten welche zur politischen Einheit und Freiheit erhoben und belebt werden sollten, statt in eine abstracte Staatseinheit eingesargt zu werden. In der Staatseinheit der einen Hauptmacht ist die identische, abstracte Einheit, in der Staatseinheit der andern das Widersprechende, Particularistische das wesentliche Element. Ein Dreikönigsbund welchem die andern Einzelregierungen nach Belieben beitreten konnten war eine Einheit die sich von selbst wieder particularisiren, oder den Particularismus einseitig absorbiren mußte. Verbunden zu einer Einheit mußten sie suchen die Gesammtvertretung der Nation wieder zu hemmen, wie die Einheit des alten Deutschen Bundes das repräsentative Element in den besondern Staaten unterdrückte. Der alte unselige Kampf eines blos abstracten Regierungsprincips und des volksthümlichen Princips der Nation würde sich leider wiederholen. Die politische Einheit Deutschlands in den Händen jener Mächte mit solchen Principien ist ein Widerspruch, aus dem die Verhältnisse sich gestalten werden welche demnächst zu bewältigen sein werden. Dann muß sich's endlich zeigen ob der Sieg auf Seiten des Princips jener Mächte und Regierungen sein wird, oder auf Seiten der volksthümlichen Frei-

heit, welche in Einheit mit denselben die politische Einheit Deutschlands allein verwirklichen kann. Die politische Einheit Deutschlands war das Ideal das das Volk nach seiner ersten Erhebung im Herzen getragen hat, sie war der Stern seiner Hoffnungen und Wünsche, und dieser Stern ist kein äußerliches Zeichen am Himmel, sondern die Gewißheit des Geistes der Nation selbst, welche die ihm widerstrebenden Verhältnisse bewältigen wird. Die Zukunft wird lehren ob Deutschland Hamlet ist im Sinne der Gewißheit des Geistes seiner selbst als der wirklichen Macht der Bewältigung jener Verhältnisse, oder Macbeth «ein armer Komödiant, der spreizt und knirscht sein Stündchen auf der Bühne und dann nicht mehr gehört wird», ob die letzte Erhebung der Nation «ein Märchen sein wird, erzählt von einem Dummkopf, voller Klang und Wuth, das Nichts bedeutet». Aber wir sorgen nicht. Solange der Nationalgeist in den Gemüthern lebendig ist, wird er sie treiben ihr Ideal der einheitlichen Regierung des Vaterlandes und der derselben entsprechenden allgemeinen Nationalvertretung zu verwirklichen: und kommt die Zeit der Verwirklichung, werden sich auch die rechten Individuen finden durch welche er sich durchsetzt."

„Im Vorstehenden haben wir unsere gegenwärtigen Verhältnisse kurz in Gedanken zu fassen versucht. Geben wir uns der Empfindung um das Geschehene hin, dann kann freilich nur Scham, Schmerz und Trauer unser Gemüth erfüllen. Deutschland sollte schon zur Zeit seiner ersten Erhebung (im sogenannten Befreiungskriege) aus seinem ureigenen Geiste verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener unter den Völkern Europas wiedererscheinen; es hat seitdem auch immer den Trieb nach Einheit und Freiheit gehabt, und hat sich (im März 1848) zum zweiten mal erhoben als derselbe nicht befriedigt worden war. Das Ausland schreckte bei dem Gedanken seiner politischen Einheit und Verjüngung zusammen; aber es hat sich selbst wieder um alles Recht, Ehre und Ansehen gebracht: ein Schauspiel für Engländer, Franzosen, Russen, und gar für Dänen. Alles darum weil es von seiner alten particularistischen Unart nicht lassen konnte. Was ist es nun wieder? «Europas Herz so zerrissen als ein Herz nur sein kann», das alte «Geheimniß» des europäischen Gleichgewichts, die «Nullität der Mitte» nach wie vor. Es hat sich nicht politisch erzogen wie es sich für ein gebildetes Volk geziemt. Aber Eins sollte es nunmehr gelernt haben: daß ein sonst gebildetes Volk noch keine politisch-gebildete Nation ist. Man hat einen großen deutschen Staat vorzugsweise den Staat der Intelligenz genannt, man hat dabei nicht bedacht daß die Intelligenz eines Staats dessen Einrichtungen, Institutionen, politische Verfassung, nicht dessen gebildete und gelehrte Männer sind, welche sich gewöhnlich eher für Alles als für die politische Entwickelung ihrer Nation interessiren, die, werden sie durch die Zeitumstände einmal in die Entwickelung hineingezogen, jener Entwickelung eher entgegentreten als sie zu fördern geneigt sind. «Eilen doch die tonangebenden Gelehrten in Deutschland immer den Regierungen voraus, während sie in London und Paris wenigstens warten bis man sie zu gewinnen sucht, was denn freilich auch nie ausbleibt.» Das Volk muß politisch erzogen werden. Zur Nation kann uns nur die Selbstbestimmung in öffentlichen Angelegenheiten, oder die auf der Selbstregierung und Selbstverwaltung beruhende Repräsentation, deren fortwährende Ausübung und Gewöhnung, jene Selbstregierung und Selbstverwaltung im Gemeinde-, Kreis-, Provinzial- und Verfassungsleben mit möglichster Beseitigung des bureaukratischen Princips, dieser «Form- und Dienstmechanismus» in Staat und Kirche erziehen. Statt Dessen haben wir uns in unserer Verfassungsangelegenheit wieder von fremder Politik gängeln, und von particularistisch-dynastischen Interessen imponiren lassen, wovon nun die Folge ist daß wir einer romantisch-reactionnairen, absolutistisch-bureaukratisch-aristokratischen Politik, gegen welche die nationale Bewegung vorzugsweise gerichtet war, wieder in die Hände gefallen sind. Wird die politische Entwickelung der Nation dadurch wieder nur gehemmt, so verwundere man sich nicht daß wir mitten in dem «Flor der Geistesbildung», mitten in der so gepriesenen particularistischen Gesinnung und specifischen Christlichkeit, welche consequent zur förmlichen Regirung des modernen Staats durch christliche Obrigkeit führt, nicht die politische «Verwilderung» sicher aufgehalten haben, und abermals unterdrücken möchten."

„Man muß ein Herz für die Nation als solche haben, dann hat man auch den Drang über ihre Zustände zum Bewußtsein zu kommen; darum nehmt euch ein Beispiel an den alten Politikern und Philosophen Sokrates, Platon, Aristoteles, und in neuerer Zeit an Hugo Grotius, Hobbes, Pufendorf, Leibniz und Fichte! Von diesen hat besonders Pufendorf die Schwäche des alten Römischen Reichs deutscher Nation zuerst am meisten durchschaut, die Selbständigkeit der Theile desselben bloßgelegt, und dadurch das Recht des Particularismus gegen die schwachgewordene Einheit aufgedeckt. Und diesen Mangel des ehemaligen Deutschen Reichs als eines bloßen Staatenbundes hat damals Keiner so tief empfunden als Leibniz, welcher dasselbe darum gegen Pufendorf als eine einzige moralische Person, als einen einzigen Staat aufzuzeigen getrieben wurde. Schon Leibniz wünschte für Deutschland eine «Einheit in der allgemeinen Leitung, Einen Schatz, und Eine Armee», damit dies «pomum eridos» nicht länger der «Ball» wäre, «den einander zugeworfen die um die Monarchie gespielt», damit dasselbe nicht mehr «der Kampfplatz» sein möchte «darauf man um die Meisterschaft in Europa gefochten». «Deutschland», sagt er, «wird nicht aufhören seines und fremden Blutvergießens Materie zu sein bis es aufgewacht, sich recolligirt, sich vereinigt, und allen Procis die Hoffnung es zu gewinnen abgeschnitten». Das Gemüth dieses echtdeutschen berühmten Mannes war von ähnlichen Wünschen und Hoffnungen, nur unter andern Umständen und Verhältnissen wie jetzt das unserige erfüllt."

81.

Literarische Notiz.

Das Erstlingswerk der alten französischen Jurisprudenz.

Pierre von Fontaines war neben Joinville einer der treuesten Räthe des heiligen Ludwig. Er war Bailli von Vermandois im J. 1253. Nebenbei war er auch Parlamentsmitglied. Der heilige Ludwig bediente sich seiner oft als Beisitzer wenn er Gerichtstag unter der Eiche von Vincennes hielt, oder delegirte ihn auch als Commissarius um Processe abzuurteln. Seine Erfahrungen welche er als ausgezeichneter Rechtsgelehrter gesammelt hatte legte er in einem Buch nieder, welches er „Le conseil de Pierre de Fontaines" genannt hat, und welches jetzt von neuem mit Anmerkungen und Noten von Marnier herausgegeben worden ist. Das Buch enthält eine Sammlung von französischen Rechtsgewohnheiten, und ist der erste Versuch dieselben zu systematisiren. Er hat es „seinem Freunde und allen Andern" gewidmet. Sein Freund war Philipp von Frankreich (Philipp III., der Kühne genannt); denn damals wo die Könige noch selbst Recht sprachen studirten es manche Fürsten sehr eifrig. Es ist dieses Buch mitunter mit dem „Livre de la reine Blanche" verwechselt worden; Dies rührt indeß daher, weil es sich in einem Bande eingeheftet fand welcher am Rücken diesen Titel trug. Jedenfalls ist das Buch interessant als Erstlingswerk der französischen Jurisprudenz, und weil man in ihm am ersten diejenigen römischen Gesetze kennenlernt welche das Mittelalter seinen Sitten und Eigenthümlichkeiten entsprechend fand und adoptirte. Eine Vergleichung mit dem aus derselben Zeit herrührenden Sachsen- und Schwabenspiegel wäre keine undankbare Arbeit.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 238. — 4. October 1850.

Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

Um aber auf den Ursprung unsers Helden, welcher mit dem Anfang dieser Denkwürdigkeiten zusammenfällt, zu kommen, so war Pfalzgraf Friedrich (geboren 9. Dec. 1483, in demselben Jahre wie Martin Luther) der vierte Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, Philipp's des Aufrichtigen, und Margarethens von Baiern, und kam auf dem Schlosse Winzigen bei Neustadt an der Hart zur Welt, wohin seine Mutter der Pest wegen aus Heidelberg geflohen war. Da in der Stunde seiner Geburt gerade der Hundsstern aufgegangen war, hatten die Sterndeuter verkündigt: Er werde in seiner Jugend einem großen Herrn treu dienen und von ihm sehr hochgehalten werden, trotzdem aber daß ihm mehr Ehren und ein höheres Alter als allen seinen Brüdern zufiele, sein übriges Leben mühselig und voller Unglück sich befinden. Wenn jemals, so ist hier ein Prognostikon in Erfüllung gegangen, denn in diesen zwei Zeilen ist der Umriß des äußern Lebens des Pfalzgrafen Friedrich enthalten. Seine Jugend und Erziehung fällt in eine der glänzendsten Epochen des Hofs und der Universität von Heidelberg, und wenn Thomas bei diesen allgemeinern Verhältnissen sich weniger aufhält, so geschah es vielleicht, weil er den lebendigen Eindruck jener großen Zeit bei seinen Lesern noch voraussetzen konnte. Pfalzgraf Philipp, unsers Helden Vater, welcher von 1476—1508 regierte, war, wie ihn ein neuer Geschichtschreiber schildert, eine stille, insichzurückgezogene Natur; ein innerliches Leben, echter Geistesgenuß und friedliche Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst war ihm ebenso angeboren als seinem Vorgänger und Oheim, Friedrich dem Siegreichen, der Drang nach äußerer Thätigkeit. Mit diesem edlern Drange fiel dieser Fürst in jene denkwürdige Epoche, da die Völker Europas von dem allgemeinen Drange beseelt waren den geistigen Druck der Zeiten des Mittelalters in den verschiedensten Richtungen abzuschütteln und eine neue Aera in der Entwickelung des modernen Geistes zu gründen. Diese Bewegung, welche von Italien ausgegangen war, offenbarte sich zunächst in einer feurigen Begeisterung für die wiedererweckten classischen Werke der Griechen und Römer, ohne daß den Leitern dieser Bewegung zunächst ein anderer oder höherer Zweck vorschwebte als der Genuß und die Sättigung an dem Schönen, oder ein anderer Kampf als gegen die Anmaßungen einer absterbenden Scholastik. Erst zu Ende des 15. und im 16. Jahrhundert entwickelte sich aus dem Humanismus die Opposition gegen die Kirche in ihrer damaligen Erscheinung; und diese Opposition zog neue Nahrung durch das sich damit verbindende Streben nach politisch-nationaler Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes. Keine Stadt, kein Hof in Deutschland konnte sich in der Zeit in welche die Jugend des Pfalzgrafen fällt an echtem, weithinstrahlendem Glanze mit Heidelberg unter Philipp dem Aufrichtigen vergleichen. Der berühmte Johann Reuchlin von Pforzheim ward hier neben Jakob Wimpheling 1497 zum „obersten Zuchtmeister" der Prinzen und zum kurfürstlichen Rath bestellt; Reuchlin's Vorgänger war Rudolf Agricola, welcher durch den edeln Dalberg und den ihm befreundeten Plenningen für den Kurfürsten gewonnen ward; an sie reiht sich Konrad Celtes, der Gründer einer der bedeutendsten Schöpfungen zur Befestigung der neuen Bildungselemente in Süddeutschland, nämlich der Rheinischen Gesellschaft, an welche sich fast alle jene Namen anschließen, welche wie ebenso viele Sterne am Horizonte jenes Zeitalters leuchten: die Tritheim, Wilibald Pyrkheimer, Konrad Peutinger und viele Andere. Classische Bildung bahnte damals auch Niedriggeborenen den Weg in die höhern Kreise des Hof- und Staatslebens, während zugleich edle Ritter, wie Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen, im Wetteifer glühen hinter den großen und reichen Talenten ihrer Zeit nicht zurückzubleiben (vergl. Goethe's Werke, XLVIII, 74—77). Auch unser Hubert Thomas wäre ohne seine gediegene classische Durchbildung nicht zu der Stufe in der Gunst und im Vertrauen der Großen gelangt unter denen er sich bewegte, während er in seiner gutmüthigen Anspruchslosigkeit die Früchte seines Wissens und seiner Kunst zuweilen Andern überließ. So hielt bei der Gesandtschaft von 1530, die der Pfalzgraf nach Italien absandte, der heidelberger Jurist Hartmann von Eppingen eine treffliche Rede, welche ihm Thomas hatte aufsetzen müssen, und die von den spanischen Staatsmännern, namentlich Granvella, laut gepriesen ward:

Mittlerweile konnte uns der von Granvella nicht genug die Rede rühmen die Doctor Hartmann gehalten, und zog sie so vielen die er in Welschland gehört hatte darum vor daß sie kurz und wohlgefaßt, viel enthaltend und äußerst schicklich ge-

wesen sei. Die Welschen wüßten nie zu Ende zu kommen, sondern meinten es recht wohl getroffen zu haben wenn sie eine Menge Worte gemacht und allerlei nicht dazu gehörige Sachen hineingemischt hätten, die zumal den mit Geschäften Ueberladenen verdrießlich anzuhören. Der Kaiser schiebe die Audienzen solcher Gesandten oft nur deshalb auf, weil ihn vor der Zeit graue die er daran wenden müsse.

Granvella wiederholte dieses Lob selbst bei dem Fürsten und bat um eine Abschrift der Rede, durch die Doctor Hartmann große Gunst erlangte. Es wurde ihm dafür ein seidenes Kleid verehrt, und ich der sie gemacht hatte ging mit leeren Händen aus (die alte Uebersetzung: „kriegte dafür ein Klippchen an die Stirn").

Daß übrigens Thomas in den Classikern seine Heimat hatte, zeigen nicht allein die vielfachen Anführungen der Alten mit Bezug auf Geographie und Geschichte, bei Gelegenheit seiner Reisen, sondern noch viel mehr die ganze Haltung in der Darstellung, die edle Einfachheit und Anmuth in der Entwickelung seines reichen Materials, wobei ihm die Muster der Alten entschieden vorschwebten; wenn er auch, wie der Herausgeber des Originals bemerkt, die letzte Feile an seine Schreibart nicht gelegt hat. *)

Von allem jenem literarischen und gelehrten Leben und Streben wie es Kurfürst Philipp um sich geschaffen hatte ist nun freilich in dem Lebensgang des Pfalzgrafen so gut wie bei seinen Brüdern kaum eine Spur. Die Söhne Philipp's des Aufrichtigen standen dem ritterlichen und höfischen Leben der Zeit viel näher als dem hellenischen Alterthum, namentlich Pfalzgraf Friedrich. Er sprach Französisch und Spanisch, die beiden Sprachen die die herrliche deutsche Sprache, wie Luther sie schuf, nachher fast ganz von den deutschen Höfen verdrängte. Es war von Haus aus eine sanguinische, leicht erregbare Natur, welche sich echtritterlich ebenso in seinem Drange nach Thaten, Abenteuern, seinem leichten Sinn wie seiner glänzenden Virtuosität in allen körperlichen Uebungen als in seiner unabänderlichen Treue und Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus offenbarte, dem er sich von Jugend auf für sein ganzes Leben mit seltener Hingebung gewidmet; dies Alles, verbunden mit einem liebebedürftigen Herzen und einer unruhigen Beweglichkeit, die ihn stets von neuem in die Welt hinaustreibt, gibt dem Lebensgange des Pfalzgrafen, namentlich in der ersten Hälfte desselben, einen starken romantischen Anstrich. Seine kräftige, wiewol etwas untersetzte Gestalt, ein gefälliges einnehmendes Aeußere erhöhten die Wirkungen seiner Erscheinung. Wenn er in Bezug auf geistige Bildung nicht die Stufe erreicht hatte welche man von einem in dieser Atmosphäre aufgewachsenen Prinzen erwarten mußte, so lag Dies nicht am Mangel eines sinnreichen Verstandes, worin er, wie sein Biograph versichert, so gut wie an Lernbegierde seine Brüder übertraf, sondern es war zum großen Theil die Folge harter, unpädagogischer Behandlung von Seiten seines Hofmeisters, welche ihn zur Widersetzlichkeit antrieb, was Thomas an sich selbst für ein Zeichen seines tapfern Gemüths erachtet. Pfalzgraf Friedrich beklagte Dies nicht selten als er später zu Jahren kam, und bezweifelte nicht daß, wenn er in seiner Jugend einen Lehrer gehabt hätte wie ihn Horaz und Quinctilian beschreiben, die Erlernung der Wissenschaften und zumal der lateinischen Sprache seinem guten Kopfe leicht geworden sein würde. So sehr er die letztere liebte, kannte er sie doch fast gar nicht und hatte sie gleichsam nur obenhin angesehen. Gelehrte Leute schätzte er sonderlich, und ging, was wol einigermaßen zur Weisheit dienen kann, gern mit ihnen um. So hat er denn zuletzt als Regent sich um Verbesserung des Schulwesens und der Universität Heidelbergs große Verdienste erworben (vergl. Häusser, a. a. O., S. 608—621).

*) Nach einer Bemerkung Häusser's (I, 502) befindet sich auf der münchener Hofbibliothek ein Codex welcher Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe des Hubert Thomas enthält

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Romane.

1. Palatin und Insurgent. Revolutionsroman aus Ungarns Neuzeit. Aus dem Ungarischen der Verfasser von „Kampf und Verrath", „Graf Ludwig Bathyany", „Land und Leute in Ungarn", „Der Dorfschreiber" u. s. w. Drei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 1850. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Einen politischen Roman der Neuzeit zu schreiben ist äußerst schwierig, besonders wenn die Neuzeit so neu ist daß die Wunden noch bluten, die Hochgerichte noch stehen, die Kämpfer für und wider noch leben, und die Parteien noch im gegenseitigen Haß erglühen. Leichter ist es indeß für den Autor wenn er sich in der sichern Zufluchtsstätte zu London befindet, wohin der Arm der Gerechtigkeit nicht reichen kann, wo Verleumdungen ungestraft bleiben, wo selbst des Recensenten Rüge nicht vernommen wird. Dort kann der Autor ohne Gefahr vom leidenschaftlichsten Parteistandpunkte aus eine Darstellung der Ereignisse schreiben und die siegreiche Partei mit der Feder angreifen, da der Gebrauch anderer Waffen unmöglich ist. Daß die Männer der Revolution auch die Helden des Revolutionsromans sind, und als solche auch mit des Dichters Phantasie ausgestattet werden, Das wollen wir nicht tadeln. Der Verf. gesteht selbst in seiner Vorrede: „Wenn manche der Persönlichkeiten, die vielen unserer Leser genau bekannt sein dürften, hier idealisirt erscheinen, so möge man bedenken daß Muth, Biedersinn und Männlichkeit wol hinreichen eine Rolle in der Geschichte zu spielen, keineswegs aber genügen in einem Romane in den Vordergrund zu treten." Wir lassen uns also willig in eine Rathsversammlung der Revolutionspartei einführen und uns deren Theilnehmer auf folgende Weise vorstellen: „Da sitzt obenan der wilde Sohn des Puszta, Gyula, dessen Auge von Freude glüht, indem dasselbe über die Versammlung schweift... Jetzt denkt er kommt bald die Zeit heran wo ich für mein thatendurstiges Gemüth werde Befriedigung finden. Die Zeit des Friedens ist um, und der blutige Krieg ist es der seine Fittige über die Welt ausbreiten wird... Sein Herz schwoll vor Wonne bei diesem Gedanken, aber auch die Erinnerung an Etelka zog wie sanftes Frühlingswehen durch seine Seele... Zur Rechten Gyula's saß der stürmische jugendliche Dichter Petöfy, der in seinen genialen Poesien so herrlich die Freiheit besungen, der so oft in erhabener Sprache die Sturmglocke der Revolution gezogen und das Volk zum Abschütteln seiner Sklavenketten aufgefodert hat. Sein Herz durchzittert himmlische Freude, denn er ahnet es durch die poetische Kraft seiner dichterischen Begeisterung daß jetzt die Stunde naht wo seine geknechtete Nation sich aufraffen und als Vorfechter der Weltfreiheit, von der er so oft geträumt, auftreten werde. Neben dem Tyrtäus der Magyaren sitzt der sonst so wilde und lustige Jurat Imre, der aber, seitdem er

durch Petöfy und Gyula in die Geheimnisse der Freiheitsbestrebungen Ungarns eingeweiht worden, eines der ernsthaftesten und thätigsten Mitglieder des patriotischen Comité geworden. Seitdem entsagte er freiwillig dem Spiele, dem Tanze und allen andern Unterhaltungen die der Jugend soviel Zeit kosten, und ihr den Sinn für ernsthaftere Dinge gewöhnlich rauben. Imre's Bekannten konnten sich dessen plötzliche Umwandlung gar nicht erklären; die Einen dachten er habe sein ganzes Vermögen verspielt, die Andern meinten unglückliche Liebe habe ihn so verändert... Freilich, sagte er einst, freilich bin ich unglücklich verliebt, denn die Dame die ich liebe liegt in der festen Burg meines mächtigen Feindes gefangen, und ich werde nicht eher glücklich bis ich sie mit meinen Armen befreit habe... Die Zuhörer schüttelten nachdenklich den Kopf; sie konnten es ja nimmer ahnen daß Imre unter jener Dame die göttliche Freiheit gemeint hatte... Auf der andern Seite sitzt der gigantische Serbe, Damjanich, der von frühester Jugend ein unversöhnlicher Feind jeder Tyrannei und besonders Oestreichs gewesen war. Er hätte den unerträglichen Soldatenzwang schon längst abgeschüttelt, wenn nicht der Gedanke sich in einer ausbrechenden Revolution bei der östreichischen Armee einen Anhang zu verschaffen ihn in ihren verhaßten Reihen zurückgehalten hätte. Er sieht mit brennender Sehnsucht der Zeit entgegen wo es ihm möglich wird seine Tapferkeit zum Heile der Freiheit manifestiren zu können... Neben Damjanich sitzt ein junger Mann von schlankem Körperbau und echtmagyarischer Gesichtsbildung. Er trägt die Uniform eines Husarenoffiziers, wodurch die edeln Formen seiner Gestalt prägnanter hervortreten, und seinem ganzen Aeußern ein kriegerisches Ansehen verliehen wird. Es ist der Husarenrittmeister Bubna, der von patriotischer Begeisterung erglüht keinen Augenblick zögerte seinen Arm dem Vaterlande zu weihen. Bubna's Nachbar ist ein großer starker Mann, auf dem die Blicke Aller mit dem innigsten Wohlbehagen verweilen, denn er scheint Jedermann das lebhafteste Interesse einzuflößen. Es ist der Schrecken aller Reisenden, die Geißel reicher Pfaffen und Aristokraten. Rosza Sandos, der König des Backony, das gefürchtete Haupt der Söhne des Waldes. Auch er, der Räuber, hat sein Leben dem Vaterlande geweiht, und sieht der Stunde mit Ungeduld entgegen wo er der Welt wird zeigen können daß auch ein Räuber ein guter Patriot sein kann.“ Wir lassen es uns auch gefallen wenn Kossuth als edler, uneigennütziger Patriot dargestellt ist, und wenn man uns die Roheiten, Grausamkeiten und Ausschweifungen der Revolutionspartei verschweigt; aber nicht ohne Empörung konnten wir die Schilderungen der Männer der Gegenpartei lesen. Es ist eine falsche Taktik des Romanschriftstellers, wenn er seine Helden durch Erniedrigung ihrer Gegner zu erheben strebt. Der Erzherzog Stephan, dessen Liebe für Ungarn ihm die Liebe seiner Familie kostete, der Ungarns Rechte, Wünsche und Bestrebungen, solange sie nicht Oestreich-feindlich waren, so rücksichtslos im wiener Ministerium verfochten hat, er wird als Urheber eines Meuchelmordes, als Feigling und als verschmähter Liebhaber dargestellt, und es werden ihm die entehrendsten, schändlichsten Rollen zuertheilt. Auch den östreichischen Soldaten, die mit so großer Hingebung, mit Muth und Ausdauer kämpften, welche den unsaglichsten Strapatzen trotzten, selbst ihnen ist keine Anerkennung zutheilgeworden, und keine Erwähnung geschieht von den klimatischen Einflüssen welche so mächtige Bundesgenossen der Ungarn waren. Dagegen sind Lamberg's und Zichy's Ermordung keineswegs mit Schauder berührt, sondern als Acte der Gerechtigkeit hingestellt.

Wir können also den vorliegenden Roman nicht als ein Meisterwerk rühmen, doch hat er das Verdienst die Sitten und Gebräuche der Ungarn mit lebendigen Farben zu schildern. Das vielbewegte Leben auf der Puszta, auf welcher sich im bunten Wirbeltanze Hirten, Zigeuner und Vagabunden abwechselnd herumtreiben; das düstere Leben der Räuber im Walde; die rauschenden Vergnügungen auf den Lustschlössern der Cavaliere; die abwechselnden Scenen in Budha-Pesth, dazwischen die Agitationen der kaiserlichgesinnten Aristokraten, die bald zur offenen Empörung und Drohung, bald zu geheimen Conspirationen und Zusammenkünften ihre Zuflucht nehmen — alles Dieses läßt der Roman vor des Lesers Augen in einer Reihenfolge interessanter Bilder sich entwickeln. Drei Frauen werden von Helden geliebt und sterben mit ihnen, zwei in der Schlacht und eine unter dem Galgen des gehängten Geliebten. Sie sollen den weiblichen Patriotismus des ungarischen Aufstandes darstellen, was auch gelingt. Die Gedichte sind oft schön; ein patriotisches Herzpochen belebt das Ganze und hilft dem Leser über die Misstände hinweg.

2. Drei Novellen. Herausgegeben von F. Gustav Kühne. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es gab eine Zeit wo die deutsche Journalistik heftig gegen die Uebersetzungen aus fremden Sprachen eiferte. Man wollte deutsche Romane und deutsche Novellen, deutsche Dramen und sogar deutsche Lustspiele. Wenn man auch in gewisser Beziehung ein Recht hatte Solches zu fodern, so schien es doch schon damals, wo alle Welt für die schöne Literatur schriftstellerte, als fehle es an deutschen Talenten, und das deutschgesinnte Publicum fühlte daß ein englischer Roman, eine französische Novelle besser unterhielten, anmuthiger beschäftigten als die oft ernst durchdachten, oft auf tiefe Studien begründeten Werke der Deutschen. Trotz allen Vorwürfen der Journalistik kauften die Leihbibliotheken vorzugsweise die Uebersetzungen ausländischer Werke, indem diese immer wieder eifrig verlangt und gelesen wurden. Die Novelle besonders ist ein Eigenthum der Franzosen, indem bei ihnen das Leben selbst sich leicht in die Novellenform fügt; sie bedürfen nicht die Ereignisse, sie brauchen weder einen geschichtlichen noch moralischen Hintergrund, sie bedürfen nicht consequente Durchführung und kunstvolle Zeichnung der Charaktere, und es ist nicht nöthig daß eine große Wahrheit, eine tiefe Tendenz zugrundeliege, wenn es nur lebendig ist und amusirt. Während der revolutionnairen Bewegung in Deutschland verschwand die schöne Literatur in diesem Lande, die Dichter verstummten, die Novellenschreiber wußten Nichts mehr zu erzählen, und hätten sie auch gedichtet und erzählt, sie hätten keine Leser gefunden. In Frankreich blieb selbst in den Wirren des politischen Umsturzes der Quell novellistischer Dichtung lebendig, und das Bemühen in Gesellschaftsbildern Lust und Leid der Menschenbrust zur Erscheinung zu bringen, konnte nicht unterdrückt werden. Kühne hat nun eine sorgsame Auswahl getroffen und im vorliegenden Werke drei anmuthige Producte französischer Feder geliefert. Er sagt in der Vorrede: „Mit welch zutreffender Wahrheit ist uns in der Novelle «Frau von Brabante» (von Alfred de Menciaux) auf dem modernen Gesellschaftsboden der höhern Classen, ein Bild der Bedrängniß eines weiblichen Wesens den Intriguen gegenüber, entwickelt, die eine Horde blasirter Cavaliere, zu ihrem Untergang verschworen, gegen Frauenwürde und Frauenehre anspinnt.“ Souvestre's „Jugendsünden“ („Pechés de jeunesse“) dürften in der graziösen Behandlung eines an sich verfänglichen Themas unter Darstellungen deutscher Novellistik des Mittelschlags schwerlich in Ueberzahl ihresgleichen finden. In „Edelmann und Bauer“ (nach Acherd's „Roche-blanche“) ist der Gegensatz zwischen aristokratischen und bäuerlichen Elementen der Bevölkerung im Landleben, „vortrefflich durchgeführt, und in der revolutionnairen Bewegung des Zeitalters zu spannenden Conflicten gesteigert“. Wir können dieser Kritik des Herausgebers nur beistimmen, und empfehlen vorliegende Novellen dem leselustigen gebildeten und denkenden Publicum als eine unterhaltende Lecture.

3. Des Vaters Fluch. Erzählung aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege. Von August Braß. Hamburg, Engel. 1850. Gr. 16. 15 Ngr.

Der vorliegende Roman beginnt im J. 1775 als die Provinzen Nordamerikas sich von ihrem Mutterlande losrissen und unter Washington's Anführung so glorreich ihre Unabhängig-

keit errangen, als das Land in zwei Factionen getheilt war, die sich gegenseitig haßten und verfolgten. Hr. Parker, ein guter Royalist, bewohnt mit seiner Tochter eine einsam gelegene, doch wohlbefestigte Ansiedelung, und ein junger Mann, Georg Murky, der Sohn seines Freundes, steht als Feind mit einer Schar Amerikaner davor. Letzterer wird im Kampf verwundet und als Gefangener in die Ansiedelung gebracht, wo die Tochter Parker's, welche Murky schon früher geliebt hat, ihn pflegt, und da der Vater sie zwingen will einen jungen englischen Offizier zu heirathen, welcher mit seinen Truppen noch zur rechten Zeit angelangt war um Murky's Schar zu besiegen, läßt sie sich überreden in der Nacht den Amerikanern die Thore der Ansiedelung zu öffnen und die englischen Soldaten durch Abschließung einer Thür unschädlich zu machen. Der Vater Parker erhält bei dieser Gelegenheit eine tödtliche Wunde und flucht sterbend der Verrätherin. Sie aber heirathet Murky, und hiermit wird der historische und amerikanische Theil des Buchs geschlossen. Es beginnt dagegen die Wirkung des Fluchs, welche immer am 17. Mai als an dem Jahrestag desselben sich zeigt. Die arme gemarterte Frau stirbt endlich in England ebenfalls am 17. Mai im Wahnsinn, nachdem sie Mann, Kind, Vermögen und Heimat verloren hat. Die Erzählung ist spannend, doch die Sprache gewöhnlich. Der geschichtliche Theil, die Schilderungen amerikanischer Zustände, die Darstellungen von Ereignissen und Handlungen liegen dem Autor näher als die poetischen und romantischen Zuthaten, und gelingen ihm besser. 12.

Monsieur de Courchamp und die „Souvenirs de la Marquise de Créqui".

Der in dem Aufsatz „Ueber literarische Täuschungen" auf Anlaß des Quérard'schen Buchs in Nr. 172 d. Bl. erwähnte Marquis de Courchamp ist der eigentliche Verfasser des unter dem Namen „Souvenirs de la Marquise de Créqui" bekannten Buchs. Man erinnert sich des Aufsehens welches diese amusanten Memoiren machten, in denen das Leben des französischen Adels unter dem Regenten, unter Ludwig XV. und XVI. so lebendig und anschaulich geschildert, eine solche Masse genealogischen Details enthalten war, worin so viele vornehme Familien, mochten sie selbst Lusignan und Bearn, Talleyrand und Broglie heißen, oder Herzog von Somerset und Courtenays sein, mit ihren Stammbäumen schlimm fuhren, so manches historische Factum mit plausibeln Gründen unter neuem Gesichtspunkte dargestellt, und mit einer Beharrlichkeit welche die Absichtlichkeit verrieth Gift auf die Orleans vom Regenten her bis auf Ludwig Philipp gesprüht ward. Das Buch täuschte anfangs Jeden und erlebte mehr denn eine Ausgabe: die alte Dame aus deren Feder es geflossen sein sollte, Renée Charlotte Victoire de Froulay de Tessé, Marquise de Créqui, war in der vornehmen Welt sehr bekannt gewesen, und da sie über 90 Jahre alt geworden und bis in ihr hohes Alter viele Beweglichkeit des Geistes bewahrt, Madame des Ursins gesehen als sie in Rom bei Jakob III. die Grandemaitresse machte, und die terroristischen Zeiten erlebt hatte, welche von Ludwig XIV. und Madame de Maintenon an alle Celebritäten der letzten Bourbonischen Regierungen gekannt und in den ersten Cirkeln sich bewegt hatte, so war man sehr geneigt ihr diese „Souvenirs" zuzuschreiben, und nahm höchstens an daß sie durch andere Hände gegangen, und manchmal auf dem vor ihr aufgespannten Canevas durch Fremde brodirt worden sei. Ich habe vor Jahren diese Meinung selbst von Solchen äußern gehört welche in die Verhältnisse der neuern französischen Literatur nicht uneingeweiht waren. Die letzten Bände schadeten aber bereits den erstern; der Stoff nahm an Fülle des Nichtalltäglichen, die Erzählung an Frische in demselben Maße ab wie das Buch an Breite zunahm, die französischen Revolutionsgeschichten verdarben völlig die Sache, sie waren Nichts weiter als Zusammenstoppelung aus bekannten Quellen, und man sagte sich daß wenigstens der spätere Theil der „Souvenirs de la Marquise de Créqui" um nichts echter sei als die vielen Producte der französischen Memoirenfabrik, welche vom Cardinal Dubois und Madame Dubarri an bis auf Napoleon und Ludwig XVIII. aus den Federn von Entrepreneurs geflossen sind. Der Schleier ward endlich auch für das größere Publicum gelüftet, die Personen von der Bekanntschaft de Courchamp's wußten längst um seine Autorschaft; denn sie hatten ihn seit Jahren die Geschichten und Anekdoten erzählen hören womit das Buch gespickt ist. Unter Anderm pflegte er diese in Masse zum Besten zu geben bei der Marquise de Custine, der Mutter des bekannten Schriftstellers, welcher im ersten Bande seines vielgenannten Buchs über Rußland über seine verhängnißvolle Familiengeschichte Manches mitgetheilt hat. Immer aber gestand man dem Verfasser der „Souvenirs" das Verdienst zu ein zum mindesten in seinen ersten Theilen so unterhaltendes wie selbst lehrreiches und interessantes Werk mit großem Geschick geschaffen, und demselben so dem Inhalt wie dem Stil nach das Gewand der geschilderten Zeit mit täuschender Gewandheit angepaßt zu haben. Ich habe in diesem Augenblick weder das Buch selbst noch irgend eine Notiz über dasselbe oder den Autor zur Hand und schreibe blos nach Erinnerungen von Lecture und Conversation. Die Geschichte mit den Cagliostro-Memoiren, deren Quérard gedenkt, ist leider viel häßlicherer Art als jene an sich unschuldige Täuschung: der Roman ist wirklich ein Werk des Grafen Potocki, und de Courchamp nur ein wissentlicher Plagiator. Es gab Personen welche lange noch nach dem Erscheinen der „Souvenirs" behaupteten es sei unmöglich den Conversationston des ancien régime so nachzumachen und das Costume der Tage Ludwig's XV. mit solcher Wahrheit anzunehmen. Sie irrten sich doch.

Vielleicht ist nicht Vielen erinnerlich daß in diesem Buche die Behauptung vorkommt (welche auch in legitimistischen Journalen wiederholt worden) die Melodie von „God save the king" sei von Lully, und Händel habe sie bei seiner Anwesenheit in Paris gestohlen. Die Melodie so wie die Worte „Grand Dieu sauvez le roi" (selbst die englischen Worte sollen Diebstahl sein!) wären für das Stift von St.-Cyr geschrieben gewesen. Wahrscheinlich ist das Ganze eine Erfindung, wie so manche Geschichten und Geschichtchen in diesen „Souvenirs", denen aufs Wort zu glauben man sich sehr in Acht nehmen muß. 4.

Notiz.

Ein Pröbchen französischer Sicherheit in der Geographie.

„Ich saß eines Tages", so erzählt G. von Rosen in seinen „Bilder aus Spanien" (I, 75), „bei Tische in Conversation begriffen mit einem französischen Offizier und einem jungen Employé als mir der Postbote einen Brief brachte. Nachdem ich ihn durchlesen, sagte der Offizier, der die vielen Poststempel auf dem Couvert bemerkt haben mochte: «Votre lettre vient de bien loin, à ce que parait?» «D'Holstein, monsieur», antwortete ich ihm. «Holstein, Holstein, ou est ce que c'est donc?» fragte der Employé mit unsicherm Ton, worauf der Offizier, ehe ich mich erklären konnte, mit belehrender Miene antwortete: «C'est au nord de l'Allemagne; l'Holstein, le Mecklenbourg, la Pomeranie et la Lapponie sont tout près l'un de l'autre et apartiennent touts à la Suède, n'est ce pas, monsieur?» Um den jungen artigen Mann nicht vor der Gesellschaft zu prostituiren warf ich ein: «Certainement, monsieur!» hin, mußte jedoch schnell ein Glas Wein hinunterschlucken um nicht durch lautes Lachen meine schonende Absicht zuschandenzumachen." 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 239. —— 5. October 1850.

Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Der Vater hatte den Kurprinzen nach Frankreich geschickt um dort Lebenssitten und feine Bildung zu holen; er beschloß jetzt, dem Kaiser zu Liebe, den Prinzen Friedrich an einem habsburgischen Hofe seine Schule machen zu lassen. So ging (1501) der achtzehnjährige Jüngling, von einigen Edelleuten begleitet, nach den Niederlanden ab, wo Maximilian's Sohn, Erzherzog Philipp, welcher hier nur König von Spanien genannt wird, zu Middelburg Hof hielt. König Philipp war nun eben im Begriff mit seiner Gemahlin Johanna und einem zahlreichen Hofstaate nach Spanien zu ziehen, und der ernste, melancholische Fürst nahm gern einen muntern leichten Ritter wie Friedrich war zu seinem Begleiter. Ueber Valenciennes, Cambray, Peronne, Senlier ging es nach Paris, wo man die Gäste mit festlichen Spielen und mit politischen Schauspielen, namentlich einer Parlamentssitzung, zu ehren suchte; dann über Orleans nach Blois, wo sich der Hof damals aufhielt. So glänzende Tafel, solchen festlichen Tanz und Kartenspiel um hohe Summen Geldes, solche Hetzjagden und Turniere wie sie sich hier in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen zusammendrängten, konnte doch nur solange den jungen Prinzen zur Bewunderung stimmen, bis er, über Tours, Poitiers, Bordeaux und Bayonne nach Spanien kam, diesem wunderbaren Lande, welches uns, nachdem es uns einen Cervantes und Calderon geboren, noch wie ein halbes Räthsel dasteht, damals aber deutschen Reisenden als eine terra incognita erscheinen mußte. In Biscaya war es dem König Philipp eine überaus große Lust daß ihm in den Dörfern und Flecken hin und wieder Mädchen und Jungfrauen mit abgeschnittenen Haaren begegneten, die in ihrer gar besondern Sprache sangen:

> Wir sind ebenso wol, als der König, von Adel, und so du selbst ein ehrlicher und edler Herr bist, gib uns Etwas, wofür wir einen Tanz halten und einen guten Tag haben.

Die Armuth und Unfruchtbarkeit des Landes bei Burgos und Toledo, wo es weder Heu noch Stroh gibt den Pferden unterzustreuen, was jedoch die spanischen Pferde nicht hindere dabei viel schneller, leibiger und dauerhafter als die unserigen zu sein, veranlaßt den Verf. zu der Reflexion:

> Wie doch eben die Gewohnheit zur andern Natur werden kann und sich an Wenigem begnügen läßt! Wir Deutschen denken, es sei um uns geschehen wenn wir uns nicht täglich vier oder fünf mal mit Speise oder Trank überfüllen und sonderlich unsere Pferde mit Hafer, Heu und Spreu mästen daß sie davon kaum schnauben können.

In Toledo gewärtigten König Ferdinand und Isabella der Ankunft ihres Eidams und ihrer Tochter und hatten an 1500 Fürsten, Herren und vornehmen Edelleuten zu Roß um sich versammelt.

> Zur Feier der Uebergabe der Stadt Granada, die am Festtage Johannes des Täufers erfolgt ist, kommen die Fürsten und der Adel zu Zeiten an die drei- oder viertausend Pferde stark zusammen, die den König mit großer Pracht auf das Feld hinaus begleiten und zu seiner Belustigung allerlei Ritterspiele, sonderlich mit dem Rohrwerfen, halten; die tragen dabei an den Armen köstliche Bänder und lassen sich mit reichgesteppten, goldgestickten Pferdedecken sehen.
>
> Zu solcher Art hatte sich auch der Pfalzgraf Friedrich gewöhnt und mit Fleiß die Kunst erlernt auf spanische Art zu reiten, welche man à la geneta nennt, weil genet ein spanisches Pferd heißt. Da ihm aber die Kleinodien des Armschmucks mangelten, lieh ihm ein reicher Edelmann am Hofe deren von so hohem Werthe daß Keiner köstlichere aufzuweisen hatte. Als sich dann der Pfalzgraf wieder vor den Andern mit Reiten und Rohrwerfen sehen ließ, erhoben ihn die Spanier bis zu den Sternen und priesen ihn als den Reichsten und Gewandtesten von Allen. Er erlangte dadurch auch bei dem Könige und bei Philipp große Gunst.

König Philipp ließ sich auch häufig bei der Vogelbeize finden, mit der der alte König sich belustigte; auch dazu begleitete ihn Pfalzgraf Friedrich regelmäßig und wich nicht von seiner Seite.

In Barcelona, wohin die Fürsten auf der Rückreise kamen, veranstaltete man, dem Könige zu Ehren, allerlei Spiele; unter Anderm eine dramatische Aufführung, welche Thomas sehr lustig findet und folgendermaßen beschreibt:

> Der Ort wo man sie hielt war mit herrlichen Teppichen von gewirktem Gold und Silber, sowie mit Tüchern von serischem Zeuche (Seidenzeuch) ausgehangen, welche Kleidung auch die Mitspielenden selbst anhatten, da die Catalonier unter der Kleiderordnung des Königs nicht mitbegriffen sind. Da war angestellt ein gemachter Himmel, dabei man auch die Hölle sah, sehr schrecklich und grausam. Dabei wurden viele Historien gespielt, welche fast in die vier Stunden währten.

Feuerwerke an der Küste und in der Stadt wurden losgebrannt, Tänze von Frauen daß man meinen sollte sie seien Göttinnen, nicht Menschen, wurden aufgeführt. Der Pfalzgraf und König Philipp zogen incognito durch die Stadt um alle die Freuden ungestört zu genießen, auch wol um die schönen Catalonierinnen in der Nähe kennenzulernen, und es begegnete ihnen da manches lustige Abenteuer. In Perpignan gab es wieder dem Könige zu Ehren herrliche vierstündige Spectakel, welche die von Barcelona an Pracht beiweitem übertrafen.

Es wurden viele Historien aus dem Neuen und Alten Testamente, als die Passion Christi und andere, gespielt und durch Kunst das Paradies und die Hölle dargestellt, worin große Geschütze so artig von Papier gemacht waren daß die Zuschauer nicht anders meinten als es wären rechte Büchsen. Das Paradies und die Engel stritten und stürmten wider die Hölle. Die Engel waren mit weißen Kleidern, die Teufel mit güldenen und silbernen Stücken, Sammet und Seide angethan.

Schon hier sei, wenn auch anticipirend, bemerkt daß Pfalzgraf Friedrich später noch zwei mal in Begleitung seines Secretairs Hubert Thomas nach Spanien reiste, was Letzterm jedesmal zu den anziehendsten Aufzeichnungen über jenes an Eigenthümlichkeiten so reiche Land Stoff leiht, besonders wegen der Conflicte in die sie als Deutsche sowol mit der Natur des Landes als auch mit der Inquisition geriethen. Mehre seiner Schilderungen haben an ursprünglicher Frische und Farbenreichthum Nichts eingebüßt. Ueber die mancherlei Widerlichkeiten und Beschwerden hilft unserm Biographen sein stoischer Gleichmuth und ein gewisser Humor fort. Die zweite dieser Reisen machte Pfalzgraf Friedrich 1526 zum Kaiser Karl V., weil man politisch über ihn Nachtheiliges verbreitet hatte, und in der Hoffnung gewisse rückständige Geldansprüche oder gar die reiche anmuthige Witwe von Portugal, Karl's Schwester, Leonora, einst der Gegenstand seiner heißesten Wünsche, wie wir bald näher berichten werden, heimzubringen. Nach Ostern brach er mit einem Gefolge von 20 Personen von Heidelberg auf, nahm über Paris den Weg durch Frankreich, wobei muntere Gespräche über Gegenstände des Lebens und der Wissenschaft zwischen dem Secretair und dem Leibarzt des Fürsten, Dr. Johann Lange, den Weg durch die öden Landstriche Aquitaniens verkürzten. In Bayonne versah sich die Reisegesellschaft mit einem vollständigen Küchenapparat; denn die Unwirthlichkeit, der Mangel an Bedürfnissen und Bequemlichkeiten war bekannt. Da begegneten ihnen dann auch mancherlei seltsame Abenteuer; in Cervera wurden sie amtlich gebeten weiterzuziehen, weil man besorgte die 20 handfesten Deutschen würden mit ihrem gesunden Appetit die Gegend aushungern; ein anderes mal suchte man bei einem Gewürzkrämer einen Vorrath von 2—3 Pfund Butter einzukaufen, worauf der mit Staunen erklärte soviel sei in ganz Castilien nicht; einmal aßen sie auch mit großem Appetit von einer Schüssel die ihnen als Wildpret vorgesetzt war, und erfuhren nachher zu großem Schrecken daß man unter diesem Namen Nichts als Eselfleisch vorsetzte. Bisweilen fehlte es auch an Brot, und nicht selten hatte die Reisegesellschaft von der plumpen Gewinnsucht habsüchtiger Wirthe zu leiden. Sie standen durch Mangel und Hitze genug aus, bis sie Granada, wo der Kaiser sich aufhielt, erreicht hatten. Die prachtvolle Stadt mit ihren maurischen Gebäuden, Tempeln und Palästen war dem Pfalzgrafen und seinen Begleitern interessant genug; die Stiergefechte und ähnliche blutige Unterhaltungen aber behagten ihnen wenig; die grotesken Tänze der maurischen Weiber kamen ihnen „gar bäurisch und ungereimt" vor; Klima und Diät übte keine wohlthätige Wirkung. Der Biograph Thomas selbst erkrankte jämmerlich, und erzählt mit dankbarer Rührung wie ihm des Pfalzgrafen Barbier, Bastian, durch eine sehr einfache Cur wieder Gesundheit und Kraft zurückgegeben habe.

Die dritte und letzte Reise des Pfalzgrafen nach Spanien, bei welcher Hubert Thomas ihn begleitete (nachdem er einige Jahre vorher allein von seinem Herrn zum Kaiser nach Spanien abgesandt worden war), war nicht weniger reich an Abenteuern und Gefahr im Kampfe mit der Natur und den Verhältnissen. Es war im Spätjahre 1538; den fünfundfunfzigjährigen, bereits kränklichen Fürsten begleitete diesmal seine Gattin, welche nicht mehr als zwei Jungfrauen zu ihrer Bedienung und noch eine Närrin, Christine, Lusts oder „der Götzung wegen" beisichhatte. Was den Zug und die ganze Reise sehr erschwerte, waren an 70 Pferde und viel unnützes Gesinde, das nur zehren konnte und Alles wie in Deutschland vollauf haben wollte. Als sie bei finsterer Nacht zu Schiffe in Bayonne anlangten, wären sie beinahe um das Leben gekommen. In Bayonne warteten sie drei Tage, wieder nur um allerlei Küchengeschirr einzukaufen. Den Tag vor dem Weihnachtsfeste erreichten sie den Flecken Segura an dem hohen St.-Adriansberge. Des folgenden Tages wollte der Fürst nicht weiterziehen, sondern christlichem Gebrauche nach das Fest begehen; man ermahnte ihn aber über den Berg zu eilen ehe der Schnee zu tief würde, der schon zu fallen anhub. Sie kehrten aber nothgedrungen wieder um, und mußten sich durch die bübischen Biscayer verhöhnen und aus den Fenstern mit Schneeballen bewerfen lassen. Keine Obrigkeit dem Unfuge zu steuern war da, und der Alcalde galt Nichts bei dem ungezogenen Volke. Des nächsten Tages brachten sie durch Bitten und Geschenke wieder Volk zusammen, das sich erbot wenn der Alcalde voranginge den Weg zu räumen.

Mit mir wurde der Fürst und die Fürstin aus dem Schnee gerettet und in eine Höhle des Berges gebracht, wo sie Nichts zu essen und nur ein wenig Wein zu trinken fanden.

Sie erreichten einen dichten Wald, von dannen noch ein gut Feld Weges bis auf die oberste Bergspitze zurückzulegen war, und weil der Schnee gar zu tief war, so getraute sich der Fürst nicht fortzukommen.

Da nahm ich einen Stecken aus dem Gehölze, den er an einem Ende faßte, und zog ihn mir nach bis er fast außer Athem war. Oben sahen wir weithin nach Spanien über lauter schneebedeckte Berge und Thäler. Es graute uns vor dem Herabsteigen, weil der Berg so steil und jähling wie zu

Treppen ausgehauen war, und um dem Uebel abzuhelfen nahm der Fürst meinen Stecken zwischen die Beine, auf dem er wie die Knaben ritt, und zuzeiten auch über den Haufen fiel. Die Fürstin ließ sich von ihren zwei Hofjungfrauen leiten und fiel von den Stufen ebenfalls oft in den tiefen Schnee, worüber sie aber um den Fürsten zu erheitern nur lachte.

Am späten Abend kamen die Reisenden durchaus ermüdet im Gallareta an, machten sich den dritten Tag wieder auf den Weg, konnten aber den Tag kaum zwei Meilen zurücklegen und mußten in einem kleinen Dorfe übernachten, indem sie mit Mühe soviel Holz zusammenbrachten um dabei ein wenig Fleisch zu kochen und einige Hühner zu braten. Ebenso wenig waren Bänke und Tische vorhanden, und sie mußten dazu gebrauchen was ihnen die Natur gab, indem sie Tische und Bänke aus dem zusammengeschaufelten Schnee machten.

Der Herr belustigte sich an dem Spectakel uns an einem Tische von Schnee Mahlzeit halten zu sehen, und meinte wie es doch fast ein Wunder zu nennen sei daß es bei solchem Schneefall nicht kälter, und daß der Schnee nicht zerginge.

Hier folgt eine Scene von so poetischer Wirkung daß wir sie einer spanischen Novelle entlehnt halten möchten; wir glauben sie unverkürzt hier einschalten zu dürfen.

Wir fürchteten uns vor der Nacht, die uns kalt und langweilig vorkommen werde, weil nur wenig Betten und Decken vorhanden waren, und stellten über dem Essen die Frage unter uns auf. Da kommt unversehens ein spanischer Edelmann der mich kennt, wird meiner gewahr und spricht: „Seid Ihr nicht der Secretair Hubertus, der, als ich mit dem Kaiser in Heidelberg war, keine Herberge finden konnte, und als Alles wie jetzt mit Schnee bedeckt lag, den Nachbar vermochte mich bei sich aufzunehmen?“ Er umarmte mich bei diesen Worten und sprach weiter: „Jetzt ist die Gelegenheit da Euch Das zu vergelten. Nehmt drei oder vier gute Gesellen zu Euch und kommt mit in mein Haus; da werde ich Euch ein wenig besser bewirthen als Ihr es hier im Schnee haben könnt.“ Ich sagte: „Es ist mir lieb, wenn ich Etwas zugut gethan habe dessen Ihr noch eingedenk seid. Ich weiß mich Eurer nicht zu erinnern; weigere mich aber nicht Euren Dank anzunehmen. Zuvor bitte ich Euch nur, Euch hier in den Schnee zu uns zu setzen und unsere geringe Mahlzeit mitzuversuchen.“ „Ei, nicht doch“, sprach er, „laßt uns vielmehr zu meinem Weibe gehen, das mein mit dem Essen wartet.“ Er zog mich empor und hieß die Andern, unser sechs, ihm in ein Haus des Dorfes folgen, das zwar nicht groß und tief in der Erde war, darinnen aber Schafe, Ziegen, Hühner und viel feiner, reinlicher Hausrath sich befanden. Mitten innen brannte auf dem Herde ein Feuer, wie es schien unsertwegen angezündet, und daran hing ein Bratspieß, etwas länger als es sonst der spanische Brauch ist, an dem ein Hase, zwei Rebhühner und ein Kapaun gebraten wurden. Das betagte Weib des Mannes ging uns, sobald sie uns gewahrte, freundlich entgegen, hieß uns bei dem Feuer niedersitzen, und sprach zu ihm: „Ihr habt recht gethan so gute Leute wie die Deutschen alle sind mitzunehmen. Wenn nur unser Sohn bald wiederkommt und etwas Gutes bringt, damit ich ihnen wohlthue. Sie sehen unsern geringen Zustand und werden, wie ich hoffe, mit uns vorliebnehmen, auch will ich ihnen wol ein warmes, reinliches Lager zustandebringen.“ „Es ist genug, wenn Ihr Das thut, liebe Frau“, sagte ich, „und Ihr müßt es uns zuguthalten daß wir Unbekannte Euch in Eurem Hause Mühe machen.“ „Gute Menschen“, versetzte sie, „machen Einem niemals Mühe. Ich bin mit meinem Manne einen Theil von Europa durchreist, und habe dabei gelernt daß man gegen Fremde dienstwillig sein soll.“ Unter solchen Reden brachte sie einen reinlich gedeckten Tisch herbei und trug Essen darauf. Zuerst einen Salat mit Essig, den sie, wie sie sagte, unter dem Schnee hervorgeholt hatte, danach zur Genüge gesottenes Fleisch und endlich den Hasen, die Rebhühner und den Kapaunen. Sie sah oft nach der Thür und seufzte nach dem Sohne, und als sie sein in der Helligkeit der Nacht gewahr ward rief sie mit Freuden: „Da kommt er, ich dachte schon er sei im Schnee steckengeblieben.“

Der Sohn brachte Pomeranzen, Oliven und Kapern, die er im nächsten Dorfe gekauft hatte, und als er sich zu uns niedergesetzt, fing man an von dem unerhörten Schnee zu reden, der fort und fort bis gen Toledo wehe. Darauf erging sich der Wirth mit uns in allerlei freundlichen Reden und eröffnete uns unter Anderm wie wir bis Toledo noch eine weite Reise durch den Schnee zu machen hätten, auf der wir uns mit unsern Augen und Füßen vorsehen möchten. Durch den immerwährenden Anblick des Schnees litten die Augen bald Schaden, wenn man sie nicht mit etwas Schwarzem zudecke, und die Zehen an den Füßen erstarrten, bewege man nicht stets den Leib. Wir sollten uns auch niemals schlafen legen ohne die Schuhe oder Stiefeln ausgezogen zu haben, sonst schwöllen die Füße und fräßen sich die Riemen in das Fleisch. Aus diesen Reden nahm ich ab daß unser Wirth nicht ungelehrt war und Dies vielleicht aus dem Xenophon gelernt habe. Wir brachten mit solchen Gesprächen einen Theil der Nacht hin, legten uns schlafen und bedankten uns am andern Morgen bei unsern Wirthen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische und Kunstnachrichten aus Polen.

Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit muß es begrüßt werden daß die ebenso unfruchtbare als nutzlose politische Polemik mehr und mehr in den Hintergrund tritt, und andern, nachhaltigern Erzeugnissen des Geistes den Platz einräumt. In allen Theilen des großen Polenlandes tauchen neue Erscheinungen auf, die den Tagesbegebenheiten ferner stehen, und zum Schlusse berechtigen man sehne sich nach anderer Speise als derjenigen welche seit 1848 vorzugsweise geboten worden ist. Eine kurze Angabe und Besprechung Dessen was in der polnischen Literatur in der neuesten Zeit geleistet worden ist wird die Wahrheit des Gesagten bestätigen, und wol auch für den deutschen Leser, der Antheil an den Geistesproducten seines östlichen Nachbars nimmt, von Interesse sein.

Ich beginne mit Dem was die krakauer Presse geliefert hat, und erwähne hier vor Allem den anziehenden, mit tiefreligiösem Gefühl und herzgewinnender Einfachheit geschriebenen Roman der Gräfin Ludwika Ossolinska, betitelt: „Sophiens Schicksale.“ Die Heldin erhält im väterlichen Hause eine sorgsame, vorzugsweise auf Erweckung und Pflegung religiös-sittlichen Gefühls berechnete Erziehung, und betritt so ausgestattet die Welt. Zuerst sehen wir sie in der bescheidenen Stellung eines Stubenmädchens, dann als Freundin Helenens, der Tochter des Hauses, eines weiblichen Engels, ferner als Kammerfrau einer von Vergnügungen und Genüssen völlig erschöpften vornehmen Castellanin, und endlich als Hofmeisterin der Kinder ihrer geliebten Helene. Ueberall findet Sophie in den aus dem Vaterhause mitgenommenen Grundsätzen eine feste Stütze, und überschreitet dadurch ungefährdet alle Klippen an denen ein Mädchen von einnehmender Persönlichkeit in den Häusern der Großen so leicht und so oft scheitert.

Die Sprache des Buchs ist rein und edel, und mit Befriedigung legt man dasselbe aus der Hand, da sein Inhalt wohlthätig anregt, und uns das schöne Bild einer reinen Seele vorführt, die sich bei mancherlei Verlockungen und Gefahren fleckenlos zu erhalten weiß. Von derselben Verfasserin sind noch zwei Komödien: „Der Heilige Christ“ und „Die Vesper auf dem

Lande", erschienen, deren Ertrag dem Armengewölbe zugewiesen ist.

Vincent Pol, der geschätzte Dichter der „Pieśni o ziemi naszéj", und seit kurzem Professor der Erdkunde an der krakauer Universität, hat einen „Blick auf die Wissenschaften der Geographie vom Standpunkte ihres Vortrags an Universitäten aus" veröffentlicht, der hinsichtlich des Verhältnisses der genannten Disciplin zu den gesammten Naturwissenschaften von Wichtigkeit ist. Der Verf. zählt unbedingt zu den bedeutendern jetzt lebenden Geographen, und hat in dem ganz neulich erschienenen autographirten „Blick auf die nördlichen Gewässer der Karpaten und deren Gebiete" den Beweis geliefert daß wir hinsichtlich des slawischen Ostens sehr wichtigen und interessanten Mittheilungen von seiner Seite entgegensehen dürfen.

Der Geistliche K. Antoniewicz hat die Literatur mit einer höchst zeitgemäßen „Feiertagslecture für unser Volk" bereichert, die ebenso leicht als faßlich geschrieben ist, und unbedingt viel Gutes wirken wird. Ein früheres Werkchen von ihm: „Missionserinnerungen aus dem J. 1846", ist von Fritz von Frank (J. N. Fritz in Breslau) übersetzt, und füllt die Spalten der neuesten Nummern der in Breslau erscheinenden „Schlesischen Kirchenzeitung".

Rychcicki, durch anderweitige historische Arbeiten schon rühmlichst bekannt, hat „Das Leben des berühmten Kanzelredners Skarga, und eine Beschreibung des Jahrhunderts in dem er lebte und wirkte" gebracht.

Unter den Erzeugnissen der warschauer Presse finden wir mehres sehr Beachtenswerthe; unter Anderm ein „Lexikon der polnischen Maler, sowie derjenigen fremden Künstler welche in Polen ihre bleibende Wohnstätte aufschlugen, oder mit diesem Lande in irgendwelche Berührung gekommen sind", von Rastawiecki, zwei Bände stark, und mit den Brustbildern der berühmtesten Maler Polens, zinkographisch ausgeführt von Piwarski, dem Erfinder dieser Methode, geschmückt. Dann Dorbrski's „Noch einige Worte über die Gebirge des Kaukasus", eine Fortsetzung der Skizzen über diese Gruppe; eine Uebersetzung von Böttiger's „Allgemeiner Weltgeschichte"; eine neue Komödie nach Piron'schem Muster, betitelt: „Versomanie", von dem geschätzten Literaten St. Starzyński, dem Verf. der „Mutter der Dobratyński", die ebenso schön in der Diction als harmonisch im Verse ist.

Galizien hat im Verhältniß wenig beigetragen. Lemberg brachte die „Denkwürdigkeiten des Severin Soplica", und die Ankündigung eines Werks in vier Bänden unter dem Titel: „Das Glöckchen", an welchem sich mehre bedeutende Autoren, und zwar zum Besten eines Spitals für arme Kinder, betheiligen wollen. Die kleine Stadt Wadowice hat sich auf den Nachdruck geworfen, und liefert Mickiewicz' Gedichte nach der pariser Ausgabe.

Von Dem was Wilna an den Markt gebracht hat erwähnen wir vor Allem den letzten Jahrgang des „Athenäum", sechs Bände, herausgegeben von dem ebenso beliebten als fruchtbaren Kraszewski. Es enthält von des Herausgebers Feder eine größere Arbeit: „Lithauen unter Witold" und einen Tendenzroman: „Herr und Schuster." Was das erstere betrifft, so scheint es uns mehr vorbereitender Entwurf und Stoff zu weiterer Ausführung zu sein, dem dann auch natürlich das schöpferische Feuer fehlen muß. Klarheit, wenn sie auch zuweilen etwas weitschweifig ist, kann dem Verf. nicht abgesprochen werden; da er aber gern Alles unterbringen will was ihm sein Quellenstudium zugeführt hat, und gleich vielen andern Geschichtschreibern einestheils Alles was sich ihm aufdrängt benutzt, und andererseits mit schöpferischer Kraft diesem Reichthum Platz und Bedeutung anweisen möchte, so wird er häufig breit, und ermüdet den Leser. Nichtsdestoweniger verdient seine Gabe große Anerkennung, denn sie verbreitet Licht über die noch wenig bekannte Epoche, wo das Christenthum sich in Lithauen zu entfalten anfing, und Witold die Hand nach der Krone ausstreckte.

Im ebenerwähnten Romane begegnen wir zwei Brüdern, von denen der Eine ein Muster von Tugend und Frömmigkeit, bei einem Schuhmacher, der Andere ein Ausbund von Verworfenheit, in dem Hause eines Magnaten erzogen ist. Die Tendenz des Buchs nun ist: die Folgen zu schildern welche die Erziehung mitsichbringt wenn sie bei der Armuth auf Religion und Arbeitsamkeit gestützt, bei den Reichen dagegen mit verdorbenen Sitten und Abscheu vor nützlicher Beschäftigung gepaart ist. Die Anlage ist gelungen, und einige Charaktere sogar sind recht treffend gezeichnet, wenn sie auch wie „der Alte in der Hütte am Walde" und „Esmeralda mit ihren Ziegen" etwas zu sehr nach der Bühne schmecken und an Bekanntes erinnern; in der Moral jedoch hat sich der Verf. sichtbarlich vergriffen, man müßte sonst annehmen daß die Erziehung des Armen immer gute Früchte trägt, die des Reichen dagegen schlimme, was doch wol nicht leicht Jemand unterschreiben dürfte.

Werthvolle Beiträge des „Athenäum" sind ferner: Drzewiecki's „Briefe über eine Reise nach dem Orient", als Fortsetzung in einem frühern Jahrgange wo der Ausflug nach Konstantinopel und Alexandrien beschrieben wurde. Die Briefe, originell und von einer guten Dosis köstlichen Humors gewürzt, geben ein treues Bild der Länder nilaufwärts bis nach Nubien hinein, und machen uns auf höchst anziehende und unterhaltende Weise mit der Physiognomie des Landes, dem Charakter der Einwohner, der Thier- und Pflanzenwelt u. s. w. bekannt. Joseph Drzewiecki's „Memoiren" führen uns das öffentliche und Privatleben Wolyniens's aus dem Ende des verflossenen und dem Anfange des laufenden Jahrhunderts vor, diejenigen der Eva Felinska ziehen den Vorhang von Scenen die am Ob, Irtisch und Jenisei spielen, und uns „Sibirien und seine Verbannten" mit allen ihren Schrecken sehen lassen. Aufrichtig, mit nicht gewöhnlicher Phantasie und ohne Anmaßung geschrieben, verdient das Werk, in dem man überall die Polin, Mutter und Poetin herausfühlt, ganz vorzügliche Berücksichtigung.

Schließlich geschehe hier noch eines Kunstproducts Erwähnung. Es ist dies das „Wilnaer Album", herausgegeben von J. K. Wilczynski, einem Bürger aus dem wilkomirer Kreise, und enthält in 70 schönausgeführten Blättern Ansichten der interessantesten und historisch-merkwürdigen Punkte der Stadt und der Ereignisse deren Schauplatz sie im Laufe der Zeiten gewesen ist. 65.

Bibliographie.

Gustav vom See, Die Belagerung von Rheinfels. Geschichtlicher Roman. Zwei Bände. Mit einer Ansicht von St. Goar und den Ruinen der Bergfestung Rheinfels. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr.

Gutzkow, K., Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Hahn, W., Hans Joachim von Zieten, Königl. Preuß. General der Cavallerie, Ritter des schwarzen Adlerordens, Chef des Regiments der Königl. Leib-Husaren, Erbherr auf Wustrau. Mit 1 Titelkupfer. Berlin, Decker. Gr. 8. 9 Ngr.

Holtei, K. v., Vierzig Jahre. 7ter und 8ter Band. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 3 Thlr.

James, G. P. R., Die alte eichene Truhe. Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Zwei Gastpredigten über Römer 7, 14. und Psalm 65, 5. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Thieme, A., Neue Gedichte. Merseburg, Garcke. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 240. —— 7. October 1850.

Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

(Fortsetzung aus Nr. 239.)

Der literarische Gesichtspunkt welchen wir bei der Besprechung dieser Denkwürdigkeiten eingenommen haben wird es rechtfertigen, wenn wir mit Verzichtleistung auf eigentliche reingeschichtliche Ausbeute des Buches, welche überhaupt nicht allzu ergiebig ausfallen möchte, noch einige solcher charakteristischen Züge und Partien herausheben. Die Selbständigkeit und das Verdienst dieser Denkwürdigkeiten besteht nach unserm Dafürhalten wesentlich in der Darstellung, viel mehr als etwa in irgendwelchen moralischen oder politischen Nebenzwecken, welche unsern Altvordern freilich, denen der Sinn für reinästhetische Verfassung meist abging, die Hauptsache erscheinen mußte, daher der von dem alten Uebersetzer an die Spitze gestellte Begriff und Titel eines Fürstenspiegels, welcher heute nur zu einer schiefen Auffassung Veranlassung geben kann und bei dem gebildeten Leser wenigstens unnütz ist. Wir gestehen frei daß insofern für die neuen Bearbeiter keine rechte Veranlassung vorhanden war an dem Gedanken des alten Uebersetzers festzuhalten und dem Werke den Doppeltitel eines Fürstenspiegels zu geben. Lieber hätten wir gesehen wenn er von der alterthümlichen Sprache des alten Uebersetzers etwas mehr beibehalten hätte. Auch scheint der neue Herausgeber die geschichtliche Bedeutung des Pfalzgrafen und nachmaligen Kurfürsten Friedrich II. überschätzt zu haben, wenn man das strengere, aber auf allseitiges Quellenstudium begründete Urtheil Häusser's über ihn damit vergleicht. Denn was seinen Biographen Hubert Thomas anlangt, so ist die panegyrische Tendenz desselben allzu deutlich, sodaß selbst der alte naive deutsche Uebersetzer einmal gegen solche poetische Ausschmückung protestiren zu müssen glaubt.*) Aber was diesen Fürsten dem harten Urtheil der Geschichte unterwirft, macht ihn und sein Leben vielleicht zu einem desto dankbaren Gegenstande eines geistreichen Biographen. Selbst das welthistorische Ereigniß welches dem Jahrhundert den Namen gab, die Reformation, vermochte nicht den Pfalzgrafen und später den Kurfürsten zu einer männlichen Handlung, sei es der Zustimmung oder der Abwehr, aufzuregen; er ließ die Dinge gehen wie sie waren, und beförderte so wenigstens indirect ihre Ausbreitung. Dieser Charakter spiegelt sich denn auch, gewiß ohne Absicht des Verf., der sich selbst zu den Gemäßigten bekennt, in den Denkwürdigkeiten; wer die Stürme jenes gewaltigen Kampfes der Geister in dem Ringen nach einer neuen Zeit nicht schon kennt, wird sie aus diesem Buche höchstens ahnen. Doch fehlt es nicht an Zügen und Episoden welche gerade durch ihre Absichtslosigkeit uns mächtig jene großartige Zeit vor die Seele rufen, so jene Erzählung von den letzten Augenblicken und dem Tode des französischen Reformators Jakob Fabre von Etaples (Stapulensis), welche Thomas auf dem Rückwege von der vorhin geschilderten spanischen Reise im J. 1539 zu Paris aus dem Munde der Königin von Navarra, deren hochverständige Reden von theologischen Sachen, sagte er, ihn überdiemaßen erquickten, aufgezeichnet hat.

Ich kann an dieser Stelle nicht verschweigen was die Königin selbst von dem gelehrten Manne Jakob Fabre von St.-Etaples sagte, der sich durch die Flucht davongemacht hatte als in Frankreich die Lehrer und Bekenner der evangelischen Wahrheit verfolgt wurden, und nach Gascogne zu der Königin von Navarra aus dem Geschlechte der Albrets gekommen war.

Die Königin ließ ihm eines Tages sagen: sie wolle bei ihm mit einigen gelehrten Leuten zu Mittag essen, an deren Gesprächen sie ein sonderliches Gefallen trage.

Während des Essens hub Fabre an sehr traurig zu werden und mitunter zu weinen. Die Königin fragte warum er das thue, da sie zu ihm gekommen sei um fröhlich zu werden, und er erwiderte: „Wie soll ich so fröhlich sein, allerdurchlauchtigste Königin, oder Andere fröhlich machen, da ich der größte Sünder und ärgste Bube auf Erden bin?"

„Lieber Jakob", sagte sie, „was habt Ihr für eine so große Sünde gethan, da Ihr von Jugend auf, wie mich däucht, ein unsträfliches Leben geführt?"

„Ich bin meines Alters", fuhr er fort, „101 Jahre und von aller Befleckung rein, kann mich auch nicht erinnern mein Gewissen jemals mit Etwas beschwert zu haben um dessentwillen ich mich zu sterben fürchtete, außer Einem, von dem ich hoffe es werde mir vergeben werden."

Die Königin drang darauf daß er es sage, und er brachte vor Weinen kaum die Worte hervor: „Wie soll ich vor Gottes Richterstuhl bestehen, der ich das heilige Evangelium so

*) S. 77: „Itzger Zeit heißt man's aufgeschnitten."

Vielen rein und lauter gelehrt habe, die, meiner Lehre folgend, derenthalben tausend Plagen und Martern, ja den Tod gelitten haben, und doch selbst heimlich geflohen bin, da ich Unbeständiger in meinem Alter nicht hätte den Tod fliehen, sondern suchen sollen?"

Die beredte und in der Heiligen Schrift erfahrene Königin wandte ihm mit Gründen und Beispielen Vieles ein, indem sie ihm bewies wie es so manchem heiligen Manne nicht anders ergangen sei, um dessentwillen er an Gottes Gnaden und Barmherzigkeit nicht verzagen dürfe, und da auch die andern Anwesenden beistimmten, ward er ersichtlich gestärkt.

Zuletzt sagte er: „So mangelt mir denn Nichts als daß ich mich zu Gott dem Herrn auf die Reise begebe, wann es ihm gefällig ist, und mein Testament mache, das ich nicht länger aufschieben will, da ich meine daß mich Gott abruft."

Dann sah er die Königin an und fuhr fort: „Ich verordne und setze Euch zu meiner Erbin ein und vermache Eurem Prediger, Magister Gerhard, alle meine Bücher. Die Kleider und was ich sonst habe soll für die Armen sein; das Andere befehle ich Gott."

Die Königin lachte ein wenig und sprach: „Herr Jakob, was soll mir denn zum Erbtheil bleiben?"

„Die Mühe", antwortete er, „unter die Armen zu vertheilen."

„Wohlan" sagte sie, „so bleibe es, und ich betheure daß mir Das lieber sein soll als wenn mich mein Bruder, der König von Frankreich, zur Erbin eingesetzt hätte."

Hierauf schien er fröhlicher zu werden, sagte aber wieder: „Ich muß ein wenig ruhen, liebe Frau Königin, seid unterdeß guter Dinge und Gott befohlen."

Er legte sich auf das nächste Bett nieder, und derweil man meinte er schliefe, war er verschieden, ohne daß Jemand vorher eine Schwäche an ihm bemerkt hätte. Man wunderte sich sehr darüber als man ihn aufwecken wollte, und die Königin ließ den heiligen Mann ehrenvoll zur Erde bestatten und sein Grab mit dem Leichensteine belegen den sie hatte für sich brauchen wollen.

Welche Novelle irgend eines neuern Dichters böte einen rührendern Auftritt dar? Doch ist es Zeit daß wir, um den übrigen reichen Inhalt dieser Denkwürdigkeiten wenigstens anzudeuten, den Faden des geschichtlichen Lebensganges des Pfalzgrafen Friedrich wieder da aufnehmen wo wir ihn fallen ließen.

Den guten Pfalzgrafen, der durch die ökonomischen Verhältnisse seines Hauses genöthigt war in der Fremde sein Glück zu suchen, traf ein harter Schlag als sein Freund und Gönner König Philipp (1506), noch nicht 30 Jahre alt, zu Burgos dahinstarb, weil er sich beim Ballspiele erhitzt hatte und mit einem Trunke Wasser sich erquicken wollte. Friedrich übertrug jetzt auf den Kaiser, dessen Vater, die Anhänglichkeit die er dem Sohne gezeigt hatte. Er begleitete ihn in den venetianischen Krieg, und während er seit dem Tode seines Vaters zu Neumarkt das Land seiner Neffen verwaltete, rief ihn auch von hier bisweilen des Kaisers Dienst, einmal vom Krankenlager, weg. Um ihm ein Zeichen kaiserlicher Gnade zu geben, sandte ihn Maximilian einige Jahre später in die Umgebung seines Enkels Karl, nachmals Kaiser Karl V., an den niederländischen Hof. Er war hier der glänzendste Cavalier; in allen ritterlichen Uebungen war er Meister; „er reitet wie der Pfalzgraf", pflegte man sprüchwörtlich am Hofe zu sagen. Einst entstand hier ein Streit über den Werth der Musik, deren besonderer Liebhaber der Pfalzgraf war, „als welche Kunst des Menschen innern Sinn ergötze und ebenso wol Demjenigen anstehe der dabei ein rechter Kriegsmann sei, während Andere dagegen, die es ärgerte daß man ihn auch dieserhalb lobpries, behaupteten daß die Kunst die Menschen weich und weibisch mache und nicht leicht Einer ihr ergeben und zugleich männlich und herzhaft sein werde". Der Streit mußte nach dem Willen des Erzherzogs durch ein offenes Turnier entschieden werden, in welchem die Musikverächter, unter denen der Vornehmste, der Herr von Moncada, später Vicekönig von Neapel, von dem Pfalzgrafen bald überwunden wurden, sodaß von der Zeit an Niemand am Hofe mehr die Musik oder deren Liebhaber verzagt schelten durfte.

Da war besonders eine Person am Hofe die ihn vor Allen liebenswürdig fand: die Prinzessin Eleonore, des jungen Königs Schwester. Ihr Interesse für den Pfalzgrafen sprach sich bei jeder Gelegenheit aus; und auch Friedrich wußte von den Vorzügen der Prinzessin nicht Schönes genug zu sagen; bald herrschte zwischen Beiden ein stilles Einverständniß, es wurden auch Boten hin- und hergeschickt um, wie unser Biograph sagt „einen Gruß und guten Morgen zu wünschen, etwa auch Rosen, Violen u. dgl. auf- und niederzubringen". Am Hofe war die Sache öffentliches Geheimniß, die Höflinge meinten nicht anders als der ritterliche Pfalzgraf werde die schöne Leonore heimführen, und man pries sie glücklich daß sie ihrem Herzen folgen dürfte, nicht, wie ihre Schwester von Dänemark, der Convenienz. Alles schien im besten Gange, nur von Zeit zu Zeit tauchten verdächtige Gerüchte auf von einem Plane, die Prinzessin mit einem mächtigen König zu vermählen, und die alten geübten Staatsmänner, wie der Herr von Chièvres, hatten längst andere Dinge im Auge als der unbedachtsame Sinn des verliebten Pfalzgrafen. Feinde und Neider mochte Friedrich auch haben: die Vertraute der Prinzessin verrieth alle Geheimnisse an die Männer von Einfluß, und es bedurfte nur eines unüberlegten Schrittes von Seiten Friedrich's um dem ganzen Spiel ein Ende zu machen. Man sprach viel von der bevorstehenden Abreise nach Spanien, und abermals tauchten Gerüchte von einer Vermählung auf; da ließ sich der Prinz bethören ein süßes Billet, an dem aber weiter keine Schuld war als das Eingeständniß gegenseitiger Neigung, an die Prinzessin zu richten. Dies erregte einen unsaglichen Lärm; die Herren am Hofe, denen es Eleonorens Vertraute verrathen hatte, waren dem Pfalzgrafen längst gram, die alten Staatsmänner waren entrüstet daß so ein junger Fant Schwager des mächtigsten Königs der Welt zu werden dachte, und der arme Friedrich sah jetzt daß sein Gestirn erblichen sei. König Karl selbst entriß auf eine plumpe Weise seiner Schwester den unglücklichen Brief. Vorwürfe und Drohungen ließen den Briefsteller das Schlimmste fürchten und die Schar von Höflingen mied ihn wie einen Verpesteten. Doch wirkten die verständigen Vorstellungen der Prinzessin von Oranien soviel daß der König nicht etwas

Unüberlegtes beging; der Pfalzgraf ward noch in erträglicher Form seiner Dienste entlassen, und schnell eilte er gegen Köln und den Rhein hinauf nach Heidelberg (1516), froh genug dieser drückenden Luft — freilich mit leeren Taschen — entronnen zu sein. Die Prinzessin Eleonore heirathete darauf den alten und häßlichen König von Portugal und vergaß über dessen Reichthum den stattlichen Pfalzgrafen. „Und einen solchen traurigen Ausgang hat es genommen mit der Liebe zwischen Pfalzgraffs Friedrichen und Fräwlein Leonoren."

(Der Beschluß folgt.)

Ein Buch der Liebe.

Bücher des Hasses hat uns das letzte Jahrfünft genug geboten; es wird Zeit daß man wieder einmal von Liebe redet, schreibt und dichtet.

Hier liegen Blätter vor uns *) in welchen von Nichts, von gar Nichts geschrieben und gesungen wird als von dem holden flammendheißen Wahnsinn der Liebe. Hier finden wir einmal jene Sprache wieder die im üppigquellenden, berauschenden Wortstrom alle Gefühle und Gedanken mit sich fortreißt in den einigen Strudel trunkenster Lust. Hier wird einmal wieder unverholen jene Mystik des Fleisches verkündet, welche ein junges Geschlecht das nun alt geworden einst zum alleinseligmachenden Madonnencultus der jungen Zeit erheben wollte.

Ja, diese fleischlich-sinnlich-glühende Prosa, diese liebeberauschte Lyrik ist uns nicht neu; wir können uns darauf besinnen daß sie schon einmal dagewesen, und Das ist gar nicht lange her. Genau um die Zeit da Friedrich Schlegel's abgeschiedener Geist in Karl Gutzkow's Feder fuhr, da Theodor Mundt nach glücklich überstandenem Doctorexamen in dem classischen feurigen Busche am Fuße des Milleschauer zum ersten mal das nackte Urbild seiner Madonna erblickte, da der hamburger Clemens in ungeheuern anticlassischen Perioden, die wie Brandungen dröhnten, Jesum Christum absetzte, wie aus zerstückten Faunen- und Osirisgliedern einen neuen Gott des Fleisches zu erschaffen — genau um diese Zeit war es daß jenes Credo der schönen Sünde erfunden ward, welches in seinem Hauptsymbolum also lautet: „Kein Gott als die Liebe ... und das Wort sein Prophet ... und nur Eine wahre Kirche: das menschliche Herz!"

Welches Herz? Nun das lustzerknirschte, genußermattete, große Liebesherz der gesammten sündefähigen Menschheit, dessen heiße Gefühle schauernd auf den kalten Marmelsteinen des neuen Gottestempels knien. „Gewaltig überkommen von der Nähe der Gottheit", liegen sie da diese Gefühle als „zerknirschte, sündhaftschöne reuige Weiber". Opferdüfte von Lilien und Rosen ziehen und wogen; Orgelklänge rauschen durch alle Räume des heiligen Tempels... Das ist das Gebet der in der Andacht des Fleisches ganz vertieften Seele.

Was wir in diesen liebeberauschten, sammetweichen, blühenden und glühenden Blättern aufgezeichnet finden, sind, wie der Autor uns sagt, „flüchtige Erinnerungen die er am Gewandsaum fassend anhielt", damit sie ihm Antwort geben sollten auf verklungene Fragen. Da tauchten ihm zwei edelstolze Frauenköpfe auf, lockenumwallt, melancholisch blickend; sie tauchen auf, nur damit er sie noch einmal bestatte im festlichen Leichenzug der Liebe. Denn diese Aufzeichnungen sind eben Nichts als ein festliches „Leichengepränge" für seine Liebe, hier hallt das volle Glockengeläut seiner Lieder zusammen, und der Poet des zu Staub gewordenen Fleisches tritt an den Sarg dieser seiner Doppelliebe, hebt noch einmal den Deckel auf, und läßt uns, die wir uns an den festlichen Leichenzug anschließen, in das schöne bleiche Antlitz schauen dieser Magdalena, dieser Laura. Aus den Briefen aber die er als letztes Vermächtniß der Liebe bewahrt macht er „Leichenfackeln", die er hochauflodern läßt als ein letztes Opfer...

Wir wissen es schon: dieser Cultus endet immer mit dem Tode. Und je lodernder die Flamme war, desto kälter, schwärzer, wüster ist nun die öde Schlacke.

Also Beide todt ... Magdalena, Laura. Beide ... sie, die selbst „schönheittrunkene Nachtigallen" waren von orientalischer Flur, durch deren lodernde Liebesgedanken der Poet zerreißend fuhr „wie der Knabe durch ein mühsames Spinnengewebe reißt um eine Charpie für seine verwundete Hand zu gewinnen".

Ja, dieser Cultus ist immer eine wüste That die sich grausam ihre wilden Freuden selbst zerpflückt und zerreißt; auch Das wußten wir längst. Eine Rose fand unser Dichter auf seinem Wege, die schon ein Anderer vor ihm gebrochen und verworfen ... er hob sie auf vom Wege wo sie fast zertreten lag, und sie blühte noch einmal glühend, farbenprächtig auf an seiner Brust. Er folgte nur dem Beispiel des Herrn und Meisters, der auch einst im Hause des Pharisäers, des „frommen Augenverdrehers", eine verworfene Blume aufnahm und ihr ihre Sünden vergab. Aber „meine reuige Magdalena war schön! Sie hätte, von ihren Sünden bekehrt, dafür daß ihr sie um dieser willen früher verdammtet, eine leidenschaftliche Rache an euch nehmen können, wäret ihr auch in eure Tugend bis an den Hals eingeknöpft: sie hätte aus hundert Tugendhaften neunundneunzig Sünder gemacht ... ihre Liebe war mit dem Kusse der Lust verrathen worden; ich küßte die Wundenmale, und sie schlug ihre großen Augen, diese tiefdunkeln Räthsel, auf, an denen selbst ein Oedipus zuschandengeworden wäre, und durchleuchtete mit diesen Grubenlichtern die verstecktesten Gänge meines Herzens ... sie traf allüberall die Liebe die ihren gebrochenen Stolz aufrichten wollte ... und deshalb demüthigte sie sich vor mir und schob den Schleier von der ganzen Schuld zurück ... ich aber verdammte nicht die Schuld meiner schönen reuigen Magdalena..."

So sehen wir nun den neuen Gottesdienst des schuldigen Fleisches, das bereut, und des bereuenden Fleisches, das ewig fort sündigt, sich in schauernder Andacht entspinnen. Ja, wir kennen sie diese Andacht, es ist die alte Geschichte... Sie, Magdalena, hat den Tod der Lilien in ihrem Herzen verschuldet. Darüber ist sie traurig. Die Trauer aber will ihre Schönheit verderben, und sie muß sich doch ihre Schönheit erhalten — für den Poeten.

Meine Theuern, was ist es das für diese nächtig-schwarze verzehrende Trauer hilft? Nichts als nur die neue Flammentaufe der Leidenschaft.

Und so geschah es, denn in diesem Cultus tauft man nicht mit Wasser, sondern mit eitel Feuer. Man tauft solange bis die Flammenwogen dieses Jordan zu Asphaltschlacken eines Todten Meers werden.

Magdalena singt an dem lohenden Busen ihres neuen Freundes, der sie als gebrochene Rose nicht verschmähte:

> Du warst die helle Leuchte
> In meiner finstern Nacht,
> Die alles Graun verscheuchte:
> Ich hätte nicht vollbracht,
> Wenn du mich nicht geleitet,
> Ein Lager mir bereitet —
> Die Wanderung der Nacht.
>
> Du warst die frische Quelle
> Auf meiner Wüstenbahn u. s. w.
>
> Du trugst mich auf den Armen u. s. w.
>
> Du hast mich, die Verlor'ne,
> In Lieb' ans Herz gedrückt...

*) Zwei Frauen. Von Johannes Nordmann. Wien, Keck und Sohn. 1850. 8. 22½ Ngr.

So nimm die Neugebor'ne,
Was dich beglückt und schmückt:
Die Seele mit dem Leibe
Nimm in dem armen Weibe,
Das du ans Herz gedrückt.

Den Becher, sagen schon die Alten, soll man in Ehren halten aus dem man trank. Der echte Trinker geht im Feierkleide zum Symposion, er umwindet Becher und Haupt mit dem duftigen Rosenkranze. So that unser Dichter, und darum machte er sich würdig des edeln Weins der Liebe, der sich nun aus Dank und Freude ein zweites, ein drittes, ein zehntes mal für ihn füllt.

Und Magdalena's ganzes Denken und Lieben ist von Stund an Nichts mehr als ein einziger mündlicher Gottesdienst und Anbetung des Freundes. Schauernd zwar anfangs auf den kalten Marmorquadern, aber nicht lange, denn der Freund zieht sie ewig an sein heißes Herz. Ewig! Doch ach, wie kurz ist diese Ewigkeit! Um Mitternacht, wenn der Taumel der Dionysoslust culminirt, springen die Pforten auf, und der Tod tritt ein, nicht der süße Thenados, des Hypnos Bruder, sondern der moderne Tod, der ekle Bursch mit Hippe und Sanduhr. Schnell welken alle Kränze... stürzen alle Becher um... löschen alle Kerzen aus... der Taumel ist geschwunden, und es riecht nach Leichen.

Das war der Magdalenencultus unsers Poeten. Doch wie sollte sich dies überschwenglich im Fleisch glühende Herz mit Einer Saison der Lust begnügen? Noch einmal muß der Stern der Liebe aufgehen, noch einmal müssen die Fackeln lodern in dem Tempel mit den „Marmorquadern".

Sie heißt Laura, diese zweite Liebe. Diese zweite Leiche, welche die lustsprühende Lyrik mit ihren düsterlodernden Fackeln begräbt. Es ist nicht die Laura Petrarca's, die unsterbliche Coquette von 1327, um derentwillen der gekrönteste der gekrönten — Dichter um seine Sinne zu bekämpfen, und gegen sie wie gegen Feinde zu verfahren in die wasserdurchtobten Felsschluchten von Vaucluse fliehen mußte — nein, diese Laura ist anders; weniger unsterblich, aber irdischer, fleischlicher, der stolze, schöne Urtypus eines im vollsten Sinne gewährenden Weibes.

Eine schweigende, lauschende Nacht, hinter Gewölk birgt sich der Mond; auf den verödeten Wegen lagern unheimliche Schatten ... ein Fenster erklingt und thut sich auf... ein weißer Arm wird sichtbar... ein weißes Blatt flattert hernieder, darauf steht geschrieben: die Offenbarung einer neuen Liebe, und von dieser Mitternachtsstunde an beginnt für den Poeten seine neue Zeitrechnung: „Ein neuer Kalender, mit keiner Sonnenfinsterniß, und mit unzähligen Mondverfinsterungen angefertigt, in dem fast jeder Tag als Festtag der Liebe roth angestrichen ist."

Das Credo dieser neuen Liebe ist prachtvoll, aber zu lang für den engzugemessenen Raum dieser Spalten. Nur ein Bruchstück heben wir daraus hervor, einen berauschenden Becher echtlyrischen Feuerweins. Aus ihm sprudelt uns die Genesis und der Ausgang dieser Liebe zugleich:

Ich liebe dich! ... mit diesem Worte
Sprang auf vor mir die schwere Pforte
Vom märchenhaften Feenpalast; ...
Wie sind so reichgeschmückt die Räume,
Mit Gold und Seide rings durchsponnen,
Wie sind so blütenschwer die Bäume,
Und rauschen so verzückt die Bronnen
Zum Willkomm für den fremden Gast.

Mein Fuß betritt die Marmortreppe,
Vor mir rauscht eine Sammetschleppe,
Und flüsternd, lüstern lockt es mich...
Ich folge traumhaft durch die Gänge,
Die von den Schritten widerhallen.
Belausche wundersame Klänge,
Die auf mein Herz wie Blüten fallen,
Und wie ein Trunk'ner wandle ich.

Wohin ... wohin? ... so frag' ich immer ...
Durch viele duftdurchzog'ne Zimmer
Verlockt und führt mich das Gewand;
Den schweren Vorhang hebt der Windhauch,
Der, durch die off'nen Fenster streichend,
Mir meine Stirne kühlt gelind auch ...
In schneller Flucht vor mir entweichend
Umfaßt mich zitternd eine Hand.

Wir sind am Ziel!... Nun tiefes Schweigen,
Und draußen rauscht es in den Zweigen,
Die Thür fällt klirrend in das Schloß...
Kein Lichtstrahl will die Nacht durchdringen...
Zwei weiche Arme zieh'n mich nieder...
Das ist ein Küssen und Umschlingen,
Und lustberauscht umschling' ich wieder
Das Weib, das stürmisch mich umschloß.

Um ist die Nacht ... da stoßt es fort mich
Und drängt zum Geh'n mit zornigem Wort mich,
Und küßt noch flammend meinen Mund....
Ich schreite taumelnd durch die Gänge,
Springbronnen und die Bäume rauschen,
Und durch die Bäume zittern Klänge...
Ich muß noch lange, bange lauschen...
Vorüber! ... stille Ruh' jetzund.

Ja, Nichts und abermals Nichts als der Cultus des in Lust empörten Fleisches; auch sein Ende wird Sarg und Grab sein, das Grab das keinen Todten herausgibt, im Frühling aber in hundert Blumen ausplaudern möchte was es weiß und nicht weiß — wie Dem sei: aus diesen Blumen sprießt uns immer ein Stücklein Poesie, das nur die „Augenverdreher" verkennen können. 40.

Notiz.

Volksbeschlüsse aus der römischen Revolution 1849.

In Spello, einem unbedeutenden Orte des Kirchenstaats, wurde am 20. März 1849, „im ersten Jahre der Römischen Republik", von dem Volksclub folgender Beschluß gefaßt: „In Anbetracht daß der Bourbon von Neapel sich dem Kriege der nationalen Unabhängigkeit Italiens nicht blos abgeneigt bewiesen hat, sondern, o abscheulich! die Italiener selbst sogar zu einem brudermörderischen Kampfe zwang; daß zu diesem ungeheuersten Verbrechen noch andere ebenso große und unerhörte kommen, wie die Ermordung der Brüder Bandiera und Genossen, das Bombardement von Messina u. s. w.; daß Derselbe sonach in hohem Grade des Verbrechens der beleidigten Menschheit und Volkssouverainetät schuldig ist, beschließen wir im Namen Gottes und des Volks: Ferdinand Bourbon, genannt il Bombardatore, ist und wird zum Tode verurtheilt, und Jedem aus dem Volke die schleunige Vollziehung dieses Spruchs zur Pflicht gemacht, mit dem Beisatz daß der etwanige Vollstrecker sich um das Vaterland wohlverdient macht und einer entsprechenden Belohnung würdig ist." Fünf Tage später decretirte der nämliche Club: „Derselbe Ferdinand von Neapel, genannt der Bombardirer, soll am 9. April Vormittags 11 Uhr auf dem Marktplatze von Spello im Bilde erschossen werden; auch soll an alle italienische Clubs die Auffoderung ergehen daß in allen Städten an demselbigen Tage und zur selbigen Stunde eine ähnliche Execution stattfinde." (Helfferich, „Briefe aus Italien", II, 37, 38.) 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 241. —— 8. October 1850.

Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

(Beschluß aus Nr. 240.)

Etwa fünf Jahre später treffen wir den Pfalzgrafen in Nürnberg, dem Sitze des Reichsregiments; er war nämlich, zur Belohnung seines Eifers für die Kaiserwahl, zur Würde eines Statthalters in Deutschland neben dem Erzherzog Ferdinand ernannt worden, freilich mehr eine kostspielige Last als eine einträgliche Ehre. Da lebte man denn „auf diesem heißen Pflaster" in Saus und Braus, solange das Geld reichte. Hubertus Thomas vergleicht ein wenig emphatisch diesen nürnberger Aufenthalt mit dem Capua Hannibal's. Die Ehrbarkeit der Sitten muß in der Reichsstadt damals nicht sehr groß gewesen sein; denn die nürnbergischen Frauen und Jungfrauen suchten den Pfalzgrafen in seinem Hause auf und bethörten den eiteln Fürsten mit frivolen Schmeicheleien; bald war er in Liebe zu einer schönen Nürnbergerin entbrannt, und sein Biograph versichert ehrlich: „Er könne gar nicht sagen was für Bankete bei Tag und Nacht, was für Geschenke es ihm gekostet habe, ehe sie ihm zu Willen worden." Die Finanzen des Pfalzgrafen empfanden die Folgen dieses Cavalierlebens zuerst; Nürnberg war ein theuerer Ort, wo man schon „Alles was zur Schnabelweide gehört mitherbringen mußte"; bald war Friedrich in Schulden, gegen wucherische Zinsen lieh man ihm Geld, und nun ging es an Verpfändung von Landbesitz der unveräußerlich sein sollte.

Das Maß ward voll als mit Anfang des J. 1522 auch der Kurfürst Ludwig nach Nürnberg kam; er war zwar, seine Jagdliebhaberei und Baulust abgerechnet, von Natur sparsam, aber hinter dem Bruder konnte er doch nicht zurückbleiben. Zudem scheinen auf den erst vierundvierzigjährigen Witwer die schönen Nürnbergerinnen einen sehr kostspieligen Eindruck gemacht zu haben, und so entstand denn bald unter den Brüdern ein Wettkampf, wer am meisten verschwenden könne. Die Umgebung beider Fürsten war schlimm genug: des Kurfürsten Rathgeber waren der Kanzler Florenz von Venningen und der zweideutige Landgraf Johann von Leuchtenberg, der dem Geiz und der Geldgier preisgegeben war; dem Prinzen Friedrich stand als ein einflußreichster Rathgeber der Kanzler Dr. Johann Fuchsstein zur Seite, ein geübter juristischer Rabulist, aber mit dem bösen Rufe eines käuflichen Sophisten und frechen Wüstlings gebrandmarkt. (Er hat auch nachher im Sickingen'schen Kriege eine mehr als zweideutige Rolle gespielt und ist zuletzt in Ungnade und im Elend gestorben.) Welch treffliches Ministerkleeblatt für die zwei pfälzischen Fürsten! Welche Freude für die schlauen Nürnberger, als sie sahen wie toll die beiden Pfalzgrafen auf ihr mäßiges Besitzthum loshausten. Sie hatten noch vom bairischen Kriege her mehre Plätze im Besitz, deren Eigenthum fortwährend von den Pfalzgrafen beansprucht ward; es gehörten dazu die Städte Laufen, Altdorf und Hersbruck. Den Anspruch an diese Orte gaben die beiden Fürsten jetzt auf gegen das Almosen von 32,000 Fl. und die Rückerstattung von Schloß Heinberg und Kloster Gnadenberg. Die Herren von Nürnberg hatten selten einen trefflichern Handel geschlossen; die wackern Rathgeber der Pfalzgrafen trugen, wie Hubertus sagt, „stattliche Verehrungen davon".

Das Geld ging den Weg des frühern; denn es war Fastnacht nahe, wo die Lust und Leichtfertigkeit sich noch zwangloser äußern konnte. Die Zünfte der Handwerker hielten da festliche Tänze; Gastereien, Umzüge und kostspielige Genüsse jeder Art drängten sich; unsere beiden Herren waren daher bald wieder in Geldnöthen. Pfalzgraf Friedrich gerieth auf wunderliche Pläne. Durch den Tod des Königs von Portugal war die Hand seiner Leonore freigeworden; da tauchte denn außer den romantischen Erinnerungen an seine Jugendliebe bei Friedrich auch noch die sehr reelle Betrachtung auf, eine reiche Heirath thun zu können. Einflußreiche Leute hielten den Gedanken in ihm wach, und er schrieb sogar an Leonore, aber ohne Erfolg. Es waren Das Entwürfe von denen sein Biograph sagt: „Sehr gute Vorschläge, nur daß Nichts daraus worden." Da mußte sich denn der Reichsstatthalter zuletzt entschliessen wieder in sein stilles Amberg zurückzukehren; denn Geld war keines mehr da und mit dem Borgen hatte es auch seine Schwierigkeiten.

Da ergriff ihn im J. 1526 wieder die alte Wanderlust; er entschloß sich nach Spanien zu Kaiser Karl zu reisen. Wir haben dieser Reise schon erwähnt. Den Zweck derselben erreichte er in keiner Hinsicht; unmuthig kehrte

er nach Hause, und es war für jene Zeit ungemein schnell gereist daß er den Weg von Toledo bis Speier in zwölf Tagen zurücklegte.

Jetzt wußte das Haus Habsburg dem Pfalzgrafen die drückende Würde eines Reichsfeldherrn aufzudrängen (1528). Das Jahr darauf standen die Türken drohend vor Wien. Der Reichsfeldherr einer Nation welche 30 Millionen Menschen zählte brachte gegen den Erbfeind der Christenheit nicht mehr als 600 Kämpfer zusammen; doch ward ihm zuletzt der Ruhm zutheil mitzufechten unter den heldenmüthigen Vertheidigern der Stadt Wien, an deren Ausdauer Soliman's Macht sich damals gebrochen hat.

Das Jahr darauf mußte sein braver Secretair, Hubert Thomas, nach Italien zum Kaiser Karl reisen, weil der Pfalzgraf meinte, des Kaisers Schwester, die verwitwete Königin Maria von Ungarn, sei für ihn eine passende Partie; er selbst ging zu gleicher Zeit (1530) im Auftrage des Reichsregiments über die Alpen, und suchte die Gesinnungen am Hofe zu erforschen. Der gute Pfalzgraf ward auf das ehrenvollste empfangen, Mantua, Ferrara, Venedig ließen große Erinnerungen in ihm zurück, man lebte in Freuden und trefflichem Malvasier; der Kaiser zeichnete den pfälzischen Fürsten auffallend aus und spielte mit schelmischer Bonhommie auf seine Heirathsgedanken an, äußerte auch, wie er an ihm für seine Wünsche nicht nur einen gnädigen Kaiser, sondern auch einen guten Oheim und Blutsfreund haben werde. Granvella ließ gelegentlich den Gedanken fallen: wenn Friedrich erst einmal Schwager des Kaisers wäre, da werde man ihn wol zum Römischen König wählen lassen, und Friedrich ging mit den herrlichsten Hoffnungen über die Alpen zurück, die sich indessen nur zu bald als Täuschungen erwiesen. Wir übergehen manch andern Entwurf, von denen einer dem andern platzmachte. Der Pfalzgraf war sogar einmal nicht abgeneigt eine Verbindung mit dem französischen Königshause, wie Franz I. ihm anbot, einzugehen, schickte auch eine Gesandtschaft an den französischen Hof, und als die Gesandten ihm das Leere der Aussicht vorstellten, glaubte er ihnen nicht; wenn sie ihm mit ehrbarer Verwunderung erzählten in welch freier, frivoler Weise die französischen Prinzessinnen, namentlich auch Friedrich's Zukünftige, sich benahmen, so hörte er doch nicht auf „die französischen Madamen zu entschuldigen". Mit den Jahren jedoch verlor Friedrich in dem Maße als er alterte die jugendliche Beweglichkeit seiner Phantasie, Haar und Bart wurden ihm grau, und nur mit Widerstreben ging er auf den Vorschlag des Königs Ferdinand ein um die Tochter des vertriebenen Königs Christian II. von Dänemark zu freien; obschon die damit anfangs verknüpfte Hoffnung König von Dänemark zu werden wiederum zerrann. In Brüssel ward ihm (18. Juni 1535) Dorothea durch die Königin Maria feierlich anverlobt, und auf dem Schlosse von Heidelberg durch den Bischof von Speier die Trauung vollzogen. Ueber die Feier des Hochzeitsfestes lesen wir:

An Gästen und Fremden zählte man an die 4000 Personen, die alle sowol auf dem Schlosse wie in der Stadt mit Futter und Mahl versehen wurden. Am folgenden Morgen brachten die Brüder des Fürsten und die Gesandten der Städte Braut und Bräutigam ihre Verehrungen. Hernach hielt man einige Tage hintereinander auf dem Markte Turnier und Ritterspiele, indem man Nichts unterließ die Braut und Gäste, deren einige vor ihrer Wegreise noch beschenkt worden, froh und zufrieden zu machen, und zog der Pfalzgraf mit seiner Gemahlin gutes Muthes nach der Oberpfalz.

Wir eilen dem Schlusse zu. Bald drängte den Pfalzgrafen der Mangel. Er ward von Schulden so gedrückt daß er erst in seinem Haushalte die Bedienung einschränken, dann sich entschließen mußte auf Reisen sein Glück zu suchen. So reiste denn im Spätjahr 1538 der fünfundfunfzigjährige Fürst mit seiner Gemahlin ins Ausland, um dort auf Kosten seiner Standesgenossen das vornehme und lustige Leben fortsetzen zu können, das ihm der spärliche Besitz seines kleinen Fürstenthums nicht bot. Er zog zuerst nach Paris, von da nach Spanien und endlich über Frankreich nach England. Heinrich VIII. blieb an Galanterie und Glanz hinter seinen französischen Nachbarn nicht zurück; Alles was Sehenswürdiges zu London und Windsor war wurde den Fremden gezeigt, ein stattliches Treibjagen wurde ihnen zu Ehren angestellt, und was das Angenehmste war, den Reisenden ein Geschenk von 6000 Kronen gemacht. Sie kamen leer und arm zurück. Aus Erbarmen entschloß sich endlich der Kaiser dem armen Fürsten 8000 Fl. Jahrgehalt zu bewilligen, in der festen Hoffnung, der Tod des Kurfürsten seines Bruders würde ihm die Kurwürde bald verschaffen, und diese Last von der kaiserlichen Kasse wieder abwälzen. Dieser starb im März 1544 und dadurch ward aus dem armen apanagirten Prinzen plötzlich der erste weltliche Kurfürst des Reichs.

So schien denn Friedrich endlich nach einem bewegten Leben, das wir aus den Denkwürdigkeiten des Hubert Thomas so ergötzlich wie lehrreich kennengelernt, als ein Sechsziger im ersehnten Hafen eines behaglichen und sorgenlosen äußern Lebens angelangt zu sein; aber sein Schicksal und seine Natur ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. Das vage Project wegen der dänischen Krone war noch nicht aufgegeben; ein kecker deutscher Condottiere, Nikolaus von Hatstadt, erbot sich ihm zu dienen, und den König von Schweden ins pfälzische Interesse zu ziehen. Da aber Schweden mit Dänemark einen Frieden einging, rächte sich Hatstadt an dem unschuldigen schwedischen Gesandten, den er auf dem Wege zum Kaiser wegfangen und auf sein Schloß bringen ließ. Viel wichtiger war die politische und religiöse Frage im Reiche, welcher sich Friedrich als Kurfürst nicht entziehen konnte. Unter ihm geschah nachgerade der erste Anfang der öffentlichen Anerkennung der Reformation in der Pfalz unter Mitwirkung Melanchthon's. Am Weihnachtstage 1545 ward in der Schloßkapelle zu Heidelberg das Abendmahl unter beiden Gestalten zum ersten male ausgetheilt, und den 3. Jan. 1546 in der Heiligengeistkirche der erste

Gottesdienst nach protestantischer Weise gehalten. Indeß war es erst seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Otto Heinrich, vorbehalten das begonnene Werk der Reformation weiterzuführen. Die frühere lustige sinnliche Lebensweise ward von jenen großen geistigen Bewegungen übrigens nicht sonderlich gestört. Als im Frühjahr 1551 die rheinischen Kurfürsten nach altem Gebrauch eine Zusammenkunft zu Oberwesel hielten, da war große Freude und namentlich des Essens und Trinkens kein Ende; die Mahlzeiten währten bis mitten in die Nacht, und „durften da nach deutschem Brauche die Trinkgeschirre nicht feiern". Im Gebiete des Kurfürsten von Trier war für die leibliche Atzung des hohen Reisenden und seines Gefolges glänzende Sorge getragen worden; in jedem Dorf und jeder Stadt wurde soviel Wein dargeboten, wie der ehrliche Hubertus sagt, „daß wir mehr als zu viel zu trinken hatten, wenn wir auch noch so versoffen wären gewesen". Glänzendere Festlichkeiten erwarteten den Pfalzgrafen als er von Trier aus seine lothringischen Verwandten in Nancy besuchte. Der Hof zu Nancy war schon mehr im französischen Stile, neben den Genüssen des Essens und Trinkens war dort zugleich die verschwenderische Pracht und jene zierlichere Gattung von Vergnügungen zu finden, wie sie damals an den meisten romanischen Höfen einheimisch ward. Große Turniere, festliche Tänze, Jagdvergnügen in der fruchtbaren Umgebung Nancys wechselten miteinander ab; Kampfrennen und ritterliche Scheinkämpfe mit Schwertern und Feuerwaffen wurden so ernstlich betrieben daß wol Mancher sollte gemeint haben es wäre rechter Ernst gewesen. Immer mehr jedoch mußte Friedrich sich den Vergnügungen und ritterlichem Treiben entziehen; seine Gesundheit hatte sich in den letzten Jahren bedeutend verschlimmert, sodaß er am 23. Febr. 1556 das Abendmahl nahm und am 26. Febr. Morgens vor 10 Uhr verschied. Seine Leiche wurde in der Heiligengeistkirche in des Kurfürsten Ruprecht's Grab beigesetzt. Dies erfahren wir nicht mehr bei Hubert Thomas; denn er schließt seine Denkwürdigkeiten wenige Monate vor dem Tode seines Herrn, welche er diesem selbst noch mit einer den Werken zugesetzte Zueignung überreicht hat.

Unsere Leser sind hoffentlich in den Stand gesetzt über den literarischen und historischen Werth des ehrlichen Lüttichers sich ein Urtheil zu bilden. Möchten wir schon dem Herausgeber des lateinischen Originals nicht eben beistimmen, welcher in seiner Vorrede meint: wir hätten jetzt die Franzosen um ihren Commines nicht weiter zu beneiden (mit allen solchen Vergleichen sieht es mislich aus, zumal da Ludwig XI. einen ganz andern Mann verlangte als Pfalzgraf Friedrich), so werden diese Annalen doch in den eben nicht sehr dichten Reihen deutscher Denkwürdigkeiten einen ehrenwerthen Platz behaupten. Es knüpft sich schließlich daran noch das Interesse daß die Urschrift bei dem Raube der berühmten heidelberger Bibliothek im Anfang des Dreißigjährigen Kriegs glücklich gerettet, und ohne diesen Zufall vielleicht auf immer verlorengegangen wäre. Sonst hat Thomas bei seinem Leben eine Geschichte des Bauernkriegs und Franz von Sickingen's herausgegeben, auf welche er sich einigemal in diesen Denkwürdigkeiten beruft.

30.

Zur Literatur englischer Dichter.

Der vom „Athenaeum" über ein unter dem Titel „In memoriam" (London 1850) anonym erschienenes Dichterwerk gefällte Spruch dürfte geeignet sein demselben die Aufmerksamkeit deutscher Freunde englischer Poesien zuzuwenden. Er lautet: „Obgleich namenlos auftretend enthält der vorliegende Gedichtband so schlagende innere Beweise von Tennyson's Autorschaft daß wir es wagen können die Vermuthung mit Eins zur Thatsache zu erheben. Auch hat der Verf. für das Verschweigen seines Namens wahrscheinlich keinen andern Grund gehabt als jenes zarte Bedenken, bei Errichtung eines so feierlichen und tiefempfundenen Gedächtnisses den Namen des Stifters auf die Tafel zu setzen. Das Buch ist ein ins Einzelne gehender Ausdruck einer geistigen Erfahrung, wie mehr oder weniger Jeder sie gemacht hat dem ein hervorragender Typus von Menschenwerth theuer gewesen und verstorben ist. Die Hinneigung aller fühlenden, und besonders aller mit Phantasie begabten Menschen, ihr Ideal der Vollkommenheit zu verkörpern, die edelsten Eigenschaften geistigen Lebens mit der speciellen Form unter welcher sie sich veranschaulichen so zu identificiren daß alles Licht des Daseins in den Brennpunkt einer einzigen Persönlichkeit zusammengedrängt wird, und daraus das Gefühl gänzlicher Verfinsterung entsteht, sobald der Schatten des Todes dieses einzige Auge umschleiert: Dies sind die schmerzlichen Uebergänge innern Lebens welche das vorliegende Buch zur Anschauung bringt. Tennyson ist jedoch seines Dichteramtes zu kundig um blos eine Geschichte des Verlangens und des Getäuschtwerdens zu schreiben. Daher sehen wir in seinen Blättern die Lehre duldender Liebe sich allmälig entwickeln. Er zeigt uns wie reine Liebe, obschon sie zur Zeit mit dem Schicksal ringe, doch ihre Versöhnung mit ihm bewirkt. Dasselbe Gefühl der Güte welches unsere Seelen so eng mit ihren menschlichen Mustern verbindet, bringt uns nach einiger Frist dahin daß wir lieber deren Tugenden nachahmen als ihren Verlust beklagen. Der Tribut den wir ihrer Liebe zollen ist das Bestreben ihnen ähnlich zu werden, und die allgemeine Güte welche das Verlangen unserer Augen nach oben richtet zieht uns individuell näher an sich. ... Die verschiedenen unter dem Titel «In memoriam» gefaßten Gedichte sind der Form nach nur durch Abschnitte getrennt, und sämmtlich in demselben Versmaß geschrieben. Der im Eingange erwähnte Verlust bildet den Grundton in welchen alle durch ihn herbeigeführten Phasen des Empfindens und Denkens einklingen. Und diese Ergießungen sind meist so natürlich daß der bloße Verstand zu ihrer Schönheit und Echtheit keinen Schlüssel bietet. Ihre Kraft läßt sich weniger durch geistige Abschätzung als aus ihrem Nachhall auf den tiefsten und geheimnißvollsten Saiten des Herzens erkennen. Ihre Wirkung aber ist analog mit der welche der unerwartete Ton einer lange nicht gehörten Stimme hervorbringt wenn er in der Brust des Mannes die eingeschlummerten und vergessenen Empfindungen des Kindes aufund wachruft. Wir empfangen sie in aller Glaubwürdigkeit eines Tagebuchs, und es ist das Tagebuch einer so innigen Liebe daß, ungeachtet sie die stärksten Bilder der Phantasie gebrauchen, wir doch in ihnen die Wahrheit und Geradheit alltäglicher Sprache hören. Die Schönheit und Harmonie jener Bilder gehen in dem überwältigenden Gefühle so gänzlich unter daß wir jener Eigenschaften derselben uns nur erst vollbewußt werden wenn wir die Gedichte wieder zur Hand nehmen."

8.

Bibliographie.

Andlaw, H. v., Der Aufruhr und der Umsturz in Baden, als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung, mit Rücksicht auf die „Bewegung in Baden" von J. B. Bekk, damaligem Vorstand des Ministeriums des Innern, dargestellt. 1ste Abtheilung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Buch der Wahr- und Weissagungen. Eine vollständige Sammlung aus den Schriften aller wichtigen Propheten und Seher der Gegenwart und Vergangenheit, namentlich aus jenen von Ailly, Bischof Müller, Peter Turrel ɛc. mit Wahrsagungen über Jerusalem, Orval, über das Ende der Welt ɛc. nebst auffallenden Vergleichungen und eigenthümlichen Berechnungen. 2te vollkommen umgearbeitete und vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Kann es Prophezeiungen geben? Gibt es Prophezeiungen? Welche gibt es? Mit vollständigen Erklärungen aller bisher bekannten und vieler bisher noch unbekannten und ungedruckten Wahr- und Weissagungen, nebst Biographien der wichtigsten Seher. Zwei Bände. Regensburg, Manz. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chowanetz, J., Oesterreichs Mission als katholische Weltmacht und als europäische Völkermonarchie. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 20 Ngr.

Ebeling, A., Jenny, die schwedische Sängerin. Hamburg, Verlags-Compt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Esmarch, Das Herzogthum Schleswig und die Landesverwaltung zu Flensburg im J. 1850. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Féval, P., Alizia Pauli. Aus dem Französischen. Zwei Bändchen. Quedlinburg, Basse. 16. à 10 Ngr.

Haberland, B., Freie Lieder. Colditz. 8. 7½ Ngr.

Heubner, O., Gedichte. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Portrait des Verf. 2te vermehrte Auflage. Zwickau, Gebr. Thost. 16. 17½ Ngr.

Kestner, A., Römische Studien. Mit 1 Titelkupfer. Berlin, Decker. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Martensen, H., Die christliche Dogmatik. Aus dem Dänischen. In 2 Abtheilungen. 1ste Abtheilung. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Die Perle der Tage oder die Vortheile des Sabbaths für die arbeitenden Klassen. Von eines Arbeiters Tochter. Mit einem Lebensabriß der Verfasserin. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen nothwendigen Anmerkungen für katholische Leser versehen von H. Rütjes. Emmerich, Romen. 32. 5 Ngr.

Petzet, H., Lenz und Liebe. Gedichte. Leipzig, O. Klemm. 8. 20 Ngr.

Sporschil, J., Populäre Geschichte der katholischen Kirche. 2te bis auf die neueste Zeit fortgeführte Ausgabe. 1ster Band. 1ste Hälfte. Mit dem Portrait des Papstes Pius IX. Leipzig, E. Fleischer. Lex.-8. 18 Ngr.

Stephani, H., Die Offenbarung Gottes durch die Vernunft, als die einzig gewisse und völlig genügende. Allen Freunden des Lichts und eines vernünftigen Christenthums gewidmet. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 1 Thlr.

Sydow, Wilhelmine v., Arwid. Ein Roman aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr.

Torffstecher, W., Lieder deutscher Zukunft. 1ste Sammlung. Erfurt, Villaret. 8. 15 Ngr.

Unterrichter, F. Freih. v., Gesammelte poetische Werke. 3ter Band: Das Lechfeld oder Otto der Große, in 24 Gesängen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. 8. 1 Thlr.

Voigt, J., Geschichte des sogenannten Tugend-Bundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Original-Acten. Berlin, Decker. Gr. 8. 18 Ngr.

Wagner, A., Sehr wichtige physische und metaphysische Betrachtungen. 1ster Theil. Wien. 8. 8 Ngr.

Warburton, E., Reginald Hastings. Romantische Erzählung aus der Revolution des J. 164—. Aus dem Englischen übersetzt von H. Bertholdi. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Werner, K., System der christlichen Ethik. 1ster Theil: Güterlehre. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Wittmann, Geschichte der Landgrafen von Leuchtenberg. München, Franz. Gr. 4. 28 Ngr.

Tagesliteratur.

Dulon, R., Herzenserguß an meine Gemeinde. Eine Predigt. Bremen, Geisler. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Ueber den Anschluß Bremen's an den Sonderbund. Ein Wort zu meiner Rechtfertigung. Bremen, Geisler. 1849. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Heerpredigt an die Deutschen gehalten am 12. März 1848 von Dr. G. C. A. Harleß. Eine weitere Begründung der Schrift: „Der Prophet Sacharja auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche in Dresden." Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Ngr.

Keine Demokratie! Ein Gespräch zur Belehrung des gemeinen Mannes über einige Zeitfragen der Oeffentlichkeit übergeben von einem Freunde der Wahrheit. Grimma, Gebhardt. 8. 3 Ngr.

Kritik der Schrift: Der Prophet Sacharja auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche in Dresden. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung der am 22. Juli 1850 bei Eröffnung des sächsischen Landtags von Hrn. Oberhofprediger Dr. Harleß gehaltenen Predigt. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 1½ Ngr.

Orsbach, E. v., Der Leichnig'sche Prozeß. Eine Beleuchtung büreaukratischer Zustände. Aachen, Hensen u. Comp. 8. 4 Ngr.

Das gute Recht Schleswig-Holsteins. Zum Verständniß der dänisch-schleswigholsteinischen Kriegsfrage. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Schicksale der Landschaft Entlibuch im November des J. 1847. Nach Briefen eines Augenzeugen. Schaffhausen, Hurter. 8. 7½ Ngr.

Schleswig-Holsteins Gegenwart. Geschrieben nach der Schlacht bei Idstedt. Von einem deutschen Offizier. Hamburg, Meißner u. Schirges. Lex.-8. 6 Ngr.

Die Sprache der Schlagbäume. Berlin, Brandis. 8. 2½ Ngr.

Ueber die Gewerbesteuer in Baden. Heidelberg, C. F. Winter. 1849. 8. 2 Ngr.

Die Weissagung der Friesin Hertje vor fünftehalbhundert Jahren, betreffend das Herzogthum Schleswig und die Neue Zeit. Von K. J. Clement. Altona, Lange. Lex.-8. 1 Ngr.

Weydycz, S., Der Antheil der Polen an dem Ungarischen Freiheitskampfe 1848—1849. Altona, Lange. Gr. 12. 10 Ngr.

Westermayer, A., Abschiedspredigt an die Pfarrgemeinde Laaberberg, gehalten am Feste Mariä Himmelfahrt. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wohlfarth, J. F. T., Was, meinst du, soll aus dem Kindlein werden? Predigt am Feste Johannis des Täufers 1850. Neustadt a. d. Orla, Wagner. Gr. 8. 3 Ngr.

Zimmermann, R., Ueber die jetzige Stellung der Philosophie auf der Universität. Eine Antrittsvorlesung. Gehalten am 15. April 1850. Olmütz, Hölzel. Gr. 8. 3 Ngr.

Zittel, K., Die Sonntagsfeier. Eine Ansprache an die Glieder der evangelischen Gemeinde. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Ngr.

Zur Deutschen Frage. I.: Die versuchte Wiederherstellung des Bundestags. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 6 Ngr.

Zur Erinnerungsfeier an Joh. Sebast. Bach's Todestag. Jena, Frommann. 12. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 242. —— 9. October 1850.

Zur Psychologie.

Aehnlich wie die Naturbetrachtung des Menschen erst dann anfängt eine wissenschaftliche zu werden, wenn er aufhört überall Götter in die Natur hineinzuschauen, und vor deren segnenden Erscheinungen dankerfüllt, vor den zerstörenden zitternd und bebend niederzufallen, da er erst dann wenn er aus diesem kindlichen Glauben herausgetreten ist fähig wird die Naturerscheinungen unbefangen aufzufassen, nach ihren Ursachen und Gesetzen zu forschen, und sie in gewisse Gruppen zu ordnen: ähnlich verhält es sich auch mit der Betrachtung des innern Universums, der Seele. Auch diese fängt erst dann an eine wissenschaftliche zu werden, wenn die religiös-gläubigen Voraussetzungen und Vorurtheile von dem Wesen der Seele schwinden, oder wenigstens sich nicht störend in die Erforschung des Seelenwesens einmischen. Denn Grundbedingung aller Wissenschaft ist treue, von Vorurtheilen freie Beobachtung der Thatsachen, als auf welche sich alle Begriffe, Urtheile und Schlüsse stützen müssen wenn sie Gültigkeit haben sollen. Wer aber schon mit einem Vorurtheile an die Betrachtung der Sache geht, Der sieht in ihr nicht was sie ist, sondern was er gern in ihr sehen möchte. So sieht der Bräutigam in seine Braut die Schönheit hinein die er ihr gern zuschreiben möchte; oder um ein Beispiel aus der Politik zu wählen, die aristokratische Partei sieht in die demokratische all die Schlechtigkeit hinein die sie ihr gern anhängen möchte, oder umgekehrt. Kurz, überall steht gläubiges oder parteisüchtiges Vorurtheil der wissenschaftlichen Betrachtung hemmend im Wege. Man braucht sich daher nicht zu wundern daß die Psychologie, obgleich sie doch nicht minder sich auf Thatsachen stützt wie die Physiologie, Medicin, Chemie u. s. w., bisher so wenig Fortschritte gemacht, und namentlich was ihre Grundlage betrifft so wenig sichere, feststehende Sätze erworben hat. Der Theolog sieht in der Seele nur den dem Erdenkloß eingeblasenen Gottesodem, und möchte ihr gern auf alle nur erdenkliche Weise die individuelle Unsterblichkeit sichern; der Materialist hingegen betrachtet sie nur wie ein brennendes Licht, das da erlischt sowie der Kohlenstoff verzehrt ist, oder der den Lebensproceß anfachende Sauerstoff mangelt. Der Hegelianer läßt in dem beseelten Individuum die Idee aus ihrem Anderssein sich zurücknehmen, und am Tode des Individuums den Geist sich entzünden. Der Pessimist betrachtet den Leib als den Kerker in welchen die Seele um frühere Schuld zu büßen eingesperrt worden, und läßt sie durch verschiedene Leiber wandern, bis sie sich gereinigt und geläutert; der Optimist dagegen läßt die Seele nur darum in den Körper gekommen sein um die Freuden und Herrlichkeiten dieser Welt zu genießen. Der Kantianer und Fichteaner läßt sie nur darum den irdischen Schauplatz betreten um ihre Pflicht zu thun u. s. w.

Aus diesem Labyrinthe von verschiedenen Seelenlehren kann man sich nur an dem Ariadnefaden der leitenden Thatsachen heraussinden, und darum ist es dringend nothwendig daß man von der bisherigen Bearbeitung der Psychologie nach den Voraussetzungen eines bestimmten Glaubens, eines bestimmten Moral- oder philosophischen Systems gänzlich abgehe, und endlich anfange die Seele mit allen ihren Erscheinungen ganz als Naturwesen zu beobachten, und auf die unbefangene, vorurtheilsfreie Beobachtung der Thatsachen diejenigen Begriffe, Urtheile und Schlüsse zu gründen welche das Gebäude der Psychologie ausmachen sollen. Erfreuliche Anfänge dazu liegen uns vor, auf die wir bald hinweisen werden. Aber gar zu ungern trennt sich der Mensch von seinen ihm liebgewordenen religiösen, oder moralischen, oder philosophischen Vorurtheilen; daher sehen wir selbst Diejenigen welche die Psychologie als Naturwissenschaft zu bearbeiten versucht haben noch vielfach mit jenen Vorurtheilen ringen. Von den frühern Werken dieser Art erwähnen wir nur beispielsweise den „Geist des Menschen" von P. C. Hartmann.*) Dieses Werk ist sehr anziehend geschrieben, sodaß man es in Hinsicht der Schreibart als Muster empfehlen könnte; aber die zugrundegelegten Begriffe die den wesentlichen Unterschied des Psychischen vom Physischen enthalten sollen, nämlich die entgegengesetzten Begriffe der Freiheit und Nothwendigkeit, drücken keineswegs das entgegengesetzte Wesen der psychischen und physischen Thätigkeit aus; denn jene ist

*) Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben, oder Grundzüge zu einer Physiologie des Denkens. Für Aerzte, Philosophen und Menschen im höhern Sinne des Worts. Von P. C. Hartmann. Wien, Gerold. 1820. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

ebenso wie diese an die strengste Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit gebunden, sodaß es Herbart wagen konnte die Mathematik auf Psychologie anzuwenden. Ueberdies sah sich Hartmann genöthigt eine Spaltung in die Seelenthätigkeit hineinzubringen, indem er einen Theil derselben, als an die Nerven und an das Gehirn gebunden, physisch bedingt sein läßt, einen andern Theil hingegen als von jeder physischen Bedingung frei, und darum auch den Untergang des physischen Organismus überlebend betrachtet. Diese Spaltung beginnt im Gedächtniß auffallend. Die Aeußerung des Gedächtnisses, sagt Hartmann, ist insoweit an die Organisation des Gehirns und ihre Lebensthätigkeit gebunden, inwieweit die Darstellung der Gegenstände der Vorstellungen in sinnlichen Bildern durch die lebendigen Spannungen in den Gehirnorganen vermittelt ist; Alles aber was in den Geschäften des Gedächtnisses eigentliches Denken und Erkennen ist kann nicht das Werk des organischen Lebens sein, sondern muß in einer über die Organisation erhobenen, ihrem Wesen nach von den Gesetzen des physischen Lebens unabhängigen, freien Thätigkeit gesucht werden. Noch auffallender wird diese Spaltung bei Betrachtung des Verstandes und der Vernunft. Die verwickelte Handlung dieser, sagt Hartmann, ist ihrem Wesen nach willkürlich, und kann nie das Werk eines oder mehrer Organe sein. Organe können überall nicht anders als organisch wirken, sie können von außen bestimmt ihre innere Lebensthätigkeit in eine äußere, in eine organische Spannung, in eine organische Bewegung verwandeln; allein eine solche äußere organische Spannung gibt immer Nichts als ein sinnliches Bild, als den Gegenstand einer Vorstellung, keineswegs aber ein Bewußtsein desselben. Wenn ein Organ auf das andere einwirkt, so kann es in dem andern wieder nur organische Bewegungen und die durch dieselben bedingten sinnlichen Bilder hervorrufen; allein alles Dieses sind physische Vorgänge, die unter der Herrschaft der Nothwendigkeit, nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung erfolgen, wodurch in keinem Falle die freie Aufmerksamkeit, die Reflexion, die Analyse und Synthese der Vorstellungen, die wechselseitige Beziehung und Vergleichung derselben begründet und erklärt werden kann. Alle diese Handlungen, sagt Hartmann, fließen aus Einer reinen, freien Thätigkeit, welche in Nichts versinkt sobald man sie in räumliche Verhältnisse (in ein Organ) einschränken und den Gesetzen des physischen Lebens unterjochen will. Die lebendige Thätigkeit der Gehirnorganisation hat nach Hartmann an den Urtheilen nur insofern Antheil als sie die Bilder der Gegenstände der Vorstellungen liefert: alles Uebrige was über diesen Bildern hinausliegt, das Bewußtsein derselben und der ganze willkürliche Verkehr mit den Vorstellungen, ist Sache einer freien Thätigkeit. Die Organe der Einbildungskraft liefern nur den Stoff zum Urtheilen, das seine Form von keinem Organe, sondern blos von einem über alle Organisation erhabenen Wesen, als der Quelle des Bewußtseins und der Freiheit, erhalten kann.

Den Einwand, der von der Thatsache hergenommen wird daß sich die höhern Erkenntnißvermögen beim Menschen in einem um so höhern Grade von Vollkommenheit äußern, jemehr seine Gehirnorganisation entwickelt und ausgebildet ist, sucht Hartmann damit zu beseitigen daß daraus noch keineswegs folge daß Verstand, Urtheilskraft und Vernunft ganz allein in dieser vollkommenern Organisation begründet seien.

Die Aeußerungen der höhern Erkenntnißvermögen stehen allerdings mit den Functionen der Gehirnorgane in Verbindung; aber nur insoweit — und nicht weiter — als die Vorstellungen durch die Einbildungskraft vermittelt sind. In einem vollkommen ausgebildeten Gehirn sind auch die Organe der Einbildungskraft vollkommener entwickelt, und insofern diese die Aeußerung der höhern Erkenntnißvermögen vermitteln, insofern kann diese Aeußerung allerdings durch eine mehr vollendete Gehirnorganisation sehr begünstigt werden.

Demzufolge sollen „das Umfassende des Verstandes, das Treffende des Urtheils und die Gründlichkeit der Vernunft" immer im geraden Verhältnisse zur Deutlichkeit der Vorstellungen stehen, die von der Lebhaftigkeit der sinnlichen Bilder abhängt, mittels welcher sie der Phantasie dargestellt werden. Wie kommt es dann aber daß das Thier oder der Wilde, dessen schärfere Sinne ihm deutlichere und lebhaftere Vorstellungen der Gegenstände verschaffen als dem mit minder scharfen Sinnen begabten Europäer, diesem so sehr in intellectueller Fähigkeit nachsteht? Scharfe Sinne und lebhafte Phantasie stehen keineswegs immer in geradem, sondern sehr oft in umgekehrtem Verhältniß zu den Fähigkeiten des Verstandes und der Vernunft. Man kann nicht sagen das Thier und der Wilde offenbarten trotz ihrer schärfern Sinne und lebhaftern Einbildungskraft nur darum keine höhern intellectuellen Fähigkeiten, weil sie der Cultur des durch Erziehung, Unterricht und Gesellschaft Gebildeten ermangeln. Denn es ist bewiesen daß auch die Culturfähigkeit bei Thieren und bei Wilden ihre Grenzen hat. Man lese nur in dieser Beziehung die sehr lehrreiche zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethe's herausgegebene Schrift von Carus über die Culturfähigkeit der verschiedenen Racen *), und man wird finden daß die Spaltung zwischen höhern und niedern Erkenntnißvermögen, deren jene an keine Organisation gebunden, diese hingegen durch die Organisation physisch bedingt sein sollen, eine nichtige ist. Der Mensch ist ganz Naturwesen, ist mit seinen psychischen Thätigkeiten, und zwar mit den sogenannten höhern nicht minder als mit den niedern, ganz ebenso an die strengste Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit gebunden wie mit den physischen, obwol die Gesetze der psychischen Welt schwerer zu erkennen sind als die der physischen.

Nach ewigen ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden. (Goethe.)

*) Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere

Die Freiheit ist nur scheinbar. Anstatt den Gegensatz zwischen Freiheit und Nothwendigkeit der Unterscheidung zwischen Geist und Natur zugrundezulegen, wie Hartmann und nach ihm noch viele Psychologen der neuesten Zeit bis herab auf Ennemoser's „Geist des Menschen in der Natur" *) gethan haben, welcher Letztere sogar in seiner bibelgläubigen Deutung der psychologischen Thatsachen von dem freiwilligen Abfall des Menschen als dem Ursprunge des Uebels spricht, anstatt, sage ich, solche unbegründete Voraussetzungen zu machen, die doch nur, wie man bald merkt, dazu erfunden sind der Seele die individuelle Unsterblichkeit zu vindiciren, hätten die Psychologen vor allen Dingen die gepriesene Freiheit der Seele und ihre Unabhängigkeit von dem physischen Organismus gründlich beweisen sollen. Diesen Beweis sind sie aber bisjetzt noch Alle schuldig geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

geistige Entwickelung. Von C. G. Carus. Mit einer illuminirten Steintafel. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

*) Der Geist des Menschen in der Natur, oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde. Mit einer schematischen Abbildung. Von J. Ennemoser. Stuttgart, Cotta. 1849. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Briefe aus Italien. Von Adolf Helfferich. II. Leipzig, Hinrichs. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wer den ersten Theil dieser „Briefe aus Italien", über den wir in Nr. 170 d. Bl. Einiges bemerkten, mit Befriedigung über die ihm dadurch gewährte Belehrung aus der Hand gelegt, Der wird auch den zweiten Theil derselben, der die „Römischen Zustände im Frühjahr 1850" zum hauptsächlichsten Gegenstande hat, gern zur Hand nehmen. Denn der Verf. ist „ohne vorgefaßte Meinung an Italien und die italienischen Verhältnisse" herangetreten, und er befand sich „wenigstens seinem allgemeinen Standpunkte nach in der Lage den Personen und den Dingen gerecht zu sein"; im Uebrigen aber wurde ihm von Fremden wie von Einheimischen freundlich an die Hand gegangen, und er selbst gibt sich das Zeugniß „gewissenhaft geforscht und Nichts verabsäumt zu haben um den richtigen Sachverhalt zu ermitteln", was freilich wie anderswo so auch in Italien nicht unbedingt ausreicht, da man „längere Zeit in Italien gelebt haben muß um Land und Leute weder zu gering noch zu hoch anzuschlagen". Daß der Verf. die Zustände des Kirchenstaats einer besonders strengen Kritik unterworfen hat, würden ihm höchstens Diejenigen zum Vorwurfe machen die die Kritik selbst trifft. Er erklärt von sich selbst daß er „ebenso wenig ein Freund von Denen sei welche Revolutionen aus Neigung machen, als von den Andern die sie aus Unverstand herbeiführen"; „am schmerzlichsten aber", sagt er, „bedauere ich wenn man eine Revolution dadurch beseitigen zu können meint daß man den Grund zu einer neuen legt". Namentlich in dieser Beziehung ist die Geschichte keines Staats lehrreicher als die des römischen, und zwar nicht blos seit Ausbruch der Revolution, sondern seit dem Regierungsantritte Pius' IX. Die vorliegenden Briefe sind aus der Zeit vom August 1849 bis Ende März 1850, und fallen demnach gerade in die Zeit der eigentlichen Katastrophe der römischen Revolution. Dessenungeachtet ist damit der Krater der römischen Revolution selbst noch nicht als geschlossen zu betrachten; es kommt vielmehr auch hierbei nur darauf an daß man nach einem weltgeschichtlichen Principe die Vereinbarung bewirke, und nicht nach egoistischen, sondern nach humanistischen Rücksichten das Wirrsal entwirre, wenn die Frage auf eine befriedigende Weise gelöst werden soll. Der Verf. gibt in seinen Briefen vielfache Winke und Rathschläge zur Verbesserung der römischen Zustände in Bezug auf das geistliche Regiment, das Verwaltungspersonal, die Organisation des Heeres, indem er sich frei und offen über die Verderblichkeit des gegenwärtigen Systems in Betreff der Gewerbe, der Wissenschaft, der Cultur des Bodens, und der Geschäfte aller Art, sowie über die großen Nachtheile der Reaction und des mit dieser zurückgeführten Absolutismus und Despotismus ausspricht. Aus der Geschichte der römischen Revolution finden sich hier interessante Mittheilungen, aber am wenigsten ist Das von Interesse was der Verf. über die Folgen der Revolution, z. B. die Unsicherheit der Straßen, über das gegenseitige Verhältniß der Italiener zu den Franzosen, über die Zerrüttung in allen Verhältnissen und über die üble Stimmung in Rom sagt. Besonders aufmerksam machen wir auf die ausführliche Uebersicht der frühern Schicksale Pius' IX. und der spätern Ereignisse. Aus allen Acten dieses Papstes geht unleugbar hervor daß er seine Zeit, deren Bestrebungen und Interessen nur halb verstand; daß er ebendeshalb um so leichter in Gefahr kam die Geister die er losgelassen nicht wieder bannen zu können, und daß er Weichheit des Herzens, nicht aber Schärfe des Verstandes und Festigkeit des Charakters bewies; daß er infolge Dessen dem bösen Geiste der Lüge verfiel, der Vieles, wenn nicht Alles verdarb, und dagegen Viele, und eben nicht die Schlechtesten an dem Papste irrewerden ließ. Auch hier lernt man wie anderswo die Frechheit der Clubs und die Verderbtheit der Presse, die giftige Gemeinheit der Maueranschläge und der Flugblätter, das zerfressende Gift des souverainen Radicalismus in ekelhafter Gestalt kennen, und man kann danach auf eine wirkliche Verbesserung der römischen Zustände, wie auch anderswo, mit blos menschlichen Mitteln kaum hoffen. Uebrigens enthalten die vorliegenden Briefe auch Manches über Theater, Volksfeste, Carneval und deutsche Künstler und Kunstwerke in Rom was Mancher lieber liest als den sonstigen historisch-politischen Theil der Briefe.

28.

Demokratische und sociale Sitten in Frankreich.

Im vorigen Jahrhunderte besuchte Sterne Frankreich und in seiner „Sentimental journey" hat er uns das Résumé seiner Beobachtungen hinterlassen. Er gibt ein treues Bild von Dem was Frankreich damals sein mußte: eine noch ruhige Nation, die von den Fortschritten der Vernunft im Tone der Narrheit spricht. Der arme kleine Narr der mit seinem Rufe „Freiheit!" dem sentimentalen Sterne das Herz zerreißt, die Handschuhverkäuferin am Pont-neuf, der excentrische Mensch der zu Calais alle Frauenzimmer grüßt, die Abbés die sich im Hintergrunde der Logen den Blicken der Menge entziehen wollen, ein verreckter Esel und eine arme Wahnsinnige: Das sind die Ereignisse und Personen von damals die Sterne's Erzählung ausfüllen. Heute ist dies Alles anders geworden. Ein Landsmann Sterne's welcher Frankreich nach der Revolution bereiste findet andere Bilder, und sein bruchstückweise von der „Revue des deux mondes" veröffentlichtes Tagebuch wirft ein grelles Licht auf die demokratischen Sitten des neuen Frankreich. Der Verfasser scheint ein Humorist zu sein, ein Puritaner der alten Schule, der sich mit den neuen Lehren noch nicht recht hat befreunden können. Er ist streng in seinen Schilderungen, er malt oft allzu schwarz; aber er ist auch oft ein überaus treffender Beobachter. Man höre:

„Die sociale Demokratie recrutirt sich in Frankreich besonders aus zwei Erwerbsclassen, aus den Advocaten und den Schriftstellern. Der Advocatenstand und die Unmasse von

Schriftstellern bilden zwei unterirdische Gesellschaften, die dem französischen Volke selbst nur wenig bekannt sind. Diese zwei Gewerbe sind die leichtesten was die Erwerbung des Titels anlangt, und die schwersten wenn man an die unzähligen Hindernisse denkt über die man hinwegschreiten muß um sich eine feste und sichere gesellschaftliche Stellung zu verschaffen. Und da diese beiden Wirkungskreise die umfassendsten von allen, da die Titel «Advocat» und «Schriftsteller» die unbestimmtesten sind, so sind es auch gerade diese Gewerbe und diese Titel welche das meiste Elend verdecken. Man kann sich keinen Begriff von der Anzahl Derer machen die in Paris sich mit diesen Titeln brüsten und in Erwartung einer Revolution das Pflaster treten. Es gibt hier Advocaten die nur Unterricht in der deutschen Sprache geben, und Literaten die weiter kein Papier verbrauchen als ein Blatt im Schuldbuch ihrer gewöhnlichen Weinschenke. Ich erinnere mich daß ich in den ersten Tagen meines Aufenthalts zu Paris eines Tages in die Rue St.-Jacques zu einem Advocaten ging, der angeblich Unterricht im Deutschen ertheilte; ich wollte diese Sprache damals lernen. Ich war vollkommen bestürzt als ich so großes Elend neben einer so albernen und übelangebrachten Eitelkeit vorfand. Ich fand den Advocaten und Sprachlehrer in der obersten Etage eines schmalen Hauses mit abscheulichen Treppen. Um zu ihm zu gelangen mußte ich über einen Haufen zerbrochener Stühle, wurmstichiger Meubeln, zusammengedrückter Körbe, zerschlagener Flaschen, stielloser Feuerschaufeln u. s. w. hinwegklettern; denn der Arme wohnte noch über der Etage die in Paris den Portiers zur Aufbewahrung solcher Utensilien dient. Großartig stand über der Thür: «M. D., Advocat.» Dies Zimmer konnte das Elend nicht durchschimmern lassen, denn es war das Elend selbst. Die Wände waren kahl und einen Plafond gab es seit längerer Zeit nicht mehr. Eine unbeschreibliche Hülle bedeckte die Glieder des Armen, dieser selbst stemmte sich auf einen Tisch, an dem das eine Bein fehlte und das andere mit Hülfe zweier zerbrochener Backsteine verlängert war. Das Gespräch begann, und als ich die Augen auf die schmuzigen Papiere warf die auf dem Tische lagen, sagte er mit wichtiger Amtsmiene: «Es ist die letzte Eröffnungsrede die der Präsident Dupin mir zugeschickt hat.» Ich erstarrte über so große Eitelkeit neben so gräßlicher Armuth!"

„Was die Literaten in Masse anlangt, so ist meine Ueberraschung noch peinlicher gewesen. Ich hatte immer viel von jenen einnehmenden, glänzenden Geistern sprechen hören die man in Paris finden soll, allein ich bin vollkommen enttäuscht worden. Anstatt unerschöpflicher Talente habe ich viel verschrobene Köpfe gefunden, die vom Denken schon müde waren ehe sie sich noch die Mühe genommen hatten Etwas zu denken. Statt Ideen hörte ich Gemeinplätze, und Handwerk traf ich statt des Talents. Scharfsinn und Beobachtungsgabe findet man allenfalls bei Vielen, aber auch diese Gabe ist wie alle die andern verbildet worden. Um es offen auszusprechen: die geistige Tournure der modernen Schriftsteller in Frankreich ist ganz die der Romanschreiber aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Sie mögen sich immerhin abquälen um nur originell zu erscheinen, es bleibt doch vergebliche Mühe! Ihr Ursprung datirt sich aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, welche Epoche übrigens fast Alle tüchtig studirt haben. Wenn ich so von den Literaten rede, so meine ich hiermit natürlich vorzugsweise die Schriftsteller des Jahres 1850 und jenen großen namenlosen Haufen der letzten Jahre. Man muß sie nur discutiren hören! Da haben ihre Beobachtungen ganz den ernsten Ton der Beobachtungen von Choderlos de Laclos. Aus Amtspflicht beobachten sie die abscheulichsten Laster und sprechen ganz ernsthaft die empörendsten Dinge aus. Die Verwickelungen kleiner Bosheiten misfallen ihnen nicht, und die oft unbegreiflichen Erfindungen der Wollust sind ganz nach ihrem Geschmacke. Ihre Einbildungskraft ist ein verkleinerter Wiederschein von der des de Sade, ihre Beobachtungsgabe kommt so ziemlich auf die der „Liaisons dangéreuses" hinaus, gleicht ihr aber weder an Festigkeit noch an Moral. Diese Literaten sind mit Einem Worte ein unwissendes Volk, sie besitzen nur die Kenntnisse aus der Zeit des Verfalls des römischen Reichs, und kennen Sueton, Petronius, Retif de la Bretonne, de Mercier, de Laclos, Diderot, de Sade und Maret. Diese Männer sind ihre Lieblingslecture und ihre verehrten Meister. Sie pflegen die Wissenschaft der Zeiten des Verfalls, und diese Kenntniß, die schon aus Vielen von ihnen kleine Heliogabal gemacht hat, kann eines Tages auch kleine Nero aus ihnen machen."

„Das ist aber nur ein ganz kleines Stückchen von den Sitten des demokratischen Frankreich, nun denke man sich wie da das Ganze aussehen muß."

Folgen wir unserm Briefschreiber auf ein anderes Gebiet! Er belächelt die Franzosen die seit 60 Jahren die drei Stände abgeschafft zu haben glauben, und findet daß die Einheit der Sitten sich nur in der Einheit der Kleider und Hüte ausspricht!

„Die Gesellschaft besteht aber immer noch aus drei Welten, von denen die erste Das ist was wir die officielle Welt zu nennen pflegen. Die officielle Welt kennt wieder nur eine Classe von Menschen, nämlich den Mann im schwarzen Frack, aus dem man einen Volksrepräsentanten, einen Verwaltungsmann, einen Präfecten, einen Gesandtschaftssecretair machen kann. Diese Menschenclasse ist eben nicht gefährlich, sie ist was man so eine gute Gesellschaft nennt, höflich und zurückhaltend. Die Leidenschaften treten in ihr nicht Auge in Auge gegenüber, sie erscheinen nicht vom Fuße bis zum Kopf bewaffnet, Jeder sucht hier nach einer Stelle wo er den Andern fassen kann ohne sich selbst zu verletzen. Diese Welt hat ihre Vorurtheile, aber wo hat sie die Kenntniß der Wirklichkeit und der Leidenschaften in den andern Classen der Gesellschaft? Der Abenteurer, der Zigeuner, der Gassenjunge kennt die Gesellschaft gründlicher als diese Leute. Kein Europäer ist so fremd in Frankreich als der Franzose, und deshalb können die Franzosen auch von ihrer abstracten Politik nicht loskommen, die officielle Welt kennt die communistische auch heute noch nicht! Zwischen diesen beiden aber schweben ohne Mannszucht und Leitung die mittlern Classen. Blind schwanken sie unter dem Drang der Ereignisse hin und her. Zwischen zwei Gesellschaften eingekeilt mistrauen sie der einen, fürchten die andere und kennen keine von beiden! Und kann man da erstaunt sein wenn in Frankreich die Revolution an der Tagesordnung ist? Die verschiedenen Classen der Gesellschaft lernen sich erst auf den Straßen von Paris kennen, wenn sie sich gegenseitig morden. Und fällt der Franzose, dann fällt er in all seinen Kämpfen nicht wie ein Märtyrer — dazu fehlt ihm die reine christliche Tugend —, sondern wie ein Athlet auf heidnische Art. Die Besten fallen wie Cäsar, indem sie sich in ihren Mantel hüllen um anständig zu sterben. Der Pariser ist muthig, aber er weiß nicht was der Tod ist; er weiß nur daß alle Menschen sterblich sind. Er schlägt sich gut, er entleibt sich vortrefflich, er hängt sich mit Coquetterie, er erstickt sich mit Grazie und wirft sich mit Galanterie in die Seine; aber durch Selbstmord oder bei einem Aufstande sterben heißt eigentlich gar nicht sterben, es heißt nur zufällig aufhören zu sein. Für einen Christen heißt Das aber schlecht sterben. Der Pariser stürzt sich in die Gefahr, wenn seine Nerven gereizt und seine Leidenschaften entflammt sind, sowie ein im Fieber Rasender sich mit einem Sprunge durch das Fenster stürzt wie ihn der muthigste Mann nicht wagen würde."

Soweit unser puritanischer Humorist! England mag sich hüten daß ein französischer Beobachter nicht in ähnlichen Tagebuchblättern seine Gesellschaft beschreibt.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 243. —— 10. October 1850.

Zur Psychologie.

(Fortsetzung aus Nr. 242.)

Auf diesem bisher meist üblichen Wege gewinnt man keine richtige Deutung der psychologischen Thatsachen, und es ist zu verwundern daß nicht selten Aerzte und Naturforscher in einem Athem die physiologischen Bedingungen der Seelenthätigkeiten durch Nerven und Gehirn darstellen, und dabei doch erbauliche, salbungsvolle Betrachtungen über den göttlichen Ursprung der Seele, über ihren freiwilligen Abfall von und über ihre Rückkehr zu Gott durch das Licht der Offenbarung und die Gnade des Erlösers anstellen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art ist, nächst Ennemoser, ein englischer Arzt, dessen Werk: „Die Macht der Seele über den Körper", vor kurzem in deutscher Uebersetzung erschienen ist.*) Der englische Verfasser heißt George Moore, ist Doctor der Medicin, Mitglied des Königlichen Collegiums der Aerzte u. s. w., und hat sein Werk dem Hochwürdigen Thomas Byrth, Doctor der Theologie und Pfarrer zu Wallasin in Cheshire, gewidmet. Es lohnt der Mühe dieses interessante Werk etwas näher ins Auge zu fassen. Der bibelgläubige Engländer nimmt überall Gelegenheit die Offenbarung als das Licht des Menschen zu preisen, und führt vom Standpunkte des Christenthums aus einen scharfen Krieg gegen die Phrenologie, die merkwürdigerweise in demselben bibelgläubigen England stark cultivirt wird. Er führt fünf Anklagepunkte gegen die Vertheidiger dieser Wissenschaft auf:

1. Sie leugnen das persönliche und individuelle Dasein des menschlichen Geistes, sowie aller andern Geister, während sie der Materie die Fähigkeit des Denkens und Schließens zuschreiben.

2. Sie widersprechen der Bibel und begünstigen so den Atheismus.

3. Sie maßen sich die Fähigkeit an den Charakter ohne Rücksicht auf die Handlungsweise zu erkennen.

4. Sie wollen den Menschen vom künftigen Gericht ausschließen, und leugnen entweder das Dasein Gottes, oder machen ihn zum Urheber des Bösen.

5. So beseitigen sie die höchsten Motive zum heiligen Leben, und bieten bereitwillig Entschuldigungen für jedes Laster dar.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein die Wahrheit oder Unwahrheit der phrenologischen Behauptungen zu untersuchen, noch weniger diese Untersuchung vor dem Richterstuhl der Bibel zu führen, und etwa deswegen weil die Resultate der Phrenologie der Offenbarung widersprechen dieselben zu verwerfen. Ein solches Verfahren wäre ganz unwissenschaftlich, und der Verf. hat sich darum auch nicht begnügt mit den Waffen des Christenthums, sondern hat es für nothwendig gehalten auch mit denen der Physiologie und Philosophie gegen die Phrenologie zu kämpfen. Aber soviel ist gewiß daß, wenn der fünfte Anklagepunkt des Verf. seine Richtigkeit hätte, die Phrenologie bereitwillig Entschuldigungen für jedes Laster darböte, und daher schon wegen dieses einen Punktes ganz allein zu verwerfen wäre; denn sie würde dadurch mit der Moral in Conflict kommen, und eine Wissenschaft die die einfachsten moralischen Grundwahrheiten von der Schuld und Verantwortlichkeit des Menschen für sein Wollen und Handeln, die Jedem durch sein Gefühl unauslöschlich eingeprägt sind, aufhöbe, könnte unmöglich Wahrheit lehren. Mag der Phrenologe immerhin aus dem Schädel des Verbrechers nachweisen daß derselbe vermöge seiner Organisation nothwendig zu seiner Handlungsweise gelangen mußte, so wird er dem von Gewissensqualen gefolterten Verbrecher darum doch nicht das Schuldgefühl und die Reue wegdisputiren. Denn Gefühl ist stärker und leitet sicherer als alle Reflexion. Gesetzt also auch die Behauptung der Phrenologen wäre wahr, daß aus der Organisation des Gehirns und Schädels der Charakter des Menschen und die aus demselben nothwendig folgende Handlungsweise zu erkennen sei, so folgt doch daraus noch nicht die „Entschuldigung jedes Lasters": denn wie der Mensch innerlich, seinem Willen nach, ist, so muß er auch äußerlich, in seiner Organisation erscheinen. Die Organisation ist eben Nichts als der äußerlich, sichtbar gewordene Wille, wie auch die verschiedenen Thiergestalten verschiedener Gattungen beweisen, deren jede nur der äußere Ausdruck der gesammten Lebensrichtung des Thiers ist und dem Willen desselben vollkommen entspricht. Anstatt also aus der Organisation eines Menschen seinen

---

*) Die Macht der Seele über den Körper. In Beziehung auf Gesundheit und Sittlichkeit dargestellt von G. Moore. Nach der vierten Auflage des Originals aus dem Französischen übersetzt von E. Susemihl. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Willen und Charakter zu deduciren und zu sagen: Der Mensch ist unschuldig, er konnte nicht anders handeln, weil er so und so organisirt ist, muß man vielmehr das Verhältniß umkehren und sagen: Dieser Mensch erscheint so und so organisirt, weil er diesen bestimmten Willen und Charakter hat, dem jene Organisation vollkommen entspricht. Er muß so erscheinen weil er so ist, der Hinterkopf z. B. mehr entwickelt als der Vorderkopf, weil der Wille in ihm stärker ist als der Intellect. Weit entfernt also daß die äußere Organisation einen Menschen wegen seines innern Triebes entschuldigen sollte, klagt vielmehr der innere Trieb, seine wesentliche Richtung, ihn an, der sich solche Organisation gegeben.

Wenn man Dieses wohl erwägt, so wird man finden daß die phrenologischen Thatsachen an sich keineswegs so gefährlich sind wie sie manchem fromm und moralisch Gesinnten wol scheinen; sondern daß sie lediglich erst durch eine falsche Deutung gefährlich werden, die anstatt den Organismus aus dem Charakter als der ursprünglichen Willensrichtung des Individuums abzuleiten, und darum das Individuum für schuldig zu erklären, vielmehr den Charakter aus der Organisation ableitet, und darum das Individuum für unschuldig ausgibt. Nicht darum also ist die Phrenologie zu verwerfen weil sie die Nothwendigkeit der Handlungsweise eines Individuums nachweist, sondern weil und wenn sie aus dieser Nothwendigkeit die Unschuld, die Unverantwortlichkeit, die Unzurechnungsfähigkeit folgert. Als ob die Organisation nicht der Ausdruck des Charakters, und dieser nicht der Mensch selbst wäre! Wenn der Verbrecher auch nothwendig so handelt wie er handelt, so ist er doch keineswegs gezwungen, da er nicht wider, sondern mit seinem Willen handelt. Weit entfernt daß die Nothwendigkeit seiner Handlungsweise den Thäter entschuldigen sollte, ist sie es gerade die ihn verantwortlich macht; denn sie besagt daß die Handlung nicht zufällig, etwa durch äußern oder innern Zwang, also wider Willen des Thäters geschehen, sondern daß sie aus eigenem innern Triebe entsprungen, also mit Willen des Thäters.

So interessant und lehrreich auch alle Beispiele sind die Moore um die Macht der Seele über den Körper zu beweisen gesammelt hat, und die allein schon sein Buch lesenswerth machen, so beweisen sie doch alle keineswegs jene unbedingte Freiheit und Macht der Seele über den Körper, die der Titel leicht vermuthen läßt; sondern liefern vielmehr alle den Beweis wie sehr die Herrschaft der Seele über den Körper durch den Charakter des Menschen als seine ursprüngliche Willensrichtung bedingt sei. Die Macht der Seele über den Körper ist abhängig von der Stärke des Willens, wie Beispiele bald zeigen werden.

In dem letzten Capitel, „Der höchste Triumph der Seele" überschrieben, führt Moore den ausführlichen Bericht Catlin's über die religiösen Gebräuche der indischen Sekten an, die freiwillig die heftigsten Qualen ertragen um zu beweisen wie sie mit Leib und Seele dem großen Geiste geweiht sind. Nach langem Fasten werden ihnen tiefe Wunden an verschiedenen Stellen ihres Körpers beigebracht, in die man hölzerne Spieße steckt und sie daran aufhängt, bis das Zucken der zerfleischten Muskeln aufhört und der Kampf und das Leben zu Ende ist. Die Geschichte des Märtyrerthums, sagt der Verf., liefert eine Menge Beispiele welche die Herrschaft der Seele über den Körper so überzeugend darthun daß unter Denen welche die Macht des menschlichen Willens nicht in Betracht ziehen der Glaube herrscht daß die Märtyrer im Allgemeinen auf directe wunderbare Weise unterstützt werden. Der Verf. führt noch als Beispiel den Flammentod Lambert's, Cranmer's, Hawke's und James Bainham's an, welcher Letztere als ihm schon die Arme und Beine halb abgebrannt waren noch die Worte sprach: „Ihr verlangt Wunder! Hier könnt ihr eins sehen. Dieses Feuer ist ein Rosenbett für mich!"

Indessen wenn man die Beispiele liest welche der Verf. in den Capiteln wo er von der Macht der Aufmerksamkeit und Abstraction spricht anführt, so überzeugt man sich sehr bald daß auch jene heldenmüthigen Märtyrertode aus demselben psychischen Gesetze zu erklären sind. Die Seele des Menschen ist nämlich als eine percipirende Einheit (wie Professor Waitz, ein Herbartianer, in seinem vor kurzem erschienenen vortrefflichen „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft",*) und schon früher in seiner „Grundlegung der Psychologie" bewiesen hat) so beschaffen daß sie wegen der Einfachheit ihres Wesens von der Menge der heterogenen Empfindungen, welche durch verschiedene Nervenreize gleichzeitig bewirkt werden, entweder nur eine dunkle und qualitativ unbestimmte Perception habe, oder daß das Hervortreten eines Theiles, unter Umständen nur eines einzigen der gleichzeitigen Nervenreize, durch seine bedeutendere Stärke das Uebergewicht über die andern erlange, die dann gar keinen Theil an der Perception erhalten. Denn überall wo die Seele Vieles zugleich aufzufassen genöthigt wird, muß sie entweder Eins über das Andere vernachlässigen, oder von Allem eine gemischte, und darum nur dunkle und unbestimmte Vorstellung erhalten. Dieser psychische Zustand, der in der Perception zusammengemischter simultaner Nervenreize besteht, aus deren Menge kein einzelner durch überwiegende Stärke hervortritt, ist das sogenannte Gemeingefühl. In geradem Gegensatze zu diesem alle Unterschiede verwischenden Gemeingefühl, in welchem weil Alles zugleich gefühlt wird Nichts für sich besonders in seiner Eigenthümlichkeit und Klarheit hervortritt, steht derjenige psychische Zustand in welchem Eine Empfindung, Ein Gefühl, Ein Gedanke, Ein Trieb so stark wird daß er alle andern aus dem Bewußtsein verdrängt, oder sie gar nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Dies geschieht besonders in der Aufmerksamkeit und Abstraction, von deren Macht in Moore's Buch merkwürdige Beispiele enthalten sind, während man in der erwähnten „Psychologie" unsers deutschen Professors

*) Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Von T. Waitz. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1849. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Waitz das Wesen jener dem Gemeingefühl entgegengesetzten Seelenthätigkeiten, und die Bedingungen ihres sich Hervorarbeitens aus dem Gemeingefühl, sowie ihres Anwachsens, meisterhaft auseinandergesetzt findet.

In der Ausübung der Abstraction, sagt Moore, übertreffen die Priester des Buddha unsere Philosophen. Es gibt Individuen unter ihnen die sich mit der größten Fassung Geißelungen und solchen Einflüssen aussetzen die für gewöhnliche Sterbliche die schrecklichste Folterqual sein würden; aber sie fühlen sie in der That nicht, weil sie entschlossen sind sie nicht zu fühlen. Die Fakirs verdrehen ihre Augen und erheben sie in schweigender Betrachtung zur Decke, dann senken sie sie nach und nach nieder, und richten beide Augen schielend auf die Nasenspitze, bis ihnen, wie sie sagen, der Segen eines neuen Lichts strahlt. Der heilige Augustinus erwähnt einen Priester der sich willkürlich in solche Verzückungen versetzen konnte, wobei seine Sinne so gänzlich von seiner Seele verlassen waren daß er die Qualen der Folter nicht empfand.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende August 1850.

„Sing, unsterbliche Muse u. s. w." möchte man fast beginnen wenn man einmal wirklich von einer literarischen Heldenthat Meldung zu thun hat. Doch mäßigen wir uns — eine Heldenthat ist es nicht die geschehen. Es ist überhaupt noch Nichts geschehen: es steht nur Etwas in Aussicht, aber wie gesagt keine Heldenthat, sondern nur etwas seit langer Zeit Ausnahmsweises, ein Curiosum, etwas ganz Neues und doch sehr Altes. Wir müssen in politischer Hinsicht, scheint es, wirklich wieder in die harmlose Idylle von Ehedem, in unser gemüthliches Arkadien mit all seinem fürstlichen und beamtlichen Patriarchenthum zurückgeführt worden sein, die gute, alte Zeit muß wieder im vollen Flor stehen; denn siehe da! es erscheint wiederum einmal ein großer deutscher Musenalmanach. Ein deutscher Musenalmanach! Was taucht bei diesem Klange nicht Alles in uns auf! Unsere ganze Literaturgeschichte! Der stille göttinger Hainbund, Hölty, Bürger und Voß an der Spitze, Schiller und Goethe, Schwab und Chamisso. Ja, Schwab und Chamisso, oder vielmehr schließlich Chamisso und Gaudy, Das waren die letzten Dioskuren der deutschen literarischen Gemüthlichkeit und der bündlerischen Poesie, wie sie aus dem vorigen Jahrhundert ererbt worden. Die Musenalmanache spielten einstmalen eine gar große Rolle in der deutschen Literatur, in den Zeiten da das Versemachen noch zu den ziemlich raren Künsten gehörte, und da ein neuer Jünger Apollo's sich nur schüchtern an das Tageslicht wagte, am liebsten in einem ganzen, gedruckten Poetensalon, wo er sich nicht so kühnlich in den Vordergrund zu stellen brauchte, sondern halbverstohlen unter die Herren Collegen mischen konnte. Die meisten derartigen Almanache haben auch wol irgend ein namhafteres Talent gefördert und in das größere Publicum eingeführt. Der junge Held welcher aus dem von Schwab und Chamisso eröffneten Poetenzuge unsers letzten deutschen größern Musenalmanachs frisch und muthig hervortrat war Freiligrath. Trotzdem wollte es in den dreißiger Jahren doch gar nicht mehr recht gehen mit solch einem Almanache, und die Verleger klagten gewaltig. Der Deutsche scheint nun aber einmal nicht ohne Musenalmanache leben zu können, und wenn er es auch ein Decennium ohne diesen Sang und Klang ausgehalten hat, so taucht doch endlich immer wieder das theuere Büchlein empor. Wenn der literarisch gebildete Franzose an deutsches Wesen denkt, so fällt ihm immer „la valse allemande" und „le Freischütz" ein; er müßte indeß dabei auch nie „le Musenalmanach" vergessen. Der Musenalmanach ist etwas specifisch Deutsches, gehört zum deutschen Charakter, und wenn er heute weniger Glück macht, geschieht es darum weil der Deutsche in jüngerer Zeit Vieles von seinen Tugenden, von den Tugenden der stillen Beschränktheit, abgelegt hat, und sozusagen ein Großstädter zu werden beginnt. So ist es dabei denn auch mannichfach mit der Bescheidenheit aus; und jeder poetische, empfindsame Ladenjüngling, statt es erst in einem Almanache mit der Publicität zu versuchen, läßt heutzutage ohne Weiteres gleich frischweg einen ganzen Band Gedichte drucken.

Der Unternehmer des „Neuen Musenalmanach", der eben nichts Anderes als eine Fortsetzung des Schwab-Chamisso'schen sein soll, ist der bekannte Professor Gruppe in Berlin, und wir dürfen von dem Geschmacke des Genannten erwarten daß er uns etwas Gutes auslesen wird, wenn er derlei eben unter den reichen Zusendungen vorfindet. Dem äußern Anschein nach wäre jetzt allerdings eine gute Zeit für ein solches Unternehmen: es ist Alles wieder hübsch still und ruhig im Lande, die Stürme haben sich gelegt; aber wir zweifeln nichtsdestoweniger ob diese poetischen Schwalben es sind welche den wahren Sommer des Friedens vorherverkünden. Wer weiß ob die Musen nicht gar zu bald nur wieder entfliehen, aber nicht in dem Sinne wie es der alte Günther meint wenn er singt: „Eugen ist fort! Ihr Musen nach!" nicht um direct einen großen Mann in den Kampf zu begleiten, sondern vielleicht zunächst ganz einfach um sich überhaupt vor möglicherweise neuausbrechenden politischen Wirrsalen zu retten.

Während sich ein großer Theil der hier zutagekommenden neuen literarischen Erscheinungen noch immer unmittelbar auf die jüngste Vergangenheit oder Gegenwart bezieht, stehen andere Producte mit unserer Zeit wenn auch nur in indirecter, darum aber oft nicht weniger naher Verbindung. Letzteres ist der Fall mit der soeben versandten Schrift: „Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder sittlich-wissenschaftlichen Vereins, nach den Originalacten von Johannes Voigt." Das Bündlerwesen war seit den letzten zwei Jahren namentlich hierorts stark im Schwunge, indem man sich auf der einen Seite des politischen Feldlagers nicht mit der losern Form der clubistischen Versammlung begnügte. Der Staat und die Polizei thaten bekanntlich in eben nicht sehr unparteiischer Weise das Ihrige die Vereine der demokratischen Partei niederzudrücken. Damit wurde aber auch bald genug die Thätigkeit der Gegner vollends paralysirt und in süßen Todesschlummer eingewiegt. Der sogenannte Treubund und ähnliche Bünde haben strenggenommen gar kein anderes Lebensprincip gehabt als das der Ostentation einer gewissen, ziemlich zweideutigen Sorte von Patriotismus gegenüber dem allerdings oft etwas wüsten Treiben der oppositionnellen Clubs. Man machte letztern fortwährend den Vorwurf daß sie viele schlechte Subjecte in ihrem Schoose bärgen; wir leugnen Dies ganz und gar nicht: diese Leute und Bassermann'schen Gestalten wurden durch das tumultuarische Wesen und durch die pomphaft revolutionnaire Phrase angezogen, sicher indeß nicht durch Geld oder äußern Gewinn; denn die Demokratie hat, wie sattsam bekannt ist, niemals auch nur eine der fetten Kühe Pharaonis in Milchpacht gehabt. Was müssen wir dagegen von den mannichfach benannten Bünden für „Gott, König und Vaterland" sagen! Nichts Anderes als daß sich das Uebergewicht der tiefern Erbärmlichkeit offenbar auf ihrer Seite befand. Was fesselte hier die meisten Mitglieder an das aufgestellte Schibboleth? Etwa eine tiefere Auffassung der Idee des Königthums, oder der ritterliche Schwung eines neuerwachten romantischen Vasallengeistes? Wahrlich keineswegs, sondern der kläglichste, auf den Moment gerichtete Egoismus, die gemeine Habsucht welche durch die pecuniairen Mittel dieser Vereine und durch das zeitweilige höchst tadelnswerthe Beifallsnicken der höhern Gesellschaftskreise, und selbst der Staatsbehörden auch zeitweilige Befriedigung fand. Wir erkennen selbst Dem welcher das absolutistische Königthum in

einem ideellen Gehalt auffaßt gern das Recht zu seine Meinung zu behaupten, und ihre Vortrefflichkeit nach Belieben darzulegen. Das Königthum selber aber wird durch Nichts mehr entwürdigt als durch die Huldigung eines Schmarotzerthums, dessen Motive mit dem Plus oder Minus ihrer Geldbörse in gleichem Niveau stehen. Eine so materielle Sorge für ihre Mitglieder, und eine ebenso geartete Proselytenmacherei, wie sie von diesen absolutistisch-royalistischen Bünden getrieben wurde, ist wahrhaft empörend. Wir sagen Dies nicht etwa vom Standpunkte des „Gegners um jeden Preis", sondern als Männer deren eigene Ehre vor Allem den Wunsch hegt auch bei Denen mit welchen sie es zu thun haben, oder zu thun haben könnten, ebenfalls eine volle Ehrenhaftigkeit zu entdecken. Jeder wahre Anhänger des Königthums und des Vaterlandes müßte sich gleichfalls mit Widerwillen von einem solchen Treiben abwenden. Und wir haben stets die Kurzsichtigkeit Derer bedauert welche derlei Unfug protegirten und glaubten es werde dadurch die gute Sache gefördert. Daß so beschaffene Bünde aber auch zugrundegehen mußten, ist nach den nothwendigen Consequenzen des egoistischen Strebens der Mitglieder hinlänglich klar, und wenn da und dort auch noch einer besteht, so ist diese Existenz nur noch ein leerer Name, abgesehen davon daß den Bedürfnissen wie Ideen der heutigen Zeit überhaupt nicht die Form der Bünde, sondern einzig die des Clubs oder Congresses entspricht. Das Neue macht möglicherweise um seiner selbst willen und infolge des gar zu oft wandlungssüchtigen menschlichen Wesens leicht Propaganda: das Alte dagegen muß sich für diesen Zweck mit der ganzen ihm erreichbaren Majestät der Sittlichkeit und Idealität ausstatten; aber Das vergaß und vergißt man nur allzu sehr auf Seiten der Vertheidiger der absolutistischen Monarchie und des Adelsthums. Daher ihr völliges Verkommen.

Dem Tugendbunde vom J. 1808 galt es ebenfalls die Herstellung von etwas Altem, nur mit dem Unterschiede daß hier gerade das Alte das Richtige, Nothwendige, Normale, und der Gegenstand der allgemeinen Sehnsucht und Begeisterung war, nämlich die Wiedererweckung der alten deutschen Biederkeit und Treue, die Förderung des Humanismus und des Patriotismus, die Neugeburt des alten, damals zertrümmerten Preußens, um dereinst zur rechten Stunde die Gewaltherrschaft des französischen Usurpators abzuschütteln. Es ist über diesen Bund ehemals viel geschrieben worden, selbst von bedeutenden und namhaften Männern, wie Niebuhr, Krug, Schmalz u. s. w.; man hat ihn gepriesen, getadelt und lächerlich gemacht, hat ihm politische Tendenzen untergeschoben, oder Dies auch geleugnet. Der Verfasser des Werkchens welches uns diese Anregungen gegeben, der bekannte Professor und Historiograph Johannes Voigt in Königsberg, behandelt seinen Gegenstand mit derjenigen Unparteilichkeit für welche uns der Charakter einer abgestorbenen Vergangenheit befähigt. Er bespricht die Entstehung des Vereins durch den Oberfiscal Mosqua zu Königsberg, seine Verbreitung namentlich durch den Assessor von Bardeleben, seine Verfassung und Organisation, seine Wirksamkeit, sein Verhältniß zur Staatsregierung, und seine endliche Auflösung. Ueber letztern Punkt gelangen wir allerdings auch durch Voigt nicht zu einer vollen Klarheit; wir erfahren nicht eigentlich die Motive durch welche einerseits einige Mitglieder zur förmlichen Denunciation des Bundes, andererseits die Behörden zu seiner Unterdrückung veranlaßt wurden. Ebenso wäre es für die Leser ersprießlich gewesen wenn der Verf. zur genauern und concretern Ausführung des Bildes etwas näher auf die Stellung des Vereins in der damaligen Zeit, und zu den politischen Combinationen und Verwickelungen derselben eingegangen wäre. Wir hegen die gewiß nicht unrichtige Vermuthung daß vorzugsweise politische Rücksichten nach außen das Meiste dazu beitrugen den Tugendbund außer Thätigkeit zu setzen. Man hat sogar behauptet er wäre (im J. 1810) auf Napoleon's Befehl aufgelöst worden. Wie Dem auch sei, das bekannte Schill'sche Unternehmen, mag es mit dem Bunde im Zusammenhange gestanden haben oder nicht, jagte der Regierung einen derben Schreck ein, und konnte leicht zu Befürchtungen jeder Art Anlaß geben. Man mußte um allmälig möglicherweise mit Sicherheit wieder aus dem Druck emportauchen zu können in keiner Art das Mistrauen, oder gar den verderblichen Zorn Napoleon's erregen, daher Alles vermeiden was einen Vorwand zu noch größerer Beschränkung abzugeben im Stande war. Näher betrachtet war der Verein wenn ihm eben gar keine politische Tendenz beiwohnte von geringer origineller Bedeutung, da er nichts Anderes anstrebte als was, wiewol in anderer Weise, Staat und Kirche, im Fall sie ihrer Pflicht wahrhaft nachkommen, ohnehin ins Werk zu setzen haben. Es fehlte ihm die speciellere Substanz des Zweckes; die Grenzen seiner Thätigkeit gingen theils viel zu sehr ins Weite um die concrete fruchtbringende Praxis und die Einheit der Bestrebungen festzuhalten, theils besaß sein Körper viel zu wenig äußere Functionsorgane um sich mit wahrhaft starker Kraft ins Leben zu werfen. Wir sind überhaupt der Meinung daß sich große nützliche Ideen in Zeiten wie die neuern durch sich selbst, d. h. auf Grund ihrer tiefen Bedeutsamkeit durch die Presse, und durch freie mündliche, zumeist selbst begeisterte mündliche Ueberlieferung, nicht aber in der Form irgendwelchen Bündlerwesens Bahn brechen und dauernden Halt gewinnen. Der Tugendbund hatte auch dadurch seinen Todeskeim schon in sich daß eine Art innerer Polizei in den Kreis seiner Absichten gehörte, und daß er durch Ausübung einer privatmoralischen Ueberwachung seiner Mitglieder die freie Aeußerung der Persönlichkeit einschüchterte, und den Eifer der Einzelnen erkalten machte, ja vielleicht gar vorkommendenfalls in Misstimmung umwandelte. Man pflegt sich übrigens heutzutage die numerische Größe des Vereins weit bedeutender zu denken als sie in der That war. Sämmtliche Mitglieder der Kammern (so hießen die einzelnen Zweigbunde) in Pommern, Preußen, Schlesien u. s. w. zusammengerechnet, betrug nach einer am 5. April 1809 dem Könige eingereichten Liste die Gesammtzahl 334. Viel höher scheint sie auch nachher nicht gestiegen zu sein; denn wenn auch noch neue Aufnahmen stattfanden, so schieden doch andere Mitglieder hier und da auch aus. Mit der Auflösung des Bundes erlosch seine bereits durch Verdächtigung und Verspottung gelähmte Wirksamkeit gänzlich. „In großen Momenten", lauten die Worte eines Staatsmanns in schriftlicher Mittheilung an Voigt, „im Januar, Februar, März 1813 war von keinem Tugendbund die Rede, und es ist im höchsten Grade toll dem Tugendverein in Beziehung auf diesen großen Moment irgend eine Wichtigkeit beizulegen. Niemand von Denen welche damals die Meinung leiteten ließ sich mit einem ehemaligen Tugendbündler ein. Die Regierung behandelte den Verein bei der Einleitung zur Vernichtung und bei der Auflösung selbst zart und schonend, weil der Verein ihr Kind war (d. h. wol nur insofern, bemerken wir hierbei, als die Regierung seine Stiftung gestattet hatte), von dem man aber besorgen mußte daß es in Verzweiflung gebracht den Vater vor aller Welt verrathen werde."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Ein deutscher Vielschreiber.

Einer der größten und dabei auch unstreitig sehr schätzbaren Vielschreiber unter den deutschen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts war der dänische Etatsrath J. J. Moser. Der Literator Weidlich berechnet die Zahl seiner Schriften (die kleinen in Zeitschriften enthaltenen Abhandlungen mitgerechnet) noch vor Moser's Tode auf 393. Moser selbst zählt in seiner Biographie bis zum J. 1782 deren 312 auf. Wie schnell er übrigens arbeitete, davon diene als Beispiel daß er — seiner eigenen Versicherung zufolge — in seinem 81. Jahre in der Zeit von drei Wochen zwei staatsrechtliche Deductionen ausarbeitete, die im Drucke 57 Bogen ausmachten und, wie er selbst sagt, sehr viele und mühsame Arbeit erfoderten. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 244. — 11. October 1850.

Zur Psychologie.

(Beschluß aus Nr. 243.)

Doch nicht blos religiöse, sondern auch wissenschaftliche und künstlerische Interessen können eine solche Macht über die Seele gewinnen daß diese von allem Andern abstrahirt, und ihre Aufmerksamkeit nur den Gegenständen jener Interessen zuwendet. So haben Astronomen Nächte durch in derselben Stellung den Himmel beobachtet ohne es zu wissen, bis der Tag sie daran erinnerte. Der Mathematiker Viote war zuweilen so in seine Berechnungen vertieft daß er einst drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung zubrachte. Man erzählt von dem italienischen Dichter Marini daß er, während er eifrig mit der Durchsicht seines „Adonis" beschäftigt war, seinen Fuß aufs Feuer legte, wo derselbe schon eine Zeit lang brannte ehe er es bemerkte. Die Macht des Geistes, sagt Moore, sich dem Empfindungsvermögen zu entziehen, kann kaum durch ein stärkeres Beispiel bewiesen werden.

Man sieht aus dem Angeführten wie Aufmerksamkeit und Abstraction immer verbunden sind. Die Aufmerksamkeit auf das Eine zieht die Seele von dem Andern ab. Hervorstechendes Interesse für einen Gegenstand macht für alles Andere was damit nicht in Beziehung steht gleichgültig und unempfänglich. Kein Wunder daher daß Menschen von hohen intellectuellen Fähigkeiten die Aufmerksamkeit von äußern Gegenständen abziehen, und sich so in die Gegenstände ihres Nachdenkens, wie das deutsche Wort treffend sagt, vertiefen daß sie ihre sinnliche Umgebung, ja ihren eigenen Leib nicht fühlen. Viele Krankheiten, sagt Moore, werden dadurch hervorgebracht, verschlimmert und in die Länge gezogen daß man die Aufmerksamkeit auf den leidenden Theil richtet; aber Beschäftigung welche die Aufmerksamkeit von der Krankheit ablenkt heilt sie oft. Jeder der sich einen Zahn hat ausziehen lassen kennt den Zauber den die Erwartung des Schmerzes hervorbringt. In Ekstasen scheinen das Gehirn und die sympathetischen Nerven sehr kräftig zu werden, während das Lebensgefühl andere Theile des Systems verlassen zu haben scheint. Etwas Aehnliches muß mit diesen verzückten Fanatikern des heiligen Medardus vorgegangen sein, die sich mit Vergnügen schweren Wunden und Schwertern und Beilen aussetzten, die im gewöhnlichen Zustande der Sensibilität das Leben zerstört haben würden. Aber diese ekstatischen und ascetischen Wesen nannten solche Schläge ihre Tröstungen, und baten von den stärksten Männern und mit den schwersten Waffen geschlagen und verstümmelt zu werden.

Erwägen wir alle diese Thatsachen und noch viele andere dieser Art, welche der Verf. anführt, genauer, so ist es streng genommen falsch darin Beispiele für die Macht der Seele über den Körper zu finden. Der Ausdruck „Macht der Seele über den Körper" verleitet leicht zu dem Glauben als wäre die Seele ein frei nach Belieben in dem Körper schaltendes Wesen, das an keine gesetzmäßige und nothwendige Wirksamkeit gebunden sei: ein Wahn den wir oben schon bei Gelegenheit des Hartmann'schen Buchs widerlegten. Vielmehr liegt in jenen Thatsachen genau genommen weiter Nichts als daß der Wille des Menschen durch ein überwiegend ihn ergreifendes Interesse alle Seelenkräfte so in Beschlag nehmen kann daß nur eben für den Gegenstand dieses Interesses Sinn und Gefühl und Bewußtsein übrigbleibt, für alle übrigen aber, damit nicht in Beziehung stehenden, Gegenstände, ja für die Zustände des eigenen Leibes aller Sinn wie erstorben ist. Das überwiegende Interesse ist also die Voraussetzung unter welcher die Seele jene wunderbare Macht über die Zustände des Leibes entwickeln kann. Hat aber auch die Seele selbst Macht sich nach Belieben dieses oder jenes starke Interesse zu verschaffen welches ihr jene wunderbare Ueberlegenheit verleiht? Warum ist es uns denn nicht mehr möglich uns zu jener Leidenskraft der Asketiker der Glaubenszeugen emporzuschwingen? Oder wird ein aller wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen ermangelnder Weltmensch, den nur die sinnlichen Genüsse locken, je die Macht jener geistigen Vertiefung erlangen die wir am Genie bewundern? Freilich wenn man einmal von einem so starken, sei es religiösen oder moralischen, oder politischen, oder wissenschaftlichen und ästhetischen Interesse beseelt ist daß man die ganze Welt rund umsichher, und sogar die schmerzlichsten Zustände des eigenen Leibes darüber vergißt, dann ist es keine Kunst große Seelenmacht zu entwickeln. Aber eben Dies, so stark und mächtig von einem jener Interessen beseelt zu sein, Das

ist die Kunst, oder vielmehr Das ist die natürliche Bedingung jener wunderbaren Macht der Seele über den Körper, die sich Keiner geben oder nehmen kann, weil sie etwas Ursprüngliches ist, und keineswegs vom Belieben abhängt.

Die Seele hat also nicht unmittelbar Macht über den Körper, sondern erlangt sie nur mittels eines starken Willens, der durch einen Gegenstand überwiegend interessirt wird. Daß der Wille aber so oder so beschaffen sei, Das steht keineswegs in der Macht der Seele. Velle non discitur. Alle von Moore angeführten Beispiele beweisen nur wie die Seele sammt dem Körper in der Macht des Willens, d. h. der ursprünglichen Lebensrichtung des Individuums steht.

Die Macht der Seele über den Körper ist demnach keine unbedingte, sondern ist bedingt durch die ursprüngliche Beschaffenheit des Willens welche die Lebensrichtung des Individuums bezeichnet. Nur daraus ist es zu erklären daß so große Verschiedenheit unter den Menschen stattfindet, daß während die Einen durch ihren Heroismus, durch ihre Aufopferungs- und Leidensfähigkeit uns in Erstaunen versetzen, die Andern durch ihren Kleinmuth und ihre Feigheit sich die tiefste Verachtung zuziehen. In Jenen waren die religiösen, moralischen, politischen oder wissenschaftlichen Interessen so überwiegend daß sie die Aufmerksamkeit von persönlichen Angelegenheiten und Zuständen völlig ablenkten, und selbst den persönlichen Interessen zuwiderzuhandeln antrieben, in Diesen fand das Gegentheil statt. Bei beiden Arten von Menschen aber ist ihr entgegengesetztes Verhalten ein streng nothwendiges, und von Freiheit kann weder in dem einen noch in dem andern Falle die Rede sein. Denn in wem die sachlichen Interessen über die persönlichen überwiegen, Der muß ebenso über die letztern siegen, als Der bei welchem das Gegentheil stattfindet ihnen unterliegen muß. Die Macht der Seele über den Körper ist ebenso nothwendig durch den ursprünglichen Charakter des Individuums bedingt als die Macht des Körpers über die Seele.

Professor Waitz hat in seinem erwähnten „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft" den Freiheitswahn gründlich zerstört, und es ist Dies eines der Hauptverdienste seines Werks; denn Psychologie als Wissenschaft, und namentlich als Naturwissenschaft ist nur dann möglich, wenn sich in allen Seelenerscheinungen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit nachweisen läßt; diese Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit aber in allen Seelenfunctionen klar darzulegen, ist ein um so größeres Verdienst, je mehr sich dieses Gebiet der Herrschaft strenger Gesetze zu entziehen scheint, und je schwerer es daher ist dieselben dennoch in ihm nachzuweisen. Waitz hat dem Begriff der Willkür eine gründliche Kritik gewidmet, und alsdann auch die Erfahrung befragt ob sie etwa mit der Theorie im Widerspruch stehe, und dieselbe aufzugeben nöthige. Im Gegentheil, sagt er, die Erfahrung zeigt daß jeder Mensch seinen Interessen vollkommen gemäß handelt. Wer starke Interessen einer gewissen Art besitzt folgt ihnen ganz in dem Maße ihrer Stärke. Er läßt sich von ihnen fortreißen, wenn nicht andere glücklich genug sind sie noch zu rechter Zeit zu unterdrücken, oder wenigstens in den Hintergrund zu drängen. Wo keine festen Interessen, kein geordnetes Wollen sich findet, wie z. B. beim Kinde, da ist es freilich unsicher das Resultat des ganzen Processes vorauszusagen. Wird man aber wol im Ernste sich einreden daß der charaktervolle Mann wirklich anders handeln könne als er handelt? Freilich könnte er wenn er wollte, aber er kann eben nicht wollen. Rechnen wir nicht mit der vollsten Sicherheit auf die Willensbestimmungen Anderer unter gewissen Umständen? Hat die Menschenkenntniß Unrecht wenn sie ihre Täuschungen nur für einen Fehler der eigenen Einsicht, nicht aber für einen Mangel an objectiver Bestimmtheit der Motive Anderer hält? Erziehung und Besserung jeder Art, so unzuverlässig ihre Resultate auch oft sein mögen, würden durch ein einziges Wollen auf einmal und gänzlich zugrundegerichtet werden können wenn es im Menschen ein Princip der Willkür gäbe. Jedes planmäßige Wirken auf einen nach Willkür sich entscheidenden Willen wäre eine planmäßige Thorheit; denn das bloße Wollen vermöchte in einem Augenblicke alle Wirkungen zu vernichten. Der Mensch wäre das mangelhafteste und beklagenswertheste Geschöpf der ganzen uns bekannten Welt, wenn in ihm ein Princip der Gesetzlosigkeit wohnte. Seine Thaten wären ein Spiel der Launen des Zufalls, der dadurch um Nichts besser würde daß er im Menschen selbst läge, seine Einsicht diente ihm nur die gänzliche Werthlosigkeit seiner Existenz ihm zu offenbaren. (Waitz, S. 457 fg.)

Die Hypothese von der Freiheit des Menschen macht es ganz unerklärlich, warum z. B. der Eine den körperlichen Antrieben des Hungers und der Geschlechtslust, wenn ihm die legitime Befriedigung derselben nicht gestattet ist, durch moralische oder religiöse Motive kräftig zu widerstehen vermag, während der Andere um ihre Befriedigung zu erlangen, trotz aller bessern Motive, sich zu den größten Verbrechen fortreißen läßt. Wo bleibt bei Letztern die Macht der Seele über den Körper? Ist es nicht klar daß die Seele an sich gar keine Macht über den Körper hat, wenn nicht vorher der Wille eine solche Macht über die Seele erlangt hat daß sie den vom Körper aus an sie ergehenden Anfoderungen zu widerstehen vermag? Warum hat denn die Seele des Kindes keine Macht über die körperlichen Zustände, sondern ist dem Wechsel derselben preisgegeben? oder warum ist die Seele im Schlafe so abhängig von der körperlichen Stimmung daß sie ihre Traumvorstellungen nicht in die mindeste Ordnung zu bringen vermag? Offenbar doch nur weil im Kindesalter, sowie im Traume der Wille keine Macht über die Seele übt. Moore hätte daher sein Buch weit richtiger: „Die Macht des Willens über die Seele", als „Die Macht der Seele über den Körper" überschrieben. 43.

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 243.)

Es kann bei unsern Mittheilungen keineswegs unsere Absicht sein aller Erscheinungen der berliner Presse zu gedenken, umsoweniger als wir die Bemerkung machen daß die Mannichfaltigkeit Dessen was hier zutagegefördert wird im Zunehmen begriffen ist und nur schwer ein „kurzes" Gesammtrésumé zuläßt. Die Revolution vom März 1848 hat in letzter Zeit wiederum zwei Romanen speciell Stoff gegeben. Der eine führt den Titel: „Der achtzehnte März. — Dies Buch gehört dem deutschen Volk", von einem pseudonymen Hugo Harzburg, zweifelsohne einem Herrn aus der höhern Sphäre der Gesellschaft, einem eingefleischten Romantiker, mit allen Tendenzen der haute volée, jedoch in ihrem edlern Sinn gefaßt, und von einer guten literarischen Bildung getragen, welche sich in einer reichen und mannichfachen Sachkenntniß, wie in einer großen Belesenheit in den Autoren aller Zeiten kundgibt. „Die Märztage" von L. Schubar sind eine Stimme aus dem entgegengesetzten Lager. Schubar ist aus frühern Tagen als angenehmer Erzähler bekannt, welcher namentlich in der gewandten Technik den Franzosen Manches mit Glück abgesehen hat. Sobald wir den Kreis in welchem der Strom der Erlebnisse der jüngsten Vergangenheit flutet verlassen, treten wir auf ein Gefilde wo sich alles Mögliche bunt durcheinander drängt. Da sehen wir in den Schaufenstern neben einer interessanten historischen Monographie von Minutoli: „Die weiße Frau im Schlosse zu Berlin", eine Broschüre von Ascher: „Ueber die deutschen Handelsverhältnisse der Länder der westlichen Anden"; neben „Patkul und seine Zeitgenossen" von Wernich die Lustspiele des Hrn. von Puttlitz; neben dem neuerschienenen siebenten und achten Band von Holtei's „Vierzig Jahre" einen Band „Römischer Studien" von A. Kestner. Erlaube man uns das letztgenannte Werk einer nähern Beachtung zu würdigen.

Es überkommt uns eine gar seltsame Stimmung wenn wir in diesen „Römischen Studien" blättern. Sie erscheinen als das Werk eines Mannes welcher wol schon längst den Höhepunkt menschlichen Lebens überschritten hat, und sich noch einmal die schönen Bilder seiner Jugend vor die Seele führt. Wir erleben in uns bei dieser Lecture mannichfach dieselbe Empfindung welche jene Herbsttage auf uns machen wo die ganze Natur noch einmal in aller Heiterkeit lächelt. Ein leiser Hauch der Wehmuth liegt über Wald und Flur, liegt ebenso über den weißen Blättern des geistvollen Buchs von Kestner. Wir können uns dabei freilich nicht verhehlen daß der schöne Eindruck hier und da durch manche etwas veraltete Anschauung und durch eine dann und wann hervortretende frömmelnde Färbung beeinträchtigt wird. So wenig wir auch irgend gegen wahre Frömmigkeit sagen wollen, so müssen wir doch bekennen daß das wiederholentliche Hereinziehen religiöser Empfindungen in einem belletristischen Werke welches sonst dem religiösen Elemente fernliegt die Plastik der Darstellung ungemein stört und verwischt. Religiöse Empfindungen sind ihrer Substanz nach vague Allgemeinheiten; es ist daher außerordentlich schwer ihnen eine einigermaßen individuelle Färbung zu verleihen. Gewöhnlich machen sie den Eindruck von Gemeinplätzen, bei welchen man, da man sie schon so oft gelesen, zuletzt gar Nichts mehr denkt. Ein recht schlagendes Beispiel dieser sozusagen „religiösen Manie" bieten uns die Poesien von Lamartine. Alle Geschlossenheit der Form geht bei diesem Dichter in vielen seiner Werke besonders dadurch verloren daß er sich fortwährend in jene spiritualistischen Regionen versenkt, und statt concreter Gestaltung nebelhaft verschwimmende Andächteleien und Verhimmelungen gibt. Wir werden ermüdet und gelangweilt. Der echte Künstler vermeidet Alles was sich nicht in bestimmte Umrisse fügt, und wo er einmal absichtlich einen Ton verklingen läßt, so geschieht Dies nicht in der Weise daß er allgemeine Stimmungen in breiter Ausführlichkeit beschreibt, sondern er erreicht seinen Zweck dadurch daß er wo die Empfindung sich ins Allgemeine zu verlieren beginnt kurz abbricht, und der Phantasie oder dem Gefühl des Lesers den nöthigen Raum gönnt in der eigenen Seele die Andeutung nach Bedürfniß weiter fortzuspinnen.

Doch zurück zu dem vorliegenden Werke, dessen Absicht es ist „das Schöne lehrreich zu machen, und das Profane von dem Edeln hinwegzuweisen". Die „Römischen Studien" enthalten eine Reihe von Betrachtungen über Gegenstände aus dem Gebiete der Malerei und Bildhauerkunst, der Musik und des theatralischen Tanzes u. s. w., wozu dem Verf. der Aufenthalt in Rom eine so schöne Gelegenheit, ein so reiches Material bot. Byron nennt Rom „die Heimat und die Stadt der Seele", und Das ist sie wahrlich. Sie ist das Grabmal der größten Erinnerungen der Welt, und das Pantheon der herrlichsten Entwickelung der neuern Kunst. Der Verfasser der „Römischen Studien" führt uns zuerst in den Vatican, und läßt uns da die berühmten Stanzen des Rafael schauen. Er faßt das erhabene Werk als ein großes Ganzes ins Auge, als eine heilige Epopee in vier Gesängen. Wenn es zu den glücklichen Resultaten der Kunstbetrachtung gehört den Grundgedanken zu erforschen welcher einen Künstler bei der Darstellung einer Reihe von Erscheinungen geleitet hat, so müssen wir dem Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn in der von ihm gegebenen Anschauung und Erklärung gruppirt sich Alles in organischer Weise zusammen, und rechtfertigt eine Idee welcher wir ein feines Verständniß künstlerischer Intentionen nicht absprechen können. Im weitern Verlaufe des Werks, dessen einzelne Abschnitte wir nicht alle herzählen wollen, finden wir sodann geistvolle Betrachtungen über den Tanz der Alten und über das moderne Ballet, diesen zweideutigen Triumph des Seltsamen, der rein äußern, bizarren Gewandtheit und der Lascivität. Um den theatralischen Tanz wieder auf die Zwecke der Kunst zu erhöhen, stellt der Verf. die gesunde Foderung daß künftighin nicht gemeine Effectverständige, sondern wahre Dichter die Ballete componiren sollten. Es folgen Erinnerungen an die Catalani, welcher Kestner in tiefster Ergebenheit huldigt, an Paganini, „die herzlose, wandernde Geige", und Betrachtungen über Rossini und die neuere italienische Musik. Wenn Heine's Wunsch, welcher die Tadler des großen Maestro, „dessen Tiefen mit Rosen bedeckt seien", dazu verdammt dereinst in der Unterwelt ohne Ende bis in alle Ewigkeit Bach'sche Fugen anhören zu müssen, in Erfüllung ginge, so hätten wir auch den armen Verfasser der „Studien" höchlichst zu bedauern. Aeußerst interessant ist hierauf eine kurze Skizze über Thorwaldsen, namentlich über sein Leben und seine Persönlichkeit. Der Verf. hatte bei seinem jahrelangen Umgang mit dem großen Bildhauer hinlänglich Gelegenheit in die Tiefen seiner Natur, seines Gemüths und seiner künstlerischen Thätigkeit einzudringen. An die Mittheilungen über Thorwaldsen reiht sich ein ganz allerliebstes kleines Genrebildchen: „Vittoria, die schöne Winzerin von Albano", eine ihrer Zeit berühmte Schönheit, die von allen Malern gemalt, von allen Bildhauern modellirt wurde, ohne daß es auch nur Einem Künstler gelungen wäre diese wunderbare Erscheinung in Farbe oder Stein wahrhaft treu zu fixiren. Horace Vernet, welcher sich ebenfalls an Vittoria versuchte, konnte nach Vollendung seines Bildes nicht anders sagen als: „C'est un instant d'un instant de Vittoria." Jetzt ist die merkwürdige Schöne die Gattin eines russischen Malers, welcher mit ihr auf seinem Landsitz in der Krim lebt. Die letzten Abschnitte der „Römischen Studien" sind allgemeinen Betrachtungen über Kunst und über das Schöne, ferner der neuern (deutschen) Malerei und einigen Heroen derselben gewidmet, namentlich Koch, welchem der Verf. noch eine dereinstige glänzende Anerkennung bei der Nachwelt prophezeit, den beiden Brüdern Riepenhausen, die zu den ersten Künstlern gehörten welche sich an die Maler der vorrafaelischen Zeit wendeten, zuletzt Cornelius und Overbeck. Kestner, der die Anfänge der neuern Kunstbestrebungen in Rom erlebte, neigt sich mit Vorliebe zu der Richtung welche unter dem Namen

der „Nazarenischen" in jüngster Zeit so ziemlich in Verruf gekommen ist. Wir wissen diesem Aschermittwochsstil der Malerei keinen Geschmack abzugewinnen; am wenigsten erblicken wir in ihm ein Element auf dessen Basis sich ein neues Kunstleben gestalten könnte. Hat doch die Zeit bereits gerichtet, indem die eigentlich moderne und mächtigere Entwickelung der Malerei an ganz andere Punkte anknüpfte, und jene Bestrebungen heutzutage so gut wie verschollen sind. Sie waren eine momentane, aus theoretischen Kunstbetrachtungen und Abstractionen hervorgegangene Manie, ein antiquarisches Gelüst, aber keineswegs der Ausdruck eines wirklich lebendig pulsirenden, vom Geist der Gegenwart genährten Dranges. In unserer Zeit zu Angelo da Fiesole zurückkehren heißt nichts Anderes als etwa statt des Schießgewehrs und Pulvers wieder Pfeil und Bogen vornehmen oder die Entdeckung Amerikas als nicht geschehen betrachten. Wie können überdies religiöse Bilder gelingen in einer Zeit in welcher das specifisch-religiöse Element längst abgeschwächt ist. Die besten zeitgenössischen Maler dieser Richtung haben höchstens geschichtliche Illustrationen und ethnographische Genrebilder aus der Bibel zustandegebracht, aber keine wahren Andachtsbilder. Die Nazarener setzen den Hauptaccent auf die Einfachheit, ohne zu bedenken daß die Einfachheit für unsere Zeit, wenn sie Sinn haben und gefallen soll, eine ganz andere ist als in den Tagen da die Malerei noch in der Kindheit lag und in naiver Unbeholfenheit befangen war. Eine gekünstelte Einfachheit wird bei idyllischen Gegenständen häufig zur Albernheit, bei bedeutsamern Vorwürfen zu kaltem, rhetorischem Pathos. Von der Farbe erst wollen die Nazarener so wenig als möglich wissen. Meint doch Kestner gar, wir könnten über die Natur der Farbe im Reiche der Kunst zu keinem Grade von Klarheit gelangen ohne die Form mit der Farbe in Gegensatz zu stellen! Farbenschöne Gemälde, sagt der Verf. ungefähr, mögen zum edeln Genuß flüchtiger Stunden und zu sinnreicher Erheiterung der uns umgebenden Räume willkommen sein, im historischen Tableau aber sollte die stille Würde großer Gedanken nicht durch lebhafte Anregung der Sinnlichkeit (durch ein mächtiges Colorit) beunruhigt und verletzt werden! Welche Ansicht! Gerade für die historische Malerei, die Blüte dieser Kunst, verlangen wir erst recht die Culmination aller Elemente der Technik; und man kann überzeugt sein daß eine Ablenkung vom Inhalt nur dann stattfinden wird wenn seine Darstellung an sich schwach ist, und der Farbe einen Triumph gönnt den sie sonst nicht davontrüge. Es ist bekanntlich sehr schwer alte Anschauungen abzulegen, und so scheinen denn in dem ebenberührten Punkte die Eindrücke der Jugend auch bei dem Verf. maßgebend geblieben zu sein. Trotz dieser Differenz aber, welche wir am Schluß mit ihm hatten, können wir sein Werk allen Freunden der Kunst und des Schönen empfehlen. Sie werden selbst aus des Verf. irrigen Vorstellungen noch Vieles lernen. „Niemals aus der Verwirrung, wol aber oft aus dem Irrthum entsteht die Wahrheit", sagt Baco von Verulam. 71.

Bibliographie.

Abraham's a St. Clara sämmtliche Werke. Wörtlich nach dem Originaltext abgedruckt. 1ster Band. — A. u. d. T.: Judas der Erz-Schelm für ehrliche Leut, oder: Eigentlicher Entwurf und Lebens-Beschreibung des Iscariotischen Böswicht. Worinnen unterschiedliche Discurs, sittliche Lehr-Puncten, Gedicht und Geschicht, auch sehr reicher Vorrath Biblischer Concepten rc. 1ster Theil. Lindau, Stettner. Gr. 12. 18 Ngr.

Bähr, J. K., Die Gräber der Liven. Ein Beitrag zur nordischen Alterthumskunde und Geschichte. Dresden, Kuntze. Imp.-4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Brandes, H., Versuch einer Geschichte der Etats-généraux in Frankreich. 1ste Hälfte. Zur Habilitation in der philosophischen Facultät der Universität zu Leipzig verfaßt. Leipzig. Gr. 8. 12 Ngr.

Glaßbrenner, A., Neue lustige Komödien. I.: Kaspar, der Mensch. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 3te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Hanne, J. W., Vorhöfe zum Glauben oder das Wunder des Christenthums im Einklange mit Vernunft und Natur. Ein apologetischer Versuch in Briefen. I. — A. u. d. T.: Vorhöfe zum Glauben. 1ster Theil: Der christliche Glaube im Kampfe mit dem modernen Aufklärungschristenthum und der Widerspruch des letztern mit der Vernunft. Jena, Frommann. Lex.-8. 18 Ngr.

Hefner, J. v. und J. W. Wolf, Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen. Im Auftrage Sr. K. H. des Großherzogs von Hessen und bei Rhein rc. bearbeitet. Frankfurt a. M., Schmerber. Imp.-4. 3 Thlr.

Don Juan. Tragödie. Potsdam, Stechert. 8. 1 Thlr.

Katalog der seit dem 17. Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit unter falscher Firma erschienenen Schriften. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Weller. 8. 6 Ngr.

Kock, P. de, Eine Emanzipirte. Nach dem Französischen von St. Friedrich. Drei Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Miquél, F. W., Beiträge zu einer pädagogisch-psychologischen Lehre vom Gedächtniss. I. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Oschwald, J. U., Die christliche Sonntagsfeier. Erste gekrönte Preisschrift. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Pädagogik der Volksschule in Aphorismen. Ein Beitrag zur Belebung der Lehrer-Konferenzen und der Berufsliebe. Essen, Bädeker. Gr. 12. 9 Ngr.

Schüler, A., Zwanzig Gedichte. Berlin, Reimarus. 8. 10 Ngr.

Strieder, F. W., Die „Revolution der Casselschen Bibliothek" in dem J. 1779. Nach seinem Tagebuche. Zur Feier des 25. Jahrestages der von dem Bibliothekar Dr. Joh. Heinr. Ch. Schubart am 4. Juli 1825 zu Marburg erlangten philosophischen Doctorwürde herausgegeben von dessen Amtsgenossen K. Bernhardi. Kassel, Bohné. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

An den Bruder, Prinzen Wilhelm von Preußen. Von einem Maurer. Hamburg, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 4 Ngr.

Binterim, A. J., Wie können Diöcesansynoden durch andere canonische Mittel ersetzt werden? Nebst einem Rückblick auf die im J. 1849 in Deutschland erschienenen Schriften über kirchliche Zustände und Diöcesansynoden. Düsseldorf, Kampmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Briefe eines communistischen Propheten nebst einem Anhange von Gedenkversen. Von dem Verfasser der Neutestamentlichen Zeitgedichte. Leobschütz, Weilshäuser. Gr. 16. 18 Ngr.

Die neue evangelische Christus-Kirche in Wels. Begründet den 23. Mai des J. 1849. Ein dringender Noth- und Hilferuf an alle glaubensbrüderlichen Herzen nah' und fern. Nebst einem Beitrage von C. v. Heideloff: „über die Kirchenbaukunst der Evangelischen." Linz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kritik der Schrift: Der Prophet Sacharja auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche in Dresden. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung der am 22. Juli 1850 bei Eröffnung des sächsischen Landtags von Hrn. Oberhofpred. Dr. Harleß gehaltenen Predigt. 2ter verbesserter Abdruck. Leipzig, H. Fritzsche. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die Redlichkeit und das Ehrgefühl des Ministeriums Hassenpflug vor dem Schwurgerichte zu Kassel. Ein Preßproceß gegen die Neue Hessische Zeitung. Kassel, Krieger. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 245. — 12. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie. *)

Mephistopheles:
Vorbei und reines Nichts, vollkomm'nes Einerlei!
Was soll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geschaffenes zu Nichts hinwegzuraffen!
„Da ist's vorbei?" Was ist daran zu lesen?
Es ist so gut als wär' es nicht gewesen,
Und treibt sich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.
(„Faust", zweiter Theil, fünfter Act.)

Wie sich lebendiges Aufstreben neuer Kräfte und Richtungen in der literarischen Entwickelung zunächst durch gesetzlos heftige Opposition gegen den gesammten Inhalt letztvorangegangener Epochen tumultuarisch anzukündigen liebt, wurden in der Zeit welche man als das Datum der Anfänge zu einer im engern Sinne sogenannten „modernen" Literatur betrachten will Heroldsstimmen laut, denen zugleich mit dem Ausrufen einer neuanbrechenden Aera die keckſten Fehdeerklärungen angelegen schienen. Lassen wir im Uebrigen die Scheidung der echten, tüchtiger Fortwirkung fähigen und der ungesunden, werthlosen, verwerflichen Elemente in diesen Vorgängen beiseite, so haben wir doch wenigstens darin ohne Frage einen schlimmen Irrthum zu erkennen, wenn man über die Grenzen der angedeuteten Beziehung in diesem Kampfe soweit hinausgriff daß die polemischen Wendungen aus dem specifischen Zusammenhange, der ihr (relatives) Recht begründete, sich völlig in das thörichte Pathos allgemeiner Decrete gegen alle historischen Gestaltungen verloren. Auf den Anstoß jener Neuerer taumelte man bis zu diesem ungereimten Verhältniß gegen die historische Entwickelung des dichtenden und denkenden, namentlich deutschen, Geistes fort; der Boden wurde aufgegeben, der sich unter irgend einem wissenschaftlichen Rechtstitel hätte behaupten lassen. In den „Aesthetischen Feldzügen, dem Jungen Deutschland gewidmet" von Ludolf Wienbarg, drückte sich dies wunderliche Gebaren unter dem Ansehen ernsthafter Maximen am vollständigsten aus. Da es im Ganzen zu ermüdend und unfruchtbar schien dies Kopfüberstürzen in einen Ocean von negirenden Allgemeinheiten öfter zu wiederholen, so zog man sich denn doch bald wieder mit der Summe seines Aergers auf einen bestimmten Gegenstand zurück, an welchem die leichten kritischen Feuilletonstalente einen Uebergang von der Rhetorik des vagen Princips zu scharfen, womöglich reinpersönlichen Angriffen finden konnten. So erlebten wir jene misgestimmte, bittere, bis zum Skandaleusen ausschweifende Publicistenthätigkeit, welche nach dem treffendsten Ausdruck für den in nur dämmerhaftem Bewußtsein seiner Gründe unverständigen Groll wider die „romantische Schule" ein wetteiferndes Suchen anzustellen schien. Von hier aus gedieh sofort jener deutschen Leidenschaft im Streben nach adäquaten Formeln und typischen Begriffswörtern für gewisse Arten unter sich verwandter ästhetischer Eindrücke, für gewisse Reihen durch Gemeinsames in Ideal und Mitteln zusammenhängender Erscheinungen, die reichlichste Unterstützung.

Das „Romantische" wurde recht eigentlich durch das Manifest von Ruge und Echtermeyer auf eine Weise in Umlauf gebracht welche vor einem schwankenden Spiel der Anwendung nach individuellem Belieben keinerlei Sicherheit gewährte, mochten nun die Urheber sich über die Begrenzung auch noch so klar gewesen sein. Mancherlei Darstellungen suchten eine richtige Fassung, eine parteilose Ueberschau des gemeinten Inhalts zu gründen: im Wesentlichen beruhigte sich das wirre Geschwätz zu keinem Einverständniß historischer Ansicht. Vor Allem wirft man mit jenem technischen Ausdruck als einem polemischen Stichworte umher, welches — etwa wie Wolfgang Menzel und Geistesverwandte alles ihrem beschränkten Sinn Widerwärtige „Hegel" nennen — die Acht über Jeden auszusprechen kräftig ist der den Actionen einer gewissen Partei den Rücken wendet, sich in eigener Bahn zu halten. Für dieses Aufgreifen zu einer nichtssagenden Schimpfrede haben wir den Hauptrepräsentanten in einem Kritiker, der gleichsam als Motto seiner schrankenlosen Negation das Aperçu hinwirft: „Blödsinn ist der zartere Ausdruck für Romantik" („Grenzboten", 1849, Nr. 5, S. 161). Julian Schmidt erinnert somit als Verfasser einer „Geschichte der Romantik" an die von Heine überlieferte Definition, nach welcher Idee Alles dummes Zeug ist das man sich in den Kopf setzt,

*) Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und der Revolution. Studien zur Philosophie der Geschichte. Von Julian Schmidt. Zwei Bände. Leipzig, Herbig. 1848. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

und an die beigefügte boshafte Bemerkung daß der alte Heeren in diesem Sinne ein ganzes Werk, „Ideen" betitelt, herausgegeben habe. Wir werden sehen wie nahe er in dem Resultate seines Beitrags zur Geschichte der Ideen wirklich an diese Auffassung streift; jetzt betrachten wir die Intentionen welche vorhaltend der Verf. seine Untersuchungen einleitet, wir fragen nach dem Umfang des Gebietes über welches dieselben sich ausdehnen.

Es ist nicht erst seit Julian Schmidt daß man die große Epoche welche durch den transcendenten Zug des Christenthums im Wesentlichen bezeichnet wird nach der classischen als die der romantischen Weltanschauung hinstellt (vergl. Lotze, „Ueber den Begriff der Schönheit", S. 54—59). Findet sich nun im Verlaufe des Werks allerdings daß es die verschiedensten Wendungen des einen Princips der Transcendenz im allgemeinsten Sinne sind welche in ihrer Verwandtschaft und Continuität die geschichtliche Entwickelung der „Romantik" darstellen sollen, so haben wir doch hinzutretende Bedingungen zu berücksichtigen, deren Mischung mit dem Christlichen der Verf. im Folgenden als den ursprünglich romantischen Proceß hervortreten läßt (I, 11—13):

> Die Richtigkeit der Natur und die absolute Freiheit des Geistes wurden im Christenthum zum Glauben der Welt. Der Geist träumte sich eine eigene Stätte die ihm angemessen sei und in welcher der Schein der Natur der ihn auf Erden irrte auf ewig verschwinden würde.
>
> Das Volk welches der Träger dieser übersinnlichen Ideenwelt war wurde von einem rohen Stamm überwunden, doch so daß der Sieger von dem Geist des Besiegten gefesselt ward. In der Sprache desselben wie in seinen religiösen und rechtlichen Formen nahm er die fertigen übersinnlichen Ideen in sein Bewußtsein auf, ohne sie aus dem eigenen Bedürfniß herausgearbeitet und durch das Gefühl zu lebendiger Anschauung entwickelt zu haben. Da die romanischen Völker die höchsten Ideen des Geistes in der Vollendung eines fertigen Wortes empfingen, so blieben sie ihnen in dem eigenen Bewußtsein ein fremdes Jenseits, und das Christenthum wurde zur Romantik.

Sofort wird die Umschreibung des Begriffs noch weiter ausgedehnt:

> Was wir Romantik nennen findet sich überall wieder, wo auf ähnliche Weise fertige übersinnliche Ideen äußerlich überliefert werden und sich darum dem natürlichen Gefühl durch eine ihnen eigentlich fremdartige Symbolik legitimiren müssen. Auch das classische Alterthum hatte seine Romantik, aber sie war ihm Nebensache. Das Mittelalter dagegen gründete sein ganzes Dichten und Trachten auf dieses dem Begriff unerreichbare Jenseits.
>
> Romantik ist die Welt des sich entfremdeten Geistes, des Geistes der in sich selbst ein absolut Fremdes vorfindet, und dieses Fremde als sein heiligstes Eigenthum hegt.

Wenn aber der Verf. der Zeit nach die Grenze der romantischen Entwickelungen welche seine Schrift behandeln will dahin angibt daß die letztere sich auf zwei Perioden beziehe, deren jede eine Krisis in der Weltgeschichte war: auf den Kampf des Protestantismus mit der kirchlichen Reaction und den Kampf der Aufklärung und ihrer Consequenzen mit der Reaction des modernen Doctrinairismus, wenn er als Schluß den Zeitpunkt angibt in welchem die Reaction der deutschen Romantik eine neue Wendung nahm, wo sich ihre Productivität erschöpft hatte und ihre theoretische Parrhesie sich in praktische Interessen verlor — nämlich das Jahr 1806 —, so dürfen wir damit noch keineswegs den Glauben hinnehmen als sei ihm von da an oder überhaupt durch fernere Thätigkeit des deutschen Geistes das fruchtlose, transcendentale Unwesen beseitigt, auf welches denn doch der gesammte Inhalt aller unter dem Generaltitel „Romantik" zusammengefaßten Bestrebungen hinausläuft. Er führt uns in einer Einleitung die „Metamorphosen der Romantik" vorüber; er führt sie heran bis auf das Datum seiner eigenen „Geschichte der Romantik" und überschreitet damit jene beliebig gesteckte Grenze. Gutzkow lächelt spöttisch über den alten Jahn, der mit wichtiger Miene von einer Reise mitten durchs feindliche Lager erzählt: kein Mensch ist da und Jahn summt immer das Körner'sche Lied: „Feinde ringsum!" Das fiel mir ein als ich in dieser Revue einen Romantiker nach dem andern — über Hegel hinweg bis zu Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer und Max Stirner eingeschlossen — von Julian Schmidt verkündet sah. Er will uns damit von dem Verhältniß seines Standpunktes zu den gegenwärtigen Tendenzen der Philosophie unterrichten; mit Recht erwarten wir also einen deutlichen Nachweis des Fortschrittes, der denn endlich über romantische Traumeswirren hinaus in diesem Standpunkte gewonnen ist. Davon glauben wir zum mindesten eine Andeutung zu spüren, wenn er es als die harte Aufgabe der gegenwärtigen Philosophie ankündigt auch diese letzte Jenseitigkeit des Absoluten, das Reich des reinen Gedankens — bei Hegel und seiner Schule — aufzuheben, und dem wirklichen, geschichtlichen Geist wie der Natur auch den Reichthum der Idee zu vindiciren der ihm gebühre. Dieser Kampf sei es in welchem Alles was sonst als absolut Festes gegolten flüssiggemacht und in das Gesetz des menschlichen Bewußtseins, wie es sich in der Geschichte realisire, hineingezogen werde; auf diese Weise werde die letzte Entäußerung des Geistes aufgehoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Martainville.

Ein Beitrag zu der Geschichte der französischen Bühne.

Auf dem pariser Theater La Gaité ist neuerdings ein altes Feenspiel wiederaufgetaucht: „Le pied de mouton." Dies gab der Journalistik Gelegenheit eine Ernte von Anekdoten aus dem Leben des Verfassers zu sammeln, von welchem wol einige auch dem deutschen Leser als Charakteristiken des Bühnenlebens nicht unwillkommen sein dürften.

Martainville war der vollendete Typus jener Menschen die man jetzt mit dem Namen „Zigeuner" bezeichnet: heiter, sorglos, mit Vagabundenlaune, wohlwollend von Natur, Kritiker durch Gelegenheit, nie um den nächsten Tag sich kümmernd. Er hatte zwei Phasen in seinem Dasein: die eine der Dunkelheit und Armuth verfallen; die andere voll Geräusch und Ueberfluß. Das kam daher weil er sich in der ersten dramatischer Schriftsteller zu sein wähnte, und in der zweiten seinen Beruf gefunden hatte, der ihn zum kampflustigen Publicisten, zum Royalisten auf Tod und Leben machte. Er hatte sich übrigens letztere Benennung in der Schreckenszeit verschafft, und behauptete sie wacker, so sehr daß er sogar im Revolutionstribu-

nal, wo man über ihn Gericht hielt, zu Fouquier-Tinville, der ihm das Wort verweigerte, sagte: „Tu joues aux boules avec ma tête, et tu ne veux pas que j'explique le coup."

Mit einem lebhaft treffenden, sprühenden Geist begabt, brauchte ihn Martainville lange mit geringem Glücke. Die Noth überfiel ihn dergestalt daß er eines Tags als er hoch oben in einer Wohnung der Straße Bourbon-Villeneuve den Ruf eines Kleiderhändlers vernahm, den Mann hinaufkommen ließ und ihm elende Lederhosen verkaufte, für die er 1 Fr. 50 Cent. erhielt. Vierzehn Tage verstrichen ehe er sich ein anderes Paar verschaffen konnte, und während dieser ganzen Zeit trug er den Unterrock einer Frau, aber mit einer Lustigkeit welche durch die Verkleidung gesteigert statt gedämpft ward.

Später von Mangel getrieben versuchte Martainville Schauspieler zu werden. Bei allen Künstlern beliebt, gelang es ihm leicht seinen Plan zu verfolgen. Er trat im Theater Montansier als „Valet dans la malle" auf, und unser im Gespräche so liebenswürdiger Thor erschien als Schauspieler trübselig und verlegen.

Gleich Figaro, mit welchem er mehr als eine Analogie hatte, blieb ihm kein Ausweg als Feuillist zu werden. Er schrieb also Journalartikel, erst literarische, nachher politische, unterstützt wie er es war durch die Rückkehr der Bourbons, Gegenstand seines steten Cultus. Damals gründete er „Le drapeau blanc", das soviel Lärm verursachte: Duelle, Processe, herbe Polemik, nebst königlichen Beisteuern um die Wunden zu verbinden. Einer von diesen Kämpfen machte viel Gerede. Man schlug sich mit Pistolen; die von Martainville, welcher das Feuer des Gegners ausgehalten hatte, versagt. Darauf um den Schuß nicht zu verlieren wirft sich der Journalist auf seinen Mann, und trifft ihn mit dem Kolben im Gesichte. Großer Streit unter den Zeugen, die sich als Ehrengericht constatiren müssen, und dahin entscheiden daß die Sache loyal verlaufen, angenommen daß einmal auf dem Platze Alles was von vorne stattfinde und mit Anwendung der festgesetzten Waffe nur in rechtlicher Vertheidigung sein könne. Bei so originellem Anlaß gegeben hat sich dieser Ausspruch als Gesetz geltendgemacht, auf welches man sich später oft berief.

Als Zielscheibe der nationellen Parteien, deren Haß Martainville auf das hartnäckigste herausgefodert hatte, konnten ihm die Unannehmlichkeiten nicht ausbleiben. Einmal traten im Theater Porte-Saint-Martin englische Schauspieler auf, von denen das Publicum Nichts wissen wollte, weil man politische Ideen an die Gegenwart dieser Künstler knüpfte. Kaum trat Martainville — das „Journal de Paris" nannte ihn Martain vil — in seine Loge, so schmähte ihn das Publicum und warf nach ihm. Er wollte sprechen, man verhinderte es; aber indem er sich zurückzog schrie er: „Vous êtes tous des brigands." Diese Worte wären ihm theuer zu stehen gekommen wenn man den einzelnen, und noch dazu kränklichen Menschen, über welchen die Massen herfallen wollten, nicht noch glücklich in einen Wagen geschoben hätte.

Abgekühlter und schon bei Jahren ward der Fechter von der Gicht befallen. Nicht wie man behauptete infolge von unmäßigem Genusse der Tafelfreuden, obschon er die Mahlzeiten liebte, aber nur weil es ihn vergnügte dabei allerlei unterhaltende Geschichtlein vorzubringen, die er mit reizender Leichtigkeit und steter Geistesgegenwart erzählte. Sein Tod meldete sich durch einen allgemeinen Gichtausbruch an, welcher den ganzen Körper krümmte und niederwarf, das Blut in eine gypsartige Masse verwandelnd, welche durch die Schnitte die der Kranke lustig mit seinem Messer in die Hand machte aus allen Fingern quoll.

An eine musikalische Künstlerin und Hoffängerin verheirathet brachte Martainville seine kurzen Augenblicke der Muße in einem Landhause zu welches er zu Pecq bei Saint-Germain-en-Laye besaß. Er hinterließ zwei Töchter. Seine Reste wurden auf dem Friedhof von Neuilly bestattet, wo man noch ziemlich lange nachher eine zerbrochene Urne sah welche seine Freunde auf dem Grabe errichtet hatten.

Es ist möglich daß Martainville Kenntnisse besaß, denn er sprach mit viel Vergnügen von seinem Aufenthalte im Collegium; aber ein zerstreutes Leben verwischt gar bald die Spuren davon. Seine Theaterstücke bedurften ihrer Natur nach diese Hülfe nicht; sie boten nur Skizzen von Sitten und Volkssprache dar, in welchen die wohlerfaßte Betrachtung sich mit mehr oder weniger wahren, aber geistreichen in eine Handlung ohne dramatischen Werth gesäeten Worten begnügte. Drei derselben hielten sich länger als die andern auf dem Zettel: „La banqueroute du savetier", „L'intrigue du carrefour", und das obenerwähnte „Le pied de mouton".

Letzteres setzte der Director Ribié in Scene. Sein Leben weist manche Vergleichungspunkte mit dem Geschicke Martainville's. Unstet, bald vom Glücke begünstigt, bald verfolgt, trieb sich jener fern von der Hauptstadt umher als er für die Leitung des Gaité-Theaters gewonnen ward, bei welcher er sich hauptsächlich durch die Aufführung von „Madame Angot" und „Le pied de mouton" hervorthat. Eins dieser Stücke hatte ihm der Verfasser für 600 Fr. verkauft, und es trug mehr als 500,000 Fr. ein. Seltsames Loos mancher Werke, und beinahe immer jener dramatischen, die den größten Beifall finden sollen!

Picard hatte dem Feydeau seine „Visitandines" für die gleiche Summe gegeben; auch Desforges überließ für 25 Louis seinen „Sourd, ou l'auberge pleine", in welchem das Spiel von Baptiste dem Jüngern den Ertrag auf dem Theater Montansier auf nahezu 700,000 Fr. erhob. Lange nachher erstand Huet, Schauspieler der Opéra-Comique, von Théaulon den „Petit chaperon rouge", für 1200 Fr., und zog ungeheuern Gewinn daraus. Das Theater bietet nicht allein solche Beispiele. Der Abbé Delille versicherte daß er seine „Georgiques" einem Buchhändler für 1200 Fr. verkaufte, der, nachdem er sich mit diesem Werke bereichert hatte, die Folge einem seiner Kinder als verschwenderische Mitgift schenkte.

Eins der Mittel welches Ribié anwendete um die Vorübergehenden auf dem Boulevard zum Eintritte in sein Theater zu veranlassen, bestand darin daß er vor dem Oeffnen der Kasse mit seiner Frau welche sehr schön war längs der Straße auf Pferden von café au lait-Farbe spazieren ritt, deren muthigen Trotz die Reiter mit viel Gewandtheit in das gehörige Licht setzten. Für diese Art Parade zog der Director die Tage vor wo er, die sorgfältige Kleidung die er gewöhnlich trug, l'habit habillé, der Straße Richelieu abstreifend, in das Gewand des bescheidensten Schuhflickers schlüpfte; denn er kannte die Macht gutgegriffener Gegensätze. Auch war es seine schwache Seite sich den Reitübungen bis unmittelbar zum Augenblicke zu überlassen, wo der Vorhang des Stücks in welchem er spielen sollte aufging. Dann schaute man nach dem Zettel, darauf richteten sich die Blicke nach dem Künstler, und Jeder rief: „Er wird gewiß nicht fertig sein!... gehen wir hinein um Das zu sehen!" Soviel Combinationen, soviel Sorgfalt haben nur zu traurigen Resultaten geführt. Ribié, nachdem er wahrhaft Schätze besessen, ging auf die Inseln, wo er vergebens suchte das erloschene Feuer seines Theatergenies wiederanzufachen, und im Elende starb.

Wir kehren zu unserm Journalisten und Mimen zurück um ihn bei dem glänzendsten Stücklein seines Lebens zu zeigen. Er befand sich in Lyon und lebte gut oder übel vom Besuche des Theaters. Bonaparte, aus Aegypten heimkehrend, hält in der Stadt an, und steigt in einem Hotel in der Nähe vom Platze des Célestins ab. Der Director will die Gelegenheit nützen um eine starke Einnahme in die Kasse zu leiten, und bittet den General um die Ehre seiner Gegenwart, die ihm sofort bewilligt wird. Es war schon spät, in zwei Stunden sollte der Vorhang aufgezogen werden. Nichtsdestoweniger gerieth Monsieur Bonneville auf den Einfall durch irgend ein Impromptu mit schmeichelhaftem Ausgange den Helden zu

feiern. Er wendet sich darum an Martainville als den einzigen Waghals welcher den Plan auszuführen vermag, und zwar so rasch. Jener willigt ein; die Seltsamkeit der Sache behagte seinem Charakter viel zu sehr als daß er die mindeste Einwendung gemacht hätte. Er verspricht einige Scenen, so gut es gehen will aneinandergereihte Couplets, verlangt daß man drei oder vier Schauspieler und das Orchester benachrichtige, und auf den Zettel setze: „Die glückliche Heimkehr oder Napoleon in Lyon." Das geschieht. Die Stunde kommt: der General ist in seiner Loge, und Martainville, dessen Erfindungsgeist sich doch schrecken mochte, hatte noch nicht vier Worte seines angeblichen Stücks gefunden.

Die Verzweiflung des Directors, die Bestürzung der Künstler war zum Aeußersten gestiegen. Was soll geschehen? Mit Monsieur Bonneville und zwei Schauspielern steigt Martainville in die Garderobe hinauf, hoffend sich durch den Anblick einiger Costumes zu inspiriren. Wirklich nimmt er das eines Husaren, kleidet den Kameraden als père-noble, und bedeutet die Schauspielerin sich in die Hülle der jeune-première zu werfen. So angezogen steigen sie trostlos, zitternd und Martainville fragend was sie thun und reden sollen, auf die Bühne hinunter. „Du bist", entgegnet er dem Einen, „Vater der Mademoiselle, die ich bei der Heimkehr von der Armee zu ehelichen wünsche. Du schlägst es ab, weil du siehst daß ich nur Brigadier bin. Sie liebt mich. Wir flehen dich an. Dies Alles wie in andern Stücken, deren Tiraden euch in das Gedächtniß kommen werden, und während ihr sprecht wird mir schon etwas Anderes einfallen."

Die wenig an Improvisation gewöhnten Unglückseligen weigerten sich hartnäckig, als das Zeichen zum Aufziehen des Vorhangs ohne ihr Wissen ertheilt ihnen den Weg zur Flucht versperrte. Martainville, von seiner Furcht ganz zurückgekommen, tritt zuerst in Scene, und macht eine Exposition welche die zwei Gefährten die in der Coulisse horchen vollends über ihre Aufgabe belehrt. Der Vater, etwas beruhigter, erscheint. Gespräch mit aus andern Stücken ziemlich glücklich entlehntem Gesang vermischt. Jetzt kommt die Tochter an die Reihe. Die Sprechenden unterstützen sie; aber sie ist im Begriffe stecken zu bleiben als Martainville eine auf die Gelegenheit bezügliche Strophe dichtend mit „guerriers, lauriers etc." das bis zum Giebel gefüllte Haus zum Entzücken hinreißt.

Das Werk ist jedoch kaum begonnen. Mit welchen Mitteln es zu Ende bringen? Neue Couplets von dem nämlichen Improvisator wecken neue Bravos, und ziehen die Katastrophe hinaus, als plötzlich von einer Seite des Theaters eine Frau in verstörter Kleidung, mit fliegenden Haaren vor der Loge des Generals auf die Knie stürzt, und ihm ein Blatt reicht das er eilig ergreift. Staunen und Schweigen der Zuschauer. Martainville redet zu der Frau, und bald erfährt man daß sie die Gattin eines wegen Ausgeben falscher Münzen zum Tode Verurtheilten ist, und die schützende Milde Bonaparte's zur Rettung ihres Mannes anfleht. Der Held verspricht seine Vermittelung, die arme Frau fällt vor Glück in Ohnmacht. Martainville findet eine glückliche Inspiration auf dieses Abenteuer, und der Vorhang fällt unter unsaglichem und um so aufrichtigerm Beifalle als alle Welt das Stück entworfen glaubte um die gute That zu vollbringen, und zugleich den großen Mann zu feiern dem das Vaterland sein Heil danken sollte. Wer anders als Martainville hätte Das gewagt? 9.

La petite Fadette, par *George Sand*. Zwei Bände. Paris 1850.

George Sand liebt die Contraste; ihr Talent gefällt sich darin mit einer bewundernswürdigen Biegsamkeit von einer Gattung zur andern überzugehen. Also um ihre politischen Heldenthaten des vergangenen Jahres in Vergessenheit zu bringen, gibt sie sich jetzt ganz der Dorfidylle hin. Zurückgezogen in ihre Provinz denkt sie an Nichts als an bäuerliche Arbeiten und ländliche Unschuld. Ihre Feder, die unlängst die berüchtigten „Bulletins der socialen Republik" redigirte, ist zu den friedlichen Beschreibungen des Landlebens zurückgekehrt. Auf die Rolle eines Gesetzgebers verzichtend, macht sich George Sand zum Bauer, und es ist merkwürdig zu sehen wie ihr Stil, der durch seine revolutionnaire Beredtsamkeit die Leidenschaften so sehr aufregte, sich in eine einfache, naive, ganz die Localfarbe tragende, gemüthliche Sprache verwandelt, unter der man gewiß nicht den Exsecretair Ledru-Rollin's vermuthen würde. Wahr ist daß die Verfasserin von „Lélia", „Spiridion", „Consuelo" u. s. w. uns schon mehr als einen Beweis von der außerordentlichen Biegsamkeit gegeben hat, welche ihr erlaubt nach ihrer Laune die Manier zu wechseln, und die Formen ihres Gedankens so weit zu verändern als die Unbestimmtheit ihrer Grundsätze, die Beweglichkeit ihres Geistes und das Misbehagen ihrer unruhigen Seele es erfodern. In „La petite Fadette" haben wir die Geschichte zweier Zwillinge, ganz so einfach erzählt wie es ein Bauer des Abends thun könnte während er seinen Hanf bricht. Es ist eine wenig verwickelte Geschichte. Die Zwillinge haben einander lieb, man erzieht sie zusammen solange man kann; allein es kommt das Alter wo man sie trennen muß um sie an die Arbeit zu schicken, und Dies macht sie sehr traurig. Dann verliebt sich der das väterliche Haus Verlassende in die kleine Fadette, eine arme Waise, erzogen von einer alten Großmutter und einer Tante, die man in Verdacht hat Hexen oder etwas Aehnliches zu sein. Sein Bruder wird darüber krank aus Eifersucht, sein Vater will von einem solchen Umgang für seinen Sohn Nichts hören. Aber Fadette heilt den kranken Bruder, zerstreut die Vorurtheile des Vaters, findet einen Schatz im Schlupfwinkel der Großmutter, die ihr vor dem Tode das Geheimniß anvertraut hat, und alle Nachbarn klatschen Beifall zu der Hochzeit, sobald man sieht daß Geld da ist. Frau George Sand hat nach der Natur, mit der Genauigkeit der Daguerreotypes gezeichnet, und es entsteht daraus ein wahres Gemälde, ohne Poesie wie auch ohne Uebertreibung, wo die bäuerliche Einfalt nicht unter anmaßlichen Verzierungen noch unter gekünstelten Reizen verhüllt ist. Man wird eher versucht der Verf. vorzuwerfen daß sie nicht mehr von dem Ihrigen hinzugethan hat. Ihre Erzählung ist etwas eintönig, und bietet nicht Interesse genug um zu verhindern daß nicht der Leser durch die Menge örtlicher Ausdrücke, womit George Sand ihren Stil überladen hat, zurückgestoßen wird. Man begreift übrigens daß der Contrast sie verführt hat. Nachdem sie Alles was das menschliche Herz von heftigen Leidenschaften und ungeregelten Aufwallungen darbieten kann gebraucht und gemisbraucht hat, wirft sie sich mit einer Art fieberhafter Heftigkeit, die ihr eigen ist, in das entgegengesetzte Extrem. Ihre gemarterte Seele, die Ruhe und Vergessenheit sucht, wendet sich ab von dem bewegten Schauplatz der ihr Nichts als Täuschungen dargeboten hat, um sich in dem engen Kreis eines fernen Dorfs einzuschließen, wo der Gesichtskreis des Gedankens sich nicht über die Interessen des Pachtguts, die Arbeiten des Feldbaus und das Geschwätz des Dorfs erstreckt. Sie sucht sich zur Einsiedlerin zu machen, aber eher aus Verdruß als infolge einer wahrhaften Bekehrung. „La petite Fadette" ist ein friedlicher Roman, worin man nichts Tadelhaftes findet, Nichts was die Leidenschaften aufregen könnte; aber ohne sittliche Tragweite, dessen Handlung sich fast immer in kindischen und alltäglichen Einzelheiten fortschleppt, und dessen Hauptverdienst ein sehr starker Bodengeschmack ist, welcher die Unannehmlichkeit hat die Lesung desselben schwer und mühsam zu machen. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 246. — 14. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Wir lassen uns Das gefallen, aber die Wahrheit die man hier herausliest ist denn doch so neu nicht als Julian Schmidt uns möchte glauben machen. Diese Foderung daß die Idee der Bewegung, der Möglichkeit einer immer neuen Begründung und Bestimmung nicht soll entzogen werden, zählt meines Wissens schon manchen würdigern Vertreter. Genug, unser Geschichtsphilosoph gibt sich als einen Kämpfer für diesen Grundsatz; um ihn voraus zum richtigen Verständniß seiner „Studien" zu bezeichnen hat er jene Inschrift des delphischen Orakels:

Ἐγγύα, παρὰ δ᾽ἄτα.

(Verpfände dich an ein Bestimmtes, so verfällst du in Schuld.)

denselben zum Wahlspruch gegeben. Der Spruch ist arger Misdeutung ausgesetzt. Es liegt die Gefahr nahe daß Alles sich unter den Händen als ein Werthloses verflüchtige, wenn man die Warnung zu genau nimmt. Er hat selbst auf diesen Abgrund aufmerksamgemacht und ist doch hineingefallen. Wir stehen hier vor einer unendlichen Selbsttäuschung in die ein spitzfindiges Talent sich dialektisch festgesponnen hat. Die falsche Deutung des warnenden Spruches geht nicht von ihm aus, er erwähnt sie ausdrücklich um sie zu bekämpfen, beiläufig um sich vor dem Verdachte zu sichern als sei er selbst in ihr befangen; aber die Charakteristik welche er hier in der Kürze und bei anderer Gelegenheit von ihren Vertretern entwirft paßt im Wesentlichen vollkommen auf ihn selbst. Er zeichnet die Verkehrung des Sprüchworts als namentlich von einer kritischen Schule der neuesten Zeit geschehen, die Verkehrung als ob das Bestimmte als solches ungeistig sei, weil es der Zeit angehöre und ihr verfalle, und als ob nur Der sich die Freiheit bewahre der sich von dem bestimmten Interesse der Menschen fernhalte und sich an Nichts betheilige, da jede Thätigkeit, insofern sie einem gesetzten Zweck verfällt, der absoluten Freiheit des Geistes zuwider sei. Bruno Bauer erscheint als der Matador dieser Schule. In diesem Zusammenhange gab Julian Schmidt in seinem „Grenzboten" (1849, Nr. 22, S. 309—332) eine Charakteristik Bauer's, worin er dessen Standpunkt: die souveraine Kritik, mit Spott und Ironie bekämpft. Zusammentreffend mit den Zügen welche uns die in Rede stehende „Einleitung", sowie der Geist der ganzen „Geschichte der Romantik" von seiner eigenen Richtung mittheilt, macht dieser Aufsatz den überraschendsten Eindruck: es ist ja auch sein eigen Bild das der Verf. da entwirft. Bruno oder Julian: eine souveraine Kritik! Sehet das Wunder einer komischen Nemesis! Dieser charakterisirt sich in Jenem so treffend daß man nur an das Horaz'sche:

— Mutato nomine de te
Fabula narratur —

zu erinnern braucht. So können wir auch ihn nun unbedenklich selbst als Romantiker begrüßen, da er urtheilt daß der Geist, die Negativität, die Kritik bei Bruno Bauer wieder echtromantisch außer der wirklichen Geschichte stehe. Er nimmt dieselbe Stellung, mithin fällt er nach seinem eigenen Schema unter dieses Prädicat. Wir werden sofort näher darauf kommen, wie seine „Geschichte der Romantik" im Grunde nur ein Beispiel jener von ihm verworfenen Leerheit des Willens darbietet, die sich in der unbegrenzten Möglichkeit wiegt in Allem was gedacht oder gethan wird die negative Seite aufzufinden. In seiner eigenen „souverainen Kritik" zeigt sich „die wildeste Ausschweifung der Romantik, diese Einbildung von allen Voraussetzungen frei zu sein" am schärfsten ausgeprägt, in dieser Kritik die so über alle Standpunkte hinaus ist daß sie hier sich selbst endlich vernichtet.

In voller Blüte ist die Goethe'sche „Vanitas vanitatum vanitas" des lustigen Kumpans! Mit ihr bietet uns der Verf. die unzweifelhafteste Sicherheit daß die Romantik „nicht allein im Lager der Heiligen" ist.

Das wäre denn das Verhältniß in welchem wir seinen Standpunkt zu den „gegenwärtigen Tendenzen der Philosophie" und noch einigen andern nicht unwichtigen Dingen erkannt hätten. Billig hören wir nun auch noch ihn selbst, der natürlich ganz woanders hinaus will, ganz anders zu stehen meint. In wundersamer Naivetät, Nichts ahnend von der Ironie die er mit jedem über die souveraine Kritik und voraussetzungslose Romantik gefällten Verdammungsurtheil über sich selbst ergehen läßt, tritt er mit ethischem Pathos sich in die Brust

werfend noch einmal vor uns hin, ehe er die Specialgeschichte der Romantik, das Buch vollkommen objectiver Darstellung (er versichert es ja!) vor uns aufschlägt. Daß die Vernunft nur durch Ueberwindung aller Illusionen — es kommt freilich darauf an was man darunter denkt! — ihre Macht bethätigen könne, darin sind wir vollkommen mit ihm einverstanden, ebenso daß dieser Kampf „reine Hände" erfodere, daß nur wer die eigene Heuchelei, den Götzendienst des eigenen Ich überwunden habe gegen die Heuchelei und den Götzendienst der Welt in die Schranken treten dürfe — aber daß hier der Kämpfer mit den „reinen Händen" vor uns stehe — wer's glaubt!!

Er nimmt die Maske der Begeisterung, nachdem er sich die Hände gewaschen:

> Die Zeit ist vorüber wo man böse Geister durch einen Zauber bannte; sie fürchten nicht mehr das Wort des Beschwörers, den Höllenzwang der absoluten Philosophie. Wer nicht das heilige Pathos des Herzens mitbringt wird auf diesem Schlachtfelde nicht der Meister sein.

Dazu bleibt nur hinzuzufügen daß das härteste Urtheil welches über den geschichtsphilosophischen Versuch Julian Schmidt's gesprochen werden könnte hier vollständig würde enthalten sein, wenn es sich in der That bei dem Gegenstande desselben um einen Kampf gegen böse Geister und Götzendienst handelte. Er fodert uns mit seinen „Studien zur Philosophie der Geschichte" zu einer vergleichenden Erinnerung an das Princip der Hegel'schen Geschichtsbetrachtung auf. Wenngleich er im Eingange darauf hinweist daß die Philosophie der Geschichte trotz des Riesenwerkes durch welches Hegel den Grundstein einer neuen Wissenschaft zu legen gesucht noch immer blos Tendenz sei, so gedenke ich, das Ergebniß seiner eigenen vorliegenden Bemühungen auf diesem Gebiete danebenhaltend, unwillkürlich der literarhistorischen Bemerkung welche Karl Gutzkow an die Spitze der Vorrede zu seinem „Wullenweber" stellt: das historische Drama habe seit Schiller in Deutschland nur taube Blüten getrieben. Der „Wullenweber" selbst soll dazu sicherlich nicht den Beweis liefern; wie man aber mit ästhetischem Fug und Recht in dieser hingeworfenen Notiz, die zu bedeutungsvollem Ahnen aufregen soll, nur eine Selbstironie sehen kann, mit welcher sich unbewußt ein wenig berufener Dramatiker bloßstellt, so leitet auch Julian Schmidt durch jene Erinnerung ein Werk ein in dem es für die von Hegel der Philosophie der Geschichte gestellte Aufgabe bei der bloßen Tendenz sein Bewenden hat.

Hegel spricht es am Schlusse seiner Vorlesungen so herrlich aus daß die Philosophie es nur mit dem Glanze der Idee zu thun hat die sich in der Weltgeschichte spiegelt. Aus dem Ueberdruß an den Bewegungen der unmittelbaren Leidenschaften in der Wirklichkeit macht sich die Philosophie zur Betrachtung heraus, ihr Interesse ist den Entwickelungsgang der sich verwirklichenden Idee zu erkennen, und zwar der Idee der Freiheit welche nur ist als Bewußtsein der Freiheit.

Daß die Weltgeschichte dieser Entwickelungsgang und das wirkliche Werden des Geistes ist, unter dem wechselnden Schauspiel ihrer Geschichten — Dies ist die wahrhafte Theodicee, die Rechtfertigung Gottes in der Geschichte. Nur die Einsicht kann den Geist mit der Weltgeschichte und der Wirklichkeit versöhnen, daß Das was geschehen und alle Tage geschieht nicht nur nicht ohne Gott, sondern wesentlich das Werk seiner selbst ist.

Von der Erhebung und Beruhigung dieses großartigen Gedankens ist der in ihrem letzten Resultat trostlosen, leeren „Geschichte der Romantik" auch nicht der leiseste Hauch angeweht. Wir finden in ihr eine Darstellung welche zwar bemüht ist sich auf alle Weise als Philosophie der Geschichte zu legitimiren, jedoch weit entfernt auch an den schwierigsten, verworrensten Stellen in den Strebungen und Kampfgeschicken des Geistes jene Theodicee hervorleuchten zu lassen, die göttliche Zweckmäßigkeit in allem menschlichen Dichten und Trachten nachzuweisen, vielmehr die von Friedrich von Sallet so treffend gezeichnete Schuld des Geschichtsatheismus im vollsten Sinne auf sich ladet. Ja wahrhaftig, der unmittelbare Eindruck der von diesen scheinbar so ernsten und wichtigen Untersuchungen in uns nachklingt, ist nicht viel erfreulicher als die öde, wesenlose Nachempfindung mit welcher man die Faustinen- und Sibyllengeschichten der Gräfin Hahn-Hahn aus der Hand legt. Die Würde der wissenschaftlichen Aufgabe wird von dem Verf., wie es scheint, wohl begriffen; daß ihr dennoch so wenig gedient wird, daß die Ausführung in ihrer Totalität so wenig die Erkenntniß des Zieles durchscheinen läßt — in diesem Widerspruche tritt uns ein Charakteristisches dieser Schrift entgegen. Man werde es ihm wol nicht zumuthen, bemerkt er beiläufig, mit dem gemeinen Verstande, der nur das Endliche und die Schranke sehe, die Geschichte der Philosophie (Geschichte der Ideen) zu einer Galerie der menschlichen Narrheit herabzusetzen. Wie seltsam klingt Das! Zugemuthet hat's ihm Niemand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

Skizzen aus Irland! Diese Aufschrift könnte in dem Leser schmerzliche, empörende Gedanken wecken. Skizzen aus dem Lande das — wie der Herausgeber des Büchleins welches wir eben in der Kürze besprechen wollen sich ausdrückt — mit Macbeth vollberechtigt sagen kann: „I have supped full of horror!" aus dem Lande wo seit noch keinem Jahrzehnd das geistige, moralische, sittliche Elend so massenhaft gestiegen daß es nichts Gleiches gibt in der Geschichte! aus dem Lande das nur weniger Jahre bedurfte um zu einem ungeheuern Riesenkirchhof zu werden, und welches innerhalb dieser Zeit um eine Million seiner Bewohner ärmer ward! aus diesem Lande des Elends — Skizzen?

Beruhigen wir uns! Das kleine Skizzenbuch das wir hier anzeigend in die Lesewelt einführen hat mit diesem nackten Elend von heute Nichts zu thun. Es ist ein günstigerer, erfreulicherer, heiterer Zeitmoment auf welchen diese Schilderungen irischen Volkslebens zurückgehen. Sie datiren, wenn auch nur um ein Weniges, vor jener neuesten entsetzlichen Katastrophe, durch welche die Lebenskraft eines an sich reichpoeti-

schen Volks vollständig gebrochen, und all die reichen Züge hoher Volkseigenthümlichkeit im Heitern, Anmuthigen, Komisch-Drastischen, wie im Tragischen zu einem allgemeinen Marasmus aufgelöst wurden. Sie bieten, diese Darstellungen, wie der Herausgeber, Professor V. A. Huber, es ausdrückt: das skizzenhafte Bildniß eines Unglücklichen, der seitdem zwar unter Schuld und Leiden nach allen Seiten hin gestorben ist, der damals aber noch einer erträglichen Vergangenheit des Lebens angehörte, die den tiefen Humor seines bessern glücklichern Wesens noch erkennen ließ.

Die englische Quelle des in Rede stehenden Buchs:

Skizzen aus Irland. Berlin, Hertz. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

ist das im J. 1843 in London in drei starken Bänden mit zahlreichen Illustrationen erschienene Werk: „Ireland, its scenery, character etc., by Mr. and Mrs. *S. C. Hall.*" Ihm sind die sämmtlichen unserm deutschen Werkchen einverleibten Skizzen, Schilderungen, Genrebildchen u. s. w. entnommen; nur ein Bild, und zwar ein sehr plastisch-bedeutsam hervortretendes: „Die Verschwörung von Doneraile", ist einer andern Quelle: „Ireland and its rulers" (London 1844), entlehnt. Der deutsche Herausgeber hat, wie er bemerkt, beiweitem nicht blos übertragen; er verhält sich als Bearbeiter im verwandten Sinne wie er sich in frühern Werken gezeigt, und mehren hier vorkommenden Schilderungen ist es anzusehen daß namentlich im Dienste der „sogenannten innern Mission", welcher der Herausgeber entschieden angehört, vielfach geändert und gemodelt ist. Wir wollen über diesen innern Missionsdienst mit ihm nicht rechten, vielmehr uns an Das halten was an und für sich sprechend und charakteristisch ist.

Den Inhalt des Werkchens zerlegt der Herausgeber in drei Abschnitte. I. „Erzählungen aus dem Volksleben"; II. „Sitten und Zustände", und III. „Märchen, Sagen und Legenden". Unter den sieben den ersten Abschnitt bildenden Einzelschilderungen: „Die Schwestern", „Des Vaters Rache", „Der harte Jack Casey", „Die Pilgerfahrt nach Kilcrea", „Der Weißbursch (whiteboy)", „Die Factionen", „Die Tochter des Pfälzers", zeichnen wir als vorzüglich ergreifende Miniaturgemälde aus die Nummern 1, 3 und 6.

Die „Schwestern" bieten uns das national tieferschütternde Bild einer irischen Auswanderungsscene, und in der Gestalt der Grace Connell ein weibliches Herz von unergründlicher Liebestiefe, ein Wesen wie sie nur in schärfstausgeprägten, und wir wollen sagen: zeitrückständigen Nationalitäten noch vorkommen können. „Eine bessere Dirne", sagte der alte Fischer, „schaute nie mit thränenschwerem Blick und höher klopfendem Herzen über das weite Meer hin", und wir geben dem alten Mann vollkommen Recht. Grace Connell in ihrer unendlichen allentsagenden Liebestreue (allentsagend, als ob sich eben alles Dies nur von selbst verstünde) ist solch eine Gestalt die wir, wie schattenhaft sie auch an uns vorüberschwebt, lange in des Herzens heiligsten Tiefen bewahren.

Der harte „Jack Casey" ist ein düsteres Familiennachtstück ganz im Kleinen und Gedrängten. Den tragischen Grundaccord bilden jene unseligen Familienzwiste die, von Geschlecht zu Geschlecht erbend, Altirland so zahllose Witwen und Waisen gegeben. Und wieder ist es hier die alte ewige Geschichte: für die Capulet kein Montague, für die Casey kein Coyne. Und doch heißt es hier wie dort: „My only love sprung from my only hate", und Anty Casey weiß Nichts als, vor dem verhaßten Brautbett fliehend, für ihre einzige Liebe zu einem Coyne zu sterben. Hier in diesem kleinen Nachtstück zeigt sich ganz jenes poetische Pathos, und jene ungemeine Zartheit der Volkssprache, die, wie der Herausgeber bemerkt, eine notorische Eigenthümlichkeit des irischen Volks ist, die es inmitten der größten Verwilderung niemals ganz verliert.

Der Abschnitt „Die Factionen" schildert nur im gesteigerten Uebergang die blutigen Kämpfe selbst die aus diesen uralten Familienbefehdungen entsprangen. Vormals zu den seltsamsten und sicher beklagenswerthesten Zügen der Physiognomie des alten Irlands gehörig, sind sie bei den letzten schweren Heimsuchungen wie jede andere volksthümliche Kraftäußerung in der Erschöpfung des allgemeinen Elends und Hungers vollends untergegangen. Auf keinen Fall dürfen diese häufig imaginairen und ursprungslosen Parteikämpfe mit jenen verwechselt werden die, aus den nur zu wirklichen zerrüttenden und drückenden Misverhältnissen der politischen, socialen, religiösen und nationalen Gegensätze entspringend, Irland seit Jahrhunderten mit Thränen und Blut überströmt haben.

„In der That gehört eine Factionsschlacht zu dem unerlaßlichen Programm der Lustbarkeiten eines Jahrmarkts, wie Whisky, Dudelsack und Tanz; nur daß sie immer wieder den Reiz des ex tempore hat, indem die unmittelbare Veranlassung und die Umstände unter denen die Sache sich anspinnt und entwickelt natürlich von unzähligen Zufälligkeiten bedingt wird. Jedenfalls aber denkt kein tüchtiger Bursch daran zu Markt zu gehen ohne sich mit seinem besten Staat für den Tanz, und mit seinem besten Shillalagh *) für die Factionsschlacht zu rüsten. Ja, in der Hitze des Kampfes fehlt es auch nicht an Amazonen, welche die Rücksicht gegen das schöne Geschlecht, die der Irländer selten aus den Augen setzt, oft aufs äußerste misbrauchen. So sahen wir einst ein großes starkes Weib mit einem Strumpf bewaffnet, in den sie einen Stein gebunden, ein halbes Dutzend Männer niederschlagen, ohne daß ihr einer ernstlich entgegentrat."

Jedenfalls den interessantesten Bestandtheil unsers Buchs bildet die zweite Abtheilung: „Sitten und Zustände." Hier drückt sich das nationale Gepräge am schärfsten, gemüthlichsten und poetischsten aus. Jeder Abschnitt gewährt hier seinen besondern Reiz, und altirische Art ist darin in jenem heimischtraulichen Localcolorit, dabei so vielgestaltig wiedergegeben daß wir dem Herausgeber für diese Mittheilungen vorzugsweise Dank wissen.

Um hier nur das Hervorragendste hervorzuheben, bezeichnen wir die Abschnitte: 2. „Der Heckenschulmeister und der fahrende Schüler." 3. „Die Verschwörung von Doneraile." 5. „Improvements in Irland." 6. „Die Unschuldigen."

Der „Heckenschulmeister" ist ein Originaltypus der wol keinem andern Lande als Altirland allein angehört; ein seltsames Geschlecht, jetzt im völligen Verschwinden begriffen, welches sein ursprüngliches Entstehen einer tiefen Eigenthümlichkeit irischen Wesens verdankt. Dies ist der Zug des Irländers, in einzelnen Grafschaften wie Kerry und anderwärts besonders vorherrschend, nach höherm Wissen. Das klingt seltsam wenn man die gegenwärtige Lage Irlands überschaut; allein noch vor zehn Jahren ist es vorgekommen daß man unter den ärmsten Classen des Landvolks Männer fand die geläufig Latein sprachen und Griechisch lasen. Wenn der Engländer der untern Classen nach Wissenschaft strebt als Mittel zum Erwerb, so „verehrt der Irländer in dem Wissen eine Bedingung höherer sittlicher und geistiger Würde und Macht". Diese tiefere Wißbegierde nun, in diesem Volk gerade gewiß ein höchst tragischer Zug, fand sonst seine Befriedigung durch die sogenannten „Heckenschulen". Ihrer gab es vor etwa 20 Jahren mindestens eine in jeder Gemeinde. Die Benennung rührt daher, weil sie wenn es das Wetter irgend erlaubt im Freien gehalten werden. Alsdann sitzt der Lehrer vor der Thür seiner Hütte; die Schüler mit ihrer Schreibtafel und ihrem Cornelius Nepos hocken und lagern unter Baum und Hecke um ihn her, vernehmen die Lehre oder sagen ihre Lectionen

*) Der Shillalagh, die prima und ultima ratio des Irländers, ist unser deutscher Ziegenhainer, und schreibt sich aus einem Gehölz bei Arklow her, wo vorzüglich kräftiger Weißdorn wächst. Die Herrichtung des Shillalagh geschieht auf das sorgfältigste. Man schmiert ihn mit Butter ein, trocknet ihn langsam am Feuer, legt ihn in Mist u. s. w.

auf. Das Schulgeld wird nur in natura entrichtet, soviel Jeder vermag.

„Auch an Freischülern fehlte es nie, und diese sind meist für den geistlichen Stand bestimmt. Diese «armen Schüler» waren meist Waisenkinder; aber sie brauchten wegen ihres Unterhalts ohne Sorge zu sein. Auch in der ärmsten Hütte fanden sie freundliche Aufnahme. Noch jetzt, obgleich dies Geschlecht mit dem der Hecken-schoolmaster mehr und mehr verschwindet, begegnet man zuweilen einem solchen armen fahrenden Diener der Wissenschaft in dürftiger Kleidung, ein paar Bücher an einem Riemen über der Schulter, ein Tintenfaß von Horn am Knopfloch hängend, und durch einen der vielen Risse des alten Filzes der einen Hut vorstellen soll ein paar sehr abgenutzte Schreibfedern gesteckt..."

Solch einem originellen Kauz von Heckenschulmeister begegnen wir nun hier. Es ist aber eine tiefrührende, durch und durch charakteristische Scene, diese mit dem würdigen, vortrefflichen, wenngleich für seine philologische Herrlichkeit mächtig capricirten Schulmeister und seinem fahrenden Schüler, der anfangs als fieberkranker Knabe in einem hohlen Baume logirt, von der Milde und Ehrfurcht der Dorfbewohner gepflegt, den der blutarme Schulmeister alsdann zu sich nimmt an Sohnesstatt um ihm Latein zu lehren, Griechisch, Hebräisch, und was sonst er Alles nur selbst weiß: ein Lebensbild voll rührender Gemüthlichkeit, bei dem wir uns leider hier nicht länger aufhalten können.

In der „Verschwörung zu Doneraile" begegnet uns ein ganz abweichendes irisches Lebensbild, eine irische Juryscene, die einen tiefen Blick in die öffentliche Verhandlungsweise irischer Gerichtshöfe überhaupt gewährt. Die Gestalt O'Connell's begegnet uns hier in ihrer ganz eigenthümlichen juristischen Prägnanz und Größe: martialisch-entscheidend, und Alles verblüffend durch den unverwüstlichen Fonds seines durchaus praktischen Wissens und Vermögens.

Der Abschnitt „Improvements in Ireland" (ein Ausdruck worunter der Engländer Verbesserungen, zunächst auf materiellen Wohlstand bezügliche, aller Art versteht) liefert uns den Beweis von der unendlichen socialen Formzähigkeit der irischen Nationalität. In dieser Behauptung, so ausgesprochen, liegt freilich eine tiefe Ironie, eine schmerzliche, ahnungvoll-welthistorische. Der irische kleine Pächter lebt in einer Hütte die sich zu der Wohnung des englischen Landmannes verhält wie ein Schweinstall überhaupt zu einer menschlichen Behausung, und in diesem Stalle, in der Genossenschaft mit seinem Schwein, das ihm den Pacht bezahlt, entwickelt er noch die ganze Fülle seines nationalen Humors und seiner unbegreiflichen Lebenslust. Wenn die Armuth, die noch nicht ganz hülflose Armuth ist, sich im Schmuz und Elend des Daseins wohlbefindet; wenn hier tausend mal der Fall vorkommt daß Wohnung, Hausgeräth, Kleidung, Werkzeug, Nahrung (kurz Alles was zu des Lebens Nothdurft gehört) einer solchen Familie von Haus aus nach einem Zuschnitt angelegt ist dessen sich mancher Stamm der wirklichen Wilden schämen würde; wenn hier Schmuz, Unordnung und der Zustand des unaufhaltsamen Verfalls selbst die trauliche Lebensbedingung ausmachen, was helfen dann bei so bewandten Umständen alle Versuche zu „Improvements"? Nichts! Und die „gute Dame" die die London season der großen Welt verläßt um solche auf ihren „Gütern" in Irland vorzunehmen, kann nur getäuscht und enttäuscht werden. Aber allewege ist es „das Schwein das ihr den Pacht bezahlt".

Der Abschnitt „Die Unschuldigen" ist ebenfalls überaus national-charakteristisch. Diese „Unschuldigen" sind nämlich die — Blödsinnigen, die am Geist von der Natur verwahrlosten Unglücklichen, deren Irland, wie bekannt, nicht Wenige zählt. Gegen diese, welche die irische Sprache in ihrem tiefen Mitleid Naturmenschen (naturals) oder Unschuldige nennt, wohnt eben diesem Volke eine unendliche Pietät bei. Der Türke hegt bekanntlich den Glauben daß den Narren und Blödsinnigen eine gewisse Heiligkeit innewohnt. Das thut der Türke; aber kein anderes christliches Land in der Welt gibt es wo diese Unglücklichen, diese öfters nur halb blödsinnigen, zur andern Hälfte aber boshaften Geschöpfe mit so großer Liebe und Geduld gepflegt werden als in Irland. Einer armen, blutarmen Frau hatte ein solcher „Unschuldiger" einen Laib Brot gestohlen. (Jedermann weiß was ein Laib Brot bei einer armen Irländerin zu bedeuten hat.) Als man sie damit tröstete: das neue Armengesetz werde das Land bald von der Pflege dieser boshaften Ueberlästigen befreien, gab sie zur Antwort:

„Nun, es ist wahr, der arme Billy kann Einem oft recht zur Last werden, und er ist mit Respect zu melden ein arger Dieb — Das ist er; aber Gott helf' ihm, er weiß es eben nicht besser. Und dann, ich weiß nicht wie es zugeht, aber ich fürchte wir werden uns recht einsam finden ohne ihn und seinesgleichen. Der arme Billy! Es wird doch recht hart sein ihn zwischen steinerne Mauern einzusperren, die Creatur. Es sind eben arme Unschuldige, und nichts Schlimmeres; und wollte Gott, man könnte Dasselbe auch von uns sagen!"

Solcher Unschuldigen wird uns hier eine ganze Reihe vorgeführt: Lebensbildnisse die nicht verfehlen unsere besondere Theilnahme zu erregen, weil sie dazu dienen einen sehr bedeutsamen Zug der Physiognomie irländischen Lebens zu veranschaulichen. Auch der Blödsinn wie der Wahnsinn hat seine Poesie, insbesondere wenn ersterer so tief in der Nationalität, so fest im Natursein, im heimatlichen Boden wurzelt, wie es uns diese Reihe von Naturportraits darthut. In der Gestalt Peter Purcel's zumal, des Krähenfreundes, begegnet uns ein ganz einzig Stück blödsinniger Naturplastik.

Die dritte Abtheilung unsers Werkchens befaßt „Irische Sagen, Märchen und Legenden". Diese Abtheilung hat uns weniger behagen wollen. Es fehlt darin die rechte Weihe der Naturbestimmtheit. Die Legenden haben wir ganz unbedeutend gefunden. Gewiß, daß uns schon weit tiefere irische Sagenformen begegnet sind als die z. B. die sich in „Princeß Seekalb", einem bereits mehrfach variirten Sujet, darstellt.

Zwei Bekanntschaften haben wir indeß hier doch gemacht die sich der Mühe verlohnen: Nr. 1 der irische Nationalkobold Cluricaune, dem wir früher schon in abweichender Form begegnet sind, dessen Beschreibung der Leser auf S. 248 und 249 nachsehen kann, und dann die interessante „Banshee", ein weiblicher Warnegeist, eine Art Familienklagegespenst, mit aristokratischem Dynastenanstrich, nicht unähnlich unserer Weißen Frau. 40.

Bibliographie.

Das Buch der Religion, oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutschen Volkes dargestellt von einem deutschen Theologen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Erzählungen aus Rußland. Deutsch von W. Wolfsohn. Zwei Theile. Dessau, Katz. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wirtembergischer Fürstenspiegel. Eine Reimchronik vom Pfaffen Rupertus. Baden. 16. 7½ Ngr.

Geinitz, H. B., Das Quadersandsteingebirge oder Kreidegebirge in Deutschland. Mit 12 Steindrucktafeln. Freiberg, Craz u. Gerlach. 1849—50. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Göhren, Caroline v., Novellen. Zwei Bände. Dresden, Schäfer. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Meier, E., Der Prophet Jesaja erklärt. 1ste Hälfte. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Niendorf, Emma, Einfache Geschichten. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 1849. 8. 2 Thlr.

Ortenburg, H. v., Nachtblüthen. Erzählungen. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 247. —— 15. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

Sehr richtig bemerkt Herr Schmidt daß seit der „Phänomenologie", die ein ideelles Spiegelbild der Geschichte aufstellte, man von Seiten der Philosophen gegen den realen Inhalt derselben etwas spröde geworden sei, während die eigentliche Geschichtschreibung sich der Ansprüche der Speculation zu erwehren suche. Wer wird es bezweifeln daß „solange beide in ihrer abstracten Trennung bleiben von einem eigentlichen Kunstwerk, dessen Charakter die Wissenschaft immer mehr anstrebt, nicht die Rede sein kann"?! Vorerst nun abgesehen davon wieweit er selbst hinter der Aufhebung dieser abstracten Trennung zurückgeblieben ist, hat jenes schon berührte, heimlich hemmende, boshafte Element es nicht zur Gestaltung eines „Kunstwerkes" kommen lassen. Durch doppelte Abwehr übler Meinung macht er sich vornherein doppelt verdächtig. Indem er es als Aufgabe seiner Schrift bezeichnet an einem bestimmten Begriff, der in diesem Augenblick ein Stichwort der Parteien geworden sei, dem Begriff der Romantik, jene Einbildung der Idee in die Geschichte zu versuchen, fügt er bei daß sie keinen polemischen Zweck habe, sondern in der objectiven Darstellung der Erscheinungen auf dem Gebiet der Religion, der Philosophie, der Kunst, des Staatslebens die Bewegung der Idee suche durchscheinen zu lassen.

Mich dünkt daß das bedenklich Auffallende solcher Verwahrung bei einem umfangreichen Werke, welches durch seinen Titel schon die reine Würde wissenschaftlicher Arbeit sich beimißt, keinem gewissenhaften Leser entgehen könne.

Ob der Kampf den wir solchergestalt zwischen den absoluten Anfoderungen der Wissenschaft und den Neigungen einer schlechthin negativen Subjectivität, zwischen der Reinheit des Princips und den Irrthümern (wenn bei solcher Bewußtheit „Irrthum" für die richtige Bezeichnung gelten darf!) der Anwendung im Einzelnen zuweilen unentschieden finden, ob dieser Kampf geeignet sei zu günstigerm Urtheil zu stimmen, mag man billig sehr bezweifeln. Können einmal jene untergeordneten, unechten Elemente welche die ernste Arbeit störend durchkreuzen nicht überwunden werden, so bleiben wir gern wenigstens mit Aeußerungen einer Halbheit verschont, die sich uns doch als ein Eines und Ganzes insinuiren möchte, so ziehen wir die grobe Entschiedenheit des Geständnisses vor welches nicht das Bessere vorspiegeln will wo das Gegentheil als Grund der Lebensstimmung gewußt wird. Während aber aus dem Totaleindruck dieser „Studien zur Philosophie der Geschichte" der Verf. als unzweifelhafter Schüler und Jünger jener Geschichtsanschauung des Schalks erkannt wird, deren Ausdruck ich als avis au lecteur gegeben habe, sucht er uns oft einzureden als schwöre er nur auf den Goethe'schen Glauben daß das Wahre blos durch seine Geschichte erhoben und erhalten, das Falsche blos durch seine Geschichte erniedrigt und zerstreut werden kann — oder täuscht sich auch vielleicht selbst und erinnert auf diese Weise an Seydelmann's „Halbfertige Mephistophelesse"!

Von dem „heiligen Pathos des Herzens", der unerlaßlichen Bedingung für Jeden der sich in der Betrachtung vergangener Geschichten nach jener Seite wendet wo gleichsam zu der innern Werk- und Geburtsstätte des in sich selbst um das höchste Gut ringenden Geistes der Zugang gewonnen werden kann, von dieser ehrfürchtigen Liebe, mit welcher die idealen Wünsche und Kämpfe geprüft sein wollen, wird in der absoluten Construction die uns hier für „Geschichte" geboten wird keine Spur entdeckt. Im Ganzen fühlt man sich nicht ohne Zustimmung an den erbitterten Ausfall erinnert in welchem schon vor dem Erscheinen dieser Schrift ein etwas ungeberdiger Enthusiast des modernsten Liberalismus (Frey: Polemischer Nachtrag zu dem Aufsatz über Arnold Ruge in den „Charakteren der Gegenwart", I, 426 fg.) unsern Verf. als den Hauptvertreter für den Standpunkt des „gebildeten Bewußtseins" (d. h. der hochmüthigen Blasirtheit) zeichnete, das über allen Dingen frei zu stehen wähne, das um alle Fragen herumgehe, um ihnen alle möglichen Seiten für die Beschauung abzugewinnen, niemals aber die Sache packe, keinem Ding zu Leibe gehe — frisch, selbstvergessen, dazu fehle Kraft und Muth, Leidenschaft, Liebe. Ist in den Zügen welche dort zu dem Bilde des souverainen „Grenzboten" geliefert werden auch mancher zu starke oder gar plumpe Drucker untergelaufen, so hat doch Alles sein Recht was der heftige Gegner über die beleidigende Kühle und Anmaßung ausspricht, mit der diese Kritik Alles betaste, die so „frei" und „selbstbewußt" hin über jedes Pathos hinaus sei, eben darum, weil ihr der ab-

solute Inhalt, der Hintergrund des Ideals, der Enthusiasmus fehle, ohne den noch nichts Großes geschehen auf Erden, auch aller höhern Kraft und Weihe entbehre. So öde und unersprießlich unter solchen Bedingungen nun aber diese „Studien“ auslaufen müssen, bleibt es dennoch hervorzuheben daß wir sie nicht als ganz vergeblich ansehen. Je nüchterner und spitzfindiger in die innersten Bewegungen des Geistes die Kritik vordringt, desto mehr dürfen wir, unbekümmert daß vor dem höchsten idealen Zweck aller Forschung der gesammte Aufwand dieser unermüdlichen Dialektik leere Danaïdenarbeit ist, uns versichert halten daß manche einzelne Züge eine zugleich überraschend neue und richtige Auffassung gewinnen, daß ganze Gedankengruppen in einer neuen lehrreichen Bedeutung der Zusammengehörigkeit sich darstellen werden; je rücksichtsloser unter der Prätension wissenschaftlicher Unbefangenheit das Vorurtheil blasirter Doctrin an der Auflösung bestimmter in einem großen Zusammenhange wirkender Erfolge arbeitet, desto zuverlässiger wird dieses Bemühen einem aufmerksamen Beobachter für die reine Scheidung des Vergänglichen und Bleibenden Gewähr leisten. Und die Verdienste welche auf dieser Seite liegen erkennen wir selbst dann noch in ihrem eigenthümlichen Werth, wenn wir sofort wahrnehmen daß auf der andern Seite wiederum die Verkehrtheiten einer dem behandelten Inhalt fremdartigen Methode und einer durchweg behaupteten abstracten, negativen Tendenz geradezu sinnverfälschende Resultate herbeiführen, indem sie ganze Partien innerer Geschichte in schiefe oder völlig unklare Positionen hineinzwängen und so den Keim zu einer häßlichen Verwirrung legen. „Als vorübergehender Zustand ist der Skepticismus logische Insurrection; als System ist er Anarchie“*), heißt es in einem der „Fragmente“ des Schlegel'schen „Athenäum“. Das trifft auch hier die Wahrheit. Natürlich muß dieser Grundzug des Verfahrens seine Consequenzen in der Art durch den Organismus des ganzen Werkes hingreifen lassen daß, bei aller scharfen Signatur der herrschenden Intension, dennoch in manchem Einzelnen der Disposition, der historischen Tektonik eine unleidliche Unordnung und Physiognomielosigkeit zum Vorschein kommt. Man nehme nur dies eine Beispiel: etwa wie ein in seiner Zeitschrift erschienener berliner Brief die eigene Confusion als ein Bild von dem geistigen Zustande „unsers Athen“ seltsam entschuldigt — habe doch auch Immermann die Langweiligkeit unserer Zustände dadurch geschildert daß er langweilige und blasirte Romane darüber geschrieben (!!!) —, so will auch Julian Schmidt ohne Zweifel uns die „Irrfahrten“ des romantischen Geistes dadurch formell versinnbildlichen daß er, geradeswegs von Paracelsus, J. Böhme und Milton kommend, in einer halt- und bodenlos herumirrenden Darstellung Rosenkreuzer, Arndt'schen Pietismus, Zinzendorf'sche Herrnhuterei, Paul Gerhard, Fürchtegott Gellert, Bach, Händel, Klopstock und einen zeitlosen Rationalismus unter die Gesammtbezeichnung: „Der Protestantismus als Theologie“ (I, 180 fg.), zu einem confusen Bild durcheinanderschiebt und dann wieder bei dem Tridentiner Concil den Faden weiter zurückliegender Entwickelungen aufnimmt.

Mit dem Uebel welches wir auf diese Weise angerichtet sehen steht ein anderes, auf die Darstellung sehr bedeutend einfließendes Moment seiner ganzen Auffassung, zugleich bekannt als das gemeinsame einer jungen philosophischen Richtung, im nächsten Zusammenhange. Es ist Dies eine auf fertige Kategorien reducirte Philosophie des Ereignisses, die dem wirkenden Individuum meistens nur beiläufig und willkürlich, sehr selten im zukommenden Maße, und auch dann oft mit einer entstellenden Manier ihre Theilnahme zuwendet. Wenn wir in der Geschichte der Ideen die ewige Continuität eines Processes anschauen, so macht diese Art der Betrachtung nicht übel Miene die persönlichen Entwickelungen als gleichgültige Medien des allgemeinen Geschehens mit allem Anspruch der Würdigung gänzlich hinwegzuweisen (ohne freilich darum für alle mal den Einzelnen der zweideutigen Ehre gleichsam eines beiläufigen boshaftkritischen Rippenstoßes zu entlassen). Ganze Reihen unglücklicher Celebritäten kann man nach diesem Princip ohne Erbarmen, ohne Ansehen der Person zusammengekoppelt und geknebelt von den Henkern des Individuellen in den Ocean des „Anonymen“ versenken sehen, wo er am tiefsten und undurchsichtigsten ist. Im Wesentlichen haben wir es da mit der Ausdehnung eines alten Schadens zu thun, von welchem unsere historische Behandlung literarischer und Culturzustände überhaupt an manchen Stellen bedenklich sich ergriffen zeigt, nämlich der Gewohnheit: was ein Charakter bedeutet einzig und allein aus dem Zusammenhange, der Verwandtschaft mit verbreitetern Zeitrichtungen, mit einer besondern „Schule“ u. s. w. erfassen zu wollen. Die Philosophie der Geschichte hat nicht eine genau analysirende und distinguirende Geschichte von bedeutenden Persönlichkeiten zu geben, sondern vielmehr die allgemeinen Züge der innern Verbindung aufzudecken; aber es ist dennoch natürlich zu verlangen daß nicht das Einzelne, dem Individuum als solchem unmittelbar Angehörige durch Vermischung mit diesen allgemeinen Zügen entstellt oder der individuelle Gehalt geschmälert werde. Hegel spricht in dem witzigen Aufsatz: „Wer denkt abstract?“ („Vermischte Schriften“, Bd. 2) diesem falschen Gesichtspunkte das schlagendste Urtheil, und — wenn man mir diese seltsame Zwei-Einheit von Gewährsmännern hingehen läßt — Heinrich Laube (in der Widmung seiner „Schauspielerin“ an Varnhagen von Ense) spricht in ähnlichem Sinne aus: daß die vielen zufälligen Richtungen unserer Tage einen Menschen nicht erschöpfen. „Der Mensch ist mehr als ein historisches Moment, denn er kann deren viele erzeugen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Von Gustav Kühne Schleiermacher zugesprochen.

John Howard der Menschenfreund.

John Howard and the prison world of Europe. By *Hepworth Dixon*. London 1849.

Dieses längst erwartete Buch ist dem Gedächtnisse eines Mannes gewidmet dessen Name in England gleiche Bedeutung mit unerschöpflicher Menschenliebe hat. Auch Deutschland, das er in den Kreis seines Wirkens zog, schuldet ihm Dank und wird sich deshalb gern an ihn erinnern lassen.

Wo und in welchem Jahre John Howard geboren worden, steht nicht fest; vermuthlich zu Clapton im J. 1726. Sein Vater war Kaufmann gewesen, hatte jedoch schon früher sich vom Geschäft zurückgezogen und lebte als Privatmann. Die Mutter starb dem Knaben früh. Ihr Tod brachte das schwächliche Kind in die Pflege einer Bäuerin zu Cardington, einem Dorfe unweit Bedford, wo der Vater ein Landgut besaß. Ungeachtet aller Sorge für seinen Unterricht kam John im Griechischen und Lateinischen nicht vorwärts. „Zwei Umstände“, heißt es etwas geziert, „müssen wegen Howard's Unaufmerksamkeit bei seinen classischen Studien in Anrechnung kommen: einmal fühlte er sich nicht dazu berufen und zweitens war er für die Schreibstube und die Börse bestimmt.“ Sein Vater that ihn also in die londoner en-Gros-Materialhandlung der Herren Newnham und Shipley, und hier war er in seinem siebzehnten Jahre noch Lehrling, als der Tod seines Vaters ihm ein reiches Erbtheil hinterließ. Ueber sein Alter ernst und bedachtsam kaufte er sich los, reiste zur Befestigung seiner Gesundheit nach Frankreich und Italien, kehrte nach zwei Jahren zurück und nahm in Stoke Newington unweit London Wohnung. Anlage zur Schwindsucht vermochte ihn von Obst, Brot, Pflanzen und Wasser, auch im Uebrigen sehr eingezogen zu leben. Dennoch wurde er im fünfundzwanzigsten Jahre gefährlich krank und glaubte eine Genesung vorzugsweise seiner Wirthin zu danken zu haben, einer Frau Loidore, der armen, körperlich leidenden, 52 Jahre alten und Nichts weniger als hübschen Witwe eines Handlungsdieners. Seine Schuld ihr abzutragen bot er ihr seine Hand. Nach einigem Zögern ihrerseits wurde der Bund geschlossen, ein glücklicher Bund, welchen nach drei Jahren der Tod löste.

Howard verließ England um nach Portugal zu gehen. Sein Schiff ward von den Franzosen genommen, er kriegsgefangen nach Brest geführt und hier durch die Leiden seiner Gefährten auf das große Werk seines Lebens vorbereitet. Unter der Bedingung eine entsprechende Auswechselung zu bewirken nach England entlassen, erfüllte er nicht blos seine Zusage, sondern erlangte auch mehre ähnliche Auswechselungen. Dann begab er sich 1756 auf sein Erbgut und verwendete zwei Jahre theils dies, theils die Lage der dortigen Armen zu verbessern. Indem er aber that wozu er sich gegen sie verpflichtet glaubte, foderte er zugleich daß jeder Einzelne ebenfalls seine Schuldigkeit thäte. Er wählte 1758 Henriette Leeds zur zweiten Gattin. Vielleicht weil sie ein Jahr jünger als er war machte er charakteristisch genug mit ihr aus: „bei jeder zwischen ihnen eintretenden Meinungsverschiedenheit solle seine Ansicht gelten.“ In Betreff der Sorge für die Armen fand eine solche Meinungsverschiedenheit nicht statt. Bald nach der Hochzeit stiftete die junge Frau aus dem Erlöse ihrer Juwelen ein Krankenhaus und ihre und ihres Gatten vereinte Bestrebungen erhoben binnen sieben Jahren die Armen in Cardington zu verhältnißmäßigem Wohlstande, und führten statt der bisherigen Unwissenheit und Roheit Sittlichkeit und häusliches Glück bei ihnen ein. Um diese Zeit gab Frau Howard einem Sohne das Leben, er ihr den Tod. Tiefgebeugt weinte der Gatte an ihrem Grabe und keine Jahre trockneten die Thränenquelle auf. Vor Antritt einer seiner spätern Reisen ins Ausland wandelte er, seinen Sohn an der Hand, durch den Garten in Cardington. Plötzlich blieb er stehen und sagte mit schwankender Stimme: „Jack, sollte ich nicht wiederkehren, so magst du es mit meinen Anlagen halten wie du willst. Das aber vergiß nicht daß diesen Baumgang deine Mutter gepflanzt hat, und solltest du auch nur einen Zweig davon brechen, wird mein Segen nie mit dir sein.“

Achtzehn Monate schloß sich Howard in Cardington ein. Dann griff er zu seinem gewöhnlichen schmerzlindernden Mittel, zum Wanderstabe. War bisher Ernst die vorherrschende Färbung seines Gemüths, so wurde die Färbung nun dunkler und heiliger. Er lebte das Leben eines Einsiedlers. Sein Tagebuch enthält kaum etwas Anderes als seine inbrünstigen Gebete. Nach dreijähriger Abwesenheit sah er Cardington wieder, und ohne ein wenig bedeutsames Ereigniß würde er wahrscheinlich daselbst gestorben sein, nur gekannt und betrauert von den Armen der Umgegend, denen er über sein Leben hinaus ein Versorger blieb. Er wurde 1773 zum Sherif der Grafschaft Bedford ernannt. Die Uebernahme eines Amtes galt Howard die Verpflichtung es treu zu verwalten. Während des Verhörs der Gefangenen war er ganz Ohr. Nachher besichtigte er die Gefängnisse. Er erschrak in innerster Seele über deren grauenvollen Zustand und erkannte sofort seine Mission. Der Traum des Lebens war zu Ende, das Handeln hatte begonnen. Weniger aus überfluthender Menschenliebe als gedrückt von dem Gefühle der Verantwortlichkeit gegen seinen Schöpfer unternahm er das Riesenwerk England von dem Schimpf und der Schande zu befreien in der Bestrafung seiner Verbrecher kein Maß und Ziel zu kennen.

Es war indessen nicht die schlechte Beschaffenheit der Gefängnisse allein, noch die schlechtere Behandlung der Gefangenen, nicht daß der unglückliche Schuldner die Zelle des Mörders theilen mußte, daß Schwören, Fluchen, Gottlästern und Spielen die Tagesordnung machten, Trunkenheit kein Laster, die Vermischung der Geschlechter keine Ungebührlichkeit hieß und von religiöser Andacht sich kaum eine Spur fand — nicht Dies allein erschreckte Howard; er erschrak ebenso sehr über das vom obersten Beamten bis zum untersten Schließer herrschende Bestechungssystem, über den dem reichen Schurken geleisteten Vorschub und die dem armen Unschuldigen verweigerte Gerechtigkeit. „Verhaftete“, schreibt er, „die von der Jury freigesprochen worden, Andere gegen welche kein Grund vorlag sie vor die Assisen zu stellen, Andere deren Ankläger außengeblieben — sie Alle wurden nachdem sie schon Monate gesessen in den Kerker zurückgeschleppt und festgehalten, bis sie gewisse dem Schließer, dem Actuar u. s. w. zu entrichtende Gebühren bezahlten.“ Howard fing damit an die Salarirung des Gefangenenwärters aus der Grafschaftskasse zu beantragen. Es sollte geschehen dafern er nachwiese daß es in andern Grafschaften geschehe. Er bestieg sein Pferd, ritt weit und breit umher; aber statt den gesuchten Nachweis zu finden, überzeugte er sich daß die Gefängnißeinrichtung in Bedford besser als irgendwo, und faßte den nie gewankten Entschluß der Gefängnißreform in England „und in der Welt“ sein Leben zu weihen. Von den Gräueln denen Howard auf seinem Ritte begegnete dürfte die Erwähnung der in Norwich genügen. Die Zellen waren unter der Erde, der Schließer bezahlte dem Untersherif für seine Stelle jährlich 40 Pf. St., das Gefängniß wurde jährlich nur ein mal visitirt und die Vergütung für das im ganzen Gefängnisse gebrauchte Stroh betrug jährlich eine Guinee oder sieben Thaler.

Von einem Ende zum andern durchzog nun Howard England, von Grafschaft zu Grafschaft, von Stadt zu Stadt, hörte mit seinen Ohren und sah mit seinen Augen, zeichnete Alles treu und wahr auf und half wo er konnte, indem er für Viele die wegen rückständiger Gebühren der Freiheit beraubt blieben den Betrag erlegte. Die erste Frucht seines Vorhabens reifte schnell. Die Sache kam im Parlamente zur Sprache, er wurde vor die Schranken gefodert, redete mit Wärme von Dem was sein Herz erfüllte und erntete den öffentlichen Dank des Parlaments. In nächster Folge genehmigte dasselbe am 31. März und am 2. Juni 1774 zwei Gesetzvorschläge, von welchen der erstere alle Gebühren aufhob und die unverweilte Entlassung

der Gefangenen nach geschehener Freisprechung, der andere das Weißen, Reinigen und Lüften der Gefängnisse, die Einrichtung von Krankenstuben und das Erbauen gesunder Kerker anordnete. Howard lag krank zu Bett als diese Gesetze in Wirksamkeit traten. Aber auf seinen Knien dankte er Gott daß er seine Bemühungen gesegnet, und sobald seine Gesundheit es ihm erlaubte, besuchte er ein zweites mal die bereits von unten bis oben durchforschten Gefängnisse, um selbst zu sehen daß den Gesetzen allenthalben nachgekommen würde.

Immer seinen Zweck vor Augen ging er aus England nach Schottland, von da nach Irland, von hier 1775 auf den Continent, zuerst nach Paris. Die Behörden öffneten ihm alle Gefängnisse, mit Ausnahme der Bastille, und es freute Howard sie im Allgemeinen wenn auch nicht gut, doch um Vieles besser zu finden als die englischen. Nachdem er überall herum war, drang er auch in die Bastille, und wenig fehlte, er hätte seine Keckheit mit lebenslänglicher Einsperrung büßen müssen. Dafür rächte er sich durch die englische Uebersetzung eines heimlich umlaufenden, mit unsaglicher Mühe sich verschafften Berichts über dieses Staatsgefängniß. Von Paris fort bereiste er Belgien, Holland und Deutschland, kehrte nach England zurück, überzeugte sich daß die beabsichtigte Reform festen Fuß gewonnen, und eilte in die Schweiz. In der Schweiz war Arbeit das Grundelement des Strafsystems, und Howard ließ sich Dies nicht zwei mal sagen. Nachdem er in solcher Weise drei Jahre thätig gewesen, während dieser Zeit — ohne Eisenbahn und Eilwagen — 13,418 englische Meilen zurückgelegt und aus eigener Anschauung reicheres Material gesammelt hatte als irgend eine Bibliothek darbot, schrieb er sein großes Werk: „The state of the prisons in England and Wales" (Warrington 1777). Ein Anhang dazu erschien 1780, die zweite Auflage des ganzen Werks London 1792, mit neuem Anhang, deutsch von Köster Leipzig 1780. Das erregte Aufsehen entsprach dem Werthe des Buchs. Bald nach dessen Erscheinen lag der englischen Regierung die Frage vor: was mit den Verbrechern anzufangen sei welche wegen des Amerikanischen Kriegs nicht deportirt werden konnten. Man wendete sich an Howard. Er empfahl die Errichtung einer Arbeits- und Besserungsanstalt, ging nach Amsterdam, wo er eine wußte, um sich damit näher bekanntzumachen, dann nach Deutschland, gerieth in Schlesien zwischen die Kampfheere von Oestreich und Preußen, verweilte in Wien, reiste nach Rom, warb vergebens um die Erlaubniß die Gefängnisse der Inquisition zu sehen, sah aber alle andern und nahm durch Frankreich den Heimweg, gesegnet von Hunderten denen er ein Retter gewesen. Nach kurzer Rast trat er im Vaterlande eine Rundreise an um wegen der vorgeschriebenen Verbesserungen Gewißheit zu erlangen. „Diese heimische Reise", heißt es, „war seine längste und mühseligste. Sie dauerte vom Januar bis Ende November 1779, brachte ihn fast in jede Grafschaft Englands, Schottlands und Irlands, und umfaßte eine Wegstrecke von 6990 Meilen. Das Resultat veröffentlichte er am Schlusse des Jahres, in obengedachtem Anhang 1780. Im Allgemeinen war er mit dem Befunde zufrieden.

Vom südlichen und mittlern Europa richtete Howard seinen Blick nach Norden. Belehrt daß seine Ankunft in einer Hauptstadt häufig das Zeichen sei die Gefängnisse zu fegen und den Gefangenen Sonntagskleidung anzuziehen, wanderte er die Täuschung zu vermeiden allein und zu Fuß in Petersburg ein. Aber der Polizei entschlüpfte er nicht und Kaiserin Katharina ladete ihn sofort zur Tafel. Howard, in jeder Fiber seines Herzens Republikaner und Puritaner, lehnte ehrerbietig ab. Sein Kommen, sagte er, gelte den Gefangenen in ihren Kerkern und dem Elende in seiner Hütte, nicht den Höfen und Palästen der Fürsten und Fürstinnen. Er ging nicht. Nach kurzem Aufenthalte und zurück nach England durch Polen, Preußen, Hanover, Holland und die östreichischen Niederlande brach er wieder 1783 nach Spanien und Portugal auf und veröffentlichte nach seiner Heimkehr die Ergebnisse in einem zweiten Anhange zu seinem großen Werke. Eine unausgesetzte zwölfjährige Thätigkeit, der Besuch aller Gefängnisse in den Hauptstädten des Continents, und ein gehabter Aufwand von nahe 30,000 Pf. St. dünkten Howard noch nicht genug von seiner Arbeit auszuruhen. Ende November 1785 zog er abermals fort, jetzt um womöglich ein Mittel gegen die Pest zu entdecken. Ueber Marseille, Livorno, Venedig und Malta kam er nach Smyrna, wo die Pest wüthete, und ging hier zur Fahrt über das Adriatische Meer absichtlich an Bord eines inficirten Schiffes. Er wollte die Leiden der Quarantaine und die Einzelheiten des Lazaretlebens aus eigener Erfahrung kennenlernen. Sein Wille geschah. Während er 40 Tage auf die fürchterlichste Weise litt und entbehrte, erhielt er Nachricht aus England daß ihm dort ein Denkmal errichtet werden solle und sein einziger Sohn nach kurzem wüsten Leben in Wahnsinn verfallen sei. Ans Bett gefesselt schrieb er die Bitte zurück bis zu seiner Ankunft für seinen Sohn zu sorgen, und das Vorhaben der Denkmalserrichtung das ihn tief bekümmere zu hintertreiben. In diesem Sinne handelte er auch bei seiner Heimkehr und brachte es dahin daß die gezeichneten Beträge größtentheils zur Befreiung verhafteter Schuldner verwendet wurden. Ueber seine Reise erschien „An account of the principal lazarettos in Europe" (London 1789; deutsch, Leipzig 1791).

Nach dem Tode seines Sohnes im Irrenhause rüstete sich Howard zu seiner, wie er ahnte, letzten Reise. Er legte sein Testament nieder, sorgte darin für seine Armen, schied von seinen Freunden und verließ England am 5. Juli 1789, um durch Holland, Deutschland und Rußland die Türkei, Anatolien, Aegypten und die Barbarei zu besuchen. Er kam nur bis Cherson in der russischen Tatarei. An hitzigem Fieber zum Tode erkrankt bezeichnete er im Dorfe Dauphiny die Stelle wo er begraben zu sein wünschte. „Legt mich ruhig in die Erde", sagte er, „stellt eine Sonnenuhr auf mein Grab und laßt mich vergessen werden." Der 20. Jan. 1790 war sein Todestag; was er geleistet und errungen ist seine Grabschrift. 8.

Notiz.

Die Gesellschaft für Geschichte von Frankreich.

Die Gesellschaft für Geschichte von Frankreich (Société de l'histoire de France) hat zu ihrem Zwecke ein sehr anerkennungswerthes Streben. Sie sorgt nämlich mit allen ihr zugebotestehenden Kräften für Publication von Werken und Documenten welche die Kenntniß der vaterländischen Geschichte in Frankreich verbreiten sollen. Wenn die jetzige Zeit, wo man weit mehr die Gegenwart aus den Journalen kennenlernen will, dem Unternehmen welches sich nur mit der Vergangenheit beschäftigt auch nicht günstig gewesen ist, so sind doch bisjetzt bereits nach und nach 50 Bände herausgegeben worden, und nicht leicht gibt ein Subscribent das Werk auf oder findet man eine nur einigermaßen bedeutende Bibliothek ohne dasselbe in Frankreich. Jetzt ist man besonders bemüht die bereits begonnenen Schriften zu Ende zu führen. So ist der Proceß der Jeanne d'Arc von Quicherat durch einen fünften Band completirt worden. Der erste Band des Journals von Barbier, welches einen höchst interessanten Beitrag zur Schilderung der Sitten und Ansichten der pariser Bourgeoisie unter der Regierung Ludwig's XV. liefert, wird bald von einem zweiten und dritten Bande gefolgt sein. Der sechste Band der Geschichte des heiligen Ludwig von Tillemont, eine ebenso sorgfältige als scharfsinnige Arbeit, wird noch in diesem Jahre erscheinen und dann das ganze Werk beendet sein. Die interessante Beschreibung der Mazarinaden von Moreau wird ebenfalls 1850 erscheinen. Trotz der sehr beschränkten Mittel hat die Gesellschaft doch Gelegenheit genommen ihre Freigebigkeit in einem Preise von 10 Bänden, der für den am meisten sich in der Geschichte auszeichnenden Studirenden ausgesetzt worden ist, zu zeigen. Ebenso hat sie das Unternehmen des Polizeipräfecten eine Bibliothek für die Gefangenen zu begründen bereitwilligst unterstützt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 248. —— 16. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 247.)

Nirgend ist bekanntlich jenes oberflächliche Auffassen und Angreifen der Charaktere innerhalb eines bestimmten, beschränkten Verhältnisses der Gemeinsamkeit mehr zur stehenden Sitte festgeworden als in dem bequemen Schematismus nach welchem man die speciell sogenannten „Romantiker" abzufertigen pflegt. Wir kommen bei unserm Autor darauf zurück. Er hat für seine Zwecke den gewöhnlichen Schematismus so erweitert daß wir in der Aufnahme unter die Gemeinschaft der „Romantiker" kaum noch einen Beitrag zur Charakteristik, geschweige denn den letzten Zug, die Besiegelung derselben erkennen mögen. Wir hören in den zwischen die fortentwickelte Geschichte überreichlich hineingestreuten Erinnerungen an den allgemeinen Titel nur das lästige Geklingel einer bedeutungslosen Terminologie, die beiläufig nach Arnold Ruge's Vorgange (vergl. dessen „Sämmtliche Werke", Bd. 1) die müßige Variante: Anonym für Romantisch in so vielen Exemplaren aufgenommen hat daß Kenner der Mörike'schen Muse zu humoristischem Troste des spaßhaft verzweifelten Fluches gedenken werden:

Ei so hole der Teufel auf ewig die höllischen Schweinsfüß'!
(Mörike's Gedicht: „Alles mit Maß.")

Deutlich genug spricht aus diesen und ähnlichen Merkzeichen die für unsern Philosophen charakteristische Grille: überall im Wesentlichen ein leeres Zurückkommen auf den alten Punkt des Grundirrthums nur mit etwas modificirter und neuverzierter formeller Wendung erblicken zu wollen. So paßt am Ende Alles zu Allem, und da Alles, im Grunde identisch zusammenlaufend, sich gleichsam nur den Spaß macht, so oder so, an diesem oder jenem Punkte, mit diesem oder jenem Namen zu erscheinen, läßt man's, wie obiges Beispiel andeutete, auf eine „Handvoll Noten" — Jahrhunderte — gelegentlich nicht ankommen.

Indem ein bedeutungsvoller Stufengang der Entwickelung auf diese Weise so gut wie gar nicht beachtet wird, ist es zwar einerseits natürlich daß, trotz einer oft sehr scharfen Fassung der formellen Modificationen, für den recapitulirenden Rückblick des Lesers am Ende Alles fast in eine unterscheidungslose Breite auseinanderfließt, aber andererseits auch sehr zu verwundern daß die einzelnen Erscheinungen oft nicht rascher in die vorbereitete Spitze des Resultats auslaufen und wir also nur zu sehr durch ein ermüdendes Zurückgreifen und immer erneutes Auseinanderlegen des prästabilirten Urunheils (der Transcendenz) belästigt werden. Hier bewährt sich sogleich jene immanente willenlose Selbstironie und Kritik des „souverainen" Standpunktes: daß nämlich Urtheile von ihm ausgehen als deren Object er selbst unbedingt zu subsumiren ist*), wie z. B. (II, 20) von der kritischen Betriebsamkeit der Nicolai'schen „Allgemeinen Bibliothek" einmal die Rede ist, welche Aberglauben, Jesuitismus, Mystik, Kunst, Schwärmerei, Philosophie, Theologie, Gefühl, Leidenschaft, kurz jede Bestimmtheit**) durch den gesunden Menschenverstand und zwar nach dem Satz: Gutta cavat lapidem! durch endlose Wiederholung der ersten Prämissen aufzulösen unternommen habe. Umsomehr ist dieser Uebelstand der wiederholenden Weitschweifigkeit zu verwundern, als es übrigens in dem Wesen dieser absoluten Kritik liegt auf die ungenirteste Weise Sätze aus dem Aermel zu schütteln, deren jeder — kurz oder lang, Aperçu oder Periode — sich als unbedingtes Manifest geberdet, wobei sich denn doch, sollte man denken, die Acten eher zum Schlusse bringen ließen. Und merkwürdig wird man auch hier wieder auf jene unbewußten Beiträge zur Selbstcharakteristik hingeleitet, speciell auf die Bemerkung (II, 424—425) über die glänzenden, durch eine dreiste Paradoxie blendenden Aperçus in den ästhetischen Schriften der romantischen Schule, wenn man unserm Autor auch gerade nicht nachsagen kann daß er, wie es von den letztern heißt, oftmals mit einer Unsicherheit und Verwirrung überrasche die ihre Furchtsamkeit hinter künstlicher Grobheit zu verbergen

*) Für diese Erscheinung gibt Julian Schmidt selbst gelegentlich der Charakteristik Bruno Bauer's das richtige Erklärungsprincip („Grenzboten", 1849, Nr. 22, S. 311): „Die Reaction ist keineswegs frei von den Voraussetzungen welche sie bekämpft; sie ist in ihrer Erscheinung wie in ihrem Wesen durch diejenige geistige Richtung bedingt welche sie als ihren Gegensatz begreift." (Vergl. „Geschichte der Romantik", II, 9.)

**) Ecce der ganze Julianus bis auf das deutungsschwere: Ἐγγύα παρὰ δ'ἄτα — vorbildlich im Nicolaismus!

suche, oder daß er wo es auf die Bestimmtheit eines Kunsturtheils ankomme zu einem „könnte, möchte, dürfte" seine Zuflucht nehme.

So müssen wir denn hinsichtlich der stilistischen Eigenthümlichkeit auch auf das zum Gemeinplatz herabgekommene Buffon'sche: Le style c'est l'homme, uns beziehen. Als Bild der beschriebenen streitenden Züge ergibt sich in der Form der Darstellung eine wunderlich gemischte Manier, in welcher die arrogante Idiosynkrasie, das im Traume der eigenen Unumstößlichkeit sorglos sich wiegende Vorurtheil der „souverainen Kritik", dem die Summe stricter Beweise nur als beschwerlicher Pleonasmus gilt, und die dennoch gezwungene Anerkennung der wissenschaftlichen Postulate, das dennoch empfundene Bedürfniß einer tüchtigen, gesicherten Legitimation selbst zum Scheine einer Einheit vergebens sich zu durchdringen streben. Wie kurz und bündig ließe sich dem modernen, respective Julian Schmidt'schen Ideale der Geschichtsphilosophie genügen!*) Aber man kann doch nicht so mit der Thüre ins Haus fallen, man muß entwickeln, analysiren, mit ernsthafter Miene dociren, Belegstellen citiren — enfin man muß ein dickes Buch schreiben welches nicht alle Gelehrsamkeit desavouirt — kurz, mit Erlaubniß, Klimpern gehört zum Handwerk. Natürlich führt das Alles aber auch zu keinem bessern Trost als den wir ohne diesen conventionnellen Umweg anderswo oft genug bei dem Autor gefunden haben. Wie konnte in dem Stile solcher Streit sich verbergen! Aber dieser Ton, der oft, mitten auf den Dorn- und Schleichpfaden dialektischer Argumentation ermüdend, in die paradoxeste Position eines Manifestes überspringt, oder zur Kurzweil das ironische Register aufzieht, mit Einem Wort: dieses unebene Product aus Schule und Einfall, aus Hegel und Feuilleton, aus Ernst und Frivolität, aus Eifer und Blasirtheit überrascht uns nicht als eine zur „Geschichte der Romantik" eigens gemachte Erfindung; sie datirt lange vor diesem chef-d'oeuvre moderner Geschichtsphilosophie, aber cultivirt, erweitert, mit dem Schmucke piquanterer Abwechselung ausgestattet worden ist sie in demselben, Das wird Niemand verkennen wollen. Die „ihrer Dunkelheit wegen berüchtigte Sprache der Hegel'schen Philosophie" (I, 16) wird stellenweise zu höherer Potenz der Dunkelheit gesteigert, sodaß die keck und deutlich dazwischen herfahrenden Offenbarungen des variirten Themas nur um so greller in blitzartigem Aufleuchten erscheinen; nur an wenigen Punkten faßt sich dies springende Wesen, diese unsaubere Zwiespältigkeit zu einem ruhigen, einfachen, concret abgerundeten Bilde zusammen. Desto öfter verliert es sich ganz in die langweilige Eintönigkeit breiter Abstractionen: man sieht nur matt Grau in Grau wehen; die Gestalten lösen sich auf im Nebel — Platz dem allgemeinen Geiste! Dann brauchen Meinungen und Glaubensartikel keine Gewährsmänner mehr, sie liegen ja gleichsam in der Luft eines Zeitalters. Die Gänsefüße („—") sind dann schon das Höchste was man verlangen kann. Mit der Stimme des Docirenden wechseln plötzlich unter der Ankündigung dieser Zeichen fremde, welche zumeist nicht ihren besondern Urheber, vielmehr die Zeit der sie angehören charakterisiren sollen. Findet sich aber auch bei einem Citat der Verfasser angegeben, so doch außerordentlich selten die Schrift deren Zusammenhange das Einzelne, Vorgetragene entnommen ist. Man will doch wissen: Wo und Wie? Das Sparen dieses Apparats erscheint hier um so unangemessener, da die große Fahrlässigkeit und Liederlichkeit mit welcher das fremde Eigenthum oft bis zur Verunstaltung behandelt ist solche Handhabe der Vergleichung Nichts weniger als entbehrlich macht. Ein Mensch in dessen Gedächtniß der gestapelte Ertrag einer weiten Belesenheit daliegt, sodaß er die Gedanken je eines bestimmten Autors zwar noch ungefähr zu sondern, diese selbst aber nur mit annähernder Worttreue oder gar zu einem neuen — falschen — Zusammenhange durcheinandergeworfen in abrupten Stücken wiederzugeben vermag, müßte etwa eine solche Ausbeute liefern wie sie hier in reichlich umhergestreuten Anführungen geboten wird. Während durch jene Ungenauigkeit des Zusammenhangs z. B. Novalis' Hymnen an die Nacht (II, 452 fg.) übel tractirt sind, zeigt sich die halbe Worttreue, das Verzetteln der ursprünglichen Form zu einem flatterigen Lappenwerk besonders widerwärtig in der Art wie die eigentlichen, mit Vers und Reim angethanen Poeten, nachlässig der gebundenen Form entkleidet, durchbohrt von den epideiktischen Glossen des Kritikers, aber immer noch mit stärker oder schwächer durchklingenden Spuren des eigenthümlichen Rhythmus, gleichsam ärgerlich mahnend an das gute Recht, welches ihnen eine ungeschickte Hand verkümmerte, in den fortlaufenden Text eingeführt werden (vergl. z. B. II, 296—297, 329, 332 und 333).

Zu wiederholten malen müssen aber auch anthologische Zusammenstellungen, „angereihte Perlen" aus dem Schatz großer Geister (an deren Behandlung sich übrigens die erwähnte Untugend nicht rügen, deren geschickte Auswahl zum anschaulichen Bilde eines gewissen Lehrinhalts, Systems u. s. w. sich vielmehr anerkennen läßt), mit einigen keck übers Knie abbrechenden Schlußphrasen versehen, die historische Arbeit auf das bequemste unterstützen. (Vergl. z. B. Michel de Montaigne, I, 336—351; Pascal, I, 352—374; Spinoza, I, 389—413; Herder's „Ideen", II, 104—116; Kant, Fichte, Jacobi u. A.)

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

*) Bei der Umständlichkeit mit welcher Julian Schmidt sein kurzes geschichtsphilosophisches Resultat über die Romantik doppelt ausgesponnen hat — in der Einleitung über die Metamorphosen derselben und in einer ausgeführtern Wiederholung des darin Festgestellten durch zwei starke Octavbände hin — kommt mir das weisere Thun eines orientalischen Herrschers in den Sinn, von dem sich bei Friedrich Rückert umgekehrt die Kunde findet daß er in absteigender Progression aus der Bändeunzahl seiner Büchersammlung des leichtern Reisetransports wegen sich Auszüge machen ließ und endlich des letzten Auszugs Auszug in einen einzigen Spruch zusammenzog, den er stets ohne Beschwer mitsichführen mochte.

Beiträge zur neuesten polnischen Literatur.

Der vielgelesene und ungemein beliebte Kraszewski hat wieder einige neue Werke vom Stapel laufen lassen, und zwar „Jaryna", eine Erzählung, „Tomko Prandzic", eine wahre Fabel (im „Lemberger Wochenblatt" erschienen), und „Erinnerungen an Wolhynien, Podlachien und Lithauen", welche in Paris herausgekommen, und von Wilczynski, dem Herausgeber des „Wilnaer Album", illustrirt sind. Der Autor ist wie immer so auch in diesen neuesten Erscheinungen seinem Charakter treugeblieben, und zeigt bei seltenem Talente noch immer jene unglückliche Zersplitterung, die eine Folge seiner Sucht ist sich in allen Sphären zu bewegen, und die ihn von der Bahn abzieht der er vorzugsweise folgen sollte. Kraszewski's Sittengemälde ermangeln durchaus nicht der Wahrheit; sie sind meist glücklich und originell aufgefaßt, und das komische Element darin ganz vorzüglich gelungen zu nennen: allein dem flüchtigen und unsteten Arbeiter fehlt der höhere Aufschwung, und deshalb ermangeln seine Schöpfungen, sowol die prosaischen als auch die poetischen, des Werthes den sie unter andern Umständen haben könnten.

Trotz aller dieser Mängel bleibt Kraszewski immer ein bedeutender Schriftsteller, und es ist wirklich zu verwundern wie seine bessern Sachen bisjetzt noch keinen deutschen Bearbeiter gefunden haben. Jedenfalls liegt darin eine ebenso große Ungerechtigkeit als Einseitigkeit, umsomehr wenn man bedenkt mit welcher Manie dem deutschen Publicum Alles vorgesetzt wird was die französische und englische Presse zutagefördern. Unserer Ansicht nach brauchte der polnische Autor hier die Concurrenz nicht zu fürchten, und würde gewiß weniger Mittelmäßiges bieten als viele seiner westlichen Collegen.

Ein neulich veröffentlichtes Schreiben Kraszewski's enthält so manches Interessante über den heutigen Stand der Literatur in Wilna, seinem jetzigen Wohnorte, daß wir es uns nicht versagen können dasselbe wenigstens im Auszuge mitzutheilen. Er sagt unter Anderm:

„Meine «Ikonothek» wartet noch auf einige mir versprochene Notate um an sie die letzte Hand anlegen und sie dem Drucke übergeben zu können. Die Sammlung, einige Tausend Artikel umfassend, ist über alle Erwartung zahlreich ausgefallen."

„Meine fortwährend schwache Gesundheit (ich leide an einer Halsentzündung, die allen Mitteln trotzt), beschränkt meine Thätigkeit auf die «Ikonothek» und das «Athenäum», und selbst diesen kann ich nicht vollkommen gerechtwerden. Schon das erstere Werk allein, verbunden mit einer Encyklopädie der Künstler und der alterthümlichen Malereien unsers Landes, ist eine große Arbeit, wie Das aus dem Artikel «Falk» erhellt, der als Probe in dem «Athenäum» für 1850 abgedruckt ist."

„Geschichtliches ist bei uns in letzter Zeit wenig erschienen, und auch das Wenige nicht der Rede werth. Wapowski's Uebersetzungen liegen unbeendigt, und die hier herausgekommenen «Quellen zur Geschichte» blieben nach einigen Lieferungen aus. Angekündigt ist eine kleine, kurzgefaßte «Geschichte der Literatur in Polen» von dem sehr gediegenen Kondratowicz. Im Uebrigen ist der Stand unserer heutigen Literatur ein sehr entmuthigender. Kiew bringt schlechte Bücher, als da sind: «Der Stern», «Leviathan» und andere, die unter der Maske des Fortschritts fortwährend unterwühlen und umstürzen was dem eigentlichen und einzigen wahren Fortschritt zur Grundlage dienen soll, der religiöse und nationale Gedanke. An seine Stelle setzt man den Kosmopolitismus oder Deismus, und verdrängt die Wirklichkeit durch Utopien. Wenn doch diese traurigen Auswüchse verschrobener Köpfe wenigstens künstlerischen Werth hätten, allein auch dieser sogar geht ihnen größtentheils ab."

Wenn Ref. beklagt daß Kraszewski bisher seitens des Auslandes noch so wenig Würdigung gefunden hat, so kann er mit vollem Recht Gleiches in Betreff des Lustspieldichters Joseph Korzeniowski thun, dessen sämmtliche Werke soeben bei Zawadzki in Warschau erschienen sind. Auch im Gebiete der dramatischen Literatur wirft sich der Deutsche gierig auf jede neue Erscheinung der pariser Bühne, und sucht sich jenseit des Rheins was er im eigenen Lande nicht glaubt finden zu können. Es ist hier nicht der Ort darauf aufmerksamzumachen wie verderblich diese Richtung auf uns rückwirken muß, wie sie uns mehr und mehr dem deutschen Elemente entfremdet, und jungen Talenten den Muth nimmt sich in dieser Sphäre zu versuchen; wol aber findet es Ref. am Platze — wenn es denn ohne Uebersetzungen nicht gehen kann — auf einen Autor aufmerksamzumachen dessen Lustspiele als originell und höchst gelungen in Polen fortwährend volle Häuser machen, und selbst am lemberger deutschen Theater eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben. Ist es denn wirklich so schwer dem Guten bei uns Bahn zu brechen, und spielt das Vorurtheil in der That bei uns Deutschen eine so wichtige Rolle?

Die rüstige Orgelbrand'sche Buchhandlung in Warschau kündigt neuerdings wieder zwei sehr interessante Werke an, nämlich: die ältesten polnischen und lithauischen Jahrbücher von dem geschätzten Historiker Maciejowski, und eine Fortsetzung von J. Bielski's (Sohn des berühmten Geschichtschreibers Martin Bielski, und Zeitgenosse Rej's, Kochanowski's u. s. w.) Chronik von 1578—98, die als Manuscript gefunden wurde und nun gedruckt wird.

Aus demselben Verlage haben wir nächstens W. Smaczynski's Poesien zu erwarten, denen eine Uebersetzung einer Tragödie des Sophokles beigegeben ist. Der talentvolle Autor hat auch die „Odyssee" ins Polnische übertragen, und Bruchstücke daraus in einigen Zeitschriften veröffentlicht.

Von bemerkenswerthen Neuigkeiten brachte sonst noch die warschauer Presse: „Literarisches Angebinde", eine Anthologie in Poesie und Prosa aus der Neuzeit von P. Wilkonska; „Von der Bedeutung des frühern Preußens", von O. Schulz; „Volksthümliche Erzählungen" nach K. Balinski's mündlichem Vortrag von Wojcicki; endlich „Das Buch der Welt", in polnischer Sprache, und 21 Hefte der „Dresdener Galerie".

Vergleicht man Dasjenige was in letzter Zeit in Warschau an den literarischen Markt gekommen ist mit Dem was andere Theile von Polen geliefert haben, so muß man, will man sonst der Wahrheit die Ehre geben, gestehen, die „unter der Knute des weißen Zaren" stehende Presse hat das Meiste und Gediegenste geliefert. Den Beweis dafür soll mein nächster Bericht enthalten, in welchem ich über die lemberger, krakauer und posener Neuigkeiten Rechenschaft ablegen will. 65.

Ob eine Erweiterung des specifischen Inhalts der Bibel durchaus undenkbar und unmöglich sei?

Darüber spricht sich Heinrich Ewald in einem kurzen, seinem „Jahrbuche der biblischen Wissenschaft" auf 1848 eingefügten Aufsatze *) also aus:

„Ob wir je aus den Blütezeiten der biblischen Schriftthümer noch unbekannte Bücher entdecken werden, ist bisjetzt ein Räthsel unserer Zukunft. Die völlige Unmöglichkeit davon möchten wir nicht behaupten. Alte Gräber und der ganze Schutt der Jahrtausende können noch manches Erzeugniß des Alterthums auch von solcher Art insichschließen, und Diejenigen

*) Er ist überschrieben: „Aussicht auf erweiterte Kenntniß der Apokryphen." Das „Jahrbuch", zu weitern Fortsetzungen bestimmt, ist — beiläufig gesagt — eine höchst erfreuliche literarische Erscheinung gerade auf dem Boden den die Ungunst der Zeitverhältnisse am empfindlichsten getroffen hat, und da es sich in diesem „Jahrbuch" hauptsächlich um die religiös-sittliche Seite handelt, welche bei den Reorganisationen unserer künftigen Zustände hauptsächlich im Auge zu behalten ist, so möge es uns als eine günstige Vorbedeutung erscheinen daß der neue Boden welchen die gediegene, wissenschaftliche Journalistik sich zu erhalten, zu sichern oder neu zu eröffnen hat, nach allen Seiten hin seine Anbauer und Pfleger finden werde.

welche inzwischen die Bibel richtig zu erkennen und zu schätzen gelernt haben werden jetzt jeder Entdeckung dieser Art froh entgegenjauchzen und durch keine derselben außer Fassung gebracht werden. Die echte biblische Wissenschaft arbeitet so daß sie auch solcher Todten Wiedererweckung nicht zu fürchten hat."

Was auch hierüber noch im Schoose der Zukunft verborgen liegen möge, soviel ist klar daß der einmal festgestellte Kanon unserer biblischen Bücher ohne die größten daraus hervorgehenden Inconvenienzen und Störungen nach vielen Seiten hin nicht wieder umgeworfen werden kann, ganz abgesehen von dem sonst freilich oft unzeitigen, hier aber aus dem angeführten Grunde vollkommen gerechtfertigten Eifer der Theologen. Sollte demnach die spätere Folgezeit noch Schätze der hier angedeuteten Art an das Tageslicht bringen, die freilich probehaltiger sein müßten als jene neuerdings so sehr ausposaunten „Enthüllungen" aus den Archiven der Essäer über die Todesart Jesu, die ihre gerechte Würdigung — d. h. Zurückweisung — gefunden haben: so würden sie sich es gefallen lassen müssen als Apokryphen neben den kanonischen biblischen Schriften zu figuriren. Damit könnte aber in der That bestehen daß eine solche apokryphische Schrift mit den kanonischen auf völlig gleicher Linie der Ebenbürtigkeit stände. Man erwäge nur daß wir in der Bibel, wie Ewald trefflich sagt, den dichten Niederschlag des Wogens und Lebens eines fast 2000jährigen Schriftthums haben, welches in so vielen Jahrhunderten die stärksten Wechsel durchlaufen, den verschiedensten Inhalt in sich aufgenommen und in allen möglichen Kunstgestalten sich verklärt hat. Nun steht aber jetzt in den geretteten Resten dieses so bunten und weiten Schriftthums Manches scheinbar oder wirklich ganz einzeln da, was unstreitig — schon auf den Grund der Aeußerung Pred. Salomonis 12, 12: „Viel Büchermachens ist kein Ende" — ursprünglich nur ein Glied einer besondern, sich in ihrer eigenen Art mächtig ausbildenden schriftstellerischen Gattung und Kunst war. Man kann es sich also recht wohl als möglich denken daß durch glückliches Auffinden einer alten Schrift aus der hier in Anschlag kommenden Periode ein neues Licht über viele Theile der Bibel aufgehen könnte.

Ewald stellt uns eine Erweiterung unserer Kenntniß der Apokryphen dadurch zunächst in Aussicht daß ein tüchtiger Orientalist, der Repetent Dillmann in Tübingen, die Herausgabe aller biblischen Bücher welche sich in äthiopischer Sprache vorfinden beabsichtigt. Da nun der Kanon der Aethiopier 81 Bücher Altes und Neues Testament — also mehre als der bei uns recipirte — umfaßt, so wäre es vielleicht möglich daß uns neben schon bisher bekannten Apokryphen auch ein oder das andere unbekannte Buch zugeführt würde. Hat man aber in dieser Sache einen reingeschichtlichen Zweck vor Augen, so kann man wol auch, was sonst geschieden wird, Pseudepigrapha und Apokrypha in eine Reihe stellen. 20.

Bibliographie.

Berlepsch, H. A., Chronik der Gewerke. Nach Forschungen in den alten Quellensammlungen und Archiven vieler Städte Deutschlands und der Schweiz zum Erstenmale zusammengestellt und unter Mitwirkung bewanderter Obermeister aller Innungen in den Druck gegeben. 1ster Band. — A. u. d. T.: Deutsches Städtewesen und Bürgerthum in Beziehung zu den Gewerken und deren Innungen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Dasselbe. 2ter Band. — A. u. d. T.: Chronik vom ehrbaren und uralten Schneidergewerk. Nebst einer kurzen Geschichte der Trachten und Moden. Ebendaselbst. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Dasselbe. 3ter Band. — A. u. d. T.: Chronik der Gold- und Silberschmiedekunst. Nebst Nachrichten über die inneren Beziehungen dieser Kunst zu dem Münzwesen früherer Zeiten und der Erfindung des Kupferstiches. Ebendaselbst. Gr. 8. 24 Ngr.

Dupotet de Sennevoy, Elementare Darstellung des thierischen Magnetismus. Ein praktisches Handbuch für Aerzte, Magnetiseurs und jeden Gebildeten, der über diese Naturkraft und ihre rechte Anwendung Gewißheit haben will. Nach dreißigjährigen Beobachtungen und gewissenhaften Erfahrungen und den sorgfältigsten Untersuchungen der darüber Bericht erstattenden Prüfungscommission der Pariser medizinischen Akademie. Deutsch bearbeitet von H. Hartmann. Grimma, Verlags-Compt. 1851. 8. 1 Thlr.

Gotthelf, J., Die Käserei in der Vehfreude. Eine Geschichte aus der Schweiz. Berlin, Springer. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Handel und Wandel. Zwei Bände. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hahn, C. U., Geschichte der Ketzer im Mittelalter, besonders im 11., 12. und 13. Jahrhundert nach den Quellen bearbeitet. 3ter Band — A. u. d. T.: Geschichte der Pasagier, Joachim's von Floris, Amalrich's von Bena und anderer verwandter Sekten. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Lieder aus St. Augustin. Auswahl aus den Gedichten jetzt studirender Grimmenser, von ihnen gesammelt und herausgegeben. Leipzig, Teubner. 8. 10 Ngr.

Roback, F., Der Kaufmann als Lehrling, Commis und Principal. 3ter Band. — A. u. d. T.: Der Principal. Sein Etablissement, seine Wirkungskreise, seine Geschäftsführung, seine Stellung in und außer dem Geschäfte. Zwei Abtheilungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schaarschmidt, C., Des Cartes und Spinoza. Urkundliche Darstellung der Philosophie Beider. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr.

Sirowy, J., Der Glocke Wort. Steyer. 1849. 8. 12 Ngr.

Stegmayer, C., Freie Vorträge, gesprochen im Volksvereine zu Gmunden. 1stes Heft. Steyr. Gr. 8. 5 Ngr.

Stöber, A., Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 16. 12 Ngr.

Strachwitz, M. Graf, Lieder eines Erwachenden. 2te vermehrte Auflage. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 1 Thlr.

Tesche, W., Eine Rentenspekulation. Novelle. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Tagesliteratur.

Acta manualia des Teufels in Sachen Schleswig-Holstein. Auf dem Schlachtfelde von Idstedt gefunden und zum Besten der Lazarethe in Rendsburg und Altona herausgegeben. Halle, Schwetschke u. Sohn. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Alexander Bach. Politisches Characterbild. Leipzig, Literarisches Museum. Gr. 8. 10 Ngr.

Chevalier, M., Die Freiheit in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Dumhof, F., Der Deutschkatholizismus in seinen Segnungen. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 4. Aug. 1850. München, Franz. 8. 2 Ngr.

— — Die Liebe zum Vaterlande. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 28. Juli 1850. Ebendaselbst. 8. 2 Ngr.

— — Der Sieg der Wahrheit. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 11. Aug. 1850. Ebendaselbst. 8. 2 Ngr.

Geständnisse eines evangelischen Predigers. Eine offene Enthüllung der sittlichen Gebrechen und falschen Stellung des Predigerstandes zur Gegenwart. Leipzig, Matthes. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schleswig-Holstein'sche Sage. Gedicht an einen deutschen König von einem Studenten. Aschersleben, Manniske. Gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 249. — 17. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 248.)

Wenden wir uns zu einem kurzen Ueberblicke der einzelnen Erscheinungsformen, durch welche hin der Verlauf der romantischen Idee vom Verf. vorgeführt wird, so stehen wir zunächst an dem Punkte wo uns der unversieglich hervorbrechende Quell des ganzen Unheils gezeigt wird. Bevor wir in das „Zeitalter der Reformation" selbst eintreten, muß erst aus den Trümmern der alten Welt, aus den Resten des classischen Geistes, den Vorstellungen des Judenthums und den hinzukommenden Strebungen der Philosophie der Grund hervorconstruirt werden von welchem alle die großen, mühselig-nichtigen Operationen ausgehen — die Grundanschauung des Christenthums: „Die gegenwärtige Welt ist Nichts als der Schein einer überirdischen, die ewig jenseitig und doch allein wahr, und deren Anfang und Ende der von der Natur erlöste Geist ist."

Hier liegt das unvermeidlich Prädestinirende für den schon lange von den Modernen durch alle Tonarten hin bejammerten und verworfenen Zwiespalt, welcher die Natur als den Abfall vom Geiste erscheinen läßt. Sehet da das Thema welches, ob auch durch die Verflößung mit den seltsamsten, buntest-variirenden Zuthaten empirischer Individualität verdunkelt und schwer erkennbar geworden oder gar mit bedeutenden Mitteln innerer Heftigkeit hier und dort scheinbar angekämpft, dennoch in seiner zähen Unvertilgbarkeit, gleichsam nur in Neckerei sich zurückziehend, überall in seinem wahren Wesen ungeschmälerten Bestandes sich wieder hervorschält — ein Fatum dem alles selbstbewußte Leben anheimfällt — die Unseligkeit der Transcendenz! Ueberall im Hintergrunde eine selbstbetrügerisch verdeckte Leere, ein blos geträumter Inhalt!

Ein entsetzlicher Trompetenstoß verkündet den Aufgang dieses tragischen Schattenspiels:

> La nature est telle, qu'elle marque partout un Dieu perdu et dans l'homme et hors de l'homme.*) (Pascal.)

Mit dem gewonnenen Factor werden durch zutretende Elemente die Resultate lebendiger Mischungen erreicht: „Wir haben den Geist des Christenthums in einem fremden Stoff zu verfolgen, dem er eingeimpft wurde, dem germanischen Mittelalter." Hier finden wir die Elemente einer Charakteristik, die — zur Genüge bereits durch die mannichfachsten Bearbeitungen ans Licht gestellt — in wenigen treffenden Zügen zu wirksamer Anschaulichkeit sich zusammengreifen ließen, in einer langen Reihe willkürlich, ohne rechte fortschreitende Verbindung hingeworfener Sätze auf des Verf. beliebte, durch nutzloses Wiederholen bereits eingeführter Grundgedanken mit neuer Wendung langweilende Art verstreut und des klaren Ausdrucks beraubt. Die ganze Manier ist auf diesem Punkte am schärfsten kritisirt, wenn ich zum Vergleich auf die Fassung hinweise welche Friedrich Vischer in seiner „Aesthetik" (II, §§. 355 fg.) diesen Vorgängen gegeben hat. Nunmehr sind wir endlich über alles Vorbereitende hinweg; es ist die Frage nach der „protestantischen Weltanschauung":

> In jener gottlosen Welt der Lüge mußte die Religion noch einmal versuchen, ob es mit ihr denn wirklich nur ein Traum gewesen sei. Sie begann den Kampf und hat ihn zwei Jahrhunderte mit gewaltiger Kraft geführt; sie war also — so fügt der Verf. mit einem naiven Aerger das Schlußzugeständniß an — noch nicht wirklich gestorben.

Sehen wir aber nach Inhalt, Werth und Ende des reformatorischen Beginnens, wie es hier dargelegt wird, so scheint sich der Verf. für das Zugestandene durch eine Selbstberuhigung schadlos zu halten, welche es ihm ohne Zweifel gewährt auch hier wieder auf das Elend des alten, nur noch tiefer und energischer gefaßten Zwiespaltes, des Widerspruchs von Geist und Natur zurückzukehren. Dabei bleibt es am Ende gleichgültig daß trotz dieses festgehaltenen Dualismus die Meinung der Reformatoren einen ursprünglichen Zustand zu erneuen „eine Illusion" war, da sie von der Reflexion ausgingen. Dies ist allerdings richtig: „Das ursprüngliche Christenthum, als reflectirter Gegensatz gegen das entwickelte Christenthum gefaßt, ist das ursprüngliche Christenthum nicht mehr." Die neue Bedeutung welche jener alte Dualismus nun erhält liegt eben in der Reflexion welche sich seiner bemächtigt, darin daß die Entzweiung — wie die Schrift hier ausführt — in den

*) Was es mit der ganzen Geschichtsphilosophie Julian Schmidt's auf sich hat läßt sich nicht schärfer zusammenfassen als in das Urtheil: Qu'elle marque partout un Dieu perdu.

subjectiven Geist aufgenommen und alle geistige Thätigkeit in sich sammelnd in den Glauben selbst eindringt, als der immanente Zweifel: ob er nicht noch immer in der Bestimmtheit selbst seiner religiösen Abstractionen eine Spur des Irreligiösen insichtrage, und daß der Glaube so an sich selbst zehrend, in seinem Wesen wie in seinen Aeußerungen jede Spur der Unheiligkeit kritisirend, die Lösung dieses Zweifels nur im Denken finden kann, der Protestantismus also den Gedanken, so sehr ihm davor graut, suchen, selbst das religiöse Aufgeben des Gedankens durch den Gedanken rechtfertigen muß. Der Gegensatz des Protestantismus gegen die kirchliche Weltanschauung, welcher sich nun durch alle Gebiete des Denkens und der Vorstellung hinzieht, faßt sich darin zusammen daß, während die Kirche welche das Leben in zwei Theile: Natürlichkeit und Idealität, gespalten hatte, diese ruhig nebeneinander bestehen ließ, in der Reformation der Zorn des Geistes unbedingt gegen die Natur sich wendet, daß, während vorher die Natur sich durch einige Opfer, so gut es gehen wollte, vom Himmel loskaufte und dann in ihrer Wildheit blieb, nun der Geist, wenn auch nur als schreckliche Foderung, in alle Dinge eingeführt wurde.

In der Poesie, die für den wesentlichen Inhalt der religiösen Anschauung dem Verf. mit Recht als der reinste Ausdruck gilt, prägen sich die geschiedenen Richtungen sogleich sehr scharf aus. So wird an ihr zuerst die „protestantische Weltanschauung" aufgezeigt; der einzige Heros Shakspeare (I, 69—133) darf hier als vollständiger Vertreter gelten. Hier zeigt sich nun, wie schon früher im Allgemeinen die Unabhängigkeit von gewissen Gruppen fixer Ansichten, in welcher sich der Verf. so erhaben zu fühlen scheint, als eine eitle Selbstmiskennung seiner eigensten Natur angedeutet wurde, auch der sehr zuversichtliche Glaube an eine bahnbrechende Eigenthümlichkeit in der Auffassung einzelner Erscheinungen als die unzulänglichste Selbstüberschätzung. Julian Schmidt gibt sich die Miene als werde dieser Dichter eigentlich durch seine Entwickelung zum ersten mal im richtigen Verhältniß, d. h. vom historischen Gesichtspunkt, in der lebendigen Bestimmtheit als der vollendete Ausdruck der Idee jener Zeit hingestellt. Zunächst kann keineswegs behauptet werden daß Shakspeare von der ästhetischen Betrachtung immer der historischen Schranke entrissen worden sei; es genügt in diesem Bezuge an die Entschiedenheit zu erinnern mit welcher Friedrich Vischer in seinem vortrefflichen Aufsatz: „Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen" (Prutz, „Literarhistorisches Taschenbuch", Jahrgang 1844, S. 73 fg.), den historischen Bedingungen des Genius Rechnung getragen hat. Ebenso wenig tritt uns der Dichter gerade in dem Zusammenhange welcher das Originale von Schmidt's Charakteristik bedeuten soll hier zum ersten male entgegen, vielmehr ist derselbe bereits zur Genüge ausgebeutet worden. Ich nenne nur zwei Stellen — wie sie mir eben zufällig ins Gedächtniß kommen — in welchen ganz gelegentlich der Gedanke auf den sich der Verf. soviel zugutethut schon vollkommen erkennbar hervortritt. Die eine bei Friedrich von Uechtritz („Blicke in das düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben", I, 242—243), deutet einfach und wahr das Entspringen des größten dramatischen Dichters der christlichen Welt aus protestantischen Zuständen *); die andere bei Friedrich Hebbel (Vorwort zu „Maria Magdalena", S. III—IV) spricht in scharfem Ausdruck von der Emancipation des Individuums durch das am Protestantismus entwickelte Shakspeare'sche Drama, sodaß der Verf. in der That in seiner Fassung der absoluten Autonomie des Subjects, von welcher sodann der große freie Humor abgeleitet wird, unbedingt damit zusammentrifft. Das Lob, die erklärende Durchführung der Grundidee mit allen Nebenbezügen und Consequenzen an den tragischen Hauptwerken Shakspeare's mit der schwierigsten, verwickeltsten Ernsthaftigkeit versucht zu haben, bleibt ihm meinetwegen ungeschmälert. Freilich bleibt uns gleichermaßen das Recht ungeschmälert den constructiv abgeschlossenen Schematismus, in welchen denn doch der gewaltige Geist hier eingespannt werden soll, mit jenem eigensinnigen Ultimatum des alten Zelter über des Dichters Intention im Charakter des Shylok: „Das hat der Dichter gewollt; er mag gewollt haben oder nicht" („Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter", II, 61), in bedeutungsvoller Verwandtschaft zu finden, wenn wir auch die Hauptzüge mit denen an das Princip des Protestantismus angeknüpft wird, welches in Shakspeare mit unendlicher Energie vertieft und weit über den religiösen Standpunkt hinausgeführt erscheint, in ihrem Bestande anerkennen. Was hinsichtlich des Humors von der ungeheuern Energie des Gemüths gesagt wird, im Widerspruch auszuharren und beide Seiten festzuhalten, von der Kraft des Charakters, in seiner Vertiefung in sich selbst seines Glaubens zu spotten und ihn dennoch zu hegen, ist durchaus richtig; wenn es aber wahr sein soll daß im Humor (der Narren), indem er zugleich Befreiung von der Objectivität und Vertiefung in dieselbe ist, die echte Weisheit der Welt — und somit doch natürlich die höchste positive Beruhigung — eingeschlossen liegt, so kann daneben nicht die Behauptung Platz erhalten daß der Geist den Gott der in der Welt sich offenbaren soll verloren habe. Damit löst sich denn die ganze zum richtigen Bilde Shakspeare's aufgewandte Constructionsmühsal in eine leere Anknüpfung an Pascal's Aperçu vom verlorenen Gotte auf!

„Der Protestantismus als Mystik" wird in Mittheilungen aus Paracelsus, Jakob Böhme und einem

*) Das tiefsinnige Grübeln — heißt es unter Anderm a. a. O. — mit dessen Hülfe Shakspeare zu einer vollen Erkenntniß der räthselhaften, halb göttlichen und zugleich halb dämonischen und finstern Doppelnatur unserer innersten Lebensregungen gelangt ist, konnte nur aus dem Schoose der Reformation hervorgehen, nur in einem protestantischen Geiste sich so in die geheimsten Schlupfwinkel des innern Lebens hineinwühlen. Auf der protestantischen Freiheit dieses Grübelns beruht wesentlich Shakspeare's Größe u. s. w.

Auszuge des „Paradise lost" von Milton (I, 134—180) und zwar dergestalt vorgeführt daß bei dem Letztern die Mystik durch ihre eigene Unruhe wieder ins Menschliche, zum Gewinn einer gewissen plastischen Anschaulichkeit zurückgetrieben scheint, während bei den beiden Ersten der Protestantismus, jemehr er nach einem bestimmten Resultat, nach einem Bilde der Versöhnung strebt, destomehr seine in Shakspeare gewonnene Plastik ins Illusorische und Träumerische aufgehen läßt, ohne auch im Traume nur dieser Versöhnung sich zu bemächtigen. Von der zügellos unruhigen Willkür der Phantasie bei Paracelsus, die unstet nach allen Seiten herumschweift, um den Gegenstand der ihr stets entflieht zu haschen, von dem in das Chaos der abstracten Innerlichkeit zurückgezogenen Glauben, dieser eigenthümlichen Art der Gnostik, die physische, sittliche und religiöse Ideen ineinandermischt, bei Jakob Böhme auf die mythologischen Gruppen des Milton'schen Gedichts überzugehen, Das scheint der Verf., so wenig auch an sich betrachtet die phantastisch-ungeheuerlichen Gestalten und die plastisch bis zum Häßlichen ausgeführte Allegorie ihm zusagen, als eine eigenthümliche Erquickung zu genießen, indem er aus der abstracten Höhe seines dünnen Lehrtons in die saftige, palpable Bemerkung heruntersteigt: daß in dem classischen Poeten des puritanischen Sektengeistes, der den Himmel wie eine holländische Bauernhochzeit male, die gründliche, gesunde Vorstellung des an Rindfleisch und Bier sich sättigenden John Bull erkannt werde. Freilich ist es ja sonst nicht eben die Freude an Gestalten, die Liebe zu concreter dichterischer Schöpfung, welche wir als eine Tugend des modernen Geschichtsphilosophen rühmen wollen; nicht unwahrscheinlich daher daß wir dieses Interesse auf eine gewisse Neigung zu dem Helden des „Paradise lost" zu deuten haben, welche hier offen genug hineinspielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lyrik des Empfindens.

Es gibt ein Dichten welches durchaus nur dem Herzen angehört. Um das Losungswort für diese Poesie des Herzens zu finden brauchen wir nicht auf Jean Paul zurückzugehen, auch soll unser Satz weit entfernt sein so verstanden zu werden als stehe dies Dichten als unterschiedene Gattung, etwa einer Poesie des Geistes — ich sage nicht: Verstandes, denn der Verstand dichtet nicht — gegensätzlich gegenüber. Nein, die Poesie des Herzens ist auch geistiger Natur; denn die dichterische, liederzeugende Empfindung ist eben Nichts als jenes tiefe Erinnern, welchem liebliche Gedanken und nachtönende Gestalten von selbst erblühen. Es ist jenes „Erinnern" worin die schaffendsten Geister, die gewaltigsten unserer Dichter (so Goethe) eben die intensivste Macht der Dichtung erkannt, und welches sie im klarsten Wort geradezu als „das Leben selbst in seinem tiefsten Innern" bezeichnet haben.

In der poetischen Empfindung, und sie ist zuerst wesentlich lyrisch, liegt also kein Gegensatz oder gar Widerspruch des poetischen Gedankens, sondern der Gedanke ruht wie in einem Mutterkeime und Mutterschoose unaufgeschlossen in ihr. Sie selbst ist seine Gebärerin, sein Werden und seine Heimat, deren ursprüngliches Wesen er nicht verleugnet, und in die er, nachdem er hervorgebrochen und sich in Liedesgestalt offenbart hat, liebend wiederzurückkehrt.

Denn nicht alle Gedanken entspringen dem Haupte der Minerva. Es gibt ein Hier wo der Geist Seele, und wir dürfen immer sagen, schöne Seele ist. Dies Hier ist das Hier des Herzens, und es ist zugleich der Punkt von welchem jenes Dichten ausgeht das wir als die Lyrik des Empfindens bezeichnet haben.

Die Sammlung von Gedichten die mir hier vorliegt, deren Eigenthümlichkeit die Berechtigung zu besonderer Anerkennung insichträgt, gehört entschieden dieser Lyrik des Empfindens an, ja sie prägt dieselbe so rein, unverfälscht und ohne alle pretentiöse Zuthat und fremdblickendes Tendenzwesen aus, daß wir sie als eine seltene Erscheinung in dieser verworrenen, nach außen hinjagenden und flatternden Zeit begrüßen müssen.

Gedichte von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr.

Wie dieser Dichter sein eigenes Thun begreift sagt er uns in seinem ersten Gedicht: „Die schönsten Lieder":

> Das sind die schönsten Lieder,
> Für die kein Wort genügt,
> Um deren zarte Glieder
> Kein Reimgewand sich fügt,
>
> Die tief in uns erklingen,
> Und still in uns verweh'n,
> Und doch zu Denen dringen
> Die liebend uns versteh'n.

Hier haben wir also die reine Auffassung der Empfindung, und an dies erste Gedicht reiht sich nun eine Korallenschnur echter, schöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, und darum sich als echt und selten erweisen, weil sie den reinen Charakter des Liedes ungefälscht und ungeschminkt offenbaren.

Betrachten wir diese Lieder genauer in ihrem einfachinnigen Bau, so finden wir darin nichts Brillantes, Blitzend-Gesuchtes, auserwählt und originell Seinwollendes, keine, auch nicht die leiseste Spur von Pointen- und Effecthascherei, keinen hineingetragenen Jammer, keinen widerwärtigen Aufschrei falscher Gefühle, die uns vorlügen als sei dies Herz mitten entzweigeborsten, und erbaue sich hier die Poesie auf den Ruinen einer untergegangenen Welt, die viel zu herrlich, schön und groß gewesen für diese leidige Erdenwelt: diese ganze verruchte, falsche Spielerei mit einem Allerheiligsten — denn das Menschenherz ist ein solches —, dieses mattherzige Freveln an Dem was von Gott und der Natur ursprünglich geweiht ist, wie es seit Decennien grauenhaft in unserer deutschen Lyrik eingerissen ist, und noch weiter wühlt, davon finden wir in diesen Gedichten keine Spur, ja vielmehr spricht sich der Haß gegen dies liederliche Unwesen in ihnen selbst klar und deutlich aus. Diese Lieder tragen keine Schmerzen zur Schau, sondern im Gegentheil ein in sich selbst vollberuhigtes Sein, ein Dasein das mit ganzer Seele an der schönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieser Dichter versteht es seine Welt durch seinen Himmel zu verklären.

Ich muß gestehen daß mir das Lesen und Wiederlesen dieser Gedichte überaus freudig, ja hoffnungsreich gewesen ist. Wenn man Lieder hört wie das mit der Aufschrift „Ruhe" (S. 66):

> Von des Mooses weichem Pfühle
> Blick' ich träumend himmelan,
> Und es schifft die freie Seele
> Durch der Lüfte Ocean.
>
> Tiefe Ruhe, sel'ges Schweigen,
> Fernab liegt die weite Welt; —
> Nur der Liebe heil'ger Odem
> Weht durchs stille Himmelszelt.

oder ein anderes (S. 70) mit der Aufschrift: „Am Morgen auf der Wanderschaft":

Zögernd schlich der Mond von dannen
Und die Sternlein folgten nach,
Auf des Berges höchster Spitze
Schaukelt sich der junge Tag.

Und nun steigt er von dem Berge,
Unter seinem gold'nen Fuß
Blitzt das Thal, und tausend Stimmen
Jauchzen ihm den Morgengruß.

Meine Lippe, Goldgelockter,
Bietet heut' dir keinen Gruß;
Durch den lauten Jubel wandr' ich
Traurig an der Berge Fuß.

Ach! wann werd' ich endlich wieder
In der trauten Heimat steh'n
Und auf ihren grünen Hügeln
Deinen Strahl sich wiegen seh'n?

so fühlt man daß Dies Lieder im eigensten, zartesten Sinne sind. Und Lieder zu dichten haben wir eben seit lange verlernt. Wenn uns das Wesen und in sich beruhigte Sein aus welchem solche Gesänge quellen erst wieder zutheilgeworden, dann wird es besser stehen mit uns und mit der deutschen Poesie.

Dieser Dichter schickt seine Lieder in die Welt ohne Vorwort und ohne gesuchte Gruppirung. Schon Das ist ein gutes Zeichen. Er scheidet einfach seinen lyrischen Inhalt in vier Bücher. Er vermeidet was jetzt in der Tageslyrik einreißt: gezierte, affectirte Aufschriften. Diese affectirten Poeten ersparen dem Leser eine Mühe, Das ist das Gute daran: man braucht nicht in den Liedersaal selbst zu treten; man kann die Narrheit gleich oben über dem Eingang lesen.

Unser Dichter gibt in der ersten Abtheilung die eigentlichen Lieder. Dies ist jedenfalls der schönste Abschnitt im Buche. Man sieht hier, was man in einer heutigen Sammlung lyrischer Gedichte selten findet, wie ein Lied naturgemäß aus dem andern entspringt. In keinem dieser Lieder, die Das was das wahre Wesen jedes Liedes ist durchweg ansichtragen: die Kürze, ist die edle Sprache verleugnet, der einfach edle Ausdruck. Von Prunk und dem Bosco-Apparat geschraubter Phantasie, die vor dem Publicum im Seiltänzerputz auf Stelzen geht, ist hier keine Rede, sondern der Verf. ist es sich bewußt daß alle Dichtung einfach-würdig, nicht im Gauklercostume, sondern im hohenpriesterlichen Gewande einhergehen muß. Das zweite Buch bietet uns Zeitbezügliches. Hier hört, genau genommen, der Beruf des Liedes schon auf, und darum hat der Autor sehr richtig empfunden daß man hier sondern und Kategorien stiften müsse, weil eben die leidige Zeit selbst uns Kategorien, und sehr unersprießliche, bietet. Unter diesen Gedichten des zweiten Buchs hat mich das „Barbarossa" überschriebene am meisten angesprochen. Der alte Rothbart muß jetzt mit seinen eingeborenen Beziehungen auf das zerrissene und sich nach Erlösung sehnende Deutschland tüchtig herhalten; man beutet den alten Burschen, und die ehrwürdige Sage, die beinahe schon anfängt ihr Lapidarisch-Geisterhaftes ins Alltägliche abzustreifen, herzhaft aus. In dem Gedichte aber wovon hier die Rede (S. 115) thut sich ein eigenthümlicher und echtpoetischer Zug auf. Barbarossa erwacht von selbst im dunkeln Bergeshaus des alten Kyffhäuser, und nachdem er die Schlaftrunkenheit abgeschüttelt, sendet er den Zwerg, seinen treuen Diener, hinaus auf die Höhe, sich umzuschauen ob noch die Raben fliegen. Dem Zwerg erscheint, wie er so im Morgenglanze auf der Bergeshöhe steht, hoch oben am Himmel ein königlicher Aar mit funkelnder Krone auf dem Haupte, in der Klaue ein blankgeschliffenes Schwert, von dem es hinab in die Thale wetterleuchtet. Dies Gesicht meldet der Zwerg dem erwachten Kaiser, der nun hastig auffährt sich draußen durch Selbstschau von dessen Wahrheit zu überzeugen:

„Dank für die frohe Kunde
Und lebe wohl, mein Zwerg!
Es schlägt die Scheidestunde
Es treibt mich aus dem Berg.

Auswärts geh'n meine Bahnen,
Das wird ein Jubel sein,
Kehrt endlich bei den Ahnen
Der Barbarossa ein!"

Er drückt die Hand dem Zwerge,
Er schreitet aus der Gruft;
Schon steht er vor dem Berge
In freier Gottesluft.

Er blickt sich um. Wetterleuchten sieht er es wol, und hört den Donner grollen. Aber den Königs- oder Kaiseradler sieht er nicht. Den Zwerg, Das ist klar, bethörte ein Traumgesicht, der Kaiser sieht Nichts. Traurig geht er zurück in sein unterirdisches Felsgemach, und hört wie es die Rabenscharen fort und fort umtosen und umkrächzen, setzt sich an seinen Tisch von grauem Stein, und schläft weiter — wie lange? steht in Gottes Hand.

Wie lange? Gott mag's wissen,
Es steht in seiner Hand;
Er schütz' dich, mein zerrissen,
Zerspalten Vaterland.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Die Flitterjahre der Universität Wittenberg.

In den ersten Jahren nach der Gründung der Universität Wittenberg muß, wenn man J. Oldekop's „Chronikon" glauben will, ein herrliches Leben daselbst gewesen sein. Diese Chronik berichtet wörtlich: „Im J. 1502 wurde die hochberufene Universität zu Wittenberg durch den Kurfürsten von Sachsen Herzog Friedrich fundirt: und da die Gelehrten zu lesen verordnet, wurden am Tage Lucae Evang. die Lectionen angehoben, wobei gemeldeter Kurfürst große Freiheit nicht allein der Lection, sondern auch für einen geringen Kauf Proviant, Wein, Fleisch, Bier und Brot gegeben, dergestalt aus dem Lande selbst, und aus fernen Ländern Fürsten, Grafen und Freiherrn, die von Adel, auch Bürger die sonsten Etwas vermochten, ihre Kinder zu lehren versandt. Denn mit zwölf Gülden konnte sich ein Student in dem Collegio, auch bei etlichen Bürgern ein Jahr lang in die Kost bestellen." Aber freilich setzt der Chronist auch hinzu: „Diese Ordnung währte solange bis Dr. Martinus Lutherus gegen den römischen Ablaß predigte anno 1516; darnach wurde die Zehrung von Zeit zu Zeit je schwerer, je theurer", unstreitig infolge der steigenden Frequenz.

Zur Charakteristik Kaiser Karl's VII.

Der Kurfürst Karl Albrecht von Baiern, der als Karl VII. den deutschen Kaiserthron bestieg, lebte während der Zeit als seine Generale nicht sehr zu seinen Gunsten gegen Maria Theresia Krieg führten in geringem Ansehen zu Frankfurt a. M., und sein Zeitgenosse Moser erzählt seltsame Anekdoten von der Art wie man ihm dort begegnete. Einst wurde ihm ein arges Pasquill in seinem Cabinet in den Hut gelegt; er setzte einen Preis von 1000 Dukaten auf die Entdeckung des Verfassers; andern Tags lag wieder ein Zettel im Hut, worauf stand: Wenn der Kaiser Caution stellen werde wo man die 1000 Dukaten erheben könne, wolle der Verfasser sich selbst nennen. Die englischen Offiziere riefen wenn sie bei seiner Wohnung vorbeiritten, und er zum Fenster heraussah, öffentlich ihm zu: „O du armer Kaiser!" und wie allgemein verbreitet die Stimmung gegen ihn war geht aus der Antwort hervor die ihm ein hübsches frankfurter Bürgerskind als er sie fragte: ob sie ihn lieb habe? gab: „Nein, ich habe Euch nicht lieb, und mein Vater hat Euch auch nicht lieb!" 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 250. —— 18. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Das dritte Glied in der Darstellung der Hauptmomente protestantischer Weltanschauung: „Der Protestantismus als Theologie", ist ein seltsames Bunterlei von Decadencesymptomen. Unter beiläufiger Versicherung eines freundlich-dankbaren Gedächtnisses für die Reformatoren wird zugleich die bewegende Kraft ihres Werkes, welches im Wesentlichen auf nichts Höheres als den misglückten „Anlauf" zu einer großen, heilsam fortwirkenden That hinauskommt, als ausgestorben bezeichnet. Wie sehr an dieser Stelle alles feste historisch-chronologische Gerüst, alle orientirende Bestimmtheit vermißt wird, haben wir schon oben durch einen gelegentlichen Seitenblick bemerkbargemacht. Die beiden in ihrer trotz des schroffen Gegensatzes gemeinsamen Wirksamkeit gegen die Kirche geschilderten Richtungen: der Pietismus und Rationalismus, greifen in ihrer vollständigen Ausbildung, in ihrem ganzen Verlauf und ihren Abzweigungen viel zu weit in Art und Gestalt späterer Zeiten hinüber als daß dies unmittelbare Anknüpfen an die Reformation selbst den passenden Fortgang darbieten könnte.

Wenn der Verf. sodann die „Reaction der Kirche gegen den Protestantismus" darzustellen sich anschickt, in diesem Sinne zunächst auf die Verjüngung hinweist welche vom Tridentiner Concil aus der Geist des Katholicismus erlebte, und in diesem Zusammenhange auf den Umschwung der katholischen Poesie übergeht, so kündigt sich damit für die Auffassung der letztern ein Gesichtspunkt an den die folgende Ausführung in solcher bestimmten, polemischen Sinn einschließenden Marquirung natürlich nicht festhalten kann, ohne die Anlage der Charakteristik in jene gezwungenen Wendungen zu verstricken, durch welche der wahre Bestand der geistigen Erscheinungen in dieser Schrift uns so oft verdunkelt oder gar völlig entzogen wird. Bezüge, Berührungen, Zusammenhänge, die bis zu gewissem Grade und in gewisser Weise auf einem im Großen von den nämlichen Gesetzen beherrschten Gebiete sich nachweisen lassen, werden durch zu starkes Accentlegen und sophistisch-spitzfindiges Deuten bloße Vehikel der Verfälschung für die Auffassung im Einzelnen; so stehen Molière und Calderon unmittelbar neben der Gesellschaft Jesu.

An den Poeten wird denn unausbleiblich die Praxis der armen, doch so suffisanten Weisheit geübt, welche die Fülle des Individuellen gewohntermaßen vor irgend einem, vielleicht übrigens ganz richtig gefaßten, abgesonderten allgemeinen Zuge gleichgültig vergehen läßt und uns gleichsam pochend zwischen den Zeilen zu merken gibt daß ihr mit dem infailliblen Schematismus vor keiner Bewegung in dem unberechenbaren Walten des Genius bange sei. Die Molière'sche Komödie ist allerdings von jener wahren Consequenz des Katholicismus, der bei der Aeußerlichkeit des Glaubens die Gesinnung unbestimmt ließ und so für das Positive des Willens äußere Bestimmungen suchen mußte, wie sie der Verf. in der sanctionnirten Convenienz des „Siècle" finden will, nicht völlig zu lösen; soll aber was dem echten Dichter nur costumirende Beigabe, Arabeske für den freien Inhalt seiner Schöpfungen ist als einzig bestimmendes Moment der Charakteristik eingeführt werden, so muß das Detail derselben nothwendig Widersprüche gegen den Zwang der engen Kategorie herausstellen. Die „verständig-ironische Betrachtung der Dinge", die der Verf. bei Molière nicht wegleugnen kann, bedeutet doch einen Standpunkt über der Befangenheit in dem äußerlichen Kram werthloser Gesetze; aber anstatt das freie Spiel der überlegenen sittlich-ästhetischen Ironie allen Ernstes anzuerkennen kehrt er, das Zugeständniß so obenhin vorweggegeben, plötzlich eine überraschende Verwandtschaft mit den Insinuationen jener plumpen, durch weiland Wolfgang Menzel abschreckend repräsentirten, von David Strauß meisterlich gezüchtigten Moralitätskritik hervor, indem er den heitern Spott über das Zerrbild als schnöde Misachtung des Urbildes zu deuten sucht. Molière's fanatischer Haß gegen alle Wissenschaften versteckt sich seiner Ansicht nach ebenso schlecht hinter die Satire auf die falsche Wissenschaftlichkeit, wie der Haß gegen die Frömmigkeit hinter das Bild der falschen. So tritt Julian Schmidt in seinen Bemerkungen über den „Tartufe" unbedingt mit dem Präsidenten Lamoignon zusammen, gegen den im Gutzkow'schen Lustspiele die Aufführung des Stückes mit solchem Aufwand von Intrigue durchgesetzt werden muß, indem er einerseits Anathema rufend über den Dichter, der an keine wirkliche Religiosität glaube, andererseits, um doch ganz in der

Rolle zu bleiben, offen bekennt wie wenig die Religiosität, deren Recht er geltendmacht, als echt zu betrachten sei (I, 242):

Wir werden in der Darstellung der jesuitischen Streitigkeiten sehen wie sehr der rechtliche Sinn in seinem Rechte war sich gegen die herrschende Religiosität aufzulehnen. Die jesuitischen Grundsätze waren ein frivoles, leichtfertig sündhaftes Spiel mit dem Heiligsten, aber man konnte unter ihnen leben.

Blieb nun aus dem Gewirr von widersprechenden Wendungen und entstellenden Vorwänden des Urtheils jedenfalls der romantische Cultus der Ceremonie neben der Gleichgültigkeit gegen den geistigen Inhalt als Erstes und Letztes für die Charakteristik Molière's, so wundern wir uns nicht die gesammte Dichtung Calderon's unbedingt auf eine Grundanschauung zurückgeführt zu sehen, innerhalb deren „die phantastische Bestimmtheit der Seele durch transcendente geistige Mächte sich in dem trockensten Calcul des egoistischen Verstandes verhärtet und jedes unmittelbare Gefühl tödtet". Einem von poetischen Neigungen so durchaus unbestochenen Sinne wie dem unsers mit strenger Nüchternheit nur seinem Schematismus zur höhern Ehre der Geschichtsphilosophie dienenden Kritikers kann es nicht schwer fallen aus den starren Gesetzen der Ehre, des Glaubens, der Lehnstreue, aus all den Convenienzen des spanischen Adelskanon ein abstractes romantisches „Jenseits" zu gewinnen und damit zugleich eine bestimmte Rückdeutung auf die Tendenz, nach welcher es nur um den „Begriff der Romantik", keineswegs aber um Calderon's Werth und Würde in der Geschichte des Dramas zu thun sein kann. Zugleich muß sich auch hier, was bei Molière nicht möglich war, die Richtung in aller Schärfe wiederaufnehmen lassen die an der Spitze dieses Abschnitts als „Reaction der Kirche" angekündigt wurde. Doch dient auch Dies nicht, um wenigstens einen Zug dieser Poesie: das wahre christliche Pathos in seiner reinen Bedeutung, hervorzuheben. Mit dem heftigsten Nachdruck führt der Verf. die Combination aus daß in Calderon der Geist des Jesuitismus objectivirt werde; aber wie sich eine große Begeisterung über die Motive der gemeinen Lebensgewohnheit, des herzlosen Calculs strahlend erhebt, wie das Ideal im schwärmerischen Opfer eines ganzen hingegebenen Lebens seine Siege feiert — so die Elend und Tod überwindende Glaubenskraft im „Standhaften Prinzen" — bleibt ihm so völlig verschlossen daß er hier in unmittelbarem Zusammenhange die christlichen Tragödien Voltaire's heranzieht, die das christliche Pathos nur erheucheln, um sich für alle Fälle die Berechtigung zu einem keck fodernden: Plaudite! gesichert zu haben. Der schließlich hingeworfene Ausspruch: der Katholik könne den Fanatismus einer großen, heroischen Seele nicht begreifen, steht sogar mit Dem was durch die Hindeutung auf den Jesuitismus dem Dichter eingeräumt wird in hartem Widerspruch.

Indem nun sofort in der Organisation und Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu in der That das bedeutsamste und erfolgreichste Werkzeug der kirchlichen Reaction nach allen Seiten anschaulichgemacht wird, vollendet sich zugleich ein Bild, das, wie es in Klarheit der Anordnung und angemessener, historisch-parteiloser Ruhe der Anschauung der reinen Würde der Aufgabe am meisten entspricht, gerade an das Gesetz ausdrücklich erinnert gegen welches das Ganze des Werkes selbst sich aufs gröblichste vergangen hat. Wenn der Verf. z. B. von dem verlogenen Gewebe jesuitischer Casuistik zu der Bemerkung Anlaß nimmt: es falle leicht das Häßliche ihres Verfahrens auszumalen, wie man es sonst mit den Sophisten gethan, allein eine geschichtliche Erscheinung die als wesentlich begriffen werde sei durch ein Urtheil der moralischen Gesinnung nicht zu beseitigen, so spricht er damit eine — vereinzelt noch öfter wiederkehrende — Erkenntniß des allein gültigen Princips historischer Arbeit aus, durch welche er sich übrigens wenig genug in der frivolsten Licenz willkürlich-kritischer Behandlung hat einschränken lassen. Wie hier die Darstellung zeigt daß die Mittel welche den Zweck des Ordens, die transcendente Idee: eine unsichtbare, eine Kirche der Zukunft, in die Realität sollten führen helfen, sich mehr und mehr aus diesem Zusammenhange absondern, als Zweck sich geltendmachen, d. h. daß der Orden aus der Illusion seiner geistlichen Bestimmung in die derbe Realität der weltlichen Herrschaft sich verliert, ergibt sich der Uebergang zu der „Mystik des Katholicismus", die als Gesinnung, aus welcher der religiöse Angriff gegen den Jesuitismus, durch Pascal, hervorging, eingeleitet wird. Wenn hier, um eine seltsame Verbindung der skeptischen Richtung gegen das Positive und des principiell ausgesprochenen Supranaturalismus zu schildern, neben dem eifrigen Jansenisten in einer nach früher erwähnter Art angezogenen Auswahl aus den „Essais" Michel de Montaigne in die Reihe gebracht wird, von dessen Resultaten Manches im Geiste der Encyklopädisten, z. B. bei Helvetius, wiederzuerkennen ist, so läßt sich die Bezeichnung Mystik doch nur aus einer Absicht für die Correspondenz der Kategorien oder etwa aus der weitgreifenden Deutung erklären daß das religiöse Bedürfniß der Mystiker sich auf das Innere concentrire und eine objective Realisirung ihrer Weltanschauung außer ihrem Kreise liege. In diesem Sinne mag auch Montaigne mit Pascal, von dem seine Lehre schlechthin eine heidnische genannt wird, die nämliche Eigenschaft behaupten. Stehen Beide in irgend einem nähern Zusammenhange nebeneinander, so wollen wir ihn nicht darin finden daß eine Vergleichung zwischen ihnen etwa den Uebergang des heitern Skepticismus zum supranaturalistischen Tiefsinn ergäbe — denn welche Verwandtschaft drückt sich am Ende in solchem „Uebergange" aus! —, sondern in der gleichartigen Wirkung, welche sie durch ihre Eigenheit, kühne Ergebnisse eines tiefen Gedankenlebens, Träume einer isolirten Speculation in orakelhafter Aphoristik auszugeben, der „eigentlichen Thätigkeit des menschlichen Geistes" Spielraum eröffnend, offenbar üben mußten. Richtig bemerkt der Verf. daß auch die Arbeit der Jansenisten, mit wie directer Polemik und wie dringendem Ernst

sie immer — z. B. eben in Pascal's Tendenzen zur Wiedergeburt der Kirche — sich zu bethätigen suchte, dennoch nur dem weltlichen Wesen zugutekam, indem die hier noch einmal aufflackernde innerliche Religiosität kein eigenes Leben hervorzubringen, sondern nur die Geistlosigkeit der im Jesuitismus in einer abscheulich classischen Form zur Erscheinung gekommenen sittlichen Doctrin der alten Kirche nachzuweisen vermochte. Während wir aber nunmehr wenigstens eine bedeutungsvolle Vorbereitung für die Dialektik des Gedankens gewonnen glauben, deren Entfaltungen der letzte Hauptabschnitt des Reformationszeitalters als „Kampf des Realismus und Idealismus in der Wissenschaft" darlegen soll, weiß er immer nur noch von einem „Labyrinthe der übersinnlichen Phantasien und Empfindungen" zu reden, ohne auch jetzt die Erwartung einzulassen, wir ständen an dem Ausgang dieser vielfachen Trübungen des religiösen und wissenschaftlichen Bewußtseins. Der Gedanke also der, ebenso von der Idee des Uebermenschlichen befangen als die Religion, auf seine eigene Weise die Transcendenz aufzuheben strebt, bleibt in dem Streben hängen:

Weil er über dieses Streben kein Bewußtsein hat, weil seine Probleme wie seine Methode, trotz seines ungeheuern Widerspruchs gegen die Autorität des christlichen Glaubens dennoch auf dem Boden des Christenthums erwachsen, und durch ihre Tendenz nach der geistigen Einheit der Welt gegen den endlichen Verstand reagiren — eine Reaction die nothwendig Mystik bleibt, solange sie sich selbst nicht als solche erkennt —, so gehört auch die Skizze dieser Irrfahrten des Geistes in die Geschichte der Romantik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Lyrik des Empfindens.

(Beschluß aus Nr. 248.)

Welches nächst dem „Gehalt im Busen", den ich bereits andeutete, die wahre Form dieses lyrischen Empfindens sei, zeigt uns das dritte Buch, in welchem sich der aus dem Herzen entsprossene Gedanke dem Göttlichen, der Gottheit, dem Himmel zuwendet. Der Dichter leugnet es nicht daß seine Beruhigung eine solche „in Gott" ist, im Heiligen. Weit entfernt aber uns eine sogenannte Mystik des Herzens zu entfalten, eine unsichtbare Kirche die heutzutage kein Teufel mehr versteht, weist und deutet er nur hinaufwärts nach jener ewigen Form alles Menschlichen und seiner ursprünglichen Heimat, die zu verleugnen allewegs Frevel ist. Auch hier begegnet uns durchweg der reine Klang der im eigenen Herzen widertönt. Auch dieser Dichter weiß von einer „Innern Mission" (vergl. das Gedicht S. 149), aber sie ist ihm nicht ein blutiges Knien vor dem dürren Kreuzesstamme auf den spitzen Scherben des Calvarienbergs, sondern sie ist ihm die Liebe selbst, die menschlich-göttliche, als Morgenröthe im Aufgang in dem dem Heiligen zugewendeten Menschenherzen. Wir sind Alle, und die Reichen zumeist, dem Himmel eine „unbezahlte Liebesschuld" schuldig. Diese im irdischen Wandel dem Himmel abzuzahlen, der sie immer wieder ausleiht an seine bedürftigen Menschenkinder, Das ist unsere wahre innere Mission. Darum weil wir den Himmel, den allerdings von Christus uns offenbarten Himmel, in dieser irdischen Göttlichkeit, in dieser himmlisch-irdischen Bedeutung und Beziehung fassen, weil wir in dem Lichte dieser ewigen Gegenseitigkeit die wahre Weihe des Evangeliums erkennen, darum sind wir auch weit davon uns des Evangeliums zu schämen. Das Gedicht „Wir schämen uns des Evangeliums nicht" ist wahrhaft schön, und auf echt-lyrisch-freudige Weise von Gott durchdrungen; wir wollen es darum, weil es für die religiöse Auffassung des Autors durchaus bezeichnend ist, ganz hierher setzen:

Wir schämen uns des Evangeliums nicht!
Die Weisheit dieser Welt macht uns nicht bangen,
In unserm Herrn ist uns der Wahrheit Licht,
Ist uns der Gnade Sonne aufgegangen:
Den Blick gewendet nach der Sonne Strahl,
So geh'n wir sicher durch das Erdenthal.

Wir schämen uns des Evangeliums nicht!
Es kann die Lust der Welt uns nicht besiegen,
Wir seh'n die Schlange die aus Blumen sticht,
Wir seh'n den Wurm im gold'nen Becher liegen:
Der Herr ist unser Wirth, bei ihm allein
Kehrt unser Herz zu ew'gen Freuden ein.

Wir schämen uns des Evangeliums nicht!
Die Macht der Welt kann unsern Muth nicht schrecken,
Und ob der Feind in uns're Reihen bricht,
Wir werden nie die Waffen vor ihm strecken,
Und ob er uns auch mit Vernichtung droht:
Der Glaub' in uns ist stärker als der Tod.

Wir schämen uns des Evangeliums nicht!
Wir stehen fest und halten treu zusammen,
Und fleh'n zu dir, o Heiland: Mach' uns Licht
Und läut're uns durch deiner Liebe Flammen,
Erhalt' uns, Herr, in deinem Himmelreich
Und mach' uns dir und deinem Vater gleich.

Wir begegnen in diesem Abschnitt kleinen Liedern die in einfacher Anspruchslosigkeit einen tiefen wandellosen Kern des gläubigen Empfindens offenbaren. Wie die Blume einfach sich zum Lichte emporwendet, weil ihr ganzes Wesen, Sein und Bestehen nur im Lichte und durch das Licht ist, so wendet sich hier ein Gemüth in Liedesstille und Liedesandacht zu Gott empor, weil er die Grundbedingung, das Alpha und Omega alles irdischen Daseins ist. Mag Dies auch keine Mystik sein, sie ist aber die nothwendige und unabweisbare jeder Seele die einer Erhebung fähig ist. Denn das menschliche Dasein ist und bleibt bodenlos, öde, und muß in sich zerfallen und zerbröckeln was nicht durchdrungen und durchgeistet ist von dem Bewußtsein daß eben Alles nur in Gott besteht.

Was der Dichter übrigens vom Gedanken als solchem hält, und von dessen von Gott selbst eingesetzter siegreichen Macht über Alles was seinem Vorwärts wehren will, Das sagt er uns deutlich in dem schönen Gedicht „Simson und die Philister". Simson, Philister über dir! ist, Das wissen wir wohl, noch heute das Feldgeschrei jener Rotte, in der That der Aermsten am Geist, die sich es vornimmt wider den Gedanken zu streiten, die da unter sich flüstern und zischeln, und toben und schreien:

Er (der Gedanke nämlich, der starke Simson) hat sich auf den Thron gesetzt,
Hat schmählich uns (die Philister) vertrieben,
Er hat auch schon das Schwert gewetzt
Gerechtigkeit zu üben;
Er wird uns All' verdammen,
D'rum rottet euch zusammen:
Simson, Philister über dir!

und so ewig dem Gedanken, der doch Gottes eingeborener Sohn selbst ist, Fehde bieten.

So währet heute noch die Schlacht
Und wird solange währen,
Bis einst die Welt verliert die Macht
Philister zu gebären.

Dahin wird es schwerlich je kommen. Die Philister sind eine unvergängliche Gattung die nie ausstirbt. Man hat zwar

Beispiele daß sogar Domherrnstifter aussterben, aber mit dem Philisterium steht es doch anders: das ist ein ewiger Naturproceß; es ist der Spaß den sich die Natur fortwährend macht dem Geiste gegenüber. Bekanntlich bildet die Natur oder die Erde Blasen. Nun die Urblase dieser abstracten Erdigkeit, die sich blos scheinheilig ins Bürgerthum, als Spießbürger, hineinlügt, ist eben der Philister. Der wackere Lafeu in „Ende gut Alles gut" sagt einmal zu dem Lump Parolles: „Ich glaube, Kerl, du existirst blos damit man sich an dir eine Motion machen soll." Eben Dies ist auch die Bestimmung des Philisters. Er ist blos in der Welt damit sich der Geist an ihm eine Motion mache.

Das vierte Buch unserer Sammlung, von welcher wir des zu beschränkten Raums wegen bald Abschied nehmen müssen, führt uns von jenen Altersstufen die nach dem Himmel, doch unser Aller ewigen Heimat, führen, zurück ins lautere oder stillere Treiben der Erdenwelt: in den Rittersaal, in die Hallen kaiserlicher Hofhaltung, die dennoch dem schon in reiner Liebe vom Trug des Irdischen abgelösten Himmelskinde „Rotburga" (vergl. das letzte Gedicht S. 232) keine Genüge gewähren können, dann weiter in süßen Märchens karfunkelnde Räume, wo zart und innig die Unterwelt im halbnächtigen Mysterium an die lichte Oberwelt, das traurige Reich der Gnomen an das sonnenheitere der Lilien und Rosen grenzt (vergl. das Gedicht „Ein Märchen" S. 226). Dann aus der Kaisergruft des großen Carolus, vor dessen Todtenschrein der schwache Otto III., ein räuberischer mark- und kraftloser Frevler, steht, führt uns der Zug der Dichtung, der nach dem Hier oder Dort nicht fragt, vor des „Dr. Martinus Luther kleinen Lenchens" Sterbebett, wo wer zagt, und am Ewigen verzweifelt, sich wol ein Quentlein Gottvertrauen holen kann. Endlich kommen wir auch im kleinen Städtchen* vor zwei bescheidenen blumenbesetzten Fensterlein vorüber. Still und eng ist die Straße, still und eng, und doch traulich in ihrer Oede, wie die innere Welt des armen und doch glücklichen Wesens das hinter diesen grünen Scheiben wohnt.

Wir wollen dem Leser dies öde und doch reiche Stillleben, und damit das in seiner Einfachheit unvergänglich schöne Gedicht „Die alte Jungfer" nicht vorenthalten, umsoweniger da es lebendig an eine Perle der deutschen Lyrik erinnert, ich meine Chamisso's „Alte Wäscherin".

Die alte Jungfer.

Komm, tritt mit mir ins enge Stübchen ein,
Die es bewohnt ging heute über Feld,
Es lockte sie der warme Sonnenschein
Hinaus in Gottes schöne Frühlingswelt.

Veraltet ist und ärmlich das Geräth,
Doch Alles wohlgeordnet, nett und blank,
Vom Tischchen an das dort am Fenster steht,
Bis in die Ecke zu dem Nußbaumschrank.

Hier auf dem Sessel sitzt sie Tag für Tag
Und dreht die Spindel mit geschäft'ger Hand,
Und rastet nicht bevor aus dem Gemach
Der Abendsonne letzter Strahl verschwand.

Dann nimmt sie dort den kleinen Krug, begießt
Den Rosenstock, den grünen Rosmarin,
Und freut sich daß der eine üppig sprießt,
Und daß am andern bald die Rosen blüh'n.

Und wenn die Rosen erst in Blüte steh'n,
Nimmt sie den Asch und trägt ihn still hinab
Zum Friedhof, denn die Rosen sollen weh'n
Als Schmuck auf einem wohlgepflegten Grab.

Und willst du wissen, wen das Grab umfängt,
Wem ihre Liebe, ihre Treue gilt?
Sieh das verblich'ne Bildchen das dort hängt,
Komm, tritt heran, 's ist ihres Bräut'gams Bild.

Das ist ihr höchster Schatz, ihr liebstes Gut,
Der enge Rahmen faßt ihr Leben ein,
Und nur, wenn auf dem Bild ihr Auge ruht,
Scheint sie noch unter Lebenden zu sein.

Dann hebt und senkt sich jugendlich die Brust
Und ihre Augen leuchten wunderbar;
So hab' ich sie, ihr selber unbewußt,
Gar oft geseh'n als ich ihr Nachbar war.

Doch währt der Traum nur einen Augenblick,
Dann faltet zitternd sie die welke Hand
Und hält die heiße Thräne nicht zurück,
Das fromme Auge himmelwärts gewandt.

Die Lippen beben, und ein frommer Spruch
Mag tröstend wol durch ihre Seele geh'n,
Von denen einer, wie dort in dem Buch
Der heil'gen Bibel aufgezeichnet steh'n.

Und daß sie so durchs arme Leben schleicht,
Mein Freund, sind vierzig lange Jahre her;
Doch laß uns geh'n, dir ward das Auge feucht,
Der alten Jungfer spottest du nicht mehr.

Es fehlt mir, wie gesagt, an Raum dieser Sammlung von Gedichten, aus welcher ich nur Einzelnes, der zweiten Abtheilung Angehörige, wie z. B. die Gedichte „Der Communist" (S. 104), und „Namensveränderung" (S. 127), herauswünschen möchte, ein ferneres Eingehen, das sie jedenfalls im hohen Grade verdienen, hier zuzugestehen. Wer poetisch genug ist ein echtlyrisches Empfinden das von selbst zum Gedanken wird zu verstehen, Der wird sich namentlich von jedem einzelnen Liede der ersten Abtheilung tief angesprochen fühlen. Das ist kein Klingklang, Das ist echtes poetisches Lieben, und daß diese Liebe, die gerade den Dichter für so vielen Erdenjammer tröstet, ihm treu und beständig bleibe, wünsche ich unserm Autor aufrichtig.

40.

Notiz.

Besteigung des Popocateptl.

„Humboldt bemerkt", schreibt das „Athenaeum", „daß bis zu seiner Anwesenheit in Mexico der Vulkan Popocateptl seit den Tagen des Cortez nicht bestiegen worden sei. Wir ersehen aus einem uns freundlichst mitgetheilten Briefe aus Mexico vom 10. Juni 1850 daß Solches jetzt geschehen ist. Möglicherweise wird davon bald mehr ins Publicum kommen. Die Namen der betreffenden Personen sind uns bekannt. Es heißt in dem Briefe: «Drei Engländer sind eben von einem Ausfluge nach dem Krater des Popocateptl zurückgekehrt, und einer derselben hat mir darüber einen interessanten Bericht geschickt. Ich habe zu spät von dem Vorhaben gehört, es wäre sonst eine herrliche Gelegenheit gewesen den Aneroid in großer Höhe zu prüfen. Die Herren haben zum Ersteigen fünf Stunden, zur Rückkehr nur fünf Viertelstunden gebraucht, und sind vier und eine halbe Stunde auf dem Gipfel geblieben, wo sie ohne Schwierigkeit haben athmen, rauchen, trinken und selbst auf dem ebenen Rande des Kraters schnell umhergehen können. Der Krater bietet einen großartigen Anblick, ähnelt einer sehr tiefen Barranca, hat fast senkrechte Seiten mit einer Tiefe von ungefähr tausend Fuß, und hält eine französische Meile im Umfange. Auf dem Grunde war ein Schwefelsee, welcher lustig Blasen trieb, hellgelb aussah und eine dicke Rauchsäule aushauchte, deren größerer Theil ehe er die Spitze erreichte sich innerhalb des Kraters verdichtete. Am Krater zeigte das Barometer 16,015 Zoll, das centigrade Thermometer 2°; Wasser kochte bei 184° Fahrenheit, was einer Höhe von beiläufig 17,000 Fuß entspricht.»"

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 251. —— 19. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 250.)

Das nächste Stück dieser Skizze, nach bekannter oft etwas irrfahrender Methode in der Darstellung von „Irrfahrten", bringt unter der Aufschrift „Naturphilosophie" eine seltsame Mischübersicht von Bestrebungen zum Vorschein. Da ist auf der einen Seite des Pomponatius Widerlegung der Immaterialität der Seele, die derbe Sinnlichkeit der deutschen Volksbücher („Faust" u. s. w.), die niederländische realistische Richtung in der Malerei — zur Reaction gegen den Spiritualismus —, daneben die in ihren Anfängen als Mystik erscheinende Naturwissenschaft; weiterhin treten die noch immer von der Idee der Transcendenz ausgehenden, mit der vergeistigten Natur ein neues Jenseits einführenden Naturphilosophen (Bruno, Vanini, Campanella) hervor; auf der andern Seite die großen Entdeckungen zur Befreiung des Geistes (das Kopernicanische Weltsystem u. s. w.), die rationnelle Thätigkeit des Empirismus in Baco (dessen Rationalismus freilich ohne die sittliche Kühnheit: das Jenseits durch den Gedanken zu profaniren, sein Recht nur über die Natur behauptet), Balth. Becker's und Spee's Kämpfe gegen das Reich des Teufels und endlich die Aufhebung der letzten Transcendenz des himmlischen Naturgesetzes durch Isaak Newton. Fühlen wir uns hier einigermaßen aufgefodert die umfassenden Gesichtspunkte aus denen der Verf. die Geschichte der Ideen behandelt zu bewundern, so können wir ihn freilich sofort mit einigen allgemeinen Notizen über politische Ideale des 16. Jahrhunderts, über Paolo Sarpi's energische Reaction gegen den christlichen Spiritualismus und über die große Idee des echten Kosmopolitismus im „Jus gentium" des Hugo Grotius (I, 383—387), trotz der Miene des Kundigen mit der er in der Ueberschrift eine Darstellung des „Rechtswesens" ankündigt, auf einem Gebiete tappen sehen wo er es offenbar zu gar keinem Gesichtspunkte gebracht hat.

Bei Gelegenheit des „philosophischen Idealismus" erholen wir uns einstweilen wieder an der Ethik des Spinoza von der ermüdenden Theilnahme an den Stil- und Gedankenmanoeuvres der romantischen Geschichtsklitterung. Das nachhinkende Urtheil daß der Gott Spinoza's, da er nur an Schatten seine Wahrheit habe, ein Schatten und die ganze Lehre irreligiös sei, wird uns freilich nicht geschenkt. Einige Phrasen von Traum, Schatten, Quietismus, Mangel an sittlichem Inhalt u. s. w. reichen aus die in Spinoza's System „zu einem heitern, durchsichtigen, antik-schönen Gedicht, dem Gedicht von Gott erweiterte Poesie der Nothwendigkeit" zu dem andern romantischen Unwesen über die Seite zu schaffen; auch wird diesem Abfinden mit der Bemerkung: es sei durch die spätere Philosophie bis auf Kant im Princip kein wesentlicher Fortschritt gemacht worden, sogleich noch eine bequeme Ausführung beigegeben.

Die Popularisirung des gewonnenen Bewußtseins der Universalität durch die „Encyklopädisten", welche in J. Schmidt's Darstellung den Kampf des Realismus und Idealismus und somit das Reformationszeitalter überhaupt abschließt, hätte unbedingt passender als Einleitung des Revolutionszeitalters ihre Stelle erhalten: so muß denn Rousseau, der hier mit dem „Idealismus des Herzens" dem System des Helvetius sich gegenüberfindet, im folgenden Buche neben Hobbes und Montesquieu noch einmal bei der „Theorie des Staats" eingeführt werden. Zeigt sich nun zunächst der Verf. sehr dafür interessirt daß in den „scheinbar negativen" Bestrebungen der Esprits die Religion der Zukunft, der Glaube an die Menschheit nicht verkannt werde, so mag er eine ernste Rüge des leichtfertigen Oppositionsstils doch schon deshalb nicht unterdrücken, um nicht durch stummen Beifall sich als Mitschuldigen dieser Frivolen zu bekennen. Er hat allen Grund sich als Verfechter des guten Tons der Wissenschaft zu insinuiren, daher der streng ausgesprochene Unwille:

> Darauf kam es an daß man sich des Geistes bemächtigte der die Wunder gethan; aber dazu fehlte es der katholischen Frivolität an Tiefe. Der geistreiche Spott eines Voltaire und Diderot reicht wol hin die Orthodoxie zu skandalisiren und die Gedankenlosigkeit zum Lachen zu bringen, aber nicht eine große geschichtliche Macht, wie das Christenthum, aus ihren Wurzeln zu reißen.

Ich muß gestehen daß mir die „schönen Geister", welche, wie er behauptet, durch ewigen Spott nur die Furcht verrathen sich in eine ernste Prüfung einzulassen, sammt unserm bösen Heine, dem es niemals eingefallen ist durch weitläufige „Studien", umständliche Expositio-

nen seinen blasphemischen Scherzen über die höchsten Sorgen und die transcendente Mühsal christlicher Menschheit eine Legitimation zu suchen, mit ihrer frivolen — aber ehrlichen — Witzaphoristik ungleich willkommener sind als die unter wichtigthuendem Vorwande historischer Forschung, unter der Maske eines echten, tiefen Herzensinteresse grundsatzlos ins Blaue hinein krittelnde, negirende Halbheit und Unfertigkeit des modernen Geschichtsphilosophen, dessen ernsthafte Anstalten am Ende doch nur auf ein leeres sophistisches Kunststückchen hinauslaufen. Diese Sophistik weiß auch die Versuche zum Aufbau neuer positiver Gedankensysteme, wie sie sich in Foderungen verschiedener Tendenz z. B. bei Helvetius und Rousseau ausprägen, dergestalt leicht zu beseitigen daß durch die erwähnte Auffassung des bedingenden Zusammenhangs der Gegensätze untereinander, welche dem Geist jede Möglichkeit aus dem πρῶτον ψεῦδος des Christenthums sich zu retten ein mal für alle mal abschneidet, ein stetes Zurücksinken aller Neuerungen in das für überwunden geachtete Princip der Jenseitigkeit nachgewiesen wird. Auch die Encyklopädisten haben die nämliche Voraussetzung mit dem Christenthum. „Der gemeine Verstand erkennt ebenso nur Einen wahrhaft menschlichen Zustand, d. h. einen Himmel an, wie der Glaube."

Wo der Geist eine Aufgabe stellt, wo ein Ideales ersehnt und erstrebt, in die Ferne über das Mangelhafte, Gebrochene, Verunstaltete der gegenwärtigen Wirklichkeit hinausgesetzt wird, da ist für die souveraine Ironie des Sophisten Nichts als der romantische Traum des christlichen Himmels. Auch der Materialismus eines Helvetius findet hier seinen Platz; denn „die Abstractionen der Aufklärung und Verklärung kommen im Wesentlichen auf Eins heraus: die schrankenlose Unbestimmtheit, die eben deshalb zu den geistlosesten Bestimmtheiten der sinnlichen Gewißheit und des Egoismus treibt".

Von einer andern Seite als der Verstand empört sich das Herz gegen die religiöse Fessel. Hier findet sich aus dem Naturdurst des Idealisten Rousseau mit der Devise: „Tout dégénère entre les mains des hommes!" das vollkommenste Analogon des christlichen Himmels. Um den Menschen vor der Entartung zu retten, ging der Idealist bis zu der Consequenz in der Geschichte den eigentlichen Sündenfall zu erblicken. Die Cultur mußte ihm das Böse enthalten, da jeder Schritt zu einer Mannichfaltigkeit von Beziehungen das Wesen des Gemüths alterirt und so den Menschen dem Paradiese der Unschuld entreißt. Das „Herz" hegt diese seine Natur, die unbedingte Freiheit, dieses Jenseits, welches stets entflieht, dennoch als sein eigentliches Wesen (vergl. I, 13); so stehen wir mit Rousseau in einem Blütepunkt der Romantik (sie zählt deren freilich fast so viele als die europäische Menschheit Generationen seit dem Aufgang des Kreuzes), der Sophist hat den Triumph uns zu verkünden daß der Idealismus des Herzens in seinem Kampfe gegen das Christenthum dem bösen Wesen desselben verfalle: dem Begriff der für sich seienden, abstracten Subjectivität. Das ist die „feste Idee", das Jenseits welchem Rousseau opfert: die völlige Bestimmungslosigkeit, das nackte Schlechthin-Menschsein; damit neigt sich die Misdeutung des Wahlspruchs: „Ἐγγύα, παρὰ δ' ἄτα", wie sie in Bruno Bauer's souverainer Kritik und gesteigert noch in Max Stirner's Evangelium vom „Einzigen" gefunden wurde, vollkommen in den Sinn der Deutung hinüber welchen J. Schmidt zum Urtheil der Romantiker feststellen wollte. Scylla — Charybdis: ob es dazwischen irgend ein goldenes juste milieu gibt, das vor dem Fluch der Romantik rettet?! Mir will es vorkommen, die Garne sind so gestellt daß der Steller sich selbst darin verfängt. Er macht indessen munter fort. Was wir von der Aufnahme und besondern Wendung der französischen Humanitätsideen durch den deutschen Geist, daneben zugleich von der harten, unerbittlichen Praxis jener Ideen in Frankreich selbst bis zu der letzten Consequenz der romantischen Literaturschule in der Apostasie zum Katholicismus noch in seiner Darstellung zu überschauen haben, weiß er befriedigend in drei Kategorien des romantischen Götzendienstes zusammenzufassen: in den des Staats, der aufgeklärten Humanität und der schönen Subjectivität.

Alle diese Tendenzen haben ein Recht in sich und auch ein Recht gegen den abstracten Dienst des reinen Geistes; aber weil sie selbst eine einzelne Seite des Lebens als das Absolute fixiren, arten sie wieder in die Unfreiheit einer festen Idee aus. Indem ferner ihre wesentliche Aufgabe kritisch ist gegen den Glauben und die Sitte der Zeit, bleibt ihnen selbst nur die abstracte Form ohne Inhalt: der reine Staat, die reine Einsicht, die reine Poesie, und dieser innere Widerspruch für das Höchste gelten zu wollen und inhaltslos zu sein, ist ihre Dialektik, die sie in sich selbst widerlegt und über sich hinaustreibt.

Das ist das Zeitalter der Revolution und seine Romantik. Der Autor faßt am richtigsten auf und charakterisirt am einleuchtendsten wo es sich um polemische Stimmungen handelt, deren Verwandtschaft mit seiner eigenen fanatischen Jagd auf alles der Romantik Verdächtige, auf alles individuell scharf Ausgeprägte am wenigsten zu verkennen ist. In seinem ersten Beitrag zur Geschichte der Aufklärung: „Die Idee der Humanität und die positive Sittlichkeit" (in Deutschland), finde ich dafür einen zutreffenden Beweis; man erinnere sich nur des früher angezogenen Urtheils über die „Allgemeine Bibliothek". Wenn er übrigens einen Hauptzug der ganzen Misère so faßt: es zeige sich in dieser mattherzigen, flachen Bildung der Neid der Kraftlosigkeit gegen Alles was auf eigenen Füßen steht, so mag es jedem einzelnen Leser überlassen bleiben, wieweit er auch darin Etwas von Selbstcharakteristik erblicken will. Bis auf die Pädagogik herunter, welche all die seichte, ärmliche Weisheit populair-philosophischer Lebensmaximen künstlich aufputzend, mit der Anleitung der „Kinderfreunde" entsprechend dafür sorgt daß dieser gesammten Bildung die wohlgeschulten Affen nicht fehlen, werden diese Zustände in vollständiger Uebersicht geschildert. Hier hätte auch die Frömmigkeit des guten

Gellert, die wir im Reformationszeitalter so am unrechten Ort antrafen, ihre Stelle gefunden. Zum Schluß wird auf die geheimen Orden, das Freimaurerwesen als die romantische Verkörperung jener Idee der Aufklärung hingewiesen.

Es ist nun aber zu zeigen daß auch in der geistlosen Erstarrung welche dieser Zustand darzustellen scheint noch nicht alle Anlage wirklichen Fortschritts verlorengegangen war, daß die Aufklärung, wie der Verf. sagt, dadurch über sich selbst hinausgehen konnte, daß sie mit ihrer Kritik Ernst machte und sie auch gegen ihre eigene Unklarheit wandte. Diese „Selbstkritik der Aufklärung" vollzieht sich in Lessing. Von ihm heißt es daß er — während Justus Möser mit der bedächtigen Schonung eines Praktikers aus dem Verschwimmen ins leere Allgemeine den Geist auf die Betrachtung des Concreten leitete — mit der heiligen, unerschütterlichen Kühnheit eines freien Geistes, der nur für die Wahrheit lebt, den Kampf gegen die Abstractionen der Aufklärung unternommen und Ernst gemacht habe mit dem Problem, welches bisher nur mit der tändelnden Neugier eines Kindes angesehen worden. Das und vieles Andere was über Lessing gesagt werden muß vermissen wir nicht, und dennoch fügt sich kein lebendiges Bild von dem unmittelbaren, durchdringenden und anhaltenden Einfluß welchen Lessing die Festigkeit der traditionnellen Vorstellungen erschütternd in Deutschland ausübte. Wie der Einfall von dem die „Geschichte der Romantik" ausgeht dem ganzen Plan derselben eine schiefe, unzulängliche Bestimmung gegeben hat, kann der einzelne Lichtblick einer freiern Auffassung nicht zu ersprießlichem Widerschein in weiterer Ausdehnung gelangen. Und das Ende ist ja doch daß auch in Lessing „trotz alledem" das romantische Princip aufgedeckt wird. Lessing's Romantik ruht in dem Büchlein von der Erziehung des Menschengeschlechts; hier weist der Drang nach Wahrheit, der „seine Seele, seine Qual und sein Trost" ist, in die Ferne, in ein Jenseits hinaus: sie werde gewiß kommen, die Zeit des neuen Evangeliums. Es ist aber eine Täuschung wenn der Verf. uns ankündigt: daß die Parrhesie des praktischen Idealismus in der Revolution, die Parrhesie des theoretischen Geistes in der kritischen Philosophie im Großen und Allgemeinen, gleichsam in geschlossener Phalanx, die Veste gestürmt haben zu welcher der einsame Denker nur den Weg zeigen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Elysée-National.

In einer der neuesten Lieferungen der „Encyclopédie du 19me siècle" gibt Eduard Fournier folgende Notizen über den Palast des Präsidenten der Französischen Republik.

Das Schloß Elysée, Nr. 59 in der Vorstadt St.-Honoré, ward 1718 für den Grafen von Evreux durch den geschickten Architekten Mollet, Generalcontroleur der königlichen Bauten, aufgeführt. Es war nächst den Hôtels Montbazon, Blouin und Duras das erste ansehnliche Haus welches man in dieser Vorstadt errichtete, die lange Zeit die unsauberste und vernachlässigtste von Paris war, und von der man sich bisher, laut S. Brice, fernhielt, „wegen der Nähe eines großen Abflußkanals der sie umgab".

Der Graf d'Evreux, dem die Nachbarschaft der Höfe und der schönen Spaziergänge in welche diese ausliefen Entschädigung für solchen Uebelstand boten, wie Brice anführt, bewohnte das Hôtel schon 1722, gab sogar große Feste darin, „und bewirthete", sagt Mathieu Marais, „die Cavaleriecapitains trefflich". Die Wohnung war prachtvoll; merkwürdig nach Piganiol wegen des Geschmacks und Reichthums in Auswahl der Geräthe, und nur wegen der architektonischen Verhältnisse, „besonders der Fenster", zu tadeln. Der geräumige und schmucke Garten endete an den Champs-Elysées. Nach dem Ableben des Grafen d'Evreux ward sein zum Kaufe ausgesetztes Hôtel von der Marquise von Pompadour erstanden, welche es bis zu ihrem Tode im J. 1764 zu ihrem gewohnten und liebsten Aufenthalte erkor. „Das Ganze", schreibt Piganiol im J. 1765, „umringen Gräben, die mit dem schönsten Mauerwerke umkleidet und von einer unermeßlich langen grau angestrichenen Barrière begrenzt sind. Seitdem hat man Nichts an diesem Umkreise geändert. Ludwig XV. kaufte das Hôtel vom Marquis von Marigny, dem Bruder und Erben der Marquise von Pompadour, und bestimmte es zum Sitze außerordentlicher Gesandten, nachmals zum provisorischen Gardemeuble der Krone. Als die 1760 durch Gabriel begonnenen, zum eigentlichen Gardemeuble bestimmten Baulichkeiten vollendet waren, setzte man das unnöthig gewordene Hôtel der Frau von Pompadour von neuem zum Verkauf aus. Beaujon, der üppige Finanzmann, brachte es 1773 an sich, und machte es zum Mittelpunkte der ungeheuern Besitzungen die er in dieser und in der Vorstadt du Roule hatte, unter Anderm den hübschen Pavillon der Karthause, und die berühmte Kapelle des heiligen Nikolaus. Beaujon erweiterte und verschönerte sein Hôtel durch den Baukünstler Boulée, und verwandelte es in eine ganz königliche Behausung. Wenigstens erachtete sie Ludwig XVI. als solche, und erkaufte 1786 dieses prachtvolle Eigenthum für 1,110,000 Livres, nebst weitern 200,000 Francs für Einrichtung und Gemälde. Als Beaujon, der sich die lebenslängliche Nutznießung vorbehalten hatte, verblichen war, trat Ludwig XVI. diesen Palast an die Prinzessin von Bourbon ab, Gemahlin des Sohnes vom Prinzen Condé, die, von ihrem Manne getrennt, hier ihren Sitz nahm, das schöne Schloß zum ersten male Elysée-Bourbon nannte, und es bis zu ihrer Gefangennehmung 1793 bewohnte. Unter andern Zierden verdankte ihr der Garten ein reizendes Dorf von moosgedeckten Alphütten, nach dem Vorbilde gruppirt das der Prinz von Condé im Parke zu Chantilly gegeben hatte. Als das Elysée-Bourbon Nationaleigenthum geworden war, machte das artige Dorf sein Glück; es gab Anlaß daß 1800 einige Unternehmer öffentlicher Festlichkeiten das Ganze ankauften, und sich mit ihrem Geleite von Orchestern, Tänzen und Hazardspielen darin niederließen. Nun hieß das Elysée-Bourbon nicht mehr anders als „le hameau de Chantilly"; der Eintritt kostete 24 Sous, davon 15 für Zehrung. Murat kaufte es 1808 und gab ihm seinen Palasttitel zurück. Bis zum Zeitpunkt wo er nach Neapel abreiste hielt er seinen kleinen Hof darin, und überließ es beim Weggehen dem Kaiser, der es wiederholt bewohnte, und damit für den neuen Namen Elysée-Napoléon weihte. Auch Joseph, nachdem er dem spanischen Thron hatte entsagen müssen, machte es zu seinem Aufenthalte. Beim ersten Einmarsche ließ sich Kaiser Alexander, der sich weigerte die Tuilerien zu beziehen, darin nieder, und einige Monate später, nach seiner Abreise, erschien Napoleon wieder um hier seine zweite und letzte Abdankung zu unterzeichnen. Der Herzog von Berri, dem es Ludwig XVIII. geschenkt hatte, bewohnte das wieder zum Elysée-Bourbon gewordene Palais bis zum Tage seiner Ermordung den 13. Febr. 1820. Kraft der Revolution von 1830 ging das Elysée-Bourbon aus dem Besitz des Herzogs von Bordeaux in den der Civilliste über. Er diente allen durch Paris rei-

fenden hohen Personen als Residenz: so der Herzogin von Kent, der Großherzogin von Mecklenburg, Ibrahim-Pascha, dem Bei von Tunis u. s. w. Seit 1849 ist es unter dem Namen Elysée-National der Palast des Präsidenten Ludwig Napoleon. Die Gärten sind nicht ausgedehnter als in den Zeiten der Frau von Pompadour und Beaujon. Während der Revolution hatte die Stadt die von der Marquise angemaßten Grundstücke wieder zurückgenommen, Murat sie aber von neuem zu seinen Gärten gefügt. Später ist man nicht von dieser Usurpation, bei welcher sich der Herzog von Berri, seine Erben und die Civilliste von 1830 so wohl befanden, abgestanden. Der Architekt Legrand hat vom monumentalen Standpunkte aus das Palais wie folgt beurtheilt: „Das Palais Elysée genießt mit Recht eine Art von Ruf unter den während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Paris erbauten Werken; der Plan ist ausgezeichnet glücklich; die innere Eintheilung sehr verständig getroffen, und erhöht die Annehmlichkeit einer Wohnung welche ihrer Lage schon so viele kostbare Vorzüge verdankt. Der architektonische Stil ist im Allgemeinen von gutem Geschmack, die Verzierung des Hauptcorps de Logis, sowol nach dem Hofe als nach dem Garten, von schönem Verhältniß und sorgfältiger Ausführung. Dieses Palais hat ein merkwürdiges, und vielleicht sogar einziges Schicksal gehabt; nämlich das, da es einer großen Anzahl verschiedener Personen angehört hat, alle Arbeiten welche der Reihe nach daran vorgenommen wurden, statt es zu entstellen, im Gegentheile nur dazu dienten es zu verschönern." 9.

Bibliographie.

Beste, W., Laienphilosophie oder Weisheitslehren für die Gebildeten im Volke. 2te stark vermehrte Auflage. Wolfenbüttel, Holle. 16. 10 Ngr.

Carneri, B., Gedichte. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Für Schleswig-Holstein! Vierzehn geharnischte Sonnette. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 5 Ngr.

Günther, A., u. J. E. Veith, Lydia. Philosophisches Jahrbuch. 2ter Jahrgang. 1ste Abtheilung. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Heeringen, G. v., Ein Mädchen vom Schwarzwald. Roman. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Hopf, G. W., Ueber Mnemonik und deren Anwendung in Schulen. Fürth, Schmid. Gr. 4. 7½ Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 30ster Jahrgang, für 1851. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1851. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Koenig, H., William Shakspeare. Ein Roman. 2te neu bearbeitete Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Leonhard, E., Gottfried August Bürger, ein deutscher Poet. Dichtung. Breslau, Kern. 1851. 16. 12½ Ngr.

Lichtenfels, R. J., Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie. Allgemeine Einleitung, Psychologie, Logik. Wien, Braumüller. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Achtzehn Psalmen Salomon's, welche sich in unserer Bibel nicht finden. Aus einer alten geheimgehaltenen Schrift in's Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von R. Akibon. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 12. 6 Ngr.

Ring, M., Die Kinder Gottes. Roman in drei Bänden. Breslau, Kern. 1851. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Schrader, Clementine, Phantasie und Zeit. Gedichte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Shakspeare's Viel Lärm um Nichts von A. Böttger. Leipzig, O. Klemm. 16. 22½ Ngr.

Trendelenburg, A., Ueber die Methode bei Abstimmungen. Ein Vortrag. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 6 Ngr.

Usteri, L., Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffes in seinem Verhältnisse zur biblischen Dogmatik des Neuen Testamentes. Ein exegetisch-dogmatischer Versuch. 6te — nach der 4ten durchaus verbesserte und grossentheils umgearbeitete — unveränderte Ausgabe, nebst einer ihren Recensionen enthobenen Beilage. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wallach, J., Diätetik oder Gesundheitslehre zur Vermittlung einer wissenschaftlichern Auffassung des Gegenstandes für Gebildete. 1stes Bändchen. Mit 1 Holzschnitt. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. 8. 27 Ngr.

Witzleben, A. v., Deutschlands Militär-Literatur im letzten Jahrzehent und Uebersicht der wichtigsten Karten und Pläne Central-Europa's. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zimmerli, D., Blicke in das Bernersche Militärwesen. Bern, Huber u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Zukrigl, J., Die Nothwendigkeit der christlichen Offenbarungsmoral und ihr philosophischer Standpunkt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 25 Ngr.

Zum Gedächtniß August Neanders. 2te Auflage. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Flüchtige Betrachtungen über die Volks-Souverainität, das Revolutionsrecht und die Mittel, der bewaffneten Revolution vorzubeugen. Von einem Franzensbader Kurgaste. Leitmeritz, Medau. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Bundesversammlung in Frankfurt und die Union. Mit besonderer Rücksicht auf die Schrift: „Die rechtliche Stellung der deutschen Union im deutschen Bunde, von Hugo Freih. von Bülow." Köln, Bachem. Gr. 8. 5 Ngr.

Die deutsche Frage vom österreichischen Gesichtspunkte betrachtet. Leitmeritz, Medau. Gr. 8. 2 Ngr.

Gubitz, A., Ansichten und Bemerkungen über Kunstwerke der Gegenwart. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Heinzel, A., Ein Wort über den Stand der Volksschulen in Oesterreich und über die nothwendige Umgestaltung derselben. Steyer, Haas. 1849. Gr. 16. 5 Ngr.

Heubner, O., Selbstvertheidigung in seiner auf Hochverrath gerichteten Untersuchung. Herausgegeben von Angehörigen des Verfassers. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 15 Ngr.

Höfler, C., Franken, Schwaben und Bayern. Eine Rede gehalten zu Culmbach am 8. Juli 1850. Nebst einer archivalischen Beilage: das älteste officielle Verzeichniß der fränkischen Reichsritterschaft von 1495 enthaltend. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 3 Ngr.

Langenberg, E., Was fordert unsere Zeit von der öffentlichen Erziehung? Ein Wort an Lehrer, Erzieher und Schulfreunde. Elberfeld, Friderichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Noch einmal der Prophet Sacharja &c.! Oder: Der Pharisäismus in der Landtagspredigt des Dr. Harleß, Oberhofprediger &c. Ein offener Protest gegen die Denunciation des K. S. Ministerium des Cultus gegen den Verf. der Schrift: „Der Prophet Sacharja". Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Ngr.

Ranke, E., Wider das Lügenbuch der Enthüllungen. Aufklärendes Sendschreiben an eine Landgemeinde. Bamberg, Buchner. 8. 1½ Ngr.

Rintel, R. C. G., Zur Orientirung über die Deutsche Verfassungssache und die auf dieselbe bezüglichen Fragen. Breslau, Korn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Staat im Staate genannt Kirche. Frankfurt a. M. Gr. 8. 4 Ngr.

Zur Unterrichtsfrage. Ein freimüthiges Wort von A. Leitmeritz, Medau. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 252. —— 21. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 251.)

Der schreckliche Versuch des Geistes sich ohne Beziehung auf seine Voraussetzungen unmittelbar zu realisiren, wie er sich in der Erhebung des Staats aus der Empirie (des Absolutismus) zum reinen Begriff als der nothwendigen Vervollständigung, nach dem Ausdruck des Buchs, darstellen soll, führt nur in eine neue Metamorphose der Romantik hinüber: die Romantik der politischen Idee, die Religion der abstracten Freiheit. Was bei dieser Gelegenheit über Hobbes, Montesquieu und Rousseau in Beziehung auf „Theorie des Staats" zur Sprache kommt führt natürlich im Wesentlichen auf einen schon länger vorher gewonnenen Punkt der Entwickelung zurück und kann, in dieser Stelle das völlig willkürliche Auseinandertheilen der beiden wesentlichen Elemente der nämlichen Richtung nachweisend, nur von einer verrenkten Anordnung des historischen Stoffs Zeugniß geben. Wie aber sodann die Darstellung den gesammten Verlauf der Französischen Revolution von den Anfängen jenes erst literarisch ausgedrückten Misbehagens bis zu dem letzten allgemeinen mächtigen Durchbruch in rücksichtsloser That so kahl in die romantische Idee des qualitätlosen Menschen und den romantischen Versuch zu ihrer Verwirklichung, den Fanatismus der Abstraction abschließt, deutet sie auf einen Sinn der zum unbefangenen Eingehen in das volle Leben eines historischen Processes unlustig wie unfähig scheint. Mit einer solchen in dürrer Abstraction befriedigten Auffassung können wir uns nicht versöhnen, wenn sie auch volltönende Phrasen ausgibt wie:

> Das 18. Jahrhundert hatte den Menschen entdeckt; eine Idee deren revolutionnaire Kraft sich nur mit der Entdeckung des Gottmenschen vergleichen läßt.

Grund und Ziel dieser gewaltigen Bewegung sind aber auf diese Art mit einem gewissen geistreichen Scheine so geschickt in die Reihe romantischer Abstractionen, transcendentaler Phantasien eingesetzt, daß man der Consequenz halber fast des Verf. nothgedrungenes Zugeständniß bedauern möchte: der jedes Moment der Besonderung negirende Geist der Revolution habe denn doch die Bestimmtheit der französischen Nationalität nicht zu bezwingen vermocht, das Franzosenthum sei doch die Substanz aller Thätigkeit geblieben.

Deutschland hat im Geistesleben seine parallelen Vorgänge, diesseit des Rheins erscheinen Einwirkungen der Revolution, wie der deutsche Charakter jener Lage sie bedingt. Wie zunächst die deutschen Aufklärer vor dem schrecklichen Reich des Geistes ein Kreuz schlugen und sich von dem Mordwesen lossagten, wie die Idealisten, die Poeten, die schönen Seelen welche im Anfang für die Revolution geschwärmt, vor den entsetzlicher anwachsenden Stürmen energischer Leidenschaft scheu zurückbebend ihre enthusiastische Theilnahme in Schrecken und Verwünschung umschlagen ließen, wie die Glaubenshelden verzweifelten und nur noch glaubten daß die Menschheit ihre Bestimmung unrettbar verloren habe und die Geschichte in den letzten Zügen liege, Dies ist bereits vor dem Verf. von Bruno Bauer in seiner „Geschichte der Politik, Cultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts" (1844, Fortsetzung: Deutschland während der Zeit der Französischen Revolution — in dem Capitel: Der Kreis der edlen Seelen und die Belletristen [S. 14—28], besonders aber in dem über den „Deutschen Mercur" [S. 29—46]) vollständig geschildert worden; so können wir mit Bezug auf diese Schrift einmal gelegentlich wieder unsere Bedenken über des Verf. Originalität im Einzelnen der Ausführung unterstützen. Geht er aber im Gegentheil von Bauer's Darstellung über Namen und Individuen am liebsten ganz hinweg, so erfreut es, wenn auch nur im Vorüberstreifen auf die feste, kraftvolle Gestalt Georg Forster's, eines Mannes der „in Sturm und Brandung kein Neuling", und auf die Entschiedenheit mit welcher ein Fichte und selbst Schelling in der Philosophie die Sache der Freiheit führten, neben jenen zaghaften oder in ruhiger Beschaulichkeit abgeneigten Naturen hingewiesen zu sehen. Dagegen wäre doch der müßige Excurs allgemeiner politischer Betrachtungen über Deutschland und die Revolution (II, 87—95) am schicklichsten ganz weggeblieben. Einlenkend führt uns die Entwickelung des historischen Verhältnisses der französischen Bewegungen zum deutschen Geiste an der in Fichte's politischen Grundsätzen verborgenen Reihe „romantischer Abstractionen" vorüber zu jener kosmopolitischen Humanitätsreligion, welche damals, in Herder's „Ideen" noch im Wesentlichen auf gewissen poetischen Interessen beruhend und noch nicht über allen theologischen Boden hinausgehend, weit entfernt war in Deutschland

einen so rücksichtslosen, dem Herzen jede Concession abschwörenden Vertreter zu besitzen, wie sich derselbe neuerdings in Arnold Ruge gefunden hat. Herder erhält übrigens, indem unter der beiläufigen herablassenden Wendung von „relativer Berechtigung“ u. s. w. seine Natur als das deutsche Gegenbild zu Rousseau mit einem Auszuge aus den „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ bestimmt wird, eine gesicherte Stelle in der Geschichte der Romantik. Da aber, wie es heißt, bei dem Deutschen zum stillen Traum eines beschaulichen Gemüths wurde was bei dem Franzosen eine gewaltige Triebkraft gewesen war, die mit der Macht eines ursprünglichen Lebens ihre Schale sprengte, so kann ein Theil an der Revolution des Geistes in Deutschland ihm nicht zugestanden werden. Soll indessen der kritischen Philosophie die Bedeutung bleiben ihrerseits das Positive ebenso gewaltig auseinandergesprengt zu haben als es in Frankreich die Ideen der Revolution gethan, so muß es ein wenig überraschen ihre Arbeit mit der „Reaction des Gefühls“ unter dem Gemeintitel des „subjectiven Idealismus“ vereinigt zu finden. Einige durch die Blumenlesen aus Kant, Fichte und Jacobi hingeschlungene Bemerkungen lassen ein Resultat das in Rücksicht der beiden Letztern Nichts weniger als neu genannt werden kann. Zeigt sich schon bei Kant das reine Sein als die Grenze der Subjectivität, der Abgrund des Denkens, das wesenlose Jenseit des romantischen Bewußtseins das dort in seiner letzten, leersten — und darum eben erhabensten Form sich des Geistes bemächtigt, so muß mit dem aus den Consequenzen jener Philosophie durch Fichte und Schelling hervorgegangenen transcendentalen Idealismus, in welchem das protestantische Princip zur Geltung kommt: in der Unmittelbarkeit des Bewußtseins, im Glauben, die unendliche Gewißheit des Absoluten zu haben, die Geschichte der Romantik um so leichteres Spiel gewinnen. Eine Philosophie die in der „Trennung des Ideals von der Wirklichkeit“ ihren wesentlichen Standpunkt nimmt, durch deren „schneidende Abstraction sich der Geist von der Natur lossagt“, führt auf diejenige Erscheinung zurück welche wir von vornherein als die Seele aller „Romantik“ mit dem Eintritt des Christenthums aufgefaßt sahen. „Alles dagewesen!“

Jacobi, der es, wie Ruge sagt, nur zu der alten Aushülfe mit der Offenbarung brachte, wenn sie bei ihm auch eine innere und permanente war, der es so bestimmt aussprach, Christenthum in seiner Reinheit aufgefaßt sei allein Religion, außer demselben sei nur Atheismus und Götzendienst, bildet schon den Uebergang zur „Reaction des Gefühls“ (II, 212):

> In seiner Philosophie hatte sich die Energie des philosophischen Spiritualismus in unbestimmte, weiche Rührung verflüchtigt, sie hatte sich auf das abstracte Herz zusammengezogen und gab ihre Ideen der Weltherrschaft auf.

Gegen die Aufklärung welche dem abstract Allgemeinen das Lebendige und Individuelle geopfert hatte sehen wir nunmehr die Einzelheit und Exclusivität in allen Formen sich erheben:

> Es war eine aristokratische Vorliebe für die freiern Genüsse des Herzens, welche die Menge nicht theilen konnte.

Damit ist im Wesentlichen das Programm für die letzte Metamorphose der Romantik gegeben, die nun, so abweichende, heterogene Richtungen und Hervorbringungen sich auch neben- und nacheinander darstellen mögen, nach dem Princip des Verf. als Eine unserer Betrachtung noch übrigbleibt. Der Kampf der Subjectivität gegen den nivellirenden Verstand, der nur erst im Bewußtsein Einzelner als empfundener Gegensatz vorhanden war, tritt bald in der leidenschaftlichen Heftigkeit einer jugendlichen Genossenschaft nach außen. Während Jung-Stilling, das Geheimniß eines fortdauernden Bezugs zu dem Reiche des Uebersinnlichen insichhegend, die Männer aus dem Kreise der Fürstin Gallizin, Stolberg, Hamann u. A., die im Gemüthe sich zurückhaltende oder als Grundlage engern freundlichen Zusammenflusses Gleichgesinnter geltende „Reaction des Gefühls“ darstellen, tritt Lavater, mit seinem Prophetenthum im offenen Widerspruch gegen die Zeit, besonders auch insofern zu weitgreifenden Wirkungen heraus, als seine Lieblingsbeschäftigungen Elemente enthalten welche auf unverkennbare Weise zu dem überschwenglichen Cultus interessanter „Anonymitäten“, nach Schmidt'schem Terminus, zu den Anfängen der Sturm- und Drangperiode hinüberleiten. Die Nachwirkungen der physiognomischen Studien sind in der psychologischen Kleinigkeitskrämerei der Briefwechsel, Tagebücher, „Confessionen anonymer Seelen“ nicht schwer zu entdecken. Kann nun in diesem Stück des Revolutionszeitalters der Auffassung des Verf. auf der einen Seite ein feines Aufspüren der Zusammenhänge eine scharfe Fassung allgemeiner Züge nicht abgesprochen werden, so ist es auf der andern Seite umsomehr hervorzuheben daß die bis zur firen Idee in diesen Untersuchungen gesteigerte Anhänglichkeit an ein abstractes Vorurtheil, die gegen alle individuellen Bildungen der Geschichte gleichgültige, starre Tendenz zu völliger Entstellung des eigentlich Bewegenden und Treibenden auch in dieser Epoche geführt hat. Anstatt die Bezeichnung des Extremen, des krankhaft Ueberspannten mit der Anerkennung der ursprünglichen Kraft im schönen Gleichmaß der Parteilosigkeit zu einer selbstredenden Schilderung sich durchdringen zu lassen, hat aber der Verf. nicht einmal genug daran das Regellose in dem Getümmel jener jungen Generation als die „ungezähmte Thierheit“ anzugeben welche alle Schranken übersprang, sondern findet auch für das Gesammte dieses unruhigen, gewaltsamen Aufstrebens — um nur das romantische Princip nicht aus den Augen zu verlieren — den Ursprung in eiteln, egoistischen Exclusivitätsgelüsten. Es ist hier allerdings auf die drohende Gefahr hinzuweisen (vergl. Vischer's „Kritische Gänge“, II, 191) daß der Uebermuth der Genialität, welcher mit den falschen Gesetzen flacher Verstandespoesie und spießbürgerlicher Moral zugleich die ewig gültigen der Sittlichkeit und der künstlerischen Besonnenheit über den Haufen zu werfen

Lust bezeugte, sich durch Verwilderung und Entsittlichung rächte, zugleich aber auf die Probe in welcher sich das hohe Recht des Genius durch Bändigung der ausgelassenen rohen Naturkraft als bleibender Gewinn aus dem brausenden Ungestüm des Kampfes bethätigen mußte. Von solcher Ansicht aus ist allein der richtige Uebergang zu dem Einen möglich der die Läuterung des ursprünglichen, echten Gehalts dieser Richtung durchaus vollzog und zu dem Gesetz der Schönheit durchdringend die gährenden Elemente künstlerisch als Stoff zu bewältigen wußte. Nach dem Grunde aber auf welchen J. Schmidt die Summe jener Bestrebungen zurückbezogen hat kann uns auch in Goethe, dem Genossen und Ueberwinder des Sturmes und Dranges, als Erstes und Letztes nur die „feste Idee" der schönen Subjectivität aufgewiesen werden, der Romantiker, „der nur sich selbst will". Ein Glaube wie der Rahel's: daß Goethe der Vereinigungspunkt sei für Alles was Mensch heißen könne und wolle, ist für den Kritiker der sein Heldenthum darin sucht alle möglichen Standpunkte für überwunden zu erklären und in Goethe demgemäß den classischen Gesammtausdruck aller romantischen Unarten, die Apotheose aller exclusiven Lüste und Stimmungen genialer, anonymer Unergründlichkeit entdeckt, nur ein verwerflicher Aberglaube bornirt anbetender Poetiker und moderner Scholastiker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Romane.

1. Das Majorat. Ein Roman. Von Amalie Schoppe. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Kinder werden in einer Nacht geboren, das Eine von der Gräfin Waldenfels, welche gleich darauf stirbt, das Andere von deren Dienerin, welche Beide säugt und großzieht. Die ehrgeizige Gräfin Susanne Waldenfels hat die Schwägerin gepflegt und die Kinder vertauscht, sodaß der Knabe Werner für den Sohn des Dieners gilt, das Mädchen Diana als des Grafen Tochter erzogen wird. Durch diesen Betrug wird der einzige Sohn der Gräfin Susanne Majoratsherr und erbt die Güter. Seinen frühen Tod auf der Jagd hält die Mutter für eine Strafe ihres Verbrechens und wird wahnsinnig. Werner wird sorgfältig erzogen und studirt als Arzt; er liebt Dianen, die Gespielin seiner Kindheit, und wird von ihr wiedergeliebt. Die adelstolze Tante hält ihn zwar fern, und nur im Geheimen sehen sich die Liebenden. Durch den Tod des Majoratsherrn wird Wienfried von Holm, ein naher Verwandter des Hauses, Besitzer der Güter. Er ist Werner's Freund, und obgleich die schöne Diana ihm als Gattin bestimmt ist, so bemüht er sich großmüthig sie mit dem jungen bürgerlichen Arzt, dem Sohn des Dieners, zu vereinigen. Ein Duell, welches er kämpft um Werner von einem Nebenbuhler zu befreien, zieht ihm eine Wunde zu welche die Anwesenheit Werner's auf dem Schloß erheischt. An Wienfried's Krankenbett treffen sich die Liebenden und lustwandeln im Garten bei Mondenschein. Als die neue Zeit mit ihren revolutionnairen Bewegungen sich auch bei den Unterthanen der Waldenfels'schen Besitzungen geltendmacht, als eine wüthende Menge das Schloß umringt und das Leben der Bewohner bedroht, wird durch Werner's Einfluß und Selbstverleugnung Diana nebst ihrer Familie in Sicherheit gebracht. Ein in der Nähe wohnender Prinz kommt mit seinen Truppen herbei und rettet das Eigenthum, indem er die Rädelsführer in Fesseln schlägt. Er huldigt der schönen Diana, und sie sagt ihm ihre Hand zu, nachdem sie Werner einen Abschiedsbrief geschrieben. Da gesteht die wahnsinnige Gräfin den Betrug der ihre Seele bedrückt; Werner wird in seine angestammten Rechte eingesetzt, und Diana sinkt zur Tochter des Dieners herab. Natürlich ist sie nun nicht mehr die Braut des Prinzen, und Werner's Herz hat sie selbst aufgegeben. Ihre frühere Neigung zu ihm hatte sie weltlichen Rücksichten geopfert; ihr Herz war nicht warm genug gewesen um die Standesvorurtheile zu überwinden in denen sie auferzogen war; es war aber zu warm gewesen um dem Augenblick zu widerstehen, sie hatte in jenen Abendspaziergängen mit Werner sich hingegeben in Liebe, und trug die Folgen jener Hingebung unter dem Herzen. Als sie Werner dieses Ereigniß mittheilt fühlt er sich verpflichtet seinem Kinde Vater zu sein; er läßt sich mit Diana trauen, und trennt sich dann von ihr um sie nie wiederzusehen. Wienfried und Werner wohnen zusammen auf den Gütern, und suchen dort die Unterthanen zu beglücken indem sie die demokratischen Ansichten der Neuzeit, die Ideale der Volksfreunde ins Leben zu rufen sich bemühen. Der Roman ist anziehend und fließend erzählt, die Fortschrittsideen sind eifrig vertreten, und die Träger derselben als edle Menschen dargestellt, während die Aristokraten eine traurige Rolle darin spielen, und als bornirt und lächerlich in ihren conservativen Bestrebungen voll Adelsstolz und Lieblosigkeit erscheinen.

2. Erzählungen von Ernst Ritter. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1850. Gr. 12. 2 Thlr.

Es ist zwar noch keineswegs die Zeit eingetreten wo man unbefangen Romane und Erzählungen lesen kann, wie Das sonst der Fall war, und wenn man sich dem Gedanken an das Ueberstandene und noch zu Ueberstehende entreißen läßt, so muß auch schon Vorzügliches geboten werden. Dieses Vorzügliche liegt hier vor uns. Es sind Erzählungen der eigenthümlichsten und anmuthigsten Art, ohne große Effecte, ohne außerordentliche Menschen, ohne ungewöhnliche Ereignisse. Sie tragen die Poesie des täglichen Lebens: einer höhern Moral, eines edeln Sinnes. Das Echtmenschliche ist hervorgehoben und ausgebildet, die Resultate sind geschickt herbeigeführt, und doch oft überraschend. In der ersten Erzählung: „Der Gelehrte", liebt das vornehme und reiche Mädchen den Lehrer ohne daß derselbe sein Glück ahnet, ja ohne daß er es für eine Möglichkeit hält. Seine arme Kindheit, seine arbeitsame Jugend, sein geistiges und sittliches Entwickeln sind schön geschildert; der Leser begreift die Liebe des hochbegabten Mädchens und billigt sie; er versteht wie der Unterschied der Verhältnisse schwinden konnte, der Gelehrte aber scheint es nicht zu verstehen. Seine Seele ist ausgefüllt von der Wissenschaft, sein Herz von Menschenliebe. Sein eigenes Gefühl für Ernestine nennt er Freundschaft und hält es nicht für möglich daß sie ihn liebe. Er bricht das Bein und wird dadurch in seinen Besuchen gestört; die Correspondenz muß ihn aufklären und das innigere Verhältniß einleiten. Diese Correspondenz bietet keine feurigen Liebesbriefe, sie ist aber reizend in ihrer Originalität; so einfach, natürlich und wahr. Endlich wird Ernestine verstanden, und der glückliche Professor erfaßt sein Glück. Ebenso fesselnd ist die Novelle „Das Jugendabenteuer". Die Tendenz derselben ist gegen das Duell und gegen die falschen Ansichten von Ehre gerichtet. Der Oberst erzählt um zu beweisen was die wahre Ehre ist ein Jugendabenteuer, ein Liebesverhältniß zu der Frau eines alten hochgeachteten Freundes, der ihm volles Vertrauen bewiesen. Die junge Frau liebte den alten Mann und war glücklich mit ihm; dennoch weiß der Lieutenant sie zu gewinnen, ihre Eitelkeit und Coquetterie, und zuletzt auch ihre Sinnlichkeit zu erwecken: sie tauschen Händedrücke und Küsse, sie geben sich ein Rendezvous und erklären sich ihre Liebe. Da erzählt die junge Frau im süßen Liebesgeplauder daß sie den Freund schon geliebt habe ehe sie ihn noch gesehen, indem ihr Gemahl ihn immer so gelobt, ihn als klug und doch bescheiden,

als bieder und muthig, als treu und brav, bis in die innerste Seele geschildert habe, als einen jungen Mann dem jeder Vater seine Tochter, jeder Gatte seine Gattin anvertrauen könne. Dieses Urtheil von Demjenigen den er betrügen wollte bringt eine große Umwälzung in dem Gemüth des jungen Mannes hervor, und er sagt der Geliebten ein schnelles Lebewohl. „Damals", fügt der Erzählende hinzu, „rettete mich kein Gedanke an Gott, keine Lehre der Moral davor eine Unwürdigkeit zu begehen; was mich rettete war die Furcht vor mir selbst als ein Schuft zu erscheinen. Ich nenne diese Furcht — die Ehre." Die Zuhörer aber riefen begeistert: „Nenne es Grundsatz, Moral — Ehre — wie du willst, es bleibt immer Gott." „Die Wärterin" enthält ein schriftliches Denkmal für ein stilles Verdienst das im Verborgenen existirte. Ebenso reich an Poesie sind die übrigen Novellen.

3. Norddeutsche Bauerngeschichten von B. Ernst. Zwei Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 1850. 8. 27 Ngr.

Diese zwei Bändchen zeugen von einer genauen Kenntniß des Gegenstandes den sie behandeln, nämlich des Bauernlebens und des Bauerncharakters. Die erste Erzählung: „Der Grenzzaun", führt uns den Bauer als hartnäckigen Proceßführer, als furchtbaren Streiter für sein Recht vor. Wegen eines Streifen Landes welches 25 Thlr. werth ist gehen zwei Familien zugrunde. Die zweite Erzählung: „Zwei Liebesleute", enthält eine Liebesgeschichte ohne Poesie, wie die Liebesgeschichten der Bauern es gewöhnlich sind. Auch hier sind die Zustände des Bauernlebens gut geschildert. Rang und andere Vorurtheile wurzeln auf dem Lande noch fester als in den Städten. Wer kein Haus hat und zur Miethe wohnt darf nicht um die Tochter des Bauern oder Hausbesitzers freien, nicht mit deren Familien denselben Kirchenstand betreten. Der starre Sinn des Bauern klammert sich fest an das Bestehende, und will nicht ablassen von den Sitten und Gebräuchen der Väter. Die übeln Folgen welche diese Eigenschaft auf das Ganze, die traurigen Einflüsse die sie auf das Schicksal des Einzelnen ausübt, sind lebendig geschildert, und dabei einige Bauerncharaktere mit Sorgfalt ausgestattet, sodaß sie den Stempel der Wahrheit tragen, und dem Leser im Laufe des kleinen Büchleins lieb werden.

4. Zeitbilder. Erzählungen aus dem Volk für das Volk. Von Johann Ernst Volbeding. Erste Sammlung. Leipzig, Pönicke. 1850. Gr. 12. 15 Ngr.

Wir können dem Verfasser des vorliegenden Büchleins nur Beifall zollen, sowol wegen der einfachen volksverständlichen und volksthümlichen Erzählungen, als auch wegen deren Tendenz. Daß die hier empfohlenen Lehren und Grundsätze, wenn es anders mit uns besser werden soll, nicht oft genug eingeschärft werden können, das ist gewiß wahr, und es wäre zu wünschen daß alle Volksschriftsteller die Moral auf so einfache Weise, ohne Pedanterie und Frömmelei, und der Wahrheit getreu schrieben. Die vorliegenden Erzählungen waren beinah sämmtlich schon in verschiedenen Zeitungen abgedruckt, und zwar in solchen die dem Volk unter die Hände kommen, als Wieck's „Deutsche Gewerbszeitung", Münzer's „Wochenblatt" u. s. w. Und wenn wirklich Gutes gewirkt werden kann auf dem Wege der Presse, so muß der gesunde Sinn des Volks, wenn anders solcher keine Fabel ist, von der gesunden Moral und vernünftigen Anschauungsweise angezogen und überzeugt werden.

4. Die Polen vor Frankfurt. Historischer Roman aus dem 12. Jahrhundert. Von August Braß. Hamburg, Engel. 1850. Gr. 16. 22½ Ngr.

Der vorliegende Roman spielt im J. 1133, und enthält die Geschichte eines Ueberfalls der Polen welcher von den tapfern Frankfurtern zurückgeschlagen ward. Der Bischof der alten Grenzveste Lebus stand mit dem Feinde im Bunde und hatte seine Nichte dem Anführer der Polen als Gattin versprochen. Da diese einen Andern liebt entflieht sie in der Nacht in Begleitung des Reitknechts um Schutz bei ihrem Bruder zu suchen, welcher in den Reihen der Frankfurter kämpft. Sie hat mancherlei Gefahren zu bestehen, wird gefangen und befreit, sie schwebt zwischen Furcht und Hoffnung, bis endlich mit dem Sieg der guten Sache auch ihre Liebe gekrönt wird. Einige lebendige Schilderungen der Sitten und Gebräuche jener Zeit, einige spannende Momente des Kampfes, sowie die Einführung historischer Gestalten zeugen vom sorgsamen Studium der Geschichte und begründen den Werth des Romans. 12.

Für Freunde der Numismatik.

Gegenwärtig ist mit der 252. Lieferung in Frankreich ein Werk vollendet worden welches seit 1834 mit der größten Ausdauer ausgeführt worden ist. Es ist der „Trésor de numismatique et de glyptique", herausgegeben von Lachevardière, der 1837 von den versprochenen zwanzig Bänden bereits neun hatte erscheinen lassen. Delaroche besorgte die Auswahl der aufzunehmenden Denkmäler, Henriquel Dupont übernahm das Graviren, und Charles Lenormant, ausgezeichnet als Director der Münzen in der Nationalbibliothek, fertigte den Text.

Das Werk zerfällt in drei Theile; der erste umfaßt die antiken Monumente, der zweite die des Mittelalters und der neuern Zeit, der dritte die der Gegenwart. Ersterer besteht aus der „Neuen mythologischen Galerie", den Basreliefs des Parthenon, der Numismatik der griechischen Könige und der Ikonographie der römischen Kaiser und ihrer Familien. In der zweiten Abtheilung findet man die italienischen Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts, eine Reihe von Siegeln der Könige und Königinnen von Frankreich, der Souveraine von England, der großen Lehnsträger der Krone von Frankreich, sowie der Gemeinden, Bischöfe, Aebte und Barone; ferner eine Reihe französischer Münzen von Karl VII. bis Ludwig XV. Ebenso befindet sich eine historische Auswahl der päpstlichen Münzen seit dem 15. Jahrhundert darin; ferner eine höchst sorgfältige und interessante Auswahl von Münzen die seit dem Mittelalter geschlagen worden sind, und schließlich eine Reihe von prachtvollen Medaillen die in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert geprägt wurden. Einen seltsamen Eindruck macht es unmittelbar nach den schönen Münzen unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. eine Sammlung der Münzen aus der Revolution zu finden. Auf manchen sind Hinrichtungen abgebildet und zwar zum Theil von den ungeschicktesten Stümpern. Viele dagegen feiern eine große That, eine nützliche Erfindung oder einen berühmten Mann. Von letztern ist Napoleon am stärksten vertreten. Außer den ersten Denkmälern seiner Geschichte von 1796, wo er zuerst auf Münzen erscheint, bis 1803 findet sich auf 64 Seiten eine vollständige Sammlung von fast 1000 kaiserlichen Münzen.

Ein Theil des Werks, die Neue mythologische Galerie, sollte anfangs größer werden, allein der Stoff überwältigte den Verfasser, und so mußte diese Partie leider unvollendet bleiben.

Leider ist das Werk nicht so verbreitet wie es zu wünschen wäre. Namentlich vermöchte die Ikonographie, welche die Personen uns näher bringt, ihre Worte erklärt und uns fremde Verhältnisse vergegenwärtigt, das rechte Leben in die Geschichte zu bringen. Ebenso anerkannt ist es daß die Münzen eines Volks uns am besten und wahrheitgetreuesten seine Geschichte skizziren.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 253. —— 22. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

Der alte Goethe klagte einmal (Eckermann's „Gespräche mit Goethe", III, 251—252) sein Unbehagen an den Erscheinungen der meisten ihn heimsuchenden Fremden, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung:

Wie ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken daß ihnen Dasjenige woran Unsereiner Freude hat nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben u. s. w.

Solch Einer aus der „nordöstlichen Richtung", der ganz in der Idee steckt und den „ewigen Jüngling" als einen „forcirten Harlekin" bespöttelt, fällt nun hier über das blühende Leben der Goethe'schen Dichtung her, um aus der zerpflückten Herrlichkeit überall die Grundsubstanz des romantischen Egoismus ans Licht zu bringen, sodaß wir aufs schlagendste sein eigen Wort ihm zum Gericht wenden können (II, 11):

Es ist der Neid des gemeinen Bewußtseins, das in sich selbst leer und unproductiv ist, sich den Gedanken des Ursprünglichen und Schöpferischen durch eine pragmatische Analyse aus dem Sinn zu schaffen.

Das Verhältniß in welchem er damit zur poetischen Unmittelbarkeit auftritt geht vollkommen auf den Standpunkt des englischen Mathematikers Mac Laurin zurück, der unter der Vorlesung von Milton's „Paradise lost" ausrief: „Aber was beweist Das?" J. Schmidt läßt sich auf die Betrachtung dichterischer Production, die ihn im Grunde ärgert und langweilt, nur deshalb ein um Das zu beweisen was seiner Meinung nach damit bewiesen ist. Hier treibt ihn diese Frage geradewegs in ausgetretene Menzel'sche Richtungen zurück, und das: Si duo faciunt idem, non est idem kann man dabei nur soweit in Obacht nehmen, als man sich denn freilich bewußt ist wie wenig man seine weitern Tendenzen mit denen des alten Bramarbas, der noch kurz vor dem Untergange seines Organs ihn selbst unter die giftigen, stachlichten Geschöpfe des Abgrundes classificirte, zu verwechseln hat. Vornehmlich „Faust" und „Tasso" sind der Uebung dieser perfiden Deutungspraktiken zugefallen. Was bei jenen ältern Veranlassungen gleichsam auf ein: Videant Consules etc. ausgefochten worden (vergl. vor Allem das zweite Heft der „Streitschriften" von D. F. Strauß) überhebt mich des ernsthaft widerlegenden Eingehens. „Faust" zeigt nach dieser Aesthetik den romantischen Eigendünkel des Herzens, der nur den Muth der Ironie, nicht die Kraft der Bildung hat. Der „Aneinanderreihung lyrischer Stimmungen" nachgehend weiß dieselbe unter den Bewegungen des Faust-Charakters fortwährend die „gesetzlose lyrische Subjectivität" Goethe's selbst als den eigentlichen sich selbst entwickelnden Stoff dergestalt im Auge zu behalten daß sie nicht blos in dem natürlichen, vom Dichter selbst (vergl. die bekannten Stellen in „Dichtung und Wahrheit" und Eckermann's „Gespräche", III, 161, über Ampère's Bemerkungen im „Globe") angedeuteten Sinne das innerste Leben des Schaffenden mit dem Geist seiner Gestalten verbunden zeigt, sondern in der plumpsten Absichtlichkeit des Misverständnisses ihn für alles Thun und Reden der letztern als den verantwortlichen Vertreter hinstellt. So muß z. B. die Frechheit des absoluten Egoismus (nach dem Verf. das Leitende in Faust), der mit dem Leben spielt wie die Ironie mit dem Gedanken, der Selbstgenuß des romantischen Wüstlings als eine unmittelbare Widerspiegelung aus dem Gemüthe des Dichters genommen werden. Bei des Mephistopheles höhnisch kalter Entgegnung: „Sie ist die Erste nicht!" soll sich nach dieser Ansicht die Eitelkeit beleidigt fühlen nicht etwas absonderlich Nichtswürdiges verübt zu haben; denn „in dem Bewußtsein unerhörter Verworfenheit zu schwelgen ist genial, aber ein alltägliches Laster" (II, 313). Um den Uebergang zum zweiten Theil klarzumachen, gibt uns der Interpret zu bedenken daß wenn der Dichter alt wird und seine unmittelbare Genußfähigkeit abstirbt, er sich nach einer andern Thätigkeit umsehen muß. Das ist der neueste Schlüssel zur Genesis des „Faust"! Nachdem wir schon den abschließenden Spruch vernommen daß in dem Gericht der Geschichte, in dem vernünftigen Bewußtsein der Einen, untheilbaren Menschheit, in dem objectiven Geist (als dessen Repräsentanten J. Schmidt sich selbst zu respectiren scheint!) das geniale Sein des reinen Dichters sei gewogen und zu

leicht befunden worden, nachdem wir gesehen haben daß dem alten Romantiker Nichts blieb als die Form und die gespreizte Selbstgefälligkeit sich durch dieses exclusive Aeußere vom Pöbel zu unterscheiden — während vorher bemerkt wurde es sei in Deutschland seit Luther Niemand so populair gewesen als Goethe —, muß er, den wir nun in der Kritik des „subjectiven Idealismus" abgefertigt glaubten, als Anführer der „doctrinairen Romantik" den scharfen Dialektiker noch einmal über sich lassen. Trotz der eifrigen Wendung auf das antik-classische Ideal infolge der italienischen Reise, trotz des daran sich knüpfenden Hasses gegen die neue romantische Poesie und die christliche Kunst wird der große Heide in dieser Zusammenordnung untergebracht. Das Leben in der griechischen Idealwelt ist ja auch nur ein romantisches Hinüberträumen in ein transcendentes Reich. Jemehr der Geist sich in das Classische vertieft, destomehr gibt er sich an eine schimpflich romantische Flucht vor den Mächten des objectiven Lebens hin. Auf dieser Flucht werden neben Goethe auch der Dichter der „Götter Griechenlands" und der des „Hyperion" ertappt.

In der Auffassung des „Tasso", die in manchem Betracht ein gleichartiges Seitenstück zu der bezugreichen Diatribe über den „Faust" darbietet, gewinnt noch der Zusammenhang Goethe's mit den exclusiven Genies der romantischen Schule den stärksten Accent. Wenn dieses Drama als die höchste Kritik welche die Poesie an sich selbst ausübt und zugleich (wiederum in einiger Verwandtschaft, wenn auch nicht ganz in einem Sinne mit W. Menzel's „Höflingsbekenntniß") als ein „courfähiges" bezeichnet wird, so ist damit nur auf die äußerliche Anerkennung der Schranken hingewiesen, zu welcher der Dichter sich zu bequemen gelernt hat; im Kerne lauert doch nach des Verf. Angabe, wenn man diesem träumerischen, scheinbar unschuldigen, ästhetischen Wesen, dieser schönen Subjectivität die Maske entreißt, die schlechte Selbstsucht, grenzenlos sich zu genießen und in Allem was die Welt Herrliches und Großes bieten kann nur Motive dieses eigenen Genusses zu suchen. Daran schließt sich eine neue Ausführung der bekannten Wendungen: Rückzug in die ästhetische Welt des Innern, von der Unruhe der Geschichte abgewandter Quietismus des schönen Seins u. s. w., mit denen man schon öfter den Alten auf das Faulbett romantischer Verkommenheit niederzustrecken suchte. Das leitet unmittelbar in die „romantische Ironie" hinüber. Ohne alle einleuchtende Vermittelung mit dem Hintergrunde der damaligen Zustände in Staat und Leben läßt der Verf. aus dem Anknüpfen an die Fichte'sche Lehre die „Ironie des schönen Egoismus" in die Entwickelungen unserer Culturgeschichte hervorgehen. Kuno Fischer, der in seiner unlängst erschienenen Schrift: „Diotima. Philosophische Briefe über das Schöne" (S. 154—175), die ganze Stellung und Bedeutung der romantischen Schule zumeist mit unbefangener, einsichtiger Scheidung der einzelnen Punkte im Verlauf zu einem falschen Extrem darlegt, hält desgleichen noch diese strenge Verbindung fest, wenn er auch die Sache so faßt: es möge der Zusammenstoß einer erhabenen Philosophie, welche den Menschen auf die Spitze des einsamen, reinen Selbstbewußtseins stellte und ihn zuletzt mit der Welt nicht mehr auszugleichen vermochte, und eines gedrückten, ohnmächtigen Lebens gewesen sein welcher den künstlerischen Verstand zu dieser Richtung nöthigte. Ist nun diese directe Ableitung von dem philosophischen Standpunkt des transcendentalen Idealismus ohne Zweifel — wie Dies auch ganz neuerdings schon von Hermann Hettner („Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller", S. 7—8) geschieht — zurückzuweisen und dagegen mehr eine innere Uebereinstimmung, durch welche die Poesie der romantischen Schule als das Correlat jener Philosophie erscheint, aufzufassen, so kann hinsichtlich der Schmidt'schen Darstellung im Ganzen wenigstens die richtige Consequenz der Momente, soweit sie sich durch das Ausgehen von der unbefriedigt-ironischen Stimmung zu verbürgen scheint, nicht weggeleugnet werden. An die verleidete Situation unter den gegebenen historischen Bedingungen der Zeit, mit der für unsern Blick dieses ironische Sichfühlen genialer Naturen zusammengeht, ist das suchende Zurückgreifen und Hinüberstreifen nach poetischem Stoff zur Vergangenheit und Fremde erst in weiterer Entwickelung anzufügen, während so Viele mit einer Hindeutung auf „Restauration des Mittelalters" und katholische Sympathien den ganzen Inhalt dieser Erscheinung zu erschöpfen glauben: ein Irrthum mit welchem z. B. auch Heinrich Heine in dem zwar nicht an allerlei unnützem Skandal und zweideutigen Einfällen, zugleich auch an scharfen Zügen individueller Charakteristik, wol aber an hellen Aussichten auf die wahre literarhistorische Lage armen Büchlein über die romantische Schule seinen Anlauf genommen hat.

(Der Beschluss folgt.)

Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Originalacten von Johannes Voigt. Berlin, Decker. 1850. Gr. 8. 18 Ngr.

Wir zweifeln nicht daran daß dies Büchlein wenn es vor vier Jahren erschienen wäre unendlich viel mehr Aufsehen erregt haben würde als jetzt, in einer Zeit wo auch das Neueste sobald zur Antiquität wird, und wo Mancher fragen wird: Was sollen wir jetzt noch mit einem Tugendbunde aus einer alten Zeit, wo Nationalversammlungen, Grundrechte und Bürgerwehren schon sich überlebt haben! Doch soll Dies uns nicht abhalten auf diese kleine Abhandlung des bekannten Verfassers aufmerksamzumachen, und sie als ein Document anzuempfehlen das eine oft besprochene Periode unserer innern vaterländischen Geschichte mitaufzuklären so geeignet ist.

Wie oft ist wol in Geschichtsbüchern der neuern Zeit des Tugendbundes Erwähnung geschehen! Wie verkehrt, Das lernen wir eigentlich erst aus der vorliegenden, aus den Originalacten geschöpften Darstellung. Die bessern Schriften über diesen Gegenstand, von Krug, die Bredow-Venturini'sche „Chronik", die Schmidt-Niebuhr'schen Streitschriften u. a. wurden weniger eingesehen; und so kam es daß Einer dem Andern Irrthümer und vage Vermuthungen nachschrieb, namentlich wenn sie romantischer klangen. So ward es Sitte den Tugendbund als

eine im Geheimen wirkende politische Macht in Preußen darzustellen, welche durch die Männer die zu jener Verbindung gehört haben sollten die ganze künftige Erhebung dieses Staats gegen die französische Oberherrschaft nicht allein vorbereitete, sondern auch förmlich systematisch leitete. Indem man ferner eine Menge Vorgänge in Preußen ohne Weiteres mit dem Wirken des Tugendbundes in Verbindung brachte, ist er in vielen Büchern als Motiv folgender Ereignisse zu einer Bedeutung gekommen die er in der Wirklichkeit nie gehabt hat. Wenn auch einige besser Unterrichtete daran nie geglaubt haben, die Mehrzahl der Deutschen hat gewiß das ganz Unbegründete, selbst Ungereimte für das Richtige gehalten.

Der traurige Zustand der preußischen Monarchie nach dem Frieden von Tilsit, die plötzlich von ihrer eingebildeten Höhe zum Staat zweiten Ranges herabgedrängt war, mochte damals manchem Patrioten zu Herzen gehen! Es war klar, sollte dem kleinen gebliebenen Stamme einmal wieder die Stunde der Erhöhung schlagen, so konnte es nur durch doppelte Anspannung und Hebung der innern Kraft geschehen; und zwar nicht allein der materiellen, denn diese hat immer ihre Grenzen, sondern mehr noch aller geistigen Kräfte, und vor Allem der Bürgertugend, willig mit Hintansetzung jedes individuellen Egoismus Alles hinzugeben für einen hohen, aber reinvaterländischen Zweck. Wie aber gerade diese schwerste von allen Tugenden hervorrufen, zu einer Zeit wo die Besten schon verzweifelnd Alles aufgegeben, und die größere Masse bis ins Innerste verderbt schien? Hier helfend einzugreifen, und dem Vaterland wieder Selbstvertrauen und neue moralische Kräfte zuzuführen war nicht Sache des Einzelnen; aber ein großer Verein von gleichgesinnten Männern hätte die Aufgabe durch seine eigene Haltung und durch sein Beispiel lösen können. So dachte ein Patriot, der damalige Oberfiscal Mosqua in Königsberg, als er im März 1808 an den damaligen Geheimen Cabinetsrath Beyme schrieb, und ihn um Rath und Fürsprache wegen einer vaterländischen Privatgesellschaft, die in dem angegebenen Geiste wirken sollte, bat. Dieser rieth von dem Unternehmen zwar nicht gerade ab, meinte aber auch schon zur Ausübung namentlich der Volks- und Unterthanentugenden bedürfe es wol nicht der Aushängung eines Vereinsschildes. Jedoch gab er anheim sich an den Minister vom Stein und den König persönlich zu wenden. Nun geschehen von Mosqua in Verein mit dem Major von Both, den Kriegsräthen von Tepper und Velhagen, sowie dem Professor Lehmann die weitern directen Schritte. Stein ließ auf diese und eine spätere Eingabe vergeblich auf Antwort warten; aber zum Vortrag war die Angelegenheit gekommen, denn am 30. Juni 1808 erfolgte ein Cabinetsbescheid: daß man eine in Königsberg zu gründende Gesellschaft — für welche schon jetzt der Name Tugendverein vorkommt — genehmige, wenn sie sich ganz innerhalb der Grenzen der Landesgesetzgebung, und ohne Einmischung in Politik und Staatsgewalt, erhalte!

Nunmehr galt es zuerst eine gehörige Anzahl von Mitgliedern zu gewinnen. Die Bemühungen dieserhalb gingen von Königsberg aus, wo auch später immer die Centralleitung des Vereins blieb. Einzelne Männer die das Commissorium erhalten hatten anderwärts Zweigvereine (Kammern) zu bilden, wurden in die verschiedenen preußischen Provinzen gesandt; ein Assessor von Bardeleben war unter diesen einer der thätigsten, Derselbe der später so gegen den Bund eingenommen war daß man ihn zur unfreiwilligen Ausscheidung zwang. In Schlesien und in Pommern fand die Idee eines Bundes zur Tugendübung Anklang, weniger in der Mark, und am wenigsten in der Hauptstadt Berlin, wo nur vier Mitglieder gewonnen werden konnten.

Uebrigens kam bald Mancherlei zusammen was einer großen Ausbreitung des Vereins hinderlich ward. Manche Vorsteher von Civil- und Militairbehörden hatten ihren Untergebenen den Beitritt verboten, weil sie nur das alte Landesgesetz gegen alle geheime Verbindungen, nicht das Cabinetsschreiben vom 30. Juni kannten. Männer von Ruf ließen sich nicht so ohne Weiteres zum Eintritt bewegen, Andere waren wie man wußte zurückgetreten, nachdem sie Kenntniß der Statuten, die ihnen zu weitaussehend und unpraktisch geschienen, erhalten. Das letzte Bedenken hielt umsomehr ab als selbst Vorsteher von Zweigkammern nach Königsberg geschrieben, und um nähere Erläuterung Dessen gebeten hatten was man eigentlich wolle, damit den Neuaufzunehmenden auch gesagt werden könne welche Wirksamkeit man von ihnen erwarte. Am meisten schadete aber das voreilige Hervorbrechen von Dörnberg und Schill 1809; von Beiden wußte man daß sie Mitglieder des Tugendbundes waren. Dieser suchte es bei Letztern zwar selbst in Zweifel zu stellen, allein wol mit Unrecht. Jedermann dachte nun sogleich an eine politische Bundesthätigkeit, die voreilig und nur dazu geeignet war das Vaterland und den König in Gefahr zu bringen, obwol der Bund bei den reinpersönlichen Entschlüssen jener Männer gewiß nicht im Spiele war. Diese und mehre andere Ursachen bewirkten es dann daß die neue patriotische Verbindung (die unter verschiedenen Namen, auch dem des Sittlich-wissenschaftlichen Vereins vorkommt, um damit schon ihr Fernhalten von Politik anzudeuten) an Zahl nie sehr bedeutend wurde; 334 Mitglieder innerhalb der ganzen preußischen Monarchie scheint die höchste Theilnahme auszudrücken. Unter ihnen fanden sich Namen die allerdings später berühmt geworden sind, Boyen, Witzleben, Grolman, v. Thile, v. Ribbentrop, Merkel, Krug, Eichhorn, Manso u. A.; dagegen haben Andere welche man in der Regel als Theilnehmer und Hauptträger der ganzen Idee zu citiren gewohnt war, Stein, Humboldt, Niebuhr, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stägemann, Schleiermacher, Hüllmann u. s. w., nie zum Verein gehört.

Die ziemlich weitläufigen Statuten können hier nicht mitgetheilt werden. Es genügt zu wissen daß neben einem höchsten Rath in den Kammern ein Censor das wichtigste Amt hatte. Dazu gehörte auch Ueberwachung des Betragens der Mitglieder im Geiste der Verbindung. Diese, stark an geheime Polizei erinnernde Anordnung hätte unserer Meinung nach allein schon hingereicht durch Lockerung des Ganzen dessen Untergang herbeizuführen.

Der Verein hatte sich offenbar ein zu allgemeines, daher auch zu großes Ziel gesetzt. Es sollte erreicht werden durch sechsfache Thätigkeit, welche die Mitglieder nach Stand, Amt, Fähigkeit und Reichthum zu leisten hatten. Man bildete also im Innern Abtheilungen für Erziehung, Volksbildung (die militairischen Mitglieder dachten dabei zunächst an Hebung eines tüchtigen militairischen Geistes), für Wissenschaft und Kunst, für Volkswohlstand, für äußere Polizei (um dem Volke die Nothwendigkeit eines rücksichtslosen Zusammenhaltens aller innern Mittel klarzumachen), und für innere Polizei; letztere war jene fatale innere Ueberwachung der Vereinsmitglieder selbst. Die Hauptkammer in Königsberg, indem sie das ganze Wirken des Vereins leitete, sollte Zusammenhang hineinbringen; aber eben weil man zuviel wollte, ward nur wenig erreicht. Man konnte meist nur Vorträge halten, die aber höchstens die Mitglieder erbauen, begeistern, und mitunter wol nur langweilen konnten. Die Abtheilung für Kunst und Wissenschaft kam gar nicht ins Leben. Man hatte sie wieder in zwei Classen getheilt; in die eine, für Literatur im Allgemeinen, hatte sich nur ein Regimentschirurgus einschreiben lassen; die andere, welche sich durch Herausgabe einer Zeitschrift „Wiedergeburt der sittlichen Welt" als allgemein belehrend constituiren sollte, fand gar keinen Theilnehmer. Die Abtheilung für Volkswohlstand hat es nur bis zu einigen reinörtlichen Speiseanstalten, und bis zu ein paar Industrieschulen gebracht.

Dazu bestand nach der Schill-Dörnberg'schen Angelegenheit noch immer ein Mistrauen der Regierung gegen den Verein, dahin daß dieser über seine eigentlichen Grenzen herausgehe. Stein hatte sich schon einmal kurz vor seinem Austritt aus dem preußischen Staatsdienst geradezu gegen seine Wirksamkeit

erklärt; andere Eröffnungen, gutgemeinte und böswillige, geschahen weiter bei den Ministern. Die Ausgleichungen von solchen Ansichten oder Denunciationen führten zu beständigen Erörterungen zwischen dem Verein und dem Cabinet des Königs. Das hielt einestheils von einer fortlaufenden praktischen Wirksamkeit ab, anderntheils rief man sich manche Feinde dadurch hervor, welche die verschiedenartigsten Beschuldigungen oft nur ersannen und sie in Umlauf setzten. Statt bei dieser ungünstigen Stellung doppelt aufmerksam zu sein, ließ es gerade hierin der Verein oft fehlen. Er war nicht sorgsam genug bei Wahl seiner Mitglieder; bei hochstehenden Personen, wo er nur zu gern und zu oft anklopfte, ward er abgewiesen; einige seiner geachtetsten Mitglieder verlor er durch freiwilligen Austritt, und schon seit der Zeit wo der Prinz Hermann von Hohenzollern an die Spitze trat, am 3. Aug. 1809, konnte man sich die trostlose Lage der Gesellschaft nicht mehr verhehlen. So bestand sie noch eine Zeitlang, bis endlich am 9. Dec. 1809 ein Rescript des Königs erfolgte daß der Tugendbund auf den eigenen Wunsch mehrer Mitglieder still und ohne das geringste Aufsehen aufzulösen sei; die Papiere sollten abgeliefert, versiegelt und bewahrt, die Mitglieder weder im Guten noch im Bösen angeredet werden.

Es ward natürlich in Allem Folge geleistet; man bat nur wenigstens die Papiere durchzusehen, indem sich hier gewiß noch manches Project finden würde was der Beachtung und Ausführung nicht unwerth sei. Es geschah Dies auch später, der Präsident von Wißmann erklärte jedoch in seinem Bericht: So bedeutend auch das Volumen dieser Schreibereien sei, so finde er doch nur sehr Weniges was der Auszeichnung werth, und für wichtig und gemeinnützig geachtet werden könne. Der Kanzler von Schrötter äußerte in einem ähnlichen Berichte: Es bleibe immer sehr merkwürdig daß gerade der Regierungsassessor Bardeleben, dieser enthusiastische große Egoist, die Auflösung des Vereins für nothwendig gehalten und veranlaßt habe. Das war das Ende des Tugendbundes.

In zwei kleinen Zugaben folgt: eine Berichtigung einiger Stellen in „Stein's Leben" von Pertz, das Verhältniß des Erstern zum Tugendbund betreffend, und dann noch eine dem Verf. handschriftlich mitgetheilte Ansicht eines Staatsmanns über den Bund, die freilich der actenmäßigen Darstellung ziemlich entgegen ist. Sie ist so: Der Zweck des Vereins war rein und allein politisch, und Philanthropie war nur der Rock den man der Sache Napoleon's gegenüber umhing. Stein sah es gern daß geistig unbedeutende Männer an die Spitze kamen, die man leicht preisgeben konnte. Als man aber doch fürchtete die Katze im Sack könne unter ihnen ans Tageslicht kommen, mußten Boyen und Grolman eintreten um dafür zu sorgen daß der Schleier nicht gelüftet werde, und auch Hohenzollern ward nur als Strohmann vorgeschoben. Allein Alle erklärten daß die Sache zu gemein und geist- und kopflos behandelt werde, und so sank der Verein nach Stein's Abgang immer tiefer, sodaß er bald als ein Gegenstand des Gelächters und Spottes dastand, von dem jeder in Achtung stehende Mann sich fernhielt. Doch aber behandelte die Regierung denselben zart und schonend, weil er ihr Kind war, von dem man aber befürchten mußte daß es, zur Verzweiflung gebracht, den Vater und alle Welt verrathen werde.

Hier drängt sich gleich die eine Frage auf: War der Verein politischer Natur, und von der Regierung ausgehend, warum schickte sie nicht mehr Capacitäten hinein, und warum gab sie ihm nicht eine größere Verbreitung? Jene Ansicht stellt sich also der actenmäßigen Darstellung unsers Verf. gegenüber ganz entschieden als eine falsche heraus, und es wäre ja nicht das erste mal daß auch ein Staatsmann, trotz des ewig in Anspruch genommenen „höhern Standpunkts", sich geirrt haben könnte.

Wir haben hier abermals ein redendes Beispiel daß ein Privatmann, auch wenn er sich mit Seinesgleichen in einen freien Verein zusammenthut, nie eine heilsame praktische Wirksamkeit ausüben kann, wenn der ganze Staat unmittelbar, sein Heil oder seine Verfassung, von diesem Streben berührt werden soll. Das Feld der wohlthätigen Wirksamkeit der Vereine ist immer nur ein streng specielles oder locales, sowie sie hierüber hinausgehen schaden sie ewig, und geschehe es auch nur mittelbar dadurch daß die Individuen, indem sie sich in hohen Ideen und Träumen ergehen, sich selbst verlieren, und das Feld ihrer nützlichen Thätigkeit wo sie Etwas leisten könnten vernachlässigen. Woher entsteht die Erscheinung daß unsere Zeit gegen andere so zurücksteht wegen Mangels an jenen kräftigen Individualitäten an denen sonst jedes Gemeinwesen so reich war? Nur dadurch daß jetzt jeder Schuster und Schneider Staatsgesetze machen will, und Vorlesungen und Reden in Bierhäusern und Volksversammlungen hält. Dadurch wird Handwerk, Familie und nächstes Gemeinwesen wo der Bürger tüchtig sein könnte vernachlässigt, und Pfuscherei an allen Ecken tritt ein. Sehe ein Jeder daß er tüchtig und ausgezeichnet an der Stelle im Staate ist, wohin ihn die Umstände gestellt haben; dann bedarf es kaum einer weitern Sorge für den ganzen Staat, am wenigsten der Sorge der Vereine, er wird von selbst wohlberathen sein. Nur der politische Verein könnte wohlthätig wirken der seine Mitglieder verbindlich machte tüchtig vor der eigenen Thür zu fegen, und zu sehen daß es vor allen Dingen, und zunächst mit der Person des Bürgers und in seinem Kreise und seiner Familie wohlstände, und zugleich von ihnen foderte sich um den ganzen Staat nicht weiter zu kümmern als Beruf, Amt, Kenntnisse und äußere Verhältnisse Dies geradezu fodern. Der Gemeinsinn, der auf dem Gebiete der Gemeinde ein so großes Feld findet um sich zu üben, wird dann dem allgemeinen Staate schon von selbst zu keiner Zeit fehlen. Hat man aber die falsche Ansicht diesen müsse man oder könne man durch unbefugtes Hineinpfuschen in die allgemeinen Staatsangelegenheiten am ersten üben, so wird nur die Folge sein daß man alle Bürgertugenden auf denen er einzig und allein als auf einer festen Basis beruhen kann darüber verliert, und daß der Staat ohne innern Halt wie ein schwankendes unsicheres Rohr in den Tagen der Noth und des Unglücks dasteht! 67.

Lesefrüchte.

Washington Irving's Honorare.

Laut einer wie es heißt verläßigen Angabe hat Washington Irving von seinem Verleger Murray in London und dessen Vater folgende Honorarsummen empfangen:

Für das Skizzenbuch	467	Pf. 10 Schill.
„ Bracebridge Hall	1050	„ — „
„ den Reisenden	1575	„ — „
„ Columbus	3150	„ — „
„ Gefährten des Columbus	525	„ — „
„ Grenada	2100	„ — „
„ Reise über die Prairien	400	„ — „
„ Abbotsford und Newstead	400	„ — „
„ Spanische Legenden	100	„ — „
zusammen	9767	Pf. 10 Schill.
	oder nahe 68,000	Thlr.

Buchhändler-Verein.

Laut Benachrichtigung des „Athenaeum" hat sich in Edinburg unter dem Namen „Edinburgh booksellers' union" ein Verein von Buchhändlern gebildet, dessen Zweck neben geschäftlichem Verkehr dahin geht Bücher und Broschüren welche von Buchhändlern, Druckern, Kupferstechern oder Mitgliedern verwandter Gewerbe geschrieben worden sind oder sich auf sie beziehen, sowie seltene Ausgaben volksthümlicher Werke und überhaupt Alles zu sammeln und aufzubewahren was in Hinsicht auf die Genannten, ob literarischen, gewerblichen oder persönlichen Inhalts, veröffentlicht worden ist und noch werden wird. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 254. —— 23. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Beschluß aus Nr. 253.)

Das Natürliche und nach den Umständen Folgerechte jener Stimmung, welche sich als die eigenthümliche dieser Poeten und Aesthetiker ankündigte, kann nun aber in der Auffassung des Verf. nicht hervortreten; wir treffen hier denselben Zug der in dem schiefen Urtheil über die Sturm- und Drangperiode erkannt wurde. Das Kind wird mit dem Bade ausgeschüttet. Findet Hettner die Verwandtschaft Goethe's und Schiller's mit den Autoren der romantischen Schule in dem gemeinschaftlichen Leiden daß sie nicht aus dem Bewußtsein ihrer Zeit schreiben, von ihr gehoben und getragen, sondern im bewußten Gegensatz und Widerstreit zu dieser, hat er die vernünftige Gerechtigkeit von den Bedingungen auf die Charaktere zu gehen die unter denselben wirken, so dreht J. Schmidt in seiner Constructionsmanie die Sache um und trägt in die Gemüther als etwas Voraussetzungsloses fertig hinein was nur durch die geschichtliche Bestimmtheit eines Mischungsprocesses zu begreifen ist. Abgeschlossen steht ihm eine „Kaste der Brahminen" da, welche sich mit dem Monopole des poetischen Geistes und der echten, einen Bildung stolz über die Menge erhebt. Er will nicht daran denken daß jenes Odi profanum etc., womit noch heute nach einer erstarrten Tradition der Geistreichen die Söhne der unsichtbaren Kirche — wie der Freiherr Rudolf von Keudell in seinen „Träumereien eines gefangenen Freien: Außerhalb der Gesellschaft" — bei der Herausgabe ihrer exclusiven Inspirationen gleichsam den geistigen Paß vorzeigen, auch seine Genesis, seine Geschichte, seine Steigerungen hat. Vornherein sieht er nur einen Freimaurerorden der eiteln Geistreichthuerei und kommt mit seiner Betrachtung nirgend über das lächerliche Bild einer Gesellschaft hinaus deren Glieder, einander an geheimen Bundesabzeichen erkennbar, etwa zu gesetzten Stunden in einer constituirenden Generalversammlung sich vereinigen, um unisono eine neue Gedankenentdeckung für das Buch ihres Glaubens ans Licht zu bringen u. s. w. Die Entschuldigung wegen des Mangels an deutlichen Nuancen der Charakteristik: daß nämlich es nicht seine Absicht sei das Leben und die Meinungen der einzelnen Schriftsteller dieser Richtung darzustellen, da sie hier nur Werth hätten insofern sich in ihnen das neuaufgehende Leben der Zeit überhaupt ausspreche, könnte man dem „Geschichtsphilosophen" immerhin gelten lassen, wenn wahrhaft in diesem Sinne die Beleuchtung des Gesammtbildes angeordnet wäre. Anstatt aber z. B. von der frischen ergötzlichen Kampflust aus, welche ein heiteres Spiel polemisirenden Witzes gegen handgreifliche Verkehrtheiten geistloser Geschmackstheorien, engherzig pedantischer Lebensmaximen übte und übermüthig keck gegen alle die vor freierer, überlegener Bildung zu einer belachenswerthen Narrenwelt vereinigten steifen Gestalten strafenden Humor ausgehen ließ; anstatt von diesen Anfängen aus das gefährliche Fortsteigen einer negativen Stimmung bis zu dem „schwindelnden Selbstgefühl eines weltscheuen Gemüths" zu verfolgen — fixirt er sogleich den Begriff der romantischen Ironie in einem Grade leerer Vermessenheit und sittlicher Trägheit, wie er denn doch über die ganze Haltung der hier zunächst gemeinten Talente noch um ein Beträchtliches hinausliegt. Mit Vischer's Bemerkung („Kritische Gänge", II, 248; „Aesthetik", II, 520) daß in der giftig gewordenen Romantik bei Heinrich Heine, in dem fauligen Gährungsproceß der ihre Auflösung in ein Afterbild der modernen Freiheit des Selbstbewußtseins darstelle, eigentlich erst Dasjenige zum Vorschein komme was Hegel unter dem Namen der Ironie so eifrig bei jeder Gelegenheit verfolgt, ist hier auf das entschiedenste Einsprache zu thun. Nichts ist bei J. Schmidt unentstellt am rechten Fleck geblieben: jene öde Versunkenheit des reflectirten Blasé in den (von Varnhagen von Ense und Gustav Schlesier mitgetheilten) Briefen Friedrich's von Gentz an Rahel wird unmittelbar in den Zusammenhang jenes literarischen Ereignisses eingeführt, während zugleich in Solger's Anschauung, welche der Verfasser der „Diotima" treffend als die Ironie des Ideals, nicht blos der Phantasie, die Ironie der Kunst, nicht blos des Künstlers unterscheidet, der nämliche Standpunkt, „nur durch einen heiligen Hintergrund verklärt", sich wiederfinden soll; ja selbst Jean Paul's künstlerischer Humor muß, in dieses Schema heruntergezogen, „durch sein stetes Zurückkommen auf die Eitelkeit des empirischen Subjects" in den verwerflichen Dünkel jener aristokratischen Genies aufgehen die sich in ihrer Trennung

von der trivialen Masse des gesunden Menschenverstandes genießen. Das Misverständniß, die Misdeutung, welche hier überall nur freches Anmaßen einer exclusivgeistreichen Weltanschauung zu bekämpfen vorgibt, überzeugt uns eben dadurch, welche bleibende typische Gültigkeit selbst jener ausgelassenen persönlichen Persiflage der Tieck'schen Komödie für die Zeichnung der unsterblichen Philister zuzugestehen ist. Wer mit grämlicher Schwerfälligkeit als das Wesen der „reflectirt romantischen Poesie" die frivole Stimmung verurtheilt welche die Freiheit des Spiels mit dem Schein des tiefen tragischen Ernstes vereinige, erinnert uns, wider Willen die Armuth des eigenen Gemüthslebens bekennend, an des Dichters Worte im „Zerbino":

> Mit Leiden
> Und Freuden
> Gleich lieblich zu spielen
> Und Schmerzen
> Im Scherzen
> So leise zu fühlen
> Ist Wen'gen beschieden u. s. w.

Gedenken wir, nach den Wirkungen umschauend die sich von der Thätigkeit der Exclusiven über den engern Kreis hinaus dennoch bemerkbar machen müssen, der herrlichen geistigen Schätze welchen durch die Beschäftigung der Romantiker mit dem Werthvollsten ausländischer Literaturen, besonders durch Tieck's und Schlegel's Uebersetzungen Eingang in die deutsche Welt geschafft wurde, so wird dies Verdienst unter halber nothgedrungener Anerkennung des guten Willens und der Empfänglichkeit mit einem bedenklichen Seitenblick auf das verworrene, blendende, jeden sichern Blick raubende Durcheinander aller Formen und Stoffe leicht hinweggeschritten: „Das hingebende Eingehen auf fremde Vorstellungen brachte es mit sich daß das eigene Urtheil bald ganz wegfiel, und daß man haltungslos zwischen den entgegengesetzesten Extremen schwankte." Was sodann von dieser Dichtergruppe aus gerade für die gedeihliche Erweckung des Interesses an heimischem Volksleben entschwundener Zeiten, an heimischer Volkspoesie geschehen, wird als dilettantisches Tasten, dem keine ernsthafte Theilnahme beiwohnte, einer nähern Frage nicht einmal gewürdigt; als positives Zugeständniß bleibt am Ende nur das Eine von zweideutigem Werth: daß die heitere leichtfertige Eleganz romantischer Lebenspraxis sehr heilsam auf ein freieres Verhältniß der Geschlechter wenigstens in der feinern Welt — und zwar mehr als das theoretische Bemühen des Jungen Deutschland — gewirkt habe. In ähnlichem Sinne hat ja ein Herr Christern den deutschen Professoren die „Lucinde" als einen wichtigen Gegenstand für akademische Vorlesungen empfohlen!

Zu dem Allen dürfen wir nun aber die Notiz nicht weglassen daß die Kritik J. Schmidt's in diesem Capitel weniger als an irgend einer Stelle seiner „Studien" den kümmerlichen Schein der Selbständigkeit und Neuheit zu wahren weiß. Einfälle die uns schon z. B. von Heinrich Laube her als alte Bekannte ansprechen, wie der: den Witz der Tieck'schen Lustspiele trifft, gemacht und langweilig zu finden, nicht mitgerechnet, wimmelt es von dagewesenen Entdeckungen, die besonders aus den betreffenden Partien des umgearbeiteten Ruge-Echtermeyer'schen Manifestes mit einer auffallenden Consequenz der Abhängigkeit oft bis ins Wörtliche ohne Quellenangabe geborgt sind. Müssen wir uns diese Uebereinstimmung in den seltsamsten Thorheiten gefallen lassen, so können wir sie wenigstens in dem Gedanken als einigermaßen vernünftig hinnehmen: daß Novalis' Poesie wol das Höchste sei was die Romantik in dieser Schule hervorgebracht habe.

Am Schlusse prägt sich die Befangenheit und Einseitigkeit mit welcher alle Vorgänge und Entwickelungen im romantischen Geiste hier gefaßt werden noch recht vollständig und unzweifelhaft aus, indem jene in der Unsicherheit des Suchens aufleuchtenden prophetischen Hindeutungen auf eine neue religiös-künstlerische Weltanschauung, wie sie in fragmentarischen Griffen bei Novalis, Schleiermacher, F. Schlegel, Schelling, Görres entgegentreten, zu einer falschen Verbindung mit dem katholischen Convertitenthum unter der Ueberschrift: „Die Romantik als Religion", in dem Sinne eines Ausgangsprocesses der Ironie angereiht werden. Bezeichnete ich die Consequenz der Momente in denen diese Schilderung das Leben der romantischen Schule verlaufen läßt früher als angemessen, so ist nunmehr die falsche, gestörte Bedeutung zu erkennen welche dem Ganzen von dem durchgehends als Seele und Mittelpunkt behaupteten Princip der Ironie dennoch nothwendig entstehen mußte. Eine vor sich selbst aufrichtige Betrachtung, welche sich scheut den Ernst der wissenschaftlichen Aufgabe durch solche frivole Tendenzconstruction der Geistesgeschichte zu verletzen, wird vor allen Dingen an die von Schelling („System des transcendentalen Idealismus") und F. Schlegel („Gespräch über Poesie" und „Athenäum") ausgegangenen Vorstellungen einer neuen Mythologie anknüpfend den echten positiven Gehalt der reinen und tiefen Sehnsucht klarmachen müssen, mit welcher hier die Gemüther aus der Enge und Dürftigkeit der nächsten Lebensbedingungen zu einem großen plastischen Hintergrunde poetischer Schöpfung hinstrebten. Aus diesem Trachten ist nicht nur überhaupt das Abirren in einen allerdings etwas bunten Eklekticismus religiöser Bilder und Gestalten, sondern vorzüglich auch das Hinneigen zu der weichen Symbolik der römischen Kirche leicht zu begreifen; von diesem Standpunkte muß uns selbst der noch in den Tagen der Gegenwart ausharrende Glaube Joseph's von Eichendorff*) an eine katholische Wiedergeburt der Poesie in reinerem, bedeutungsvollerem Lichte erscheinen. Mögen nun einzelne Apostaten, wie Zacharias Werner, in quälender Empfindung innerer und äußerer Haltlosigkeit, da sie in der eigenen Brust

---

*) Vergl. die Beurtheilung seiner Schrift: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland" ([illegible]), durch Hermann Lotze: „Göttinger Gelehrte Anzeigen", [illegible], 43. Stück, S. 13[illegible]—[illegible].

kein Gesetz sich zu schaffen vermochten, müde von rastlos unheimlichem Schwanken zwischen Ausschweifung und Reue, zwischen Laster und Zerknirschung dem Schoos der gnadenreichen Kirche zugetaumelt sein, um gehalten von einer festen äußern Autorität ihre moralische Auflösung zu verbergen, mögen in Andern, wie F. Schlegel, es nicht die reinsten Regungen gewesen sein welche von früherm Cultus in den Dienst der Hierarchie einlenkten, so können wir für das Allgemeine dieser Richtung auf keinen Fall der folgenden Deutung des Verf. einiges Recht zugestehen:

Die Allmacht des Ich war endlich nur das Bewußtsein seiner Leere und Unseligkeit, es wurde selbst von seiner eigenen Ironie getroffen, und mußte zuletzt an der Versöhnung mit sich selbst verzweifeln, wenn es nicht seinem Princip, dem freien Gedanken, vollkommen entsagte, mit freiwilliger Blindheit sich vor einer traditionnell bestimmten, historisch gewußten Macht in den Staub warf und mit vollendeter Gedankenlosigkeit den fertigen Rosenkranz abbetete.

Er verfolgt die Schlegel'sche Metamorphose, die er schon ausführlicher in einem besondern Aufsatze („Grenzboten", 1848: Nr. 8, S. 353—362; Nr. 11, S. 489—498) behandelte, bis zu der „Philosophie der Geschichte", die in eine Theologie der Geschichte umschlagend auf die historische Hoffnung als den letzten Leitfaden in dem Labyrinth der Geschichte hinweist. Nun das Facit der „Studien", das Ende vom Liede:

Das ist also Alles was die Romantiker durch ihre Apostasie erreicht haben, ein armseliges Versprechen, an das sie selbst nicht glauben! Ihr Princip hat sich damit selbst gerichtet und die Weltgeschichte hat es verworfen und — vergessen.

Diesen Schlußknalleffect eines Widerhalls von dem Ruge'schen: „Es ist nicht wahr daß Ideen nicht untergehen!" hat er nicht aufgeben mögen; einstweilen gibt er aber in den „Grenzboten" als Ergänzung und Fortsetzung: „Studien zur Geschichte der französischen Romantik", und man meint auch sonst ihm zum Ueberdruß zwischen den Zeilen den bittern Aerger abzumerken daß die Weltgeschichte das ominöse Princip doch noch immer nicht vergessen will. Wenn wir auf die beiden Zeitalter zurückblicken, könnte es dem Philosophen fast ein Lob werden daß er bei dem ewigen Spiel von Revolution und Contrerevolution so ganz in der Würde des Historikers über beiden Parteien sich gehalten (d. h. beide so consequent verworfen) hat; — aber besinnen wir uns: — der Widerstreit liegt nur in der Einbildung der Streitenden selbst, der Wahn der einen ist dem der andern identisch, und so wird es gehen fort und fort! Wie der alte Goethe sagt: daß man nie weiter geht als wenn man nicht weiß wohin man geht, so muß J. Schmidt über sein jähes, vorschnelles Decret hinaus dem unsterblichen Princip der Romantik nachgehen.

Wird ihm denn nicht, solange die Menschheit sich Ziele steckt, solange sie im Glauben an Gott, an die Idee — wie ihr es nennen wollt — Werke des Geistes vollendet, immer von neuem die Geschichte der Romantik anheben müssen?!

M. Hemsen.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Zwei berühmte Komiker des 17. Jahrhunderts: Michel Angelo Fracanzano und Tiberio Fiorillo.

„Dem Einen flicht die Nachwelt keine Kränze!" rief F. Schiller vor einem halben Jahrhunderte aus, und es hat sich sein Wort fast zum Sprüchwort fortgepflanzt. Aber es geht ihm, dem Worte nämlich, wie manchem Sprüchworte, es liegt viel Wahres darin, ohne daß es völlig wahr und auf alle Verhältnisse anwendbar sei. Berühmte, ausgezeichnete Individuen der Bühnenwelt sind noch heute so geehrt und ihr Name geht noch heute so in den Annalen der Kunst fort wie der von den Jüngern jeder andern Kunst. Daß Nichts von Dem was sie im halben Rausche der flüchtigen Begeisterung schufen übriggeblieben ist mag zu bedauern sein, aber dies Geschick theilen sie am Ende doch nur mit den ersten Malern der alten Griechen, mit Zeuxis, mit Apelles, mit Protogenes, von denen sich auch nur die Namen auf uns vererbt haben, und am Ende trägt gerade dieser Umstand dazu bei die Meisterwerke welche ihr Genius in einer flüchtigen Stunde schuf unserer Phantasie noch größer erscheinen zu lassen als es vielleicht der Fall war, wenn wir sie mit dem kritischen Blicke unserer Anschauungsweise und unserer Culturstufe sehen könnten. Die Leutchen waren sich auch nicht alle Tage und in allen Rollen gleich, sie hatten ebenfalls ihre Schwächen, und selbst einem David Garrick mußten sie ein Foote carikirend vorzurücken. Genug, ihr Ruhm hat sich auf uns vererbt, ihr Name ist der Nachwelt aufbewahrt. Ihre Helden, ihre Väter, ihre Bösewichter, die Königinnen und Kammermädchen der Frauen jener Zeit glänzen noch heute vor den Augen der Phantasie Derer für welche die Geschichte der Bühne ein blühender Garten ist, worin man sich ergeht Altes mit Neuem zu vergleichen. Selbst der Harlekin ist in solcher Art unsterblich geworden. Stranitzky's und Prehauser's Hanswurst, und Schuch's und Carlini's pariser Harlekin lebt, um nur einige Belege zu geben, heute noch; nicht minder aber hat uns auch Pietro Signorelli in seiner „Storia critica de' teatri" (Neapel 1787, IV, 184 fg.) einen Polichinello und Scaramuccia aufbewahrt. In der Maske des Erstern glänzte ein Neapolitaner, Michel Angelo Fracanzano, der Schüler von zwei andern nicht minder in Italien berühmten, wovon der Eine Francesco Baldo in Rom als er abtrat ihm seine eigene Maske schenkte, wie Stranitzky seine solange mit Ehren geführte Pritsche auch zuletzt feierlich an Prehauser übergab. Einige Franzosen die Fracanzano in Italien gesehen hatten wußten nicht genug von ihm nach ihrer Heimkehr am Hofe zu erzählen, und Ludwig XIV., damals noch jung, berief ihn nach Paris, wo er, obschon nur durch seine Komik, der Sprache ganz unkundig, so allgemeinen Beifall erntete daß er einen Jahresgehalt von tausend Louis bis zu seinem Tode (1685) bezog, nachdem er schon geraume Zeit vor seinem Ende die Bühne verließ, und darnach auch wol von der heiligen Kirche mit einem honneten Begräbnisse erfreut worden sein wird.

Jedoch noch viel berühmter war der statt seiner bereits längst eingetretene Landsmann Tiberio Fiorillo, der sich als Scaramuccia auszeichnete. Ohne alle Beihülfe der Sprache wußte er nur durch Geberden fast Alles hinzureißen *), und machte dem armen Molière, seinem Zeitgenossen, das Leben manchmal sauer genug. Molière selbst war so gerecht keine von Fiorillo's Darstellungen zu versäumen, und die Grazie, die nichts als Natur athmende Mimik desselben zu beobachten, aber er hatte immerfort mit dem Nachtheile zu

*) „Questo Scaramuccia non parla e dice gran cose!" sagte ein Prinz der ihn in Rom spielen sah; Evariste Gherardi, der erste Harlekin seiner Zeit selbst, nennt ihn in seinem „Théâtre italien", I, [illegible] und [illegible]: „le modèle des plus illustres comédiens de son temps."

kämpfen der an solchen Tagen seine Kasse traf. Nie war sein Theater voller als in den vier Monaten wo Fiorillo Paris verlassen hatte einmal seine Heimat wiederzubesuchen. Kaum erschien er jedoch wieder und ganz Paris strömte auch aufs neue in die italienische Komödie, bis er endlich sich ebenfalls zu einem seligen Ende zurückzog und 1694 in hohem Alter starb. Menage setzte ihm ein Denkmal von sechs Worten, die indessen alle ins Gewicht fallen: *)

Homo non periit, sed periit artifex!

(Der Mensch starb nicht, allein der Künstler starb!)

Uebrigens hinterließ Fiorillo ein Vermögen von hunderttausend Scudi, und zwar einem einzigen Sohne, von dem die böse Welt sagte daß er des Vaters Rolle fortgesetzt habe indem er Priester geworden sei.

---

2. Die tragische Schauspielkunst in Italien während der letzten 25 Jahre des 18. Jahrhunderts.

Das Schauspiel nach dem Muster der griechischen und römischen Bühne zugeschnitten erwachte in Italien fast in dem nämlichen Augenblicke wo durch den Fall von Konstantinopel die griechische und lateinische Literatur einen neuen Aufschwung nahm. Man übersetzte die dramatischen Werke der alten Griechen und Römer, man dichtete ähnliche, wenn auch nicht in ihrem Geiste, doch streng sich an ihre Formen haltend, und stellte sie, was uns hier zunächst von Bedeutung ist, zum Theil auf sehr prachtvollen und geschmackvollen, wol gar dem antiken Theater nahekommenden Bühnen dar. Die Päpste und alle übrigen Fürsten Italiens begünstigten solche Bestrebungen um die Wette. Die Dichter, wie auch wol die Schauspieler, wurden mit Ehren und Geschenken überhäuft. Nichtsdestoweniger blieb diese Geschmacksrichtung nur immer auf gewisse Kreise beschränkt. Nur die Gelehrten und wer die Maske der Gelehrsamkeit vornahm sah solche „classische" Stücke aufführen. Das Volk bekümmerte sich nicht darum. Sie wurden ihm nicht geboten, und wenn es geschah nicht von ihm besucht. Was wußte es von den Atriden und Helden die vor Troja gekämpft hatten oder kämpfen wollten! von den Sklaven, Parasiten und Hetären des Terenz oder Plautus! Es lief dahin wohin es gelockt wurde von seinen Harlekin, Polichinell, Dottore, Pantalone, Tartaglia und wie sonst seine feststehenden aber immer neu intriguirenden Masken hießen. Die „classischen" Stücke wurden fast nur von Mitgliedern der zahllosen Akademien, d. h. der Gesellschaften gegeben die sich vom 15. Jahrhundert an in allen nur einigermaßen ansehnlichen Städten bildeten und die Dichtkunst, die Ausbildung der italienischen Sprache, das Studium des griechischen und römischen Alterthums um die Wette, selbst oft mit Hülfe des kleinlichsten, lächerlichsten Pedantismus zu fördern trachteten.**) Nur selten war es daß ein und der andere Schauspieler oder eine Schauspielerin sich einem solchen höhern Stile der Kunst zuwendete, und noch seltener geschah es daß sie ihm treublieben, oder daß sich eine Gesellschaft von Schauspielern zusammenfand die in solchem Sinne thätig gewesen wären. Als daher im letzten Viertheile des 18. Jahrhunderts Vittorio Alfieri seine trefflichen Schauspiele schrieb, wie Italien kaum Aehnliches vor ihm gehabt hatte, konnte er nur darauf rechnen sie von gebildeten Dilettanten in Scene

*) Vielleicht waren sie auch nur Wiederholung, denn der Prinz von Guémené soll sie schon gesprochen haben als sich Mondory, ein Zeitgenosse Molière's, ungefähr 1660, von der Bühne zurückzog.

) Manche solcher „Akademien" scheinen sich nur solchen Darstellungen gewidmet zu haben und Privattheater gewesen zu sein, z. B. die **Accademia de' filodrammatici di Milano, welche Alberto Nota's Lustspiele vornehmlich ins Leben rief. Man vergleiche die Dedication der letztern in der 1826 zu Mailand erschienenen Gesammtausgabe.

gesetzt zu sehen; aber was das große Publicum betraf, „so schreibe ich", rief er in einem Briefe an Ranieri Calsabigi 1783 aus, „einzig in der Hoffnung daß, wenn einmal die Italiener erwachen, auch eines Tages diese meine Trauerspiele dargestellt werden. Ich werde dann nicht mehr sein, und so habe ich nur un **mero piacere ideale per mia parte**." Wir dürfen uns daher auch nicht wundern daß in allen seinen Stücken mehr oder weniger soviel Kampf gegen Absolutismus, Priester- und Papstesherrschaft vorkommt, der auf keiner italienischen Bühne hätte lautwerden können.*) Indessen er hat uns auch ein „**Parere sull' arte comica**" hinterlassen, und man staunt auf welchem niedrigen Punkte die tragische Schauspielkunst zu jener Zeit in Italien stand. Kein einziger Schauspieler scheint nur rein und unverfälscht, ohne Dialekt der Sprache Toscanas mächtig gewesen zu sein, und er erinnert deshalb an Paris, wo jeder Schauspieler auf der Stelle ausgepfiffen würde, wenn er, auch sonst noch so vortrefflich, einen provençalischen Accent hören lassen wollte. Alle Schauspieler kamen nur aus den niedrigsten Ständen des Volkes, und wenn etwas Besseres werden soll, so dürfen sie, ruft er aus, „**non nati pezzenti nè della feccia della plebe**" sein. Vom Vortrage eines Schauspiels hatten sie gar keine Ahnung. „Unter allen jetzigen sogenannten Schauspielern weiß Keiner langsam und wie es die Rolle erfodert (**con intelligenza**) zu sprechen. Noch schwieriger würde es natürlich sein die weiblichen Rollen zu besetzen, da ehrliche Leute ihren Töchtern nicht gestatten das Theater zu betreten."**) Er gibt nun an wie dem Allen wol abzuhelfen sein dürfte, obschon freilich nicht in einem oder zwei oder in einigen Jahren, doch indem er den Weg zur Bildung einer wenigstens leidlichen Gesellschaft vorzeichnet, ergibt sich auch wieder wie schlecht es damals um das italienische ernste Drama stand. „Erst würde ich zu den Schauspielern sagen: Lest mir das Stück und lernt es, studirt es und tragt es mir vor (**recitatela a me**) und bekümmert euch um Nichts als um eure Rolle! Ich höre die erste Probe an, aber ohne Souffleur, und sie geben das Stück, es dem Sinne nach langsam, richtig, deutlich aussprechend. Gute Schauspieler sind Dies noch nicht, aber doch Leute wovon Italien bisjetzt noch keine Vorstellung hat." Weiterhin führt er noch einige der damaligen Manieren der tragischen Helden an, wie sie die Verse nur singen, nicht declamiren, das Maul aufsperren wenn sie sterben, und sich krümmen und ausrenken wenn sie eine Leidenschaft darstellen. Genug, um es klarzumachen daß die tragische Bühne Italiens zu jener Zeit tiefer stand wie vielleicht irgend eine Europas. Ob sie jetzt viel besser ist? Fast möchte man zweifeln. Das komische Element herrscht auf der einen, das musikalische auf der andern zu sehr vor als daß sich Melpomene hätte Raum schaffen können, und wenn sie ja den Versuch machte, so scheucht die kirchliche, wie die politische Censur sie mit ihrem Medusenschilde auf der Stelle zurück. Kaum daß ein freier Gedanke allenfalls gedruckt werden konnte. Meistentheils mußte Alfieri sich zu dem Zwecke nach Paris flüchten, und als Contrebande den Weg ins Vaterland suchen. Ausgesprochen auf der Bühne aber konnte er am wenigsten werden. Wie hätte in Turin, in Genua, in Rom, in Mailand, Venedig, Neapel ein Censor erlaubt zu sagen was Alfieri, Niccolini, Manzoni und Dieser oder Jener gedichtet hatte! 77.

*) Manche, vielleicht die meisten von Alfieri's Stücken sind vermuthlich anfangs nur in Paris erschienen; denn in der Dedication seines „**Bruto primo**" 1788 an Washington sagt er ausdrücklich daß er sein Vaterland verlassen habe: „**per potere altamente scrivere di libertà.**"

) Dies hat sich jetzt so geändert daß wenn sonst ein Impressario als Kenner und geschmackvoller Mann bekannt ist, er oft durch die angesehensten **Dilettante Donne in der Vorstellung eines vorzüglichen Stückes unterstützt wird. (Vergl. die wiener „Jahrbücher der Literatur", 1848, CXXIV, 126.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 255. —— 24. October 1850.

Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden. Von Kurd von Schlözer. Berlin, Hertz. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Theils reinhistorische Interessen, theils politische Sympathien haben seit einer Reihe von Jahren die geschichtliche Forschung den Küstenländern der Ostsee zugewendet, und vorzugsweise deutsche Geschichtsforscher, doch auch einige Skandinavier und Russen, einschließlich der Finnen, sind bei diesem Werke thätig gewesen: in ziemlich zahlreichen theils größern, theils kleinern Schriftwerken sind die Resultate der oft sehr ins Einzelne eingehenden Untersuchungen niedergelegt worden. Bemerkenswerth ist daß namentlich die Numismatik dabei eine Rolle spielt, d. h. daß man um der vielen arabischen, afrikanischen und anderer fremden entweder aus der Römerzeit oder aus dem ältern Mittelalter stammenden Münzen willen, die man in jenen Küstenländern fand, der ältesten Geschichte derselben und ihrer Bewohner um so eifriger nachforschte: die Schriften von Ledebur, von Minutoli und namentlich auch der Akademie der Wissenschaften in Petersburg geben Dies zu erkennen. Daß die Werke von Sartorius und Lappenberg über die Hansa neben Voigt's „Geschichte von Preußen" die deutsche Geschichtsforschung vorzüglich nach jener Richtung hingelenkt, und durch die merkwürdigen Aufschlüsse die diese Werke gaben die deutschen Gelehrten gleichsam erst wahren Geschmack daran finden ließen, darf mit ziemlicher Zuversicht behauptet werden. Bringt man damit den Umstand in Verbindung daß die Stellung Rußlands in den Ostseeprovinzen Deutschland gegenüber seit ungefähr einem Menschenalter den politischen Blick der Deutschen mehr als früher dahin zu richten veranlaßte, so wird man es recht wohl erklärlich finden wenn die deutsche Geschichtschreibung sich auch dort einheimisch zu machen suchte, umsomehr als beinahe tausendjährige Erinnerungen unsers Volkes sich an jenes Küstengebiet knüpfen; denn was sind die Ostseeprovinzen eigentlich anders als ein durch die Gewalt der Umstände losgerissenes Glied des alten deutschen Staatskörpers? Wir können aber bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken daß in denjenigen Geschichtslehrbüchern die für die wissenschaftliche Jugend bestimmt sind verhältnißmäßig noch sehr wenig von den Forschungen und Resultaten über die Geschichte der Ostseeländer zu finden ist; besonders ist das doch so merkwürdige und uralte Finnenthum in solchen Büchern fast gar nicht berührt oder so oberflächlich und dunkel daß wenig damit gewonnen wird. Und doch ragt von dieser nördlichen Seite her eine eigenthümliche Volksbildung in ihren Trümmern nach dem westlichen Europa herein: die sprachlichen Forschungen und Volksliedersammlungen, mit denen sich namentlich Gelehrte von finnischer Geburt fleißig befaßt haben, liefern mannichfache Beweise dafür.

Das Werk nun dessen Titel wir oben angezeigt haben schließt sich ebenfalls den Bestrebungen an die Geschichte des baltischen Nordens von der Zeit an aufzuklären wo namentlich die Deutschen, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Symbol des Christenthums, das Kreuz, dorthin vordrangen, um, nachdem die Wege nur einigermaßen gebahnt und feste Positionen gewonnen worden waren, Handelsinteressen zu verfolgen: für die Deutschen bildete dieses Nordland geradezu eine neuentdeckte Welt. Wir nahmen das Werk des Hrn. von Schlözer mit besonderer Erwartung in die Hand, da wir bereits Gelegenheit gehabt hatten durch Beurtheilung seiner Monographie: „Choiseul und seine Zeit", zu erkennen daß der Verf. einen vorzüglichen Beruf für die historische Kunst besitze. Und unsere Erwartung ist nicht getäuscht worden. Doch sehen wir zuvörderst im Allgemeinen was der Verf. in seinem Werke der Geschichtswissenschaft geboten hat. Der ganze Stoff ist in acht Abschnitte vertheilt. Es wird der geschichtliche Faden angeknüpft an die Pläne Karl's des Großen das Christenthum im europäischen Norden zu verbreiten; der erste Abschnitt endigt mit der Entdeckung Livlands durch die Bremer im J. 1158. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich vorzugsweise mit ethnographischen Untersuchungen und bespricht die Stellung der finnischen Bevölkerung zu den Skandinaviern und Slawen. Im dritten Abschnitte verbreitet sich der Verf. über die Begründung der christlichen Kirche in Livland vom bremer Erzbisthum aus, und über die Kreuzfahrten die unternommen werden um das Christenthum zu sichern und die deutsche Herrschaft, deren Mittelpunkt das gegründete Riga wird,

weiter auszubreiten. Im vierten Abschnitte treten die Conflicte der Deutschen mit den Dänen hervor: und in der That muß sich Livland und Esthland dem glücklichen Eroberer, Waldemar, eine Zeitlang unterwerfen, bis im J. 1227 infolge der unglücklichen Schlacht bei Bornhövde die dänische Macht im Norden den empfindlichsten Stoß erleidet. Dies Letztere sowol als ein allgemeiner Aufstand der Esthen gegen die Deutschen und Dänen, sowie die immer größere Wichtigkeit welche das baltische Nordland für die Deutschen erhält wird ausführlich im fünften Abschnitte besprochen. Der sechste Abschnitt läßt die alten Preußen und Lithauer auftreten, und entwickelt zugleich die Gefahren welche durch die Begründung eines Großfürstenthums Lithauen (1230) für die deutsche Herrschaft in Livland herbeigeführt werden. Der Plan die Schwertbrüder mit dem Deutschen Orden zu vereinigen, um den von allen Seiten drohenden Gefahren destoeher gewachsen zu sein, scheitert an den Intriguen Waldemar's und an dem Widerwillen Roms, bis der Verlust einer Schlacht gegen die Lithauer (1236) alle Bedenklichkeiten beseitigt: Livland und das südliche Esthland werden Provinzen des Deutschen Ordens, aber der Norden Esthlands muß den Dänen überlassen werden. Diese Erzählungen bilden den Inhalt des siebenten Abschnitts. Der letzte Abschnitt führt den Leser auf die Insel Gothland, sodann nach Nowgorod und dessen deutschen Kaufhof mit seinen eigenthümlichen Einrichtungen und Gesetzen; somit ist der Verf. an dem Zeitpunkte angelangt wo die Hansa ins Leben tritt und den Gewinn erntet den die Entdeckung des baltischen Nordens in so reichem Maße zu gewähren geeignet war. Und an diesem Punkte läßt der Verf. den Faden seiner Untersuchungen und Darstellungen fallen.

Unsere Leser werden aus dieser allgemeinen Uebersicht zu ermessen im Stande sein daß gar viel des interessanten Stoffs in dem Werke enthalten sei. Es ist aber die Verarbeitung und Darstellung desselben nicht etwa so gehalten daß nur der im Allgemeinen wißbegierige oder nach nützlicher Unterhaltung suchende Leser dadurch befriedigt würde; keineswegs: vielmehr ist das Ganze ein sehr schöner Beitrag zur Geschichtswissenschaft über den baltischen Norden und kann insbesondere als eine vortreffliche Einleitung zur Geschichte der Hansa betrachtet werden. Der Verf. beurkundet eine genaue Bekanntschaft mit der betreffenden Literatur und das Bestreben möglichst Alles zu benutzen und auszubeuten was in diesem geschichtlichen Bereiche geleistet worden ist. Daher drückt er jedesmal sein Bedauern aus, so oft er sich in die Unmöglichkeit versetzt sieht die eine oder andere Schrift für seinen Zweck zu benutzen; daher wendete er sich selbst an sachkundige wissenschaftliche Freunde, wenn es galt Zweifel zu beseitigen oder dem Mangel an Bekanntschaft mit irgend einer Sache möglichst abzuhelfen. Man sieht Dies aus den literarhistorischen Anmerkungen, die der Verf. in einem ziemlichen Umfange dem Schlusse des Werks beigefügt hat. Daß Dies überhaupt geschehen ist, hat, wie auf der Hand liegt, einen wissenschaftlichen Werth, und daß die Beigabe dem Schlusse angefügt ist, hat einen formellen Vortheil insofern als der Leser sich in der Auffassung der dargestellten Begebenheiten und Zustände durch Nichts gestört findet, sich gleichsam der Sache selbst ununterbrochen hingeben kann. Vor Allem aber glauben wir die schöne Sprache des Verf. hervorheben zu müssen: sie ist gleich weit entfernt von rhetorischer Prunksucht wie von gelehrter Trockenheit, sie verräth vielmehr eine anziehende jugendliche Frische und Lebendigkeit; und weil der Verf. seines Stoffs ganz mächtig ist und mit unverkennbarer Liebe sich der Darstellung desselben hingibt, so ist in der Anordnung ebenso viel Leichtigkeit als in der Sprache Licht und Wärme. Und wir haben infolge Dessen das Buch von Anfange bis zu Ende mit gleichem Interesse und Wohlgefallen gelesen, und den Wunsch in uns aufsteigen gefühlt daß unsere deutsche Geschichtschreibung mit solchen Büchern recht oft beschenkt werden möchte.

Was den gelehrten Apparat anlangt, so wären wir wol im Stande das Eine und das Andere hinzuzufügen; wir vermeiden es aber um unsern Lesern durch trockene Notizen literarhistorischer Art nicht lästig zu fallen. Aber das Eine glauben wir ihnen schuldig zu sein: eine wörtliche Mittheilung zur Charakteristik theils Dessen was in dem Buche zu suchen ist, theils der Darstellungsweise, über die wir eben unsern Beifall ausgesprochen haben. Wir wählen dazu Einiges aus dem interessanten Abschnitte über den Hof der Deutschen in Nowgorod, der schlechthin auch nach seinem Schutzpatron „Sanct Peter" hieß.

Während Nowgorod nach Norden und nach Osten zu immer größerer Macht gelangte und schon bis zu den fernen Völkerschaften des Ural den stolzen Wahlspruch seiner Bürger: „Wer kann wider Gott und Nowgorod!" ertönen ließ, öffnete es den Bewohnern des europäischen Westens bereitwillig seinen Markt und Hafen, um die Rohproducte der polaren Besitzungen gegen die feinen Fabrikate des Abendlandes umzutauschen. Und hier waren es die deutschen, vornehmlich die gothländisch-deutschen Kaufleute die durch Geschäftskunde, Rührigkeit und Umsicht die ihnen dargebotenen Vortheile am erfolgreichsten auszubeuten und sich gar bald des ganzen nordischen Geschäfts zu bemeistern wußten. Bald wurden ihnen von den Bewohnern der großen russischen Handelsrepublik in einem besondern Stadtquartiere die nöthigen Bauplätze angewiesen. Dort gründeten sie nun ihre eigene deutsche Kirche zum Heiligen Peter. Um dieselbe herum führten sie geräumige Waarenlager und Packhäuser auf, nebst zahlreichen Meßbuden, Comptoiren, Wohnstuben und Versammlungssälen, und so entstand zu Anfange des 13. Jahrhunderts, wenn nicht schon früher „der Hof der Deutschen zu Nowgorod" und wahrscheinlich auch gleichzeitig ihr Gesetzbuch, „Die Schra dere Dhutschen to Nogarden." Und dieses Gesetzbuch führt uns das innere Wesen und Getriebe jener Stiftung lebendig vor. An der Spitze der ganzen Niederlassung standen zwei Aelterleute der Kaufmannschaft, der „Oldermann dhes Hoves" und der „Oldermann Sante Peteres". Dem Letztern lag die Sorge für den Haushalt des Hofes und die Verwaltung der Innungskasse ob. Er trieb die Steuern ein, die jedes handeltreibende Mitglied der Gesellschaft je nach dem Werthe und der Menge der von ihm eingeführten Waaren zu entrichten hatte, und nahm die Strafgelder in Empfang, die nach erfolgtem richterlichen Ausspruch für irgendwelche Vergehen, Betrug, Waarenverfälschung, Geldunterschleif, für Nach-

lässigkeit im Dienste, anstößiges Betragen gegen Vorgesetzte, Trunkenheit oder Schlägereien von den dabei Betheiligten zu erlegen waren. Oberster Richter war der Oldermann des Hofes, der auch die allgemeinen Versammlungen zu berufen hatte und die Leitung über das Ganze führte. Er sowol wie der Aeltermann Sanct Peter's gingen aus der Wahl der Kaufleute hervor, wählten sich dann selbst vier Männer zu Gehülfen und bezogen aus dem gesetzlichen Antheil an Sporteln und Strafgeldern ihr besonderes Einkommen. Außerdem stand dem wortführenden Aeltermann das Recht zu sich nach eigenem Gutdünken eine Wohnung auf dem Hofe auszusuchen. Um die übrigen Häuser mußten die Kaufleute loosen. Diese Wohnungen mochten jedoch klein und nur für die Nachtruhe geeignet sein. Die langen Winterabende brachten daher die Handelsherren nach Schluß des Geschäfts in der „Großen Stube" zu die als Versammlungsort und Speisesaal diente. Ein ähnliches Local, die sogenannte „Kinder Stove", war zu ähnlichen Zwecken für die jüngern Handelslehrlinge, Gesellen und Knechte eingerichtet. Mit Ausnahme der Geschäftsverbindungen unterhielt der Hof nur geringen Verkehr mit den übrigen Bewohnern der Stadt. Zu Dienstleistungen innerhalb seiner Ringmauern wurden daher nur Deutsche zugelassen. Eine eigene Hofbrauerei lieferte hier den süßen Meth, der aus Honig, Wasser und Hopfen zubereitet wurde. In dem „Sanct Peters-Kessel" mußte alles Wachs geschmolzen werden, wie auch Sanct Peter seine eigenen Holzniederlagen hatte. In Gemeinschaft mit Russen durften keine Geschäfte getrieben werden. Bei Strafe von 50 Mark Silber war jedem deutschen Kaufmanne des Hofes geboten: kein Gut mit Russen in „Kumpanie" zu haben und der Russen Gut nicht als Frachtgut zu führen. Verbrecher mußten auf dem Hofe, selbst im „Thurme" bei Wasser und Brot ihre Strafzeit absitzen. Starb ein der Gemeinde angehöriger Deutscher in Nowgorod, so nahm der Begräbnißplatz Sanct Peters seine Leiche auf. Andere Deutsche die sich in Nowgorod aufhielten ohne sich der Innung anzuschließen, durften nur mit besonderer Erlaubniß des Aeltermannes den Hof betreten. Um solche Fremde, sowie Diebe und Gesindel am nächtlichen Einschleichen zu verhindern, waren für den Hof und die Kirche eigene Wächter angestellt, die zu bestimmten Nachtstunden auch die großen Kettenhunde loslassen durften. In diese fast klösterliche Abgeschiedenheit des Hofes trat aber alljährlich zwei mal, wenn die deutsche Kauffahrteiflotten mit ihren reichen Waarenladungen anlangten, ein neues verändertes Leben ein. Nach dem damaligen Brauche unternahmen nämlich die Nowgorodfahrer ihre Reisen nicht einzeln, sondern stets in Gesellschaft von Mehren auf zahlreichen Schiffen. Solche Compagnien hießen „Fahrten" und unterschieden sich, jenachdem sie im Frühjahre oder im Herbste die heimatlichen Häfen verließen, um dann während des Sommers oder während der Wintermonate ihre Geschäfte in Nowgorod zu besorgen, in Sommer- oder Winterfahrer. Eine jede dieser Fahrten brachte den Vorschriften des Hofs gemäß ihre eigenen Priester mit. Auch mußten noch vor der Ankunft im nowgorodschen Gebiete, das sich damals bis zur Newamündung erstreckte, die beiden Aelterleute gewählt und von jedem Mitgliede der Gesellschaft die gesetzlichen Waarensteuern entrichtet werden. Langte nun die Fahrt bei der Newa an, so warteten ihrer dort Lodien oder Lichterschiffe zum Umladen der Güter. Denn wegen des unsichern Fahrwassers der Newa und der Wolchow konnten sich die großen Seeschiffe nicht in jene Flüsse wagen. Von hier bis nach Nowgorod hinauf trug die Republik gegen Vergütung der Unkosten die nöthige Sorge für den Transport der Waaren. So gediehen durch deutsche Betriebsamkeit in Nowgorod wie auf Gothland die Handelsniederlassungen, die unter sich wie mit dem Mutterlande in engster Verbindung stehend gar bald dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß zu verschaffen wußten. Es hob aber für das baltische Außendeutschland eine neue Zeit des Ruhmes an, als die deutschen Nord- und Ostseestädte zum Schutze ihrer Freiheiten und ihres Handels die Hansa gründeten, die durch weitverzweigte Verbindungen mit Nowgorod, Wisby, Riga, Reval, Dorpat zu rascher Blüte sich emporschwang.

Wer dieses Einst mit der Gegenwart vergleicht und überdenkt durch welche politische Fahrlässigkeiten und durch welchen Jammer der Zeiten jenes baltische Außerdeutschland verlorengegangen und die Macht gänzlich gebrochen worden ist die dasselbe errang und Jahrhunderte lang zu wahren vermocht, Der erinnert sich unwillkürlich der Worte des alten Dichters: „O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!"

K. Zimmer.

Wordsworth's nachgelassenes Gedicht.

Der in Nr. 192 d. Bl. angedeutete Nachlaß von Wordsworth ist unter dem Titel:

The prelude, or growth of a poet's mind; an autobiographical poem, by *William Wordsworth*. London 1850.

aus der Verborgenheit in welcher der Verf. das von 1799—1805 geschriebene Gedicht gehalten in den Buchhandel gekommen. Es ist eine Art Autobiographie in Jamben und in vierzehn Büchern, worin der Dichter seine Gefühle und die Ereignisse seines Lebens von frühester Kindheit an schildert: seine Erfahrungen im älterlichen Hause, auf der Universität Cambridge, in London und Paris während der Französischen Revolution bis zu seiner Rückkehr nach England. Ursprünglich sollte es eine Einleitung zu dem Epos „The recluse" sein, welches wie bekannt in dem Vorworte zum „The excursion" als ein philosophisches Gedicht mit Ansichten über Mensch, Natur und Gesellschaft angekündigt wurde, aber als ein Ganzes unvollendet geblieben ist. Der tiefe Eindruck welchen die Französische Revolution auf den Dichter machte, die Begeisterung mit welcher er für sie schwärmte geben einen Fingerzeig warum die Autobiographie in Verborgenheit geruht hat. Er rechtfertigt die Revolution im Princip und in der Ausführung, theoretisch und praktisch. Er durchdringt ihren Geist und ihre Zwecke, und als die Zeit der Reaction kam wie sie kommen mußte, und er in seinen glühenden Hoffnungen und Erwartungen sich getäuscht sah, wollte er weder der republikanischen Verfassung noch dem Volke die Schuld beimessen. Der Unwille und die Bitterkeit womit das Fehlschlagen der Revolution seine innerste Seele erfüllte wurde durch die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich auf die Spitze getrieben. Er gesteht daß er „im Jubel seiner Seele aufgejauchzt" als er von der Niederlage der Engländer gehört. Er sagt noch mehr wenn es heißt:

It was a grief, —
Grief call it not, 't was anything but that, —
A conflict of sensations without name,
Of which he only, who may love the sight
Of a village steeple, as I do, can judge,
When in the congregation bending all
To their great Father, prayers were offered up,
Or praises for our country's victories;
And, 'mid the simple worshippers, perchance
I only, like an uninvited guest
Whom no one owned, sate silent, — shall I add,
Fed on the day of vengeance yet to come.

Obgleich diese und ähnliche starke Stellen so geblieben zu sein scheinen wie Wordsworth sie zuerst niedergeschrieben, wandelte ihn doch nach und nach ein Zweifel an, ob er nicht den Menschen und dessen politische Rechte überschätzt habe. Indem hiermit sein Glaube an die Perfectibilität des Menschen von ihm wich, empfand er zugleich eine Abnahme seiner Phantasie und seines Dichtungvermögens. Beides womöglich wiederzuerlangen flüchtete er in seine heimatlichen Berge von West-

als bieder und muthig, als treu und brav, bis in die innerste Seele geschildert habe, als einen jungen Mann dem jeder Vater seine Tochter, jeder Gatte seine Gattin anvertrauen könne. Dieses Urtheil von Denjenigen den er betrügen wollte bringt eine große Umwälzung in dem Gemüth des jungen Mannes hervor, und er sagt der Geliebten ein schnelles Lebewohl. „Damals", fügt der Erzählende hinzu, „rettete mich kein Gedanke an Gott, keine Lehre der Moral davor eine Unwürdigkeit zu begehen; was mich rettete war die Furcht vor mir selbst als ein Schuft zu erscheinen. Ich nenne diese Furcht — die Ehre." Die Zuhörer aber riefen begeistert: „Nenne es Grundsatz, Moral — Ehre — wie du willst, es bleibt immer Gott." „Die Wärterin" enthält ein schriftliches Denkmal für ein stilles Verdienst das im Verborgenen existirte. Ebenso reich an Poesie sind die übrigen Novellen.

3. Norddeutsche Bauerngeschichten von B. Ernst. Zwei Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 1850. 8. 27 Ngr.

Diese zwei Bändchen zeugen von einer genauen Kenntniß des Gegenstandes den sie behandeln, nämlich des Bauernlebens und des Bauerncharakters. Die erste Erzählung: „Der Grenzzaun", führt uns den Bauer als hartnäckigen Proceßführer, als furchtbaren Streiter für sein Recht vor. Wegen eines Streifen Landes welches 25 Thlr. werth ist gehen zwei Familien zugrunde. Die zweite Erzählung: „Zwei Liebesleute", enthält eine Liebesgeschichte ohne Poesie, wie die Liebesgeschichten der Bauern es gewöhnlich sind. Auch hier sind die Zustände des Bauernlebens gut geschildert. Rang und andere Vorurtheile wurzeln auf dem Lande noch fester als in den Städten. Wer kein Haus hat und zur Miethe wohnt darf nicht um die Tochter des Bauern oder Hausbesitzers freien, nicht mit deren Familien denselben Kirchenstand betreten. Der starre Sinn des Bauern klammert sich fest an das Bestehende, und will nicht ablassen von den Sitten und Gebräuchen der Väter. Die übeln Folgen welche diese Eigenschaft auf das Ganze, die traurigen Einflüsse die sie auf das Schicksal des Einzelnen ausübt, sind lebendig geschildert, und dabei einige Bauerncharaktere mit Sorgfalt ausgestattet, sodaß sie den Stempel der Wahrheit tragen, und dem Leser im Laufe des kleinen Büchleins lieb werden.

4. Zeitbilder. Erzählungen aus dem Volk für das Volk. Von Johann Ernst Volbeding. Erste Sammlung. Leipzig, Pönicke. 1850. Gr. 12. 15 Ngr.

Wir können dem Verfasser des vorliegenden Büchleins nur Beifall zollen, sowol wegen der einfachen volksverständlichen und volksthümlichen Erzählungen, als auch wegen deren Tendenz. Daß die hier empfohlenen Lehren und Grundsätze, wenn es anders mit uns besser werden soll, nicht oft genug eingeschärft werden können, das ist gewiß wahr, und es wäre zu wünschen daß alle Volksschriftsteller die Moral auf so einfache Weise, ohne Pedanterie und Frömmelei, und der Wahrheit getreu schrieben. Die vorliegenden Erzählungen waren beinah sämmtlich schon in verschiedenen Zeitungen abgedruckt, und zwar in solchen die dem Volk unter die Hände kommen, als Wieck's „Deutsche Gewerbszeitung", Münzer's „Wochenblatt" u. s. w. Und wenn wirklich Gutes gewirkt werden kann auf dem Wege der Presse, so muß der gesunde Sinn des Volks, wenn anders solcher keine Fabel ist, von der gesunden Moral und vernünftigen Anschauungsweise angezogen und überzeugt werden.

4. Die Polen vor Frankfurt. Historischer Roman aus dem 12. Jahrhundert. Von August Braß. Hamburg, Engel. 1850. Gr. 16. 22½ Ngr.

Der vorliegende Roman spielt im J. 1133, und enthält die Geschichte eines Ueberfalls der Polen welcher von den tapfern Frankfurtern zurückgeschlagen ward. Der Bischof der alten Grenzveste Lebus stand mit dem Feinde im Bunde und hatte seine Nichte dem Anführer der Polen als Gattin versprochen. Da diese einen Andern liebt entflieht sie in der Nacht in Begleitung des Reitknechts um Schutz bei ihrem Bruder zu suchen, welcher in den Reihen der Frankfurter kämpft. Sie hat mancherlei Gefahren zu bestehen, wird gefangen und befreit, sie schwebt zwischen Furcht und Hoffnung, bis endlich mit dem Sieg der guten Sache auch ihre Liebe gekrönt wird. Einige lebendige Schilderungen der Sitten und Gebräuche jener Zeit, einige spannende Momente des Kampfes, sowie die Einführung historischer Gestalten zeugen vom sorgsamen Studium der Geschichte und begründen den Werth des Romans. 12.

Für Freunde der Numismatik.

Gegenwärtig ist mit der 252. Lieferung in Frankreich ein Werk vollendet worden welches seit 1834 mit der größten Ausdauer ausgeführt worden ist. Es ist der „Trésor de numismatique et de glyptique", herausgegeben von Lachevardière, der 1837 von den versprochenen zwanzig Bänden bereits neun hatte erscheinen lassen. Delaroche besorgte die Auswahl der aufzunehmenden Denkmäler, Henriquel Dupont übernahm das Graviren, und Charles Lenormant, ausgezeichnet als Director der Münzen in der Nationalbibliothek, fertigte den Text.

Das Werk zerfällt in drei Theile; der erste umfaßt die antiken Monumente, der zweite die des Mittelalters und der neuern Zeit, der dritte die der Gegenwart. Ersterer besteht aus der „Neuen mythologischen Galerie", den Basreliefs des Parthenon, der Numismatik der griechischen Könige und der Ikonographie der römischen Kaiser und ihrer Familien. In der zweiten Abtheilung findet man die italienischen Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts, eine Reihe von Siegeln der Könige und Königinnen von Frankreich, der Souveraine von England, der großen Lehnsträger der Krone von Frankreich, sowie der Gemeinden, Bischöfe, Aebte und Barone; ferner eine Reihe französischer Münzen von Karl VII. bis Ludwig XV. Ebenso befindet sich eine historische Auswahl der päpstlichen Münzen seit dem 15. Jahrhundert darin; ferner eine höchst sorgfältige und interessante Auswahl von Münzen die seit dem Mittelalter geschlagen worden sind, und schließlich eine Reihe von prachtvollen Medaillen die in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert geprägt wurden. Einen seltsamen Eindruck macht es unmittelbar nach den schönen Münzen unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. eine Sammlung der Münzen aus der Revolution zu finden. Auf manchen sind Hinrichtungen abgebildet und zwar zum Theil von den ungeschicktesten Stümpern. Viele dagegen feiern eine große That, eine nützliche Erfindung oder einen berühmten Mann. Von letztern ist Napoleon am stärksten vertreten. Außer den ersten Denkmälern seiner Geschichte von 1796, wo er zuerst auf Münzen erscheint, bis 1803 findet sich auf 64 Seiten eine vollständige Sammlung von fast 1000 kaiserlichen Münzen.

Ein Theil des Werks, die Neue mythologische Galerie, sollte anfangs größer werden, allein der Stoff überwältigte den Verfasser, und so mußte diese Partie leider unvollendet bleiben.

Leider ist das Werk nicht so verbreitet wie es zu wünschen wäre. Namentlich vermöchte die Ikonographie, welche die Personen uns näher bringt, ihre Worte erklärt und uns fremde Verhältnisse vergegenwärtigt, das rechte Leben in die Geschichte zu bringen. Ebenso anerkannt ist es daß die Münzen eines Volks uns am besten und wahrheitgetreuesten seine Geschichte skizziren. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 253. —— 22. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

Der alte Goethe klagte einmal (Eckermann's „Gespräche mit Goethe", III, 251—252) sein Unbehagen an den Erscheinungen der meisten ihn heimsuchenden Fremden, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung:

> Wie ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken daß ihnen Dasjenige woran Unsereiner Freude hat nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben u. s. w.

Solch Einer aus der „nordöstlichen Richtung", der ganz in der Idee steckt und den „ewigen Jüngling" als einen „forcirten Harlekin" bespöttelt, fällt nun hier über das blühende Leben der Goethe'schen Dichtung her, um aus der zerpflückten Herrlichkeit überall die Grundsubstanz des romantischen Egoismus ans Licht zu bringen, sodaß wir aufs schlagendste sein eigen Wort ihm zum Gericht wenden können (II, 11):

> Es ist der Neid des gemeinen Bewußtseins, das in sich selbst leer und unproductiv ist, sich den Gedanken des Ursprünglichen und Schöpferischen durch eine pragmatische Analyse aus dem Sinn zu schaffen.

Das Verhältniß in welchem er damit zur poetischen Unmittelbarkeit auftritt geht vollkommen auf den Standpunkt des englischen Mathematikers Mac Laurin zurück, der unter der Vorlesung von Milton's „Paradise lost" ausrief: „Aber was beweist Das?" J. Schmidt läßt sich auf die Betrachtung dichterischer Production, die ihn im Grunde ärgert und langweilt, nur deshalb ein um Das zu beweisen was seiner Meinung nach damit bewiesen ist. Hier treibt ihn diese Frage geradewegs in ausgetretene Menzel'sche Richtungen zurück, und das: Si duo faciunt idem, non est idem kann man dabei nur soweit in Obacht nehmen, als man sich denn freilich bewußt ist wie wenig man seine weitern Tendenzen mit denen des alten Bramarbas, der noch kurz vor dem Untergange seines Organs ihn selbst unter die giftigen, stachlichten Geschöpfe des Abgrundes classificirte, zu verwechseln hat. Vornehmlich „Faust" und „Tasso" sind der Uebung dieser perfiden Deutungspraktiken zugefallen. Was bei jenen ältern Veranlassungen gleichsam auf ein: Videant Consules etc. ausgefochten worden (vergl. vor Allem das zweite Heft der „Streitschriften" von D. F. Strauß) überhebt mich des ernsthaft widerlegenden Eingehens. „Faust" zeigt nach dieser Aesthetik den romantischen Eigendünkel des Herzens, der nur den Muth der Ironie, nicht die Kraft der Bildung hat. Der „Aneinanderreihung lyrischer Stimmungen" nachgehend weiß dieselbe unter den Bewegungen des Faust-Charakters fortwährend die „gesetzlose lyrische Subjectivität" Goethe's selbst als den eigentlichen sich selbst entwickelnden Stoff dergestalt im Auge zu behalten daß sie nicht blos in dem natürlichen, vom Dichter selbst (vergl. die bekannten Stellen in „Dichtung und Wahrheit" und Eckermann's „Gespräche", III, 161, über Ampère's Bemerkungen im „Globe") angedeuteten Sinne das innerste Leben des Schaffenden mit dem Geist seiner Gestalten verbunden zeigt, sondern in der plumpsten Absichtlichkeit des Misverständnisses ihn für alles Thun und Reden der letztern als den verantwortlichen Vertreter hinstellt. So muß z. B. die Frechheit des absoluten Egoismus (nach dem Verf. das Leitende in Faust), der mit dem Leben spielt wie die Ironie mit dem Gedanken, der Selbstgenuß des romantischen Wüstlings als eine unmittelbare Widerspiegelung aus dem Gemüthe des Dichters genommen werden. Bei des Mephistopheles höhnisch kalter Entgegnung: „Sie ist die Erste nicht!" soll sich nach dieser Ansicht die Eitelkeit beleidigt fühlen nicht etwas absonderlich Nichtswürdiges verübt zu haben; denn „in dem Bewußtsein unerhörter Verworfenheit zu schwelgen ist genial, aber ein alltägliches Laster" (II, 313). Um den Uebergang zum zweiten Theil klarzumachen, gibt uns der Interpret zu bedenken daß wenn der Dichter alt wird und seine unmittelbare Genußfähigkeit abstirbt, er sich nach einer andern Thätigkeit umsehen muß. Das ist der neueste Schlüssel zur Genesis des „Faust"! Nachdem wir schon den abschließenden Spruch vernommen daß in dem Gericht der Geschichte, in dem vernünftigen Bewußtsein der Einen, untheilbaren Menschheit, in dem objectiven Geist (als dessen Repräsentanten J. Schmidt sich selbst zu respectiren scheint!) das geniale Sein des reinen Dichters sei gewogen und zu

leicht befunden worden, nachdem wir gesehen haben daß dem alten Romantiker Nichts blieb als die Form und die gespreizte Selbstgefälligkeit sich durch dieses exclusive Aeußere vom Pöbel zu unterscheiden — während vorher bemerkt wurde es sei in Deutschland seit Luther Niemand so populair gewesen als Goethe —, muß er, den wir nun in der Kritik des „subjectiven Idealismus" abgefertigt glaubten, als Anführer der „doctrinairen Romantik" den scharfen Dialektiker noch einmal über sich lassen. Trotz der eifrigen Wendung auf das antik-classische Ideal infolge der italienischen Reise, trotz des daran sich knüpfenden Hasses gegen die neue romantische Poesie und die christliche Kunst wird der große Heide in dieser Zusammenordnung untergebracht. Das Leben in der griechischen Idealwelt ist ja auch nur ein romantisches Hinüberträumen in ein transcendentes Reich. Jemehr der Geist sich in das Classische vertieft, destomehr gibt er sich an eine schimpflich romantische Flucht vor den Mächten des objectiven Lebens hin. Auf dieser Flucht werden neben Goethe auch der Dichter der „Götter Griechenlands" und der des „Hyperion" ertappt.

In der Auffassung des „Tasso", die in manchem Betracht ein gleichartiges Seitenstück zu der bezugreichen Diatribe über den „Faust" darbietet, gewinnt noch der Zusammenhang Goethe's mit den exclusiven Genies der romantischen Schule den stärksten Accent. Wenn dieses Drama als die höchste Kritik welche die Poesie an sich selbst ausübt und zugleich (wiederum in einiger Verwandtschaft, wenn auch nicht ganz in einem Sinne mit W. Menzel's „Höflingsbekenntniß") als ein „courfähiges" bezeichnet wird, so ist damit nur auf die äußerliche Anerkennung der Schranken hingewiesen, zu welcher der Dichter sich zu bequemen gelernt hat; im Kerne lauert doch nach des Verf. Angabe, wenn man diesem träumerischen, scheinbar unschuldigen, ästhetischen Wesen, dieser schönen Subjectivität die Maske entreißt, die schlechte Selbstsucht, grenzenlos sich zu genießen und in Allem was die Welt Herrliches und Großes bieten kann nur Motive dieses eigenen Genusses zu suchen. Daran schließt sich eine neue Ausführung der bekannten Wendungen: Rückzug in die ästhetische Welt des Innern, von der Unruhe der Geschichte abgewandter Quietismus des schönen Seins u. s. w., mit denen man schon öfter den Alten auf das Faulbett romantischer Verkommenheit niederzustrecken suchte. Das leitet unmittelbar in die „romantische Ironie" hinüber. Ohne alle einleuchtende Vermittelung mit dem Hintergrunde der damaligen Zustände in Staat und Leben läßt der Verf. aus dem Anknüpfen an die Fichte'sche Lehre die „Ironie des schönen Egoismus" in die Entwickelungen unserer Culturgeschichte hervorgehen. Kuno Fischer, der in seiner unlängst erschienenen Schrift: „Diotima. Philosophische Briefe über das Schöne" (S. 154—175), die ganze Stellung und Bedeutung der romantischen Schule zumeist mit unbefangener, einsichtiger Scheidung der einzelnen Punkte im Verlauf zu einem falschen Extrem darlegt, hält desgleichen noch diese strenge Verbindung fest, wenn er auch die Sache so faßt: es möge der Zusammenstoß einer erhabenen Philosophie, welche den Menschen auf die Spitze des einsamen, reinen Selbstbewußtseins stellte und ihn zuletzt mit der Welt nicht mehr auszugleichen vermochte, und eines gedrückten, ohnmächtigen Lebens gewesen sein welcher den künstlerischen Verstand zu dieser Richtung nöthigte. Ist nun diese directe Ableitung von dem philosophischen Standpunkt des transcendentalen Idealismus ohne Zweifel — wie Dies auch ganz neuerdings schon von Hermann Hettner („Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller", S. 7—8) geschieht — zurückzuweisen und dagegen mehr eine innere Uebereinstimmung, durch welche die Poesie der romantischen Schule als das Correlat jener Philosophie erscheint, aufzufassen, so kann hinsichtlich der Schmidt'schen Darstellung im Ganzen wenigstens die richtige Consequenz der Momente, soweit sie sich durch das Ausgehen von der unbefriedigt-ironischen Stimmung zu verbürgen scheint, nicht weggeleugnet werden. An die verleidete Situation unter den gegebenen historischen Bedingungen der Zeit, mit der für unsern Blick dieses ironische Sichfühlen genialer Naturen zusammengeht, ist das suchende Zurückgreifen und Hinüberstreifen nach poetischem Stoff zur Vergangenheit und Fremde erst in weiterer Entwickelung anzufügen, während so Viele mit einer Hindeutung auf „Restauration des Mittelalters" und katholische Sympathien den ganzen Inhalt dieser Erscheinung zu erschöpfen glauben: ein Irrthum mit welchem z. B. auch Heinrich Heine in dem zwar nicht an allerlei unnützem Skandal und zweideutigen Einfällen, zugleich auch an scharfen Zügen individueller Charakteristik, wol aber an hellen Aussichten auf die wahre literarhistorische Lage armen Büchlein über die romantische Schule seinen Anlauf genommen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Originalacten von Johannes Voigt. Berlin, Decker. 1850. Gr. 8. 18 Ngr.

Wir zweifeln nicht daran daß dies Büchlein wenn es vor vier Jahren erschienen wäre unendlich viel mehr Aufsehen erregt haben würde als jetzt, in einer Zeit wo auch das Neueste sobald zur Antiquität wird, und wo Mancher fragen wird: Was sollen wir jetzt noch mit einem Tugendbunde aus einer alten Zeit, wo Nationalversammlungen, Grundrechte und Bürgerwehren schon sich überlebt haben! Doch soll Dies uns nicht abhalten auf diese kleine Abhandlung des bekannten Verfassers aufmerksamzumachen, und sie als ein Document anzuempfehlen das eine oft besprochene Periode unserer innern vaterländischen Geschichte mitaufzuklären so geeignet ist.

Wie oft ist wol in Geschichtsbüchern der neuern Zeit des Tugendbundes Erwähnung geschehen! Wie verkehrt, Das lernen wir eigentlich erst aus der vorliegenden, aus den Originalacten geschöpften Darstellung. Die bessern Schriften über diesen Gegenstand, von Krug, die Bredow-Venturini'sche „Chronik", die Schmidt-Niebuhr'schen Streitschriften u. a. wurden weniger eingesehen; und so kam es daß Einer dem Andern Irrthümer und vage Vermuthungen nachschrieb, namentlich wenn sie romantischer klangen. So ward es Sitte den Tugendbund als

eine im Geheimen wirkende politische Macht in Preußen darzustellen, welche durch die Männer die zu jener Verbindung gehört haben sollten die ganze künftige Erhebung dieses Staats gegen die französische Oberherrschaft nicht allein vorbereitete, sondern auch förmlich systematisch leitete. Indem man ferner eine Menge Vorgänge in Preußen ohne Weiteres mit dem Wirken des Tugendbundes in Verbindung brachte, ist er in vielen Büchern als Motiv folgender Ereignisse zu einer Bedeutung gekommen die er in der Wirklichkeit nie gehabt hat. Wenn auch einige besser Unterrichtete daran nie geglaubt haben, die Mehrzahl der Deutschen hat gewiß das ganz Unbegründete, selbst Ungereimte für das Richtige gehalten.

Der traurige Zustand der preußischen Monarchie nach dem Frieden von Tilsit, die plötzlich von ihrer eingebildeten Höhe zum Staat zweiten Ranges herabgedrängt war, mochte damals manchem Patrioten zu Herzen gehen! Es war klar, sollte dem kleinen gebliebenen Stamme einmal wieder die Stunde der Erhöhung schlagen, so konnte es nur durch doppelte Anspannung und Hebung der innern Kraft geschehen; und zwar nicht allein der materiellen, denn diese hat immer ihre Grenzen, sondern mehr noch aller geistigen Kräfte, und vor Allem der Bürgertugend, willig mit Hintansetzung jedes individuellen Egoismus Alles hinzugeben für einen hohen, aber reinvaterländischen Zweck. Wie aber gerade diese schwerste von allen Tugenden hervorrufen, zu einer Zeit wo die Besten schon verzweifelnd Alles aufgegeben, und die größere Masse bis ins Innerste verderbt schien? Hier helfend einzugreifen, und dem Vaterland wieder Selbstvertrauen und neue moralische Kräfte zuzuführen war nicht Sache des Einzelnen; aber ein großer Verein von gleichgesinnten Männern hätte die Aufgabe durch seine eigene Haltung und durch sein Beispiel lösen können. So dachte ein Patriot, der damalige Oberfiscal Mosqua in Königsberg, als er im März 1808 an den damaligen Geheimen Cabinetsrath Beyme schrieb, und ihn um Rath und Fürsprache wegen einer vaterländischen Privatgesellschaft, die in dem angegebenen Geiste wirken sollte, bat. Dieser rieth von dem Unternehmen zwar nicht gerade ab, meinte aber auch schon zur Ausübung namentlich der Volks- und Unterthanentugenden bedürfe es wol nicht der Aushängung eines Vereinsschildes. Jedoch gab er anheim sich an den Minister vom Stein und den König persönlich zu wenden. Nun geschehen von Mosqua in Verein mit dem Major von Both, den Kriegsräthen von Tepper und Belhagen, sowie dem Professor Lehmann die weitern directen Schritte. Stein ließ auf diese und eine spätere Eingabe vergeblich auf Antwort warten; aber zum Vortrag war die Angelegenheit gekommen, denn am 30. Juni 1808 erfolgte ein Cabinetsbescheid: daß man eine in Königsberg zu gründende Gesellschaft — für welche schon jetzt der Name Tugendverein vorkommt — genehmige, wenn sie sich ganz innerhalb der Grenzen der Landesgesetzgebung, und ohne Einmischung in Politik und Staatsgewalt, erhalte!

Nunmehr galt es zuerst eine gehörige Anzahl von Mitgliedern zu gewinnen. Die Bemühungen dieserhalb gingen von Königsberg aus, wo auch später immer die Centralleitung des Vereins blieb. Einzelne Männer die das Commissorium erhalten hatten anderwärts Zweigvereine (Kammern) zu bilden, wurden in die verschiedenen preußischen Provinzen gesandt; ein Assessor von Bardeleben war unter diesen einer der thätigsten, Derselbe der später so gegen den Bund eingenommen war daß man ihn zur unfreiwilligen Ausscheidung zwang. In Schlesien und in Pommern fand die Idee eines Bundes zur Tugendübung Anklang, weniger in der Mark, und am wenigsten in der Hauptstadt Berlin, wo nur vier Mitglieder gewonnen werden konnten.

Uebrigens kam bald Mancherlei zusammen was einer großen Ausbreitung des Vereins hinderlich ward. Manche Vorsteher von Civil- und Militairbehörden hatten ihren Untergebenen den Beitritt verboten, weil sie nur das alte Landesgesetz gegen alle geheime Verbindungen, nicht das Cabinetsschreiben vom 30. Juni kannten. Männer von Ruf ließen sich nicht so ohne Weiteres zum Eintritt bewegen, Andere waren wie man wußte zurückgetreten, nachdem sie Kenntniß der Statuten, die ihnen zu weitaussehend und unpraktisch geschienen, erhalten. Das letzte Bedenken hielt umsomehr ab als selbst Vorsteher von Zweigkammern nach Königsberg geschrieben, und um nähere Erläuterung Dessen gebeten hatten was man eigentlich wolle, damit den Neuaufzunehmenden auch gesagt werden könne welche Wirksamkeit man von ihnen erwarte. Am meisten schadete aber das voreilige Hervorbrechen von Dörnberg und Schill 1809; von Beiden wußte man daß sie Mitglieder des Tugendbundes waren. Dieser suchte es bei Letztern zwar selbst in Zweifel zu stellen, allein wol mit Unrecht. Jedermann dachte nun sogleich an eine politische Bundesthätigkeit, die voreilig und nur dazu geeignet war das Vaterland und den König in Gefahr zu bringen, obwol der Bund bei den reinpersönlichen Entschlüssen jener Männer gewiß nicht im Spiele war. Diese und mehre andere Ursachen bewirkten es dann daß die neue patriotische Verbindung (die unter verschiedenen Namen, auch dem des Sittlich-wissenschaftlichen Vereins vorkommt, um damit schon ihr Fernhalten von Politik anzudeuten) an Zahl nie sehr bedeutend wurde; 334 Mitglieder innerhalb der ganzen preußischen Monarchie scheint die höchste Theilnahme auszudrücken. Unter ihnen fanden sich Namen die allerdings später berühmt geworden sind, Boyen, Witzleben, Grolman, v. Thile, v. Ribbentrop, Merkel, Krug, Eichhorn, Manso u. A.; dagegen haben Andere welche man in der Regel als Theilnehmer und Hauptträger der ganzen Idee zu citiren gewohnt war, Stein, Humboldt, Niebuhr, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stägemann, Schleiermacher, Hüllmann u. s. w., nie zum Verein gehört.

Die ziemlich weitläufigen Statuten können hier nicht mitgetheilt werden. Es genügt zu wissen daß neben einem höchsten Rath in den Kammern ein Censor das wichtigste Amt hätte. Dazu gehörte auch Ueberwachung des Betragens der Mitglieder im Geiste der Verbindung. Diese, stark an geheime Polizei erinnernde Anordnung hätte unserer Meinung nach allein schon hingereicht durch Lockerung des Ganzen dessen Untergang herbeizuführen.

Der Verein hatte sich offenbar ein zu allgemeines, daher auch zu großes Ziel gesetzt. Es sollte erreicht werden durch sechsfache Thätigkeit, welche die Mitglieder nach Stand, Amt, Fähigkeit und Reichthum zu leisten hatten. Man bildete also im Innern Abtheilungen für Erziehung, Volksbildung (die militairischen Mitglieder dachten dabei zunächst an Hebung eines tüchtigen militairischen Geistes), für Wissenschaft und Kunst, für Volkswohlstand, für äußere Polizei (um dem Volke die Nothwendigkeit eines rücksichtslosen Zusammenhaltens aller innern Mittel klarzumachen), und für innere Polizei; letztere war jene fatale innere Ueberwachung der Vereinsmitglieder selbst. Die Hauptkammer in Königsberg, indem sie das ganze Wirken des Vereins leitete, sollte Zusammenhang hineinbringen; aber eben weil man zuviel wollte, ward nur wenig erreicht. Man konnte meist nur Vorträge halten, die aber höchstens die Mitglieder erbauen, begeistern, und mitunter wol nur langweilen konnten. Die Abtheilung für Kunst und Wissenschaft kam gar nicht ins Leben. Man hatte sie wieder in zwei Classen getheilt; in die eine, für Literatur im Allgemeinen, hatte sich nur ein Regimentschirurgus einschreiben lassen; die andere, welche sich durch Herausgabe einer Zeitschrift „Wiedergeburt der sittlichen Welt" als allgemein belehrend constituiren sollte, fand gar keinen Theilnehmer. Die Abtheilung für Volkswohlstand hat es nur bis zu einigen reinörtlichen Speiseanstalten, und bis zu ein paar Industrieschulen gebracht.

Dazu bestand nach der Schill-Dörnberg'schen Angelegenheit noch immer ein Mistrauen der Regierung gegen den Verein, dahin daß dieser über seine eigentlichen Grenzen herausgehe. Stein hatte sich schon einmal kurz vor seinem Austritt aus dem preußischen Staatsdienst geradezu gegen seine Wirksamkeit

erklärt; andere Eröffnungen, gutgemeinte und böswillige, geschahen weiter bei den Ministern. Die Ausgleichungen von solchen Ansichten oder Denunciationen führten zu beständigen Erörterungen zwischen dem Verein und dem Cabinet des Königs. Das hielt einestheils von einer fortlaufenden praktischen Wirksamkeit ab, anderntheils rief man sich manche Feinde dadurch hervor, welche die verschiedenartigsten Beschuldigungen oft nur ersannen und sie in Umlauf setzten. Statt bei dieser ungünstigen Stellung doppelt aufmerksam zu sein, ließ es gerade hierin der Verein oft fehlen. Er war nicht sorgsam genug bei Wahl seiner Mitglieder; bei hochstehenden Personen, wo er nur zu gern und zu oft anklopfte, ward er abgewiesen; einige seiner geachtetsten Mitglieder verlor er durch freiwilligen Austritt, und schon seit der Zeit wo der Prinz Hermann von Hohenzollern an die Spitze trat, am 3. Aug. 1809, konnte man sich die trostlose Lage der Gesellschaft nicht mehr verhehlen. So bestand sie noch eine Zeitlang, bis endlich am 9. Dec. 1809 ein Rescript des Königs erfolgte daß der Tugendbund auf den eigenen Wunsch mehrer Mitglieder still und ohne das geringste Aufsehen aufzulösen sei; die Papiere sollten abgeliefert, versiegelt und bewahrt, die Mitglieder weder im Guten noch im Bösen angeredet werden.

Es ward natürlich in Allem Folge geleistet; man bat nur wenigstens die Papiere durchzusehen, indem sich hier gewiß noch manches Project finden würde was der Beachtung und Ausführung nicht unwerth sei. Es geschah Dies auch später, der Präsident von Wißmann erklärte jedoch in seinem Bericht: So bedeutend auch das Volumen dieser Schreibereien sei, so finde er doch nur sehr Weniges was der Auszeichnung werth, und für wichtig und gemeinnützig geachtet werden könne. Der Kanzler von Schrötter äußerte in einem ähnlichen Berichte: Es bleibe immer sehr merkwürdig daß gerade der Regierungsassessor Bardeleben, dieser enthusiastische große Egoist, die Auflösung des Vereins für nothwendig gehalten und veranlaßt habe. Das war das Ende des Tugendbundes.

In zwei kleinen Zugaben folgt: eine Berichtigung einiger Stellen in „Stein's Leben" von Pertz, das Verhältniß des Erstern zum Tugendbund betreffend, und dann noch eine dem Verf. handschriftlich mitgetheilte Ansicht eines Staatsmanns über den Bund, die freilich der actenmäßigen Darstellung ziemlich entgegen ist. Sie ist so: Der Zweck des Vereins war rein und allein politisch, und Philanthropie war nur der Rock den man der Sache Napoleon's gegenüber umhing. Stein sah es gern daß geistig unbedeutende Männer an die Spitze kamen, die man leicht preisgeben konnte. Als man aber doch fürchtete die Katze im Sack könne unter ihnen ans Tageslicht kommen, mußten Boyen und Grolman eintreten um dafür zu sorgen daß der Schleier nicht gelüftet werde, und auch Hohenzollern ward nur als Strohmann vorgeschoben. Allein Alle erklärten daß die Sache zu gemein und geist- und kopflos behandelt werde, und so sank der Verein nach Stein's Abgang immer tiefer, sodaß er bald als ein Gegenstand des Gelächters und Spottes dastand, von dem jeder in Achtung stehende Mann sich fernhielt. Doch aber behandelte die Regierung denselben zart und schonend, weil er ihr Kind war, von dem man aber befürchten mußte daß es, zur Verzweiflung gebracht, den Vater und alle Welt verrathen werde.

Hier drängt sich gleich die eine Frage auf: War der Verein politischer Natur, und von der Regierung ausgehend, warum schickte sie nicht mehr Capacitäten hinein, und warum gab sie ihm nicht eine grössere Verbreitung? Jene Ansicht stellt sich also der actenmäßigen Darstellung unsers Verf. gegenüber ganz entschieden als eine falsche heraus, und es wäre ja nicht das erste mal daß auch ein Staatsmann, trotz des ewig in Anspruch genommenen „höhern Standpunkts", sich geirrt haben könnte.

Wir haben hier abermals ein redendes Beispiel daß ein Privatmann, auch wenn er sich mit Seinesgleichen in einen freien Verein zusammenthut, nie eine heilsame praktische Wirksamkeit ausüben kann, wenn der ganze Staat unmittelbar, sein Heil oder seine Verfassung, von diesem Streben berührt werden soll. Das Feld der wohlthätigen Wirksamkeit der Vereine ist immer nur ein streng specielles oder locales, sowie sie hierüber hinausgehen schaden sie ewig, und geschehe es auch nur mittelbar dadurch daß die Individuen, indem sie sich in hohen Ideen und Träumen ergehen, sich selbst verlieren, und das Feld ihrer nützlichen Thätigkeit wo sie Etwas leisten könnten vernachlässigen. Woher entsteht die Erscheinung daß unsere Zeit gegen andere so zurücksteht wegen Mangels an jenen kräftigen Individualitäten an denen sonst jedes Gemeinwesen so reich war? Nur dadurch daß jetzt jeder Schuster und Schneider Staatsgesetze machen will, und Vorlesungen und Reden in Bierhäusern und Volksversammlungen hält. Dadurch wird Handwerk, Familie und nächstes Gemeinwesen wo der Bürger tüchtig sein könnte vernachlässigt, und Pfuscherei an allen Ecken tritt ein. Sehe ein Jeder daß er tüchtig und ausgezeichnet an der Stelle im Staate ist, wohin ihn die Umstände gestellt haben; dann bedarf es kaum einer weitern Sorge für den ganzen Staat, am wenigsten der Sorge der Vereine, er wird von selbst wohlberathen sein. Nur der politische Verein könnte wohlthätig wirken der seine Mitglieder verbindlich machte tüchtig vor der eigenen Thür zu fegen, und zu sehen daß es vor allen Dingen, und zunächst mit der Person des Bürgers und in seinem Kreise und seiner Familie wohlstände, und zugleich von ihnen foderte sich um den ganzen Staat nicht weiter zu kümmern als Beruf, Amt, Kenntnisse und äußere Verhältnisse Dies geradezu fodern. Der Gemeinsinn, der auf dem Gebiete der Gemeinde ein so großes Feld findet um sich zu üben, wird dann dem allgemeinen Staate schon von selbst zu keiner Zeit fehlen. Hat man aber die falsche Ansicht diesen müsse man oder könne man durch unbefugtes Hineinpfuschen in die allgemeinen Staatsangelegenheiten am ersten üben, so wird nur die Folge sein daß man alle Bürgertugenden auf denen er einzig und allein als auf einer festen Basis beruhen kann darüber verliert, und daß der Staat ohne innern Halt wie ein schwankendes unsicheres Rohr in den Tagen der Noth und des Unglücks dasteht! 67.

Lesefrüchte.

Washington Irving's Honorare.

Laut einer wie es heißt verläßigen Angabe hat Washington Irving von seinem Verleger Murray in London und dessen Vater folgende Honorarsummen empfangen:

Für das Skizzenbuch	467 Pf.	10	Schill.
„ Bracebridge Hall	1050 „	—	„
„ den Reisenden	1575 „	—	„
„ Columbus	3150 „	—	„
„ Gefährten des Columbus	525 „	—	„
„ Grenada	2100 „	—	„
„ Reise über die Prairien	400 „	—	„
„ Abbotsford und Newstead	400 „	—	„
„ Spanische Legenden	100 „	—	„
zusammen	9767 Pf.	10	Schill.

oder nahe 68,000 Thlr.

Buchhändler-Verein.

Laut Benachrichtigung des „Athenaeum" hat sich in Edinburg unter dem Namen „Edinburgh booksellers' union" ein Verein von Buchhändlern gebildet, dessen Zweck neben geschäftlichem Verkehr dahin geht Bücher und Broschüren welche von Buchhändlern, Druckern, Kupferstechern oder Mitgliedern verwandter Gewerbe geschrieben worden sind oder sich auf sie beziehen, sowie seltene Ausgaben volksthümlicher Werke und überhaupt Alles zu sammeln und aufzubewahren was in Hinsicht auf die Genannten, ob literarischen, gewerblichen oder persönlichen Inhalts, veröffentlicht worden ist und noch werden wird. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 254. —— 23. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Beschluß aus Nr. 253.)

Das Natürliche und nach den Umständen Folgerechte jener Stimmung, welche sich als die eigenthümliche dieser Poeten und Aesthetiker ankündigte, kann nun aber in der Auffassung des Verf. nicht hervortreten; wir treffen hier denselben Zug der in dem schiefen Urtheil über die Sturm- und Drangperiode erkannt wurde. Das Kind wird mit dem Bade ausgeschüttet. Findet Hettner die Verwandtschaft Goethe's und Schiller's mit den Autoren der romantischen Schule in dem gemeinschaftlichen Leiden daß sie nicht aus dem Bewußtsein ihrer Zeit schreiben, von ihr gehoben und getragen, sondern im bewußten Gegensatz und Widerstreit zu dieser, hat er die vernünftige Gerechtigkeit von den Bedingungen auf die Charaktere zu gehen die unter denselben wirken, so dreht J. Schmidt in seiner Constructionsmanie die Sache um und trägt in die Gemüther als etwas Voraussetzungsloses fertig hinein was nur durch die geschichtliche Bestimmtheit eines Mischungsprocesses zu begreifen ist. Abgeschlossen steht ihm eine „Kaste der Brahminen" da, welche sich mit dem Monopole des poetischen Geistes und der echten, einen Bildung stolz über die Menge erhebt. Er will nicht daran denken daß jenes Odi profanum etc., womit noch heute nach einer erstarrten Tradition der Geistreichen die Söhne der unsichtbaren Kirche — wie der Freiherr Rudolf von Keudell in seinen „Träumereien eines gefangenen Freien: Außerhalb der Gesellschaft" — bei der Herausgabe ihrer exclusiven Inspirationen gleichsam den geistigen Paß vorzeigen, auch seine Genesis, seine Geschichte, seine Steigerungen hat. Vornherein sieht er nur einen Freimaurerorden der eiteln Geistreichthuerei und kommt mit seiner Betrachtung nirgend über das lächerliche Bild einer Gesellschaft hinaus deren Glieder, einander an geheimen Bundesabzeichen erkennbar, etwa zu gesetzten Stunden in einer constituirenden Generalversammlung sich vereinigen, um unisono eine neue Gedankenentdeckung für das Buch ihres Glaubens ans Licht zu bringen u. s. w. Die Entschuldigung wegen des Mangels an deutlichen Nuancen der Charakteristik: daß nämlich es nicht seine Absicht sei das Leben und die Meinungen der einzelnen Schriftsteller dieser Richtung darzustellen, da sie hier nur Werth hätten insofern sich in ihnen das neuaufgehende Leben der Zeit überhaupt ausspreche, könnte man dem „Geschichtsphilosophen" immerhin gelten lassen, wenn wahrhaft in diesem Sinne die Beleuchtung des Gesammtbildes angeordnet wäre. Anstatt aber z. B. von der frischen ergötzlichen Kampflust aus, welche ein heiteres Spiel polemisirenden Witzes gegen handgreifliche Verkehrtheiten geistloser Geschmackstheorien, engherzig pedantischer Lebensmaximen übte und übermüthig keck gegen alle die vor freierer, überlegener Bildung zu einer belachenswerthen Narrenwelt vereinigten steifen Gestalten strafenden Humor ausgehen ließ; anstatt von diesen Anfängen aus das gefährliche Fortsteigen einer negativen Stimmung bis zu dem „schwindelnden Selbstgefühl eines weltscheuen Gemüths" zu verfolgen — fixirt er sogleich den Begriff der romantischen Ironie in einem Grade leerer Vermessenheit und sittlicher Trägheit, wie er denn doch über die ganze Haltung der hier zunächst gemeinten Talente noch um ein Beträchtliches hinausliegt. Mit Vischer's Bemerkung („Kritische Gänge", II, 248; „Aesthetik", II, 520) daß in der giftig gewordenen Romantik bei Heinrich Heine, in dem fauligen Gährungsproceß der ihre Auflösung in ein Afterbild der modernen Freiheit des Selbstbewußtseins darstelle, eigentlich erst Dasjenige zum Vorschein komme was Hegel unter dem Namen der Ironie so eifrig bei jeder Gelegenheit verfolgt, ist hier auf das entschiedenste Einsprache zu thun. Nichts ist bei J. Schmidt unentstellt am rechten Fleck geblieben: jene öde Versunkenheit des reflectirten Blasé in den (von Varnhagen von Ense und Gustav Schlesier mitgetheilten) Briefen Friedrich's von Gentz an Rahel wird unmittelbar in den Zusammenhang jenes literarischen Ereignisses eingeführt, während zugleich in Solger's Anschauung, welche der Verfasser der „Diotima" treffend als die Ironie des Ideals, nicht blos der Phantasie, die Ironie der Kunst, nicht blos des Künstlers unterscheidet, der nämliche Standpunkt, „nur durch einen heiligen Hintergrund verklärt", sich wiederfinden soll; ja selbst Jean Paul's künstlerischer Humor muß, in dieses Schema heruntergezogen, „durch sein stetes Zurückkommen auf die Eitelkeit des empirischen Subjects" in den verwerflichen Dünkel jener aristokratischen Genies aufgehen die sich in ihrer Trennung

von der trivialen Masse des gesunden Menschenverstandes genießen. Das Misverständniß, die Misdeutung, welche hier überall nur freches Anmaßen einer exclusivgeistreichen Weltanschauung zu bekämpfen vorgibt, überzeugt uns eben dadurch, welche bleibende typische Gültigkeit selbst jener ausgelassenen persönlichen Persiflage der Tieck'schen Komödie für die Zeichnung der unsterblichen Philister zuzugestehen ist. Wer mit grämlicher Schwerfälligkeit als das Wesen der „reflectirt romantischen Poesie" die frivole Stimmung verurtheilt welche die Freiheit des Spiels mit dem Schein des tiefen tragischen Ernstes vereinige, erinnert uns, wider Willen die Armuth des eigenen Gemüthslebens bekennend, an des Dichters Worte im „Zerbino":

> Mit Leiden
> Und Freuden
> Gleich lieblich zu spielen
> Und Schmerzen
> Im Scherzen
> So leise zu fühlen
> Ist Wen'gen beschieden u. s. w.

Gedenken wir, nach den Wirkungen umschauend die sich von der Thätigkeit der Exclusiven über den engern Kreis hinaus dennoch bemerkbar machen müssen, der herrlichen geistigen Schätze welchen durch die Beschäftigung der Romantiker mit dem Werthvollsten ausländischer Literaturen, besonders durch Tieck's und Schlegel's Uebersetzungen Eingang in die deutsche Welt geschafft wurde, so wird dies Verdienst unter halber nothgedrungener Anerkennung des guten Willens und der Empfänglichkeit mit einem bedenklichen Seitenblick auf das verworrene, blendende, jeden sichern Blick raubende Durcheinander aller Formen und Stoffe leicht hinweggeschritten: „Das hingebende Eingehen auf fremde Vorstellungen brachte es mit sich daß das eigene Urtheil bald ganz wegfiel, und daß man haltungslos zwischen den entgegengesetzten Extremen schwankte." Was sodann von dieser Dichtergruppe aus gerade für die gedeihliche Erweckung des Interesses an heimischem Volksleben entschwundener Zeiten, an heimischer Volkspoesie geschehen, wird als dilettantisches Tasten, dem keine ernsthafte Theilnahme beiwohnte, einer nähern Frage nicht einmal gewürdigt; als positives Zugeständniß bleibt am Ende nur das Eine von zweideutigem Werth: daß die heitere leichtfertige Eleganz romantischer Lebenspraxis sehr heilsam auf ein freieres Verhältniß der Geschlechter wenigstens in der feinern Welt — und zwar mehr als das theoretische Bemühen des Jungen Deutschland — gewirkt habe. In ähnlichem Sinne hat ja ein Herr Christern den deutschen Professoren die „Lucinde" als einen wichtigen Gegenstand für akademische Vorlesungen empfohlen!

Zu dem Allen dürfen wir nun aber die Notiz nicht weglassen daß die Kritik J. Schmidt's in diesem Capitel weniger als an irgend einer Stelle seiner „Studien" den kümmerlichen Schein der Selbständigkeit und Neuheit zu wahren weiß. Einfälle die uns schon z. B. von Heinrich Laube her als alte Bekannte ansprechen, wie hier: den Witz der Tieck'schen Lustspiele trifft, gemacht und langweilig zu finden, nicht mitgerechnet, wimmelt es von dagewesenen Entdeckungen, die besonders aus den betreffenden Partien des umgearbeiteten Ruge-Echtermeyer'schen Manifestes mit einer auffallenden Consequenz der Abhängigkeit oft bis ins Wörtliche ohne Quellenangabe geborgt sind. Müssen wir uns diese Uebereinstimmung in den seltsamsten Thorheiten gefallen lassen, so können wir sie wenigstens in dem Gedanken als einigermaßen vernünftig hinnehmen: daß Novalis' Poesie wol das Höchste sei was die Romantik in dieser Schule hervorgebracht habe.

Am Schlusse prägt sich die Befangenheit und Einseitigkeit mit welcher alle Vorgänge und Entwickelungen im romantischen Geiste hier gefaßt werden noch recht vollständig und unzweifelhaft aus, indem jene in der Unsicherheit des Suchens aufleuchtenden prophetischen Hindeutungen auf eine neue religiös-künstlerische Weltanschauung, wie sie in fragmentarischen Griffen bei Novalis, Schleiermacher, F. Schlegel, Schelling, Görres entgegentreten, zu einer falschen Verbindung mit dem katholischen Convertitenthum unter der Ueberschrift: „Die Romantik als Religion", in dem Sinne eines Ausgangsprocesses der Ironie angereiht werden. Bezeichnete ich die Consequenz der Momente in denen diese Schilderung das Leben der romantischen Schule verlaufen läßt früher als angemessen, so ist nunmehr die falsche, gestörte Bedeutung zu erkennen welche dem Ganzen von dem durchgehends als Seele und Mittelpunkt behaupteten Princip der Ironie dennoch nothwendig entstehen mußte. Eine vor sich selbst aufrichtige Betrachtung, welche sich scheut den Ernst der wissenschaftlichen Aufgabe durch solche frivole Tendenzconstruction der Geistesgeschichte zu verletzen, wird vor allen Dingen an die von Schelling („System des transcendentalen Idealismus") und F. Schlegel („Gespräch über Poesie" und „Athenäum") ausgegangenen Vorstellungen einer neuen Mythologie anknüpfend den echten positiven Gehalt der reinen und tiefen Sehnsucht klarmachen müssen, mit welcher hier die Gemüther aus der Enge und Dürftigkeit der nächsten Lebensbedingungen zu einem großen plastischen Hintergrunde poetischer Schöpfung hinstrebten. Aus diesem Trachten ist nicht nur überhaupt das Abirren in einen allerdings etwas bunten Eklekticismus religiöser Bilder und Gestalten, sondern vorzüglich auch das Hinneigen zu der weichen Symbolik der römischen Kirche leicht zu begreifen; von diesem Standpunkte muß uns selbst der noch in den Tagen der Gegenwart ausharrende Glaube Joseph's von Eichendorff*) an eine katholische Wiedergeburt der Poesie in ernsterm, bedeutungsvollerm Lichte erscheinen. Mögen nun einzelne Apostaten, wie Zacharias Werner, in quellender Empfindung innerer und äußerer Haltlosigkeit, da sie in der eigenen Brust

---

*) Vergl. die Beurtheilung seiner Schrift: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland" ([illegible]), durch Hermann Lotze: „Göttinger Gelehrte Anzeigen", [illegible], [illegible]. Stück, S. [illegible].

kein Gesetz sich zu schaffen vermochten, müde von rastlos unheimlichem Schwanken zwischen Ausschweifung und Reue, zwischen Laster und Zerknirschung dem Schoos der gnadenreichen Kirche zugetaumelt sein, um gehalten von einer festen äußern Autorität ihre moralische Auflösung zu verbergen, mögen in Andern, wie F. Schlegel, es nicht die reinsten Regungen gewesen sein welche von früherm Cultus in den Dienst der Hierarchie einlenkten, so können wir für das Allgemeine dieser Richtung auf keinen Fall der folgenden Deutung des Verf. einiges Recht zugestehen:

Die Allmacht des Ich war endlich nur das Bewußtsein seiner Leere und Unseligkeit, es wurde selbst von seiner eigenen Ironie getroffen, und mußte zuletzt an der Versöhnung mit sich selbst verzweifeln, wenn es nicht seinem Princip, dem freien Gedanken, vollkommen entsagte, mit freiwilliger Blindheit sich vor einer traditionnell bestimmten, historisch gewußten Macht in den Staub warf und mit vollendeter Gedankenlosigkeit den fertigen Rosenkranz abbetete.

Er verfolgt die Schlegel'sche Metamorphose, die er schon ausführlicher in einem besondern Aufsatze („Grenzboten", 1848: Nr. 8, S. 353—362; Nr. 11, S. 489—498) behandelte, bis zu der „Philosophie der Geschichte", die in eine Theologie der Geschichte umschlagend auf die historische Hoffnung als den letzten Leitfaden in dem Labyrinth der Geschichte hinweist. Nun das Facit der „Studien", das Ende vom Liede:

Das ist also Alles was die Romantiker durch ihre Apostasie erreicht haben, ein armseliges Versprechen, an das sie selbst nicht glauben! Ihr Princip hat sich damit selbst gerichtet und die Weltgeschichte hat es verworfen und — vergessen.

Diesen Schlußknalleffect eines Widerhalls von dem Ruge'schen: „Es ist nicht wahr daß Ideen nicht untergehen!" hat er nicht aufgeben mögen; einstweilen gibt er aber in den „Grenzboten" als Ergänzung und Fortsetzung: „Studien zur Geschichte der französischen Romantik", und man meint auch sonst ihm zum Ueberdruß zwischen den Zeilen den bittern Aerger abzumerken daß die Weltgeschichte das ominöse Princip doch noch immer nicht vergessen will. Wenn wir auf die beiden Zeitalter zurückblicken, könnte es dem Philosophen fast ein Lob werden daß er bei dem ewigen Spiel von Revolution und Contrerevolution so ganz in der Würde des Historikers über beiden Parteien sich gehalten (d. h. beide so consequent verworfen) hat; — aber besinnen wir uns: — der Widerstreit liegt nur in der Einbildung der Streitenden selbst, der Wahn der einen ist dem der andern identisch, und so wird es gehen fort und fort! Wie der alte Goethe sagt: daß man nie weiter geht als wenn man nicht weiß wohin man geht, so muß J. Schmidt über sein jähes, vorschnelles Decret hinaus dem unsterblichen Princip der Romantik nachgehen.

Wird ihm denn nicht, solange die Menschheit sich Ziele steckt, solange sie im Glauben an Gott, an die Idee — wie ihr es nennen wollt — Werke des Geistes vollendet, immer von neuem die Geschichte der Romantik anheben müssen?!

W. Hemsen.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Zwei berühmte Komiker des 17. Jahrhunderts: Michel Angelo Fracanzano und Tiberio Fiorillo.

„Dem Einen flicht die Nachwelt keine Kränze!" rief F. Schiller vor einem halben Jahrhunderte aus, und es hat sich sein Wort fast zum Sprüchwort fortgepflanzt. Aber es geht ihm, dem Worte nämlich, wie manchem Sprüchworte, es liegt viel Wahres darin, ohne daß es völlig wahr und auf alle Verhältnisse anwendbar sei. Berühmte, ausgezeichnete Individuen der Bühnenwelt sind noch heute so geehrt und ihr Name geht noch heute so in den Annalen der Kunst fort wie der von den Jüngern jeder andern Kunst. Daß Nichts von Dem was sie im halben Rausche der flüchtigen Begeisterung schufen übriggeblieben ist mag zu bedauern sein, aber dies Geschick theilen sie am Ende doch nur mit den ersten Malern der alten Griechen, mit Zeuxis, mit Apelles, mit Protagones, von denen sich auch nur die Namen auf uns vererbt haben, und am Ende trägt gerade dieser Umstand dazu bei die Meisterwerke welche ihr Genius in einer flüchtigen Stunde schuf unserer Phantasie noch größer erscheinen zu lassen als es vielleicht der Fall war, wenn wir sie mit dem kritischen Blicke unserer Anschauungsweise und unserer Culturstufe sehen könnten. Die Leutchen waren sich auch nicht alle Tage und in allen Rollen gleich, sie hatten ebenfalls ihre Schwächen, und selbst einem David Garrick mußten sie ein Foote carikirend vorzurücken. Genug, ihr Ruhm hat sich auf uns vererbt, ihr Name ist der Nachwelt aufbewahrt. Ihre Helden, ihre Väter, ihre Bösewichter, die Königinnen und Kammermädchen der Frauen jener Zeit glänzen noch heute vor den Augen der Phantasie Derer für welche die Geschichte der Bühne ein blühender Garten ist, worin man sich ergeht Altes mit Neuem zu vergleichen. Selbst der Harlekin ist in solcher Art unsterblich geworden. Stranitzky's und Prehauser's Hanswurst, und Schuch's und Carlini's pariser Harlekin lebt, um nur einige Belege zu geben, heute noch; nicht minder aber hat uns auch Pietro Signorelli in seiner „Storia critica de' teatri" (Neapel 1787, IV, 184 fg.) einen Polichinello und Scaramuccia aufbewahrt. In der Maske des Erstern glänzte ein Neapolitaner, Michel Angelo Fracanzano, der Schüler von zwei andern nicht minder in Italien berühmten, wovon der Eine Francesco Baldo in Rom als er abtrat ihm seine eigene Maske schenkte, wie Stranitzky seine solange mit Ehren geführte Pritsche auch zuletzt feierlich an Prehauser übergab. Einige Franzosen die Fracanzano in Italien gesehen hatten wußten nicht genug von ihm nach ihrer Heimkehr am Hofe zu erzählen, und Ludwig XIV., damals noch jung, berief ihn nach Paris, wo er, obschon nur durch seine Komik, der Sprache ganz unkundig, so allgemeinen Beifall erntete daß er einen Jahresgehalt von tausend Louis bis zu seinem Tode (1685) bezog, nachdem er schon geraume Zeit vor seinem Ende die Bühne verließ, und darnach auch wol von der heiligen Kirche mit einem honneten Begräbnisse erfreut worden sein wird.

Jedoch noch viel berühmter war der statt seiner bereits längst eingetretene Landsmann Tiberio Fiorillo, der sich als Scaramuccia auszeichnete. Ohne alle Beihülfe der Sprache wußte er nur durch Geberden fast Alles hinzureißen *), und machte dem armen Molière, seinem Zeitgenossen, das Leben manchmal sauer genug. Molière selbst war so gerecht keine von Fiorillo's Darstellungen zu versäumen, und die Grazie, die nichts als Natur athmende Mimik desselben zu beobachten, aber er hatte immerfort mit dem Nachtheile zu

*) „Questo Scaramuccia non parla e dice gran cose!" sagte ein Prinz der ihn in Rom spielen sah; Evariste Gherardi, der erste Harlekin seiner Zeit selbst, nennt ihn in seinem „Théâtre italien", I, [illegible] und [illegible]: „le modèle des plus illustres comédiens de son temps."

kämpfen der an solchen Tagen seine Kasse traf. Nie war sein Theater voller als in den vier Monaten wo Fiorillo Paris verlassen hatte einmal seine Heimat wiederzubesuchen. Kaum erschien er jedoch wieder und ganz Paris strömte auch aufs neue in die italienische Komödie, bis er endlich sich ebenfalls zu einem seligen Ende zurückzog und 1694 in hohem Alter starb. Menage setzte ihm ein Denkmal von sechs Worten, die indessen alle ins Gewicht fallen: *)

Homo non periit, sed periit artifex!
(Der Mensch starb nicht, allein der Künstler starb!)

Uebrigens hinterließ Fiorillo ein Vermögen von hunderttausend Scudi, und zwar einem einzigen Sohne, von dem die böse Welt sagte daß er des Vaters Rolle fortgesetzt habe indem er Priester geworden sei.

2. Die tragische Schauspielkunst in Italien während der letzten 25 Jahre des 18. Jahrhunderts.

Das Schauspiel nach dem Muster der griechischen und römischen Bühne zugeschnitten erwachte in Italien fast in dem nämlichen Augenblicke wo durch den Fall von Konstantinopel die griechische und lateinische Literatur einen neuen Aufschwung nahm. Man übersetzte die dramatischen Werke der alten Griechen und Römer, man dichtete ähnliche, wenn auch nicht in ihrem Geiste, doch streng sich an ihre Formen haltend, und stellte sie, was uns hier zunächst von Bedeutung ist, zum Theil auf sehr prachtvollen und geschmackvollen, wol gar dem antiken Theater nahekommenden Bühnen dar. Die Päpste und alle übrigen Fürsten Italiens begünstigten solche Bestrebungen um die Wette. Die Dichter, wie auch wol die Schauspieler, wurden mit Ehren und Geschenken überhäuft. Nichtsdestoweniger blieb diese Geschmacksrichtung nur immer auf gewisse Kreise beschränkt. Nur die Gelehrten und wer die Maske der Gelehrsamkeit vornahm sah solche „classische" Stücke aufführen. Das Volk bekümmerte sich nicht darum. Sie wurden ihm nicht geboten, und wenn es geschah nicht von ihm besucht. Was wußte es von den Atriden und Helden die vor Troja gekämpft hatten oder kämpfen wollten! von den Sklaven, Parasiten und Hetären des Terenz oder Plautus! Es lief dahin wohin es gelockt wurde von seinen Harlekin, Polichinell, Dottore, Pantalone, Tartaglia und wie sonst seine feststehenden aber immer neu intriguirenden Masken hießen. Die „classischen" Stücke wurden fast nur von Mitgliedern der zahllosen Akademien, d. h. der Gesellschaften gegeben die sich vom 15. Jahrhundert an in allen nur einigermaßen ansehnlichen Städten bildeten und die Dichtkunst, die Ausbildung der italienischen Sprache, das Studium des griechischen und römischen Alterthums um die Wette, selbst oft mit Hülfe des kleinlichsten, lächerlichsten Pedantismus zu fördern trachteten. **) Nur selten war es daß ein und der andere Schauspieler oder eine Schauspielerin sich einem solchen höhern Stile der Kunst zuwendete, und noch seltener geschah es daß sie ihm treublieben, oder daß sich eine Gesellschaft von Schauspielern zusammenfand die in solchem Sinne thätig gewesen wären. Als daher im letzten Viertheile des 18. Jahrhunderts Vittorio Alfieri seine trefflichen Schauspiele schrieb, wie Italien kaum Aehnliches vor ihm gehabt hatte, konnte er nur darauf rechnen sie von gebildeten Dilettanten in Scene gesetzt zu sehen; aber was das große Publicum betraf, „so schreibe ich", rief er in einem Briefe an Ranieri Calsabigi 1783 aus, „einzig in der Hoffnung daß, wenn einmal die Italiener erwachen, auch eines Tages diese meine Trauerspiele dargestellt werden. Ich werde dann nicht mehr sein, und so habe ich nur un mero piacere ideale per mia parte." Wir dürfen uns daher auch nicht wundern daß in allen seinen Stücken mehr oder weniger soviel Kampf gegen Absolutismus, Priester- und Papstesherrschaft vorkommt, der auf keiner italienischen Bühne hätte lautwerden können.*) Indessen er hat uns auch ein „Parere sull' arte comica" hinterlassen, und man staunt auf welchem niedrigen Punkte die tragische Schauspielkunst zu jener Zeit in Italien stand. Kein einziger Schauspieler scheint nur rein und unverfälscht, ohne Dialekt der Sprache Toscanas mächtig gewesen zu sein, und er erinnert deshalb an Paris, wo jeder Schauspieler auf der Stelle ausgepfiffen würde, wenn er, auch sonst noch so vortrefflich, einen provençalischen Accent hören lassen wollte. Alle Schauspieler kamen nur aus den niedrigsten Ständen des Volkes, und wenn etwas Besseres werden soll, so dürfen sie, ruft er aus, „non nati pezzenti nè della feccia della plebe" sein. Vom Vortrage eines Schauspiels hatten sie gar keine Ahnung. „Unter allen jetzigen sogenannten Schauspielern weiß Keiner langsam und wie es die Rolle erfodert (con intelligenza) zu sprechen. Noch schwieriger würde es natürlich sein die weiblichen Rollen zu besetzen, da ehrliche Leute ihren Töchtern nicht gestatten das Theater zu betreten."**) Er gibt nun an wie dem Allen wol abzuhelfen sein dürfte, obschon freilich nicht in einem oder zwei oder in einigen Jahren, doch indem er den Weg zur Bildung einer wenigstens leidlichen Gesellschaft vorzeichnet, ergibt sich auch wieder wie schlecht es damals um das italienische ernste Drama stand. „Erst würde ich zu den Schauspielern sagen: Lest mir das Stück und lernt es, studirt es und tragt es mir vor (recitatela a me) und bekümmert euch um Nichts als um eure Rolle! Ich höre die erste Probe an, aber ohne Souffleur, und sie geben das Stück, es dem Sinne nach langsam, richtig, deutlich aussprechend. Gute Schauspieler sind Dies noch nicht, aber doch Leute wovon Italien bisjetzt noch keine Vorstellung hat." Weiterhin führt er noch einige der damaligen Manieren der tragischen Helden an, wie sie die Verse nur singen, nicht declamiren, das Maul aufsperren wenn sie sterben, und sich krümmen und auskrenken wenn sie eine Leidenschaft darstellen. Genug, um es klarzumachen daß die tragische Bühne Italiens zu jener Zeit tiefer stand wie vielleicht irgend eine Europas. Ob sie jetzt viel besser ist? Fast möchte man zweifeln. Das komische Element herrscht auf der einen, das musikalische auf der andern zu sehr vor als daß sich Melpomene hätte Raum schaffen können, und wenn sie ja den Versuch machte, so scheucht die kirchliche, wie die politische Censur sie mit ihrem Medusenschilde auf der Stelle zurück. Kaum daß ein freier Gedanke allenfalls gedruckt werden konnte. Meistentheils mußte Alfieri sich zu dem Zwecke nach Paris flüchten, und als Contrebande den Weg ins Vaterland suchen. Ausgesprochen auf der Bühne aber konnte er am wenigsten werden. Wie hätte in Turin, in Genua, in Rom, in Mailand, Venedig, Neapel ein Censor erlaubt zu sagen was Alfieri, Niccolini, Manzoni und Dieser oder Jener gedichtet hatte! 77.

*) Vielleicht waren sie auch nur Wiederholung, denn der Prinz von Guémené soll sie schon gesprochen haben als sich Mondory, ein Zeitgenosse Molière's, ungefähr 1660, von der Bühne zurückzog.

**) Manche solcher „Akademien" scheinen sich nur solchen Darstellungen gewidmet zu haben und Privattheater gewesen zu sein, z. B. die Accademia de' filodrammatici di Milano, welche Alberto Nota's Lustspiele vornehmlich ins Leben rief. Man vergleiche die Dedication der letztern in der 1826 zu Mailand erschienenen Gesammtausgabe.

*) Manche, vielleicht die meisten von Alfieri's Stücken sind vermuthlich anfangs nur in Paris erschienen; denn in der Dedication seines „Bruto primo" 1788 an Washington sagt er ausdrücklich daß er sein Vaterland verlassen habe: „per potere altamente scrivere di libertà."

**) Dies hat sich jetzt so geändert daß wenn sonst ein Impressario als Kenner und geschmackvoller Mann bekannt ist, er oft durch die angesehensten Dilettante Donne in der Vorstellung eines vorzüglichen Stückes unterstützt wird. (Vergl. die wiener „Jahrbücher der Literatur", 1848, CXXIV, 126.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 255. — 24. October 1850.

Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden. Von Kurd von Schlözer. Berlin, Hertz. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Theils reinhistorische Interessen, theils politische Sympathien haben seit einer Reihe von Jahren die geschichtliche Forschung den Küstenländern der Ostsee zugewendet, und vorzugsweise deutsche Geschichtsforscher, doch auch einige Skandinavier und Russen, einschließlich der Finnen, sind bei diesem Werke thätig gewesen: in ziemlich zahlreichen theils größern, theils kleinern Schriftwerken sind die Resultate der oft sehr ins Einzelne eingehenden Untersuchungen niedergelegt worden. Bemerkenswerth ist daß namentlich die Numismatik dabei eine Rolle spielt, d. h. daß man um der vielen arabischen, afrikanischen und anderer fremden entweder aus der Römerzeit oder aus dem ältern Mittelalter stammenden Münzen willen, die man in jenen Küstenländern fand, der ältesten Geschichte derselben und ihrer Bewohner um so eifriger nachforschte: die Schriften von Ledebur, von Minutoli und namentlich auch der Akademie der Wissenschaften in Petersburg geben Dies zu erkennen. Daß die Werke von Sartorius und Lappenberg über die Hansa neben Voigt's „Geschichte von Preußen" die deutsche Geschichtsforschung vorzüglich nach jener Richtung hingelenkt, und durch die merkwürdigen Aufschlüsse die diese Werke gaben die deutschen Gelehrten gleichsam erst wahren Geschmack daran finden ließen, darf mit ziemlicher Zuversicht behauptet werden. Bringt man damit den Umstand in Verbindung daß die Stellung Rußlands in den Ostseeprovinzen Deutschland gegenüber seit ungefähr einem Menschenalter den politischen Blick der Deutschen mehr als früher dahin zu richten veranlaßte, so wird man es recht wohl erklärlich finden wenn die deutsche Geschichtschreibung sich auch dort einheimisch zu machen suchte, umsomehr als beinahe tausendjährige Erinnerungen unsers Volkes sich an jenes Küstengebiet knüpfen; denn was sind die Ostseeprovinzen eigentlich anders als ein durch die Gewalt der Umstände losgerissenes Glied des alten deutschen Staatskörpers? Wir können aber bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken daß in denjenigen Geschichtslehrbüchern die für die wissenschaftliche Jugend bestimmt sind verhältnißmäßig noch sehr wenig von den Forschungen und Resultaten über die Geschichte der Ostseeländer zu finden ist; besonders ist das doch so merkwürdige und uralte Finnenthum in solchen Büchern fast gar nicht berührt oder so oberflächlich und dunkel daß wenig damit gewonnen wird. Und doch ragt von dieser nördlichen Seite her eine eigenthümliche Volksbildung in ihren Trümmern nach dem westlichen Europa herein: die sprachlichen Forschungen und Volksliedersammlungen, mit denen sich namentlich Gelehrte von finnischer Geburt fleißig befaßt haben, liefern mannichfache Beweise dafür.

Das Werk nun dessen Titel wir oben angezeigt haben schließt sich ebenfalls den Bestrebungen an die Geschichte des baltischen Nordens von der Zeit an aufzuklären wo namentlich die Deutschen, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Symbol des Christenthums, das Kreuz, dorthin vordrangen, um, nachdem die Wege nur einigermaßen gebahnt und feste Positionen gewonnen worden waren, Handelsinteressen zu verfolgen: für die Deutschen bildete dieses Nordland geradezu eine neuentdeckte Welt. Wir nahmen das Werk des Hrn. von Schlözer mit besonderer Erwartung in die Hand, da wir bereits Gelegenheit gehabt hatten durch Beurtheilung seiner Monographie: „Choiseul und seine Zeit", zu erkennen daß der Verf. einen vorzüglichen Beruf für die historische Kunst besitze. Und unsere Erwartung ist nicht getäuscht worden. Doch sehen wir zuvörderst im Allgemeinen was der Verf. in seinem Werke der Geschichtswissenschaft geboten hat. Der ganze Stoff ist in acht Abschnitte vertheilt. Es wird der geschichtliche Faden angeknüpft an die Pläne Karl's des Großen das Christenthum im europäischen Norden zu verbreiten; der erste Abschnitt endigt mit der Entdeckung Livlands durch die Bremer im J. 1158. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich vorzugsweise mit ethnographischen Untersuchungen und bespricht die Stellung der finnischen Bevölkerung zu den Skandinaviern und Slawen. Im dritten Abschnitte verbreitet sich der Verf. über die Begründung der christlichen Kirche in Livland vom bremer Erzbisthum aus, und über die Kreuzfahrten die unternommen werden um das Christenthum zu sichern und die deutsche Herrschaft, deren Mittelpunkt das gegründete Riga wird,

weiter auszubreiten. Im vierten Abschnitte treten die Conflicte der Deutschen mit den Dänen hervor: und in der That muß sich Livland und Esthland dem glücklichen Eroberer, Waldemar, eine Zeitlang unterwerfen, bis im J. 1227 infolge der unglücklichen Schlacht bei Bornhövde die dänische Macht im Norden den empfindlichsten Stoß erleidet. Dies Letztere sowol als ein allgemeiner Aufstand der Esthen gegen die Deutschen und Dänen, sowie die immer größere Wichtigkeit welche das baltische Nordland für die Deutschen erhält wird ausführlich im fünften Abschnitte besprochen. Der sechste Abschnitt läßt die alten Preußen und Lithauer auftreten, und entwickelt zugleich die Gefahren welche durch die Begründung eines Großfürstenthums Lithauen (1230) für die deutsche Herrschaft in Livland herbeigeführt werden. Der Plan die Schwertbrüder mit dem Deutschen Orden zu vereinigen, um den von allen Seiten drohenden Gefahren destoeher gewachsen zu sein, scheitert an den Intriguen Waldemar's und an dem Widerwillen Roms, bis der Verlust einer Schlacht gegen die Lithauer (1236) alle Bedenklichkeiten beseitigt: Livland und das südliche Esthland werden Provinzen des Deutschen Ordens, aber der Norden Esthlands muß den Dänen überlassen werden. Diese Erzählungen bilden den Inhalt des siebenten Abschnitts. Der letzte Abschnitt führt den Leser auf die Insel Gothland, sodann nach Nowgorod und dessen deutschen Kaufhof mit seinen eigenthümlichen Einrichtungen und Gesetzen; somit ist der Verf. an dem Zeitpunkte angelangt wo die Hansa ins Leben tritt und den Gewinn erntet den die Entdeckung des baltischen Nordens in so reichem Maße zu gewähren geeignet war. Und an diesem Punkte läßt der Verf. den Faden seiner Untersuchungen und Darstellungen fallen.

Unsere Leser werden aus dieser allgemeinen Uebersicht zu ermessen im Stande sein daß gar viel des interessanten Stoffs in dem Werke enthalten sei. Es ist aber die Verarbeitung und Darstellung desselben nicht etwa so gehalten daß nur der im Allgemeinen wißbegierige oder nach nützlicher Unterhaltung suchende Leser dadurch befriedigt würde; keineswegs: vielmehr ist das Ganze ein sehr schöner Beitrag zur Geschichtswissenschaft über den baltischen Norden und kann insbesondere als eine vortreffliche Einleitung zur Geschichte der Hansa betrachtet werden. Der Verf. beurkundet eine genaue Bekanntschaft mit der betreffenden Literatur und das Bestreben möglichst Alles zu benutzen und auszubeuten was in diesem geschichtlichen Bereiche geleistet worden ist. Daher drückt er jedesmal sein Bedauern aus, so oft er sich in die Unmöglichkeit versetzt sieht die eine oder andere Schrift für seinen Zweck zu benutzen; daher wendete er sich selbst an sachkundige wissenschaftliche Freunde, wenn es galt Zweifel zu beseitigen oder dem Mangel an Bekanntschaft mit irgend einer Sache möglichst abzuhelfen. Man sieht Dies aus den literarhistorischen Anmerkungen, die der Verf. in einem ziemlichen Umfange dem Schlusse des Werks beigefügt hat. Daß Dies überhaupt geschehen ist, hat, wie auf der Hand liegt, einen wissenschaftlichen Werth, und daß die Beigabe dem Schlusse angefügt ist, hat einen formellen Vortheil insofern als der Leser sich in der Auffassung der dargestellten Begebenheiten und Zustände durch Nichts gestört findet, sich gleichsam der Sache selbst ununterbrochen hingeben kann. Vor Allem aber glauben wir die schöne Sprache des Verf. hervorheben zu müssen: sie ist gleich weit entfernt von rhetorischer Prunksucht wie von gelehrter Trockenheit, sie verräth vielmehr eine anziehende jugendliche Frische und Lebendigkeit; und weil der Verf. seines Stoffs ganz mächtig ist und mit unverkennbarer Liebe sich der Darstellung desselben hingibt, so ist in der Anordnung ebenso viel Leichtigkeit als in der Sprache Licht und Wärme. Und wir haben infolge Dessen das Buch von Anfange bis zu Ende mit gleichem Interesse und Wohlgefallen gelesen, und den Wunsch in uns aufsteigen gefühlt daß unsere deutsche Geschichtschreibung mit solchen Büchern recht oft beschenkt werden möchte.

Was den gelehrten Apparat anlangt, so wären wir wol im Stande das Eine und das Andere hinzuzufügen; wir vermeiden es aber um unsern Lesern durch trockene Notizen literarhistorischer Art nicht lästig zu fallen. Aber das Eine glauben wir ihnen schuldig zu sein: eine wörtliche Mittheilung zur Charakteristik theils Dessen was in dem Buche zu suchen ist, theils der Darstellungsweise, über die wir eben unsern Beifall ausgesprochen haben. Wir wählen dazu Einiges aus dem interessanten Abschnitte über den Hof der Deutschen in Nowgorod, der schlechthin auch nach seinem Schutzpatron „Sanct Peter" hieß.

Während Nowgorod nach Norden und nach Osten zu immer größerer Macht gelangte und schon bis zu den fernen Völkerschaften des Ural den stolzen Wahlspruch seiner Bürger: „Wer kann wider Gott und Nowgorod!" ertönen ließ, öffnete es den Bewohnern des europäischen Westens bereitwillig seinen Markt und Hafen, um die Rohproducte der polaren Besitzungen gegen die feinen Fabrikate des Abendlandes umzutauschen. Und hier waren es die deutschen, vornehmlich die gothländisch-deutschen Kaufleute die durch Geschäftskunde, Rührigkeit und Umsicht die ihnen dargebotenen Vortheile am erfolgreichsten auszubeuten und sich gar bald des ganzen nordischen Geschäfts zu bemeistern wußten. Bald wurden ihnen von den Bewohnern der großen russischen Handelsrepublik in einem besondern Stadtquartiere die nöthigen Bauplätze angewiesen. Dort gründeten sie nun ihre eigene deutsche Kirche zum Heiligen Peter. Um dieselbe herum führten sie geräumige Waarenlager und Packhäuser auf, nebst zahlreichen Meßbuden, Comptoiren, Wohnstuben und Versammlungssälen, und so entstand zu Anfange des 13. Jahrhunderts, wenn nicht schon früher „der Hof der Deutschen zu Nowgorod" und wahrscheinlich auch gleichzeitig ihr Gesetzbuch, „Die Schra dere Dhutschen to Nogarden." Und dieses Gesetzbuch führt uns das innere Wesen und Getriebe jener Stiftung lebendig vor. An der Spitze der ganzen Niederlassung standen zwei Aelterleute der Kaufmannschaft, der „Oldermann dhes Hoves" und der „Oldermann Sante Peteres". Dem Letztern lag die Sorge für den Haushalt des Hofes und die Verwaltung der Innungskasse ob. Er trieb die Steuern ein, die jedes handeltreibende Mitglied der Gesellschaft je nach dem Werthe und der Menge der von ihm eingeführten Waaren zu entrichten hatte, und nahm die Strafgelder in Empfang, die nach erfolgtem richterlichen Ausspruch für irgendwelche Vergehen, Betrug, Waarenverfälschung, Geldunterschleif, für Nach-

ussigkeit im Dienste, anstößiges Betragen gegen Vorgesetzte, Trunkenheit oder Schlägereien von den dabei Betheiligten zu erlegen waren. Oberster Richter war der Oldermann des Hofes, der auch die allgemeinen Versammlungen zu berufen hatte und die Leitung über das Ganze führte. Er sowol wie der Aeltermann Sanct Peter's gingen aus der Wahl der Kaufleute hervor, wählten sich dann selbst vier Männer zu Gehülfen und bezogen aus dem gesetzlichen Antheil an Sporteln und Strafgeldern ihr besonderes Einkommen. Außerdem stand dem wortführenden Aeltermann das Recht zu sich nach eigenem Gutdünken eine Wohnung auf dem Hofe auszusuchen. Um die übrigen Häuser mußten die Kaufleute loosen. Diese Wohnungen mochten jedoch klein und nur für die Nachtruhe geeignet sein. Die langen Winterabende brachten daher die Handelsherren nach Schluß des Geschäfts in der „Großen Stube" zu die als Versammlungsort und Speisesaal diente. Ein ähnliches Local, die sogenannte „Kinder Stove", war zu ähnlichen Zwecken für die jüngern Handelslehrlinge, Gesellen und Knechte eingerichtet. Mit Ausnahme der Geschäftsverbindungen unterhielt der Hof nur geringen Verkehr mit den übrigen Bewohnern der Stadt. Zu Dienstleistungen innerhalb seiner Ringmauern wurden daher nur Deutsche zugelassen. Eine eigene Hofbrauerei lieferte hier den süßen Meth, der aus Honig, Wasser und Hopfen zubereitet wurde. In dem „Sanct Peters-Kessel" mußte alles Wachs geschmolzen werden, wie auch Sanct Peter seine eigenen Holzniederlagen hatte. In Gemeinschaft mit Russen durften keine Geschäfte getrieben werden. Bei Strafe von 50 Mark Silber war jedem deutschen Kaufmanne des Hofes geboten: kein Gut mit Russen in „Kumpanie" zu haben und der Russen Gut nicht als Frachtgut zu führen. Verbrecher mußten auf dem Hofe, selbst im „Thurme" bei Wasser und Brot ihre Strafzeit absitzen. Starb ein der Gemeinde angehöriger Deutscher in Nowgorod, so nahm der Begräbnißplatz Sanct Peters seine Leiche auf. Andere Deutsche die sich in Nowgorod aufhielten ohne sich der Innung anzuschließen, durften nur mit besonderer Erlaubniß des Aeltermannes den Hof betreten. Um solche Fremde, sowie Diebe und Gesindel am nächtlichen Einschleichen zu verhindern, waren für den Hof und die Kirche eigene Wächter angestellt, die zu bestimmten Nachtstunden auch die großen Kettenhunde loslassen durften. In diese fast klösterliche Abgeschiedenheit des Hofes trat aber alljährlich zwei mal, wenn die deutsche Kauffahrteiflotten mit ihren reichen Waarenladungen anlangten, ein neues verändertes Leben ein. Nach dem damaligen Brauche unternahmen nämlich die Nowgorodfahrer ihre Reisen nicht einzeln, sondern stets in Gesellschaft von Mehren auf zahlreichen Schiffen. Solche Compagnien hießen „Fahrten" und unterschieden sich, jenachdem sie im Frühjahre oder im Herbste die heimatlichen Häfen verließen, um dann während des Sommers oder während der Wintermonate ihre Geschäfte in Nowgorod zu besorgen, in Sommer- oder Winterfahrer. Eine jede dieser Fahrten brachte den Vorschriften des Hofs gemäß ihre eigenen Priester mit. Auch mußten noch vor der Ankunft im nowgorodschen Gebiete, das sich damals bis zur Newamündung erstreckte, die beiden Aelterleute gewählt und von jedem Mitgliede der Gesellschaft die gesetzlichen Waarensteuern entrichtet werden. Langte nun die Fahrt bei der Newa an, so warteten ihrer dort Lodien oder Lichterschiffe zum Umladen der Güter. Denn wegen des unsichern Fahrwassers der Newa und der Wolchow konnten sich die großen Seeschiffe nicht in jene Flüsse wagen. Von hier bis nach Nowgorod hinauf trug die Republik gegen Vergütung der Unkosten die nöthige Sorge für den Transport der Waaren. So gediehen durch deutsche Betriebsamkeit in Nowgorod wie auf Gothland die Handelsniederlassungen, die unter sich wie mit dem Mutterlande in engster Verbindung stehend gar bald dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß zu verschaffen wußten. Es hob aber für das baltische Außendeutschland eine neue Zeit des Ruhmes an, als die deutschen Nord- und Ostseestädte zum Schutze ihrer Freiheiten und ihres Handels die Hansa gründeten, die durch weitverzweigte Verbindungen mit Nowgorod, Wisby, Riga, Reval, Dorpat zu rascher Blüte sich emporschwang.

Wer dieses Einst mit der Gegenwart vergleicht und überdenkt durch welche politische Fahrlässigkeiten und durch welchen Jammer der Zeiten jenes baltische Außerdeutschland verlorengegangen und die Macht gänzlich gebrochen worden ist die dasselbe errang und Jahrhunderte lang zu wahren vermocht, Der erinnert sich unwillkürlich der Worte des alten Dichters: „O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!"

K. Zimmer.

Wordsworth's nachgelassenes Gedicht.

Der in Nr. 192 d. Bl. angedeutete Nachlaß von Wordsworth ist unter dem Titel:

The prelude, or growth of a poet's mind; an autobiographical poem, by *William Wordsworth*. London 1850.

aus der Verborgenheit in welcher der Verf. das von 1799—1805 geschriebene Gedicht gehalten in den Buchhandel gekommen. Es ist eine Art Autobiographie in Jamben und in vierzehn Büchern, worin der Dichter seine Gefühle und die Ereignisse seines Lebens von frühester Kindheit an schildert: seine Erfahrungen im älterlichen Hause, auf der Universität Cambridge, in London und Paris während der Französischen Revolution bis zu seiner Rückkehr nach England. Ursprünglich sollte es eine Einleitung zu dem Epos „The recluse" sein, welches wie bekannt in dem Vorworte zum „The excursion" als ein philosophisches Gedicht mit Ansichten über Mensch, Natur und Gesellschaft angekündigt wurde, aber als ein Ganzes unvollendet geblieben ist. Der tiefe Eindruck welchen die Französische Revolution auf den Dichter machte, die Begeisterung mit welcher er für sie schwärmte geben einen Fingerzeig warum die Autobiographie in Verborgenheit geruht hat. Er rechtfertigt die Revolution im Princip und in der Ausführung, theoretisch und praktisch. Er durchdringt ihren Geist und ihre Zwecke, und als die Zeit der Reaction kam wie sie kommen mußte, und er in seinen glühenden Hoffnungen und Erwartungen sich getäuscht sah, wollte er weder der republikanischen Verfassung noch dem Volke die Schuld beimessen. Der Unwille und die Bitterkeit womit das Fehlschlagen der Revolution seine innerste Seele erfüllte wurde durch die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich auf die Spitze getrieben. Er gesteht daß er „im Jubel seiner Seele aufgejauchzt" als er von der Niederlage der Engländer gehört. Er sagt noch mehr wenn es heißt:

It was a grief, —
Grief call it not, 't was anything but that, —
A conflict of sensations without name,
Of which he only, who may love the sight
Of a village steeple, as I do, can judge,
When in the congregation bending all
To their great Father, prayers were offered up,
Or praises for our country's victories;
And, 'mid the simple worshippers, perchance
I only, like an uninvited guest
Whom no one owned, sate silent, — shall I add,
Fed on the day of vengeance yet to come.

Obgleich diese und ähnliche starke Stellen so geblieben zu sein scheinen wie Wordsworth sie zuerst niedergeschrieben, wandelte ihn doch nach und nach ein Zweifel an, ob er nicht den Menschen und dessen politische Rechte überschätzt habe. Indem hiermit sein Glaube an die Perfectibilität des Menschen von ihm wich, empfand er zugleich eine Abnahme seiner Phantasie und seines Dichtungvermögens. Beides womöglich wiederzuerlangen flüchtete er in seine heimatlichen Berge von West-

als bieder und muthig, als treu und brav, bis in die innerste Seele geschildert habe, als einen jungen Mann dem jeder Vater seine Tochter, jeder Gatte seine Gattin anvertrauen könne. Dieses Urtheil von Demjenigen den er betrügen wollte bringt eine große Umwälzung in dem Gemüth des jungen Mannes hervor, und er sagt der Geliebten ein schnelles Lebewohl. „Damals", fügt der Erzählende hinzu, „rettete mich kein Gedanke an Gott, keine Lehre der Moral davor eine Unwürdigkeit zu begehen; was mich rettete war die Furcht vor mir selbst als ein Schuft zu erscheinen. Ich nenne diese Furcht — die Ehre." Die Zuhörer aber riefen begeistert: „Nenne es Grundsatz, Moral — Ehre — wie du willst, es bleibt immer Gott." „Die Wärterin" enthält ein schriftliches Denkmal für ein stilles Verdienst das im Verborgenen existirte. Ebenso reich an Poesie sind die übrigen Novellen.

3. Norddeutsche Bauerngeschichten von V. Ernst. Zwei Bändchen. Leipzig, O. Wigand. 1850. 8. 27 Ngr.

Diese zwei Bändchen zeugen von einer genauen Kenntniß des Gegenstandes den sie behandeln, nämlich des Bauernlebens und des Bauerncharakters. Die erste Erzählung: „Der Grenzzaun", führt uns den Bauer als hartnäckigen Proceßführer, als furchtbaren Streiter für sein Recht vor. Wegen eines Streifen Landes welches 25 Thlr. werth ist gehen zwei Familien zugrunde. Die zweite Erzählung: „Zwei Liebesleute", enthält eine Liebesgeschichte ohne Poesie, wie die Liebesgeschichten der Bauern es gewöhnlich sind. Auch hier sind die Zustände des Bauernlebens gut geschildert. Rang und andere Vorurtheile wurzeln auf dem Lande noch fester als in den Städten. Wer kein Haus hat und zur Miethe wohnt darf nicht um die Tochter des Bauern oder Hausbesitzers freien, nicht mit deren Familien denselben Kirchenstand betreten. Der starre Sinn des Bauern klammert sich fest an das Bestehende, und will nicht ablassen von den Sitten und Gebräuchen der Väter. Die übeln Folgen welche diese Eigenschaft auf das Ganze, die traurigen Einflüsse die sie auf das Schicksal des Einzelnen ausübt, sind lebendig geschildert, und dabei einige Bauerncharaktere mit Sorgfalt ausgestattet, sodaß sie den Stempel der Wahrheit tragen, und dem Leser im Laufe des kleinen Büchleins lieb werden.

4. Zeitbilder. Erzählungen aus dem Volk für das Volk. Von Johann Ernst Volbeding. Erste Sammlung. Leipzig, Pönicke. 1850. Gr. 12. 15 Ngr.

Wir können dem Verfasser des vorliegenden Büchleins nur Beifall zollen, sowol wegen der einfachen volksverständlichen und volksthümlichen Erzählungen, als auch wegen deren Tendenz. Daß die hier empfohlenen Lehren und Grundsätze, wenn es anders mit uns besser werden soll, nicht oft genug eingeschärft werden können, das ist gewiß wahr, und es wäre zu wünschen daß alle Volksschriftsteller die Moral auf so einfache Weise, ohne Pedanterie und Frömmelei, und der Wahrheit getreu schrieben. Die vorliegenden Erzählungen waren beinah sämmtlich schon in verschiedenen Zeitungen abgedruckt, und zwar in solchen die dem Volk unter die Hände kommen, als Wieck's „Deutsche Gewerbszeitung", Münzer's „Wochenblatt" u. s. w. Und wenn wirklich Gutes gewirkt werden kann auf dem Wege der Presse, so muß der gesunde Sinn des Volks, wenn anders solcher keine Fabel ist, von der gesunden Moral und vernünftigen Anschauungsweise angezogen und überzeugt werden.

4. Die Polen vor Frankfurt. Historischer Roman aus dem 12. Jahrhundert. Von August Braß. Hamburg, Engel. 1850. Gr. 16. 22½ Ngr.

Der vorliegende Roman spielt im J. 1133, und enthält die Geschichte eines Ueberfalls der Polen welcher von den tapfern Frankfurtern zurückgeschlagen ward. Der Bischof der alten Grenzveste Lebus stand mit dem Feinde im Bunde und hatte seine Nichte dem Anführer der Polen als Gattin versprochen. Da diese einen Andern liebt entflieht sie in der Nacht in Begleitung des Reitknechts um Schutz bei ihrem Bruder zu suchen, welcher in den Reihen der Frankfurter kämpft. Sie hat mancherlei Gefahren zu bestehen, wird gefangen und befreit, sie schwebt zwischen Furcht und Hoffnung, bis endlich mit dem Sieg der guten Sache auch ihre Liebe gekrönt wird. Einige lebendige Schilderungen der Sitten und Gebräuche jener Zeit, einige spannende Momente des Kampfes, sowie die Einführung historischer Gestalten zeugen vom sorgsamen Studium der Geschichte und begründen den Werth des Romans. 12.

Für Freunde der Numismatik.

Gegenwärtig ist mit der 252. Lieferung in Frankreich ein Werk vollendet worden welches seit 1834 mit der größten Ausdauer ausgeführt worden ist. Es ist der „Trésor de numismatique et de glyptique", herausgegeben von Lachevardière, der 1837 von den versprochenen zwanzig Bänden bereits neun hatte erscheinen lassen. Delaroche besorgte die Auswahl der aufzunehmenden Denkmäler, Henriquel Dupont übernahm das Graviren, und Charles Lenormant, ausgezeichnet als Director der Münzen in der Nationalbibliothek, fertigte den Text.

Das Werk zerfällt in drei Theile; der erste umfaßt die antiken Monumente, der zweite die des Mittelalters und der neuern Zeit, der dritte die der Gegenwart. Ersterer besteht aus der „Neuen mythologischen Galerie", den Basreliefs des Parthenon, der Numismatik der griechischen Könige und der Ikonographie der römischen Kaiser und ihrer Familien. In der zweiten Abtheilung findet man die italienischen Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts, eine Reihe von Siegeln der Könige und Königinnen von Frankreich, der Souveraine von England, der großen Lehnsträger der Krone von Frankreich, sowie der Gemeinden, Bischöfe, Aebte und Barone; ferner eine Reihe französischer Münzen von Karl VII. bis Ludwig XV. Ebenso befindet sich eine historische Auswahl der päpstlichen Münzen seit dem 15. Jahrhundert darin; ferner eine höchst sorgfältige und interessante Auswahl von Münzen die seit dem Mittelalter geschlagen worden sind, und schließlich eine Reihe von prachtvollen Medaillen die in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert geprägt wurden. Einen seltsamen Eindruck macht es unmittelbar nach den schönen Münzen unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. eine Sammlung der Münzen aus der Revolution zu finden. Auf manchen sind Hinrichtungen abgebildet und zwar zum Theil von den ungeschicktesten Stümpern. Viele dagegen feiern eine große That, eine nützliche Erfindung oder einen berühmten Mann. Von letztern ist Napoleon am stärksten vertreten. Außer den ersten Denkmälern seiner Geschichte von 1796, wo er zuerst auf Münzen erscheint, bis 1803 findet sich auf 64 Seiten eine vollständige Sammlung von fast 1000 kaiserlichen Münzen.

Ein Theil des Werks, die Neue mythologische Galerie, sollte anfangs größer werden, allein der Stoff überwältigte den Verfasser, und so mußte diese Partie leider unvollendet bleiben.

Leider ist das Werk nicht so verbreitet wie es zu wünschen wäre. Namentlich vermöchte die Ikonographie, welche die Personen uns näher bringt, ihre Worte erklärt und uns fremde Verhältnisse vergegenwärtigt, das rechte Leben in die Geschichte zu bringen. Ebenso anerkannt ist es daß die Münzen eines Volks uns am besten und wahrheitgetreuesten seine Geschichte skizziren. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 253. —— 22. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 252.)

Der alte Goethe klagte einmal (Eckermann's „Gespräche mit Goethe", III, 251—252) sein Unbehagen an den Erscheinungen der meisten ihn heimsuchenden Fremden, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung:

Wie ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich sogleich zu bemerken daß ihnen Dasjenige woran Unsereiner Freude hat nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculation sie zu interessiren geeignet sind. Von gesunden Sinnen und Freude am Sinnlichen ist bei ihnen keine Spur, alles Jugendgefühl und alle Jugendlust ist bei ihnen ausgetrieben u. s. w.

Solch Einer aus der „nordöstlichen Richtung", der ganz in der Idee steckt und den „ewigen Jüngling" als einen „forcirten Harlekin" bespöttelt, fällt nun hier über das blühende Leben der Goethe'schen Dichtung her, um aus der zerpflückten Herrlichkeit überall die Grundsubstanz des romantischen Egoismus ans Licht zu bringen, sodaß wir aufs schlagendste sein eigen Wort ihm zum Gericht wenden können (II, 11):

Es ist der Neid des gemeinen Bewußtseins, das in sich selbst leer und unproductiv ist, sich den Gedanken des Ursprünglichen und Schöpferischen durch eine pragmatische Analyse aus dem Sinn zu schaffen.

Das Verhältniß in welchem er damit zur poetischen Unmittelbarkeit auftritt geht vollkommen auf den Standpunkt des englischen Mathematikers Mac Laurin zurück, der unter der Vorlesung von Milton's „Paradise lost" ausrief: „Aber was beweist Das?" J. Schmidt läßt sich auf die Betrachtung dichterischer Production, die ihn im Grunde ärgert und langweilt, nur deshalb ein um Das zu beweisen was seiner Meinung nach damit bewiesen ist. Hier treibt ihn diese Frage geradewegs in ausgetretene Menzel'sche Richtungen zurück, und das: Si duo faciunt idem, non est idem kann man dabei nur soweit in Obacht nehmen, als man sich denn freilich bewußt ist wie wenig man seine weitern Tendenzen mit denen des alten Bramarbas, der noch kurz vor dem Untergange seines Organs ihn selbst unter die giftigen, stachlichten Geschöpfe des Abgrundes classificirte, zu verwechseln hat. Vornehmlich „Faust" und „Tasso" sind der Uebung dieser perfiden Deutungspraktiken zugefallen. Was bei jenen ältern Veranlassungen gleichsam auf ein: Videant Consules etc. ausgefochten worden (vergl. vor Allem das zweite Heft der „Streitschriften" von D. F. Strauß) überhebt mich des ernsthaft widerlegenden Eingehens. „Faust" zeigt nach dieser Aesthetik den romantischen Eigendünkel des Herzens, der nur den Muth der Ironie, nicht die Kraft der Bildung hat. Der „Aneinanderreihung lyrischer Stimmungen" nachgehend weiß dieselbe unter den Bewegungen des Faust-Charakters fortwährend die „gesetzlose lyrische Subjectivität" Goethe's selbst als den eigentlichen sich selbst entwickelnden Stoff dergestalt im Auge zu behalten daß sie nicht blos in dem natürlichen, vom Dichter selbst (vergl. die bekannten Stellen in „Dichtung und Wahrheit" und Eckermann's „Gespräche", III, 161, über Ampère's Bemerkungen im „Globe") angedeuteten Sinne das innerste Leben des Schaffenden mit dem Geist seiner Gestalten verbunden zeigt, sondern in der plumpsten Absichtlichkeit des Misverständnisses ihn für alles Thun und Reden der letztern als den verantwortlichen Vertreter hinstellt. So muß z. B. die Frechheit des absoluten Egoismus (nach dem Verf. das Leitende in Faust), der mit dem Leben spielt wie die Ironie mit dem Gedanken, der Selbstgenuß des romantischen Wüstlings als eine unmittelbare Widerspiegelung aus dem Gemüthe des Dichters genommen werden. Bei des Mephistopheles höhnisch kalter Entgegnung: „Sie ist die Erste nicht!" soll sich nach dieser Ansicht die Eitelkeit beleidigt fühlen nicht etwas absonderlich Nichtswürdiges verübt zu haben; denn „in dem Bewußtsein unerhörter Verworfenheit zu schwelgen ist genial, aber ein alltägliches Laster" (II, 313). Um den Uebergang zum zweiten Theil klarzumachen, gibt uns der Interpret zu bedenken daß wenn der Dichter alt wird und seine unmittelbare Genußfähigkeit abstirbt, er sich nach einer andern Thätigkeit umsehen muß. Das ist der neueste Schlüssel zur Genesis des „Faust"! Nachdem wir schon den abschließenden Spruch vernommen daß in dem Gericht der Geschichte, in dem vernünftigen Bewußtsein der Einen, untheilbaren Menschheit, in dem objectiven Geist (als dessen Repräsentanten J. Schmidt sich selbst zu respectiren scheint!) das geniale Sein des reinen Dichters sei gewogen und zu

leicht befunden worden, nachdem wir gesehen haben daß dem alten Romantiker Nichts blieb als die Form und die gespreizte Selbstgefälligkeit sich durch dieses exclusive Aeußere vom Pöbel zu unterscheiden — während vorher bemerkt wurde es sei in Deutschland seit Luther Niemand so populair gewesen als Goethe —, muß er, den wir nun in der Kritik des „subjectiven Idealismus" abgefertigt glaubten, als Anführer der „doctrinairen Romantik" den scharfen Dialektiker noch einmal über sich lassen. Trotz der eifrigen Wendung auf das antik-classische Ideal infolge der italienischen Reise, trotz des daran sich knüpfenden Hasses gegen die neue romantische Poesie und die christliche Kunst wird der große Heide in dieser Zusammenordnung untergebracht. Das Leben in der griechischen Idealwelt ist ja auch nur ein romantisches Hinüberträumen in ein transcendentes Reich. Jemehr der Geist sich in das Classische vertieft, destomehr gibt er sich an eine schimpflich romantische Flucht vor den Mächten des objectiven Lebens hin. Auf dieser Flucht werden neben Goethe auch der Dichter der „Götter Griechenlands" und der des „Hyperion" ertappt.

In der Auffassung des „Tasso", die in manchem Betracht ein gleichartiges Seitenstück zu der bezugreichen Diatribe über den „Faust" darbietet, gewinnt noch der Zusammenhang Goethe's mit den exclusiven Genies der romantischen Schule den stärksten Accent. Wenn dieses Drama als die höchste Kritik welche die Poesie an sich selbst ausübt und zugleich (wiederum in einiger Verwandtschaft, wenn auch nicht ganz in einem Sinne mit W. Menzel's „Höflingsbekenntniß") als ein „courfähiges" bezeichnet wird, so ist damit nur auf die äußerliche Anerkennung der Schranken hingewiesen, zu welcher der Dichter sich zu bequemen gelernt hat; im Kerne lauert doch nach des Verf. Angabe, wenn man diesem träumerischen, scheinbar unschuldigen, ästhetischen Wesen, dieser schönen Subjectivität die Maske entreißt, die schlechte Selbstsucht, grenzenlos sich zu genießen und in Allem was die Welt Herrliches und Großes bieten kann nur Motive dieses eigenen Genusses zu suchen. Daran schließt sich eine neue Ausführung der bekannten Wendungen: Rückzug in die ästhetische Welt des Innern, von der Unruhe der Geschichte abgewandter Quietismus des schönen Seins u. s. w., mit denen man schon öfter den Alten auf das Faulbett romantischer Verkommenheit niederzustrecken suchte. Das leitet unmittelbar in die „romantische Ironie" hinüber. Ohne alle einleuchtende Vermittelung mit dem Hintergrunde der damaligen Zustände in Staat und Leben läßt der Verf. aus dem Anknüpfen an die Fichte'sche Lehre die „Ironie des schönen Egoismus" in die Entwickelungen unserer Culturgeschichte hervorgehen. Kuno Fischer, der in seiner unlängst erschienenen Schrift: „Diotima. Philosophische Briefe über das Schöne" (S. 154—175), die ganze Stellung und Bedeutung der romantischen Schule zumeist mit unbefangener, einsichtiger Scheidung der einzelnen Punkte im Verlauf zu einem falschen Extrem darlegt, hält desgleichen noch diese strenge Verbindung fest, wenn er auch die Sache so faßt: es möge der Zusammenstoß einer erhabenen Philosophie, welche den Menschen auf die Spitze des einsamen, reinen Selbstbewußtseins stellte und ihn zuletzt mit der Welt nicht mehr auszugleichen vermochte, und eines gedrückten, ohnmächtigen Lebens gewesen sein welcher den künstlerischen Verstand zu dieser Richtung nöthigte. Ist nun diese directe Ableitung von dem philosophischen Standpunkt des transcendentalen Idealismus ohne Zweifel — wie Dies auch ganz neuerdings schon von Hermann Hettner („Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller", S. 7—8) geschieht — zurückzuweisen und dagegen mehr eine innere Uebereinstimmung, durch welche die Poesie der romantischen Schule als das Correlat jener Philosophie erscheint, aufzufassen, so kann hinsichtlich der Schmidt'schen Darstellung im Ganzen wenigstens die richtige Consequenz der Momente, soweit sie sich durch das Ausgehen von der unbefriedigt-ironischen Stimmung zu verbürgen scheint, nicht weggeleugnet werden. An die verleidete Situation unter den gegebenen historischen Bedingungen der Zeit, mit der für unsern Blick dieses ironische Sichfühlen genialer Naturen zusammengeht, ist das suchende Zurückgreifen und Hinüberstreifen nach poetischem Stoff zur Vergangenheit und Fremde erst in weiterer Entwickelung anzufügen, während so Viele mit einer Hindeutung auf „Restauration des Mittelalters" und katholische Sympathien den ganzen Inhalt dieser Erscheinung zu erschöpfen glauben: ein Irrthum mit welchem z. B. auch Heinrich Heine in dem zwar nicht an allerlei unnützem Skandal und zweideutigen Einfällen, zugleich auch an scharfen Zügen individueller Charakteristik, wol aber an hellen Aussichten auf die wahre literarhistorische Lage armen Büchlein über die romantische Schule seinen Anlauf genommen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins. Nach den Originalacten von Johannes Voigt. Berlin, Decker. 1850. Gr. 8. 18 Ngr.

Wir zweifeln nicht daran daß dies Büchlein wenn es vor vier Jahren erschienen wäre unendlich viel mehr Aufsehen erregt haben würde als jetzt, in einer Zeit wo auch das Neueste sobald zur Antiquität wird, und wo Mancher fragen wird: Was sollen wir jetzt noch mit einem Tugendbunde aus einer alten Zeit, wo Nationalversammlungen, Grundrechte und Bürgerwehren schon sich überlebt haben! Doch soll Dies uns nicht abhalten auf diese kleine Abhandlung des bekannten Verfassers aufmerksamzumachen, und sie als ein Document anzuempfehlen das eine oft besprochene Periode unserer innern vaterländischen Geschichte mitaufzuklären so geeignet ist.

Wie oft ist wol in Geschichtsbüchern der neuern Zeit des Tugendbundes Erwähnung geschehen! Wie verkehrt, Das lernen wir eigentlich erst aus der vorliegenden, aus den Originalacten geschöpften Darstellung. Die bessern Schriften über diesen Gegenstand, von Krug, die Bredow-Venturini'sche „Chronik", die Schmidt-Niebuhr'schen Streitschriften u. a. wurden weniger eingesehen; und so kam es daß Einer dem Andern Irrthümer und vage Vermuthungen nachschrieb, namentlich wenn sie romantischer klangen. So ward es Sitte den Tugendbund als

eine im Geheimen wirkende politische Macht in Preußen darzustellen, welche durch die Männer die zu jener Verbindung gehört haben sollten die ganze künftige Erhebung dieses Staats gegen die französische Oberherrschaft nicht allein vorbereitete, sondern auch förmlich systematisch leitete. Indem man ferner eine Menge Vorgänge in Preußen ohne Weiteres mit dem Wirken des Tugendbundes in Verbindung brachte, ist er in vielen Büchern als Motiv folgender Ereignisse zu einer Bedeutung gekommen die er in der Wirklichkeit nie gehabt hat. Wenn auch einige besser Unterrichtete daran nie geglaubt haben, die Mehrzahl der Deutschen hat gewiß das ganz Unbegründete, selbst Ungereimte für das Richtige gehalten.

Der traurige Zustand der preußischen Monarchie nach dem Frieden von Tilsit, die plötzlich von ihrer eingebildeten Höhe zum Staat zweiten Ranges herabgedrängt war, mochte damals manchem Patrioten zu Herzen gehen! Es war klar, sollte dem kleinen gebliebenen Stamme einmal wieder die Stunde der Erhöhung schlagen, so konnte es nur durch doppelte Anspannung und Hebung der innern Kraft geschehen; und zwar nicht allein der materiellen, denn diese hat immer ihre Grenzen, sondern mehr noch aller geistigen Kräfte, und vor Allem der Bürgertugend, willig mit Hintansetzung jedes individuellen Egoismus Alles hinzugeben für einen hohen, aber reinvaterländischen Zweck. Wie aber gerade diese schwerste von allen Tugenden hervorrufen, zu einer Zeit wo die Besten schon verzweifelnd Alles aufgegeben, und die größere Masse bis ins Innerste verderbt schien? Hier helfend einzugreifen, und dem Vaterland wieder Selbstvertrauen und neue moralische Kräfte zuzuführen war nicht Sache des Einzelnen; aber ein großer Verein von gleichgesinnten Männern hätte die Aufgabe durch seine eigene Haltung und durch sein Beispiel lösen können. So dachte ein Patriot, der damalige Oberfiscal Mosqua in Königsberg, als er im März 1808 an den damaligen Geheimen Cabinetsrath Beyme schrieb, und ihn um Rath und Fürsprache wegen einer vaterländischen Privatgesellschaft, die in dem angegebenen Geiste wirken sollte, bat. Dieser rieth von dem Unternehmen zwar nicht gerade ab, meinte aber auch schon zur Ausübung namentlich der Volks- und Unterthanentugenden bedürfe es wol nicht der Aushängung eines Vereinsschildes. Jedoch gab er anheim sich an den Minister vom Stein und den König persönlich zu wenden. Nun geschehen von Mosqua in Verein mit dem Major von Both, den Kriegsräthen von Tepper und Velhagen, sowie dem Professor Lehmann die weitern directen Schritte. Stein ließ auf diese und eine spätere Eingabe vergeblich auf Antwort warten; aber zum Vortrag war die Angelegenheit gekommen, denn am 30. Juni 1808 erfolgte ein Cabinetsbescheid: daß man eine in Königsberg zu gründende Gesellschaft — für welche schon jetzt der Name Tugendverein vorkommt — genehmige, wenn sie sich ganz innerhalb der Grenzen der Landesgesetzgebung, und ohne Einmischung in Politik und Staatsgewalt, erhalte!

Nunmehr galt es zuerst eine gehörige Anzahl von Mitgliedern zu gewinnen. Die Bemühungen dieserhalb gingen von Königsberg aus, wo auch später immer die Centralleitung des Vereins blieb. Einzelne Männer die das Commissorium erhalten hatten anderwärts Zweigvereine (Kammern) zu bilden, wurden in die verschiedenen preußischen Provinzen gesandt; ein Assessor von Bardeleben war unter diesen einer der thätigsten, Derselbe der später so gegen den Bund eingenommen war daß man ihn zur unfreiwilligen Ausscheidung zwang. In Schlesien und in Pommern fand die Idee eines Bundes zur Tugendübung Anklang, weniger in der Mark, und am wenigsten in der Hauptstadt Berlin, wo nur vier Mitglieder gewonnen werden konnten.

Uebrigens kam bald Mancherlei zusammen was einer großen Ausbreitung des Vereins hinderlich ward. Manche Vorsteher von Civil- und Militairbehörden hatten ihren Untergebenen den Beitritt verboten, weil sie nur das alte Landesgesetz gegen alle geheime Verbindungen, nicht das Cabinetsschreiben vom 30. Juni kannten. Männer von Ruf ließen sich nicht so ohne Weiteres zum Eintritt bewegen, Andere waren wie man wußte zurückgetreten, nachdem sie Kenntniß der Statuten, die ihnen zu weitaussehend und unpraktisch geschienen, erhalten. Das letzte Bedenken hielt umsomehr ab als selbst Vorsteher von Zweigkammern nach Königsberg geschrieben, und um nähere Erläuterung Dessen gebeten hatten was man eigentlich wolle, damit den Neuaufzunehmenden auch gesagt werden könne welche Wirksamkeit man von ihnen erwarte. Am meisten schadete aber das voreilige Hervorbrechen von Dörnberg und Schill 1809; von Beiden wußte man daß sie Mitglieder des Tugendbundes waren. Dieser suchte es bei Letztern zwar selbst in Zweifel zu stellen, allein wol mit Unrecht. Jedermann dachte nun sogleich an eine politische Bundesthätigkeit, die voreilig und nur dazu geeignet war das Vaterland und den König in Gefahr zu bringen, obwol der Bund bei den reinpersönlichen Entschlüssen jener Männer gewiß nicht im Spiele war. Diese und mehre andere Ursachen bewirkten es dann daß die neue patriotische Verbindung (die unter verschiedenen Namen, auch dem des Sittlich-wissenschaftlichen Vereins vorkommt, um damit schon ihr Fernhalten von Politik anzudeuten) an Zahl nie sehr bedeutend wurde; 334 Mitglieder innerhalb der ganzen preußischen Monarchie scheint die höchste Theilnahme auszudrücken. Unter ihnen fanden sich Namen die allerdings später berühmt geworden sind, Boyen, Witzleben, Grolman, v. Thile, v. Ribbentrop, Merkel, Krug, Eichhorn, Manso u. A.; dagegen haben Andere welche man in der Regel als Theilnehmer und Hauptträger der ganzen Idee zu citiren gewohnt war, Stein, Humboldt, Niebuhr, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stägemann, Schleiermacher, Hüllmann u. s. w., nie zum Verein gehört.

Die ziemlich weitläufigen Statuten können hier nicht mitgetheilt werden. Es genügt zu wissen daß neben einem höchsten Rath in den Kammern ein Censor das wichtigste Amt hätte. Dazu gehörte auch Ueberwachung des Betragens der Mitglieder im Geiste der Verbindung. Diese, stark an geheime Polizei erinnernde Anordnung hätte unserer Meinung nach allein schon hingereicht durch Lockerung des Ganzen dessen Untergang herbeizuführen.

Der Verein hatte sich offenbar ein zu allgemeines, daher auch zu großes Ziel gesetzt. Es sollte erreicht werden durch sechsfache Thätigkeit, welche die Mitglieder nach Stand, Amt, Fähigkeit und Reichthum zu leisten hatten. Man bildete also im Innern Abtheilungen für Erziehung, Volksbildung (die militairischen Mitglieder dachten dabei zunächst an Hebung eines tüchtigen militairischen Geistes), für Wissenschaft und Kunst, für Volkswohlstand, für äußere Polizei (um dem Volke die Nothwendigkeit eines rücksichtslosen Zusammenhaltens aller innern Mittel klarzumachen), und für innere Polizei; letztere war jene fatale innere Ueberwachung der Vereinsmitglieder selbst. Die Hauptkammer in Königsberg, indem sie das ganze Wirken des Vereins leitete, sollte Zusammenhang hineinbringen; aber eben weil man zuviel wollte, ward nur wenig erreicht. Man konnte meist nur Vorträge halten, die aber höchstens die Mitglieder erbauen, begeistern, und mitunter wol nur langweilen konnten. Die Abtheilung für Kunst und Wissenschaft kam gar nicht ins Leben. Man hatte sie wieder in zwei Classen getheilt; in die eine, für Literatur im Allgemeinen, hatte sich nur ein Regimentschirurgus einschreiben lassen; die andere, welche sich durch Herausgabe einer Zeitschrift „Wiedergeburt der sittlichen Welt" als allgemein belehrend constituiren sollte, fand gar keinen Theilnehmer. Die Abtheilung für Volkswohlstand hat es nur bis zu einigen reinörtlichen Speiseanstalten, und bis zu ein paar Industrieschulen gebracht.

Dazu bestand nach der Schill-Dörnberg'schen Angelegenheit noch immer ein Mistrauen der Regierung gegen den Verein, dahin daß dieser über seine eigentlichen Grenzen herausgehe. Stein hatte sich schon einmal kurz vor seinem Austritt aus dem preußischen Staatsdienst geradezu gegen seine Wirksamkeit

erklärt; andere Eröffnungen, gutgemeinte und böswillige, geschahen weiter bei den Ministern. Die Ausgleichungen von solchen Ansichten oder Denunciationen führten zu beständigen Erörterungen zwischen dem Verein und dem Cabinet des Königs. Das hielt einestheils von einer fortlaufenden praktischen Wirksamkeit ab, anderntheils rief man sich manche Feinde dadurch hervor, welche die verschiedenartigsten Beschuldigungen oft nur ersannen und sie in Umlauf setzten. Statt bei dieser ungünstigen Stellung doppelt aufmerksam zu sein, ließ es gerade hierin der Verein oft fehlen. Er war nicht sorgsam genug bei Wahl seiner Mitglieder; bei hochstehenden Personen, wo er nur zu gern und zu oft anklopfte, ward er abgewiesen; einige seiner geachtetsten Mitglieder verlor er durch freiwilligen Austritt, und schon seit der Zeit wo der Prinz Hermann von Hohenzollern an die Spitze trat, am 3. Aug. 1809, konnte man sich die trostlose Lage der Gesellschaft nicht mehr verhehlen. So bestand sie noch eine Zeitlang, bis endlich am 9. Dec. 1809 ein Rescript des Königs erfolgte daß der Tugendbund auf den eigenen Wunsch mehrer Mitglieder still und ohne das geringste Aufsehen aufzulösen sei; die Papiere sollten abgeliefert, versiegelt und bewahrt, die Mitglieder weder im Guten noch im Bösen angeredet werden.

Es ward natürlich in Allem Folge geleistet; man bat nur wenigstens die Papiere durchzusehen, indem sich hier gewiß noch manches Project finden würde was der Beachtung und Ausführung nicht unwerth sei. Es geschah Dies auch später, der Präsident von Wißmann erklärte jedoch in seinem Bericht: So bedeutend auch das Volumen dieser Schreibereien sei, so finde er doch nur sehr Weniges was der Auszeichnung werth, und für wichtig und gemeinnützig geachtet werden könne. Der Kanzler von Schrötter äußerte in einem ähnlichen Berichte: Es bleibe immer sehr merkwürdig daß gerade der Regierungsassessor Bardeleben, dieser enthusiastische große Egoist, die Auflösung des Vereins für nothwendig gehalten und veranlaßt habe. Das war das Ende des Tugendbundes.

In zwei kleinen Zugaben folgt: eine Berichtigung einiger Stellen in „Stein's Leben" von Pertz, das Verhältniß des Erstern zum Tugendbund betreffend, und dann noch eine dem Verf. handschriftlich mitgetheilte Ansicht eines Staatsmanns über den Bund, die freilich der actenmäßigen Darstellung ziemlich entgegen ist. Sie ist so: Der Zweck des Vereins war rein und allein politisch, und Philanthropie war nur der Rock den man der Sache Napoleon's gegenüber umhing. Stein sah es gern daß geistig unbedeutende Männer an die Spitze kamen, die man leicht preisgeben konnte. Als man aber doch fürchtete die Katze im Sack könne unter ihnen ans Tageslicht kommen, mußten Boyen und Grolman eintreten um dafür zu sorgen daß der Schleier nicht gelüftet werde, und auch Hohenzollern ward nur als Strohmann vorgeschoben. Allein Alle erklärten daß die Sache zu gemein und geist- und kopflos behandelt werde, und so sank der Verein nach Stein's Abgang immer tiefer, sodaß er bald als ein Gegenstand des Gelächters und Spottes dastand, von dem jeder in Achtung stehende Mann sich fernhielt. Doch aber behandelte die Regierung denselben zart und schonend, weil er ihr Kind war, von dem man aber befürchten mußte daß es, zur Verzweiflung gebracht, den Vater und alle Welt verrathen werde.

Hier drängt sich gleich die eine Frage auf: War der Verein politischer Natur, und von der Regierung ausgehend, warum schickte sie nicht mehr Capacitäten hinein, und warum gab sie ihm nicht eine größere Verbreitung? Jene Ansicht stellt sich also der actenmäßigen Darstellung unsers Verf. gegenüber ganz entschieden als eine falsche heraus, und es wäre ja nicht das erste mal daß auch ein Staatsmann, trotz des ewig in Anspruch genommenen „höhern Standpunkts", sich geirrt haben könnte.

Wir haben hier abermals ein redendes Beispiel daß ein Privatmann, auch wenn er sich mit Seinesgleichen in einen freien Verein zusammenthut, nie eine heilsame praktische Wirksamkeit ausüben kann, wenn der ganze Staat unmittelbar, sein Heil oder seine Verfassung, von diesem Streben berührt werden soll. Das Feld der wohlthätigen Wirksamkeit der Vereine ist immer nur ein streng specielles oder locales, sowie sie hierüber hinausgehen schaden sie ewig, und geschehe es auch nur mittelbar dadurch daß die Individuen, indem sie sich in hohen Ideen und Träumen ergehen, sich selbst verlieren, und das Feld ihrer nützlichen Thätigkeit wo sie Etwas leisten könnten vernachlässigen. Woher entsteht die Erscheinung daß unsere Zeit gegen andere so zurücksteht wegen Mangels an jenen kräftigen Individualitäten an denen sonst jedes Gemeinwesen so reich war? Nur dadurch daß jetzt jeder Schuster und Schneider Staatsgesetze machen will, und Vorlesungen und Reden in Bierhäusern und Volksversammlungen hält. Dadurch wird Handwerk, Familie und nächstes Gemeinwesen wo der Bürger tüchtig sein könnte vernachlässigt, und Pfuscherei an allen Ecken tritt ein. Sehe ein Jeder daß er tüchtig und ausgezeichnet an der Stelle im Staate ist, wohin ihn die Umstände gestellt haben; dann bedarf es kaum einer weitern Sorge für den ganzen Staat, am wenigsten der Sorge der Vereine, er wird von selbst wohlberathen sein. Nur der politische Verein könnte wohlthätig wirken der seine Mitglieder verbindlich machte tüchtig vor der eigenen Thür zu fegen, und zu sehen daß es vor allen Dingen, und zunächst mit der Person des Bürgers und in seinem Kreise und seiner Familie wohlstände, und zugleich von ihnen foderte sich um den ganzen Staat nicht weiter zu kümmern als Beruf, Amt, Kenntnisse und äußere Verhältnisse Dies geradezu fodern. Der Gemeinsinn, der auf dem Gebiete der Gemeinde ein so großes Feld findet um sich zu üben, wird dann dem allgemeinen Staate schon von selbst zu keiner Zeit fehlen. Hat man aber die falsche Ansicht diesen müsse man oder könne man durch unbefugtes Hineinpfuschen in die allgemeinen Staatsangelegenheiten am ersten üben, so wird nur die Folge sein daß man alle Bürgertugenden auf denen er einzig und allein als auf einer festen Basis beruhen kann darüber verliert, und daß der Staat ohne innern Halt wie ein schwankendes unsicheres Rohr in den Tagen der Noth und des Unglücks dasteht! 67.

Lesefrüchte.

Washington Irving's Honorare.

Laut einer wie es heißt verlässigen Angabe hat Washington Irving von seinem Verleger Murray in London und dessen Vater folgende Honorarsummen empfangen:

Für das Skizzenbuch	467	Pf.	10 Schill.
„ Bracebridge Hall	1050	„	— „
„ den Reisenden	1575	„	— „
„ Columbus	3150	„	— „
„ Gefährten des Columbus	525	„	— „
„ Grenada	2100	„	— „
„ Reise über die Prairien	400	„	— „
„ Abbotsford und Newstead	400	„	— „
„ Spanische Legenden	100	„	— „
zusammen	9767	Pf.	10 Schill.
oder nahe	68,000	Thlr.	

Buchhändler-Verein.

Laut Benachrichtigung des „Athenaeum" hat sich in Edinburg unter dem Namen „Edinburgh booksellers' union" ein Verein von Buchhändlern gebildet, dessen Zweck neben geschäftlichem Verkehr dahin geht Bücher und Broschüren welche von Buchhändlern, Druckern, Kupferstechern oder Mitgliedern verwandter Gewerbe geschrieben worden sind oder sich auf sie beziehen, sowie seltene Ausgaben volksthümlicher Werke und überhaupt Alles zu sammeln und aufzubewahren was in Hinsicht auf die Genannten, ob literarischen, gewerblichen oder persönlichen Inhalts, veröffentlicht worden ist und noch werden wird. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 254. —— 23. October 1850.

Romantik und moderne Geschichtsphilosophie.

(Beschluss aus Nr. 253.)

Das Natürliche und nach den Umständen Folgerechte jener Stimmung, welche sich als die eigenthümliche dieser Poeten und Aesthetiker ankündigte, kann nun aber in der Auffassung des Verf. nicht hervortreten; wir treffen hier denselben Zug der in dem schiefen Urtheil über die Sturm- und Drangperiode erkannt wurde. Das Kind wird mit dem Bade ausgeschüttet. Findet Hettner die Verwandtschaft Goethe's und Schiller's mit den Autoren der romantischen Schule in dem gemeinschaftlichen Leiden daß sie nicht aus dem Bewußtsein ihrer Zeit schreiben, von ihr gehoben und getragen, sondern im bewußten Gegensatz und Widerstreit zu dieser, hat er die vernünftige Gerechtigkeit von den Bedingungen auf die Charaktere zu gehen die unter denselben wirken, so dreht J. Schmidt in seiner Constructionsmanie die Sache um und trägt in die Gemüther als etwas Voraussetzungsloses fertig hinein was nur durch die geschichtliche Bestimmtheit eines Mischungsprocesses zu begreifen ist. Abgeschlossen steht ihm eine „Kaste der Brahminen" da, welche sich mit dem Monopole des poetischen Geistes und der echten, einen Bildung stolz über die Menge erhebt. Er will nicht daran denken daß jenes Odi profanum etc., womit noch heute nach einer erstarrten Tradition der Geistreichen die Söhne der unsichtbaren Kirche — wie der Freiherr Rudolf von Keubell in seinen „Träumereien eines gefangenen Freien: Außerhalb der Gesellschaft" — bei der Herausgabe ihrer exclusiven Inspirationen gleichsam den geistigen Paß vorzeigen, auch seine Genesis, seine Geschichte, seine Steigerungen hat. Vornherein sieht er nur einen Freimaurerorden der eiteln Geistreichthuerei und kommt mit seiner Betrachtung nirgend über das lächerliche Bild einer Gesellschaft hinaus deren Glieder, einander an geheimen Bundesabzeichen erkennbar, etwa zu gesetzten Stunden in einer constituirenden Generalversammlung sich vereinigen, um unisono eine neue Gedankenentdeckung für das Buch ihres Glaubens ans Licht zu bringen u. s. w. Die Entschuldigung wegen des Mangels an deutlichen Nuancen der Charakteristik: daß nämlich es nicht seine Absicht sei das Leben und die Meinungen der einzelnen Schriftsteller dieser Richtung darzustellen, da sie hier nur Werth hätten insofern sich in ihnen das neuaufgehende Leben der Zeit überhaupt ausspreche, könnte man dem „Geschichtsphilosophen" immerhin gelten lassen, wenn wahrhaft in diesem Sinne die Beleuchtung des Gesammtbildes angeordnet wäre. Anstatt aber z. B. von der frischen ergötzlichen Kampflust aus, welche ein heiteres Spiel polemisirenden Witzes gegen handgreifliche Verkehrtheiten geistloser Geschmackstheorien, engherzig pedantischer Lebensmaximen übte und übermüthig keck gegen alle die vor freierer, überlegener Bildung zu einer belachenswerthen Narrenwelt vereinigten steifen Gestalten strafenden Humor ausgehen ließ; anstatt von diesen Anfängen aus das gefährliche Fortsteigen einer negativen Stimmung bis zu dem „schwindelnden Selbstgefühl eines weltscheuen Gemüths" zu verfolgen — fixirt er sogleich den Begriff der romantischen Ironie in einem Grade leerer Vermessenheit und sittlicher Trägheit, wie er denn doch über die ganze Haltung der hier zunächst gemeinten Talente noch um ein Beträchtliches hinausliegt. Mit Vischer's Bemerkung („Kritische Gänge", II, 248; „Aesthetik", II, 520) daß in der giftig gewordenen Romantik bei Heinrich Heine, in dem fauligen Gährungsproceß der ihre Auflösung in ein Afterbild der modernen Freiheit des Selbstbewußtseins darstelle, eigentlich erst Dasjenige zum Vorschein komme was Hegel unter dem Namen der Ironie so eifrig bei jeder Gelegenheit verfolgt, ist hier auf das entschiedenste Einsprache zu thun. Nichts ist bei J. Schmidt unentstellt am rechten Fleck geblieben: jene öde Versunkenheit des reflectirten Blasé in den (von Varnhagen von Ense und Gustav Schlesier mitgetheilten) Briefen Friedrich's von Gentz an Rahel wird unmittelbar in den Zusammenhang jenes literarischen Ereignisses eingeführt, während zugleich in Solger's Anschauung, welche der Verfasser der „Diotima" treffend als die Ironie des Ideals, nicht blos der Phantasie, die Ironie der Kunst, nicht blos des Künstlers unterscheidet, der nämliche Standpunkt, „nur durch einen heiligen Hintergrund verklärt", sich wiederfinden soll; ja selbst Jean Paul's künstlerischer Humor muß, in dieses Schema heruntergezogen, „durch sein stetes Zurückkommen auf die Eitelkeit des empirischen Subjects" in den verwerflichen Dünkel jener aristokratischen Genies aufgehen die sich in ihrer Trennung

von der trivialen Masse des gesunden Menschenverstandes genießen. Das Misverständniß, die Misdeutung, welche hier überall nur freches Anmaßen einer exclusivgeistreichen Weltanschauung zu bekämpfen vorgibt, überzeugt uns eben dadurch, welche bleibende typische Gültigkeit selbst jener ausgelassenen persönlichen Persiflage der Tieck'schen Komödie für die Zeichnung der unsterblichen Philister zuzugestehen ist. Wer mit grämlicher Schwerfälligkeit als das Wesen der „reflectirt romantischen Poesie" die frivole Stimmung verurtheilt welche die Freiheit des Spiels mit dem Schein des tiefen tragischen Ernstes vereinige, erinnert uns, wider Willen die Armuth des eigenen Gemüthslebens bekennend, an des Dichters Worte im „Zerbino":

Mit Leiden
Und Freuden
Gleich lieblich zu spielen
Und Schmerzen
Im Scherzen
So leise zu fühlen
Ist Wen'gen beschieden u. s. w.

Bedenken wir, nach den Wirkungen umschauend die sich von der Thätigkeit der Exclusiven über den engern Kreis hinaus dennoch bemerkbar machen müssen, der herrlichen geistigen Schätze welchen durch die Beschäftigung der Romantiker mit dem Werthvollsten ausländischer Literaturen, besonders durch Tieck's und Schlegel's Uebersetzungen Eingang in die deutsche Welt geschafft wurde, so wird dies Verdienst unter halber nothgedrungener Anerkennung des guten Willens und der Empfänglichkeit mit einem bedenklichen Seitenblick auf das verworrene, blendende, jeden sichern Blick raubende Durcheinander aller Formen und Stoffe leicht hinweggeschritten: „Das hingebende Eingehen auf fremde Vorstellungen brachte es mit sich daß das eigene Urtheil bald ganz wegfiel, und daß man haltungslos zwischen den entgegengesetzten Extremen schwankte." Was sodann von dieser Dichtergruppe aus gerade für die gedeihliche Erweckung des Interesses an heimischem Volksleben entschwundener Zeiten, an heimischer Volkspoesie geschehen, wird als dilettantisches Tasten, dem keine ernsthafte Theilnahme innewohnte, einer nähern Frage nicht einmal gewürdigt; als positives Zugeständniß bleibt am Ende nur das Eine von zweideutigem Werth: daß die heitere leichtfertige Eleganz romantischer Lebenspraxis sehr heilsam auf ein freieres Verhältniß der Geschlechter wenigstens in der feinern Welt — und zwar mehr als das theoretische Bemühen des Jungen Deutschland — gewirkt habe. In ähnlichem Sinne hat ja ein Herr Christern den deutschen Professoren die „Lucinde" als einen wichtigen Gegenstand für akademische Vorlesungen empfohlen!

Zu dem Allen dürfen wir nun aber die Notiz nicht weglassen daß die Kritik J. Schmidt's in diesem Capitel weniger als an irgend einer Stelle seiner „Studien" den kümmerlichen Schein der Selbständigkeit und Neuheit zu wahren weiß. Einfälle die uns schon z. B. von Heinrich Laube her als alte Bekannte ansprechen, wie der: den Witz der Tieck'schen Lustspiele trifft, gemacht und langweilig zu finden, nicht mitgerechnet, wimmelt es von dagewesenen Entdeckungen, die besonders aus den betreffenden Partien des umgearbeiteten Ruge-Echtermeyer'schen Manifestes mit einer auffallenden Consequenz der Abhängigkeit oft bis ins Wörtliche ohne Quellenangabe geborgt sind. Müssen wir uns diese Uebereinstimmung in den seltsamsten Thorheiten gefallen lassen, so können wir sie wenigstens in dem Gedanken als einigermaßen vernünftig hinnehmen: daß Novalis' Poesie wol das Höchste sei was die Romantik in dieser Schule hervorgebracht habe.

Am Schlusse prägt sich die Befangenheit und Einseitigkeit mit welcher alle Vorgänge und Entwickelungen im romantischen Geiste hier gefaßt werden noch recht vollständig und unzweifelhaft aus, indem jene in der Unsicherheit des Suchens aufleuchtenden prophetischen Hindeutungen auf eine neue religiös-künstlerische Weltanschauung, wie sie in fragmentarischen Griffen bei Novalis, Schleiermacher, F. Schlegel, Schelling, Görres entgegentreten, zu einer falschen Verbindung mit dem katholischen Convertitenthum unter der Ueberschrift: „Die Romantik als Religion", in dem Sinne eines Ausgangsprocesses der Ironie angereiht werden. Bezeichnete ich die Consequenz der Momente in denen diese Schilderung das Leben der romantischen Schule verlaufen läßt früher als angemessen, so ist nunmehr die falsche, gestörte Bedeutung zu erkennen welche dem Ganzen von dem durchgehends als Seele und Mittelpunkt behaupteten Princip der Ironie dennoch nothwendig entstehen mußte. Eine vor sich selbst aufrichtige Betrachtung, welche sich scheut den Ernst der wissenschaftlichen Aufgabe durch solche frivole Tendenzconstruction der Geistesgeschichte zu verletzen, wird vor allen Dingen an die von Schelling („System des transcendentalen Idealismus") und F. Schlegel („Gespräch über Poesie" und „Athenäum") ausgegangenen Vorstellungen einer neuen Mythologie anknüpfend den echten positiven Gehalt der reinen und tiefen Sehnsucht klarmachen müssen, mit welcher hier die Gemüther aus der Enge und Dürftigkeit der nächsten Lebensbedingungen zu einem großen plastischen Hintergrunde poetischer Schöpfung hinstrebten. Aus diesem Trachten ist nicht nur überhaupt das Abirren in einen allerdings etwas bunten Eklekticismus religiöser Bilder und Gestalten, sondern vorzüglich auch das Hinneigen zu der weichen Symbolik der römischen Kirche leicht zu begreifen; von diesem Standpunkte muß uns selbst der noch in den Tagen der Gegenwart ausharrende Glaube Joseph's von Eichendorff*) an eine katholische Wiedergeburt der Poesie in reinerem, bedeutungsvollerem Lichte erscheinen. Mögen nun einzelne Apostaten, wie Zacharias Werner, in quellender Empfindung innerer und äußerer Haltlosigkeit, da sie in der eigenen Brust

*) Vergl. die Beurtheilung seiner Schrift: „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland" ([illegible]), durch Hermann Lotze: „Göttinger Gelehrte Anzeigen", [illegible], [illegible]. Stück, S. [illegible].

kein Gesetz sich zu schaffen vermochten, müde von rastlos unheimlichem Schwanken zwischen Ausschweifung und Reue, zwischen Laster und Zerknirschung dem Schoos der gnadenreichen Kirche zugetaumelt sein, um gehalten von einer festen äußern Autorität ihre moralische Auflösung zu verbergen, mögen in Andern, wie F. Schlegel, es nicht die reinsten Regungen gewesen sein welche von früherm Cultus in den Dienst der Hierarchie einlenkten, so können wir für das Allgemeine dieser Richtung auf keinen Fall der folgenden Deutung des Verf. einiges Recht zugestehen:

Die Allmacht des Ich war endlich nur das Bewußtsein seiner Leere und Unseligkeit, es wurde selbst von seiner eigenen Ironie getroffen, und mußte zuletzt an der Versöhnung mit sich selbst verzweifeln, wenn es nicht seinem Princip, dem freien Gedanken, vollkommen entsagte, mit freiwilliger Blindheit sich vor einer traditionell bestimmten, historisch gewußten Macht in den Staub warf und mit vollendeter Gedankenlosigkeit den fertigen Rosenkranz abbetete.

Er verfolgt die Schlegel'sche Metamorphose, die er schon ausführlicher in einem besondern Aufsatze („Grenzboten", 1848: Nr. 8, S. 353—362; Nr. 11, S. 489—498) behandelte, bis zu der „Philosophie der Geschichte", die in eine Theologie der Geschichte umschlagend auf die historische Hoffnung als den letzten Leitfaden in dem Labyrinth der Geschichte hinweist. Nun das Facit der „Studien", das Ende vom Liede:

Das ist also Alles was die Romantiker durch ihre Apostasie erreicht haben, ein armseliges Versprechen, an das sie selbst nicht glauben! Ihr Princip hat sich damit selbst gerichtet und die Weltgeschichte hat es verworfen und — vergessen.

Diesen Schlußknalleffect eines Widerhalls von dem Ruge'schen: „Es ist nicht wahr daß Ideen nicht untergehen!" hat er nicht aufgeben mögen; einstweilen gibt er aber in den „Grenzboten" als Ergänzung und Fortsetzung: „Studien zur Geschichte der französischen Romantik", und man meint auch sonst ihm zum Ueberdruß zwischen den Zeilen den bittern Aerger abzumerken daß die Weltgeschichte das ominöse Princip doch noch immer nicht vergessen will. Wenn wir auf die beiden Zeitalter zurückblicken, könnte es dem Philosophen fast ein Lob werden daß er bei dem ewigen Spiel von Revolution und Contrerevolution so ganz in der Würde des Historikers über beiden Parteien sich gehalten (d. h. beide so consequent verworfen) hat; — aber besinnen wir uns: — der Widerstreit liegt nur in der Einbildung der Streitenden selbst, der Wahn der einen ist dem der andern identisch, und so wird es gehen fort und fort! Wie der alte Goethe sagt: daß man nie weiter geht als wenn man nicht weiß wohin man geht, so muß J. Schmidt über sein jähes, vorschnelles Decret hinaus dem unsterblichen Princip der Romantik nachgehen.

Wird ihm denn nicht, solange die Menschheit sich Ziele steckt, solange sie im Glauben an Gott, an die Idee — wie ihr es nennen wollt — Werke des Geistes vollendet, immer von neuem die Geschichte der Romantik anheben müssen?!

W. Hemsen.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Zwei berühmte Komiker des 17. Jahrhunderts: Michel Angelo Fracanzano und Tiberio Fiorillo.

„Dem Einen flicht die Nachwelt keine Kränze!" rief F. Schiller vor einem halben Jahrhunderte aus, und es hat sich sein Wort fast zum Sprüchwort fortgepflanzt. Aber es geht ihm, dem Worte nämlich, wie manchem Sprüchworte, es liegt viel Wahres darin, ohne daß es völlig wahr und auf alle Verhältnisse anwendbar sei. Berühmte, ausgezeichnete Individuen der Bühnenwelt sind noch heute so geehrt und ihr Name geht noch heute so in den Annalen der Kunst fort wie der von den Jüngern jeder andern Kunst. Daß Nichts von Dem was sie im halben Rausche der flüchtigen Begeisterung schufen übriggeblieben ist mag zu bedauern sein, aber dies Geschick theilen sie am Ende doch nur mit den ersten Malern der alten Griechen, mit Zeuxis, mit Apelles, mit Protagones, von denen sich auch nur die Namen auf uns vererbt haben, und am Ende trägt gerade dieser Umstand dazu bei die Meisterwerke welche ihr Genius in einer flüchtigen Stunde schuf unserer Phantasie noch größer erscheinen zu lassen als es vielleicht der Fall war, wenn wir sie mit dem kritischen Blicke unserer Anschauungsweise und unserer Culturstufe sehen könnten. Die Leutchen waren sich auch nicht alle Tage und in allen Rollen gleich, sie hatten ebenfalls ihre Schwächen, und selbst einem David Garrick mußten sie ein Foote carikirend vorzurücken. Genug, ihr Ruhm hat sich auf uns vererbt, ihr Name ist der Nachwelt aufbewahrt. Ihre Helden, ihre Väter, ihre Bösewichter, die Königinnen und Kammermädchen der Frauen jener Zeit glänzen noch heute vor den Augen der Phantasie Derer für welche die Geschichte der Bühne ein blühender Garten ist, worin man sich ergeht Altes mit Neuem zu vergleichen. Selbst der Harlekin ist in solcher Art unsterblich geworden. Stranitzky's und Prehauser's Hanswurst, und Schuch's und Carlini's pariser Harlekin lebt, um nur einige Belege zu geben, heute noch; nicht minder aber hat uns auch Pietro Signorelli in seiner „Storia critica de' teatri" (Neapel 1787, IV, 184 fg.) einen Polichinello und Scaramuccia aufbewahrt. In der Maske des Erstern glänzte ein Neapolitaner, Michel Angelo Fracanzano, der Schüler von zwei andern nicht minder in Italien berühmten, wovon der Eine Francesco Baldo in Rom als er abtrat ihm seine eigene Maske schenkte, wie Stranitzky seine solange mit Ehren geführte Pritsche auch zuletzt feierlich an Prehauser übergab. Einige Franzosen die Fracanzano in Italien gesehen hatten wußten nicht genug von ihm nach ihrer Heimkehr am Hofe zu erzählen, und Ludwig XIV., damals noch jung, berief ihn nach Paris, wo er, obschon nur durch seine Komik, der Sprache ganz unkundig, so allgemeinen Beifall erntete daß er einen Jahresgehalt von tausend Louis bis zu seinem Tode (1685) bezog, nachdem er schon geraume Zeit vor seinem Ende die Bühne verließ, und darnach auch wol von der heiligen Kirche mit einem honneten Begräbnisse erfreut worden sein wird.

Jedoch noch viel berühmter war der statt seiner bereits längst eingetretene Landsmann Tiberio Fiorillo, der sich als Scaramuccia auszeichnete. Ohne alle Beihülfe der Sprache wußte er nur durch Geberden fast Alles hinzureißen *), und machte dem armen Molière, seinem Zeitgenossen, das Leben manchmal sauer genug. Molière selbst war so gerecht keine von Fiorillo's Darstellungen zu versäumen, und die Grazie, die nichts als Natur athmende Mimik desselben zu beobachten, aber er hatte immerfort mit dem Nachtheile zu

*) „Questo Scaramuccia non *parla* e dice *gran cose!*" sagte ein Prinz der ihn in Rom spielen sah; Evariste Gherardi, der erste Harlekin seiner Zeit selbst, nennt ihn in seinem „Théâtre italien", I, [illegible] und [illegible]: „le modèle des plus illustres comédiens de son temps."

kämpfen der an solchen Tagen seine Kasse traf. Nie war sein Theater voller als in den vier Monaten wo Fiorillo Paris verlassen hatte einmal seine Heimat wiederzubesuchen. Kaum erschien er jedoch wieder und ganz Paris strömte auch aufs neue in die italienische Komödie, bis er endlich sich ebenfalls zu einem seligen Ende zurückzog und 1694 in hohem Alter starb. Menage setzte ihm ein Denkmal von sechs Worten, die indessen alle ins Gewicht fallen: *)

Homo non periit, sed periit artifex!

(Der Mensch starb nicht, allein der Künstler starb!)

Uebrigens hinterließ Fiorillo ein Vermögen von hunderttausend Scudi, und zwar einem einzigen Sohne, von dem die böse Welt sagte daß er des Vaters Rolle fortgesetzt habe indem er Priester geworden sei.

2. Die tragische Schauspielkunst in Italien während der letzten 25 Jahre des 18. Jahrhunderts.

Das Schauspiel nach dem Muster der griechischen und römischen Bühne zugeschnitten erwachte in Italien fast in dem nämlichen Augenblicke wo durch den Fall von Konstantinopel die griechische und lateinische Literatur einen neuen Aufschwung nahm. Man übersetzte die dramatischen Werke der alten Griechen und Römer, man dichtete ähnliche, wenn auch nicht in ihrem Geiste, doch streng sich an ihre Formen haltend, und stellte sie, was uns hier zunächst von Bedeutung ist, zum Theil auf sehr prachtvollen und geschmackvollen, wol gar dem antiken Theater nahekommenden Bühnen dar. Die Päpste und alle übrigen Fürsten Italiens begünstigten solche Bestrebungen um die Wette. Die Dichter, wie auch wol die Schauspieler, wurden mit Ehren und Geschenken überhäuft. Nichtsdestoweniger blieb diese Geschmacksrichtung nur immer auf gewisse Kreise beschränkt. Nur die Gelehrten und wer die Maske der Gelehrsamkeit vornahm sah solche „classische" Stücke aufführen. Das Volk bekümmerte sich nicht darum. Sie wurden ihm nicht geboten, und wenn es geschah nicht von ihm besucht. Was wußte es von den Atriden und Helden die vor Troja gekämpft hatten oder kämpfen wollten! von den Sklaven, Parasiten und Hetären des Terenz oder Plautus! Es lief dahin wohin es gelockt wurde von seinen Harlekin, Polichinell, Dottore, Pantalone, Tartaglia und wie sonst seine feststehenden aber immer neu intriguirenden Masken hießen. Die „classischen" Stücke wurden fast nur von Mitgliedern der zahllosen Akademien, d. h. der Gesellschaften gegeben die sich vom 15. Jahrhundert an in allen nur einigermaßen ansehnlichen Städten bildeten und die Dichtkunst, die Ausbildung der italienischen Sprache, das Studium des griechischen und römischen Alterthums um die Wette, selbst oft mit Hülfe des kleinlichsten, lächerlichsten Pedantismus zu fördern trachteten. **) Nur selten war es daß ein und der andere Schauspieler oder eine Schauspielerin sich einem solchen höhern Stile der Kunst zuwendete, und noch seltener geschah es daß sie ihm treublieben, oder daß sich eine Gesellschaft von Schauspielern zusammenfand die in solchem Sinne thätig gewesen wären. Als daher im letzten Viertheile des 18. Jahrhunderts Vittorio Alfieri seine trefflichen Schauspiele schrieb, wie Italien kaum Aehnliches vor ihm gehabt hatte, konnte er nur darauf rechnen sie von gebildeten Dilettanten in Scene gesetzt zu sehen; aber was das große Publicum betraf, „so schreibe ich", rief er in einem Briefe an Ranieri Calsabigi 1783 aus, „einzig in der Hoffnung daß, wenn einmal die Italiener erwachen, auch eines Tages diese meine Trauerspiele dargestellt werden. Ich werde dann nicht mehr sein, und so habe ich nur un mero piacere ideale per mia parte." Wir dürfen uns daher auch nicht wundern daß in allen seinen Stücken mehr oder weniger soviel Kampf gegen Absolutismus, Priester- und Papstesherrschaft vorkommt, der auf keiner italienischen Bühne hätte lautwerden können.*) Indessen er hat uns auch ein „Parere sull' arte comica" hinterlassen, und man staunt auf welchem niedrigen Punkte die tragische Schauspielkunst zu jener Zeit in Italien stand. Kein einziger Schauspieler scheint nur rein und unverfälscht, ohne Dialekt der Sprache Toscanas mächtig gewesen zu sein, und er erinnert deshalb an Paris, wo jeder Schauspieler auf der Stelle ausgepfiffen würde, wenn er, auch sonst noch so vortrefflich, einen provençalischen Accent hören lassen wollte. Alle Schauspieler kamen nur aus den niedrigsten Ständen des Volkes, und wenn etwas Besseres werden soll, so dürfen sie, ruft er aus, „non nati pezzenti nè della feccia della plebe" sein. Vom Vortrage eines Schauspiels hatten sie gar keine Ahnung. „Unter allen jetzigen sogenannten Schauspielern weiß Keiner langsam und wie es die Rolle erfodert (con intelligenza) zu sprechen. Noch schwieriger würde es natürlich sein die weiblichen Rollen zu besetzen, da ehrliche Leute ihren Töchtern nicht gestatten das Theater zu betreten."**) Er gibt nun an wie dem Allen wol abzuhelfen sein dürfte, obschon freilich nicht in einem oder zwei oder in einigen Jahren, doch indem er den Weg zur Bildung einer wenigstens leidlichen Gesellschaft vorzeichnet, ergibt sich auch wieder wie schlecht es damals um das italienische ernste Drama stand. „Erst würde ich zu den Schauspielern sagen: Lest mir das Stück und lernt es, studirt es und tragt es mir vor (recitatela a me) und bekümmert euch um Nichts als um eure Rolle! Ich höre die erste Probe an, aber ohne Souffleur, und sie geben das Stück, es dem Sinne nach langsam, richtig, deutlich aussprechend. Gute Schauspieler sind Dies noch nicht, aber doch Leute wovon Italien bisjetzt noch keine Vorstellung hat." Weiterhin führt er noch einige der damaligen Manieren der tragischen Helden an, wie sie die Verse nur singen, nicht declamiren, das Maul aufsperren wenn sie sterben, und sich krümmen und ausrenken wenn sie eine Leidenschaft darstellen. Genug, um es klarzumachen daß die tragische Bühne Italiens zu jener Zeit tiefer stand wie vielleicht irgend eine Europas. Ob sie jetzt viel besser ist? Fast möchte man zweifeln. Das komische Element herrscht auf der einen, das musikalische auf der andern zu sehr vor als daß sich Melpomene hätte Raum schaffen können, und wenn sie ja den Versuch machte, so scheucht die kirchliche, wie die politische Censur sie mit ihrem Medusenschilde auf der Stelle zurück. Kaum daß ein freier Gedanke allenfalls gedruckt werden konnte. Meistentheils mußte Alfieri sich zu dem Zwecke nach Paris flüchten, und als Contrebande den Weg ins Vaterland suchen. Ausgesprochen auf der Bühne aber konnte er am wenigsten werden. Wie hätte in Turin, in Genua, in Rom, in Mailand, Venedig, Neapel ein Censor erlaubt zu sagen was Alfieri, Niccolini, Manzoni und Dieser oder Jener gedichtet hatte! 77.

*) Vielleicht waren sie auch nur Wiederholung, denn der Prinz von Guémené soll sie schon gesprochen haben als sich Mondory, ein Zeitgenosse Molière's, ungefähr 1660, von der Bühne zurückzog.

**) Manche solcher „Akademien" scheinen sich nur solchen Darstellungen gewidmet zu haben und Privattheater gewesen zu sein, z. B. die Accademia de' filodrammatici di Milano, welche Alberto Nota's Lustspiele vornehmlich ins Leben rief. Man vergleiche die Dedication der letztern in der 1826 zu Mailand erschienenen Gesammtausgabe.

*) Manche, vielleicht die meisten von Alfieri's Stücken sind vermuthlich anfangs nur in Paris erschienen; denn in der Dedication seines „Bruto primo" 1788 an Washington sagt er ausdrücklich daß er sein Vaterland verlassen habe: „per potere altamente scrivere di libertà."

**) Dies hat sich jetzt so geändert daß wenn sonst ein Impressario als Kenner und geschmackvoller Mann bekannt ist, er oft durch die angesehensten Dilettante Donne in der Vorstellung eines vorzüglichen Stückes unterstützt wird. (Vergl. die wiener „Jahrbücher der Literatur", 1848, CXXIV, 126.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 255. —— 24. October 1850.

Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden. Von Kurd von Schlözer. Berlin, Hertz. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Theils reinhistorische Interessen, theils politische Sympathien haben seit einer Reihe von Jahren die geschichtliche Forschung den Küstenländern der Ostsee zugewendet, und vorzugsweise deutsche Geschichtsforscher, doch auch einige Skandinavier und Russen, einschließlich der Finnen, sind bei diesem Werke thätig gewesen: in ziemlich zahlreichen theils größern, theils kleinern Schriftwerken sind die Resultate der oft sehr ins Einzelne eingehenden Untersuchungen niedergelegt worden. Bemerkenswerth ist daß namentlich die Numismatik dabei eine Rolle spielt, d. h. daß man um der vielen arabischen, afrikanischen und anderer fremden entweder aus der Römerzeit oder aus dem ältern Mittelalter stammenden Münzen willen, die man in jenen Küstenländern fand, der ältesten Geschichte derselben und ihrer Bewohner um so eifriger nachforschte: die Schriften von Ledebur, von Minutoli und namentlich auch der Akademie der Wissenschaften in Petersburg geben Dies zu erkennen. Daß die Werke von Sartorius und Lappenberg über die Hansa neben Voigt's „Geschichte von Preußen" die deutsche Geschichtsforschung vorzüglich nach jener Richtung hingelenkt, und durch die merkwürdigen Aufschlüsse die diese Werke gaben die deutschen Gelehrten gleichsam erst wahren Geschmack daran finden ließen, darf mit ziemlicher Zuversicht behauptet werden. Bringt man damit den Umstand in Verbindung daß die Stellung Rußlands in den Ostseeprovinzen Deutschland gegenüber seit ungefähr einem Menschenalter den politischen Blick der Deutschen mehr als früher dahin zu richten veranlaßte, so wird man es recht wohl erklärlich finden wenn die deutsche Geschichtschreibung sich auch dort einheimisch zu machen suchte, umsomehr als beinahe tausendjährige Erinnerungen unsers Volkes sich an jenes Küstengebiet knüpfen; denn was sind die Ostseeprovinzen eigentlich anders als ein durch die Gewalt der Umstände losgerissenes Glied des alten deutschen Staatskörpers? Wir können aber bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken daß in denjenigen Geschichtslehrbüchern die für die wissenschaftliche Jugend bestimmt sind verhältnißmäßig noch sehr wenig von den Forschungen und Resultaten über die Geschichte der Ostseeländer zu finden ist; besonders ist das doch so merkwürdige und uralte Finnenthum in solchen Büchern fast gar nicht berührt oder so oberflächlich und dunkel daß wenig damit gewonnen wird. Und doch ragt von dieser nördlichen Seite her eine eigenthümliche Volksbildung in ihren Trümmern nach dem westlichen Europa herein: die sprachlichen Forschungen und Volksliedersammlungen, mit denen sich namentlich Gelehrte von finnischer Geburt fleißig befaßt haben, liefern mannichfache Beweise dafür.

Das Werk nun dessen Titel wir oben angezeigt haben schließt sich ebenfalls den Bestrebungen an die Geschichte des baltischen Nordens von der Zeit an aufzuklären wo namentlich die Deutschen, in der einen Hand das Schwert, in der andern das Symbol des Christenthums, das Kreuz, dorthin vordrangen, um, nachdem die Wege nur einigermaßen gebahnt und feste Positionen gewonnen worden waren, Handelsinteressen zu verfolgen: für die Deutschen bildete dieses Nordland geradezu eine neuentdeckte Welt. Wir nahmen das Werk des Hrn. von Schlözer mit besonderer Erwartung in die Hand, da wir bereits Gelegenheit gehabt hatten durch Beurtheilung seiner Monographie: „Choiseul und seine Zeit", zu erkennen daß der Verf. einen vorzüglichen Beruf für die historische Kunst besitze. Und unsere Erwartung ist nicht getäuscht worden. Doch sehen wir zuvörderst im Allgemeinen was der Verf. in seinem Werke der Geschichtswissenschaft geboten hat. Der ganze Stoff ist in acht Abschnitte vertheilt. Es wird der geschichtliche Faden angeknüpft an die Pläne Karl's des Großen das Christenthum im europäischen Norden zu verbreiten; der erste Abschnitt endigt mit der Entdeckung Livlands durch die Bremer im J. 1158. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich vorzugsweise mit ethnographischen Untersuchungen und bespricht die Stellung der finnischen Bevölkerung zu den Skandinaviern und Slawen. Im dritten Abschnitte verbreitet sich der Verf. über die Begründung der christlichen Kirche in Livland vom bremer Erzbisthum aus, und über die Kreuzfahrten die unternommen werden um das Christenthum zu sichern und die deutsche Herrschaft, deren Mittelpunkt das gegründete Riga wird,

weiter auszubreiten. Im vierten Abschnitte treten die Conflicte der Deutschen mit den Dänen hervor: und in der That muß sich Livland und Esthland dem glücklichen Eroberer, Waldemar, eine Zeitlang unterwerfen, bis im J. 1227 infolge der unglücklichen Schlacht bei Bornhövde die dänische Macht im Norden den empfindlichsten Stoß erleidet. Dies Letztere sowol als ein allgemeiner Aufstand der Esthen gegen die Deutschen und Dänen, sowie die immer größere Wichtigkeit welche das baltische Nordland für die Deutschen erhält wird ausführlich im fünften Abschnitte besprochen. Der sechste Abschnitt läßt die alten Preußen und Lithauer auftreten, und entwickelt zugleich die Gefahren welche durch die Begründung eines Großfürstenthums Lithauen (1230) für die deutsche Herrschaft in Livland herbeigeführt werden. Der Plan die Schwertbrüder mit dem Deutschen Orden zu vereinigen, um den von allen Seiten drohenden Gefahren destoeher gewachsen zu sein, scheitert an den Intriguen Waldemar's und an dem Widerwillen Roms, bis der Verlust einer Schlacht gegen die Lithauer (1236) alle Bedenklichkeiten beseitigt: Livland und das südliche Esthland werden Provinzen des Deutschen Ordens, aber der Norden Esthlands muß den Dänen überlassen werden. Diese Erzählungen bilden den Inhalt des siebenten Abschnitts. Der letzte Abschnitt führt den Leser auf die Insel Gothland, sodann nach Nowgorod und dessen deutschen Kaufhof mit seinen eigenthümlichen Einrichtungen und Gesetzen; somit ist der Verf. an dem Zeitpunkte angelangt wo die Hansa ins Leben tritt und den Gewinn erntet den die Entdeckung des baltischen Nordens in so reichem Maße zu gewähren geeignet war. Und an diesem Punkte läßt der Verf. den Faden seiner Untersuchungen und Darstellungen fallen.

Unsere Leser werden aus dieser allgemeinen Uebersicht zu ermessen im Stande sein daß gar viel des interessanten Stoffs in dem Werke enthalten sei. Es ist aber die Verarbeitung und Darstellung desselben nicht etwa so gehalten daß nur der im Allgemeinen wißbegierige oder nach nützlicher Unterhaltung suchende Leser dadurch befriedigt würde; keineswegs: vielmehr ist das Ganze ein sehr schöner Beitrag zur Geschichtswissenschaft über den baltischen Norden und kann insbesondere als eine vortreffliche Einleitung zur Geschichte der Hansa betrachtet werden. Der Verf. beurkundet eine genaue Bekanntschaft mit der betreffenden Literatur und das Bestreben möglichst Alles zu benutzen und auszubeuten was in diesem geschichtlichen Bereiche geleistet worden ist. Daher drückt er jedesmal sein Bedauern aus, so oft er sich in die Unmöglichkeit versetzt sieht die eine oder andere Schrift für seinen Zweck zu benutzen; daher wendete er sich selbst an sachkundige wissenschaftliche Freunde, wenn es galt Zweifel zu beseitigen oder dem Mangel an Bekanntschaft mit irgend einer Sache möglichst abzuhelfen. Man sieht Dies aus den literarhistorischen Anmerkungen, die der Verf. in einem ziemlichen Umfange dem Schlusse des Werks beigefügt hat. Daß Dies überhaupt geschehen ist, hat, wie auf der Hand liegt, einen wissenschaftlichen Werth, und daß die Beigabe dem Schlusse angefügt ist, hat einen formellen Vortheil insofern als der Leser sich in der Auffassung der dargestellten Begebenheiten und Zustände durch Nichts gestört findet, sich gleichsam der Sache selbst ununterbrochen hingeben kann. Vor Allem aber glauben wir die schöne Sprache des Verf. hervorheben zu müssen: sie ist gleich weit entfernt von rhetorischer Prunksucht wie von gelehrter Trockenheit, sie verräth vielmehr eine anziehende jugendliche Frische und Lebendigkeit; und weil der Verf. seines Stoffs ganz mächtig ist und mit unverkennbarer Liebe sich der Darstellung desselben hingibt, so ist in der Anordnung ebenso viel Leichtigkeit als in der Sprache Licht und Wärme. Und wir haben infolge Dessen das Buch von Anfange bis zu Ende mit gleichem Interesse und Wohlgefallen gelesen, und den Wunsch in uns aufsteigen gefühlt daß unsere deutsche Geschichtschreibung mit solchen Büchern recht oft beschenkt werden möchte.

Was den gelehrten Apparat anlangt, so wären wir wol im Stande das Eine und das Andere hinzuzufügen; wir vermeiden es aber um unsern Lesern durch trockene Notizen literarhistorischer Art nicht lästig zu fallen. Aber das Eine glauben wir ihnen schuldig zu sein: eine wörtliche Mittheilung zur Charakteristik theils Dessen was in dem Buche zu suchen ist, theils der Darstellungsweise, über die wir eben unsern Beifall ausgesprochen haben. Wir wählen dazu Einiges aus dem interessanten Abschnitte über den Hof der Deutschen in Nowgorod, der schlechthin auch nach seinem Schutzpatron „Sanct Peter" hieß.

Während Nowgorod nach Norden und nach Osten zu immer größerer Macht gelangte und schon bis zu den fernen Völkerschaften des Ural den stolzen Wahlspruch seiner Bürger: „Wer kann wider Gott und Nowgorod!" ertönen ließ, öffnete es den Bewohnern des europäischen Westens bereitwillig seinen Markt und Hafen, um die Rohproducte der polaren Besitzungen gegen die feinen Fabrikate des Abendlandes umzutauschen. Und hier waren es die deutschen, vornehmlich die gothländisch-deutschen Kaufleute die durch Geschäftskunde, Rührigkeit und Umsicht die ihnen dargebotenen Vortheile am erfolgreichsten auszubeuten und sich gar bald des ganzen nordischen Geschäfts zu bemeistern wußten. Bald wurden ihnen von den Bewohnern der großen russischen Handelsrepublik in einem besondern Stadtquartiere die nöthigen Bauplätze angewiesen. Dort gründeten sie nun ihre eigene deutsche Kirche zum Heiligen Peter. Um dieselbe herum führten sie geräumige Waarenlager und Packhäuser auf, nebst zahlreichen Meßbuden, Comptoiren, Wohnstuben und Versammlungssälen, und so entstand zu Anfange des 13. Jahrhunderts, wenn nicht schon früher „der Hof der Deutschen zu Nowgorod" und wahrscheinlich auch gleichzeitig ihr Gesetzbuch, „Die Schra dere Dhutschen to Nogarden." Und dieses Gesetzbuch führt uns das innere Wesen und Getriebe jener Stiftung lebendig vor. An der Spitze der ganzen Niederlassung standen zwei Aelterleute der Kaufmannschaft, der „Oldermann dhes Hoves" und der „Oldermann Sante Peteres". Dem Letztern lag die Sorge für den Haushalt des Hofes und die Verwaltung der Innungskasse ob. Er trieb die Steuern ein, die jedes handeltreibende Mitglied der Gesellschaft je nach dem Werthe und der Menge der von ihm eingeführten Waaren zu entrichten hatte, und nahm die Strafgelder in Empfang, die nach erfolgtem richterlichen Ausspruch für irgendwelche Vergehen, Betrug, Waarenverfälschung, Geldunterschleif, für Nach-

lässigkeit im Dienste, anstößiges Betragen gegen Vorgesetzte, Trunkenheit oder Schlägereien von den dabei Betheiligten zu erlegen waren. Oberster Richter war der Oldermann des Hofes, der auch die allgemeinen Versammlungen zu berufen hatte und die Leitung über das Ganze führte. Er sowol wie der Aeltermann Sanct Peter's gingen aus der Wahl der Kaufleute hervor, wählten sich dann selbst vier Männer zu Gehülfen und bezogen aus dem gesetzlichen Antheil an Sporteln und Strafgeldern ihr besonderes Einkommen. Außerdem stand dem wortführenden Aeltermann das Recht zu sich nach eigenem Gutdünken eine Wohnung auf dem Hofe auszusuchen. Um die übrigen Häuser mußten die Kaufleute loosen. Diese Wohnungen mochten jedoch klein und nur für die Nachtruhe geeignet sein. Die langen Winterabende brachten daher die Handelsherren nach Schluß des Geschäfts in der „Großen Stube" zu die als Versammlungsort und Speisesaal diente. Ein ähnliches Local, die sogenannte „Kinder Stove", war zu ähnlichen Zwecken für die jüngern Handelslehrlinge, Gesellen und Knechte eingerichtet. Mit Ausnahme der Geschäftsverbindungen unterhielt der Hof nur geringen Verkehr mit den übrigen Bewohnern der Stadt. Zu Dienstleistungen innerhalb seiner Ringmauern wurden daher nur Deutsche zugelassen. Eine eigene Hofbrauerei lieferte hier den süßen Meth, der aus Honig, Wasser und Hopfen zubereitet wurde. In dem „Sanct Peters-Kessel" mußte alles Wachs geschmolzen werden, wie auch Sanct Peter seine eigenen Holzniederlagen hatte. In Gemeinschaft mit Russen durften keine Geschäfte getrieben werden. Bei Strafe von 50 Mark Silber war jedem deutschen Kaufmanne des Hofes geboten: kein Gut mit Russen in „Kumpanie" zu haben und der Russen Gut nicht als Frachtgut zu führen. Verbrecher mußten auf dem Hofe, selbst im „Thurme" bei Wasser und Brot ihre Strafzeit absitzen. Starb ein der Gemeinde angehöriger Deutscher in Nowgorod, so nahm der Begräbnißplatz Sanct Peters seine Leiche auf. Andere Deutsche die sich in Nowgorod aufhielten ohne sich der Innung anzuschließen, durften nur mit besonderer Erlaubniß des Aeltermannes den Hof betreten. Um solche Fremde, sowie Diebe und Gesindel am nächtlichen Einschleichen zu verhindern, waren für den Hof und die Kirche eigene Wächter angestellt, die zu bestimmten Nachtstunden auch die großen Kettenhunde loslassen durften. In diese fast klösterliche Abgeschiedenheit des Hofes trat aber alljährlich zwei mal, wenn die deutsche Kauffahrteiflotten mit ihren reichen Waarenladungen anlangten, ein neues verändertes Leben ein. Nach dem damaligen Brauche unternahmen nämlich die Nowgorodfahrer ihre Reisen nicht einzeln, sondern stets in Gesellschaft von Mehren auf zahlreichen Schiffen. Solche Compagnien hießen „Fahrten" und unterschieden sich, jenachdem sie im Frühjahre oder im Herbste die heimatlichen Häfen verließen, um dann während des Sommers oder während der Wintermonate ihre Geschäfte in Nowgorod zu besorgen, in Sommer- oder Winterfahrer. Eine jede dieser Fahrten brachte den Vorschriften des Hofs gemäß ihre eigenen Priester mit. Auch mußten noch vor der Ankunft im nowgorodschen Gebiete, das sich damals bis zur Newamündung erstreckte, die beiden Aelterleute gewählt und von jedem Mitgliede der Gesellschaft die gesetzlichen Waarensteuern entrichtet werden. Langte nun die Fahrt bei der Newa an, so warteten ihrer dort Lodien oder Lichterschiffe zum Umladen der Güter. Denn wegen des unsichern Fahrwassers der Newa und der Wolchow konnten sich die großen Seeschiffe nicht in jene Flüsse wagen. Von hier bis nach Nowgorod hinauf trug die Republik gegen Vergütung der Unkosten die nöthige Sorge für den Transport der Waaren. So gediehen durch deutsche Betriebsamkeit in Nowgorod wie auf Gothland die Handelsniederlassungen, die unter sich wie mit dem Mutterlande in engster Verbindung stehend gar bald dem deutschen Wesen in allen nordischen Gebieten Ansehen und Einfluß zu verschaffen wußten. Es hob aber für das baltische Außendeutschland eine neue Zeit des Ruhmes an, als die deutschen Nord- und Ostseestädte zum Schutze ihrer Freiheiten und ihres Handels die Hansa gründeten, die durch weitverzweigte Verbindungen mit Nowgorod, Wisby, Riga, Reval, Dorpat zu rascher Blüte sich emporschwang.

Wer dieses Einst mit der Gegenwart vergleicht und überdenkt durch welche politische Fahrlässigkeiten und durch welchen Jammer der Zeiten jenes baltische Außerdeutschland verlorengegangen und die Macht gänzlich gebrochen worden ist die dasselbe errang und Jahrhunderte lang zu wahren vermocht, Der erinnert sich unwillkürlich der Worte des alten Dichters: „O mihi praeteritos referat si Jupiter annos!"

K. Zimmer.

Wordsworth's nachgelassenes Gedicht.

Der in Nr. 192 d. Bl. angedeutete Nachlaß von Wordsworth ist unter dem Titel:

The prelude, or growth of a poet's mind; an autobiographical poem, by *William Wordsworth.* London 1850.

aus der Verborgenheit in welcher der Verf. das von 1799—1805 geschriebene Gedicht gehalten in den Buchhandel gekommen. Es ist eine Art Autobiographie in Jamben und in vierzehn Büchern, worin der Dichter seine Gefühle und die Ereignisse seines Lebens von frühester Kindheit an schildert: seine Erfahrungen im älterlichen Hause, auf der Universität Cambridge, in London und Paris während der Französischen Revolution bis zu seiner Rückkehr nach England. Ursprünglich sollte es eine Einleitung zu dem Epos „The recluse" sein, welches wie bekannt in dem Vorworte zum „The excursion" als ein philosophisches Gedicht mit Ansichten über Mensch, Natur und Gesellschaft angekündigt wurde, aber als ein Ganzes unvollendet geblieben ist. Der tiefe Eindruck welchen die Französische Revolution auf den Dichter machte, die Begeisterung mit welcher er für sie schwärmte geben einen Fingerzeig warum die Autobiographie in Verborgenheit geruht hat. Er rechtfertigt die Revolution im Princip und in der Ausführung, theoretisch und praktisch. Er durchdringt ihren Geist und ihre Zwecke, und als die Zeit der Reaction kam wie sie kommen mußte, und er in seinen glühenden Hoffnungen und Erwartungen sich getäuscht sah, wollte er weder der republikanischen Verfassung noch dem Volke die Schuld beimessen. Der Unwille und die Bitterkeit womit das Fehlschlagen der Revolution seine innerste Seele erfüllte wurde durch die Kriegserklärung Englands gegen Frankreich auf die Spitze getrieben. Er gesteht daß er „im Jubel seiner Seele aufgejauchzt" als er von der Niederlage der Engländer gehört. Er sagt noch mehr wenn es heißt:

It was a grief, —
Grief call it not, 't was anything but that, —
A conflict of sensations without name,
Of which h e only, who may love the sight
Of a village steeple, as I do, can judge,
When in the congregation bending all
To their great Father, prayers were offered up,
Or praises for our country's victories;
And, 'mid the simple worshippers, perchance
I only, like an uninvited guest
Whom no one owned, sate silent, — shall I add,
Fed on the day of vengeance yet to come.

Obgleich diese und ähnliche starke Stellen so geblieben zu sein scheinen wie Wordsworth sie zuerst niedergeschrieben, wandelte ihn doch nach und nach ein Zweifel an, ob er nicht den Menschen und dessen politische Rechte überschätzt habe. Indem hiermit sein Glaube an die Perfectibilität des Menschen von ihm wich, empfand er zugleich eine Abnahme seiner Phantasie und seines Dichtungvermögens. Beides womöglich wiederzuerlangen flüchtete er in seine heimatlichen Berge von West-

moreland, und um zu sehen ob in der Natur einfacher, halb gebildeter Menschen Keime jener edeln Principien ruhten, ohne welche er der letzten Hoffnung auf ein Fortschreiten des Menschengeschlechts entsagen müsse, machte er die Landleute und „Staatsmänner" seines Geburtsbezirks zum Gegenstande erst seiner Beobachtung, dann seiner Lieder. Nachdem er hier den Beweis gefunden den er gesucht, glaubte er auch eine neue Belebung und Kräftigung seiner durch die Gewalt einer entgegengesetzten Erfahrung geschwächten Fähigkeiten wahrzunehmen.

Dies ungefähr ist der Sinn und die Tendenz des jüngst erschienenen Gedichts, über welches die Kritik wahrscheinlich verschiedener Meinung sein wird. 8.

Bibliographie.

Arnoldt, J. F. J., Timoleon. Eine biographische Darstellung. Gumbinnen, Sterzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Bade, J., Christologie des Alten Testamentes, oder die Messianischen Verheißungen, Weissagungen und Typen, mit besonderer Berücksichtigung ihres organischen Zusammenhanges. 1ster Theil enthaltend die Einleitung und die Verheißungen und Weissagungen im Pentateuch und den übrigen historischen Büchern. Münster, Deiters. Ler.-8. 20 Ngr.

Bohlen-Bohlendorf, J. v., Der Bischofs-Roggen und die Güter des Bisthums Roeskild auf Rügen in erblichem Besitz der Barnekow und Umriß der Geschichte dieses adlichen, freiherrlichen und gräflichen Geschlechts. Mit 1 Siegeltafel. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bonjean, L. B., Socialismus und gesunde Vernunft. Aus dem Französischen in's Deutsche übertragen und mit erklärten und kritischen Anmerkungen versehen von H. v. Petit. Brieg, Schwartz. 8. 5 Ngr.

Burow, Julie, Frauen-Loos. Roman in zwei Bänden. Königsberg, Samter. Gr. 16. 2 Thlr.

Closen, Freih. v., Die Armee als militärische Bildungsanstalt der Nation mit besonderer Rücksicht auf Bayern. München, Palm. Ler.-8. 25 Ngr.

Pater Darcy. Historischer Roman aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth. Vom Verf. von „Mount Sorel" rc. Nach dem Englischen von M. B. Lindau. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Epheu, Lilien und Rosen. Eine Festgabe für das J. 1851. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Feldmann, K., Vinzenz Fettmilch der Lebküchler von Frankfurt. Ein Trauerspiel. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 12 Ngr.

Drei Fragen eines Gläubigen an die Philosophie und Politik. Buchholz, Adler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Die Freimaurerei in ihrem schönsten Lichte. Aus mehreren Schriften gezogen und nach eigener Erfahrung aufgestellt von einem Veteran der Maurerei. 3te verbesserte und mit den Ceremonien der Aufnahme in die Eleusinischen Geheimnisse, des Tempels der Weisheit, vermehrte Auflage. Schw. Hall, Haspel. 8. 7½ Ngr.

Frick, Ida, Keine Politik. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Geissler, C. A., Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach J. S. Ersch in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Gräße, J. G. T., Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters. I. Die Mirabilia Romae, nach einer Handschrift des Vatican. II. Zur Sage vom Zauberer Virgilius. III. Zur Naturgeschichte des Mittelalters. Dresden, Kuntze. 4. 24 Ngr.

Höpfner, E. v., Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beitrag zur Geschichte der Preußischen Armee nach den Quellen des Kriegs-Archivs bearbeitet. 1ster Theil: Der Feldzug von 1806. Zwei Bände. Mit Schlacht- und Gefechts-Planen und Beilagen. Berlin, Schropp u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, W., Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 16. 3 Thlr.

Newman, F. W., Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie. Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verf. bereicherte Ausgabe, besorgt durch A. Heimann. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Norden, M., Dresdens Maitage. Ein Zeitbild. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Penseroso, Aristokrat und Demokrat. Novelle. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Pipitz, F. E., Mirabeau. Eine Lebensgeschichte. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, F. v., Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. 8ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte Frankreichs und der französischen Revolution 1740—1795. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr.

Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Stamm, F., Die wichtigsten Angelegenheiten der Gemeinde. Ein treuer Führer bei ihrer Neugestaltung. Prag, André. Gr. 8. 15 Ngr.

Temesvár im Jahre 1849. Während der Belagerung geschrieben. Wien, Greß. Gr. 8. 14 Ngr.

Vogt, J. J., Die Hebung des Handwerkerstandes. Eine von der gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern mit dem ersten Preise gekrönte Preisschrift. Bern, Jent u. Reinert. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Beeinträchtigung der materiellen Interessen der Stadt Hamburg durch die neue „Staatsverfassung" nach dem Projecte der Neuner-Commission. Hamburg. 4. 4 Ngr.

Haldane, R., Die Heiligung des Sonntags. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 4 Ngr.

Heerpredigt an die Deutschen, gehalten am 12. März 1848 von Dr. G. C. A. Harleß. Eine weitere Begründung der Schrift: „Der Prophet Sacharja auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche in Dresden." 2te Auflage. Leipzig, Mathes. Gr. 8. 2 Ngr.

Kaltenborn K. v., Kriegsschiffe auf neutralem Gebiet. Mit Rücksicht auf das Benehmen Lübeck's gegenüber dem „von der Tann" im gegenwärtigen Schleswig-Holsteinschen und Dänischen Kriege. Hamburg, Meißner und Schirges. Gr. 8. 10 Ngr.

Megner, P. A., Die materielle Noth der unteren Volksklassen in Bayern und ihre Ursachen vom practischen Standpunkte aus beleuchtet. Würzburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Michelet, C. L., Vorschläge zur Umgestaltung der Deutschen Universitäten. Ihren Vertretern gewidmet. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Müller, C. M., Nur in der Rückkehr zu Gott liegt die Hoffnung besserer Zeiten. Predigt, über Hosea 6, 1. am Constitutionsfeste 1850 zu Euba gehalten. Chemnitz, Ernesti. Gr. 8. 2 Ngr.

Widerlegung der preußischen Note und Denkschrift vom 25. Aug. 1850. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Zimmermann, F. R., Die Mission eine Gotteskämpferin. Predigt über Ev. Matthäi 15, 21—28, zum 31. Jahresfeste des sächsischen evangelischen lutherischen Haupt-Missions-Vereins zu Dresden, gehalten am 15. Aug. 1850. Dresden, Naumann. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 256. —— 25. October 1850.

Die altfranzösische Tragödie.

An einen Freund in Berlin.

Tausend Dank, mein lieber Freund, für Ihre freundlichen Mittheilungen, durch die Sie mich so lebendig an Ihren berliner Erlebnissen und Kunstgenüssen theilnehmen lassen. Ich war sehr gespannt darauf von Ihnen über das Gastspiel der Rachel etwas Ausführliches zu erfahren. Sie haben mir in Ihrer treuen Weise nicht nur diesen Wunsch befriedigt, sondern lassen sich bei dieser Gelegenheit so gründlich über das Wesen der altfranzösischen Tragödie überhaupt aus daß ich Ihnen aufs innigste dafür verbunden bin. Sie sagen:

Während Rachel's Aufenthalt haben eine Menge Kritiker Veranlassung genommen in alter Weise über das altfranzösische Theater abzuurtheilen. Das hat mich sehr geärgert. Seit Lessing glaubt Jedermann in Deutschland über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen, ohne zu bedenken daß Lessing die Aufgabe hatte das französische Theater als ein Hinderniß für die eigene nationale Entwickelung wegzuräumen. Jetzt ist diese Aufgabe längst gelöst; das Hinderniß ist nicht mehr da, der Anerkennung ist also wieder Raum gelassen. Und Das ganz gewiß zu unserm eigenen Frommen. Schiller selbst hat die „Phädra" übersetzt und Goethe sogar den „Tancred" und „Mahomet", wie überhaupt der wahre Meister jederzeit mehr Pietät für alles Tüchtige hat als der Pfuscher. Die Franzosen seien Phrasenmacher, heißt es immer! Macht einmal solche Phrasen die so durchgehend mit der Handlung verwebt sind, wenn ihr könnt. Sie hätten die Griechen schlecht nachgeahmt! Das ist nicht wahr, sie sind eben die Franzosen ihres Zeitalters geblieben, und die ganze Gesinnungsweise, Manier und Form ist originell, berechtigt und eben deshalb auch unbefangen zu genießen. Erst jetzt, da wir sie nicht mehr nachzuahmen brauchen, sind sie auch für uns wieder schön geworden. Besonders wenn ich ihre Zeit und Umgebung betrachte, beneide ich sie doppelt um ihre edle Einfachheit und Frische, um ihre kindliche und doch so männliche Naivetät und hauptsächlich um ihre Tragik. Es wird auch bei uns der Tag erscheinen müssen wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt er dringe am sichersten durch wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markte führe.

Wissen Sie, lieber Freund, daß Sie mir diese Worte recht aus der innersten Seele gesprochen haben? Ich bin zwar nicht so glücklich gewesen jetzt die große Rachel auf ihrer deutschen Rundreise zu sehen. Jene Zeiten die kindisch genug waren um Gelehrsamkeit für Bildung zu halten haben die meisten deutschen Universitäten in kleine Städte gelegt, in denen weder ein Theater noch sonst irgend ein Kunstgenuß zu finden ist. Aber meine Studien haben mich in dieser letzten Zeit auf die Geschichte des Dramas geführt. Und da war ich doppelt freudig überrascht daß Sie mir den Eindruck den Corneille und Racine immer auf mich gemacht haben jetzt so klar widerspiegeln. Ich hätte keine schönere Bestätigung meiner Ansicht finden können.

In der That, es ist endlich einmal Zeit der französischen Tragödie wieder gerechtzuwerden. Niemand wird ihren Mangel an Dem was wir in unserm Sinne dramatische Handlung nennen verkennen, Niemand die Verkehrtheit der drei Einheiten, Niemand die conventionnelle Anschauungsweise, die so oft die Galanterie an die Stelle des Reinmenschlichen setzt, in Schutz nehmen oder gar zur Nachahmung empfehlen. Aber man kann das Alles verdammen, und es fehlt noch viel daß damit die französische Tragödie überhaupt verdammt sei. Es gibt ja so Vieles was wir dem antiken, dem spanischen, ja selbst dem Shakspeare'schen Drama als blos zeitlich und darum conventionnell gestatten müssen, wenn wir zum unbefangenen künstlerischen Genusse kommen wollen. Wir üben diese Billigkeit, wir geben ihnen ein mal für alle mal bestimmte Voraussetzungen zu, um uns von solchen Aeußerlichkeiten unbehindert nur um so tiefer in ihre wesentlichen Schönheiten hineinzuleben; — und nur bei der französischen Tragödie wollen wir einen Maßstab geltendmachen den wir als den absoluten preisen und der doch, weil er von allen zeitlichen und örtlichen Lebensbedingungen der künstlerischen Gestaltung absieht, nur abstract und deshalb durchaus unberechtigt ist?

Damit ist die französische Tragödie nicht abgethan. Sie ist heute noch ebenso wie vor zwei Jahrhunderten der Stolz ihrer Nation und sie ist es geblieben, obgleich den Franzosen, namentlich durch Vermittelung der Schlegel, alle unsere deutsche Ketzereien bekannt geworden sind. Sogar die Anfeindungen im eigenen Lande, die Dramen und Dramaturgien der französischen Romantiker, haben sie nicht aus dem Felde geschlagen. Zuguterletzt sind Dichter wie Delavigne und Ponsard wieder zur alten Fahne zurückgekehrt, eine Vermittelung zwischen dem Classischen und Romantischen versuchend. Ein Kunstprincip das eine solche zähe Lebensfähigkeit behauptet, wahrlich! das kann kein todtgeborenes Kind sein, ob-

gleich man es so gern dafür ausgibt. Ich theile ganz Ihre Meinung, wir haben alle Ursache von unserer vornehmen Geringschätzung abzulassen. Es handelt sich nur darum, statt das Wesen dieser Tragödie fortwährend zu bekämpfen, es endlich auch einmal unbefangen zu erkennen und zu genießen.

Worin liegt das Recht und die Schönheit dieser Tragödie? Worin liegt der Grund ihrer langbewährten Lebensdauer?

Gegenüber von jenem albernen Geschwätz das in der französischen Tragödie Nichts als eine verunglückte Nachahmung der Antike erblicken will, nennen Sie sie, lieber Freund, ursprünglich. Und damit, glaube ich, haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Man drängt der französischen Tragödie einen durchaus falschen Gesichtspunkt auf wenn man danach fragt inwieweit sie ihrem antiken Vorbilde entspreche. Seit Ronsard und der „Plejade" war zwar die Regelmäßigkeit des alten Dramas, ja selbst die Entlehnung des Stoffs aus der alten Mythologie und Geschichte allgemein in Gebrauch gekommen; aber keinem Franzosen ist es je im Traum eingefallen man könne an ihn die Foderung stellen er solle nun auch jenen Stoffen und Formen entsprechend die Eigenthümlichkeiten seiner Zeit und Nationalität aufgeben. Antikisiren in diesem Sinne wäre dem Franzosen, wenn nicht einfach eine praktische Unmöglichkeit, so jedenfalls ein begriffliches Unding gewesen. Die Art und Weise wie Racine's Zeitgenosse Pradon, der auch eine „Phädra" gedichtet hatte, dieses Stück beantwortet, ist in dieser Beziehung höchst bezeichnend.

Wundern Sie sich nicht, meine Gnädigste — so schreibt er in seiner Widmung an die Herzogin von Bouillon —, wenn Ihnen Hippolyt entblößt scheint von jenem wilden Stolze und von jener Unempfindlichkeit die ihm eigen war. Wie hätte er den Reizen Eurer Hoheit gegenüber diese Unempfindlichkeit sich bewahren können? Mit Einem Worte, wenn ihn uns die Alten gemalt haben wie er in Trözene war, so soll er hier erscheinen wie er in Paris hätte sein müssen; denn unbeschadet dem Alterthume sei es gesagt, dieser junge Held würde an einem so galanten Hofe wie an dem unserigen eine schlechte Rolle spielen, wollte er hier in seiner ganzen griechischen Wildheit und Borstigkeit auftreten.

Es ist daher kein Widerspruch wenn diese Gestalten in Reifrock und Alongeperücke und mit der ganzen steifen Hofetiquette Ludwig's XIV. einhergehen. Diese Gestalten sind Franzosen; sie wollen gar keine Griechen und Römer sein. Sie tragen nur durch eine seltsame Laune der äußern Umstände zufällig griechische und römische Namen.

Das ist der springende Punkt. Man stellt sich dies Modernisiren und Französiren der alten Stoffe meist als Ungeschick, als falsche Auffassung des Alterthums vor. Das ist es durchaus nicht. Dies Französiren ist nichts Anderes als das bewußte und nachdrückliche Geltendmachen und Durchführen des Eigenen und Nationalen dem Fremden und Entlehnten gegenüber. Nicht blos hier in der französischen Tragödie, sondern in der gleichzeitigen Poesie überhaupt, sowie in allen gleichzeitigen Bauten, Bildwerken und Malereien Frankreichs liegt niemals das Hauptgewicht auf den äußern antikisirenden Formen, sondern in dem ureigenen, echtnationellen Geiste, der sich, so gut es eben gehen will, in diesen Formen verkörpert.

Freilich sind die Leute auch hier leicht bei der Hand. Das ist Zopf, sagen sie und damit wähnen sie diese ganze Kunstart für immer beseitigt. Sollte ich mich irren? Ich glaube mich Ihrer völligsten Zustimmung versichert halten zu dürfen wenn ich behaupte daß bald die Zeit kommen wird da man diesen vielverschrienen Zopfstil zwar nicht preisen und nachahmen, aber doch wieder billiger beurtheilen wird. Wer möchte es leugnen, jenes gährende Durcheinander antiker und moderner Elemente, jenes gänzliche Auseinanderfallen von Form und Inhalt, die sich nicht in innerer Nothwendigkeit einander bedingen und fodern, sondern nur äußerlich zusammengezwängt werden, gibt oft die wunderlichsten Mischungen und bizarrsten Gestalten. Aber es weht uns doch aus ihnen ein lebendiger Geist entgegen, wir stehen mit ihnen in frischem Wechselverkehre, wir wissen es ist Fleisch von unserm Fleisch. Man hat den Zopf gestürzt und man hat dadurch unbestreitbar unendlich an Formenreinheit gewonnen. Ob aber auch an Leben und Frische, Das ist eine andere Frage. Ich behaupte es dreist, selbst auf die Gefahr hin auch von Ihnen, mein Trefflichster, arg verketzert zu werden: das Volk — und die Kunst ist wesentlich auch für das Volk, nicht blos für feinschmeckerische Kenner — erbaut sich viel inniger an jenen vielgeschmähten Werken der Zopfzeit als an den zwar viel schönern, aber unendlich abstractern und lebensärmern Werken Thorwaldsen's und Schinkel's, oder als an der „Braut von Messina" und der Goethe'schen „Achilleis" und „Natürlichen Tochter". Jene Werke genießt das Volk, diese staunt es nur an.

Ich sage nicht man hätte die reinern Formen, die aus der reinern Erkenntniß des Alterthums entsprangen, verschmähen und sich bei der Wunderlichkeit des alten Zopfes begnügen sollen. O nein! Wie hätte man es auch gekonnt, selbst wenn man es gewollt hätte! Nur Das sage ich, die Zopfkunst ist lebendiger und daher auch in ihren Wirkungen tiefer als jenes gelehrt abstracte Antikisiren, das sich am Ende des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts selbst unserer größten Dichter und Künstler bemächtigt hatte. Wir dürfen uns nicht mit Verlust unserer angeborenen Individualität kopfüber in das Alterthum stürzen wollen; der Versuch bleibt doch ewig vergeblich. Wir müssen in der That und Wahrheit Das zu erreichen streben was die sogenannte Zopfzeit in richtigem Instincte wollte, aber bei dem Stande der damaligen Entwickelung noch nicht erreichen konnte. Wir müssen den Muth haben ganz und rückhaltslos unser eigenes Wesen künstlerisch darzustellen und dabei doch nach einer Hoheit und Einfalt der Form trachten, die von derselben ruhigen Harmonie beseelt ist die uns aus allen antiken Kunstwerken so erquickend entgegenweht. Erst wenn dies höchste Ziel erreicht ist, können wir von einer Wiedergeburt des Alterthums, d. h. von

einer wahrhaften Versöhnung des Antiken und Modernen sprechen. Bis dahin ist freilich noch lange Zeit; die politische Geschichte kommt hier mehr in Betracht als die Kunstgeschichte, denn die Kunst spiegelt überall nur den Geist der Zeiten wider. Aber Das ist gewiß, wir sind auf dem besten Wege. Es ist erfreulich zu sehen wie das Bewußtsein dieses Zieles immer allgemeiner wird und hier und da in einzelnen Versuchen unserer Künstler sogar schon thatsächlich mit bestem Erfolge sich Bahn bricht.

Verzeihen Sie diese Abschweifung. Sie können es um so leichter, da ich mich in der That nur scheinbar von unserm gemeinsamen Gegenstande entfernt habe.

Bezeichne man immerhin die französische Tragödie als Zopftragödie; wir streiten nicht dagegen. Wir wissen daß diese ganze Kunstrichtung und also auch die französische Tragödie als deren beredtester Ausdruck der erste und in seiner Art überraschend großartige Versuch ist das Wesen des modernen Geistes in den classischen Formen der alten Kunst auszusprechen. Sie bewegt sich in der classischen Ruhe und Hoheit der alten Kunstform und ist doch durch und durch französisch. Das ist das Große an dieser Tragödie, Das ist der Grund ihrer trotz aller Anfeindungen unverwüstlichen Lebensdauer.

Aber freilich darf man dabei nicht vergessen, die Art wie sie diese Größe hervorbringt ist zugleich auch ihre Schwäche. Sie leidet an dem Widerspruche daß sie auf rein äußerliche Weise lösen will was nur innerlich zu lösen ist. Jener Classicismus ist nicht in naturnothwendigem Drange aus dem eigensten Geiste der Zeit herausgeboren, sondern, gleichviel ob aus dem wahren oder wie die berüchtigten drei Einheiten aus dem misverstandenen Alterthume herübergenommen, äußerlich durch Nachahmung entlehnt. Es ist eben hier wie im Zopfstile überhaupt, der alte Rahmen ist zu knapp für das gewaltige Bild, das in ihn hineingezwängt ist. Dem jungen Riesen sind die vollblütigen Adern gewaltsam und ohne Noth unterbunden. Die Feuerglut des modernen Geistes will alle Augenblicke wie ein wildes Füllen die enggezogenen Schranken seiner Rennbahn überspringen, und doch sind diese gerade stark genug um die freie und volle Entwickelung der jugendkräftigen Glieder zu hindern.

Dies Gefühl innern Zwiespalts können wir bei aller Anerkennung der französischen Tragödie nirgend loswerden. Und dieser innere Zwiespalt ist es auch auf den zuletzt alle Polemik hinausläuft, die man mit Grund oder wenigstens mit einigem Scheine des Rechts der französischen Tragödie bisher entgegengestellt hat. Er ist für uns Deutsche um so verletzender, da gerade wir, obgleich die Fragen der modernen Entwickelung am tiefsten in uns herumwühlen, doch ohne Zweifel zum Alterthume in der innigsten Wahlverwandtschaft stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ledru-Rollin über den Verfall Englands.

Der General en chef der exilirten französischen Demokratie, Ledru-Rollin, hat seine Stimme wider den gegenwärtigen Zustand Englands erhoben, und ein Buch: „De la décadence de l'Angleterre" (2 Bde.), veröffentlicht, das Philarète Chasles sehr treffend beurtheilt.

Es sind zwei sehr schöne Bände, in welchen der berühmte Verbannte viel Zorn, wenig Geist, ungeheuer viel Zahlen, drei Viertel Uebersetzung, alle Untersuchungen der blue books und der black books, aber blutwenig Philosophie niedergelegt hat. Man findet alles Das darin was die Oppositionsmitglieder im Hause der Gemeinen an schlagenden Beweisen gegen ihre Gegner vorgebracht haben, die Liste der Sinecuren, die Sterblichkeitstabellen, die Zusammenrechnung der schrecklichsten Behandlung einer einzigen Classe u. s. w. Was aber soll das Alles beweisen? Hat nicht jede Blütezeit ihr Böses? Rom unter den Scipionen, Spanien unter Isabella und Philipp, Athen unter Perikles, Florenz unter den Medici waren voll von Elend, Leiden und Ungerechtigkeit. Das ist einmal der Gang der Welt. Im Sommer brennt die Sonne.

Aber Ledru-Rollin ist Das gleichviel. Er will einmal daß England sich dem Verfalle nähere, und er beweist es auch. Er weist auf die Todten, die Sterbenden, die Verhungernden hin; auf die mit menschlichen Gespenstern angefüllten Höhlen; auf die Straßen mit ihrem lebendigen Aussatze, wie er von den glänzenden Carossen durchfahren wird; auf die Felder welche von halben Sklaven bebaut werden, die fast schlimmer daran sind als die an die Scholle gefesselten Leibeigenen, denn sie haben kein Brot, keine Kleider um zu leben und sich zu bedecken. „Gott sei Dank! England ist ruinirt: es stirbt unter der Last seiner Aristokraten!" Der französische Tribun freut sich darob, und sieht zu wie England langsam stirbt.

Wie ist Ledru-Rollin zu diesem überraschenden Resultate gekommen? Ein ausgezeichneter Advocat, gewandter Redner, aber freilich bis dahin ohne praktische Erfahrung, ein Geist der sich in den feurigen Wolken der Theorie und der Phantasie gefällt, aber dem die Härte der Wirklichkeit widerstrebt, und den das Tönen von Worten verführt, gewiegt in den prächtigen Perioden eines Mirabeau und Raynal, und die Politik nur durch die Rhetorik erblickend, ein echtfranzösisches Gemüth hinsichtlich des unbestimmten Idealismus und einer glänzenden Phraseologie, wurde er durch die Stürme der letzten Zeit in ein Land geworfen das er am allerwenigsten kannte, in ein Land der That und der Praxis, der Erfahrung und des Herkommens, in ein Land in welchem man nicht mehr an Theorien glaubt, namentlich nicht mehr an solche die Alles versprechen, in ein Land wo jede Partei um die andere zu ärgern ausruft: „Alles ist verloren, England wird bald sterben, ja es ist schon todt!"

Dies Geschrei hörte Ledru-Rollin bei seiner Ankunft. „Morning-Chronicle" gab dem Publicum die Liste der Arbeiter die in den letzten fünf Jahren vor Elend gestorben sind; die Auswanderungsgesellschaften ließen ganze Schiffsladungen von jungen, arbeitslosen Nähterinnen nach Australien abgehen. „Wenn wir uns nicht in Acht nehmen", rief „Blackwood's magazine", „so wird England von den Proletariern aufgezehrt." „Alles umsonst", meint Carlyle, der humoristische Metaphysiker, „da kommen die Tage des unermeßlichen Elends; da die doppelte und dreifache Zerspaltung, Zerklüftung! Ich sehe eine Regierung die sich in den Abgrund stürzt, welche fällt und sich in die Katarakte von Koth wirft, welche traurig, schwerfällig, wie das Gerippe eines todten Esels hinfällt, und nicht weiß wohin!"

Ledru-Rollin war über diese Ausrufungen erstaunt, Carlyle ist indeß wie der prophetische Vogel der den Sturm ankündigt. So schlimm wie er es verkündet ist es zwar nicht mit England; aber es schadet auch nicht daß er es unaufhörlich warnt. „England ist verloren, denn es hat den verhängniß-

vollen Schatz der Edda und der Nibelungen gefunden, das rothe Gold das Alles unfruchtbar macht was sich ihm nähert!" Um ihn schart sich ein ganzes Chor von Journalisten, Statistikern, Poeten, Dramaturgen und Pamphletisten. Der Grund ist dieser:

Im J. 1815, wo Großbritannien noch kaum von dem großen Kampfe gegen Napoleon Athem holte, warf es sich mit Macht auf die gewerbliche Eroberung. Der Erfolg war ungeheuer, aber kostete viel. Die Aristokratie des Bluts und der Race ging nicht umsonst auf diese neue Operation ein, die zum Vortheil der industriellen und finanziellen Aristokratie ins Werk gesetzt wurde. Die Resultate waren die welche Maghew im „Morning-Chronicle", Dickens in seinen neuesten Werken, Carlyle in seinen in Prosa geschriebenen Dithyramben, in seinem „Chartismus" und seinen „Pamphleten des Jüngsten Tags" mit Uebertreibungen niedergelegt haben. Ganze Classen waren geopfert worden; das schrecklichste Elend blieb ohne Erleichterung; der fürchterlichste Mangel erfüllte die reichen Stadtbezirke und bedeckte das flache Land. Da nahm die Feudalaristokratie das Wort, griff die Gewerbsaristokratie lebhaft an, rief wirkliche Untersuchungen hervor, erweckte die öffentliche Entrüstung, füllte die Spalten der Journale mit bittern Klagen und statistischen Veranschaulichungen, und rief die große Bewegung hervor welche Ledru-Rollin bei seiner Ankunft in London erblickte.

Er hoffte nun sogleich eine große Rolle in England zu spielen wenn er jene traurigen Untersuchungen, jene trostlosen Ziffern, jene grausamen Bilder des britischen Elends wiederabdruckte. „Aber", könnte man zu ihm sagen, „aber Verehrtester, diese Arbeit ist schon gemacht; es ist eine Wiederholung; die englischen Statistiker, Reviewer, die Philosophen, und besonders Léon Faucher haben sie mit seltener Unparteilichkeit, großer Klarheit und ungemeinem Talente ausgeführt." „Thut Nichts", antwortet Ledru-Rollin, „ich greife die Aristokratie als Ursache des Elends in England an." „Aber", antwortet man ihm, „Das ist ein Irrthum, nur die Industrie und die Uebertreibung des englischen Handels verursacht Ihre Klagen." „Nun dann greife ich die Industrie an." „Wie! diese herrliche Entwickelung der menschlichen Kraft! die Cultur, die Förderung des Menschengeschlechts, den Reichthum!" „Ja", entgegnet er, „eben Das, denn damit greife ich das Monopol an." „Nein, nein, die Freiheit ist schuld daran, die freie Concurrenz!" „Ich will keine Freiheit." „Wie? der Volkstribun will keine Freiheit?"

Das betrübt mich daß Ledru-Rollin kein Freund der Freiheit ist. Bürgerlich wie ich von meinen Vätern her bin, habe ich Furcht vor Leuten die keine Freiheit wollen. Und doch gelangt Ledru-Rollin zu diesem Resultate. Der Absolutismus liegt nicht blos im Königthum, er liegt auch in der Theorie, im Traume, in der Einbildung, im Ueberirdischen, im Unmöglichen. Wenn Ledru-Rollin die „Idee" preist, so rufen wir daß die Familie, die Freiheit etwas Schöneres ist. Die absolute Idee ist das Unmögliche, ist die Zerstörung der Welt. Das Absolute hat die St.-Bartholomäusnacht und die Jaquerie verursacht; seit im J. 1688 in England das Absolute verschwand, floß dort so wenig Blut; das Absolute brachte das J. 1793 hervor, richtete die Scheiterhaufen der Inquisition auf, hieß die Wiedertäufer predigen. Denn auch die Anabaptisten beteten die „Idee" an.

Und aus Liebe zum Absoluten verabscheut Ledru-Rollin die Freiheit; denn diese ist niemals absolut, sondern stets relativ; der Greis ist nicht so frei wie der Jüngling, das Weib nicht so frei wie der Mann. Nur der Tod ist völlige Gleichheit, weil er zuletzt Alles negirt.

Aus lauter Begeisterung für das Absolute, und aus Haß gegen die Aristokratie hat Ledru-Rollin also Alles aufgezeichnet was das gewerbsame England nur seit zehn Jahren gegen sich selbst geschrieben und gedruckt hat. Das ist so Englands Geschmack, sich immer inmitten seines Glücks und seiner Macht zu ängstigen und selbst zu tadeln, und Ledru-Rollin hat es für lautere Wahrheit gehalten! In diesem Irrthum hat er sein Buch geschrieben. Diese gegenseitigen Vorwürfe sind in England von großem Nutzen; die Tories werfen den Whigs ihre Fehler vor, die Protectionisten den Freunden Cobden's, und Alle lernten dabei.

Ueberhaupt würde der Engländer sich für entehrt halten, wollte er bekennen daß er zufrieden ist; verdrießlich von Natur und aus Gewohnheit wäre er untröstlich wenn er zufriedengestellt wäre. Das hat Ledru-Rollin getäuscht. Die Chartisten riefen ihm immer zu daß die Aristokraten England aufzehrten; der aristokratische „Morning-Chronicle" wiederholte ihm täglich daß Großbritannien unter der Habsucht des Großhandels erliege. Die orthodoxen Anglikaner weinten und schluchzten über die Zerstörung der größten Lebenskraft Englands. Die Tories wiesen auf die geringe Ehrfurcht der gewerblichen Stände gegen den Adel hin. Jedermann stimmte in diese Klagelieder ein bis zu den großen Finanzmännern des Landes. „Wie", rief George Norman, Director der englischen Bank, aus, „wie sollen wir uns retten? Wir haben den großen Kampf der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden, jenen großen Kampf der nicht aufgehört hat seit es ein Eigenthum gibt, die Leiden des Armen mehren sich an Bitterkeit und Heftigkeit; er sieht das Wohlsein des Reichen besser als früher; er vergleicht es mit seiner Blöße und seinen Schmerzen; er überredet sich daß die Ursache davon in der Furcht und dem Egoismus Derer liegt welche Macht und Vermögen in Händen haben. Das wird bös enden!"

Er hat Recht, Das kann bös enden. Denn die Armen sind in England zahlreich, schrecklich. Die Wohlhabenheit und Thätigkeit um sie herum erzeugt nur ihren Zorn. Die Parias der englischen Gesellschaft auf dem Lande und in den engen Gäßchen Liverpools und Manchesters bedrohen immerfort die Existenz des Landes, dessen Glück sie verletzt. Es ist ein festes, unabänderliches Gesetz daß jeder Staat durch die consequente Durchführung seines Princips zugrundegeht. Der Handel und das Gewerbe welche Englands Größe ausmachen, sind auch seine Gefahr; Niemand täuscht sich darüber in England. Einer der scharfsinnigsten Männer rief im Hause der Gemeinen aus: „Ich sehe die Klippen vor uns!" Zum Glück sind die Matrosen auf den Raaen, die Equipage ist an ihrem Posten; man macht sich auf den gefährlichen Sturm gefaßt. Viel Menschen werden dabei umkommen. Wer wollte Das bezweifeln? Welche Kraft, welche Dampfmaschinen, welches Segelschiff sollte nicht Gefahr mitsichbringen. Je größer die Macht, um so größer das Opfer. Kein Kampf ohne Verwundete und Todte; je weiter das Heer vorrückt, umsomehr läßt es Leute auf dem Wege zurück. Der Nachbar stürzt, und über ihn weg geht der Zug. So stiegen Rom, Spanien, Griechenland. Nicht die englische Aristokratie darf man für das Unglück verantwortlich machen welches der Fortschritt der Industrie verursacht hat. Die Mittelclassen in Großbritannien sind vielmehr schuld daran, denn sie haben das Bewußtsein des Eigenthums und der Familie viel schärfer vertreten und gemisbraucht. Sie schließen sich ab in ihren engen Cirkeln bis sie von den Adeligen gestört werden. Und während die Arbeiter unten grollen und brummen, grollen und brummen die Aristokraten oben. Das ist in England der allgemeine Redeton, und Ledru-Rollin hat sie für einen Schrei des Todes gehalten! Daß England an seinen wahren Mängeln zugrundegehen wird, ist gewiß; wenn Dies aber geschehen wird, Das hängt von ihm selbst ab; bisjetzt hat es alle Klippen klug umschifft. An der Statistik Ledru-Rollin's, so wahr sie ist, wird es aber sicherlich nicht zugrundegehen.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 257. —— 26. October 1850.

Die altfranzösische Tragödie.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

Wer aus der Schule Shakspeare's stammt, und also überall die ganze individuelle Frische und Eigenartigkeit moderner Charakterentwickelung zu sehen gewohnt ist, Dem erscheint die Leidenschaft dieser Charaktere zu abgemessen, zu schönrednerisch-pathetisch, zu wenig thatkräftig, der Gang der Handlung zu langsam und innerlich, die ganze Behandlungsweise zu steif, kalt und typisch. Wer dagegen die Alten im Auge hat, Der nimmt die modernen Wandlungen die das Modernisiren und Französiren erfodert nur ungern in den Kauf; er vermißt vor Allem die ideale Hoheit in der Charakteristik. Jenem ist, wenn ich so sagen darf, die französische Tragödie zu sehr antik; Diesem ist sie nicht antik genug.

Ist es Ihnen wol schon aufgefallen daß alle beide Seiten dieses tiefgreifenden Gegensatzes in jener Polemik die die deutsche Kritik gegen die französische Tragödie ausgeübt hat vertreten sind? Man hat, wie ich glaube, diesen merkwürdigen Gegensatz noch nicht hinreichend hervorgehoben. Lessing bekämpft sie von jenem Princip aus aus dem nachher die „Emilia Galotti" hervorgegangen ist, aus dem Streben nach individueller Natürlichkeit und Wahrheit. Er ist nur deshalb ein so erbitterter Gegner der französischen Tragödie, weil sie ihm nicht individuell und natürlich genug ist. A. W. Schlegel dagegen steht auf gerade entgegengesetztem Standpunkte. Dessen Polemik gegen die französische Tragödie geht wunderlicherweise durchaus nicht aus seiner Liebe und Begeisterung für Shakspeare hervor, sondern einzig aus jenem abstract antikisirenden Idealitätsprincipe, das er so unglücklich in seinem „Ion" bethätigte. Man sieht Das weniger in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur"; unzweideutig erhellt es jedoch aus einer berühmten Flugschrift über Racine's „Phädra".

Es würde mich zu weit führen wenn ich auf den Inhalt dieses Schriftchens hier genau eingehen wollte. Aber ich ergreife entschieden die Partei der Franzosen gegen den Deutschen. A. W. Schlegel glaubt Racine's „Phädra" und mit ihr das ganze System der französischen Tragödie vernichtet, indem er nachweist daß Racine überall wo er von dem Vorbilde des Euripides abweicht dem Wesen der griechischen Dramatik ungetreu werde. Warum aber sind diese Aenderungen nicht unerlaßlich? Bei Euripides entspringt die Katastrophe aus dem Zorn der Aphrodite. Aphrodite beschließt den Hippolytos zu vernichten, obgleich sie weiß daß sie für diesen Zweck auch ihre geliebte Phädra vernichten muß. Sie erweckt in Phädra eine verbrecherische Liebe gegen Hippolyt, dieser verschmäht diese Liebe, Phädra aus Verzweiflung über das unbedachte Geständniß gibt sich den Tod und ist treulos genug durch eine hinterlassene Schrift eine falsche Anklage gegen Hippolyt zu schleudern. Theseus verbannt den Sohn und fleht zu Poseidon daß er ihn verderben möge; Poseidon einem frühern Versprechen gemäß erhört dies furchtbare Gebet, er scheucht die Rosse des Fliehenden, dieser wird an Felsen zerschmettert. Artemis erscheint, verheißt ihrem Liebling ewige Verklärung und deckt dem Theseus den grausen Verrath auf. Der stumm verzweifelnde Schmerz mit dem Theseus den Tod des Sohnes betrauert ist die tragische Stimmung mit der auch der Zuschauer das Schicksal anklagt. Der Mensch ist ein bloßes Spielwerk in den Händen der Götter. Und eine so furchtbar zermalmende Schicksalstragödie hätte der neuere Dichter unverändert nachahmen sollen? Racine sollte den Stoff des Euripides umdichten, etwa in derselben Weise wie wir wissen daß in Griechenland ein Mythus von dem einen Dichter zum andern wanderte, von Hand zu Hand sich künstlerisch immer mehr abrundend? Wie göttlich offenbart sich hier die naive Gesundheit des französischen Dichters! Alle Götter- und Schicksalsmaschinerie beiseitewerfend, gründet Racine überall seine Tragik auf innere psychologische Hebel, auf den innern Kampf energischer Leidenschaft, ja er verschmäht sogar die Intrigue nicht. Und so wenig auch sonst die Intrigue für die Tragödie geeignet ist, es ist gewiß, hätte der Dichter zwischen Intrigue und außerweltlichem Schicksal zu wählen, seine Wahl durfte keinen Augenblick schwanken. Was schadet es daß die griechische Idealität der Charakteristik dabei verlorengegangen? Die modernen Charaktere sind subjectiver, ihr Gemüth ist ihr Schicksal.

Der Dichter des „Ion" tadelt den Dichter der „Phädra", weil sie nicht blos eine philologische Umarbeitung ist, sondern eine wirkliche, aus der eigensten

Seele geschöpfte Umdichtung. Schlegel verlangte einen verbesserten Euripides, Racine aber wußte es sehr wohl, und er spricht es in der Vorrede zu seiner „Iphigenia“ ausdrücklich: aus daß eine Götteridee die zur Zeit des Euripides Glauben fand heutzutage nicht mehr geglaubt werde, und deshalb auch in der Poesie unwirksam erscheine.

Und angesichts solcher Thatsachen wagen wir noch immer den Franzosen falsche Nachahmung der Griechen vorzuwerfen? Wahrlich, wir thäten gut, statt jene galanten Liebschaften der griechischen Helden in der französischen Tragödie mit vornehmer Selbstgenügsamkeit zu bespötteln, vor Allem uns ihren Ursprung und ihre tiefe ästhetische Bedeutung klarzumachen. Wir ereifern uns so gern über das Raffinement des siècle de Louis XIV. Aber es ist kein Zweifel, im Verhältniß zu uns waren diese Menschen naive Menschen. Diese französischen Tragödien gleichen in der Art und Weise wie sie mit den alten Formen und Stoffen umgehen jenen alten Bildern, die die Gestalten der heiligen Geschichte, unbekümmert um historische Treue, ohne Bedenken in Tracht und Behaben der unmittelbarsten Gegenwart kleiden. Diese Menschen fühlen sich so glücklich in ihrer Gegenwart, so glücklich daß sie gar nicht denken können es sei jemals anders gewesen.

Das aber ist die Gedankenlosigkeit unserer kranken Zeit! Jene Bilder bewundern unsere Zeitgenossen und die französische Tragödie verachten sie. Ich kenne einen berühmten Kunstgelehrten — und Sie, lieber Freund, kennen ihn auch — der für Tizian schwärmt und nichtsdestoweniger aus Händel eine Religion macht. Widersprüche über Widersprüche!

Sie sehen, mein lieber Freund, welchen Anklang Ihre Worte bei mir gefunden haben. Ich unterschreibe daher nicht nur vollständig Ihre Vertheidigung der französischen Tragödie; ich bin ebenso wie Sie der Meinung daß unsere jungen Dramatiker alle Ursache haben in gewissen Dingen bei diesen französischen Dichtern in die Schule zu gehen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur deutschen Geschichtschreibung.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung. Herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. Berlin, Besser. 8.

VIII. Jahrhundert. Erster Band. — Auch u. d. T.: Paul Diaconus und die übrigen Geschichtschreiber der Longobarden übersetzt von Otto Abel. 1849. 18 Ngr.

IX. Jahrhundert. Erster Band. — Auch u. d. T.: Kaiser Karl's Leben von Einhard. Nach der Ausgabe in den Monumenta Germaniae übersetzt von Otto Abel. 1850. 5 Ngr.

XI. Jahrhundert. Siebenter Band. — Auch u. d. T.: Adam's von Bremen hamburgische Kirchengeschichte, nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von J. C. M. Laurent. Mit einem Vorworte von J. M. Lappenberg. 1850. 16 Ngr.

So oft uns ein neuer Band dieses Werks zugesandt wird freuen wir uns, in der Hoffnung daß die deutsche Geschichte in ihren Quellen dem Publicum allmälig bekannter werde, und wünschen daß die Theilnahme desselben mit dem Fortschreiten des Werks wachsen möge.

Der erste der obengenannten Bände führt uns die Geschichte der Longobarden vor, die Geschichte desjenigen Volks das bei den Bewegungen der deutschen Stämme am spätesten zur Ruhe gekommen ist, und zwei Jahrhunderte später seine Unabhängigkeit verlor. Von Anfang an, wie schon Tacitus berichtet, schwach an Zahl, erregte es Bewunderung durch seine Tapferkeit: keinem Kampf auch mit größern Stämmen wich es aus, den besiegten Völkern wußte es seine Form aufzudrücken. So wuchs es allmälig zu einem der bedeutendsten deutschen Völker heran, und fast wäre es ihm gelungen für Italien zu werden was die Franken für Gallien, die Westgothen für Spanien, die Sachsen für Britannien geworden waren, die dem Lande eine neue Selbständigkeit gebende Macht. Das gelang nun freilich nicht, und zwar durch den losen innern Zusammenhang des longobardischen Volks, durch den hartnäckigen Widerstand der Oströmer, besonders aber durch die kirchlichen Verhältnisse. Sollte die christliche Kirche nicht in eine Abhängigkeit vom Staate gerathen, so durfte es keinen Herrscher von ganz Italien geben; als das Streben der Longobarden auf die Unterwerfung von ganz Italien gerichtet war, da setzte der Papst erlaubte und unerlaubte Mittel in Bewegung Dies zu verhindern, das longobardische Reich fiel in die Gewalt der Franken, und hat sich nie wieder zu einem Reiche erhoben, wol aber sind die Lombarden im Mittelalter für Italien eine Vormauer geworden daß es keine deutsche Provinz werden durfte.

Der Bearbeiter dieses Bandes ist Derselbe welcher uns den Fredegar zugänglich gemacht hat, Otto Abel. Es ist mit Fleiß und Umsicht Alles so zusammengestellt daß wir ein lebendiges Bild von dem Longobardenvolke dieser Zeit erhalten: was allenfalls in einem kurzen Umriß noch wünschenswerth gewesen wäre, Das möchte eine kurze Uebersicht des longobardischen Rechts gewesen sein, um die innere Eigenthümlichkeit dieses kleinen zähen Volks noch deutlicher hervortreten zu sehen. Die Uebersetzung scheint uns recht gelungen, sie ist soweit wir sie verglichen haben treu und genau.

Der vorliegende Band besteht zunächst aus einer Einleitung, in welcher der Verf. auf den Sagenreichthum bei den Longobarden hinweist, und dann ein kurzes Bild von dem Paul Diaconus, dem Geschichtschreiber der Longobarden, entwirft, und zwar ist Dies, wie Abel sagt, größtentheils ein Auszug aus Vorarbeiten des Dr. Bethmann über das Leben und die Schriften des Paul Diaconus, welche, wie es scheint, noch einer Veröffentlichung entgegensehen. Wegen Paul's Anhänglichkeit an Karl verwirft Abel die Sage als habe er dem Kaiser mehre male nach dem Leben getrachtet. Die letzte Zeit seines Lebens brachte Paul im Kloster Monte Cassino zu; hier schrieb er die Geschichte seines Volks, führte sie aber nur bis auf den Tod des Königs Liutprand 744, an der Beendigung wahrscheinlich durch den Tod verhindert. Als Grundzug seines Charakters nennt der Verf. treue Anhänglichkeit an seinen Fürsten, und Liebe für sein Volk. Paul's religiöse Richtung ist vorwiegend praktisch und verständig, dogmatischen Streitfragen ebenso wie beschaulicher Speculation entschieden abgeneigt. Vom Hang zum Aberglauben, zum Fabelhaften und Wunderbaren ist er im Vergleich zu seinen Zeitgenossen sehr frei zu nennen. Seine Bildung gehört zu der umfassendsten seiner Zeit, besonders zeichnete ihn die seltene Kenntniß des Griechischen aus. Was Sprache und Ausdruck anlangt gehört er zu den besten Schriftstellern des frühern Mittelalters. Seine „Geschichte der Longobarden“ ist freilich kein durchweg selbständiges Werk, sondern aus andern Quellen zusammengesetzt, wobei er doch nicht ganz ohne Kritik verfuhr, und zugebote stand ihm die mündliche Ueberlieferung seines Volks in den Sagen. Ein schöner Beweis seiner Wahrheitsliebe ist daß auch seine Liebe zu seinem Volk ihn niemals parteiisch macht.

Vorangestellt ist der „Geschichte der Longobarden“ das

Vorwort zu dem Gesetzbuch des Königs Rothari, das hier zum ersten mal deutsch erscheint; es enthält eine kurze Geschichte der Longobarden bis auf den König Rothari, und ist eine Hauptquelle für den Paulus Diaconus. Beide, Paulus und der Verfasser des Vorworts, lassen die Longobarden aus Skandinavien auswandern. Abel sucht in dem Anhang, in dem Abschnitt über die Wanderungen der Longobarden Dies als eine falsch aufgefaßte Tradition darzustellen, und nachzuweisen daß dies Skadan an den Ufern der Elbe zu suchen sei. Eine Handschrift des longobardischen Gesetzbuchs in Gotha, dem eine kurze Geschichte des longobardischen Volks vorausgeht, erzählt die Longobarden seien vom vindilischen Strom (worunter nach Abel die Ostsee zu verstehen ist) aufgebrochen, und hätten ihre neuen Wohnsitze in Skatenau am Ufer der Elbe aufgeschlagen. An die Ufer der Elbe verweisen uns auch alle ältesten Spuren die wir von ihrem Wohnort haben; auch die Stadt Bardewick und das Volk der Barden wird auf sie zurückgeleitet. Wie unsicher übrigens die Nachrichten über die ältesten Sitze der Longobarden waren, erhellt schon daraus daß Tacitus uns Nichts darüber berichtet; Ptolemäus kennt auch Longobarden am Rhein. Auch die Wanderungen der Longobarden sind dunkel: sie gehören früher zu den Sueven, anfangs zu dem Reiche des Marbod, dann treten sie auf die Seite der Cherusker, später (172) kämpfen sie mit den Markomannen an der Donau; doch sollen sie erst um 379 von dem äußersten Ende Deutschlands aufgebrochen sein. Die Namen der Länder durch welche Paulus sie wandern läßt lassen kaum eine Ahnung ihrer Bedeutung zu. Erst in Pannonien ist wieder sicherer Boden; hier wohnen sie neben den Avaren, wandern nach Unterösterreich, dann wieder nach Ungarn, und nun erst nach einem Sieg über die Heruler wurden sie gewaltig. Die Longobarden, früher von Herzögen geleitet, wollten, seit sie unter Völkern wohnten die von Königen regiert wurden, auch einen König haben; dieser aber mußte sich durch seine Persönlichkeit Ansehen erwerben, auch in spätern Zeiten verlieh die königliche Würde an und für sich unter den Longobarden keine große Bedeutung. Im Bunde mit den Avaren schlägt König Albuin die Gepiden, und heirathet Rosamunde, die Tochter des von ihm getödteten Königs der Gepiden. Damit schließt das erste Buch.

Das zweite Buch schildert wie die Longobarden dem oströmischen General Narses Hülfe leisteten die Ostgothen in Italien zu vertilgen. Um eine Probe der Uebersetzung zu geben wollen wir die Beschreibung der Pest mittheilen die einige Jahre vor dem Einbruch der Longobarden in Italien (565) in Ligurien ausbrach. S. 33 heißt es: „Denn mit einem male kamen an Häusern, Thüren, Gefäßen, Kleidern eigenthümliche Flecken zum Vorschein, und wurden wenn man sie abwaschen wollte immer stärker. Nach Umlauf eines Jahres aber entstanden an den Leisten der Menschen und an andern heimlichen Stellen Geschwülste wie Nüsse oder Datteln, worauf bald unerträgliche Fieberhitze und am dritten Tage der Tod erfolgte. Ueberlebte aber Einer den dritten Tag, so hatte er Hoffnung durchzukommen. Da war allenthalben Trauer, allenthalben Weinen. Weil unter dem Volke der Glaube verbreitet war durch die Flucht entgehe man dem Verderben, so wurden die Häuser von den Bewohnern verlassen, und standen leer; nur von den Hunden wurden sie noch gehütet. Die Heerden blieben allein auf dem Felde, die Hirten fehlten. Da konnte man sehen wie aus Dörfern und Städten, noch jüngst von ganzen Haufen Menschen angefüllt, am andern Tage Alles geflohen war, und nun überall Todesstille herrschte. Die Söhne flohen von den unbestatteten Leichen ihrer Aeltern hinweg; die Aeltern vergaßen herzlos ihre Pflicht, und ließen die Kinder in der Fieberhitze liegen. Wollte Einer von alter Anhänglichkeit getrieben seinen nächsten Verwandten begraben, so blieb er selber unbegraben; während man bestattete kam man selbst um; gab man einer Leiche das Trauergeleite, so entbehrte das eigene Leichenbegängniß dieses Liebesdienstes. Da konnte man glauben die Welt sei in ihre uranfängliche Stille wieder zurückgesunken: kein Laut auf dem Felde, kein Pfeifen der Hirten, kein wildes Thier lauerte mehr dem Vieh auf, kein Schaden geschah mehr den Hausvögeln. Die Saatfelder blieben über die Erntezeit hinaus stehen und warteten unangerührt auf den Schnitter; die Weingärten voll üppig glänzender Trauben betrat Niemand als bereits das Laub abgefallen war und der Winter vor der Thür stand. Zu jeder Stunde des Tags und der Nacht erklang das Schmettern der Kriegstrompeten in den Ohren, die Meisten glaubten den Lärmen wie von einem heranziehenden Heere zu vernehmen. Zwar zeigte sich nirgend der Fußtritt wandelnder Menschen, Niemand der getödtet hätte; aber die Leichname der Gestorbenen redeten stärker als das Sehen der eigenen Augen. Das freie Feld verwandelte sich in eine Begräbnißstätte der Menschen, in die menschlichen Wohnungen zogen die wilden Thiere ein. Und dieses Unglück verbreitete sich nicht über die Grenzen Italiens hinaus zu den Alemannen und Baiern, sondern traf allein die Römer."

Die Wanderung der Longobarden nach Italien, von dem rachesüchtigen Narses veranlaßt, wurde mit vieler Vorsicht von Alboin unternommen, mit den Avaren welchen sie ihre Wohnsitze überließen ward ein Vertrag geschlossen, und die Avaren verpflichteten sich die Wohnsitze wiederherauszugeben wenn die Longobarden sich in Italien nicht sollten halten können. Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Schwaben, Noriker und 2000 Sachsen werden als die Völker genannt welche mit den Longobarden zogen und sich dem Willen des Alboin unterwarfen. Mit der Erzählung von der Eroberung Italiens verknüpft Paulus einen kurzen Abriß der politischen Geographie des Landes. Bald nach der Eroberung von Pavia (572) fiel Alboin durch seine Gemahlin, die er beim Gelage gezwungen hatte aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Die Mörder müssen fliehen, auch der neue König Cleph hält sich nicht lange: da beschließt das Volk das sich eingerichtet hat keinen König wieder zu wählen, zehn Jahre hindurch werden die einzelnen Districte von Herzögen geleitet.

Das dritte Buch erzählt den Abzug der Sachsen. Da die Longobarden jetzt eine Einheit der verschiedenen Völker die mit ihnen gezogen waren für nothwendig hielten, die Sachsen aber sich Dem nicht fügen wollten, so wanderten sie in ihre Heimat zurück. Die longobardischen Herzöge beständig mit dem Exarchen von Ravenna im Kampf erkannten bald die Nothwendigkeit sich wieder einen König zu setzen; sie wählen den Sohn des Cleph, Authari, der sich seine Krone sicherte durch Verheirathung mit Theudelinde, der Tochter des Herzogs von Baiern, der Enkelin des longobardischen Königs Wacho; denn bei den Longobarden gilt auch die Nachfolge der weiblichen Linie, wie Abel im Anhange nachweist. Bekannt ist die liebliche Darstellung der Werbung um Theudelinde (Cap. 30). Authari breitet die Herrschaft der Longobarden auch im Süden aus, und ein Einbruch der Franken wird durch Krankheiten die unter ihnen ausbrechen unschädlich. Als Authari an Gift stirbt wird Theudelindens Recht anerkannt, sie wählt den Herzog von Turin, Agilulf, zum Gemahl und König.

Das vierte Buch. Von den kirchlichen Verhältnissen gibt uns Paulus nur wenig Nachrichten, was bei einem Geistlichen auffallend ist. Nach der gothaer Handschrift sind die Longobarden Christen geworden, und zwar Arianer, während ihres Aufenthalts im Rugierlande gegen Ende des 5. Jahrhunderts unter König Godehoc oder Claffo. Aber noch zu der Zeit als sie in Italien einbrachen war ein großer Theil des Volks ungetauft, Herzog Ariulf war noch um 600 ein Heide, und nach 663 als der Kaiser Konstantinus Benevent belagert haut der heilige Barbatus von Benevent den Götzenbaum Wodan um an dem die Longobarden ihren Götzendienst getrieben hatten. Die katholischen Priester, und besonders die Mönche mußten harte Verfolgungen von den arianischen Longobarden erdulden; erst seit den Zeiten der Königin Theudelinde, einer katholischen Christin, wird das Volk allmälig katholisch. Wie empfänglich der Boden hier für Ketzereien geblieben ist sehen wir aus dem

Verlauf der Kirchengeschichte; wie schnell wucherten hier im 11. Jahrhundert die aus dem Morgenlande kommenden manichäischen Sekten empor. Unter Agilulf's Nachfolger und Sohn Adaloald trat die Begünstigung der Katholiken schon so stark hervor daß der König, der überhaupt despotisch regieren wollte, deshalb ermordet wurde. Doch blieben die Longobarden bei dem königlichen Geschlecht, sie wählten den Schwager Arioald, einen eifrigen Arianer, zum König; auch der zweite Gemahl der Tochter Theudelindens, der berühmte Gesetzgeber Rothari, war ein Arianer, nur milder gesinnt gegen die Katholiken. Seit seiner Regierung macht sich der Katholicismus durch seine geistige Kraft Bahn, die arianischen Bischöfe verschwinden; in Pavia gab es freilich noch zur Zeit des Paulus Diaconus einen arianischen Bischof an der Hauptkirche. Auf Rothari folgt der verwandte Baierfürst Aripert, der zuerst von allen longobardischen Königen zwei Söhne hinterläßt; die theilten aber auch sogleich das Reich unter sich, und suchten einander vom Thron zu stoßen, bis der herbeigerufene angesehene Herzog von Benevent Dem ein Ende macht, indem er den Einen tödtet und den Andern verjagt.

Das fünfte Buch schildert die Anhänglichkeit der Longobarden an den vertriebenen König Pertari, und die Kraft und Gewandtheit des neuen Königs Grimuald. Dieser ist in Gefahr sein Herzogthum Benevent durch die Griechen zu verlieren; während er hier kämpft entsteht eine Empörung gegen ihn in Oberitalien, die er durch die Avaren dämpft, diese dann aber auch erst mit Gewalt wieder aus dem Lande treiben muß. Gegen die Römer ist Grimuald während seiner ganzen Regierung rachedurstend, und verfährt schonungslos mit ihnen. Nach seinem Tode bemächtigt sich Pertari wiederum des Reichs. Pertari ist eifrig katholisch, er läßt Kirchen und Klöster bauen.

Das sechste Buch erzählt die Regierung Raginpert's, Aripert's II. und besonders die des mächtigen Liutprand, der die Römer, d. h. das Exarchat Ravenna, auf das äußerste bedrängt, dagegen mit dem Papst und den Franken in gutem Vernehmen steht; den Franken stellte er sogar ein Heer zu Hülfe gegen die Araber. Aber er mußte sich auch gegen seine eigenen Unterthanen durch die Kraft seines Armes schützen: so ging er einst mit zwei Schildträgern von denen er wußte daß sie ihn ermorden wollten allein in den Wald, zieht sein Schwert, und entdeckt ihnen daß er ihr Vorhaben wisse, sie sollten es jetzt ausführen; da fielen sie ihm bestürzt zu Füßen und baten um Gnade.

Mit seinem Tode schließt das Werk des Paulus Diaconus, der Verf. aber hat um die letzten Zeiten des Longobardenreichs darzustellen alle vorhandenen Quellen für diese Zeit zusammengestellt. Das Reich der Longobarden war damals schon in einer innerlichen Auflösung begriffen. Zwei neue Dynastien bildeten sich in dieser kurzen Zeit von 30 Jahren; dabei konnte die Königswürde kein Ansehen gewinnen. Das Exarchat muß freilich den Longobarden unterliegen, aber dadurch wird ihre Macht den Päpsten nur um so gefährlicher, und diese, nach weltlicher Herrschaft lüstern, lassen kein Mittel unbenutzt sich eine neue Schutzherrschaft an den Franken zu erwerben. Das neue Geschlecht der Karolinger durch die Päpste auf dem Thron befestigt, verkennt die Vortheile nicht die für seine Herrschaft aus der Verbindung mit den Päpsten hervorgehen würden, und somit stürzt Pipin's Sohn, Karl der Große, 772 das Reich der Longobarden, und setzt die Krone derselben auf sein eigenes Haupt; der letzte König der Longobarden, Desiderius, beschließt sein Leben im Kloster. Das Ende des Longobardenreiches ist nicht weniger durch Sagen geschmückt als der Anfang ihrer Geschichte. Der Sohn des, wie es scheint, vielgeliebten Desiderius wird in der Tradition mit solcher wunderbaren Körperkraft begabt daß selbst der mächtige Karl dadurch verdunkelt wird, und welche Furcht vor den Longobarden auch nach dem Untergange des Reichs noch in den Päpsten herrschte bezeugen hinreichend ihre Briefe an Karl den Großen.

Die Quellen welche Abel verdeutscht hat um diese letzten Zeiten zu schildern sind Fragmente aus dem Leben der Päpste Gregor II., Gregor III., Zacharias, Stephan II., Stephan III. und Hadrian; ferner ein Bruchstück aus der Chronik von Novalese, die so reich an Sagen ist; der Untergang des Longobardenreichs wird dem Verrathe zugeschrieben, selbst die Stadt Pavia gibt die Tochter des Königs in die Hände Karl's. Das Bruchstück aus dem Leben des heiligen Amelius und Amicus schildert die Schlacht zwischen Desiderius und Karl. Das Bruchstück aus der Chronik von Salernum erzählt aus dem Leben des Paul Diaconus, und beschreibt Karl's Zug gegen den Herzog Arichis von Benevent. Aus der Chronik des Mönchs Benedict vom Berge Soracte sind einige Nachrichten über König Ratchis mitgetheilt, endlich aus der Legende der heiligen Julia eine Sage über die Gelangung des Desiderius zur Königswürde. Den Schluß bilden Briefe der Päpste an die Karolinger, aus denen man deutlich erkennt wie das weltliche Besitzthum des Kirchenstaats dem römischen Bischof eine falsche Stellung gibt, politische Beweggründe zu falschen Darstellungen treiben, und tiefer Haß gegen die Longobarden die römischen Päpste beherrscht. In der Einleitung sind über alle diese Fragmente kurze Nachweisungen gegeben; gern hätten wir in Anmerkungen eine Angabe gesehen welchen Ausgaben sie entnommen sind. Den Schluß bildet ein Anhang: über die Wanderungen der Longobarden, über das Christenthum bei den Longobarden, und Bemerkungen zu den Stammtafeln der longobardischen Könige. In diesen Bemerkungen wird aufmerksamgemacht auf den verwandtschaftlichen Zusammenhang der einzelnen longobardischen Fürsten zueinander, und auf die enge Verbindung der longobardischen Könige mit den Häuptern anderer deutscher Stämme; nur der einzige König Ratchis hat eine nichtdeutsche Frau, wird aber auch schon nach vier Jahren bewogen seine Krone niederzulegen, und in ein Kloster zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Josika, N., Die Familie Mailly. Original-Roman. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Kapp, E., J. H. Rausse, der Reformator der Wasserheilkunde. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Sack, K. H., Predigten. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 25 Ngr.

Sallwürk, A. v., Die Vereinigung der Fürstenthümer Hohenzollern mit dem Königreiche Preußen urkundlich dargestellt. Sigmaringen. Gr. 4. 12 Ngr.

Somssich, P. v., Das legitime Recht Ungarns und seines Königs. 2te unveränderte Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Wälti, C., Sturmvogel und Nachtigall. Neue Gedichte. Bern, Jent u. Reinert. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Beim Uebergange von Bekämpfung des Aufstandes zur Ordnung und Einigkeit im Dänischen Reiche. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 5 Ngr.

Dumhof, F., Die Größe der Tugend. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 18. Aug. 1850. München, Franz. 8. 2 Ngr.

— — Die Würde des Menschen in seinem Verhältnisse zur Erde. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 25. Aug. 1850. Ebendaselbst. 8. 2 Ngr.

Schulze, J. D., Der Oberhofprediger Dr. Harleß mit seiner Landtagspredigt der Bibel und der gesunden Vernunft gegenüber. Auch einige Rückblicke auf F. V. Reinhard und C. F. v. Ammon. Dresden, Naumann. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 258. —— 28. October 1850.

Die altfranzösische Tragödie.

(Beschluß aus Nr. 257.)

Es war die große That Lessing's und der auf ihn folgenden Stürmer und Dränger daß sie unsere dramatische Kunst auf Shakspeare verwiesen; denn nur in Shakspeare, der durch keinerlei antikisirende Muster und Ueberlieferungen beirrt war, findet die ganze Tiefe des modernen Geistes, seine Freiheit und persönliche Selbstbestimmung, ihren tiefsten und naturnothwendigen Ausdruck. Die psychologische Charakteristik und der daraus entspringende Wetterschlag der dramatischen Handlung ist nur in ihm. Shakspeare ist daher, wie der Schöpfer, so auch das ewige Muster des modernen Dramas.

Nichtsdestoweniger, glaube ich, macht sich jetzt deutlich ein gewisser Widerstand gegen die unbedingte Nachahmung Shakspeare's fühlbar. Oder vielmehr er hat sich schon seit längerer Zeit fühlbar gemacht und wird in der nächsten Zukunft immer unabweisbarer hervortreten. Und hier ist es wo meines Bedünkens das antike Drama oder besser das französische als dessen subjectivere Modernisirung wieder seine alten Rechte geltendmachen dürfte.

Der dramatische Dichter will vor Allem theatralisch sein, d. h. bühnenwirksam. Hier kommt er oft in den wesentlichsten Compositionsbedingungen mit Shakspeare in Widerspruch. Gervinus hält Shakspeare für den theatralischsten aller Dramatiker. Das ist nur in sehr bedingter Weise wahr. Ich will nicht allzu viel Gewicht darauf legen daß Shakspeare ohne Zweifel durch eine allzu bunte Mannichfaltigkeit der Handlung nicht selten alle dramatische Uebersichtlichkeit und Einfachheit wesentlich gefährdet. Wichtiger ist eine andere Betrachtung. Shakspeare war wirksam für seine Bühne; für die unserige ist er es ohne durchgreifende Veränderungen nicht mehr. Auf seiner Bühne, die keine Coulissen und Decorationen kannte, konnte er in freiester Willkür mit den keckſten Ortsveränderungen umspringen; kein Decorationswechsel störte die Ruhe der Bühne. Wird aber diese Compositionsweise mit ihrem wirren Durcheinander rastlos wechselnder Oertlichkeiten auf unser Decorationssystem übertragen, da entsteht ein Naturalismus der überall die Illusion stört und der den Zuschauer nirgend zu jener stillbeschaulichen Andacht und Feierlichkeit kommen läßt, die jedem echten Kunstgenusse eigen ist. Daher die Nothwendigkeit jener mehr bühnengerechten Umarbeitungen Shakspeare's, derentwegen man unsere Regisseure so oft mit unverständiger Härte anklagt. Erklärte doch Goethe geradezu einmal daß sich Shakspeare's Stücke weniger für die Darstellung als für ein recitirendes Vorlesen eigneten. Und seit dem Sturze der Sturm- und Drangperiode hat man in der verschiedensten Weise nach größerer Ruhe der Bühne getrachtet. Der antikisirende Stil Goethe's und Schiller's in ihren spätern Dramen, ihre Uebersetzungen der französischen Tragödien, ebenso Tieck's Schrulle die altenglische Bühneneinrichtung bei uns wieder heimischmachen zu wollen ist einzig aus diesem Gefühle hervorgegangen. Allein diesen Bestrebungen lag durchaus ein richtiger Kunstsinn, ich möchte sagen, ein zwingender Naturtrieb zugrunde. Sie fehlten nur darin daß sie uns gewaltsam auf Standpunkte zurückschrauben wollten die durch den Fortschritt der Geschichte für immer überwunden und abgethan waren.

Weil wir eine andere Bühne haben als Shakspeare, müssen wir auch anders dichten. Größere Ruhe thut uns noth und einfachere Uebersichtlichkeit. Es ist unsere Aufgabe mit der vollen Naturwahrheit Shakspeare's auf unserer Bühne dieselbe Idealität und Würde der Darstellung zu bewahren die Shakspeare auf der seinigen hatte. So nähern wir uns ganz von selbst mitten im vollsten Leben des modernen Dramas wieder der Einfachheit der antiken Bühne.

Hier aber, meine ich, sind die Franzosen unsere natürlichen Lehrmeister. Nicht übersetzen wollen wir sie wie Goethe und Schiller, wir wollen sie auch nicht nachahmen ganz wie sie sind, mit Haut und Haaren. Das hieße die Manen des großen Lessing beleidigen; über die alten und fremden Stoffe, und, seitdem wir Shakspeare kennen, über die pathetische Innerlichkeit ihrer Charakterentwickelung sind wir ohnehin hinaus. Nein! ihre klare Einfachheit wollen wir uns zum Muster nehmen. Im Inhalte, die zwingende Klarheit ihrer Motive, den straffen Zusammenstoß der streitenden Mächte, in dem besonders Corneille so unnachahmlich groß ist. In der Form, die Massenhaftigkeit der Gruppirung, die Ruhe und Stetigkeit des Fortschritts. Denn daß ich es Ihnen nur offen gestehe, auch jene vielverschrienen Einhei-

ten des Ortes und der Zeit scheinen mir mehr als bloße Grillen. Wenigstens die Einheit des Ortes. Ich glaube nämlich diese Foderung beruht bei den Franzosen einfach auf einem Misverständniß, auf einer logischen Unklarheit. Nicht die Einheit des Ortes wollen wir vertheidigen; gegen diese verstoßen ja auch die Franzosen fortwährend, sie haben sozusagen nur das ideelle Unding eines ortlosen Ortes. Aber die Einheit der Scene ist wesentlich. Eine völlige Stetigkeit läßt sich ohne die ärgsten Gewaltsamkeiten nicht durchführen; wer möchte Das leugnen. Aber auch hier müssen wir den Vorgang der Griechen befolgen. Nur bei einem Hauptabschnitte der Handlung, d. h. in unserm Sinne bei einem neuen Aufzuge sollte sich die Scene verändern; nur die seltensten Fälle können hier eine Ausnahme gestatten.

Gerade jemehr das moderne Drama mit vollem Rechte in der Charakterzeichnung zur individuellsten Naturwahrheit, ja ich möchte sagen zur treuesten Natürlichkeit hindrängt, um so gemessener und idealer muß es in der Composition sein. Verbietet sich der Dichter diese springende Willkür im Wechsel des Ortes, so gewinnt dadurch nicht blos die äußere Scenerie an Halt und Würde, sondern was die Hauptsache ist, die Handlung selbst wird einfacher, klarer, zusammengehaltener. Die zerstreuenden Episoden verschwinden, mit ihnen verliert sich die Gefahr episirender Breite, die Zahl der auftretenden Personen wird geringer und darum überschaulicher, die Gegensätze und deren Motivirung reiner, gedrungener. Nur auf diese Weise ist es möglich die langgesuchte Idealität der Darstellung wirklich zu erreichen, ohne doch seine individuellere Haltung, die den specifischen Unterschied zwischen alter und neuer Kunst ausmacht, irgendwie zu gefährden.

Sie lächeln, mein Freund? Sie schreien über doctrinaire Grillen, und lächeln um so herzlicher, da Sie wissen wie sehr ich selbst immer eifere gegen alle politischen und ästhetischen Doctrinaire. Gemach, mein Freund! Vielleicht findet sich auch für diese Phantasien die nöthige Rechtfertigung.

Ich will an die Goethe'sche „Iphigenia“ gar nicht erinnern, obgleich mir dies wunderbare Gedicht recht eigentlich als eine Prophetin erscheint, als ein bereits zur dichterischen Thatsache gewordenes Vorgefühl Dessen was in Zukunft die Dramatik sein wird. Die Rechtfertigung liegt im Wesen der nächsten Gegenwart selbst. Ich weiß, Sie stimmen mit mir überein, all unsere politischen und gesellschaftlichen Kämpfe bezwecken im letzten Grunde nichts Anderes als die Auflösung und Vernichtung unserer verzwickten und verlogenen Zustände, die Vereinfachung unsers ganzen Seins und Denkens. Und sind wir erst selbst wieder einfacher, reiner und wahrer, so ist auch unsere Tragik ihrem innern Gehalte nach wieder wahr und rein und einfach. Und die Form, die solchem Gehalte gemäß ist, wird dann sicher nicht ausbleiben. Mir will es dünken als ob wir schon jetzt von der epischen Nebeneinanderstellung verschiedener Handlungen, und von der damit zusammenhängenden Breite der zeitlichen und örtlichen Entfaltung, wie wir Dies von Shakspeare gelernt haben, immer mehr zurückkämen. Nach den Ueberstürzungen der Romantik und der Sturm- und Drangperiode kehren wir auch hier wieder zur einfachen Wahrheit Lessing's zurück. Hier scheint mir vor Allem Hebbel, namentlich in der „Maria Magdalena“, und soviel ich auch sonst gegen dieses neueste Stück Hebbel's auf dem Herzen habe, auch in „Herodes und Mariamne“ den allein richtigen und zielzeigenden Punkt getroffen zu haben. Das ist eine Klarheit und innere Nothwendigkeit der Motive, eine Straffheit der Handlung, die wir festhalten müssen, wenn wir uns auch mitten im ungestümsten Strudel der tragischen Leidenschaft die Großheit und Würde reiner Tragik bewahren wollen.

H. Hettner.

Zur deutschen Geschichtschreibung.

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

Das zweite Werk, dessen Uebersetzer ebenfalls Abel ist, versetzt uns in eine Zeit in der das gesammte Deutschland unter der Oberhoheit der Franken vereinigt wird, in der das Drängen und Treiben nach Süden und Westen aufhört, und das wissenschaftliche Erbe der Römerwelt mit klarerm Bewußtsein von den Germanen angetreten wird, zur selben Zeit in der Rom den Germanen auch den Kaisertitel selbst überantwortet. Als es jetzt feststand daß man die Sitze innehabe in welchen man bleiben wollte, da richtete sich der Blick wieder nach Osten und Norden auf die nachdrängenden Slawen und die unruhigen Normänner, um sie fernzuhalten oder zu unterwerfen und zu germanisiren. In diese Zeit versetzt uns Einhard, aber nicht sowol um uns ein Bild jener Zeit zu geben, sondern um uns ein Bild des Mannes zu liefern der durch seine Eroberungen das alte Drängen zum Stillstand brachte, und durch seine Schöpfungen eine neue Zeit hervorrief, ein Bild Karl's des Großen. Auch in dem Geschichtschreiber Einhard ist uns ein Zeichen gegeben daß die Germanen jetzt fähig waren das Erbe der Römer anzutreten; denn es läßt sich der Umschwung der Dinge im 8. und 9. Jahrhundert wol nicht tiefer empfinden als wenn man von dem Fredegar auf die Lebensbeschreibung Karl's des Großen von Einhard übergeht: so barbarisch dort das Latein ist, so fließend liest es sich hier, es ist als wenn man aus der Barbarei plötzlich in das römische Gebiet versetzt ist, ein großes Denkmal der segensreichen Regierung des Kaisers Karl.

Wir haben die Uebersetzung verglichen mit dem Text und können die Treue des Uebersetzers rühmen. In der Einleitung macht uns Abel mit Einhard bekannt, im Anhang spricht der Uebersetzer sein Urtheil aus über die Sage von Einhard und Emma, die gegen die historische Wahrheit der Sage ausfällt, da Karl gar keine Tochter Emma gehabt hat, und sich kein Beweis für diese Erzählung findet; wahrscheinlich liegt der Sage eine Verwechselung mit dem Verhältniß zwischen Angilbert und Karl's Tochter Bertha zum Grunde. Weiter berichtet der Anhang einen Traum Karl's, und den Schluß bildet eine Tabelle über die Familie Karl's des Großen. Für Einleitung und Anhang wird der Leser dem Verf. dankbar sein.

Einhard — erst die spätere Form ist Eginhard — wurde 770 im Maingau in Ostfranken geboren, am Hofe Karl's erzogen, und wie Abel glaubt von Karl als Minister der öffentlichen Arbeiten angestellt. In die Politik scheint man ihn wenig hineingezogen zu haben, ja als mit dem Tode Karl's des Großen das Sinken der bisher immer im Steigen begriffenen Macht der Franken, als der Verfall der geistigen Bildung von Jahr zu Jahr klarer und deutlicher hervortrat, da scheint Einhard, des öffentlichen Lebens matt und müde, sich immer tiefer

in die Einsamkeit vergraben zu haben: er trat in den geistlichen Stand, erhielt mehre Abteien, ließ sich Reliquien aus Rom bringen, und widmete deren Dienst die größte Aufmerksamkeit. Treu hielt er zu dem Kaiser Ludwig, dem er schon als Ludwig noch ein Knabe war vorzugsweise geneigt war. Einhard suchte die widerspenstigen Söhne zum Gehorsam gegen den schwachen Vater zu bringen ohne eben Eindruck zu machen, weshalb er auch vom Hofe gar Nichts mehr hören mochte. Im J. 836 verlor er seine Gemahlin Imma, er selbst starb 844, und liegt begraben zu Seligenstadt. Außer dem „Leben Karl's des Großen" haben wir von Einhard noch die „Geschichte der Uebertragung der Heiligen Petrus und Marcellinus", nach Abel ein zwar mit Innigkeit, aber auch mit ermüdender Weitläufigkeit geschriebenes Werk, ein Vorwurf den man der Lebensbeschreibung Karl's am wenigsten machen kann, vielleicht auch ein Zeichen wie die bisher in Spannung erhaltene Kraft plötzlich erschlafft. Von Einhard's „Annalen" werden wir bei der Uebersetzung derselben hören.

In dem „Leben Karl's" sind es weniger die Kriege mit welchen Einhard uns bekanntzumachen sucht, obschon er auch diese alle der Ordnung nach nennt, sein Zweck ist vielmehr uns ein treues Bild von dem Leben seines Herrn und Ernährers, wie er ihn nennt, zu geben. Das Ganze ist so ebenmäßig und schön geordnet daß man kaum eine Stelle herausnehmen kann, weil sie eben dadurch verliert daß man sie nicht im Zusammenhange liest. Wir wollen ganz kurz den Inhalt der Capitel angeben, und dann als Probe die Stelle mittheilen in der Einhard Karl's äußere Gestalt beschreibt.

In den ersten 14 Capiteln werden Karl's Kriege angeführt, im 15. wird angegeben wie das Reich durch ihn erweitert wurde, im 16. wird Karl's freundschaftliche Verbindung mit den Fürsten des Orients dargelegt, im 17. werden seine Bauten genannt, und die Anstalten welche getroffen wurden um das Reich vor den normännischen Seeräubern zu sichern. Mit dem 18. Capitel beginnt die Darstellung seines innern und häuslichen Lebens, und zwar werden zuerst seine Frauen genannt; Cap. 19 die Erziehung seiner Kinder, Cap. 20 die Verschwörung eines unehelichen Sohnes, Cap. 21 seine Gastfreiheit, Cap. 22 seine körperliche Gestalt, Cap. 23 seine Kleidung, Cap. 24 sein Essen und Trinken, Cap. 25 seine wissenschaftlichen Beschäftigungen, Cap. 26 seine Religiosität, Cap. 27 seine Wohlthätigkeit, Cap. 28 sein Verhältniß zu den Päpsten und seine Krönung als Kaiser, Cap. 29 seine Gesetzgebung und seine Sorge für die deutsche Sprache, Cap. 30 die Krönung Ludwig's und sein Tod, Cap. 31 sein Begräbniß, Cap. 32 die Vorzeichen seines Todes, Cap. 33 sein Testament.

Die Beschreibung seiner körperlichen Gestalt lautet folgendermaßen: „Er war von breitem und kräftigem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt — denn seine Länge betrug wie bekannt sieben seiner Füße —, der obere Theil seines Kopfs war rund, seine Augen sehr groß und lebendig, die Nase ging etwas über das Mittelmaß, er hatte schöne weiße Haare, und ein freundliches, heiteres Gesicht. So bot seine Gestalt, mochte er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung, wiewol sein Nacken dick und zu kurz, sein Bauch etwas herabhängend scheinen konnte: das Ebenmaß der andern Glieder verdeckte Das. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers, und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte; seine Gesundheit war gut, außer daß er in den vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fuße hinkte. Aber auch damals folgte er mehr seinem eigenen Gutdünken als dem Rath der Aerzte, die ihm beinahe verhaßt waren, weil sie ihm riethen dem Braten den er zu speisen pflegte zu entsagen, und sich an gesottenes Fleisch zu halten. Beständig übte er sich im Reiten und Jagen, wie es die Sitte seines Volks war; denn man wird nicht leicht auf Erden ein Volk finden das sich in dieser Kunst mit den Franken messen konnte. Sehr angenehm waren ihm auch die Dünste der warmen Quellen, er übte seinen Leib fleißig im Schwimmen, und verstand das so vortrefflich daß es ihm Keiner darin zuvorthat. Darum erbaute er sich auch zu Aachen ein Schloß, und wohnte in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode beständig darin. Und nicht blos seine Söhne, sondern auch die Vornehmen und seine Freunde, nicht selten auch die ganze Schar seines Gefolgs und seiner Leibwächter lud er zum Bade, sodaß bisweilen hundert Menschen und darüber zusammen badeten."

Das dritte Werk enthält die hamburger Kirchengeschichte von Anfang an bis auf den Tod Adalbert's von Bremen 1072; verfaßt ist es von Adam, Domherrn von Bremen, übersetzt von Laurent, dem Uebersetzer des Thietmar von Merseburg. Auch bei dieser Uebersetzung können wir nach Vergleichung mit dem Original Fleiß und Gewandtheit lobend erwähnen; erläuternde Excurse finden sich nicht, und in den Anmerkungen ist die äußerste Beschränkung beobachtet, dagegen ist die Uebersetzung durch eine Vorrede des Dr. Lappenberg, des Herausgebers des Adam von Bremen in den „Monumenta", geziert: gern hätten wir dennoch einen oder den andern erläuternden Excurs, z. B. zum vierten Buch über die Geographie und Reisen der Skandinavier, gesehen. Archivar Lappenberg nennt Adam einen für seine Zeit und sein Vaterland so gebildeten Mann als sinnig talentvollen und treuen Berichterstatter. Adam, aus Meißen gebürtig, wurde von Adalbert nach Bremen gezogen; 1075 schrieb er sein Werk, dessen Mittelpunkt Adalbert von Bremen ist, er hat uns ein so lebendiges, treues Bild gegeben von seinem Charakter und der Entwickelung desselben, oder vielmehr so klar und deutlich geschildert wie dieser Kirchenfürst in Eitelkeit und Haschen nach weltlicher Größe unterging, sodaß Niemand sein Werk unbefriedigt aus den Händen legen wird.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. Adam, in Kummer und Sorge über den Zustand des Erzbisthums, will so gern zum Aufbau desselben nach seinen Kräften beitragen; er forscht deshalb in alten Büchern, da findet er so Vieles das der Erhaltung würdig ist daß der Entschluß in ihm reif wird die Geschichte des Erzbisthums zu schreiben. Er eröffnet die Erzählung mit einer Beschreibung des Sachsenlandes nach Einhard, nennt die Sachsen den Franken von jeher tributair, und sagt eine Empörung habe den dreißigjährigen Krieg mit Karl dem Großen herbeigeführt, der mit der Bekehrung der Sachsen endigt. Vor dieser Zeit leuchtete unter allen Missionnairen Winfried hervor, er vereinigte die zerstreuten Kirchen zu einem Ganzen. Zu Karl's Zeiten war der Angelsachse Willehad bemüht im nördlichen Deutschland Empfänglichkeit für das Christenthum zu verbreiten, Karl ernannte ihn zum ersten Bischof von Bremen. Ihm folgte Willerich, zu dessen Lebzeiten Karl die Kirche zu Hamburg gründete, sie aber nicht dem bremer Sprengel einverleibte, wie der dortige Bischof erwarten mochte, da er schon in Nordelbingen das Evangelium verkündigt hatte. Karl hatte den Plan in Hamburg ein Erzbisthum für den ganzen Norden zu gründen. Seitdem wurde das Christenthum auch unter den Dänen bekannter, und manche Vorbereitungen geschahen zu dessen Einführung. Unter Ludwig dem Frommen bewog politische Bedrängniß den Dänenkönig Harald sich taufen zu lassen; dadurch wurde dem Ansgarius der Weg gebahnt. Adam ruft staunend aus: „Nun wird vollendet was Willebrord und Andere nicht vollenden konnten." Ansgarius wird Erzbischof von Hamburg mit Einwilligung Willerich's, der jetzt darauf bedacht ist die Gemeinde seines Sprengels zu stärken, die Zahl der Kirchen und Geistlichen zu vermehren. Unter dem folgenden Bischof von Bremen, Leuderich, wird Hamburg von dem Dänenkönig Horich überfallen und zerstört, der Erzbischof rettete kaum das nackte Leben. Obgleich Dänen damals an allen Küsten schwärmten, gab man doch das Erzbisthum nicht auf, aber man suchte bei dem Tode Leuderich's dadurch einen sichern Rückhalt zu gewinnen daß man Hamburg und Bremen

verband, und den Sitz des hamburger Erzbischofs nach Bremen verlegte. Der Widerspruch des kölner Erzbischofs, zu dessen Erzsprengel Bremen bisher gehört hatte, wurde glücklich beseitigt. Ansgarius begann die Mission im Dänenreich seitdem mit neuem Eifer und glücklichem Erfolg, bis in einer furchtbaren Schlacht der Dänen gegeneinander der König und ein großer Theil der Vornehmen fiel, und alle bisherigen Früchte scheinbar vertilgt waren: der neue König und seine Räthe waren feindselig gegen das Christenthum gesinnt. Aber auch diesmal siegt Ansgar's Ausdauer, von neuem erhob sich das Christenthum, schlug tiefere Wurzeln als vorher, und die Bande des Heidenthums wurden immer lockerer. Unter dem folgenden Erzbischof Rimbert, nach dem Tode Ludwig's des Deutschen, brach das Dänenvolk wie eine Landplage über ganz Sachsen herein: „Städte wurden sammt den Bürgern, Bischöfe sammt ihren ganzen Heerden dem Untergange geweiht, und berühmte Kirchen sammt den Gläubigen den Flammen übergeben." Dem Rimbert folgte Adalgar, unter dem die Ansprüche des kölner Erzbischofs auf Bremen erneuert, und nach einem Gottesurtheil des Zweikampfs anerkannt werden; indeß noch zu Adalgar's Zeiten wird die Abhängigkeit von Köln wiederaufgehoben. Die Zeit war traurig, die karolingischen Fürsten hatten kein Ansehen, während Dänen, Slawen, Böhmen und Ungarn das nördliche Deutschland bedrängten. Es folgten die Erzbischöfe Hoger, Reginward und Unni. Zur Zeit des Unni wollte König Gorm das Christenthum im Dänenreich wieder ausrotten; aber unter den sächsischen Königen erstarkte Deutschland von neuem, Heinrich schlug die Dänen und gründete die Mark Schleswig. Unni tritt wieder als Missionnair auf, gewinnt den Sohn des Königs, Harald, und erneuert auch die Mission in Schweden, die seit Rimbert vernachlässigt war; hier starb Unni 936.

Das zweite Buch enthält die Wirksamkeit der Erzbischöfe Adaldag, Libentius, Unwan, Libentius II., Hermann und Bezelin. Unter dem siegreichen Otto dem Großen fühlt sich die christliche Kirche so stark daß drei Bisthümer im Dänenreich mit Bremen verbunden werden: Schleswig, Ripen und Aarhuus; auch im Slawenlande wird ein Bisthum Oldenburg in Wagrien gegründet und dem bremer Erzsprengel zugewiesen. Im Lande der Slawen tritt nach Adam besonders die Stadt Jumne hervor, er nennt sie die größte Stadt in Europa, und sagt von ihr es finde hier ein Zusammenfluß aller Völker statt; auch Christen trieben hier Handel mit Verhehlung ihrer Religion. Die erneuerten Ansprüche des Erzbischofs von Köln werden um so leichter zurückgewiesen, da man fest überzeugt war von der Wichtigkeit im Norden eine kräftige kirchliche Stellung einzunehmen. Aus denselben Gründen in weltlicher Beziehung wurde das Herzogthum Sachsen wiederhergestellt und den Billungen verliehen, die sich gegen die Slawen herrschsüchtig benahmen, und ihnen dadurch das Christenthum verleideten. In den letzten Tagen Otto's II. brach deshalb bei den Slawen eine Verfolgung der Christen aus, die die Zerstörung Hamburgs herbeiführte. Bald darauf wurde auch die Pflanzung der christlichen Kirche in Dänemark noch einmal durch Harald's Sohn, Suein-Otto, zerstört, ihm schlossen alle heidnisch gesinnten Einwohner sich an und schüttelten das Christenthum ab. Schweden und Dänen fielen in Sachsen ein, schlugen die Sachsen bei Stade, und verwüsteten die Küsten, sodaß man aus Furcht vor den Dänen Bremen zu befestigen begann. In Dänemark selbst aber wurden vom Bischof Poppo für die christliche Kirche Viele durch Wunder gewonnen, auch die angesehenen Dänen Odinkar der Aeltere, und sein Enkel Odinkar der Jüngere, Bischof von Ripen, sammelten viele Christen um sich. Die Verbindung in welche von jetzt an England mit Dänemark trat, bewirkte daß von dort aus manche Geistliche Stellen in Dänemark suchten, was kirchliche Unordnung zur Folge hatte, und die Rechte des hamburger Erzbischofs kränkte; dieser aber mußte vorläufig bei den ungünstigen Verhältnissen froh sein daß sich die christliche Kirche in Skandinavien von neuem hob; erst unter König Kanut, als die Sitte Geistliche und Bischöfe aus England in Dänemark anzustellen, ohne daß diese die erzbischöfliche Würde anerkannt hätten, sehr überhandnahm, setzte Erzbischof Unwan einen für Seeland bestimmten Bischof gefangen. Zu den Zeiten Kanut's sanken in Dänemark und Norwegen die letzten der christlichen Kirche feindlichen Kräfte dahin, aber sogleich war es auch nothwendig, wie wir sagen würden, die innere Mission zu üben, und zwar an den Geistlichen selbst, deren damals Viele im ganzen Reich durch Kauf zu ihren Stellen gelangten, wobei sich denken läßt daß viele Miethlinge eindrangen; auch über das unzüchtige Leben der Geistlichen des erzbischöflichen Sprengels wird Klage geführt. Mit dem christlichen Leben in Hamburg waren die Bischöfe Thorgot und Odinkar so unzufrieden daß sie Unglück weissagten und Zerstörung. An irdischen Gütern war damals Ueberfluß, sodaß unter dem letzten der genannten Erzbischöfe, unter Bezelin, die Chorherren zuerst Weißbrot bekamen, und selbst Wein, der doch in Sachsen nicht wächst.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Das Fest der heiligen Rosalie in Peru.

Unter den religiösen Festen in Peru ist das bemerkenswertheste das der heiligen Rosalie. Schon früh am Morgen beginnt es mit einem allgemeinen, aber nicht eben lieblichklingenden Glockengeläute. Altäre und Heiligenbilder sind schon vorher prächtig geschmückt, und die Reliquien der heiligen Rosalie auf einem herrlichen Sammetpolster zur Schau ausgelegt. Dichtgedrängt umsteht die Volksmenge die Kirche, bis endlich die Thüren sich öffnen. Das Geräusch der Böller und ein dreimaliges Glockenanschlagen zeigen der Stadt an daß die Procession sich in Bewegung setze. Langsam zieht sie sich durch die blumenbestreuten Straßen und die langbehangenen Häuserreihen. Aus allen Fenstern und von allen Altanen grüßen die fröhlich gestimmten Zuschauer; das in den Gassen sich herandrängende Volk halten Soldaten mit Mühe in Ordnung. Eröffnet wird die Procession durch einen langen Zug von Mönchen mit brennenden Wachskerzen in der Hand, und man wird als ziemlich auffällig hierbei bemerken wie die Tapadas, die verhüllten Damen, mit jugendfrischer und verführerischer Grazie die ausgelassensten und rücksichtslosesten Herausfoderungen an die ehrwürdigen Väter durch Worte und Blicke richten. Nun kommen die Heiligenbilder, Statuen, von denen jede auf einem ungeheuern Piedestal ruht, das von etwa 8—10 starken Negern getragen wird. Ein reicher Teppich verhüllt sie dergestalt daß man von ihnen Nichts als die dicken Beine und Füße sieht. Natürlich werden sie auf das boshafteste von den Tapadas bespöttelt, wenn sie, ganz außer Athem und halb todt vor Hitze, in den Pausen einmal die Köpfe aus den Teppichen herausstecken. Bald aber wenden sich Aller Augen auf die Statue der Heiligen deren Fest man begeht. Ein Kranz frischer Rosen schmückt ihr Haupt. Wie schön! Wie weiß! (Que bonita! Que blanca!) ruft man von allen Seiten, und Blumen und Kränze überschütten das verehrte Bild. Hinter ihm folgt der Erzbischof mit der Monstranz, und die Fröhlichkeit und das Geschwätz verwandeln sich in Schweigen und Andacht. Dann kommt der Präsident der Republik mit dem Staatsrath, den Generalen und höhern Beamten, sämmtlich in großer, glänzender Uniform. Als Escorte endlich dient die ganze Armee von Peru, die sich bisweilen wol auf 2000—3000 Mann belaufen mag. Nun schließt sich zuletzt die ganze bunte Masse des Volks an, Alles im bunten Gemisch, Indianer und Weiße, Schwarze und Mestizen, Männer und Frauen, die letztern meist in der Mantilla, verschleiert oder auch mit offenem Gesicht. Nun mische man sich zu diesem Bilde oben den gleichförmigen blauen Himmel und an den Seiten die geputzten Häuser, die von neugierigen Köpfen wimmelnden Fenster, und es wird Nichts zu dem pittoresken Schauspiele fehlen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 259. —— 29. October 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Sechster und letzter Artikel.*)

Wir kehren zurück zur innern Geschichte der Nationalversammlung:

Erinnerungen aus der Paulskirche. Von Karl Biedermann. Leipzig, Mayer. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir müssen offen gestehen daß wir diese „Erinnerungen" nicht mit dem günstigsten Vorurtheile begrüßt haben, denn der „Herold" und „Unsere Gegenwart und Zukunft" hatten uns gerade nicht die vortheilhafteste Meinung von Biedermann's Publicistik eingeflößt; es war uns aber eine sehr angenehme Täuschung beschieden: Biedermann gehört zu den zahlreichen Männern die in Frankfurt zugenommen haben an Jahren und an Weisheit; Das hat er, wie auf dem letzten sächsischen Landtage, so auch durch das vorliegende Buch bewiesen. Die Eigenthümlichkeit desselben liegt wesentlich darin daß sein Verfasser unter allen Geschichtschreibern und erwähnenswerthen Beurtheilern der Nationalversammlung, die sonst vorzugsweise dem rechten Centrum angehören, der linken Seite am nächsten gestanden hat, und daß wir somit auch von diesem Standpunkte aus eine Rechtfertigung der Weidenbuschpartei erhalten. Denn festgehalten hat Biedermann seinen Standpunkt auch in diesen „Erinnerungen"; das Vorwort bezeugt sein treues Festhalten an dem geläuterten Begriffe der Volkssouverainetät; es spricht aus daß der Verf., wenn er es auch jetzt für Pflicht halte die Wege der Gothaer mitzugehen, doch die gesetzliche Durchführung des frankfurter Werkes für das Bessere und Richtigere gehalten haben würde. Zugleich aber besitzt er zu viel sittlichen Ernst und zu viel Sinn für anständige, ja wol elegante Formen, um nicht das Verfahren und die Absichten der entschiedenen Linken auf das härteste zu verurtheilen. Sein Buch zerfällt in zwei Haupttheile: der erste stellt in vier Abschnitten die Parteibildung innerhalb der Paulskirche mit allem ihrem Wechsel, ihren Uebergängen, den treibenden Kräften u. s. w. dar; der zweite umfangreichere hat zu seinem Gegenstande „Das innere Leben der Parteien, Parteiführer und Parteigenossen". Der erstere ist der geschichtlich bedeutendere, der zweite wol für die meisten Leser der anziehendere; jener eine mehr staatsmännische Arbeit, dieser geht mehr in den memoirenartigen Charakter früher besprochener Werke über, indem er, der Fractionseintheilung folgend, von allen bedeutendern Mitgliedern derselben scharfgezeichnete Charakteristiken liefert, an welche in geschickter Gruppirung die Schilderung hervorragender Ereignisse angereiht wird. So finden wir denn auch hier wieder eine ausführliche Schilderung des Generals von Radowitz, von der uns ein bedeutender Mann, welcher dem General seiner Zeit persönlich nahegestanden, versichert daß sie den Eindruck großer Treue auf ihn gemacht habe, die aber freilich darauf hinausläuft daß jenem Staatsmanne, seinen Handlungen und Motiven der letzte Hintergrund immer räthselhaft verschleiert bleibe, und dadurch ein entschiedenes Vertrauen zu ihm unmöglichgemacht werde. Es könnte auffallen, darf aber wol als ein schönes Streben nach Unparteilichkeit betrachtet werden, daß Biedermann der Rechten, von der er in politischen Fragen sehr abweicht, die vollste Anerkennung zollt; mit Vorliebe natürlich, ja mit sichtlicher Wärme persönlicher Zuneigung verweilt er bei Gesinnungsgenossen wie Hans von Raumer, Rießer u. A., obgleich er selbst hier einzelne Schwächen nicht verhüllt. Ein hartes Urtheil trifft die Führer der Linken Vogt und Blum, namentlich den Erstern wegen seiner egoistischen Unwahrhaftigkeit, vorzüglich aber durch alle Fractionen hindurch die Halben, Unschlüssigen, Unentschiedenen, Muthlosen, in welcher Beziehung unter Andern Friedrich von Raumer sehr unfreundliche Worte zu hören bekommt, von denen man auch gerade nicht behaupten kann daß sie durch sein eigenes, oben besprochenes Buch widerlegt seien. Eine vorzugsweise eingehende Besprechung wie in keinem der bisher erwähnten Bücher erfährt die Zeit von Ablehnung der Kaiserwürde bis zu der großen Austrittserklärung der conservativen Partei am 21. Mai. Biedermann ist hier in etwas eigener Lage: er hat den ebenerwähnten gemeinsamen Austritt nicht gebilligt noch getheilt, da er sich bei der Spaltung des Weidenbusches am 10. Mai auch von der Mehrheit getrennt hatte; er selbst aber ist gerade acht Tage später am 28. Mai ebenfalls ausgetreten. Wir finden Dies nicht consequent: wer am 21. Mai nicht austrat oder doch seinen spätern

*) Vergl. den fünften Artikel in Nr. 223—226 d. Bl. D. Red.

Austritt nur im Anschlusse an die Austrittserklärung vom 21. Mai aussprach, Der mußte nach unserer Ansicht auch ausharren, bis die Verlegung nach Stuttgart beschlossen war, die sich zwar voraussehen ließ, aber doch erst drei Tage später wirklich erfolgte. Wie die Sache liegt, haben Biedermann und Genossen eigentlich nur einen negativen Grund für ihren Austritt gehabt; die Verwerfung der Vertagung, die Herabsetzung der Beschlußfähigkeit auf 100 Mitglieder hielten sie noch aus, als aber in Uhland's Aufruf für die Reichsverfassung Welcker's Zusatz, welcher zur Treue gegen die Verfassung mahnte und fremde Einmischung zurückwies, blos nicht aufgenommen wurde, da gingen sie davon. Wir wollen Dies an sich durchaus nicht tadeln, aber nach Dem was diese Männer noch mitgemacht hatten hätten sie bis zur Entscheidung, die durch die Verlegung kam, ausharren müssen; am wenigsten aber können wir sie für berechtigt halten den Schritt zu tadeln welchen die 65 acht Tage früher gethan hatten. Dies Letztere thut nun auch Biedermann nicht geradezu, aber er bemüht sich das Verfahren seiner Genossen als das richtigere hinzustellen, während es doch von jenem andern thatsächlich kaum verschieden, ja dieses letztere vielleicht auch folgerichtiger ist. Es läßt sich denken welche innern Kämpfe jedes redliche Parlamentsmitglied in dieser Zeit durchgemacht hat, und gleichsam einen Abdruck derselben scheint dieser Theil der „Erinnerungen" wiederzugeben. Der Verf. scheut sich den doch in wesentlichen Fragen engverbündeten Freunden irgend einen Vorwurf zu machen, er selbst sucht alle Rechtfertigungsgründe für dieselben auf, aber ganz Recht vermag er ihnen doch nicht zu geben; andererseits kämpft er eifrig für die volle Recht- und Zweckmäßigkeit des eigenen Verhaltens, und doch klingt es hier und da durch als ob er doch selbst nicht so fest davon überzeugt sei den einzig richtigen Punkt getroffen zu haben, als er den Leser und vielleicht sich selbst glauben machen möchte. Diese Spuren von Unsicherheit, wenn man sie so nennen darf, verringern aber den Werth des Buchs durchaus nicht: einerseits sind sie dem gewissenhaften Verf. nur Veranlassung zur genauesten und vollständigsten Darstellung alles Dessen geworden, was damals bestimmend wirken konnte; andererseits beleben sie durch die rege innere Theilnahme welche der Darstellung sehr merklich zugrundeliegt dieselbe in einem Grade welcher nur ihren Eindruck erhöhen und das Interesse des Lesers spannen kann.

Weniger umfangreich und mehr auf das Wesentliche concentrirt als Laube's „Parlament" dürften Biedermann's „Erinnerungen" unter den bisher erschienenen Schriften wol am meisten geeignet sein als anziehender Leitfaden für die Geschichte der Nationalversammlung zu dienen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur deutschen Geschichtschreibung.

(Beschluß aus Nr. 258.)

Das dritte Buch, der Glanzpunkt des ganzen Werks, stellt das Leben des Erzbischofs Adalbert dar. Adam war wol nicht fähig seine politische Bedeutung aufzufassen, aber treu hat er uns seinen Charakter geschildert, das Gute in ihm nicht verkannt, und mit Trauer angegeben wie die weltliche Richtung ihn an den Abgrund des Verderbens gerissen hat. Adalbert war aus einem vornehmen, adeligen Geschlecht, von schönem Körperbau, scharfsinnig, wohlberedt, ungemein thätig, keusch und mäßig, damals zwei seltene Tugenden, freigebig bis zur Verschwendung; aber es fehlte die Demuth, mit seiner Kritik verletzte er Jedermann, und die Triebfeder seiner Handlungen war die Eitelkeit. Das trat vom Anfang nicht gleich hervor, er that auch Vieles aus Liebe zum Guten, aber allmälig verschlang sie ihn ganz. Adalbert war den Päpsten und den fränkischen Königen treu ergeben, aber außer diesen Beiden wollte er auch Keinen über sich dulden, darum waren ihm die Herzöge in Sachsen ein Dorn im Auge, und von ihrer Herrschaft seinen Sprengel zu befreien sein festes Ziel; den Herzögen aber war die Liebe des Erzbischofs zum fränkischen Königshause verdächtig, es hieß er sitze wie ein Kundschafter im Lande, ihm wurde Rache geschworen bis in den Tod. Ein Ueberfall Heinrich's III. in Sachsen durch den Bruder des Herzogs von Sachsen ward durch Adalbert's Wachsamkeit verhindert, der Bruder des Herzogs fiel deshalb im Zweikampf, deswegen doppelter Haß gegen den Erzbischof.

Ausgezeichnet war Adalbert's Thätigkeit für die Mission, ja er wäre selbst als Missionair ausgezogen, wenn ihn der dänische König Svend Estrithson nicht darauf aufmerksamgemacht hätte daß es jetzt unpassend sei selbst zu reisen, daß Eingeborene sich einen bessern Erfolg versprechen dürften, und von ihm nur Freigebigkeit verlangt werde. Von Island, Grönland und den Orkney-Inseln kamen Gesandte mit der Bitte Priester dorthin zu senden. Auch im Slawenlande wurde damals die christliche Kirche von neuem, und zwar von einem slawischen Fürsten, dem aus England zurückgekehrten Gottschalk, gegründet. Auch in weltlichen Angelegenheiten stand Adalbert in hohem Glanze da, Heinrich III. suchte und schätzte seinen Rath in allen Geschäften. In kirchlicher Beziehung eröffnete sich ihm die Aussicht auf eine noch höhere Stellung: der dänische König wollte gern ein Erzbisthum in seinen eigenen Landen haben, Adalbert Dies nur unter der Bedingung zugestehen daß ihm das Patriarchat des Nordens übertragen werde; zwölf Suffraganbisthümer in Deutschland dachte er dann zu errichten, Schmeichler nannten ihn schon den Patriarchen, den Papst des Nordens: wie wichtig hätte Das werden können! Aber der Tod des Kaisers und des Papstes verhinderten den Abschluß. Seitdem wurde Adalbert immer mehr in die weltlichen Geschäfte hineingezogen; Erzbischof Hanno nahm ihn zum Mitregenten an, damit die Unzufriedenheit des Volks über seine Regierung auch auf Adalbert sich richte. Und wirklich verlor Adalbert immer mehr allen innern Halt, Freunde wollte er nicht erwerben, Schmeichler überhäufte er mit Reichthümern, Alchymisten, wie der bekehrte Jude Paulus, Gaukler und Aerzte bildeten sein Gefolge, das überall mit ihm umherzog, in Scharen fanden sich solche Leute in Bremen ein, und erzählten von der goldenen Zeit unter Adalbert; Zeichendeutungen und Träume galten viel bei ihm. Die Herzen der Vornehmen hatte sich Adalbert entfremdet, darum fiel er durch die Versammlung zu Tribur 1066; nun glaubten die sächsischen Herzöge, die schon früher seinen Sprengel verheert hatten, besonders Herzog Magnus, der Tag der Rache sei gekommen. Adalbert mußte nach Goslar entfliehen, und Weltliche schwelgten jetzt vom Kirchengut. Zu derselben Zeit sank auch die christliche Kirche im Slawenlande, glühender Haß verfolgte die Priester, Fürst Gottschalk selbst wurde ermordet und Hamburg zerstört, die Sachsenherzöge konnten ihr altes Ansehen nicht wiedererkämpfen. Adalbert war durch seinen Fall nicht bekehrt worden, er dachte nur auf Mittel von neuem zu Macht und Ansehen zu gelangen; er strafte jetzt hart, viele Reiche wurden geplündert, andere gefangengesetzt, sodaß Bremen verfiel, das früher den Ruf des nordischen Roms gehabt hatte. Endlich 1069 wurde

Adalbert von dem König zu den Reichsgeschäften zurückgerufen, seine hochfahrenden Pläne waren dieselben, doch war er besonnener geworden, er suchte sich die Fürsten zu Freunden zu halten, aber seine Gesundheit war dahin. Schon seit seiner Verweisung vom Hofe war er dem Wahnsinn nahe gewesen, verkehrte Tag in Nacht und Nacht in Tag, und hörte lieber Fabeln und Träume als die Wahrheit. Dem König blieb er treu bis zum letzten Athemzuge, nur ihn allein ließ er in den letzten Tagen zu sich, er starb mit der Anklage den rechten Weg des Lebens verfehlt zu haben am 16. März 1072.

Das vierte Buch enthält die Beschreibung der Inseln des Nordens, für die richtige Schätzung der damaligen Kunde von den nördlichen Ländern nicht ohne Bedeutung. Um auch dieses Werk selbstredend einzuführen wollen wir einige interessante Stellen herausheben.

Von Jütland heißt es: „Der erste Theil Dänemarks ist Jütland, schreckenerregend, denn zu Lande flieht man es wegen des Mangels an Feldfrüchten, zur See aber wegen der Anfälle der Seeräuber. Kaum an einigen Orten findet man es bebauet, kaum ist es für Menschenwohnungen geeignet. Wo aber die Arme des Meers entgegenkommen, da hat es sehr große Städte." Ueber Helgoland sagt er: „Diese Insel ist sehr fruchtbar an Getreide, eine sehr reiche Ernährerin von Vögeln und Vieh. Sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, ist von den schroffsten Klippen eingeschlossen, hat keinen Zugang außer nur einen, wo auch süßes Wasser sich befindet; ein allen Seefahrern, zumal aber den Seeräubern ehrwürdiger Ort."

„Schweden", sagt Adam von Bremen, „ist ein sehr fruchtbares Land, reich an Feldfrüchten und Honig, und außer daß es durch Viehzucht vor allen ausgezeichnet ist, findet sich daselbst überall die günstigste Lage der Flüsse und Wälder; von fremden Waaren ist das ganze Land voll. So kann man sagen daß die Schweden keines Guts entbehren, ausgenommen der Hoffart die wir so sehr schätzen und vergöttern. Nur in Verhältniß zu den Weibern kennen sie kein Maß. Jeder hat nach der Größe seines Vermögens deren zwei oder drei, oder mehre zugleich, die Reichen und Fürsten unzählige. Gastlichkeit zeichnet, obwol alle Hyperboräer durch dieselbe hervorragen, doch besonders unsere Schweden aus. Die Prediger der wahren Lehre werden von ihnen mit außerordentlicher Liebe begünstigt, sodaß sie es sich gefallen lassen daß der allgemeinen Volksversammlung die Bischöfe beiwohnen. Die Schweden bestehen aus vielen Völkern, trefflich an Kräften und Waffen, und sie sind so zu Roß wie zu Schiff die besten Streiter. Daher scheinen sie durch ihre Macht auch die übrigen Völker des Nordens zu fesseln."

„Nordmannien ist wegen der Rauheit seiner Berge und wegen seiner unmäßigen Kälte das unfruchtbarste aller Länder, allein zur Viehzucht geeignet. Die Viehheerden aber weiden sie wie die Araber fernhin in den Einöden. Und in der Weise ziehen sie von ihrem Viehstande ihren Lebensunterhalt daß sie die Milch der Thiere zur Nahrung, die Wolle derselben zur Kleidung benutzen. Und so erzieht das Land die tapfersten Krieger, welche nicht durch den üppigen Genuß von Feldfrüchten verweichlicht eher Andere angreifen als sie selbst von Andern belästigt werden. Ohne Scheelsucht wohnen sie neben den ihnen zunächstwohnenden Schweden, während sie von den Dänen, die ebenso arm sind wie sie, mitunter nicht ungestraft angetastet werden. Alle aber die in Norwegen leben sind sehr christlich gesinnt, ausgenommen Die welche jenseit des nördlichen Reichs um den Ocean herum wohnen, diese sollen noch heutzutage in magischen Künsten und Beschwörungen so stark sein daß sie erklären sie wüßten was jeder Mensch auf dem ganzen Erdkreis thue. Hinter Nordmannienland, welches das äußerste Land des Nordens ist, findet man keine Spur menschlicher Wohnung, und Nichts als den Ocean, der, fürchterlich von Anblick und unbegrenzt, die ganze Welt umfaßt."

Von Island berichtet Adam: „Die Insel ist ausnehmend groß, sodaß sie viele Völker enthält, welche allein von der Viehzucht leben und sich mit Thierfellen bedecken; dort gibt es keine Feldfrüchte und sehr geringen Vorrath an Holz. Darum wohnen sie in unterirdischen Höhlen, indem sie mit ihrem Vieh Obdach und Streu theilen. Glücklich in Wahrheit ist dies Volk dessen Armuth von Niemandem beneidet wird, und darum am glücklichsten weil jetzt Alle dort das Christenthum angenommen haben. Viel Ausgezeichnetes ist in ihren Sitten, ein besonderer Grad von Liebe, woher es kommt daß sie Alles miteinander gemein haben, so mit Fremden wie mit Einheimischen."

Von Winland, welches er eine Insel in jenem Ocean nennt und worunter wahrscheinlich eine nördliche Küste von Amerika zu verstehen ist, sagt Adam: „Das Land heißt darum so, weil Weinstöcke dort wild wachsen die den besten Wein tragen; daß dort auch Feldfrüchte ungesäet im Ueberflusse vorhanden sind, erfahren wir nicht durch fabelhafte Meinung, sondern zuverlässige Erzählung der Dänen." Zuletzt erzählt Adam von einer Fahrt adeliger Männer aus Friesland nach Norden, bei Island vorbei nach der äußersten Achse des Nordens, wo sie in plötzliche Finsterniß versetzt wurden die kaum mit den Augen zu durchdringen war; beinahe seien sie in die Quelle des Oceans hinabgerissen worden, von dem ausspeienden Hervorlauf des Wassers jedoch mit Verlust einiger Schiffe zurückgetrieben, dann seien sie unverhofft auf eine Insel gekommen wo eine unendliche Menge von goldenen Gefäßen vor den Thüren der Menschen gelegen, sie hätten deren mitgenommen, seien deshalb von Riesen verfolgt und diesen kaum entgangen.

W. Klose.

Drei neue englische Romane.

1. **Ada Greville, or, woman's constancy. By** ***Peter Leicester.*** Drei Bände. London 1850.

Gegen Titel und Inhalt dieses Romans läßt sich Manches einwenden, gegen letztern weil es ihm nicht an Unwahrscheinlichkeiten fehlt, und gegen erstern weil was der Verf. „weibliche Beständigkeit" nennt richtiger weibliche Bethörung hieße. Gegenstand dieser Bethörung seiner Heldin Ada Greville ist ein Capitain Howard Smythe, ein sogenannter schöner Mann mit einer verführerischen Stimme, übrigens aber keine Ausnahme der sogenannten schönen Männer, sondern ein etwas hohler Kopf, ein Glücksjäger und eine männliche Kokette. Er glüht und flammt für seine Ada solange er sie reich glaubt, bringt sogar einen Extradampfzug und heimliche Trauung in Vorschlag, kühlt jedoch ab sobald sein Glaube ins Schwanken kommt, übersendet einen schmelzenden Scheidebrief und eilt nach Indien zu seinem Regimente. Anstatt, wie er zu erwarten scheint, an gebrochenem Herzen zu sterben zieht Ada mit starkem Herzen in Zofenverkleidung ihm nach, findet ihn richtig auf, wird kühl empfangen, geräth in das Getümmel und Elend des afghanischen Kriegs, begegnet ihrem Vater der ihr nachgereist, erfährt daß das über seine erschütterten Vermögensumstände verbreitete Gerücht eine Unwahrheit ist und sinkt dem von sothaner Unwahrheit wieder in Glut und Flamme gesetzten Capitain als zärtliche Braut mit Thränen der Liebe und Treue an die Brust. Mag nun aber auch wider alles Dies noch so viel einzuwenden sein, Interesse und einige tüchtige Charakterzeichnung lassen sich dem Buche nicht absprechen. Besonders gilt Solches von Golab, Ada's indischem Führer, mit seinem verstümmelten Englisch, weniger von der Dame Burdett, deren lautes Denken zu nahe an das Niedrigkomische streift.

2. **The Earl's daughter. By the author of „Amy Herbert".** Zwei Bände. London 1850.

Vielleicht am treffendsten läßt sich dieser Roman mit einem von Blumenduft überfüllten Zimmer vergleichen. Wer da nach längerm Verweilen seine Brust nicht beengt fühlt, Dem wird auch die durchgängige Süßigkeit in dem vorliegenden Roman munden. Wem jener das Athmen erschwert, Der wird auch von dieser sich bald übersättigt fühlen. Außerdem kann die

häufige Darlegung theologischer Ansichten und Meinungen Anstoß geben oder das Eingehen auf die geheimsten Gedanken des Menschen, und das zu Gerichtsitzen darüber Diejenigen verletzen die in solcher Beziehung keinem Sterblichen das Richteramt zugestehen. Ob und inwieweit die unbestreitbare Fähigkeit des Verf. Menschen und Gegenden zu schildern, Scenerien zu ordnen und bisweilen angenehm zu überraschen, für das Gerügte Ersatz leistet, bleibt individuellem Urtheile anheimgestellt.

3. **Ellie Forestere.** A novel. By *John Brent.* Drei Bände. London 1850.

Frage: wird dieser Roman verdeutscht werden? Er enthält erstens einen Bösewicht, Sir Heydon Forestere, der ein Gut besitzt auf welches er kein Recht hat; zweitens den rechtmäßigen Erben des Gutes Evelyn Atherly, dessen Mutter an Mangel stirbt und der irgendwie unter Menschen kommt die zwar Nichts taugen, aber just geeignet sind ihm zu seinem Rechte zu verhelfen; drittens ein übernatürlich schönes Mädchen, die Titelheldin, die sich natürlich in Evelyn verliebt; viertens eine Krisis in den Verhältnissen ihres Vaters, aus welcher es für diesen keine andere Rettung gibt als daß Ellie auf den Mann ihrer Wahl verzichtet, und sich Einem vermählt der ihr zuwider ist. Fünftens, sechstens und siebentens enthält das Buch Reden voll Wortschwall, goldgesäumte Wolken, Smaragdwälder, Azurseen und unzählbare Thränen, Seufzer und Wehklagen. Wird es also verdeutscht werden? Warum nicht? Ein Verleger dürfte sich finden und Leser auch. 8.

Grabschriften deutscher Edeln in Neapel.

In der Kirche S.-Giacomo degli Spagnuoli, im Chor hinter dem schönen von Giovanni da Nola herrührenden Monument des berühmten Vicekönigs Don Pedro de Toledo, befindet sich an der Wand das Steinbild eines Ritters in voller Rüstung. Die Inschrift mag schon anderwärts mitgetheilt sein, ihrer Originalität wegen verdient sie indeß hier eine Stelle. Sie heißt:

Hanns Walther von Herrnheim bin ich genant,
Mit Ehren führt ich mein Ritterstandt;
Des Kaisers Karl Rath und Obrister ich was,
Seinem Sohn Philipsen ich gleichermas
Halff sein Landt und Leut zu verfechten,
Zog herein mit sechstausend Landsknechten.
Drauf als sich der Krieg zu Frieden verwendt,
Hab ich zu Jantzan mein Leben beendt.
Der Corpß ist hier zur Erden bestatt,
Meine Seel Gott in Gnaden auffgenomm hatt.

Nicht so eigenthümlich wie die unsers zu Genzano verblichenen tapfern Landsknechtobersten, welcher unter Filibert von Orange gegen den Marschall von Lautrec gefochten haben mochte (die gleich ihm und mit Tausenden muthiger Deutschen, Franzosen und Spanier, Gaston de Foix, Pedro Navarro, Ugo Moucada an der Spitze, ihr Herzblut auf dem fremden Boden verspritzten), sind folgende Inschriften in der Kirche des Castelnuovo, der von Karl I. von Anjou gebauten Hauptveste Neapels. Im Fußboden, unter einem Schild mit springendem Löwen über welchen ein Querbalken weggeht:

Hic iacet
Illustrissimus dominus Joannes Adamus Josephus
Liber baro de Wetzel ex immediato sacri
Romani Imperii ordine equestri ad Rhenum
Qui natus die XVII maij MDXOI fatali equi
Lapsu praematura morte die VI septembris MDCCXI
extinctus est
Cuius anima
requiescat
in pace
amen.

Gleichfalls im Fußboden vor dem dritten Altar zwei aneinandergelehnte Schilde von Marmormosaik, der eine weißes Feld mit blauem Querbalken, der andere blaues Feld mit einem gelben Berg mit drei Spitzen. Inschrift:

Aspice viator
Mortalem sub marmore gemmam
Ea in cinerem data
A cinere nomen duxit
Ut Phönicis instar
Reviviscat in gloria
Maria Benigna Baro ab Aschau
Carinthiaca, matre comite
Nata ab Herberstain MDCLXXIX
Denata anno Domini MDCCXV XV septembris
Wenceslaus Rodowsky ab
Hurstirzan equestris ordinis
Boemus Dux Caesarei regiminis
a Wetzel charissimae coniugi
in sui aeternum amoris
mnemosynon posuit.

Nebenan ein viergetheilter Schild, eins und vier springender gelber Löwe in blauem Feld, zwei und drei rothes Feld mit gelber Binde, Herzschild schwarzer Adler mit ausgebreiteten Flügeln in weißem Felde. Inschrift:

Quisquis transis
pulvis et cinis
hos cineres respice:
sunt enim viri
sanguine scientia virtute clarissimi
D. Joan. Petri L. B. a Wallenfels.
Hic plus aliis quam sibi serviens
in supremo servitio
Excell. D. Proregis Com. a Daun
Principis de Thiano
Cuius filiis moderator praeerat
Ipsa die cinerum subito in cineres abiit
Viator ne praetercedere
nisi his cineribus
post universalem diem cinerum
Felix pascha preceris.

Die drei letzten Inschriften verdanke ich der Gefälligkeit des eifrigen Geschichtsforschers D. Scipione Volpicella. Sie gehören in die letzte östreichische Zeit, aus welcher wenige Monumente in Neapel geblieben sind, darunter die große Fontaine am Quai der Marinella welche der Vicekönig Graf Harrach daselbst unter Kaiser Karl VI. im J. 1732 errichten ließ und an welcher sein Wappen, das der Dietrichstein u. s. w. zu sehen sind.

Aus dieser Zeit ist auch die Grabschrift eines östreichischen Kürassier-Rittmeisters (Cataphrastorum Equitum Centurio) Otto Heinrich Grafen von Thürheim, welche ich im Dome zu Avellino, der Hauptstadt des Principato Ultra, las. Es heißt darin: „in palmari cum Thrace pugna ad Albam graecam" für todt unter den Leichen zurückgelassen, sei er beim Beginn des Kriegs Karl's VI. gegen Spanien 1719 mit Tode abgegangen, „bis sepultus semel mortuus". 4.

Notiz.

Mora's schriftstellerische Thätigkeit.

Der am englischen Hofe beglaubigte, laut französischen Zeitungen in Paris gestorbene mexicanische Gesandte Mora ist Verfasser einer Geschichte von Mexico und der dortigen Revolutionen seit erlangter Unabhängigkeit, und war Hauptredacteur einiger in Mexico erscheinenden Journale. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 260. —— 30. October 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Sechster und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt. Von Max Duncker. Berlin, Duncker und Humblot. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Wenig Umfang, nur 130 Seiten! Aber viel Inhalt, jedes Wort frisch, gesund, gediegen! Veranlassung und Zweck der Schrift gibt der Anfang des Vorworts an:

> Bei meinem Eintritt in die preußische Zweite Kammer begegnete ich vieler Unkenntniß und zahlreichen Misverständnissen über Das was wir in Frankfurt gewollt und erreicht hatten. Es erschien mir als eine Pflicht gegen jene Versammlung zur Aufklärung über die Absichten und Beweggründe beizutragen von denen die Majorität, die kaiserliche Partei, von denen insbesondere die Fraction des rechten Centrums, welcher ich angehört habe, geleitet worden sind, und die Anschauungen welche in diesen Kreisen maßgebend waren in ein helleres Licht zu stellen.

Dieser klar und offen ausgesprochenen Aufgabe gemäß verliert sich Duncker nirgend in verwickelte Einzelheiten, sondern zeichnet sein und seiner Freunde politisches Streben in großen, kräftigen Zügen. Da wir Dem kaum irgendwo Etwas beizufügen noch entgegenzustellen haben, so begnügen wir uns, durch Hervorhebung einiger Hauptstellen, die Schrift zu charakterisiren und, wie wir hoffen, zu empfehlen:

> Der Constitutionalismus, wie wir ihn wollten, sollte ein ehrlicher und ein demokratischer sein: er sollte sich nicht auf eine Vertretung der Bourgeoisie beschränken, welcher eine übermächtige centralisirte Verwaltung die Wage hält; er sollte sich von der Selbstregierung der Gemeinden durch die Selbstverwaltung der Provinzen und Staaten hinauf gliedern und erfüllt werden in der Regierung des deutschen Parlaments. (S. 4.)

Damit war der Kampf gegen die unvernünftige Demokratie geboten: diese

> wurde unterstützt unter den höhern Ständen und in der Jugend durch jene abstract-theoretische Forschung und Bildung, welche in der Nation platzgegriffen hatte und platzgreifen mußte, weil ihr jede praktisch-politische Erziehung und Bildung von dem alten System hartnäckig versagt worden war. Man kannte in diesen Schichten der Gesellschaft Nichts als die reinen Principien und wollte Nichts als diese, und während man uns, die wir die concreten Verhältnisse im Auge hatten, fortwährend als Doctrinaires verschrie, war man selbst in der Gewalt der abstractesten Gedanken und Doctrinen. (S. 6.)

Nicht aber war die Demokratie dadurch zu besiegen daß man sie einfach negirte, was höchstens einer ebenso unvernünftigen Reaction zugutegekommen wäre, sondern „aus der Revolution selbst war allein die Kraft zu gewinnen welcher es gelingen konnte die gewaltige Bewegung in gesetzliche Bahnen zu leiten" (S. 9), daher die Nothwendigkeit der provisorischen Centralgewalt. Nach ihrer Einsetzung zwangen viele Gründe vor der eigentlichen Verfassung die Grundrechte zu schaffen: sie wurden wesentlich durch das rechte Centrum entworfen und mit wenigen Ausnahmen entschieden. S. 39 heißt es:

> Einzelne Bestimmungen derselben gingen entschieden zu weit; aber das Verfehlte waren Ausnahmen, welche auf dem großen freien Boden des Ganzen verschwanden, der freilich erst dann gewonnen war, wenn es uns gelang auf diesen Fundamenten den Bundesstaat zu errichten und damit der Freiheit das Gegengewicht der Macht und Ordnung zu geben.

Der Nachweis daß durch die Reichsverfassung die Selbständigkeit welche die Einzelstaaten wirklich besitzen nicht vernichtet worden sei, führt auf die östreichische Frage, denn „nur Oestreich war in Deutschland wirklich ein selbständiger Staat; aber es war Dies nicht durch seine deutschen Besitzungen, seine außerdeutschen Länder gaben ihm diese Stellung" (S. 44); alle andern Staaten wurden für Das was sie an „eingebildeten Rechten und Ehren verloren entschädigt vor Allem durch die Selbständigkeit Deutschlands". Indem alle die Gründe welche für das Directorium, die Trias, die Wahlmonarchie angeführt worden sind mit unerbittlicher Strenge in ihrer ganzen Nichtigkeit enthüllt, die Unausführbarkeit und Unhaltbarkeit aller jener Vorschläge dargelegt wird, ergibt sich die Nothwendigkeit einer erblichen Monarchie an der Spitze des Reichs von selbst, damit aber auch die Frage: Oestreich oder Preußen? Die Antwort ist enthalten in einer ganz meisterhaften Darstellung alles Dessen was beide Staaten seit Jahrhunderten für Deutschland gewesen sind und geleistet haben (S. 61—68), auf die wir hier eben nur hinweisen können. Mußte aber diese Darlegung der Vergangenheit für Preußen entscheiden, so blieb doch noch die weitere Frage:

> Warf die Revolution nicht eben alle Verhältnisse Oestreichs und Preußens über den Haufen, mußten ihre Folgen nicht insbesondere Oestreichs ganze Stellung, sein ganzes Lebensprincip umwandeln, ihm einen ganz neuen Boden schaffen?

Oder mit andern Worten:

> Es fragte sich: ob Oestreichs außerdeutsche Bestandtheile abge-

trennt werden würden, ob damit dem deutschen Oestreich das Eingehen in das deutsche Leben möglichgemacht werden würde, ob es dadurch in den Stand gesetzt würde nach außen Deutschlands Interessen solidarisch zu theilen und nach innen den Constitutionalismus rein und kräftig auszubilden?

Oestreich hat diese Frage thatsächlich und durch amtliche Kundgebungen verneint und „Preußens Beruf trat in seine vollen Rechte" (S. 72). Aus dem weitern Verlaufe der Schrift heben wir noch hervor den Nachweis, den übrigens Biedermann nicht minder gut führt, daß die Vorwürfe die man der Kaiserpartei gemacht hat: sie verdanke ihren endlichen Sieg nur dem „Principienschächer", durch welchen sie H. Simon's Unterstützung gewonnen, durchaus grundlos und unberechtigt sind (S. 82—86), und den Abschnitt „Annehmen oder Ablehnen". Letzteres ist jetzt eine geschichtliche Thatsache; Duncker läßt die Gründe Revue passiren mit welchen eine loyale Publicistik diesen Schritt, der so vielfach Schmerz und Trauer erregt hat, zu rechtfertigen sucht: die Reichsverfassung sei zu demokratisch gewesen. S. 87 heißt es:

Wie sehr wir es beklagten daß wir im Wahlrecht, im Veto Niederlagen erlitten hatten, daß die Verfassung nach links hinüber gedrängt worden war, so konnten wir uns doch andererseits nicht verhehlen daß mit diesen Verlusten auch ein Gewinn verbunden sei. Indem beide Seiten Theil hatten an dieser Verfassung, war derselben zugleich ein weiter Boden im Volke gesichert, war die feindselige Kraft der Parteien, auch die der Radicalen, sehr wesentlich gebrochen.

Und indem nun die einzelnen als zu radical verschrienen, auch von Duncker gemisbilligten Punkte näher beleuchtet werden, ergibt sich doch augenscheinlich daß ihre thatsächlichen Nachtheile so gar arg nicht gewesen sein würden, am wenigsten so schlimm daß es um ihretwillen gerechtfertigt gewesen wäre die nationale Einigung ganz aufzugeben. Ein weiterer Einwurf daß die Reichsverfassung deshalb unannehmbar gewesen sei, weil der Souverainetätsschwindel der Nationalversammlung die Vereinbarung mit den Regierungen abgewiesen habe, wird ebenso einfach als schlagend dadurch beseitigt daß die Majorität wie bei der provisorischen Centralgewalt so auch den Abschluß der Verfassung sehr gern factisch vereinbart haben würde, wenn dazu nicht vor allen Dingen die Regierungen unter sich hätten einig sein müssen. S. 104 heißt es:

Ging man etwa in einem Momente zu weit, so geschah es durch die Gewalt der Umstände, so geschah es der Lage Deutschlands, der Zahl und des Eigenwillens der fürstlichen Paciscenten willen, so trifft die Versammlung immer noch geringere Schuld als die Regierungen.

Stieß man sich endlich daran daß man eine Krone nicht aus den Händen des Volks empfangen wollte, so gilt dagegen folgendes Wort (S. 105):

Galt es eine alte Souverainetät gegen demokratische Uebergriffe zu schützen, ihre Ehre aufrechtzuerhalten, oder handelte es sich nur darum die Souverainetät eines neuen eben gebildeten Staats zu übernehmen? Es wäre möglich gewesen, sogar mit ausdrücklichem Protest gegen die sogenannte Souverainetät des Parlaments, mit Hinweisung auf die Lage des Vaterlands die Würde des Oberhaupts anzunehmen, und wir hofften auf die Souverainetät des Patriotismus.

Wer so unermüdlich wie Duncker und seine Genossen für das gute Recht des deutschen Volks gekämpft, Der mußte wol blutenden Herzens aus der Paulskirche scheiden, und wol wäre es natürlich, wenn der frische Muth und die volle Begeisterung des J. 1848 ihn später nicht wieder in das erfurter Martinsstift begleitet hätte; um so wohlthuender, ermuthigender lauten die Worte die wir hier noch schließlich aus dem Vorworte anführen:

Wir werden gegen die Reaction stehen wie wir gegen die Demokraten gestanden haben. Die alten wohlbekannten Gegner von ehemals sind uns wieder gegenüber. Wir kämpfen nicht um Dank und Lohn, wir wollen das Princip und das Vaterland. Es wird uns nicht irremachen daß die Buben welche sich im vorigen Jahre armselig hinter uns verkrochen uns heute mit Koth bewerfen, wir werden der Fahne der wir solange mit Ehren gedient treubleiben bis zum Ende, wir werden nicht müde werden den Machthabern zuzurufen: „Lernet Mäßigung und Gerechtigkeit im Siege!"

(Der Beschluß folgt.)

Altnordische Bilder von J. C. Freiherr von Zedlitz. I. Ingvelde Schönwang. II. Svend Felding. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Dichter sagt uns im Vorwort leider daß die beiden vorliegenden Gedichte schon vor vier Jahren zum Druck fertig waren, und daß nur die Ungunst der Zeit ihn verzögerte. Lieber hätten wir gehört daß Zedlitz sie trotz der Ungunst der Zeit gedichtet um sich aus ihren Eisenklammern oder den Polypenarmen der Politik loszuringen welchen er sich hingegeben. Es ist nicht so, und auch Das war Täuschung — denn wir lasen das Gedicht eher als das Vorwort — daß er dem erschlafften Geschlecht der Gegenwart eine rohe Mythe der Vorwelt als Sittenspiegel hinmalen wollte, wo die That nicht vor der Blässe des Gedankens zurückschreckt. Nun, wenn Das auch nicht bewußte Absicht war, so kann es doch Divination gewesen sein. Ein Spiegel bleibt es, freilich ein furchtbar roher, aber auch den will man gern wenn uns der Ekel über die Ermattung ergreift, die Völker und Reiche untergehen läßt, und Alles was dem strebsamen Geschlechte durch Jahrhunderte heilig und werth war, in der Rücksicht die ruhig zusieht wenn die Welt in Brand geräth, aber sich scheut mit der Klappe eine Fliege zu tödten, weil die Rechte eines Individuums verletzt werden.

Doch wir haben es nur mit dem Dichter zu thun der in diesem Gedichte Alles und Jedes verschmäht was auf Zeittendenzen Bezug hat, was wir ehren wollen. Aus dem Schacht des nordischen Sagenthums, aus der grauen Heidenzeit hat er den gigantischen Kampf zweier Geschlechter aus Asenblute uns vorgeführt, die endlich in consequent durchgeführter Blutrache sich gegenseitig ausrotten:

Kommt, hört von Lieb' und Treue einen Sang,
Von starkem Muth in Noth und Todesdrang,
Von mancher Blutthat, Waffen und Gefecht,
Von einem rauhen wagenden Geschlecht,
Von Sitten die in Tagen die uns fern
Entwachsen aus der Menschheit tiefstem Kern;
Nicht glatt geschliffen, gleißend nicht und fein,
Nein, wild und ungefüg und hart wie Stein!
Nicht was die Zeit dem Menschen angeweht,
Ihr seht ihn hier wie er urkräftig steht,
Ein Stamm im Wald, ein Fels, ein Wetterstz.
Erschüttert nicht, zerschmettert nur vom Blitz.

Deutlicher kann die Kritik nicht sein als sie der Dichter selbst gibt; nur hinsichts seiner Anschauung, daß was hier geschieht erwachsen sei aus der Menschheit „tiefstem Kern", möch-

ten wir uns den Zweifel erlauben ob dieser denn wirklich der allgemeine Kern der Gesammtmenschheit sei? Zwar fängt die erste Mythe mit einem Brudermorde an: von einer dermaßen systematischen und kannibalischen Blutrache wie sie allerdings in vielen Völkern herrschte und noch herrscht, und noch weniger von einer so gigantischen Bekämpfung aller menschlichen Gefühle um ihr zu fröhnen, wie sie in Theilen der nordischen Vorwelt erscheint, finden wir doch wenig in den asiatischen Sagen derselben, wo das Gottbewußtsein mit den ersten Anfängen der Menschheit zusammenfällt. Demnächst wollen wir zwar gern einen tiefen, aber nicht den tiefsten Kern der Menschheit zugeben. Auch ist die Execution der Vendetta, wie sie in diesen und andern Heldensagen des Nordens vortritt, doch immer an das Reich des Wunderbaren geknüpft, und es bedarf der dynamischen Hebel um sie so fortwirken zu lassen wie der Dichter sie uns hier vor Augen rückt.

Das Haus der Helden Litolf und Thorstein lebt in Blutfehde. Beide sind fast altersgrau, sie selbst können die Blutrache nicht mehr übernehmen, sie erbt fort auf ihre Söhne und Kindeskinder. Litolf's schöne Tochter, die Heldin des Gedichts, das deren Namen trägt, wird während einer blutigen Schlacht von Klause, Thorstein's Riesensohn, durch Verrath geraubt. Aber auf dem Schlachtfelde mit seiner Beute ankommend, fällt er selbst durch einen Keulenschlag. Da wollen seine Brüder die schöne Beute für sich. Sie aber faßt des Todten Hand und schwört bei den Asen:

> Kein And'rer soll von euch mein Gatte sein
> Als der erschlag'ne Klause hier allein!
> Die Asen ruf' ich all zu Zeugen an
> Daß ich dem Schwur getreu den ich gethan.

Da erhebt sich Klause, der nur betäubt dagelegen, und fodert sein Recht. Ihr eigener Vater muß es ihm zugestehen, denn der Schwur vor den Asen ist heilig. Ingvelde muß sich fügen, aber ruft zu Klause:

> . . . ich rathe dir,
> Besteige nie das Ehebett mit mir;
> Viel besser wär's, du hättest dich vermählt
> Dem Todesmann als daß du mich gewählt;
> Denn für die erste kurze Liebesnacht
> Die du an meiner Seite zugebracht,
> In deines Weibes Arm, Das wisse du,
> Gibst du den Morgen und den Tag dazu;
> Und nie, ich schwör's bei meiner Weiberehr',
> Trägst du nach einer zweiten noch Begehr.

Aber Klause besteigt doch das Ehebett, erringt aber trotz aller Liebesglut und Schmeichelei keine zweite Nacht, sondern die Gattin verräth ihn dem Vater als er mit Blutgeld zur Aussöhnung zu demselben kommt, und in der Nähe ihres väterlichen Hofes wird er erschlagen und unbeerdigt liegen gelassen. Dies der erste Gesang.

Litolf hat einen treuen Knecht und Hörigen, Gest, Ingveldens Jugendgespielen: er liebt sie und opfert sich für das Haus, selbst an Stärke und Muth einem Asensohn vergleichlich. Ueberfallen in Gladgaard, dem Hof der Litolf, während die Herren fort sind, soll er ihren Aufenthalt verrathen. Er läßt sich lieber zu Tode quälen. An den Schweif des Rosses gebunden wird er durch die Berge geschleift, bis eine spukhafte Erscheinung die Feinde verscheucht, und sein Marterroß todt niedersinken läßt. So findet ihn der alte Litolf und Ingvelde. Unter den Balsamtropfen welche deren Hand auf ihn träuft geneset der Knecht. Der alte Held erkennt für seine Tochter, das Kleinod des Nordens, keinen würdigern Mann als den der sein Höriger gewesen. Er macht ihn frei, zu seinem Eidam, und ihm soll all sein Gut und Habe gehören. Gest, der Entzückte, fragt Ingvelde ob es nicht Vaters Zwang, ob es auch ihr Wille.

> Da schlingt Ingvelde ihren Arm um Gest,
> Und preßt den Mann an ihren Busen fest,
> Und der sonst Küsse floh, ihr Mund, er drückt
> Sich an den seinen brünstig und entzückt,
> Doch bleibt er lautlos und antwortet nicht.
> Und Gest entflammt und freudetrunken spricht:
> Liebst du mich? Sage! warum schweigt dein Mund?
> Ist Litolf's Wahl dir recht, so thu mir's kund!
> Und fester noch drückt an die junge Brust
> Ingvelde Gest, und blickt ihn an mit Lust,
> Und streicht mit ihrer sanften weißen Hand
> Ihm übers Antlitz braun vom Sonnenbrand.

(Wir wissen längst daß Zedlitz in der erotischen Malerei, d. h. der echten, naturgemäßen, nicht der frivol-zweideutigen, ein Meister ist.) Nach Graus und Schrecken ist zum ersten mal Jubel und Freude in Gladgaard, aber nicht auf lange. Die Thorsteinmänner rücken an zur Blutrache für den ermordeten Klause, und in einer Vertilgungsschlacht fällt der alte Thorstein, sein Riesensohn Glaser durch Gest's Hand, aber auch der alte Litolf. Seine Tochter (der im Uebrigen der Zauber der Weiblichkeit nicht fehlt) blickt froh den zerspaltenen Greis an, weil ihres Gest's Arm auch seinem Gegner Thorstein den Schädel gespalten, und beide Helden werden den Krieg den sie auf Erden geführt in Walhalla fortsetzen.

Die Familie oder deren Erben könnten nun glücklich sein, aber Ingvelde Schönwang sieht überall den Geist Klause's:

> mit der bleichen Todtenhand,
> An seinem Hals das blutigrothe Band.

Ihr Gatte sieht ihn nicht; dennoch treibt es sie fort von Gladgaard, wo er fiel, und mit Heerden und Schätzen ziehen sie in die ferne grüne Bucht eines Fiörd, wo sie Häuser bauen, Kinder zeugen, und in Glück und Frieden leben könnten, wenn nicht Klause's Geist, nach Rache dürstend, umwandelte. Zwar sind in Thorstein's Haus die Kinder Glaser's ein ganz anderes Geschlecht geworden, fünf leben nur ihrer Abenteuerlust, und der sechste, Bren der Tölpel, ist ein Imbeciller. Ihm aber gerade erscheint Klause's Geist, und haucht ihm Muth, Stärke, Erinnerung und Wahnsinn ein. Eine Umwandelung ist mit ihm vorgegangen. Er, bisda von den Brüdern beherrscht, beherrscht jetzt sie, er fodert Theilung der Erbschaft, keine genügt ihm, wie auch noch so sehr zu seinem Vortheil von den Brüdern angelegt. Endlich theilt er selbst, zwei große Haufen, einen den fünf Brüdern, einen für sich; aber er auf seinen Theil nimmt die Blutrache auf für Klause und Thorstein, den Brüdern läßt er Genuß und Sorglosigkeit. Wie er diese Rache ausführt, wie die Schönheit Ingvelde's ihn fesselt, wie er zwischen dämonischer Liebe und dämonischem Haß schwankt, wie endlich die Berserkerwuth ihn überkommt, und Alles mit gegenseitiger Vernichtung schließt, möge der Leser im Gedicht selbst nachlesen.

Der Dichter hält sich mehre male gemüßigt den Lesern zuzurufen:

> Meßt nicht mit heut'gem Maß die Heldenzeit
> Der Vorwelt, ihre Tage liegen weit!
> Nicht eures Schlages sind die einst gelebt;
> Sie haben and'rer Tugend nachgestrebt.
> Von rauh'rer Art und ernsterm Angesicht,
> Und ihre Amme war die Milde nicht.
> Ihr sucht vergebens heute noch die Spur
> Von dem Geschlecht; längst schon hat die Natur
> Zerbrochen jene Form —

und doch hat der Dichter nicht umhingekonnt, von unserer Anschauung aus, mildernd einzugreifen: denn wer entwindet sich seiner Zeit. Das Haus des Thorstein ist das reine Gepräge des heidnischen Gigantenthums, Strahlen christlicher Milde fallen, wenn auch nur im matten Abglanz, auf das des Litolf. So läßt er auch die Todesgötter richten. Die leichte Anschaulichkeit, die Klarheit und Correctheit des Dichters wird man aus den mitgetheilten Proben ersehen. Aber eben weil er fühlt daß die übereinander gethürmten Granitblöcke haarsträu-

bender Thaten uns zwar Ehrfurcht und Schauer einflößen mögen, aber nicht Befriedigung, ist er bemüht wo es irgend zulässig die sanftern Saiten allgemein menschlicher Empfindung anzuschlagen, durch Naturschilderungen zu beschwichtigen, und läßt jedem Gesange eine Reflexion vorangehen, die, ob sie zur alten Mythe passe oder nicht, jedenfalls zu unserer Stimmung paßt, weil wir zu viel Drastik nicht vertragen, weil wir Menschen der Gegenwart sind, und der Dichter ist es auch. Es sind schöne Gedichte. „Ingvelde Schönwang" erklärt der Dichter für sein Eigenthum, da er nur eine kurze Erzählung dazu benutzt. „Svend Felding" ist eine kurze, halblaunige Ballade, von heiterm, kräftigem Ton, die er frei einer altdänischen nachgebildet. 27.

Reise nach dem Nigerflusse.

Freunden der Länder- und Völkerkunde wird folgendes in London in zwei Bänden vor kurzem erschienene Reisewerk: „A narrative of the expedition sent by Her Majesty's government to the river Niger in 1841 under the command of capt. H. D. Trotter, by capt. *W. Allen* and *T. R. H. Tompson*", sehr willkommen sein. Man erinnert sich daß der Zweck dieser Expedition war den Sklavenhandel zu vernichten, indem man sich bemühte dem abscheulichen Handel den die kleinen afrikanischen Despoten mit ihren Unterthanen treiben ein Ende zu machen. Drei kleine Dampfschiffe: der Albert, der Wilberforce und der Sultan, sollten den Niger aufwärts segeln, mit den Häuptern der verschiedenen Völkerschaften unterhandeln und einige Colonien gründen, um in das Land einige Begriffe vom Ackerbau und einige Elemente der Gesittung einzuführen. Die Freunde von der Abschaffung der Sklaverei nährten große Hoffnung in Bezug auf dieses Unternehmen. Ihre Bitten willfahrend, gab die englische Regierung die Summe von 65,000 Pf. St. zum Bau und zur Bemannung der Schiffe her, eine afrikanische Gesellschaft wurde errichtet, und die Expedition segelte im Mai 1840 ab. Zahlreiche Vorsichtsmaßregeln waren ergriffen worden um das Schiffsvolk gegen den Einfluß des in so hohem Grade schädlichen Klimas zu schützen. Nach einer glücklichen Ueberfahrt kam die Expedition zu Sierra Leone an, wo sie etwa hundert Neger, von denen mehre als Dolmetscher, in ihre Dienste nahm, und trat am 15. Aug. in einen Zweig vom Niger ein; die Landschaft war von Natur im höchsten Grade wild, eine große Anzahl Canots folgten den Schiffen in geringer Entfernung. Den 26. Aug. erreichte sie Aboh, wo sie mit dem König Obi eine Zusammenkunft hatte. Dieser souveraine Barbar, durch die ihm dargereichten Geschenke angelockt, machte keine Schwierigkeit sich den verlangten Bedingungen zu unterwerfen, und der erste Vertrag wurde mit ihm abgeschlossen. Ueber diesen Erfolg höchlich erfreut, setzten die Engländer ihre Reise bis zu der Stadt Iddah, Hauptstadt des Königreichs Eggarah, fort. Da hatten sie eine Audienz bei dem König Attah. Ein unharmonisches Geräusch von Trommeln und andern groben Instrumenten kündete die Nähe des Monarchen an. Ein Thor wurde plötzlich geöffnet am Ende des Hofs und Attah erschien getragen auf einem Pfühl von acht kräftigen Sklaven, welche unter dem Gewicht dieser hohen Person zusammenzusinken schienen. Das Freudengeschrei der Menge verkündete seine Ankunft. Man setzte ihn auf seinen Thron und ein Vorhang wurde vor ihm niedergelassen, wahrscheinlich um irgend eine Veränderung der Toilette zu verbergen. Nachdem Dies geschehen war, empfing der Souverain von Iddah die Fremden auf eine würdevolle und ceremoniöse Weise. Er war ungeheuer groß, seine schwarze Haut glänzte sehr, seine Augen waren groß, aber ohne Ausdruck. Er trug einen langen Rock von rothem Sammet, ein paar lange bauschige, scharlachfarbene Beinkleider und eine Mütze von verschiedenen Farben, geziert mit Perlen von Glas und Korallen. Seine mit weiten Stiefeln von rothem Leder, mit Schellen versehen, bekleideten Füße hingen an beiden Seiten des Throns. Ein großer carmesinfarbiger Sonnenschirm war über ihm aufgespannt. Mehre Fächerträger von seinem Gefolge bewegten die Luft mit einer gewissen Regelmäßigkeit. Links befand sich der Mund des Königs, d. h. sein erster Minister, der in seiner Hand ein kleines zum Theil mit rothem Tuch bedecktes Horn trug. Unterhalb des Throns saßen die Richter und eine Menge anderer Leute. Sobald man dem König den Zweck der Sendung vorgetragen und ein kleines Geschenk gezeigt, um sich ihm noch verständlicher zu machen, ließ er durch seinen Minister antworten: „Ich freue mich und danke Gott euch bei mir zu sehen. Wenn eure Landsleute mich gern sehen, so müssen sie glauben was ich sage. Der letztverstorbene König hatte es gern daß die Weißen in sein Land kamen, aber er bekümmerte sich nicht darum sie zu sehen. Ich bin jetzt der Attah oder der König, und die weißen Männer sind gekommen mich zu besuchen, und Das macht mir großes Vergnügen. Wenn sie die Absicht haben meine treuen Freunde zu sein, so dürfen sie nicht sobald fortgehen; denn ich habe es gern daß meine Freunde mehre Tage mit mir essen und trinken. Ich gehe nicht gern im Regen aus, aber die weißen Männer wollten mich sehen, und ich habe geglaubt sie könnten ihn aufhalten; allein es regnet so stark wie je. Der Fluß gehört mir bis weit hin nach oben und nach unten an den beiden Ufern, und ich bin König. Die Königin der weißen Männer hat einen Freund geschickt um mich zu besuchen. Ich habe auch soeben ein Geschenk gesehen, welches nicht werth ist mir dargeboten zu werden; es ist gut für einen meiner Diener. Gott hat mich nach seinem Bilde geschaffen, ich bin Gott ähnlich, er hat mich zum König eingesetzt." Also auch in Afrika eine Majestät von Gottes Gnaden, die sich für einen Herrn von Land und Leuten hielt! Nach diesem Probestück afrikanischer Beredtsamkeit wurde eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag festgesetzt für den Tractat, der ohne Mühe geschlossen wurde; denn der König war begierig die Geschenke die man ihm versprochen hatte zu erhalten. Er bewilligte überdies zu einem billigen Preis ein zur Errichtung einer Musterwirthschaft nöthiges Stück. Allein darauf machten sich die ersten Anfälle vom Fieber bemerkbar. Die Hitze war zum Ersticken; der Wärmemesser zeigte am Tage im Schatten 90° Fahrenheit, und des Abends ging er nur auf 85° herunter. Nebst Dem hatten zahlreiche Schlangen, von denen einige sehr giftig waren, Mittel gefunden sich bis auf die Schiffe zu schleichen. Trotz dieser doppelten Unannehmlichkeit beschloß man unverzüglich zur Gründung der Musterwirthschaft zu schreiten. Die Werkzeuge und Materialien wurden an das Land gebracht, und ein schönes Zelt, welches bei dem Turnierspiel zu Eglinton figurirt hatte, diente vorläufig zur Wohnung für den Oberaufseher; sodann ließ man eine Schaluppe vor Anker um die Colonisten zu schützen, während der Wilberforce sich nach Chaddah begeben, und der Albert und der Sultan fortfahren sollten den Niger aufwärtszusegeln. Allein die schnellen Fortschritte des Fiebers verhinderten die Ausführung dieses Plans; die Krankheit nahm einen so schlimmen Charakter an daß man es nicht für rathsam hielt sich länger in einem so gefährlichen Fahrwasser aufzuhalten. Zwei der Dampfboote mit Kranken beladen schlugen den Weg nach dem Meer ein, während das dritte noch darauf beharrte den Fluß aufwärtszugehen; endlich war auch dieses, dessen von der Krankheit decimirte Mannschaft nicht mehr im Stande war irgend einen Dienst zu verrichten, genöthigt schnell umzukehren. Zuletzt, nachdem die Expedition 54 Mann, von denen 43 Weiße und 11 Neger waren, verloren hatte, sah sie sich genöthigt nach England zurückzukehren, ohne um den Preis so großer Opfer das geringste Resultat gewonnen zu haben. Die einzige Frucht dieses unglücklichen Versuchs war der Beweis daß eine europäische Colonie unter dem tödtlichen Klima an den Ufern des Nigerflusses unmöglich ist. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 261. —— 31. October 1850.

Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Sechster und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 260.)

Den erquicklichen Worten Duncker's glauben wir am passendsten unmittelbar anzuschließen einen treuen Genossen desselben in Kampf und Streben:

Beiträge zur neuesten deutschen Geschichte. Von Johann Gustav Droysen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Schon in einem frühern Artikel hatten wir Veranlassung Droysen's Verdienste, dem wir dort als treuen und ämsigen Chronisten begegneten, anzuerkennen; mit nicht geringerm Vergnügen besprechen wir hier noch eine selbständige Leistung desselben Verfassers. Sie umfaßt auf 56 Seiten ein Schreiben an einen ungenannten Empfänger, die politische Lage Deutschlands betreffend, vom 6. April 1848; eine Vorlage an die 17 Männer des öffentlichen Vertrauens, die Executivbefugnisse der hohen Bundesversammlung betreffend, vom 10. April 1848; eine Notiz, die Verhandlungen über die Begründung einer Centralexecutivgewalt betreffend, vom 17. bis 25. April 1848; eine Denkschrift, die deutschen Angelegenheiten betreffend, vom 29. April 1848, letztere ist unvollendet geblieben. Während also die ganze übrige Parlamentsliteratur mit und nach der Nationalversammlung erwachsen, haben wir hier auch einen Vorläufer derselben. Den dritten Aufsatz, in Tagebuchform gehalten, übergehen wir hier ganz, da er für jetzt nur den Verlauf vergeblicher Bemühungen dargelegt. Auch in Betreff der drei andern Aufsätze brauchen wir ihre politische Richtung nicht näher zu bezeichnen, da ihr Verfasser hinreichend gekannt ist; wir wollen deshalb nur Eins hervorheben, den bis zur Prophezeiung gesteigerten politischen Scharfsinn, der sich hier im April 1848 offenbart; der Schluß der ganzen Schrift lautet: „Den Hohenzollern gebührt die Stelle die seit den Hohenstaufen leer geblieben." Zur Begründung dieser Behauptung aber finden wir in dem ersten Schreiben folgende Worte:

Oestreichs Interesse war und ist die Nichteinheit Deutschlands, muß es sein, solange die dynastische Gesammtmonarchie sich erhalten zu können glaubt...

und:

Man kann sich nicht verbergen daß die ganze deutsche Frage eine einfache Alternative zwischen Preußen und Oestreich ist. In ihnen hat das deutsche Wesen seinen positiven und negativen Pol, mit jenem alles nationale und reformative, mit diesem alles dynastische und destructive Interesse. Das alte Schwebesystem des Bundes, die letzte Möglichkeit beide in gleicher Weise zu umfassen, ist durch das Erstarken des nationalen Factors dahin. Die deutsche Frage ist keine Verfassungs-, sondern eine Machtfrage; — und die ganze Monarchie Preußen ist nun deutsch — die östreichische kann es nicht werden. (S. 4.)

Aber auch Das hat Droysen schon damals vorahnenden Geistes nur zu richtig erkannt, was jetzt als traurige Wahrheit vor Aller Augen liegt. S. 3 heißt es:

Mislingt die jetzige Umgestaltung Deutschlands, so muß Preußen in schärfster Weise constitutionnell geschlossen werden, muß den Kern, sozusagen das unmittelbare Reichsland, bilden, an das sich nach und nach anschließen mag was deutsch sein will. Mislingt das neue Deutschland, so, fürchte ich, steht das alte Oestreich und das neue Preußen auf Leben und Tod gegeneinander; denn selbst ein mittlerer Ausdruck wäre Preußens Tod. Es sind Dies Sätze von gewagter Schärfe; doch denke ich, sie werden sich geltendmachen, sobald sich der aufgewühlte Staub des Augenblicks gelegt hat.

Ja wohl haben sie sich geltend und fühlbar genug gemacht: „Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi." Droysen aber wird hoffentlich zu Besserm aufbewahrt sein als das Schicksal des Unglückspropheten zu erfahren, den man für den Erfolg so gern verantwortlich macht. Möge es ihm noch vergönnt sein in seinem engern und in dem großen Vaterlande bessere Tage zu sehen und mit heraufzuführen.

Endlich zum Schluß noch ein Hauptwerk:

Die deutsche Nationalversammlung bis zu den Septemberereignissen. Ein Bericht aus der Partei des rechten Centrums von R. Haym. Frankfurt a. M., Jügel. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.

Die deutsche Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl. Ein weiterer Parteibericht von R. Haym. Berlin, Amelang'sche Sort.-Buchhandlung. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die deutsche Nationalversammlung von der Kaiserwahl bis zu ihrem Untergange. Ein Schlußbericht von R. Haym. Berlin, Amelang'sche Sortiments-Buchhandlung. 1850. Gr. 8. 27 Ngr.

Es ist eigentlich unrecht daß wir Haym's Werk, zugleich das einzige welches nicht ausschließliches Eigenthum eines Einzelnen, sondern anerkannter Parteibericht ist, an den Schluß unsers Berichts verlegt haben. In-

dem wir fühlen daß wir, von dem Interesse für den Gegenstand fortgezogen, die Grenzen fast überschritten haben, welche selbst ein Gegenstand von dieser Bedeutung in d. Bl. einhalten muß, werden wir kaum Alles aussprechen dürfen was zur vollständigen Würdigung eines so umfang- und gehaltreichen Werks gehört. In eleganter, ja großentheils gehobener Form, die mitunter an Goethe's, mitunter an Lessing's Stil anstreift, hält sich Haym ausschließlich an die reine Thätigkeit der Nationalversammlung, ohne sich in die Schilderungen von Persönlichkeiten oder äußern Ereignissen zu verlieren, wie naheliegend diese auch dazu locken. So werden selbst die Vorfälle des 18. Sept. mit wenigen Worten erledigt, und fast nirgend ist von handelnden Personen so die Rede daß ausdrücklich gesagt wird was und wer sie sind, sondern nur was sie wollen und thun, woraus sich freilich klar genug ergibt wes Geistes Kind sie überhaupt sind, was denn auch wol die Beigabe weniger geistreicher Worte bestimmt genug andeutet; etwas ausführlicher wird blos der Charakter Schmerling's gezeichnet (II, 131) und den beiden Opfern des 18. Sept. ein schöner Nachruf gewidmet (I, 143). Nur Heinrich von Gagern erzwingt sich auch in diesem Werke, welches blos auf das Wesentlichste gerichtet ist, eine ausführliche, ausgezeichnet gelungene Darstellung, welche weit in die vormärzliche Zeit zurückgreift (II, 144—191). Endlich wäre als Beitrag zur Personalbeschreibung des Parlaments die Besprechung des Verfassungsausschusses (II, 229) zu erwähnen, die sich jedoch auch fast ganz auf die Stellung beschränkt die diese Männer zu der von ihnen übernommenen Aufgabe einnahmen. Sonst enthält das ganze Werk eine kritische Analyse der Verhandlungen, wie sie in der Paulskirche und theilweise die welche im Casino, später im Weidenbusch gepflogen wurden. Wesen, Zweck und Erfolg der verschiedenen Anträge, Inhalt und Wirkung der Hauptreden, Entstehung und Folgen der einzelnen Beschlüsse, dies Alles wird mit einer Klarheit und Vollständigkeit entwickelt die wol als Muster für die Geschichtschreibung einer parlamentarischen Versammlung angesehen werden darf, insofern wenigstens der Mitwirkende eine solche immer nur vom Parteistandpunkt wird geben können. Namentlich gewinnt auch die Polemik, welche gegen politische Gegner nothwendig geführt werden muß, durch die ganze Art der Darstellung eine eigene Farbe: so scharf die Waffen sind deren sich der Verf. bedient, so entschieden er die feindlichen Bestrebungen zu Boden schlägt, so erscheint der ganze Kampf doch wesentlich dadurch gemildert daß er nirgend in erster Linie gegen die Persönlichkeiten, sondern nur gegen die von ihnen vertretenen Grundsätze gerichtet ist. Auch in dieser Beziehung nähert sich Haym's Darstellung der geschichtlichen Auffassung soweit als es bei einer Behandlung der unmittelbaren Gegenwart möglich sein dürfte. Ueber die Parteistellung welche hier vertreten wird ist es kaum nöthig Etwas hinzuzusetzen: es ist das entschiedenste Festhalten an dem preußischen Erbkaiserthum; so treffen denn Haym und Duncker in zum Theil überraschender Weise zusammen; ebenso wie es oben aus der Schrift des Letztern erwähnt wurde, weist auch Haym den Vorwurf der Doctrin zurück: „Die politische Ansicht welcher wir huldigen rühmt sich aus der theilnehmenden Erwägung des concreten Lebens entsprungen zu sein" (I, 55) und „auf der Linken waren eigentlich die Doctrinaire zu suchen, nicht unter den Professoren des Verfassungsausschusses" (II, 76); ebenso wiederholt sich hier (II, 214) die historische Nachweisung welche Duncker von Oestreichs schrittweiser Entfernung aus Deutschland gegeben hat. Etwas weiter jedoch ist Haym nach Rechts gewandt: die von Anfang eingenommene souveraine Haltung des Parlaments ist ihm mehr ein Act der Nothwendigkeit als des Rechts; gegen die Beschlüsse welche beide Verfasser gleich sehr misbilligen verhält sich doch Duncker mehr rechtfertigend, Haym mehr entschuldigend. Ganz einig sind sie dagegen wieder in ihrer Opposition gegen die preußische Politik vom April 1849; ja Haym scheint sogar noch weniger als Duncker, der sich nicht ausführlich darüber ausspricht, an einen gedeihlichen Erfolg der Versuche zu glauben welche das preußische Cabinet seitdem unter Radowitz' Leitung für die deutsche Verfassung gemacht hat (III, 15):

> Die Reinigung der Verfassung nach dem Schema Radowitz', die Ausscheidung aller revolutionnairen Ingredienzien aus den Producten der Revolution, Das wurde später die Losung. Der Versuch die Geschichte so verstandesmäßig zurechtzumachen hat die Probe der Wirklichkeit noch zu bestehen.

Leider sind diese Worte auch noch jetzt, anderthalb Jahre nachdem sie niedergeschrieben, wahr.

Haben wir Laube's „Deutsches Parlament" als die interessantesten Memoiren aus der Paulskirche, Biedermann's „Erinnerungen" als einen anziehenden Leitfaden zur Geschichte des Parlaments bezeichnet, so enthält Duncker's Schrift das Glaubensbekenntniß der echt- und reindeutschen Partei, die von Haym die geschichtliche Ausführung zu demselben. Sie bleibe einstweilen ein Denkmal Dessen was unsere edelsten Volksgenossen mit ihren besten Kräften erstrebt haben, bis ein schöneres ihnen ersteht in einem lebensvollen und lebenskräftigen deutschen Reiche.

Wir schließen diesen literarischen Bericht, der zwar nicht ganz vollständig ist, aber Wesentliches wol kaum übersehen haben dürfte, mit der Erinnerung daran daß alles öffentliche Leben des deutschen Volks zwei Menschenalter hindurch nur ein literarisches und noch dazu censirt-literarisches war. Fast könnte es scheinen als würde fortan alle deutsche Politik wieder in den Cabineten der Diplomaten gemacht, und der ganzen übrigen Menschheit bestenfalls nur verstattet werden die Brühe literarischer Besprechung, Vermuthung und einiger zahmer Kritik dazu herzurichten. Wir können diese Befürchtung nicht theilen, so wenig rosenfarb wir auch unsere gegenwärtige Lage betrachten; und wir gründen die Hoffnung auf eine Umkehr zum Bessern auch mit darauf daß die Ereignisse der letzten Jahre eine politische Literatur gezeigt haben aus der sich etwas mehr als

schöne Redensarten lernen läßt. Was in der Paulskirche Großes und Tüchtiges und Wackeres gesprochen und erstrebt worden ist, Das hallt wider aus den Schriften von Laube, von Biedermann, von Droysen, von Duncker, von Haym; möge es beherzigt werden, damit, wenn des deutschen Volks Vertreter sich wieder zusammenfinden, das gleiche Ziel mit Vermeidung manches Irrthums erstrebt, damit Das zur Wahrheit werde was in der Literatur fast allein würdig vertreten ist, sich in den Kreisen aller Gebildeten mehr und mehr Bahn bricht, was in Erfurt wenigstens annähernd versucht worden ist; damit die ganze hier besprochene Literatur von der spätern Geschichtschreibung als Vorarbeit zu der wirklich erfolgten Belebung des einigen deutschen Reichs bezeichnet werden könne.

Meiningen, Anfang Juli 1850.

W. A. Passow.

Polnische Literatur.

Das Bedeutendste was die posener Presse in jüngster Zeit geliefert hat sind unstreitig Penclawski's in polnischer Sprache erschienene „Briefe über Krakau". Es sind deren 20, und ihr Inhalt geißelt in schonungsloser Weise die Gebrechen und Uebelstände welche dem Verf. in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft der Jagiellonenstadt entgegengetreten sind. Mit Nichts weniger als der dem Polen eigenthümlichen Courtoisie werden die Frauen behandelt, und ihre vermeintlichen Vorzüge zu ebenso vielen Fehlern umgestempelt; auf gleiche Weise spricht der Verf. das Anathem über die Mädchenerziehungsanstalten aus. Am schlimmsten von Allen kommen aber die Professoren der Universität weg, denn den Meisten derselben wird ein förmliches Sündenregister, gemalt mit Hogarth's in Galle getauchtem Pinsel, vorgehalten, und aufgedeckt, was gewiß Mancher lieber verschwiegen sehen möchte.

Geben auch die Briefe ein keineswegs schmeichelhaftes, sondern im Gegentheil sehr düsteres Bild von dem krakauer Leben und Treiben, so tragen sie doch durchaus nicht den Stempel des Pasquills, denn häufig sind der Bitterkeit Thränen tiefer Wehmuth und aufrichtigen Schmerzes beigemischt. Das Urtheil über die angegriffenen Personen ist, wir wollen es zu ihrer Ehre hoffen, oft ein ungerechtes, besonders in Betreff des Professors Pol, der, wenn auch dem größern Publicum nur als Dichter bekannt, keinenfalls die Angriffe verdient die der Autor in mitunter sehr geistreicher und ironischer Weise auf ihn schleudert. Der genannte Professor gehört zweifelsohne zu den tüchtigsten Geographen, und ist vollkommen im Stande die Stelle auszufüllen die er bei der Universität einnimmt. Was der Autor über Professor Kremer's Aufgeblasenheit sagt mag vielleicht wahr sein; doch hätte er jedenfalls besser gethan sich erst um den Balken im eigenen Auge zu bekümmern ehe er daran dachte sich nach dem Splitter in demjenigen des Nächsten umzusehen.

Das Schriftchen, wenngleich voller Persönlichkeiten, und in ebenso sarkastischem als verletzendem Tone gehalten, ist wie schon gesagt keine Schmähschrift; denn wie ein rother Faden zieht sich durch das Ganze tiefer Seelenschmerz, der Zeugniß ablegt des Verf. Hand habe Ueberzeugung geleitet. An Werth gewinnt es noch dadurch daß es kurz vor der Krakau betroffenen Katastrophe erschienen ist, und so gleiche Bedeutung mit der an Balthasar gerichteten unheimlichen Warnung annimmt. Hoffentlich werden Diejenigen welche ebenso witzig als schonungslos angegriffen worden sind nicht zögern sich zu rechtfertigen. Für ihren guten Ruf ist zu wünschen daß sie Dies vollständig zu thun im Stande sind.

Von andern Neuigkeiten hat Posen in den letzten Wochen fast Nichts gebracht. Die selige Liga veröffentlichte ihr zweites Werkchen: „Den Rechtsconsulenten für das polnische Volk", von A. K., das sehr nützliche und zeitgemäße Vorschriften und Lehren enthält, und den gemeinen Mann wenn er es mit Aufmerksamkeit durchliest vor manchem Schaden hüten kann. Mosraczewski's „Erzählungen des Wirths Andreas, wie früher Polen und dessen Bewohner waren", gehen bis zu Kasimir dem Großen, sind klar aufgefaßt, in ernstem Tone und allgemein verständlicher Sprache geschrieben, und umfassen vieles Wichtige und Nützliche was bisher in einzelnen Volksbüchern zerstreut war. Die „Gewöhnlichen Sünden", und Wysocki's „Memoiren aus dem ungarischen Feldzuge" (wovon die „Grenzboten" Auszüge in deutscher Uebersetzung gebracht haben) sind dem Feuilleton der „Gazeta Polska" entnommen. Die politische Tagesliteratur ist auf den „Goniec Polski" („Polnischer Kurier") zusammengeschrumpft, und ihre frühern Heroen, Libelt an der Spitze, feiern. 65.

Bibliographie.

Arndt, J., Das Bewußtwerden der Menschheit. Ein Entwurf. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus Edmund Burke's Schriften. Ein conservatives Handbüchlein. Erlangen, Enke. Gr. 16. 6 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Eine Pension am Genfersee. Zwei Romane in Einem Hause. Zwei Theile. Breslau, Kern. 1851. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Elis, C., Die Ruine Arnstein bei Harkerode, ihre Sagen und ihre ehemaligen Herrscher. Freunden vaterländischer Geschichte gewidmet. Mit einer Ansicht und einem Grundrisse. Halberstadt, Helm. 8. 5 Ngr.

Hundert und eine Frage an denkende Evangelienleser unter den Laien, zugleich beantwortet von dem Fragsteller. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 24 Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 16ter Band. — A. u. d. T.: Das Leben Mohammed's von W. Irving. Mit dem Portrait Mohammed's. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Hebart, J. A. L., Die zweite sichtbare Zukunft Christi. Eine Darstellung der gesammten biblischen Eschatologie in ihren Hauptmomenten, im Gegensatz zu vorhandenen Auffassungen bearbeitet und auch für das Verständniß von Nichttheologen eingerichtet. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 27 Ngr.

Herloßsohn, C., Weihnachtsbilder. Eine Festgabe für deutsche Frauen und Jungfrauen. 2te vermehrte Auflage. Mit 1 Stahlstich. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 24 Ngr.

Horn, J. E., Zur ungarisch-österreichischen Centralisationsfrage. Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Kaiser, F., Das Sonnensystem und die Gesetze seiner Bewegung populär dargestellt von C. G. Tröbst. Weimar, Voigt. 16. 10 Ngr.

Kaufmann, Die Staats-Pflege der Landwirthschaft in Preußen, oder das Preußische Landes-Oekonomie-Kollegium, sein Beruf und seine Aufgaben. Coblenz. Gr. 8. 10 Ngr.

Krane, C., Das Buch Jesu oder das Leben Jesu von Nazareth im Lichte der neuesten wissenschaftlichen Forschungen dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volkes. Kassel, Hotop. Gr. 8. 1 Thlr.

Kurtz, J. H., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2te vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Mitau, Neumann. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Des heiligen Methodius Offenbarungen. Nach dem zu Basel durch Mich. Furter im J. 1494 gedruckten Exemplar. Neuerlich in Druck befördert und mit einer Vorrede versehen durch J. M. L. und A. Oschwald. Villingen, Förderer. 12. 5 Ngr.

Mosenthal, S. H., Deborah. Volks-Schauspiel in vier

Akten. 2te unveränderte Auflage. Pesth, Heckenast. 16. 12 Ngr.

Pfarrius, G., Die Waldlieder. Mit Illustrationen von G. Osterwald. Köln, Du Mont-Schauberg. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schloß Ronceaux. Nach einem alten Manuscripte. Drei Theile. Breslau, Kern. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Scheuchzer, A., Phul und Nabonassar. Eine chronologische Untersuchung. Zürich, Meyer u. Zeller. Lex.-8. 6 Ngr.

Schlachtfelderblüthen aus Ungarn. Novellen nach wahren Kriegsscenen. Pesth, H. Geibel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schultheß, R., Friedrich und Voltaire in ihrem persönlichen und litterarischen Wechselverhältnisse. Eine litterarhistorische Skizze. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Seippel, E., Engel Agnes. Ein Lied der Liebe. Barmen, Langewiesche. 1851. 16. 16 Ngr.

Staat und Gesellschaft in ihrem Urbilde. I.: Das Königthum, auf die ursprünglichen Begriffe zurückgeführt. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Stolle, E., Studien über die Hebung der Landeskultur im Königreich Belgien. Nebst einem Anhang über die innere Einrichtung des Ackerbau-Ministeriums in Frankreich. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 10 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1851. Neue Folge. 2ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Weißenborn, G., Logik und Metaphysik für Vorlesungen und zum Selbststudium. 1ste Abtheilung: Die Lehre vom Sein. Halle, Knapp. Gr. 8. 1ste und 2te Abtheilung 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Kirchner, K. M., Der wahre und der falsche Friede. Predigt gehalten am 1. Septbr. 1850. Eine Erinnerung an die Versammlung der Friedensfreunde vom 22. bis zum 24. Aug. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 4 Ngr.

Lehmann, J. A. O. L., Ueber Organisation der Schulbehörden des Preußischen Staats. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Major, C. F., Paulus in Corinth der Prediger an unsere Zeit. Halberstadt, Helm. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Prophet Sacharja auf der Kanzel der evangelischen Hofkirche in Dresden. Ein offenes Wort an Hrn. Oberhofpred. Dr. Harleß über seine am 22. Juli d. J. gehaltene Landtagspredigt und zugleich ein Votum gegen das Einschmuggeln pharisäischer Grundsätze in die evangelische Kirche. 3te Auflage. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Ngr.

Inhalt des Monats October.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 262. —— 1. November 1850.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Politische und volkswirthschaftliche Schriften.*)

Selbst während des Taumels der revolutionnairen Bewegungen, welche eigentlich in vielen Punkten nur eine Reaction zu den unreifen Wahnbildern der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, zu Grundsätzen und Maßregeln enthielten welche, durch die schrecklichsten Erfahrungen gerichtet, aus der Gedankenwelt der gebildeten Menschheit längst verschwunden schienen und doch im J. 1848 wie sich von selbst verstehend und fast ohne Widerspruch in Gesetze gebracht wurden, selbst während dieses Taumels fühlten die Einsichtsvollern daß die Bewegung ihren eigentlichen Grund und Nachdruck in Uebeln suchen müsse die in den Tiefen der Gesellschaft wirken, und daß es nicht die Fragen des politischen Formalismus seien welche zu den Ausbrüchen trieben und von denen die Heilung ausgehen könne. Ein Punkt war die ganze Art des festländischen Staatswirkens und die unter allem Wechsel der Verfassungsformen sich gleichbleibende Regierungsweise. Am sichtlichsten beweist Das Frankreich, welches seit 1789 constitutionnelles Königreich, Republik in mancherlei Formen, absolutes Kaiserreich, wieder constitutionnelles Königreich unter zwei Dynastien und wieder Republik gewesen, und diese ganze Zeit über in der Hauptsache doch in derselben Weise regiert und verwaltet worden ist. Der Wechsel betraf die Menschen welche die Staatsmacht handhabten, zuweilen den Geist in welchem und den Zweck zu welchem sie gebraucht wurde, nicht sie selbst und die Art ihres Wirkens. Mehr oder weniger ist Das überall so gegangen. Zwischen der Regierungsweise des Patrimonialstaats, wie sie bis 1789 allgemein war auf dem Festlande, und dem des rationalistisch reformirten Staats ist ein tiefgreifender Unterschied; zwischen der englischen Regierungsweise und der aller übrigen europäischen Staaten ist gleichfalls ein solcher; aber einmal der Stufe des Patrimonialstaats entwunden, haben die festländischen Staaten nur in den parlamentarischen Institutionen einen Unterschied zwischen absoluten und constitutionnellen Staaten dargeboten, während das ganze übrige Thun und Treiben in diesen wenig anders war als in jenen. Daß die Zeit des Patrimonialstaats, selbst in seiner wohlthätigsten Form, der wahrhaft patriarchalischen, vorüber ist, bestreitet Niemand. Wenn man aber nach dem Unterschiede zwischen dem englischen und dem festländischen Staatswesen fragt, so wird man überall auf das selfgovernment des englischen Volks verwiesen. Gewiß ist Das die Hauptsache, obwol noch mancherlei Anderes dazu kommt. Aber auch über jenes selfgovernment waltet viel Misverständniß ob. Denn es ist nicht, wie gar oft geschieht, in dem Parlamente, der Regierung des Landes durch dieses und dem Einflusse des Volks darauf, sondern es ist darin zu suchen daß der Engländer sich in allen den Angelegenheiten die nicht das Ganze berühren selbst bestimmt, daß die englische Regierung und Gesetzgebung von dem Geiste der Freiheit und der Achtung vor der Freiheit durchhaucht ist, daß man dort den Staat dem Volke so bequem als möglich zu machen trach-

*) Auf Anlaß folgender Werke:

1. Die Staatsallmacht, die Ursache der europäischen Revolutionen. Ein Nachtrag zu der Schrift: „Ein deutscher Bundesstaat eine Unmöglichkeit", von einem ehrlichen Deutschen. Leipzig, Hirschfeld. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Grundzüge einer zeitgemäßen Reorganisation des Gemeindewesens, und im Zusammenhang damit des Staatsverwaltungssystems. Von R. Wegener. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Die materielle Noth der untern Volksclassen und ihre Ursachen. Gekrönte Preisschrift von August von Holzschuher. Augsburg, Rieger. 1850. Gr. 8. 11⅓ Ngr.
4. Zur Revision des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai 1849. Ein Wort zur Verständigung von A. Duckwitz. Bremen, Schünemann. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Die Continentalsperre in ihrer ökonomisch-politischen Bedeutung. Von W. Kiesselbach. Stuttgart, Cotta. 1850. Lex.-8. 18 Ngr.
6. Die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse in ihrer Beziehung zur Anbahnung der östreichisch-deutschen Zoll- und Handelseinigung. Von Siegfried Becher. Leipzig, F. Fleischer. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

tet, daß man lieber den weitern und kostspieligern Weg wählt, wenn der nähere und kürzere die persönliche Freiheit fühlbarer beeinträchtigt, daß man in allen Stücken praktisch ist, und der Phrase die in Deutschland z. B. einen großen Theil der sogenannten Grundrechte dictirt hat, und die ein gar tyrannisches und freiheitfeindliches Ding ist, gar keinen Einfluß gestattet auf das Staatswesen. Weiter hat man zur Erklärung englischer Zustände und Erfahrungen zu erwägen daß man in England niemals sich in das ewige Umbauen der Formen eingelassen hat, sondern die Formen bestehen ließ und den Geist erfrischte; dann daß man die öffentlichen Functionen viel und weit vertheilte und die Bürger in vielfältigen Eigenschaften an ihnen theilnehmen ließ, überall aber nicht blos die Zutheilung der Autorität vom Staate aus, sondern auch das natürliche Gewicht im Leben in Anschlag brachte. Das Staatswesen wird in England in Verfassung und Verwaltung durch die Notablen des Landes geleitet, greift aber weniger als irgendsonstwo in die persönliche Freiheit ein. Darum sind die Einrichtungen des Staats dem Engländer vertraute und werthe natürliche Nothwendigkeiten, und darum mag er wol gegen einen misliebigen Staatslenker, aber nicht gegen den Staat selbst sich erheben.

Ein anderes, auch in England wirksames Moment ist der Zustand der zahlreichen ärmern, sogenannten arbeitenden Classen, wie er sich infolge der großen Vorschritte der mechanischen Wissenschaften und ihrer Einwirkungen auf Maschinen und Verbindungsmittel, sowie infolge der nicht minder bedeutenden Veränderungen in der Verfassung des Landbaus, der Gewerbe und des Handels entwickelt hat. Diese Vorschritte und Umgestaltungen haben sämmtlich die Natur daß sie ihre Vortheile, soweit es sich um die Vortheile der Producenten handelt, nur einer Verbindung von Unternehmungsgeist, Kenntniß und Capitalkraft spenden, während natürlich die Vortheile die sich für die Consumenten durch wohlfeilere und bessere Herstellung vieler Genußgegenstände ergeben sich über die weitesten Kreise erstrecken. Auf der Seite der Production aber erhob sich eine übermächtige Concurrenz, welche die kleinern, der einen oder der andern jener Erfodernisse ermangelnden, oder nur dürftig damit versehenen Unternehmungen schwer bedrückte. Namentlich war es der immer mehr sich ausbreitende, von den Regierungen und dem Zeitgeiste auch künstlich geförderte fabrikmäßige Betrieb der Gewerbe aus welchem sich das misliche Verhältniß entwickelte, nach welchem einzelne, mit den Vorbedingungen des gewerblichen Reichthums wohlversehene Unternehmer in Gemeinschaft mit großen Massen von Menschen wirken, welche lediglich die rohe Arbeitskraft mitbringen. Daraus ist vieles Elend, viel Entartung, viel Haß und Zwiespalt, viel auffällige Ungleichheit, viel Unzufriedenheit erwachsen, und diese Unzufriedenheit hat sich, wo der Staat sich den Menschen alle Tage belästigend aufdrängte und als eine abgesonderte Gewalt im Volke darstellte, vielfach gegen den Staat gerichtet, wenn auch mehr und mehr drohend sich gegen Besitz und Bildung und alle gesellschaftliche Ordnung zu erheben.

Von den vorliegenden Schriften sucht Nr. 1, dem Vernehmen nach von dem Landesältesten von Thielau in der sächsischen Oberlausitz verfaßt, die Ursache der europäischen Revolutionen in der Staatsallmacht. Sie ist geistvoll, scharfsinnig, erfahrungsreich und enthält unstreitig viele ernste und treffende Wahrheiten, wenn auch manches Halbwahre und Irrige mitunterläuft und das Ganze mehr der freien Ergießung eines geistvollen Staatsmannes über Alles was ihm im Augenblicke auf dem Herzen liegt, als einer durchgearbeiteten Untersuchung und Beweisführung gleicht. Nachdem der Verf. gegen die erfurter Eröffnungsrede des Hrn. von Radowitz, die jetzt auch vergessen ist mit der ganzen erfurter Komödie, polemisirt hat, nachdem er ferner den gewöhnlichen Ansichten über die Quellen der deutschen Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit entgegengehalten hat daß dieselbe Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit, ohne dieselben Ursachen, sich in Frankreich finden, fährt er fort:

Wie in der neuesten Zeit die Demokratie die Freiheit als Staatszweck, nicht als Mittel zum Staatszweck (ist sie Das? oder ist sie nicht daneben und hauptsächlich etwas Anderes was mit dem Staatszweck gar Nichts gemein hat? Der Verf. fällt hier in denselben Fehler den er bekämpft, Alles auf den Staat zu beziehen) ansieht, so haben die Regierungen den Staat selbst als Zweck, nicht als Mittel zur Erreichung der Zwecke der menschlichen Gesellschaft (?) angesehen. Wie aus der Ansicht der Demokratie die Anarchie und mithin Verfehlung des Staatszwecks hervorgeht, so erzeugte die andere Ansicht die Centralisation, den Despotismus oder (sic!) Absolutismus, also ebenfalls Verfehlung des Staatszwecks. Centralisation ist die Mutter des Despotismus. Centralisation heißt nicht allein alle Fäden der Staatsmaschine an dem Sitze der Regierung concentriren, sondern auch alle Zweige und Ausflüsse der öffentlichen Thätigkeit egalisiren und der Staatsmaschine einverleiben. Daraus geht die Bureaukratie, die Beamtenherrschaft hervor. Aus dieser entsteht die Apathie der Staatsbürger selbständig für das öffentliche Leben zu wirken, die Neigung sich auf die Behörde zu verlassen, alles Gute und Böse derselben zuzuschreiben, von dem Staate die Abhülfe jedes Uebelstandes, jeder Unbequemlichkeit zu erwarten; aus jener Apathie entspringt die Unkenntniß selbst der gebildetern Classen über alle öffentliche Angelegenheiten, und die Möglichkeit verderblichen Theorien und chimärischen Projecten Eingang zu verschaffen. Centralisation führt zu Socialismus. Die Erhebung des Staats zum Zweck des Staatslebens mußte die Unterordnung des individuellen Lebens, der Einzelnen, der Familie, der Corporationen, der Gemeinden und Provinzen unter den absoluten Willen des Staats zur Folge haben, während die Staatsgewalt nur Mittel zu dem Zwecke sein soll, im Staatsleben die freie Entwickelung der Individualität aller dieser Bestandtheile des Staats, unter Ertheilung des Schutzes der ineinandergreifenden verschiedenen Rechtssphären zu ermöglichen.

Nach dieser Ergießung, in welcher die Begriffe Centralisation, Bureaukratie und Despotismus allerdings nicht ganz correct gebraucht werden, heißt es weiter:

Die Völker (?) kämpfen gegen den Despotismus oder die Willkür der Staatsgewalt in den Händen des Monarchen und der Minister oder bevorrechteter Classen, und indem sie eine Schutzmauer gegen die Rückkehr (also besteht er nicht mehr) dieses Despotismus durch Einführung des von England und Nordamerika (?) entlehnten Repräsentativsystems auszuführen hoffen, gründen sie dieses System auf dieselbe Grundlage auf

welche das alte Staatsgebäude gegründet war, auf die Staatsallmacht, und suchen lediglich durch eine Theilung der Gewalt zwischen Regierung und Volksvertretung einen Schutz gegen die Willkür der Regierung aufzubauen; sie übersehen aber daß die vereinigte Macht der Regierung und Volksvertretung nicht allein denselben, sondern noch einen weit größern Despotismus ausüben kann und ausübt. . . . Keine absolute Regierung hat mit größerer Schonungslosigkeit die Rechte und Selbständigkeit der Individuen, Familien, Corporationen, Gemeinden und Provinzen vernichtet als die repräsentative.

Es ist Wahrheit hierin; es hätten aber auch die Gründe hervorgehoben werden sollen aus welchen diese Erscheinung fließt, und ebenso war zu erklären warum das Repräsentativsystem in England und Nordamerika nicht dieselben Wirkungen gehabt hat. Denn auch in Nordamerika operirt die Gesetzgebung mit englischer Vorsicht und hat sich vor dem Organisationsfuror und dem ewigen Aendern und Neuern der Politik des europäischen Festlandes gehütet. Allerdings ist das Repräsentativsystem einem Misbrauch der Allgewalt des Staats, einem Misbrauch der gesetzgebenden Gewalt ausgesetzt, weil seine Organe thatsächlich nicht verantwortlich sind, sich einander gegenseitig decken, Mehrheitsbeschlüsse ganz anders imponiren als Handlungen Einzelner, und in großen Versammlungen jene schimmernden, aber schädlichen Allgemeinheiten, jene „Wahrheiten" welche nirgend anwendbar sind, weil sie es überall scheinen, jene idealen Auffassungen der Menschen und der Dinge, an die sich so verderbliche Illusionen knüpfen, mit weit größerm Vortheile geltendgemacht werden als die Rücksichten und Gründe der praktischen Füglichkeit, der reellen Sachlage. In England ist die Freiheit von Anbeginn an nicht als ein Kind der theoretischen Speculation, sondern als eine Frucht geschichtlicher Entwickelung erwachsen. Auch ist die Zusammensetzung des englischen Parlaments ganz anders als auf dem Festlande, und hat heute noch in der That, wenn wir nach den Verhältnissen seiner Mitglieder fragen, weit mehr Aehnlichkeit mit den mittelalterlichen Feudalständen als mit den festländischen Volksvertretungen. In Amerika hat man mit der englischen Gesetzgebung und Verwaltungsweise auch den englischen praktischen Sinn beibehalten. Außerdem hat es der Congreß mit der die Einzelnen berührenden Gesetzgebung gar nicht zu thun, überhaupt ein äußerst eingeschränktes gesetzgeberisches Terrain, und die Staaten müssen noch immer zu viel auf die Schultern der Einzelnen werfen als daß sie diesen nicht größtmögliche Freiheit lassen sollten.

Der Verf. rückt dem speciellen Zwecke seiner Schrift näher, indem er darzulegen sucht daß der von ihm bekämpfte „Geist der Staatsallmacht" in Preußen vor allen übrigen Staaten zur Ausprägung gekommen sei. Er sagt hier:

Derselbe Geist der Staatsallmacht offenbart sich bei der neuen Repräsentativverfassung, in der willkürlichen Aufhebung aller bestehenden Provinzial- und Gemeindeeinrichtungen und in den Eingriffen in das Familienrecht. Diese neue Staatsallmacht ist kräftiger geworden durch den Namen des Volks, unter dessen Aegide sie ihre Macht ausübt, und was der absoluteste Fürst nicht gewagt hätte, Das kann ein Minister wagen unter dem Schirme einer Volksvertretung, und die Proteste und Wünsche ganzer Classen der Staatsbürger, ganzer Kreise und Provinzen, sie bei dem Bestehenden zu lassen, verachten. Freiheit ist gewonnen, aber für wen? Freiheit der Volksvertreter und der Regierung die Freiheit der Staatsangehörigen zu vernichten.

Weiter empfiehlt er größte Umsicht den Privat-, Corporations- und Gemeinde- oder Provinzialrechten gegenüber; ferner daß man das Wahlrecht auf die vorwiegenden Interessen im Staate gründen und den Kreis innerhalb dessen und aus welchem gewählt wird den Wählenden möglichst nähern solle; dann Ueberantwortung alles Dessen was jetzt von der Staatsverwaltung besorgt wird, aber ebenso gut von Privaten besorgt werden könnte, an letztere; weiter mehre Maßregeln für Herstellung und Befestigung der öffentlichen Autorität. Dann kommt er auf die Bundesverfassung, wohin wir ihm nicht folgen wollen und nur eine Stelle als charakteristisch ausheben.

Die Einheitsidee ist erst infolge des Fortgangs der Bewegung, theils durch die revolutionnaire Propaganda, theils durch Stubengelehrte, theils durch die zerstörte Sicherheit der Person und des Eigenthums die vorherrschende geworden, indem die besitzende Classe in einer einheitlichen großen Staatsgewalt allein die Macht erblickt welche den Fortschritt der Revolution zu hemmen im Stande wäre; während sie übersieht daß aus der einheitlichen Staatsform Deutschlands nichts Anderes hervorgehen kann als augenblickliche Hebung der Staatsgewalt (Regierung und Parlament), demnächst aber ein Despotismus die Folge sein muß, gegen den, wie in Frankreich, stete Volksbewegungen gerichtet sein würden, denen er zu widerstehen nicht vermöchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Romantik und die Demagogie Victor Hugo's.

Victor Hugo war der erste Redner, wenn nicht der Führer der ultrademokratischen Partei in der französischen Legislative. Vermöge seines Talents und seines Rufs, vermöge seines hohen Ranges als Akademiker, wie als ehemaliger Pair von Frankreich und als Volksrepräsentant, ist er der erste Demagog in Frankreich, ja vielleicht in Europa. Zur Demagogie führen, wie nach Virgil's Rede zum Hause des Schattenkönigs, tausend Wege: man kommt zu ihr durch den Royalismus wie Marat, durch die Coulissen wie Collot d'Herbois, durch den Roman wie Eugen Sue, durch das Evangelium wie Lamennais, durch Aufregung, Hochmuth, Ehrgeiz, Schwäche oder Dummheit. So ist Victor Hugo zum Demagogen geworden durch seine literarischen Productionen, durch den Romanticismus, dessen Hauptvertreter er ist. Der Romanticismus war für ihn das Vorspiel, das Lehrjahr, die Aufreizung zur Demagogie. Victor Hugo sagt selbst davon: „Der Romanticismus, der so oft schlecht definirt worden, ist, um kurz zu sein, Nichts als der Liberalismus in der Literatur. Wir haben die alte gesellschaftliche Form verlassen, warum sollen wir es nicht auch mit der alten Form der Poesie so machen? Dem neuen Volk die neue Kunst!" Daher gehören auch fast alle bedeutsamen Schriftsteller dieser Schule an; so Edgar Quinet, Michelet, Felix Pyat, Eugen Sue, und zwar weniger durch theoretische Doctrinen als durch praktische Befolgung ihrer Lehrsätze.

Victor Hugo hat gleich Lamartine damit debutirt sich als monarchisch und religiös gesinnt zu zeigen. Im Grunde zeigt sich jedoch immer seine Neigung zu einer gewissen Nivellirung, sei es in der Kunst oder im Staate. Sein Gedanke ist immer socialistisch gewesen, und er ging unter der Form des Roman-

ticismus stets auf das doppelte Ziel hinaus in der Gesellschaft wie in der Sprache eine Reform herbeizuführen. „Legen wir die Axt an die Theorien, die Poesien und die Systeme, werfen wir die alte Gipsarbeit weg, welche die Front der Kunst verdeckt!" hieß sein Wahlspruch, den er heute in Prosa und morgen in Versen aussprach.

Und dabei war er der erste Romantiker, denn die Vorrede zu „Cromwell" datirt von 1827; ebenso war er auch einer der ersten Socialisten, denn „Le dernier jour d'un condamné", „Claude Gueux", „Les feuilles d'automne", „Les chants du crépuscule", „Notre-Dame de Paris" und alle seine Dramen, mit Ausnahme von „Ruy-Blas", sind länger als zehn Jahre vor der Februarrevolution geschrieben, und fallen daher in die Anfangsperiode des Socialismus. Man ist erstaunt wenn man seine Werke jetzt noch einmal durchliest, und in ihnen jenen socialistischen Giftstoff bald versteckt unter blühender Rede, bald offen und breit, aber immer gleichförmig Alles durchdringend, entdeckt. Man ist erstaunt hier den Grund jener declamatorischen Formeln, jener vergifteten Vorwürfe, jenes Hasses und jener drohenden und zornigen Philanthropie, welche den Grund alles Socialismus bilden, bei ihm zu finden. Er hatte ihm längst Worte und Harmonie gegeben, bevor ihn die Doctoren in Systeme brachten. Einige Beispiele mögen zum Beweise dienen.

Zuerst ist es die Idee, d. h. das Unbestimmteste was es gibt, was unaufhörlich bei Victor Hugo gefeiert wird, wie von Barbès und Ledru-Rollin, Michel von Bourges und Proudhon. Nach dieser Proclamation der Idee kommt das Volk welches wächst, das Volk welches steigt wie Ebbe und Flut, das Volk welches droht, das Volk welches seinen Theil am Feste des Reichen verlangt, jener unaufhörlich wiederholte Hymnus auf Lazarus. Neben diesen poetischen Drohungen kommt der ungeduldige Socialismus, der angreifende, revolutionnaire, der fortwährend zur Demagogie wird, und den Armen dem Reichen, den Dieb der Obrigkeit, die Courtisane der ehrbaren Frau entgegensetzt; der die Königin und den Laquais, die große Dame und den Henker, den König und den Narren, den Kaiser und den Banditen gleichstellt mit einer seltsamen Neigung, den Schwachen dem Starken, die Häßlichkeit der Schönheit gegenüber, die Niedrigkeit auf Kosten der Größe, das Unglück dem Gesetze gegenüber zu Ehren zu bringen. Diese Neigung offenbart sich vor Allem in den Dramen Victor Hugo's.

Oft kommt es daher daß ein an sich lobenswerther Gedanke durch Uebertreibung seinen Zweck verliert. Ein Beispiel. Man kennt das schöne Wort Victor Hugo's: „Beleidige kein gefallenes Weib!" Wer wollte auf die arme Seele schmähen die unter dem Gewichte des Unglücks, des Hungers fiel! Aber der Schluß des Dichters ist: „Wir und das Geld des Reichen sind schuld daran." Gehen wir weiter, so finden wir in dieser Galerie zu Ehren gebrachter Prostituirter: Lucretia Borgia, die Ehebrecherin und Blutschänderin; Marion de Lorme, die Courtisane; Thisbé, die Tänzerin, und unzählige andere. Aber nicht blos schonen sollen wir sie, nein, auch anbeten auf beiden Knien, will Victor Hugo; nicht blos nicht den ersten Stein soll man auf sie werfen, sondern sogar ihnen Weihrauch streuen. Seltsam ist es wenn die Rachel die Thisbé, diese socialistische Satire auf die Weltdamen, diese platonische Vergötterung des Freudenmädchens, diesen verleumderischen Contrast zwischen der Plebejerin und der großen Dame, spielt und der ehrbare Bourgeois von Paris allabendlich ins Theater geht und sie beklatscht.

Ein anderes Beispiel. Wenn Etwas Achtung verdient, so ist es das Unglück; Niemand wird daher den Unglücklichen schmähen den das Gesetz getroffen. „Le dernier jour d'un condamné" von Hugo ist berühmt. Was hat er darin aus dem Mitleid gemacht? Er sagt vom Richter: „Ihr stellt euch den Generalprocurator vor, wie er jene Rede die binnen sechs Monaten ein Schaffot errichten soll des Nachts mit allem Fleiße ausarbeitet? Seht ihr ihn wie er sich abmartert den Kopf eines Angeklagten in den verhängnißvollsten Codexartikel zu pressen? Seht ihr ihn wie er mit einem schlechten Gesetze den Hals eines Unglücklichen abschneidet?..." Und vom Verbrecher heißt es: „Armer Teufel, den der Hunger zum Diebstahl und der Diebstahl zum Uebrigen getrieben hat, von der stiefmütterlichen Gesellschaft enterbtes Kind, den das Zwangshaus im zwölften, das Bagno im dreizehnten und das Schaffot im vierzehnten Jahre aufnimmt, Unglücklicher, den ihr mit einer Schule und einer Werkstatt wieder hättet gut, nützlich, moralisch machen können, und mit dem ihr nicht wißt was ihr anfangen sollt als ihn unter den rothen Haufen von Toulon oder in die stumme Zelle von Clamart zu werfen!"

So sind wir mitten im Socialismus. Dies ward im J. 1832 geschrieben, und das monarchische Frankreich klatschte Beifall. „Claude Gueux" ist aus derselben Epoche. Claude ist als Dieb in Clairvaux eingesperrt. Im Gefängniß ergreift ihn eine heftige Freundschaft für einen Kameraden, Verbrecher gleich ihm, der ihm die Hälfte seiner Ration gegeben hatte. Der Director der Werkstatt ließ die beiden Menschen trennen. Er wurde unter folgenden schrecklichen Umständen von Claude getödtet:

„Die Hand fuhr in die Höhe, und ehe der Director einen Schrei ausstoßen konnte, hatten drei furchtbare Beilschläge, alle drei mit derselben Wuth auf den nämlichen Fleck geführt, ihm die Hirnschale zerschmettert. Im Augenblicke wo er rücklings niederstürzte zerfetzte ihm ein vierter Streich das Gesicht. Dann, denn die einmal hintobende Wuth hält nicht sobald ein, spaltete ihm Claude Gueux noch den rechten Schenkel mit einem fünften Schlag; der war überflüssig, der Director war todt."

Wer hat bei dieser Schlächterei Unrecht, die Gesellschaft die Claude eingesperrt hat, oder Claude der Mörder, der Dieb? Victor Hugo mag uns darauf antworten:

„Sein Kopf war gut, sein Herz auch; Das leidet keinen Zweifel. Aber das Geschick bringt ihn in eine so üble Gesellschaft, bringt ihn in ein so übles Gefängniß daß er endlich mordet."

Man erinnert sich vielleicht noch des Vorfalles wo ein Dieb in einem socialistischen Club auf der That ertappt wurde. Als er abgeführt war sagte der Präsident: „Fahren wir jetzt fort, dieser Mensch ist ein Unglücklicher; wäre die Gesellschaft besser eingerichtet, so brauchte er nicht zu stehlen." Ist Das nicht eine Uebersetzung des Claude Gueux? Ruy-Blas ist für Victor Hugo „das Volk welches auf seinem Rücken das Zeichen der Sklaverei, und in seinem Herzen die Bestimmung des Genius trägt"; und wenn Hugo auf der Tribune sagt: „Seht den Arbeiter wie er zur Abstimmung geht; er tritt ein mit dem traurigen Ansehen des niedergedrückten Proletariers, und geht fort mit dem Anblick eines Souverains!" so ist Das dieselbe Idee, fast dasselbe Wort.

Messias des Socialismus in allen seinen Schriften, brauchte Hugo nur noch einen Schritt weiter zu thun um zur thätigen Demagogie überzugehen. 6.

Notiz.

Die alte gute Zeit.

In einem deutschen Fürstenthum, dessen Renten schwerlich über 550,000 Gulden betragen, wird außerordentlich für die Hundszucht gesorgt und darauf verwendet; wie denn im abgewichenen Jahre die herrschaftlichen Hunde allein 5000 Malter Korn, jedes zu 150—160 Stein schwer, verzehrt. Daneben müssen noch die Müller, Wasenmeister und Scharfrichter, sogar das Waisenhaus herrschaftliche Hunde füttern und ziehen. In diesem Lande ist schon seit verschiedenen Jahren eine Verordnung bekanntgemacht worden daß, wenn eine herrschaftliche Hündin läufig würde, Solches alsogleich und bei fünf Thaler Strafe dem nächsten Jäger anzuzeigen sei, der es an die Behörde berichten, und von da aus den schicklichen Hund erwarten müsse mit dem die Hündin laufen sollte. („Journal von und für Deutschland", October 1784, S. 253.) 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 263. —— 2. November 1850.

Politische und volkswirthschaftliche Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

Die Schrift des Hrn. Wegener (Nr. 2) trifft in Manchem mit der vorhergehenden zusammen, trägt aber doch ein ganz anderes Gepräge. Man sieht, sie ist von einem frischen Manne aus dem Bürgerstande geschrieben. Außerdem ist sie eigentlich doppelter Natur: geschichtlicher und politischer, und wir zweifeln, ob sich der Verf. aus seiner schönen geschichtlichen Darlegung die rechten politischen Resultate gezogen hat. Er schildert zuvörderst die reindeutsche Entstehung der freien Gemeindeverfassung in Westpreußen. Sie beruhte in allen Theilen der Provinz in denen das deutsche Element nicht der polnischen Nationalität gewichen, oder in gänzliche Gutsunterthänigkeit gesunken war, auf zumeist „von den Nachbarn" selbst errichteten Dorfwillküren, welche sich keineswegs, wie unsere modernen Gemeindeordnungen, auf dem Volke höchst gleichgültige Formalien beschränkten, sondern, das Dorf als eine organische, zunächst auf die Gemeinsamkeit des örtlichen Wohnsitzes begründete und auf den Betrieb der Landwirthschaft gerichtete Gemeinschaft auffassend, eine wahre Verfassung des Gemeinlebens darstellten. Der Schulz war Unterrichter in Civilsachen und kleinern Criminalsachen und handhabte die Feld-, Feuer-, Wege-, Gesindepolizei. Bei wichtigern Sachen nahm er die Geschworenen, bei noch wichtigern die Nachbarschaft zu Hülfe. Vom Schulzen appellirte die Partei erst an die Nachbarschaft und dann erst an die Herrschaft. Von der Nachbarschaft wurden Gutskäufe vollzogen; sie bestimmte über Aufnahme in den Dorfverband; sie bestellte Vormünder. Nicht blos in Betreff der Nachbarn war der Dorfverband eng geschlossen, sodaß Niemand ein Gut im Dorfe kaufen durfte, es sei denn mit Verwilligung der ganzen Nachbarschaft; sondern auch einen Gärtner und andere Hausgenossen durfte Niemand ohne Vorwissen des Schulzen und der Aeltesten annehmen. Der Angenommene mußte erst bei dem Hausherrn, dann bei den Nachbarn auf Verlangen zur Arbeit gehen, ehe er bei Fremden solche annehmen durfte. Die Verpflichtung zur Armenpflege lag aber dem Nachbar ob der die Familie aufgenommen. In ein näheres Verhältniß zur Dorfschaft trat der unangesessene Einwohner nicht. In der Dorfschaft waltete unter solchen Umständen bei großer Gleichartigkeit der Verhältnisse eine innige Einigung, lebendige Gemeinsamkeit und gegenseitige Unterstützung, reger Antheil an dem gemeinschaftlichen Interesse und gegen außen große Freiheit und Selbständigkeit. Die Sache ward ganz anders als Friedrich II. seine neuen polnischen Besitzungen übernahm. Seine erste Reise hatte ihn zunächst durch den elendesten, ganz von polnischer Bevölkerung bewohnten Theil geführt, und ihn jammerte die polnische Wirthschaft. Er erließ nun die allgemeine Dorfordnung für Westpreußen am 9. Oct. 1780, deren Kern landwirthschaftliche Belehrung bis ins Einzelnste ist, und die zugleich strenge Maßregeln trifft daß die gegebenen Lehren auch befolgt werden. Der Schulz verwandelte sich jetzt in einen landwirthschaftlichen Aufseher des Staats, in einen Untervoigt des Domainenbeamten, der den Bauer zu Fleiß und Ordnung und zu Erfüllung seiner Prästanda an den Gutsherrn anhalten sollte. Jeder Schritt und Tritt der Dorfeingesessenen kam unter die Controle des Schulzen oder Amtmanns. Wie gepflügt und gesäet, wie geerntet, wie gemäht werden sollte und was irgend zur Wirthschaft gehört, fand sich da vorgeschrieben. Selbst das Spätschlafengehen und das Frühaufstehen wollte der König seinen Bauern gesetzlich beibringen. Liederliche Wirthe konnten vom Erbe geworfen und andern zum Beispiel mit Festungsstrafe belegt werden. Von der alten dorfrichterlichen Stellung des Schulzen und der Geschworenen blieb kaum noch eine Spur. Von den Rechten der Nachbarschaft war nicht mehr die Rede. Die Geschlossenheit des Dorfverbandes erhielt sich aber factisch. Die Sache ward für das Gemeindeleben schlimmer, nicht besser, als die Maßregeln von 1807 mit der alten Agrarverfassung auch diese Dorfordnung stürzten. Denn das ganze alte Gemeinwesen der Bauern ward aufgelöst.

Auf der ganzen, in unserer dünn bevölkerten Provinz oft weit ausgedehnten Feldmark zerstreut, erhebt sich hier und da ein Gehöft, dessen Besitzer Wochen, ja Monate lang nicht in sein wol $1/8$ bis $1/2$ Meilen entferntes Urdorf kommt, zumal wenn es kein Kirchdorf und nur noch von Käthnern und Tagelöhnern bewohnt ist. Was hätte er auch dort zu schaffen? Das gemeinschaftliche Vermögen, die gemeinschaftlichen Feldangelegenheiten, welche auch später noch zur wöchentlichen Bera-

thung zusammenführten, haben ja mit der Gemeinheitstheilung aufgehört. Jeder baut sein Land für sich, man hält keinen Hirten mehr, wegen der separirten Lage auch selten nur noch einen Schmied. Auch die früher gemeinsame Unterhaltung der Wege, die Dorfstraße etwa ausgenommen, ist vertheilt; nirgend mehr eine Spur der alten Gemeinsamkeit, der alten freundlichen Gewohnheiten welche die Dorfbewohner aneinanderknüpften. Nicht mehr wie sonst sieht man in langen Zügen in der Morgenstunde die Bauern mit ihren Pflügen zur gemeinsamen Feldbestellung ziehen, nicht mehr den Hirten die Dorfsheerde auf die Gemeindeweide treiben, auch nicht wie ehemals versammeln sich in den Herbst- und Winterabenden die Mädchen und Frauen des Dorfs wechselnd bei den Nachbarn zu gemeinsamer Spinnarbeit, die unter Gesang- und Erzählungen bei dem Schnurren so vieler fleißigen Räder gar heiter vonstattenging. Und selten nur ruft noch die Nachbarn die umgehende Dorfkeule zur Berathung ins Schulzenamt. So hat der kühne und gewiß nothwendige Schritt welcher den Bauer von dem Drucke der Gutsherrlichkeit, dem bequemen Gängelbande des alten Wirthschaftsschlendrians erlöste und auf die eigenen Füße stellte, damit er ein rechter Mann werde, auch die alten örtlichen, wirthschaftlichen und sittlichen Bande seines Lebens zertrennt und die gemeinsamen corporativen Interessen fast auf ein Nichts reducirt.

Dazu kommt die unglückliche Zersplitterung der dortigen Ortsverbände. Unter 3774 Landgemeinden in Westpreußen befinden sich 1719 mit einer Bevölkerung unter 100 und nur 15 mit mehr als 1000 Seelen. Schon 1818 zählten 7/8 aller preußischen Dörfer weniger als 31 Häuser. Gibt es irgend etwas Gemeinnütziges zu unternehmen, so fehlen solchen Gemeinden die Kräfte und die Sache bleibt, oder man sucht Staatshülfe nach. Der Schulz ist jetzt das Rad der großen Staatsverwaltungsmaschine. Für den Staat hat er unendlich viel, für Gutsherrn und Gemeinde fast gar Nichts zu thun. Deshalb will Niemand das Amt, und es geht in der Regel von Jahr zu Jahr unter den Bauern herum, oder wird wol gar an den Mindestfodernden versteigert. Von der alten Nachbarschaft findet sich wenig Spur mehr, zumal die neue Agrargesetzgebung eine neue Einwohnerclasse ins Leben rief, indem sie die Zahl der Tagelöhnerfamilien so außerordentlich vermehrte. Zur Gemeinde stehen diese Leute dort in verschiedener Stellung. In manchen Gemeinden tragen die Bauern noch alle Lasten, üben aber auch noch alle Gemeinderechte ausschließlich. In andern Gemeinden werden auch die andern Einwohner zu manchen Lasten gezogen und dann auch in die Gemeindeversammlung berufen, in der es aber Nichts gibt als Publicirungen und Repartirungen. Wer mitzahlen soll wird auch mitberufen, und es wird dann ein kleiner Knüttel an die Dorfkeule angebunden, zum Zeichen daß die „kleinen Leute" auch mitkommen sollen. Reden dürfen sie aber in den Versammlungen auch nicht mit. Tüchtige und das Vertrauen der Gemeinde genießende Schulzen berufen die Gemeinde nur noch selten. Nur in liederlichen Gemeinden sind die Versammlungen noch recht an der Tagesordnung als willkommene Gelegenheiten zum Branntweintrinken und Faulenzen. Die Geschlossenheit des Dorfverbandes ist auch beseitigt, und an ihre Stelle eine fast unbeschränkte Freiheit der Niederlassung getreten. Die Güter wechseln Verband und Besitzer fortwährend. Das alte nachbarliche Gemeindebewußtsein mußte damit mehr und mehr schwinden. Ein früher unbekanntes ländliches Proletariat ist entstanden und wuchert üppig. Misräth einmal die Ernte, so ist gleich die Hungersnoth da, und dann soll der Staat helfen, da die Gemeinden in ihrer jetzigen Beschaffenheit es weder können noch wollen. Die Familien der neugeschaffenen ländlichen Proletarier wachsen in einer Unwissenheit, Irreligiosität und Faulheit auf die sich bald in Lastern und Verbrechen aller Art offenbaren muß. Die Landgemeinde ist ein bloßer Staatsverwaltungsbezirk geworden. Unter diesen Umständen ist auch der Culturstand der Landbewohner sehr niedrig. Nur auf den Stand der größern Grundbesitzer und deren Wirthschaften darf man, nach dem Zeugnisse des Verf., im Ganzen mit freudiger Genugthuung blicken. Hier sollen seit Emanation der Agrargesetzgebung Wunder geschehen sein. Bei den Bauern aber sei gute Bewirthschaftung nur Ausnahme. Im strasburger Kreise war 1846 die Ernte bei den Bauern überall, so an Qualität wie an Quantität um 1/6 bis 1/3 schlechter als auf den adeligen Gütern, und manche Fruchtarten die hier noch mäßigen Ertrag gewährten zeigten dort gänzlichen Ausfall. Und doch leiden die großen Grundbesitzer durch den niedern Bildungsstand und die Trägheit der Handarbeiter und des Gesindes noch sehr. Mit Ausnahme einzelner Gegenden ist die bäuerliche Classe dort unsolid und dürftig. Der Bauer lebt im Durchschnitt nur von der Hand in den Mund, und seine Wirthschaftsweise ist nicht geeignet einen Ueberschuß zu erzeugen. Wo es an guter Arbeitsgelegenheit nicht mangelt, ist der Tagelöhner nicht selten wohlhabender als der Bauer, und täglich gehen Bauern in den Stand der Tagelöhner über. Holz- und Felddiebstähle werden von der liederlichen Einwohnerclasse in enormem Maße verübt. Der Baumfrevel ist in vielen Gegenden völlig an der Tagesordnung. Sonst war der Diebstahl so selten daß die alten Willküren nur die poena dupli daraufsetzten. Noch immer sind roher Aberglaube, zähes Festhalten an Vorurtheilen und tiefe Unwissenheit unter den dortigen Landleuten verbreitet. Die Schulen leisten weniger als sie könnten, wovon der Grund theils in der Armuth, Unlust und Unbildung der Aeltern, theils in dem Mangel an Unterstützung von Seiten der Schul- und Ortsvorstände liegt. Schon nach wenig Jahren vergißt der Bauerssohn das Wenige was er in der Schule gelernt. Handgreiflicher materieller Vortheil ist das alleinige Motiv was diese Bauern in allen Lebensverhältnissen leitet. Allgemein üblich ist es z. B. daß der junge Bauerssohn sich womöglich durch Verbindung mit einer Witwe in einen Hof hinein heirathet, und sich in spätern Jahren, wenn diese gestorben, wieder durch ein verhältnißmäßig junges Weib zu entschädigen sucht. Aus Trägheit liebt es dann der Bauer sich kaum funfzigjährig auf Altentheil setzen zu lassen. Dieses Altentheilunwesen und die ungleichen Ehen sind überall verbreitet, eben deshalb Lieblosigkeit und Kälte in Familienverhältnissen an der Tagesordnung. An Ver-

besserungen der Güter, die erst spätern Jahren zugute kämen, denkt Niemand. Ueber die politische Anschauung sagt der Verf.:

Man darf sich den Bauer zunächst nicht lüstern nach irgendwelchen politischen Rechten, sei es im Gemeinde-, sei es im Staatsleben, denken. Das Hauptbestreben, der einzige Wunsch eines Jeden ist daß er möglichst ungeschoren bleibe. Wollte man nur kein Geld, keine Kirchen- und Schulreparaturen von ihm, so wäre der vollkommenste Staatszustand für ihn da. Von einer constitutionnellen Staatsverfassung würde man den meisten unserer Landbewohner dieser Classe wol schwerlich eine richtige Vorstellung beibringen, noch weniger aber sie dafür gewinnen können die darin liegende Beschränkung der königlichen Rechte zu billigen. Ist es das instinctmäßige Gefühl daß seiner Bildungsstufe der Absolutismus völlig zieme, ist es die Erinnerung an die durch Aufhebung polnischer Willkürherrschaft und Agrargesetzgebung von den preußischen Herrschern empfangenen Wohlthaten, ist es die andere Seite seiner Neigung, nach unten hin auch unbeschränkt zu sein, genug, an dem unbeschränkten Regiment seines Königs hängt der Bauer unerschütterlich. Nächst der Religion ist Das sein einziger Idealismus. Der König ist ihm der oberste Richter, der unfehlbare Quell der Gerechtigkeit. Von den Staatsbehörden, namentlich den Gerichten, hält der Bauer nicht viel. Er sagt nie daß er einen Proceß verloren habe, nein er hat ihn „verspielt“. Erst ein wohlfeiles, leicht erreichbares, wahrhaft volksthümliches Rechtsverfahren, auch in Civilsachen, kann die Justiz populair machen. Von der Volksvertretung hofft der Bauer gar Nichts, er wählt nur weil es ihm befohlen wird.

Noch macht der Verf. auf die physische Degeneration dieser Classe der ländlichen Bevölkerung aufmerksam, die sich bei der Militairaushebung so grell offenbare. Von 100 Cantonisten würden durchschnittlich acht brauchbar gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein unglücklicher Dichter.

Nicht blos im Großen als die unendliche von der Natur und vom Geiste geweihte Macht welche, als innerste Lebenssubstanz der geistigen Menschheit, die Welt vor- und nachbildet dürfen wir die Poesie fassen; auch im Kleinen wollen wir sie betrachten als trauliches Besitzthum, als Gemüths- und Herzensschatz des Einzelnen, an dem er sich freut, den er im Innersten hegt und pflegt sein Lebelang, mit welchem er lebt, liebt, leidet, betrachtet, genießt und duldet, und endlich in Gemeinschaft dieses stillen Gastes zugrabegeht.

Auch diese Phase der Poesie ist ein Theil von ihrer Unendlichkeit.

Es gibt viel tausend mal mehr Dichter in der Welt als wir denken; denn Tausende auf das mannichfaltigste begabter Menschen dichten im Stillen, unbemerkt, für zwei oder drei verwandte Seelen oder für sich allein. Ihr bescheidenes Dichten, keine Höhe der Menschheit erstrebend, bleibt lange unbekannt, bis ein Zufall, ein Geschick, ein Erlebniß, eine Katastrophe es zutagefördert.

Wenn aber die Katastrophe, die des Dichters Lied im Leide zutagebringt, zugleich sich als allgemeines Geschick und Pathos der Zeit darstellt, dann erhalten die einfachen Lieder, indem sie des Unglücklichen den dies ungeheuere Geschick betroffen ganzes inneres Sein erschließen, eine rührende, eine tragische Weihe, doppelt tragisch, wenn sie — weit entfernt das Loos zu bejammern, sich in unendliche Klagen zu ergießen — vielmehr die muthig-duldende Kraft und Resignation einer einfach-großen Seele offenbaren. Denn wer im Kerker, wenn über seinem Haupt wie ein Damokles-Schwert das Todesurtheil schwebt, sich, sein Leid vergessend, in die reine Objectivität fremder dichterischer Gestalten vertiefen kann, als säße er in seinem Garten unter Rosen, von hohen Schatten aus elysischen Hainen umschwebt, Dessen Seele muß stark- und auserwählt sein.

Ich rede von dem unglücklichen Manne der jetzt, zu ewigem Gefangensein in einem Zuchthause verurtheilt, für Das was ihm Ideal und der sicherlich frei war von jedem unedeln Motiv, für seinen Antheil an einem trübseligen politischen Zeitintermezzo schrecklicher als schrecklich büßen muß — ich rede von Otto Heubner.

Es erschienen nämlich soeben des unglücklichen Mannes Gedichte, gesammelt und herausgegeben von seinen Brüdern zum Besten seiner Familie.*) Die Herausgeber sagen in dem Vorwort zu diesen in sehr verschiedenen Zeiten entstandenen Dichtungen: sie glauben mit der Veröffentlichung derselben dem deutschen Volke einen nicht unwillkommenen Beitrag zu seinen reichen poetischen Schätzen darzubieten; es sei jetzt dazu umsomehr der rechte Augenblick als der Dichter selbst ungeachtet mancher äußern Anregungen sich in seiner Bescheidenheit nie zur Herausgabe habe entschließen können. Niemals aber würde der Rücksicht durch sie auch eine materielle Hülfe für eine ihres Versorgers beraubte Familie zu erstreben ein entscheidendes Gewicht eingeräumt worden sein, läge nicht in diesen Dichtungen selbst eine vollgültige Bürgschaft ihrer geistigen Berechtigung. „Wir würden es“, bemerken die Herausgeber, „geradezu für ein Unrecht gegen den Dichter gehalten haben, hätten wir seinen Namen und sein Schicksal dazu benutzen wollen an sich werthlosen Producten einen unverdienten Erfolg zu verschaffen.“ Wir dürfen diese ästhetisch wie moralisch gleich würdige Ansicht der Herausgeber füglich dahingestellt sein lassen, und werfen unsererseits zuvor einen Blick auf das Leben und die Lebensverhältnisse des gewiß vorzüglichen Mannes, bevor wir den hier dargebotenen Erzeugnissen seines Geistes diejenige Beachtung schenken die sie in der That verdienen.

Ueberblickt man dies Leben wie es hier aus den Mittheilungen seiner Brüder, die sie auf durchaus natürliche Weise durch die Dichtungen selbst ergänzen, vorliegt, so freut es fast schmerzlich hier einem wahrhaft lautern Charakterbilde, einer, ich möchte sagen, selbst nicht durch den Hauch getrübten Unbescholtenheit zu begegnen. Diese klare Sichselbstgemäßheit, verbunden mit einer auf ein zartestes Pflichtgefühl gegründeten Geschäftigkeit, ist der Hauptzug in Heubner's Charakter. In der Monotonie eines erdrückenden Geschäftslebens, in Verhältnissen die von ihm stete Beweise von Consequenz und Willensenergie erheischen, bewahrt er sich die stillen Heiligthümer seines Gemüths und Herzens, den zartesten Familiensinn und die leidenschaftliche Liebe zur Dichtung. Bis zum Eisernen ausdauernd und beharrlich, erfährt er die Unlust daß schon frühzeitig auf seine jugendlichen Schultern die erdrückendsten Arbeitslasten gewälzt werden. Den Staub der Actenstube und die vernichtende Wucht der „Acta“ selbst, wenn sie von ihren Riesenrepositorien sich auf den Nacken des unglücklichen Protokollanten herabwälzen, lernte wol Niemand gründlicher kennen als er; aber auch dies unerbittliche, eisernen Hypotheken vergleichbare Joch hat seine Freistunden, seine Feierabendklänge. Diese wenigen ihm zugemessenen Stunden verlebt Heubner nur „im engen Familienkreise, in der freien, schönen Natur, die ihn besonders in den wildern Berg- und Waldgegenden seiner Heimat anspricht, und in dem stillen Umgange mit den Musen, denen er immer hold blieb, und die ihm ihre Huld und Weihe nicht versagen“.

Dies stille, stets aber einem innern Bedeutungsvollern zugewendete Wesen Heubner's erfahren wir am besten aus sei-

*) Gedichte von Otto Heubner. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Portrait des Verfassers. Zwickau, Gebr. Thost. 1850. 16. 15 Ngr.

ner Selbstcharakteristik, die in ihrer bezeichnenden Kürze hier stehen möge. Heubner sagt von sich selbst:

„Den gewöhnlichen Freuden der Gesellschaft habe ich nur selten, und immer mit halbem innern Widerstreben, um den Verhältnissen die nöthige Rechnung zu tragen, beigewohnt. Die Abende habe ich, abgesehen von den wenigen Stunden welche gemeinnützige Vereine in Anspruch nahmen, in der Regel nie anders als zu Hause verlebt, und selbst in jene Vereine führte mich nur die Ueberzeugung daß man nach Kräften nützlich sein müsse, nicht der Trieb nach vermehrtem geselligen Umgang und die Lust daran. Denn ein unwiderstehlicher Hang zu einem einsamen und zurückgezogenen Leben, ganz beschränkt auf die Freuden die Familie und Natur gewähren ist mir von frühester Kindheit an bisjetzt eigenthümlich geblieben. Bei einer Ueberſiedelung von dem einen Wohnorte zum andern mußten Jahre verfließen ehe ein kleiner Cirkel von Freunden sich bildete an die ich mich auf vertrautere und innigere Weise anzuschließen vermochte. Ich befand mich am wohlsten bei dem regelmäßigen Wechsel der gewöhnlichen Tagesarbeit und der häuslichen Erholung in der Familie, und meine einzige Freude waren kleine freundschaftliche und Familienfeste, größere Spaziergänge, und wenn es sein konnte weitere Ausflüge an schöne Naturpunkte... Ich gebe", schließt Heubner, „diese Charakteristik der Wahrheit gemäß, finde auch kein Selbstlob darin, denn es ist eben nur der Ausdruck einer Individualität die man sich nicht selbst gegeben hat, und die ebenso ihre Schatten- als ihre Lichtseiten insichträgt."

Das äußere Leben Heubner's bietet den einfachsten, einförmigen, doch einen in sich klar abgeschlossenen Verlauf. Er ist geboren in Plauen im Voigtlande im J. 1812, wo sein Vater Advocat und später Bürgermeister war. Die Ehe seiner Aeltern, wie später die seinige, scheint eine durchaus glückliche gewesen zu sein, wenigstens entdecken wir hier die ersten Wurzeln jenes tiefen Familiensinnes, der bei Heubner von selbst zur Dichtung ward. In frühester Jugend war Heubner ein zartes und schwächliches, aber äußerst lebhaftes und stets heiteres Kind. Ein tiefgemüthliches Wesen, verbunden mit einiger Schüchternheit nach außen, sowie jene gründliche Religiosität die noch im herbsten Geschick der Seele Spannkraft verleiht, haben ihn auch als Jüngling und Mann nie verlassen. Im J. 1824 kam Heubner als Alumnus auf die Fürstenschule nach Grimma, wo er das Glück hatte fünf Jahre lang mit einem nur wenig ältern Bruder vereint, in den letzten zwei Jahren aber auch einem jüngern Bruder noch Führer und Berather zu sein. Nach damaliger dortiger Hausordnung saßen die drei Brüder „als Ober-, Mittel- und Untergesellen an einem Studirtische". In Grimma war Heubner sehr fleißig, sagte im J. 1829 der Anstalt beim öffentlichen Schulactus (was für sein späteres Schicksal fast ahnungsvoll scheint) mit einer lateinischen Elegie auf den Tod des Sokrates Lebewohl, und bezog die Universität Leipzig, wo unter angestrengtesten Brotstudien ihn doch auch die politisch tieferregte Zeit in welche seine Studienjahre fallen (1829—32) mächtig berührt, wo auch schon „der poetische Genius in ihm seine Flügel freier und mächtiger entfaltet", welcher Gesänge erzeugt wie die in die vorliegende Sammlung aufgenommenen: „Gruß an Lafayette" (S. 65), „Lied des polnischen Landsturms" (S. 69), „Der deutsche Jüngling" (S. 71), „An das deutsche Volk" (S. 74). Damals stiftete sich auch ein herzliches Geistesbündniß zwischen ihm und Julius Mosen, was für sein inneres poetisches Sein gewiß nicht einflußlos blieb. Mit dem einundzwanzigsten Jahre schon verläßt Heubner nach ehrenvoll bestandener juristischer Prüfung die Universität, und nun beginnt für ihn jenes ämsige Actenleben und Actentreiben, zwischen welchem sich doch immer der empor nach der reinern Himmelsluft blickende poetische Trieb aufrechthält. Die Basis für seine Zeitansicht hat Heubner jetzt gefunden, und da diese Zeitideen schon jetzt ein Praktisches erheischen, so wirft er sich mit voller Begeisterung auf das Turnen. Er stiftet in seiner Vaterstadt Turnplätze und Turnschulen. Zahlreich unternommene Turnfahrten wecken nach und nach das Interesse an der Sache im ganzen Voigtlande; Andere begründen an andern Orten Turnschulen in seinem Sinn und Geist, sodaß man ihn gewissermaßen als den Schöpfer des Turnwesens im ganzen Voigtlande ansehen kann. Eigenes selbstthätiges Turnen kräftigte seine Gesundheit wunderbar. Im J. 1842 verheirathet sich Heubner mit Cäcilie Dietsch aus Mühltroff, und scheint in dieser Verbindung sein höchstes Lebensglück gefunden zu haben, herrlich und trostreich für ihn auch noch im tiefsten Weh, wie seine Gesänge bezeugen. So glücklich waren die beiden Gatten miteinander, und später im Besitz von drei blühenden Kindern, daß Nichts dies Glück trübte als nur hin und wieder der Zweifel an der Möglichkeit seiner Fortdauer. Armer Heubner, du warst also ein umgekehrter Polykrates! Im J. 1843 wird Heubner Kreisamtmann in Freiberg, und in dieser Stellung findet ihn das J. 1848 mit seinem „belebenden Freiheitsodem" und reichen Hoffnungsblüten.

(Der Beschluß folgt.)

Ein geschichtlicher Seeräuberroman.

Leonard Lindsay; or the story of a Buccaneer; by *Angus B. Reach.* Zwei Bände. London 1850.

Vielleicht weil der Gegenwart die Ehre anthuend zu glauben daß vom Standpunkte ihrer Civilisation aus sich wenig oder keine Theilnahme für — Galgenstricke erwarten lasse, sucht der Verfasser obigen Romans seinen Lesern von vornherein bemerkbarzumachen daß seine Seeräuber keine Seeräuber, keine Galgenstricke seien die aus Privatvortheil den Handel stören, plündern und morden, sondern Männer welche ein Zusammentreffen von Umständen ins Dasein gerufen, und deren Zeitalter ohne sie nicht gewesen wäre was es gewesen ist. Die Behauptung wird auf geschichtlichen Boden gestellt. Der Roman, an welchem mehr Wahrheit als Dichtung sein soll, spielt in der Zeit wo Spanien ein ausschließendes Besitzrecht auf die Neue Welt beanspruchte, und alle Schiffe anderer Nationen die zum Behuf des Handels in den dortigen Gewässern erschienen wie Wilddiebe verfolgte. Diese unerhörte Frechheit veranlaßte ein Bündniß gegen die Spanier, welches in jenen Breitengraden fortbestand, selbst wenn daheim Friede und Eintracht herrschten. Spanien war dort der gemeinschaftliche Feind, mit ihm Friede und Eintracht jenseit der Linie nicht möglich, und die Europäer die zu jenem Bündnisse hielten und es kein Hehl hatten nannten sich Küstenbrüder. Von den Spaniern, die ihr Recht auf die Neue Welt, weil der Papst es ihnen zugesprochen, für untrüglich erachteten, wurden sie Seeräuber genannt, und um nun ihrerseits zu beweisen daß sie die nicht seien nannten sie sich Kaper, und nahmen häufig bei irgend einer europäischen, mit Spanien in Krieg befindlichen Nation Kaperbriefe aus. Die Theorie mochte ganz gut sein, aber die Praxis war schlecht. Um ihr Recht auf Handel in jenen Gegenden geltendzumachen mußten die europäischen Schiffe gegen die Spanier kämpfen. Nur vergaßen sie in der Hitze des Gefechts und über den daraus entspringenden Gewinn den Handel. Verzweifelnde und Verlorene drängten sich hinzu, und umherstreifende Räuber führten einen Plünderungskrieg. Obgleich daher der Theorie nach Kaper, waren dieselben thatsächlich Räuber, und zwar der beute- und blutgierigsten Art. Daß unter diesen meist englischen, französischen und holländischen Zuchthauscandidaten bisweilen ein besserer Mensch gewesen steht keinenfalls zu bezweifeln. Insofern daher der Verf. einen solchen zum Helden seines Romans gewählt hat, trifft ihn nicht der Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit, und da er demselben die herkömmliche Geradheit, Einfachheit und Ehrlichkeit eines Seemanns beigelegt, darf er schon um des Contrastes willen von der über derlei hinaus civilisirten Gegenwart reger Theilnahme versichert sein.

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 264. —— 4. November 1850.

Politische und volkswirthschaftliche Schriften.

(Fortsetzung aus Nr. 263.)

In seinen Reformvorschlägen geht der Verf. von der hohen Bedeutung der Gemeinde in dem Organismus des deutschen Volks aus. Dabei wollen wir ihm jedoch den Beweis seiner Behauptung überlassen: daß noch zu Karl's des Großen Zeiten der Grundcharakter der Staatsform das Königthum im Bunde mit freien Landgemeinden gewesen sei. Die preußische Städteordnung habe in Preußen eine neue Aera für das Gemeindeleben begründet, nachdem es vorher der erstarrende Nordhauch des Absolutismus wie alle mittelalterlichen Schöpfungen getroffen. Doch habe sie kein rechtes Leben bekommen, weil es nicht auch zum Erlaß einer Landgemeindeordnung und zur allgemeinen Volksvertretung gekommen sei. Ueberdies krankte die Städteordnung an einem organischen Herzfehler. Während nämlich jede Stadt ihrem Wesen nach ein durch das Gewerbesystem verbundenes Ganze sein soll, und ihre innere Ordnung doch vor Allem dahin gerichtet sein mußte dieses innere Wesen sicherzustellen und mit allen geeigneten äußern Formen und Mitteln zu fördern (sehr wahr!), sei in jener politischen Reformepoche die Ordnung des Gewerbewesens, der eigentliche Inhalt und Lebensquell des städtischen Daseins, von dessen politischer Ordnung beinahe gänzlich abgetrennt und dem chaotischen Streben der Einzelnen überlassen worden. Die Gemeinde müsse zu einem auf die Mitwirkung Aller gegründeten, wahrhaft fördernden Organ für die gemeinsamen Lebensinteressen ihrer Angehörigen erhoben werden; die Reform müsse die gemeinsamen reellen Interessen der Gemeindeglieder ganz entschieden und deutlich in die erste Linie stellen und diesen die äußerliche Form völlig unterordnen. Hiernach falle in das Gebiet des Gemeindewesens: 1) In den Städten die Fürsorge für Handel und Gewerbe, auf dem Lande die für das Gedeihen des Ackerbaus. Wenn eine zweite höhere Blütezeit der Gewerbe erstehen solle, so müsse man die Gemeinde- mit der Gewerbeorganisation so verbinden daß dieselben Organe die Interessen beider wahrzunehmen geeignet seien. 2) Eine schnelle, aufmerksame und Jedermann leicht zugängliche Justiz- und Polizeipflege für die Angelegenheiten des täglichen Lebens. 3) Die Erziehung aller ihrer Angehörigen zu tüchtigen Gemeinde- und Staatsbürgern, in welcher Beziehung, wie überhaupt in Betreff des Wechselverhältnisses zwischen Gemeinde, Kirche und Schule die politische Gemeinde als natürliche Vermittlerin aller localen Gegensätze aufzufassen sei. 5) Sorge für die geeigneten Anstalten, um Arbeitsscheue und Verbrecher wieder zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen. 6) Die Vermögensverwaltung der Gemeinde. Damit schließe sich der Kreis der vorzüglichsten innern Gemeindeinteressen. (Aber wo bleibt das erste natürlichste Interesse der Gemeinde, die doch in Deutschland nicht älter ist als das Volk, sondern die örtliche Abtheilung der seßhaftwerdenden Volksgenossen war und sie zuerst nur in der Thatsache des gemeinsamen örtlichen Wohnsitzes vereinigte: das Wohnlichermachen des gemeinsamen Wohnsitzes, die Wohlfahrtspolizei?) Die Gemeinde sei aber auch Glied des Staats. Sie müsse daher 7) befähigt werden die örtlichen Angelegenheiten der Staatsverwaltung, im Auftrage der Regierung, in allen Zweigen, dem Bedürfniß entsprechend zu erledigen, sodaß die unmittelbaren Organe der Staatsverwaltung sich fernerhin, mit Ausnahme weniger Institute, auf die allgemeine Leitung beschränken könnten. Die Gemeindeordnung müsse nun den Gemeinden eine solche Organisation gewähren daß sie geschickt werden ihrer hiermit festgestellten Bestimmung im Staats- und Gesellschaftsleben zu entsprechen. Dabei sei auch die zeitige Culturentwickelung des Volks und das constitutionnelle Staatsprincip zu beachten.

Zur Lösung dieser allerdings sehr schwierigen Aufgabe macht er nun folgende Vorschläge. Kein Gemeindebezirk darf unter 5000 Einwohner haben, und sind daher kleinere Gemeinden mit andern zu einem Ganzen zu vereinigen. Die bestehenden kleinen Gemeinden dürfen nur noch örtliche Verwaltungsbezirke mit einem Bezirksvorsteher und etwanigen Beigeordneten bleiben, wo das Bedürfniß dazu obwaltet. Die Gemeindegewalt muß zwischen ihren beiden constanten Trägern der Gemeindevertretung und dem Gemeindevorstande getheilt sein, und in wesentlichen Fragen der Gemeindeverwaltung darf keine die Gemeinde bindende Disposition ohne Zustimmung beider Organe zustandekommen. Doch vindicirt er dem Gemeindevorstande ausschließlich die Polizeiverwaltung, der Gemeindevertretung ausschließlich die

Geldbewilligung. Für Letzteres führt er als Grund an: „Freien Männern, Staatsbürgern, darf ihr Eigenthum und demnach auch ihr Geld von keiner Macht der Erde ohne ihre Zustimmung genommen werden.“ (Genommen soll es ihnen gar nicht werden dürfen. Aber die Einfoderung von Beiträgen zu nothwendigen Gemeinzwecken kann man doch nicht ein „Nehmen“ nennen. Ihre Entrichtung ist Pflicht. Der Satz des Verf. würde auch für jede Expropriation eine Zustimmung der Gemeindevertretung bedingen. Und ist denn die Besteuerung nicht ein weit geringerer Eingriff in die Freiheit als aus der Polizeigewalt so manche fließen? Steht das Eigenthum höher als die Persönlichkeit?) An der Spitze der Verwaltung muß in jeder Gemeinde ein völlig geschäftskundiger Mann von höherer Bildung stehen, dessen Einfluß aber durch echtcollegialische Form gemäßigt, und durch die Mitwirkung angesehener unbesoldeter und dadurch unabhängiger Gemeindemitglieder vor bureaukratischer Beimischung gewahrt werden. (Wir sollten denken: wenn die Gemeinde den oben bezeichneten Zwecken genügen soll, so müßte sie wenigstens einen besoldeten Juristen, einen besoldeten Techniker und einen besoldeten Schulrath in ihrer Mitte haben.) Ganz besondern Werth legt der Verf. auf die in der Städteordnung von 1808 beabsichtigten, nach seinem Zeugniß in Elbing segensreich in die Praxis eingedrungenen — was unsers Wissens von wenig preußischen Städten gilt — Verwaltungsdeputationen, zu denen die Stadtverordneten auch andere Bürger wählen. Die Zahl der Vertreter soll möglichst groß sein. Der Gemeindevorstand soll nicht durch die Gemeindevertretung, sondern durch die Wähler der letztern, mittels Wahlmänner, welche mindestens 40 Jahre alt sind, zehn Jahre in der Gemeinde wohnen, auch selbst Gemeindeämter bekleidet haben, gewählt werden. Bei der Urwahl huldigt der Verf. einem modificirten Dreiclassensystem. In Betreff der Aufnahme Neueinziehender spricht er den Satz aus:

Soll die Freizügigkeit keine Ungerechtigkeit im Gefolge haben und überhaupt eine volle Wahrheit werden, so ist es unbedingt erfoderlich daß die aus der Freizügigkeit hervorgehende Verpflichtung zur Armenpflege allgemein auf größere Communalverbände übertragen und diese also vor Allem geschaffen werden.

Aus den Gemeindevertretungen sollen die Provinziallandtage gewählt werden, die Provinzialversammlungen also zu Communallandtagen werden. Dem Staate vindicirt der Verf. rücksichtlich der Gemeinden nur 1) das Recht den Bürgermeister zu bestätigen, 2) die Disciplinargewalt gegen Gemeindevorstandsmitglieder, 3) die Entscheidung in der Beschwerdeinstanz. Zuletzt bringt er noch einige Allgemeinheiten über Centralisation, Bureaukratie &c., die zuweilen an Phrasen grenzen und von der übrigen, auf reelle Lebenskenntniß und sorgliches Beachten des Einzelnen und Concreten gestützten Schrift unangenehm abstechen.

Gewiß ist in dieser Schrift viel Wahres und Treffendes. Irgend so etwas muß geschehen, schon weil es überhaupt wünschenswerth ist daß man endlich einmal aufhöre ewig nur die Formen in dem Volke gleichgültiger, unverständlicher, ja ihm unbequem fallender Weise zu ändern, während es in dem Geiste, im Wesen keinerlei Aenderung spürt; daß überhaupt etwas Durchgreifendes geschehe was den Menschen andere Gedanken, andere Richtungen gibt und ihnen klarmacht es sei anders geworden. Denn anders wollen sie es. In Betreff der besondern Modalität die der Verf. vorschlägt gibt es freilich noch manche Bedenken und namentlich manche Fragen zu lösen an denen er vorübergegangen ist. Wo sollen die Leute herkommen welche in unserer Zeit eine Stadtordnung im Sinne des Gedankens daß die Stadt ein Organismus für Gemeinsamkeit des Handels und der Gewerbe sei, eine Dorfordnung in Beziehung auf das Interesse des örtlichen Landbaus ausprägen? Wenn ferner die Gemeindebehörden die Mittel zur Förderung des Handels und der Gewerbe in Händen haben sollen, wie soll Das mit der Einheit der Handels- und Gewerbspolitik des Landes zusammenstimmen, wie soll verhindert werden daß wir nicht in die engherzigen Ausschließungs-, Monopol-, Stapel- und Bannrechtssysteme des Mittelalters verfallen? Ferner mag bezweifelt werden ob die von dem Verf. vorgeschlagene Organisation der Gemeindebehörden geeignet sei solche Behörden herzustellen die dem Staate, nach Willen und Kraft, volle Bürgschaft geben daß er sie getrost zu seinen Organen machen könne, und die auch den Einzelnen gegenüber den Staatsbeamten nicht an Unbefangenheit und Unparteilichkeit nachstehen. Uns scheint es als hätte der Verf. von dem doppelten Principe, das er an die Spitze stellt: daß nämlich die Gemeindeorganisation sowol den Aufgaben der Gemeinde als dem constitutionnellen Principe, was er in die Mitwirkung Aller setzt, entsprechen solle, den zweiten Theil besser berücksichtigt als den ersten. In unserer Zeit kommt es vor Allem darauf an daß die Träger der öffentlichen Autorität auch von unten unabhängig und wesentlich so gestellt seien daß sie das Gesetz im Auge haben und lediglich dieses. Der Verf. nimmt mit Recht viel Rücksicht auf England, und erkennt, gleichfalls mit Recht, in dem Friedensrichterinstitute eine Perle des englischen Staatswesens. Vergleiche er aber einmal dieses mit seinen Vorschlägen. Und bedenke er auch daß die englische Gesetzgebung in demselben Augenblicke wo sie die Städteverfassung demokratischer gestaltete den Wirkungskreis dieser Städtebehörden beschränkte.

(Der Beschluß folgt.)

Ein unglücklicher Dichter.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Von dem Augenblicke an wo Heubner von dem 17. sächsischen Wahlbezirk (Frauenstein) zum Abgeordneten der frankfurter Nationalversammlung gewählt wird, wo er, seinen Sitz auf der Linken nehmend, zu der Fraction des Deutschen Hauses gehört, liegt sein Leben offen da. Der dritte Mai 1849 ist eigentlich für ihn der Tag des Verhängnisses. Eben von Dresden, nach der am 30. April erfolgten Auflösung der Kam-

mern, in die Heimat zurückgekehrt, gelangt schon am 3. Mai Abends dorthin die Kunde von der in Dresden entstandenen Volkserhebung. Noch am selben Abend in einer zu Freiberg abgehaltenen Volksversammlung empfängt Heubner den Auftrag sofort nach Dresden zu reisen um dort die Sache des Volks und der Reichsverfassung zu berathen und zu unterstützen. Den Verlauf kennen wir; auch das Schicksal was Heubner jetzt erreicht hat. Denkwürdig und bezeichnend aber ist wie er sich an einem geeigneten Orte über seine Betheiligung an jener Erhebung selbst ausspricht.

„Ich sah", sagt er, „nur in der Souverainetät der Nationalversammlung die Möglichkeit der Verwirklichung der Idee vor welcher ich jede andere Rücksicht in den Hintergrund treten ließ, der Idee eines einigen und freien Gesammtvaterlandes. Ich protestire dagegen, und würde bis zum letzten Augenblicke dagegen protestiren, wenn man mir nachsagen wollte daß ich diese heilige Idee zu einem Deckmantel anderer Tendenzen herabgewürdigt hätte. Ich lasse Jedem seine Ideale, und fern sei es von mir sie anzutasten. Aber wer für eine Tendenz einen Deckmantel gebraucht, Der trägt sie nicht als Ideal in seinem Busen. Und wie man auch über mich urtheilen möge, die Gerechtigkeit sollte man mir widerfahren lassen daß man mir nicht das Letzte raubt was mir von einem glücklichen Leben geblieben ist. Man soll mir meine Ideale nicht in Larven verwandeln..."

In diesen überaus bezeichnenden Worten haben wir gleich den Uebergang von Heubner dem öffentlichen Charakter zu Heubner dem Lyriker gefunden. Die Brücke zwischen Beiden ist eben das Ideal. Und es ist die Wahrheit: welch ein hohes Beglücktsein, welch einen unverwüstlichen elastischen Aufschwung das Gemüth aus dem Ideal schöpft, Das beweisen wieder deutlich diese Gedichte. Es liegt durchaus etwas Tragisches in diesem Glück. Denn das Ideal ist nur das ewige Sollen, das ewige ferne Jenseits, das wol als zauberischer Schatten in das sehnende verlangende Gemüth einkehrt, aber als Ideal ja doch nie und nimmer zur Wirklichkeit wird. Aber Das ist dabei das Bedeutende, auch in diesen Gedichten, daß der auf das Ideal gestellte Mensch sein Ideal als seinen wahrhaften Besitz ansieht, als sein immanentes Geistiges, aus dem ihm die Freude quillt, und das ihm „Niemand rauben kann und soll". Daher die ewige Quellenfrische des idealen Menschen; sein Herz ist und bleibt ein unversiegbarer Born, warum nicht auch ein Born des Liedes?

Was sich in dem Spiegel dieses tiefen, sehnsüchtigen Borns zuerst darstellt ist das Leben selbst, das Leben das der ideale Mensch eben nicht als ein einfach-untrennbares, aus dem Keime sich organisch entfaltendes, von der Constellation des Geistes durchweg bedingtes Ganze, sondern als ein in Epochen geschiedenes nimmt. Da haben wir zuerst das „Kind", die ideale Erinnerung, des persönlichen Menschen ewige Voraussetzung:

> In reinem, ungetrübtem Glanze blühet
> Das Leben dir, das süße frohe Sein,
> Das Lieb' und Glück im freundlichen Verein
> Mit allen Freuden ewig-reich durchziehet.

Von dem „Kinde", der idealen Erinnerung, trennt und löst sich ab die eigentliche Menschwerdung, die wahre Incarnation des Ideals, das Wesen in welchem es am eingeborensten sich darstellt: „Der Jüngling". Das bist du:

> Wenn flammend in der Brust die Kraft dir sprühet,
> Der Wahrheit und der Tugend dich zu weih'n,
> Wenn für das Wohl der Menschheit stark und rein
> Ein edles Feuer dir im Herzen glühet.

Aber zum „Manne", dem dritten Stadium des idealen Lebens, gelangst du nur durch das gewaltige Beharren, durch die Unerschütterlichkeit deines Seins und Wollens, für das es selbst auf erregtestem Lebensmeer keine Stürme gibt: denn wie auch der Nachen schwebe und schwanke, das Steuerruder hältst du in der sichern Hand:

> Du stehest unerschüttert, Nichts befahrend,
> Und schaffst mit regem Eifer Heil und Glück,
> In And'rer Wohl dein eigenes dir wahrend.

Ein Kämpfen und „Sichhindurchfiegen" zum Ziel ist des Mannes Leben; an diesem Ziele angelangt, ist er unvermerkt „Greis" geworden. Auch hier verleugnet noch der „Rückblick" auf das „thatenvolle Leben" sein Ideales nicht. Denn „noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf; sie ist vorwärts gerichtet zugleich und rückgewandt". Denn für den idealen Geist gibt es zwei Unsterblichkeiten:

> Winkt dir der Todesengel, hochgepriesen
> Bleibst du in Aller Herzen hier zurück,
> Ob du auch eilst den neuen Tag zu grüßen.

Ich habe dieses Gedicht Heubner's ausgewählt und in aller Kürze commentirt, weil es sein ganzes liebenswürdiges Gemüthssein, die stets nach dem Idealen gespannte Elasticität seiner Seele voll und innig ausdrückt. Es ist Dies aber das Colorit was wir durchgängig in diesen Gedichten finden. Drei Dinge sind es ferner die der reinideale Mensch um so kräftiger erfaßt, wenn das Ideal das er sich in seinem Innern auferbaut eben nur der himmlische Gegensatz eines ekeln, poesielosen irdischen Treibens, Sträubens und Würgens ist: die edle Sittlichkeit, die tiefwurzelnde Religiosität, und endlich die Begeisterungsglut für Freiheit und Vaterland, diese große weltumfassende Dreifaltigkeit, die weil sie eben jetzt selbst nur ein fernes Sollen und Ideal ist, durch ihr Verlassen der Erde die Menschheit so unglücklich gemacht! Diese Götter sind alle davon, und darum sehnt sich nach ihnen das ideale Gemüth so stark und innig in seinen Liedern.

So finden wir denn diesen edlen Geist reiner Sittlichkeit und tiefer Naturfrömmigkeit in Wahrheit ausgeprägt in den Gesängen: „Die Wartburgseiche" (1845), „Himmelssehnsucht" (1840), „Seelengröße" (1836) und „Nach der Lecture des Faust" (gedichtet 1849 im Gefängniß). Die glühende Begeisterung des Dichters für Freiheit und Vaterland malt sich am loderndsten in dem Gesange: „Der Turner Vaterlandslied", und indirect mit unverhüllterer Kräftigkeit in dem „Gruß an Lafayette". Die dieser Auffassung des Ideellen im Lyrischen am eigenthümlichsten angehörende Romantik aber findet sich am entschiedensten ausgedrückt in dem Gedicht „Der träumende Alte", das wirklich in einzelnen Zügen an die echte grüne Waldromantik einer so nahverklungenen poetischen Zeit erinnert daß sie beinahe selbst schon der Sage angehört. Was Heubner in der Gefangenschaft gedichtet ist unstreitig das Rührendste und Innigste der ganzen Sammlung. In der dumpfen Engniß seiner vergitterten Zelle vernimmt er „das Pfeifen der Locomotive", des dahinbrausenden „Feuerrosses". Alltäglich naht es seinen Trauten in der Heimat:

> Der Laube die der Bach umfließt,
> Dem Dörfchen, wo beim Morgenläuten
> Der Freund in seiner Bibel liest...

Ihn selbst aber führt es nicht zurück in die theure Heimat, nicht ans Herz der alten Mutter, die fern von ihm „ein welkes Blatt mit Thränen netzt"; nicht zu den lieben Kleinen mit den „klaren Strahlenaugen", nicht an die treue Brust des Weibes, das „all sein Heil der Erde", deren Sein und Sinnen aber fortan nur ein einzig großes Trauern ist. Aber auch in diesem Weh, das den gefangenen Dichter von außen herein beschleicht, zeigt er sich nicht selbstsüchtig, vielmehr öffnet sich auch hier der Blick des Trauernden ins Große und Weite, und endet in der unabsehbaren Ferne der „Marken seines großen Vaterlandes", nach dessen Ost und West der kühne Flug des Flammenrosses eilt, dessen Geschick dem Dichter in der öden Enge seines Kerkers verborgen bleibt. Das ist die Spitze seiner Klage: von diesem Schicksal seines großen Vaterlandes abgetrennt zu sein. Ein kleines Liedchen: „Blumenauferstehung", zeigt daß der Dichter in seinem Kerker auch seinen Lenz begeht, welchem selbst die dunklere Pracht der Rosen nicht fehlt.

Denn aus der lieben Heimat wird ihm das Bildniß seiner Gattin zugesandt, auf dem sie „mit zwei dunkeln Rosen, einer vollen und einer Knospe, an der Brust gemalt ist". Dem Eindruck den dies wehmüthig-liebe Geschenk auf ihn macht verdanken wir ein kleines innigzartes Gedicht:

Hinter Schlössern, hinter Riegeln
Können Rosen nicht gedeih'n,
Und es geben doch zwei Rosen
Meiner Zelle milden Schein.

An der Treusten Bildniß glühen
Sie in tiefem Purpurton,
Eine noch als Knospe schwellend,
Diese reich entfaltet schon.

Und die volle Blume kündet
Das genoss'ne süße Glück.
Und die Knospe? Kehrt noch einmal
Uns der Liebe Lenz zurück?

Beide Rosen, beide blühen
An der Brust die glühend, mild,
Wechsellose Immortellen,
Uns'rer Liebe treues Bild!

Schließlich muß mit einem Wort vorzüglicher Anerkennung der dieser Sammlung einverleibten Uebersetzungen gedacht werden, die sämmtlich im Kerker gearbeitet sind, und die durchweg ein entschiedenes, ja ein bedeutendes Talent bekunden. Wir begegnen hier außer den unbekanntern Pièçen minder berühmter französischer Dichter als: Bruchstücke aus dem Gedicht: „Der Winter" von Hégesippe Moreau, „Der Negersklave", und „Betet für mich" von Millevoye u. s. w., auch lieben alten Bekannten: der „Bonne vieille", den „Schwalben", und dem guten Burschen: „Roger Bontemps" von Béranger. Der letztere ist mit eigenthümlichem Humor wiedergegeben. Nun, wer, gleichsam als dem Tode geweihter Gladiator, keck und heiter die „Ronde du camp de Grandpré" anstimmen und vom guten „Hans Glückauf"

in diesen schweren Zeiten
den misvergnügten Leuten
als Vorbild aufgestellt,

lustig singen kann, Dessen Geist kann nun und nimmer jener göttlichen Spannkraft entbehren, entkeimend eben jener unerschütterlichen Ueberzeugung die sich „ihre Ideale nicht in Larven verwandeln läßt". Außer längern Stücken von Victor Hugo und Lamartine, die mit ungemeiner Sorgfalt behandelt sind, bezeichnen wir noch als charakteristisch unter diesen Uebertragungen: „Die letzten Worte André Chénier's", und „Die letzten Worte Charles Louis Trudaine's". Beide engverbundene Freunde gehörten zur Gironde, und wurden zusammen am 26. Juli 1794, einen Tag nur vor Robespierre's Sturze, guillotinirt. Man fand die hier mitgetheilten Verse an der Mauer ihres Gefängnisses.

Ja, Freunde, die Poesie ist wirklich sehr unendlich. Sie schreibt nöthigenfalls mit ihrem rothen Herzblut auf schwarze Kerkermauern!

Mit unserm unglücklichen Dichter aber sei Gott, und möge der gleichgestimmte Herzschlag Vieler die diese Ergüsse lesen ihm in seinem Leid einigen Trost gewähren! 40.

Miscellen.

Zur Geschichte der Bärte.

Die Bärte waren am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts einer großen Revolution unterworfen. Bis ungefähr um die Mitte des 16. Jahrhunderts standen sie, in Norddeutschland wenigstens, in den höchsten Ehren, und je stattlicher der Bart des Mannes, desto größer war sein äußeres Ansehen. Doch noch vor dem Ablaufe jenes Jahrhunderts brach, von Spanien und Frankreich her, eine Umwälzung in der Art und Weise den Bart zu tragen ein. Hing er bis dahin oft fast bis zum Gürtel stattlich herab, so ward er nun größtentheils geschoren und nur ein Schnurrbart und Lippenbart blieben stehen. Diese welsche Mode konnte jedoch keineswegs schnell allgemein durchdringen. Sie fand unter den protestantischen Geistlichen furchtbare Widersacher und ward als eine offenbare Erfindung des Teufels der Sünde gegen den Heiligen Geist (weil nämlich der Tempel Gottes, der Leib des Menschen, so sehr geschändet werde) völlig an die Seite gesetzt. So berichtet ein Chronist Cyriacus Spangenberg in seiner „Mansfeldischen Chronik" mit Schauder und Entsetzen wie der Erzbischof Sigmund von Magdeburg im J. 1564 allen Grafen und Hofleuten in Mansfeld habe die Bärte unter dem Munde und auf den Seiten rein abnehmen lassen; es sei abscheulich gewesen keine andern Bärte „denn wie man die Türken, Tartaren und Moskoviter mit solchen Schnautzbärten malt" um sich zu sehen. Ja man fürchtete sogar eine Verhängung göttlicher Strafen deswegen. Indeß half kein Eifern und Predigen gegen die eindringende Mode. In den achtziger und neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts kamen unter den Elegants die Unterbärte immer mehr in Miscredit. Zuletzt wurden sie sogar als Zeichen eines zu festen Anhängens an eine alte, längst verstrichene Zeit angesehen. Herzog Heinrich Julius, welcher zugleich Bischof von Halberstadt war, stellte dort 1589 eine Kirchenvisitation an, und ließ seinen Hofleuten und Räthen die Bärte abschneiden, daß sie nur die Zwickel behielten. Ja derselbe verordnete 1605 an den Oberamtmann der Harzämter, Philipp Knochenhauer: „Demnach der Kurfürst von Sachsen und er selbst sich die Unterbärte haben abschneiden lassen, sollten auch alle Beamten sich den Unterbart mit dem Schermesser bei Verlust des Knebelbartes rein wegnehmen lassen." Am längsten widersetzte sich die protestantische Geistlichkeit. Am Ende des 17. Jahrhunderts indessen erschien kein Langbart selbst auf der Kanzel mehr, und es waren nur Zwickel- und Lippenbärte zu sehen. Und auch diese Bartreste schwanden im Anfange des 18. Jahrhunderts.

Die Perücken und die Päpste.

Die bekanntlich unter Ludwig XIV. in Gang gekommenen Modeperücken zu tragen fand bei der Geistlichkeit in Deutschland anfangs wenig Beifall, indessen beugte doch auch diese nach dem dritten Viertel des 17. Jahrhunderts ihren Nacken unter dieses Joch. Die katholischen Priester aber fanden noch am Ende des erwähnten Jahrhunderts besondere Schwierigkeiten dabei. Die Verrichtung des Meßopfers muß mit entblößtem Haupte geschehen, und man wollte in den Perücken nicht sowol Haarsurrogate als vielmehr eine wirkliche Kopfbedeckung sehen. Die Kanonisten machten sich dabei Scrupel, und die bischöflichen Curien geriethen in Verlegenheit. Eine Dispensation für die behaarhaubten Priester zur Abhaltung der Messe in der Haarhaube schien unerlaßlich; allein wer sollte dispensiren? In den Facultäten der Bischöfe war von den Perücken der Priester Nichts zu lesen. Die bischöfliche Curie zu Hildesheim hielt im J. 1688 die Sache für wichtig genug um deshalb bei der Nuntiatur in Köln anzufragen, und diese nahm keinen Anstand die Erlaubniß für einen Priester in der Perücke Messe zu lesen zu den Reservaten des Papstes zu zählen. Indessen — Dispensationen zu Rom kosten Geld, und man darf wol annehmen daß für einen großen Theil des Klerus die Nothwendigkeit einer päpstlichen Dispensation für die priesterlichen Perücken mit der Zeit durch ein allgemeines Indult oder durch die stillschweigende Nachsicht der Kirchenväter beseitigt ward. Gleichwol kommt noch im J. 1768 ein Beispiel einer solchen in Hildesheim vor: ein überfrommer Domherr entschloß sich Kapuziner zu werden, erwirkte sich aber in Rom die Dispensation als Kapuziner in der Perücke und in Schuhen einherzugehen, und unter der Kutte Hemd und Beinkleider zu tragen. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 265. —— 5. November 1850.

Politische und volkswirthschaftliche Schriften.

(Beschluß aus Nr. 264.)

Auch die Nr. 3 aufgeführte, in der That geistvolle und gediegene Preisschrift weist auf eine Beschränkung der Centralisation und überhaupt auf eine veränderte Regierungsweise hin. Zu viel sagt sie wol wenn sie behauptet es sei zeither für die untern und hülfsbedürftigen Classen der Gesellschaft Nichts oder soviel als Nichts geschehen, und würden wir nur Dem beistimmen wenn der Verf. gesagt hätte es sei wenig auf dem rechten Wege geschehen. Ganz richtig ist es aber wenn der Verf. bemerkt:

> Unser bürgerliches Leben besteht aus einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Zuständen, die uns die Vorzeit überliefert hat und die verschieden behandelt sein wollen. Statt Dessen stellt sich die Gesetzgebung seit längerer Zeit auf einen Standpunkt als hätte sie den Staat nach einer eigenen Theorie ex fundamento neu zu constituiren. Die Verwaltung hinwieder begnügt sich die auf solche Weise gewonnenen Gesetze allenthalben in gleichmäßige Anwendung zu bringen, und hält sich für vollkommen entschuldigt wenn diese Gesetze in der Anwendung häufig nicht ausreichen, oder gar nicht passen!... Die Gesetzgebung sollte sich vor Nichts mehr hüten als vor abstracten Theorien, die nur ein oberstes Princip anerkennen und somit die eine Hälfte der Staatsangehörigen ruiniren, nur um einen gleichmäßigen Zustand fürs Ganze zu schaffen.

Er weist Das im Einzelnen, ebenso mit besonderm Bezug auf Baiern nach, wie die vorhergehende Schrift besondern Bezug auf Preußen nahm. Er sagt aber auch: mit dem Eintritt in die Periode der constitutionnellen Verfassung sei eine gewisse Erschlaffung und Kraftlosigkeit der Regierungsgewalt eingetreten.

> Diese hatte bis dahin alle Gesetze und Verordnungen mit unbeschränkter Machtvollkommenheit erlassen, und eben deshalb waren dieselben auch alle wie aus einem Guß, entschieden und klar, geradezu auf ihr Ziel losgehend und in der Regel auch treffend. Nun aber trat die Wirksamkeit der Kammern der Regierung in den Weg: der natürliche Argwohn, die Eifersucht auf verfassungsmäßige Rechte, oft auch blos persönliche Leidenschaft gegen Mitglieder der Regierung, oder schulmeisterliche Weisheit einzelner Deputirter, noch öfters einseitige Interessen der privilegirten Stände. Alle diese Factoren trugen nur umsomehr bei die Gesetzgebung zu verunstalten und zu lähmen; Clauseln, Widersprüche und noch schlimmere Dinge finden sich von da an in jedem Product der Gesetzgebung und machen oft die Sache noch schlimmer als sie war. So sah sich denn die Regierung gezwungen, so oft sie ein neues Gesetz in die Kammern brachte, zuvor mit allen möglichen Parteien zu parlamentiren, jeder derselben Concessionen zu machen und auf diese Art jedem entscheidenden Gedanken und Grundsatz die Spitze abzubrechen, damit das Gesetz durch die Kammern ging. Alle Gesetze von 1819 an bis zum Jahre 1848 sind auf diese Art entstanden und tragen das Gepräge der Halbheit an sich.

Viel Werth legt der Verf. auf die Statistik, aber nicht auf eine solche wie sie unter dem Ministerium Wallerstein betrieben worden. Die Hauptschuld der Zeitübel leitet er aus der Atomisirung der Gesellschaft, aus dem Wegfall der innern Gliederung und Gegenseitigkeit ab. Die Thorheit der socialistischen Systeme bestehe aber darin:

> Daß man durch eine zwangsweise Vertheilung der äußern Güter Dasjenige zu realisiren sucht was nur der Gemeinsinn in Verbindung mit allgemeiner Volksbildung dann mit Humanität und christlicher Liebe zustandebringen kann.

Die Staatsbeamten will er durch veränderte Besoldungsweise, welche auch untern Beamten die Möglichkeit ihre Lage ohne Aufrücken wesentlich verbessert zu sehen sichert, zu einem Stande gebildet wissen der die Gesinnungen und Ansichten, die Wünsche und Bedürfnisse der Verwalteten repräsentirt. Annäherungsweise ist Das früher in manchen Staaten in der That eine Zeit lang der Fall gewesen. Hauptsächlich soll die Staatsverwaltung durch Rückgabe aller solcher Functionen die nicht gerade absolut in der Aufgabe des Staats liegen an die freie Concurrenz, an Gemeinden und Corporationen vereinfacht werden. Dabei möglichst abgekürztes, mündliches und natürliches Verfahren, größere Theilung der Arbeit unter verschiedene Behörden und Verkleinerung der Bezirke und Kreise. Im Ganzen also Rückkehr zu der Staatsverwaltungsweise der sogenannten patriarchalischen Zeit.

Mit Recht erkennt der Verf. daß das Lieblingsprincip des vorigen Jahrhunderts, wonach man in der Vermehrung der Bevölkerung die Hauptaufgabe der Staatsverwaltung, ja die Hauptquelle aller Glückseligkeit für ein Volk sah, sehr bittere Früchte getragen habe. Es ist eigentlich eine Hauptwurzel alles Uebels. Die vom Mittelalter und noch im 17. und theilweise in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, unbewußt aber consequent, befolgte Politik, welche überall darauf ging daß, wenn auch weniger Menschen, diese aber in guter Nah-

rung waren, war das Rechte. Es war es in nationalökonomischer, es war es auch in politischer Beziehung, wo der wahre Freisinn und Gemeinsinn erst gedeiht wenn die Menschen nicht veranlaßt sind durch das politische Wirken ihr persönliches Glück machen zu wollen, und sich in gesicherter, unabhängiger Lage befinden. Der Verf., der zunächst bei der Frage von der Verehelichung und Niederlassung auf diesen Punkt kommt, will jedoch auch bei dieser Frage je nach den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen unterschieden wissen. Ueberhaupt dürften auch hier die mechanischen Mittel der Erschwerungen und Verbote nicht das Rechte sein, sondern das Beste von der allgemeinen wirthschaftlichen Organisation erwartet werden müssen. Wer die Aussicht hat daß er in spätern Jahren mit besserm Vortheile werde heirathen können, Der wartet, — vielleicht auf immer. Die frühen Heirathen werden von Solchen geschlossen die voraussehen daß sie, im günstigsten Falle, mit 40 Jahren nicht weiter sind als mit 20. Die Nachtheile der Fabrikbevölkerung sieht der Verf. recht gut ein, will aber gleichwol das Fabrikwesen selbst durch Schutzzölle gefördert wissen! Und Das in Baiern, wo noch soviel für den Landbau zu thun ist! In Betreff der übrigen Gewerbe klagt er daß die vom Staate so mächtig unterstützten technischen Schulen von den Gewerben so wenig benutzt würden, und will nun ihren Besuch zur Zwangsvorschrift für Lehrlinge und Gesellen machen. Paßt Das in die übrigen Lebensverhältnisse? Warum richtet man nicht die Volksschulen für die Gewerbsstände zu Gewerbsschulen ein. Der schlechte Besuch der letztern liegt darin daß sie neben den eigentlichen Schulen bestehen, und für die Meisten in eine Lebensperiode fallen wo dieselben keine Zeit und kein Geld mehr zum Schulbesuch haben. Der Verf. ist für möglichstes Zusammenhalten des Grundbesitzes, da jede weitere Vertheilung des Grundbesitzes specifisch zur Vermehrung der Bevölkerung und zwar der untersten Classen wirke, wo vielmehr die Abnahme als die Zunahme der Bevölkerung angestrebt werden müsse. Ein Grundsatz von dem wir wünschten daß er sich desselben lieber bei dem Capitel vom Fabrikwesen erinnert hätte.

Die drei übrigen von uns aufgeführten Schriften beziehen sich nur auf eine Seite der obschwebenden Fragen, auf die Handelspolitik. Die des Hrn. Duckwitz (Nr. 4) hat es mit denjenigen §§. der frankfurter und berliner Verfassungsentwürfe zu thun die sich auf Schifffahrt, Flußzölle, Posten, Eisenbahnen, Zölle überhaupt beziehen, geht aber nicht in die Principien ein. Geschichtlich oder tendenzgeschichtlich ist die Nr. 5 aufgeführte Schrift. Sie zeugt von Geist, Kenntniß und Scharfsinn, ist aber nicht frei von Sophistik und Einseitigkeit, und in der Fassung etwas geschraubt und manierirt. Manch Gutes enthält sie über die natürlichen Handelsbeziehungen Europas. Dann geht sie davon aus daß es seit lange bewußter Plan Englands gewesen sei sich zur einzigen Handels- und Industriemacht zu erheben, wodurch sich denn ein natürliches Gegenstreben Europas zu indiciren scheine, welches in dem Continentalsysteme Napoleon's seinen entschiedensten Ausdruck fand. Ob und wie der Kampf, dessen Einzelheiten gut geschildert werden, wieder aufgenommen werden solle, darüber kommen nur dunkle Andeutungen. Im Uebrigen hat sich England gewiß nicht zur einzigen Handels- und Industriemacht erheben wollen, sondern nur zur größten, und dafür hat es nicht blos einen geschichtlichen Vorsprung, sondern auch manche große natürliche Vortheile. War die erste Schrift mehr staatsrechtlicher, die zweite mehr geschichtlicher Natur, so ist die des Hrn. Becher (Nr. 6) mehr statistisch. Die zahlreichen statistischen Notizen über mancherlei Zweige des deutschen Handels sind das Dankenswertheste an ihr. Im Uebrigen ist sie im Sinne eines gemäßigten Schutzzollsystems geschrieben. Gewiß würde ein Wegfall der Handels- und Zollschranken zwischen Oestreich und dem übrigen Deutschland zu den wichtigsten Ereignissen gehören, und vielleicht das Einzige sein was Deutschland die materiellen Verluste die ihm die Revolution gebracht hat in kurzer Frist materiell ersetzen könnte. Aber sie wird nur auf der Basis der gemäßigten, besonnenen Handelsfreiheit mit Nutzen möglich sein, und wir fürchten, sie wird unter den vorliegenden Umständen auf dieser Basis nicht zustandekommen. 21.

Von Kirchenvernunft.

Daß Leute katholisch **sind** wundert Niemanden, daß sie es **bleiben** Manchen, daß sie es **werden** wundert Viele. Mich wundert daß Leute protestantisch bleiben, unsere Pietisten, Mystiker, Orthodoxen, Dichter und Philosophen. Ueberhaupt ist die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts sattsam unbegreiflich, und erhellte nicht aus Geschichte und deren Folgen — da man selber mit Andern protestantisch erzogen worden — es sei geschehen: so gäbe es Gründe anzunehmen daß es gar nicht habe geschehen können.

Aber jene großen Misbräuche des Ablaßhandels, jenes heidnische Rumoren von Heiligenbildern und Reliquien, jene ungeheure Annahme daß der Bischof von Rom oder andere Bischöfe unter seinem Vorsitz ausschließlich erleuchtet seien über Beziehungen des Menschengeschlechts zu Gott, über Werth des irdischen Lebens und die Beschaffenheit des himmlischen, über das geistige Bedürfniß denkender Geister, und die durch Christum vor Jahrhunderten eingetretene Erlösung und Unterweisung!! Muß nicht Vernunft einmal erwachen auch wenn sie lange geschlummert, muß sie nicht handgreifliche Ausartung und Lehrverderbniß erkennen sobald sie schriftliche Denkmäler des Ursprünglichen mit dem Hinzugesetzten vergleicht?

Schweiget von der Vernunft. Schon Luther hat gegen sie geeifert, und viele Protestanten thun es noch. Wenige lieben sie und Wenige mögen sie gebrauchen. Rationalismus gilt als Feind der Kirchen. Was an der Vernunft taugt hat der Katholik nie verworfen, z. B. die Schamlosigkeit Tezel's einzusehen, und wider die Schrift wird kein Katholik lehren oder glauben wollen, sondern nur was dieselbe erklärt und ergänzt, was mithin für mangellose Ueberzeugung und Erkenntniß anzunehmen vernünftig ist.

Höret die Gründe der Männer welche vom Protestantismus zurücktraten. Georg Wizel, ein Freund Luther's und Lehrer zu Wittenberg, spricht: „Die Sekte wird mit unbeständigem, ungewissem, menschlichem Regiment aufgehalten, da ist keine rechte Ordnung. Was ein Jahr gilt Das gilt das andere nicht, heute halten sie es so, morgen anders, einem Jegli-

chen gefällt seine Weise am besten. Darum ist es besser im Pferch der Kirchen bleiben, denn da allein ist Sicherheit, Leben, gut Gewissen, und ewiges Heil." Später in demselben Jahrhundert äußert Philibert, Markgraf von Baden-Baden: „Die Lutherischen geben den Katholischen viele Dinge schuld die nicht wahr sind, sie sind in viele Sekten getheilt, haben ihre Augsburgische Confession jämmerlich und vielfach geändert; Luther hat keine Wunder gethan." Was ist in der Kirche vernunftgemäßer, Ordnung oder Unordnung, Friede oder Streit, gemeinschaftlicher Glaube oder willkürliche Satzung?

Andere vermissen bei den Protestanten die rechte Erweckung und Erbauung. So Bezold, Professor der Rechte in Tübingen (1610): „Die ganze Religion der Lutherischen besteht nur im Predigen, d. h. in einer bloßen Wissenschaft, wovon die Zuhörer wenig genießen, und wenn man Einen fragen wollte was er denn sein Lebelang aus der Predigt gelernt habe, so würde er gewiß sehr in Verlegenheit kommen. Insgemein brauchen die Lutheraner keine Ceremonien welche zur innerlichen Erbauung und rechten Aenderung des Herzens führen. Fasten, Säcke anziehen, wovon die Heilige Schrift voll ist, ist bei ihnen ganz abgekommen." Macht nun Erbauung den Werth des Gottesdienstes, Buße den Werth der Gesinnung, warum soll die Kirche der Mittel dazu entbehren, und ein unbelaubter, kahler Baum sein, statt eines belaubten und grünenden?

Mit noch allgemeinerm Urtheil: „Es kommt Alles auf den Glauben an Christum an", sagt Freiherr von Spangenberg (geb. 1698), „das Uebrige ist Pfaffengeschwätz; unsere Pfaffen wie eure Pfaffen sind Einer wie der Andere. Jeder erdichtet sich nach eigenem Gehirn einen Gott." Können gläubige Protestanten solcher Behauptung geradehin widersprechen? So wenig als der Katholik welcher sie zum Vernunftgrunde seiner Kirchenüberzeugung macht.

Und endlich ein Zeugniß von J. J. Herwig, hochfürstlichem würzburgischen Commerzienrath (1771): „Das ganze Gebäude der protestantischen Religion ist wankend für einen denkenden Geist. Wie war es möglich daß eine Religion die 16 Jahrhunderte hindurch die allgemeine und wahre gewesen auf einmal durch Einen Mann falsch und unchristlich hätte werden können?" Begreife Dies Einer oder verlasse sich auf menschliche Untersuchung, was doch die Protestanten zu thun genöthigt sind! Auf ähnliche Gründe beziehen sich Alle welche von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten.

Also müßte man katholisch werden aus lauter Vernunft, und Dies wäre eigentlicher Rationalismus? Es ließe sich das Umgekehrte Desjenigen behaupten was ein Erzbischof vom Heirathen sagte: „Viele Gründe dagegen, viele Beispiele dafür." Warum denn gibt es so wenig Beispiele dafür, warum bekehrt sich nicht die Protestantenwelt zum ewigen Rom? Weil Wenige, scheint es, ihre Gedanken zu Ende denken, d. h. weil Wenige vernünftig sind.

Vernunft nämlich ist diejenige Fähigkeit oder Eigenschaft eine Sache zu Ende zu bringen, zu erledigen, abzuthun. Ich schließe einen vernünftigen Handel, gebe eine vernünftige Erziehung, fasse einen vernünftigen Entschluß. Das vorhergehende Ueberlegen, Berathen, als Mittel zum Zweck, heißt Verstand. Wäre der Mensch blos Verstand, er würde mit Nichts fertig. Spricht man vom göttlichen Verstande, so ist gemeint die Weisheit der Beziehungen in den Naturdingen; spricht man von göttlicher Vernunft, so ist gemeint das Vollendete der Weltschöpfung. Vernünftig ist Jeder welcher mit sich und seinen Verhältnissen zum Abschluß gekommen.

Oft ward beklagt die menschliche Vernunft sei mit ihrer Einsicht am Ende, als ob Dieses vermöge ihrer Natur anders sein könnte, sie ist eben dadurch vernünftig. Sobald ein Zeitalter vernünftiger wird, verschwinden ganze Wissenschaften, Astrologie, Alchemie u. s. w., es verschwinden Kobolde, Gespenster, Hexen und Zaubereien. „Ein Theil der Wissenschaft ist: Einiges nicht zu wissen", sagt Erasmus, Dies ist der Vernunfttheil. In der Geschichte der Philosophie gilt Sokrates als ein Mann der die Vernunft in ihre Rechte einsetzte, er gestand sein Nichtwissen. Vernunftwissenschaft überhaupt ist eine Kenntniß der Grenzen wo das menschliche Wissen aufhört.

Hier zeigt sich nun die Merkwürdigkeit daß im Allgemeinen die Enden der menschlichen Einsicht zwar anerkannt werden, aber in einem bestimmten Fall sich Niemand dabei beruhigt, sondern Jeder mit seiner Forschung und Speculation darüber hinaus will, und wol gar von dem unendlichen Fortschritt der menschlichen Erkenntniß redet. Eine solche Unendlichkeit, die mithin nicht zu Ende kommt, wäre gegen die Vernunft welche ein Ende findet und festhält; jedoch mit ihr verträglich wäre allerdings zwischen Anfang und Ende eine Reihe von Kenntnissen einzuschieben wodurch der Weg bis an das Ende verlängert würde, und die optische Täuschung entstünde als gebe es kein Ende. In solchen Zwischenschiebungen besteht das Wesen der menschlichen Wissenschaften und ihrer Fortschritte.

So liegt das Vernunftende der Naturwissenschaften bei dem ersten Sein und Werden der Dinge, worüber die ältesten und neuesten Naturforscher gleich viel und gleich wenig wissen. Doch stellt sich zwischen Anfang und Ende ihrer Untersuchungen eine Masse von Beobachtungen über Entstehen und Vergehen, über Structur und Eigenschaften des Gewordenen, ein Vorrath von anatomischen und physiologischen Zergliederungen und Vergleichungen des Baues lebender Körper, ja es scheint darin sei kein Ende, und als komme man damit über das Ende hinaus. Die ältesten Naturphilosophen, nachsinnend über das unbekannte Sein und Werden, gebrauchten zur Zwischenschiebung Urstoffe, Wasser, Aether oder Urverhältnisse, die Zahlen; Neuere gebrauchen zur physiologischen Erklärung des organischen Lebens einen Nervengeist, oder zur Erklärung physikalischer Erscheinungen elektrische und magnetische Potenzen, wovon nun die Vernunft nachweist das Ende sei gleichwol da, oder auch das Zwischengeschobene berichtigt, und mit neuen Zuthaten vermehrt. Gegen den Tod suchten die Aerzte aller Zeiten das Universalmittel vergebens; aber es ist ihnen gelungen durch Anwendung gewisser Arzneien oft das Leben zu verlängern, das Ende desselben auf Stunden oder Jahre hinauszuschieben.

Gleichergestalt untersuchen die Pfleger der Rechtswissenschaft das Sein und Werden des Rechts, wobei sie das Vernunftende ihrer Einsicht schwerlich anderswo als Sokrates und Platon im persönlichen Bewußtsein finden; doch sind den Neuern mehr Zwischenschiebung positiver Gesetze, der Völkersitten und Staatseinrichtungen bekannt, wodurch sie allerdings ihre Wissenschaft vermehren, zwar nicht über das Ende hinauskommend, aber durch Menge der Gegenstände später an der Grenze ihres Wegs anlangend. Selbst Controversen, Krümmungen und Verirrungen auf diesem Wege erweitern den Raum und verlängern die Zeit.

In der Theologie steht der Mensch unmittelbar vor dem Unbegreiflichen, der Wissenschaft Entfliehenden, gerade dort wo die Metaphysik steht wenn sie das Ende des Physischen wahrnimmt. Dem Heidenthum lag sein Olymp ziemlich nahe, dennoch gab es zwischen ihm und dem Menschen noch Untergötter, Halbgötter, Heroen. Umgang und Verehrung derselben wuchsen fort mit mythologischen Erzählungen, besonders vertraut war das Verhältniß zu den Schutzgöttern: Athene erscheint und hilft dem Odysseus, dieser opfert ihr oder Andern ohne Umstände, in Gefahren, bei Schmäusen, die Gebete werden ohne Vorbereitung gesprochen. Späterhin stellten sich Tempeldienst und Ceremonien der Feste vor die alltägliche Nähe der Götter. Indessen blieb alle daraus erwachsende theologische Erkenntniß eigentlich doch ein Mittleres zwischen dem Menschen und dem Fatum, über welches auch Götter keine Gewalt hatten. Das Vernunftende war hier gesetzt mit dem Schicksal.

Der Jehovah des Judenthums in seiner Erhabenheit konnte weder bildlich aufgefaßt noch persönlich geschaut werden. Aber seine Engel traten zwischen ihn und die Stammväter, dann kam für das Volk die Sendung Mosis, dessen Gesetzgebung

am Sinai, das levitische Priesterthum, die Bundeslade und deren Allerheiligstes auf dem Berge Zion. Ohne Rücksicht für Ceremonialgesetz Opfer darbringen auf den Höhen war heidnisch und verwerflich, Propheten und Hohepriester standen zwischen den Israeliten und Jehovah. Das Vernunftende der theologischen Wissenschaft war die den Vätern gewordene Verheißung und Geschichtsoffenbarung.

Im Christenthum erscheint die jüdische Zwischenschiebung als Vorbild, der Zugang zum Vater ist unmittelbar, mit inwendigem Gottesdienst und Gebet. Christus in seiner Persönlichkeit ist Mittler, sein Tod dient statt aller Opfer, sein Leben statt der Priesterschaft, und für die Gläubigen wird er selbst eine Zwischenschiebung zwischen den Menschen und Gott. Das Vernunftende ist gegeben in Geburt, Tod und Auferstehung. Späterhin stehen wieder Apostel, Maria, Heilige, zwischen Christus und dem Menschen, dann zwischen diesem himmlischen Mittelwesen und den Laien die irdische Priesterschaft, die Meßverwandlung als geheimnißvolles tägliches Factum zwischen der Gemeinde und ihrem unsichtbaren Oberhaupte Christus. Bei den Protestanten sind die Vermittelungen der Heiligen, der Priesterschaft, des Meßopfers aufgehoben, Alles wird auf die einfache Persönlichkeit Christi, dessen Leben und Tod zurückgeführt.

Zwischenschiebungen bereichern die Wissenschaft und verdecken das Vernunftende; ein empirischer Naturforscher weiß mehr als ein Naturphilosoph, ein positiver Jurist mehr als ein Rechtsphilosoph, ein historischer Kenner der Volkssitten mehr als ein bloßer Moralist. Selbst in der Philosophie, die doch als Vernunftwissenschaft mit dem Ende zu thun hatte, sind Zwischenschiebungen kenntlich, z. B. in der Psychologie das Vermögen der Seele, ein Steigen und Sinken der Vorstellung, sammt deren Berechnung, oder Fragen nach dem Sitz der Seele, Einfachheit oder Ausdehnung der Substanzen. Jede Religion mit vielen Zwischenschiebungen ist reicher als eine andere mit wenigen. Der Katholicismus kann den Protestantismus fragen: „Was hast du Habenichts?" Und wenn geantwortet wird: „Christus!" so hallt zurück: „Den haben wir auch."

Weil nun die Menschen mehr angezogen werden von Reichthum als von Armuth, und selbst manche unsichere Rechnung zu Gunsten des erstern leicht sich gefallen lassen, so ist ein Uebertritt zum Katholicismus und eine Neigung für denselben erklärlich, zumal man den guten Besitz mehr bei einem alten durch die Zeit bewährten Institut als bei einem neuen vermuthet.

Sagt Jemand: der Reichthum sei nur eingebildet, man müsse ein Herz fassen und die Rechnung reformiren, so betrachtet man ihn als einen Feind des behaglichen Wohlstandes den man gewohnt geworden und liebgewonnen.

Wer sich recht besinnt wird freilich nicht begreifen wie durch Zwischenschiebungen des Papstes, seiner Hierarchie, durch Heilige und Meßopfer an eigentlicher Christlichkeit und wahrhaft religiösem Reichthum gewonnen werden könne, besonders wenn ihm beifällt wie es in der spätern römischen Kirche zugegangen. Allein man zählt dies Historische zu den Misbräuchen welche den ursprünglichen Werth des Gebrauchs nicht aufheben, und das Beispiel der großen Anzahl Gläubiger verstärkt diese Ansicht, wobei Viele sich ein ideales mit der Wirklichkeit wenig übereinstimmendes Bild der Katholicität entwerfen. Die meisten Menschen schmeicheln sich gern mit Reichthum, wenn sie auch keinen haben.

Selbst Philosophen sind dazu geneigt. Der Pantheismus des Spinoza zerstört Zwischenschiebungen, und hat darum einst als Atheismus gegolten. Gegenwärtig soll er zur Grundlage religiöser Wissenschaft dienen, weil man Emanation, Spannung, Entwickelung, Begriffsbewegung, überhaupt ein Werden zwischen Eines und Alles schiebt, und dadurch Wissenschaft zu erhalten meint. Wer diesen vermeinten Reichthum ein Blendwerk nennt heißt dann ohne Sinn für Wissenschaft, gerade so wie wenn Jemand in der Psychologie jene Annahme von Nervengeist, Seelenvermögen, oder eine Berechnung von Vorstellungmassen als das Ende der Einsicht verdeckend betrachtet.

Aber die menschliche Wissenschaft ist wirklich arm im Vergleich zu den Foderungen welche sie an sich richtet. Mit der einfachsten Wissenschaft von Gott, oder vielmehr mit gar keiner, ist die Religion reich in Gefühlen und in der Kraft des Glaubens. Aus ihren Zwischenschiebungen erwächst leicht Aberglaube, vernunftlos unendlich, und seinem Unwesen ist stets eine rationalistische Grenze zu wünschen. Hütet sich die Philosophie nicht mit ihren Zwischenschiebungen, so geräth sie selber in den Aberglauben hinein wie zu neupythagoräischen und neuplatonischen Zeiten. Wir Deutschen sind auf gutem Wege dahin, und das ursprüngliche Christenthum mit einfacher Zwischenschiebung der Persönlichkeit Christi ist davor gesicherter. Darum wäre nicht unmöglich daß die Philosophie von heute katholisch würde und — was sie schon theilweise gethan — gleich der Theologie den Rationalismus verketzerte, dessen Armuth fast den stolzen Cynikern gleicht, und zu den Rothschilden der Philosophie und Theologie spricht: „Was ich suche habt ihr nicht, und was ihr habt kann ich nicht gebrauchen."

Schwarzsichtig könnte ein Epigone unserer Zeit sich nach Worten Hamlet's vorlegen: „Glauben oder Wissen, Das ist die Frage. Ob es würdiger ist Kobolden und Gespenstern, Kirchen und Pfaffen sich hinzugeben, oder den Brennnesseln der Schule und ihren Begriffsstichen zu unterliegen; ob es besser ist den Teufel aus der Hölle zu fürchten, oder ihn im Leibe zu tragen; ob glückseliger vielbetretenen Pfaden zu folgen, oder auf wenig betretenen zu straucheln: Das verlangt Entscheidung. Wir schwanken und wanken, erholen uns Rath bei Weisen und Thoren, und kommen kaum vor dem Grabe zum Entschluß. So macht die Erwägung uns Alle zu Schwächlingen, raubt Zuversicht, verwandelt das Bedürfniß und die Lust des Denkens zur Lebensplage, verkümmert den Reiz der Welt, und mischt Wermuth in den Becher der Freuden."

Heller und tröstlicher würde für Philosophie und Theologie das große Wort Pascal's über Verborgenheit Gottes in der Natur, und in der Menschwerdung sich bewähren: „Il était bien plus reconnaissable quand il était invisible, que non pas, quand il s'est rendu visible." 16.

Bibliographie.

Koch, K., Der Zug der Zehntausend, nach Xenophons Anabasis, geographisch erläutert und mit einer Uebersichtskarte versehen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Münter, G. W., Geschichtliche Grundlagen zur Geisteslehre des Menschen oder die Lebensäusserungen des menschlichen Geistes im gesunden und krankhaften Zustande. Für Gebildete aller Stände. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Weltkunde in einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neuern Land- und Seereisen, auf Grund des Reisewerkes von W. Harnisch dargestellt und herausgegeben von F. Heinzelmann. 6ter Band. — A. u. d. T.: J. Dumont d'Urville's Reise nach dem Südpol und Oceanien nebst Reisen auf Neu-Holland und Tasmanien. Herausgegeben von F. Heinzelmann. Mit 1 Stahlstich und 1 Karte. Leipzig, F. Fleischer. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Denkschriften des k. k. österreichischen Handels-Ministeriums vom 30. Decbr. 1849 und 30. Mai 1850 und die Depesche des k. k. Ministers des Aeußern vom 21. Juli 1850 in Betreff der österreichisch-deutschen Zoll- und Handelseinigung. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Des evangelischen Geistlichen Recht und Pflicht zur thätigen Theilnahme an der politischen Wohlfahrt seines Vaterlandes. Ein Wort an eine theils unklare, theils unwahre öffentliche Meinung. Zürich. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 266. —— 6. November 1850.

Heinrich Heine.

Vielleicht schon ein Blatt auf seiner Gruft.

> Nennt man die besten Namen,
> Wird auch der meine genannt.

Im lauten Lärm des Tages naht uns ein Bild in gewaltiger Mahnung: Heinrich Heine, mit ernstem und mit heiterm Gruß, eine blasse Leidensgestalt von irdischen Schmerzen geängstet, ein lächelndes Jugendantlitz von blühenden Rosen bekränzt; jenes gehört der Erde, dem Staube, dieses dem ewigen All.

Vergönnt einem wenig Bekannten euch Beides vor die Seele zu führen, weist ihn nicht zurück! Dann können diese unbedeutenden Blätter zur Noahstaube werden, die dem Leidenden an das Schmerzenlager den Oelzweig des Trostes bringt, ja zum Himmelsboten, der dem Entschlafenen auf die Gruft die Palme des Friedens legt. Die Krone des Ruhms, für den Sänger mehr als Oelzweig und Palme, schmückt ihn längst!

> Der Tod versöhnt, nur das Leben zürnt fort.

In den heißen Augusttagen des Jahres 1846 war es im Ritter zu Karlsruhe immer sehr lebendig, und wer dort an der Table d'hôte aß fand gute Gesellschaft. So auch eines Tages. Der Nachtisch war aufgetragen, einzelne Damen hatten bereits den Saal verlassen, hier und da wagte sich schon eine freie Cigarre an das Tageslicht, die Herren waren näher zusammengerückt und würfelten eine neue, gewiß weder die erste noch die letzte Flasche heraus. Mir gegenüber saß ein fremder Herr, den ich noch nicht vorher gesehen. Er sprach wenig und sah viel umher. Warf er ein Wort ins Gespräch, so war es irgend eine beißende Bemerkung, irgend ein crasser Witz über Politik, Regierung oder sonst was; ein leiser Fluch lief wol auch mit durch. Die Rede kam auf den Deutschen Bund und der Fremde stieß mit lautem Gelächter sein Glas Wein um. Wir sahen ihn an, er sagte ruhig: „Ich that es mit Absicht, glauben Sie nicht daß ich so ungeschickt bin." Ich stand leise auf, ging ins Nebenzimmer, nahm zum Schein ein Zeitungsblatt vom Tisch und sah mit flüchtigem Blick ins Fremdenbuch: Fenner von Fenneberg. Ich setzte mich wieder an die Tafel, die Bekanntschaft war bald gemacht. Fenner redigirte damals noch die „Ulmer Chronik". Es ist Derselbe der später in der wilden Zeit eine nicht unbedeutende, wenn auch nicht eben glückliche Rolle spielte, sowol in Baden wie in Wien. Als schließlich Alles schiefging, nahm er Reißaus, was jedenfalls nicht das Dümmste gewesen was er gethan, denn sie hätten ihn mirnichtsdirnichts erschossen. Genug, jetzt war er noch Redacteur der „Ulmer Chronik" und befand sich auf seiner „Heimatsfahrt zum Deutschen Bund", wie er mir später ins Album schrieb.

Ich blickte während des Gesprächs wie zufällig in das Zeitungsblatt und schrak heftig zusammen. Unter verschiedenen Artikeln aus der Schweiz stand auch einer worin es mit dürren Worten hieß: „Gestern starb hier der bekannte Dichter Heinrich Heine, der aus Paris zu Wiederherstellung seiner Gesundheit hierher gereist war" (es war ein kleiner Badeort genannt, dessen Name mir entfallen).

Ich fuhr auf: Heine todt! Was fehlt Ihnen, sage Fenner; Sie sehen ja aus wie ein Censor der einen gestrichenen und doch eingeschmuggelten Gedanken findet. Spotten Sie nicht, entgegnete ich, mir ist gewaltig ernst zu Muth. Man sprach nun hin und her darüber; Einige meinten man müsse erst sehen ob es überhaupt wahr sei u. s. w. Wissen Sie was, sagte Fenner zu mir, schreiben Sie einen Nachruf, aber schnell; ich lasse ihn gleich in mein Feuilleton setzen. Ja, Das will ich, rief ich, mit wol mehr Begeisterung als sich für die Table d'hôte schickte und eilte hinaus. Nach zwei Tagen lasen wir ihn schon gedruckt, freilich auch zu gleicher Zeit den Widerruf seines Todes; es war ein anderer Heine gewesen: ein beliebiger Mensch. Was ich in jenem Nachruf geschrieben, nur dunkel schwebt es mir vor; später erzählte mir ein Freund, der den schon damals hoffnungslos kranken Heine besucht, daß der Dichter selbst den Nachruf gelesen und dabei gesagt hätte: „Er meint es gut; in wenig Jahren mag er es noch einmal abdrucken lassen." Und nun, wo mich der Schmerz um den Dahinscheidenden (vielleicht schon Dahingeschiedenen!) kalt und groß ergreift, quält es mich fast mein ernstes Wort so prosaisch, so, wie soll ich es nennen? wirthshausmäßig begonnen zu haben. Doch lassen wir es so; auch Das ist bezeichnend für Den dessen Gedächtniß diese wenigen Blätter feiern. Und nun zur Sache, zu ihm, zu Heinrich Heine!

Glaubt nicht ich wolle einen Nekrolog schreiben mit Jahreszahl und Datum und den „geneigten" Leser hineinsetzen in den biographischen Postwagen und von Station zu Station kutschiren bis da wo der Paß abgelaufen ist. Das mögen Andere dereinst thun; er selbst hätte Das thun sollen, von seiner Hand wäre Das eine schätzbare Gabe. Ich will ein Anderes, dies Andere heißt: Versöhnung. Leset weiter, ihr werdet mich schon verstehen. Er soll nicht hinüberschlummern ohne einen warmen Händedruck, ohne ein warmes Lebewohl von uns, die wir ihn lieben! Die Menschen sind von jeher in ihrer größten Mehrzahl ungerecht gewesen, befangen und undankbar. Die Deutschen zumal. Es gab eine Zeit wo der Name Heine auf allen Lippen lag, wo er, es ist lachenswerth niederzuschreiben, Mode war. Als könnte ein Dichter Mode sein! Gewiß, es war so! Jeder mußte Heine gelesen haben, mußte im Salon ein Bonmot von ihm auftischen können, wie z. B.: „Es ist eine alte Geschichte" u. s. w.; oder: „Der Kaffee muß sein: heiß wie die Hölle, schwarz wie der Teufel" u. s. w.; oder: „Madame, ich liebe Sie", und Dergleichen mehr. Die Secundaner dichteten in seiner Manier; in das ganze Literatenheer der damaligen bleichsüchtigen zwanziger Jahre fuhr es wie Elektricität; es las sich so leicht, so nett; Jeder wußte wie es anzufangen sei. Der Rausch verflog schnell, der Katzenjammer stellte sich ein. Gelesen hatte freilich den Heine Jeder, verstanden hatten ihn nur Wenige. Später kam man dahinter was der seltsame Januskopf zu bedeuten habe; die Geweihten begrüßten froh die stolze Erscheinung, aber die Menge wandte sich zürnend? nein, der Ausdruck ist zu edel — ärgerlich ab. Heine hat viel Feinde, jedes neue Buch vermehrte die Zahl derselben. Woher Das? Die Antwort liegt auf der Hand: er bekämpft die Philister. Das deutsche Philisterium ist groß, ihr wißt es, wol größer als das der übrigen Länder Europas zusammengenommen; auf zehn Köpfe, um mit Heine zu reden, zehn Philister. Die Feindschaft ist somit erklärt. Wäre Heine Englands oder Frankreichs Dichter, wo es, für die Poesie wenigstens, noch eine vox populi vox Dei gibt, er hätte bis zu seinem Tode Liebe gefunden und nach demselben Verehrung. Aber bei uns ist es anders. Wir leiden noch immer an einer großen Verkehrtheit, an der nämlich daß wir den Dichter nicht zu scheiden wissen vom Menschen. Das ist das Befangene, wie ich es oben nannte. Deshalb ist unsere Kritik eine halbe, und die Welle des Tages hebt heute Den der morgen in ihr versinkt. Die Poesie aber, jenes lichtgeborene Himmelskind, steht weit über dem Treiben der Menschen, wie der Adler aus goldener Wolkenhöhe hinabschaut in die Thäler; warum sie also messen mit demselben Ellenmaß wonach ihr eure Röcke zuschneidet und Hosen?

Aber laßt das Herz sprechen, ihr versteht mich dann vielleicht besser. Die lauten Wogen der Weltstadt umbranden ihn, den Einsamen, Vergessenen, Verlassenen. Kaum daß euch der Kellner das Quartier in der Vorstadt beschreiben kann, wo „Mônsieur 'Ène" wohnt. Aeußere Noth und Entbehrung sind Gottlob ferngehalten von seinem Schmerzenslager: Dank jenem Edlen der das Vermächtniß des Vaters ehrt; aber er selbst ist an dasselbe seit Jahren gefesselt. Heine machte die letzte Revolution im Bette mit; auch eine bittere Ironie des Schicksals. Vielleicht ist auf seinen rauschenden Silberschwingen grüßend an ihm vorübergezogen der Genius dem auch er in steter Treue gedient; vielleicht ist aber auch sein Blick später getrübt worden durch die Bilder der Jämmerlichkeit und des Fluchs, womit die neue Zeit schwer auf unserm, auch seinem Vaterlande lastete.

Gibt es überall eine politische Poesie, so ist Heine für Deutschland deren wichtigster Vertreter. Diese Behauptung mag Manchem gewagt erscheinen, sie ist es auch vielleicht, aber Wahrheit liegt ihr zugrunde. In seinem „Wintermärchen" ist der einzig richtige Ton angeschlagen der überhaupt für diese Dichtungsweise möglich ist, und dadurch der Nagel auf den Kopf getroffen. Der poetische Werth der Arbeit ist gering, der politische groß. Ein neuer redender Beweis daß Poesie und Politik einander abgewandt und fernstehen wie beide Pole. Das „Wintermärchen" war und ist ein schneidender Gegensatz zu der ganzen übrigen politischen Literatur. Man denke nur an Herwegh's brausenden, schönklingenden Pathos, der da mit vergoldeten Pfeilen schoß, wo, wenn einmal der nutzlose Kampf begonnen werden sollte, nur das rohe Eisen das einzig passende Material war, und der für die fünfte That des Herakles Glacéehandschuhe statt Schmierstiefel anzog. Der pikanten Art und Weise (um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen!) wie der „moderne Winkelried" später seine Freiheitsliebe bethätigte, gar nicht zu gedenken. Daß aber auch das „Wintermärchen" die Zahl von Heine's Feinden bedeutend vermehrte, ist gewiß; denkt nur an die Philister. Dies Werk war, nach meiner Ansicht, denn ich stelle es weit über „Atta Troll", seine letzte größere Gabe. Seine Freunde und die denkenden Richter nahmen es in dankbarer Anerkennung hin. Sie fanden darin all den wilden Humor, all die beißende Ironie, all die höhnende Satire seiner frühern Werke, nur in höherer Potenz; und doch leuchtet auch für den Kundigen durch das überprosaische Dunkel des „Wintermärchen" ein blasser zitternder Stern duftiger Frühlingshoffnung: die elegische Wehmuth des zürnenden Poeten. Es war dies Werk das letzte stürmische Auflodern eines glühenden Vulkans, dessen flammender Feuerregen nur um so betrübender die trostlose Schwärze des Nachthimmels zeigte. Man stand von fern, die Hände in den Taschen, wie Engländer die Eruption des Vesuvs durch das Glas betrachten; man wagte sich nicht näher, denn nach den deutschgeographischen Handbüchern gehören ohnehin die feuerspeienden Berge zu den Schattenseiten unsers „sonst so glücklichen" Erdballs.

Und nun, wenn ich anders in eurem Herzen die wahre Saite getroffen, nun wendet euch rückwärts und betrachtet den eigentlichen Dichter, Deutschlands größten

Lyriker, wie er euch entgegentritt in seinem „Buch der Lieder“. Ihr kennt es, ihr liebt es, und nicht wahr? ich sagte zu viel, wenn ich den armen Kranken einsam nannte und vergessen und verlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Romane.

1. Der Bauernkrieg in Ungarn. Historischer Roman von J. Freiherrn von Eötvös. Aus dem Ungarischen von Adolf Dux. Drei Theile. Pesth, Hartleben. 1850. Gr. 8. 4 Thlr.

Auf der Rückseite des Titels gibt der Uebersetzer die Nachricht: daß das Original bereits 1847 erschienen, und mit vielen beigedruckten Quellen und Belegen ausgestattet sei, welche die geschichtliche Treue des Romans bewähren. Im Vorworte bezeichnet der Verf. den historischen Roman als eine ihm neue Bahn, und hält daher die Nachweisung des Begriffs welchen er sich vom historischen Roman gemacht für nothwendig. Hiernach hat ein solcher Roman die Aufgabe „die Geschichte populair zu machen“. Wir sind dieser Ansicht schon bei andern Schriftstellern des östreichischen Kaiserstaats begegnet ohne durch die vorgeführten Gründe an Ueberzeugung von der Richtigkeit derselben gewonnen zu haben. Wir sind nämlich der Meinung: der Roman überhaupt, also ganz abgesehen von seiner äußern Grundlage als historischer oder sonstiger, müsse populair in dem Sinne sein daß seine Aufgabe eine der Darstellung würdige sei, und daß diese Darstellung die Aufgabe klar entwickele und befriedigend löse. Der Zweck Dieses oder Jenes populair zu machen fällt vorzugsweise der Education anheim, die um ihr Ziel, sei es bei Knaben, sei es bei einem Volke, möglichst zu erreichen allerdings auch mancher einkleidenden, ausschmückenden Mittel sich bedient, namentlich aber bei der Geschichte nicht über den scharfgezogenen Kreis derselben hinausgeht. Die Geschichte gibt Begebenheiten die nur auf ihrem eigenen Felde im organischen Zusammenhange stehen, und eben nur hier ergriffen und begriffen werden können. Man gebe daher um sie populair zu machen nur die Geschichte pragmatisch. Alles Sonstige kann auch anders gedacht und gemacht werden als es in einem Roman gedacht und gemacht ist. Es erscheint daher leicht als Beiwerk, Zufälliges, Gleichgültiges. Davon darf in einem Romane, einem Kunstwerke nicht die Rede sein. Wollten wir nun aus dem hier Angedeuteten den Schluß ziehen die Geschichte sei keine Aufgabe für den Dichter, den Romanschriftsteller, den Künstler überhaupt, so würden wir dem Widerspruch aller Zeiten und Völker verfallen in und bei denen die Poesie zum Bewußtsein sich ausgebildet hat. Shakspeare hatte bei seinen historischen Dramen sicher nicht den Zweck den Zeitgenossen Unterricht in ihrer Landesgeschichte zu geben; auch wird Niemand fragen: ob diese oder jene Person wirklich so gewesen, ob diese oder jene Scene durch Urkunden, oder mindestens durch einen Chronisten unterstützt gerettet werde. Warum aber glauben wir an diese Dramen? Gewiß weil ihre innere, künstlerische Wahrheit unwiderstehlich ist. So soll auch der Roman eine Kunstwahrheit sein. Liegt ihm ein historischer Stoff zum Grunde, so darf dessen Darstellung allerdings weder den Personen noch den Begebenheiten und der Zeit widersprechen: diese Drei aber zu einem Gemälde voll Leben und Wahrheit in sich selber auszumalen, einzurahmen, ist die Aufgabe des Dichters, und wenn Das gelungen, so fragen wir nicht nach Quellen und Belegen, so ist das Werk ein populaires in seiner Gesammtheit sowol wie in den einzelnen Theilen. Ref. hat bei der Idee des historischen Romans vielleicht zu lange sich verweilt. Allein so wenig er das hier Angedeutete als vollgenügend betrachtet, so glaubte er doch es bei der Achtung für den Verf. nicht zurückhalten zu dürfen, und außerdem scheint es, ungeachtet der sehr großen Zahl historischer Romane, immer noch an der Zeit vom Begriff des historischen Romans Alles abzulösen was diesem einen einseitigen, einen Zwittercharakter anheften kann. Wenden wir uns nun zu dem Buche selbst!

Die Zeit des Glanzes unter Mathias Corvin lebte nur noch in der Erinnerung einiger Wenigen. Mathias hatte die Türken aus Bosnien vertrieben; er herrschte über Mähren, Schlesien und die Lausitz; er hatte Steiermark, Kärnten, Krain, sogar Wien erobert; eine Universität, eine Bibliothek in Buda (Ofen) gegründet; eine Buchdruckerei ins Leben gerufen; Landleute aus Italien als Colonisten herbeigezogen; Bauwerke unternommen und Kunstschätze gesammelt. Das Alles war schon nach wenigen Jahren in Verfall. Sein Nachfolger Wladislaus kannte Nichts als sein Brevier. Wollte seine Umgebung das Gute, Rechte, Nothwendige, so war es ihm lieb: allein die träge Gutmüthigkeit war viel zu schlaff irgend ein Ziel festzuhalten, oder gar dem Unheil entgegenzutreten. Ohne Schwertstreich gibt er nach schimpflicher Capitulation Mathias' Eroberungen preis; der Adel tritt stets zügelloser auf, und drückt zunächst Diejenigen ohne die er selbst ohnmächtig sein würde, die Bauern; und die höhere Geistlichkeit weiß des Schattenkönigs Frömmelei in jeder Weise auszubeuten. Voran steht hier der aus der Bauernhütte zum Cardinal aufgestiegene Bakacs. Er war nach Rom zur Papstwahl gezogen mit der Hoffnung sich selbst erwählt zu sehen. Diese Hoffnung ward getäuscht; er brachte von Rom Nichts mit als ein Breve für einen räthselhaften Kreuzzug, der das Königreich mit raschen Schritten dem Abgrunde zuführte. Die Bauern, die Nichts zu verlieren hatten als schmähliche Bedrückungen ihrer Herren, strömen von allen Seiten herbei, und — Rache an den Peinigern, durch Priester noch gewaltiger aufgestachelt, ist die nächste Folge. Wir sehen aber auch hier die alte Erfahrung bestätigt daß da wo keine starke Hand die Masse für ein festes Ziel zu lenken versteht, diese Masse selbst dann wenn kein Widerstand ihr begegnete in sich selber an den Einzelinteressen zersplittert. Anfangs siegreich, vergeudet das Kreuzheer seine Zeit mit der Belagerung von Temeswar, und wird hier zu Boden geworfen. Das ist der historische Kern des Romans. Um denselben bewegen sich so viele Figuren daß der verstattete Raum nicht ausreicht sie besonders hervorzuheben. Es genüge daher die Bemerkung daß der Verf., wie reich auch die Anlässe sich boten, es doch möglichst vermeidet Scenen des Kriegs, und überhaupt Schrecken und Abscheu Erweckendes auszumalen. Das scheint seiner eigenen episch-lyrischen Natur zu widerstreben. Eben diese jedoch sollte dann lieber Gegenstände der Darstellung wählen wo ihm dergleichen Scenen nicht begegnen. Hier waren sie nun einmal nicht zu umgehen, und es kam nur darauf an ihre Zeichnung so zu halten daß sie nicht etwa eigene Lust an blutigem Entsetzen, wie wir es wol bei französischen Romanen erleben, manifestiren, daß mit Einem Worte der Verf. über ihnen steht. Als Hauptpersonen möchten wir den jungen Artandi und die beiden Jungfrauen bezeichnen, mit denen aristokratischer Stolz und menschlicher Leichtsinn ihn in ein Verhältniß bringt bei welchem von Liebe nicht die Rede sein kann. Die Erste ist eine ebenbürtige, und eine Verbindung mit ihr versteht sich von selbst. Die Andere eine Bürgerstochter, ist Ziel seiner Leidenschaft, und was diese etwa verschuldet, hat hinter seinem Wappenschilde keine Geltung. Bekanntlich ist Das so hergebracht. Die Rache der Betrogenen ist in ihrer Einfachheit schön und groß, wie denn überhaupt der elegische Schluß des ganzen Buchs wahrhaft ergreifend wirkt. Es ist sodann noch besonders hervorzuheben daß manche Schilderungen der politischen Verhältnisse überhaupt, sowie des Zustandes der Bauern, der bis auf unsere Tage so ziemlich derselbe geblieben ist, insofern auffallend erscheinen als sie, da das Original bereits 1847 die Presse verließ, zu einer Zeit den Lesern vorgeführt wurden wo die östreichische Censur noch unangetastet regierte, sodaß die Vermuthung naheliegt man habe Dergleichen von oben herab ganz gern gesehen. Daß endlich dieser Roman beim Lesen nicht selten ermüdend wirkt, mag wol hauptsächlich nur die Uebersetzung verschulden,

die sogar mit der deutschen Grammatik nicht so recht vertraut ist. Wir können Das nur bedauern, da die ungarische Sprache in Deutschland zu unbekannt ist als daß dem Original selbst irgend nennenswerther Eingang gesichert wäre.

2. Jenseit der Wälder. Siebenbürgische Erzählungen von Josef Marlin. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1850. Gr. 12. 2 Thlr.

Das Buch bildet den sechsten und siebenten Theil von den „Geschichten des Ostens", und gibt zwei Erzählungen: 1. „Das einsame Haus", in zwei Abtheilungen; 2. „Baba Noak, der Walache". Erstere gehört der zweiten Hälfte des 17., letztere dem Ende des 16. Jahrhunderts an. Nach dem Vorworte ist es nicht die Absicht das eigenthümliche, in Deutschland fast gar nicht gekannte siebenbürgische Leben in den vorgeführten Bildern vollständig zu erschöpfen; vielmehr sollen nur einige hervorstechende Züge, wie sie eben der Beobachtung und der Phantasie des Verf. aufgefallen sind, vorgeführt werden. Der Verf. war bemüht wenigstens die drei Hauptstämme Siebenbürgens: den ungarischen Adel, den sächsischen Bürger und den besitzlosen walachischen Nomaden und Räuber, zu charakterisiren. Die bescheidenen Ansprüche die der Verf. hiernach bei Darstellung seiner Heimat an sich selbst macht sind in dem Gegebenen nothdürftig befriedigt, und wenn der Leser die seinigen ebenso beschränkt, also manche Fragen zurückhält welche etwa seine Kunstanschauung erweckt; wenn er nicht auf strenggegliederten Organismus, auf klare Charakteristik, auf befriedigende Lösung dringt, so wird er sich durch manches einzelne Bild schadloshalten können. Gleichwol darf die Kritik den Wunsch nicht zurückhalten: der Verf. möge seine Aufgabe weniger leicht genommen und angelegentlicher bedacht haben daß er namentlich dem deutschen Leser Neues, Unbekanntes vorführe, und darin liegt doch wol eigentlich eine Pflicht für dieses Neue, Unbekannte Theilnahme zu erwecken und zu fesseln. Das würde schon geschehen sein wenn die einzelnen Bilder auf einem festern Grunde sich erhöben, indem, wenn auch nur mit wenigen Zügen, die Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse des siebenbürgischen Landes und Lebens, zunächst im 16. und 17. Jahrhundert, zur Anschauung gebracht wäre. Die vorgeführten Bilder können auch anderswo gar wohl gedacht werden, und so wie sie nun einmal dastehen müssen wir sie mit unzureichender Kenntniß der siebenbürgischen Zustände so gut es gehen will in Einklang zu bringen suchen: was denn am besten durch guten Glauben an das Gegebene ermöglicht wird.

3. Josephe Münsterberg. Ein Roman der Gegenwart. Drei Bände. Eisleben, Kuhnt. 1850. 8. 3 Thlr.

Mit diesem Romane, als zweite Abtheilung der „Neuen Deutschen Zeitbilder", werden wir auf deutschen Grund und Boden versetzt. Der bekannte Verf. bethätigt in demselben fast noch mehr als in dem ersten Romane „Anna Hammer" das innigste Vertrautsein mit dem Leben in allen Classen der Gesellschaft, mit den Zuständen der Zeit, und der politischen wie mancher andern Propaganda, und die Charakteristik der Individualitäten möchten wir eine schlagende nennen. Josephe ist das Spiel, das Opfer eines gar eigenen Testaments ihres Vaters. Danach mußte sie der katholischen Kirche überwiesen werden, und da durch diesen Schritt die Andersglaubenden mit Verlust zeitlicher Güter bedroht werden — denn der menschliche Egoismus hat Zeitliches und Ewiges gar eigen zu verknüpfen gewußt —, so werden alle Kräfte, alle Mittel in Bewegung gesetzt Josephe den Händen ihrer katholischen Umgebung wieder zu entreißen. Es ist eine förmliche Jagd, die insofern verunglückt als die edle Josephe sich selbst treubleibt. Wenn die Kritik gegen den Organismus des Romans als solchen manchen Einwand erheben könnte, so tritt doch fast jeder zurück vor der lebendigen, festen und klaren Zeichnung jedes einzelnen Capitels, und es sind nicht die Personen, die Begebenheiten allein die uns fesseln, sondern auch jenes Gebiet welches wir „Naturschilderung" nennen ist mit derselben Anschaulichkeit behandelt. Wir heben in dieser Beziehung den Eisgang in der Weichsel besonders hervor. Gestört hat uns nur die Entdeckung daß statt eines Morsbach deren zwei, nämlich Zwillingsbrüder, im Romane thätig sind. Freilich wird eines Bruders früher einmal, jedoch nur so flüchtig gedacht daß derselbe schon nach den nächsten Zeilen wieder vergessen ist. Das war auch wol Absicht des Verf.: allein die Erscheinung der Zwillinge am Ende des Buchs wirkt doch nicht befriedigend auf den Leser. Dieser will Mitwisser des Geheimnisses sein, und bei Lösung desselben dennoch ebenso wol überrascht werden als die Personen des Romans. Das ist hier nicht der Fall, da der Verf. dem Leser doch etwas zu wenig Vertrauen geschenkt hat. Mit dieser Andeutung mag es genug sein, denn wir haben noch den dringenden Wunsch auszusprechen daß uns recht bald wieder ein Werk erfreuen möge welches als getreuer Spiegel der Zeit, der menschlichen Gebrechen, aber auch der reinsten Gesinnung uns lieb und werth sein muß.

23.

Die Mormoniten in Amerika.

Einer längern Mittheilung des „Athenaeum" in Betreff der Mormoniten entnehmen wir Folgendes: „Wenige Ereignisse der neuern Zeit sind für den Leser der Geschichte merkwürdiger und interessanter als das Entstehen, das Fortrücken und der gegenwärtige Zustand dieser sonderbaren Sekte. Sie entstand — nicht in einem finstern Zeitalter, nicht in einer abgelegenen Wüste, nicht bei einem unbekannten Volke, nicht fern von der Leuchte der Wissenschaft und Civilisation, sondern in unsern Tagen, in Neuyork, dem prosaischsten Staate auf Gottes Erdboden, unter Menschen von sächsischem Stamme, unter der Herrschaft von Journalen und Zeitungen. Wir haben sie aufsteigen sehen Schritt für Schritt von der ersten grotesken Lüge an durch die verschiedenen Stadien der Verfolgung und Verweisung, bis sie aus den Kämpfen am Mississippi als eine bewaffnete, sich selbst erhaltende Gemeinde hervorging, um in der Gegend des Großen Salzsee den neuen Staat Deseret zu gründen. Von nun an hat der Mormonitismus als Glaube und als Gemeinde seinen Platz auf der Bühne der Nationen eingenommen. Die jüngsten Nachrichten aus Deseret schildern seinen blühenden Zustand. Ob sein Ursprung in Büberei oder Fanatismus liege, ob wir die gemeinen Laster seines Stifters belächeln oder sie für Schwächen erklären, denen laut Zeugniß der Geschichte Propheten zugänglich gewesen sind, genug, der Staat Deseret ist da. Und dieser Staat, dessen Grundpfeiler anscheinend die gröbste Unwissenheit und der gröbste Aberglaube sind, hat eine Universität errichtet, und nach der Eröffnungsrede des Kanzlers zu urtheilen soll die Gelehrsamkeit von den Mormoniten in großem Maßstabe in Sold genommen, vor allen Dingen Sprachstudium gefördert werden. Obgleich die Sprache der neuen Sekte seltsam klingt, ganz wie es den Lauten eines neuen Volks gebührt, wird doch ihre bürgerliche Verfassung von dem guten praktischen Verstande ihrer sächsischen Natur gebildet und beaufsichtigt. Sie wollen keine Müßiggänger zu Studenten. Alles Lernen soll nützen. Zuvörderst sollen Lehrer gezogen, Bücher und philosophische Hülfsmittel angeschafft und Elementarschulbücher gedruckt werden. Es ist die Absicht gelehrte Männer und Lehrer aller Sprachen zu gewinnen, und Werke aus allen todten Sprachen zum allgemeinen Gebrauche übersetzen zu lassen. Geben wir uns der wenn auch nicht sanguinischen Hoffnung hin daß solche Wissensverbreitung die rohen Lügen zerstören werde welche dem Mormonitismus zur Basis dienen."

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 267. — 7. November 1850.

Heinrich Heine.

(Beschluß aus Nr. 266.)

Welch eine blühende Welt duftet uns entgegen! Neue, fremde Gestalten und doch wie bald heimisch und vertraut. Die Lieder finden ihr Echo in unserer innersten Brust und sind ein Widerhall zugleich für unsere geheimsten Gefühle. Die Bilder einer seligen Ferne tauchen leise herauf, schon steht die mondbeglänzte Fata Morgana über der Wüste, das Träumen und Hoffen unsers eigenen Lebens lächelt uns an aus diesen Liedern und zieht im Rosenlicht vorüber, bald froh und heiter, bald wehmüthig trübe; Freuden die wir längst zu Grabe getragen wie eine theure Geliebte, sie erwachen mit neuem Glanz, und wenn uns die liebliche Täuschung schwindet, so bleiben uns Blumen die Gruft zu bekränzen; — Leiden welche die bange Seele schwer ängstigten und bedrückten, sie entfliehen vor diesem Sonnenblick, und wenn neue Wolken die Bläue verscheuchen, so leuchtet der Regenbogen in der Thräne des Grams. Seht! Das fühlt man bei Heine's Gedichten!

Ein ganzes, reiches, unendliches Menschenleben voll Trauer und Lust, voll Genuß und Entsagung, voll Wahrheit und Wahn hat Heine niedergelegt in seinem „Buch der Lieder", als ein heiliges Vermächtniß an die Gebildeten seiner Nation. Ehren wir dasselbe, indem wir sein Andenken ehren!

Soll ich seine andern Werke citiren, die längst das Eigenthum seines Volks geworden? Unnöthige Mühe. Aber Dies muß ich noch sagen: Scheint auch Heine's Stern zu erbleichen an der Gleichgültigkeit eines Theils seiner Mitwelt, schon lebt er fort in den bessern Werken der kommenden Generation. Darf ich eines nennen? Eine freundliche Oase mitten im Sande des Tags, voll Palmen und frischer Quellen, voll Waldgesang und Duft. Ein echter Edelstein, wenn auch in eigenthümlicher Fassung, so doch dem Kenner lieb und werth. „Nach der Natur" von einem ungenannten Verfasser. Aber wir kennen ihn doch. Der begabte Max Waldau hatte ganz Recht die Autorschaft abzulehnen, die keinem Andern zukommt als Weigelsdorf. Glaub's wol daß ihr den Namen nicht kennt. Wartet ein halbes Decennium und gedenkt dann meines Wortes. Oder auch Dieser müßte untergehen, wie soviel Edles und Gutes bei uns; seinen Werth wird es nicht schmälern. Bei aller originaler Erfindung und ureigener Gestaltung nun mahnen mich doch diese „lebenden Bilder aus der Zeit" an Heine. Wer sieht darin einen Mangel, oder gar einen Vorwurf? Auch Weigelsdorf kämpft gegen die Philister, so von oben wie von unten; der Platz raucht wohin er seinen Handschuh wirft, nicht Hiebe: Blitze entsprühen seinem Schwert. Es gelte ihm als Lob daß ich ihn an Heine's Seite stelle. Wird doch das ganze Dasein des Menschen von außen bestimmt; sagt doch der größte unter den deutschen Dichtern von sich selbst, wie er fast Alles was er geworden durch Andere geworden, und daß wenig nachbliebe was sein wäre, wenn man das Product jener äußern Einflüsse abzöge. Eine weitere Kritik des genannten Werks gehört nicht in den Zweck und Raum d. Bl.; meine Absicht war nur hinzuweisen auf diese frische, farbenechte Blume, die Beachtung und Theilnahme in hohem Grade verdient. Freilich: wo viel Licht ist auch viel Schatten, und ich verzeihe z. B. dem wilden Weigelsdorf sein scharfes Urtheil über Geibel nur um jenes schönen Gedichts willen: „Es hat mich noch immer leise durchbebt" u. s. w., das freilich mit seinem milden „maiseligen" Klange völlig und ganz an den Geschmähten erinnert, der sich übrigens bei seiner zwanzigsten Auflage über diese Verkennung trösten mag.

Mit Unrecht wirft man Heine vor er habe seine Vaterstadt nie geliebt. Denkt an einen Andern der diesen Vorwurf mit ins Grab nehmen mußte und der doch mit seinem Herzblut (denn damit hat Börne geschrieben!) diese Liebe bezahlte. Er schläft längst auf Père-Lachaise, wohin sie auch seinen Geistesverwandten, einst seinen Feind, nun seinen Freund, bald hinaustragen werden. Denn der Tod versöhnt, nur das Leben zürnt fort. Heine hat stets ein warmes Herz gehabt für sein Vaterland; daß er es nicht im vollsten Sinne des Wortes sein nennen konnte, deß klagt die Befangenheit seiner Zeit, deß klagt das Schicksal an, aber nicht ihn. Und dann, ist ja das Vaterland jedes wahren Dichters die Menschheit und in der Dichterseele liegt mehr wie in jeder andern der Funke des Weltbürgerthums, den die Macht der Verhältnisse anfacht oder dämpft. So bei Heine, so in umgekehrter Weise bei Goethe. Ist doch gegen den Letztern die deutsche Eng-

herzigkeit soweit gegangen zu behaupten er liebe die Freiheit nicht, weil er etwa den Pegasus nicht in ihrem Dienste gesattelt, oder weil er mit Kopfschütteln den Himmelsstürmern seine Weisheit, die Weisheit eines Jahrhunderts, entgegensetzte. Heine war ein echter, treuer Patriot, wie Der ein echter, treuer Vater ist der seinem Sohn die Wahrheit sagt, weil er ihn lieb hat. Aber Dies war keine blinde Liebe, und ein Haupt im Heldenglanz weltgeschichtlicher Unsterblichkeit stand ihm höher als die Begeisterung für die zufällige Scholle seiner Geburt. Daher mußte es kommen daß er, der Fremde, der Feind zum entflammten Lobredner wurde an dem größten Mann seines Jahrhunderts. Aber auch nur um so schwerer fällt die Verherrlichung Napoleon's durch Heine in die Wage der Wahrheit und um so gewichtiger drang seine Mahnung an jedes unbeirrte Herz. Der Kreuzeszug nach dem Heiligen Grabe des Felseneilands, die Verklärung des großen Todten: auch Das war ein Werk der Versöhnung und Heine hatte mit Theil daran; und als endlich der stolze, unermeßliche Trauerzug vom Meeresstrande nach der Weltstadt wogte, und das feierliche Hochamt im Notre-Dame dem staunenden Europa verkündete daß schon hienieden eine Gerechtigkeit und eine Vergeltung zu finden, die, als ein Abglanz der himmlischen, hoch über alle Menschensatzung: da mag auch wol Heine in der betenden Menge die Hände gefaltet haben, weil er sein Prophetenwort erfüllt sah. Und auch für ihn wird noch dereinst die Stunde der Verklärung kommen, freilich erst wenn seine matten Augen sich zum ewigen Schlaf geschlossen; denn bei uns ist man ja dann erst groß wenn man nicht mehr ist. Dann aber werden wir, staunend und betrübt zugleich, einsehen, was wir an Heine gehabt, und werden wallfahrten nach seinem Grabe. Ja, ruft es mit mir: Einen Eichenkranz auf Heine's Gruft, denn er war ein deutscher Dichter wie Einer!

An dich, Jugend meines Vaterlandes, dies Wort! Du kennst den Rhein mit seinen Burgen und Rebengeländern, mit all dem goldenen Märchenglanz seiner unsterblichen Sagen; die krystallene Woge rauscht melodisch, die Wolken des Abendroths werden zu Heldengestalten einer verklungenen, ach schönern Zeit; der Geist der Dichtkunst weht dich an aus dem Duft jeder Blume; kein Becher der nicht bekränzt wäre, kein Mädchenauge das nicht Frohsinn und Liebe lächelte; — Das war auch Heine's Schule, und wie er jene Eindrücke wiedergegeben, du weißt es, und er sollte nicht ein deutscher Dichter sein wie Einer? Ja du, Jugend meines Vaterlandes, du wirst ihn heben und tragen hoch auf dem Schilde deiner Kraft und deiner Verehrung, wenn ihn die Andern kalt und herzlos vergessen.

Die herrlichste, duftigste Blume aus seinem reichen Liederkranze, sie ist in der Heimat, am nordischen Strande erblüht, und solange die Woge der Nordsee unser Gestade bespült, wird sie Heine nennen als ihren ersten Sänger. Schlagt seine „Nordseebilder" auf: es liegt vor uns in seiner Unendlichkeit, das traumverhüllte, ewige Meer. Im dunkelblauen Grunde schlummern die Perlen: sie leuchten herauf; in dunkelblauer Höhe schlummern die Gestirne: sie leuchten herab; ein prächtiges Schiff zieht mit wallenden Wimpeln stolz durch die klangreiche Flut; am östlichen Saum erhebt sich der Mond in röthlichem Silber und ruht segnend über der Tiefe; ihr seht ihn sinnend über Bord gelehnt, wie er den Bildern und Tönen lauscht und sie lächelnd zu Liedern formt, die perlenecht, sternenhell das am Ufer harrende Volk begrüßen; — die Winde wehen, die Segel schwellen, der Ocean zürnt, die Wogen rollen und brausen, aber durch den Sturm rauscht es wie Ossianischer Klagelaut, und wir sehen den unsterblichen Grabhügel wo Selma weint.

* * *

Es sei genug. Seht, so sehr lastet auf mir jene Befangenheit die Heine's Andenken verdunkelt, daß ich auch für mich den Ausspruch fürchte: ich sei ein Phantast, oder daß gar ein recht Kluger kommt und sagt: „Subjective Erregtheit eines poetischen Gemüths, zur richtigen Kritik gehört objective Ruhe." Nun, darauf wage ich es denn doch.

Und nenne immerhin diese Blätter einseitig, weil ich kein Wort des Tadels habe für Heine, kein Wort der Misbilligung für die Schattenseiten seines Wirkens und Denkens. Ich habe nur eine Anklage gegen ihn und auch die ist versöhnt.

Unter Siciliens Himmel deckt der schlichte Marmor mit seiner stolzen Inschrift längst die Hülle des deutschen Pindar (so muß ich, hier zumal, Platen nennen). Sein classischer Geist hat schon hienieden keinen Zorn gekannt für Heine's Verirrung, und wenn auch: der Tod versöhnt, nur das Leben zürnt fort.

Ich bin zu Ende. Noch hat kein geschäftiges Zeitungsblatt die Nachricht seines Todes gebracht; vielleicht hat der erlösende Genius in diesem Augenblick die Fackel gesenkt; drängt die Thräne um ihn nicht zurück! Nennt auch seinen Namen, nennt Heine, wenn ihr zu euren Kindern von dem Großen und Schönen des Vaterlandes sprecht!

Die Alten hatten einen kindlich schönen Glauben. War wo ein Dichter, ein Held der Liebling, der Stolz des Volkes und er schloß seine irdische Laufbahn, umklungen von den Segnungen des Danks und des Ruhms, so schenkten sie einem leuchtenden Stern im Aether seinen Namen, sein Bild. Die Woge des Jahrhunderts rauschte verhallend weiter, aber über allen kommenden Geschlechtern glänzte derselbe Himmel unwandelbar und ewig. Es war ein schöner Glaube![*]

A. Ebeling.

---

[*] Wir theilen bei dieser Gelegenheit einen interessanten kleinen Artikel über Heine mit, den die „Deutsche Zeitung aus Böhmen" vor kurzem brachte unter der Ueberschrift:

Vom Krankenbett Heinrich Heine's.

Sie kommen aus Paris; wie geht es Heinrich Heine? So höre ich schon im voraus bei meiner Rückkehr nach Deutschland meine Bekannten fragen, welche wissen daß ich mit Liebe und Verehrung an dem kranken Dichter hänge, und daß ich in der Rue

Angebliches Autographon Torquato Tasso's.

In einer Notiz über den Verkauf der Autographensammlung des Hrn. von Villenave in Nr. 190 d. Bl. findet sich eine Schuldverschreibung Tasso's vom J. 1579 (?) an den Juden Levi in Original und Uebersetzung mitgetheilt. Dies angebliche Autographon ist indeß ohne Zweifel aus der Fabrik

---

d'Amsterdam Nr. 56 kein Fremdling bin. Es ist keine Frage mehr darüber in Deutschland daß es einer seiner größten Dichter ist der dort auf einem schmerzenvollen Krankenlager hinsiecht, und immer klarer aus den wogenden Nebeln tritt seine große Gestalt an das öffentliche Bewußtsein. Auch ist der Fragen kein Ende: Ist er verloren? Wird er wiederaufkommen? Ist es wahr daß er fromm geworden? Schreibt er noch und haben wir noch etwas Bedeutendes von ihm zu erwarten? Ich ziehe es vor Dasjenige was ich den Fragenden einzeln sagen würde heute schriftlich zusammenzufassen. Ich thue es um so lieber als ich mich in der Lage fühle manchen unwahren Behauptungen entgegenzutreten die in letzter Zeit über Heine gang und gäbe geworden sind. Nach seinem Tode freilich werde ich mehr über ihn zu sagen haben, und mehr sagen können.

Ja, in der That, es ist ein schrecklicher, entsetzensvoller Zustand in welchem sich Heine befindet. Die Paralyse hat innerhalb eines Jahres wenn auch keine Fortschritte gemacht, doch keine Linderung erfahren. Unfähig sich zu erheben, ja kaum fähig sich umzuwenden, liegt er nun fast zwei Jahre schon an sein Bett gebunden und hat — er der Poet — seit zwei Jahren schon keinen Baum, kein Stück blauen Himmels gesehen! Das linke Auge ist geschlossen, das rechte hat nur einen Schein des Lichts und kann die Helle des Tages nicht vertragen. Furchtbare Schmerzen stören seine Nächte und nur die Morphine schafft ihm Erleichterung. Die Hoffnung einer Genesung ist längst aufgegeben, und auch er macht sich keine Illusionen darüber daß dieser Zustand anders als mit dem Tode endigen würde. Er spricht davon mit der außerordentlichsten Ruhe und Fassung.

In letzter Zeit hat sich allgemein das Gerücht verbreitet Heine sei fromm geworden. „Er bereut, er thut Buße, er wird ein St.-Magdalenus", hieß es da und dort. Ich hörte Dies mit großer Bestürzung, denn ich schloß daraus auf eine bedeutende Verschlimmerung seines Zustandes, auf einen Collapsus seiner Geistesthätigkeit. Wahrlich, Die sind nie in seine Nähe gekommen welche diese Nachrichten zuerst unter das Publicum brachten, und wenn die ganze Erzählung keine Erfindung jener wohlorganisirten Propaganda der Verleumdung ist, welche sich's früher zum Zweck machte Heine als Wüstling, als Frevler und Lieblingssohn Belial's zu signalisiren, so weiß ich nicht was sie bedeuten soll. Heine erträgt sein ungeheures Leiden ganz ohne Beistand irgendwelcher Heiligen durch die volle Geisteskraft des freien Menschen. Soweit er davon entfernt ist sich für einen Sünder zu halten, soweit ist er auch von jeder Bußtagsstimmung entfernt. Er weiß wohl daß er Nichts zu bereuen hat, er der wie ein Kind sich an allem Schönen erfreute, allen Schmetterlingen nachlief, die schönsten Blumen am Wege fand, er dessen ganzes Leben ein schöner Ferientag gewesen. Es mag überhaupt schwer sein sein Leben zu bereuen, wenn man eben durch dieses Leben zu einem der größten Poeten seiner Nation herangereift ist. Wenn Heine sich in letzter Zeit vielleicht mehr als sonst in einer religiösen Stimmung behagte, so war es eine solche welche nie die Farbe irgend einer Confession annahm. Ich darf wol auch hinzufügen daß er sich oft religiös nannte aus Widerspruchsgeist und aus Antipathie gegen eine gewisse Clique, welche sich offen als Atheisten ankündigte und in dieser sonoren Bezeichnung eine terrorisirende Bedeutung suchte.

Weit empfindlicher als diese und andere Insinuationen sind für den kranken Dichter die materiellen Stöße gewesen die seine ökonomischen Verhältnisse durch gewisse Speculanten erlitten, welche die Leichtgläubigkeit und die Phantasie des Poeten benutzten um ihn in Speculationen hineinzuziehen, bei denen er einen großen Theil des Vermögens einbüßte, das er sich als deutscher Schriftsteller mühsam erworben. Freunde Heine's sind empört über manche dieser Individuen und dringen in ihn gegen sie aufzutreten und sie in ihrer Charakteristik auch dem größern Publicum bekanntzumachen. Heine ist sich selbst und uns diese Genugthuung schuldig, er wird auch dadurch manche Andere versöhnen, die ihm nicht die vornehme Art verzeihen mit welcher er die anständigsten Notabilitäten der Schriftstellerei und des Patriotismus ablehnte, während er sich in der Gesellschaft irgend eines Abenteurers gefiel, dessen diplomatische Wichtigkeit in einem subalternen Spürhundstalente bestand, und der die Kunst besaß unter der Aegide Heine'scher Gönnerschaft und einiger goldgestickten Westen die hiesigen deutschen Literaten zu blenden und zu allerlei Reclamen für seine Schwindeleien zu benutzen. Solche Figuren, vielleicht mehr lächerlich als verächtlich, haben immer für humoristische Dichter ein großes Interesse gehabt, und übten diese Anziehungskraft nicht blos bei Dichtern die sie für ihre Schriften ausbeuten wollten, sondern überhaupt bei allen genialen Naturen in der Periode des jugendlichen Uebermuthes. Es ist vielleicht sogar ein aristokratischer Zug im Charakter des Prinzen Heinz daß er mit Sir John Falstaff und seinen Spießgesellen so gern verkehrte, obgleich Letztere in der plumpen Manier ihrer rohen Zeit auf freier Landstraße, und nicht nach der feinern Art eines erleuchteten Gaslichtjahrhunderts in dem eleganten Comptoir einer Actiengesellschaft ihre Streiche ausführten. An Aufschneidereien und Lügen möchte Heine's moderner Sir John, zukünftiger Ritter mehrer Orden, dem ältern, dem Geliebten der Fräulein Dortchen Lackenreißer, nicht nachgestanden haben, und Heine könnte uns eine Schnapphahnsiade schreiben die den Gaunerromanen von Mendoza, Smollet und Dickens an Laune und Wahrheit gleichkommen dürfte. Das Studium dazu hat unserm Freunde Geld genug gekostet.

Man wird mich nun fragen ob Heine wirklich noch schreibt. Ja, er schreibt, er schafft, er dichtet fortwährend; vielleicht war er in seinem ganzen Leben nicht so thätig als eben jetzt! Mehre Stunden täglich ist er mit der Composition seiner Memoiren beschäftigt, die unter der Hand seines Secretairs emporwachsen. Noch immer gleicht sein Gemüth in seiner wunderbaren Fülle und Frische jenen phantastischen Ballnächten von Paris die unter freiem Himmel ihr unendliches Leben entfalten. Da rauscht es von Tanz und Musik, da wogen die lieblichsten und groteskesten Gestalten! Da gibt es verschwiegene Lauben für glückliche und unglückliche Thränen und beleuchtete Plätze voll grellen, frechen Gelächters. Rakete um Rakete steigt auf und fliegt in Millionen Sternen auseinander; eine unendliche Verschwendung von Witz, Feuer, Poesie, Leidenschaft entzündet sich und läßt die Welt bald im purpurnen Licht erscheinen, bis dann wieder die klaren, silbernen Sterne hervortreten und uns mit unendlicher Freudigkeit und dem stillen Bewußtsein der Lebensschönheit erfüllen. Ja, Heine lebt und schreibt noch immer. Sein Leib ist gebrochen, nicht sein Geist, der sich auf dem Krankenbett bis zu prometheischer Kraft und prometheischem Uebermuth erhebt. Sein Arm ist lahm, nicht seine Satire, die noch immer in ihrer sammtenen Pfote das furchtbare Messer führt, das so manchen Marsyas bei lebendigem Leibe geschunden; sein Körper ist abgemagert, aber nicht die Grazie in jeglicher Bewegung seines ewig jungen Geistes. Nebst den Memoiren ist ein ganzer Band von Gedichten in den letzten zwei Jahren fertig geworden. Sie werden erst nach dem Tode des Dichters erscheinen; vorerst kann ich aber sagen daß sie alle wunderbaren Gaben durch welche seine frühern Bände glänzen in vollster Potenz vereinigt enthalten. So kämpft mit allen Waffen des Geistes aufrecht, nie verzagend in den gräßlichsten Schmerzen, nie zu Thränen sich erniedrigend, dem Furchtbarsten trotzend, ein außerordentlicher Mensch gegen ein furchtbares Verhängniß. Man lächle nur! Mir ist's vor diesem Krankenlager als sähe ich in eherne Ketten geschmiedet, vom Geier gemartert, doch unverzagt dem Schicksale trotzend, den Dulder des Kaukasus vor mir, der auch ein Bildner von Menschen war, und der, einsam am Meeresstrande ausgesetzt, von Meergöttinnen, den Dichtergebilden des Meers, getröstet wurde. Ja, Dies ist das Kranken- und Sterbelager eines großen und freien Menschen, und ihm nahegetreten zu sein ist nicht nur ein großes Glück, es ist auch eine große Belehrung.

Paris, am 10. Sept. 1850. Alfred Meißner.

des berüchtigten Conte Mariano Alberti, welcher mehre Jahre hindurch die gelehrte und ungelehrte Welt mit seinen Tasso-Handschriften und -Reliquien täuschte, indem es ihm durch eine sehr geschickte Mischung von Wahrem mit Falschem und eine ungewöhnliche Belesenheit in den Werken und der Biographie des Dichters wie in der Geschichte des ferrareser Hofs einen Roman zusammenzustoppeln gelang, welcher um so plausibler erschien als er in der Hauptsache mit den gäng und gäben Traditionen über Tasso's Verhältniß zu Eleonore von Este übereinstimmte. Aus den öffentlichen Blättern (unter Anderm aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung", 1842) ist bekannt daß betrügerische, auf diese Handschriften basirte Geldspeculationen diesen Alberti in einen Proceß verwickelten, in welchem er als Fälscher entlarvt und zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt ward. Noch ist die Sache nicht definitiv entschieden: Alberti appellirte, dringt aber wohlweislich nicht auf den Spruch, da er voraussetzt daß er verlieren und somit auch seine Militairpension einbüßen wird. Er sitzt noch in der Engelsburg, darf aber bei Tage umhergehen und scheint das Quartier wohlfeil zu finden. Auch nach der Falschheiterklärung der Manuscripte seitens einer Deputation des römischen philologischen Collegiums und geschworener Sachverständigen (deren Relation 1842 mit den Gerichtsacten gedruckt ward) wollte Alberti die Sache noch nicht aufgeben, und gab drei Quartbände zur Vertheidigung der Echtheit heraus, ein verwickeltes Lügengewebe durch welches er indeß Niemand mehr irreführte.

Unter den Alberti'schen Manuscripten findet sich (wie man auch aus dem Facsimile auf Tafel XXXII der von ihm in Lucca publicirten „Manoscritti inediti di T. T." erkennen kann) dieser Schuldschein folgendermaßen:

„Io sottoscritto dichiaro d'aver debito col sig^ore Abram Levi di venticinque Lire p. le quali ritiene in pegno una giuba di mio padre, sei camice quattro lenzoli e due tovaglie.

A di 2 di Marzo del 1570.

Torq^to Tasso."

Ist nun die in d. Bl. gegebene, an zwei Stellen verschiedene Lesart genau („spada" für „giuba" ist wahrscheinlich ein Lesfehler), so muß man annehmen daß das Document doppelt fabricirt, und Hrn. von Villenave, als eifriger Autographensammler bekannt, in die Hände gespielt ist. Wahrscheinlich ist es aber dasselbe wie das oben mitgetheilte. In der gedachten amtlichen Relation ist dies Stückchen sowol wie eine angeblich in demselben Jahr ausgestellte Verschreibung für Ascanio Giraldini unter Bezugnahme auf die unter den Alberti'schen Papieren vorgefundenen Entwürfe als falsch nachgewiesen. Andere falsche Tasso-Handschriften von derselben Manufactur mögen noch in der Welt umherlaufen; denn der Conte Mariano Alberti trieb nicht nur Handel mit denselben indem er einzelne Raritäten an Buchhändler und Sammler verkaufte, sondern machte auch Geschenke aus seinem unerschöpflichen Schatz an große Herren. So kam eine Ottave der „Gerusalemme conquistata" an König Wilhelm der Niederlande, ein Madrigal an den damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Preußen, Sonette an die Königin-Witwe von Neapel und an Karl Ludwig, Herzog von Lucca u. A. Die echten Manuscripte in seinem Besitze beschränkten sich auf weniges aus der (vor kurzem nach dem Tode des Eigenthümers ganz verkauften) Bibliothek Falconieri Erworbene, wohin wie man wußte Manches von Tasso durch Erbschaft Marc Antonio Foppa's gekommen war. Selbst den Stempel der Falconieri'schen Bibliothek hatte der Fälscher auf seinen Novantiken nachgemacht, sowie er angebliche Handschriften des Herzogs Alfons II., seiner Gemahlin Barbara von Oestreich, der Prinzessinnen Lucrezia und Eleonore, G. B. Guarini's, der Prinzen von Mantua, des Cardinals Bellarmin und viele andere fabricirte. Die Autographensammler mögen sich vorsehen.

4.

Bibliographie.

Beck, A., Der Tag des Herrn und seine Heiligung. Ein Wort an die Christenheit deutscher Zunge. Schaffhausen, Beck u. Sohn. 8. 12 Ngr.

Benfey, T., Einige Beiträge zur Erklärung des Zend. Göttingen, Dieterich. 8. 8 Ngr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 11te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 3 Thlr.

Düntzer, H., Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Zum erstenmal vollständig erläutert. 1ster Theil. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Fritze, E., Drei Handwerker. Zwei Bände. Leipzig, Berger. 1851. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1851. 20ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Genesis der Revolution in Oesterreich im J. 1848. 3te mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage. Leipzig, F. Fleischer. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hansen, J. A. J., Die Demokratie, vom Standpunkte der Vernunft und des Christenthums betrachtet. Trier, Gall. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jung, A., Der Bettler von James Park. Eine Novelle. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kalisch, D., Berlin bei Nacht. Posse mit Gesang in drei Aufzügen. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 8 Ngr.

Kurtz, J. H., Biblische Geschichte. Der heiligen Schrift nacherzählt und erläutert. 2te verbesserte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 15 Ngr.

Lamartine, A. de, Raphael. Ein Seelengemälde. Aus dem Französischen übersetzt von G. N. Bärmann. Hamburg, Schuberth u. Comp. 16. 15 Ngr.

Mellin, G. H., Der Zug über den großen Belt. Fortsetzung des Romans: „Jacob Casimir de la Gardie." Aus dem Schwedischen übertragen von H. Bertholdi. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Opitz, T., Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 8. 8 Ngr.

Plutarch über Isis und Osiris, nach neuverglichenen Handschriften mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben von G. Parthey. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr.

Staudenmaier, F. A., Zum religiösen Frieden der Zukunft, mit Rücksicht auf die religiös-politische Aufgabe der Gegenwart. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Die Grundfragen der Gegenwart, mit einer Entwickelungsgeschichte der antichristlichen Principien in intellectueller, religiöser, sittlicher und socialer Hinsicht, von den Zeiten des Gnosticismus an bis auf uns herab. Freiburg im Breisgau, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Füßli, J., Zwei Predigten gehalten in Neumünster am Ostertag 1850, und am Sonntag nach Ostern bei Gelegenheit der Volkszählung. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 4 Ngr.

Pestalozzi, C., Ein Wort über Kirche und Sittlichkeit in ihrem gegenseitigen Verhältnisse mit Bezug auf Rich. Rothe's theologische Ethik. Referat, vorgetragen in der Versammlung der asketischen Gesellschaft in Zürich den 11. Juni 1850. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 8 Ngr.

Schenkel, D., Die Idee der Persönlichkeit in ihrer Zeitbedeutung für die theologische Wissenschaft und das religiössittliche Leben. Antrittsrede, gehalten den 6. Mai 1850, bei Uebernahme einer ordentlichen theologischen Professur an der Universität zu Basel. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Kritik der Staatsverfassung vom 23. Mai 1850; insbesondere die Abfassung des Entwurfes betreffend. Hamburg. 4. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 268. — 8. November 1850.

Die Naturwissenschaft und die Revolution.

Der selige Minister Eichhorn gab einmal der königsberger Universität die gnädige Versicherung: daß die königliche Regierung zwar keine mit ihren Grundsätzen in Widerspruch stehenden Religions- und Staatslehren dulden könne, daß sie aber nicht im entferntesten daran denke mit dieser Beschränkung der philosophischen Wissenschaften auch die Naturwissenschaften beschränken zu wollen. Wenn uns ein anderer preußischer Minister mit dem beschränkten Unterthanenverstand bekanntgemacht, so hat dagegen der Hr. Minister Eichhorn bei dieser Gelegenheit — freilich nicht bei dieser allein — den Beweis geliefert daß es auch einen sehr beschränkten Regierungsverstand gibt. Wie? die Regierung maßt sich die Herrschaft über unsere Gedanken und Gesinnungen an, sie schreibt uns vor was wir denken und glauben sollen, und dennoch erlaubt sie uns den Gebrauch unserer fünf Sinne? Die Regierung steckt ihre Nase in Alles, sie durchstöbert jeden Winkel in unserm Schreibtisch, jeden Wisch in unserm Papierkorb, um selbst noch in den ad pium usum bestimmten Papieren Spuren von Hochverrath auszuwittern: und doch untersucht sie nicht den Inhalt unserer Herbarien, unserer Steinsammlungen, unserer ausgestopften Thiere?*) Die Regierung nimmt dem Bürger seine Waffen, dem Schriftsteller seine spitzige Feder, dem Drucker seinen Preßbengel, und doch läßt sie dem Geologen seinen Hammer, dem Anatomen sein Secirmesser, dem Chemiker sein Scheidewasser? Ist Das nicht ein ungeheuerer Widerspruch? Was ist aber der Grund dieser liberalen Gesinnung gegen die Naturwissenschaften? Nur der beschränkte Regierungsverstand, der Nichts weiß von dem geheimen staatsgefährlichen Bunde der Naturwissenschaft mit Religion, Philosophie und Politik. Auf den ersten oberflächlichen Blick erscheint allerdings die Beschäftigung mit der Natur als die allerunschädlichste, ja unschuldigste die es nur immer geben kann; denn was steht dem Getriebe der politischen Welt ferner als die Natur? Was ist für ein Zusammenhang zwischen den Gesetzen der Natur und den Intriguenspielen unserer Politik, zwischen den Bedürfnissen des Lebens und den Luxusartikeln unserer Staaten, zwischen den Kräften der Materie und den Phrasen unserer Minister und Deputirten? Was kümmern sich die Naturmächte um unsere Groß- und Kleinmächte, unsere Fürsten und Demokraten? Unterscheidet der Floh zwischen fürstlichem und bürgerlichem Blut, der Blitz zwischen einem gekrönten und ungekrönten Haupte? Aber wie das Object so das Subject, wie die Ursache so die Wirkung. Gleichgültigkeit gegen die politischen Parteien und Händel ist daher die erste Wirkung der Naturwissenschaft. Diese Wirkung paßt nun allerdings insofern in den Kram unserer reactionnairen Regierungen als der Naturforscher nicht gegen sie ist; aber er ist auch nicht für sie, und Das allein macht ihn schon zu einem höchst verdächtigen Menschen, denn unsere Staaten sind ja „gut christlich", sie stützen sich, wenn auch nur mit Bayonneten, auf die Heilige Schrift, und in ihr steht geschrieben: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich." Die politische Indifferenz ist übrigens auch nur eine vorübergehende Wirkung der Naturwissenschaft; denn die Natur kümmert sich nicht nur Nichts um Politik, sie ist auch das directe Gegentheil der Politik. Wo Natur, ist keine Politik, wenigstens im Sinne der Dynasten, und wo Politik, nur Unnatur: wie könnte also der Naturforscher bei diesem augenfälligen Contraste zwischen dem Wesen der Natur und dem Unwesen der Politik gleichgültig bleiben? Der Naturforscher sieht wie die Natur in einem ewigen Fortschritt begriffen ist, wie sie nie mehr auf eine einmal überschrittene Stufe zurückfällt, nie mehr aus einem Mann ein Knabe, einem Weibe ein Mädchen, einer Frucht eine Blüte, einer Blüte ein Blatt wird, wie in der Natur immer das Alte abstirbt, und zwar nur dazu um den Dünger für eine bessere Zukunft abzugeben; wie thöricht, wie lächerlich kommen ihm dagegen die reactionnairen Thaumaturgen vor welche sich einbilden inhaltsvolle Jahre aus der Geschichte streichen, die Menschen auf einen verlassenen Standpunkt zurückversetzen, Männer zu Kindern wieder machen zu können! Der Naturforscher sieht wie es in der Natur nichts Isolirtes, nichts Vereinzeltes gibt, wie Alles vielmehr in ihr in einem nothwendigen und großartigen Zusammenhang steht, wie

*) Die Regierungen machen Riesenfortschritte. Wenige Wochen nachdem Dieses niedergeschrieben war brachten die Zeitungen die Nachricht daß die preußische Regierung in dem Kopfe eines Hirsches nach dem Entwurf eines furchtbaren Complots gesucht habe. So verwirklichen unsere Regierungen selbst die tollsten Träume der Phantasie!

die Naturwesen sich zwar in verschiedene Classen abtheilen, aber nur nach begründeten Unterschieden, und wie selbst diese wieder zuletzt in die Einheit des Ganzen sich auflösen; er gewöhnt sich dadurch unwillkürlich daran alle Dinge von einem universellen Standpunkt aus zu betrachten, folglich auch an die Politik den großartigen Maßstab der Natur anzulegen. Wenn er daher einen Blick in die deutsche Politik wirft, ach! wie winzig erscheinen ihm da unsere „großen Staatsmänner", wie unerheblich die Spielarten der „achtunddreißig deutschen Nationen", die sich auf dem Miste des historischen Rechtsbodens erzeugt haben, wie komisch die zwieträchtige Eintracht der deutschen Fürsten, wie unwürdig das chorburschenschaftliche Wesen und Treiben unserer Particularisten, wie ungeheuer die Beschränktheit der Politiker, welche einen Staat wie Preußen als einen Großstaat betrachten und bezeichnen. Der Naturforscher verkennt zwar nicht daß Preußen in dem kleinen Baden großgethan, aber wie klein, wie unendlich klein erscheint ihm Preußen und sein Benehmen im Großen und Ganzen der deutschen Politik! Der Naturforscher ist Großdeutscher im wahrsten und eminentesten Sinne des Worts. Für ihn existirt kein Liechten- und Lobenstein, aber auch kein Preußen, kein Oestreich, kein Baiern. Der Naturforscher weiß aus der Erfahrung daß die Farbe das allerwesenloseste Unterschiedsmerkmal. Was anders unterscheidet denn aber zuletzt z. B. den Preußen und Baiern als die Farben: schwarzweiß und blauweiß? Wie kann also der Naturforscher seinen universellen Sinn und Blick durch diese wesenlosen, willkürlichen, kleinlichen Unterschiede beschränken, wie preußisch oder bairisch gesinnt sein? Wenn man aber nicht mehr preußisch oder bairisch denkt, kann man dann noch eine königlich preußische oder königlich bairische, oder gar fürstlich loben- und liechtensteinische Gesinnung haben? Unmöglich! Der Naturforscher wirft daher mit Cicero's Ausruf über die Politik seiner Zeit: „Sunt omnia omnium miseriarum plenissima", sehnsuchtsvoll seine Blicke über die blauweißen und schwarzweißen Schlagbäume der deutschen Politik hinüber in die freien Urwälder Nordamerikas, vor dessen räumlicher Größe allein schon die kleinlichen Maßstäbe der europäischen Cabinetspolitik in Nichts verschwinden, und findet das Heil nur in der Demokratie. *)

Aber nicht nur Demokrat, selbst auch Socialist und Communist, freilich nur im vernünftigen und allgemeinen Sinne dieses Worts, wird nothwendig der Naturforscher; denn die Natur weiß Nichts von den Anmaßungen und Fictionen durch die der Mensch im Rechte die Existenz seines Nebenmenschen beschränkt und verkümmert hat. Die Luft gehört von Natur Jedem, und eben damit Niemandem, sie ist das Gemeingut aller Lebenden; aber die Rechthaberei hat selbst die Luft zu einem Regale gemacht, „der Wind gehört der Herrschaft". Die Natur kennt allerdings das Eigenthum, aber nur das nothwendige, vom Leben unabsonderliche; sie gibt jedem Wesen was es braucht; sie hat keines zum Verhungern geschaffen. Die Nothwendigkeit der Verhungerung verdankt ihre Existenz nur der Willkür des Staats dessen Wesen der Staat, die Uniform, der Schein, der Tand ist. Der Blick in die Natur erhebt darum den Menschen über die engherzigen Schranken des peinlichen Rechts, sie macht den Menschen communistisch, d. h. freisinnig und freigebig. Selbst schon der heilige Anselmus sagte seinem Lebensbeschreiber Eadmerus zufolge, ganz im Widerspruch mit der weltbekannten geistlichen Habsucht, daß nach dem Naturgesetz (secundum naturalem legem) Nichts dem Einen mehr als dem Andern angehöre, und daß alle Schätze der Welt zum allgemeinen Besten der Menschen erschaffen seien. Das „gute alte Recht" hat die Menschheit in Noblesse und Canaille, Adel und Pöbel geschieden, und zur Rechtfertigung dieser Injurie gegen das Menschengeschlecht den unsinnigen Satz aufgestellt: „Venter nobilitat." *) Aber die Naturwissenschaft kennt keinen Unterschied zwischen einem adeligen und bürgerlichen Bauch, sie weiß nur von einem allen Menschen gemeinen und gleichen Ursprung. Als einst der Anatom Jodocus Lucius die Lage der Gebärmutter zeigte, sagte er: „Hier lasset uns bespiegeln, wir Menschen, die wir mit unserer adeligen Ankunft prangen, und meinen wir seien besser als Andere, hier ist unsere erste Wohnung zwischen Harn und Koth." Solche communistische, staats- und rechtswidrige Gesinnungen flößt die Natur ein! Und doch gibt der beschränkte Regierungsverstand die Naturwissenschaft frei, und stellt nur die Philosophie unter polizeiliche Aufsicht. Nur die Philosophie! Wie thöricht! Wie unschädlich ist sie, wie arm, wie wehrlos im Vergleich zu den Naturwissenschaften! Wie leicht kann man ihre gefährlichen Wirkungen auf das Publicum verhindern! Was gehört dazu einen Philosophen zu widerlegen? Nichts weiter als ein Professor der Philosophie, und

---

*) Diesen Uebergang zur Demokratie hat schon der berühmte Physiolog Haller den jetzigen Naturforschern gleichsam zur Pflicht gemacht. Haller schrieb drei politische Romane. Der erste handelt von der Despotie oder absoluten Monarchie, der zweite von der constitutionellen Monarchie, der dritte von der aristokratischen Republik. Was hätte nun nothwendig folgen sollen? „Le tableau d'une démocratie parfaite", wie schon Condorcet in seinem „Eloge de M. de Haller" bemerkt. Aber diese Consequenz scheiterte an der berner Aristokratie, deren Mitglied Haller selbst war. Der jetzige Naturforscher ist jedoch an diese Localschranke nicht mehr gebunden. Er hat den Fehler Haller's gutzumachen. Uebrigens lasse ich nicht umsonst den Naturforscher nach Amerika hinüberblicken, und womöglich selbst hinübergehen; denn es ist noch sehr in Frage ob Europa, wenigstens in einem voraussichtlichen Zeitraum, einer wahren Umgestaltung und Verjüngung fähig sei. Gewohntes Uebel ist dem Menschen lieber als ungewohntes Neues, wenngleich es ein Gut ist. Ueberdies erfodert eine neue Zeit auch einen neuen Raum. Ortsveränderung gehört zur Sinnesänderung. Auf dem alten Boden haften auch die alten Sünden. Deutschland oder, was Eins ist, Europa in eine Republik verwandeln wollen, kommt mir oft gerade so vor als wenn man eine Dirne die schon allen Potentaten gedient in eine Jungfrau verwandeln wollte. Es gibt keine religiösen, aber auch keine moralischen und politischen Wunder.

*) Da ich hier die Schranken des historischen Rechts zerbreche, so mögen mir es die Herren Juristen, namentlich die christlich-germanischen, nicht verargen daß ich hier auch dem Venter eine communistische, ebenso wol männliche als weibliche Bedeutung gebe.

was ist leichter zu haben als ein solcher! Wenn daher ein revolutionnairer Philosoph auftritt, so braucht man nur einen Professor der Philosophie gegen ihn schreiben zu lassen, und der arme Philosoph ist, wenigstens in den Augen des Publicums — aber darauf kommt es allein an, Schein regiert die Welt — mausetodt. Dem Philosophen, dem nur das treulose und vieldeutige Wort zum Organ dient, kann man ja ohne Mühe auch den sonnenklarsten Satz, den unwidersprechlichsten Beweis zunichtemachen: man darf nur ein Wort verdrehen, oft selbst nur eine Partikel auslassen, und der ganze Satz löst sich in Unsinn auf. Was sind gegen die festbestimmten und innigen Verbindungen der chemischen Stoffe die losen, flüchtigen Wortverbindungen die der Gedanke eingeht? Was gegen den soliden Körperbau der naturgeschichtlichen Wesen der papierene Periodenbau worauf sich der Philosoph stützt. Was gegen die Platinadichte des Natursystems das luftige Spinnengewebe der Sprache worin der Denker sein Wesen entfaltet! Spinne noch so sorgfältig, noch so logisch zusammenhängend Faden an Faden: du vermagst Nichts gegen die Natur der Sprache, du reihst nur Lücke an Lücke, und jede Lücke ist ein Tummelplatz für den Unsinn kritischer Bosheit und Dummheit. Der Philosoph spricht sich ferner nur in allgemeinen und eben deswegen abstracten Sätzen aus. Sind diese gleich nur von einzelnen wirklichen Fällen abgezogen, so scheinen sie doch nur aus der Luft gegriffen zu sein, wenn man nicht durch den Schein hindurch auf den Grund blicken, das Abstracte mit dem Concreten, das Geistige mit dem Sinnlichen verknüpfen kann. Aber wie Wenige vermögen Dieses! Und wie machtlos sind überhaupt abstracte Wahrheiten! Wie ganz anders ist es dagegen mit der Naturwissenschaft, deren Grundsätze anschauliche Thatsachen, deren Beweismittel sinnliche Instrumente sind. Doch wozu sagen was schon Andere besser gesagt haben! Condorcet in seinem „Eloge de Mariotte" sagt:

Les théories nouvelles, les mieux prouvées font peu de progrès tant qu'elles ne sont appuyées que sur des principes abstraits; même les meilleurs esprits, accoutumés à certaines idées abstraites acquises dans la jeunesse, rejettent toutes celles qui ne se lient pas aisément avec les premières, et toutes les vérités spéculatives dont on ne peut leur donner des preuves sensibles, sont absolument perdues pour eux. Ainsi toutes les fois qu'un homme de génie propose des vérités nouvelles il n'a pour partisan que ses égaux, et quelques jeunes gens élevés loin des préjugés des écoles publiques; le reste ne l'entend point, ou l'entend mal, le persécute ou le tourne en ridicule.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittel-Australien.

An Büchern über Australien fehlt es wahrhaftig nicht. Dennoch und obschon mit englischen Ansiedlern besetzt, ist die ungeheure Insel oder dies kleine Continent zum großen Theile ein dunkles, geheimnißvolles Land, ähnlich jenen Flächen welche ehemals auf den Karten mit terra incognita bezeichnet zu werden pflegten. Wiederholt sind Versuche gemacht worden sein Inneres zu erforschen, aber bis zur Stunde ist unerwiesen ob es dort Seen gibt wie in Amerika, oder ob das Ganze aus unermeßlichen Wüsten von Sand, Erde und Steinen besteht. Das Geheimniß aufzuhellen war neuerdings die Absicht des Capitain Sturt, eines wissenschaftlichen Jägers und eines der unternehmendsten Reisenden in Australien. Das Resultat liegt vor in dem Werke:

Narrative of an expedition into Central Australia, by captain *Charles Sturt*. Zwei Bände. London 1849.

Das Räthsel bleibt zwar ungelöst, indessen lohnt es schon der Mühe zu erfahren was der Verfasser erzielt hat und wie die Frage gegenwärtig steht. Soviel dürfte also nun gewiß sein: daß jede Reise zu dem Zwecke die Region geographisch aufzunehmen von Südaustralien ausgehen, d. h. südlich und nördlich eine Linie innehalten muß, vom östlichen Winkel der großen australischen Bucht nach dem Golf von Carpentaria durch den Wendekreis des Steinbocks. Der Verfasser kam bis zum 24° 40' südlicher Breite, etwas über den halben Weg zwischen der Spitze der Bucht und des Golfs. Sein Bericht — Dies mit ein mal abzuthun — leidet an Weitschweifigkeit, verweilt zu oft bei Einzelheiten, von denen man sich, unwichtig und kleinlich wie sie sind, ungern verzögert sieht. Dies abgerechnet liest sich das Buch ganz gut.

Südaustralien, von wo der Verfasser seine Reise begann, ist eine rasch aufblühende Colonie ungefähr inmitten der südlichen Seite der Insel zwischen Port-Philip nach Osten, und der Swan-River-Colonie nach Westen, und reicht landeinwärts bis zur 26. parallelen Breitenlinie. Längs der Küste hat es vortrefflichen Ankergrund nebst mehren sichern und geräumigen Häfen, während Port Adelaide einen herrlichen Stapelplatz für die sechs englischen Meilen von der See entfernte Hauptstadt gleichen Namens abgibt. Sie zählt gegen 10,000 Einwohner, hat hübsche Kirchen und Schulen, und verkauft fast alle europäischen Producte mit verhältnißmäßig geringem Aufschlag. Ein beträchtlicher Theil der Provinz ist eine ziemliche Strecke landeinwärts gut mit Holz bestanden. Je weiter aber nach Norden, desto mehr nehmen die Bäume ab, bis das Land zuletzt in offene Dünen ausläuft. Nach der Meinung des Verfassers findet sich mehr unnutzbarer als nutzbarer Boden. Obgleich er aber letztern für quantitativ außer Verhältniß erachtet zur Größe des Landes, so scheint doch die Qualität eher unter- als überschätzt worden, die Provinz im Ganzen für eine ländliche Bevölkerung wohl geeignet und recht gut im Stande zu sein Massen von Bergwerks- und Fabrikarbeitern zu ernähren. Die Weizenernte gewährt im Durchschnitt 25 Bushel vom Acker, hier und da 40, sogar 52. Das gesammte Areal mag sich auf 300,000 englische Quadratmeilen oder 190 Millionen Acker belaufen. Davon sind höchstens sieben Millionen besetzt und selbst darunter viel unnutzbarer Boden. Von dem nutzbaren sind 470,000 Acker angekauft. Wieviel aber die Schaf- und Hornvieh-Stationen einnehmen ist nicht bekannt. Inzwischen hat während der letzten paar Jahre der Ackerbau dergestalt zugenommen daß das Erzeugniß den Bedarf der Colonie beiweitem übersteigt. Die Tonne Mehl, welche 1839 einen Preis von 120 Pf. St. hatte, kostet jetzt 12 oder 13 Pf. St. Ebenso hat sich der Viehstand vermehrt. Aus den 355,700 Schafen im J. 1844 sind eine Million geworden, welche jährlich um 200,000 wächst. Ehe Dies sich so günstig gestaltete, gab 1843 die Entdeckung reicher Erzlager der Colonie einen neuen, mächtigen Impuls. In den Augen des Verfassers war sie jedoch nur Beimittel des günstigen Umschwungs, keineswegs Hauptursache. Die australischen Kupfererze erlangen zwar auf dem Markte in Swansea den höchsten Preis. Daß sie aber wegen Mangels an Kohlen und wegen der Seltenheit des Holzes in der Nähe der Gruben nach Swansea zum Behuf des Schmelzens verschifft werden müssen, ist ein wesentlicher Nachtheil. Dennoch bezahlte 1847 die Burra-Grube drei Dividenden im Betrage von 200 Procent auf das eingeschossene Capital.

Von der Küste nördlich dem Innern zu gewinnt das Land

ein wildes großartiges Ansehen; inmitten ungeheuerer Wüsten liegen Oasen voll Holz und Weide. Des Verfassers geologische Ansicht geht dahin daß das australische Festland vor Zeiten eine Inselgruppe gewesen und das vom Meer bedeckte Land plötzlich durch Feuerskraft zu seiner dermaligen Gestalt emporgehoben worden sei. Von Nord und Nordost senkt sich das Land nach Süd und Südwest, und in dieser Richtung, nimmt der Verfasser an, sei bei jener Erschütterung ein Wasserstrom hereingebrochen, welcher durch Hemmnisse getheilt auf der einen Seite mittels des Flusses Darling, auf der andern durch die große australische Bucht das Meer erreicht habe. Hieraus erklärt der Verfasser mehre Erscheinungen auf der Oberfläche des Landes, und begründet damit die Vermuthung daß jene zwei Landestheile ursprünglich in der Richtung des Stroms durch Wasser getrennt gewesen, und ein oder zwei noch unentdeckte Binnenseen Solches eines Tags beweisen würden. Der Verfasser mußte es sich versagen den Beweis zu liefern. Seine Aufgabe war nicht durch die Tropenländer bis zum Golf von Carpentaria zu gehen, sondern beschränkte sich auf Beantwortung der Frage: ob es eine Hügelkette gebe welche von Nordost nach Südwest liege, und eine große natürliche Landscheide bilde. Laut Forschungen des Verfassers existirt keine solche Kette, doch gelangte er nicht bis zu den Tropen, blieb vielmehr 150 Meilen östlich vom Mittelpunkte des Festlandes. Auf seiner unerquicklichen Reise passirte er nacheinander Sand-, Erde- und Steinwüsten. Die erste war vielleicht die peinigendste, indem er sich oft in kleinen Kesseln oder Tiefen befand über welche er nicht wegsehen konnte. Auch fehlte es an Gras für die Pferde und an Wasser. „Wir wanderten", heißt es, „in einer der traurigsten Gegenden welche ein Mensch betreten kann. Ringsum Todtenstille; kein lebendes Geschöpf zu hören. Nichts Sichtbares bewohnte diese öde Wüste, ein paar Ameisen ausgenommen. Selbst die Fliege mied sie. Gleichwol zeigten sich überall wo der Boden weich war Fährten eingeborener Hunde." Die Steinwüste „schlug Wellen mit glänzenden Höhlungen, worin sich offenbar bisweilen Wasser sammelt. Die den Boden so dicht bedeckenden Steine daß von einer Vegetation nicht die Rede sein konnte, waren von verschiedener Länge, von einem bis sechs Zoll. Sie waren rund abgerieben, mit Eisenoxyd überzogen und gleichmäßig vertheilt." Die Erdwüste „ähnelte einem unbegrenzten Stück gepflügten Landes, auf welchem eine Flut stillgestanden und versickert ist. Die Erde schien einst Schlamm gewesen, dann getrocknet zu sein."

Mitunter war die Hitze furchtbar. „Alle Schrauben an unsern Kisten standen heraus, und wie die Horngriffe unserer Instrumente, so waren unsere Kämme in dünne Platten geborsten. Das Blei tropfte aus unsern Stiften, unsere Signalracketen waren verdorben, unser Haar und die Wolle der Schafe hörten auf zu wachsen, und unsere Nägel waren spröde wie Glas. Das Mehl verlor über acht Procent seines ursprünglichen Gewichts, die übrigen Lebensmittel noch mehr."

Eines Tags wurde vor dem Lager auf einer kleinen Anhöhe ein dunkler, vereinzelter Gegenstand bemerkt. Die Hunde jagten darauf zu, und zerrten an Etwas das sich tapfer wehrte. Es war ein Mensch, ein Sohn der Wüste, halbtodt vor Hunger und Durst. „Woher dieser einsame Wanderer gekommen sein mochte", sagt der Verfasser, „war mehr als wir errathen konnten. Kein anderer Eingeborener ließ sich blicken, kam nach ihm zu sehen, und doch zeigte er sich nicht im geringsten ängstlich allein zu sein. Seine Ruhe und offenbare Selbstbeherrschung waren merkwürdig, er bewies weder Erstaunen noch Neugier ob all des Ungewöhnlichen das ihn umgab. Sein ganzes Verhalten war das eines besonnenen und muthigen Mannes der plötzlich in ungeahneter Gefahr weder Furcht noch Schüchternheit verrathen will." Im Allgemeinen nahmen die Eingeborenen, deren der Verfasser in entferntern Gegenden ansichtig wurde, sofort Reißaus und schienen vor den Europäern die größte Scheu zu haben. Nur Einzelne blieben und zeigten Vertrauen. Ihre Lagerstätten hatten bisweilen viel Malerisches. Sie saßen bis spät in die Nacht auf, wobei die Frauen die Körner zum Kuchenbacken zwischen zwei Steinen zerstampften mit einem Geräusch welches dem Klappern einer Spinnerei glich. „Das ganze Lager mit seiner langen Reihe Feuer", erzählt der Verfasser, „nahm sich außerordentlich hübsch aus. Die dunkeln Gestalten der Eingeborenen, wie sie theils davor standen, theils von einer Hütte zur andern gingen, erinnerten an eine Theaterscene. Um 11 Uhr wurde Alles still und Niemand hätte sich in der Nähe so zahlreicher Gesellschaft geglaubt."

Was der Verfasser in der Hauptsache von den australischen Wilden berichtet, lautet zwar für sie sehr günstig. Doch selbst aus seinen Mittheilungen scheint hervorzugehen daß ihre Civilisation kaum möglich sein dürfte. Allerdings werden die Knaben und Mädchen der Eingeborenen gleich den europäischen Kindern ihres Alters in den Schulen der Colonisten schreiben, lesen und rechnen gelehrt, weiter aber scheint ihre Lernfähigkeit nicht zu reichen. Jeder Versuch sie in eine höhere Sphäre des Wissens einzuführen ist bisher misglückt. Haben sie dann die Schulen verlassen, eilen sie in ihre vorväterlichen Wildnisse, und alle Bemühungen der Philanthropie haben auf ihre socialen Zustände noch nicht im entferntesten verbessernd gewirkt. Der Verfasser meint Das würde sich ändern, wollte man die Kinder gänzlich von ihren Aeltern und ihrem Volke trennen. Darauf erwidert jedoch das englische Colonisirungsprincip und der englische Charakter: daß man dazu kein Recht habe.

Die Reiseergebnisse lassen wie angedeutet wenig Zweifel daß es im Innern von Australien keine Berge gibt, sondern daß im Gegentheile die Centralgegenden mit dem Meer fast in gleicher Fläche liegen, und die nördlichen und südlichen Küsten durch Wüsten so vollständig geschieden sind als rollte ein Meer dazwischen. An das Dasein eines Binnensees glaubt der Verfasser, nicht an das Vorhandensein fruchtbaren Landes. „Erreichte ich auch nicht genau den Mittelpunkt des Continents", sagt er am Schlusse, „so kann doch der Charakter des umherliegenden Landes kaum zweifelhaft sein. . . . Die Wüste Australiens ist nicht größer als es die Wüsten in andern Theilen der Welt. Ihre Beschaffenheit macht ihre Eigenthümlichkeit."

8.

Literarische Notiz.

Französische Stimmen über Schleswig-Holstein.

Eine kleine Schrift: „L'interêt de la France dans la question de Schleswig-Holstein", hat sich sehr wacker des Rechts der deutschen Herzogthümer angenommen. Sie zieht Parallelen zwischen dem Freiheitskampf derselben und dem Belgiens von 1831, und fodert Frankreich auf wie es früher gethan sich auf Seiten des unterdrückten Volks zu stellen. Eine solche Insinuation bringt die Politiker der „Revue des deux mondes" gewaltig auf, und in die Beschwörungsformel, Frankreich solle und müsse an Dänemark festhalten, wird manche wunderliche Reminiscenz mitaufgenommen. Während die schleswigschen Rebellen nämlich vorerst zu Denen gehören welche die geringste Originalität und die geringste Tapferkeit (!) gezeigt haben, sind die Dänen für den Revuepolitiker eine der muthigsten und aufgeklärtesten Nationen Europas. „Und darf Frankreich denn vergessen", fragt er, „wie Dänemark unter dem Kaiserreich sich opferte, könnte es den chevaleresken Enthusiasmus der Dänen in ihrem neusten Kriege vergessen?" Ferner: „Zeichnet es sich nicht aus in allen Künsten? Hat es nicht den zweiten Bildhauer dieses Jahrhunderts und einen der herrlichsten Dichter unserer Epoche geboren? Sind Das nicht Alles vollwichtige Gründe, von den politischen ganz abgesehen?" Um aber seinen Standpunkt vollkommen festzustellen, sagt der Revuekritiker zuletzt: Deutschland sei sicherlich nicht gewillt an Frankreich das linke Rheinufer abzutreten, wie könne es denn also ein Recht auf Schleswig behaupten?

2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 269. —— 9. November 1850.

Die Naturwissenschaft und die Revolution.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Allerdings greift der Naturforscher nicht direct, wie der Philosoph, die religiösen und politischen Vorurtheile an, aber man kann kein Glied aus der Reihe der menschlichen Vorstellungen herausreißen oder verändern ohne damit die ganze Reihe zu verändern. Solange die Phantasie des religiösen Glaubens die Menschen beherrschte solange war auch die natürliche Welt eine Fabel- und Märchenwelt. Wer an Wunder in der Bibel glaubt Der glaubt auch an Wunder außer der Bibel, Der hat überall Wunder im Kopfe. Und umgekehrt: wer an keine natürlichen Wunder mehr glaubt Der glaubt auch keine religiösen mehr. Wie wäre es auch anders möglich? Der Boden aller Wunder ist ja die Natur. Freilich kann sich der Mensch mit der Ausrede helfen daß er nur auf dem Gebiete der Natur, nicht der Religion und Theologie das Wunder aufhebe, aber nur eine Zeit lang, endlich siegt doch im Menschen der Einheitsdrang und Wahrheitssinn über den Zwiespalt zwischen einer vernünftigen natürlichen und einer unvernünftigen übernatürlichen Welt. Der erste Revolutionnair der neuern Zeit war daher — merkwürdigerweise ein Pole — der Verfasser der Schrift „De revolutionibus orbium coelestium", Nikolaus Kopernicus. Kopernicus hat den allgemeinsten, den ältesten, den heiligsten Glauben der Menschheit, den Glauben an die Unbeweglichkeit der Erde, umgestoßen, und mit diesem Stoße das ganze Glaubenssystem der alten Welt erschüttert. Er hat als ein echter „Umsturzmann" das Unterste zu oberst und das Oberste zu unterst gekehrt, die höchste Sphäre des ptolemäischen Systems, das Primum mobile (die Ursache der täglichen Himmelsbewegung) zum Parterre der Astronomie gemacht, der Erde die Initiative der Bewegung zugeeignet, und dadurch allen fernern und anderweitigen Revolutionen der Erde Thür und Thor geöffnet; er hat dem phantastisch-despotischen Dominium mundi des Mittelalters, welches sich die Erde über die Himmelskörper, der Papst über die Geister, der Kaiser über die Fürsten und Völker, der Mensch über die Menschen angemaßt hatte, für immer das Garaus gemacht; er hat den menschlichen Geist aus den epicycepicyklischen Zauberkreisen des verworrenen, widerspruchsvollen Unsinns einer eingebildeten Welt erlöst, und zur Anschauung der wirklichen Welt, zur Einfachheit der Natur zurückgeführt; er hat mit frecher Hand die bis auf ihn verschlossene, mit Ausnahme einiger ketzerischer Denker, selbst den größten Geistern des Alterthums undurchdringliche, nur zur Brustwehr der menschlichen Beschränktheit, Gedankenlosigkeit und Gläubigkeit dienende Himmelsveste aufgesprengt, und dadurch den Blick des Menschen bis in die Unendlichkeit des Universums erweitert, und dem gesunden Menschenverstand Eingang selbst in den Himmel verschafft. Der Himmel galt sonst in der Religion für den Thron und Sitz der Gottheit, den Wohnort der Seligen, in der Philosophie für das fünfte Element, wo keine Negation, keine Veränderung, kein Entstehen und Vergehen wie auf der plebejischen Erde stattfinden sollte, kurz: für ein heiliges, göttliches Wesen. Aber alle diese süßen, heiligen Vorstellungen und Aussichten, die sich sonst an den Himmel knüpften, hat die moderne Astronomie, deren Urheber oder Anfänger Kopernicus, schonungslos vernichtet. Sie hat zwar die Erde in den Himmel emporgehoben, aber eben dadurch auch den Himmel profanirt, die Himmelsgestirne auf gleichen Fuß mit der Erde gesetzt. Kopernicus ist es der die Menschheit um ihren Himmel gebracht hat. Wo kein sinnlicher Himmel mehr, verschwindet auch bald der Himmel des Glaubens; denn nur an dem sinnlichen Himmel hatte ja auch der religiöse seinen Grund und Haltpunkt. Mit vollem Rechte wurde das Kopernicanische Weltsystem von den Katholiken als ein ketzerisches förmlich verdammt, von den Protestanten wenigstens theoretisch verworfen, denn es widerspricht der Heiligen Schrift. „Du gründest das Erdreich", heißt es im Psalm, „auf seinen Boden (super stabilitatem suam, wie es in der Vulgata heißt) daß es bleibt immer und ewiglich." „Die Erde bleibet ewiglich", sagt der Prediger Salomo, „die Sonne geht auf und geht unter, und läuft an ihren Ort." Diese und noch einige andere Sprüche der Bibel hielt man den Kopernicanern entgegen. Was aber in der Bibel steht muß auch in der Natur stehen. Hat man doch selbst in den Sternbildern die hebräischen Buchstaben gefunden! „Alles was die Heilige Schrift behauptet", heißt es z. B. in „Theodorici Winshemii novae quaestiones sphaerae" vom J. 1564, „ist unbezweifelbar gewiß. Die Heilige Schrift behauptet aber daß die Erde

fest und unbeweglich sei. Also ruht die Erde in der Mitte der Welt und bewegt sich nicht." Welch eine glückliche Zeit, wo man noch mit Bibelsprüchen den menschlichen Geist bannen, mit Bibelsprüchen den Revolutionen der Erde Stillstand gebieten konnte! Was sind gegen diese Wirkungen des todten biblischen Buchstabens die oratorischen Machtsprüche womit unsere politischen Schlangenbeschwörer die „lernäische Schlange" der Revolution bezwingen wollen. Und gleichwol sieht der beschränkte Regierungsverstand nicht ein daß nicht erst die gottlose Philosophie, sondern schon Meister Kopernicus der Bibel ihre reactionnaire Zaubermacht genommen. Kopernicus hat das körperliche Centrum der Welt, die Erde, in die Reihe der Irrsterne eingeführt; Kopernicus hat auch das geistige Centrum der christlichen Welt, die Bibel, in die Classe der irrenden menschlichen Bücher versetzt. Schwach sind die Gründe womit die Kopernicaner die göttliche Ehre der Bibel zu retten suchten. Die Geschichte hat sie längst widerlegt. „Der Heilige Geist läßt sich nicht trennen, noch theilen, daß er ein Stück sollte wahrhaftig und das andere falsch lehren oder gläuben lassen." Wo die Bibel keine Stimme mehr in der Astronomie hat, da hat sie bald auch keine mehr in andern Dingen. Wie verträgt sich denn auch mit einer falschen Astronomie eine wahre Anthropologie und Psychologie? Wie kann man den Menschen im wahren Lichte betrachten, wenn man die Welt zu der er gehört nur nach ihrem Scheine beurtheilt? Doch wozu versteige ich mich bis in den fernen Himmel der Astronomie um die Naturwissenschaften wegen ihrer revolutionnairen Tendenz bei unsern Regierungen zu denunciren? Einen uns weit näherliegenden, eindringlichern und zeitgemäßern Beweis von der universellen revolutionnairen Bedeutung der Naturwissenschaft haben wir an vorliegender neuer Schrift:

Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk von Jakob Moleschott. Erlangen, Enke. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift*) theilt uns mit in volks- oder, was Eins ist, menschenfreundlicher Absicht und Sprache die Resultate der modernen Chemie über die Nahrungsmittel, ihre Bestandtheile, ihre Beschaffenheiten, Wirkungen und Veränderungen in unserm Leibe; sie hat also eigentlich nur einen gastronomischen Zweck und Gegenstand, und doch ist sie eine und zwar im höchsten Grade Kopf und Herz aufregende, eine sowol in philosophischer als ethischer und selbst politischer Beziehung höchstwichtige, ja revolutionnaire Schrift.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir brachten bereits einen kurzen Artikel darüber in Nr. 157 d. Bl. D. Red.

Zur Philosophie über den Menschen.

1. Das Menschendasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen von Bogumil Goltz. Frankfurt am M., Zimmer. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Buch hat vielleicht nur Einen Fehler: daß es das Allgemeinmenschliche in seinen weltewigen Zügen darstellen will, während diese Züge doch in der allerindividuellsten Form und Farbe, gerade im Unterschiede von objectiver Composition, in allersubjectivster Auffassung uns wiedergegeben werden; daß es uns philosophische Betrachtungen erwarten läßt, während es doch ganz Poesie ist, und darum eigentlich der Name des Verfassers voranstehen, und die Bezeichnung des Inhalts dann erst folgen sollte. Wol läßt es uns vielfach das Allen Gemeinsame vom einfach treuesten Blick und Worte widergespiegelt schauen, aber der größte Reiz mit dem es uns fesselt ist doch die durchweg in eigenthümlichster Originalität ausgeprägte Natur des Schauenden und Redenden; wol gibt es uns einzelne wahrhaft weltewige Züge in reinster, innigster Schönheit erfaßt, aber alle zusammen zeigen doch nur das von dieser bestimmten Natur, diesen bestimmten Schicksalen und dieser gegenwärtigen, von allen andern unterschiedenen Zeit gebildete Geistesantlitz des Dichters. So müssen wir ihn nennen, denn bei allem Reichthum tiefphilosophischer Anschauung und Symbolisirung ist das Buch doch nur ein Convolut von Poesien in ungebundener Rede, in Tagebuchform.

Ein seltenes Lob für eine Schrift, wenn der Ref. bekennt daß dies sein Urtheil die letzten und nicht die ersten Gedanken über dieselbe enthält. Von jenen Alltags- und Dutzendbüchern, die wie geschlechtslose Wesen, wie Fabrikproducte der allgemeinen Bildung erscheinen, und in Sprache, Manier, Gedankeninhalt, immer wesentlich nur den Stempel dieser Allgemeinheit wie auf weiches culturfähiges Wachs geprägt, in charakterloser Receptivität uns darbieten, ist dies Buch unendlich weit verschieden. Eine Menschenseele in ihrer ursprünglichen Eigenheit, bewegt von allem Schmerz und aller Lust des Daseins, allerzitternd, überallhinfühlend, und doch wieder aus der reichsten wechselnden Phantasiefülle zur unzersplitterten energischen Einheit des Denkens und Empfindens sich concentrirend: diese seltene Sensitive in den steifen Zuchtgärten unsers Formalismus, unserer Convenienzwelt und nivellirenden Bildung, weiß uns mit ihrem Zauber zu jener reinen Hingabe zu bannen, auf welche so mancher Dichter in unsern Tagen schon wehmüthigen Verzicht geleistet hat. Und welche Stimmung des Lesenden könnte gerade dem umfassenden Inhalt des Buchs, dem kühnen Griff des Dichters nach Allem was zwischen Himmel und Erde ist mehr entsprechen als solche reine Empfänglichkeit? Die Natur, und dann die ihr verwandteste Kunst, die Musik, pflegen sonst den Menschen am meisten so zu stimmen; auch hier ist es die Natürlichkeit des Dichters, und die aus ihren Lauten freigebildete Musik seiner durchweg originellen Sprache welche Das bewirken. Den schönsten Stellen dieses Buchs fühlt man sich in der That wie diesen Mächten gegenüber, und das einzige Lob des Ref. ist da wenn er zum Lesen einladet; denn beschreiben läßt etwas Derartiges sich so wenig als ein lyrisches Gedicht. Aber des Verfassers Erbfeind, der kritische Verstand, weiß doch auch in dies Paradiesgärtlein seinen Weg zu finden, und zwar gar nicht mit übernatürlicher menschenfeindlicher Schlauheit, sondern auf dem allernatürlichsten Wege. Denn indem der Dichter wie ein reines Kind überall seine Individualität, seine Gedanken, Empfindungen, Lebensanschauungen als die absoluten und allgemeingültigen, und das Ewige in der von ihm erfaßten Form ohne Weiteres als das schlechthin „Weltewige" geltendmacht, so wird sich doch in jedem Leser nach dem ersten sympathischen Eindruck auch die eigene Natur und Bildung sträuben gegen dies Joch, so sanft und menschenfreundlich es auch auferlegt wird. Es ist sowol ein Genuß wie eine sittliche Nothwendigkeit für den Einzelmenschen der Gegenwart, aus der zersplitterten und zerfahrenen Mannichfaltigkeit des gesammten Daseins wieder einmal zu den einfachsten Tiefen, an die kleinen, aber klaren und allmächtigen Quellen hinabzusteigen, von denen all die Bäche, Flüsse und Ströme mit ihren wechselnden Ufern und Wellen in die lärmende Welt sich ergießen; aus dem strudelnden Heute einmal zu entfliehen, und das ewig gleiche Antlitz im einfach klaren Spiegel zu schauen. Aber das Buch unsers Verfassers, soweit es vorliegt, ist

ausschließlich eine solche Flucht. Darum immer die Sehnsucht und das Ruhverlangen, darum das leidenschaftliche Abwerfen und Wegstoßen alles Dessen was dem Fliehenden als unnützer Ballast der Civilisation erscheint; und darum endlich bildet die Weltanschauung des Verfassers sich mit Bestimmtheit so aus daß alles geschichtliche Werden fast lediglich in seiner Vergänglichkeit, in seinem willkürlichen Wandel und Wechsel, gegenüber den ewigbleibenden Formen des individuellen Werdens, Kindheit, Jugend, Alter u. s. w. dargestellt wird. Könnte ein Mensch sich diesem geschichtlichen Werden wirklich entziehen, könnte ein Dichter rein aus der Natur- und Familieneinsamkeit seinen Stoff nehmen, so würde diese Einseitigkeit wenigstens in sich vollendet erscheinen, und darum würde das dichterische Bild eines solchen Lebens doch einen reinen Eindruck machen, und gerade durch den reinen Contrast einen harmonischen Klang in den der brausenden Welt gehörenden Gemüthern wecken. So betrachten wir harmlos die Unwissenheit und das unverständige Urtheil eines Kindes, solange es sich zwischen seinen Blumen und Gespielen bewegt, und von Dem was es gar nicht kennt thöricht urtheilt. Wenn das Kind aber älter wird, in die Welt tritt, und nun über das in dieser Zeit erscheinende und werdende Sittliche weint und jammert, blos weil es die complicirtern Bedingungen dieser Lebenskreise nicht kennt, und sie mit dem Maßstabe der Kinderwelt mißt, so kann man sich daran nicht mehr ergötzen, sondern nur Belehrung geben.

Etwas Aehnliches ist es mit diesem Buche. Wo der Verfasser mit den reichen Farben seiner Phantasie, in allem sanften Puls und wieder feurig beflügelten Aufschwung seines Wesens uns nur die „weltewigen" Züge zeichnet von Kind und Mutter, Heimat und Familie, Jugend und Alter, von Tod und Liebe redet und „zeichenredet": wo er nur dies Ewige rein erfaßt, da geben wir uns ihm mit reinem Genusse hin. Um so unerfreulicher wenn er sich nicht in diesen Grenzen hält, sodaß wir dann an die Schranken seiner Individualität stoßen. Seine innige, weiche Liebe wird hart, verachtend, ungerecht, indem er schlechthin jeden Charakter, jedes Individuum in die Regelmäßigkeit jener Typen bannen will. Wie lieblich weiß er vom Zauber der Heimat zu reden! Und warum begnügt er sich nicht damit selbst in diesem Zauber froh sich zu fühlen, und allenfalls wenn er den Contrast des Kosmopolitischen nicht unbesprochen lassen kann, in einfach menschlicher, wahrhaft edler Weise zu sagen: Ich bin ein Heimatmensch, ich vermag mir keine Liebe, keine Sittlichkeit, kein Heiliges zu denken was nicht anfänglich in diesem engen Kreise seine Wurzeln hätte und letztlich zu ihnen zurückkehrte! Nein, statt Dessen eifert er recht wie ein Kind mit Unverstand: daß nur in der Heimat Sittlichkeit, Schönheit, Religion wahrhaft existiren; daß „wer nicht am Geburtsort, am Vaterhause, an der Scholle hängt", auch keine Vaterlandsliebe, keine Menschenliebe in Wahrheit, sondern nur als Prahlerei ohne Herz hat. (S. 207, 219.)

Dies führt uns zu einer weitern Bemerkung. Will man diese Heimatanschauung geschichtlich charakterisiren, so läßt sich nur sagen daß es die specifisch-heidnische ist. Es war eine Consequenz des politischen, naturwüchsigen und exclusiv egoistischen heidnischen Wesens, daß es für den Römer kein „lebenswerthes Leben" außer Rom, für den Hellenen außerhalb Hellas, endlich auch für den Juden außerhalb des Gelobten Landes geben konnte. Das Christenthum erst, mit welchem die Herrschaft des Geistes, die Unwesentlichkeit des Natürlichen und Nationalen, die relative Indifferenz gegen Ehe und Familie u. s. w. proclamirt wurde, brachte den Kosmopolitismus und schuf die Welt zur Heimat, die Welt natürlich nur insofern als die Kirche in ihr gegründet war oder gebaut werden sollte. Hieraus ergibt sich nun schon was für ein Christenthum dasjenige ist an welches der Verfasser sich mit ganzer Seele hingegeben hat. Eins wie er es braucht, und wie er es sich mit Gewalt des Herzens zurechtmacht, alle Widersprüche der Schrift mit Machtworten seines individuellen Geistes beseitigt, eins wie E. M. Arndt es festhält, und ganz verträglich mit seiner nationalen Doctrin findet: „daß ein gewisser Volkshaß von Gott geordnet sei." Charakterisiren wir allgemeiner, so ist diese willkürliche Anschauung des Christenthums ein Rest jener mittelalterlichen Naivetät, welche die ungeheuersten Contraste in gutem Glauben miteinander zusammenknetete. Der Unterschied zwischen den damaligen germanischen Christen und den heutigen ist nur: daß jene diese Mischung versuchten ohne kritischen Verstand, mit voller allgemeiner Glut der dunkeln Gemüther, und darum auch mit der Wucht des Arms. Sie schufen die Welt zu ihrem Bilde um, und erst als es beinahe gelungen war die widerstrebenden Elemente als einiges Papstthum und Kaiserthum zur Weltherrschaft zu bringen, stürzte der babylonische Bau langsam ein. Luther versuchte eine Restauration, er wollte die Bibel und die Fürsten in dieselbe Einheit und Weltherrschaft einsetzen wie einst Papst und Kaiser; zugleich mit einem entsprechenden innern Einigungsversuch zwischen Christenthum und Weltlichkeit. Darum ist die Aehnlichkeit welche zwischen Charakteren wie Arndt und Goltz mit Luther stattfindet eine nicht blos zufällige und bedeutungslose. Luther der Restaurator, Luther der Vermittler zwischen den alten absoluten Rechtsansprüchen des Himmels und den immer unabweislicher gewordenen widerstreitenden Prätensionen der Natur, Wissenschaft, Nationalität und Weltlichkeit, ist ihr letzter großer Vorgänger, ihr Ideal, der Held dem sie als Epigonen folgen. In diesem allgemeinen Verhältniß zu Luther steht freilich die gesammte Partei des christlich-germanischen Staats; aber vielleicht hat sie gegenwärtig keinen so ausgezeichneten, mit so wahrhaft lutherischer Kraft der Originalität, Fülle der Gedanken, und ursprünglich quellender Gewalt der Sprache begabten Vertreter wie B. Goltz. Je weniger man sich bei der Lecture des vorliegenden Buchs dieses Vergleichs enthalten kann: desto schärfer treten dann freilich auch die tiefgreifenden Unterschiede der Weltanschauungen zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert hervor. Wie Luther auf dem Grenzpunkte zweier Zeiten stand, und sein Antlitz noch einen Abglanz des vergehenden, sterbenden Mittelalters trägt: so ist für den Verfasser unsers Buchs, für den Epigonen, schon Luther und dessen Werk das vergehende; für Goltz ist schon die protestantische Welt die sterbende Mutter, deren Milch er doch noch getrunken hat, von der doch noch ein Zug in seinem Antlitz die Familienähnlichkeit zeigt. Das Schibboleth des echten mittelalterlich-christlichen Glaubens war das Tertullianische: Credo, quia absurdum est. Als Chorführer einer neuen Zeit stellte der jugendliche Luther in Worms neben jene Glaubensquelle, die er nur von der Tradition auf die Schrift reducirte, doch die „hellen öffentlichen Gründe" der Vernunft. Alt geworden hielt er an dem Schibboleth in der neuen protestantischen Form fest, und trieb die Vernunft als die Metze des Teufels aus. Nach drei Jahrhunderten hat die deutsche Wissenschaft die Vernunft zu Ehren gebracht; Goltz polemisirt nur noch gegen den blos kritischen „Verstand", und bei ihm ist das Christenthum, das Credo, quia absurdum est, nur noch ein Appendix an die vorangehende Position der Natur und Vernunft. Es ist sein Erbe, das er als Heimatmensch nicht fahren lassen kann, aber das Erbe constituirt nicht mehr den Menschen, er ist nicht mehr ein Leibeigener der Scholle, sondern im vollen Bewußtsein der Freiheit schaut er sich erst empfangend und genießend in Jugendkraft in der weiten Welt um, und kehrt dann erst älter geworden zu Dem zurück was ihm nicht mehr in Wahrheit und bleibender Wirklichkeit, sondern nur in den Augenblicken der Rührung als das Einzige erscheint. In Wahrheit ist es ihm nur noch das Liebste unter vielem andern Lieben. Ref. hat eine Stelle aufgesucht wo der Verfasser, vielleicht ohne es zu wissen, diese Weltanschauung gerade in der eben von uns charakterisirten Unterschiedenheit ausgesprochen hat. An die volle Immanenz und Autonomie des Menschenlebens, der Natur und Vernunft, wird als unvermittelter Appendix die Heteronomie, die göttliche Herrschaft und das Christenthum gehängt. In

dem Abschnitt: „Die menschliche Bestimmung", heißt es also zuerst:

„Das wahre Leben ist des Lebens Zweck! Im heiligen, einfältigen und glückseligen Leben, in allem Dasein das wir in Glaube, Liebe und Arbeit hinbringen, wird die menschliche Bestimmung vollkommen erreicht; in jedem heiligen und glücklichen Augenblick fallen Mittel und Zweck, fallen Ursach und Wirkung, Zeit und Ewigkeit, Diesseits und Jenseits, Materie und Geist, Anfang und Ende, Menschliches und Göttliches, und alle Gegensätze des Lebens die der profane Welt- und Schulverstand auseinanderhält, in Einen Punkt... Wir leben weil das Lebendigsein, weil das wahrhaftige Leben und Bewußtsein an ihm selbst, die Schönheit, die Wahrheit, die Güte, die Heiligkeit, weil das Leben das vollkommenste Wunder und Heiligthum, weil es an ihm selbst Harmonie, Liebe und Glückseligkeit, weil es das Unendliche im Endlichen, das Ewige und Himmlische im Zeitlichen und Irdischen ist; weil es nichts Höheres, Beseligenderes, Schöneres und Wahrhaftigeres gibt als eben da zu sein, und zu wissen, zu schauen, mit allen äußern und innern Sinnen zu empfinden daß man da ist, und daß die Welt ist, und daß es ein Leben gibt, ein Menschendasein in und mit allem Dasein der Welt" u. s. w.

Ja, in diesem Sturme der echten Lebensbegeisterung wendet sich der Dichter sogar polemisch gegen den Dualismus. „Was soll uns also die Lehre von der Unterschiedenheit, vom Dualismus der Lebenspole! Was soll da die Idee von einer absonderlichen Menschenbestimmung? Entweder wird sie in jeglichem Augenblick oder in keinem erreicht. Das ist eben der Fluch eines todten, abstracten, unheiligen und überbildeten Daseins daß in ihm getrennt und entgegengesetzt wird was in einem heiligen, unschuldigen, gottseligen und darum eben glückseligen Leben zusammengefügt, in Eins gebildet und zugleich gegeben ist."

Vortrefflich. Aber mögen die Leser ja nicht denken der Verfasser ziehe die Consequenzen aus seinen eigenen Worten, und wolle also den christlichen Dualismus, nämlich die absonderliche Menschenbestimmung für den Himmel, und die Lehre von der Nichtigkeit, Häßlichkeit und Werthlosigkeit des irdischen Lebens verwerfen. Jene Principien hat er nicht als Philosoph, sondern vom gesunden Lebensgefühl exaltirt gesprochen. Aber die Heilige Schrift ist das Erbe seiner Väter das er bewahren muß; und wie die Natur stets sich selbst curirt, so hält auch der Verfasser vermöge seines Herzensbedürfnisses an dem einen Moment des Christenthums, worin es Synthese ist, mit gutem Rechte fest, während er vor der andern Seite, nach welcher es Dualismus ist, hartnäckig sein Auge verschließt. So bringt er es denn endlich zu folgender wunderlichen Verbindung von Feuerbach und Christus, indem er das Moderne in die Vernunft, das Alte in den Glauben verweist, und als ein phantasiereicher, vom Augenblick abhängiger Mensch, die einzige Vermittelung jener directen Gegensätze nur in seinem Subject hat, welches mit dichterischer Wandelbarkeit jetzt absolut in der Vernunft, und eine Minute später absolut im Glauben lebt:

„Halten wir die Harmonie, das Ineinander, die Ganzheit, die Unverletztheit, die Heiligkeit alles Daseins und aller Lebensbewegungen als höchsten und absoluten Begriff, als die Idee und den Inhalt und Grund aller Schönheit, Güte, Wahrhaftigkeit, Glückseligkeit, Menschenbildung, Menschenerkenntniß, Menschenwürde und Menschenbestimmung fest, und glauben wir dabei nichtsdestoweniger, eben weil wir es nimmer mit dem Verstande und in Worten zu begreifen vermögen: daß Gott der Herr ein außerweltlicher gleichwie ein inweltlicher ist, und daß es eben darum ein Weltgericht geben müsse, welches nicht in der Weltgeschichte vollzogen wird."

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Ahrens, H., Die Philosophie des Rechts. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Die organische Staatslehre auf philosophisch-anthropologischer Grundlage. 1ster Band. Enthaltend: Die philosophische Grundlage und die allgemeine Staatslehre. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Aus dem Tagebuche eines Livländers. Moskau, Constantinopel, Burgos, Madrid, das Violin-Conzert von Beethoven in St. Petersburg und die Fasten-Musiken. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr.

Böttger, A., Die Pilgerfahrt der Blumengeister. 1stes Heft. Leipzig, F. Fleischer. Lex.-8. 1 Thlr.

Holzapfel, J., Der Deutsche Ritter-Orden in seinem Wirken für Kirche und Reich. Geschichtlich dargestellt. Wien. 8. 1 Thlr.

Hubmann, J. G., Herakleitos des Ephesiers Ansichten über die Natur des Weltalls. Programm zum Jahresschlusse an der Studienanstalt zu Amberg im J. 1850. Amberg. Gr. 4. 6¼ Ngr.

Kaeuffer, J. E. R., Das Chinesische Volk vor Abrahams Zeiten, zu gutem Theile als Spiegel für die Völker des 19. Jahrhunderts dargestellt. Dresden, Kuntze. Gr. 8. 20 Ngr.

Klencke, H., Naturbilder aus dem Leben der Menschheit. In Briefen an Alex. v. Humboldt. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oelckers, Humoristisch-satyrische Geschichte Deutschlands von der Zeit des Wiener Kongresses bis zur Gegenwart. Nebst einem ernsthaften Schreiben statt der Einleitung und ernsthaftem Schluß. 3te Auflage. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Klemm. 1851. 8. 7½ Ngr.

Palleske, E., Ueber Griepenkerl's „Robespierre." Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 12 Ngr.

Proudhon's ausgewählte Schriften. 2ter Band. — A. u. d. T.: Revolutionäre Ideen. Mit einem Vorworte von A. Darimon. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 25 Ngr.

Roth, K., Kleine Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 1stes und 2tes Heft. München, Kaiser. 8. 10 Ngr.

Starklof, L., Durch die Alpen. Kreuz- und Quer-Züge. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Stein, W., Predigten über die evangelischen Pericopen aus seinem handschriftlichen Nachlasse ausgewählt und zum Drucke befördert von A. Lindenborn. 1stes Heft. Wetzlar. Gr. 8. 20 Ngr.

Die deutschen Volkslieder. Gesammelt von K. Simrock. Frankfurt a. M., Brönner. 1851. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Waffen-Strahlen. Regensburg, Manz. 12. 7½ Ngr.

Waitz, G., Einige Worte über den Dänischen Geh.-Archivar und Historiographen Dr. C. F. Wegener. Aus den Göttinger gelehrten Anzeigen abgedruckt. Göttingen, Dieterich. 8. 6 Ngr.

Walter, R., Parlamentarische Größen. 1ster Band. Die Conservativen: von Gerlach. Stahl. Walter. v. Radowitz. Dahlmann. Camphausen. Simson. Hansemann. v. Vincke. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das J. 1851. In Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Plieninger. 14. Jahrgang. Mit vielen Bildern. Stuttgart, Belser. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bemerkungen zu der unter dem 12. Febr. dieses Jahres von dem Königl. Preuß. Justiz-Ministerium bekannt gemachten Denkschrift, die Aufhebung der Lehne und Fideicommisse betreffend. Leipzig, Dörffling u. Franke. 8. 3 Ngr.

Dumhof, F., Die Würde des Menschen in seinem Verhältnisse zur Sternenwelt. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 1. Septbr. 1850. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Die freie Elbeschifffahrt und Preußen. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 270. —— 11. November 1850.

Die Naturwissenschaft und die Revolution.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

Ich beginne meine Denunciation mit der Philosophie und behaupte daß diese Schrift, obgleich sie nur von Essen und Trinken handelt, den in den Augen unserer supranaturalistischen Scheincultur niedrigsten Acten, doch von der höchsten philosophischen Bedeutung und Wichtigkeit ist. Ja ich gehe weiter und behaupte daß nur sie die wahren „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" und Gegenwart enthält, daß wir in ihr die schwierigsten Probleme der Philosophie gelöst finden. Was haben sich nicht sonst die Philosophen den Kopf zerbrochen mit der Frage von dem Bande zwischen dem Leib und der Seele! Jetzt wissen wir aus wissenschaftlichen Gründen was längst das Volk aus der Erfahrung wußte, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält, daß das gesuchte Band also die Nahrung ist. Wie hat man sich nicht sonst über eingeborene oder von außen gekommene Ideen gezankt, und wie verächtlich auf Die herabgeblickt welche den Ursprung der Ideen aus den Sinnen ableiteten! Jetzt ist es uns ebenso unmöglich von eingeborenen Ideen zu reden, als von eingeborenen Speisen oder eingeborener Wärme, die auch sonst unter dem Namen calor innatus eine Hauptrolle in der Naturwissenschaft spielte. Jetzt wissen wir daß die Respiration die hauptsächlichste Quelle der Wärme, daß die Luft ein wesentlicher Theil unserer selbst ist, daß wir Alles von außen pumpen, daß wir Nichts zu eigen haben, daß wir als reine Lumpen und Communisten auf die Welt kommen, daß gar Nichts in uns ist was nicht auch außer uns existirt, daß wir am Ende nur aus Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff, diesen wenigen, einfachen, und doch so unendlich verschiedenartiger Verbindungen fähigen, diesen geisterhaften, unmittelbar un- und übersinnlichen, und dennoch an sich und mittelbar sinnlichen Stoffen zusammengeflickt sind. Wie stimmt aber diese Anschauung des Menschen mit der christlichen Welt- und Menschenanschauung? Denn was ist der eigentliche Kern der christlichen, wenigstens dogmatisch-christlichen Lehre? Die: „daß wir existiren könnten allein mit Gott, auch wenn kein Raum, keine Materie wäre, weil unser Wesen nicht den Begriff der Existenz der äußern Dinge insichschließt", daß der Mensch ein Bild Gottes, d. h. das Wesen ist welches nur aus sich und in sich, d. h. nur aus und in Gedanken besteht, welches keiner Welt, keiner Natur, keiner Materie zu seiner Existenz bedarf, daß also der Mensch noch existirt auch wenn sein Leib und die materielle Welt überhaupt zugrundegeht. Und dennoch dulden unsere gutchristlichen Regierungen im christlichen Staate die Naturwissenschaften, insbesondere die allerradicalste, corrosivste und destructivste Wissenschaft, die Chemie, die längst in ihrem Scheidewasser die Mysterien der christlichen Weltanschauung aufgelöst? Welch ein ungeheurer Widerspruch! Doch kehren wir wieder von den Thorheiten der Politik zur Philosophie zurück. Wie hat nicht der Begriff der Substanz die Philosophie verirrt! Was ist sie? Ich oder Nicht-Ich, Geist oder Natur, oder die Einheit von beiden? Ja, die Einheit. Aber was ist denn damit gesagt? Die Nahrung nur ist die Substanz; die Nahrung die Identität von Geist und Natur; wo kein Fett, ist kein Fleisch, aber wo kein Fett, da ist auch kein Hirn, kein Geist, und das Fett kommt nur aus der Nahrung, die Nahrung ist das Spinozistische Ἑν και παν, das Allesumfassende, das Wesen der Wesen. Alles hängt vom Essen und Trinken ab. Die Verschiedenheit des Wesens ist nur Verschiedenheit der Nahrung. Schon in der „Offenbarung der Natur und natürlichen Dinge... durch den hochgelehrten Hieronymum Cardanum" heißt es übrigens ganz im Widerspruch mit der Offenbarung der Bibel, wo dem Edite bibite nur eine frivole Bedeutung gegeben, das Wesen des Menschen als ein vom Essen und Trinken unabhängiges vorgestellt wird: „die Nahrung mögend in alle Naturen die Menschen verenderen. Wölliche nun vil Wildbret und Gewürz in der Speiß brauchen, werden alle grimm und zornig leuth, wölliche kraut essend, werdend milt und zahm." Welche dornenvolle Untersuchungen hat nicht das Sein den Philosophen verursacht! Ist es Eines oder Vieles, Eins mit dem Denker oder verschieden von dem Nichts des Gedankens? Unnütze Fragen! Das Sein ist Eins mit dem Essen; Sein heißt Essen; was ist, ißt und wird gegessen. Essen ist die subjective, thätige, gegessen werden die objective, leidende Form des Seins, aber Beides unzertrennlich. Erst im Essen erfüllt sich daher

der hohle Begriff des Seins, und offenbart sich die Unsinnigkeit der Frage: ob Sein und Nichtsein identisch, d. h. ob Essen und Hungern identisch ist? Was haben sich nicht die Philosophen mit der Frage gequält: was ist der Anfang der Philosophie? Ich oder Nicht-Ich, Bewußtsein oder Sein? O ihr Thoren die ihr vor lauter Verwunderung über das Räthsel des Anfangs den Mund aufsperrt, und doch nicht seht daß der offene Mund der Eingang ins Innere der Natur ist, daß die Zähne schon längst die Nüsse geknackt haben worüber ihr noch heute euch vergeblich den Kopf zerbrecht! Damit muß man anfangen zu denken womit man anfängt zu existiren. Das Principium essendi ist auch das Principium cognoscendi. Der Anfang der Existenz ist aber die Ernährung; die Nahrung also der Anfang der Weisheit. Die erste Bedingung daß du Etwas in dein Herz und deinen Kopf bringst ist: daß du Etwas in deinen Magen bringst. „A Jove principium" hieß es sonst, aber jetzt heißt es: „a ventre principium". Die alte Welt stellte den Leib auf den Kopf, die neue setzt den Kopf auf den Leib; die alte Welt ließ die Materie aus dem Geiste, die neue läßt den Geist aus der Materie entspringen. Die alte Weltordnung war eine phantastische und verkehrte, die neue ist eine natur- und eben deswegen vernunftgemäße. Die alte Philosophie begann mit dem Denken, sie „wußte nur die Geister zu vergnügen, und ließ darum die Menschen ohne Brot", die neue beginnt mit Essen und Trinken; die alte Philosophie hatte daher Nichts im Kopfe — „Sein und Nichts ist identisch", das Nichts ist das infinitum et indeterminatum negans, Dieu est opposé au néant —, denn wo Nichts im Magen, ist auch Nichts im Kopfe. Der Kopf ist das Vermögen zu schließen, aber die Vordersätze, die Elemente zu diesen Schlüssen liegen in den Speisen und Getränken. Der Geist ist Licht, verzehrendes Feuer, aber der Brennstoff ist der Nahrungsstoff. Plenus venter non studet libenter, richtig; aber solange der Bauch voll ist, solange hat der Kopf auch Nichts vom Inhalt des Bauchs, Hirn werden die Speisen erst wenn sie verdaut, wenn sie Blut geworden sind. Der plenus venter ist also ein alberner Einwand. Es bleibt dabei: der Nahrungsstoff ist Gedankenstoff.

> Das Gehirn kann ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen.... An das phosphorhaltige Fett ist die Entstehung, folglich auch die Thätigkeit des Hirns geknüpft.... Ohne Phosphor kein Gedanke. („Lehre der Nahrungsmittel", S. 115 fg.)

Wo hat je ein speculativer Philosoph daran gedacht? Haben sie nicht alle das Denken aus sich selbst erklärt, den Geist zu einem selbständigen, stofflosen, von aller Materie abgesonderten Wesen gemacht? Haben sie nicht ihr Nichtwissen von den materiellen Grundlagen des Geistes in ein Nichtsein derselben verwandelt? Ist es nun ein Wunder daß es noch so dunkel in der Welt aussieht, da selbst unsere größten Denker keinen Phosphor im Kopfe hatten? Ist es ein Wunder daß die unsinnigste Vorstellung, die Schöpfung aus Nichts sogar zu einem heiligen Glaubensartikel, und zum „höchsten Problem der speculativen Philosophie" wurde? Was heißt denn aber: Die Welt ist geschaffen aus Nichts! anders als: sie ist geschaffen ich weiß nicht woraus? Was heißt also an eine Schöpfung oder überhaupt Entstehung aus Nichts glauben? Es heißt an die Heiligkeit und Göttlichkeit der Ignoranz glauben, es heißt die Ignoranz an die Spitze der Welt, der Religion und Wissenschaft stellen. Ein Beispiel hiervon haben wir eben an dem Ernährungsproceß. Daß die Speisen Fleisch und Blut werden, wußte man; aber wie? Das wußte man nicht. Wie löste man nun den Widerspruch zwischen dem bekannten Etwas und dem unbekannten Nichts oder dem Nichts der Unwissenheit? Man schrieb dem Leibe unter dem Namen der Lebenskraft ohne Weiteres die Kraft zu die Speisen in Blut zu verwandeln, d. h. man dichtete dem Organismus, wenn auch nicht mit Worten, doch der That nach, eine aus Nichts schaffende Kraft an, um so die Wunder der christlichen Dogmatik in succum et sanguinem zu vertiren. Aber in der Wirklichkeit verhält es sich ganz anders. Hören wir wie. Ehe wir aber dieses Wie verstehen, müssen wir wissen warum wir essen und was wir essen oder vielmehr uns aneignen. „Das Leben ist Stoffwechsel" (S. 66). Wir empfangen von der Außenwelt Stoffe und geben sie wieder zurück, nur in anderer Gestalt, scheiden sie aus. Und je mehr oder weniger wir von uns geben, desto mehr oder weniger müssen wir auch zu uns nehmen. Leider ist aber nicht mit der verminderten Aufnahme von Nahrungsmitteln auch eine verhältnißmäßige Abnahme der Ausscheidungen verbunden. Wenn wir Nichts zu verzehren haben, verzehren wir uns selbst. Es heißt (S. 62):

> Auch wenn wir uns aller Speise und alles Tranks enthalten, hauchen wir Kohlensäure und Wasser aus, die Ausleerungen von Harn und Koth erfolgen nach wie vor, die Haare wachsen, die Nägel verlängern sich, und Schweiß und Schleim entziehen dem Körper von Stunde zu Stunde seine wesentlichsten Bestandtheile. Und wenn die Enthaltsamkeit fortdauert, dann verräth sie sich nur zu bald durch eine beträchtliche Abnahme des Gewichts unsers Körpers.

Ferner S. 63:

> Wenn der Ersatz aufhört während die Ausgaben fortdauern, dann ändert sich alsbald die Zusammensetzung der Gewebe, und das Blut, das nicht nur für die Gewebe, sondern auch für sich selbst einkauft, macht in einigen Tagen oder wenn es hoch kommt in wenigen Wochen Bankrott. Denn der Sauerstoff den wir einathmen zehrt vom Blut dessen Einnahmen stocken.

Und S. 49:

> Allen Stoffen unsers Körpers wird nämlich Sauerstoff der Luft zugeführt, den wir unablässig einathmen. Kein Stoff aber greift mächtiger als der Sauerstoff in das Werden und Vergehen der organischen Verbindungen ein. Vor der anhaltenden Wirkung des Sauerstoffs hat keine organische Verbindung unsers Körpers Bestand.

Am ersten schwinden unter dem verzehrenden Einflusse des Sauerstoffs die Fette, dann die Muskeln, das Herz, Milz und Leber, am spätesten die Nerven und das Hirn — eine merkwürdige Erscheinung, da sie aus den wandelbarsten Stoffen unsers Körpers, aus Fett

und Eiweiß bestehen, eine bisjetzt noch unerklärte Erscheinung, die aber trotzdem das späte Absterben der geistigen Thätigkeit erklärt. Doch die Folgen des Hungerns oder Fastens erstrecken sich noch weiter. Wo die Menge und Mischung des Stoffs, verändert sich auch die Form der Verrichtung.

Denn ein gemeinsames Band hält Stoff und Form und Verrichtung umschlungen... Der leichtere Muskel, dessen Fett und Eiweiß geschwunden sind, erscheint als welkes Fleisch, das sich langsam zusammenzieht. Das Herz ist träge, die Zahl der Pulse in der Minute beträchtlich vermindert... Kleine Reize haben große Wirkung. Das Licht thut wehe, ein stärkerer Schall wird unerträglich, eine Berührung erweckt Zorn... In schlafloser Nacht quält den Hungernden die Gier, der mächtige Hebel so vieler Leidenschaften. Wer zu Aas und Leichen, zum Fleisch seiner Freunde oder zu seinem eigenen Körper greift, Der beweist mehr als die Einbildungskraft der Dichter sich vorstellen kann... Von keinem Triebe wird die Macht des Geistes trauriger besiegt. Der Hunger verödet Kopf und Herz... Der Hungernde fühlt jeden Druck mit Centnerschwere, darum hat der Hunger mehr Empörungen verursacht als der Ehrgeiz unzufriedener Köpfe... Kalt und starr die Muskeln zuckend in gelähmten Gliedern, seufzend, mit trübem Auge, abgestumpfter Empfindung, bethörtem Urtheil kämpft der Gepeinigte den Todeskampf, dem häufig eine Ohnmacht sein Ziel steckt, bisweilen aber rasendes Irrereden vorausgeht. (S. 66—68.)

Dies das Gemälde von den schrecklichen Folgen des unbefriedigten Hungers, Dies der Grund des Nahrungsbedürfnisses, Dies auch der Grund warum die neue Weltweisheit nicht mehr das Nichts im Kopfe, sondern das Nichts im Magen — ein sehr reelles, weil empfindliches Nichts — zu ihrem und der Welt Princip macht.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Philosophie über den Menschen.

(Beschluß aus Nr. 269.)

Wie der Verfasser überhaupt in dem ganzen Buche als ein lauterer, wahrheitliebender Charakter sich offenbart, so ist auch hier die Naivetät auf die Spitze der Klarheit und Aufrichtigkeit gebracht. Vernünftigerweise, sagt sie, können wir die Transcendenz weder begreifen, noch bedürfen wir sie zum wahrhaft edeln menschlichen Leben; Welt und Leben genügen durchaus sich selbst. Da wir die Transcendenz aber im Christenthum finden, und zu diesem ein Herzens- und Heimatsverhältniß haben, so wollen wir sie ins Gefühl verweisen und gleichsam als opus supererogationis sie glauben, da sie wenigstens uns Nichts schaden kann.

Aus dem Lebensnerv des Werks, den wir hier bloßgelegt haben, mag der Leser sich ein Urtheil über den Standpunkt und die weitern Entwickelungen dieser Anthropologie bilden; aber nicht darin liegt der Werth des Buchs, sondern in dem schönen lebendigen Fleisch und Blut mit dem dieser Nerv überkleidet ist. Wer sich von den dürren Haiden der Convenienzliteratur und -Poesie einmal auf frische Weide sehnt, findet sie hier duftig und grün. Wir geben schließlich nur noch ein Beispiel, um zu zeigen wie jene eben nachgewiesenen unvermittelten Contraste nur nicht in so unmittelbarer Nähe wiedererscheinen. Seltz ist ein Lobredner der Heimat, der Stille, des engsten kleinsten Kreises, am liebsten auf dem Lande, fernab von aller verderbten Civilisation. Aber er ist viel zu sehr Dichter, und seines Herzens Liebe ist viel zu wahrhaftig und reich als daß er diese Doctrin in der egoistisch-exclusiven Weise eines Romantikers oder auch eines deutschen Philisters festhalten könnte. Man höre wie begeistert er zurückkehrt in den Strom und Wirbel der erlösungsbedürftigen, unglücklichen Welt:

„Das Gewissen sagt uns daß in der allgemeinen Erdennoth kein guter, mitfühlender und wahrhaftiger Mensch eine andere Genugthuung haben soll als die welche ihm die Arbeit, eine nie rastende, eine anstrengende, eine Kunst und Wissenschaft verleugnende, eine Alles aufopfernde Thätigkeit, ein Märtyrerthum verleiht, die resignirte mühselige Betheiligung an der allgemeinen Arbeit, der täglichen Erdensorge und Erdennoth, eine Betheiligung an der Arbeit der Gesellschaft die in ihren Grundfesten erschüttert ist, des Staats der gewaltsam zur Umwandelung, zur durchgreifenden Verbesserung und Wiedergeburt drängt. Welcher Ehrenmann, welcher Christ und Menschenfreund wird solchen gährenden Natur- und Staatsprocessen, solchen Weltmartyrien, solchen Schaudergeschichten gegenüber es über das Gewissen bringen sich eine stille, abgeschlossene, heimliche, bequeme kleine Welt zu bauen, einen Himmel in welchem dem Idealgenuß, der Kunst- und Wissenschaftseitelkeit, der Poesie und müßiger Grübelei gefröhnt wird! Das ist Selbstschwelgerei, ist Feigheit, Sünde, Schande, Trägheit, Unbarmherzigkeit, ist Blödsinn oder Wahnsinn, wenn eine ganze Welt sich unter Höllenschmerzen neugebären oder in das alte Chaos zurückwandeln will. O lehrt mich, ihr kalten Vernunftweisen, oder besser, lehrt es mich nicht wie ich diesen Strom der Menschenliebe in mir bewältige, daß ich nicht nutzlos und im heiligen Wahnsinn mir die Brust aufreiße, und mein Blut verspritze um nur mein Opfer dargebracht und angenommen zu sehen! Tugend fasse ich nur als heiligen Verstand, als Mäßigung des heiligen himmlischen Feuers, das im Menschenbusen brennt."

2. Tod und Leben. Von W. Gravi. Leipzig, Schäfer. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

3. Populaire Anschauungen der übersinnlichen Welt von Erdwin von der Horst. Bremen, Schünemann. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Nur des einigermaßen verwandten Inhalts wegen haben wir diese beiden Broschüren zusammengestellt. Auch allenfalls als ein Beispiel wie ein Autor alle Fremdwörter so komisch verfolgen, und doch in seinem reinen Deutsch das verworrenste, unklarste Gemisch zutagefördern kann (Nr. 2); während ein anderer, wenngleich er für das Volk durchaus unverständlich ist, und darum sehr mit Unrecht sein Werk ein „populaires" nennt, doch als Dilettant im ernsten wissenschaftlichen Sinne schreibt, und darum recht wohlverständlich ist (Nr. 3). Die erstere, wie wir vermuthen, pseudonyme Broschüre, in ihrem willkürlichen Umherschweifen vom Hundertsten ins Tausendste, mit ihren eingeschachtelten Abhandlungen über Erfahrung, Wahrheit, politische Reform, Glaubens- und Gewissensfreiheit u. dergl., eignet sich durchaus nicht zu einer irgend speciellern Besprechung. Wir wollen jeden tüchtigen Versuch natürlich und ohne den Ballast der Schulterminologie zu schreiben gern willkommen heißen, aber die Liederlichkeit des Stils, die Willkür der Anordnung und die Capriolen des raisonnirenden Ichs wollen wir nicht für den systematischen Ernst eingetauscht wissen.

Hr. von der Horst, früher nur durch einige schätzenswerthe handelspolitische Schriften bekannt, bietet uns mit einem anspruchslosen: salvis melioribus! einen nicht uninteressanten Versuch nicht nur die Unsterblichkeitsfrage zu lösen, sondern hauptsächlich über das Leben nach dem Erdentode die Gewißheit des Wo und Wie, der Art, des Orts und des Inhalts zu erlangen. Ohne daß der Verfasser Philosoph von Fach wäre muß doch gerade für den Philosophen dies Schriftchen von Interesse sein, weil es vom Standpunkte des Unglaubens die Wünsche des Glaubens zu befriedigen unternimmt. Der Glaube fodert nur die persönliche Fortdauer überhaupt: alle weitern Fragen überläßt er entweder der freien, religiös gefärbten Phantasiewillkür, oder wenn er zum Dichten einer solchen himmlischen Welt nicht mehr Fülle und Lebensfeuer genug hat, straft er die speciellen Fragen als unnützen Vorwitz und als entsprungen auf den natürlichen Gebieten, die mit dem Glauben Nichts

zu schaffen hätten und diesen nicht beeinträchtigen könnten; auf physiologische und physikalische Untersuchungen des Möglichen oder Unmöglichen läßt er sich nicht ein. Umgekehrt Hr. von der Horst. Der bloße unbestimmte Glaube und die in derselben Unbestimmtheit der religiösen Verheißungen sich haltenden philosophischen Speculationen genügen ihm gar nicht: „denn sie enthalten sich aller Specialisirung, und doch liegt erst im Wesen dieser Specialitäten das Wesen des Ganzen." Das mit den Naturwissenschaften genährte und zum Praktischen drängende Geschlecht dieser Tage will gerade das dem alten Glauben absolut Gleichgültige, nämlich den physischen Proceß und die naturwissenschaftliche Möglichkeit des neuen Lebens erkennen; es will sehen wenn es glauben soll. Dieser Charakter der Abhandlung wird nicht wesentlich alterirt dadurch daß der Verfasser den Weltorganismus, dem alle Einzelorganismen eingeordnet sind, Gott nennt. Denn die „Specialitäten" zeigen daß Dies nicht der alte, selbstgenügsame, der Welt unbedürftige Gott ist, sondern eben nichts Anderes als der Gesammtorganismus des Daseins, der in einer Vielheit von Naturwesen, Seelen und Geistern sich organisirt, und zu dessen Leben Steine, Pflanzen und Thiere gerade so nothwendig sind wie dem Menschen Haare, Nägel und Muskeln. In diesem Organismus nun, sagt der Verfasser, liegt die Nothwendigkeit das in ihm einmal Entstandene zu erhalten, und die einzelnen Unterorgane, deren Dauerbarkeit entsprechend, organisch fortzubilden. Das Thier muß, seinem reinirdischen Wesen entsprechend, mit dem Absterben des irdischen Organismus in den Chemismus zurückkehren, der Menschengeist aber, seiner Natur nach nicht auf die Erde beschränkt, den Trieb des Unendlichen insichtragend, muß demgemäß sein Wesen erfüllen, und wenn die alten Organe nicht mehr genügen, mit neuen versehen werden. Ein neuer Organismus entsteht überall wo die chemischen Bedingungen dazu vorhanden sind; so entstand der erste Mensch aus dem Chemismus dieser Erde. Nachdem derselbe aber diese menschenbildende Kraft verloren hat, und der Mensch auf Erden nur noch durch organische Zeugung sich fortpflanzt, so muß nun, wenn dieser irdische Menschenorganismus stirbt, der unsterbliche Geist anderswo einen neuen Organismus suchen, und vermöge des Gesetzes der Weltharmonie und Zweckmäßigkeit ihn ebenso gut finden wie das Thier auf Erden seine Nahrung. Der chemische Hauptfactor nun für alle Organisation und Reorganisation ist das Licht. Vom Sonnenlichte also empfängt der organlos gewordene Menschengeist die erste sinnliche Vermittelung, und erreicht, von ihm angezogen, die Sonne als den Ort der seiner organisirenden Kraft die zusagendsten chemischen Stoffe zur Neuanbildung sinnlicher Werkzeuge bietet.

Den geistigen Anlagen, Kräften, überhaupt der ganzen Eigenthümlichkeit die unser Geist, der Geist des irdisch gestorbenen Individuums, mit auf die Sonne bringt, müssen dort alle sinnlichen Organe entsprechen; unsere überirdische Reorganisation kann nur eine consequente Fortsetzung unsers gesammten irdischen Lebensverlaufs sein. Kinder erstehen auch dort als Kinder; Greise aber in der vollen, nur auf Erden geschwächten Reife. In den äußern Organen prägt aber das innere Wesen des Geistes sich klar aus, und jedes Sonnenauge durchschaut alle Güte und alle Schlechtigkeit jedes neuen Ankömmlings aus dem Planetensystem so deutlich wie wir hier auf Erden nur das Aeußere. Nur die geschlechtlichen Organe werden uns fehlen, im Uebrigen setzen wir das Familienleben, die Gemeindeverhältnisse und die nationale Politik, Wissenschaft und Kunst unbehindert fort, Alles um so leichter und vollendeter, da durch die neue Organisation Lüge und Heuchelei unmöglich geworden sind, und außerdem unsere Körper verhältnißmäßig vier mal leichter als auf Erden sein werden. „Selbst die bekannten zahllosen Gattungen der Arbeit können sich nicht wesentlich ändern; dieselben Gründe persönlich erhebender Ausbildung und des praktischen Fortkommens in der Welt, welche die Kinder in die Schulen und Lehrverhältnisse und die Erwachsenen zum Selbstunterrichte führt, sind für jede überirdische Zukunft untrennbare Fundamente der Humanität selbst. Wem es also im Leben gelungen ist durch Eingewöhnung in geistige oder körperliche, einfache oder künstlerische Arbeit seinen Beruf auszufüllen, Der ist sicher mit seiner Bildungs- oder Gewöhnungserrungenschaft auch auf den größern bewohnten Kugeln eine befriedigende physische Existenz und Mittel zur Aushülfe für schwächere Brüder zu finden." „So unmöglich die Subjectivität des Einzelnen durch den Uebergang plötzlich eine andere werden kann, ebenso wenig können die politischen Formen der Staaten und nationalen Gemeinden wesentlich andere sein als sie schon auf Erden erlebt und erstrebt worden sind."

Alles Dies ist mit redlichem Ernst und wissenschaftlichem Streben dargestellt; Nichts liegt dem Verfasser ferner als eine Satire. Aber dennoch hat er eine solche geschrieben ohne es zu wissen. Diese Unsterblichkeit mit ihrer nüchternen physikalischen Basis, mit ihrem Inhalte des bürgerlich soliden, arbeitenden und constitutionnell politisirenden Lebens, mit ihren Sonnenschneidern und -Schustern, Sonnenkaffee und Sonnenkartoffeln, mit ihrer Sorge um physische Existenz und Armenwesen: sie ist die herbste Satire auf die modernen Christen, welche mit solchen Surrogaten den echten altchristlichen Idealismus des Himmels und der Hölle, der ewigen Verdammniß und überschwenglichen Herrlichkeit der Gotteskindschaft, Gottesruhe und endlosen Seligkeit ersetzen, und dennoch, während sie nur das Ihre, nur die Fortsetzung des irdischen Lebens suchen, sich einbilden in einer geistigen Gemeinschaft mit Denen zu stehen die einzig nach oben strebten um Gott zu schauen von Angesicht zu Angesicht. 33.

Notiz.

Fanny Lewald und die französische Kritik.

Der französische Zuchtmeister der deutschen Blaustrümpfe, der namentlich Frau Aston auf sehr ungalante Weise dem Publicum vorstellte, spricht mit vieler Anerkennung von Fanny Lewald, und stellt ihr zu ihrer Empfehlung bei seinen Landsleuten das Zeugniß aus: qu'il n'est point un bas-bleu humanitaire. Den Roman „Prinz Louis Ferdinand" nimmt er sogar gegen englische Kritiken in Schutz. Hauptsächlich aber sind es die „Erinnerungen aus dem J. 1848" welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. „Durch ihr Talent wie durch ihre Abkunft gehört die Lewald einer mit Recht berühmt gewordenen Kategorie in der berliner Gesellschaft an, sie ist eine jener geistreichen und schöngeistigen Jüdinnen welche seit dem Ende des letzten Jahrhunderts in dieser Gesellschaft einen ebenso originellen als glänzenden Platz eingenommen haben. Die Lewald gibt sich nicht für eine gelehrte oder der Politik kundige Frau aus, sondern sie spricht als Weltdame. Im Allgemeinen nehmen die Frauen in Deutschland bei äußerlichen Manifestationen mehr Platz ein als in Frankreich, sie spielen insgesammt bis in die prosaischen Zeiten unserer modernsten Geschichte herab die Rolle ihrer Patronin Velleda fort (!). Erst haben sie dem Ronge Kelche überreicht, dann haben sie für die deutsche Flotte gesammelt, obwol Deutschland keine Häfen hat, dann haben sie Schärpen und Fahnen gestickt und haben zuletzt geschworen nur den Helden aus dem schleswigschen Kriege ihre Hand zu reichen. Auch Fanny Lewald ist mit solchen bürgerlichen Ideen behaftet, hierfür entschädigt aber die geistvolle und natürliche Art mit der sie Scenen und Persönlichkeiten zu schildern versteht." Und nun geht es weiter in Anerkennung ihrer Verdienste. Wir acceptiren diese Anerkennung trotz der barocken Weise in der ein französischer Kritiker den Charakter der deutschen Frauen zu würdigen vermeinte. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 271. —— 12. November 1850.

Die Naturwissenschaft und die Revolution.

(Beschluß aus Nr. 270.)

Wenden wir uns nun zu den appetitlichen Gegenständen womit wir unsern Hunger stillen. Die Natur hat reichlich für uns gesorgt. Alle drei Reiche der Natur liefern uns Nahrungsmittel oder vielmehr Nahrungsstoffe, wie der Verfasser die Bestandtheile derselben nennt. Dieselben bestehen nämlich: 1) aus anorganischen, 2) organischen stickstofffreien und 3) organischen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffen. Die chemischen Grundstoffe oder Elemente der Nahrungsstoffe aber sind — wenigstens die wichtigern —: Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Silicium, Eisen, Mangan, Fluor, Chlor, welche zehn Grundstoffe vorzugsweise dem Mineralreich angehören; ferner: Phosphor, Schwefel, Sauerstoff, welche ungefähr gleich oft in der organischen und unorganischen Welt vorkommen; endlich: Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, welche in allen lebenden Wesen vorkommen, während sie in sehr vielen Mineralien fehlen, und daher im engern Sinne als organische Elemente bezeichnet werden können. Die anorganischen Nahrungsstoffe sind näher: Chlornatrium, welches unser Koch- oder Steinsalz ist, Chlorkalium, eine dem Kochsalz sehr ähnliche Verbindung, ferner Salze der Alkalien, d. h. Salze im chemischen Sinne, Verbindungen von Säuren: hier die Schwefelsäure, Kohlensäure und Phosphorsäure; mit Basen: hier den Alkalien, nämlich dem Kali und Natron; dann Erdsalze, z. B. schwefelsaurer Kalk, schwefelsaure Thonerde; endlich ein Metallsalz, das phosphorsaure Eisenoxyd.

Die organischen stickstofffreien Nahrungsstoffe, Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, sind theils Stoffe die sich in Fett verwandeln können, und die deshalb der Verfasser Fettbildner nennt, theils schon gebildete Fette. Die wichtigsten Fettbildner sind das Amylum oder Stärkemehl (wie z. B. die Kartoffelstärke, aus der man den Kleister macht), das Gummi (das in sehr vielen Pflanzen vorkommt, aus manchen von selbst ausfließt, und an dem arabischen Gummi sein Musterbild hat), und der Zucker, allgemein bekannt, aber auch als Rohrzucker, was wir hier sogleich bemerken, mit Unrecht allgemein verschrien als ob er die Zähne verderbe, da er vielmehr die Bildung der Knochen und Zähne fördert. Die Fette sind: der Oelstoff (Olein oder Elain genannt), der am schwersten in der Kälte erstarrende Hauptbestandtheil aller Oele; das Perlmutterfett, ein leichter erstarrendes Fett, das man in perlmutterglänzenden Krystallen erhalten kann, daher sein Name; der Talgstoff oder das Stearin, das festeste aller Fette, hauptsächlich in Hammel- und Ochsenfett vorkommend.

Die organischen stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe bestehen aus mehr Elementen als die ebengenannten, nämlich aus Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Schwefel und meistens auch noch aus Phosphor. Von diesen kommen hier blos die eiweißartigen Körper in Betracht, also genannt wegen der Aehnlichkeit ihrer Eigenschaften und der Uebereinstimmung in ihrer Zusammensetzung mit dem Hühnereiweiß, keineswegs aber nur, wie der Name den Laien glauben machen könnte, auf die thierische Welt beschränkt, sondern auch in der Pflanzenwelt enthalten unter dem Namen: (lösliches und geronnenes) Pflanzeneiweiß, das sich in sehr vielen Pflanzensamen zeigt, und in allen in der Hitze gerinnenden Pflanzensäften, Pflanzenleim, der sich besonders in den Getreidesamen findet und Kleber (Gluten) heißt, weil er, solange er feucht, ein klebriger Stoff ist, und Legumin oder (nach des Verfassers Ausdruck) Erbsenstoff, welcher in allen Hülsenfrüchten als Bohnen, Erbsen, Linsen zu Hause ist, und den wichtigsten Nahrungsstoff derselben ausmacht.

Das sind also die Stoffe die in den Nahrungsmitteln von uns aufgenommen werden. Wie ist es nun aber möglich daß sie Blut werden?*) Diese Frage beantwortet sich wenn wir wissen was Blut ist, und woraus es besteht. Das Blut ist eine alkalische Flüssigkeit, eine Lösung von Salzen, eiweißartigen Körpern, Fett und Seifen, d. h. Verbindungen der obengenannten Fette mit den Alkalien. Tausend Theile Menschenblut enthalten zwei Theile Faserstoff (ein eiweißartiger Körper, dessen Eigenschaft ist daß er gerinnt, sowie das Blut

*) Ich beschränke mich hier blos auf die Blutbildung, obgleich die Ernährung im engern Sinne erst nach derselben beginnt. Aber aus dem Blut entsteht ja Alles. Haben wir Blut im Leibe, so fehlt uns Nichts mehr. Gib mir einen Blutstropfen und ich schaffe Menschen.

dem lebenden Körper entzogen wird), 131 Theile sogenannte Blutkörperchen (welche als Bläschen mit rothem Inhalt und weiße körnige Körperchen im Blute herumschwimmen, und in farbige, den Blutfarbestoff enthaltende und farblose Blutkörperchen unterschieden werden, welche beide aber eiweißartige Körper sind), 71 Theile Eiweiß (im engern Sinne), fünf Theile Chlorverbindungen und Salze, worunter das Kochsalz das Uebergewicht hat, zwei Theile Fett, 789 Theile Wasser. Die Speisen werden also zu Blut, weil sie aus denselben Bestandtheilen als das Blut bestehen, weil im Blut nichts Anderes ist als was in den Speisen, und umgekehrt.*) Dies gilt aber nur absolut oder abstract gesprochen. In der Wirklichkeit sind die Speisen sehr undelicat und inhuman, mit nicht oder doch höchst schwer assimilirbaren Stoffen vermengt, wie es der Zellstoff der pflanzlichen, die elastische Faser der thierischen Speisen ist, ihre Bestandtheile entweder zwar nicht verschieden von den Bestandtheilen des Bluts, aber doch in einer solchen Form und Verbindung in welcher sie nicht assimilirbar sind, und daher erst aufgelöst werden müssen, oder verschieden von denselben, in welchem Falle sie nicht nur erst gelöst, sondern auch eine Reihe von Vermittelungen und Verwandlungen durchlaufen müssen, ehe sie den Bestandtheilen des Bluts gleichgemacht, und folglich Blut werden können. So wird z. B. das Stärkemehl durch die Einwirkung des Mundspeichels und Bauchspeichels zuerst in Gummi verwandelt, der Gummi in Zucker, der Zucker aber durch die Galle in Milchsäure, die Milchsäure in Buttersäure, welche das erste Glied in der Reihe der thierischen Fette ist. Hierauf eben beruht der Verdauungsproceß und die Verschiedenheit der Speisen oder Nahrungsmittel hinsichtlich ihrer Löslichkeit, Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit. So heißt es S. 81:

> Je leichter die Nahrungsstoffe in den Verdauungsflüssigkeiten gelöst und in Blutbestandtheile umgewandelt werden können, um so größer ist ihre Verdaulichkeit, denn die Verdauung besteht nicht nur in der Auflösung, sondern in der Umwandlung in die wesentlichen Stoffe des Bluts. Beide Bedingungen sind gleich wichtig. Wenn also zwei Stoffe mit gleicher Leichtigkeit gelöst werden, dann wird derjenige der verdaulichere sein der mit irgend einem Bestandtheil des Bluts die größere Aehnlichkeit hat. Ist aber bei zwei Nahrungsstoffen die Uebereinstimmung mit Bestandtheilen des Bluts gleich groß, dann ist der löslichere der verdaulichere.

Ferner S. 83:

> Unter den Nahrungsmitteln sind diejenigen am verdaulichsten welche am meisten leicht löslich und leicht in Blutstoff übergehende Nahrungsstoffe enthalten... Nur was als wesentlicher Bestandtheil in das Blut übergeht ist überhaupt als Nahrungsstoff zu betrachten, darum ein Nahrungsmittel um so nahrhafter, je verdaulicher es ist.

Und S. 76:

> In der Sprache des Volks heißt jeder Stoff ein Nahrungsmittel der Hunger und Durst zu stillen vermag. Die wissenschaftliche Bestimmung des Begriffs der Nahrungsmittel ergibt sich aus der Ursache jener Empfindung. Was dem Blute seine verlorengegangenen wesentlichen Bestandtheile ersetzt, und vom Blute aus den Kreislauf durch die Gewebe beginnt, Das ist im weitesten Sinne als Nahrungsmittel zu betrachten. Nahrungsmittel die dem Blute die Chlorverbindungen und Salze, Fett und Eiweiß wiederersetzen stillen den Hunger. Der Durst wird gelöscht wenn dem Blut das fehlende Wasser wieder zugeführt wird.

Nur die Nahrungsmittel welche aus allen dreien oben angegebenen Gruppen Nahrungsstoffe enthalten sind daher geeignet das menschliche Leben in der normalen, gesetzmäßigen, dem menschlichen Blut und Wesen gemäßen Weise zu erhalten. Wir sehen hieraus in welchem gräßlichen, das menschliche Blut empörenden Widerspruch mit der Ordnung der Natur unsere angebliche sittliche Welt- oder Staatsordnung steht. Die Natur hat verordnet daß der Mensch stickstoffhaltige Körper verzehre, denn der Stickstoff ist ein wesentlicher Bestandtheil des Bluts, aber die Staatsordnung verdammt Unzählige zu Nahrungsmitteln die dieses wesentlichen Blutstoffs entbehren. Ein solches unmenschliches und naturwidriges Nahrungsmittel ist vor Allem die Kartoffel, wenn sie, wie es bei ärmern Volksclassen der Fall, das einzige oder doch hauptsächliche Nahrungsmittel ist. In seiner gerechten Indignation ruft der Verfasser aus (S. 124 fg.):

> Was soll man von einem Nahrungsmittel halten in dem Eiweiß und Fettbildner gerade im umgekehrten Verhältnisse von den Eiweißkörpern und dem Fett des Bluts vorhanden sind? Mit Fett kann es das Blut und die Gewebe überfüllen, aber wie es das Blut nur ärmlich mit Eiweiß versorgt, so kann es den Muskeln keinen Faserstoff und keine Kraft, dem Gehirn weder Eiweiß noch phosphorhaltiges Fett zuführen... Träges Kartoffelblut, soll es den Muskeln Kraft zur Arbeit, dem Hirn den belebenden Schwung der Hoffnung ertheilen? Armes Irland! du kannst nicht siegen in dem Kampf gegen den stolzen Nachbar, dessen üppige Heerden die Macht seiner Söldner erzeugen! Du kannst nicht siegen, denn deine Nahrung kann nur ohnmächtige Verzweiflung, nicht Begeisterung erwecken, und nur Begeisterung vermag es den Riesen abzuwehren, dem mit reichem Blute Thatkraft durch die Adern rollt.

Wir sehen zugleich hieraus von welcher wichtigen ethischen sowol als politischen Bedeutung die Lehre von den Nahrungsmitteln für das Volk ist. Die Speisen werden zu Blut, das Blut zu Herz und Hirn, zu Gedanken und Gesinnungsstoff. Menschliche Kost ist die Grundlage menschlicher Bildung und Gesinnung. Wollt ihr das Volk bessern, so gebt ihm statt Declamationen gegen die Sünde bessere Speisen. Der Mensch ist was er ißt. Wer nur Pflanzenkost genießt ist auch nur ein vegetirendes Wesen, hat keine Thatkraft (S. 101):

> Wer kennt nicht die Vorzüge des englischen Arbeiters, den sein Roastbeef kräftigt, vor dem italienischen Lazzarone, dessen vorherrschende Pflanzenkost einen großen Theil seines Hanges zur Faulheit erklärt.

S. 119:

> Bei ausschließlichem Genuß von Kräutern wird nicht nur die Muskel kraftlos, sondern auch dem Gehirn wird wenig Stoff zugeführt. Daher ein unentschlossener Wille und feiges Aufgeben der Selbständigkeit bei den Hindus und andern Tropenbewohnern, die sich fast nur von Gemüsepflanzen ernähren.

Daher auch bei uns der Sieg der Reaction, der

*) Der Satz der alten Philosophen: „Simile simili nutriri, nos iis aliquibus constamus", ist demnach ganz richtig.

schmähliche Verlauf und Ausgang unserer sogenannten Märzrevolution, denn auch bei uns besteht der größte Theil des Volks nur durch und aus Kartoffelstopfer. Sollen wir aber deswegen verzweifeln? Gibt es keinen Stoff der die Kartoffel auch bei der ärmern Volksclasse ersetzen, der zugleich dem Volk männliche Gesinnung und Thatkraft einflößen kann? Ja! es gibt einen solchen Stoff, einen Stoff also der der Bürge einer bessern Zukunft ist, den Keim zu einer neuen, wenn auch langsamen und allmäligen, aber um so solidern Revolution enthält: es ist der Erbsenstoff. Er zeichnet sich durch seinen Reichthum an Phosphor aus, das Gehirn aber kann, wie wir bereits wissen, ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen, er ist überdem ein eiweißartiger Körper, und zwar ein solcher der nicht nur den Klebergehalt des Brotes, sondern auch den im Fleisch enthaltenen Faserstoff bedeutend übertrifft. Indeß ist es nicht genug daß wir unter dem Volk, welches ja längst vor Entdeckung der thierisch-vegetabilischen Substanz der Hülsenfrüchte aus der Empfindung die Wichtigkeit derselben, besonders der Linsen erkannt hat, Propaganda für den Erbsenstoff machen, um durch die Salze und phosphorsauren Alkalien, die in den Hülsenfrüchten in so reichlicher Menge enthalten sind, das faule Kartoffelblut des deutschen Volks wieder in Bewegung zu setzen. Auch wir, die wir unverdienterweise so glücklich sind nicht allein von Kartoffeln zu leben, müssen die Lehre der Nahrungsmittel zu unserer Richtschnur nehmen, wenn wir einen guten Grund zu einer neuen Revolution legen wollen. Die Diät ist die Basis der Weisheit und Tugend, der männlichen, muskelkräftigen, nervenstarken Tugend; aber ohne Weisheit und Tugend gedeiht keine Revolution. Lassen wir uns daher vor Allem durch die Politik, so niederschlagend und ekelerregend sie auch jetzt ist, nicht den Appetit zum Essen und Trinken verderben, aber mäßigen wir den Genuß durch die Erkenntniß der Nahrungsstoffe wie sie uns hier der Verfasser mittheilt, wenngleich uns die Empfindung von ihren Wirkungen längst gesagt hat was uns die Chemie lehrt. Aber die Aufgabe des Menschen ist es eben den Grund der Empfindung zu entdecken, den Gegenstand der Empfindung zu einem Gegenstand des Wissens zu erheben. Nicht mit Gebet, mit Erkenntniß zu genießen ist menschlich. Doch wir können dem Verfasser nicht bis in seine Diätetik und Zergliederung der einzelnen Speisen, Getränke und Gewürze hineinfolgen, empfehlen aber jedem Gelehrten dem der Mensch mehr ist als das Buch, jedem Künstler, jedem Handwerker, jedem Lehrer, jedem Vater, jeder Hausfrau dieses Buch als ein unentbehrliches, als ein Buch welches alle die Bedingungen erfüllt welche zu einer gesunden, ihrem Begriffe entsprechenden, sowol leiblichen als geistigen Nahrung erfodert werden. **L. Feuerbach.**

St.-René Taillandier und unsere revolutionnaire Literatur.

Die Revolution hat Taillandier dem Studium unserer Literatur nicht abwendiggemacht, er hat vielmehr mit einem wirklich anerkennungswerthen Fleiße fast alles Wesentliche zusammengestellt und gruppirt was in unserer jungen „revolutionnairen", d. h. auf die Revolution irgendwie bezüglichen Literatur einen Platz einnimmt. Diese literarische Studie wollen wir damit empfehlen daß wir sagen: sie würde einem Deutschen Ehre machen, wenn sie, auf die ähnliche Literatur in Frankreich bezüglich, von ihm verfaßt wäre. Taillandier hat zwar seine Marotten gegen Deutschland, die er nicht aus dem Kopfe bringen kann, es ist auch in seiner „Littérature en Allemagne depuis la révolution de février" mancher Irrthum mit untergelaufen; das hindert aber nicht daß wir das Bild als ein lebendiges und ziemlich treues anerkennen.

Da ist gleich die junghegelsche Philosophie! Eine Verwünschung gegen dieselbe ist Taillandier's drittes Wort, er mag den „Wahnsinn" der „Halleschen Jahrbücher" nicht leiden, und glaubt Deutschland in Angst und Schreck vor dem wilden Toben des „Einzigen" Max Stirner. Die „Jahrbücher" bleiben trotzdem, namentlich und wenigstens in den ersten Jahren ihres Bestehens, der glänzendste Sammelplatz deutscher Wissenschaft, und über den zwar einseitigen, aber geistreich durchgeführten Einfall des Einzigen hat wol nur der Staatshämorrhoidarius voll Angst die Mütze über die Ohren gezogen. Ohne den Junghegel würde für Taillandier Deutschland ein glückliches Land sein; er haßt in ihm den philosophischen Aventurier. Seit der Mitte des vorigen Jahres ist dieser sammt der Revolution gefesselt, und die stillen Arbeiten des Gedankens sieht er nunmehr zu ihrem unterbrochenen Tagewerk zurückgekehrt.

„Was die politische Literatur in Deutschland anlangt, so hat sie bereits zwei verschiedene Perioden durchlaufen: die Periode der Thorheiten und die der Reue. Die eine füllt das J. 1848 aus, 1849 beginnt die andere. In der ersten sieht man ein Volk an den Triumphgesängen der Demagogie theilnehmen, in der zweiten ist der Traum zerflossen, und in einem Zustande des Hellsehens wird die Nation von Abscheu gegen die Ausartungen der Revolution ergriffen. Ueber beide Perioden will ich die Schriften der deutschen Publicisten, Philosophen und Dichter befragen, ob sich aus ihnen für Deutschland auf eine bessere Zukunft schliessen läßt."

Taillandier beginnt nun seine Rundschau mit den Parlamentsbüchern; da gefällt ihm natürlich vorzugsweise Heinrich Laube. „Das erste deutsche Parlament" (das übrigens der Nachwelt Nichts hinterlassen hat, meint Taillandier, als eine Bibliothek) verräth auf jeder Seite Laube's französische Bildung; es hatte Anspruch auf des pariser Kritikers Anerkennung. „Das Auftreten der Deputirten, den Gang, die Costumes, die Scenerie, alles Das malt Laube trefflich, und hierin findet er seinen Triumph; er ist kein Geschichtschreiber, sondern ein Tourist, ein dramaturge superficiel et étincelant. Mit der politischen Doctrin dieses dramaturge will Taillandier sich aber doch nicht befreunden, denn sie ist die der Majorität der deutschen Nationalversammlung, die weder Monarchie noch Republik haben wollte. Und „was sollte Deutschland denn sonst werden unter dem Regimente des Parlaments? Dessen Stellung hatte gewiß etwas Originelles das dem Stolz des deutschen Volks gefiel. Indem Deutschland sich an die Majorität des Parlaments anschloß, copirte es Frankreich nicht, und diese einzige Idee reichte hin um seinen Enthusiasmus zu entzünden."

Die Schriften von Biedermann, Haym („dessen Buch ebenso sehr der Vaterlandsliebe wie der Intelligenz seines Verfassers Ehre macht"), Bruno Bauer, Zimmermann, Vogt finden alle ihre Erwähnung; ferner auch Levin Schücking und Raumer, der Letztere in sehr tadelnder absprechender Weise. Die „Revolutionnairen Studien" von Alfred Meißner haben natürlich auf Taillandier's Beifall keinen Anspruch; er kann in seinem Buche nichts Anderes sehen als eine hohle Protestation gegen das Erwachen des öffentlichen Bewußtseins.

Was die Philosophie anlangt, so kann sich Taillandier nicht

über das Stillschweigen der Atheisten seit Ausbruch der Revolution beruhigen. „Während die Februarrevolution die Freischaren der Demagogie durch Deutschland hetzte, schwiegen Stirner und der Vater des Atheismus, Feuerbach.“ Hier kommt natürlich der Philosophenhasser auf sein Lieblingsthema; was hat diesen bairischen Atheisten bestimmt, fragt er sich, weder für Frankfurt noch für München als Candidat aufzutreten? Er ist ruhig daheim geblieben, und hat trotz alledem seit zwei Jahren keine Zeile veröffentlicht! „Hieraus folgt daß die Revolutionen, die er doch vorbereitet hatte, in ihm nicht den Wunsch regemachten thätig an ihnen theilzunehmen, sie nach seiner Art zu leiten, zu mäßigen oder zu befestigen. Und was ist aus Stirner geworden? Ist er vielleicht insichgegangen? Entsetzt darüber daß auf seinen Aufruf so viele wüthende Schüler erstanden, welche Millionen Köpfe dem Schaffote weihen möchten?“ Und dann kommt der Gemäßigte unter den Ultras, David Strauß, an die Reihe, „der den Namen eines Theologen wie einen Ehrentitel festhält“, und der deshalb auch Gnade findet trotz seines Hegelianismus. Die Beurtheilung deutscher Philosophen ist Taillandier's schwächste Seite; er nimmt hierzu einen zu einseitigen Parteistandpunkt ein, und ist vor Allem dazu nicht unterrichtet genug, was z. B. die überschwengliche Wichtigkeit die er Stirner beilegt, das flache Urtheil über die Wissenschaft Feuerbach's, und seine Ansichten über Strauß den Gebesserten hinlänglich bekunden.

Endlich kommt er zu Denen die er mit Recht geißeln mag, zu Ruge, Rauwerck, Grün. Der Letztere verkündet: das Resultat der Geschichte der Philosophie sei die Freude dieser Welt, oder vielmehr die Organisation der fünf Sinne. Diese Offenheit mit der die Doctoren der junghegelschen Schule die innersten Gedanken der Demagogie verkünden erscheint Taillandier außerordentlich. „Bei uns“, ruft er aus, „ist doch immer von den Fortschritten des Volks und von den Rechten der Menschheit die Rede“; aber Stirner sagt geradezu: „Mag das Volk sterben! Mag das menschliche Geschlecht untergehen!“ Louis Blanc verlangt heuchlerisch Organisation der Arbeit — „Nein! Organisation der fünf Sinne!“ schreit Grün.

Mit großer Anerkennung spricht Taillandier von Merz' „Armuth und Christenthum“, und er macht den deutschen Journalen wie dem deutschen Publicum den Vorwurf daß es dies Buch nicht genug zu würdigen gewußt habe. Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ trifft dieser Vorwurf nicht; denn sie haben eine ausführliche Besprechung desselben aus der Feder Carriere's gegeben.

Den eigentlichen politischen Poeten Deutschlands sucht Taillandier in Bauernfeld. Er sucht ihn in diesem Lustspieldichter der nicht declamirt und ein feiner ironischer Beobachter ist; allein Bauernfeld selbst macht wol kaum auf diese Stellung einen Anspruch. In „Großjährig“, das schon 1847 die Runde über die deutschen Theater machte, erblickt er eine Satire auf die wiener Revolution, und meint sogar Bauernfeld sei vor der Revolution nur ein Dilettant gewesen; erst die Vorgänge in Oestreich seit 1848 hätten ihm eine Physiognomie gegeben. Dafür daß die Muse des Hrn. von Sternberg in ihrer neuern Gestaltung auch jenseit des Rheins nur Bedauern erregt, wollen wir dem französischen Kritiker seine kleinen Irrthümer über Bauernfeld wol verzeihen.

Taillandier sucht nach einem Mittel das Chaos in Deutschland wieder zu ordnen. Er meint: indem der Mensch sich selbst verloren habe, habe er Gott verloren, und mit Gott auch die Grundbegriffe der Gesellschaft. Pascal sagt: „Will man aus dem Menschen einen Engel machen, so macht man ein wildes Thier aus ihm.“ Und die Hegelianer sagten dem Menschen gar: du bist Gott, „da mußte er sich zum Vieh erniedrigen. Welches ist also das wirksamste Heilmittel? Es gibt nur Eins und das ist: Menschen zu schaffen! Das Problem ist gelöst wenn erst der Mensch wieder in der Einfachheit seiner Natur erscheint! Sich selbst erkennen, sich wiederfinden! Das ist das Losungswort; dann werden auch die Gesetze der Ordnung sich wiederfinden. Namentlich aber muß Jeder darüber sich klar werden: Deutschlands erbittertster Feind ist die Demagogie, und des Feindes stärkste Stütze der Hegelianismus.“ Soweit Taillandier. Er würde Recht haben wenn Ruge und dessen Genossen die einzigen und wahren Hegelianer wären.

6.

Bibliographie.

Brunner, S., Kanzel und Politik. Für Dr. Veith's Freunde und Feinde. Wien, Mayer u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Diplomatische Correspondenz aus den J. 1759 und 1760 betreffs der Bestrafung und Ausweisung der Jesuiten aus Portugal. Deutsch und im italienischen Original. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.

Darby, W. H., Die Irvingianer und ihre Lehre. Aus dem Französischen übersetzt von J. v. Poseck. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 8. 3 Ngr.

Die Denkschriften des österreichischen Handelsministers über die österreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung, beleuchtet mit Rücksicht auf die Neugestaltung des deutschen Bundes. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Des Pfaffen Alexander Lamprecht Gedicht des 12. Jahrhunderts. Urtext und Uebersetzung nebst geschichtlichen und sprachlichen Erläuterungen, sowie der vollständigen Uebersetzung des Pseudo-Kallisthenes und umfassenden Auszügen aus den lateinischen, französischen, englischen, persischen und türkischen Alexanderliedern von H. Weismann. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 4 Thlr.

Lewald, Fanny, Auf rother Erde. Eine Novelle. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Lex Salica herausgegeben von J. Merkel. Mit einer Vorrede von J. Grimm. Berlin, Hertz. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lingsten, Charlotte, Lebensblüthen. Christliche Erzählungen. Mit einem Vorworte von A. Wildenhahn. 1stes und 2tes Bändchen: Vita. Mit 8 Holzschnitten. Stuttgart, J. B. Müller. 1851. 8. 1 Thlr.

Sawitsch, A., Abriss der practischen Astronomie, vorzüglich in ihrer Anwendung auf geographische Ortsbestimmung. Aus dem Russischen übersetzt von W. C. Goetze. Mit mehreren im Originalwerke nicht vorhandenen vom Hrn. Verfasser nachgelieferten Zusätzen und Erweiterungen. Zwei Bände. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Lex.-8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schenkel, D., Predigten. Neue Folge. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Das Heilswort der Liebe. Zwölf Predigten gehalten zu Schaffhausen. Schaffhausen, Beck u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 3te Folge. 2ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bimpeller, S., Propedeutic zur Pansophie. Oder Vorbericht zum absolut wahren Wissen der Fundamental-Principien aller Legislatur überhaupt als des einzigen Mittels, durch welches die allgemeinen Staats- und Völker-Krankheiten vulgo Revolutionen radical geheilt werden können. Bielitz, Zamarski. 4. 20 Ngr.

Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. 1ster Band. — A. u. d. T.: Annalen der deutschen Geschichte. Abriß der deutschen Entwicklungsgeschichte in chronologischer Darstellung. Von H. Rückert. 1ster Theil.: Bis zum J. 1493. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 Thlr.

— — Dasselbe. 4ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums. Von F. W. Barthold. 1ster Theil.: Vom Ursprunge deutscher Städte bis gegen den Schluß des 12. Jahrhunderts. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 272. —— 13. November 1850.

Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel. Erster Band. Mit zwei Facsimiles. Leipzig, Dyk. 1850. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Danzel's Werk über Lessing ist für das Verständniß der deutschen Literaturgeschichte von derselben Wichtigkeit wie sein Werk über Gottsched. Danzel hat endlich einmal Ernst gemacht mit jener Foderung daß man sich in kunstgeschichtlichen Dingen nicht an einem bloßen „ästhetisirenden Bereden" genügen lassen dürfe. Es ist keine Uebertreibung: bisher hat man Lessing nur bewundert, durch Danzel lernen wir ihn erst verstehen. Man pflegt die Charakteristik Lessing's von Gervinus als eine der glänzendsten Stellen seiner Literaturgeschichte hervorzuheben. Ich meinerseits habe nie diese Meinung theilen können. Gervinus sucht auch hier, wie so oft, an Breite zu ersetzen was ihm an Tiefe abgeht. Wir hören in dieser Charakteristik zwar ein Langes und Breites daß Lessing der Schöpfer unserer neuern Literatur geworden sei; aber wir hören weder durch welche bestimmte Principien sich Lessing zu dieser epochemachenden Bedeutung hinaufgeschwungen, noch hören wir durch welchen innern Bildungsproceß sich diese Principien in Lessing entwickelt haben. Auch Gervinus ist wie alle bisherigen Literarhistoriker bei der Panegyrik stehengeblieben. Danzel dagegen gibt zum ersten male eine wirkliche Entwickelungsgeschichte.

Schade daß sich Danzel zum großen Theile durch eigene Schuld die Wirkung seines Werks verdorben hat! Dies Buch wird schwerlich die allgemeine Verbreitung finden auf die es durch seinen Gegenstand sowol wie durch seinen innern Gehalt gegründeten Anspruch hat. Das Buch ist entsetzlich formlos, und Das ist in einem Buche über Lessing doppelt unerträglich. Formlos nicht blos in der Darstellung, sondern vor Allem auch in der Composition.

Ich weiß es von Danzel selbst daß er es ursprünglich auf eine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts abgesehen hatte. Und gewiß — davon gab schon sein „Gottsched" ein sattsames Zeugniß — Niemand in ganz Deutschland kannte so gründlich wie er die verschiedenen Literaturentwickelungen des vorigen Jahrhunderts und deren gegenseitiges Ineinandergreifen. Aeußere, namentlich buchhändlerische Verhältnisse verhinderten die Ausführung des ursprünglichen Plans. Und so hat Danzel sein Buch über Lessing, wie schon sein früheres über Gottsched, dazu benutzt um bei passenden Anknüpfungspunkten seine weitschichtigen allgemeinern Studien hineinzuschachteln; etwa wie Lessing in den „Antiquarischen Briefen" und im „Laokoon" Dies so meisterhaft zu thun weiß. Danzel aber versteht diese Kunst des Meisters nicht. Während Lessing auch das scheinbar Fremdartigste und Entlegenste dicht an den Einen gemeinsamen Mittelpunkt des Grundgedankens heranbrängt, gleich als gehöre es zu diesem mit innerster Nothwendigkeit, bleiben bei Danzel die Abschweifungen eben immer Abschweifungen. So stören und verwirren sie, so rauben sie dem Ganzen Halt und übersichtliche Einheit. Danzel's Buch hat das Ansehen eines Knäuls, in dem die einzelnen Fäden wirr sich ineinanderwickeln; nur mit großer Mühe gelingt es den rothen Faden, der sich durch das Ganze leitend hindurchzieht, rein für sich zu gewinnen.

Es ist Dies um so bedauerlicher, je mehr durch diese Formlosigkeit gerade der innerste Kern des Buchs dem unkundigen Auge verdeckt und entrückt wird. Ein oberflächlicher Blick könnte leicht glauben er habe es hier mit todter Vielwisserei zu thun, während das Buch doch gerade als entschiedener Protest gegen alle principlose Literaturbetrachtung uns überall allgemeine Begriffe und Gesichtspunkte erschließt und von diesen aus uns in die innersten Entstehungsgründe der äußern Erscheinungen hineinführt.

An diesen principiellen Kern des Buchs wollen wir uns daher hier hauptsächlich halten. Der eiserne Fleiß und die mühsame Unverdrossenheit, mit der Danzel namentlich auch die biographischen Thatsachen bereichert, sind von allen Seiten des wärmsten Dankes sicher; aber so rühmenswerth und verdienstlich diese Einzelheiten an sich sind, sie treten zurück, wenn es darauf ankommt den innern Entwickelungsgang und die geschichtliche Stellung Lessing's einmal im Großen und Ganzen klar zu überschauen.

Der Verfall unserer mittelalterlichen Kunstherrlichkeit war größtentheils durch das unaufhaltsame Hereindringen der gelehrt antikisirenden Bildung herbeigeführt worden. Bald trat todte Gelehrsamkeit an die Stelle freier Bildung, theologische Klopffechterei an die Stelle ritterlicher Thatkraft. Was soll ich hier ein oft gesungenes Klagelied noch einmal singen? Wer kennt nicht die

Schmach und die geistige Verknöcherung Deutschlands im 17. Jahrhundert?

Ein geistiger Umschwung innerhalb dieser Starrheit war nicht denkbar. Nur wer die Kraft und den Muth hatte ganz und vollständig mit dieser Bildung zu brechen, nur wer aus dem Gelehrten oder aus dem „galanten" Cavalier wieder ein gebildeter Mensch zu werden vermochte, nur Der konnte hier das große Werk der sittlichen und geistigen Befreiung Deutschlands mit glücklichem Erfolge durchführen. Lessing ist dieser Reformator, dieser Befreier der Deutschen. Und es ist daher von Hause aus für seine ganze geschichtliche Stellung in wahrhaft überraschender Weise bezeichnend daß er schon als Knabe auf der meißener Fürstenschule sich Nichts so sehr angelegen sein läßt als über dem Gelehrten den Menschen nicht zu vergessen oder, wie wir es heutzutage ausdrücken würden, den Menschen vom Gelehrten zu emancipiren. Theophrast, Plautus und Terenz waren, wie er selbst erzählt, seine Welt, die er in dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte. Aber wie las der Knabe bereits diese Schriftsteller? Etwa blos um Latein und Griechisch aus ihnen zu lernen? In einem Briefe vom J. 1749, in dem er sich gegen seine Mutter wegen seiner Komödiendichtungen vertheidigt, nennt er es als den Hauptvortheil den ihm diese Schriftsteller gebracht: „daß er sich aus ihnen selbst kennengelernt habe, und seitdem habe er gewiß über Niemand mehr gelacht und gespottet als über sich selbst." In demselben Briefe sagt er:

Ich muß es der Gefahr belacht zu werden ungeachtet gestehen daß unter allen Werken des Witzes die Komödie dasjenige ist an welches ich mich am ersten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich Menschen nur aus Büchern kannte, beschäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Dasein mir Nichts gelegen war. Von diesen ersten Versuchen schreibt sich zum Theil „Der junge Gelehrte" her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernstlicher auszuarbeiten mir die Mühe gab. Ich glaube die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?

Das stockpedantische leipziger Professorenthum konnte ihn in dieser Gesinnung nur bestärken. Einzig Ernesti und Christ, vorzüglich aber Kästner vermochten den jungen strebsamen Geist Lessing's wahrhaft anzuregen; Kästner's philosophisches Disputatorium ist „das einzige Colleg welches Lessing in Leipzig regelmäßig von Anfang bis zu Ende besucht hat". Fleißiger als in den Hörsälen war er auf dem Fechtboden.

Ich lernte einsehen — so fährt er in jenem Briefe fort — die Bücher würden mich wol gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter Meinesgleichen. Guter Gott, was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Andern gewahr. Eine bäurische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen Jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, Das waren die guten Eigenschaften die mir bei meiner eigenen Beurtheilung übrigblieben. Ich empfand eine Scham die ich niemals empfunden hatte. Und die Wirkung derselben war der feste Entschluß mich hierinnen zu bessern, es koste was es wolle. Sie wissen selbst wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit daß mich Diejenigen selbst die mir im voraus alle Geschicklichkeit darinnen absprechen wollten einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft um auch leben zu lernen.

Mylius, der überhaupt als ein, wenn auch unreifer, Vorläufer Lessing's zu betrachten ist, nimmt in dieser Gesellschaft die erste Stelle ein. Durch Mylius kommt er mit der Neuber und deren Schauspielertruppe in persönliche Verbindung; und Dies veranlaßt ihn seine plautinisch-terenzischen Studien praktisch zu machen und den bereits auf der Schule entworfenen „Der junge Gelehrte" auszuführen. Lessing verlangte das Urtheil der Neuber; aber statt des Urtheils erwies sie ihm die Ehre, die sie sonst einem angehenden Komödienschreiber nicht so leicht zu erweisen pflegte: sie ließ das Stück aufführen (Januar 1748) und begrüßte ihn als ein theatralisches Genie, als eine Sonne der aufkeimenden Nationalbühne. Das Stück fand großen Beifall. Danzel sagt mit Recht: „Umsomehr dürfen wir diesen Vorfall als einen derjenigen betrachten welche einem ganzen Menschenleben eine bestimmte Richtung geben können."

Und allerdings ist Dies äußerst wichtig. Lessing hatte ursprünglich nur gegen das Zunftmäßige und Pedantische des Gelehrtenthums protestiren wollen; jetzt hängt er auch die feste bürgerliche Stellung einer zünftigen Gelehrtenexistenz an den Nagel. Er lebt frei den Studien, d. h. den Neigungen seines Herzens und wird Schriftsteller. Nichts als Schriftsteller. War bei Lessing die Wahl dieses freien Literatenlebens damals zwar noch nicht aus klar bewußtem Grundsatz hervorgegangen, sondern aus jenem harmlos sichgehenlassenden Leichtsinn, der eine der schönsten Eigenschaften genialer Jugend ist, so war doch diese unerwartete Lebenswendung, die Lessing's Aeltern soviel Kummer machte, durchaus eine instinctive Nothwendigkeit. Lessing als Universitätsprofessor — wahrhaftig, man könnte erschrecken, wenn es nicht überhaupt eine Unmöglichkeit wäre sich diesen Gedanken als wirklich zu denken!

So schrieb Lessing während dieses ersten leipziger Aufenthalts schnell hintereinander eine große Anzahl lyrischer Gedichte, und an Dramen, außer „Der junge Gelehrte", „Die Juden", „Der Misogyn", „Die alte Jungfer", „Damon", „Der Freigeist", „Weiber sind Weiber"; gar nicht zu gedenken der mannichfachen Pläne und Entwürfe die sich in dem von Karl Lessing und Lachmann veröffentlichten Nachlasse und in den von Danzel hier im Anhange mitgetheilten breslauer Papieren vorfinden. Diese Jugendarbeiten machen Lessing sogleich zu einem vielgenannten Namen. Michaelis in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" und die „Jenaschen gelehrten Zeitungen" sagen ausdrücklich von ihnen: sie

verdienten den besten Werken der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden.

Heutzutage liest diese Jugenddichtungen Lessing's Niemand mehr außer etwa hier und da ein Literarhistoriker. Und damit geschieht ihnen in der That kein Unrecht. Die lyrischen Gedichte sind durchaus noch im anakreontisch-horazischen Geiste der halleschen Dichterschule, und auch die Dramen, obgleich ihrem Stoffe nach zum Theil den Engländern entlehnt, haben noch ganz und gar den steif paradigmatischen Charakter des französischen Dramas, wie dies soeben durch Gottsched's Bemühungen auf der deutschen Bühne durchgreifenden Eingang gewonnen hatte. Aber Das ist gewiß, innerhalb dieses Gottsched'schen Standpunktes sind selbst diese Jugenddramen ein sehr bedeutsamer Fortschritt. Sie zeugen überall von lebendiger Bühnenkenntniß, und enthalten wenigstens Ansätze zu Charakteristik und Handlung, die man erst recht zu würdigen weiß wenn man sich einmal die Mühe nimmt sie mit Gottsched's, Weiße's und Gellert's Bühnenstücken zu vergleichen. In dieser Hinsicht ist namentlich Marivaux, der durch seine feinere Individualisirung dem altfranzösischen Drama sich bewußt als Gegner gegenüberstellte, und der deshalb auch von Gottsched arg verketzert wurde. Ja Lessing wagt schon jetzt gegen ein Hauptgesetz der französischen Dramatik zu verstoßen. Er entwirft ein Trauerspiel „Henzi". In diesem bemüht er sich zwar noch ohne Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit die Einheit der Zeit und des Ortes streng aufrechtzuerhalten, aber er greift darin, was die Regeln der französischen Tragödie scharf verpönten, nach einem Stoffe der unmittelbarsten Gegenwart und sucht seinen tragischen Helden, ganz gegen die geschraubte Würde des französischen Ceremoniels, nicht unter Königen und Fürsten, sondern im ehrsamen Bürgerstande. Wahrlich, für die damalige Zeit eine Kühnheit die, wenn auch noch nicht aus einer klaren Einsicht in die Haltlosigkeit jener altfranzösischen Ueberlieferungen hervorgegangen, doch hinlänglich bekundet wie Lessing schon als Jüngling sich durch keinerlei Autoritäten in seinem Denken und Dichten beengen ließ. Es ist, wenn wir einzelne Stellen des „Henzi" genauer betrachten, sehr wahrscheinlich daß dem jungen Dichter hier bereits Shakspeare's „Julius Cäsar", wenigstens für einzelne Stellen, als Muster vor Augen stand.

Die nächsten Jahre bringen dies aufdämmernde Gefühl von der Unnatur des französischen Classicismus vollends zu klarem Bewußtsein.

Wir können es Schritt für Schritt beobachten. Lessing begründet jetzt mit Mylius eine dramaturgische Vierteljahrsschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters." Diese Beiträge stehen anfänglich kritisch und historisch noch schlechthin auf demselben Standpunkte von dem aus der „Henzi" geschrieben ist, d. h. sie halten noch fest an den Vorschriften und Gewohnheiten der französischen Bühne, aber innerhalb derselben suchen sie nach größerer Freiheit und Natürlichkeit. In seiner berühmten Abhandlung über Plautus vertheidigt Lessing seinen Lieblingsdichter gegen die Angriffe der Gottschedianer, die ihm — ganz charakteristisch! — seine Wortspiele und Verstöße gegen die Einheit der Zeit und der Handlung vorwarfen. Lessing antwortet mit vieler Besonnenheit: Wortspiele seien nur da unschicklich wo sie einer Person in den Mund gelegt wären für welche sich diese niedere Art der Komik nicht zieme. Eine Verletzung der Einheit der Zeit aber gibt er zu. Und wie vertheidigt er dabei den Plautus? Er räumt ein es sei Dies freilich ein Fehler, aber „Plautus habe nur alsdann einige Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten habe Platz machen wollen". Wieweit ist es da noch von der Klaue zum Löwen? Es ist daher nicht zufällig daß jetzt auch äußerlich das letzte Band bricht das ihn bis dahin noch einigermaßen mit Gottschedianern in Berührung gebracht hatte. Mylius hatte in der Einleitung zu einer Uebersetzung der „Clitia" von Machiavelli ein Verdammungsurtheil gegen das italienische Theater ausgesprochen, offenbar dazu bestimmt durch Gottsched, der vor Allem warnte was vom Théâtre italien in Paris kam. Lessing, der durch Riccoboni's „Histoire du théâtre italien" die italienische Dramatik sehr wohl zu würdigen wußte, glaubte durch solch ein Urtheil die ganze Zeitschrift bloßgestellt. Und da auch anderweitige Redactionsmishelligkeiten vorgekommen waren (Danzel, S. 187), schloß Lessing auf diesen Anlaß das ganze Unternehmen. Das Zerwürfniß das von diesem Augenblicke an zwischen ihm und Mylius eintrat ist ein wesentlich principielles. Das müssen wir wohl beachten, wenn wir die zweischneidige Vorrede mit der Lessing später die Werke seines Jugendfreundes herausgab nicht ungerecht beurtheilen wollen.

Aber das Alles sind erst Keime. Es bedarf noch gar vieler Bildungsmühen, ja selbst der mannichfachsten Umwege, bevor Lessing vollständig das Wesen des französischen Classicismus in seiner ganzen Unzulänglichkeit durchschaut, die Bekämpfung desselben zu seiner eigensten Lebensaufgabe macht und nicht eher ruht als bis er den Feind aus allen Posten herausgeschlagen hat.

Zunächst finden wir Lessing eine Zeit lang auf durchaus scheinbar fremden und entlegenen Gebieten. Er schreibt Nachträge und Berichtigungen zu Jöcher's „Gelehrtenlexikon"; er versenkt sich in Wittenberg in das Studium Bayle's und der Reformationsgeschichte, aus welchem Studium größtentheils die „Rettungen" hervorgegangen sind; er liest mit besonderer Vorliebe Martial und Horaz, und wird bei dieser Gelegenheit für einige Zeit fast ausschließlich Epigrammatiker; endlich schreibt er sein berühmtes „Vademecum" an den Pastor Lange, in dem zum ersten male der Feuergeist der Lessing'schen Kritik in seiner ganzen vernichtenden Unerbittlichkeit aufblitzte. So hoch wir aber auch den befruchtenden Einfluß Bayle's auf Lessing anschlagen und so unbedingt wir namentlich auch das „Vademecum" selbst unter die köstlichsten Perlen unserer Literatur rechnen, für die eigentliche Bildungsgeschichte Lessing's sind diese Dinge

alle doch nur von untergeordnetem Werthe. Wichtiger ist hier seine Verbindung mit Nicolai und Mendelssohn.

Beide, Nicolai sowol wie Mendelssohn, hatten unter den ersten Einwirkungen von Lessing's Jugendschriften ihre Richtung empfangen; Nicolai hatte sogar bereits eine Fehde gegen die Gottsched'sche Schule eröffnet; alle Drei hatten also durchaus gemeinsame Bildungsinteressen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn Lessing auf Anregung seiner neuen Freunde, die alle beide, obgleich sie sich früher gar nicht gekannt hatten, in ihren Studien hauptsächlich von der englischen Literatur ausgegangen waren, jetzt entschiedener und bewußter als vorher dem Studium der englischen Dichtung sich zuwendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Parallele zwischen dem alten assyrischen und dem neuen deutschen Reich.

Was hat das alte assyrische Reich mit dem gegenwärtigen deutschen gemein? wird Mancher begierig nach dieser Ueberschrift fragen. Läßt sich vielleicht aus der Geschichte des erstern eine heilsame Lehre für das letztere ziehen, das in gegenwärtigen Nöthen so sehr der heilsamen Lehren bedarf? Andere die in das Wort des berühmten Philosophen einstimmen daß sich aus der Geschichte Nichts lernen lasse, weil die gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse niemals den vergangenen gleichen, werden über diese Parallele achselzuckend lächeln. Noch Andere werden zwar zugeben daß sich aus der Geschichte Etwas lernen lasse, aber weil sie Nichts aus ihr lernen wollen, da die Anwendung des Gelernten für sie mit zu großen Opfern verbunden wäre, werden sie die nachfolgende Vergleichung ignoriren. Lassen wir die beiden letztern, und schreiben für die erste Classe der lernbegierigen Leser.

Bei Gelegenheit einer Anzeige und Beurtheilung von Layard's „Nineveh", einem Werk worin die berühmten neuern Ausgrabungen altassyrischer Monumente abgebildet und erläutert sind, schließt der Recensent in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" vom 15. Juni 1850 mit folgenden lehrreichen und beherzigungswerthen Worten:

„Das assyrische Reich war das älteste Weltreich. Sein Werden, Bestehen und sein endlicher Fall wird allen spätern, auch noch den jetzt bestehenden, zum Vorbild dienen. Vieles zwar in seiner weit über tausendjährigen Geschichte ist uns bisjetzt noch dunkel: Eins aber können wir aus ihr schon jetzt sicher genug wissen, daß nämlich außer vielen andern Ursachen ganz vorzüglich die Eifersucht und der Widerstreit seiner zwei großen Weltstädte Nineveh und Babel seinen unaufhaltsamen Sturz herbeiführten. Beide Städte rühmten sich Nimrod's als ihres Gründers, nur sei er zuerst der Gründer Babels, dann erst der Ninevehs gewesen; aber seit dem 8. Jahrhundert geriethen beide in den heftigsten Streit, der nach mannichfaltigen Wechseln mit der Zerstörung Ninevehs und seiner Nachbarstädte, und dem völligen Siege Babels endete, aber nur damit Babel, welches den Sieg nicht ohne fremde Hülfe erringen konnte, selbst nach einem halben Jahrhundert von demselben Schicksal erreicht würde; und bald vergrub Ein Schutt die ganze einst so hochblühende Bildung und Kunst am Tigris und Euphrat, und aus den Menschen welche die Wunderpaläste erbaut und bewohnt hatten wurden die jetzigen Jeziden und Kurden und Nestorianer mit ihren elenden Hütten und ihrem noch elendern Leben. Und nun will man immer noch nicht begreifen daß jetzt in Deutschland dieselbe thörichte Eifersucht zwischen einer nördlichen und einer südlichen großen Stadt dasselbe allgemeine Verderben erzeugen muß? Daß es sich jetzt unter uns eigentlich nur noch darüber handelt, ob wir selbst die frevelhaften Hände an das Werk legen wollen welches unsere Nachkommen zu Jeziden und Kurden machen muß? Der Vorspiele aber welche dem Endspiele vorangehen haben wir in Deutschland schon genug erfahren."

Soweit der Recensent in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen". Den vornehm lächelnden Philosophen die da meinen daß sich aus der Geschichte Nichts lernen lasse überlassen wir es die Verschiedenheit der jetzigen von den damaligen assyrischen Zuständen hervorzuheben. Wir dagegen sehen ein daß, so verschieden auch übrigens die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse unter verschiedenen Nationen in entlegenen Zeiträumen sein mögen, dennoch in allen Perioden der Geschichte es immer dieselben Ursachen sind die entweder heilsam oder verderblich wirken. So wirkt Eifersucht in allen Zeiten der Geschichte zerstörend, der Gegenstand der Eifersucht sei übrigens noch so verschieden. Daß aber an der jetzt drohenden Spaltung Deutschlands nicht die Eifersucht den größten Theil der Schuld trage, Dies wäre erst noch zu beweisen.

Doch so gewiß es auch ist daß sich aus der Geschichte wichtige Lehren schöpfen lassen, ebenso factisch ist es leider daß Die welche die Geschichte machen selten aus ihr lernen; denn sonst könnten nicht immer dieselben verderblichen Ursachen wiederkehren. Nicht das Nichtlernenkönnen, sondern das Nichtlernenwollen ist das Unglück.

43.

Zu Goethe's Lebensgeschichte.

Goethe äußert sich im zweiten Theil von „Dichtung und Wahrheit" folgendermaßen über den Arzt der ihn nach seiner Rückkehr von Leipzig 1768 in Frankfurt behandelte: „Der Arzt, ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann, der sich in dem frommen Kreise ein ganz besonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerksam war er den Kranken tröstlich, mehr aber als durch Alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle, selbstbereitete Arzneien im Hintergrunde zu zeigen, von denen Niemand sprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv sein mochten, that er nicht so geheim, aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewandt werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch Niemand gesehen oder die Wirkung davon gespürt hatte u. s. w." Hr. Archivar Dr. Lappenberg in Hamburg bat mich vor einigen Jahren, als er sich mit Herausgabe der „Reliquien der Fräulein von Klettenberg" (Hamburg 1849) beschäftigte, ihm diesen Arzt ausfindigzumachen. Meine Nachforschungen leiteten auf Dr. Gottfried Wilhelm Müller (vergl. „Reliquien", S. 266 fg.), eine Vermuthung die sich seitdem als falsch herausgestellt hat. Hr. Dr. Lappenberg theilte mir nämlich am 2. Juli d. J. Folgendes mit: „In einem mir von Zürich zugesandten Auszuge des Lavater'schen Tagebuchs, seinen Verkehr mit Fräulein von Klettenberg betreffend, kommt folgende ihren Arzt angehende Stelle vor: «Sie sprach viel von den unvergleichlichen Arzneien eines gewissen Dr. Metz in Frankfurt. Der hat sie, da alle Hoffnung schon aufgegeben war, dadurch vom Rande des Grabes zurückgeführt, und ist dabei ein sehr guter und rechtschaffener Mann. Aber er gibt Niemand als seinen vertrauten Freunden von seinen Arzneien. Falls mein Husten nicht nachlassen sollte, wollte ich durch sie von seinen Arzneien brauchen.»"

Dr. Johann Friedrich Metz aus Tübingen, geboren 1724, promovirte am 7. Juli 1751 zu Halle nach Vertheidigung seiner Dissertation „Noli me tangere medicum sive de morbis quos tangere non licet", wurde in Frankfurt 1765 als Arzt aufgenommen und starb 1782. Sein Bildniß befindet sich dahier auf der Senkenberg'schen Bibliothek.

Frankfurt a. M. W. Stricker.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 273. —— 14. November 1850.

Lessing.

(Fortsetzung aus Nr. 272.)

Verweilen wir hier einige Augenblicke. Bisher folgte ich der Darstellung Danzel's durchweg mit völliger Uebereinstimmung; ich berichtete sogar zum Theil mit seinen eigenen Worten. Hier aber, glaube ich, ist ein Punkt wo ich mich von ihm entfernen muß. Danzel weist „Miß Sara Sampson" durchaus nicht die entscheidende Stellung zu die das Stück meiner innigsten Ueberzeugung nach in Lessing's Leben wirklich einnimmt.

Gewöhnlich betrachtet man „Miß Sara Sampson" nur als eine Vorstufe; die spätern Stücke, besonders „Emilia Galotti" und „Nathan", werden hoch über sie gestellt, in weitem Abstande. Auch Danzel scheint, soweit sich aus dem vorliegenden ersten Bande abnehmen läßt, dieser Meinung zu folgen. Und gewiß, wenn wir zunächst die formelle Seite, den raschern Fortschritt der Handlung und die schärfere Charakterzeichnung jener spätern Stücke ins Auge fassen, wer möchte geneigt sein die Wahrheit dieses Verhältnisses in Zweifel zu ziehen? Trotzdem aber ist „Miß Sara Sampson" keine bloße Vorstufe; im Gegentheil, es ist die erste feste und sichere Besitznahme des neuen Standpunktes. Ich behaupte dreist, Lessing hat später zwar besser motiviren und naturwahrer zeichnen lernen, er hat den Stil, der hier erst schüchtern und unbeholfen auftritt, feiner und sicherer ausgebildet; im Wesentlichen aber hat Lessing niemals, weder in der ästhetischen Theorie noch in der dichterischen Praxis, den Standpunkt von „Miß Sara Sampson" überschritten. Die Stärke dieses Stücks, seine epochemachende Bedeutung, ist die Stärke und die epochemachende Bedeutung Lessing's überhaupt, sowie in gleicher Weise die Schwäche und die Grenze von „Miß Sara Sampson" die Schwäche und die Grenze des ganzen Lessing'schen Standpunktes ist.

Und Dies hebt Danzel nicht genug hervor. Wer „Miß Sara Sampson" aus der Vogelperspective unserer Tage beurtheilt, ohne gehörig auf den historischen Zusammenhang ihrer Entstehung zu achten, Der möchte schwerlich das ganze Gewicht dieses genialen Wurfs zu würdigen wissen. Von diesem Stück stammt unsere gesammte neuere Dramatik. Nicht blos daß Lessing hier aus der stolzfüßigen Vornehmheit des französischen Kothurns herausgetreten war, ohne dadurch in die Unpoesie der von ihm selbst hart bekämpften rührenden oder weinerlichen Komödie zu verfallen: was mehr ist, er wußte ebenso sehr die peinigend criminalistische und deshalb durch und durch prosaische Haltung des damals allgemein gefeierten „Kaufmann von London" von George Lillo und jener übrigen englischen Muster, die ihn zunächst auf den Begriff der bürgerlichen Tragödie hingeführt hatten, aufs glücklichste zu vermeiden. Danzel erörtert vortrefflich wie „Miß Sara Sampson" zunächst aus der Nachahmung von Richardson's „Clarissa" hervorgegangen ist. Lessing erkannte sogleich mit bewunderungswürdigem Feinsinn daß es einzig die sittlichen Bande des Familienlebens sind auf welche die bürgerliche Tragödie ein mal für alle mal durch ihre innerste Natur angewiesen ist und die sie nie ungestraft verlassen kann.

Aber das Alles darf uns nicht blindmachen gegen den großen Mangel des Stücks. Es ist auf eine moralische Abstraction gebaut. Sara ist eine durchaus edle, im strengsten Sinne sittliche, vielleicht sogar auf Kosten der Naturwahrheit ein wenig allzu idealistische Gestalt; ihre Schuld ist keine andere als daß sie in ihrer Liebe nicht stark genug war gegen die lockende Verführung des Geliebten. Lessing hat hier die bloße Moral mit der Sittlichkeit, einen Fehltritt mit sittlicher Schuld verwechselt. Und diese Engherzigkeit rächt sich bitter. Die Katastrophe entspringt nicht mit innerlicher Nothwendigkeit; ein ganz fremdes Motiv, die Eifersucht einer gekränkten Nebenbuhlerin wird gewaltsam dazu herbeigezogen, als ein maskirter Deus ex machina. Das ist es was den Eindruck dieses Gedichts so peinlich macht. Nicht nur daß eine so fürchterliche Sühne von der hier dargestellten Schuld gar nicht gefodert wird: was schlimmer als Das ist, diejenige Gestalt die allein unsittlich und verworfen ist, eine giftmischerische Buhlerin, erscheint hier als die Verkörperung der sittlichen Gerechtigkeit, als strafende Rachegöttin. Wahrlich, eine Verirrung des sittlichen und poetischen Gefühls, die unerklärlich wäre, wenn sie nicht ein mal für alle mal offen zutagebrächte wie das abstracte Moralprincip in Leben und Dichtung immer und überall der Todfeind des wahrhaft Schönen und Guten ist.

Und ganz derselbe Fehler kehrt mehr oder weniger

grell in allen Dramen Lessing's wieder. Am meisten in demjenigen das wegen seines wunderbar wahren, epigrammatisch pointirten Dialogs und der rasch vorschreitenden, schlagartigen Handlung mit Recht als das vorzüglichste Drama Lessing's betrachtet wird. Ich meine, in „Emilia Galotti".

Lessing schreibt schon 1758 an Nicolai (XII, 104) daß ein junger Tragikus, d. h. er selbst, eine bürgerliche Virginia dichte. Er setzt hinzu:

Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem Dem abgesondert was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt daß das Schicksal einer Tochter die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte.

Also wieder eine Heldin die ihr Leben der Tugend opfert! Aber was für einer Tugend! Auch hier ist die Tugend wieder reinäußeres Moralgebot, der Schein der Sittlichkeit, nicht die Sittlichkeit selbst. Emilie bittet ihren Vater sie zu erdolchen. Warum? Wir haben sie bisher als ein so treues, schüchtern unschuldiges Mädchen kennenlernen; und jetzt, was ist denn jetzt auf einmal aus ihr geworden? Sie zittert vor ihrer Unschuld, die zwar über alle Gewalt erhaben sei, aber nicht über alle Verführung.

Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt ist Nichts, Verführung ist die wahre Gewalt. Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als Eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für Nichts, ich bin für Nichts gut. Ich kenne das Haus Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde unter den Augen der Mutter — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten! Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Emilie fürchtete sich also vor sich selbst, sie traut sich nicht, ob sie nicht doch in einer schwachen Stunde dem Prinzen nachgeben könne. Das ist abscheulich, Das ist unwahr! Ein Mädchen kann ihr junges Blut fühlen in den Armen des Geliebten, gegen einen gewaltthätigen Wollüstling ist es für immer gewaffnet. Oder ist Emilie wirklich so schwach, fürchtet sie wirklich der Gefahr zu unterliegen, nun wahrlich! da hat sie keine Tugend und Unschuld zu verlieren. Ihre Unschuld ist dann keine sittliche, sondern, wie es Börne treffend bezeichnet, nur noch eine anatomische.

Wie unwahr, wie unpoetisch ist also auch hier wieder die Katastrophe! Und überdies, wie unsittlich! Emilie wird erstochen, ihr Vater Odoardo übergibt sich den Gerichten; sie die alle Beide Nichts gefehlt und Nichts verbrochen haben. Der Prinz dagegen, der verbrecherische Urheber all dieses Unglücks, geht frei aus. Er beruhigt sogar augenblicklich sein drängendes Gewissen und schiebt, echtfürstlich die Verantwortlichkeit von sich ablehnend, die Schuld seinem Höfling Marinelli zu. „Ist es", sagt er, „nicht genug daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" Dieser Prinz ist leicht fertig mit seiner Reue. Wer ist sicher daß er morgen eine ähnliche prinzliche Laune sich in den Kopf setzt? Ein anderer Marinelli findet sich leicht als Helfershelfer, im schlimmsten Falle kann er ja diesen selbst wieder aus der Verbannung zurückrufen. Das ist das gerade Gegentheil von Dem was der Dichter gewollt hat, Das ist der Sieg der Schuld über die Unschuld, des Verbrechens über die Tugend, Das ist ein Fehlgriff gegen alle poetische und sittliche Gerechtigkeit, gegen alles tragische, innerlich folgerichtige Schicksal. Und auch hier ist es wieder dasselbe abstracte Moralprincip das den Dichter in diese schweren Verirrungen gestürzt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

Ende September 1850.

Die Tage nehmen ab, die Abende werden lang, und die eigentliche Zeit der Lecture gewinnt ihren ausgedehntesten Umfang. „Man sitzt", um mit Jakob Böhme zu reden, „beim jovialen Schein des zinnernen Leuchters", und mustert in abendlich-behaglicher Zurückgezogenheit die neuesten Spenden der Literatur. Die Kalender und Taschenbücher, die Vorboten des Winters und des Jahreswechsels, drängen sich uns bereits in bunter Menge entgegen. Die Honigmonde der Taschenbücher sind freilich längst vorüber, die seligen Tage da Vater Clauren und Laun und Tromlitz die Welt bezauberten, und nur ein paar wirklich gediegene dieser Almanache haben das alte Ansehen bewahrt. Dagegen wird die Kalenderliteratur von Jahr zu Jahr reichhaltiger: man sucht dabei das Möglichste zu leisten, um für wenig Geld nicht nur eine Masse von Erzählungen, belehrenden Unterweisungen und Gedichten, sondern auch zahlreiche Holzschnitte und elegante Stahlstiche zu liefern. Das Publicum kann damit nur zufrieden sein: was aber soll aus dieser sich immer steigernden Concurrenz werden? Ein trauriges Steeple-chase, bei welchem zwei Drittheile der Theilnehmer unfehlbar über Kurz oder Lang die Hälse brechen müssen. Wir nehmen später vielleicht Gelegenheit specieller auf das berliner Kalender- und Almanachswesen zurückzukommen.

Bei der Bücherschau die wir im verflossenen Monat abhielten erregte namentlich eine Erscheinung unsere besondere Aufmerksamkeit: „Parlamentarische Größen" von R. Walter (pseudonym), erster Band: „Die Conservativen", ein Werkchen an das sich Alles anknüpfen läßt was seit Jahren die Gemüther der Menschen lebhaft beschäftigt.

So mannichfach wir auch in vielen Anschauungen, z. B. in gewissen Principienfragen, von dem Verfasser abweichen, so müssen wir ihm doch rücksichtlich seines publicistischen Talents volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wurden bei der Lecture mehr als ein mal an die berühmten Briefe des Junius erinnert: so sehr besitzt Walter, bei sonst ganz verschiedener principieller Basis, die Fähigkeit diese und jene schwache Seite oder Absonderlichkeit oder Inconsequenz eines Systems oder eines Charakters herauszuspüren und in scharfen Zügen zu zeichnen, wenn wir auch nicht leugnen können daß diese Züge sehr oft die Schroffheit der Caricatur annehmen.

Unser öffentliches politisches Leben ist noch zu jung als daß es dem Verfasser überall eine hinlängliche Anzahl solider Anhaltpunkte geben konnte; höchstens boten ihm unter den dargestellten Größen die Männer ein etwas reicheres Material die der Welt bereits seit einer Reihe von Jahren durch wissenschaftliche und literarische Thätigkeit bekanntgeworden sind, wie Walter, Stahl, Dahlmann. Bei Gerlach, Radowitz, Camphausen, Simson, Hansemann und Vincke war der Verfasser fast allein auf die Resultate eines im Ganzen sehr kurzen parlamentarischen Wirkens beschränkt. Wir heben diesen Umstand hervor, weil wir es uns nicht verhehlen wollen daß Walter bei all seinem kritischen Talent, ganz abgesehen von seinem beson-

dern Standpunkte, mehr Esprit als Tiefe und Consequenz documentirt. Wenn man ihn aber, wie wir ein solches Urtheil schon mehr als ein mal hörten, den kritischen Nihilisten zuzählt, d. h. Denen welchen die Kritik Alles ist, und die die Kritik nur um ihrer selbst willen üben, so thut man ihm durchaus Unrecht, da er ja oft genug in ganz bestimmten Worten seinen eigenen positiven Standpunkt, sein Princip andeutet. Zunächst, so lautet Walter's Ansicht in der Einleitung, scheint ihm die Revolution, die deutsche nämlich, ihren Kreislauf vollendet zu haben. „Zurückgedrängt auf ihren Anfangspunkt", heißt es wörtlich bei unserm Verfasser, „stirbt sie an ihrer eigenen Unklarheit, die sich nirgend deutlicher zeigte als in der Nationalitätsbewegung." Soll sie „frische Kräfte saugen aus ihrem Falle, so kann sie es nur (sic!) durch die Kritik, durch scharfe principielle Kritik ihrer Gegner und ihrer selbst". Allerdings wird hier der Kritik eine bedeutende Stelle eingeräumt; es fehlt aber auch auf der andern Seite nicht der klar ausgesprochene Zweck um dessen willen die Kritik sich anzustrengen habe. Von dieser Seite hat der Verfasser keinen Angriff zu gefährden. Eine andere Frage aber ist es ob die Kritik, wie durch das Wörtchen nur angedeutet wird, allein das Mittel, das einzige Mittel ist dem von dem Autor gestellten Zweck zu entsprechen. Wir müssen bei unserer Anschauung von der Entwickelung der Weltereignisse auf diese Frage ein entschiedenes Nein antworten. Der Verfasser gehört einer Schule an die sich aus dem Hegelianismus herausentwickelte, dann dessen eifrigster Gegner wurde, sich aber doch noch nicht vollständig von den Einflüssen des Ursprungs befreite. Hinter dem oben citirten Satze Walter's liegt, wenn auch das Gegentheil gemeint zu sein scheint, ein gut Theil der Constructionsweise die Hegel rücksichtlich der Geschichte übt versteckt. Will man diese Richtung deutlicher sehen, so höre man weiter. „Immer noch sehen", sagt der Verfasser, „alle Parteien in den Personen die ihnen entgegentreten einzelne in der Luft schwebende Erscheinungen; erkennen nicht daß es ihre eigene Unklarheit ist die solche Erscheinungen nothwendig gebären mußte... Der Radowitz, der Vincke, — der d'Ester, der Vogt, und Gott weiß wer sonst noch, sollen jetzt die Verantwortung tragen für den Gang einer Revolution die in all ihren Bestrebungen Nichts war als der historische Zersetzungsproceß der alten Weltordnung." So spricht der Philosoph welcher der Natur und dem Wesen des Individuums eine viel zu geringe Bedeutung und Selbständigkeit in der Entwickelung der Ereignisse einräumt, welcher die im Individuum liegenden, eigenen schöpferischen Keime, die es eben zu einem besondern Individuum stempeln, leugnet. Mittels der Kritik wird weder Geschichte gemacht, noch die Weltentwickelung der Art corrigirt daß ein zukünftiges Geschlecht daraus Belehrung und bestimmt formulirte, positive Maßnahmen schöpfen könnte. Die Geschichte ist ein Product unzähliger und unberechenbarer Factoren. Der Fall mit dem es die Kritik heute zu thun hat steht morgen schon durch das Hinzutreten neuer Eventualitäten in einer andern Beleuchtung und in andern Beziehungen da. Nur mit Austilgung aller individuellen Interessen und leidenschaftlichen Elemente in der Natur des Menschen wäre es möglich den Gang der Ereignisse dem Zwecke eines berechneten, logischen Schematismus conform zu erzielen. Das Resultat der Kritik sind Abstractionen, und der Kritiker selbst wird, wenn er sich zum Gang der Geschichte praktisch verhält, ebenfalls zum Dogmatiker. Die Geschichte hat es jeden Augenblick mit Besonderheiten zu thun, welche nie aufhören die active Kraft die ein Princip wirksam zur Geltung bringen will in der Wahl ihrer Mittel zu bestimmen. Die Kritik gibt den kürzesten Weg, die gerade Linie zum Ziele an; die Geschichte dagegen findet auf dem geraden Wege fast stets, wie es sich in der Praxis bewährt, mannichfache, oft unübersteigliche Hindernisse, Hindernisse die oft der schärfste Blick im voraus nicht erkennen kann. Um diese Hindernisse pflegt sich die Kritik fast niemals zu kümmern, wiewol in ihnen gerade die wichtigsten Bedingungen für die Modification des Handelns liegen. Diese Aussprüche könnten leicht zu der Meinung veranlassen als hielten wir die Kritik in Bezug auf den Gang der Geschichte überhaupt für unnütz. Keineswegs; die Kritik hat ebenfalls ihre Mission, aber eine ganz andere. Sie hat nämlich hauptsächlich zu untersuchen, ob die handelnden Individuen in bestimmten, vorliegenden Fällen die wirksamsten Mittel anwandten, den richtigen Weg gingen, um Das zu erreichen was speciell sie erstrebten. Der Verfasser kritisirt die einzelnen Persönlichkeiten, und sucht zu beweisen daß ihr Wirken rücksichtlich des Fortschritts eher hemmend als fördernd gewesen. Was er uns aber factisch beweist, ist nur der Umstand daß ihr Wirken nicht sein Geschichtsideal erzielt habe. Ganz natürlich: weil die geschilderten Persönlichkeiten auf dem Boden ganz anderer Principien stehen.

„Dies Büchlein nun", fährt Walter fort, „versucht eine principielle Kritik der letzten zwei Jahre vom Standpunkte des Historikers und Psychologen. Die Principien und Tendenzen welche sich aus dem Chaos der Märznacht allmälig entwickelt haben sind daher der Gegenstand der folgenden Blätter. Sie beschäftigen sich mit den Personen nur insofern als sich die allgemeine Geschichte in ihnen abspiegelt, und die Unklarheit oder die Richtung bestimmter Parteien in ihnen gleichsam conterfeit erscheint; mit der Geschichte nur insofern als sie die Rolle welche jene Persönlichkeiten gespielt erklärt und dem Gebiete des Zufalls entrückt. Der Verfasser sucht die Wechselwirkung der Masse und der von ihm geschilderten Charaktere nachzuweisen; er faßt die letztern als nothwendige Producte der erstern auf, und kommt dadurch eben zu einer streng historisch-kritischen Darstellung der Elemente welche seit der Februarrevolution theils zersetzt, theils neu geschaffen sind. Es versteht sich demnach von selbst daß er weder vollständige Biographien noch eine historische Uebersicht, sondern eine kritische Würdigung der letzten zwei Jahre, in Bezug auf ihre Stellung zur Vergangenheit und Zukunft, beabsichtigt."

Walter will also die Rolle der Persönlichkeiten die er darstellt als „Historiker" erklären. Wir legen hier absichtlich den Accent auf das Wort „Historiker", weil uns hierin ein Grundirrthum der Walter'schen Betrachtungsweise zu liegen scheint. Walter zeigt sich nämlich im Verlauf keineswegs als Historiker, sondern als ganz entschiedener Parteimann. Oder will man ihm dennoch das Epitheton „Historiker" lassen, so gehört er trotz seines sehr modernen Princips einer Richtung der Historiographie an welche vollkommen veraltet ist, nämlich dem Pragmatismus. Er schreibt für einen bestimmten Parteizweck, ja noch mehr, für den Zweck einer Partei deren positive Gestaltungen, wenn sie überhaupt je zum Leben gelangen, noch in der Zukunft liegen. Was hat der Historiker mit der Zukunft zu thun? Kann ihm das Ideal, die Vorstellung einer neuen noch nicht realisirten Ordnung der Dinge zum Maßstabe dienen? Es kommt bei dieser Frage darauf an zu untersuchen was man unter Objectivität der Geschichtschreibung oder Betrachtung versteht. Wir machen uns durchaus keine Illusionen, wir wissen sehr wohl was es mit diesem mysteriösen Wort „Objectivität" auf sich hat, wir wissen daß es keine absolute Objectivität gibt, noch überhaupt geben kann. Dessenungeachtet ist die Objectivität kein hohler Begriff. Die Objectivität dahin erklären zu wollen daß sie das Rückhalten oder Verleugnen aller subjectiven Meinung und Anschauungsweise sei, ist eine herkömmliche Redensart, mit der gar Nichts gesagt wird, da Ich, der Anschauende, Alles durch das Medium meiner Persönlichkeit sehe, sozusagen nicht aus mir heraus kann. Unserer Ansicht nach bedeutet die Objectivität die Aufgabe oder das Verfahren die geschichtlichen Charaktere mit dem Gang der Ereignisse, und umgekehrt in organische Beziehung und Verbindung zu bringen, nicht aber Charaktere und Ereignisse am noch Unrealisirten oder an einem Princip zu messen. Wir halten Letzteres darum nicht etwa für überhaupt unstatthaft, da es ja das Wesen eines besondern literarischen Zweigs, der eigentlichen höhern Publicistik, ausmacht: aber wir können dies

Verfahren nimmer mit dem Namen Geschichte oder historische Betrachtungsweise taufen.

In der psychologischen Ergründung einer Persönlichkeit manifestirt der Verfasser viel Sinn für Detailbeobachtung; indeß benutzt er, wie oben schon von fern angedeutet worden, bei seinen Portraits meist nur solche Züge welche geeignet sind den Dargestellten in seiner Unzulänglichkeit erscheinen zu lassen. „Niemand ist verpflichtet ein großer Mann zu sein", heißt (nach Dahlmann) das Motto des Walter'schen Buchs, womit von vornherein schon gleichsam über die angeführten Persönlichkeiten abgeurtheilt werden soll. Wir wollen in dieser Beziehung mit dem Verfasser nicht weiter rechten: wir geben zu daß weder Gerlach noch Stahl, weder Simson noch Vincke große Männer im herkömmlichen Sinne zu nennen sind. Dagegen ist aber Jemand der kein großer Mann ist darum noch nicht eine Bagatelle. Walter sieht in seinen Helden nicht nur größtentheils beschränkte oder persönlich eitle und egoistische Naturen, sondern aus seiner Darstellung geht auch die Anschauung hervor daß die Geschilderten meist nur unnützer Ballast gewesen seien, die Nichts für die Förderung der Ereignisse gethan, während es doch nach seiner Meinung ganz directe Wege gibt. Wenn es der Verfasser Dahlmann zum Vorwurf macht daß er über unnütze Verlängerung der Geschichte klagt, so können wir diesen Ausspruch ganz auf ihn selbst anwenden; denn derselbe Gedanke liegt seiner ganzen Darstellung unausgesprochen zum Hintergrunde. Und hier vermissen wir wieder recht eigentlich den Historiker in ihm. Ob die Herren Gerlach, Camphausen, Hansemann u. s. w. zur Realisirung seines speciellen Zwecks beigetragen haben, darauf kommt es hier gar nicht an, sondern es ist zu erwägen ob die Genannten überhaupt die Vertreter einer Krisis, ob sie nicht bloße Privatpersonen, sondern historische Individuen sind. Letzteres kann man nicht leugnen, denn sie haben in verschiedenem Maße beim Gange der Ereignisse mitgewirkt. Nichtsdestoweniger scheint der Verfasser gänzlich zu vergessen daß durch Individuen aller möglichen Gattungen Geschichte gemacht wird. Wenn er selbst sagt „daß in der Praxis die Principien nie rein auftreten, daß die Motive sich in jedem einzelnen Menschen, noch mehr bei jeder Partei, mannichfach durchkreuzen", so hat er diesen seinen Ausspruch nicht genügend, oder vielmehr gar nicht auf die Entwickelung des großen Geschichts g a n z e n angewendet. Auch hier ist das Princip, die Idee irgend eines Volks, irgend einer Periode, d. h. die zukünftige Gestalt, mit tausenderlei Nebensächlichkeiten und Widersprüchlichkeiten behaftet, die sich im Verlauf der Zeit, ohne theoretische Kritik, sondern durch die Dialektik der Umstände loslösen, wenn in ihnen eben kein der Dauer fähiges Hauptmoment liegt. Wieviel jedes Individuum zur Realisirung der Zukunft beiträgt, Das kann nicht nach dem Abstande des Individuums von irgend einem Princip, dessen Verwirklichung man in der Zukunft als bestimmt voraussetzt, oder das auch in der That verwirklicht wird, gemessen werden, weil dieser Abstand und die Zeit, deren das Princip zu seiner Realisirung bedarf, nicht in gleichem Verhältniß stehen, d. h. weil Individuen die sehr weit abstehen dem Principe zuweilen eine viel raschere Förderung verschaffen als selbst die welche ihm bedeutend näher stehen. Dazu kommt der Umstand daß neben der intellectuellen Entwickelung eines Individuums ganz besonders auch sein Charakter in Anschlag zu bringen ist, und daß Charaktere, wir meinen hier feste, zähe oder auch verschlagene Charaktere, meist entschiedener und erfolgreicher wirken als Intelligenzen. Wir erwähnen Dies um noch ein Argument beizubringen daß der Abstand vom Ideal kein Maßstab ist; denn nur äußerst selten ist es der Fall daß sich hohe Intelligenz und hohe Charakterkraft in einem historischen Individuum das Gleichgewicht halten. Schroffe, entschlossene, einseitige Naturen sind oft der beste Sauerteig. Wir erinnern uns hierbei eines meisterhaften Capitels über diesen Punkt in einem Buche wo man derlei allerdings nicht suchen würde, in einem Roman, wenn wir es so nennen dürfen, in Sealsfield's „Kajütenbuch", im ersten Bande, wo ein texanischer Alcade seine Geschichtsanschauung entwickelt und ein Gemälde skizzirt dessen Pinselstriche mit Rembrandt'scher Kühnheit und Derbheit wetteifern.

(Der Beschluß folgt.)

Weitere Mittheilungen aus dem Archive des pariser Hôtel de Ville.

Sitzung des 25. Jan. 1793. Die Bürgerin Laurent fragt in ihrer Eigenschaft als Amme der Frau Première beim Rathe an: ob es ihr gestattet sei ihre Tochter zu sehen, welche im Temple detinirt wird, und erbietet sich bei ihr zu bleiben bis es ihr anders befohlen werde. Der Generalrath geht zur Tagesordnung über in Erwägung daß der Rath keine Person die sich Frau Première nennt kennt. (Register, XVI, 10,795.)

Sitzung des 19. Juli 1793. Eine Deputation der Gesellschaft der Cordeliers bittet daß diejenigen Rathsmitglieder welche den Dienst im Temple haben immer den Hut auf dem Kopfe behalten. Der Rath geht zur Tagesordnung über in Erwägung daß jedes Mitglied genug Achtung vor sich selbst besitze um den Hut nicht vor Individuen zu ziehen wie sie im Temple sind. (Und wer waren denn diese Individuen? Es waren Elisabeth und Frau Première, die Tochter Maria Theresia's, eine Königin von Frankreich! Nein, noch mehr, eine arme unglückliche Frau, eine beweinenswerthe Witwe und Mutter!)

Sitzung des 28. Aug. 1793. Es ist auch Leb .... denuncirt worden, weil er sich, nachdem er im Temple gewesen, darüber beklagt daß die Erziehung des kleinen Capet zu republikanisch sei, und weil er wünscht daß der Sohn des Tyrannen so erzogen werde wie Telemach, welcher der Sohn eines Königs ohne Hosen gewesen sei. (Register, XX, 12,755.)

Sitzung des 5. Sept. 1793. Der Gemeindeprocurator fodert hierauf dazu auf den Rath von den Freunden des Königs zu säubern und sie sogar noch denselben Abend arretiren zu lassen. Er klagt Leb .... an sich im Dienste des Temple schlecht und erbärmlich benommen und nicht den Geist eines Republikaners gezeigt zu haben; er tadelt ihn besonders, weil er den Patrioten Simon, der mit der Erziehung des jungen Capet betraut ist, ausgescholten. Ebenso denuncirt er den Bürger Michoris, der gegenwärtig in der Conciergerie detinirt wird, und zwar mit einer schweren Beschuldigung.

Am 30. Sept. desselben Jahres liest der Gemeindeschreiber folgendes Protokoll vor: „Sonntag den 29. Sept., im zweiten Jahre der Französischen Republik, fand ich, nachdem der Bürger Camus, als zu diesem Geschäfte vom Generalrath eigens ernannter Commissarius, die Garderobe des verstorbenen Capet in das Depositensecretariat des Gemeindehauses hatte schaffen lassen, daß dieselbe in ein Tuch genäht und sechs mal versiegelt war. Nachdem ich die Siegel als unverletzt recognoscirt hatte ließ ich das Packet öffnen, und fand darin folgende Gegenstände: einen Hut, eine zerbrochene Schachtel von Schildpatt, ein kleines Packet von weißen Säumen und Bändern, sechs Röcke, theils von Tuch theils von Seide oder Sammet, einen Ueberrock von Tuch, acht Westen von Tuch, Sammet, Seide und Leinwand, zehn detto Hosen, zwei weiße Schlafröcke, ein Camisol von wattirtem Atlas, fünf Pantalons, neunzehn weiße Westen. Diese Effecten habe ich durch einen Bureauaufwärter auf den Grèveplatz schaffen lassen, nachdem ich sie von den Bürgern Pierre Jacques L..... und Antoine S..... die sich mit auf den genannten Platz verfügten, hatte bewahrheiten lassen; daselbst fand ich einen fertigen Holzstoß, und legte sämmtliche Sachen auf denselben; sie wurden, nachdem die Commissarien ihn angezündet hatten, sämmtlich zu Asche gebrannt, wie es das Geheiß des Generalraths war." (Register, XXI, 12,963.) 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 274. —— 15. November 1850.

Lessing.

(Beschluß aus Nr. 273.)

Hier sind wir bei dem Punkte angelangt auf den ich schließlich hinzielte. Hier haben wir die Schranke Lessing's. Die Moral ist ein blos äußeres Gebot, herübergenommen aus der geltenden Religionslehre oder aus der zufällig herrschenden conventionnellen Sitte; die Idee der Sittlichkeit dagegen quellt aus der innersten Natur des Menschen selbst, sie ist nur deren ideale Bethätigung. Nur die ewigen Foderungen der sittlichen, d. h. der wahrhaften Menschennatur, nicht aber von außen aufgenommene Moralgebote sind daher Hebel tragischer Conflicte. Wir sehen es am besten hier an „Miß Sara Sampson" und in „Emilia Galotti". Eben weil sich aus diesen blos moralischen Motiven die Katastrophe nicht mit innerer Nothwendigkeit herausschälen läßt, muß der Dichter, um diese überhaupt nur möglichzumachen, erst künstliche Nebenmotive einschmuggeln. Ich will nicht behaupten daß ein Kunstwerk das auf ein bloßes Moralgebot gebaut ist sittlich immer so unglücklich ausfallen müsse wie hier im vorliegenden Falle; aber Das weiß ich, künstlerisch wird es den Fehler der Grundidee jederzeit durch die schreiendsten Fehler der Composition zu büßen haben.

Ja, man muß es endlich einmal frei bekennen: Lessing hat in Kunst und Dichtung den Renaissancestil, oder sagen wir lieber, den Zopf gestürzt; er hat die Kunst wieder auf ihre naturwahre, ewig menschliche Grundlage zurückgeführt; Das ist sein großartiges Verdienst, seine geschichtliche Bedeutung. Aber seine Schranke ist: er ist Zeitlebens in dem todten und starren Moralitätsprincipe der herrschenden Verstandesaufklärung steckengeblieben. Sein pedantisch-moralisirendes Urtheil über Goethe's „Werther" ist der schlagendste Beweis dafür; er verstand die anbrechende neue Zeit nicht mehr. Erst Goethe und Schiller haben diesen moralisirenden Standpunkt völlig überwunden und damit erst wieder die Möglichkeit freier, aus tiefster Brust geschöpfter Kunstschöpfung gegeben.

Nur wenn wir Dies festhalten, glaube ich, kommen wir zu einem wirklich kritischen Verständniß Lessing's. Heutzutage freilich thut sich ein bekannter Literarhistoriker wieder viel darauf zu gut daß er die ganze wunderbare Tiefe Shakspeare's auf einige dürftige Moralmaximen herabzudrücken gesucht hat. Und gewissen Splitterrichtern, die überall Unsittlichkeit und Freigeisterei wittern, muß man jetzt vielleicht wieder mehr als je mit Nachdruck betonen daß wer das Moralisiren in der Poesie verwirft, deshalb noch nicht eine unsittliche Poesie verlangt oder gutheißt. Aber dergleichen moderne Verirrungen, so hochfahrend sich diese immerhin gebahren mögen, dürfen uns nicht verhindern dieses abstracte Moralprincip wirklich als Schranke, d. h. als Mangel anzuerkennen. Lessing's durchdringender Scharfblick ist dadurch nicht selten sogar in den wesentlichsten Punkten getrübt und beirrt worden. Einzig hieraus erklärt es sich, warum derselbe Lessing, der durch die Feststellung des stilistischen Unterschieds zwischen der Poesie und der bildenden Kunst der Begründer der ganzen neuern Aesthetik geworden ist, von den moralischen Zwecken des Dramas, ja selbst von der Fabel und vom moralischen Lehrgedicht sein Lebelang nicht hat lassen mögen.

Hätte Danzel auf diesen moralisirenden Tic Lessing's das gehörige Gewicht gelegt, er würde sich die fruchtlose Mühe erspart haben jene Theorie von der Einwirkung der Tragödie, die Lessing in langen Briefen an Moses Mendelssohn ausführlich auseinandersetzt, und die Abhandlungen über die Fabel der tiefern Einsicht der heutigen Wissenschaft mundgerecht anzupassen. Es thut der Größe Lessing's keinen Eintrag, wenn man auch offen eingesteht wie und in welchen Stücken er an seine Zeit den Zoll der Sterblichkeit entrichtet.

Rein und ungetrübt aber strahlt Lessing's Bild wenn wir uns zu seiner nächsten glänzenden That wenden, zu den „Literaturbriefen". Die „Literaturbriefe" sind die kritische Eroberung und Besitznahme des neuen Standpunktes, wie „Miß Sara Sampson" die poetische. Wie unter Lessing's Dichtungen „Miß Sara Sampson", so sind unter seinen prosaischen Schriften die „Literaturbriefe" das erste Werk was noch heute von Allen gelesen wird. Ein Beweis daß die Zeit sie noch als ihr eigen anerkennt.

Und hier kehren wir rückhaltslos zu unserm kundigen Führer zurück. Hier ist er wieder auf seinem heimischen Felde. Mit klaren und scharfen Zügen weiß er

ganz vortrefflich den Geist und die Wirkung dieser „Literaturbriefe" zu schildern.

Die „Literaturbriefe" sollten sich ihrer ursprünglichen Anlage nach auf Besprechung deutscher Schriften beschränken. Und in der That ruht eben darin ihre durchschlagende Bedeutung daß sie zuerst mit Eindringlichkeit die Foderung einer nationalen Literatur aufgestellt haben. Zwar hatten schon Opitz, Chr. Thomasius, und vor Allen auch Gottsched mit Eifer auf eine eigene deutsche Literatur gedrungen, aber etwas Anderes ist eine eigene Literatur die fremdem Muster nachgebildet, etwas Anderes eine solche die aus den innersten Eigenthümlichkeiten der Zeit und der Nation frei und naturnothwendig herausgewachsen ist. Das Drängen nach einer solchen eigenen eigenthümlichen Literatur ist die Lebensseele dieser Zeitschrift, wenigstens soweit Lessing an ihr mitwirkt.

„Niemand", hatte die „Deutsche Bibliothek" gesagt, „wird leugnen daß die deutsche Schaubühne einen großen Theil ihrer ersten Verbesserungen dem Hrn. Prof. Gottsched zu danken habe."

„Niemand? Ich bin dieser Niemand", sagt Lessing, „ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen daß sich Hr. Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten oder sind wahre Verschlimmerungen."

Lessing ist hier in dieser Derbheit gegen Gottsched sehr ungerecht; aber welches neue Princip wäre nicht zuerst einseitig? Was habe Gottsched gethan? fährt er fort. Er habe nicht sowol unser altes Theater verbessern, er habe der Schöpfer eines ganz neuen sein wollen. Und was für eines neuen? Eines französirenden, ohne zu untersuchen ob dieses französische Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken welche er vertrieb hinlänglich abmerken können daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen, daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken gibt, daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verlieben, daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet als die zu große Verwickelung. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen und sie würde ihn geraden Wegs auf das englische Theater geführt haben. Wenn man die Meisterstücke des Shakspeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen sein als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekanntgemacht hat.

Wer kennt nicht die zündende Kraft mit der diese Worte blitzartig einschlugen? Ist es auch wahr daß es ein grober Irrthum ist wenn man glaube in der neuern deutschen Kritik sei hier überhaupt zum ersten mal von Shakspeare die Rede gewesen, so ist doch gewiß, die glühende Begeisterung mit der man von jetzt an die Dichtungen Shakspeare's studirt und nachahmt und all die herrlichen Früchte dieser Begeisterung, sie sind großen Theils lediglich dem mächtigen Nachhall dieser gewaltigen Worte zu danken. Mit der Unnatur der Gottsched'schen und Klopstock'schen Poetik hatte Lessing und das junge Geschlecht das sich auf ihn stützte von nun an Nichts mehr gemeinsam. Unsere Kunst und Poesie wurde wieder frisch, jugendlich, gesund; der Zopf war ein mal für alle mal zu Grabe getragen; die Morgensonne einer neuen Dichtung ist über Deutschland aufgegangen.

Dies ist die innerste Bedeutung Lessing's. „Miß Sara Sampson", auf die bald die aus dem eigensten Leben geschöpfte „Minna von Barnhelm" folgt, und die „Literaturbriefe" sind seine eigentlichste That. „Laokoon", der die beschreibende Poesie stürzt, und die „Hamburgische Dramaturgie", diese Meisterwerke productiver Kritik, sind nicht neue Principien, sondern nur die reifste Blüte Dessen was in jenen Schriften bereits vorahnend aufgetreten war. Die antiquarischen und theologischen Streitschriften sind zwar unerlaßliche Züge, sobald es sich darum handelt das Bild dieses großen Geistes nach allen Seiten hin auszuführen; aber so tiefgreifend und großartig sie an sich sind, gegen die ästhetische Reformation Lessing's stehen sie doch in zweiter Linie.

Mit Recht ist daher hier der erste Band der Biographie geschlossen. Das harte Geschick hat uns Danzel leider inzwischen entrissen. Seine Bücher über Gottsched und Lessing sichern ihm für immer die dankbarste Erinnerung.

Wie verlautet wird ein Freund Danzel's was sich in den hinterlassenen Papieren an Vorarbeiten für den zweiten Band Mittheilbares vorfindet zusammenstellen und mittheilen. Des herzlichen Dankes aller Literaturfreunde kann dieses fromme Werk treuer Freundespflicht im voraus gewiß sein. **H. Hettner.**

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 273.)

Um einen bestimmtern Begriff von der Walter'schen Behandlungsweise zu geben, sei es uns gestattet Einiges aus seiner Skizze über Gerlach hervorzuheben. Der Verfasser beginnt mit einem ceterum censeo des alten Schlosser: „Keine gefährlichere Menschenclasse als die theologischen Juristen!" Sehr wahr; indeß stuft sich diese Gefährlichkeit unserer Meinung nach bedeutend nach dem principiellen Standpunkte des Individuums ab. Auf Gerlach angewendet schwindet diese Gefahr beträchtlich, weil ein Princip wie der Genannte es vertheidigt in unserer Zeit eine gar vortreffliche Ingredienz ist um die Ereignisse rasch in Fluß zu bringen, und gerade den Fortschritt zu fördern. Seit der Märzerhebung ließ sich der christlich-germanische Staat nicht länger mehr in der hergebrachten patriarchalischen Weise vertheidigen: Polizei und Religion mußten sich immer inniger durchdringen. „Das Erscheinen der «Neuen Preußischen Zeitung»", sagt Walter, „bezeichnet genau die Epoche wo das bisherige Liebäugeln zur traulichen Umarmung wurde... In diesem Blatte folgt der polizeiliche Leitartikel stets dem religiösen auf dem Fuße nach." Und speciell der Oeffentlichkeit durch Presse und Kammer gegenüber bedurfte der christlich-germanische Staat einen theologischen Juristen, denn „bald muß der rücksichtslose Fanatismus dem Jünger der Themis über alle zähen Bedenklichkeiten hinweghelfen die im Buchstaben des Gesetzes liegen, bald muß die juridische Wortklauberei die Hindernisse beseitigen die das Princip des Christenthums aufthürmt". Der christlich-germanische Staat fand in Gerlach, was er brauchte, einen Mann der die schönsten

equilibristischen Kunststücke aufführte, und jeden Augenblick aufs ergötzlichste nach Bedarf den Juristen in den Theologen und umgekehrt metamorphosirte: wobei denn natürlich die Sophisterei aufs schlauste der Consequenz eine Nase zu drehen bemüht war. Nicht übel getroffen ist Gerlach's Personalbeschreibung. „Schon in dem Aeußern Gerlach's spricht sich der theologische Jurist aus. Auf den ersten Blick könnte man ihn leicht für einen behäbigen, wohlgenährten Landpfarrer halten. Aus der Platte des Kopfs, dem faltenlosen Gesicht, dem prallen Bauche, aus der ganzen untersetzten muskulösen Gestalt spricht ein Comfort dessen gesammtes Bestreben in dem Satze «leben und leben lassen» aufzugehen scheint. Wenn der ehrenwerthe Abgeordnete in seinen Schuppenpelz gehüllt, mit dem festen, sichern Tritt eines «gemachten Mannes» aus der Kammer wandelte, so sah Jedermann daß er nie Etwas von den Mühen und Leiden des Daseins gekostet, und daß es daher nur im symbolischen Sinne zu verstehen sei wenn er in der «Kirchenzeitung» klagt: «Die Gläubigen des Herrn hätten nicht mehr wo sie ihr Haupt hinlegten...» Aber jener Anstrich von Wohlwollen verschwindet sobald man das Gesicht näher betrachtet. Das Auge blickt nicht heiter und lebenslustig, auch nicht mit schwärmerischem Glanze, sondern lauernd und trotzig hinter der Brille hervor; den Mund umgibt ein eigenthümlich verkniffener Zug, das Erbtheil des Juristen; in dem übermäßig ausgebildeten, stark vortretenden Kinn prägt sich nicht die Thatkraft des Fanatismus, sondern die Rücksichtslosigkeit des Beamten aus, der seinen Rücken durch den Staat gedeckt, sein Gewissen durch den Jesuitismus beschwichtigt weiß. Die ganze untere Hälfte des Kopfes verkündet deutlich jene Brutalität mit der einer der hervorragendsten Führer der christlich-germanischen Partei einst jeden humanen Versuch zur Erleichterung der untern Volksschichten für Gottlosigkeit erklärte... Im persönlichen Umgange ist Gerlach freundlich, ja beinahe schmeichelnd: ein biegsames, obwol fettes Organ kommt ihm dabei nicht wenig zustatten... Obwol er auch in der Unterhaltung Proselyten zu machen sucht, bedient er sich dabei doch nur des Vortheils den ihm seine fertige, abgeschlossene Doctrin und seine einheitliche Richtung geben.. Dagegen würde man vergebens in seinem ungezwungenen Benehmen die leiseste Spur von Pietismus zu entdecken suchen: die christlich-germanische Weltanschauung hat seinen Gedankengang so durchdrungen daß er der äußerlichen Schibboleths, der Bibelcitate und des Augenverdrehens nicht bedarf... Man darf nie vergessen daß die Anhänger des christlich-germanischen Staats keine fanatischen Schwärmer sind, welche die Menschheit durch That und Beispiele für ihre Ideale entflammen wollen: sie sind eben Nichts mehr als Doctrinaires, welche ... die Schöpfung Gottes verpfuscht glauben, und nun in einem specifischen, selbstgebauten Christenthum ein neues Organisationsprincip entdeckt zu haben meinen."

Daß die Leitartikel und Rundschauen Gerlach's in der „Kreuzzeitung" von Bibelsprüchen und Salbung wimmeln, hat darin seinen Grund daß er hier der großen Masse gegenübersteht, der man am besten mit solchen Sätzen imponirt, umsomehr „als man selbige für Inspirationen eines höhern Wesens ausgeben kann". Wenn Walter meint daß Gerlach in der Praxis seine scheinbar eiserne Consequenz bald verlassen, daß er ebenfalls den Weg der Compromisse einschlagen würde, so müssen wir Den welcher diesen Satz ausspricht wieder auf sich selbst und seine Geschichtsbetrachtung verweisen. Zweifelsohne würde Gerlach, durch die Elemente der Praxis gezwungen, häufig wie angedeutet handeln. Ganz ähnlich aber verhält es sich mit jedem Princip. Wird es in den Strom der Ereignisse geworfen, dann muß es sich um seiner Selbsterhaltung willen oft dieser und jener Mittel bedienen, von denen sich die Kritik Nichts träumen läßt. Wir sprechen Dies aus um hiervon weiter auf die Geschichte Anwendung zu machen. Das Princip der Geschichte realisirt sich durch eine Menge von Mittelgliedern, die man, soviel Feindliches auch in ihnen liegen mag, nicht als überflüssig betrachten kann, wenn sich auch andererseits wieder ihre Nothwendigkeit nicht direct beweisen läßt, weil es eben unmöglich ist alle Factoren der Geschichte zu übersehen und in Rechnung zu bringen. In Anknüpfung an das Obige fährt der Verfasser fort: „Gerlach selbst scheint Dies zu fühlen: wir werden ihn demnach wahrscheinlich immer nur als Souffleur, nie auf der Bühne erblicken, und uns mit der Analyse seiner Theorien begnügen müssen... Unter diesen bildet die über das Verhältniß der Kirche zum Staat den Grundstein des christlich-germanischen Glaubensbekenntnisses."

Mit diesen Worten gelangt der Verfasser zu den Gerlach'schen Principien. „Die Kirche ist im Staat gefaßt, und soll es sein; aber nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Schuld", so lautet der Normalsatz welcher in einem unter Gerlach's Augen abgefaßten Schriftchen von Rother: „Die wahre Grundlage der christlichen Kirchenverfassung", ausgesprochen ist. Es ist dies Verhältniß keine Einheit zwischen Kirche und Staat, sondern wie Rother es nennt, geradezu Unterworfenheit der Kirche unter den Staat — „auf Hoffnung." Dies heißt, wenn die Kirche erst wieder organisirt ist, wird sie wieder die ihr gebührende Stellung einnehmen. Bisjetzt hat die Gerlach'sche Partei noch wenig günstige Resultate für ihr Princip erzielt; selbst die Synode im J. 1846, als die Aussichten viel besser standen, konnte die Sache nicht fördern. „Und die Stellung des Staats, des Königthums im neuen päpstlichen Reiche?" fragt Walter. Gerlach will keineswegs den alten Absolutismus. Im Gegentheil, er bekämpft den Träger desselben, die centralisirende Bureaukratie, aufs eifrigste. Ein aus dem parlamentarischen Wirken Gerlach's herausgegriffener Vorfall, welchen Walter beibringt, wirft ein ziemlich klares Licht auf den in Frage stehenden Punkt. „Gerlach war der Ueberbringer einer pommerschen Petition des Inhalts: die Kammer möge schleunigst die in ihr sitzenden Steuerverweigerer aus ihrer Mitte entfernen, behufs der gerichtlichen Verfolgung derselben. Das war ein Eingriff in die Executive und die Function des Staatsanwalts... Die Commission trug daher auch wegen des Gleichgewichts der Gewalten auf Uebergang zur Tagesordnung an. Gerlach aber erklärte ausdrücklich er halte die Kammer keineswegs für incompetent. So wäre denn das ruhmvolle Haus Hohenzollern im vollendeten christlich-germanischen Staate etwa in der Lage Ludwig's XVIII., der sich in seiner Chambre introuvable selbst das Begnadigungsrecht entreißen lassen mußte." Im Folgenden weist der Verfasser nach wie der Haß Gerlach's gegen die Bureaukratie eine nothwendige Consequenz des christlich-germanischen Staats sei, und wie in diesem, in der Kirche, im Staat und in der Industrie das ständische Princip als Grundstein der neuen Organisation an die Stelle des militairisch-bureaukratischen treten würde.

Zum eigentlichen Parteiführer in einem Parlamente taugt Gerlach wenig oder gar Nichts. „Seine Aufgabe", sagt Walter, „bestand nur darin bei jeder Gelegenheit die Principien der Partei in ihrer ganzen Nacktheit hinzustellen, den eigenen Bundesgenossen stets das äußerste Ziel vor Augen zu halten, und durch ewige Wiederholung derselben Maximen seiner Fraction den Anstrich einer eisernen Consequenz zu geben, die Unklarheit der Gegner ins hellste Licht zu stellen. Seine Reden behandelten daher auch immer irgend ein Capitel des christlich-germanischen Staats, ohne sich um die vorliegende Frage eben viel zu kümmern... Ebenso mußte eine trotzige Apathie die innere Consequenz andeuten... Mit diesem Benehmen stimmt die Art seiner Beredtsamkeit durchaus zusammen, die in dem Tone des derben, abspringenden Volkswitzes bald hierhin bald dorthin schlägt, ohne je bei einem Gegenstand länger zu verweilen, ohne sich um den Gang der Debatte oder die Stimmung der Zuhörer im mindesten zu kümmern... Man sah sich anfangs in stummem Erstaunen an sobald Gerlach die Bühne betrat, und vermuthete eine gewaltige physische und geistige Macht im Hintergrunde einer solchen Rücksichtslosigkeit. Nach und nach jedoch faßte man sich ein Herz... die Beklom-

menheit machte dem Aerger darüber Platz daß das Vaterland in Gefahr schien bis in eine mythische Vorzeit gerettet zu werden. Man ward bitterböse und wollte sich der boshaften Witze durch den stürmischen Ruf «Zur Sache!» erwehren: Gerlach bat lächelnd um Entschuldigung ... Doch als stets dieselben Manoeuvres, dieselben Redensarten wiederkehrten ..., da verlor sich allmälig mit der Angst auch der Zorn. Die Kammer ... fand bald heraus daß das unheimliche Gespenst Nichts weiter war als der polternde Alte aus der Komödie. Sobald diese Entdeckung einmal gemacht war, war Gerlach verloren. Seine Gegner ließen nunmehr Gründe und Lärm beiseite, hüllten sich in dasselbe Phlegma durch welches Gerlach bisher unüberwindlich war, und vernichteten ihn mit seiner eigenen Waffe." Die im Auszug angeführten Stellen werden den Beweis liefern daß der Psycholog und sinnreiche Beobachter persönlicher Züge in Walter dem Historiker beiweitem überlegen ist.

Das Resultat des Walter'schen Buchs ist: daß es den Conservativen allesammt fast gleich übel ergeht, und wir vermuthen gewiß nicht mit Unrecht daß auch die andere, die entgegenstehende Partei in einem bereits angekündigten zweiten Bändchen vor den Augen des Verfassers keine glänzende Rolle spielen wird. Bei dem Standpunkte Walter's ist Dies ganz begreiflich. Es gibt eine Fraction der jungen kritischen Schule welche stets ihre zersetzenden Reagentien ausgießt, stets analysirt, kritisirt und Alles verdammt, dabei aber nie den eigenen Standpunkt andeutet. Man wird uns einwenden: wer negirt, affirmirt auch, d. h. er affirmirt indirect durch seine Negation. Ganz gewiß, wenn Consequenz die Grundlage dieser Negation ist; wo aber einzig und allein das Sophisma in eitler Selbstbespiegelung vor unsern Augen umhergaukelt, da bleibt uns nicht der mindeste Halt. Zu dieser Fraction indeß gehört Walter nicht. Er macht nirgend aus seinem Standpunkte einen Hehl; er formulirt sein Princip in baren, klaren Worten. Sein Princip ist „die staatlose, d. h. vom Staat specifisch verschiedene, freihändlerische Gesellschaft" auf den Trümmern der gegenwärtigen Ordnung der Dinge; Wege und Mittel zur Erreichung des Ziels aber finden wir nirgend gründlich dargelegt. Wir haben gegen dieses Princip in seiner Abstraction ganz und gar Nichts einzuwenden. Es ist ein Ideal neben vielen andern Idealen, und es nimmt uns nicht Wunder daß sich Theoretiker berufen glauben der Welt und ihrem Streben Ideale vorzuhalten. Das jedoch will uns nicht einleuchten daß dieses Ideal, wie seine Träger überzeugt sind, völlig realisirbar, praktisch sei. Wir sagen „völlig", weil es uns nicht einfällt den socialen Fortschritt überhaupt zu leugnen. Der Begriff des Praktischen ist nun allerdings sehr relativ. Alles in Allem genommen, und auf die einfachste Formel reducirt, hält jeder Mensch Das für praktisch was speciell **ihm** ausführbar scheint, oder zu dessen Ausführung er die nöthigen Mittel im Kreise seiner Fähigkeiten und Anschauungen vorfindet oder anzugeben weiß. Wir wollen somit, um dem Verfasser zu folgen, dem Praktischen sehr gern einen möglichst weiten Umfang geben. Die Grenze desselben bleibt aber immer das Wesen der menschlichen Natur. Gewiß, die absolute Staatlosigkeit wäre möglich, sie hat als abstracte Idee in sich ganz und gar nichts Widersprüchliches, wenn wir es statt mit Menschen von Fleisch und Blut mit vollkommenen Naturen zu thun hätten. Alle Theoretiker begehen den Fehler daß sie für ihre Systeme immer eine Menschheit ohne Leidenschaften, ohne widerstreitende Interessen, und eine überdies vollendet intelligente Menschheit voraussetzen. Solange Dies indeß nicht der Fall ist, solange die Menschen theils subjectiven und beschränkten Ideen, particulairen Interessen, und bewußt oder unbewußt ihren Leidenschaften folgen, solange bleibt die Staatlosigkeit als solche ein bloßer Traum. Die Menschen werden, wir geben es zu, mit der Zeit immer humanere Sitten annehmen, sich vielleicht in größerm Umfange auf ihren wahren Vortheil verstehen lernen, das sociale Princip wird Fortschritte machen unter ihnen: nie aber werden sie ihre Natur verleugnen. Und wer voraussetzt, z. B. die Leidenschaften und schlimmen Triebe gehörten nicht zur menschlichen Natur, Der würde nur beweisen daß er von dem Wesen des Menschen ebenso falsche als sterile Begriffe hat. Die Staatlosigkeit basirt alle Verhältnisse auf den Contract. Warum verwirft der Verfasser so sehr den Constitutionalismus, von dem er doch selbst eingesteht daß er ein Anfang der contractlichen Auffassung der Staatsverhältnisse sei? Einerseits, weil der Constitutionalismus die Idee nicht radical auffaßt, das Ideal nicht sogleich realisirt, mit andern Worten eine Verlängerung des Geschichtsprocesses ist. Dann aber auch hält er vom Constitutionalismus Nichts, weil er ihm als ein bloßes Balancirspiel erscheint. Würde sich aber nicht in der auf lauter contractliche Verhältnisse gegründeten Gesellschaft in der Praxis ein noch tausend mal ärgeres Balancirspiel herausstellen, würde dieses nicht recht eigentlich die Seele des Ganzen sein? Nehme man aber auch einmal an die Gesellschaft dieser Theoretiker wäre constituirt. Was würde diese Gesellschaft am Ende aller Enden ihrer Praxis nach sein? Nichts Anderes als dennoch ein Staat. Die Theorie vom Staat macht wahrlich nicht das Wesen des wirklichen, concreten Staats aus. Selbst der absolutistische Staat ist in praxi, so sehr es auch die Theorie leugnen mag, auf den Contract gegründet. Das nicht abzuleugnende Factum der Revolutionen ist nichts Anderes als die Auflösung eines Contracts, so wenig von einem solchen auch die Rede ist, und so sehr auch die absolutistischen Staatslehrer das Recht des Herrschers auf eine himmlische Belehnung zurückführen. Die Gesellschaftsverfassung würde nichts Anderes thun als Das auszusprechen was der Staat verschweigt, was aber doch seine wesentliche Form ist. Damit aber würde die Gesellschaft auf der andern Seite eingestehen müssen daß auch sie dem Gedanken nach Staat ist, wenn auch unter einem andern Namen. Aber auch in ihren Functionen würde sie sich als Staat documentiren. Die Gesellschaft hätte doch, auf das Gebiet der Praxis gestellt, und nun lebendig gedacht, diese und jene Zwecke zu realisiren, z. B. den persönlichen Schutz der Mitglieder u. s. w.; sie müßte, wenn sie nicht eben wieder vollkommene Naturen voraussetzt, die willkürlichen und subjectiven Maßnahmen ihrer Mitglieder in den nöthigen, dem Gesammtzweck entsprechenden Schranken halten; mit andern Worten: sie würde äußere Organe zur Handhabung ihrer Ordnung bedürfen. Was ist der Staatsmechanismus Anderes als die Gesammtheit dieser Organe? Wir erwähnen hierbei daß es nicht darauf ankommt was diese oder jene Theorie deducirt und sagt, sondern darauf was der unmittelbare, nackte, praktische Thatbestand ist.

Hiermit legen wir das Walter'sche Buch aus der Hand. Wir haben seine Theorie theilweise verwerfen müssen, wir sind ihm aber nochmals die Anerkennung schuldig daß es von einem brillanten Talente für stilistische Composition Zeugniß gibt.

71.

Bibliographie.

Mommsen, T., Ueber den Chronographen vom J. 354 mit einem Anhange über die Quellen der Chronik des Hieronymus. Leipzig, Weidmann. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Ueber das römische Münzwesen. Ebendaselbst. Hoch 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schaefer, J. W., Goethe's Leben. 1ster Band. Bremen, Schünemann. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagebuch des Generals Patrick Gordon, während seiner Kriegsdienste unter den Schweden und Polen vom J. 1655 bis 1661, und seines Aufenthaltes in Rußland vom J. 1661 bis 1699, zum ersten Male vollständig veröffentlicht durch Fürst M. A. **Obolenski** und M. C. **Posselt**. 1ster Band. Moskau. 1849. Lex.-8. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 275. —— 16. November 1850.

Alexander von Humboldt.

Mancher erinnert sich wol noch der durchgreifenden Bewegung welche im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts die Resultate der Expedition Alexander von Humboldt's nach Amerika begrüßte. Wie nach langem Verluste schien die Neue Welt wieder entdeckt; es war als beginne der Morgen dessen Helligkeit Wälder, Gebirge, Flüsse, Steppen und Himmelsräume dieses Landes aus dem Nebel emporsteigen lasse, und sie träten jetzt erst in das wissenschaftliche Bewußtsein der Zeit. Diese geistige Eroberung knüpfte sich langsam an die räumliche, erste. Colombo bewies vor drei Jahrhunderten die Existenz des Erdtheils. Der große Nachfolger des ersten Entdeckers konnte erst jetzt das Innere und die Weltstellung Amerikas entdecken. Er erleuchtete damit alle Gebiete der Wissenschaft, verband Zeiten und Weltgegenden, Erde und Himmelsräume, umfassendes Forschen und Frische der Phantasie zu einer Anschauung die die Decke von den Erscheinungen fallen, die innere Form als das Wesen hervortreten ließ.

Viel Wenigern mag Humboldt noch von früher her im Gedächtniß geblieben sein, als 1790 er an Büsch's Handelsakademie studirte, dann die Bergschule von Freiburg bezog, erst als Bergwerksassessor zu Berlin, nachher als Oberbergmeister im Fichtelgebirge fungirte. Auch sein politisches Wirken unter Hardenberg, sein späteres Zusammenleben mit den Dichterheroen Goethe und Schiller fällt schon in eine Zeit in die sehr Wenige klar zurückdenken werden — vielleicht Keiner kann von sich sagen was Humboldt gesagt hat: daß er seit 1789 über die Richtung seines Lebens gewiß gewesen, aus Einem Princips heraus gewirkt habe.

Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Fichte, Hegel, Schleiermacher, nebst Humboldt die Größten der neugegründeten berliner Universität, schieden später oder früher: — er wirkt noch in Jugendkraft, gleichsam gelöst von den Jahren und Stürmen der Vergangenheit. Die Freiheit des Schaffens, die Tiefe der Empfindungen und der warme Lebenshauch seiner Darstellungen unterscheiden ihn gar sehr von dem Dichtergreis der ihn den Napoleon der Naturwissenschaften nannte, der in trübsten Stimmungen sich an seinem weltbelebten Gespräch erheiterte. Humboldt ist nicht wie Goethe im Alter an gewisse Formen gebunden; er hat, dem Weltfortschritt überall zugethan, den Fluß des Weltlebens in sich selbst frisch halten können, den Sinn für die Menschheit der ewige Jugend athmet.

Wenn, indem wir hieran erinnern, bei Veranlassung seines funfzigjährigen Jubiläums als Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften der Versuch gemacht wird diesen einzigen Mann zu charakterisiren, so kann Erschöpfung des Stoffs nicht bezweckt sein. Es bleibt noch so Vieles zu ergänzen was erst später sich klären wird. Manches wird unter andern Gesichtspunkten tiefer durchdrungen werden von weitergreifenden Kräften. Aber eine Feier welche die gebildete Welt begeht, ein Gedenktag der die weitgreifendsten Beziehungen in sich einschließt, wirft seinen Glanz auch in die Kreise der Laien, hinaus über die Grenze des reinwissenschaftlichen Lebens, seine wissenschaftliche Bedeutung erhebt sich zu jener menschlichen die allgemeineres Verständniß hoffen darf. Diese Bedeutung zu erweitern, den Damm zu brechen der das Wissen vom Leben scheidet, und in allen Höheres Verlangenden die ewige Natur- und Geisteskraft zu entzünden, hat Humboldt gewirkt mit Erfolgen deren Wenige vor ihm theilhaftig sind, mit einer Tiefe die weit hineinreicht in die Zukunft.

Wir dürfen dabei nicht die sehr günstigen Verhältnisse übersehen die ihn immer umgaben. Alexander von Humboldt stammt aus bedeutender Familie. Die Noth Kopernicus', Kepler's, Schiller's, die drückenden Entbehrungen so vieler weltgeschichtlichen Genies haben sich seinem Genius nicht in den Weg gestellt, sein harmonisches Entfalten nicht gestört. Früh, wie er selbst sagt *), gelangte er durch den Umgang mit hochbegabten Männern zu der Einsicht daß ohne den ernsten Hang nach der Erkenntniß des Einzelnen alle große und allgemeine Weltanschauung nur ein Luftgebild sein könne, und der Drang nach dem Verschiedenartigsten wurde in dieser festen Bahn gehalten. Nicht weniger wirkte die Bekanntschaft mit dem Weltumsegler Georg Forster auf die Phantasie des Jünglings. Er bereiste schon 1790 die Rheingegenden, Holland und England, botanisch und geognostisch be-

*) „Kosmos", I, VI.

schäftigt. Dann, dem nachmaligen Minister Graf Dohna und dem Minister von Heinitz bekanntgeworden, widmete er sich dem Bergfach, reiste in Heinitz' Gesellschaft ins böhmische Mittelgebirge, in Anspach und Baireuth, ward 1791 als Oberbergmeister im Fichtelgebirge angestellt. Der Minister von Hardenberg (verbunden mit Wilhelm von Humboldt) war sein Gönner. Auf königlichen Befehl untersuchte Humboldt bald nachher die Steinsalzwerke von Salzburg und Steiermark, die Salzlachen in Großpolen, die Saline in Kolberg. Hardenberg leitete ihn weiter an politische Missionen bei den preußischen, englischen und französischen Armeen auszuführen. So, von den Wellen des geschichtlichen Lebens erfrischt, wuchs früh seine naturwissenschaftliche Thätigkeit. Geognostische und chemische Studien vereinten sich unmittelbar mit dem praktischen Wirken für Vervollkommnung des Bergbaus, für Wiederaufnahme verlassener Stollen, Construction von Grubenlampen und Salzpfannen. Diese Richtung ins Leben, in die Tiefe und Weite der Welt, war damit auch die Richtung in die Tiefe des Geistes. Schon jetzt, im Jünglingsalter, wirkte Hand in Hand Humboldt's Genie für das Reale mit dem idealen Drange zum Höchsten, Gesetzmäßigen, zur Nothwendigkeit in der Freiheit, zur Beharrlichkeit im Wechsel aller Erscheinungen der Welt.

Aber freilich war der Geist das Mächtigste. Humboldt nennt*) Georg Forster's Schilderungen der Südseeinseln, Gemälde von Hodges die Gangesufer darstellend, einen kolossalen Drachenbaum im Botanischen Garten zu Berlin als Anregungsmittel die eine unvertilgbare Sehnsucht nach den Tropengegenden zuerst in ihm weckten. „Diese Anregungsmittel aber", ergänzt er, „üben ihre Macht nur da wo der Zustand moderner Cultur und ein eigenthümlicher Gang der Geistesentwickelung unter Begünstigung ursprünglicher Anlagen die Gemüther für Natureindrücke empfänglicher gemacht hat." Und so wirkte hier das Innere für das Aeußere, mit seltenster Uebereinstimmung. Fortwährend große Reisepläne bedenkend, verließ Humboldt 1795 sein Amt. Umsonst suchten Liebe und Achtung seiner Untergebenen und Vorgesetzten ihn zurückzuhalten. Auf neuer Erde, unter neuem Himmel sollte sich der Kreis seiner Forschungen erweitern.

Und Humboldt hat nicht verschuldet was er den Expeditionen auf Kosten des Staats vorwirft, daß nämlich oft unvorbereitete Leute dazu wie durch Zufall gewählt seien.**) Er beschäftigte sich mit praktischer Astronomie, studirte in Jena im Umgange mit Goethe und Schiller Anatomie, indeß schon 1791 die „Flora fribergensis subterranea", 1796 der Versuch über die gereizte Muskel- und Nervenfaser seinen Namen berühmtmachten. Daneben nahmen ihn besonders Studien über Palästina und Aegypten hin. Als er, politisch beschäftigt, im Herbst 1796 sich bei Moreau's Armee aufhielt, hatte General Desaix ihm von dem ägyptischen Project Napoleon's mitgetheilt und ihn dringend gebeten, falls dieses zustandekäme, daran theilzunehmen. Später schlug Lord Bristol die Reise auf einem besondern Schiffe von Neapel nach Kairo vor, worauf Humboldt einging, wenn auch immer mit weitergreifenden Gedanken. Er wollte zur Vorbereitung noch vulkanische Studien in Unteritalien anstellen, reiste also nach Wien, wurde dort aber theils durch das Eindringen der Franzosen in Neapel, theils durch Bristol's Gefangennehmung verzögert und beschloß nun, nach einem Aufenthalt von vier Monaten in Paris, sich der Expedition des Capitains Baudin, dann der des schwedischen Consuls Skiöldebrand nach Algier anzuschließen. Mit dem Plan: über Cartagena, Tunis und von Tunis mit einem Pilgerschiff Aegypten zu erreichen, vermittelte ihm endlich in Spanien unerwartet Urquijo die Erlaubniß das spanische Amerika zu durchforschen, und Humboldt, seine andern Pläne hintansetzend, rüstete unermüdlich bis zum Juni 1799 mit seinem Freund Aimé Bonpland für diese Expedition, die größte die von einem Privatmann unternommen ist.

Von nun an sehen wir ihn auf dem weiten Ocean, im Sturm oder der Milde tropischer Nächte, in der Sonnenglut der Llanos, im Walddunkel des Orinocoufers, auf dem erdbebenbewegten Hochlande von Mexico und den eisigen Gipfeln südamerikanischer Cordilleren fünf Jahre hindurch ringen mit der großen, unerforschten Natur der Neuen Welt. Die Macht der Elemente beugt ihn so wenig als die Wucht der durch sie erzeugten Gestalten. Er erfaßt die Nähe und verbindet sie mit den Fernen der andern Erdtheile; die Betrachtung himmlischer Verhältnisse bestimmt die irdischen Orte — Eins wird der Spiegel und der Index fürs Andere. Wenn seine Hand im Sonnenbrande die Magnetnadel stundenlang hat schwingen lassen, um das Gesetz der veränderlichen Intensität der tellurischen Magnetkraft zu finden, wenn die geognostischen Formationen der Erdrinde untersucht, die Krater von Vulkanen in ihren atmosphärischen Bestandtheilen analysirt sind, so steigt er ein anderes mal mit dem Barometer 18000′ auf über den Meeresspiegel, Bestimmungen zu geben über die Höhe der höchsten Berge. Die geographische Verbreitung, die Gestalt, Farbe und Gruppirung der Pflanzen, das Thierleben im Urwalde, die Menschen im Zusammenhange mit der Natur beschäftigen ihn. Wohin vorher kein wissenschaftlicher Eroberer gedrungen findet er Bahnen; wo kein Leben vermuthet war fühlt er seinen Puls, ohne Aufhören angestrengt die Erscheinungen zu durchdringen, die innern, ewigen Gesetze aufzufinden.

Diese Expedition erhob A. von Humboldt's Namen zu welthistorischer Bedeutung. Ihre Resultate umfaßten eine Welt tellurischer und siderischer Verhältnisse. Nach seiner Rückkehr (1804) wurde sogleich das pariser Institut überrascht durch die berühmte Abhandlung welche die Veränderlichkeit der tellurischen Magnetkraft durch Messungen an 104 verschiedenen Orten darlegt und die

*) „Kosmos", II, 5.

**) „Kosmos", II, 87.

Gesetze über innere Erdwärme vorbereitete.*) Von Paris nach Berlin zurückgekehrt, erließ Humboldt einen Aufruf: magnetische Stationen zu errichten, gleichzeitig an den verschiedensten Punkten der Erde die Abweichungen der Nadel zu beobachten: ein Plan der durch die europäischen Kriege jener Zeit lange verhindert, nach Oersted's Entdeckung über die Verwandtschaft der Elektricität und des Magnetismus mit allgemeinem Interesse wieder erfaßt und seitdem eifrig ausgeführt ward. Auf seiner sibirischen Reise wußte der große Reisende die russische Regierung dafür zu gewinnen. Sieben Jahre nachher (1836) schrieb er einen offenen Brief an den Präsidenten der wissenschaftlichen Societät in London, Herzog von Sussex, durch den auch diese zu Unternehmungen dieser Art bewegt wurde. Magnetische Stationen ziehen sich nun von Nikolajeff durch das ganze nördliche Asien über Katharinenburg, Barnaul und Nertschinsk bis Peking. Die magnetische antarktische Expedition des Capitains Roß war die Folge der Bemühungen Humboldt's.**)

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus dem Steinreiche. Geschrieben für die gebildete Gesellschaft von Franz von Kobell. München, Kaiser. 8. 1850. 1 Thlr.

Aus Bücherneugierde nahmen wir dies Buch zur Hand, mit Freude lasen wir's, belehrten und erlabten uns an dem frischen Inhalt: mit Dank und Lob legen wir es nieder. Es ist etwas seltsam Mächtiges um das Leben der Natur die uns umgibt, deren Bezüge zu uns so fein, so stark und so unmerkbar uns erfassen, in unser inneres Sein dringen. Todt, starr und kalt, am entferntesten unserm Denken ist das Steinreich. Wir betrachten den eisenhaltigen, oder schwefelreichen, oder kalkspathigen Felsengrund mit Neugierde und der Ahnung es müsse auch da ein reiches Leben verborgen sein, ohne diesem Innern nähertreten zu wollen, ohne Liebe. Aber wie verwandelt sich der blöde Sinn für die rohe Masse in entzücktes Staunen, wenn dies reiche innere Leben in dem himmelsklaren, wunderbaren Strahle des geschliffenen Diamanten, oder dem meerestief erglühenden Rubin vor das Auge tritt. Da wird das für die verborgene Kraft ganz erstumpfte Denkvermögen doch angeregt dem Schönen und Herrlichen seinen Tribut zu bringen, auch im Stein die Seele zu erkennen.

In allen Reichen der Natur finden wir wol bei näherm Zuschauen Stoff zur Wissenschaft, zum Forschen nach ihrem eigentlichen Leben, aber an den meisten Menschen, die eben Laien sind, geht viel des Merkenswerthen unbeachtet vorüber. Gedankenlos sehen Tausende das Licht des Tages aus der Nacht hervorbrechen, sehen die bleiche Schneedecke des Winters dem bunten Blumenteppich des Frühlings weichen, hören den Gesang der melodienreichen Nachtigall so gleichgültig wie das Geklapper des Storchs, und würden in dem feurigen Nordlichtschein oder dem Meeresleuchten eben auch keine Anregung finden diese Naturerscheinungen anders als mit Gelassenheit, wie den Lauf der Welt hinzunehmen. Ebenso schmückt sich die Dame des üppigen Salons mit derselben Gleichgültigkeit die schönen Locken mit wallenden Federn, oder die stolze Stirn mit dem leuchtenden Diadem, ohne den Ursprung dieser Dinge kritisch oder poetisch zu prüfen, wie das einfache Landmädchen die rothe Mohnblüte ins Mieder steckt, oder der Bursche beim Mähen die liebliche Spane zwischen die Zähne nimmt. Es kommt bei allen diesen Wundern und Schätzen der Natur auf die Art ihrer Betrachtung an, und wie man die Natur betrachtet, sie bietet allem Sinne Stoffs genug. Ist es der Wissende, der Eingeweihte in ihre Tiefen, Der wird mit Verstand und Scharfsinn den Stoff und die Bildung erklären, und im strahlenden Diamant den Kohlenstoff und seine Bildung durch die Krystallisation erkennen, wie er in den wehenden Straußfedern eben die Schwanzfedern eines Vogels der Wüste erkennt; betrachtet aber die Poesie dieselben Dinge, so wird sie aus dem Glanze des Diamants ganze Märchen voll unendlicher Pracht und Wonne lesen, und ihm Symbole der wunderthätigen Schönheit beilegen an die die todte krystallisirte Kohle wol schwerlich je gedacht hat, und die wallende Straußfeder wird der Poesie von lieblichen Lockenköpfen zunicken, und Geheimnisse liebenden Gedanken vertrauen die sie aus verschlossenen Lippen und schönen schweigsamen Augen liest, ohne daß die arme Schwanzfeder auch nur den geringsten Antheil an all diesen Ahnungen hätte. Am nächsten steht dem unbefangenen Sinn: der Mensch, dann das Thier mit seinen Gattungen voll Treue und Dienstbeflissenheit, dann der schmetternde, weckende oder ermunternde Vogel der Lüfte, dann die einfache Blume in ihrer stillen Bescheidenheit am nächsten und bevorzugtesten, und zuletzt, und selten recht gewürdigt kommt das Reich der Steine. Es versteht sich von selbst: wir sprechen immer nur von Laien; für diese ist das obengenannte Buch geschrieben, und sie werden genug des Neuen, des Anziehenden und des Wichtigen der Wissenschaft darin finden, ohne die Mühe zu haben tiefere und anstrengendere Schritte der Forschung zu thun. Wir wollen seinem Inhalt etwas mehr nachgehen, und dadurch versuchen das Buch dem Leserkreis nah- und kennenswerth zu machen.

Es sind Vorlesungen die der Verfasser in München gehalten hat. Wahrscheinlich vor einem gewählten und feinen Publicum. Denn die gebildete Gesellschaft, der dies Buch gewidmet ist, will nicht nur die Belehrung, es will dieselbe auch in zierlicher und erfreulicher Gestalt, und in dieser tritt das Steinreich hier auf. In manchen feinen Scherzen, manchen graciösen Wendungen läßt der Verfasser sein glänzendes Heer aufmarschiren, und schickt wie billig die Edelsteine, diese Aristokraten der Mineralogie, als Generalstab voran. Wie Das denn oft im Leben und in der Natur dem Menschensinne vorkommt daß äußerer Adel den innern überstrahlt, so kommt es auch daß der Diamant, die krystallisirte Kohle, über dem Bergkrystall, der krystallisirten Kieselerde, steht. Das Wesen und Schätzbare der Steine bestimmt der Mensch nach Willkür und Gewalt; ihres Lebens wahren Werth, innere Kraft weiß nur die Natur in ihren unsichtbaren Schatzkammern abzuwägen. Daher ist es so unwichtig und klein in der Natur daß die schönen glänzenden Spielzeuge der Menschen durch ein Spürchen von Metall, welches ihnen die Farben gibt, einen so großen oder so geringen Werth haben: in ihren wunderbaren Werkstätten steht doch Eisen über Gold, und Schwefel über Bernstein, und Salz über den Diamanten, denn Dies sind ihre treuen, arbeitslustigen Diener, während jene die leichtfertigen und untüchtigen Hofzwerge und Balletttänzer sind. Ein Atom des Chrom färbt den Smaragd grün, ein Spürchen Eisen den Türkis herrlich blau; aber wer wird in dieser Zufälligkeit den Werth und die Wichtigkeit entdecken den der Mensch in seiner Eitelkeit und Prunksucht denselben beigelegt hat? Die Türkisen und Smaragden, Rubinen und Diamanten prangen wol in goldenen Königssälen und schmücken herrliche Frauen, sie wetteifern mit dem Glanz strahlender Kerzen, aber ihr helles Leuchten wird doch überstrahlt von dem unsichtbaren, übelriechenden Gase, das sich aus der dunkeln Steinkohle entwickelt, und ihre Macht wird doch gering gegen die unverbrauchten, überallhin segenspendenden Kräfte des Kalks, oder Kupfers, oder Bleis. Und wenn man bedenkt wie mühsam der arme Bergmann die Diamanten aus dem heißen Sande Brasiliens,

*) „Kosmos", I, 432.

**) „Kosmos", I, 43[illegible] fg.

oder aus dem unwirthlichen Quarz des Urals wäscht, wenn man liest daß erst ein Stein von 17 Karat dem armen Neger die Freiheit schenkt, wenn man die mühsamen unzähligen Hammerschläge bedenkt die den Opal oder Türkis aus engen Felsspalten lösen, so kommt Einem der Werth des großen Diamanten des Rajah von Mattun, wenngleich er fünf Loth wiegt, und sein Preis viele Millionen ist, und der selbst des Cohinor, der aus Golkonda kam und vier Loth wiegt, und noch mehr Millionen kostet, doch armselig vor, wenngleich er zu Englands größtem Schatze gerechnet wird Die rauhe Steinkohle die Englands Maschinen und Fabriken in Bewegung setzt, und das kalte Eisen das seinem Industriefleiße so unermüdlich dient, ist gewiß köstlicher und herrlicher. Jedem Stein legten die Alten wunderbare Heilkräfte bei; es ist als ob ihrem kindlichen Sinne der hellleuchtende Glanz Zauberhaftes verkündet hätte, oder als ob ihrem praktischen Geiste der bloße Glanz nicht als Werth erschienen sei. So erzählt Kobell daß der Amethyst ein gutes Mittel gegen Trunkenheit, der Topas gegen das Fieber, der Achat gegen den Stich des Skorpion gewesen sei; auch moralische Heilkräfte und sittlichen Zauber sollten sie üben: so der Rubin ward gerühmt als Mittel die Gunst der Fürsten zu erlangen, der Achat mache den Mann bei Frauen angenehm, der Smaragd schärfe den Verstand, vermehre den Reichthum und gebe die unheimliche Kraft Künftiges vorherzusagen. Bei Gelegenheit erfahren wir auch daß in dem Lieblingsring des Polykrates der Stein ein Smaragd gewesen sei. Dieser erste Abschnitt über die Edelsteine bietet alles Lehr- und Wissensreiche aus ihrem Dasein, und wird außerdem interessant durch viele Anekdoten und Curiosa. Wir erfahren Entstehung, Stoff, Farbe, Preis, Heimat und Daten aus alter und neuer Zeit, die zu ihrer Biographie dienen. Denn auch Steine haben ihre Biographie wie die Menschen, und der Lapis Lazuli, der von der Küste von Labrador bis in die Farbenblasen unserer Maler wandert, könnte gewiß seltene und wunderbare Reiseabenteuer erzählen, wäre ihm Sprache verliehen.

Von den Edelsteinen kommen wir zu den gewöhnlichen Steinen, oder den großen wunderbaren Säulen die den Bau der Erde tragen, zu den urewigen Knochen dieses Körpers. Nach einer vortrefflichen Einleitung, wo klar und in wenig Werten die Fortbildung der Erde aus den Gewässern dargethan wird, die Hypothesen der Neptunisten und Plutonisten erklärt, die Phantasmen Leslie's: das Erdinnere sei bloßes klares Licht, auf ihre Unhaltbarkeit zurückgeführt sind, geht der Verfasser auf die beiden Hauptgattungen der Felsstoine über. In der einen dieser Hauptmassen werden versteinerte Pflanzen, Thiere u. a. m. gefunden, in den Urfelsarten und vulkanischen Gesteinen nicht. Von diesen Felsarten sind die bedeutendsten: Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Syenit, Thonschiefer, Porphyr, Serpentin, Urkalk. Granit besteht aus Quarz, Feldspath und Glimmer. Der Glimmer, in der Volkssprache Katzengold genannt, hat einen silber- oder goldartigen Schein; er liefert das Marienglas (russisches Glas), der Feldspath durch Verwitterung die Porzellanerde. Bekannt ist daß der Alchymist Böttiche r(1707) als er Gold machen wollte mindestens Porzellan brannte, und durch diese Erfindung sich das Leben rettete. Thonschiefer deckt unsere Häuser, wird zu unsern Rechentafeln und vielem Andern verwandt. Aus Syenit sind die uralten ägyptischen Obelisken, aus ihm bestand das ägyptische Labyrinth. Auch der Asbest, die kostbare unverbrennliche Leinwand der Alten, ist Stein, und zwar langfaseriger, zäher Tremelit, eine Art des Hornblondeschiefer. Serpentin, Porphyr sind bekannt; eine Art Serpentin ist der Meerschaum, ein erdiges, wassersaugendes Mineral. Höchst interessant ist die Abhandlung über den Kalk und seine Formationen, Benutzungen und Abarten, die dichten, polirfähigen, köstlichen Gattungen des Marmor, dem wir in seiner Bildungsfähigkeit so herrliche Gebilde danken, den Thonkalk (Mergel, hydraulischer Kalk), der uns die reinlichen und einfachen Geschirre des häuslichen Herdes liefert, die Kreide, die die Gemächer der Armen in reinlich blankem Anstrich erhält. Ferner ist die Belehrung über Stein- und Braunkohle, Lager und Benutzung, Gas, Naphtha u. dgl. sehr wichtig, und enthält vieles dem Laien gewiß Neue. Auch das Salz, dieses wichtige, vielfältige Bestandtheil unserer Küchen, Färbereien, Glashütten und besonders des neuerdings so wichtigen chemischen Herdes, wird in allen seinen Beziehungen dargestellt und erläutert. Schwefel, Basalt, Lava, Trachyt in ihrem vulkanischen Ursprung, ihrer dunkeln, glühenden oder geglühten Gestalt zeigen sich in ihren Urelementen. Der kölner Dom ist aus Trachyt erbaut, und wer erinnert sich nicht wenigstens im Bilde die wunderbaren Basaltformationen am Laachersee bei Andernach am Rheine gesehen zu haben? Der Schwefel in den gewaltigen Werkstätten Hegestöns, auf den Molukken, Azoren, Antillen, auf Sicilien, im Archipel, und besonders seiner Hauptlagerstätte Island bietet eine interessante Abhandlung. Die entsetzlichen Erdbeben, Katastrophen, die das Bestehen der Erde in ihrem innersten Marke bedrohen, die von einem Welttheile zum andern ihre gewaltsamen Stöße schicken, sie kommen aus diesen geheimnißvollen Essen Vulcan's.

Die dritte Abtheilung begreift die edeln Metalle, die ehrwürdig und unantastbar in ihrer Würde als Elemente bestehen. Elemente aber sind Alles was in dem chemischen Laboratorium unzerlegbar ist. Also ist der Diamant, da er aus krystallisirtem Kohlenstoff besteht, und Kohlenstoff ein chemisches Element ist, ein solches ebenfalls, und deshalb der einzige Edelstein der dem Golde ebenbürtig ist. Die Metalle, das Gold, Silber, Platina halten sich als Elemente rein von allen andern feindlichen Einwirkungen, sie widerstehen dem Rost, der ein Erzeugniß eines andern Elements, des Sauerstoffs in der Luft ist, sie widerstehen dem Stickstoff, dem Wasserstoff, sie halten sich rein in ihrer ursprünglichen Freiheit. Deshalb kommen die edeln Metalle Gold und Platina, oft auch Silber, rein, d. h. unvermischt mit andern Elementen in der Natur vor. Welche hohe Kraft aber des Goldes reines Element hat, welche Fülle des Unglücks und Elends, welchen Wahnsinn der Gewinnsucht, welche Freude redlichen Erwerbs, welche Wonne unverhoffter Erlösung sein magischer Glanz schon über das Menschengeschlecht gebracht hat, wer von uns hätte Das nicht schon erfahren? Die edeln Metalle sind dehnbar, schwer, glänzend, und das Platin selbst unschmelzbar im Feuer: Alles Zeichen ihres innern Adels. Welchen Werth das Gold hat weiß nicht allein die gewinnsüchtige, industrielle, geldsüchtige Gegenwart, nein, das graue Alterthum schon zu erzählen, und die unzähligen verzweifelten Versuche dieses köstliche Element künstlich (durch Alchymie) hervorzubringen geben hinreichend Zeugniß von diesem hohen Werth. Ja in die aufgeklärte Zeit der Maria Theresia ragt die Tortur eines unglücklichen Goldmachers hinein. Jetzt weiß man freilich: time is money und wir setzen hinzu: business is gold!

Aber was wäre all dieser Glanz, Reichthum, und was die schöpfende Kraft des Menschen ohne die gewöhnlichen Metalle und Erze? Was wäre des Menschen fleißige Hand, denkendes Hirn ohne die Materialien welche Eisen, Kupfer, Blei, Zink ihm liefern? Die vierte Skizze enthält die Darlegung der Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieser dienstwilligsten Stoffe aus dem Reichthum der Natur, und wir wollen ohne auf das Einzelne und Besondere näher einzugehen somit auch diese Skizze schließen, indem wir unsern Lesern dieses leicht und angenehm geschriebene Buch interessanter mineralogischer Studien auf das beste empfehlen; besonders dem gebildeten Laien, dem lernenden Knaben, der wissenschaftlicher Bildung zugänglichen Frau ist es zu empfehlen, während es natürlich für den Wissenden, den Gelehrten nur Allbekanntes enthaltende Skizzen bleiben wird, deren Lecture für die elegante, gebildete Gesellschaft berechnet ist.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 276. —— 18. November 1850.

Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

In politischen Geschäften als Begleiter des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs von Preußen, nach Paris gegangen, erschien schon 1807 die erste Ausgabe von Humboldt's „Ansichten der Natur". Die in diesem Werke gegebenen Schilderungen der Tropenwelt, der ausgesprochene Zweck: durch ästhetische Behandlung von Naturscenen den Naturgenuß zu erhöhen und durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern, bildeten den Anfang dieser großen Wirksamkeit die, das gelehrteste Forschen mit der schönsten Form, die umfassendste Wissenschaft mit vollendeter Beherrschung des Stoffs vereinigend, das Künstlerische der literarischen Composition zum Mittel der Popularität machte und ohne von ihrer Würde zu verlieren, ihr Publicum auf die edelste Art erweiterte. Auch hier brach Humboldt Bahn. Er brach wie die Natur selbst was den Gelehrten und den Menschen trennte, und vermittelte fortschreitend Zeitalter und Räume, Phantasie und Geist in eine neue, freiere Weltanschauung.

Als der Prinz Wilhelm Paris verlassen hatte, blieb Humboldt zur weitern Redaction seiner Reiseresultate dort. Er schrieb die „Relation historique du voyage d'Alexandre de Humboldt et d'Aimé Bonpland", die seinen Ruf als classischer Schriftsteller Frankreichs begründete und der bis 1832 in verschiedenen Abtheilungen besondere Werke über denselben Gegenstand folgten. Von diesen beschäftigte sich das erste mit der Physik, das zweite mit der Zoologie und vergleichenden Anatomie, das dritte mit dem politischen Zustande Neuspaniens, das vierte mit der Astronomie, das fünfte und sechste mit Mineralogie, Magnetismus und Botanik. Verglich man mit diesem Werk was Humboldt's Vorgänger in Amerika leisteten, welche Ansichten über den Lauf der Flüsse, die Richtung der Gebirge, über des ganzen Erdtheils innere Beschaffenheit bisjetzt die herrschenden gewesen, so machte alles Einzelne Epoche für die Naturkunde der Neuen Welt. Humboldt war es der das Gesetz der tellurischen Magnetkraft hier entdeckte, der die bedeutendsten Berghöhen genau maß, die Richtung der Gebirgszüge und Flußläufe, der Hochebenen und Bergthäler verzeichnete, der analysirend und combinirend die natürlichen Bildungen untereinander und diese mit dem Menschengeschlechte so verband daß sie organisch gegliedert sich darstellten. Vor ihm hatte noch Keiner die Gestalt ganzer Länder in geognostischen Profilen gezeichnet. Seine Karten von Mexico und den südamerikanischen Cordilleren lösten die schwierige Aufgabe.*) Ebenso war er es der nach seiner amerikanischen Reise über den Durchbruch der Landenge von Panama, ein welthistorisches Problem, mehrfach sein Votum abgeben mußte, gebeten bald durch die südamerikanischen Republiken, bald durch Gesellschaften welche zur Lösung des Problems bedeutende Mittel boten.**) Auch an der Befreiung Amerikas von despotischem Joche hat dieser große Mann gewirkt. Am 21. Juli 1824 erklärte die executive Gewalt des mexicanischen Freistaats:

> Der politische Versuch Herrn von Humboldt's über Neuspanien enthält das vollständigste, genaueste Gemälde der natürlichen Reichthümer des Landes. Die Lecture dieses großen Werks hat nicht wenig dazu beigetragen die industrielle Thätigkeit der Nation zu beleben und ihr Vertrauen auf ihre Kraft einzuflößen.

Der achtzehnjährige Aufenthalt Humboldt's in Paris, während dessen diese hauptsächlichsten Werke erschienen, wurde nur gestört durch die Reisen nach Aachen und Verona, zu denen der König von Preußen seine Begleitung wünschte. Aber an diese letztere schlossen sich wiederum neue geognostische Arbeiten. Mit Gay-Lussac untersuchte Humboldt die geognostische Beschaffenheit des Vesuvs. Vielleicht schwebte jetzt auch schon der asiatische Reiseplan vor seiner Seele. Er wollte auch über die Weiten Innerasiens seine Forschungen ausdehnen, eine Expedition nach Tibet und dem Himalaja antreten. Der König von Preußen sicherte dafür die jährliche Unterstützung von 12,000 Thalern und alle nöthigen Instrumente zu; als Jahr des Aufbruchs war schon 1826 bestimmt. Aber Differenzen mit der Englisch-ostindischen Compagnie hintertrieben die sofortige Ausführung des großen Plans.

Humboldt kehrte noch in demselben Jahre nach Berlin zurück. In fortwährendem Contact mit den gelehrten Gesellschaften der Erde, der Literatur aller Geistesrichtungen, den Phänomenen und Entdeckungen aller Weltgegenden und jedes Einzelne nur betrachtend in sei-

*) „Ansichten der Natur", dritte Auflage, I, 39.

**) „Ansichten der Natur", II, 389 fg.

nem Verhältnisse zum Ganzen, wuchs schon das Bild des Alls in ihm, wie es, in der Geschichte mit mythischen Zeiten, in der Natur mit den Nebelflecken des endlosen Raums seinen Anfang nehmend, hinabsteigt zu Sternen und Sonnen, zu den Berghöhen und Thälern des Erdballs, zum ewigen Wechsel seiner unzähligen Gestalten und in Allem die Nothwendigkeit des Seins offenbart. Humboldt's Vorlesungen, erst in Paris, dann in Berlin, während des Winters 1827—28 haben, nicht mehr zu einer Erdbeschreibung, sondern zu einer physischen Weltbeschreibung im Geiste des freien Wissens den Grund gelegt. Diese Vorträge sollten, statt, wie man es vorher verstand, eine Encyklopädie der Naturwissenschaften zu geben, die Natur vielmehr darstellen als das ewig im Werden Begriffene, „ein durch innere Kräfte beseeltes und bewegtes Ganzes, wo in der Mannichfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Erscheinungen sich unablässig das Urgeheimniß aller Gestaltung wiederholt“.*) So handelten sie vom Wesen und der Begrenzung der physischen Weltbeschreibung; von der Geschichte der Weltanschauung; den Himmelsräumen; der Gestalt und Wärme, dem Magnetismus und der geognostischen Formation der Erde; von Meer und Luft, Pflanzen, Thieren und Menschen. Alle die darin den mächtigen Puls eines erweiterten und verklärten Wissens schlagen fühlten baten um die Publication dieser Vorträge, die zögernd gewährt, sehnsüchtig erwartet ward.

Was Humboldt in all seinen Bestrebungen als den Zweck erkannte, wie er die Bedeutung der Naturwissenschaft erfaßt und sie behandelt wissen wollte, Dies fand er noch in demselben Jahre Gelegenheit bei einer wichtigen Veranlassung zu wiederholen. Die 1828 in Berlin versammelten Naturforscher wählten ihn zum Präsidenten. Er eröffnete die Sitzungen mit einer Anrede, der wir wegen ihrer tiefgreifenden Bedeutung einige der wichtigsten Stellen entnehmen.

Jede Entfernung — sagte Humboldt, nachdem auf die Fülle der Entdeckungen und die glänzenden Namen der naturwissenschaftlichen Entdecker vorher hingewiesen war — welche Verschiedenheit der Religion und bürgerliche Verfassung erzeugen könnten ist hier aufgehoben. Deutschland offenbart sich gleichsam in seiner geistigen Einheit — und wie Erkenntniß des Wahren und Ausübung der Pflicht der höchste Zweck der Sittlichkeit sind, so schwächt jenes Gefühl der Einheit keines der Bande welche Jedem von uns Religion, Verfassung und Gesetze der Heimat theuermachen.

Die Berührung und Auseinandersetzung des Verschiedensten sollte auch eben hier erreicht werden. Humboldt fuhr fort:

Der Hauptzweck dieser Gesellschaft ist die persönliche Annäherung Derer welche dasselbe Feld der Wissenschaft bearbeiten; die mündliche und darum mehr anregende Auswechselung von Ideen, sie mögen sich als Thatsachen, Meinungen oder Zweifel darstellen; die Gründung freundschaftlicher Verhältnisse welche den Wissenschaften Licht, dem Leben heitere Anmuth, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren. . . . Entschleierung der Wahrheit ist ohne Divergenz der Meinungen nicht denkbar, weil die Wahrheit nicht in ihrem ganzen Umfange auf einmal und von Allen zugleich erkannt wird. Jeder Schritt der den Naturforscher seinem Ziele zu nähern scheint führt ihn an den Eingang neuer Labyrinthe. Die Masse der Zweifel wird nicht gemindert; sie verbreitet sich nur wie ein beweglicher Nebelduft über andere und andere Gebiete. Wer golden die Zeit nennt wo Verschiedenheit der Ansichten, oder, wie man sich wol auszudrücken pflegt, der Zwist der Gelehrten geschlichtet sein wird, hat von den Bedürfnissen der Wissenschaft, von ihrem rastlosen Fortschreiten ebenso wenig einen klaren Begriff als Derjenige welcher in träger Selbstzufriedenheit sich rühmt in der Geognosie, Chemie oder Physiologie seit mehren Jahrzehnden dieselben Meinungen zu vertheidigen.

Den Gelehrtendünkel, die hadernde Eifersucht über Priorität, oder die Pedanterie in der Methode und die Hartnäckigkeit beim Festhalten überwundener Ansichten hat Humboldt nicht weniger bekämpft als er, „frei und schonend“, fremde Resultate der Prüfung unterworfen, seine eigenen, trotz ihrer Größe, in der Bescheidenheit veröffentlicht hat die mit wahrer Erhabenheit enge verschwistert ist. Wie die Sache und das Wesen voran, tritt die Person in den Hintergrund. Das Beschränkte ist mit der Anmaßung behaftet. Im Großartigen, Freien wächst mit dem Gefühle des Schonseins das des Nochnichtseins, und je weiter der Forscher schreitet, desto größer wird das Unerforschte; er sieht „daß es von einem Gesichtskreise begrenzt ist der unaufhörlich vor ihm zurückweicht“.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Kosmos“, I, 22.

„Charlotte Corday“, Tragödie von Ponsard.

„Der Ruhm der «Lucretia» ist in der Badewanne Marat's ertrunken“, sagt ein pariser Witzwort. „Dieser schreckliche Marat war nicht nur ein Ungeheuer, sondern auch der schmuzigste unter allen Männern; denken Sie sich nur daß er in seinem ganzen Leben nur Ein Bad genommen hat, und das ist ihm schlecht bekommen“, spöttelt ein anderes. Man sieht hieraus daß der pariser Witz sich lebhaft mit Ponsard's neuem Werk beschäftigt; die Kritik thut es nicht minder lebhaft, aber auch nicht minder bitter. In einer leidenschaftslosen und gehaltreichen Analyse des Stücks spricht die „Revue des deux mondes“ sich dahin aus:

„Das Sujet welches Ponsard gewählt hat bietet große Schwierigkeiten dar; gleichwol darf man nicht glauben daß Charlotte Corday kein Bühnenstoff sei. In dem männlichen Muthe des jungen Mädchens liegt eine tragische Größe welcher die Dichtung sich wol bemächtigen darf. Sie hat indeß mehr als eine Klippe: die allgemein bekannte Katastrophe scheint die Handlung ohne Beweglichkeit lassen zu müssen; es scheint als habe der Dichter die Geschichte nur zu copiren. Bei genauerer Betrachtung dieser Frage kommt man indeß zu einem andern Schlusse. Wenn auch der Dichter das Zeugniß der Geschichte nicht fälschen darf, wenn die Mähr der Ermordung Marat's auch von der kühnsten Phantasie anerkannt werden muß, so ist es doch ein Recht des Dichters die Erzählung des Historikers auf seine Weise zu interpretiren. Er darf die Gedanken suchen welche den ersten Keim ihres Vorhabens Charlotte eingaben, die Leidenschaften die ihren Muth erschüttert; die Betrachtungen die ihn wieder befestigt haben. Hiermit soll nicht gesagt sein daß der Poet einen Roman aus der Geschichte machen soll, nein, er soll uns nur die echtrömische Seele Charlotte Corday's, welche ihren Arm bewaffnete, vor den Geist führen. Der Dichter darf ferner nicht vergessen uns im großartigen Rahmen den Zustand Frankreichs sechs Monate nach dem Tode Ludwig's XVI. zu schildern, nimmer darf er aber auch Das was Charlotte Corday that im Aufruhr der Factionen ver-

schwinden lassen. Das junge Mädchen würde dann Nichts weiter sein als ein blindes Werkzeug in den Händen des Zufalls. Charlotte muß um uns rühren zu können die Handlung des Dramas beherrschen; alle Ereignisse müssen in ihrer erhabenen Seele nicht blos ein nachtönendes Echo, sondern die strengste Richterin finden. Dann wird die Heldin welche unsere Väter haben das Schaffot besteigen sehen sich verwandeln, und durch die Poesie verklärt erscheinen."

„Charlotte war 25 Jahre alt als sie den Entschluß ihrer That faßte. Ihrer Mutter durch den Tod beraubt, ohne Vater und Brüder, welche in der Prinzenarmee dienten, war sie einer alten Tante anvertraut, d. h. sich selbst, und wuchs einsam und unabhängig heran. Ohne Anleitung war ihre Lecture Corneille, dessen Schwester ihre Ahnin war, Plutarch und Raynal. Als der Berg jenen wüthenden Kampf gegen die Gironde begann, der Frankreich soviel Blut kosten sollte, war sie längst ihr Leben zu opfern bereit, ohne noch zu wissen für wen. Das einsame Leben hatte die knospende Jungfrau fern von den berauschenden Träumereien der Liebe gehalten. Für Belzunce und Pontécoulant fühlte sie blos Freundschaft. Ihre ganze Seele gehörte nur Frankreich, als die flüchtigen Girondisten nach Caën kamen ein Asyl zu suchen. Sollte ihr Herz für deren Schönsten und Muthigsten, für Barbaroux, lebhafter erglüht sein? Der Brief den sie am Morgen ihres Todestags schrieb gibt dieser Ansicht keine Nahrung; reizend im Anfang, ernst und feierlich im Ende, enthält er doch kein Bedauern welches das Merkmal der Leidenschaft ansichtrüge. Der Brief an ihren Vater ist durchgängig das Werk einer Römerin. Sie spricht zu ihm wie ein Mädchen welches weiß daß Corneille's Blut in ihren Adern fließt."

„Solch eine Seele ist in der That kein unfruchtbares Feld für die Dramatiker; aber wenn Charlotte niemals geliebt hat, woher soll dann der tragische Conflict kommen? Wenn sie zu Barbaroux und ihrem Vater sagen konnte: «Weint nicht um meinen Tod! Was soll ich schmerzlich denn verlassen? Mein Schicksal, Das fühle ich; hat mich nicht zum Glück bestimmt!» woher soll da die Verwickelung kommen, da sie keinen innern Kampf zu bestehen gehabt hat bevor sie sich zur That entschloß? Diese Frage ist eben nicht ermuthigend, aber auch nicht unlösbar. Wenn Charlotte in der That niemals geliebt hat, wenn sie den glühenden Blicken die ihr bis auf das Schaffot folgten ohne Erregung begegnet ist, so verließ sie das Leben doch nicht ohne tiefen Schmerz. Ihren Vater, ihre Schwester, ihre alte Tante umschloß sie mit einer zärtlichen Zuneigung. So oft sie ein Kind auf das Knie nahm das seine Händchen durch ihre blonden Locken gleiten ließ, füllten sich ihre Augen unwillkürlich mit Thränen; ihr Herz, von der Liebe unberührt, ahnte unbewußt die Lust der Mutter. Schön und ohne eine andere Mitgift als die Anmuth schaute sie sicher nicht ohne Bitterkeit auf ihre Genossinnen aus dem Kloster, die ihren Namen gegen den eines geliebten Mannes vertauschten. Trotz ihrer heldenmüthigen Tröstungen die sie an ihren Vater richtet vereinigen sich doch alle Zeugnisse dahin, daß Charlotte Corday das Weib war welches das Familienleben lieben und das Glück des häuslichen Herdes genießen konnte. Wenn der Heroismus trotzdem siegte, so siegte er doch nicht ohne schweren und langen Kampf, und dieser Kampf ist grausam und heftig genug um reichen Stoff für einen wahren Conflict zu bieten."

„Die drei Männer welche über Frankreichs Geschick nach ihrem Gefallen bestimmten, Robespierre, Danton und Marat, müssen in einem Drama das den Namen von Charlotte Corday entlehnt eine wichtige Rolle spielen. Ohne die Leidenschaften dieser Drei, ihre Grundsätze, ihre unsinnigen Pläne zu schildern, würde Charlottens That als das Werk einer fixen Idee unmotivirt dastehen. Hier bietet sich aber eine neue Klippe dar. Der Kampf welcher den Convent durchwühlte war so schrecklich, Frankreich blickte mit solcher grausenhafter Angst auf diese Versammlung hin, wo Unrecht und Drohung nur zu oft die Stelle des Beweises vertraten, daß es zu schwierig erscheint die Gironde und den Berg auf das Theater zu bringen ohne die ganze Aufmerksamkeit zu absorbiren. Der Convent darf, trotz seiner schrecklichen Größe, nur zur Ergänzung Charlottens dienen. Ohne daher diesen selbst hinzuzuziehen, muß es genügen uns seine Häupter vorzuführen. Und zwar muß man sie hören, sehen, wie sie im häuslichen Gespräch, in erbitterten Anklagen sich selbst schildern. Das Conterfei welches ein Anderer liefert wird, wenn es auch von der geschicktesten Hand herrührt, nicht den tiefen Eindruck auf den Zuschauer hinterlassen können den der unmittelbare Anblick der Persönlichkeit selbst macht. Diese Ansicht ist bereits in dem Briefe an die Personen ausgesprochen, aber auch heute noch praktisch."

„Wenn jedoch um Robespierre, Danton und Marat, Barbaroux, Buzot und Louvet zu zeigen der Convent nicht selbst vorgeführt werden darf, so muß sich das Entgegengesetzte der Charaktere dieser Männer, der Widerspruch ihrer Systeme in einer Unterredung über ihre gemeinsamen Interessen entwickeln. Das Schwierigste dabei ist ihnen Worte in den Mund zu legen welche die Geschichte nicht Lügen straft."

„Das Triumvirat des Bergs bietet dem Dichter drei auf das schönste getrennte Charaktere. Robespierre, dessen Name an die Schreckensherrschaft geknüpft ist, aufgezehrt von dem Durst nach Macht, verfolgte sein vorgestecktes Ziel mit unabänderlicher Ausdauer; geschickt die Fehler seiner Gegner erspähend, begab er sich nie freiwillig in die Gefahr. Vielleicht die schrecklichste Persönlichkeit jener stürmischen Zeit, kannte er doch die zarteste der menschlichen Leidenschaften. Wenn er die Reichen proscribirte geschah es nicht um in ihren Palästen zu wohnen. Er wollte Frankreich beherrschen. Seine Uneigennützigkeit, von der selbst seine Feinde überzeugt sind, verbunden mit der eisernen Logik seiner Rede, gibt ihm mitten im Sturme eine unglückselige Größe."

„Danton erschreckt trotz der Septembertage, deren Verantwortlichkeit er willig aufsichnimmt, weniger als Robespierre. Der Ehrgeiz ist nicht sein einziges Motiv. Um die Eroberung der Souverainetät zu benutzen will er alle seine Leidenschaften befriedigen. Arm und unbekannt begehrt er nach Popularität, um durch sie allen Genüssen zu fröhnen. Kühn bis zur Verwegenheit ist er nirgend mächtiger als in der Gefahr. Auch die Tribune ist für ihn ein Schlachtfeld. Für die Revolution geboren leugnete er seine Laster nicht; wenn man ihm sagt daß er sich dem Hofe verkauft habe, so entgegnet er daß dieser Handel ihn nicht binde, der Preis sei zu niedrig gewesen. Und trotz dieser elenden Prahlerei hat ihn nicht jedes menschliche Gefühl verlassen, er vergießt das Blut nicht aus Lust daran. Die Axt ist ihm nur ein Mittel die Hindernisse zu beseitigen, und er nimmt sie an wie eine Nothwendigkeit."

„In Marat's Grausamkeit liegt Etwas was man auch mit dem tiefsten Hasse nicht erklären kann. Wie groß auch seine Abneigung gegen die Aristokratie, wie groß seine Eifersucht gegen die ganze menschliche Gesellschaft sein mochte, welche in ihm den Nachfolger Newton's nicht hatte anerkennen wollen, so kann man doch auch in dem unversöhnlichsten Hasse nicht den Schlüssel zu dieser seltsamen und wilden Natur finden. Nur der Blödsinn, der schreckliche Blödsinn kann dieses Problem erklären. Man begreift daher leicht daß die Wahl Charlotte Corday's auf Marat fiel."

„In dem Drama Ponsard's sind einige Scenen mit einem bewundernswürdigen Glücke, einer unbestreitbaren Geschicklichkeit geschrieben; aber wenn man das Drama als Ganzes betrachtet, so findet sich keine Spur von Composition darin. Man kann ohne Schmeichelei diese und jene Partie lieben welche sich durch Eleganz oder Kraft auszeichnet; aber mit dem besten Willen in der Welt ist es unmöglich in dem Werke eine Grundidee zu entdecken welche darin vorherrscht und alle Einzelheiten verknüpft. Man möchte sagen daß der Zufall bei der Vertheilung der Scenen gewaltet hat. Das Banket bei Mad. Roland ist völlig unnütz, denn das Gespräch der Gäste

läßt Nichts von der drohenden Rache ahnen. Der unwürdige Empfang den die Girondisten Danton zutheilwerden lassen ist nicht geeignet den Zuschauer auf das tragische Gebiet zu versetzen, und hat es nicht etwas sehr Geschmackloses an sich wenn Männer wie Siéyes und Vergniaud als stumme Personen figuriren? Das darauffolgende Bild, das man das Bild der Heumacherinnen nennen könnte, ist eine ganz unnöthige Episode. Die politische Unterhaltung bei Mad. Roland bringt uns dem Sujet Ponsard's in keiner Weise näher, und die ländliche Idylle, welche überall anderswo durch ihre Zartheit verführen könnte, zerstreut nur den Zuschauer. Zu was sollen wir denn Charlotte Corday mit Feldarbeiten beschäftigt sehen? Warum muß sie gerade auf dem Wege der flüchtigen Girondisten sein? Das ist ebenso unwahrscheinlich als unbedeutend. Nach den schrecklichen Tagen des Mai und Juni ist es natürlicher wenn Charlotte an die Rettung Frankreichs denkt, statt daran ihrer alten Tante Heu und Aepfel einzuernten. Sie mag eine ganz gute Wirthschafterin sein, aber kindisch bleibt diese Scene doch. Wenn die flüchtigen Girondisten sich bei ihr nach dem Wege nach Caën erkundigen, so ist Das ebenso sonderbar; sie werden ihn ja wol recht gut gewußt haben."

„Der Dichter führt uns hierauf in die Familie Charlottens ein. Hier, hier allein beginnt das dramatische Interesse. Die Klagen, der Jammer des Greises der sich zur Auswanderung anschickt, die rührende Sorgfalt der Heldin um ihre alte Tante, das Schmettern der Trompeten welche den Abmarsch der Freiwilligen anzeigen, der edelmüthige Ausruf welcher dem jungen Mädchen entschlüpft, ihre Empörung, ihre Verachtung für die frivolen Spiele ihrer Gäste bilden eine Scene voll Zartheit und Größe. Leider hat die darauffolgende auf dem Rathhause von Caën nicht dasselbe Verdienst. Die halb politische und halb verliebte Unterredung Barbaroux' und Charlottens hat den großen Fehler daß sie zu lang ist. Statt daß Barbaroux einfach und schnell auf ihre Fragen antwortet, spricht er viel über die Häupter des Berges; die Scene mag trefflich ausgearbeitet sein, allein man begreift die Geduld Charlottens nicht das Alles mitanzuhören. Erschüttert durch die neuesten Nachrichten aus Paris, zitternd für ihr Vaterland, soll sie die von kundiger Hand aufgesetzte Geschichte mitanhören, soll Barbaroux nicht unterbrechen, der ebenso zu seinem Vergnügen als zu ihrer Belehrung zu sprechen scheint? Daß dieser ferner hingerissen von ihrer Schönheit sich der Liebe nicht erwehren kann ist in der Ordnung, aber daß er zu deren Erklärung den Augenblick wählt wo ihn die Geliebte mit zitternder Stimme über das Unglück und die Gefahren Frankreichs fragt, Das ist nicht zu begreifen. Die Spöttereien Louvet's über die Zusammenkunft Barbaroux' und Charlottens sind eben nicht sehr zartfühlend; die Erinnerung an Faublas kommt sehr zur Unzeit. Die Verzeihung Charlottens würde sich ohne diese unglückliche Erinnerung leichter begreifen lassen, denn ohne Zweifel hat Charlotte, welche die «Amours de Faublas» nie gelesen hat, mehr als ein mal davon reden hören, und der Name dieses Buchs muß ihre Schamhaftigkeit und ihren Stolz verletzen."

„Auch die Scene im Palais-Royal, so sehr sie beklatscht wird, ist zu verwerfen. Der aufgeregte Club, diese schamlos freche Rede, unterbrochen von schlechten Witzen, paßt schlecht zu dem Ernst des Stücks. Es ist unpassend daß man jene Massen welche Marat nach Belieben regiert lächerlich macht, dieselben Massen deren einmal entfesselter Grimm vor keinem Verbrechen zurückbebt. In den Leidenschaften, der Hoffnung und den Täuschungen des Volks einen Gegenstand zum Lachen zu erblicken ist ebenso wider die Moral als gegen den guten Geschmack. Die verschwenderischen Zärtlichkeiten Charlottens gegen das Kind welches in ihrer Nähe spielt führen zärtliche Worte auf die Lippen der Heldin. Großmüthig möchte man indeß auf die kleinen tanzenden Mädchen, und auf die seilspringenden Jungen verzichten, man würde sogar ohne Bedauern die junge Mutter vermissen welche Charlotten zum ersten mal sieht, sich bei ihr nach ihrem Zustande und ihren Mitteln erkundigt, und ihr einen Platz im Atelier und an dem Tische ihres Mannes anbietet. Die Liebe zum Natürlichen geht hier mit Ponsard zu weit."

(Der Beschluß folgt.)

Noch ein Wort über Herrn Libri.

Die Sache des Herrn Libri, der von der französischen Regierung ihm gemachte Vorwurf aus den öffentlichen Bibliotheken Frankreichs Bücher entwendet zu haben, und sein Einspruch dawider von London aus, seinem noch gegenwärtigen Asyl, dürfte, aus betreffenden Mittheilungen, unter Anderm in Nr. 126 d. Bl. f. 1849, erinnerlich sein. Seitdem ist Herr Libri „par contumace" zu zehn Jahren Gefängniß verurtheilt, und in dessen Folge seines Sitzes in der Französischen Akademie sowie seines Ehrenlegionordens verlustig erklärt worden. Das „Athenaeum", das früher Partei für ihn genommen, knüpft an die Meldung des gerichtlichen Ausgangs einige Bemerkungen, welche umsomehr Beachtung zu verdienen scheinen als sie nicht Ausfluß persönlicher Bekanntschaft mit Hrn. Libri, sondern im Interesse der Wissenschaft, welche durch den Charakter ihrer Angehörigen „Etwas zu verlieren oder zu gewinnen habe", geschrieben sein sollen. „Nachdem Herr Libri", heißt es, „der Feindseligkeit von Nebenbuhlern, welche die Revolution plötzlich gegen ihn losgelassen, sich durch die Flucht hatte entziehen müssen, deuteten wir an daß es um die Sache eines Mannes nicht schlecht stehen könne der gleich ihm im Auslande jedes bestimmt gefaßte Anführen zurückzuweisen vermöge. Wir meinen hierunter seine Zergliederung der in Boucly's Berichte wider ihn erhobenen Beschuldigungen. Denn sollten die Regeln moralischer oder juristischer Beweisführung Geltung haben und Anwendung finden, so leidet es keinen Zweifel daß er in diesem, nur auf der Vertheidigungslinie gehaltenen Document eine schlagende Antwort gab, und durch sie gerechtfertigt vor der Welt stand. Als später die französische Regierung in dem Gefühle sich ernstlich compromittirt zu haben eine Commission zu dem Zwecke niedersetzte aus den Büchern und Handschriften des Hrn. Libri nähere Beweise zusammenzusuchen, mochte Dieser nicht länger auf der Defensive stehen, und spielte den Krieg in das feindliche Lager. Er that es in seinem Schreiben an Hrn. von Falloux, Minister des öffentlichen Unterrichts, indem er gegen gewisse, mit der Umsturzregierung verbundene Männer Beschwerden vorbrachte, welche ein Licht auf die Tendenz, den animus ihrer ursprünglichen Anklagen warfen und dadurch seine frühere Vertheidigung verstärkten. Seitdem geschah schlechterdings Nichts was diese somit festgestellte Sachlage geändert hätte. Allen Auffoderungen zum Trotz die erhobenen Beschuldigungen zurückzunehmen, oder vor dem Gerichtshofe der öffentlichen Meinung, dem einzigen in welchem Herr Libri ungefährdet erscheinen kann, Beweise dafür beizubringen, verweigerte die französische Regierung halsstarr das Eine wie das Andere. Endlich nach zweijähriger Unthätigkeit gezwungen Etwas zu thun, ergriff sie, statt die Sachlage zu beantworten, eine Maßregel welche die Welt glauben machen sollte daß darin eine Antwort liege. Eine acte d'accusation, unsers Wissens eine bloße Wiederholung der Anführungen in Boucly's ursprünglichem Berichte, wird dem Gerichtshofe übergeben; nicht ein Atom von Beweis, dafern wir den Gang der Verhandlung richtig verstehen, kommt zum Vorschein; Herr Libri, welcher bei dem dermaligen Parteizustande in Frankreich selbst einer regelrechten Ladung keine Folge hätte leisten können, erhält nicht einmal eine, muthmaßlich um seines Außenbleibens völlig gewiß zu sein, und auf Nichts als auf Grund der verlesenen — anderswo widerlegten — Anklage wird Herr Libri schuldig befunden und demgemäß verurtheilt. Das nennt man mit gerichtlichem Verfahren Spott treiben"...

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 277. — 19. November 1850.

Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung aus Nr. 276.)

Im J. 1829 bot sich Humboldt Veranlassung seinen asiatischen Plan von 1826 aufzunehmen. Freilich nicht in der Größe von der die erste Conception zeugt. Das russische Gouvernement wünschte eine geognostische Untersuchung des Urals. Humboldt mit dem afrikanischen Reisenden Ehrenberg und Gustav Rose zu derselben gewählt, vollendeten ihre Aufgabe noch 1829. Sie durchforschten den Ural, den Altai, die Ufer des Kaspisees; sie fanden im Ural die uralischen Diamanten, im mittlern Asien einen bisher unaufgefundenen binnenländischen Vulkan, wie auch zu der schon früher erwähnten Errichtung magnetischer Stationen hier die bewegenden Schritte geschahen. Hielt daher die Naturschönheit, hielt die Größe des Zwecks selbst mit der ersten Expedition nach Amerika den Vergleich nicht aus, so bot doch der Contrast zweier Haupttheile der Erde, ihre Ansicht von einem geistig verbindenden Standpunkt Resultate die in Humboldt den Muth neubelebten die dermalige Kenntniß der tellurischen und siderischen Erscheinungen „in einem einigen Werke zu behandeln".*) Die Gestaltung der Bodenfläche, die Richtung der Gebirge, die geographische Verbreitung der Pflanzen nach gewissen Temperatureinflüssen trat in klarer Form hervor**): es verschmolz sich inniger und tiefer der Naturgeist mit dem Geiste der aus dem Reisenden in die Natur hinüberströmte, und gegenseitig befruchtend lösten sie sich ineinander zur schönen Anschauung.

Wenige mögen in der That mit der Unermüdlichkeit, der Ausdauer und Frische gewirkt haben wie Humboldt seine Forschungen zugleich der Wissenschaft und dem Leben mittheilte, Wenige mit dieser Gewissenhaftigkeit, dieser Klarheit von dem vor ihm schwebenden Ziele und dem Verhältniß der menschlichen Intelligenz zum Weltganzen. Das Auge ist ihm Organ der Weltanschauung. Aber durch das Auge sieht wieder der Geist; er sieht durch die von ihm entdeckten Methoden und Instrumente, durch das Mikroskop in die unsichtbare, durch das Fernrohr in die sichtbare Welt, durch Alles in den Zusammenhang beider Welten, ohne dessen Erkenntniß auch die Empirie nicht bestehen kann. Wenn er scheinbar ausschließlich sich mit besondern Disciplinen beschäftigt, ist der Zweck stets ein tiefergehender, mit Beziehung auf das Allgemeine; wurden größere Gegenstände erforscht, so genoß das Einzelne einer gleichen Bewältigung; und Reales und Ideales erzeugen im Zusammenwirken eine geistig neue Welt. So haben Humboldt's geologisch-geognostische Untersuchungen den Bergbau, seine astronomischen Schiffahrt und Verkehr begünstigt; aber nach der ewigen Verkettung in der das Nützliche mit dem Wahren und das Wahre mit dem Freien und Schönen der Welt steht, offenbarte der Fortschritt des wissenschaftlichen Geistes sich darin als wesentliches Moment, um so wesentlicher, je tiefer dieser Geist das Inwendige durchdrungen und die Gesetze der Erscheinungen, deren letztes Ziel alles Wissen ist, entdeckt hatte. Die beschauende, kältere Ruhe des Geistes hätte wol eintreten sollen. Humboldt, als er von der asiatischen Expedition wiederkam, zählte 60 Jahre. Aber die Glut der Phantasie und die Frische der Empfindung dauerten, ungebeugt wie sein Körper, der der Gewalt der Elemente Jahre lang getrotzt hatte.

Das erste, bald nach der Reise erscheinende Werk waren zwei Bände „Fragments de géologie et de climatologie asiatiques". Ihnen folgte ein Jahr später der Anfang des letzten großen Werks über die amerikanische Expedition: „Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les 15me et 16me siècles." Ueber dasselbe bemerkt der Recensent in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (September 1834), indem es mit den vorhergehenden zusammengestellt und gleichsam ein Facit gezogen wird:

> Gleich ausgezeichnet als Naturforscher, Geschichtsforscher und Statistiker, hat Humboldt in diesen Werken fast das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchmessen, und indem er auf Amerika jene Welt von Ideen, das Resultat des neubelebten Forschungsgeistes der letzten Jahrhunderte, hinübertrug, ein Licht über jenen Welttheil verbreitet wie vor ihm Keiner anzuzünden im Stande gewesen war.
>
> Bedenkt man — sagt Derselbe, nachdem alle Wissensrichtungen genannt sind die die Humboldt'sche Expedition erweiterte — noch die Schätze mit denen Europas zoologische, zootomische, mineralogische Museen, botanische Gärten, Herbarien,

*) „Kosmos", I, VIII.

**) „Ansichten der Natur", I, XV fg.

Bibliotheken bereichert wurden, so wird keine Reise an Fruchtbarkeit der Ausbeute der seinigen an die Seite gesetzt werden können — und diese Reise verdankt ihre Ausführung einzig und allein der Beharrlichkeit und dem Forschergeist eines Privatmannes!

Allerdings hat Humboldt neben dem unausgesetzten Gelingen seiner Unternehmungen, dem Glücke so vieler praktischen und wissenschaftlichen Triumphe aus denen der Geist für sich selbst neuen Forschungsmuth gewinnt, auch das Glück genossen die Anerkennung seiner Mitstrebenden nicht blos zu besitzen, sondern fortzuwirken als ihr Ruhm und Stolz an der Spitze der Wissenschaft. Viele Wege waren für ihn geebnet; viele in Gesetzen, Institutionen und Zuständen erstarrte Vorurtheile gebrochen, der Geist freier, das Instrument vollkommener geworden als je vorher. So aber wirkte er auch einzig für das Ganze; sein persönliches Handeln, gleich dem der Heroen aller Zeitalter, wurde durch sich selbst welthistorisch, mit der Geschichte verbunden, in ihr gegründet. Humboldt hat niemals unbeachtet gelassen diese Grenze zwischen Schicksal und Freiheit die den Genius von der Masse, die eine Zeit von der andern trennt. Wie kein Anderer hat er die Keime der Wahrheit auch in den dunkelsten Zeiten aufgesucht, das Falsche berichtigt, das Verhüllte entdeckt, das Verkannte zur Anerkennung zu bringen gestrebt, immer eingedenk der menschlichen Bestimmung: den Geist unter der Decke der Erscheinungen zu ergreifen! Sein „Examen critique“ ist eine solche Rechtfertigung des naturwissenschaftlichen Strebens von Anfang bis auf den Entdecker der Neuen Welt und seine Zeit. Anhebend mit den ältesten Mythen der Griechen, der im Ocean schwimmenden, von ihm begrenzten Erdscheibe; dann zu den Phöniziern übergehend, welche aus dem Mittelmeer in den Atlantischen Ocean sich hinauswagten, und die geographische und ethnographische Bedeutung dieser Fahrt erweisend, handelt er von den Ansichten der Pythagoräer, des Parmenides, Aristoteles und Eratosthenes, über die Kugelgestalt und die damit zusammenhängenden Beschaffenheiten der Erde. Schon diese Letztern behaupteten daß man die Erde umschiffen, von der Westküste des Festlandes über das Meer gelangen könne an seine Ostküste. Aber die theologischen, buchstabendienstlichen Bemühungen der Kirchenväter setzten, wie durch sie überhaupt der Fortgang und die Resultate des Wissens verdunkelt worden sind, so besonders den Naturwissenschaften Dämme gegenüber, die trotz ihrer kindischen Grundlagen dennoch lange Zeit hemmend wirkten. Diese Dämme wurden zuerst wieder zerbrochen durch den Natursinn der Araber; dann betrat auch das Christenthum die Bahn der Vernunft wieder, die niemals ganz verlassen werden kann. Nachdem der nubische Geograph Edrisi die Kugelgestalt der Erde angenommen, aber die Möglichkeit ihrer Umschiffung wegen mythischer Stürme und die Bewohnbarkeit der Tropengegend wegen elementarischer Uebermacht bezweifelt hatte, zeigte 100 Jahre später Albertus Magnus die Bewohnbarkeit der Tropen und der Erde bis hoch gegen Norden. Wider den mystischen Aberglauben, die dogmatisch starren Vorurtheile kirchlicher Naturbetrachtung, trat Roger Baco mit seinem „Opus majus“ auf und setzte, indem die Wissenschaft ihm höher galt als das behauptete, unfehlbar seinsollende Dogma, die Erfahrung des Geistes dem unkritischen Glauben an die Seite. Die Natur sollte nicht mehr als das Reich dämonischer Gewalten betrachtet werden; die Versuche der Erkenntniß Wahrheit zu finden nicht mehr als Höllen- und Teufelswerk. Dafür lehrte und schrieb Baco — er litt dafür die Strafen seiner Gegner, die der Unwissenheit und dem Aberglauben Vorschub leisteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

„Charlotte Corday“, Tragödie von Ponsard.

(Beschluß aus Nr. 276.)

„Wir sind endlich bei Marat. Danton und Robespierre überlegen mit ihm welche Partei sie ergreifen sollen. Die Republik gehört ihnen; was sollen sie aus ihr machen? Die Scene ist ebenso gut angelegt als ausgeführt. Alle Drei offenbaren sich nacheinander mit einem Freimuth der Nichts zu wünschen übrigläßt. Robespierre's Sprache contrastirt auf das glücklichste mit der der andern Beiden. Der Rhetoriker, der Mann der That, der blutdürstige Narr würdigen sich gegenseitig ebenso geschickt als kühn und höhnend, sie wechseln in Rathschlägen und Spott, Vorwürfen und Drohungen. Der Monolog Marat's enthüllt uns alle Geheimnisse des Volksfreundes. Wenn Marat ausruft: «O Tod! Warte noch ein klein wenig, noch einige Köpfe, und dann sollst du mich haben!» so schüttelt es Einen, und man fühlt für den Dichter eine Bewunderung gemischt mit Schrecken. Ueber die Ermordung Marat's selbst ist Nichts hinzuzufügen; die Stellung und die Worte Charlottens nach Vollbringung ihres heldenmüthigen Entschlusses sind so wie sie sein müssen. Die Schlußscene, obwol an sich trefflich ausgeführt, leidet doch an mehr als einem Fehler, sie ist geradezu unmöglich. Daß Danton und Charlotte sich gegenseitig beurtheilen, sowie es die Nachwelt thun wird, daß sie sich verdammen, ohne Erbitterung den Vorwürfen die sie verdient haben preisgeben, und schließlich noch eine Seite aus Herder's «Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit» hinzufügen, Das ist ein zu kühner Einfall als daß man ihn Ponsard verzeihen könnte. Daß Danton versucht Charlotte Corday zu retten, indem er ihr vorschlägt durch eine Rede an das Volk sich der Guillotine zu entreißen, ist ebenso sonderbar.“

„Leider findet man in diesem Drama wie in «Lucretia», und in «Agnes de Méranie» einige Stilproben welche nicht recht passen wollen. Die Unterhaltung bei Mad. Roland ist mit einer Einfachheit abgefaßt die mitunter prosaisch wird. Die Scene mit dem Heumachen erinnert an André Chénier; der Sprache Barbaroux' in seiner Unterhaltung mit Charlotte ermangelt aller Frische. Nur der Rath der Triumvirn ist von Anfang bis zu Ende mit echt Corneille'scher Kraft geschrieben.“

„Was die Unparteilichkeit betrifft die Ponsard im Prolog durch Klio verheißt, so kann man sie nicht billigen, da sie bei Charlotte Corday an Unpersönlichkeit grenzt. Wenn es sich um die Ermordung der Söhne des Pisistratus handelte, wenn wir statt Charlotte Corday Harmodios und Aristogeiton vor uns hätten, selbst dann könnte man kaum solche Unparteilichkeit gestatten: denn der Dichter soll immer Partei ergreifen, sei es für den Sieger oder für den Besiegten; hier aber wo es sich um einen Mord handelt der zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschehen ist, um einen Mord den unsere Väter gesegnet haben, kann da solche Unparteilichkeit gestattet sein? Nun hat zwar trotz des Versprechens im Prolog Ponsard seine Sympa-

then nicht vollständig verleugnen können, und sein Girondismus verräth sich nur zu sehr; aber es bleibt gleichwol wahr daß in «Charlotte Corday» die Unpersönlichkeit herrscht. Diese fast unerträglich schon bei dem Historiker der sonst zum Chronisten wird, ist unvereinbar mit den Pflichten des Dramatikers."

„Wir stehen mit unserer Ansicht nicht allein; das Publicum hat sie getheilt. Wohlwollend und aufmerksam hat es das ganze Werk, das durch seine beiden Vorgänger «Lucretia» und «Agnes de Méranie» hinreichend empfohlen war, mitangeschaut; aber während der ganzen ersten Hälfte ist es kalt geblieben, und diese Kälte zeigt von großer Einsicht. Es begreift leicht daß eine Reihe Gemälde, so geschickt sie auch der Maler mag ausgeführt haben, doch kein dramatisches Werk ist. Die erhabenen Gefühle welche Ponsard mit Leichtigkeit darzustellen und in wohlklingender Sprache zu übertragen versteht werden lebhaft beklatscht; aber die Stille bei unnöthigen oder ganz zufällig eingeschobenen Scenen schließt eine Lehre in sich die Ponsard wohl benutzen mag. Wenn das Publicum, als Masse genommen, auch sich selten mit der Frage über den Stil beschäftigt, so urtheilt es doch immer richtig über Das was das Dramatische anbelangt. Das dramatische Interesse beginnt in «Charlotte Corday» zu spät. Sobald sie einmal mit dem Dolche bewaffnet ist, ist das Tragische zu Ende; der Dichter mußte uns die innern Kämpfe dieser herrlichen Seele zeigen. So hat er sich aber mit einigen allgemeinen Andeutungen begnügt, als wenn er keine Zeit gehabt hätte seine Idee ganz durchzuführen. So trefflich seine Studien sein mögen, verdienen sie doch nicht den Namen einer Dichtung. Im Roman, in der Ode ist es ebenso wie im Drama nicht genug den Stoff zu sammeln: der Dichter, will er seinen Namen verdienen, muß ihn zu verarbeiten verstehen. Freilich scheint es als könne sich die Phantasie bei der neuern Geschichte nicht so frei gebahren als beim Alterthum, da die Zeugen der erstern meist noch leben. Allein schlagende Beispiele beweisen daß Alles idealisirt werden kann. Shakspeare schrieb unter Elisabeth und gleichwol brachte er «Heinrich VIII.» ebenso ungezwungen und poetisch auf die Breter als «Coriolan» und «Julius Cäsar». Ohne jemals sich zu erlauben die Grundlage zu verändern, vergrößert er doch Das was ihm zu kleinlich erscheint, und verbannt Das was seiner Ansicht nach nur ein Nebeninteresse hat. Warum zeigte sich also Ponsard weniger furchtsam einige Blätter des Titus Livius zu schildern als Scenen aus der Französischen Revolution?"

„Drei Vorwürfe muß man daher Ponsard's neuem Werke machen, einmal den Mangel aller Composition, dann die Unpersönlichkeit der handelnden Personen, und endlich die Verschiedenheit des Stils."

Zum großen Theile dieselben Fehler findet ein anderer renommirter pariser Kritiker an Ponsard zu tadeln. Er meint: ein so kühnes Werk politische Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen, wenn die Zeit der sie angehören uns so naheliegt, könne nur dann glücken, nur dann werde die Dichtung Leben und Feuer gewinnen wenn der Dichter sich mit jenen Personen für dieselbe Leidenschaft begeistert hätte, und seinen Versen jenes seltsame Fieber einflößen könne welches die Begriffe von Gut und Bös vermengt. „Parteiisch", fährt er fort, „muß auch er sein wie es ein Volk in einer Revolution ist; freilich eine große Gefahr für den Schriftsteller der sein Werk den Sympathien der einen Partei, und den Angriffen der andern übergibt. Die Unparteilichkeit ist eben nicht minder gefährlich; denn sie ist unmöglich. Ponsard hat allerdings an jene heitere Ruhe eines festen Charakters, den Nichts nach links oder rechts beugen kann, geglaubt. Er verspricht in einem trefflich ausgearbeiteten Prolog die Unparteilichkeit der Nachwelt. Hat aber denn die «Nachwelt» für die Französische Revolution bereits begonnen? Sind Robespierre, Danton, Siéyes, die Montagnards und die Girondisten für uns wirklich blos historische Erinnerungen? Als Lamartine seine «Girondisten» schrieb, begriff man daß es sich um ein neues Agitationsmittel handele, und gewisse prophetische Stimmen erhoben sich ob diese glühenden Buchstaben nicht die fieberhafte Erregung auf die Straßen bringen möchten, die sie erst im Kopfe angeflammt hatten. Ponsard hat sich jetzt wo die Verhältnisse geändert sind doch nicht abschrecken lassen. Er meint daß die Athener gern die großen Scenen ihres politischen Lebens auf der Bühne gesehen hätten. Er vergißt aber daß wir Pariser sind, daß als Aeschylos die «Perser» schrieb, er den Befreiungskampf eines ganzen Volks schilderte, und nicht den Bürgerkrieg zweier Kasten."

„Ponsard leugnet daß man die Freiheit für die Excesse anklagen dürfe die in ihrem Namen begangen werden; auch die Könige würden, in der Nähe betrachtet, ihr Contingent an Verbrechern stellen, und es sei ebenso ungerecht die Gewaltthaten eines Robespierre und Marat der Republik zuzurechnen als dem Königthume die Laster eines Nero, Richard III. und Macbeth. Dies Raisonnement klingt eher royalistisch als republikanisch. Wenn das Theater uns ohne Gefahr lasterhafte und verbrecherische Regenten zeigen konnte, so ist Dies der Fall weil Jedermann derselben Ansicht über ihre Verbrechen war, weil ihr Beispiel Niemand irremachen konnte, und ihre verkehrte Natur in der Hand des Dichters zum Mittel einer strengen Moral und unwiderlegbaren Lehre wurde. Etwas Anderes ist es mit Personen über welche die Parteien noch im leidenschaftlichen Streite begriffen sind. Ein angesehener Schriftsteller, Molènes, hat mit Recht gesagt: eine Revolution beschreiben heißt sie annehmen, an sie glauben sie lieben. In den großen Angriffen auf die öffentliche Ruhe, die bestehenden Gesetze, die Institutionen eines ganzen Landes und Volkes liegt Etwas durch das wir selbst mit fortgerissen werden. Lamartine hat sich Dem nicht entziehen können, und Ponsard ebenso wenig."

„Es gibt eine höhere Unparteilichkeit als die Ponsard's; es ist die welche die politischen Unterschiede, die Anklagen der Partei und die Leidenschaften des Augenblicks vermeidend, gleichviel ob die Handlung von einem König oder von einem Volke begangen wurde, diese den ewigen Gesetzen der Menschheit unterordnet, und als Grundlage ihrer Urtheile bald das von der Leidenschaft erstickte, bald das über die Leidenschaft triumphirende Gewissen anerkennt. Immer ist es der menschliche Egoismus der, durch Stolz und Hochmuth aufgebläht, sich über die Grundregeln des Gewissens erhebt. Deshalb sind auch Revolutionen gefährlich, und deshalb verdienen so selten die Männer die sie erzeugen Achtung und Bewunderung."

„Ponsard ist in denselben Fehler gefallen. Immer wenn man Charlotte Corday hört fühlt man das Streben des Verfassers heraus, der sich vor Allem mit der Wirkung beschäftigt die seine Worte auf die Zuschauer hervorbringen konnten. Seltsam! Gerade Das was den Erfolg des Dramas geschwächt hat ist der von ihm absichtlich herbeigeführte Umstand daß des Autors Seele nicht bei der Sprache seiner Helden erbebt, und daß er sozusagen sich unpersönlich gemacht hat um bei Niemand anzustoßen; wie Dies so zu geschehen pflegt stößt er dadurch gerade bei Allen an."

„Ist es dem Verfasser zum mindesten gelungen uns ein abgeschlossenes Charakterbild zu liefern? Charlotte Corday gehört zu den Erscheinungen die nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden dürfen. Zur Zeit des Ritterthums, als Frankreich seine Feinde bekämpfte, war Charlotte eine Johanna d'Arc; in der Zeit der Entartung, unter dem zwiefachen Einflusse der Nationalisten und Revolutionnaire, ward ihr Schwert zum Dolche. Ein gelehrter Dichter hätte uns daraus eine heilsame und fruchtbare Lehre gezogen; es hätte um Charlotte Corday uns angenehmer zu machen vielleicht genügt sie uns einfacher, natürlicher, mehr als jungfräuliches Mädchen zu zeigen bis zu dem Augenblicke wo sie mit übermenschlicher Macht auf Marat losstürzt. Ponsard hat indeß entgegengesetzte Elemente aufgenommen die dem Ganzen schaden. So erscheint uns Charlotte auf einer normännischen Wiese; zärtlich sorgt sie um ihre alte Tante: aber sie liest den Rousseau dabei; sie citirt die römische

Geschichte, ergeht sich in ehrgeizigen Declamationen über Politik und Freiheit, und als sie endlich zu dem Augenblicke kommt der sie zur Heldin macht, so ist dieser Uebergang weder motivirt genug um seine logische Nothwendigkeit zu erkennen, noch auch plötzlich genug um ihn für jenen Blitzstrahl zu halten, jene geheimnißvolle Inspiration welche der göttlichen Mission das Siegel aufdrückt. Das ist der Hauptfehler; sie würde uns mehr rühren wenn sie mehr Jungfrau als Politikerin wäre."

„Der Eindruck den die Vorstellung machte war kalt, fast traurig. Die politische Anspielung ist auf der Bühne immer unbequem, mag sie der Volksansicht schmeicheln oder gegen sie anstoßen. Es ist hiernach offenbar daß gewisse Ereignisse und gewisse Persönlichkeiten, wenn sie auch noch so vorsichtig behandelt werden, immer eine gewisse ängstliche Abneigung finden werden. Das Gefühl der Unbehaglichkeit wie es die Zuschauer von «Charlotte Corday» überschlich, ist eine Lehre auch für Andere außer dem Verfasser. Ein geistreicher Kopf gab dieser Unbehaglichkeit in dem Urtheil Worte: «Das Stück macht auf mich den Eindruck der «Geschichte der Girondisten», vorgetragen von Theramon.»" 6.

Bibliographie.

Ewald, H., Die drei ersten Evangelien übersetzt und erklärt. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Frandsen, P. S., Die Staatserbfolge in dem vormals Schauenburgischen Antheil von Holstein, erörtert. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Geist der christlichen Ueberlieferung. Ein Versuch die Werke der vorzüglichsten Schriftsteller der Kirche in ihrem innern Zusammenhange darzustellen und durch übersichtliche Auszüge zu veranschaulichen. Bearbeitet von einem Vereine. Herausgegeben von M. Deutinger. 1ster Band: Die Entwicklung der christlichen Ueberlieferung in den ersten drei Jahrhunderten, von der apostolischen Zeit bis Origenes. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Goehring, C., Geschichte des Polnischen Volkes von seinem Ursprunge bis zur Gegenwart. Mit Stahlstichen. 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1stes Heft. Leipzig, Meißner. 1851. 15 Ngr.

Hahn, H. A., Commentar über das Buch Hiob. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Haller, C. L. v., Die wahren Ursachen und die einzig wirksamen Abhülfsmittel der allgemeinen Verarmung und Verdienstlosigkeit. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 15 Ngr.

Halm, C., Zur Handschriftenkunde der Ciceronischen Schriften. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Hartenstein, G., Darstellung der Rechtsphilosophie des Hugo Grotius. Leipzig, Weidmann. Hoch 4. 20 Ngr.

Havemann, W., Darstellungen aus der inneren Geschichte Spaniens während des XV., XVI. und XVII. Jahrhunderts. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Hermann, F. B. W. v., Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern. I. Bevölkerung. Aus amtlichen Quellen herausgegeben. München, Kaiser. Folio. 3 Thlr. 6 Ngr.

Heubner, O. L., Neuere Gedichte aus der Gefangenschaft. Zwickau, Gebr. Thost. 16. 2½ Ngr.

Hoffmann, F. L., Ein Verzeichniss von Handschriften der ehemaligen Heidelberger Bibliothek. Aus einer Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek mitgetheilt. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hurter, F., Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Personen-, Haus- und Landesgeschichte. Mit vielen eigenhändigen Briefen Kaiser Ferdinands und seiner Mutter der Erzherzogin Maria. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Karajan, T. G. v., Zur Geschichte des Concils von Lyon 1245. Wien. Folio. 1 Thlr.

Kügelgen, W. v., Von den Widersprüchen in der heiligen Schrift für Zweifler. Mit einem Vorwort von F. W. Krummacher. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 10 Ngr.

Lynch, W. F., Bericht über die Expedition der Vereinigten Staaten nach dem Jordan und dem todten Meere. Nach der 2ten Auflage deutsch bearbeitet und mit dem officiellen botanischen Berichte versehen von N. N. W. Meißner. Mit 28 Kupfern und 2 Karten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 4 Thlr.

Meissner, O., Zur Metrik. Mit einem Vorworte von K. Lehrs. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 7½ Ngr.

Miles, J. W., Philosophische Theologie, oder die letzten Gründe alles religiösen Glaubens in der Vernunft beruhend. Aus dem Englischen übertragen von W. A. Lampadius. Leipzig, Brandstetter. 8. 1 Thlr.

Stern, M. A., Die dritte Gattung der achämenischen Keilinschriften erläutert. Mit 1 Steindrucktafel. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das J. 1851. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ukert, F. A., Ueber Dämonen, Heroen und Genien. Leipzig, Weidmann. Hoch 4. 24 Ngr.

Wildenhahn, A., Martin Luther. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus dem ersten Zehntel der Reformation. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wollheim da Fonseca, A. E., Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Literatur. Nebst einem Anhang: Bühnenzustände und Vorschläge zur Verbesserung derselben. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1851. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Götz, P., Der Kultus und die Disziplin der katholischen Kirche und ihre Reform. Ein Wort der Belehrung und Aufklärung an die Katholiken Deutschlands. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Der Kriegszustand in Kurhessen oder der Sieg eines freien Volkes über eine Willkür-Regierung von Gottes Gnaden. Ein Denkmal. Fulda, Müller. 8. 1½ Ngr.

Die jetzige Krisis in der Unionspolitik. September 1850. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Maßl, F. X., Des Priesters Furcht und Hoffnung beim Antritte seines erhabenen Berufes in unseren Tagen. Primizrede bei der Feier des ersten heiligen Meßopfers des Hrn. Jos. Putz in Passau am 25. Aug. 1850. Passau, Elsäßer u. Waldbauer. Gr. 8. 2 Ngr.

Moellhausen, H., Die in Texas und Virginien gelegenen, der Londoner allgemeinen Auswanderungs- und Colonisations-Gesellschaft gehörigen Ländereien, beschrieben und den Deutschen Auswanderern empfohlen. Mit 2 Karten, von Texas und West-Virginien. Berlin, Schneider und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Mohr, J., Des Herrn Klage über Jerusalem. Eine Predigt über Lucas Kap. 19, V. 41. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ritter, C. A., Ueber das Postwesen mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Postzustände. Wien. Gr. 8. 15 Ngr.

Schöne, Sendschreiben an die Mitglieder der sich aus der bisherigen evangelischen Gemeinde zu Rothenburg a. d. Oder bildenden freien evangelischen Gemeinde. Grünberg, Levysohn. 8. 3 Ngr.

Wildner-Maithstein, J., Launige Gespräche der berühmtesten alten Griechen und Römer mit dem Hrn. Curtius in Prag und dem Hrn. Unterrichtsminister über den österreichischen Gymnasialplan. Wien. 8. 5 Ngr.

— — Staat und Kirche, oder: ist dem Staatsgesetze eher zu gehorchen, als dem Kirchengesetze? Wien. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 278. —— 20. November 1850.

Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung aus Nr. 277.)

Um dieselbe Zeit wirkten aufopfernd viele Asien durchreisende Missionnaire der katholischen Kirche. Blieben auch die Expeditionen derselben für den Zweck christlicher Bekehrung ohne Erfolg, so dankt die Naturkunde ihnen doch umsomehr Material als damals das gewaltige Mongolenreich fast ganz Asien insichschloß, wodurch eine Gesammtanschauung des Erdtheils sehr erleichtert wurde. Auch der langdauernde Einfluß uralter geographischer Mythen wird von der alten Welt bis zum Ausgange des Mittelalters geschildert: die Meropis des Theompomp, die Atlantis, der kronische Continent — Mythen welche, auf dem raumüberspringenden Streben des Menschengeistes ruhend, trotz Allegorie und Symbolik die Keime einer realen Naturanschauung verbergen und durch den Spott der Kirchenväter nicht gestört wurden. Diese Momente neben vielen verwandten bezeichneten den Fortschritt in die Epoche des Diaz, Vasco de Gama und Colombo. Was aber seitdem Astronomie, Geographie, Physik und Mathematik gewirkt, was gleichmäßig die Erde und den Weltraum eröffnet, in die Vergangenheit und Zukunft Aussichten geboten hat, geschah für das in der neuen Zeit Gewonnene, wie diese wiederum strebt für die kommenden Generationen. Um A. von Humboldt's Forschungen möglichzumachen, mußten 2000 Jahre früher Phönizier und Griechen schiffen; mußte Aristoteles das Himmelsgewölbe construiren; mußten vom Anfange der neuen Zeit Kopernicus, Kepler und Galilei gegen die Vorurtheile des Volks und die Inquisition der Kirche den Kampf wagen; raumdurchdringende und raummessende Instrumente mußten erfunden werden — es mußte der geschichtliche Geist im Bunde mit der Philosophie gegen die Schranken der Welt anstürmen und sie brechen. Ein solcher Rückblick ziemt sich, wenn die Betrachtung eines großen Mannes uns die Höhe der Gegenwart als den Gipfel alles Vergangenen zu erstreben auffodert.

Humboldt blieb seitdem meistens in Berlin. Nur die Sommermonate pflegte er in Gesellschaft seiner französischen Freunde, besonders Arago's, in Paris zu verweilen. Aber, mit der asiatischen Reise in der Verarbeitung ihrer Resultate beschäftigt, blieb ihm doch volle Muße zum Besuch philologischer Collegia, seine nach allen Seiten gehende Thätigkeit ließ ihm überall zu der nothwendigen und allseitigen Weiterbildung seines Wissens Raum. Bei der Betrachtung solcher Gelehrsamkeit, oft weniger Noten und Worte welche das Studium der bedeutendsten Werke zusammenfassen, oder im Hinblick auf gewisse mehr äußerliche Auseinandersetzungen philologischen Inhalts: über Alter, Autorschaft streitiger Werke, endlich in der Ansicht des Ganzen steht man staunend vor dem Geiste der Das umfassen, der diese Klarheit reichen konnte ohne von dem unendlichen Bücherstaube auch nur angeweht zu werden. Er badete sich in dem Naturquell — in der Mitte zerrissener, tausendfältig untergrabener Zeit blieb sein fester Boden die parteilose Anschauung der Welt und der Geschichte, die er nicht aus dem Gedanken einer Partei, sondern aus dem Ganzen und Einen unendlicher Entwickelung betrachtete, sodaß der Widerstand gegen die Freiheit als nur schwindende Charakterverschiedenheit, ja als etwas vor dem Geiste schon Vergangenes ihm erscheinen konnte. Und hat er nicht, mit den reichsten Erfahrungen der Geschichte im Innern, auch sein gegenwärtiges Leben zum Centrum aller neuen Weltforschungen gemacht? Auf Humboldt blickt nicht allein die Heimat froh und begeistert, er hat den vaterländischen Boden, die vaterländische Sprache nicht als etwas Trennendes (wenn auch noch so gering Trennendes) im Leben und internationalen Verkehre festgehalten. Vielmehr sein Streben ging dahin diese hemmenden Schranken der Unendlichkeit des Lebens zu öffnen. Franzosen, Engländer, Spanier, Amerikaner anerkennen diese Weltbedeutung durch ihre größten Männer. In Amerika herrscht Humboldt, wie als geistiger Entdecker, so als geistiger Herr. Ohne ihn wird kein großes Unternehmen angestellt, wenn es darauf ankommt die Natur des Erdtheils für die weltgeschichtlichen Zwecke des freiesten Staats zu bilden. So hat er die Welt durchdrungen und angeschaut. Er ist nicht der Reisende, der schaulustige Naturfreund der das offene Weltleben glücklicher als das der Studirstube fand und der nun von dem Gesehenen angenehm erzählt. Auch nicht der Reisende um die Welt welchem

die Länderumrisse ins Meer entgegentreten, zu geistvollen Hypothesen über Erdbildung anregend, mehr phantastisch als wissenschaftlich. Humboldt ist gereist mit strengwissenschaftlichem Zwecke, und er ist in das Innere der Continente gereist zur Erforschung ihrer Organisation. Aber ebenso erstreckte sich sein Wirken weiter als blos auf die Wissenschaft. Ein umfassendes Durchforschen der Welt mußte Resultate liefern, weitgreifend wie alles Große, vergeistigend wie alles bis in den Grund des Seins Durchdrungene. Es trat das Einzelne allmälig in tiefere Verkettung mit der Universalität des Seins. Die Ideen der Erdbetrachtung verschmolzen sich mit den die Welt tragenden, denen die Menschheit unterworfen ist, die beide Sphären des Geistes und der Natur beherrschen von Ewigkeit. Und in dieser Einheit praktisch erfaßt, auf der langsamen Bahn dieser Forschungen dem Geiste verwandt geworden, zeigt die Welt wiederum eine andere Menschheit, allgemeinere Zwecke des Wissens als zuvor. Wenn, von den niedern unorganischen und organischen Gebilden aufsteigend, der Forscher im Menschen den geistigen Unterschied von der Natur erkannt hat, so scheidet er das Geschlecht nicht mehr in Gelehrte und Ungelehrte, Sklaven und Freie, sondern es wird ihm „ein großer, verbrüderter Stamm, ein zur Erreichung Eines Zwecks, der freien Entwickelung innerlicher Kraft, bestimmtes Ganze", dessen Zweck liegt in ihm selbst, wie es gleichmäßig zur Freiheit des Geistes berufen wurde.*) Diese Worte sind dem zuletzt erschienenen, umfassendsten Werke Humboldt's, seinem „Kosmos" entlehnt. Das Interesse an der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die Tendenz die Wissenschaft in die Welt zu tragen, den Laien zu vermitteln was nur der Gelehrte zu entdecken vermochte, hat darin Formen gefunden, deren Tiefe und Anmuth, Einfachheit und Großartigkeit des Universums sind das sie versinnlichen, und die dem Menschengeiste seine Berechtigung zur Freiheit, dem Körper der Welt seinen Geist gewaltig zuerkannt haben, — für alle Zeit.

Humboldt war als der erste Theil dieses Werks erschien ins 77. Jahr getreten. Das Ganze war während der vorhergehenden Jahre 1843—44 zuerst geschrieben worden, hatte mit den Vorlesungen von 1827—28 nur den Gegenstand gemein; denn es sollte sich unmittelbar an den dermaligen Standpunkt der wissenschaftlichen Beobachtungen schließen.**) Bei diesem Alter des Schriftstellers wieder zunächst der Jugendfrische, der phantasievollen, freibewegten Schönheit der Sprache und des Geistes zu gedenken, ist um so natürlicher, jemehr selbst vielen der Größten jene alte Jugend nicht blieb, ihr Weltverkehr lasser, ihre Nerven weniger empfänglich für die Eindrücke der Natur im Alter wurden. Humboldt, kein Dichter, sondern ein Gelehrter, schrieb jene Werke die wesentlich beruhten auf Messungen und Rechnungen, und an dies langsam construirte Gerippe der Welt konnte sich erst ihr Fleisch und Blut ansetzen. Aber wer hat das Allgemeine tiefer erfaßt, „wer unermüdlicher seine Zeitgenossen angeregt des Weltalls heilige Räthsel zu lösen, das Bündniß zu erneuern das im Jugendalter der Menschheit Physik, Philosophie und Dichtung mit Einem Bande umschlang", als er?!*). Betrachtet man eine solche Wiedergeburt der Welt aus der Fülle des Geistes, so sind für Leben und Kunst, Wissenschaft, Religion und Gesellschaft neue Grundlagen gelegt. Der „Kosmos" erscheint als ein überallhin wirkendes Werk, wie alle Zweige des menschlichen Wissens in ihm enthalten, die Einflüsse der Außenwelt auf den Geist durch die ganze Geschichte mit großen Zügen in ihm reflectirt sind.

Es ist hier nicht der Ort zum Versuch einer wissenschaftlichen Analyse dieses Werks. Wir bleiben auch hier auf dem humanistischen, mit der künstlerischen Composition verschwisterten Standpunkt, von dem stets allgemeiner alle wissenschaftlichen Resultate angeschaut werden sollten. Denn was scheinbar vereinzelt und in der Stille wissenschaftlicher Beschäftigung gebildet wird, was aus entfernten oder nähern Zeiten und Räumen der Geist lernt und in das Ganze einer Wissenschaft verarbeitet — Das wirkt, wie alle Völker und Länder endlich zu dem Einen worin sein tiefster Sinn liegt, dahin daß die Idee der Freiheit und der Menschlichkeit realisirt werde. Die einzelnen Naturwissenschaften (nicht in der Zerstreuung, sondern in organischer Verkettung durch den Geist) führen zur Anschauung des Kosmos; die Durchdringung der menschlichen Thätigkeiten, d. h. die Erkenntniß der innern, geistigen Form der Völker zur Philosophie der Menschheit, zu den Ideen von Recht, Schönheit und Freiheit, deren Realität, als der Grund alles Strebens, das Ziel der Welt, das Allgemeine im Einzelnen, das Dauernde im Wechsel, das Ewige in der Flucht der Zeit ist. So gibt der „Kosmos" sein Aggregat der Naturwissenschaften; daraus würde noch kein organisches Ganzes werden können. Die einzelne bedeutet nur Etwas soweit sie zur Erkenntniß dieses Ganzen bedingend mitwirkt. Die Darstellung hebt an nicht von der nahen Erde; sie beginnt von den Tiefen des Weltraums und der Region der fernsten Nebelflecke; von dem fern Werdenden steigt sie zu dem nahe Seienden, gleichsam von der Vergangenheit der gestaltlosen Materie zu der Gegenwart der gestalteten nieder. Wie nun aber der Mensch diese Weltanschauung erzeugt und in ihrem langsamen Bilden selbst ein Anderer ward, so gebiert wieder die Weltanschauung den Menschen; es entspringt aus seiner Erkenntniß die veränderte Betrachtung von Leben, Wissen und Religion, die in ewiger Wechselwirkung von Geist und Welt in diesem Ganzen eingeschlossen sind.

*) „Kosmos", I. 385.

**) „Kosmos", I, x.

*) „Kosmos", II, 75.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Französin über englische Sitten.

Ein im Ganzen unscheinbares englisches Büchelchen von siebzig und etlichen Seiten aus der Feder einer Französin: „Letters on the manners and customs of the English, by Mrs. *Whittaker*" (London 1849), will „von den Sitten und Gewohnheiten der Engländer" Bericht geben. Ein weitschichtiges Thema und ein enger Raum. Ersteres in letzterm zu erschöpfen setzt eine ebenso concentrirende Beobachtungsgabe als eine gedrängte Darstellung voraus, und bleibt trotzdem der Inhalt hinter dem Versprechen des Titels zurück, so ist Das nicht blos im Allgemeinen, sondern auch speciell deshalb verzeihlich, weil die Stellung der Verfasserin in London ihr weder die geeignetsten Mittel sich über ihr Thema zu unterrichten, noch ein weites Feld zur Umschau bot. Festländische Staatsmänner, Advocaten, Universitätslehrer, Geschichtschreiber, Kameralisten, sogar französische Köche und deutsche Fürsten haben auf ihren Reisen durch England und in ihren Mußestunden Vieles an den Engländern entdeckt wovon sie selbst keine Ahnung haben. Jetzt aber dürfte es das erste mal sein daß Englands Sitten und Gewohnheiten vom Standpunkte einer Quadrille und während eines Galops oder einer Polka kritisch beleuchtet worden sind: denn die ernste Lebensaufgabe der Verfasserin, ihre Mission hienieden ist — Tanzen. Sie gehört zur Zahl Derer welche die „Sitten und Gewohnheiten" Frankreichs nach dem friedlichen England getrieben, wo sie — Tanzstunden gibt, nicht doch, „die Tanzkunst mittheilt", wie sie sagt, und nur wenn sie eben nichts Besseres zu thun weiß sich mit Literatur befaßt.

Was die Tanzkünstlerin vom Tanzgeschick der englischen Nation meldet verdient jedenfalls Beachtung. Sie ist hier in ihrem Elemente und befolgt die gute, alte lateinische Regel: Ne sutor ultra crepidam, Tanzmeister, bleib bei deinem entrechat. Also erzählt sie: „Ich bin in meiner Kunst ziemlich glücklich gewesen. Weil jedoch Dies ein sehr aristokratisches Land ist, nehmen die Künstler in der hiesigen Gesellschaft eine ganz andere Stelle ein als in Paris. Davon künftig mehr. Heute Morgen kam ein beleibter Herr, ein reicher Apotheker, zu mir und sagte er wünsche tanzen zu lernen; weil er aber noch nie Unterricht darin gehabt, erbat er sich zuvörderst ein paar Privatstunden. Die gestand ich ihm natürlich zu und hieß ihn des folgenden Tags wiederkommen. Er war auf die Minute pünktlich. Ehe wir anfingen näherte er sich mir, und sagte sehr ernsthaft: «Madame, ich glaube Ihnen erwähnt zu haben daß ich nie in meinem Leben tanzen gelernt. Das hingegen habe ich nicht erwähnt daß mir auch von der Musik jede Idee fehlt. Würden Sie daher wol so gut sein mir zu eröffnen, ob ich bei jedem Griffe welchen Sie auf dem Piano thun springen muß?» Nichts weniger als solche Frage erwartend konnte ich mich kaum enthalten ihm laut ins Gesicht zu lachen. Es kitzelte mich Ja zu antworten, blos um zu sehen was er thun werde. Da sich Das aber mit meinem Lehramte nicht vertrug, beherrschte ich mich soweit möglich und erwiderte einfach: «Nein, nicht bei jeder Note.» «Dann wären Sie aber vielleicht so gütig», fuhr er mit derselben Unschuld fort, «mir jedesmal zuzurufen wenn ich springen soll?» «O ja, ganz gewiß», versetzte ich und drehte mich schnell weg, um meinen Muskelkrampf zu verbergen. Hierauf trat ich ans Piano, der Herr mitten ins Zimmer, kein Auge von mir verwendend, damit er mir ansehe wann er anfangen solle. Endlich winkte ich ihm und bemerkte, was er selbst nicht wußte, daß er ein sehr gutes Ohr für Musik hatte."

„Mein nächster Besuch war, wenn ich nicht irre, ein Mathematikus, ein junger, hochgewachsener Mann, etwas blaß und von anständigem Wesen. Er drückte mir seinen lebhaften Wunsch aus walzen zu lernen, und bat mich ihm zu sagen wer das beste Buch über den Walzer geschrieben. Vergebens versicherte ich daß er nun und nimmermehr aus einem Buche walzen lernen könne; er blieb dabei daß er diese Methode jeder andern vorziehe. Weil ich ihm also Niemand nennen konnte der über den Walzer geschrieben, ging er fort und ich überlasse dir zu errathen ob er bei seinen weitern Nachforschungen glücklicher gewesen sein wird."

Um den Unterschied hervorzuheben wie eine Person vom Stande der Verfasserin in England und in Frankreich behandelt wird, heißt es: „Ich erwähnte dir in einem frühern Briefe daß Künstler in der londoner Gesellschaft eine ganz andere Stelle einnehmen als in Paris. Damit du nun selbst urtheilen sollst was man in den zwei Residenzen von ihnen hält, will ich dir zwei Quadrille-Soiréen beschreiben, die eine in London, die andere in Paris, bei denen ich dort wie hier zum Tanze spielte. Sie fanden beide in sehr geachteten Familien statt, in den Wohnungen zweier der angesehensten Sachwalter, und in beiden war ich völlig fremd. Also fange ich mit der in Paris an. Sobald ich gemeldet worden, empfing mich der Herr vom Hause und nahm mein Notenbuch, während seine Gemahlin mir bei Abnahme meines Shawls ihre Hand lieh. Dann wurde ich als eine der Gäste eingeführt, und von diesen mit derselben Aufmerksamkeit behandelt wie von Wirth und Wirthin. Nachdem der Tanz begonnen und ich eine oder zwei Quadrillen und Polkas gespielt, kam eine Dame zu mir die ich vorher nie gesehen, und sagte in gefälligster Weise: «Nein, müde und matt sollen Sie sich nicht spielen, jetzt ist die Reihe an mir.» Auf ihre dringenden Bitten räumte ich ihr meinen Platz, und den ganzen Abend lösten wir uns in Spiel und Tanz ab. Als ich fortging zollten die Frau und der Herr vom Hause mir ihren Dank in einer Art als wären sie, nicht ich die Verpflichteten. Nun sollst du hören wie man sich bei derlei in London benimmt. Ich saß eines Abends allein auf meinem Zimmer, die Wirren in Paris bedenkend, als ich Nachricht erhielt daß eine in ziemlicher Entfernung von mir wohnende Dame mich zu sprechen wünsche. Neugierig was es sein könne, säumte ich nicht mich einzufinden. Bei meiner Ankunft und nachdem ich meinen Namen genannt, wußten die Diener augenscheinlich nicht wohin sie mich bringen sollten. Der erste ließ mich in der Vorhalle stehen, und wurde deshalb von einem andern ausgescholten. Endlich ließ man mich in einer Unterstube niedersetzen, und nun dauerte es eine beträchtliche Zeit bis ein Diener mich bat die Treppe hinaufzugehen. Er öffnete ein hinteres Visitenzimmer, wo eine schöne geputzte Dame allein saß, aber bei meinem Eintreten weder aufstand noch mir einen Sitz anbot. In solcher Weise miteinander zu sprechen kam mir so ungeschickt vor daß ich mich ungeheißen gesetzt haben würde, wäre ein längeres Bleiben meinerseits nöthig gewesen. Da Dies nicht der Fall, empfahl ich mich, war also einen weiten Weg gegangen, blos um mir sagen zu lassen daß ich am folgenden Abende bei einer kleinen Quadrille-Soirée spielen möchte. Ich stellte mich pünktlich ein und den ganzen Abend wurden nur wenige Worte an mich gerichtet die nicht unerlaßlich nothwendig. So trat eine Dame aus der Quadrille auf mich zu und sagte: «Vous êtes Français, Madame?» Ohne über den verzeihlichen Fehler zu lächeln bejahte ich, und die Dame eilte zu ihrem Tänzer zurück. Bei meinem Fortgehen vergaß die Dame mir zu danken, und ich verließ das Haus sehr erfreut, in Betreff der Sitten und Gewohnheiten der Engländer ein Weniges klüger zu sein."

Echt englisch wie das hier geschilderte Benehmen in gewissen Kreisen der englischen Gesellschaft, und verletzend wie das hoffärtige Verhalten des dortigen reichen Pöbels gegen Diejenigen ist welche er für ihre Dienstleistungen bezahlt, steht doch darin England wol nicht vereinzelt, gibt es reichen, ungezogenen Pöbel auch in Frankreich, Deutschland, vielleicht überall. Auf der andern Seite wird Niemand leugnen daß zum Tanz aufspielende Pianisten in der Regel weder große Künstler sind, noch Auszeichnung beanspruchen.

Die Verfasserin meldet weiter: „Wenn die Engländer einen Ball oder eine Soirée geben, geschieht es mit beträchtlich mehr Aufwand als nöthig. In manchen Familien ist eine

solche Sache ein namhaftes Ereigniß, wird einen, auch wol sechs Monate vorher davon gesprochen. Dann werden Vorbereitungen getroffen und Verhandlungen gepflogen, eine Masse Angst und Sorge ausgestanden als wolle die ganze Familie nach Australien auswandern. Ueberblickt man die Speisetafel, möchte man voraussetzen daß sämmtliche Gäste seit einer Woche Nichts gegessen. Dabei fehlt es stets an Sirop de Groseille, Orgeat, Bavaroise u. dgl., weshalb ich immer um Zuckerwasser bitten muß, was die Engländer regelmäßig lachen und glauben macht wir tränken in Paris nichts Anderes. Dagegen herrscht ein Ueberfluß an fremden Weinen, Weine an welche der Ausländer in dessen Heimat sie wachsen sich erst gewöhnen muß, weil er sie dort nie getrunken. Diese Weine vertheuern natürlich den Spaß um ein Ansehnliches, und die Folge von alledem ist daß wenige Personen überhaupt oder nur selten Bälle geben können, was gewiß schon deshalb zu bedauern, weil man jungen Mädchen nicht oft genug ein Vergnügen gewähren kann welches ihrer Gesundheit Bedürfniß und Vielen ihre einzige Freude ist."

Hier guckt offenbar die Tanzlehrerin heraus, und im Uebrigen stellenweise: tout comme chez nous. Soweit indeß Alles gut, gut solange die Tanzmeisterin bei ihrem entrechat oder in dessen unmittelbarer Nähe bleibt. Darüber hinaus, ultra crepidam, stolpert sie in ergötzlicher Weise. Sie sagt von den londoner Clubs: „Die Engländer haben ihre Abteien zerstört und dafür Klöster gebaut, denn Das ist der einzig richtige Name für jene kolossalen Gebäude welche in London Clubs heißen." Wäre die gute Dame im „United service", im „Athenaeum", im „Travellers" gewesen, hätte sie sehen können daß die dasigen Mönche nicht das abgesperrte Leben der alten Klosterbrüder führen, und ein Tag im „Reform" würde sie überzeugt haben daß die dasigen Regeln mehre Hundert Procent minder streng sind als die von St.-Martin oder La Trappe. Auf S. 25 sagt sie: sothane Mönchsklöster fänden sich in jeder Straße und auf jedem Square. Das kann schon um deswillen nicht sein, weil London ungefähr sechstausend Straßen und nur dreißig Clubs hat, diese aber ziemlich alle in einer Straße und auf einem Square stehen, im Pall-Mall und St.-James's Square. Das ist jedoch kaum ein Ausrutscher im Vergleich mit einem spätern Purzelbaume. Wie eins der besten Kochbücher: „La physiologie du goût", ein Capitel enthält über „das Ende der Welt", so enthält das Büchelchen der Verfasserin einen Bericht über englische Begräbnisse, welcher — horribile dictu — es einen in England üblichen Gebrauch nennt die Menschen lebendig einzusargen. „Daß Solches der Fall", heißt es, „unterliegt durchaus keinem Zweifel. Die Beispiele sind zu zahlreich daß die Eingesargten in dem Momente wieder zu sich gekommen wo sie beerdigt werden sollten, Derer zu geschweigen die, minder glücklich, erst erwachten als es zur Rettung zu spät war. Dir alle Fälle zu erzählen von denen ich persönlich weiß, würde dich zur Ungebühr viel Zeit kosten. Ich habe mich in dieser Beziehung nicht bei den betreffenden Zeitungsberichten beruhigt, sondern selbst Nachfrage gehalten und selten einen bejahrten oder auch nur mittelalterlichen Menschen getroffen der meinen gesammelten Vorrath nicht beträchtlich vermehrte." Die Verfasserin geht gründlich zu Werke. Sie führt an daß Aerzte über den Gegenstand geschrieben und das Publicum gewarnt, daß man häufig zur Erforschung wirklich eingetretenen Todes die Füße der Leichen mit Spiritus begieße und denselben anzünde, sowie daß man in der Regel die Leichen acht Tage liegen lasse ehe man sie begrabe. Alles Dies wendet jedoch das Unglück nicht ab. „Acht Tage", schreibt die Physiologin, „sind, wie wir Alle wissen, eine zu kurze Zeitprobe; Lethargien dauern ja bekanntlich sechs Wochen und noch länger." Nun da hört Alles auf!

8.

Ein Psalm auf die Ruthe mit der man erzieht.

Aus der Broschürenliteratur des 16. Jahrhunderts theilt A. F. Schmidt in seinen „Historischen Beiträgen zur Kenntniß des kirchlichen und socialen Lebens in Deutschland" (Berlin 1850) das nachstehende artige Lied mit, dem er noch Folgendes vorausschickt: „In den Zeiten wo man mit dem Stock zum Stock unterrichtete galt es (das Lied) allerdings in noch vollständigerm Maße. Aber auch heute möchte er nicht ganz fehlen können. Wenigstens den Optimaten unserer Zeit möchte ich die letzte Strophe wol für ihre Kinder eingeschärft haben. Ein guter Ruthenstreich zur Zeit hindert manchen bösen Streich in böser Zeit. Uebergroße Zärtlichkeit und Empfindlichkeit taugt auch Nichts; zwischen einer einschlagenden Methode und einer jeweiligen Ruthenbescherung ist auch ein Unterschied; man muß nur auch in Humanität kein Pedant sein."

Ein newes Lied.

Ein Liedlein will ich dichten
Zu lob der Rûtten gût.
Vil guts thut sie ausrichten
Bey allem jungen Blut
Wo sie wir reichlich mitgetheylt
All Unzucht sie abstillet
Und vil Gebrechen heylt.

Grûß dich du edels Reise
Dein Frucht ist Goldes werth
Der jungen Kinder weise
Du machst sie fromm und gelehrt
Beugst ihren stoltzen wilden Muth
Nicht besser Holtz wird funden
Erfahrung bringen thut.

Für andre Bäume glantzet
Ein Birck mit weißer Rind
Im Wald von Gott gepflantzet
Zur Straff der bösen Kind,
Daß sie die halt inn guter Zucht
Vom Galgen mag erretten
Heylet vil böser Sucht.

Keyn Jugent mag gerathen,
Wo man die Rûtten spart,
Erfolgen böse Thaten
Wie man es wol erfahrt
Ein Bidermann soll in seim Hauss
Des Brodts vil lieber manglen
Denn daß die Rûtt sey drauss.

Ein jeder wölls bedenken
Der Handel ist nicht klein
Dein Kindt wirdt dich noch kräncken
Willt du verschonen sein.
Je größer Kind, je größer Angst
Zu spat wirst du begeren
Daß du gestraft hat lengst.

Der ich das Liedlein dichtet
Hiess Alexander Held
Die sach mich hart anfichtet
Mir billich übel gefällt.
Dass man die edle Jugent zart
In Gottes forcht nicht haltet
Und die Rûtt an ihn spart.

20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 279. —— 21. November 1850.

Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung aus Nr. 278.)

Diese Bedeutung des „Kosmos" wurde durch die Bewegung die ihn empfing anerkannt. Es war eine Zeit hindurch Mode daß vornehme Damen ihn auf der Toilette aufgeschlagen hatten; die verschiedensten Stände haben ihn gelesen, wissenschaftliche und belletristische, politische und theologische Journale sich mit ihm beschäftigt, und der edlen Richtung unter den Frauen hat er den Muth gegeben tiefer in das Gebiet der Naturwissenschaft zu dringen. Und wie zur Lust und Begeisterung ist er gleich allen Neuerungen großer Männer zum Anstoße geworden. Die Orthodoxie verfolgt ihn; denn er verhält sich feindlich gegen ihre mystische, geologisch-astronomische und meteorologisch-mythische Einmischung in die Natur; beobachtete Thatsachen sollen an deren Statt treten. Der dürre, empirische Verstand gilt dem „Kosmos" ebenso wenig als fähig zum Begreifen der Welt. Die Tradition verdunkelt und verkehrt die Wahrheit. Ueber Dies hinaus greift nun aber tiefer das ganze im „Kosmos" waltende Erfassen des Stoffs; diese einfache Hinstellung wissenschaftlicher Resultate gegen die theologische Beschränktheit, deren nur selten, wie einer lange vergangenen, Erwähnung geschieht; dieses große Freiheitsbewußtsein das der Orthodoxie unerträglich ist. Darin erfüllt sich und es wird sich fortschreitend erfüllen: „Die Astronomie nimmt der Orthodoxie das Dach über dem Haupte, die Geologie den Boden unter den Füßen"; sie wird von der Offenbarung zur Erkenntniß, vom Wunder zur Nothwendigkeit, vom Buchstaben zum Geiste unerbittlich fortgezwungen. Ein Werk wie der „Kosmos", welches die Resultate der Naturwissenschaft in einem Gesammtbilde darstellt und weder der Bibel noch des Namens Gottes einmal darin erwähnt (dieses gemishandelten Namens!), gibt der *Menschheit* die Geisteskraft die ihr elend von der Orthodoxie abgesprochen ist; bahnt zu der Verehrung einer Gottheit Wege, der Menschheit würdiger, in sich selbst unendlich viel größer als die der frühern, religiös berühmten Zeitalter. Dieser Anschauung gemäß herrscht eine innere Nothwendigkeit in der Welt, beherrschend alles Treiben materieller und geistiger Kräfte in sich ewig erneuernden, nur periodisch erweiterten oder verengten Kreisen.*) Die Natur ist ihr das ewig Wachsende, das ewig im Bilden und Entfalten Begriffene; jedes ihrer Gesetze läßt sie auf ein höheres schließen, jedes tiefere Forschen führt sie an den Eingang neuer Labyrinthe. Und eben deshalb widerstrebt sie der Meinung als könne die Vernunftbetrachtung den Naturgenuß hindern, vernichten; als entstehe das Gefühl des Erhabenen nur aus der Unwissenheit über die Dinge der Natur. Sie sucht das Innere des Aeußern. Von unbewußter Freude, von dem dumpfen Gefühl des ewigen Naturzusammenhangs in dem der erste Antrieb zum Cultus liegt, schreitet sie zu der Erkenntniß individueller Schönheit, zu dem Naturgenuß der Ideen, entspringt „wo das Ordnungsmäßige, Gesetzliche nicht blos geahnet, sondern vernunftgemäß erkannt wird; wo der Mensch, wie der unsterbliche Dichter sagt, sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flut!"**)

Der „Kosmos" hat sich damit gleich ferngehalten von der bloßen Empirie wie von den Speculationen einer dogmatisirenden Philosophie. Die empirische Betrachtung freilich nennt Humboldt „den einzigen Boden auf dem er sich etwas weniger unsicher zu bewegen verstehe".***) Anderwärts heißt es †):

> Aber wie in den höhern Kreisen der Ideen und Gefühle ist auch in allen Theilen des Naturwissens der erste und erhabenste Zweck geistiger Thätigkeit ein innerer, nämlich die Auffindung von Naturgesetzen, die Ergründung ordnungsmäßiger Gliederung in den Gebilden, die Einsicht in den nothwendigen Zusammenhang aller Veränderungen im Weltall.
>
> Eine großartige physische Weltanschauung bedarf nicht blos der reichen Fülle der Beobachtungen als Substrats der Verallgemeinerung der Ideen; sie bedarf auch der vorbereitenden Kräftigung der Gemüther, um in den ewigen Kämpfen zwischen Wissen und Glauben nicht vor den drohenden Gestalten zurückzuschrecken, die bis in die neuere Zeit an den Eingängen zu gewissen Regionen der Erfahrungswissenschaft auftreten und diese Eingänge zu versperren trachten. ††)

Und weiter heißt es:

> Mag man die Gegensätze der Natur und des Geistes als solche nehmen (als wäre das Geistige nicht auch in dem

*) „Kosmos", I. 22.

**) „Kosmos", I, 15 fg.

***) „Kosmos", I. 68

†) „Kosmos", I, 37.

††) „Kosmos", II, 281.

Naturganzen enthalten); oder mag man die Natur der Kunst, als dem Inbegriffe der geistigen Productionskraft des Menschen in höherm Sinne, entgegensetzen, sie dürfen doch nicht auf eine solche Trennung des Physischen vom Intellectuellen führen daß die Physik der Welt zu einer bloßen Anhäufung empirisch gesammelter Einzelheiten herabsinkt. Wissenschaft fängt erst an wo der Geist sich des Stoffs bemächtigt, wo versucht wird die Masse der Erfahrungen der Vernunfterkenntniß zu unterwerfen — sie ist Geist zugewandt der Natur. *)

Die Resultate des so der Natur zugewandten Geistes für die äußere und so für die geistige Welt sind im „Kosmos" vereinigt; dargestellt mit dem idealen Realismus, oder was gleich ist, dem realen Idealismus, der weder das Physische vom Metaphysischen noch das letztere aus ersterm construirt, sondern die Welt nur im Geiste, den Geist nur in der Welt begreifen kann. Je klarer deshalb die Einsicht in den Zusammenhang aller Erscheinungen, desto mehr schwindet das Widersprechende von innen und außen, diese Trennung des Geistigen und Körperlichen überhaupt, die vielmehr nothwendig verbunden, wie der einzelne Geist und Körper in Eins wirken, durch die Macht des Gedankens, die Beweglichkeit der organischen Kräfte. Für die Cultur der Völker werden alle Zweige des Naturwissens von gleicher Wichtigkeit. Aber indem der Mensch nur in dem Maße auf sie wirken, ihre Gewalt nur soweit weltgeschichtlichen Zwecken dienstbar machen kann als er ihr Gesetz kennt, ist die Intelligenz der Völker wieder das letzte Bestimmende ihrer Macht.

Die von ihnen die an der allgemeinen industriellen Thätigkeit, in Anwendung der Mechanik und technischer Chemie, in sorgfältiger Auswahl und Bearbeitung natürlicher Stoffe zurückstehen; bei denen die Achtung einer solchen Thätigkeit nicht alle Classen erfüllt, werden unausbleiblich von ihrem Wohlstande zurücksinken. . . . Doch weder den Forschungen im Gebiete der Philosophie noch der Alterthumskunde und Geschichte werden jene Bestrebungen nachtheilig sein — sie können den allbelebenden Hauch der Phantasie den edeln Werken bildender Künste nicht entziehen. Wo unter dem Schutz weiser Gesetze und freier Institutionen alle Blüten der Cultur sich kräftig entfalten, da wird in friedlichem Wettkampfe kein Bestreben des Geistes dem andern verderblich. Jedes bietet dem Staate eigene, verschiedenartige Früchte dar. **)

Daß eine solche Weltbetrachtung wie für die wissenschaftliche so für die religiöse, politische und sociale Freiheit in die Schranken tritt, bedarf kaum der Bestätigung. Freiheit ist die von unnatürlichem Zwang gelöste Entwickelung des Seins — und „im Lebensgeschick der Staaten ist es wie in der Natur, für die im Bewegen und Werden es kein Bleiben gibt und die ihren Fluch gehängt hat an das Stillestehen". „Freiheit und vollkommenes Gedeihen sind unzertrennlich." Wie im Treibhause fremde Pflanzen wol wachsen, aber, dadurch von der ursprünglichen Frische einbüßend, in den Heimatsboden zurückverlangen: so lebt auch der Mensch in der dumpfen Luft der Knechtschaft, aber er sehnt sich und muß wieder in sein ureigenes Element zurück. Aus der Knechtschaft unter Natur und Sinnlichkeit drängt die Geschichte zur Beherrschung der Natur in Freiheit. Diesem Ziel näher zu führen hilft Alles, wie Alles darin enthalten sein wird, wirken Alle, wie seine Früchte der ganzen Menschheit zutheilwerden. Das ungehinderte Fortschreiten der geistigen Cultur der Menschheit steht, nach Humboldt, in dauerndem Verkehre „mit der Vervollkommnung des Landbaus durch freie Hände, in Grundstücken von minderm Umfang; mit dem Aufblühen der Manufacturen, von einengendem Zunftzwange befreit, der Vervielfältigung der Handelsverhältnisse, der Freiheit politischer Institutionen". Derselbe Geist durchweht was in der „Geschichte der Weltanschauung" über Römerherrschaft und das Christenthum gesagt wird *):

Aeußere Mittel des Zwanges, kunstreiche Staatsverfassungen, eine lange Gewohnheit der Knechtschaft konnten freilich einigen; sie konnten das vereinzelte Dasein der Völker aufheben, aber das Gefühl von der Gemeinschaft und Einheit des ganzen Menschengeschlechts, von der gleichen Berechtigung aller Theile desselben hat einen edlern Ursprung. Es ist in den innern Antrieben des Gemüths und religiöser Ueberzeugungen gegründet. Das Christenthum hat hauptsächlich dazu beigetragen den Begriff der Einheit des Menschengeschlechts hervorzurufen; es hat dadurch auf die Vermenschlichung der Völker in ihren Sitten und Einrichtungen wohlthätig gewirkt. Tief mit den frühesten kirchlichen Dogmen verwebt, hat der Begriff der Humanität sich aber nur langsam Geltung verschaffen können, da zu der Zeit als der neue Glaube aus politischen Motiven in Byzanz zur Staatsreligion erhoben wurde, die Anhänger desselben bereits in elenden Parteizwist verwickelt, der ferne Verkehr der Völker gehemmt und die Fundamente des Reichs mannichfach durch äußere Angriffe erschüttert waren. Selbst die persönliche Freiheit ganzer Menschenclassen hat lange in den christlichen Staaten bei geistlichen Grundbesitzern und Corporationen keinen Schutz gefunden.

Solche unnatürliche Hemmungen und viele andere welche dem geistigen Fortschreiten der Menschheit wie der Veredelung des gesellschaftlichen Zustandes im Wege stehen werden allmälich verschwinden. Das Princip der individuellen und der politischen Freiheit ist in der unvertilgbaren Ueberzeugung gewurzelt von der gleichen Berechtigung des einigen Menschengeschlechts. So tritt dieses, wie schon anderswo gesagt worden ist, als ein großer verbrüderter Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes (der freien Entwickelung innerlicher Kraft) bestehendes Ganzes auf. Diese Betrachtung der Humanität, des bald gehemmten, bald mächtig fortschreitenden Strebens nach derselben (keineswegs die Erfindung einer neuern Zeit!) gehört durch die Allgemeinheit ihrer Richtung recht eigentlich zu Dem was das kosmische Leben erhöht und begeistigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Kosmos", I, 69.

**) „Kosmos", I, 36.

*) „Kosmos", II, 231.

Romanliteratur.

1. Ein dunkles Loos. Von Ludwig Bechstein. Drei Theile. Nürnberg, Korn. 1850. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wenn die rechten Menschen immer die rechten Bücher in die Hände bekämen, so würde manches Gute gefördert, manches Böse gehemmt werden. Das vorliegende Werk sollten alle jungen Männer aus dem Volke lesen, obgleich das Titelblatt es nicht gerade dem Volke zueignet. Es enthält das Schicksal eines Bauernsohns. Aufgewachsen in dem Schoos einer wohlhabenden Bauernfamilie, genießt er die Vortheile einer dieser Stellung angemessenen Erziehung. Ordnung, Reinlichkeit, häuslicher Friede, Geschwisterliebe, Wohlthätigkeit und Rechtlichkeit herrschen in diesem Kreise, welcher einen schönen Con-

kraft bildet gegen das Nachbarhaus, wo infolge der Armuth alles Edlere und Bessere verschwunden ist. Die Kinder beider Familien pflegen zusammen zu spielen, und Kaspar läßt sich von seiner schönen Spielgefährtin Amalie verleiten seiner Mutter Victualien zu entwenden um die Wirthschaft des Nachbarn zu bereichern. Die Mutter schöpft Verdacht, sie ermahnt immer wieder von neuem; aus Furcht vor des Vaters Heftigkeit verschweigt sie aber diesem das Vergehen des Knaben. Die verdächtigten, treuen Diener verlassen das Haus, und schlechtes Gesinde zieht ein; die Wirthschaft geht zurück auch durch harte Jahre, welche den Besitzenden mehr drücken als den Besitzlosen. Der Vater hofft sich zu retten indem er eine Branntweinbrennerei anlegt. Er gewöhnt sich dabei den Trunk an, und nun geht Alles zurück; die Familie verarmt, die Mutter stirbt vor Gram, und die Söhne arbeiten im Tagelohn. Unfriede zieht ein in das Haus; Kaspar wird vom Vater, der zufolge des vielen Trinkens am delirium tremens leidet, mishandelt, worauf er das Vaterhaus verläßt. Anfangs bettelt er und freut sich seines freien Lebens, bald stiehlt er um besser leben zu können; er kommt unter schlechtes Gesindel, mit denen er seine Beute theilt, die ihm Obdach geben und ihn vor Verfolgung sichern.

Er treibt sich herum unter Bettlern, Gaunern, Landstreichern; sein einschmeichelndes, angenehmes Wesen erwirbt ihm überall Vertrauen; man unterordnet sich ihm gern. Er besitzt Muth und Klugheit, doch gelingen ihm seine Unternehmungen auf fremdes Eigenthum besser als seine Bemühungen ein ehrlicher Mensch zu werden. Zuweilen erwacht das bessere Selbst in ihm: er will wieder arbeiten, aber er sucht vergebens nach Arbeit; nachdem er ein mal wegen Diebstahl bestraft worden, findet er nirgend mehr Aufnahme, denn es verfolgt ihn der Fluch der bösen That und treibt ihn seinem Schicksal entgegen. Er unternimmt immer größere Wagnisse, zuletzt beraubt er in Kissingen eine Spielkasse, und tritt in ein Bündniß von Gaunern, welche es besonders auf die Leichtgläubigkeit des Volks abgesehen haben. Er reist als vornehmer Herr umher; seine Frau, ein liebenswürdiges harmloses Wesen, ein Kind des Volks mit der Bildungsfähigkeit eines liebenden Herzens, begleitet ihn oft. An manchen Orten vergräbt er Geld, damit dasselbe nicht die Gefahren seiner Person theile. Sein Sinn geht nach Amerika; dort hofft er ein ruhiges Asyl zu finden, ein ehrliches Leben zu beginnen, aber er, der berüchtigte Räuber, kann nicht die zu einer solchen Uebersiedelung nöthigen Papiere erhalten. Er der immer nach Freiheit geschmachtet, hat es nur bis zur Vogelfreiheit gebracht. Sein Leben ist ein vielbewegtes; oft wird er verfolgt und täuscht seine Verfolger oder überwältigt sie. Einige mal wird er gefangen, dann sprengt er Ketten und Schlösser; im Gefängniß aber träumt er von Freiheit und von Amerika. Das Trübsal einer solchen Existenz, die Bedrängniß des Kerkers, die Gefahren der Flucht, die Todesangst vor Entdeckung, die Unbequemlichkeiten und Qualen des Verstecks, sind mit lebhaften Farben geschildert, und das freie Leben solcher Genies erscheint keineswegs im schönen Lichte. Kaspar findet alljährlich Gelegenheit das seinige zu überschauen und zu beurtheilen; er hat mit seinen zwei Brüdern an einem gewissen Tag, wo in seinem Geburtsdorfe Kirmse ist, eine Zusammenkunft beredet, beim schwarzen Schloß, welches von jeglichem Wege abgelegen ist. Dort hat er oft als Kind gespielt, und zu verschiedenen malen die Schwerbeladenen gesehen, eine Spukerscheinung, woran das Volk glaubt. Wer sie zum dritten mal sieht, Dem fällt ein dunkles Loos, und ihm ist es gefallen. Er kommt nie als Glücklicher an den Ort des Rendezvous; aber seine Brüder sind es auch nicht, denn sie sind arm, und müssen arbeiten ohne Resultat. Sie sind alle Drei Schwerbeladene, wie die Gespenster die sie schreckten. Auch sie sehnen sich nach Amerika, und Kaspar bezeichnet ihnen einen Ort bei Fulda, wo er Geld vergraben hat, welches sie dahin tragen kann, während er vielleicht durch Ketten oder sonstige Umstände daran verhindert ist. Am Todtenbett seiner Frau wird er verhaftet; Adam, ein Brudermörder, und ein Gefährte seines sündlichen Lebens, hat ihn verrathen. In Ketten wird er ins Gefängniß geführt. Dort denkt er der glücklichen Auswanderer, deren frohe Abschiedslieder sein Ohr erreichen; wie gern möchte er mit. Im Annathal hat er ebenfalls Geld vergraben; das könnte ihm nach dem fernen Welttheil verhelfen, jetzt wo weder Frau noch Kind ihm die Uebersiedelung erschweren. Wäre er nur frei! Es gelingt ihm sich freizumachen; er zwängt sich durch das enge Gitter seines Fensters, an einem Strohseile läßt er sich herab; unter seinem Gefängniß sitzt Adam, der ihn haßt und verrathen hat. Derselbe will den Strick fassen und die Flucht vereiteln. Kaspar sticht ihn mit der Schere, die er hält, ins Auge; doch das Geschrei des Verwundeten bringt ihm die Verfolger auf den Fuß. Im kalten Fluß, bei feuchtem Herbstwetter, bringt er einen Tag zu; halb todt vor Frost und Unbehagen eilt er nach dem Annathal um seinen Schatz zu heben; er mußte jeden Ort vermeiden, sein Ansehen war furchtbar, grauenerregend. Sein Bart war gewachsen in der langen Haft, sein Gesicht war bleich, sein Gewand ein Sträflingsgewand von zweifarbigem Tuch. Der gelbe Schlamm des Wasserlochs hatte jedoch alle Farben aufgehoben; sein Starren von Schmuz und Nässe mußte ihn zur abschreckenden Gestalt für Jedermann machen. Je weiter er indeß sich von dem Orte seiner letzten Haft entfernte, je sicherer fühlte er sich, umsomehr wuchsen in ihm Muth und Hoffnung. Er malte sich Alles aus wie er, sobald es ihm möglich geworden sich gut zu kleiden, rastlos nach Bremen eilen, auf dem ersten Schiff nach Amerika fahren wollte. Die Hoffnung war ihm Leitstern und Führerin. Er eilte in die Tiefen des Annathales hinunter; dasselbe war noch voll Schnee und Eis. So schnell schmelzen die Schneemassen nicht die der Wind von den Höhen hinabgeweht in diese felsigen Schluchten. Die tropfenden feuchten Felsenwände waren überglasirt von den dicken Eiskrusten, die ganz grün schimmerten von den Moosen und Flechten welche darunter an den Wänden haften.

Bald brach der Flüchtling bis an die Knie in den morschen Schnee ein, bald noch tiefer. Es fiel ein kalter Nebel und glatteiste; bald war Kaspar selbst, seine noch immer feuchte Bekleidung und sein mit einem gefundenen Lappen zugebundener Kopf, förmlich von Eiskrystallen überzogen, und Bart und Haar erschienen wie bereift. Er sah aus wie der Winter, schier gespenstig; wer ihn gesehen hätte würde sich entsetzt haben. Rastlos vorwärts trieb es ihn, immer tiefer und tiefer, bis zur Heerwurmsschlucht. Dichter und dichter wurde der Nebel jemehr er sich einpreßte in diese Thalengen. Kaspar sah keine drei Schritte vor sich hin. Oft glitt sein Fuß aus auf dem glatten Felsen, mit Lebensgefahr war dieses Klettern verbunden, er konnte in Tiefen stürzen die ihm kein Wiederemporkommen verstatteten. „Rettende Zweige des Buschwerks allein geben noch Halt seiner sinkenden Kraft." Er suchte und suchte und fand die Heerwurmsschlucht nicht wieder. Das einförmige Grau der Büsche, das Weiß des Schnees, der so manche charakteristische Felsbildung jetzt noch überdeckte, ließ die dem Gedächtniß eingeprägten Merkmale nicht wiedererkennen. Von Minute zu Minute steigerte sich Kaspar's Seelenangst. Hunger fühlte er nicht in dieser qualvollen Lage, den Durst stillte er mit Schnee, mit dem er auch seine erstarrenden Hände rieb. Seine nackten Füße waren blauroth gefroren, die Schuhe waren im Morast stecken geblieben. Wenn er den Ort nicht fand, wenn Alles vergebens war? „Nur den Ort, nur die Stelle laß mich finden, du ewige Macht!" so ruft er. Er wußte nicht daß Adam ehe er ihn verrieth den Schatz gehoben hatte. Du Sohn des Elends, du Sohn des Jammers, wie flehst du so thöricht. „Erhört, erhört!" jauchzt es aus Kaspar's Seele; da ist die Felsecke, da gähnt die Kluft tief hinunter in des Berges Innere; da klimmt er hinan, da, da! Er kratzt, er scharrt, Eis und Schnee und Erde weichen unter seinen rothblauen, blutig geritzten Händen, jetzt ist er an der Spalte, jetzt rüttelt er am eingekeilten Stein, der Stein ist festgefroren. Er arbeitet, arbeitet, arbeitet mit spitzigen

Aesten, unter starkem Herzklopfen, er rüttelt, er haucht die Eisrinde an bis endlich der Stein sich lockert, sich löst. Ihm ist heiß, er ist erhitzt, seine Kleider rauchen. Er greift in die Oeffnung: was fällt ihm so naßkalt in die Hand? Eine Kröte die hier ihren Winterschlaf hält; schaudernd schleudert er sie von sich, greift wieder hinab, suchend, wühlend, um und um in der kleinen Höhlung. Was findet er? Nichts! Faules Laub, Erde, Wurzeln, weiter Nichts! Ein erstickter Schmerzensschrei, wie vom Todeskrampf erzeugt, hallt dumpf durch das schaurige Felsenthal, durch die traurige Oede, schwarz wird es dem Suchenden vor den Augen, seine Hand hat keine Kraft mehr ihn zu halten, er gleitet bewußtlos in den tiefen Abgrund, seine Glieder schmettern an die Felskanten, der Schnee wird seine Grabesdecke. Seht welch ein Mensch!

Als am vierten Tage nach Kaspar's Entweichung der Schließer das Thor der Straf- und Besserungsanstalt öffnet, kauert eine elende Gestalt vor demselben, zitternd, frostbebend, mit gelähmten Gliedern, verhungert, todtkrank, und stöhnt: „Nehmt mich auf, nehmt mich auf, um Gottes Barmherzigkeit willen, nehmt mich auf!" Und die Anstalt nimmt den entsprungenen, sich freiwillig wieder stellenden Sträfling Kaspar auf. Man fing aber in den kleinern Staaten an unverbesserlichen Verbrechern, deren stete Wiederkehr in die Gefängnisse und ihre Ernährung sehr lästig fiel, zumal der Galgen soviel als möglich abgeschafft wurden, die Reisekosten nach Amerika zu gewähren. Kaspar, den unsaglich Leidenden, von Schmerzen des Körpers und der Seele namenlos Gefolterten, den Tief- und Innigbereuenden, den wahrhaft Gebesserten, nach langen Qualen leidlich Genesenen, wollte man nicht immer und ewig im Kerker erhalten, der Staat gab ihn frei und die Mittel nach dem Lande seiner Sehnsucht, seiner Glücksträume zu gelangen; mit seinen Geschwistern konnte er nach Amerika ziehen, wo er einen seinem Charakter angemessenen Wirkungskreis fand. Dort ward er ein braver Jäger, und die ganze in Europa so schwer belastete Familie eine glückliche, welche arbeitete, und die Früchte ihrer Arbeit auch genießen konnte.

Die vorliegende Erzählung spielt in Thüringen. „Du kannst", sagt einer der Spitzbuben, „in einer Stunde den Dreck von einem Königreich, einem Großherzogthum, drei Herzogthümern und ein paar Reichsrittergütern an deine Schuhe kriegen. Und meinst du Das sei kein Vortheil?" In den romantischen Thälern des Thüringerwaldes, auf den waldbewachsenen Berggipfeln der Rhön, bei den Kirmsen der Dörfer, den Vogelschießen der kleinen Städte, bei dem Badetreiben in Kissingen übt Kaspar sein verwegenes Spiel. Der Verfasser kennt die Gegend genau, er hat sie oft durchwandert und mit Liebe betrachtet, seine Phantasie hat die Natur mit menschlichen Abenteuern und romantischen Vagabunden belebt. Er kennt auch das thüringer Volk, dessen Sitten, Gebräuche, Gedankenrichtung, dessen Aberglauben und Sagenbilder; die ganze Poesie desselben hat sich ihm erschlossen. Er will dem Leser in dem vorliegenden Werke nicht nur die modern-romantische Biographie eines Verbrechers geben, sondern Andeutungen und Schilderungen socialer Gebrechen, Bilder aus dem Volksleben, um darzuthun wie angefressen es ist einerseits von Druck und Elend, andererseits von Aberglauben und Unvernunft, welche letztern in neuerer Zeit durch wühlerische Aufreizung zu politischen Demonstrationen eher genährt als gebannt wurden. Es enthüllt auf der einen Seite freche Freigeisterei, auf der andern, zufolge absichtsvollen Niederhaltens in nebeldüstern Glaubenssphären, Verdummung. Der Held des vorliegenden Werks ist kein galanter Frauen- und Mädchenverführer aus der entschlafenen Romanenwelt, kein parfumirter Cagliostro, kein Rinaldo Rinaldini, kein Held beliebter Spitzbubenopern, auch kein Finder unermeßlicher Schätze. Er ist nur ein verirrter Mann aus dem Volk, dem ein dunkles Loos fiel. Die übertünchten Gräber der vornehmen Welt bilden nicht die Scenerie oder Stafage dieser Darstellungen, und wenn auch die Erzählung nicht gerade die Geschichte eines wirklich gelebthabenden Verbrechers gibt, so fühlt der Leser doch leicht heraus daß sie einen Träger hat, daß ihr ein wahres Lebensbild zugrundeliegt, daß auf dem so treugeschilderten Boden sich Vieles so und nicht anders zugetragen hat. Raubanfälle, Einbrüche, Mordversuche und Mordthaten die erwähnt werden sind wirklich vorgefallen, und es ist soviel Wahres und Geschehenes angeführt, und das vielleicht Erfundene enthält soviel Möglichwahres, soviel sittliche und höhere Wahrheiten daß wir dem Schlußwort in der Vorrede des Autors ganz beistimmen müssen: „Welchem Stande, ob höhern oder niedern Schichten der Gesellschaft unser Leser angehöre, wir wünschen daß er unser Buch mit stillem Ernst aus der Hand lege, und falls er noch von Zeit zu Zeit ein «Vaterunser» betet, bei der sechsten Bitte des armen Volks gedenke das fort und fort zu seufzen hat: Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel." Auch in Charakterschilderung zeichnet sich der Autor des vorliegenden Werks aus; sowol die Gestalten des Bauernlebens in ihrer Thätigkeit, in ihrem Verkehr untereinander, in ihrer Roheit und Gemeinheit, in ihrer Leichtgläubigkeit und Dummheit, in ihrem Hassen und in ihrem Lieben, als auch die Gauner sind trefflich geschildert: der träge Andreas der immer nur betteln und gar nicht arbeiten möchte, und dadurch auf Irrwege geräth, Adam der Gottesleugner und Brudermörder mit dem Kainszeichen auf der Stirn, die Schauspielermutter Else, der Student Speculation, und noch andere mit mehr oder weniger Bildung Begabte, welche im engen Bündniß miteinander stehen, und gemeinschaftlich auf die Dummheit des Volks speculiren, indem sie durch Zauberkünste und Wahrsagerei ihm irgend ein Glück oder die Vermehrung ihres Vermögens vorspiegeln, um ihnen das Eigenthum zu entlocken. Eine Musterkarte von Menschen und Ereignissen ist in ein buntes Leben zusammengewebt, und muß selbst den blasirtesten Leser erfreuen und unterhalten.

2. Der Junker von Behr. Geschichte aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs von O. Dörry. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1850. 2 Thlr.

Der Schauplatz des vorliegenden Romans ist Pommern; derselbe spielt im J. 1627 und umfaßt eine lebendige Schilderung von Kriegsscenen und sonstigen historischen Ereignissen. Die Belagerung und Entsetzung von Stralsund, die Ankunft des Königs von Schweden, und noch andere große Momente jener Zeit sind näher bezeichnet. Die Persönlichkeiten der Geschichte verkehren mit den Figuren des Romans, und eine getreue Schilderung damaliger Zustände sowie eine lebendige Aufführung einzelner Scenen verleihen dem vorliegenden Werk das Verdienst unterhaltend zu sein. 12.

Bibliographie.

Nach Ungarn! Ein Aufruf an Auswanderungslustige, welche die weite, kostspielige und gefahrvolle Reise über das Meer zu vermeiden wünschen; insbesondere an Landwirthe und Gewerbtreibende. Eine gedrängte Skizze des Wissenswerthesten über die staatlichen und confessionellen Einrichtungen, agrarischen und commerziellen Zustände, sowie des Schul- und Medizinalwesens, und der klimatischen Beschaffenheit dieses fruchtbarsten und dennoch schwach bevölkerten Landes. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 9 Ngr.

Veith, J. E., Weltleben und Christenthum. Sechs Vorträge, gehalten in der Faste des J. 1850. Nebst einigen Zugaben. Wien, Braumüller. 1851. Gr. 12. 1 Thlr.

Veltheim, H. Graf v., Dramatische Zeitgemälde. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wietersheim, E. v., Der Feldzug des Germanicus an der Weser im Jahre 16 nach Christi Geburt. Mit 1 Karte. Leipzig, Weidmann. Hoch 4. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 280. —— 22. November 1850.

Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Aber auch in dem Verhältnisse der menschlichen Beschränktheit zu der Größe der Welt zeigt sich dieser Unterschied zweier Weltanschauungen, aus dem Menschen und Götter als andere entspringen müssen. Die Orthodoxie findet was sie sucht; ihr Gegenstand ist nicht das Seiende, Reale, das lebendige Universum von Natur und Geschichte. Sie haftet an einem Gegebenen das für immer gegeben, einer Offenbarung die in allem Weltwechsel das ewig Gültige, ewig Feste sein soll, mag auch ihr zeitliches Erscheinen, ihre Ausbildung auf eben diesem Wege folgerichtig dargethan werden. Die Orthodoxie zeigt vom Diesseits auf das Jenseits, von der Welt auf einen Geist neben und über der Welt. Auf das Geistige behauptet sie den Accent zu legen; nur für das Geistige soll ihr Anhänger wirken. Aber derselbe Mensch der so seine Fähigkeit zur Vergeistigung besitzt, in dem also das Verständniß des Geistigen da sein muß (wie könnte er es sonst erstreben), wird nach der andern Seite als das absolut Ungöttliche angeschaut, Das was aus sich selbst keine Kraft zur Vollbringung des Guten und Wahren habe. Der Diener des Geistes sieht sich an den Buchstaben gefesselt; dem Wahrheitsdurstigen wird das freie Forschen nach Wahrheit (und nur in der Freiheit kann die Wahrheit gefunden werden) gegenübergestellt als Sünde, als das Ungöttliche, Verwerfliche; — glauben soll er statt zu forschen und zu denken. Daher der ewige Widerspruch dieses göttlichen und menschlichen Seins der Orthodoxie. Auf Kosten der Menschenwürde wird das Göttliche erhoben; aber auf Kosten des Göttlichen wird der Mensch, das Geschöpf Gottes, elend gemacht; denn die Erbärmlichkeit des Geschöpfs ist ein sehr zweifelhafter Ruhm des Schöpfers. Und während nun die unendliche Abhängigkeit des Menschen, die Anerkenntniß seiner Nichtigkeit und Schwäche bestimmt wird, während bekannt wird daß nur in langer Zeit und durch Geistesgnade seine Besserung möglich ist, setzt die Orthodoxie selbst sich auf den göttlichen Thron; als die unfehlbare Macht ihre ewige Wahrheit hinstellend, nimmt sie was die Menschheit auf ihrem ganzen Geschichtsgange erst erobern muß als fertig für sich selbst in Anspruch, die ebenso alles Menschliche, Zeitliche theilt. Die Willkür kann nicht willkürlicher erscheinen als unter dieser Maske der Demuth; der Stolz, der Hochmuth, die Tyrannei nicht hassenswerther als im Schein dieses Gehorsams, dieses Vertrauens und dieser Ehrfurcht vor dem Geiste, die so vielmehr zur Sünde gegen den Geist werden.

Wie anders steht dagegen der Forscher welcher, sein Leben wie A. von Humboldt der Erkenntniß der Welt widmend, überall das Gesetzmäßige, Beharrliche aufzufinden bestrebt war! Von der Natur deutet er stets auf den ihr innerlichen Geist, auf ihre physische Wirkung in dem sittlichen individuellen Geist. Den Hauptantrieb zum Studium gewährte ihm das Bestreben „die Erscheinungen der Welt in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte belebtes und bewegtes Ganzes aufzufassen". Ueberall waltet dieses Reich der Naturmächte; „alle Theile des weiten Schöpfungskreises, soweit der Frühling eine Knospe entfaltet, können sich einer begeisternden Kraft auf das Gemüth erfreuen". Und in seinen Schriften leben, verklärt durch die neue Weltanschauung, die größten Männer aller Jahrhunderte. Es werden erwähnt in ihnen ebenso sehr Hesiod, Homer, Herodot, Pindar, Platon, Aristoteles, Plutarch, Menander, Kallimachus, Lucretius als das indische Alterthum, die schönen Redekünste Persiens, arabische und finnische Epen, chinesische Annalen, Briefe und Homilien des Basilius und Chrysostomus; spanische, portugiesische, italienische Romanzen; Mythologie, Kunstgeschichte, Antiquitäten und Encyklopädien fast aller Nationen. Die französische vindicirt sich Humboldt selbst als classischen Schriftsteller. Classisch ist seine Verarbeitung und Ineinanderschmelzung des gewaltigsten Materials. Neben astronomischen Ortsbestimmungen werden geschichtliche Zeitbestimmungen, neben geognostischen oder meteorologischen Problemen grammatisch-lexikalische Fragen erörtert; Bilder großartiger Naturscenen wechseln mit tiefer Schilderung von Kunstwerken, durchdringendes Verständniß der Poesie mit mathematischer Genauigkeit numerischer Angaben und Verhältnisse. So wird die umfassendste Gelehrsamkeit in anmuthigen Formen, voll Gefühlsfrische, voll großartiger Einfachheit der Bezeichnungen humanisirt. Durch die Totalität, durch

all ihre Glieder strömt der freie, immer werdende Geist, „der nicht wohlgefällig glaubt auf den Culminationspunkt intellectueller Fortschritte gelangt zu sein, sondern höhern Genuß findet in der Ueberzeugung: daß der eroberte Besitz nur ein sehr geringer Theil von Dem ist was bei fortschreitender Thätigkeit und gemeinsamer Ausbildung die freie Menschheit in den kommenden Jahrhunderten erringen wird". *)

Wer zu der Höhe dieses Standpunktes sich nicht erhebt, wer die Größe des Ruhms und Verdienstes nur erblickt in Beziehung auf das damit nothwendig verbundene Selbstbewußtsein, kann Humboldt's Bescheidenheit so wenig begreifen als die Demüthigen die sehr bereitwillig in der Stille ihre Vortrefflichkeit eingestehen, die Falschbescheidenen die aus dem Erröthen ein Geschäft machen. Die Bescheidenheit der großen Männer hat ihren Quell in dem bewußten, von der Anmaßung der Empirie wie von der Hohlheit der Speculation fernen, Anschauung des All. Vor seiner Unendlichkeit, soweit sie gelangen, vor seiner Tiefe, Verzweigung und ewigen Wandelung erkennen sie sich als das Beschränkte, Relative, Endliche — sie zweifeln, nach den Forschungen des reichsten Lebens, nach dem Hinblick auf die Fülle künftiger Entdeckungen, auf Alles was Instrumente und Methoden vereinfachen und enthüllen können: ob jemals das Problem der Natur gelöst werde das ihnen als unauflösbar erscheint. So aber offenbart die Größe des Zweifels an der menschlichen Kraft eben wieder diese Kraft als weltdurchdringend, weltüberwindend; daß auch nach Jahrtausenden noch Weltraum zu entdecken sein wird, daß „der Horizont ewig vor dem Forscher zurückweicht", ist ein Argument daß Geisteskraft stets walte, nimmer ende, immer fortschreite. Denn das Unendliche ist nicht absolut vom Endlichen zu scheiden, es greift hinaus über dasselbe. Der Mensch dessen Bestimmung in freiem Streben nach Weltüberwindung erfüllt wurde hinterläßt der Nachwelt neue Organe und Gedanken, die sie dem Bewußtsein des Geistes, der Freiheit in der Nothwendigkeit näherführen.

So sind wir bis zur gegenwärtigen Zeit gelangt. Der achtzigjährige Forscher wandelt auf der frühe begonnenen Bahn weiter in thätiger Dauer seines Wirkens, voll Jugendfrische. Nach dem Versuche dieser Darlegung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, die sich in den allgemeinsten Sphären des theoretischen und praktischen Lebens äußerte, bleiben zur Vervollständigung des Bildes nur noch die Eigenthümlichkeiten wie Humboldt sein äußeres Leben mit der Gesellschaft auf deren Boden er erschien entwickelt hat. Freilich kann das Genie die Zukunft anticipiren; es kann Formen und Principe vertheidigen deren Möglichkeit sich nur auf das Bestehende gründet: aber erst langsam werden dieselben mit dem Stoffe und der zähen Tradition fertig, wenn sie auch durch ein höheres Bewußtsein gestützt sind. Aus diesem Contraste springt die Ausnahmestellung der großen Geister zu ihrer Zeit. Sie äußert sich in der Melancholie, man könnte sagen sie sei die welthistorische Schwermuth über die Langsamkeit des Geistes in der Weltüberwindung; tritt sie als zerstörender Ungestüm zutage, so sträubt sich ebenso der Furor des Geistes gegen die natürliche Indifferenz und Trägheit. Wenn jene sich verschließt thut sich dieser auf — immer verwerfen die Neuen das Hergebrachte der Mode, deren Costume ihnen als unangemessen werth scheint zerstört zu werden. Die größere Ruhe ist erst mit der gezwungenen praktischen Thätigkeit innerhalb dieser Welt erreicht. Nach verrauschter Jugend, umsonst verschwendeter Kraft, bequemt sich vielleicht das gereiftere Alter conservativ zu sein und zu dem geistig Geförderten, Angebahnten, ans Licht Gerufenen, bleibt dem denkenden Bewußtsein das gesellschaftliche Leben der großen Männer noch als ein zu lösendes Problem, wenn alle Beziehungen frei erkannt werden sollen.

Gerade bei Humboldt hat die öffentliche Meinung besonders stark diese Seite berührt. Nicht mit der Abgeschlossenheit die von Goethe eine Zeit lang behauptete er habe die Freiheit verlassen, weil sie in Goethe's ersten Werken den Stürmer und Dränger mit dem Minister und dem Philister (wie man vielfach meinte) nicht zusammenzureimen verstand. Es war mehr das Staunen der Verwunderung das Humboldt betrachtete. Er war ja ganz frei, wurde zu keiner Abhängigkeit gezwungen; hätte auch ohne sie, so ehrenvoll sie scheinen mochte, auf derselben Höhe, in demselben und noch reinerm Glanze der Wirksamkeit verharrt, ehe der Dunstkreis des Hofs seine Gestalt mit dem schwer enthüllbaren Nebel umgeben hatte. Vor Allem daß dieser Heros sich herabließ zum Kammerherrn, daß man ihn sehen mußte im betreßten Lakaienrocke, unter Leuten die ihm die Schuhriemen hätten auflösen mögen! Das ist die noch ungefüllte Lücke. Immer und mit Recht hört man die Frage wiederholen: wie der freie Mann solche Stellung annehmen, der Greis bis ins höchste Alter dieselbe bewahren konnte?

Niemals war auch wol mehr die Zeit zu solchen Fragen als eben damals wo das Erscheinen des „Kosmos" dem größten Publicum die ganze Gewalt seines Genius zeigte! Man hätte nur auch durch die Zeilen tiefer in die Sinnesweise und das Gemüth Humboldt's sehen sollen; man hätte besonders in den Anregungsmitteln zum Naturstudium und der Geschichte der Weltanschauung den Einfluß des objectiven Studiums beobachten sollen wie es durch die Fülle natürlicher und geistiger Contraste in den Strebenden zurückgewirkt, nicht allein die Form seiner Darstellung bestimmt, sondern überhaupt seinen ganzen Geist gestimmt, ihm Richtungen gegeben hat deren Charakter nur nach dem ungemeinsten Maßstabe großer Geister zu messen sind. Auf diesem Verhältnisse zur Welt ruht in der Tiefe auch das Verhältniß Humboldt's zur Gesellschaft und Zeit. Es ist nicht das melancholische, indifferente, ebenso wenig das ungestüm verwerfende. Sondern ein bewegtes und stil-

*) „Kosmos", II, 398.

les, ein nach allen Seiten strömendes, mannichfaltiges, aber aus der Zerstreuung und dem Auseinander sich in die Einheit des ruhigen Sinnes sammelndes.

Ueberblicken wir Humboldt's Leben, so leuchtet durch alle Stürme, aus allen unendlichen Verschiedenheiten der Anschauung dreier verschiedener Erdtheile mit ihren Nationen und ihrer Cultur, ihren Gebirgen, Thälern, Himmelsräumen, Küsten diese eine Ruhe des Sinnes, dieser klare Geist der die Welt ruhig in sich empfängt um sie ebenso rein aus sich zurückzuspiegeln, ihr mit der Verklärung des Geistes die höhere Bedeutung zu verleihen. Die Natur, das ewig fest regierte All der Objecte, dauerte unverändert wenn der geschichtliche Geist die Welt der Menschen zerriß. Sie stimmte ihren Freund auf den stillen Ton dieser Nothwendigkeit; ihre stets reine Schönheit, ihr aus allen elektrischen und vulkanischen Ausbrüchen schnell sich ins Gleiche setzendes Sein, Nacht, Licht, das Alles bewegende, immer wechselnde Farbenspiel, nährt in ihm die zartern Empfindungen des Gemüths und den Frieden in dem das Herz sich Eins fühlt mit dem strebenden Geist und versöhnt wird mit der Welt die ihm das ewig Vernünftige und Schöne zu erkennen gibt. Statt zu zerstreuen, sammelt sie ihn, statt an der Oberfläche der Dinge umherzuführen, leitet sie ihn in die Tiefe ihres Wesens, läßt ihn mit stiller Liebe in der einzelnen Verschiedenheit den Urtypus von Dem aufsuchen wodurch sie verbunden ist mit Allem von dem sie vielleicht nur als losgerissenes Glied erscheint. So das allvermittelnde, geheime Weben der Natur beobachten, lehrt dieses Geheimniß allmälig selbst wirken. Wer was die Geschichte in der Zeit nacheinander entwickelte im Raume nebeneinander noch bestehen sieht, wer zu der Erkenntniß des Ewigen und Geistigen gelangt, indem er zugleich das Verständniß der unendlichen Charaktere durch die es hindurchgegangen lebendig in sich bewahrt, wird gerechter für jede Entwickelungsstufe, freier gegenüber allen menschlichen Zuständen, erhabener über die Aeußerlichkeiten die er durch den Geist überwunden weiß. Und wie das fortstrebende Menschengeschlecht, verliert er in der Vermittelung und Ausgleichung niemals den freien, wahrheitsuchenden Geist der das Resultat aller Entwickelungen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ein deutscher Musenalmanach.

Die Zeit der Musenalmanache ist eigentlich in Deutschland vorüber; sie kann für eine überlebte Epoche gelten, von welcher wir mit dem Bürgermeister von Saardam beinahe sagen können: „Wir können uns nicht mehr so recht darauf besinnen!"

Wer heute die lyrischen Papierfluten in Deutschland überblickt — wenn es möglich ist sie zu überblicken —, diese wahre Sündflut papierener Gefühle, Der begreift es kaum wie es ein Vormals geben konnte wo noch die Lyriker, fernab vom lauten Markt des Lebens, still für sich allein wohnten, wo sich auch der wirkliche Dichter hervorzutreten scheute, wo das Nonum prematur in annum noch als weihevolle Inschrift über den Schreibpulten der Poeten stand, und man die Lieder und ihre Väter in ihren stillen, keuschen Verstecken aufsuchen mußte um sie zu finden.

Das war jene Zeit wo sich die Musenalmanache als zeitgemäß erwiesen. Sie waren die fast nothwendigen Sammelorte für die lyrischen Geister. Wer zu blöde war für sich allein hervorzutreten, Der fand sich hier in traulicher Gesellschaft Gleichstrebender, und wie nun so ihrer Viele traulich zusammenkamen, fand der Einzelne sein Auftreten durch das des Andern berechtigt. Damals bedurfte es selbst für die tiefsten Geister gleichsam noch einer Entschuldigung wenn sie sich „vor der Menge" zeigen wollten.

Jetzt hat sich das Verhältniß gerade umgekehrt. Der lyrische Kamm ist uns seit diesen 40 oder 50 Jahren bedeutend geschwollen; Niemand ist mehr schüchtern wenn es sich um das Hervorkommen handelt. Das lyrische Auftreten des Einzelnen in einem Musenalmanach ist selten noch ein erstes Debut, sondern Die denen wir in diesen vereinigten Liedersälen begegnen sind fast lauter alte Bekannte. Es handelt sich in unsern jetzigen Musenalmanachen weit mehr um Namen, um Notabilitäten als um Kräfte. Aus den stillern Reunionsplätzen für scheue, schüchterne Erstlingsgaben sind laute, geräuschvolle Foyers, lärmende Salons geworden, wo Alles zusammenkommt was seit Jahren in Lyrik „macht", wo allbekannte Leute sich, nur einmal in anderer Weise, ihr gewohntes Fest geben, und man sich lyrisch ausschwatzt. Wir wollen darüber mit der Zeit und mit den Dichtern nicht rechten, sondern nur danach fragen: ob und welcherlei Gutes und Schönes wir in diesen schier veralteten Instituten noch entdecken können.

Hier liegt eine solche moderne, ziemlich dicke Liederspende vor uns, der wir unsere Beachtung nicht ganz versagen dürfen.

Deutscher Musenalmanach für das J. 1850. Herausgegeben von Christian Schad. Mit den Bildnissen von G. F. Daumer, Hoffmann von Fallersleben, J. N. Vogl, C. Weiß, und einer Musikbeilage von Robert Schumann. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1850. 16. 1 Thlr.

Die ziemlich bedeutende Anzahl von deutschen Lyrikern die uns hier begegnet sind geographisch nach Länderlagen und Nationalitäten gruppirt. Es sind solchergestalt durch Sänger und Sängerinnen repräsentirt: I. Schwaben. II. Elsaß, Burgund, die Schweiz. III. Rheinland. IV. Thüringen, Sachsen, Preußen. V. Oestreich. VI. Baiern und Franken. Die schwäbischen Dichter die in der ersten Abtheilung erscheinen sind: Justinus Kerner und dessen Sohn Theobald Kerner, Wolfgang Menzel, und der verstorbene Gustav Schwab. Von jüngern die ebenfalls schon bekannten Karl Mayer und Wilhelm Zimmermann, außerdem noch Nikolaus Müller und ein Herr Ottmar, Jeder mit einer unbedeutenden Dichtung. Am fruchtbarsten in dieser Dichtergruppe erweist sich Zimmermann, der nicht weniger als 48 kürzere oder längere Gedichte spendet. Karl Mayer, dessen reincontemplative, zum Theil recht sinnige Naturanschauung wir allbereits kennen, liefert — man muß sich in Betreff der Musenalmanache beinahe des Ausdrucks bedienen — kurze 18 Lieder, bei denen man sich blos mit den Ueberschriften bekanntzumachen braucht um das Naturell dieses Poeten augenblicklich wiederzufinden, und über Das was der Inhalt bringt nicht im Ungewissen zu sein. Da sind „Mond und Dorf", „Dorf und Feld", „Der bemooste Baum", „Wald und Gebild", „Naturschönheit", „Sterne und Morgenroth", Sehnsucht nach der Ferne" u. s. w. Diese stille Naturbehäbigkeit kann sich lyrisch gar nicht ausreden. Es ist immer Stoff vorhanden, und die Form erinnert etwas an die Schablone. Wilhelm Zimmermann ist ein reicheres Talent. Seine Balladen und — wir wollen einmal einem Genre das jetzt in unserer Lyrik Mode zu werden anfängt einen eigenthümlichen Ausdruck geben — seine „lyrischen Recitative", z. B. das Gedicht „Shelley" (S. 40 und 41), haben uns minder angesprochen; Das sind fremde Apparate die dem Dichter nicht eigens angehören, der uns eben deshalb in diesem Bereich nichts Höheres bringt als

einen Guß all des fremden Wesens in seine Form und Weise, die nichts Außerordentliches und Gewaltiges bietet. Die süddeutsche Balladenpoesie laborirt noch stark an dem Selbzeiglein-paroxysmus. Ein stiller Paroxysmus zwar, dafür aber desto langweiliger. Aber einige schöne Lieder bringt uns dieser Dichter, innigempfunden und tief in der Seele nachklingend. Z. B. dies kleine Lied (S. 55):

Beschwörung.

Kann sich Liebe so entstellen
Daß vom Haß das Kleid sie leiht?
Kann ein Tropfen Gift vergällen
Selbst ein Meer von Seligkeit?
Herz, was hab' ich dir gethan?
Auge auf und schau mich an.

Will der Zauber noch nicht flüchten?
Glückesstunden, steigt empor!
Flüstert goldene Geschichten,
Uns're Genien, ihr ins Ohr!
Senkt in ihre Brust euch ein,
Abendroth und Mondenschein!

Sehr schöne Gedichte, Lieder im vollsten Wortsinn, sind auch die beiden: „Nachts" (S. 66), und „Die Erscheinung" (S. 76), jedoch zu lang um hier mitgetheilt zu werden. Die Beiträge von Justinus Kerner: „Das Verbrennen alter Zeit", und von Wolfgang Menzel: „Tigridia", bringen nichts Außerordentliches. Der Unterschied zwischen beiden aber werde gemacht: daß uns im ersten immer noch der Dichter, im zweiten mehr nicht als ein Poet begegnet.

Von den acht, dem Elsaß, Burgund und der Schweiz angehörigen Sängern: Ferdinand Braun, Karl Candidus, Daniel Hirtz, Christian Hackenschmidt, Theodor Klein, German Mäurer, Friedrich Otte, Friedrich Oser, sind die Hälfte ungefähr noch unbekannte Größen. Keiner unter ihnen hat uns aber besser gefallen als Karl Candidus; in diesem begrüßen wir ein frisches, resolutes, lustiges Talent, der die Sprache gewandt und kernig handhabt, und einen äußersten, aber auch ganz gewiß alleräußersten Gegensatz vom Weltschmerz bildet. Ein munterer Gesell wie man ihn nur an Festtagen verlangen kann, ein fahrender Lyriker, ganz und gar volksgemäß. Die fünf Sachen die wir hier von ihm lesen sind durch und durch volksthümlich-objectiv, alles und jedes Subjective ist hier durchweg gestrichen, und das Ich des Poeten, das uns anderwärts oft so lästig wird, kommt auch nicht in einer Silbe zum Vorschein. Nicht eine eigentliche Probe von diesem gesunden volks- und lebensfrischen Singen wollen wir mittheilen, Das verbietet der Raum, nur der Ton und die Weise davon sei bezeichnet durch die erste Strophe des Gedichts „Hermann's Testament":

Recht, Recht, Recht und Recht,
Recht nur hat festen Stand.
Wer, wer, wer und wer,
Wer erbt das deutsche Land?

(Allerdings eine starke Gewissensfrage...)

Wer erbt das deutsche Vaterland,
Das alte deutsche Vaterland?
Daran ist viel gelegen
Allwegen...

Ein entschiedener Pantheist ist German Mäurer, und Das ist am Ende nicht das Schlechteste was man von einem deutschen Poeten sagen kann. Außerhalb der Welt will dieser Sänger seinen Gott nicht haben, und ich verdenke es ihm eben nicht:

Ein Gott weltauswärts, welch ein Lug!
Die Kraft wär' frei von Stoffen?
Ein heilig Offenbarungsbuch —
Natur liegt vor uns offen:
Wie Feu'r und Wärme, davon keins
Vom andern ist zu trennen,
So Gott, Natur sind ewig Eins,
Die Welt heißt Gott erkennen.

Ein schönes herzinniges Gedicht spendet Friedrich Oser in dem: „Mir war als hättest du mich lieb" (S. 160 fg.), das ebenfalls nur etwas zu lang ist um es hierherzusetzen. Auch diesem Dichter dürfen wir ein reiches und entschiedenes Talent für Volksgesangsweise nicht absprechen, wie die Nummern: „Graf Liderik" (S. 180), „Das ertrunkene Röslein" (S. 190), „Der Wanderbursche" (S. 192) und „Das Ringlein" (S. 196) beweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die alte Gesetzgebung Algeriens.

Unter den Ursachen welche die Eroberung und Pacificirung Algeriens so außerordentlich erschwerten dürfte nicht die geringste wol die Mißachtung sein mit welcher die französische Regierung über die alten Rechte der Bewohner dieser Provinz hinwegging. Eine kluge und billige Politik würde die Sitten und Gesetze der Bevölkerung geschont haben; allein selbst wenn die Eroberer ein solches Verfahren hätten einschlagen wollen, so würde sich ihnen freilich immer noch der Uebelstand entgegengestellt haben daß diese Sitten und Gesetze meist unbekannt waren. Und diese Unkenntniß ließ sich in kurzer Zeit unmöglich heben, denn ganz abgesehen von den Schwierigkeiten welche ein gründliches Studium der arabischen Sprache bietet, lag das größte Hinderniß in dem allgemeinen Mistrauen der Einwohner, die den Fremdling von einem Studium ihrer Civilurkunden möglichst fernzuhalten suchten. Ueberall wo das Gesetz mit dem Cultus verbunden, wo es ein heiliger Text ist, wird der Gläubige es als eine religiöse Pflicht betrachten dasselbe vor dem Ungläubigen geheimzuhalten. Und doch klären sich diese dunkeln Geheimnisse vor dem unermüdlichen Forscherfleiße allmälig auf. Es gibt bereits eine algerische Literatur, und eben diese hat durch eine ganz außerordentliche Arbeit jetzt eine neue Bereicherung erhalten. Der „Précis de jurisprudence musulmane par Khalil-Ibn-Ish'ak, traduit de l'arabe par *M. Perron*" (3 Bde., Paris) ist ein vollkommenes Corpus juris, eine Sammlung aller religiösen, politischen und bürgerlichen Gesetze der afrikanischen Völker. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt des umfangreichen Werks würde außerhalb des Kreises d. Bl. liegen; daher sei nur Einiges zum Beleg für den ungeheuern Fleiß Perron's angeführt. Im 8. Jahrhundert der Hedschira unternahm Khalil-Ibn-Ish'ak, ein berühmter Professor zu Kahira, die Zusammenstellung und Anordnung des Mouctac'ar, d. h. des Inbegriffs der Jurisprudenz. Fünfundzwanzig Jahre seines Lebens setzte er an dies weitläufige Werk, und als der Tod ihn nach langer Arbeit überraschte, da hatte er mehr nicht als den ersten Theil seines Manuscripts ins Reine übertragen. Seine Schüler aber nahmen die Arbeit auf, und führten nach des Meisters hinterlassenen Papieren dieselbe zu Ende. Der Mouctac'ar ward für Algerien das herrschende Gesetzbuch. Hr. Perron übernahm die Uebersetzung dieses Riesenwerks, von der französischen Regierung beauftragt. Sein funfzehnjähriger Aufenthalt in Kahira, seine gründliche Kenntniß der arabischen Sprache und Literatur kommen Dr. Perron hierbei nicht wenig zu statten. Das Buch Khalil's umfaßt — man denke! — gegen 100,000 commentirte und ungefähr ebenso viele nicht commentirte Rechtssätze. Diese 200,000 gesetzlichen Normen müssen von den Studenten der Rechtswissenschaft und der Theologie auswendiggelernt werden! Ist Dies erreicht, so gehen sie dann an die sehr umfangreichen Commentare.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 281. —— 23. November 1850.

Alexander von Humboldt.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Das waren die Richtungen welche die Naturbetrachtung in Humboldt wirkte. Das ruhige Licht, der Schwung, die unverkümmerte Frische seiner Empfindungen dauert im Greise; ihre Offenbarung sind seine letzten Werke wie seine ersten, Jahrzehnde zuvor. Aber der Tieferverstehende erblickt Dies auch hier nicht allein wo von der Natur geredet wird; er findet es überall wo Streit zu schlichten, Verwickelungen zu lösen gegeben werden. Nahe damit verwandt ist die Humboldt eigenthümliche Pietät. Pietät gegen das Verhältniß des vorigen Königs zu seiner Familie, dann näher gegen sein eigenes Verhältniß zum König, hat ihn die Stellung am preußischen Hof übernehmen und bewahren lassen. Er erkennt in ihr ein Moment seines Lebens das er nun als geistiges Object anschaut und den Aeußerlichkeiten zum Trotz erhält. Aber freilich darf das Erkennen nicht an dieser Grenze stehenbleiben. Wäre, nachdem die unmittelbar verbindenden Momente des Geistes weggefallen, es Nichts als so etwas immer doch mehr oder weniger Aeußerliches was Humboldt fesselte, so könnte Der im Rechte zu sein behaupten der auch nicht mehr ein Räthsel, sondern nur eine Schwäche in dieser Fessel erblickte. Doch der nach außen hohe Standpunkt war zugleich Sammelpunkt materieller Kraft für den forschenden Geist. Wer weiß es denn wieviel Talente von dorther unterstützt wurden und werden? Wer hat es vergessen oder nicht daran denken können daß es Humboldt war der die Wiederberufung der vertriebenen göttinger Professoren nach Preußen bewirkte; daß die neueste ägyptische Expedition, die Herausgabe der Vedas, so Vieles ihm zu danken ist, was nur in der Stille und mit dem Gefühl das in der That selbst seine Befriedigung hat geschehen ist! Man braucht ihn nur ein mal gesehen, nur ein mal reden gehört zu haben, um diese reine Begeisterung für die Wahrheit des Wissens, diese innerste Herzenswärme für das Anslichtstellen alles Schönen, Edlen, Verheißungsvollen als sein Höchstes zu erkennen. Das hat Humboldt aus der Welt für das Leben zurückgebracht: die Herzensgüte, die tiefste Empfindung und den schärfsten Blick für alles Menschliche: als Kraft, Sehnsucht, Trauer und Glück. Keine Anstrengungen dafür zu scheuen, ja, wo er es findet wie die Natur mehr zu geben als erwartet, schlägt recht eigentlich in den Kreis seiner gesellschaftlichen Thätigkeit, die ebenso wieder zusammenfällt mit der großen, allgemeinen. Es ist eine höhere Art Politik — eine Wirksamkeit wie sie nur von dem Weltstandpunkte eines Geistes wie Humboldt zu denken ist.

Auf der andern Seite und mit dem eben Ausgeführten in Verbindung bedingt die in der Natur gewonnene Mannichfaltigkeit und Beweglichkeit Humboldt's persönliches Sein. Sie erscheint als das vielfachst gegliederte Wissen, als die geistvolle, lebhafte, auf die verschiedensten Materien eingehende Conversation, die sich nicht weniger in die nächsten wie entlegensten Verhältnisse zu versetzen fähig ist. Man erstaunt auf den ersten Blick, wenn der humane Gelehrte umherwandelt in den Schattengängen eines orthodoxen Hofs; und wenn seine intimsten Freunde unter den Franzosen als die strengsten Republikaner bekannt sind, scheint es ein unauflösbarer Widerspruch daß er einem Haynau freundlich entgegenkommt, einer Persönlichkeit die das Rechtsgefühl Europas der Barbarei beschuldigte. Aber versuche man einmal sich in das Bewußtsein dieses Mannes zu versetzen, die Wirkungen des Contacts mit allen Culturformen auszudenken, von den civilisirten Völkern bis zur Halbcultur der in der Mitte stehenden, bis zu den wilden, kaum durchforschten Regionen! Lasse man wo die Thätigkeit für die ganze Welt ist einmal den beschränkten National- und Parteistandpunkt fahren und erkenne auf dem allgemeinmenschlichen das psychologische Interesse an, dem jede Geistesgestalt als ein zu lösendes Problem sich darstellt. Endlich vergesse man nicht was an dem scheinbaren Widerspruch im Genius die gegenwärtige Gesellschaft selbst trägt, die den Gelehrten nicht faßt, weder sein besonderes noch die hohe, ideelle Bedeutung seines Wirkens, die da Charakterlosigkeit vermuthet wo die Grenzen des beschränkten, gewöhnlichen Geistes durchbrochen worden sind durch das Ungewöhnliche. Daß diese mächtige Beweglichkeit nicht Zerstreuung, sondern Sammlung in neuen und immer neuen Punkten war, zeigt wie die Verschiedenheit seiner Stoffe, so die Einheit der Kraft in welcher Humboldt schaffend fortwirkt. Der innere Fluß seines Geistes hat nicht nachgelassen; er ergießt sich in die Strömungen fortgesetzter großer Arbeit, in die Nebenflüsse einer Correspon-

denz welche während eines Jahres 3000 Briefe erreicht *), ungerechnet die ebenso starke Zahl der an ihn gerichteten, von denen sehr viele Schriften, Aufsätze, Mémoires enthalten welche tieferes Eingehen fodern. Aber auch darin liegt ihm kein Grund Ruhe zu wünschen, seiner Kraft kein Abnehmen das an das Scheiden vom Leben mahnte. Ein Ausspruch Humboldt's aus der gegenwärtigen Zeit, den man immer behalten sollte, ist der: Er fühle sich noch stark, er wolle noch weiter leben und wirken!

Vielleicht ist Manchem der Leser d. Bl. Humboldt's äußere Erscheinung nicht bekannt. Für diese wollen wir ihn aus der Erinnerung auch so noch kurz zur Vorstellung zu bringen suchen. Seine Gestalt ist klein, mehr als die gewöhnlichen Bilder hervortreten lassen, im Ganzen ihres Baus dieser Kleinheit proportionnirt, aber zugleich kräftig, gedrungen, bedeutend. Der Kopf ein wenig gebeugt wie bei seinem Bruder Wilhelm, die Bewegungen sicher, ja so fest daß wenn man ihn zuerst von hinten erblickte, nur der mit schneeweißen Haaren bedeckte Kopf das hohe Alter des Greises verrathen würde. Kommt man zu Humboldt ins Zimmer, so beachtet er die Begrüßungen des Kommenden kaum; seinerseits erhebt er den Kopf etwas und schlägt zur Begrüßung die tiefen, die ganze Fülle seines Geistes enthaltenden blauen Augen auf; zugleich mit dem Aufstehen beginnt er die Unterhaltung und spricht in lebendigem, mäßig schnell fortgehendem Ton. Während des Redens sieht er gewöhnlich nieder. Nur zuweilen bei Fragen oder besonders interessanten Punkten aus den dichten Brauen hervor ein Augenaufschlag, eine leichte Bewegung nach vor. Da ist man immer mitten in der Sache. Die mannichfaltigsten Gegenstände werden ins Gespräch gezogen, nicht selten Bücher aus dem Arbeitszimmer oder der Bibliothek als Illustrationen geholt. Wenn er sich auf Etwas besinnt, fährt er mit der Hand kurz über die hohe, helle Stirne. Ist es Zeit zum Fortgehen, so spielt ein leises Lächeln um seinen Mund und mit freundlichem Handschlage entläßt er den Besucher wie er ihn empfing. Die einfachschöne Umgebung erhöht noch den ewigfrischen Eindruck ohne den man Humboldt schwerlich jemals verläßt. Man fühlt sich wie in anderer Atmosphäre, wie umhaucht von der frischen, freien Luft eines großen Geistes, befruchtet in allen Gedanken, angespannt zu der am meisten harmonischen Thätigkeit, zu schaffen, sich mitzutheilen, mit erneuerter Kraft in das alte Leben rückzukehren. Das ist der Eindruck der den Schreiber dieser Zeilen im Andenken seines Glücks durch die Nähe Humboldt's immer wieder erfüllt.

Wir könnten mit diesen Zügen, mit den Resultaten des „Kosmos" den gegenwärtigen Versuch schliessen, wäre nicht noch das Ende des letzten Werkes erwartet, seit seinem Erscheinen aber auch schon ein neues hervorgetreten, von dem nach Allem noch ein Wort zu sagen ist. Im J. 1849 erschien die dritte vermehrte und umgearbeitete Ausgabe der „Ansichten der Natur". Was fast ein halbes Jahrhundert vorher als Abglanz der unmittelbaren, großartigen Eindrücke des amerikanischen Continents entzückt hatte, zeigt sich noch einmal in gereifterer Form, vollerm Gehalt, ohne von seiner poetischen Ursprünglichkeit verloren zu haben. Der Greis leuchtet in der Begeisterung des Jünglings, der Kraft des Mannes, der Erfahrung eines reichsten, längsten Daseins am Ende wie sein Erscheinen im Anfange leuchtete und groß war. Wir können hier wiederholen was Chateaubriand („Oeuvres", XXI, 406) ausspricht von der großen amerikanischen Reisebeschreibung:

> Das Wissen Humboldt's ist wunderbar, aber noch staunenswerther ist sein Talent darzustellen. Er hat mit schlagender Wahrheit die amerikanische Natur geschildert; man glaubt mit ihm auf den Fluten zu fahren, sich mit ihm in die Tiefe jener Wälder zu verlieren, die keine andere Grenze haben als das Ufer des Oceans und die Kette der Cordilleren. Er zeigt die großen Einöden im Wechsel von Schatten und Licht. Immer schließen sich seine Beschreibungen an eine höhere Ordnung der Dinge, erinnern an den Menschen und sein Leben. Die weise Oekonomie der Urtheile, die Pracht der Schilderungen zeigen einen Meister der gleichmäßig alle Theile seines Gegenstandes und Stils beherrscht.

Fügen wir hinzu: Es liegt neben der Klarheit und Präcision des Stils auch in ihm Etwas was auf die Zukunft hinweist, Etwas das gleichsam Raum läßt für jene Epochen in denen die Menschheit mit reinerm Wissen eine noch bestimmtere Form dieses Wissens zu erzeugen vermögen wird. Das ist die wahre Größe: die Zukunft vom Gipfel des gegenwärtigen Lebens wirkend zu bereiten, freudig und getrost ihre Vervollkommnung zu erkennen welche, über das einzelne Leben übergreifend, den ewigen Gehalt desselben zu noch geistigerer Allgemeinheit erhebt.

Ein Leben wie Alexander von Humboldt's ist verwandt mit dem der Welteroberer, der Reformatoren, der Religionsstifter. Er hat nicht den Ersten gleich stürmisch gewaltsam geherrscht, hat nicht wie die Andern unmittelbar die bestehenden Verhältnisse verwandelt und gesetzgeberisch neue Formen für Religion, Gesellschaft und Staat festgesetzt: aber die Nothwendigkeit dieser Verwandlungen liegt in seinem Wirken und muß sich aus ihm erfüllen so gewiß der Geist in der Natur, ja, so gewiß die Natur in ihrem Verhältniß zum Geiste, zur Menschheit, ihrer ewigen Wahrheit nach durch ihn reiner hervorgetreten ist. Die Grenze zwischen Wissen und Leben ist enger, der Zusammenhang alles Seienden auch in der Sphäre des Realen klarer geworden. Welche Anregungen bewirkt, welche Blicke eröffnet, welche das innerste Sein der Völker berührende Entwickelungen so begonnen sind — Das pulst schon in der gegenwärtigen Welt, lebt schon in dem Drange der überall einer neuen Zeit entgegenführt. Und je mehr dieser wahrhaftige Lebensinhalt sich aus der Schale befreit, desto reiner werden Alle erscheinen die ihn zu lösen strebten. Die Natur wird aufstehen mit dem Geiste, sie wird auch von dem den wir hier feiern das Wort wiederholen das all ihren Helden gilt: Er hat für die Menschheit gestrebt! Ehre seinem Andenken! 82.

*) Nach mündlicher Mittheilung.

Ein deutscher Musenalmanach.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Unter den fünf Sängern welche die dritte Gruppe: „Rheinland", ausmachen, ist unbestritten der reichbegabteste Geist eine Dame: Emma Bunteschu, geb. von Hallberg, ja ich glaube keinenfalls zu viel zu behaupten wenn ich sage daß was Schöneres in dieser Liedersammlung aus so verschiedenartigen Gegenden Deutschlands sich findet — davon ihre Gaben das Schönste und Ergreifendste sind. Diesen kleinen Liedern allen ist der Stempel des Echten, und was mehr sagt: der Empfindung aufgedrückt, die uns in der weichen Form ihrer selbst doch etwas Höheres: den echten politischen Gedanken bringt. Dabei haucht uns aus diesen Versen eine heimliche verhüllte Glut wahrer Leidenschaft entgegen, und es waltet eben darum in ihnen ein so bewegter, beinahe prächtiger Glanz der Sprache daß man unwillkürlich mit fortgerissen wird. Es ist und bleibt etwas Eigenes um die Leidenschaft und ihr Pathos. Das Talent vermag wol leidlich auch die falsche auf eine Scheinhöhe hinaufzuschreiben; wo sich aber die wahre Leidenschaft in ursprünglicher Mächtigkeit im Liede Bahn bricht, da kann eigentlich vom bloßen Talent nicht mehr die Rede sein, sondern wir müssen dabei an Das glauben was, wie Heine sagt, das Talent hat: Genie zu sein.

Hier ein Lied als Probe. Wir haben absichtlich noch nicht das schönste ausgewählt (S. 208 fg.):

Ich bin geliebt.

O stille Nacht, dir will ich's sagen,
Beneide mich, ich bin geliebt!
Die ganze Schöpfung möcht' ich fragen,
Ob's größ're Seligkeiten gibt.

Den Sternen kann ich's wol vertrauen,
Die dort am Himmel herrlich glüh'n,
Den Wolken die am dunkelblauen,
Gestirnten Aether langsam zieh'n.

Ins Weh'n der Nächte möcht' ich's hauchen:
„O Seligkeit, geliebt zu sein!"
In Blumenglocken möcht' ich's tauchen,
Und leis dem stillen Hain vertrau'n.

Wol funkeln dort in weiter Ferne
Die Himmelsaugen ungetrübt,
Doch meine Wonne sind zwei Sterne,
Die sagen mir: Du bist geliebt!

Die Namen welche in dieser Liedersammlung Thüringen, Sachsen und Preußen vertreten sind fast lauter anerkannte Dichternamen: Ludwig Bechstein, Hoffmann von Fallersleben, Eduard Kauffer, Julius Mosen, Philipp Nathusius, Luise Otto u. s. w. Es ist nur schade daß uns gerade diese Erstgenannten — wie lange schon Sänger von Ruf — nichts Bedeutsameres gebracht haben. Das „Wiegenlied" von Hoffmann von Fallersleben geht beinahe ins Aschgraue der Unbedeutendheit; es ist als ob der Mann der für deutsches Volksthum und deutschen Volksgesang solange und wacker gewirkt hat sich einmal systematisch und recht in pleno hätte die Nachtmütze über die Ohren ziehen wollen. Noch wunderlicher ist der lyrische Beitrag von Julius Mosen: „Der Badegast auf Helgoland." Etwas so absolut Unverständliches, Undeutbares und doch in jeder Strophe eine tiefe Symbolik Affectirendes ist mir selten vorgekommen.

Einen gewaltigen, hypergewaltigen Anlauf nimmt nach ihrer bekannten Weise in ihrem sieben Seiten umfassenden Gedicht: „Die Wartburg", Frau Luise Otto. Frau Luise Otto macht einen Besuch auf der Wartburg. Ob derselbe in actu et effectu oder blos tropisch stattgefunden, lasse ich dahingestellt. Diesen Besuch oder vielmehr dessen Schilderung leitet die Verfasserin auf folgende Weise ein:

Hoch am Himmel stand die Sonne
Gleich einem Engel
Mit gold'nen Flügeln,
Ausgesendet vom Throne des Höchsten,
Zu segnen die Erde
Mit Glanz und Wärme.
Und der Engel breitete
Die strahlenden Arme
Weit aus —
Und es war als zög' er die aufathmende Erde
Näher dem Himmel,
Näher der Gottheit.
Gold'ne Strahlenringe
Zieht der Engel von seinen Fingern ...

Diese Ringe werden später zu „Heiligenscheinen", zu „Himmelsglorien" u. s. w.

Wenn die Sonne über einer schönen Gegend aufgeht, so ist Das allemal eine Himmelsglorie. Als solche ganz einfach und unmittelbar einen Sonnenaufgang zu fassen, ist poetisch. Aber unpoetisch ist es: erst einen gemachten Engel oben hinaufzustellen, diesem Engel Ringe an die Finger zu dichten, die er abzieht und hinunterwerfen muß, damit nun erst aus diesem curiosen Ringspiel eine Himmelsglorie werde ... ja Das ist und bleibt Unpoesie. Wo Frau Luise Otto hinaus will, wenn sie auf der Wartburg steht, und sich auf die alten Wartburgerinnerungen einläßt, wissen wir wol, aber warum sagt Das diese Schriftstellerin nicht lieber unverblümt in schlichter deutscher Prosa? Denn Das ist wenigstens keine Poesie wenn Frau Luise Otto, immer von sich selbst und häufig von der alten Wartburg-Elisabeth im wunderlichst geschraubten Tone redend, ausruft:

In dem Sängerkrieg,
Dem neuen heiligen,
Will ich stehen und fechten
Bis mit dem letzten Lied
Der letzte Odemzug der Brust entflieht.
Und protestiren
Will ich nach Luther's Wort
Und für den freien Glauben
Mit freier Rede in die Schranken treten u. s. w.

Dies „freie in die Schranken Treten" wollen wir, da uns für dies Thun die Männer just ausgegangen sind, recht gern unsern Weibern überlassen. Herauskommt dabei Nichts, Das ist gewiß, und, abgesehen von jedwedem politischen Credo, liegt wenigstens in dem „Gott helfe mir, ich kann nicht anders!" keine poetische Entschuldigung. Bitterkeit ist noch keine Poesie, so wenig als Worte Thaten sind. Wenn der Deutsche einmal ein Jahr geschwiegen haben wird, wird er vielleicht einen Schritt weiter gekommen sein.

„Wo Zwei und Drei versammelt sind in meinem Namen (im Namen der Lyrik nämlich) da sind wir mitten unter ihnen." Diesen Spruch kann Niemand mit mehr Fug und Wahrheit anführen als die Herren Johann Gabriel Seidl und Johann Nep. Vogl; denn überall wo es was zu singen gibt sind sie dabei. Die Sangesweise Beider ist übrigens so unendlich bekannt daß es heißen würde: Eulen nach Athen tragen, wollte man sich über dieselbe nochmals verbreiten. Professor Daumer gibt in dem letzten Abschnitte: „Baiern und Franken", in seinen „Bunten Liedern" allerlei kleine liebliche Perlchen aus verschiedenen Nationalitäten: Russisch, Lettisch, Ungarisch, Sicilisch, Altdeutsch, Persisch, darunter Manches im hohen Grade pikant und eigenthümlich, wie z. B. dieser kleine Russe:

Schwebte schon am hohen Himmel,
War der ew'gen Wonne nah',
Sahe dich und sprang herunter,
Liebliche Marissa.

Das nennt man sehr resolut, und auf echtrussische Manier lieben. Auch Ludwig von Baiern befindet sich unter den Sän-

gern dieser letzten Abtheilung, und bekennt uns in einem nicht ganz ungeschickt versificirten Sonett daß „die Jugend ihm zurückgekommen": im Strahl der Liebe sei sie, die Jugend, ihm wiederaufgegangen.

Die wiedergeborene Exmajestät ruft aus:

Wir leben wieder in dem Musenhaine,
Von holder Liebe anmuthvoll umstreuet...

Einige Naturen erweisen sich doch durchaus als unverwüstlich, Das muß man gestehen.

An den Gedichten des Herausgebers, Christian Schad, denen eine bedeutende Technik und Formgewandtheit nicht abzusprechen, ist nur Dies auszusetzen daß sie oft auf raffinirte Gedankenjagd gehen, und hin und wieder stark heinisiren und freiligratheln. Weit inniger haben mich die Gesänge von Georg Scheuerlin angesprochen, die sich durch einen tiefen lyrischen Ernst auszeichnen. Es kommt in ihnen durchgängig ein verhülltes Leid zum Durchblick, das schwerlich ein gemachtes ist. Ich gebe das nachstehende Gedicht zum Beleg und zum Beschluß der ganzen Mittheilung, die wir füglicherweise nicht weiter ausdehnen können.

Stille der Liebe.

Die Wolken weh'n am Himmel,
Die Wellen zieh'n im Rhein,
Mein Herz in deiner Seele
Will tief beschlossen sein.

Die Veilchen und die Rosen
Und all der Blumen Pracht
Die geht der Frühling dichten,
Wie oft er dein gedacht.

In keinem Tone klinget
Die Milde deiner Ruh';
Ein Märchen hör' ich träumen,
Und drinnen wandelst du.

Der Mond bescheint so stille
Nicht einer Lilie Beet,
So licht als mein Gedanke
Zu deinem Frieden steht.

Es zieht ein Stern vorüber,
Die Wasser rinnen sacht,
Die Weide küßt im Strome
Das schöne Kind der Nacht.

So schwebst du, dunkles Auge,
Mein Traum ist dein Gebiet,
Dahin durch gold'ne Tiefen
Trägt dich mein gold'nes Lied.

40.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Gedichte. Neue Auswahl. Leipzig, Weidmann. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1851. Herausgegeben von J. G. Seidl. 27ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Beyr, M., Die Dreieinigkeit oder die Drei-Persönlichkeit in der Wesens-Einheit Gottes das Heil der Welt. Sistematische Darstellung der gesammten christkatholischen Dogmatik. 1ster Theil: Das Heil vom Vater. Brünn, Winiker. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwickelungsganges der Erde und ihrer Bewohner. Für die Gebildeten aller Stände. 4te Auflage. Mit 228 größtentheils nach Handzeichnungen des Verfassers von J. Allanson in Holz geschnittenen Illustrationen. Leipzig, O. Wigand. 1851. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Gabriel, W., Gedichte. Neue Ausgabe. Breslau, Gosohorsky. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Griepenkerl, R., Dramatische Werke. 1ster Band. — A. u. d. T.: Maximilian Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit dem Portrait des Verfassers. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 1 Thlr.

Hanke, Henriette, Eine schlesische Gutsfrau und ihre Angehörigen. Roman. Zwei Theile. Hannover, Hahn. 8. 2 Thlr.

Köstlin, O., Gott in der Natur. Die Erscheinungen und Gesetze der Natur im Sinne der Bridgewaterbücher als Werke Gottes geschildert. Mit zahlreichen Abbildungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Neff. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lautenschlager, O., Geschichte der christlichen Religion und Kirche für das Volk. Drei Bände. München, Rieger. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Oersted, H. C., Der Geist in der Natur. II. — A. u. d. T.: Die Naturwissenschaft und die Geistesbildung. Deutsch von K. L. Kannegießer. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Raumer, R. v., Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Erlangen, Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 20 Ngr.

Souvestre, E., Die Jugendsünden. Deutsch von H. Hermann. Baden, Zehnder. 8. 9 Ngr.

Vergißmeinnicht. Taschenbuch für 1851. 5ter Jahrgang. Mit Beiträgen von Jeanne Marie, B. v. Guseck, A. Görling und C. Herloßsohn. Mit 4 Stahlstichen. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Völderndorff-Waradein, O. Freih. v., Zur Lehre vom Erlaß. München, Kaiser. Gr. 8. 10 Ngr.

Westermann, A., Untersuchungen über die in die Attischen Redner eingelegten Urkunden. Leipzig, Weidmann. Hoch 4. 1 Thlr.

Zirckel, O., Skizzen aus den und über die Vereinigten Staaten. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Aussichten für die gebildete deutsche Mittelklasse in der Union für Auswanderer, Politiker und Kapitalisten. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen zu der gekrönten Preisschrift des Freih. v. Holzschuher, die materielle Noth der untern Volksklassen, ihre Ursache und Abhilfe betreffend. München, Franz. Gr. 8. 8 Ngr.

Biedermann, K., Die Wiedereinberufung der alten Stände in Sachsen, aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Politik beleuchtet. Zugleich eine Rechtfertigung der Kammern von 1849—1850. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 15 Ngr.

Offener Brief an die Majestät des Königs Friedrich August von Sachsen. Von einem Staatsmann außer Diensten. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Ngr.

Cabet, Die neue Sittenverbesserung durch die ikarische Gemeinschaft. In zwölf Briefen. Deutsch von C. G. Allhusen. Kiel. 8. 5 Ngr.

Critik der neuen Gemeinde-Kirchen-Ordnung. Von einem conservativen Geistlichen. Aschersleben, Manniske. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Dumhof, F., Die Macht des Wortes. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 15. Septbr. 1850, als der zweitjährigen Stiftungsfeier der Gemeinde. München, Franz. 8. 2 Ngr.

— — Die Würde des Menschen in seinem Verhältniß zur Zeit. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 8. Septbr. 1850. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Heppe, H., Das rechtliche Verhältnis der Universität zu Marburg zur evangelischen Kirche Hessens aktenmäßig dargelegt. Marburg, Kassel. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 282. —— 25. November 1850.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Dritter und letzter Artikel.*).

30. Mirabeau. Historisches Drama in fünf Acten und einem Vorspiel von E. Raupach. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1850. 8. 15 Ngr.

Indem wir diese merkwürdige Arbeit betrachten, können wir der Meinung Derer nicht beipflichten welche es unserer Zeit nicht verzeihen wollen in Kunstwerken die alten Lieblingsthemata der Poesie, Schuld und Liebe, darzustellen, und die des Glaubens sind nur das Politisch-Bedeutende sei ein der Zeitbildung würdiger Stoff. Abgesehen von der argen Verwechselung die hier begreiflich zum Grunde liegt, hegen wir gerade die Ueberzeugung daß, wenn es ein Heilmittel für die Irrthümer der Zeit gibt, dies Heilmittel nur in der Rückkehr zu der alten Freude am Schönen und zum Genuß des Geistigen gefunden werden könne. Das Schöne aber wurzelt nicht ausschließlich im Gebiet des Großen und Bedeutenden für diese oder jene Zeit, sondern im Reiche aller menschlichen Gefühle wie es für alle Zeiten sich begrenzen muß; ja, es flüchtet vorzugsweise in die geheimen Kammern der Seele, wo der laute Markt der Politik nicht vernommen wird. Zeitideen künstlerisch zu gestalten ist immer erst die Aufgabe einer nachfolgenden Epoche. Wir schicken Dies voraus, nicht weil der alte, erfahrene Dramaturg Raupach uns in den obgedachten Irrthum gefallen zu sein scheint — was bei ihm unverzeihlich wäre; sondern weil er sich selbst dagegen verwahrt daß diese Tragödie ein Product des „tollen Jahres" sei; er hat diesen vom idealen Standpunkt aufgefaßten Mirabeau schon 1847 als einen begeisterten Jünger der Freiheitsidee und einen begeisterten Anhänger des Königthums zugleich angelegt. In dieser doppelten Gestalt ist dieser Mirabeau als der Träger trefflichster Ideen mit Meisterschaft zu unserer Erkenntniß dargestellt, wenn auch dem Drama selbst der Preis eines fertigen Kunstwerks nicht zukommen sollte. Es fehlt nämlich in dem Schicksal des Helden an der nothwendigen Beziehung seines Untergangs zu seinen Handlungen; sein Tod, sein Erliegen tritt nicht als eine Consequenz seiner Natur, sondern als eine äußerliche Zuthat auf, und die schwachen Hindeutungen auf „Vergiftung" werden von dem Verfasser selbst nicht weiter verfolgt. Beschädigt Dies nun schon das Drama als Kunstwerk in seiner nothwendigen Einheit, so wird dieser Mangel bei einer so lose und willkürlich instruirten Handlung wie sie hier vorliegt nur noch fühlbarer. Nichtsdestoweniger haben wir Genuß und Freude an dieser Arbeit gehabt, welche die weise Lehre von der politischen Mäßigung in Kernworten und in erhabenen Gedankenreihen zu unserer Anschauung bringt.

*) Den zweiten Artikel theilten wir in Nr. 104—108 d. Bl. mit. D. Red.

Ueber die Unentbehrlichkeit des Königthums zum Heil der Völker ist Schöneres kaum je gesagt als hier.

Mirabeau.

Still, die zehn Stimmen da!...
... Das Königthum
Wie's Gott gegeben ist nicht Zwingherrschaft,
Wenn's auch der Mensch dazu verzerren mag;
Gott hat's gegeben, wie die hehre Sonne,
Die Bringerin der schönen lichten Ordnung,
Die Weckerin von Millionen Keimen.
Er hat's gegeben als er Menschen schuf.
Der König und das Volk sind Zwillingsbrüder
Aus einer und derselben Urgeburt;
Der erste Vater war der erste König....
Ist Einer hier der Frankreich mehr geliebt
Als ich, der trete vor! Ist Einer hier
Der feuriger als ich die junge Freiheit
Empfangen und gepflegt, der trete vor!
Ist Einer hier der mit gedieg'nern Waffen
Die Despotie bekämpft — er trete vor! (Pause.)
Ist aber Keiner, so werd' ich kämpfen,
Ich — für die Monarchie und Frankreichs Glück!
Versucht es! Stürzt den Thron! So sag' ich euch,
Der Leichen Menge hemmt der Ströme Lauf,
Der Brand macht Tag aus Nacht: der Wind aus Morgen,
Der Wind aus Abend bringt euch Wehgeschrei,
Die Sonne spiegelt sich in Lachen Bluts,
Und blutig walten Henker und Bandit,
Und ihr, ihr seid des Beiles Erstlingsopfer!
Ich rede nicht aus mir. Ich rede Worte
Des ew'gen Geistes und der Weltgeschichte.
Wer Ohr und Herz für diese Stimme hat
Erhebe sich und rufe mit: Es lebe
Der König und in ihm die Monarchie!

Wir aber rufen ein Bravo! dem alten Meister; er hat gefühlt, als Dichter gefühlt was er als Weiser gedacht hat. Sei nun auch sein Mirabeau historisch wenig beglaubigt; sei die ihm beigelegte Erkenntniß der Wahrheit auch verfrüht; sei seine dramatische Haltung selbst ungerechtfertigt — er hat es dichterisch ausgesprochen:

Der Staaten Anker ist das Königthum.

Ein Anker dessen wir Menschen: „bald gut — bald schlecht" — nicht entrathen können. Er bekennt es:

Denn einem Dämon hab' ich mich verbündet,
Den ich zu zügeln und zu lenken hoffte,
Ich — nur ein Mensch — und eine dunkle Sphynx,
Man nennt sie „Freiheit", hab' ich aufgerufen,
An deren mörderischem Räthsel nun
Millionen sich verbluten können,
Weil ich des Räthsels Lösung mit mir nehme.

Solche Gedanken, solche Worte spotten der Kritik. Sie

sind „von Gottes Gnaden", sie sind die ewige Wahrheit im Gewande der Dichtkunst, und solcher Gedanken ist dieser „Mirabeau" voll. Mag ihn die Kritik zersetzen, auflösen, ja ihn kunstgerecht vernichten — diese Gedanken bleiben.

31. Andree Hofer. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Berthold Auerbach. Leipzig, O. Wigand. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Auch in dieser Leistung haben wir einen achtbaren Zuwuchs unserer historisch-dramatischen Literatur anerkennend zu begrüßen. Hier auch lag dem Verfasser weniger daran ein kunstgerechtes Drama herzustellen, als daran eine Tragödie welche die Zeitgeschichte vor uns aufgeführt hat naturgetreu zu fixiren und gefällig einzurahmen. Es ist ein Drama wie es von dem Verfasser der „Dorfgeschichten" nur zu erwarten war; keine Convenienz, nichts Gemachtes, kein hohler Pathos, vielmehr überall in Handlung und Charakteren reine naturgeschichtliche Treue, wahrhafte Portraitzeichnung. Die Tragik des Stücks liegt in dem historischen Ereigniß selbst, ohne alle Zuthat seitens des Verfassers; sie ruht darin daß der Held des Stücks, ein frommer Natursohn, ohne alle Ahnung von den Irrwegen der Politik, seinem Herzenszuge folgend, die Waffen nimmt zur Abwehr der Fremdherrschaft die seine Berge bedroht, und dem Worte seines Kaisers vertrauend, der verheißen hat Tirol nie von seinem Hause zu trennen, auch dann noch die Waffen festhält als sein Kaiser, des armen Helden kaum gedenkend, längst mit dem Feinde Frieden geschlossen und sein Wort der Diplomatie preisgegeben hat. Der Held aber schwört nur auf dies Wort und fällt als ein Opfer misverstandener Treue. Einen tragischen Hebel hat der Verfasser darin angebracht daß er Hofer einen Augenblick lang, als er in Innsbruck zum „Grafen von Tirol" ausgerufen wird, seiner Einfachheit vergessen und mit überhebendem Stolz auf sein Werk blicken läßt; einen Augenblick, sagen wir, denn länger dauert dieser Irrthum nicht. Dies Stück charakterisirt sich nach diesem Allen durchaus als ein dramatisirtes Geschichtsgemälde. Alle handelnden Personen sind Naturstudien und die Handlung selbst verläuft nach ihren historischen Wendepunkten, ohne andere poetische Zuthat als in kleinen Verzierungen. Hofer, Speckbacher, Eisenstecken, der Commandant Buol, Hormayr, sein Spiritus familiaris, Lefèbre, alle Diese sind so gegeben daß sie mehr historische Silhouetten als Personen einer Tragödie darstellen. Nur dem guten Erzherzog Johann fürchten wir doch Unrecht zu thun, wenn wir die politische Kälte welche ihm hier angebildet wird für historische Treue nehmen wollten; Hormayr dagegen, das eigentlich handelnde Princip im Stück, scheint uns in seinen klugen Rechnungsfehlern ganz richtig aufgefaßt. Dies Drama spricht einen Charakter für sich an; es ist ein heroisches Idyll, es vereint das Widersprechende dieser doppelten Bezeichnung. Sein eigenthümliches Verdienst besteht eben in diesem Charakter und in der neuen Sprach- und Stilweise die der Verfasser für diese Helden erfunden hat. Hierin ist der Verfasser der „Dorfgeschichten" unnachahmlich, und das Seelenbruderthum dieser Männer untereinander, das fromme Gottvertrauen dieser Streiter, der frische Humor dieser Kämpfer für ihre Berge hat ihm Worte des ergreifendsten und rührendsten Inhalts geliehen. Sie stehen vor dem Fürsten wie vor Ihresgleichen, sie sind fromm bis zur höchsten Selbstverleugnung, gläubig bis zum Aberglauben, lustig im mörderischen Gefecht, unbefriedigt und raufsüchtig nach dem heißesten Siege. Es ist ein Reiz eigenster Art in diesem Bilde, obwol der Reiz kein Drama macht. Kernige Späße, fromme Resignation, Einigkeit, Zwietracht, Sieg und Verzweiflungskampf kreuzen sich ohne Unterlaß: immer aber derselbe Tirolermuth und dieselbe Kampflust. „Was gibt's?" fragt Einer. „Wir haben sieben sechsspännige Schüsseln voll bairischer Dampfnudeln gerapst", antwortet Walde, „und Pulvergemüß dazu: jetzt schießen wir die Baiern mit ihren eigenen Kugeln todt." „Hoch, der Obercommandant", ruft's nach dem Siege in Innspruck! „Gebt Gott allein die Ehre, sein ist der Sieg", sagt Hofer und gleich fährt er fort: „Ihr Weibsleut' aus der Stadt: ihr gebt Aergerniß vor Gott und Menschen. Ihr geht so entblößt; Das leid' ich nicht — morgen am Tag verbiet' ich's." „Siehst du", sagt Kolb. „Seine Verordnungen sind Nichts als ein geimpfter Katechismus der ausschlägt." Da kommt Traude, Hofer's Weib. Hofer: „Freu' dich, Traude, ich hab's 'nausgeführt." Frau Hofer: „Ich freu' mich nicht deiner Herrlichkeit, ich freu' mich deiner Bravheit und daß ich dich so lieb hab'. Es thut mir nur leid daß es für meine Liebe keine Hochzeit gibt: ich möcht' dich erst jetzt noch einmal heirathen." Hofer: „Du bist mein Maidele! Du Welt, du Sonne, ihr Berge und Menschen, alle hellauf! Ich hab' mein Weib wieder!" Und als er sich von Donay umstricken läßt, als er seinen Namen gesetzt hat unter den Friedenspact, da kommt die Reue: „Herr Gott, wo bin ich? Ich spür's, ich habe mich auch meinem Herzen herauslügen lassen: ich bin nirgend mehr daheim. O, läg' ich sechs Schuh tief unterm Boden — es brennt mich, ich stehe mitten in den höllischen Flammen." Er will den Brief wieder haben und findet — den Tod.

Dies Wenige muß uns genügen zur Charakteristik dieser eigenthümlichen Arbeit. Wir würden Niemand rathen einen ähnlichen Versuch zu machen der nicht mit so tiefem geistigen Auge die Natur der Volkszustände und das Wesen des Naturmenschen durchblickt hat als eben Auerbach, und der für diese Gestaltungen so entschieden begabt, so besonders prädisponirt ist als dieser Dichter; denn ihm sind die Kehr- und Schattenseiten dieses Zustandes gerade in ganz anderer Art deutlich geworden als Geßner und andern Idyllendichtern vor ihm. In ihm, unter Allen allein, ist Wahrheit, soweit Wahrheit in der Poesie überhaupt erfindlich ist.

32. Kaiser Joseph II. Lebensbild in vier Abtheilungen und einem Vorspiel von Eduard Ille. München, Franz. 1850. 8. 15 Ngr.

In diesem Stück wollen wir ein rühmliches Streben nach Naturwahrheit nicht verkennen; es scheint uns nur der poetische Blick zu fehlen, der den Kunststoff richtig ergreift und nach Gesetzen der Schönheit gestaltet. Dem Verfasser ist es zu sehr um Gerechtigkeit für seinen Helden, zu sehr um Anerkennung seiner Bemühung, ihn mit Licht und Glorie zu umgeben, zu thun als daß er nicht mitunter das poetische Gleichgewicht verloren und zum bloßen Berichterstatter — anstatt zum Dichter — geworden sein sollte. Auch trifft ihn der Vorwurf die Gegner seines Helden (wie Graf Bateuil) mit Zerrbildfarben zu bekleiden, und der andere Vorwurf, den tragischen Conflict mehr in äußere Umstände und Zufälle als in die Seelen der handelnden Personen zu legen. Hiervon abgesehen ist er der dramatischen Form ziemlich mächtig und erhebt sich an einzelnen Stellen selbst bis zur dramatischen Darstellung und zu der Sprache welche diese zu suchen hat. In dieser Beziehung ist gleich im Eingang die Sterbescene der Kaiserin-Mutter von vielversprechender Wirkung, der Auftritt mit dem Tiroler Mayr im ersten Aufzug trefflich und von großem Reiz, und die Schlußscenen des dritten und vierten Acts geben von dem tragischen Vermögen des Verfassers sehr günstige Kunde. Im Ganzen genommen spielt die Politik jedoch eine zu hervorstechende Rolle im Drama um dem Kunsturtheil ein volles Genügen zu gewähren; indessen ist zu erinnern daß der Verfasser ein „Lebensbild", kein Kunstdrama, zu schreiben beabsichtigt hat. Nur das Vorspiel bewegt sich in wirklich dramatischer Evolution. Hier spricht die sterbende Kaiserin, welcher ungehofft die Freude zutheilwird ihren Liebling, Joseph, noch einmal zu sehen, in Worten von tragischem Farbenton:

. . . Die Mutter segnet dich!
Wenn Wahrheit ist in jener Sage daß
Die erste Stunde unserer Geburt
Der Spiegel sei von unserm künft'gen Leben,

So wird dein Leben stürmisch sein und ernst;
Denn unter Schlachtruf hab' ich dich geboren,
Und unter Sturm in Kümmerniß und Noth.
Zu Großem hat der Herr dich auserkoren,
Sei stark, mein Sohn! Ein neues Morgenroth
Bringst deinem Volke du und deiner Zeit.
D'rum sei gefaßt auf Widerstand und Streit.
Denn keinen Sieg ja gibt es — ohne Schlacht,
Und keinen Morgen gibt es — ohne Nacht!

Die menschlich-wohlwollenden, die politisch-erhabenen Gedanken welche Jedermann an Kaiser Joseph II. kennt finden an mehren Stellen des Stücks einen lobwürdigen und gefälligen Ausdruck. So S. 60, wo es unter Anderm heißt:

. . . Mein
Geliebtes Deutschland, ja, so wird es prangen,
Eh' ein Jahrhundert stürmisch noch vergangen.
Wenn brüderlich die Völker nur sich einen,
Wenn seine Fürsten nur es redlich meinen,
Und treu mit ihrer Völker wahrem Glück
Das Ziel im Aug' das mit Prophetenblick
Einst Kaiser Heinrich, Kaiser Friedrich ahnten,
Das Ziel zu dem wir jetzt die Wege bahnten,
Das Fremde d'raus vertilgend und das Schlechte,
Daß wieder Raum wird unserm alten Rechte.

Eine echtdramatische Situation bietet weiter der Mordversuch des fanatischen Mönchs im vierten Acte dar, vor dem der Spielmann Mayr den Kaiser rettet. Hier ruft Joseph aus:

Wohlan, so sterbe ich den Flammentod,
Und neuverjüngt aus meiner Asche dann
Entschwebt, dem Phönix gleich, im Morgenroth
Der neuen Zeit mein Geist zu neuer Bahn!

Der Verfasser hat zu diesem Allen ein zartes Liebesverhältniß hinzugewebt und leiht auch diesem Gefühle entsprechenden Ausdruck; die Prinzessin Elisabeth ist zwar nur eine rasch vorübergehende, aber anmuthige Erscheinung unter den alten Helden Lascy, Haddik und Laudon in der Hofburg. Das Stück zählt mit allen diesen verschiedenen und gut benutzten Elementen zu den bessern Leistungen des letzten Jahres und flößt für den Verfasser Theilnahme an ihn und seinen Bestrebungen ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung. Von Karl Gustav Carus. Mit einer Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Unter den vielen Kränzen welche deutsche Schriftsteller am hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's dem unsterblichen Dichter auf das Grab gelegt haben ist der von welchem ich hier den Lesern d. Bl. Bericht zu erstatten habe gewiß einer der schönsten. Betrachte ich ihn von Seite seiner Gedankenfrische und geistigen Triebkraft, so bedünkt es mich er sei aus jungen und üppigen Frühlingsblumen; betrachte ich ihn aber von Seite seiner Dauer und Lebenskraft, so möchte ich sagen er sei aus Immortellen gewunden, würdig als unverwelkliches Zeichen des Einklangs und der Huldigung für eine ebenso unverwelkliche Größe zu dienen. Es wiederholt sich auch hier wieder die alte Erfahrung daß sich am Großen und Schönen Großes und Schönes entzündet, und daß ein großer Geist wie der Mittelpunkt eines Krystalls alle ihm verwandten geistigen Bestandtheile durch Anziehung mit sich vereinigt.

Selbst der geistreiche Gedanke den der Verfasser seiner Schrift als Stoff zu einer weitern und gründlichen Untersuchung zugrundegelegt hat knüpft sich an die Erscheinung jenes mächtigen Geistes dessen Manen er sie dargebracht hat, und dem, wenn er noch lebte, Fragen wie die hier in Betrachtung genommene selbst von höchstem Interesse sein würden. Es ist die, wenn auch naheliegende, doch gewiß nur von Wenigen ernstlich erwogene Frage: Woher gerade dieser Individualität, und nur dieser solcher Reichthum der Idee, solche Fülle der Begebenheit, solche Macht des Vollbringens? Wäre die Menschheit wirklich ein Aggregat unzähliger Geister, Alle von gleicher Befähigung, Alle von gleicher Anlage, Alle von gleichem Anrecht an höchste ideelle Entwickelung, wie käme es daß so viele Tausende in der Nacht geistiger und weltlicher Unbedeutendheit durch das Leben wandeln, während dem Einen es bestimmt war der Stolz seines Volks zu sein, in dessen Geschichte und geistige Entwickelung in diesem Grade fördernd einzugreifen, und ein echtmenschliches Dasein in so schönem Maße zu vollenden?

Die Vorstellung von einem gütigen und gerechten Führer der Welt, der alle seine Geschöpfe mit gleicher Liebe umfaßt, könnte leicht zu dem Gedanken verleiten daß ein solches Anrecht an höchste ideelle Entwickelung für Alle in seinem Plane liege, und daß es nur in äußern zufälligen Hemmnissen begründet sein möge wenn jene Entwickelung nicht wirklich Allen zugutekomme; allein der Verfasser zeigt auf unwidersprechliche Weise daß jener Vordersatz falsch ist: ein Blick auf die Gesetze nach welchen die Natur überall in der Bildung ihrer Erzeugnisse verfährt, lehrt ihn daß die Voraussetzung die Menschheit sei ein solches Aggregat gleichbefähigter und gleichberufener Geister aller Begründung ermangele. „Wir erkennen da bald daß allemal derjenige Zustand wo zwischen den Elementen eines organischen Ganzen möglichste Gleichheit gesetzt ist, niemals der hohe und vollkommene, sondern immer nur ein frühester und unvollkommenster genannt werden kann. Mögen wir betrachten welche lebendige Bildung wir immer wollen, jedesmal kündigt vollkommene Gleichartigkeit ihrer Theile es an daß das Ganze entweder nur ein niederes sei, oder in einer noch sehr unreifen Periode seines Daseins sich befinde." Eine solche Anordnung geht nun durch alle organische Bildung auf Erden hindurch, und führt uns zu dem allgemeinen bedeutungsvollen Gesetz daß möglichst große Mannichfaltigkeit, d. h. Ungleichheit der Theile, bei möglichst vollkommener Einheit des Ganzen überall als Beleg und als Maßstab höherer Vollkommenheit eines jeglichen Organismus erscheine.

Auf die Menschheit angewendet zeigt sich denn auch hier daß ihre Vollendung keineswegs auf vollkommene Gleichartigkeit ihrer Individuen, sondern auf die möglichste Verschiedenartigkeit gegründet ist, ja, bei einer möglichen Einförmigkeit müßte alle höhere Wechselwirkung zwischen den Gliedern der Gesellschaft aufhören, welche ja nur auf ein stetes Täuschen ihrem Wesen nach gegründet sein kann, auf ein Geben eines Etwas das dem Andern fehlt, und auf ein Erhalten eines andern Etwas dessen der Eine entbehrt. Nicht aus dem Sichgleichsein also, sondern aus dem Ungleichsein geht das geheime Band hervor welches die Menschheit zum großen Ganzen bindet, und nicht ein Haß und eine Ungerechtigkeit göttlicher Anordnung liegt in dieser Ungleichheit, sondern eine tiefe Liebe und höchste Gerechtigkeit, weil eben nur so die Vollendung des Allgemeinen erreicht werden konnte.

Jene unendliche Mannichfaltigkeit vorausgesetzt stellt es sich nun der Verfasser zunächst zur Aufgabe: die großen Verschiedenheiten jener Abtheilungen der Menschheit welche Racen oder Stämme genannt werden näher ins Auge zu fassen, und zu erwägen wie sie im Allgemeinen gegeneinander insofern sich verhalten als sie je nach der Individualität ihrer Glieder entschieden eine ungleiche Befähigung zeigen müssen, die Geister zu einer besonders hohen, ja überhaupt zu einer echtmenschlichen Entwickelung zu erheben. Nicht befriedigt von den bisherigen Eintheilungen der Menschen in Stämme und Racen, suchte der Verfasser nach einem tieferliegenden Grunde, und fand ihn in dem nicht zu verkennenden festen Verhältniß des Planeten zum Menschen als seinem höchsten und bedeutungsvollsten Ge-

schöpfe, namentlich in den Beziehungen dieses Planeten zu seinem eigentlichen Lebensquell, der Sonne, und in der damit verbundenen Thatsache daß derselbe fortwährend und in jedem Augenblick einestheils tageshell erleuchtet, anderntheils in Nacht gehüllt und nach zwei Seiten von Dämmerung umfangen ist, welche immerfort in Morgen- und Abenddämmerung zerfällt. Wenn die Menschheit die nur Ein Reich, und zugleich nur Eine Classe, nur Eine Ordnung, und nur Eine Gattung darstellt, und nur so dem ungeheuern Reich der Thiere mit seinen vielen Classen und Ordnungen und unzähligen Gattungen gegenübersteht, zwar nicht jenen allgemeinen Einfluß der vier großen unaufhörlich gleichzeitigen Zustände des Planeten dadurch abspiegeln und wiederholen kann daß sie besondere organisch verschiedene Gattungen von Menschen der Nacht und von andern des Tags oder der Dämmerung darbietet, so ist doch in merkwürdiger Symbolik eine große Viergliederung der Menschheit gesetzt, welche durchaus in ihrem letzten Grunde nur auf jenen vierfachen Zuständen des Planeten beruht.

Nach einer Uebersicht der im obigen Sinne vierfach getheilten Volksstämme und ihrer Vertheilung an der Oberfläche des Planeten ergeben sich aber: 1) Volksstämme welche dem Lichtmangel, der Nacht des Planeten entsprechen; es können keine Andern hierhergezogen werden als die körperlich und geistig unvollkommener ausgestatteten Neger, der äthiopische Stamm; sie sind die Nachtvölker, durch dunkle, oft vollkommen schwarze Färbung bezeichnet. 2) Volksstämme welche der Erleuchtung, dem Tage des Planeten entsprechen; es gehören augenfällig hierher die kaukasischen, europäischen, und in Asien bis zu den Hindus verbreiteten höhern Stämme, alle von mehr oder minder weißer Färbung; es sind die Tagvölker. 3) Volksstämme welche die Dämmerung des Aufgangs in der Menschheit darstellen; es sind die weitverbreiteten Völker des mongolischen Stammes, von welchem zugleich die malayischen Stämme abgeleitet werden können. Ihre Organisation wird in vieler Beziehung zwischen der der Tag- und Nachtvölker in der Mitte stehen, und eine dunklere oder hellere gelbliche Färbung zeichnet sie aus; es sind östliche Dämmerungsvölker. Endlich 4) Volksstämme welche der Dämmerung des Untergangs entsprechen, in denen abermals eine mittlere Organisation und eine bald dunkler, bald heller röthliche Färbung vorherrscht, wohin denn die Völker gehören deren Mitte der toltekanische und aztekische Stamm ausmachte, welcher einerseits bis zu appallachianischen Stämmen, andererseits bis zu den Patagoniern und Feuerländern sich ausdehnt; es sind die westlichen Dämmerungsvölker der Erde. Eine der Schrift beigegebene verschieden gefärbte Tafel gibt ein sehr anschauliches Bild von den Verhältnissen dieser vier großen Volksstämme zur gesammten Erdoberfläche.

Sieht man ab von den Colonisationen der Tagvölker welche nach und nach, und schon seit den spanischen Conquistadoren so viele ursprünglich andern Stämmen angewiesene Gegenden für sich in Besitz genommen haben, und vergegenwärtigt man sich so das Allgemeine der Uebervölkerung, so bekommt man folgendes Bild der Vertheilung der Menschheit: Die Nachtvölker, namentlich über Afrika, mit Ausnahme von Nordafrika, sich ausdehnend, und hinab gegen Süden über Australien, Vandiemensland und einen Theil von Neuseeland (als Papous) sich erstreckend. Die Tagvölker, in der Gegend des Kaukasus in besonders reinen Formen erhalten, haben sich ausgebreitet bald in größerer, bald in geringerer Vollkommenheit ihres Typus über ganz Europa, und haben die Gegenden von Asien welche wir Persien, Arabien, Hindostan nennen, sowie den Norden von Afrika vollständig eingenommen. Die östlichen Dämmerungsvölker haben im Norden und Osten der ungeheuern Erstreckung des asiatischen Continents Alles überzogen, finden in den mongolischen Stämmen von China, Japan, Tibet u. s. w. ihren Mittelpunkt, und greifen dann im hohen Norden theils nach Amerika hinüber, während gegen Süden hinab sie als malayischer Stamm unzählige Inseln bewohnen, und sonderbar bald mit dem Blute der Tagvölker, bald mit dem der Nachtvölker vermischt erscheinen. Endlich die westlichen Dämmerungsvölker, sie die wirklich dem Untergange zugewendet sind, und ihrem Verlöschen mehr und mehr entgegengehen, sie waren ursprünglich auf ganz Amerika, mit Ausnahme seines hohen Nordens, angewiesen, und werden in der Gegenwart mehr und mehr durch die Tagvölker verdrängt.

Der Verfasser zeigt nun wie insbesondere die relative Größe des Gehirns und die damit zusammenhängende Form des Schädels bei diesen verschiedenen Völkerstämmen ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale höherer oder niederer Geistesbefähigung wirft, und zusammengehalten mit andern ihnen parallelgehenden Momenten allgemeiner körperlicher Bildung zu folgendem Resultat führt: Die Ungleichheit in der Befähigung zu höchster Geistesentwickelung stellt sich in den verschiedenen Stämmen in dem Maße heraus daß die geringere Befähigung auf die Nachtvölker fällt, während die größere den Tagvölkern zutheilgeworden ist, die Dämmerungsvölker aber den deutlichen Uebergang zwischen beiden bilden. Die Begründung dieses Satzes in vier verschiedenen Abschnitten, welche von dem Verfasser mit ebenso viel Geist als Sachkenntniß durchgeführt worden ist, muß ich dem Leser in der Schrift selbst aufzusuchen überlassen, da die mir hier gesteckten Grenzen ein weiteres Eingehen in dieselbe nicht gestatten. Sie gewährt ein ebenso interessantes als anschauliches Bild der geistigen Entwickelung und Befähigung der vorzüglichsten bekannten Völkerstämme und ihrer verschiedenen Abstufungen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Concepciones Murillo's. *)

Es ist von der deutschen Kunstphilosophie mehrfach die Behauptung aufgestellt worden spanische Schriftsteller über heimische Kunst bezeichneten sehr unbestimmt mit dem Worte Concepcion bald die Empfängniß Mariä, bald ihre Himmelfahrt. Dies ist nicht richtig. Einmal gibt es eine doppelte Empfängniß Mariä (la concepcion de la Virgen madre de Dios), nämlich entweder das von der Kirche am 25. März als festum conceptionis Mariae beatae Virginis begangene Fest, also die Verkündigung Mariä (la anunciacion de la Virgen Santisima), wo sie „esposa del Espiritu-Santo" empfing; oder der von der Kirche am 8. Dec. gefeierte Tag, wo Maria von ihrer Mutter Anna empfangen wurde, in eben dem Sinne in welchem Urkunden eine conceptio Joannis Baptistae für den 24. Sept. kennen, also la concepcion de nuestra Señora, Patrona de España y sus Indias. Sodann ist wohl zu beachten daß Mariä Himmelfahrt, festum assumtionis beatae Virginis, von der Kirche auf den 15. Aug. festgesetzt, dem Spanier la asuncion de nuestra Señora heißt, unterschieden aus dogmatischen Gründen von der ascension de Cristo nuestro redentor á los cielos; also ist concepcion durchaus nicht gleichbedeutend etwa mit recepcion, gleichsam su bienaventuranza en el cielo, geschweige denn mit asuncion de la Virgen purisima y castisima, la Reyna inmaculada; sin pecado concebida. Vielmehr beziehen sich alle von spanischen Schriftstellern über Kunst mit concepcion bezeichnete Gemälde, seien sie von Murillo oder andern Malern, auf bildliche Darstellung Dessen was Gegenstand des von der Kirche am 8. Dec. jeden Jahrs gefeierten Festes ist, Maria's Sendung auf die Erde, und daher erscheint auf solchen „Empfängnissen" Maria, die künftige θεοτόκος, gewissermaßen θεότοκος, auch als Kind. Der Mond und die weißen Kleider gelten für die Virgen purisima y castisima. 84.

*) Vergl. Nr. 129 d. Bl.

D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 283. —— 26. November 1850.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

33. Herodes und Mariamne. Eine Tragödie in fünf Acten von F. Hebbel. Wien, Gerold. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Sündenpfuhl in dem das Haus des Herodes, gleich dem des Lagos bei den Hellenen, sich selbst vernichtet ist allerdings ein ewiger Stoff für die Tragödie. Von der Puppenkomödie bis zu Rückert ist dieser Stoff vielfach zu dichterischen Productionen benutzt worden, ja er ist ein Gedicht an sich. Rückert war tief in diesen poetischen Schacht hinabgestiegen, allein er verdarb seinen Fund durch die seltsame und eigensinnige Gestalt die er ihm bei der Verarbeitung gab. Er hatte zu viel gesucht, eine philosophische Tragödie und zugleich ein Geschichtsbild. Unser Verfasser, kaum weniger Poet wie Rückert, begrenzt seine Aufgabe enger; die historische Treue beschränkt ihn weniger, die Charaktere, idealer erfaßt, treten mehr in den Vordergrund, die Leidenschaften kleiden sich dramatischer: er hat ein dramatisches Gedicht im Auge, und er hat ein solches geliefert das nennenswerth! Soll ihm ein Vorwurf gemacht werden, so kann es nur der sein daß er zu viel tragisches Material zusammenträgt, seine Personen mit zu viel Glut und Leidenschaft ausstattet, in den Ausdruck zu viel Pathos legt und eine zu zahlreiche Gesellschaft leidenschaftlicher Charaktere in einem Bilde versammelt. Es ist wie eine Zusammenkunft von Vulkanen. Alles sprüht und glüht. Rache, Haß, Liebe, rasende Eifersucht, Herrscherfurcht, Herrscherlust, Neid, Begier aller Art, Heuchelei, List, Trug, Verzweiflung — alle diese streiten sich um den Vorrang in diesem Stück, das keine milde Saite erklingen läßt, als am Schluß, den frommen Glauben der drei Könige an den Stern der sie leitet, an das Kind das den Herodes besiegt. Dennoch ist diese Arbeit schön und vielleicht eben deshalb, weil sie uns den Sumpf leidenschaftlicher Größen zeigt, wie sie untergehen in dem einen Gefühl der Demuth, wie sie sich beugen und erliegen müssen vor dem gottgesandten Kinde. Herodes und sein Nichts scheuender Herrschergeist, seine Klugheit und seine Glut, sein größerer Feind, Antonius, und sein Widersacher, das Hohepriesterthum, Alexandra's und Salome's Rachverlangen für den gemordeten Sohn und Bruder, Römer und Juden, Soemus und Sameas, der Verräther Joseph und die Richter, selbst Mariamne, die einzige Reine in diesem Sündenkreis, Alle weichen, Alle verschwinden vor dem Stern der die Könige aus dem Morgenlande leitet. Es ist als wenn der Geist der Ruhe und des milden Empfindens mit ihm rückkehrte in eine Welt der leidenschaftlichsten Aufregung, der Tugend ganz entfremdet. Lag dieser Gedanke dem Gedicht zum Grunde, so hat es sein Ziel schön erreicht.

Im Uebrigen bietet es mancherlei Mängel dar. Die Charaktere leiden meist an Uebertreibung, die Fabel ist mehr als gut ist verwickelt, hin und wieder planlos; die Sprache ist zu künstlich, gesucht, voll absichtlicher Antithesen, durch Ueberspringung von Mittelgliedern des Gedankens oft schwer verständlich. Der Gedanke zwar ist trefflich, poetisch, oft erhaben; die Technik des Stücks aber läßt viel zu wünschen übrig, sie beschädigt die Wirkung des Ganzen. S. 29 sagt Herodes zu Mariamne:

> Du bist so schön daß Jeder der dich sieht
> An die Unsterblichkeit fast glauben muß,
> Mit welcher sich die Pharisäer schmeicheln...
> So schön daß ich mich nicht
> Verwundern würde, wenn die Berge plötzlich
> Ein edleres Metall als Gold und Silber
> Mir lieferten, um dich damit zu schmücken,
> Das sie zurückbehalten bis du kamst...

Und nun geht sein Ziel darauf Mariamne zu bewegen daß sie sich selbst tödte, wenn er von Antonius, der ihn vor seinen Richterstuhl geladen hat, nicht zurückkehren sollte; worauf Mariamne nur erwidert:

> Man stellt auf Thaten (?) keinen Schuldschein aus!
> Leb' wohl! Ich weiß du kehrst zurück!
> Dich tödtet (zum Himmel zeigend) Der allein!

Herodes.

> So klein die Angst?

Mariamne.

> ... So groß die Zuversicht!

Herodes.

> Die Liebe zittert!

Mariamne.

> ... Die meine zittert nicht.

Alles Dies ist unnatürlich, ist überkünstelt. Und doch ist dieser Umstand, die Eifersucht des Herodes, welche Mariamne's Tod will, wenn er Antonius' Schlingen nicht entrinnt, der Hebel der ganzen folgenden Handlung. Wir hätten einen andern gewünscht: das Schuldbewußtsein in Herodes. In der Scene der drei Könige aus Morgenland sagt Salome:

> Ich sprach einst eine Jungfrau
> Aus David's Haus, Marie, glaub' ich, hieß sie,
> Die fand ich schön genug für ihre Abkunft,
> Doch war sie einem Zimmermann verlobt,
> Und schlug die Augen gegen mich kaum auf...

Die Könige erklären daß sie diese suchen und ihren Sohn.

Herodes.

> Wer aber sagte euch von ihm?

Erster König.

> ... Sein Stern!
> Wir zogen nicht zusammen aus, wir wußten

Nichts voneinander: uns're Reiche liegen
Im Osten und im Westen. Meere fließen
Dazwischen, hohe Berge scheiden sie . . .

Zweiter König.

Doch hatten wir denselben Stern geseh'n,
Es hatte uns derselbe Trieb erfaßt.
Wir wandelten denselben Weg und trafen
Zusammen an demselben Ziel . . .

Herodes.

. . . Darf ich
Nach Bethlehem euch einen Führer geben?

Erster König.

Wir haben einen!

Sie gehen, und Herodes befiehlt die Tödtung aller Kinder: er selbst will „morgen" sehen daß sein Befehl vollzogen ist — da faßt ihn der Tod. Wir lassen diese Arbeit fallen, vielfach angeregt, an keiner Stelle ganz befriedigt.

34. Skjalfa. Trauerspiel in vier Aufzügen, von J. F. Ritschner. Olmütz, Hölzel. 1849. Gr. 12. 20 Ngr.

Dies achtbare Drama gemahnt uns zunächst und mit den ersten Verszeilen wie eine längst verklungene Melodie aus frühester Jugendzeit, wie eine Erinnerung an Bestrebungen und Spielen des Knaben. Es ist ein Stück aus dem Holze geschnitten aus dem die „Schuld" gebildet war, in Vers, Tonfall und Gedankenreihe eine Reminiscenz Müllner's, seiner Schönheiten und seiner Verirrungen, mit der alleinigen Beschränkung daß Skjalfa, das Fischerkind, mehr von Parthenia ansichträgt als von der Geliebten Derindur's. Die Tragödie wurzelt durchaus in Müllner'schen Gedanken und hat die Idee der Freiheit der Liebe, welche alle Fesseln der Pflicht verschmäht, zum Inhalt. Der Apparat der Handlung ist höchst einfach, die Charakteristik bewegt sich in scharfen Gegensätzen, das tragische Element ist ein reininnerliches und alle Handlung geht fast ausschließlich in den Seelen der Darstellenden vor. Der Verfasser kann mithin sein Stück eine psychologische Tragödie nennen. Der Seekönig Olaf hat sich von seiner Gattin Asta, die edel, aber hart und unweiblich, sein Herz nicht mehr erfüllt, getrennt, weil er von einem gehaßten Nebenbuhler besiegt, der strengen Asta Nichts mehr sein zu können glaubt. In dieser Lage findet er Skjalfa, ein wunderliebliches Naturkind, eine schneereine Seele, die ihn liebt ohne ihn und sein Verhältniß zu Asta zu kennen. Die Zeichnung Skjalfa's, selbst in den schwertönenden gereimten Trochäen denen er sich unterwirft, ist dem Verfasser ungemein gelungen: Reinheit und Adel, Weltunkunde und unschuldvolle Weisheit spiegeln sich schön in diesem Bilde wider. Olaf sagt:

Mädchen, woher weißt du Das?

Und Skjalfa antwortet:

Seit mich süßer Schmerzen Haft
Stark an deine Seele bindet,
Ist mir keine Wissenschaft
In der Liebe unergründet.
Deines blauen Auges Pracht
Zeigt dein tief geheimes Wesen,
Und in deines Herzens Schacht
Hab' ich oft und viel gelesen.
Wenn ich also Etwas kann
Bist du selbst ja schuld daran.

Indeß ist Skjalfa's Liebesglück von Asta entdeckt und Olaf wird von König Haarfager verfolgt, gefangen zu Asta's Schloß gebracht. In einer schönen Scene, voll echter Leidenschaft, versucht Asta alle Mittel des Gatten Herz zurückzugewinnen. Umsonst, der Besiegte kann der Siegerin huldigen, aber lieben kann er sie nicht. Asta, groß in ihrem Schmerz, stürzt sich von ihrer Felsburg ins Meer hinab. Olaf will mit Skjalfa fliehen als ihm Asta's Tod gemeldet wird. Sein Gewissen erwacht, Skjalfa kommt zur Kenntniß seiner Lage: sie will mit ihm sterben; allein Olaf liefert sich dem König aus und Skjalfa überwindet sich, um an seinem Knaben Swend mit Rolf verbunden Asta's und Olaf's Stelle zu vertreten. Sie spricht:

Ich will leben . . .
Ja, ich will erneuert leiden,
Will die Qualen alle tragen
Die Erinnerung und Haß
Meiner Seele stündlich schlagen (?),
Ich will leben — leiden — leben.
Rolf, ich bin ein schwaches Weib;
Du bist mächtig, bist ein Jarl,
Und weißt Helden zu erzieh'n,
Zu des Nordens Ruhm — ich bitte
Dich den Knaben wohl zu schirmen
Bis er groß geworden ist.
Mich — soll er zur Mutter haben,
Willst du — Vater sein dem Knaben?

Diese Lösung ist im Geiste des Stücks. Wir haben an dieser von mancher poetischen Blüte geschmückten Arbeit, nächst dem undramatischen trochäischen Stelzengang und mancher unstatthaften sprachlichen Wendung, z. B.:

Kann ich blos mit Liebe richten
Wo die Liebe richten thut — (!)

besonders die Art von Mischung nordischer Mythologie mit Ideen des Christenthums zu tadeln die sich der Dichter erlaubt. Diese Mischung widersteht der gebotenen ideellen Einheit des Kunstwerks und findet keine genügende Rechtfertigung in der Epoche König Haarfager's, wenn sie auch der Dämmerung des Christenthums im Norden nahesteht, und zu schwunghaften Gemälden vom Untergang der altnordischen Welt den Stoff gibt. Poetische Begabung zeigt das ganze Stück; vorzüglich reich an Proben dieser Art aber ist Olaf's Monolog im dritten Act, der mit den Worten:

Menschenleben — Schattentand —
Menschenliebe — Sonnenbrand —
Menschenweisheit — Wogenschaum —
Menschenfreiheit — Kindestraum —

beginnt und so schließt:

Was die Gottheit ehrlich bot
Ist die Zeugung und der Tod.
Alles was mit schaler Lüge
Höhnend uns vom Raum der Wiege
Bis zum Sarge äffen will —
Ist ein winzig Zwischenspiel!

35. Cardenio. Dramatische Dichtung von Alfons von Flugi. Chur, Hitz. 1848. Gr. 16. 9 Ngr.

Es ist eine schöne, aber seltsame Rhapsodie welche wir hier vor uns haben. Wie ein Bild im Gewässer gaukelt der Inhalt dieser romantischen Dichtung vor unsern Augen her, ohne daß wir ihn zu erkennen oder auch nur in feste Umrisse zu fassen und festzuhalten vermöchten. Glänzende, poetisch bekleidete Gedanken folgen sich, anregend, erfreuend, erhebend; aber wir erfahren nicht wohin sie zielen, welche That sie verklären, was sie uns sein und geben sollen; denn zwischen Form und Inhalt dieser Lyrik im dramatischen Gewande besteht ein unlösbarer innerer Widerspruch.

Der Dichter hat sich auf einem schlimmen Irrweg verfangen; aller dramatischen Gestaltung unfähig, verliert er eine schöne lyrische Begabung in fruchtlosen Versuchen aus „Gefühlen" ein Drama herzustellen. Möge er sich bei seiner nächsten Bestrebung im Stoffe zurechtfinden; möge er erkennen daß aus poetischen Gedanken allein ein Drama nicht zu bilden ist. Wir wünschen ihm diese Erkenntniß aufrichtig um seiner lyrischen Befähigung willen, für welche er nur eine andere Form zu finden braucht um unsers Beifalls gewiß zu sein. Es hat

einen entfernten Anschein als solle dieser Cardenio die sogenannte platonische Liebe, gegenüber der sinnlichen Leidenschaft, feiern und erheben; anders wissen wir wenigstens den Inhalt nicht zu deuten. Die schönen poetischen Gespräche in der Mitte des Gedichts scheinen keinen andern Sinn zu haben als diesen. Eine Probe aus diesen Gesprächen mag dem Leser zu eigenem Urtheil Stoff geben.

Cardenio.

Und wie aus grüner Knospe glanzreich bricht
Der farb'ge Kelch, und in die Himmel taucht,
Aus der Empfindung Melodie und Wogen
Im reifern Jahr steigt klar empor der Geist,
Der streng und scharf der Dinge Form umschreibt,
Der in die Tiefen steigt, der zu gestirnten
Lichtätherhöh'n den Flug wagt, der unendlich
Strebt nach Erkenntniß und nach tiefem Wissen.

Olympia.

Wir sehen jetzt in einem dunklen Wort
Durch einen Spiegel: dann von Angesicht;
Nun aber bleiben Glaube — Hoffnung — Liebe...

Otto.

Des Menschen Engel! Ja, er lebe — liebe.
Nicht um des Wissens Schattenwahn vertausch' er
Des Daseins Glück, den Frieden seiner Seele.

Cardenio.

Das schönste Leben lebt sich nur im Geiste.

Zelinde.

Das ist's. Wieviel, wieviel getäuschtes Hoffen,
Vergeb'ner Wunsch und lieblichste Gedanken...
Flüchten hinaus in selige Befreiung,
Sind still und fromm im heitern Reich des Geistes.

Cardenio.

D'rum ist des Lebens Gipfel mir die Kunst.
Wenn endlich Einer kommt dem die Natur
Ein Herz voll Glut gab und die helle Seele,
Schönheit des Sinns und bildnerischen Geist,
Daß er...
Aushaucht in Formen, Farben, Tönen, Liedern,
Was dunkles Drängen in und um ihn war...

Genug — denn aus diesem „ex ungue leonem" nimmt der Leser ab daß er es mit einem Geiste dem das Reich des schönen Gedankens erschlossen ist zu thun habe. Wir wiederholen daher: er suche nach der rechten Form seiner Gedanken, ziehe aber den Fuß zurück von dem dramatischen Gebiet, zu dessen Eroberung ihm die Energie des thatsächlichen, die Kraft des thatgewordenen Gefühls zu mangeln scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung. Von Karl Gustav Carus.

(Beschluß aus Nr. 282.)

Es kann nicht in Abrede gestellt werden daß die Vollendung der Menschheit nicht auf vollkommene Gleichartigkeit ihrer Individuen, sondern auf die möglichste Verschiedenartigkeit gegründet sei. Ebenso wenig läßt sich leugnen daß die verschiedenen Racen und Volksstämme einer Classification je nach den Graden ihrer geistigen Befähigung unterworfen werden können. Die tägliche Erfahrung legt für die Wahrheit beider Sätze hinreichendes Zeugniß ab, und beide sind nur weitere Belege für die weise Einrichtung der Natur im Ganzen, nach welcher überhaupt kein geschaffenes Wesen dem andern vollkommen gleich und ähnlich ist. Warum sollte daher Das was in der physischen Natur Gesetz ist nicht auch für die geistige gelten? Eine andere Frage aber ist ob die Eintheilung des Verfassers in Tag-, Nacht- und Dämmerungsvölker die richtige ist, ob sie die Erfahrung namentlich im Blick auf die geschichtlichen Verhältnisse der Völkerstämme bestätigt. Ich glaube diese Frage verneinen zu müssen, hauptsächlich aber ist es Eins was mir die Ansicht des Verfassers zwar als eine schöne geistreiche Hypothese, aber als eine solche erscheinen läßt die mit der wirklichen Sachlage nicht übereinstimmt.

Der Verfasser läßt insbesondere das Licht des Geistes vom Orient ausgehen, und bezeichnet namentlich die Hindu, die Aegypter und die Hebräer als diejenigen Tagvölker von denen sich das Licht der Cultur über Europa ergoß. Hier drängt sich nun aber die Frage auf: woher es komme daß jene geistige Suprematie, die dort ohne Zweifel ihren Ausgangspunkt genommen, jetzt, ja schon vor Jahrhunderten sich ganz in ihr Gegentheil verkehrt, sich auf Volksstämme von ganz anderer physischer Bildung, und unter ganz andern klimatischen Verhältnissen übertragen hat; daß während die letztern einer immer höhern Stufe geistiger Vervollkommnung zuschreiten, die erstern dem tiefen Schlafe und der geistigen Ermattung verfallen zu sein scheinen? Himmel und Erde sind dort noch dieselben, alle physischen Verhältnisse sind dieselben geblieben wie sie seit Jahrhunderten bestanden: wie kommt es daß dieselben Tagvölker von denen die geistige Bildung ausging und sich über die ganze civilisirte Welt verbreitete, jetzt zu Nachtvölkern geworden sind, ja daß nicht einmal in einzelnen Individuen ein Impuls zu einer geistigen Erhebung wahrzunehmen ist? Wäre es der Stand der Erde zur Sonne der dort die Menschen zu Tagvölkern machte, so würden sie es geblieben sein unter allem Wechsel der Zeiten und der Verhältnisse. Hängt aber von jenem Stande die geistige Erhebung nicht ab, dann hindert auch Nichts daß Menschen von allen Stämmen und unter allen klimatischen Verhältnissen zu einer gleichen Erhebung gelangen können. Und so scheint es in der That.

Die Entwickelung des geistigen Lebens der Menschen darf nicht mit dem kleinen Maßstab von Jahrhunderten gemessen werden. Schon ein geschichtlicher Ueberblick über die kurze Spanne Zeit die hinter uns liegt beweist uns daß die geistige Cultur steten Schwankungen unterworfen ist, daß Völker bei denen sie in höchster Blüte stand jetzt in einen Zustand wahrer Uncultur zurückgesunken, während andere an ihre Stelle getreten sind. Wie aber Tagvölker zu Nachtvölkern geworden, so können auch umgekehrt Nachtvölker zu Tagvölkern werden, und sich vielleicht nach Jahrtausenden Volksstämme denen wir jetzt alle geistige Bildungsfähigkeit absprechen zu einem Grad von Cultur hindurcharbeiten der außer aller Berechnung liegt. Ist für sie Zeit und Stunde da, so bedarf es dann nur des Impulses einzelner von der Vorsehung berufener Menschen um ganze Massen einem höhern Ziele zuzuführen, und die bis daher schlummernden geistigen Kräfte in Bewegung zu setzen. Ein einziger solcher begabter Mensch rückt den Zeiger an der großen Uhr menschlicher Entwickelung in bedeutender Weise vorwärts, wie uns die Beispiele von Moses, Jesus, Kon-fu-tse u. A. lehren. Wer hätte dem abgöttischen Stamme der Hebräer, den trägen Chinesen einen solchen Aufschwung zugetraut als jene Männer unter ihnen auftraten? Ja sehen wir, um ein Beispiel aus unserer Zeit zu nehmen, auf das kleine unterdrückte Volk der Tscherkessen. Hält sie nicht ein einziger hervorragender Mensch zusammen und, wollen wir diesem kühnen Volksstamme auch jeden Fortschritt zur geistigen Emancipation absprechen, sind Tapferkeit und Vaterlandsliebe nicht auch geistige Vorzüge, und deuten sie nicht darauf hin daß auch andere Kräfte unter günstigen Verhältnissen auf gleiche Weise entwickelt werden können?

Ueberhaupt halten wir an einer Vervollkommnungsfähigkeit der Menschen, an einem Fortschreiten zu höherer geistiger und moralischer Vollkommenheit im Allgemeinen fest, wie wir thun

müssen wenn wir einen vergleichenden Blick auf die Entwickelung des cultivirbaren Theils der Menschheit in einzelnen Jahrhunderten werfen, und nicht alles Ringen und Streben des Einzelnen für ein verlorenes geistiges Spiel ohne Ziel und Zweck betrachten wollen, so dürfen wir wol auch nicht daran zweifeln daß auch jenen Nachtvölkern noch eine Zeit des Durchbruchs zum Licht der Erkenntniß vorbehalten sei; ja die zwischen Nacht- und Tagvölkern liegenden Dämmerungsvölker scheinen einen solchen Uebergang bereits anzudeuten. Auch der Verfasser scheint Dies nicht ganz in Abrede zu stellen, oder doch für die moralische Seite jener Nachtvölker zuzugeben, wenn er (S. 30) sagt: „Hat nun nach allem Vorhergehenden der Menschenstamm der Nacht entschieden eine geringere Befähigung für höhere Entwickelung der Intelligenz, so darf deshalb keineswegs in Zweifel gezogen werden daß eine besondere Sphäre irdischen glücklichen Lebens, und eine Möglichkeit verfeinerter moralischer Bildung auch ihm allerdings vorbehalten sei. Der typische Kopfbau des Negers zeigt ein minder entwickeltes Vorderhaupt, aber ein gut ausgebildetes Mittelhaupt bei einem gewöhnlich sehr stark ausgebauten Hinterhaupte. Zieht man die Lehren von der Grundbedeutung dieser Kopfgegenden dabei zu Rathe, so erhält man den Begriff eines Seelenlebens mit minderer Befähigung zu hoher Intelligenz, aber bei viel Gemüthlichkeit mit starkem Begehren und kräftigem Wollen. Gerade diese Eigenthümlichkeit ist es denn auch welche aus Allem was die Forschung über innere Individualität dieses Stammes darbot deutlich hervorging, und gar wohl sieht man daß in derselben eine Möglichkeit zu einem, wenn auch etwas materiellen, aber doch immer echtmenschlichen Lebensglück gegeben bleibe u. s. w."

Aber auch bei diesem Zugeständniß drängen sich noch Zweifel auf. Namentlich steht ein solches einseitiges Fortschreiten in der moralischen Natur des Menschen ohne gleichzeitiges Fortschreiten der geistigen im Widerspruch mit der allgemeinen Entwickelungsfähigkeit aller in ihm liegenden Kräfte; denn auch zugegeben daß diese Kräfte sich nicht alle in einem gleichen Grade und in gleichem Verhältniß entwickeln, so kann ihnen doch das Fortschreiten auf eine höhere Stufe in einzelnen Völkerstämmen so wenig abgesprochen werden als es sich im einzelnen Individuum verkennen läßt. Ferner läßt sich ein moralisches Fortschreiten ohne ein geistiges nicht denken, und wenn in jenen den Nachtvölkern zugewiesenen Volksstämmen die Anlagen zur Gemüthlichkeit und zu einem kräftigen Wollen vorhanden sind, so läßt sich auch annehmen daß die zur geistigen Erhebung nicht fehlen, und sich zu seiner Zeit entwickeln werden, wenn sie auch jetzt noch gegen jene zurücktreten. Der Drang nach Wahrheit, Liebe, Schönheit, so gering er auch noch in jenen Volksstämmen zutagetreten mag, läßt sich bei ihnen so wenig verkennen als wir der Pflanze den Drang zu blühen absprechen können, obwol auch nicht alle Pflanzen bis zur Blüte gelangen. Wäre aber die Entwickelung zur geistigen Blüte allen den Völkergruppen versagt welche bisjetzt noch nicht dazu gelangt sind, welchen Zweck hätte ihr Dasein, und wozu wären ihnen überhaupt geistige Anlagen, die wir ihnen denn doch nicht absprechen können, verliehen?

Was endlich die Schädelform jener Nachtvölker betrifft die eine geringere Befähigung für höhere Entwickelung der Intelligenz beurkunden soll, so würde sie allerdings einen geringern Grad von Culturfähigkeit, ja gewissermaßen eine schon durch die Organisation bedingte niedere Stufe in der Reihe der, wenn auch noch unter den Begriff Mensch fallenden Wesen beweisen, vorausgesetzt daß sie keiner Veränderung fähig ist. Aber abgesehen davon daß sie schon durch die stete Vermischung der verschiedenen Volksstämme allmälig in andere Formen übergeht, weist die Erfahrung nach daß sie durch geistige Cultur selbst einer weitern Veredelung fähig ist. Sehen wir doch täglich daß durch Erziehung und fortgesetzte Uebung der Seelenkräfte nicht allein einzelne Individuen, sondern ganze Familien eine edlere Kopfform annehmen. Was aber hier mit den Einzelnen geschieht kann im Lauf der Zeiten auch mit ganzen Völkerstämmen geschehen.

Aus allem Diesen scheint denn als Endresultat hervorzugehen: daß auch jenen Nachtvölkern als einem Theil der gesammten Menschheit ihr Anrecht auf eine dereinstige Emancipation des Geistes nicht werde verkümmert, und daß, wenn auch individuelle Verschiedenheiten in der geistigen Bildung bestehen bleiben werden, ja zur gegenseitigen Ergänzung bestehen bleiben müssen, es doch im Schöpfungsplane liegen möge die getrennten Radien in einen gemeinsamen Brennpunkt allgemeiner Erkenntniß, Humanität und Liebe zu vereinigen. Ein Goethe wird freilich bei jenen Nachtvölkern noch lange auf sich warten lassen, daß aber das Erscheinen großer Persönlichkeiten auch unter ihnen keine Unmöglichkeit ist Das lehrt das merkwürdige Beispiel des Hauptes der Republik von Haiti, Toussaint l'Ouverture! 83.

Bibliographie.

Buchholtz, A. A. v., Die Lehre von den Prälegaten. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Burmeister, H., Geologische Bilder zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. 1ster Band. Leipzig, O. Wigand. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Funke, G. L. W., Oestreichs welthistorische Mission in seiner Herrschaft über die mittleren Donauländer und als Träger der christlich-germanischen Bildung nach dem Morgenlande. Durch die geographisch-politische Weltlage des mittleren Donaugebiets mit besonderer Beziehung auf Deutschland und dessen Bedeutung für Südosteuropa und Vorderasien nachgewiesen. Hannover, Rümpler. 1851. 22½ Ngr.

Jeanne Marie, Gedichte. Leipzig, Thomas. 16. 24 Ngr.

— — Luigia Sanfelice oder die Revolution in Neapel. Historischer Roman. Drei Bände. Ebendaselbst. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lüders, W., Schleswig-Holsteins Erhebung und Kampf gegen Dänemark. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 1 Thlr.

Sagen aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von J. V. Zingerle. Innsbruck. Gr. 12. 15 Ngr.

Sajo, Schlachtenbilder und Scenen aus Ungarns Revolution 1848 und 1849. Deutsche Ausgabe. Pesth, Heckenast. 8. 1 Thlr.

Vigny, A. de, Chatterton. Trauerspiel in drei Aufzügen. Von F. Freih. v. Fenneberg. Mannheim, Bensheimer. 8. 9 Ngr.

Volkslieder aus Krain. Uebersetzt von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr.

Wiesner, A. C., Aus dem Exil. Zwölf Gedichte. Kassel, Raabé u. Comp. 1851. Gr. 12. 6 Ngr.

Wippermann, C. W., Kurhessen seit dem Freiheitskriege geschildert. Cassel, Fischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Wolff, O. L. B., Lehr- und Handbuch der gerichtlichen Beredtsamkeit. Mit einer Einleitung versehen von C. J. Guyet. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Wyskocil, A. M., Zur Schul-Frage in Oesterreich. Wien. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Langbein, B. A., Antrittspredigt zu Chemnitz, Dom. IV. p. Trin. den 23. Juni 1850 gehalten. Chemnitz, Starke. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Unser täglich Brod gieb uns heute! Erntepredigt Dom. 17. p. Trin. am 22. Septbr. 1850 zu Chemnitz gehalten. Ebendaselbst. 8. 2½ Ngr.

Müller, A. F., Unser Jubelfest ein Fest der Freude am Evangelium. Predigt bei der 3ten Säcularfeier der Königl. Sächs. Landesschule zu Grimma den 16. Septbr. 1850 gehalten. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 284. —— 27. November 1850.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

36. Michel Servet. Trauerspiel in fünf Acten. Bremen, Geisler. 1849. 8. 26 1/4 Ngr.

Wir möchten nicht behaupten daß der Tod Michel Servet's, dieses Opfers kirchlicher Herrschgier und theologischer Beschränktheit, gerade einen vorzüglich empfehlenswerthen tragischen Stoff darbiete; dennoch fehlt es in dieser namenlosen, aber achtbaren Arbeit weder an dramatischer Wirkung noch an einer der Tragödie würdigen Charakteristik. In den handelnden Personen ist das Spiel menschlicher Leidenschaften mit Schärfe und in poetischer Auffassung zu einer anziehenden Darstellung gebracht, die geschichtlichen Hauptwendepunkte sind mit seltener Treue wiedergegeben, die Charakterzeichnung ist mit psychologischer Ergründung und in einer von Begabung zeugenden Mannichfaltigkeit zur Anschauung gekommen, und die scenische Ausführung läßt wie die Sprache und der Vers wenig zu wünschen übrig. Die Summe hiervon ist daß wir eine würdige und verdienstliche dramatische Leistung vor uns sehen, deren Verfasser sich mit so vielem Recht wie irgend einer seiner diesjährigen Mitbewerber hätte nennen können. Sein Held, der Spanier Serveto, auch Rivas und Villanovanus genannt, war eine merkwürdige Erscheinung auf dem Gebiete der Kirchengeschichte; ein Riese an Erkenntniß, ein Kind an praktischem Verstand. Serveto, ursprünglich Theologe, wegen seiner Schrift gegen die Dreifaltigkeit aus Spanien flüchtig, in Paris Arzt, von dort infolge seiner Angriffe gegen die Facultät vertrieben, als Arzt Villanovanus in Vienne lebend und berühmt, schrieb und druckte hier heimlich sein Buch über die „Wiederherstellung des Christenthums", besonders gegen den in Genf allmächtigen protestantischen Papst, Calvin. Der Haß dieses Reformators gegen ihn, seine Verfolgung, sein Tod bilden den Stoff der Tragödie und zugleich den größten Flecken im Leben Calvin's. Servet stand weit über seinem Jahrhundert; seine theologische Einsicht macht ihn zum Mitgenossen unserer Zeit, er lehrte und bewies wie Goethe daß Satan selbst Nichts sei als ein „Diener" des Herrn. Mit solcher Erkenntniß war er der Todfeind seiner theologischen Zeitgenossen, und in der That hat sich auch für ihn nicht Eine Stimme, selbst die unsers Luther nicht, erhoben; auch die norddeutschen Kirchenreformatoren, alle schweizer Consistorien fanden seinen Tod verdient, während wir ihm nun gegen Alle Recht geben müssen. Das ist die Weisheit der Menschen! Das ist das Verdienst dieses Stücks daß es der Menschheit diesen Spiegel vorhält.

Mit den Intriguen den in Vienne gesicherten und angesehenen Mann nach Genf zu locken beginnt die Tragödie; es ist ein tiefbetrübendes Bild Calvin an der Spitze dieser Intrigue zu erblicken, ja selbst den Fanatismus eines Schülers, Wilhelm Brie, zum Werkzeug derselben benutzen zu sehen. Genug, es gelingt. Servet, in Vienne heimlich angeklagt, flüchtet in das ihm gestellte Netz nach Genf, um hier den Tod zu finden. Indem er sich von seinen vienner Beschützern losreißt, ahnt er Etwas von den verderbenbringenden Plänen Calvin's; allein er vertraut seiner Ueberzeugungstreue und der mächtigen Gegenpartei Calvin's in Genf und geht. Er sagt:

> Calvin — nun ja, Das war mein größter Fehler
> Daß ich mich diesem Manne anvertraut.
> Ich stellt' ihn hoch und ich vergaß sein Ich.
> Es fehlt ihm an Gemüth. Sein Herz ist kalt —
> Ein Moloch ist sein Glaube...
> Jetzt kenn' ich ihn; ihm steht die eig'ne Meinung
> Im Mittelpunkt der Welt... d'rum haßt er mich.

Doch Gueroult kämpft seine Zweifel nieder und Servet schließt:

> Schon lange wünscht' ich Genf zu seh'n, du weißt's,
> Calvin von Angesicht, mit ihm das Wort
> Zu tauschen; kann ich's, seinen Stolz zu brechen.
> Ich denk' ich wage Nichts.

So geht der „Umgarnte" nach Genf, der Partei der „Libertiner", Calvin's Gegner, vertrauend. Lafontaine erhebt die Anklage wider ihn. Perrin, das Haupt der Libertiner, theilt ihm mit was Calvin brütet. Er sagt schön:

> Wol schwer ist's solchen Krümmen nachzugeh'n.
> Das Herz des Menschen ist ein dunkles Buch,
> Voll Widersprüche, die sich dennoch reimen.
> Lest die Geschichte; sie ist voll Calvine,
> Die alle treulich schwuren Gott zu dienen —
> Und ach — sie dienten nur dem eig'nen Ich.
> Das macht, sie nennen keck ein Einzelbild,
> Das ihrem Hirn entsprungen — Gott!
> Ein Einzelwesen — jenseit ihrer Welt...
> Gott ist kein Einzelding. Die ganze Welt
> Ist Spiegel seines Wesens. Eingehaucht
> In Alles ist sein Geist. Wer Das begreift
> Kann niemals Gott in dürft'ge Worte fassen...
> Wer's aber nicht begreift wird Jeden tödten
> Der seinem Götzenbilde sich nicht beugt.
> Denn dieser Gott verschlingt noch statt zu schaffen.

Hier anknüpfend, fragt Calvin beim Verhör sein Opfer:

> Wie?
> So ist in Allem Gott? — Elender, auch in Dem
> Was ich mit Füßen trete?
>
> Servet.
>
> ... Zweifelst du?
>
> Calvin.
>
> Auch in den Teufeln? Sprich?

Servet.

. . . Ja! — auch in dir.

Sieh, Das ist mehr als du errathen konntest!

Calvin.

Ihr Herr'n — ihr habt die Lästerung gehört;

Ich sage Nichts . . . so fällt denn euer Urtheil.

Diese Züge sind historisch. Auf das Protokoll über dies Gespräch erkannten alle schweizer Consistorien Servet der Ketzerei schuldig. Der Rest ist — ein Holzstoß, zu dessen Anschauung Calvin von den Dämonen des Hasses und der Reue hingerissen wird, und wo Servet ruft:

Laßt mich nun mir selbst

Und meinem Gott — den euern kenn' ich nicht.

Der ist nur Haß — doch meiner heißt: die Liebe.

Der treue Benedix aber schließt das Drama mit den Worten:

Kommt einst die Zeit

Wo man das Christenthum wie er begreift, . . .

Wo wie die Sonne frei die Wahrheit leuchtet,

Dann zieht er auferstanden durch die Welt,

Und die ihm heute flucht wird dann ihn segnen.

Im Sinne der Kunstgesetze kann dies Gedicht kaum für eine Tragödie gelten, da an die Stelle der tragischen That hier nur ein Bekenntniß tritt; unter psychologischem und rhetorischem Gesichtspunkte gehört es nichtsdestoweniger zu den ausgezeichnetern Arbeiten der neuern Zeit. Was beweist Dies? Vielleicht nur daß wir trotz zahlloser Theorien und Systeme über Geist und Wesen der Tragik am Ende doch noch nicht zur vollen Lösung der Frage: Was ist tragisch? gelangt sein mögen; ja daß wir zuletzt doch mehr als die Theorie uns zugestehen will auf die endliche Wirkung zu sehen haben.

37. Beiträge für das deutsche Theater. Von Alexander Baumann. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 8. 24 Ngr.

Revolution und Belagerungszustand haben der eigenthümlichen Frische der wiener Komik Nichts anhaben können; ein Beweis dafür sind diese Beiträge, aus dem reichsten Quell glücklicher Laune geschöpft. Der Schwank „Er darf nicht fort!" ist so aus dem Leben gegriffen, so ergötzlich und so sprudelnd von glücklichen Einfällen daß er dem schlimmsten Menschenfeind ein Lächeln abgewinnen muß. In den Leiden und Widerwärtigkeiten eines zur Abreise gerüsteten Reisedurstigen, der nicht fortkommt, vergessen wir für einen Augenblick jede Art von Umdüsterung; warum? Weil die Situation uns Allen bekannt und Jedem von uns begegnet ist! Hierin verbirgt sich ein Hauptmittel komischer Wirkung; je gewöhnlicher das Motiv, die komische Situation ist, desto sicherer ist immer der Effect, und der Lustspieldichter der sein Ziel kennt hat Nichts so sehr zu meiden als die „Seltenheit" der von ihm dargestellten Situation. Dieser Satz wird nur zu oft verkannt, die Wiener und Franzosen kennen ihn. Das Lustspiel „Anmaßend und bescheiden", in drei Acten, erhebt sich zu höhern Ansprüchen, und der Verfasser ist hier weniger in seiner Sphäre. Das Lustspiel „Die beiden Aerzte", in drei Aufzügen, hält die wohlbekannten Töne der deutschen Komik aufrecht und bringt sie zu Ehren in frischer und lebenvoller Situation und wirksamem Dialog. Der Verfasser ist uns mit solchen Gaben stets willkommen.

38. Atlasshawl und Harrasbinde oder das Haus der Confusionen. Posse in zwei Aufzügen. Von F. Hopp. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

39. Lazarus Polkwitzer von Nikolsburg, oder die Landpartie nach Baden. Posse in zwei Aufzügen. Von F. Hopp. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Energische Emanationen desjenigen Humors der in der Leopoldstadt zu Wien einen typischen Charakter angenommen hat und der mithin in eine andere Localität kaum zu verpflanzen. Scherze dieser Art sind für die Kunstkritik eigentlich nicht vorhanden: sie sind nicht mit Rücksicht auf Gesetze, sondern in einem Bedürfniß nach Erheiterung geschrieben und haben ihren Maßstab für sich.

40. Volkstheater in frankfurter Mundart. Von Karl Malß. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1850. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Fast ganz Dasselbe ist von dieser Leistung zu sagen, nur daß für Wien hier Frankfurt eintritt. So ursprünglich, localwitzig wie die vorangehenden Scherze sind diese launigen Scenen jedoch nicht; auch nehmen sie ihren Standpunkt tiefer und sind wol nur für den Theil des Volks verfaßt der an Carnevalsspäßen Gefallen findet.

41. Traue Niemand! Lustspiel in drei Acten. Von C. Heistermann. — A. u. d. T.: Neues Album für deutsches Theater. Erstes Bändchen. Leipzig, Leiner. 1849. 8. 15 Ngr.

Hervorstehendes haben wir an dieser auf den gewöhnlichen Lustspielelementen ziemlich redselig und breit aufgeführten Komödie nicht wahrzunehmen vermocht. Wir wollen indeß den Verfasser in fernern Leistungen die er in Aussicht stellt erwarten, ehe wir ein Urtheil über seine Begabung für dies Gebiet abschließen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rußland und der Slawismus.

Der Verfasser eines jüngst erschienenen Werks, das zwar nicht ohne Parteilichkeit zu Gunsten der Slawen, aber mit vieler Sachkenntniß geschrieben ist: „Les peuples de l'Autriche et de la Turquie, histoire contemporaine des Illyriens, des Magyars, des Roumains et des Polonais", H. Desprez, hat seine Ansichten über das Wesen und die Zukunft des Slawismus, und namentlich Rußlands, in einem sehr umfänglichen Artikel der „Revue des deux mondes" dargelegt. Diese Ansichten sind zum Theil angeregt durch die neuere slawische Literatur, durch Mickiewicz und Garczynski, und kommen im Wesentlichen auf Folgendes hinaus:

„In der Nähe betrachtet sind es zwei sehr verschiedene Gedanken welche die Entschlüsse des petersburger Cabinets leiten. Bald will es sich die Civilisation des Occidents mit aller Energie aneignen, bald verfolgt es das gerade entgegengesetzte Ziel. Es ist Dies der Kampf des nationalen Elements gegen das fremde. Der nationale Genius findet sich aber weder in dem russischen Regierungssystem noch in der russischen Verwaltung. Jenes hat sich seit Dschingiskhan und dessen Mongolen gebildet, diese ist ein westliches Product, welches Peter der Große aus seiner Centralisationsidee und der östreichischen Bureaukratie schuf. Dieser seltsamen Vereinigung mongolischer und westlicher Institutionen hat Rußland seine einheitliche und feste Verwaltung zu danken, welche die andern Slawen noch nicht besitzen. Gewissermaßen verstümmelte Peter der Große nothgedrungen das russische Element um es alsdann weiter fortzubilden. Daher der Kampf zwischen Nationalität und fremdem Einflusse, der sich zuerst zwischen Peter dem Großen und dessen eigenem Sohne, Alexis, zeigte. Derselbe wiederholte sich später zwischen Katharina und ihrem Sohne Paul, und bei dem melancholischen Alexander. Gegenwärtig, wo die russische Politik sich des Panslawismus officiell zu ihren Zwecken bedient, hat sich eine neue Lehre gebildet, welche man kennen muß will man den Kampf verstehen der sich im östlichen Europa unter den 80,000,000 Slawen entsponnen hat. Um das Slawenthum im Gegensatze zu dem Zarenthum zu begreifen, wird daher die Schilderung der Grundzüge der religiösen und gesellschaftlichen Verfassung am besten dienen."

„Das Slawenthum ist in dem Gedanken einer Reaction gegen den Mechanismus der russischen Institutionen und gegen

den abstracten Rationalismus des Occidents entstanden. Von letzterm, dem Feinde der Religion, sagt ein slawischer Dichter dessen mystische Exaltation nicht immer das Verständniß des Slawismus übertäubt: «Diese Wissenschaft welche, wie sie selbst sagt, unfähig ist Schlachten zu gewinnen, Gesetzbücher zu schreiben, Meisterwerke zu fertigen, sollte sich für geeignet halten die größte aller Entdeckungen zu machen, ein neues Gesetz der Sittlichkeit zu finden?» Der beredte Interpret der Slawisten, Mickiewicz, meint daß die Slawen der überlegenden Vernunft die schöpferische Kraft absprechen; diese liege vielmehr in der Inspiration, dem Genie. Während daher die Völker des Westens sich täglich mehr daran gewöhnen einen Gott der ihnen nur noch in der Form einer Abstraction erscheint aus ihrem gesellschaftlichen und häuslichen Leben zu entfernen, schließen sich die Slawen immer fester an den lebendigen und persönlichen Gott an."

„Wo ist aber der Tempel dieses Gottes hienieden? Die Slawen erblicken in den christlichen Kirchen nur noch seinen Schatten, und möchten daß die Kirche, ihre Unthätigkeit aufgebend, ihren alten Platz wiedereinnehmen möge. Der anonyme Verfasser des «Traumes von Cesara» und der «Höllischen Komödie», sowie des «Wenzeslaus» haben auf diese Seite des Slawismus ein helles Licht geworfen. Die Entwickelung jedes dieser Werke ist die mit einer bittern und schmerzlichen Kritik «der officiellen Kirche» gemischte Verherrlichung Christi. In der «Höllischen Komödie» siegt «Pancratius», der revolutionnaire Rationalist, mit leichter Mühe über den Vertreter des Altherkömmlichen, «den Grafen». Sobald aber der Held der Revolution alleiniger Herr der Erde geworden ist, fühlt er seine Schwäche; das furchtbare Problem bietet sich seinen Gedanken dar, und er anerkennt die Obmacht und den Sieg des Mannes aus Galiläa. Die Kirche wird in diesem Stücke durch einen Priester dargestellt der nur den Buchstaben, aber nicht den Geist der Ueberlieferungen erfaßt."

„Ein ähnlicher Gedanke herrscht im «Wenzeslaus» von Stephan Garczynski. Das Gedicht beginnt mit einer Scene voll Gottlosigkeit und Gotteslästerung, um mit einer That des Glaubens zu endigen. «Wenzeslaus» ist das unvollendete Werk eines Dichters der in seinem 27. Jahre gestorben ist, und wechselsweise den Glauben in der Kirche und im Rationalismus gesucht hat. Wie Mickiewicz in seinem Buche «Les Slaves» merken läßt, ist es eine Autobiographie. Wenzeslaus betritt am Charfreitag die Kirche; er begrüßt den Priester, einen Fluch auf den Lippen, und fragt ihn was er aus der Welt und aus der Christenheit gemacht: «Wo ist das Wort das zum Fleische ward?» ruft er; «wo ist es? O Jesus Christus! Du littest für die Menschheit und starbst am Kreuze! Und Dieser der sich für deinen Schüler hält will dir nacheifern indem er Gebete abliest!» Wenzeslaus versucht durch die Wissenschaft, durch die Bücher zu Gott zu gelangen; allein er bemerkt es bald daß er der Betrogene ist, und er verflucht die Bücher wie er dem Priester fluchte. «Mögen Würmer und Ratten an diesem Staub sich mästen! Was habe ich davon gehabt? Und was studirte ich nicht Alles! Ich bin der Gelehrten Genoß, aber wenn ich euch fragte was ihr wißt, was ihr lehrt, so würdet ihr erröthen wenn ihr noch Scham hättet, ihr Philosophen! Schließt eure Bücher, und schreibt darauf: Der Mensch ist geboren um von Allem Etwas zu wissen, und um Nichts von sich selbst zu wissen.» Die Wissenschaft ist somit gleichwie die Theologie verdammt. Wie soll Wenzeslaus zum Glauben zurückkommen? Durch eine Rückkehr zu sich selbst beim Anblick einiger polnischen Bauern, welche einen festen Glauben an das Vaterland und an Gott bewahrt haben."

„Wenn man die Slawisten fragt wo heutzutage die Christen sind welche das Evangelium begreifen, so antworten sie: In Polen, Böhmen, Kroatien. Hier ist der Priester noch Mann Gottes geblieben; in seinem Leben und auf seiner Stirn trägt er noch die Zeichen geistiger Ueberlegenheit und seiner Tugenden. Hier gibt es noch Leute welche bereit wären für die Vertheidigung der Religion zu kämpfen."

„Trotz dieses Bekenntnisses der slawischen Schriftsteller daß die Theologie das Christenthum unterdrücke, bewahren sie doch eine lebhafte Verehrung vor der Kirche. Mit Ausnahme der Messianisten welche in den Illuminatenorden ausarteten, sind die Slawen nicht in jenen ohnmächtigen und lächerlichen Wahn verfallen neben der bestehenden Kirche neue Kirchen zu gründen. Nichts ist dem Slawen fremder als Umsturz, d. h. die Sucht nach radicalen Neuerungen und gewaltsamen Schritten, welche die Völker plötzlich aus ihren Ueberlieferungen reißen. Das Slawenthum duldet keinen andern Fortschritt als den welchen die regelmäßige Entwickelung der bestehenden Institutionen mitsichbringt."

„Nach der Religion ist das Größte was es in der Welt gibt in den Augen des Slawismus die Kunst; nach dem Priester kommt der Dichter. Beide erhalten ihr Recht die Völker zu unterrichten aus derselben Quelle, der religiösen Inspiration. Wehe dem Dichter der in seinem Talente Nichts weiter erblickte als das Werkzeug zu Vergnügen und eitlem Ruhme! Die Poesie ist ein Priesterthum, nicht in dem eitlen Sinne den gewisse neuere Dichter dem Worte unterlegen, sondern in dem Sinne daß sie das volksthümliche Organ der ewigen Wahrheiten und gleichsam die weltliche Form der Religion ist. Die Slawen halten die gegenwärtige Zeit für eine solche wo die Kunst kein Vergnügen mehr ist. Vielmehr müsse sie das Wort der Gegenwart suchen und ihm eine concrete Gestalt leihen. Unter den Dichtern welche den Zweck der Kunst so verstanden haben ist vor Allen der Dichter der Slowaken zu erwähnen, Kollar. «Ich vergieße Thränen», sagt er, «an den für die slawische Geschichte verhängnißvollen Tagen; ich schließe mich ein am Tage der Schlacht von Kossova, wo die Unabhängigkeit der Serben verlorenging, am Tage der Schlacht am Weißen Berge, wo das alte Böhmen vernichtet ward, am Tage wo Kosciuszko auf den Feldern von Maciejowice fiel.»"

„Die Slawen haben zwar von den Vortheilen des 18. Jahrhunderts Nichts erhalten, sind aber auch von dessen Unannehmlichkeiten verschont geblieben. Die Ursprünglichkeit hat bei ihnen ihre Kraft behalten, und sie ist der Grund jenes jugendlichen und glühenden Glaubens den sie in die Religion wie in die Kunst legen."

„Die Erhaltung der herkömmlichen Institutionen schreibt sich noch aus ihrer ersten Periode her, wo sie ihrem nationalen Genius überlassen waren, und sich der Vortheile der bürgerlichen Gleichheit und des gemeinsamen politischen Rechts erfreuten. Diese Institutionen sind eine patriarchalische Demokratie, welche freilich von der unserigen sehr verschieden ist. Denn sie suchen die Grundlagen ihrer Verfassung nicht in den Theorien der Wissenschaft, sondern in den menschlichen Neigungen. Daher haben sie eine Art von Hierarchie, in welcher sich eine Kette von natürlichen Associationen aneinanderreiht, nämlich der Familie, der Gemeinde, der Nationalität und des Stammes."

„Die Slawen sind vielleicht heutzutage die einzigen Völker wo sich dieser Begriff der Familie, die sich auf die moralische Herrschaft des Familienvaters gründet, erhalten hat. Der Geist der Zuchtlosigkeit, des Widerspruchs, der Debatte, wie er in der Familie des Westens erscheint, ist ihnen unbekannt. Man trete in die Hütte des serbischen Bauers oder Knäs, immer wird man dieselben Sitten finden, jene Unterwerfung unter das Familienhaupt, das von der Natur selbst zu diesem Recht berufen ist. Dieselbe Erscheinung findet sich in der Gemeinde. In den meisten westlichen Civilisationen besteht sie als eine Association von Individuen; bei den Slawen ist sie eine Association von Familien. Bei uns hat die Familie keine politische Bedeutung, bei den Slawen hat sie dagegen eine vom Staate anerkannte politische Existenz."

„Diese Einrichtung findet sich in dem türkischen Serbien, in Polen und in Rußland. Der Baron von Harthausen be-

schreibt den Zustand der Kronländer folgendermaßen: «Die Gemeinde hat drei Stufen: das Dorf, die Landgemeinde und den Bezirk. An der Spitze jedes Dorfs steht der Starosta (der Alte), von den Bauern selbst gewählt. Zu Gehülfen hat er die Dessiatsky, von denen Jeder durch zehn Familienhäupter nach Majorität gewählt wird. Die Volkserwählten bleiben ein Jahr lang in Thätigkeit, obwol sie der Regel nach alle Monate gewechselt werden müßten. Die kleinen Dörfer besitzen oft nur einen Dessiatsky. Die Gehülfen erhalten keine Besoldung; der Starosta bekommt jedoch jährlich bis 185 Papierrubel. Die Landgemeinde besteht aus 5—600 Familienvätern, ehemals kam der Posten des Starchina (Altershäuptling) von rechtswegen dem ältesten Starosta der Gemeinde zu; jetzt schickt aber jedes Dorf welches zu ihr gehört zwei Abgeordnete zur Wahl des Starchina, der jährlich 3—400 Papierrubel erhielt. Dies ist denn auch die Gemeinde welche die Recruten stellen muß, deren Zahl gewöhnlich durch einen Ukas auf je 1000 Einwohner bestimmt wird. Mehre Landgemeinden bilden einen Bezirk, welchem der Golova (Häuptling) vorsteht, der alle drei Jahre durch Abstimmung gewählt wird. Das Haupt des Kreises ist verbunden seine Ansicht schriftlich über die Wahl des Golova abzugeben und sie der Domainenkammer mitzutheilen, welche den Gouverneur davon benachrichtigt; dieser hat das Recht der Bestätigung oder Verwerfung. Der Golova kann auf drei Jahre von neuem wiedergewählt werden, wenn während der Zeit seiner ersten Amtsführung keine Klage wider ihn geführt worden ist. Der Golova erhält jährlich 600 Papierrubel und noch mehr.»"

„Ein merkwürdiger Zug der russischen Gemeinden besteht in der Art und Weise der Ackertheilung. Die ganze männliche Bevölkerung bildet nämlich eine Collectiveinheit in Bezug auf die Felder, Wiesen, Wälder, Weiden, welche nicht dem Individuum, sondern der Gemeinde gehören. Jedes männliche Individuum hat jedoch das Recht auf den Nießbrauch einer gleichgroßen Fläche. Jagd, Vogelfang und Fischerei sind gemeinschaftlich, da sie nicht theilbar sind. Glaubt sich dann Einer benachtheiligt, so entscheidet die Gemeinde, und entschädigt ihn nöthigenfalls mit Reservefeldern. Trotz dieser fortwährenden Veränderung, da diese Theilung jährlich wiederholt wird, bleibt dennoch ein Geist der Brüderlichkeit unter den Gliedern der niedern russischen Gemeinden. An vielen Orten ist die Gemeindekasse daher oft zugleich die Sparkasse und die Bank, sowie der Unterstützungsfond für Witwen und Waisen."

„Einen slawischen Staat als solchen hat es bisjetzt noch nicht gegeben; dafür muß man ihn in den Büchern suchen. Die Slawisten sprechen auf jeder Seite ihrer Schriften ihren Grundgedanken aus, die Nationalität. Nach ihrer Ansicht ist die Nationalität welche sich auf gemeinsame Sprache gründet die allein wahre. In diesem Sinne sind sie wahre Revolutionnaire gegen das Princip der Eroberung. Dafür substituiren sie jedoch ein anderes, wirklich conservatives, das künftig jeden Bürgerkrieg zur Unmöglichkeit macht. Von dem Tage an wo Europa sich auf diesem Principe, dem der Nationalität, constituiren sollte, würde die Unbehaglichkeit einer internationalen Harmonie platzmachen, welche in der Geschichte der Menschheit völlig neu wäre."

„Dieser Gedanke bildet also die Grundlage des Staats. Mit Ausnahme Rußlands, welches seit Jahrhunderten sich für das Princip der Eroberung ausgesprochen hat, ist es gewiß daß die Slawen, obwol treffliche Soldaten, keine Eroberer sind. Man sehe nur die böhmischen Czechen, die bulgarischen Serben, die Polen zur Zeit ihrer Macht: die Geschichte zeigt sie uns im Kampfe mit Deutschland, den Türken und den Russen, aber weit mehr beschäftigt den Krieg von ihren Grenzen fernzuhalten als ihn aufzusuchen, immer von dem Gedanken ausgehend sich in ihren Grenzen und ihrer Nationalität abzuschließen. Und Das ist nicht blos die Idee einiger Theoretiker, sondern wir finden dieses Gefühl in den Annalen jener Völker als ein ursprüngliches und altherkömmliches aufgezeichnet."

„Noch bleibt eine Frage übrig: Welches wird die politische Form dieser Association sein? Unter welche Regierung gehört sie? Alle slawischen Völker haben unter dem Königthume gelebt; aber diese Königreiche sind sehr voneinander unterschieden; vom Zarenthum bis zur polnischen Monarchie ist eine große Kluft. Indeß ist die Wahlmonarchie am meisten in der Geschichte der Slawen vorherrschend gewesen, und diese Regierungsform, eine Art Consulat welches sich mit der Demokratie vereinigen läßt, dürfte noch jetzt der Lieblingswunsch dieser Völker sein. Diese Neigung ist ihrerseits keine bloße Phantasie; es ist die logische Folge der Idee des Slawismus. Der Gedanke des Landes concentrirt sich in einem Manne, und dieser gelangt durch die Beistimmung der Völker zur Souverainetät. Diese Art die hervorragenden Geister aufzufassen, hat etwas Aehnliches mit dem Worte Thomas Carlyle's: «Cultus der Helden.» Wie Carlyle haben auch die slawischen Schriftsteller immer an die göttliche Mission der einzelnen überlegenen Geister geglaubt. «Was den berühmtesten Athener am Schlafen hinderte», sagt Mickiewicz, «war nicht ein Buch, nicht eine Erzählung, nicht eine Idee: es war Miltiades, ein menschgewordenes Ideal. Cäsar weinte nicht wenn er Bücher las. Das sind träge Männer die über Bücher Thränen vergießen; Cäsar weinte — vor der Statue Alexander's!» Der Cultus der Helden muß aber nothwendig zum Wahlkönigreiche oder zum lebenslänglichen Consulate führen. So kam es auch fast immer bei den Polen von den Anfängen ihrer Geschichte bis zur Regierung Poniatowsky's, und Das ist auch noch heutzutage die Verfassung der Serben."

„Sollte sich daher der slawische Staat noch einmal constituiren, so wird Das auf der dreifachen Grundlage der Familie, der Gemeinde und des Stammes geschehen. Die Form der Regierung wird aber die sein: daß dem gewählten Oberhaupte zwar eine ausgedehnte Macht gegeben wird, dasselbe dabei immer aber einer genauern Controle unterworfen bleibt. Man gibt ihm, da man durch die Wahl die große Ueberlegenheit seines Geistes und Charakters ausdrücklich anerkannte, das Recht der Initiative, aber man muß es ausüben auf eigene Gefahr, und unter fortwährend strenger Ueberwachung."

„In solcher Weise stellen sich die Slawisten dem officiellen Panslawismus entgegen. Um diesen aber zu besiegen greifen sie nicht zu den Theorien des Occidents. Sie erheben sich über den philosophischen Gesichtskreis des Zarismus, bleiben dabei aber ihrer slawischen Geschichte und den Ideen der Masse treu."

Man sieht, Desprez gibt hin und wieder seiner Phantasie etwas zu viel freien Spielraum, allein es bleibt ihm, von einzelnen treffenden Andeutungen und Hinweisen ganz abgesehen, auch im Allgemeinen das Verdienst die Discussion über eine so außerordentlich wichtige Erscheinung auf anziehende Weise angeregt zu haben. 6.

Lesefrüchte.

Balzac's Bescheidenheit.

Philarète Chasles erzählt in seinem vom „Journal des débats" veröffentlichten Lebensabrisse des verstorbenen Balzac folgende, denselben allerdings charakterisirende Anekdote. Noch vor wenigen Jahren stand in Balzac's Bibliothekzimmer eine Gipsfigur Napoleon's mit einem ihr en bandeau angeklebten Papierstreifen, und darauf geschrieben: „Was Napoleon mit seinem Degen unvollendet gelassen, will ich mit meiner Feder vollbringen! Honoré de Balzac."

Kolderup-Rosenvinge.

Laut französischer Blätter ist der angesehene dänische Rechtslehrer obigen Namens, Professor an der Universität Kopenhagen und Verfasser mehrer geachteter Werke über Rechtsantiquitäten, auf seiner Heimkehr aus den Pyrenäenbädern zu Nantes in seinem 64. Jahre plötzlich gestorben. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 285. —— 28. November 1850.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 284.)

42. Die Kaiserwahl zu Frankfurt. Komödie in drei Acten. Von Karl Heinrich. Zweite Ausgabe. Kiel, Schröder und Comp. 1850. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wie reißend schnell reist und reift doch das Jahrhundert und die Kaiserwahl zu Frankfurt! Soweit liegt sie schon hinter uns daß sie wie ein vollausgetragener historischer Stoff zum Gegenstand einer politischen Komödie im Aristophanischen Sinn und in Platen'schen Versen werden kann! Der Verfasser ist jung, er hat sein fünftes Lustrum noch nicht erreicht; wir wollen daher über seine politischen Ansichten, seine Bewunderungen und seine Abneigungen nicht mit ihm rechten; nur dafür bürgen wir ihm daß seine schonungslosen Geißelhiebe, soweit sie einen edeln König von der hochherzigsten Gesinnung treffen sollen, ihr Ziel durchaus verfehlen. Das ist sehr schlimm für ihn; denn, irren wir nicht, so muß die wahre politische Komödie so gefaßt, gehalten und getragen sein daß sie, wie die seines griechischen Vorbildes, von allen Parteien mit Zustimmung gelesen wird. Der Verfasser geißelt nun zwar nach rechts und nach links; aber er ist in beiden Schwankungen nicht über Vorurtheil und falschem Standpunkt erhaben. Er trifft den Vogt wie den Bassermann, den Minister Urian wie den Treviranus mit scharfer Geißel, fast Alle aber da wo sie nicht zu treffen waren. Mit Einem Worte: Diesem jungen Aristophanes fehlt zur Zeit noch die politische Einsicht; dagegen hat er die Form der politischen Komödie gut gefaßt. Die Nachahmung der Aristophanischen und Platen'schen Verse gelingt ihm; seine „Parabasen" lesen sich gut, wenn auch die strengen rhythmischen Regeln nicht gerade gewissenhaft beobachtet sind, und das Ganze macht, bis auf den elegieartigen Schluß, eine heitere und angenehme Wirkung. Chor und Halbchor der „Canarienvögel" treten ganz launig in die Handlung ein und die Handlung selbst steht auf gutem Boden. Die Scene eröffnet sich zwischen Vogt, Treviran und Bassermann.

Vogt.

Das ist ja doch ein ganz fatales Misgeschick! . . .
Da Dies vorüber, soll ich selbst erbkaisern gar,
Ich, jeder Zoll ein Gegenkaiser! Unerhört! . . .

Bassermann.

In der Beziehung kann man außer Sorgen sein.
Aus sich'rer Quelle weiß ich daß man in Berlin
Ja ganz versessen auf den Kaisertitel ist . . .
. . . Selber hört' ich es
Vom Kammermädchen einer Dame welche dort
Die erlauchtesten deutschen Zöpfe flitzt . . .

Vogt.

Um Lebens oder Sterbens willen möcht' ich nur
Etwas Geschriebenes . . .

Und weiter der Bader:

Während d'rin sie unterhandeln in der Kaiserthumsfabrik,
Wo zuletzt doch nur herauskommt eine link'sche Republik,
Eine Republik die freilich nur gedruckt zu lesen ist . . .
Schickt der Dichter mich, um Allen hier zu melden seinen Gruß,
Denn er wünscht mit euch zu stehen auf dem allerbesten Fuß . . .
Nein, er griff nach höhern Kreuzen, wollte schildern euch die Zeit
Ihrer Thorheit, ihrer Fehler bunte Mannichfaltigkeit.

Dies Beginnen ist löblich, und nach dieser Probe zu schließen hat der Verfasser auch das nöthige Zeug und die nöthigen Farben dazu.

43. Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Von Karl Gutzkow. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. — A. u. d. T.: Gutzkow's dramatische Werke. Siebenter Band. Erste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 25 Ngr.

Die Mannichfaltigkeit der Productionen und die Lust am Schaffen welche Gutzkow fort und fort bewährt sind in der That zu bewundern. Kaum hat er einen „Uriel Acosta" und einen „Patkul" vollendet, so sinnt er auf ein Volkstrauerspiel voll Rührung und liefert dasselbe zur bestimmten Zeit ans Publicum ab. „Richard Savage", „Ein weißes Blatt", „Patkul" und „Liesli": in der That, man kann nicht mannichfaltiger sein, und Goethe wie Lessing, Poeten von denen diese dichterische Eigenschaft bisher mit besonderer Anerkennung gerühmt wurde, sind hierin Kinder gegen Gutzkow. Nur in Einem Punkt bleibt dieser Dichter sich immer gleich — immer liegt seinen dramatischen Conceptionen eine Caprice, irgend eine seltsame Maxime, irgend ein Paradoxon zum Grunde. Wir haben Dies an vielen seiner Stücke schon nachgewiesen; die Caprice zeigt sich nun auch hier wieder und zwar klarer und deutlicher als je zuvor. Hören wir! Ein Handwerker, dem die Früchte seines Fleißes nicht blühen wollen, gedenkt nach Amerika auszuwandern. Seine Frau, anhänglich sonst und treu, vermag es nicht übersichzugewinnen ihm dahin zu folgen; die Erklärung dieses Räthsels wird nun gesucht, theils in dem ursprünglichen Heimatsgefühl, als Gegendruck gegen die Absichten des Mannes, theils in dem Zuge des schwäbischen Volkscharakters der in Trotz und Festgefahrenheit des Willens seine Freude findet, theils endlich in dem geheimnißvoll waltenden Zwiespalt der Ehegatten, welcher in der Kinderlosigkeit der Ehe seine Wurzel hat. Man muß gestehen daß Dies die Motive des Dramas weit suchen heißt! Allein sie sind nicht blos weit gesucht: sie sind gewaltsam, ja sie sind mit innerlichem Widerspruch, eigensinnig und sich selbst auflösend, zusammengesucht. Sehen wir näher zu. Einmal soll Schweizerheimweh ein schwäbischer Nationalzug sein, und

die Erfahrung zeigt daß das Auswanderungsfieber nirgend stärker ist als in Schwaben. Dann aber soll die Kinderlosigkeit in Liesli alle Thatkraft und Lebenslust untergraben haben, und dieser mangelnden Thatkraft gegenüber wird ihr dennoch Trotz und ein unbeugsamer Wille zugemessen. Welcher Widerspruch! War ihre Thatkraft gebrochen, um so lieber mußte sie ja einem fremden Willen sich hingeben. Endlich, wenn die Kinderlosigkeit sie härmte, war Dies ein Motiv sich von Bodmer zu trennen? Mußte sie ihm nicht vielmehr um so lieber in die Neue Welt, in die neue Lebensbahn folgen? Kurz, wohin wir blicken in dieser Schwabentragödie, wir treffen auf Nichts als Eigensinn, Trotz, Willkür; wir sehen daß der Poet sich hier endlich in seiner Neigung für das Paradoxe und für die Caprice einmal in der Fülle des Herzens hat gehen lassen, nachdem er den Zwang früherer Rücksichten mit wahrer Seelenlust abgestreift hat. Diesen Eindruck macht das Stück, diesen Charakter hält es fest von Anfang bis zu Ende.

Und doch ist es eine ergreifende Dichtung die wir vor uns haben! Unter dem Eindruck der Rede, die der Verfasser wie Wenige zu gebrauchen versteht, vergessen wir alle kritische Zweifel und Bedenken. Gutzkow reißt uns in die Situation mitten hinein: wir fühlen mit Bodmer, mit Liesli, wir selbst sträuben uns im Netz ihrer eigenen Verirrungen, wir selbst erkennen sie nicht mehr als solche. Das ist die Macht der Poesie — die Situation ist poetisch, und wahr oder unwahr — sie rechtfertigt den Dichter für die Zeit die wir an das Anschauen seines Werks wenden. Sein dramatisches Gefüge selbst ist meisterhaft, die Spannung läßt uns keinen Augenblick los; die Kunst, die Wucht seines Dialogs und seiner Scenenfolge bewältigt uns; Bodmer fällt vom eigenen Messer getroffen, das nicht Haß, nicht Liebe, sondern Zorn schwingt, unter der tiefsten Seelenbewegung des Lesers! Hat der Dichter nun noch Unrecht? Ist er noch auf falscher Bahn? Wir wissen es nicht, denn er hat sein poetisches Recht geübt, er hat uns hingerissen. Diesen Sturm der Seele zu erregen, Das war sein Beruf: hat er ihn durch Täuschungen erregt, er hat nur sein Recht geübt. Besinnen können wir uns nachher, solange wir sein Werk vor Augen hatten, haben wir stürmisch gefühlt, empfanden Schmerz, Hoffnung, Liebe, Verzweiflung wie sein Liesli und Bodmer. Er hat sein Recht geübt, er hat uns wie Wachs behandelt, uns zu einem Abdruck seiner eigenen Gefühle gemacht. Die Kunst dramatischer Rede, wie sie aus der Situation selbst herfließt, wird kaum weiter gehen können als sie hier hervortritt: Hieb und Stich ist fast jedes seiner Worte; es läßt sich aber Nichts davon anführen, weil Alles sich trägt und bindet. Am meisten glänzt diese Natursprache in der entscheidenden zweiten Scene des zweiten Acts. Liesli, zernichtet im Innern, sagt anfangs zu allen Vorhaltungen Bodmer's nur: Ja und immer Ja! Am Ende seiner Rede fällt sie ein: „Bodmer, ich muß dir was sagen." Bodmer: „Nun, was denn, Liesli?" Liesli: „Bodmer, ich geh' nicht mit nach Amerika!" „Liesli, schwätz nicht so." „Bodmer, ich geh' nicht mit." „Geh' ins Haus, bist krank." „Ich bin nicht krank, Bodmer: ich geh' nicht mit ins Amerika." „Liesli, sag' Das nicht wieder — ich werde verrückt." „Warum nicht? — Siehst du, frag' mich nicht, Bodmer. Ich kann dir's nicht sagen — ich weiß es eben nicht — aber — ich will Gott im Himmel bitten — aber dein Liesli, siehst du — ich kann nicht mit nach Amerika" u. s. w. Von nun an bis dahin daß Bodmer im Augenblick der Trennung ruft: „Soll ich den Berg zertrümmern? Folgst nicht? Erschrickst vor Nichts? Auch davor nicht?" und sich das „vergessene" Messer in die Brust stößt und Liesli ruft: „Ich geh' mit, Bodmer!" bleibt die Situation eigentlich unverändert: dennoch fesseln uns die Worte der Dichtung so daß wir den mangelnden Fortschritt der Handlung nicht wahrnehmen. Auch Dies noch tritt den Mängeln dieses Stücks hinzu — und dennoch —. Es ist eine seltsame Probe die der Verfasser hier mit seinem Talent gemacht hat: die Poesie der Situation, vom Zauber des Worts unterstützt, siegt — eine Lehre für junge Dramatiker — endgültig über jeglichen Widerspruch, wäre er auch hundertfach begründet!

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Jahr in Italien. Von Adolf Stahr. Dritter Band. Mit einem vollständigen Inhaltsverzeichniß und Sachregister über alle drei Bände. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1850. 2 Thlr.*)

Nach dem Taumel des Carnevals in Rom widmet der Verfasser in der stillen Osterzeit sich der Kunstbetrachtung. Aber welche Hindernisse stellten sich ihm, der bei gemessener Zeit doch gründliche Belehrung will, entgegen! „Alles ist weit verstreut, es gilt oft stundenlange Wege zu machen um etwas Sehenswerthes aufzusuchen, und wenn man anlangt, so fehlt vielleicht ein Permesso, oder der Custode ist nicht bei der Hand, oder es ist gerade eins von den unzähligen Kirchenfesten an denen sich in Rom die meisten Sammlungen schließen. Oder endlich, man gelangt hin und vertieft sich in die Betrachtung eines oder des andern Kunstwerks. Da kommt ein Haufe neugieriger Touristen und Galerienbelaufer die geführt sein wollen. Der Aufseher darf uns nicht allein lassen, wir müssen wohl oder übel weiter und uns durch eine Reihe von Sälen schleppen lassen an deren Inhalte uns gerade jetzt Nichts liegt." Zuerst wird das neue Museum im Lateran gründlich besprochen, und zur Erholung dazwischen den heimischen Freunden eine ergötzliche Geschichte mitgetheilt, wie eine verhältnißmäßig gebildete Dame der römischen Tischgesellschaft den Protestanten Glauben an Seelenwanderung zuschreibt und dabei hartnäckig beharrt, eine Cardinalseinführung, die Einkleidung einer Nonne geschildert, und in gar anmuthigem Genrebilde die Katechismuslehre eines Mönchs erzählt, der den zuhörenden Fremden in die Unterhaltung hineinzog. „Selbst die Signori Inglesi (Engländer = Fremder), obschon sie Ketzer sind, sogar sie kennen wenigstens alle die Gesetze ihrer Religion. «Der Herr da», sagte er freundlich zu mir gewendet, «wird mir Das bezeugen», ich bestärkte mit mehrmaligem Kopfnicken seine Worte, «und ihr», fuhr er zu den Kindern fort, «die ihr das Glück habt die wahre Religion zu besitzen, ihr schämt euch nicht so unwissend zu sein?» Allmälig ward ich mehr und mehr in den Unterricht hineingezogen, da sich der gute Frater bei jeder seiner Einschärfungen immer appellirend an mich wendete. Seine Reden waren ein wunderliches Gemisch von Aberglauben und gesundem Menschenverstande. Als er bei dem Abfragen der Zehn Gebote mit dem sechsten an ein junges Mädchen kam, und diese nicht zu antworten wußte, ging er darüber weg mit den Worten: Nun, das ist für dich noch nicht da."

Der folgende (dritte) Abschnitt: „Thor und Ringmauer von Rom", wird seit der Belagerung Roms mit noch allgemeinerm Interesse als früher gelesen werden. Stahr theilt darin einen wenig bekannten Zug mit, welcher die ungeheure Größe Roms, selbst zur Zeit des Verfalls noch, versinnlicht. Der verrückte Kaiser Heliogabal ließ nämlich von seinen Sklaven alle Spinngewebe aus Rom zusammenschleppen, wobei er auf je 1000 Pfund einen Preis setzte. Der Erfolg lieferte 10,000 Pfund dieser Waare. Die Schlußstelle dieses Abschnitts müssen wir hier mittheilen, weil sie einen merkwürdigen Beweis liefert von der Umkehrung aller europäischen Verhältnisse seit 1846, deren damaliger Stand unter den unerhörten Ereignissen fast vergessen. Dieses Beispiel lehrt zugleich die Conjecturalpolitiker vorsichtig zu sein. Wir danken dem Verfasser daß er die fragliche Stelle als ein Denkmal einer längst vergangenen, obgleich erst seit vier Jahren abgelaufenen Zeit hat

*) Vergl. über den ersten und zweiten Band Nr. 216—219 d. Bl. D. Red.

stehen lassen, ohne sie bei der spätern Ueberarbeitung den Ereignissen anzupassen. Sie lautet: „Ich weiß nicht wieviel der jetzige Kriegsetat des Kirchenstaats auf die Unterhaltung dieser Befestigungswerke Roms verwendet. Viel wird es nicht sein, denn Niemand denkt hier an einen Angriff durch einen äußern Feind. Seit der Eroberung durch Karl von Bourbon ist Rom nie mehr von einem äußern Feinde belagert worden. Seit dem 17. Jahrhundert hat sich in dieser Beziehung ein Gefühl vollkommener Sicherheit gebildet, welches die heilige Stadt, den Sitz des sichtbaren Weltoberhaupts, die geheiligte Geschichte des Alterthums und der Kunst sicher weiß unter dem Schutze der europäischen Bildung. Die Anlage der herrlichen Villen Albani und Pamfili*), welche an Kunstschätzen ihresgleichen auf der Welt nicht haben, außerhalb der Umfangsmauern, ist der beste Beweis dieses Gefühls der Sicherheit. Wer sollte jetzt Rom angreifen? Freilich wenn die Hauptstadt selbst einmal, wie bisher nur die Provinzen, das Banner des Aufstandes erhöbe, und das Pfaffenthum Metternich's eiserne Arme herbeiriefe! Aber mit einer Erhebung Roms hat es gute Wege, und dann gibt es für solchen Fall gegen einen östreichischen Angriff auf Rom selbst noch ein Zauberwort: Frankreich!" Das J. 1849 sah diese Erhebung Roms, es sah aber weder einen östreichischen Angriff noch eine französische Vertheidigung. Vielmehr sah Oestreich gemüthlich zu wie der alte Erbfeind und Nebenbuhler in Italien durch die Wiederherstellung der verachteten Pfaffenherrschaft ohne alle Gewähr der nothwendigsten Reformen, wenn auch nur in der bodenlos schlechten Verwaltung, den Haß der Italiener auf sich überleitete.

Vierter Abschnitt: „Das Capitol und seine Sammlungen." Wie Stahr nach Niebuhr mittheilt, findet sich hier ein Beispiel der im Norden ebenso häufigen als im Süden seltenen Sagen von verzauberten Personen im Innern der Erde. Die schöne Tarpeja, welche um goldenen Schmuck den Sabinern den Zugang zum Capitol verrathen, sitzt noch im Felsen mit Geschmeide bedeckt. Trapeja lebt fort im Gedächtnisse des Volks das die Cloelien und Cornelien vergessen!

Seine Catonen und Brutus vergaß der Römer von heute,
Nero's grause Gestalt lebet unsterblich ihm fort!

Ueber das in der capitolinischen Sammlung befindliche Gemälde von Rubens: „Romulus und Remus im Walde von der Wölfin gesäugt", macht unser Reisender folgende Bemerkung: „Man denkt bei dem Anblick unwillkürlich an die Findung Mosis am schlammigen Nilufer und an das erste Krippenlager Christi. Es ist eine wunderbare Uebereinstimmung mit welcher alle diese und ähnliche Gründungssagen die Heroen großer Anfänge in äußerster Niedrigkeit und Verlassenheit darstellen."

Der fünfte und sechste Abschnitt setzt die Kunstbetrachtung fort mit den Sculpturen des Capitols, besonders der Venus, und den antiken Mosaikbildern; der siebente stellt die römischen Gladiatorenbilder zusammen. Die Einleitung dazu bildet die Schilderung des Einsturzes des ungeheuern hölzernen Amphitheaters bei Fidenae, wobei 50,000 Menschen verunglückten. Dann werden die Gladiatorenmosaiken des Lateran und der Sterbende Fechter des Capitols besprochen. An diese Betrachtung der alten Kunst reiht sich die der neuesten: Besuch des ausgezeichneten Landschaftsmalers Ernst Willers, über dessen Leben interessante Einzelheiten mitgetheilt werden.

Ein Besuch Professor Welcker's aus Bonn, der Dahlmann's Schrift über die Französische Revolution und Gervinus' Schrift über die Deutsch-Katholiken, „zwei Sturmvögel in der politischen Windstille der Zeit", mitgebracht, führt den Verfasser auf die Politik. Er erkennt in Deutschland in der „hündischen Verehrung gegen die Fürsten, in dem religiösen Cultus der monarchisch-patriarchalischen Kindesknechtschaft" ein Haupthinderniß des Fortschritts. Das hat sich nun auch seit vier Jahren bedeutend vermindert!

*) Pamfili wie Villa Borghese wurden beide verwüstet bei der Belagerung von 1849.

Achter Abschnitt: „Die erste deutsche Buchhandlung in Rom", in der „Allgemeinen Zeitung" mit gewaltigen Posaunenstößen als „Anfang der Vermittelung des deutschen und italienischen Geistes in der Literatur" angekündigt, hat einen ganz andern, naheliegendern Zweck: für die große Zahl deutscher Schüler und Studenten, von denen es in den römischen Abrichtungsanstalten wimmelt, die gehörige Geistesnahrung in der für zweckdienlich erachteten Qualität bereitzuhalten. Daher hat Spithöver aus Münster, ein aller literarischen Bildung fremder Mann, welcher sich in der neuesten Zeit durch die Unannehmlichkeiten bekanntgemacht die ihm sein Muth zuzog, den Römern die östreichischen Zerstörer ihrer nationalen Ideale beständig im Conterfei vor die Augen zu stellen, außer einigen Romanen, Reisehandbüchern, Schiller's und Goethe's Werken, nur katholische Tendenzschriften crassester ultramontaner Färbung vorräthig; die lutherische Bibel dagegen darf er ohne besondere Erlaubniß der apostolischen Kammer nicht verschreiben. An diesen kläglichen Zustand knüpft der Verfasser die frommen Wünsche einer Hebung und Sammlung des deutschen Elements in Rom durch eine deutsche wissenschaftliche Bibliothek, und eine deutsche Kunstanstalt in der Art der Französischen Akademie in der Villa Medici.

Im neunten Abschnitt: „In der Peterskirche", läßt der Verfasser der mittelalterlichen Hierarchie Gerechtigkeit widerfahren: „In Zeiten wo die rohe physische Kraft als Schwert in der Hand ungebändigter Leidenschaft Alles entschied, war das Erstehen einer geistigen und moralischen Gewalt, und mochte sie auch immerhin neue Uebel in ihrem Gefolge führen, ein Fortschritt. Zwei Dinge aber sind es besonders für welche die Menschheit der römischen Kirche zu ewigem Danke verpflichtet bleibt: die Milderung des trennenden Nationalunterschieds, und die Aufhebung des Unterschieds der Kasten und Stände; die Schweinehirten und Bauernsöhne unter ihren Cardinälen und Päpsten bilden den heilsamen Gegensatz zu der Theorie des bevorzugten Bluts und der göttlichen Erbrechte des Herrscherthums." Der weitere Theil dieses Abschnitts enthält Bemerkungen über die Denkmale der Päpste, und über die Fresken des Melozzo da Forli (1438—91) in der Capitelstube der Sacristei der Peterskirche.

Zehnter Abschnitt: „Nero's Todesstätte." Der Verfasser führt uns an Ort und Stelle, und theilt uns aus dem Sueton die Schilderung von dem Tode des Tyrannen mit, welcher starb wie er gelebt, als Schauspieler! Zum Schauspiel, wenngleich zum komischen, wird auch die Fastenpredigt der Kapuziner wenn der Prediger seinen Text „Du sollst Vater und Mutter ehren!" folgendermaßen behandelt: „Als der zwölfjährige Christus sich von seiner gebenedeiten Mutter einmal entfernt hatte, suchte sie ihn ängstlich in ganz Jerusalem und kam endlich in den Tempel, vielleicht auch um ein Ave-Maria oder zwei zu beten. Da fand sie ihren Sohn, und als sie ihm Vorwürfe machte, antwortete er in trotziger Weise. Das war nicht Recht, aber ihr wißt auch, geliebte Zuhörer, wo er sein Ende genommen hat — am Kreuze!" Es folgen mehre ähnliche Züge, und dann Aeußerungen des Volks welche den tiefen Haß gegen die Pfaffenherrschaft offenbaren.

Elfter Abschnitt: „Einkleidung einer Nonne", eine wohlabgerundete Schilderung, dann der Johannistag mit seinen Volksfesten und einer abendlichen Kirchenfeier in Trinità de' Monti. Am Schlusse dieses Abschnitts theilt Stahr eine, wie man will, ergötzliche oder ärgerliche Stelle aus Emanuel Bidera, „Passegiata per Napoli" (1844) mit, wo nach diesem Tacitus' „Germania" die Quelle für die heutigen Deutschen ist! Der gute Neapolitaner fühlt die Scheußlichkeit der Ausbeutung des Volks durch das Lotto, er wagt es aber nicht sich dagegen auszusprechen, und tröstet sich damit daß es in andern Ländern nicht besser sei. Es heißt da: „Das Lotto ist bekanntlich in Sachsen erfunden. Wie ich in Erfahrung gebracht habe gibt es in jenem Lande Spieler von solcher Leidenschaft daß sie, wenn sie Nichts mehr zu verlieren haben, ihren eigenen Leib

verspielen, wo dann ihre Kinder oder Aeltern sie wieder auslösen müssen. Bei uns gibt es, Dank dem Himmel, keine Menschen der Art, und wenn solch ein Frevler sich fände, so würde ihn Niemand an Zahlungsstatt annehmen." So führt der Reisende sein Kunst- und Naturleben in ruhigem Genusse fort und erhält unsere Aufmerksamkeit immer rege durch die Mannichfaltigkeit seiner Empfänglichkeit und seiner Bildung. Die Mittheilungen über die Modelle sind interessant und machen den Eindruck wie wenn man hinter die Coulissen sieht.

Zwölfter Abschnitt: „Im Vatican." Eine Abhandlung über den Laokoon, die Rafael'schen Sibyllen in Sta.-Maria della Pace mit einem wenig bekannten Zuge aus Rafael's Leben, Palazzo Massimi mit dem Discuswerfer, Frey's aus Basel, des Begleiters Lepsius' in Aegypten, Riedel's, Vogel's und anderer Maler, des dänischen Bildhauers Jerichau Ateliers bilden den Inhalt dieses Abschnitts; von dem Letztern wird eine interessante Lebensskizze mitgetheilt. Der Leser wird schon mehrmals bemerkt haben daß die Ueberschriften der Abschnitte keineswegs ihrem ganzen Inhalt, sondern höchstens ihrem Anfang entsprechen, ein Uebelstand dem übrigens das Sachregister abhilft. So ist es auch mit dem dreizehnten Abschnitt: „Villa Albani und Winckelmann", wo eine gute Bemerkung über Winckelmann's Stil mitgetheilt *), aber außer über Villa Albani noch sehr ausführlich vom Torso des Vatican, von den Galerien Borghese und Barberini, vom Zustand des Unterrichts in Rom, von alten Vasen, von der Campagna und dem Communismus, endlich von den Feierlichkeiten der Osterwoche gehandelt wird. Bei dieser desultorischen Manier, obgleich in den Briefen selbst meist die Uebergänge von einem Gegenstande zum andern natürlich sich ergeben, würde es den Leser ermüden, wollten wir den Verfasser auch bis zu seiner Abreise aus Rom (S. 348) auf allen Schritten verfolgen. Wir bemerken daher nur daß er zur Erholung von der Osterwoche ein paar Tage nach Frascati geht und, zurückgekehrt, nach einigen Tagen Rom verläßt. In diesen letzten Tagen wohnt er noch einer Lottoziehung bei, sieht den herrlichen alten Reinhard einmal wieder, und macht die Bekanntschaft Andersen's und Schwegler's aus Tübingen. Die kindischen Märchen Andersen's sagen ihm begreiflicherweise in Rom nicht zu; desto verwandter ist ihm Schwegler's Natur. Den Abschiedsblick auf Rom wirft Stahr von der Höhe des Klosters Balbina, wo man gleichzeitig die ganze Ruinenwelt des alten, und das Meer von Palästen, Kirchen und Häusern des neuen Roms übersieht.

Die Rückreise über Venedig geht über Terni und Perugia. Der Reisende hält sich erst in Perugia wieder länger auf; gekettete Gefangene im Schloß von Cività-Castellana aus dem Aufstande der Romagna, der privilegirte und besteuerte Bettel am Wasserfall von Terni, das jammervolle Elend um die zwecklos, weil ohne Gemeinde, im freien Feld prachtvoll aufgebaute Kirche Sta.-Maria degl' Angeli bei Assisi, der ganze verwahrloste Zustand der kleinen Städte weisen ihn immer von neuem auf die innere Fäulniß des Kirchenstaats hin. Erst in Perugia fesselt ihn neben den Kunstschätzen auch das Tüchtige, Wohlerhaltene der Stadt, „deren guter Kern selbst dem fressenden Krebs des römischen Pfaffenthums widerstanden", einige Tage hindurch. Ueber Pietro Perugino's Fresken im Cambio, als Anfänge weltlich-historischer Darstellung, macht Stahr eine gute Bemerkung: „Die Fläche des ersten und zweiten Bogens zeigt uns die würdigen Gestalten griechischer und römischer Gesetzgeber, Staats- und Kriegsmänner, theils unverbunden nebeneinander gestellt, theils durch eine beliebige Bewegung miteinander zu Gruppen verbunden. Ganz puppenhaft sie nebeneinander zu stellen mochte seinem Gefühle widerstreben. Er versuchte also aus der starren byzantinischen Ruhe herauszutreten und eine Art von Action zu geben, die doch wieder als keine solche gelten kann, da man nicht weiß was diese Personen miteinander zu schaffen haben. Wie die hier und da erstrebte Action mangelhaft bleibt, so fehlt es auch den Gestalten selbst an aller objectiven historischen Charakteristik, wie sie später Rafael in der Schule von Athen erreichte. Die griechischen und römischen Gesichter sind durchaus noch nicht typisch geschieden. Man sieht daß der alte Meister für seinen Camillus und Trajan ein und dasselbe Modell benutzt hat. Pythagoras könnte ebenso gut ein Apostel, jene Beide könnten irgendwelche Heilige sein. Die Helden Horatius Cocles, Leonidas, Scipio u. s. w. sehen wie Kriegsknechte auf einer Kreuzigung aus."

Florenz macht auf den Verfasser nicht mehr den Eindruck als bevor er Rom gesehen; dagegen fesselt ihn Bologna durch ähnliche Eigenschaften eines tüchtigen Gemeinwesens, wie wir Perugia gefunden. In Venedig läßt Stahr den letzten Ton italienischen Lebens ausklingen. Es hätte nicht der glänzenden Beleuchtung des Marcusplatzes zu Ehren des russischen Kaiserpaars, die der Verfasser dort erlebte, bedurft um von Venedig so entzückt zu werden als von Rom, um den Schmerz von Venedig und zugleich von Italien zu scheiden ebenso bitter zu empfinden wie den Abschied von Rom. Er schwelgt in den Werken Tizian's, dessen Natur der seinigen so verwandt ist, und berichtet Empörendes von dem fanatischen Cardinalpatriarchen Monico, der sogar die Leichensteine der Protestanten einer Censur unterwarf, und auf denselben nicht von „selig Entschlafenen", sondern nur von „Gestorbenen" zu reden erlaubte. Wie Binzer in seinem „Venedig im Jahr 1844" erzählt und wie dem Referent ein Ohrenzeuge bestätigte, ließ derselbe Patriarch, während im protestantischen Bethaus gepredigt wurde, regelmäßig die Glocke einer benachbarten Kirche läuten, sodaß die Rede nicht wohl verstanden werden konnte. Freilich mußte es eine der ersten Handlungen des „constitutionnellen" Ministeriums Schwarzenberg sein, auch ohne Mitwirkung des Reichstags, die katholische Kirche die unter Metternich so bedrückt war, wie diese Beispiele beweisen, von ihren Fesseln zu befreien!

Das reichhaltige Sachregister über alle drei Theile gewährt einen guten Ueberblick über den Inhalt eines Werks das durch die Kenntnisse wie die Lebensanschauung des Verfassers vielfache Anregung gewährt und einen wohlthuenden Gesammteindruck hinterläßt.

34.

*) „Winckelmann's Stil gewinnt das Breite, Sichere eines antiken Tempelbaus unter Anderm auch durch die häufige Anwendung des Perfectums und die Lebhaftigkeit, das Interessirende durch den fast ebenso häufigen Gebrauch der gegenwärtigen Zeit. Jenes gibt dem Leser ein Gefühl des Festen, Ausgemachten, Abgeschlossenen, diese erhält den Schreibenden immer als vielerfahrenen, selbstbeobachtenden Augenzeugen gegenüber."

Bibliographie.

Hillebrand, J., Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch kritisch dargestellt. 1ster Band.: Die deutsche Nationalliteratur im 18. Jahrhundert bis auf Göthe und Schiller. 2te verbesserte und mehrfach umgearbeitete Ausgabe. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Holtei, K. v., Schlesische Gedichte. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 22½ Ngr.

Ludwig, Elise, Gedichte. Herausgegeben zum Besten unserer für Deutschlands Ehre kämpfenden Brüder in Schleswig-Holstein. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 16. 12 Ngr.

Mayrhofer, C., Die Einheit des Wissens und Glaubens. Im Lichte des Somnambulismus und Hellsehens dargelegt in der Geschichte einer Somnambule. Nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen. Wien, Seidel. Gr. 8. 21 Ngr.

Runeberg, J. L., Hanna. Ein Gedicht in drei Gesängen. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. van der Smissen. Mitau, Reyher. 16. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 286. —— 29. November 1850.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

44. Gesammelte poetische Werke von F. Freiherrn von Unterrichter. Zweiter Band. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1850. 8. 1 Thlr.

In dem „geschichtlichen" Trauerspiel „Wilhelm Biener", in fünf Aufzügen, ist ein guter tragischer Stoff allerdings in eine Hand gefallen die zu seiner Bearbeitung nicht genügende Mittel besaß. Dieser Stoff erinnert lebhaft an Lessing's „Emilia Galotti", entbehrt keineswegs eines spannenden Interesses und ist an sich in eine Reihe dramatisch wirksamer Scenen zerlegt. Man sieht jedoch daß auch Dies noch nicht genügt ein dramatisches Kunstwerk zu schaffen. Es fehlt am dramatischen Conflict, an der Concentration des tragischen Gedankens, an fester Charakterzeichnung, an einer genießbaren Sprache endlich. In der letzten Beziehung namentlich gestattet sich der Verfasser Freiheiten die ihn zum Rebellen gegen Logik und Grammatik stempeln und ihn zum Todfeind aller Rhythmik machen; sein Versbau, seine Sprachwendungen sind in ihrer Art einzig und der Art daß man hinter dem deutschen Namen einen Ausländer suchen möchte. Zur Erledigung dieses Punktes nur ein paar Proben, z. B. S. 80:

Schmaus.

Der Kastelmairsche Kauf, des Ohmgelds Schuld
Nicht geht's an Hals . . .
Man müßte nun mit scharfer Frage peinlich
In Biener dringen, bis der Schmerzen Unmaß
Ihm Nichtgethanes zu gestehen zwingt.
Er oder unter Hand der Quäler stirbt.

Bertelli.

D'rum dürfte einzig dies Geständniß schon
Genügen, ihm den Kopf vom Rumpf zu urtheil'n.

Oder gar S. 60:

Bertelli.

Der Unerfahrenste beim ersten Blick
Gewahrt's daß ohne vielen Fleiß und Mehr's
Am Gelde Jed's, vom Größten bis zum Kleinsten,
Nicht also ward in Jeglichem vollendet.

Genug. Die übermäßig redselige Tragödie besteht nun darin daß Wilhelm Biener, der redliche Kanzler von Tirol, durch falsche Anschuldigungen seiner Neider um die Gunst seines Fürsten gebracht, und dieser, Erzherzog Ferdinand Karl (um 1650), für seine Tochter Gretchen in Liebe entzündet, zum Preis seiner Gnade das Opfer ihrer Unschuld begehrt. Gretchen widersteht, Biener's Haupt fällt und seine Gattin schließt das Stück mit einem kräftigen Fluch gegen den strafbaren Erzherzog. Wäre die Sprache nicht gar so abenteuerlich, so würde der Arbeit wenigstens stellenweise eine gute Wirkung nachzurühmen sein.

Das zweite Stück: „Egen, der letzte Graf von Eppan", „historisches" Trauerspiel in fünf Aufzügen, ist ein Ritterschauspiel vorhundertjährigen Stils, und als solches, obwol die Diction hier etwas weniger anstößig erscheint — über die Kritik hinaus. Sprachwendungen wie:

Was ich beschließen werde, sollt's erfahren,
Jetzt will ich nicht mit Sache mich befassen.
D'rum geht . . .

sind, so komisch auch andere ausfallen, hier doch schon seltener. Wir haben das poetische Vermögen unsers Stammes in immer neuen Erfindungen und Versuchen im Drama öfter hochgestellt und freudig gerühmt. Allein Das müssen wir hierneben leider auch zugestehen daß so formlose Arbeiten wie diese in Frankreich und England wol vergeblich nach einem Verleger suchen würden. Die eigenthümliche Natur des Buchhandels in Deutschland hat zu allen Zeiten mehr Einfluß auf die deutsche Literatur geübt als man gemeinhin anerkennt.

45. Karl's XII. erste Liebe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Julius Bacher. Königsberg, Samter. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Eine Tragödie die ihren Haupthebel in eine Verkleidung setzt hat keinen Anspruch auf tiefergehende Kritik. Es ist Dies an und für sich ein Willkürliches, eine so zweifelhafte und bestreitbare Combination daß sie an sich, wo sie in die Hauptcharaktere gelegt wird, jede gute Composition ausschließt, die Wahrheit der Situation von vornherein und unvermeidlich beschädigt. Daß Karl die frühere Geliebte in dem Leibpagen nicht wiedererkennen sollte, ist gar nicht anzunehmen, erscheint vielmehr als eine ganz unstatthafte Fiction, mit der die ganze Handlung des Stücks fallen muß. Mag er nun auch S. 96 sagen:

Fürwahr, ein selt'ner Muth, der dich
Belebt; dein Wesen ließ ihn nicht erwarten.
Mir däuchte fast als hätte die Natur
Geschwankt in ihrem Willen, da sie einst (!)
Ihr Werde über dich gesprochen
Und dir des Mannes Form gegeben,
Doch eines Weibes zärtliches Gemüth u. s. w.

in Worten die zu dem historischen Haudegen, Karl, an sich sehr wenig passen: — wir glauben ihm nicht, wir hören nur den Poeten, der uns gern täuschen möchte. Ueberdies aber ist ein Geheimniß das jeder Zuhörer theilt kein Geheimniß, und auch hierin die Anlage des Stücks falsch. Die übrige Verwickelung bringt auch keinen rechten Ersatz. Gorstern, der verstoßene Anbeter Ulrikens, ist zwar nicht übel gedacht, und es macht seine Wirkung daß er es ist der mit dem auf den königlichen Nebenbuhler gerichteten Schuß die Geliebte tödtet,

welche mit ihrem Leibe ihren Helden schützt; allein Helsingborg, der moralische Urheber des Mordes, welcher hier an Stelle der tragischen That steht, ist doch gar zu gewöhnlich gezeichnet und läßt uns völlig theilnahmlos. Die schwächste Seite aber ist die kraft- und charakterlose Färbung des Helden selbst, ein Bild das eher zu einem Philipp V. oder Ludwig XV. paßt wie zu der immerhin riesigen Gestalt des berühmten Schwedenkönigs.

Ich liebte sie — des Thrones Glanz und Würde
Sollt' sie als Gattin mit mir theilen,
Des Volkes Glück in ihrer Wonnethräne
Sich spiegeln — Das ist nun vorbei.
Wie konnte sie, die Unschuld, Liebe nur
Zu athmen schien.
Als hätte sie der Himmel ausgesandt,
Nur Gutes, Reines zu verkünden,
Wie konnte sie, wie konnte sie mich täuschen!

Und:

Wohl dir, wenn dich ein gütiges Geschick
Vorüberführte an der Schmerzensglut
Und der Gefühle sanfte Woge
Zwar läuterte, doch nicht erstarren ließ.

Darf König Karl XII. in derselben Tonart sprechen wie der schwache zärtliche Gorstern? Hat der „Eisenkopf von Bender" je gegirrt? Wir meinen daß seine Liebe andere Töne gefunden hätte. Wahrheit vor allen Dingen, ihr Herren Poeten, innere wie äußere Wahrheit!

46. Ein Fürst. Charakterbild in drei Acten. Von F. Kaiser. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

47. Männerschönheit. Original-Charakterbild in drei Acten. Von F. Kaiser. Mit einem Titelkupfer. Wien, Wallishausser. 1850. 8. 15 Ngr.

Dem ersten dieser beiden gut ausgeführten Dramen liegt ein bedeutender, obgleich wol kein ganz neuer Gedanke zum Grunde. Ein Fürst, Ideal eines kleinen deutschen Souverains, hat seinen Neffen und Präsumtivnachfolger in Unkenntniß seines Standes, als Weltbürger, erziehen lassen, und dieser als Herr Holm in Staatsdiensten stehende junge Mann liebt des verdienten Oberforstmeisters Tochter und verficht gegen den Fürsten die liberale Denkart. Während eines solchen Streits erfährt er daß er der künftige Regent des Landes sei. Bei diesem Anlaß sagt der Fürst sehr gut: „Ich war meinem Volke ein Vater und übte alle Pflichten eines solchen, solange das Volk ein Kind war. Aber die Geister der Völker reiften rasch, ich sah kommen was gekommen ist. Soll der Fürst noch für sein zum Jüngling gereiftes Volk segensreich wirken, so muß der Vater zum Freunde werden. Er muß mit ihm gleich fühlen; ich aber erkannte daß mein Fühlen anders sei als das meines Volks. Da faßte ich einen Entschluß. Mein Erbe sollte unter dem Volke heranwachsen, damit er es verstehen lerne. Sie werden begreifen wie schwer es mir wurde das Kind meines Bruders — namenlos, als eine Waise in die Welt zu stoßen — werden Sie nun noch wiederholen daß Keiner von den Hohen sein eigenes Glück dem allgemeinen Besten unterzuordnen fähig sei?..." In diesem gut durchgeführten Gedanken findet das Drama, mit Heiterkeit und Laune ausgestattet, seine Aufgabe.

Das zweite Stück soll darthun daß:

Der Flug des Geistes, hoher Sinn,
Ein edles Herz und edler Muth —

die Schönheit des Mannes bilden, und daß:

Die and'rer Männerschönheit je den Vorzug gibt
Nicht werth ist daß ein edler Mann sie liebt.

Der Satz ist unverkennbar ein wenig trivial, das kleine Drama indeß ist gefällig geschrieben und füllt eine Stunde angenehm aus, ohne in irgend einer Beziehung Hervorstechendes darzubieten. Der Witz darin bewegt sich genau in der bekannten Sphäre des wiener Humors, der am meisten in seiner Heimat zu wirken berufen ist.

48. Dramatische Werke von Gustav Freytag. Dritter Band. Graf Waldemar. Schauspiel in fünf Acten. Leipzig, Herbig. 1850. 8. 1 Thlr.

Gedankenkräftige Composition, feine, weiche Sprache, gute dramatische Verwickelung sind Eigenschaften welche alle Erzeugnisse dieses Dichters im dramatischen Gebiete auszeichnen. Es ist zu bedauern daß er diese trefflichen Anlagen meistens durch ein Uebermaß von Schroffheiten, durch etwas Wildes, Uebertriebenes, ja oft Rohes in seiner Charakterzeichnung beschädigt und in ihrer Wirkung schwächt, während andererseits freilich anerkannt werden muß daß ihm auch Bilder tiefster Innigkeit und höchster Reinheit wohl gelingen. So ist seine Gertrud Hiller in diesem, an einer übertriebenen Schilderung der Sünden in der hohen Gesellschaft leidenden Drama, allerdings ein Bild von solchem Glanz schneereiner Tugend daß es uns fast blendet, und daß wir nach dem Wie? und Wo? einer solchen Erscheinung zu fragen versucht sind. Diese Gertrud erzieht unter Preisgebung ihres eigenen Rufs das Kind einer Freundin, das Kind des Grafen Waldemar und einer Tänzerin Luise, die nun als Fürstin Udaschkin auftritt und um die Hand des überdiemaßen blasirten und mit dem Leben zerfallenen Grafen Waldemar furienartig wirbt. Waldemar aber, von dem rohen Schwager der Udaschkin überfallen und verwundet, findet ein Asyl bei Gertrud und ihrem gleich tugendhaften Vater, lernt hier sich selbst und seine Sünde erkennen und rafft sich an der Liebe zu der Gärtnerstochter aus seiner Versunkenheit empor. Als nun die alte Geliebte, Luise oder Fürstin Udaschkin, erscheint den Knaben zu rauben, Waldemar zu bedrohen, bricht auch bei Gertrud die Liebe hervor, und sie bekennt daß sie ihm in Leben und Tod gehört, worauf die dämonische Fürstin gerührt wird und nach Paris geht. In diesem Plan ist Manches ungehörig, Manches unglaublich, das Unglaublichste aber Das daß Waldemar, der der Fürstin lang huldigt, in ihr die Mutter seines siebenjährigen Knaben nicht wiedererkennt. Eine solche Annahme ist und bleibt ganz unstatthaft und kann niemals mit Recht zu einem dramatischen Hebel benutzt werden. Stünde es übrigens so schlimm um die sogenannte gute Gesellschaft wie der Verfasser uns sagt, trüge sie wirklich diese von Sue und Compagnie entlehnten schauerlichen Farben, dann hätten wir nichts Eiligeres zu thun als mit ihr zu brechen auf Tod und Leben. Nein, so scharf sind die Contraste nicht wie der Poet sie gibt, so hoffnungslos, so erstickend ist die Luft in den obern Schichten der Gesellschaft nicht, so schneerein ist nicht Alles was von unten heraufsteigt! Die Uebertreibung aber schadet auch der allerbesten Intention.

Den dramatischen Werth des Stücks, soweit von Fabel und Führung derselben die Rede ist, erkennen wir mit der obengedachten Ausnahme an; sie zeugt von Talent, Kenntniß der dramatischen Gesetze und begabter Erfindung. Die Sprache ist mehr als gewöhnlich und macht durch ihre große Natürlichkeit zum Theil wenigstens die Uebertriebenheiten in der Charakterzeichnung wieder gut. Es fehlt uns an Raum Dies weiter zu belegen; nur des Schlusses sei hier gedacht, wo Gertrud als sie das entscheidende Wort gesprochen: „Ich gehöre zu dir, in Leben und Tod!" fortfährt: „Feierlich ist mir zu Muthe, Waldemar; für die Freude ist in meinem Herzen kein Raum." „Ich aber", entgegnet Waldemar, „fühle frische Lebenslust um meine Schläfe; weggeworfen habe ich Alles was uns trennte, und an deiner Seite, du Reine, will ich die Sühne für altes Unrecht nicht in demüthiger Reue finden, ich will sie finden durch ein neues Leben voll freier, gesunder Thätigkeit." Gut; nur daß die Umkehr Waldemar's doch zu plötzlich erfolgt und seine Versunkenheit doch zu tief war als daß wir, ohne eine Epoche der Zerknirschung, an seine Wiedergeburt glauben möchten. Diesen Unglauben verschuldet der Poet durch anfängliche

Uebertreibung. Das Stück ist Ludwig Tieck gewidmet, dem letzten lebenden Repräsentanten einer Kunstrichtung die der Verfasser stets bekämpft zu haben bekennt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Juden in England.

Abgesehen von einigen verschollenen „Tractätchen" über die frühern Verhältnisse der Juden in England beschränkte sich bisjetzt die dortige dahin einschlagende Literatur auf das Werk des Dr. d'Bloffiers Tovey: „Anglia Judaica, or, history and antiquities of the Jews in England" (Oxford 1738). Das Buch ist nicht sonderlich geschrieben, schwerfällig, weitschweifig und ungeordnet. Aber es hat das Verdienst daß der Verfasser sich viel Mühe damit gegeben, und sein fortdauernder Hauptwerth besteht im Abdrucke alter Originalurkunden in Betreff des ehemaligen Zustandes der Juden in England. Wenn es daher kein vorschneller Gedanke war in Tovey's Fußtapfen zu treten und die englische Literatur auch in dieser Beziehung zu vervollständigen, eine, wie die herkömmliche Phrase lautet, sich immer fühlbarer machende Lücke auszufüllen, so erscheint als doppelt bedauerlich daß Derjenige welcher diesen Gedanken gehabt und ausgeführt seine Aufgabe unrühmlich gelöst haben soll. Dies wenigstens das Urtheil des „Athenaeum" über: „The status of the Jews in England, from the time of the Normans to the reign of Her Majesty Queen Victoria, impartially considered; comprising authentic notices deduced from historical and legal records, etc. By *Charles Egan*" (Hastings 1849). „Außer vielen andern Qualificationen", heißt es, „welche Jemand der über einen reinhistorischen Gegenstand schreibt unentbehrlich sind, soll er insonderheit drei besitzen. Er soll gerecht sein gegen Diejenigen welche ihm auf demselben Forschungspfade vorangegangen, soll genau sein in seinen Citaten, und soll auch eine Kleinigkeit von Dem gelernt haben was heutzutage die meisten Menschen wissen. Sehen wir zu inwieweit der Verfasser solchen Ansprüchen genügt." Es bedarf kaum des Zusatzes daß das „Zusehen" für den Verfasser schlecht ausfällt. Damit „entläßt" der Kritiker das Buch und will lieber „selbst versuchen über die frühere Geschichte der Juden einiges Licht zu verbreiten". Wir entnehmen und bieten daraus Folgendes:

Es liegt kein stichhaltiger Grund vor eine in sehr ferne Zeiten zurückgehende Niederlassung der Juden in England zu bezweifeln. Sie erfolgte vielleicht bereits gegen das Ende der römischen Occupation. Jedenfalls steht fest daß die erste Andeutung unter welcher Bedingung ihr Aufenthalt gestattet wurde sich in den Eduard dem Bekenner zugeschriebenen Gesetzen vorfindet. Durch diese Gesetze werden sie sammt Hab und Gut für königliches Eigenthum erklärt. Die normannische Eroberung bewirkte keinen Wechsel, und statt die Einwanderung der Juden zu beschränken, lag es mehr im Interesse der normannischen Fürsten sie zu begünstigen, indem die Juden nach wie vor und auch wie später unter den Plantagenets Eigenthum oder Angehörige der Krone blieben. Soweit rückwärts die Nachrichten über dieses merkwürdige Volk in England reichen, waren sie zwiefachem Gesetze unterworfen, dem Herkommen oder der sogenannten jüdischen Observanz, und des Königs Willen. Da jedoch letzterer allein ersterer ihre Bedeutung gab, waren die Zwei in der That Eins, obschon thatsächlich die Observanz vorging, ausgenommen wenn es der Krone gefiel sie abzuändern oder ganz aufzuheben, was unter Eduard I. geschah. So durchaus aber waren die Juden in ihrer gesetzlichen Stellung von der englischen Gemeinde getrennt daß sie nicht einmal die Wohlthat des gemeinen Landrechts genossen. Processe zwischen Christen und Juden, oder zwischen Juden und Juden wurden nicht in des Königs Gerichtshofe, in der Curia regis, sondern vor den Judenrichtern oder den Schatzkammerbaronen verhandelt und entschieden. Der einzige Fall in welchem das gemeine Landrecht Notiz von ihnen nahm war bei Todesverbrechen, und dann griff es scharf und fühlbar genug ein, wie mancher wirkliche oder angebliche Geldbeschneider auf seine Kosten erfuhr. In allen gerichtlichen Vorgängen schwuren die Juden „bei ihrem eigenen Gesetze". Sie konnten gegen Bezahlung eines bestimmten Zinses (per censum), sei es in Geld oder Naturalien, nie gegen Lehndienste, von der Krone oder Andern Häuser und Ländereien erwerben. Von Allem was an Kriegsdienst streifte waren sie schlechterdings ausgeschlossen. Wurde ein Jude bekehrt und hatte er sich nicht vorher seines Eigenthums entäußert, verfiel es der Krone. Schon Dies würde beweisen daß alles Besitzthum eines Juden für königliches Eigenthum galt. Indem er Christ wurde erlangte er neue Rechte, welche sein Verhältniß zum Fürsten änderten. Weil aber dadurch das Interesse des Letztern an seinem Besitzthume beeinträchtigt werden konnte, wurde es in solcher Weise gesichert. Indessen ist es wahrscheinlich daß so verfallenes Eigenthum gegen Entrichtung einer Buße öfters zurückerstattet wurde. Wenigstens fehlt es nicht an urkundlichen Belegen daß Getaufte Ländereien und Pachtgüter besaßen.

Solches war in Kürze der allgemeine gesetzliche Zustand der englischen Juden im 12. und 13. Jahrhunderte. Was deren Besteuerung anlangt, so besteuerte die Krone die Judengemeinde, wie man es nannte, nach Belieben, was unter den verwaltenden Umständen soviel hieß als nach Gutdünken.

Ungeachtet der einleuchtenden Nachtheile ihrer gesetzlichen Stellung erlitten die Juden von der sächsischen Periode bis Ende des 12. Jahrhunderts keine eigentliche Verfolgung. Man gönnte ihnen den Genuß ihres Handelsgewinnes. Die Krone erkannte in ihnen nutzbringende Menschen, erleichterte gelegentlich ihre Geldsäcke und gewährte ihnen dagegen allen Schutz welchen die Krone in jener stürmischen Zeit gewähren konnte. Sie bauten sich in den größten Städten Englands Synagogen und Schulen, durften sich jedoch in keiner Stadt heimisch niederlassen wo Juden nicht von jeher gewohnt. Ihr Oberrabbi oder Presbyter, wie er hieß, wurde vom Könige bestellt, muthmaßlich um Streitigkeiten vorzubeugen. Es kann aber auch sein daß der König sich das Ernennungsrecht anmaßte, um auf bequeme Manier im Wege der Buße von den reichsten Bewerbern ein Stück Geld zu erpressen. Die ältesten Häuser in den ältesten Städten Englands nennt das Volk noch jetzt Judenhäuser, und anscheinend nicht ohne guten Grund, indem die reichen Glieder dieser Gemeinde gewiß weniger aus Prunksucht als um ihrer Sicherheit willen sich feste Häuser bauen ließen. Ein Beweis hiervon ist das Judenhaus in Lincoln, dessen Geschichte aus vorhandenen Urkunden bis zum letzten jüdischen Bewohner desselben in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verfolgt werden kann. Oxford hatte früher Juden als eine Universität. Das Magdalenen-Collegium steht zum Theil auf der Stelle ihres ältesten Begräbnißplatzes. Wo dieser später war ist jetzt der botanische Garten, und gegen Ende des 12. Jahrhunderts stand ihre Schule oder Synagoge nahe bei dem Platze wo nachher die Clarendon-Buchdruckerei errichtet wurde, aus welcher das erste Buch über ihre früheste Geschichte in England hervorging. Selbst nachdem Oxford ein anerkannter Sitz der Gelehrsamkeit geworden war, that das Gesetz den jüdischen Einwohnern keine Gewalt an, wie denn der Kanzler der Universität im J. 1262 der Krone anzeigte daß es sein ernstes Bestreben sei „zwischen den Universitätsscholaren und den Juden Friede und Freundschaft zu erhalten, und in Bezug auf Beide schnelle Justiz zu üben".

Damit daß die Juden bis Ende des 12. Jahrhunderts keine eigentliche Verfolgung erlitten, soll nicht in Abrede gestellt sein daß vor dieser Zeit die Krone sie gelegentlich und unter vom Zaune gebrochenen Vorwänden in beträchtliche Geldstrafen genommen. So wurden z. B. die londoner Juden 1131 um 2000 Pfund gebüßt, weil einige von ihnen einen Kranken getödtet. Wie sie ihn getödtet gibt die Urkunde nicht an. Er kann ebenso gut unter den Händen eines jüdischen

Arztes als eines gewaltsamen Todes gestorben sein. Doch kommt auch darauf Nichts an, genug, der erhobene Betrag war kolossal, nach jetzigem Geldwerthe über 30,000 Pf. Sterl. Alles was durch jene Behauptung ausgesprochen sein soll ist daß vor Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts die Juden weder von der Krone noch vom Volke eine fortgesetzte Verfolgung zu erdulden gehabt haben. Ihr Mühsal begann mit der Krönung Richard's I., wo ein heftiger vom londoner Pöbel auf sie gemachter Angriff in jeder von ihnen bewohnten Stadt des Königreichs schnelle Nachfolge fand. Aber auch die Gräuel dieser plötzlichen und allgemeinen Ermordung eines wehrlosen Geschlechts sind von alten und neuen Schriftstellern ansehnlich übertrieben worden. Die Geschichte, jene fürchterliche Geschichte von den Juden in York, beruht einzig und allein auf der Autorität Wilhelm's von Newborough, eines damaligen Chronikenschreibers, welcher seine Erzählung offenbar mit einigen rhetorischen Blumen ausgeschmückt, und etliche Winke im sechsten und siebenten Buche des Josephus benutzt hat. Urkunden aus jener Zeit bestätigen in keiner Weise seine Einäscherung des yorker Schlosses durch die Juden, wol aber berichten sie von der raschen und summarischen Justiz welche an den dortigen Einwohnern wegen der begangenen Gewaltthätigkeiten geübt wurde. Die „Pfeifenrollen" aus Richard's ersten Regierungsjahren weisen die schweren wegen Ermordung der Juden von ihnen eingetriebenen Geldstrafen nach.

Daß eine so plötzliche und allgemeine Erhebung gegen die Juden ihren Grund in einer weitverbreiteten nationalen Unzufriedenheit haben mußte, springt in die Augen. Vielleicht lag er ebenso sehr in der übermäßigen Besteuerung des englischen Volks unter Heinrich II. als in einem aufflammenden religiösen Fanatismus. Durch die innern und auswärtigen Kriege dieses Königs war das Land verarmt, während die Juden, beschützt und begünstigt von der Krone, fast allen Handel und alles Capital ansichgebracht und ungeheure Reichthümer erworben hatten: eine starke Lockung für Pöbelhabgier. Zugleich gährte in den Gemüthern eine derbe Dosis religiösen Wahnsinns. England und ganz Europa hatten noch das Kreuzzugsfieber, und zu einer Zeit wo alle Gedanken sich mit der Wiedereroberung der heiligen Stadt und des heiligen Grabes beschäftigten, verfiel der Jude mit dem Sarazenen dem allgemeinen Hasse des Gläubigen, zumal auf Autorität einer Kirchenversammlung die Sage Wurzel gefaßt die Israeliten in echtweltbürgerlichem Handelsgeiste mit den Anhängern Mohammed's „Geschäftchen" gemacht, und ihnen Waffen und Kriegsbedarf verkauft hätten.

Im Laufe der übrigen kurzen Herrschaft Richard's I. wurden die Juden verhältnißmäßig in Ruhe gelassen, und Johann gewährte ihnen bei seinem Regierungsantritte einen Gnadenbrief, welcher ihre Befugnisse im Staate feststellte. Darunter war die Erlaubniß ungestört mit allen Waaren Handel zu treiben, ausgenommen mit einem Artikel welchen Tovey rothes Tuch nennt, welcher aber nach den Worten des Briefs „blutgefärbtes Tuch" gewesen zu sein scheint. Mit diesem sollten sie nicht handeln, weil das Kaufen und Verheimlichen so gefärbter Kleiderzeuge möglicherweise die Entdeckung und Bestrafung von Mördern verhindern konnte. Indessen wurden jene Bewilligungen von Johann selbst gegen Ende seiner Regierung wenig beachtet, die überhaupt einen traurigen Abschnitt in der Geschichte der englischen Juden bildet. Aber unter seinem Sohne und seinem Enkel sollte es ihnen noch schlechter gehen. Unter Heinrich III. wurden ihre Schulen und Synagogen geschlossen, sie selbst oft und schwer besteuert und in dem wechselnden Kriegsglück zwischen Heinrich und seinem rebellischen Adel ihr Hab und Gut regelmäßig eine Beute des Siegers. Einmal confiscirte sogar Heinrich ihr gesammtes bewegliches Eigenthum, indem er ihre sämmtlichen außenstehenden Foderungen seinem Bruder Richard, Grafen von Cornwall, überwies. Während Heinrich's Regierung tauchte in England zum ersten male jene seltsame Sage auf, welche sich im Mittelalter an jedem Orte und in jedem Lande geltendmachte wo der unglückliche Israelit eine Herberge fand, eine Sage die noch heute im Schatten der Kathedralthürme von Lincoln und Norwich fortlebt, und bei den Gondelführern auf den Kanälen von Venedig sich erhält — eine wilde, schauderhafte Sage, die in unsern eigenen Tagen an der Küste Syriens erwachte, und obschon wie ehemals von allen Gräueln des Fanatismus und der Verfolgung begleitet, doch vom Repräsentanten einer der größten Mächte des civilisirten Europa geglaubt und unterstützt wurde —, die gemeine Sage daß die Juden Christenkinder zu stehlen und zu kreuzigen pflegen. Zwei der besten und rührendsten altenglischen Balladen welche diesem Volkswahne ihr Dasein danken sind ein schlechter Ersatz für die 18 Juden welche aus der Mitte der wegen angeblicher Kreuzigung Hugo's von Lincoln in den Tower gesperrten 92 an einem Nachmittage des Jahres 1255 gehenkt wurden. Und den Uebrigen geschah muthmaßlich Dasselbe.

Heinrich III. scheint sich mit der Hoffnung getragen zu haben alle seine jüdischen Unterthanen zum Christenthum zu bekehren. Er errichtete und fundirte das „Haus der Bekehrten", welches in London ebenda stand wo jetzt in der Chancery-Gasse das „Rolls house" steht, und widmete ihm bis zu seinem Tode die größte Sorgfalt. Allein gleich allen ähnlichen Plänen schlug auch dieser gänzlich fehl. Die Stiftung erhielt sich zwar bis ins 15. Jahrhundert, wurde aber nie zahlreich besucht.

Der Sturz der Juden in England datirt von der Thronbesteigung Eduard's I., welcher frühzeitig den Gedanken faßte all ihr Hab und Gut zu confisciren. Unter dem Vorgeben daß sie des Geldbeschneidens, der Fälschung und anderer Verbrechen sich schuldiggemacht, zog er das Vermögen der reichsten Juden in Bristol, Wilton und Salisbury ein. Die von Egan jetzt zuerst veröffentlichten Inventare sind schmerzliche Documente. Jede Zeile bezeugt den großen Reichthum jener Leute. Es wimmelt von messingenen Lampen, goldenen und silbernen Ringen, Gefäßen von damals seltenstem und kostbarstem Material, den feinsten Tüchern aus den berühmtesten Webereien, Ritterrüstungen und Frauengürteln, goldenen, silbernen und messingenen Petschaften, Büchern und Pergamentrollen. Unter den Sachen Benedict's aus Bristol, der aufgeknüpft wurde, befanden sich fünf goldene Broschen, 88 goldene Ringe, 141 silberne Löffel, 13 Trinkschalen von Murrhine, eine von Krystall, eine von Glas, eine von Alabaster und drei Büffelhörner; auch 12 hebräische Bücher. Gleichzeitig als Dies im westlichen England vorging, wurden die londoner Juden derselben Verbrechen angeklagt und dem Befehlshaber des Tower überliefert, welcher dann bei den kleinsten Veranlassungen Geldstrafen von ihnen erhob. Für jedes von einem Juden umlaufendes übles Gerücht wurde er gebüßt. Wünschten die Hebräer eins ihrer Feste zu feiern, mußten sie den Befehlshaber für die Erlaubniß bezahlen. Widersprach ein Jude einem Aufseher, hatte er 40 Schillinge zu erlegen. Frauen in Kindesnöthen, Frauen alt und jung mußten sich die gewöhnlichsten Rücksichten und Lebensbedürfnisse mit schwerem Gelde erkaufen. Elf Jahre später zog Eduard in summarischer Kürze alles Besitzthum der englischen Juden ein und bestimmte einen Tag an welchem sie das Reich meiden sollten. Aber so vollständig schälte er sie aus daß sie kaum die Ueberfahrtskosten erschwingen konnten, zumal Diejenigen die von London aus in See gingen, vor Besteigung des Schiffes dem Befehlshaber des Tower einen Zoll entrichten mußten. Er betrug vier Pence für die Person und von den 1461 Juden welche im J. 1290 von London nach Whitsand absegelten waren 126 so arm daß jeder nur zwei Pence aufzubringen vermochte.

8.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 287. —— 30. November 1850.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 286.)

49. Das Theater des Auslandes. In Bearbeitungen von W. Friedrich. Erster und zweiter Band. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1847—50. Gr. 8. 3 Thlr. 22 Ngr.

Der Autor dieser meistens anmuthigen und gelungenen Bearbeitungen fremder dramatischer Erzeugnisse wird von uns nicht erwarten daß wir diese Früchte seines Fleißes im Einzelnen kritischer Beleuchtung unterwerfen. Wir haben nämlich nicht weniger als 24 Dramen auf einmal vor uns; unser Urtheil kann daher kaum ein einsilbiges sein. Es muß ihm genügen wie dem Leser daß wir im Allgemeinen guten Beruf zu dieser Unternehmung bei ihm anerkennen, Geschmack in der Auswahl, Sprachgewandtheit in der Bearbeitung, in stellenweisen Abänderungen gute Erkenntniß der berechtigten Foderungen der Bühne. Aus dem ersten Bande sind: „Ein Stündchen in der Schule", „Der Weg durchs Fenster", „Wer ißt mit?" hinreichend bekannte und beliebte Sachen. Die Lustspiele: „Fräulein Gattin", „Nur Hindernisse", „Der Häßliche", „Die Schauspielerin" und „Der Nachbar im Omnibus", sämmtlich einactige Stücke, haben nur den Werth augenblickliche Unterhaltung darzubieten. Größern Anspruch machen: „Dornen und Lorber", Drama von Lafont, in zwei Acten, „Die Gefangenen der Zarin", nach Bayard, in zwei Acten, die es schon auf Charaktere und eine complicirte Handlung anlegen und in beiden Beziehungen dem Ruf der Verfasser Ehre machen. „Lorenz und seine Schwester" und „Die Blutrache", erstere eine lustige Fortsetzung des wohlbekannten „Das Hausgesinde", sind Burlesken vom reinsten Wasser und äußerst possierlich, wahre Pulverminen für den Lachstoff. Wer wollte an solchen Hervorbringungen tadeln und meistern? Sie erfüllen mehr als hundert andere Kunsterzeugnisse ihren eigentlichen, speciell vorbehaltenen Zweck. An bekannten und beliebten Sachen bringt der zweite Band: „Die Töchter Lucifer's", Zauberspiel in fünf Abtheilungen von Friedrich; „Die weibliche Schildwacht", nach Lemoine; „Doctor Robin", nach Prémarey; „Ein Zimmer zu zwei Betten": vortreffliche Lückenbüßer für Bühnendirectionen und mehr oder weniger auf das komische Talent der Darsteller gegründet. „Der Confusionsrath", nach Bayard, Posse in drei Acten, ist auch im Lesen wirkungsvoll. Dasselbe gilt von „Herr Quaft" und „Oscar" nach Duvert und Scribe, in ihrer Gattung leichte, allerliebste Arbeiten. „Ein unbekannter Beschützer", nach Scribe, ist mit dem speciellen Talent dieses Autors für Form und Dialog geschrieben. Gelungen übertragen sind besonders: „Reich an Liebe", „Zwei Herren und ein Diener" und die „Memoiren zweier Neuvermählten", nach Clairville, das letzte ein ganz vorzügliches kleines Lustspiel. „Das Fräulein vom Hause", Lustspiel in zwei Acten, nach Melesville, genügt auch höhern Ansprüchen und nähert sich dem deutschen Conversationsstück. Die Ausstattung der vorliegenden 24 Lieferungen ist gefällig und Preis und Inhalt empfehlen sie allen bedrängten Bühnendirectionen, welchen diese Sammlung einen frischen, schmackhaften Quell neuer Bühnenstücke zuführt.

50. Das Wunderwasser. Komische Oper in zwei Acten. Frei nach dem Französischen des Sauvage von F. Marckwordt. Mainz, Schott's Söhne. 1849. Lex.-8. 5 Ngr.

51. Der Kadi. Komische Oper in zwei Acten. Nach dem Französischen des Sauvage. Von K. Gollmick. Mainz, Schott's Söhne. 1849. Lex.-8. 7½ Ngr.

Was von einem komischen Operntext, nach der niedrigen Scala die wir dafür angenommen haben, zu erwarten und zu fodern ist, wird von den hier vorliegenden Arbeiten gewährt, einige sprachliche Brutalitäten abgerechnet, die freilich selbst diese niedrige Scala nicht zu entschuldigen vermag, wie z. B. S. 9 des „Kadi":

Ja, die Idee ist vortrefflich,
Sie schützt mich vor ein frühes Grab u. s. w.

Sonst ist über Dergleichen Nichts zu sagen.

52. Jacobaea. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Franz Kugler. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1850. 8. 27 Ngr.

Wir haben uns zum Schluß unsers Artikels allerdings eine Perle aufgehoben, ein Drama von hoher künstlerischer Bedeutung, in reicher poetischer Begabung, trefflichen historischen Studien, gründlicher Charakteristik, wirksamer Scenerie, mächtiger Herausstellung des tragischen Gedankens und effectvoller Behandlung der Sprache, von keiner andern Leistung des Jahres übertroffen.

Der Verfasser — dem wir wenigstens zum ersten mal auf dem tragischen Gebiete begegnen — folgt allerdings einem Vorbilde, aber keinem geringern als seinem ewigen Shakspeare und dessen ewigem „Lear". Eine solche Nachfolge ist schon ein Zeichen von Erkenntniß, von Kraftgefühl. Was zunächst den Stoff betrifft, so ist er ein solcher welcher allem Wechsel der Zeitansichten trotzt, wie etwa der der „Antigone", der „Iphigenia", des „Hamlet" oder „Macbeth". Denn welche menschliche Brust könnte sich je, in irgendwelchem Culturzustande, der Theilnahme entziehen für eine junge, schöne Fürstin, die von dynastischem Interesse an einen geistgestörten Gemahl gefesselt, durch die Umstände zur Ergreifung der Herrscherzügel genöthigt, dann von Verräthern des Landes und Neidern ihrer persönlichen Vorzüge falsch angeklagt, in ihrer Reinheit im Augenblick der Krise erliegt, weil ein altes Herzensgefühl plötzlich erwacht und ihr das Wort der Vertheidigung von der Lippe nimmt, ja sie stumm, entmuthigt, wehrlos ihren Feinden überliefert? Dies ist das Schicksal Jacobaea's von

Kleve, ein Schicksal an das sich die Noth, die Entscheidung über ein Land, ein Volk knüpft, und damit neben dem tragischen Charakter auch tragische Größe und Bedeutung insich fasst. Dadurch endlich daß der im Geist gestörte Gemahl Jacobaea's durch eine geschickte Verknüpfung der Umstände selbst zum Mörder der für rein Erkannten wird, ist die tragische That nun vollständig abgeschlossen und in allen Beziehungen im vollsten Verständniß der Kunstgesetze, nach diesen Gesetzen geformt. Die dramatische Entwickelung dieser That setzt der Verfasser mit den besten Hebeln der Charakteristik in Bewegung. Herzog Johann, schwachsinnig, leidenschaftlich, rathlos, dient ihm zu einem ergreifenden Bilde, welche Gewalt geistige Ueberlegenheit über physische Kraftmittel gewinnt. Die Scene wo der Herzog mit dem Schwert unter seinen Dienern und Ministern rast und auf Jacobaea's Wort: „Johannes, gib mir das Schwert!" wie ein Kind, der Schönheit und dem Geiste gehorcht, ist ihrer großen Wirkung sicher. In festen, echtdramatischen Zügen ist der Verrath Waldenberg's, die schwankende Treue Horst's, die Nichtigkeit Amsterrad's gezeichnet, sowie diesen gegenüber die treue Liebe und der echte Rittersinn in Philipp von Manderscheidt, in Merten die Treue, in dem Lautenisten die nichtsprüfende Anhänglichkeit dargestellt sind. Der Neid und die Selbstsucht nehmen in Sibylle, des Herzogs Schwester, eine neue Form an; in Cornelia malt sich eine entschlossene Weiblichkeit, in von Hartenfeld, dem brandenburgischen Gesandten, redliche Ueberlegenheit, mit der er chorartig über den Ereignissen steht. Die gelungenste Gestalt aber, der Träger der poetischen Begabung des Dichters ist der alte und liederreiche, scharfsichtige und launige Hofnarr des Herzogs, Merten, auch eine Art von Chor, aber einer von dem die Alten keine Vorstellung hatten, und dessen Form dem großen Meister in England zu erfinden blieb. Alle diese an sich tüchtigen Elemente setzen sich nun hier in ein überaus gelungenes, das dramatische Interesse rein, völlig objectiv, fast ohne alle subjective Zuthat — der Dichter verschwindet vollkommen hinter dem Gedicht — darstellendes Spiel. Was wir sehen und hören ist nur das Drama, Nichts als dies.

Philipp von Manderscheidt, der Jacobaea in München liebte und von ihr wiedergeliebt wurde, der in Rom verschwundene, todtgeglaubte Philipp, eröffnet die Scene bei Düsseldorf, indem er die Boten Waldenberg's überrascht und sich in den Besitz der verrätherischen Correspondenz Waldenberg's mit den Spaniern setzt. Dieser Eingang ist ganz Shakspearisch: er sendet das Historische, soweit nöthig, dem Drama voraus. Waldenberg's Plan den Herzog zu beseitigen, die Spanier ins Land zu ziehen und an ihrer Stelle zu herrschen, wird uns aus dieser Wirthshausscene sofort klar. Der Plan ist nun vereitelt und Jacobaea vertreibt die Spanier aus dem nahen Neuß, durch Oberst Aldenbruck's und des treuen Narren Merten Hülfe, der zugleich Philipp als fahrenden Ritter Pilgram in Düsseldorf einführt, und als Jacobaea sagt:

> O Dank dir, Dank, du wack'rer treuer Bote.

und von Lohn spricht, erwidert: „Ich verlange keinen Lohn. Du kannst mir doch Nichts geben, Kind, was diese Schellenkappe aufwöge." Der Brief aber von Philippus Pilgram erregt einen ahnungsvollen Sturm in Jacobaea's Seele. Sie sinnt und sagt:

> Und warum jetzt? Warum gerade jetzt?
> Begraben hatt' ich dich, mein junges Herz,
> Begraben dich mit deinem ersten Frühling,
> Mit deinem Sehnen, Denken, Wünschen, Hoffen,
> Und nur in dunkler Nacht, wenn Alles schlief,
> Wenn's Keiner sah, ließ ich dich aus dem Grabe
> Dir meine stillen Thränen nachzuweinen.
> Lebst du so warm in mir? Bedarf es nun
> So kleiner Zeichen deine Ruh' zu stören?
> Ein flücht'ger Blick auf eine Handschrift . . .

Mit diesem kurzen Monolog sind wir die Vertrauten der Seelenstimmung Jacobaea's und stehen mitten in der Tragödie. Hiernächst öffnet sich uns das Schloß zu Düsseldorf. Waldenberg hat einen neuen Arzt für den Herzog kommen lassen; Mardochai soll mit seiner Kunst den Fürsten nur auf eine kurze Frist herstellen, ausreichend um Jacobaea, die Waldenberg, von ihr verschmäht, liebt, zu stürzen. Der Arzt, welcher unter Anderm lehrt:

> Drei Seelen, also steht's im Talmud,
> Drei Seelen hat der Mensch; die eine fest
> Im Herzen, die zwei andern als Begleiter.
> Schläft dann der Mensch, so geh'n die zwei von ihm,
> Aufwärts die eine zu der Geister Wohnsitz,
> Abwärts die and're, in der Erden Schoos
> Von irdisch dunklen Mächten umgetrieben,
> Und was die Zwei erleben, träumt der Mensch.
> So auch der Herzog . . .

verspricht Dies, obwol es gefährlich sei für des Herzogs Leben. Wir sehen ferner Prinzessin Sibylle, von Waldenberg getäuscht, sodaß sie glaubt und mit sich sprechend sagt:

> Der Tag, Frau Herzogin,
> Ist kommen, da Ihr mir die Stelle räumt.

Vorher aber sehen wir den kranken Fürsten selbst, der den brandenburgischen Gesandten würdiglich empfangen will, und ruft:

> Bereitet mir den Thron!

Merten bringt einen Stuhl.

> Hier, Hänschen, setz' dich, lieber Hans.

Herzog.

> Und gebt mein Scepter.

Merten.

> Sie haben's im Wandschrank stehen lassen. Willst du meines haben, Junker?

Waldenberg.

> Fort, frecher Narr! Ihr braucht keins, gnäd'ger Herr.

Der Herzog begehrt ein Schwert. Waldenberg gibt das seine. Die Scene endet damit daß Waldenberg und Hartenfeld in argen Streit gerathen, und der Herzog, von Wahnwitz ergriffen, mit dem Schwerte unter die Versammlung stürmt, welche durcheinander flieht. Da tritt Jacobaea, von Merten herbeigeholt, auf.

Jacobaea.

> Johannes!

Herzog.

> Ha! Ein Blitz — es blendet!

Jacobaea.

> Gib mir dein Schwert, Johannes.
> Nun gib die Hand; Johannes, komm mit mir.

Es geschieht.

Hartenfeld.

> Bei Gott, ihr Herr'n! Seltsame Dinge gibt's
> An eurem Hof zu hören und zu seh'n.

Jacobaea aber beschwichtigt wiederkehrend die verstörten Geister und kündigt die Befreiung der Stadt Neuß vom spanischen Joche an. Bei dem folgenden Maskenfeste sehen sie und — Philipp sich wieder. Ahnungsvoll hat sie gesagt:

> Ich weiß nicht welch ein fremd Gefühl
> Den Busen mir bewegt. Durch die Gedanken
> Streift's wie Sonnenblitz durch zitternd Laub,
> Und was ich thu' und spreche, wo ich gehe,
> Mir ist's wie Traum.

Da tritt ihr Philipp entgegen!

> Hu! Philipp, Philipp! Steigst du aus dem Grabe?
> Faßt mich ein Fieber daß ich draußen scheue

Was brinnen glühend lebt? Bist du ein Geist?
Du lebst? Ich fass' es nicht, die Sinne schwinden...

Sie fällt in seinen Arm.

Philipp.

Hier ruh', ruh' sicher, armes, müdes Kind.
O hätt' ich immer dich so halten können.

Es folgt ein Liebesgespräch so hoch und zart daß es an „Julia und Romeo" mahnt, bis Merten Verrath kündend singt:

Und der Kukuk kam, der Kukuk kam,
Und die Grasmück' hat Sorg' und Gram.

Sibylle ist Zeugin dieser Begegnung gewesen. Daher im dritten Acte verderbliche Pläne, Anklage gegen Jacobaea auf schwarze Kunst und Treubruch. Verhaftung in ihren Gemächern. Doch sie entflieht mit Hülfe Merten's und des Lautonisten; der Herzog von Waldenberg auf ein Waldschloß entfernt, fühlt sich gekräftigt, entflieht seinerseits, zweifelnd an Jacobaea's Schuld, und trifft mit ihr im Walde von Duisburg zusammen. Auch Philipp, zur Befreiung Jacobaea's mit Reisigen heranziehend, ist hier mit der Geliebten einen Augenblick allein. Hier heißt es, nach süßen Erinnerungen Beider:

Jacobaea.

O, Philipp, Philipp, wohin verlockst du mir
Herz und Gedanken? Habe Mitleid!

Philipp.

Nein, Liebe, fliehe nicht: es soll mein Wort
Dir Zagen nicht und keinen Gram bereiten.
Vergangen ist die alte Zeit und vor uns
Im grauen Nebel liegt was kommen soll.
Doch unser ist der Augenblick . . . O, laß
Solang' treu deine Hand in meiner ruh'n . . .

Jacobaea.

Philipp! Mann! Seele meines Lebens! Du!

Bei diesem Ausbruch der Leidenschaft tritt der Herzog hinzu. Er dringt mit dem Schwert auf Jacobaea ein, die er für einen Spuk hält, Philipp tritt dazwischen, sie kämpfen und Jacobaea sinkt vom Degen des Gemahls getroffen. Enttäuscht stirbt der Herzog in ihrem Schoos:

Zu dir setz' ich mich und steige mit dir
Ins dunkle Grab . . .

Merten.

Ruh' aus, du armes Herz — laß uns die Müh'
Dein ödes Haus zu schließen.

Mit Shakspeare'schem Schluß erscheint nun Hartenfeld an Chores Stelle:

So mög' er dort zu hellerm Tag erwachen!
Bereitet Bahren jetzt, die edlen Leichen
Im Trauerzug nach Düsseldorf zu führen.
Das Weit're ordn' ich dort. Da Sigismund,
Der Herzog Brandenburgs, nach festem Recht
Jetzt Herzog ist von Kleve, so gebiet' ich
In seinem Namen hier . . .
Nach Düsseldorf, ihr Herr'n, erhebt die Bahren!

Waldenberg wird verhaftet und Philipp zieht — jenseit des Meers, und:

Abgelaufen ist
Die Zeit der Noth für dieses schöne Land.

Nur zwei Worte noch zum Schluß über diese Dichtung. Ihr großes Verdienst besteht, denken wir, in der vollkommenen Objectivirung des Stoffs, in ihrer vollständig dramatischen Form. Es ist nur Eines zu bedauern, Das nämlich daß der Verfasser nicht in den Zeiten des „Nathan", des „Tasso" lebt: man würde Abhandlungen über sein Stück schreiben und jede derselben würde mehr und mehr den hohen Kunstwerth darthun; denn er hat aus seinem Shakspeare herausgelesen, nicht was in ihm, dem Leser, lebendig war, sondern — wie so Wenigen gelingt — was in dem großen Dichter selbst wirkt und lebt. 56.

Statistisches zur Beurtheilung der Sittlichkeit in Frankreich und England.

Für das Jahr 1847 hat sich die Anzahl der Verbrecher in Frankreich in Bezug der beiden frühern Jahre bedeutend vermehrt. Im J. 1846 urtheilten die Schwurgerichtshöfe über 5077 Anklagen und 6908 Angeklagte, 1845 über 5054 Anklagen und 6685 Angeklagte. Im J. 1847 haben sie über 5857 Anklagen mit 8704 Angeklagten zu urtheln gehabt. Im Vergleich zu den beiden vorhergehenden Jahren findet sich daher eine Mehrzahl von 800 Anklagen, also 16 Procent oder ein Sechstheil, und 1900 Angeklagten, also 28 Procent oder fast drei Zehntel. Seit 1825, in welchem Jahre zuerst die Tabellen der Criminaljustiz veröffentlicht wurden, ist das Jahr 1847 das an Verbrechen zahlreichste, und die beiden Jahre 1845 und 1846 die beiden am wenigsten zahlreichen. Die 5857 Anklagen hatten zum Gegenstand 1622 Verbrechen gegen die Person und 4235 gegen das Eigenthum. Bei den erstern waren 2102 Angeklagte (24 auf 100) und 6612 (76 auf 100) bei den letztern. Die Zahl der Diebstähle ist auf öffentlichen Straßen auf 52 Procent, die der qualificirten auf 26 Procent gestiegen. Im J. 1847 verhielt sich die Anzahl der Angeklagten zur Bevölkerung wie 1 : 4067 statt 1 : 5125, welches das Verhältniß im J. 1846 und 1 : 5296 im J. 1845 war. Auf die 8704 im J. 1847 rechnet man nur 1424 Frauen, also ein wenig mehr als ein Sechstel (164 auf 1000). Das Verhältniß von 1846 war: 169 auf 1000, und 1845: 171 auf 1000. Bemerkenswerth ist daß die Unverheiratheten jährlich die Hälfte der Angeklagten bilden. Im J. 1847 kamen 4574 Unverehelichte auf 8704 Angeklagte, also 536 auf 1000. Die 35,401,761 Einwohner welche Frankreich 1846 zählte theilten sich in 19,323,973 Unverheirathete, also 546 auf 1000; 13,664,328 Verheirathete oder 386 auf 1000 und 2,413,460 Verwitwete oder 68 auf 1000. Von den Angeklagten welche einen festen Wohnsitz haben wohnen 64 Procent auf dem Lande und 36 Procent in den Städten. Von Ungebildeten kamen 1847 55 auf 100; 1846 waren es 52 und 1845 nur 51 Procent.

Betrifft diese Zusammenstellung nur wirkliche Verbrechen, so mag jetzt eine Classificirung derjenigen Vergehen folgen welche nur von der Zuchtpolizei bestraft werden. Im J. 1846 kamen nur 161,376 Sachen mit 207,476 Angeschuldigten vor; 1847 waren es 184,922 mit 239,291 Angeschuldigten. Die große Ueberhandnahme des Bettelns im J. 1847 ist der schlechten Ernte des vorhergehenden Jahres zuzuschreiben; 1845 gab es 3916, 1846 5272 und 1847 plötzlich 10,046 bestrafte Bettler. Die Zahl der Vagabunden stieg von 4074 im J. 1845 auf 6231 im J. 1847 und die der einfachen Diebstähle von 26,257 im J. 1845 auf 31,768 im J. 1846.

Ein Vergleich mit England gibt ein Resultat welches gerade nicht zu des letztern Vortheil ausfällt. Im J. 1848 gab es im eigentlichen England 30,749 Angeklagte, in Schottland 4909 und in Irland 38,522; also im Ganzen 73,780. Im J. 1843 war die Zahl der Verurtheilten, nicht der Angeklagten, auf 73,186 im eigentlichen England gestiegen und fiel 1846 auf 64,899 herab. Es gab somit in diesen Jahren 1 Verbrecher auf 155 Einwohner. Im J. 1848 dagegen kam in Großbritannien 1 Angeklagter auf ungefähr 375 Einwohner, und im eigentlichen England 1 auf 560. 6.

Bibliographie.

Blumen und Nesseln aus dem Hausgärtlein der Wittwe Germania. Vom Verfasser des Adolph Sander rc. Karlsruhe, Malsch u. Vogel. 12. 8 Ngr.

Nägelsbach, C. W. E., Der Prophet Jeremias und Babylon. Eine exegetisch-kritische Abhandlung. Erlangen, Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 20 Ngr.

Oischinger, J. N. P., Die Christliche Trinitätslehre. Mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Stand der Theologie und Philosophie und namentlich auf den modernen Dualismus begründet. Sulzbach, v. Seidel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Pinto, Graf, Ueber den Wucher. Berlin, Springer. 1851. Gr. 8. 6 Ngr.

Rennecke, C. H., Die Lehre vom Staate, nach principieller Begründung und mit besonderer Berücksichtigung des christlichen Princips. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Bekenntnisse eines Soldaten. Wien. Gr. 16. 7½ Ngr.

Einhorn, Die Taube mit dem Oelblatte. Predigt, gehalten am Abende des Versöhnungsfestes, den 16. Septbr. 1850, zu Schwerin. Schwerin, Kürschner. 1851. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die kirchlichen Fragen der Gegenwart. Aphorismen und Thesen den Gliedern der bevorstehenden Westfälischen Provinzial-Synode zur Beherzigung brüderlich dargeboten von einem Deputirten Pfarrer. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kapff, Vortrag über die Sonntagsfeier, in der Sprengelversammlung zu Herrenberg am 15. Juli 1850. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 3 Ngr.

Rübel, K., Der Segen der Gottseligkeit für dies zeitliche Leben. Predigt über 1. Timoth. 4, 8—10 gehalten am 15. Septbr. 1850. Nürnberg, Raw. 8. 2 Ngr.

Sparfeld, E., Otto Leonhard Heubner und seine Selbstvertheidigung über seine Theilnahme an den Vorfällen zu Dresden im Mai 1849. Für das deutsche Volk bearbeitet. Zwickau, Gebr. Thost. 8. 5 Ngr.

Inhalt des Monats November.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 288. —— 2. December 1850.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Johann Gottfried Schadow.

1. Kunstwerke und Kunstansichten von Johann Gottfried Schadow. Berlin, Decker. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Dr. G. Schadow. Vortrag bei der am 27. Febr. 1850 stattgefundenen Gedächtnißfeier. Berlin, Decker. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.

Mit erläuterndem Text von F. Förster erschienen 1825 „Wittenbergs Denkmäler" von Dr. J. G. Schadow, begleitet mit einer Lebensbeschreibung desselben, zu der aus dem zuerst zu besprechenden Werk, obgleich der verewigte Verfasser alles Persönliche daraus ausscheiden wollte, Manches hinzugefügt werden kann.

Frau Tassaert, eine Pariserin, widmete sich als Malerin der Kunst, während ihr Gemahl, ein in Paris erzogener Niederländer, als Bildhauer sich des Schutzes Friedrich's II. erfreute. Neben ihren Kindern unterwies sie mit Liebe und Sorgfalt einen Knaben armer Aeltern, der als munter und aufgeweckt ihr empfohlen war. Signor Selvino, einer der Arbeiter in Tassaert's Werkstätte, konnte dem Flickschneider Schadow nicht gerechtwerden, und, um den Gläubiger zu versöhnen, versprach er für die Erziehung des Sohnes Sorge zu tragen. Dieser erwarb sich immer mehr das Vertrauen der Frau Tassaert, und hatte es ihr zu danken daß ihr Mann ihm in der Bildhauerei Anleitung gab. Nachdem er eine zeitlang mit bestem Erfolg unter seinen Augen gezeichnet und gemeißelt, ward er durch eine seiner Kunstproben dem Könige bekannt. Als der Bau der beiden Kirchen auf dem Gensdarmenmarkt der Vollendung nahe war, stürzte der zuletzt errichtete Thurm als er die halbe Höhe erreicht plötzlich zusammen, und in jener Zeit, in der man sich in Aufführung künstlicher Ruinen gefiel, erschien die in einem Prachttheil Berlins eben improvisirte besonders anziehend. Schadow fühlte sich gedrungen eine Zeichnung zu entwerfen, und sie wurde in Potsdam dem königlichen Bauherrn vorgelegt. Ein Bildhauer der neben Tassaert wirkte war Godecharles (bei Nagler Godeharle) aus Brüssel. Da dieser nach den Niederlanden zurückkehrte, so empfing der zweiundzwanzigjährige Schadow dessen Stelle und genoß ein Jahrgehalt von 450 Thlrn. Schon bei Lebzeiten des großen Königs war von einer ihm zu errichtenden Ehrenstatue die Rede, die sich auf der Stelle erheben sollte wo sie endlich jetzt durch Rauch's Meisterhand erstand. Berlin sollte in Kunstthätigkeit nicht hinter Petersburg und Stockholm zurückbleiben, woselbst damals Werke der Art aufgestellt waren. Schadow ging nach Rom zum ernsten Studium der Antike. Während es in seiner Zeit noch gewöhnlich war daß angehende Künstler die Engel Bernini's auf der Engelsbrücke zeichneten, war die Marc Aurel-Statue sein Ideal, ein Denkmal an dem sich in verschiedenen Perioden die Plastik aus ihrer Erschlaffung und Ermüdung zu frischem Wirken aufrichtete. Friedrich Wilhelm II., der die Kunst, von dem barocken Gewande entkleidet und der französischen und neuitalienischen Gefallsüchtigkeit entfremdet, zu nationaler Würde erhoben sehen wollte, ließ über die beabsichtigte Reiterstatue viel verhandeln, allein „die geflickte neue Kleidung", die nicht angewandt werden sollte, und die Wahl des römischen Costume war wol hauptsächlich schuld daß Schadow, wenigstens um dieses Werkes willen, vergeblich auf königliche Kosten nach Petersburg und Stockholm gereist, um das Verfahren des Erzgusses genau kennenzulernen; der französische Krieg seit 1791 drängte das Unternehmen des großen Kunstwerks vollends zurück. Darum fehlte es aber nicht dem strebenden Künstler an Gelegenheit seiner Vaterstadt darzuthun daß er in Rom mit Recht im Concorso di Balestra 1786 die goldene Preismedaille gewonnen, eine Ehre die noch keinem Deutschen zutheilgeworden. Die Minister von Heinitz und von Herzberg wandten ihm ihre besondere Gunst zu. In der „Apologie der Gräfin Lichtenau" sagt dieselbe in Bezug ihres Verhältnisses zum Könige: „Das meinem Sohn, dem Grafen von der Mark, in der Dorotheenkirche

zu Berlin errichtete Denkmal spricht hiervon zu laut." Der Graf von der Mark starb als achtjähriger Knabe 1787. Tassaert empfing die Bestellung zu einem Marmorwerk mit seiner Portraitfigur, da er aber 1788 verschied, so ward Schadow damit beauftragt. Er mußte einer von Puhleau gelieferten Zeichnung folgen und arbeitete an dem Monument bis zum J. 1790, wozu er der Allerhöchsten Bestimmung gemäß zum großen Theil inländischen Marmor verwandte. Die Parzen die des Erblichenen Faden abspinnen zeigen daß Schadow Michelagnolo's Sibyllen mehr als dessen Parzen, die Figur des schlafenden Knaben daß er neben der Natur auch die griechischen Idealformen studirte. Die Gräfin Lichtenau küßte das reizende Marmorbild. Nicht für Berlin, sondern für Stettin meißelte Schadow die Statue Friedrich's des Großen 1793. Der Verfertiger selbst zählt „diese Arbeit nicht zu den gelungenen". Dieses Urtheil kann auch wol auf den alten Zieten ausgedehnt werden, obwol Tölken neben einer Gruppe der in geschwisterlicher Liebe verbundenen Königin Luise und Prinzessin Friederike jene Statue zu den ersten Werken Schadow's zählt. Er machte zu ihr zwei Entwürfe und stellte einmal den Helden als den Kampffertigen und dann als den Nachdenkenden dar, und also führte er ihn in Marmor aus. „Dem Bildhauer", so liest man, „verzieh man es, hier von der Proportion der wirklichen Natur abgewichen zu sein und die Seelengröße durch das Handgreifliche und Sichtbare ausgedrückt zu haben." Man fühlt sich hier zu einem Scherz geneigt, da der den Schlachtenplan überdenkende General sinnend das Kinn auf die Hand stützt. Wie ist doch das innere Wirken des Gedankens so ganz anders in Rauch's Scharnhorst ausgesprochen! Die Reliefs auf dem Postament sind ebenso bizarr als die auf dem Tauenzien'schen Denkmal. Das Brandenburger Thor, das K. G. Langhans 1793 durch Leßling und Held ausführen ließ, gab unserm Künstler durch die in Kupfer zu treibende Victoria, den Mars und die Basreliefs neue Beschäftigung. Er spricht Langhans Originalität ab, denn das Brandenburger Thor (wie man zwei mal im Buche liest) ist nach der Akropolis gebaut. Durch die Zierden auf und in ihm hat das Thor nicht an origineller Würde gewonnen, umsoweniger als Schadow's Erfindung sich durch Rode's Zeichnungen gefesselt sah. Der Tod des Königs, dessen grenzenlose Gutmüthigkeit Schadow erhebt, war für ihn ein harter Schlag. Friedrich Wilhelm III. im Anfang seiner Regierung glaubte durch Einschränkung und Sparsamkeit die durch die Freigebigkeit seines Vaters schwankend gewordene Wage wieder ins Gleichgewicht bringen zu müssen. Ein bedeutender Abstand that sich den Künstlern kund, wenn auch minder herb und schroff als nach dem Tode Friedrich's I. Friedrich Wilhelm III. bezahlte mit Unwillen die Kunstwerke die die Gräfin Lichtenau in Italien gekauft, weil er solche nur erwerben wollte insofern sie als Mittel zum Unterricht und zur Bildung nothwendig wären. Er nannte das Marmorgrab des Grafen von der Mark wegen der daran haftenden Erinnerung „fatal" und machte die Bestellung des für den früh verstorbenen Prinzen Ludwig bestimmten und von Schadow darzustellenden Denkmals rückgängig. Dennoch war es diesem vergönnt ein Hauptwerk seiner Kunst in dieser Zeit in dem alten Dessauer aufzustellen. Der Maler Anton Pesne machte ihn mit den Gesichtszügen und der Architekt Erdmannsdorf aus Dessau durch urkundliche Mittheilungen mit dem Wesen des Feldherrn vertraut. Und wir sehen in der Statue eine lebendige Charakteristik durchgeführt, wir sehen den Erfinder des eisernen Ladestocks und das regelmäßige Uhrwerk des Kamaschendienstes, wir verkennen in dem strengen Exerciermeister nicht den echten Soldatenfreund, in dem Fürsten nicht den schlichten Biedermann. Ein sorgsam ausgearbeitetes Detail verschmilzt hier innigst mit großartiger Auffassung des Ganzen. Es hatte für den Künstler etwas Demüthigendes als der alte Dessauer aus dem Lustgarten nach dem Dönhofplatz verwiesen wurde zu den Caricaturen von Adam, Ränz und Tassaert; aber hier erst wird die ungeheuere Kluft wahrgenommen die der Genius Schadow's zu überwinden hatte, um nach der französischen Vorbildung der Kunst wieder Ebenmaß zu geben. Der errungene Sieg bekundete sich schon in dem Beifall den das auf die Ausstellung 1800 gebrachte Modell gefunden, und vor fünf Jahren redete Tölken also den Veteran der Künstler an: „Die Nation zählt Sie zu der Schar der Helden jenes großen Königs unter welchem Sie Ihre öffentliche Laufbahn angetreten haben." In eine noch nähere Beziehung war Schadow schon vorher zu Erdmannsdorf getreten, da jener zur Decoration eines Saales im königlichen Schloß Gipsreliefs mit Vorstellungen gefertigt hatte die dieser ihm vorgeschrieben, „was", wie der Verfasser bemerkt, „an eine Zeit erinnert wo Rafael von dem Cardinal Bembo sich Aufgaben stellen ließ". (!) Ein treffliches Werk in Bronze in halber Lebensgröße zeigt uns Friedrich II. mit seinen beiden Windspielen voll anspruchsloser Naturwahrheit. Ein Geistlicher bei Mansfeld ließ 1804 einen Aufruf zur Errichtung eines Luther-Denkmals ergehen. Nachdem der Streit ausgefochten war ob ein solches in Mansfeld, in Eisleben oder in Wittenberg stehen sollte, brach der unglückliche Krieg aus und die von den lutherischen Gemeinden, insbesondere von den mansfeldischen Bergleuten gesammelte Summe ging verloren. Die Künstler verzweifelten als der Hof Berlin verlassen; Schadow feierte nicht, wenn er auch im Vergleich zu dem Frühern und zu dem ihm in Erwartung Gestellten darbte. Der König Ludwig von Baiern als Kronprinz bestellte bei ihm Büsten für die zu begründende Walhalla. Es wurden Kopernicus und Wieland und viele Jahre später Kant, Haller, Johannes von Müller, dieser nach dem Leben portraitirt, Leibniz, Guericke u. A. gebildet. Auch der eigene königliche Herr vergaß seiner nicht, und von Königsberg aus ward ihm, ohne daß er darum bat, eine kleine Unterstützung gewährt. Während der Demüthigung des preussischen Staats führte ein Aufschwung der Ideen den Blick über Noth und Betrübniß hinweg. Eine

neue Kunst arbeitete sich hindurch, um mit entfesselter Kraft einst dem Triumph der Freiheitskriege die Siegeskränze zu flechten. Auch Schadow bot dazu freudig seine kunstgeübte Hand. Als Rauch zwei Blücher-Statuen zum Gusse lieferte, modellirte er die dritte für des Fürsten Vaterstadt. Ueber sie besprach er sich mit Goethe, und die bezüglichen Briefe — von nicht bedeutendem Inhalt — sind dem Buche einverleibt. Goethe läßt ihn seinen Groll nicht nachempfinden dafür daß, als er in den „Propyläen" das Treiben der Künstler in Berlin prosaisch genannt, Jener sich erkühnt hatte öffentlich dagegen aufzutreten und den Vorwurf abzuweisen. In bescheidener Zurücktretung erkennt Goethe die Hinzuziehung von Kunstgelehrten insoweit als einen Vortheil für die Künstler als der Tadel des Publicums sich an den ersten bricht. „Sie werden", sagt er, „wenn das Werk erscheint, demselben eine Schutzwehr gegen so manche unerfreuliche Urtheile." Nach einem kleinen ihm vorgelegten Modell urtheilend nennt Goethe die Gestalt des Helden brav, bewegt und geistreich, und er räth nur das Thierfell, das Arminius' echten Nachfolger umhüllt, mehr symbolisch als naturgetreu darzustellen.

Schadow's letztes großes Werk ist sein Luther in Wittenberg. Wie sich der Meister in den ihn zuletzt ganz erfüllenden Gegenstand einlebte, zeigen die von ihm in Wittenberg gemachten Studien und sonst überall wo Luther's Erinnerung wehte, vornehmlich in Ermittelung authentischer Bildnisse. Der Gottesmann von Erz zeigt uns die auf unumstößliche Ueberzeugung gegründete Sicherheit. Eine gute Wehr gegen alle Anläufe des Bösen trägt er in der Hand, es ist die Bibel und zwar die wohlverstandene, reif durchdachte deutsche Bibel. Die nicht zu vermeidende Monotonie der Linien in der geraden Stellung gibt uns das Bild des Insichberuhigten. Wenn der Rücken durch eine volle Wand der Aedicula oder auch nur durch einen niedern Altar theilweis gedeckt wäre, so würde sich die Gestalt besser ausgenommen haben. Hirt nahm an der gothischen Form des Gehäuses Anstoß und diesmal wol nicht mit Unrecht. Denn wenn wir auch sonst nicht in das Urtheil einstimmen daß solches sich nicht mit der Verbreitung des Lichts reime, das Gothische sei ein Rückschreiten in finstere Jahrhunderte, so mußte hier der Renaissancestil des 16. Jahrhunderts Anwendung finden. Man mußte es Luther, der wiedererwachten Classicität entsprechender, zeitgemäßer, heimischer einrichten. Als Plastiker arbeitete Schadow zuerst für die Porzellanfabrik und mit einer Arbeit für dieselbe schloß er 1844 seine Kunstthätigkeit ab. Sein halb verloschenes Auge vergönnte ihm seitdem nur noch die Beschäftigung mit künstlerischen Ideen.

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerung an einen Sonderling.

An einem Sommermorgen im J. 1820 kam ich vom Gericht nach Hause, und fand da, mich erwartend, einen untersetzten, schlichten Mann, der sich mir als Alterthumsforscher Arendt vorstellte, und einen gedruckten Bogen überreichte, betitelt: „Großherzoglich Strelitzisches Georgium nordslawischer Gottheiten und ihres Dienstes. Aus den Urbildern zur Beförderung näherer Untersuchung dargestellt von Martin Friedrich Arendt, nordischem Alterthumsforscher aus Altona. Minden, 1820. (Allein vom Verfasser zu erhalten.)"

Er war mit einem Frühstück beschäftigt das er sich hatte geben lassen, benahm sich völlig ungenirt, und erklärte daß er meine korveische Geschichte gesehen habe, und mit den Alterthümern und Sammlungen Korveis nähere Bekanntschaft zu machen wünsche. Wie er wegging nahm er während des Gesprächs sämmtliche noch auf dem Teller liegende Butterschnitte, wickelte sie in sein Schnupftuch und steckte sie in die Tasche. Ich bemerkte auch schon daß das Tuch nur scheinbar seine Bestimmung erfüllte, denn wenn er es brauchte wandte er sich um und legte ein Papierchen hinein. Es war sein einziges Tuch, sowie denn seine ganze Reiseequipage, wie ich bald erfuhr, nur aus den einfachen Stücken die er an und bei sich trug bestand.

Ich hatte ihm einige Bücher mitgegeben, und suchte ihn am andern Morgen in unsern Gasthäusern auf um ihm den Gegenbesuch zu machen und ihn zum Essen einzuladen. Aber ich fand ihn nirgend, und endlich brachte ich heraus daß er in der abgelegensten und geringsten Kneipe des Orts sich aufhielt. Ich trat in das alte, nach westfälischem Stil gebaute Haus, und auf der großen Flur zeigte man mir oben ein kleines Gemach, zu welchem ich mittels einer Leiter hinaufsteigen mußte. Ich fand den Fremden da und sprach: „Was Henker, Alterthumsforscher, wie kommen Sie in das schlechte Nest; hier werden Sie doch nicht logiren wollen?"

„Ei nun", erwiderte er, „warum denn nicht? Hell ist es; Tisch und Stuhl habe ich auch, und Materialien zum Arbeiten hoffe ich von Ihnen zu erhalten."

„Aber mein Gott, wo essen Sie denn?" frug ich, und er sprach: „Bah Essen! Das ist Nebensache; werde keinen Hunger leiden; um den Tisch und sonstige Bequemlichkeiten des Lebens bekümmere ich mich gar nicht."

Wie ich nun näher in ihn drang mir zu sagen ob er in diesem Hause auch speise, erklärte er mir mit der größten Ruhe und Zufriedenheit: er sei an die einfachste und nahrhafteste Kost gewöhnt, da ihn der Herr mit keinen Mitteln gesegnet habe; er lebe in der Regel von Kartoffeln und befinde sich dabei trefflich. Wenn er sich aus wissenschaftlichen Interessen eine zeitlang an einem Orte aufhalte, so gehe er auf den Markt, kaufe eine Metze voll Kartoffeln, siede sie sich selbst, und lebe davon solange sie reichten, und dann kaufe er sich wieder einen Vorrath: alles Uebrige sei Luxus; zehn Jahre habe er sich im Norden aufgehalten, bei den Bauern gelebt, wo meist Kartoffeln seine einzige Nahrung gewesen seien, habe Alterthümer studirt und zu einer Onomastik gesammelt; dann sei er auch in Rom, Madrid, Paris gewesen, habe alle Reisen zu Fuß gemacht, und Dies nur durch die einfachste Lebensweise erreichen können.

Der Mann schien mir ein Funfziger, und ich fühlte Mitleid mit seiner beschränkten Lage; ich bat ihn bei mir zu essen und sich eine etwas anständigere Wohnung auszusuchen. Er begleitete mich, und aß von nun an Mittags und Abends bei mir, wobei ich ihm auch zugleich ein Zimmer für seine Arbeiten anwies. Ich fand daß er einen trefflichen Appetit hatte, und Alles was ich ihm vorsetzte mit großem Behagen genoß; vorzüglich mundeten ihm meine ausgezeichneten Kartoffeln, die bei jeder Mahlzeit in Salzwasser abgekocht auf den Tisch kamen. Den Rest der in der Schüssel blieb legte er in Beschlag, und stellte diese auf seinen Arbeitstisch, wo er während des Lesens bisweilen zulangte.

Uebrigens spielte er den Herrn in meinem Hause, polterte beständig, und schimpfte mich aus daß ich ein so luxuriöses Leben führe, und zu viele Bequemlichkeiten mir angewöhnt habe. Da nun im Gegentheil mein Leben sehr schlicht und einfach war, und aus all seinem Poltern doch eine gewisse Gutmüthigkeit hervorleuchtete, so konnte ich ihm nur scherzhaft antworten,

und er verzog dann sein sehr ernstes Gesicht auch bisweilen zum Lachen, welches sich sehr komisch ausnahm.

Außer der Tischzeit las er und studirte beständig, fand sich auch Morgens schon um 4 Uhr bei seinem Arbeitstisch ein, und beschäftigte sich mit alten Handschriften und Urkunden. Eines Morgens wo ich um 5 Uhr aufstand und aus dem Fenster sah, bemerkte ich ihn schon im Küchenfenster liegend und eifrig in einem Buche lesend; er hatte die Zimmer noch verschlossen gefunden.

Ueber wissenschaftliche, namentlich historische Gegenstände sich mit ihm zu unterhalten war eine Freude; er strotzte von Kenntnissen und sprach mit der größten Klarheit und Präcision. Sein Gedächtniß war enorm; denn da er stets wanderte und sich mit keinem gelehrten Ballast umgeben konnte, so suchte er Alles was er in sich aufnahm im Gedächtniß festzuhalten und so sich anzueignen. Mit Excerpiren und Schreiben beschränkte er sich daher möglichst; er schrieb eine klare, feste Hand, und das Denkwürdige was er sich notirte trug er mit Bleifeder auf dünnes Postpapier, das er so voll schrieb daß die Züge beinahe ineinanderflossen. Dann zog er es durch Wasser und ließ es wieder trocknen, weil so die Schrift sich nicht verwischte.

Nachdem er mehre Tage bei mir gelebt hatte, blieb er plötzlich wieder aus. Ich suchte ihn auf und fand ihn in einem kleinen, niedern Stübchen bei einem Bürger; auch hier war es schlecht genug, aber doch viel anständiger als in dem vorigen Quartier. Wie ich ihn frug warum er nicht zum Essen gekommen sei, erklärte er in sehr barschem Ton: er wolle nicht mehr bei mir speisen, solchen Luxus könne er nicht vertragen, er verwöhne sich ganz, er werde bei seiner Lebensart bleiben, und zu Tische nicht mehr zu mir kommen.

Da es schon Mittagszeit war frug ich ihn was er denn heute genießen wolle, und er erwiderte er werde heute schmausen, weil er sich bei mir wirklich schon verwöhnt habe; und zugleich holte er ein kleines schwarzes Brot für sechs Pfennige und ein schmuziges Töpfchen mit Milch herbei und erklärte daß Dies sein Mittagsessen werden solle.

„Zum Henker, alter Freund", sprach ich scherzend, „geht lieber mit und eßt eine gute Suppe bei mir, die Euch besser bekommen wird." Anfangs weigerte er sich; endlich gab er mit Schimpfen und Poltern nach, und fing an seine Toilette zu machen, wobei er mir lauter gute Regeln im Ton eines Zankenden gab.

Seine blanken Stiefeln hingen draußen vor dem Fenster, und während er sie hereinholte und anzog, sagte er: „Die Menschen wissen nicht wie ein Stiefel muß behandelt werden. Da kommen sie Abends mit schmuzigen, nassen Stiefeln nach Hause, ziehen sie aus und lassen sie stehen. Kann da ein Stiefel trocken werden, und muß er so nicht vor der Zeit zugrundegehen? Wenn man sie auszieht muß man sie gleich abputzen und aufhängen, daß die Sohle wieder trocken und fest wird."

Wie er seinen Rock vom Stuhl nahm, ereiferte er sich noch mehr über die Behandlung der Kleider. „Da wird", sprach er, „auf die Kleider geschlagen, und dann mit einer scharfen Bürste die Wolle abgekratzt daß der Rock vor der Zeit zugrundegeht. Ein wahrer Unsinn! Man muß den Rock aus dem Fenster blos schütteln und ausstäuben, dann aber mit den Fingern die Federn und andern Schmuz der sich darauf gesetzt hat ablesen."

Er that Dies wirklich während dem Sprechen, zeigte mir daß der Rock ganz rein sei und zog ihn an. Endlich war er fertig und ging mit mir nach meinem Hause. Die Straße war sehr schmuzig, und ich bemerkte wie er sich einen ganz eigenen Gang angewöhnt hatte um seine Stiefeln nicht schmuzig zu machen, indem er bald rechts bald links mit großer Leichtigkeit hüpfte, um auf Steine oder trockene Stellen zu treten. Ich sah leicht ein daß ihm bei seinen großen Fußreisen Alles daran gelegen sein mußte seine Stiefeln möglichst lange in gutem Zustande zu erhalten. Ich scherzte aber darüber und sagte: „Freund, jeder Mensch hat doch seine schwachen Seiten und sein bischen Eitelkeit. Bei Ihnen sind es die schönen blanken Stiefeln, für die Sie aufs ängstlichste besorgt sind." Er wurde hierdurch auf seine Sprünge aufmerksam, antwortete aber Nichts, sondern lachte auf komische Weise mit seinem ernsten, des Lachens ungewohnten Gesichte.

Einst zog er seinen Geldbeutel und bat mich ihm einen Doppellouisdor wechseln zu lassen, wobei ich dann bemerkte daß er wenigstens ein Dutzend drin hatte. „Ei", sagte ich, „Arendt, Sie haben ja eine gespickte Börse; da wundert es mich doch daß Sie sich so entsetzlich einschränken und schlecht leben."

Sogleich polterte er mich an: „Soll ich das Geld etwa verfressen oder versaufen? Hat es mir dazu der Großherzog geschenkt, oder um mich bei meinen Forschungen und Studien zu unterstützen? Mit diesem Gold will ich nach Rom oder Paris reisen, worüber ich noch unschlüssig bin; und dazu muß es ausreichen; folglich ist die größte Sparsamkeit nöthig."

Arendt nahm lebhaftes Interesse an dem Verein für Herausgabe der deutschen Quellenschriftsteller, und las bei mir mit Aufmerksamkeit die damals erschienenen ersten Hefte des von der Gesellschaft herausgegebenen Archivs. Er hegte den lebhaftesten Wunsch daß die Gesellschaft ihn in ihre Dienste nehmen und verschicken möchte, um Handschriften aufzusuchen und zu vergleichen. Hierzu wäre er ganz geeignet gewesen; und er machte gar keine höhern Ansprüche als ihm nur soviel Geld zu geben wie er bei seinen Fußreisen und bei seiner dürftigen Lebensart gebrauchte.

Eines Abends nahm ich ihn mit in eine Gesellschaft meiner Freunde, wo wir Gelegenheit hatten seine Auffassungskraft, sein enormes Gedächtniß, und seinen lebendigen, klaren Vortrag zu bewundern. Er schilderte uns die reichen Kunstsammlungen zu Paris und Rom, so zusammenhängend und vollständig belehrend und deutlich, als ob diese Schätze ihm gegenwärtig und seiner steten Aufsicht und Anordnung anvertraut seien. Zuletzt verfehlte er aber auch nicht Einige welche dumme Fragen an ihn richteten aufs derbste zu hobeln und zurechtzusetzen. Er war dabei immer so humoristisch und komisch daß die Getroffenen mehr verblüfft als beleidigt waren.

Sowie der alte Forscher bei mir alle conventionnelle Regeln der Gesellschaft beiseitesetzte, so bezeigte er mir doch große Achtung, und beobachtete daher auch immer noch einen gewissen Takt in seinem Benehmen gegen mich und mein Haus. Leider aber erfuhr ich bald von literarischen Freunden, an die ich ihn empfohlen hatte, daß er sich an mehren Orten echtcynisch benommen, und den Leuten, trotz aller Gastfreundschaft, die gröbsten Dinge gesagt, Viele sogar aufs verächtlichste behandelt hatte. Den Damen aber war er ein wahres Schreckbild.

Einige Zeit nachher lasen wir in den Zeitungen daß er in der Nähe von Venedig als vermeinter Vagabond von Gensdarmen war aufgegriffen worden. Anstrengung, schlechtes Leben und Aerger zogen ihm ein hitziges Fieber zu, und er starb zu Venedig.

P. Wigand.

Literarische Notiz.

Washington's Abschiedsansprache.

Washington's „Farewell address" wurde, wie bereits in Nr. 174 erwähnt, von James Lenox in Neuyork um 2300 Dollars für seine reiche Bibliothek angekauft. Der liberale Besitzer hat dieselbe in reicher Ausstattung in Folio drucken lassen, in einer kleinen Auflage, welche ausschließlich zu Geschenken für öffentliche Bibliotheken verwendet werden soll.

85.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 289. —— 3. December 1850.

Johann Gottfried Schadow.

(Beschluß aus Nr. 288.)

Höchst interessant ist aus dem Buch zu ersehen wie das Feld, während Schadow in langen Jahren den Weinberg der Kunst bestellte, sich vielfach veränderte und immer mehr erweiterte.

Das zerbrechliche Porzellan hielt und stützte eine zeitlang die Plastik und verbürgte ihr allein einen sichern Erwerb. Schaller, der Schöpfer des Hofer-Denkmals, war ursprünglich Kassirer in der Porzellanmanufactur in Wien und Flaxman arbeitete für die Wedgwood'sche Fabrik. Aus der Caisse de porcelaine bestritt Heinitz die Kosten für Bildhauerarbeiten. Was hier an freigebiger Spendung für Luxusartikel zusammenfloß mußte die Mittel für Kunstwerke abwerfen. Bildhauereien wurden zu Friedrich's II. Zeiten überaus schlecht honorirt, sodaß die Anfertigung großer Modelle, die Uebertragung des Modells auf den Marmorblock durch Punkte sich nicht bezahlt machte. Jeder Bildhauer meinte wie Michelagnolo den Zirkel im Auge zu haben und hieb darauf los, war doch Sandstein leicht zu beschaffen. Die Kunst Figuren aus Kupfer zu treiben blühte seit Friedrich's II. Zeit in Berlin, und Arbeiten der Art sieht man auf dem Schloß, welche freilich von mehr Geschick als Geschmack zeugen. Die Quadriga auf dem Brandenburger Thor ist von Kupfer. Die Pferde wurden nach Schadow's Erfindung von den Brüdern Wohler aus Holz in der bestimmten Größe gearbeitet und Jury lieferte die Metallarbeit. Nicht wurde das Kupfer, wie man glauben sollte, über dem Holz getrieben, sondern das Modell diente nur dazu Bleistreifen darüber zu formen, nach denen die Erhöhungen und Vertiefungen des zu treibenden Kupfers abgemessen wurden. Vor Friedrich's II. Zeit verstand man den Granit zu handhaben, später war Marmor der härteste Stein den man bearbeitete. Schadow lieferte als etwas ganz Ungewöhnliches zwei granitene Briefbeschwerer, bis Wimmel den Untersatz der Luther-Statue aus polirtem Granit fertigte. Ein Material, dauerhafter als Stein und Metall, der gebrannte Thon, kam wieder zu Ehren und zwar durch den kunstbegabten Töpfermeister Feilner. Die Apotheose der Königin Luise von Schadow erfunden und von jenem ausgeführt war die erste bemerkenswerthe Probe der Thonbildnerei, die durch Schinkel Bedeutung und Ansehen gewann. Mit Uebergehung der Zinkgießkunst, der Galvanoplastik möge noch die Malerei berührt werden, insoweit sie durch Wiederaufnahme des Genre ein volksthümliches Interesse gewann. Als Schadow und seine Kunstgenossen immer vom großen Stil sprachen und mit Goethe flehten: es möge zur wahrhaften Erhebung der Kunst „eine allgemeine Liebhaberei herrschen, die sich zum Großen neigt", malte Konstantin Schröter die „Muthwilligen" 1824, und es entstand in Düsseldorf eine Reihe von Bildern unter den Auspicien Wilhelm von Schadow's, die sein Vater als Arbeiten rühmte deren Meister im Kleinen groß wären. Und es fehlt nicht an Anerkennung Dessen was er selbst im Genre zu leisten vermag. Seine humoristischen, sarkastischen und immer charakteristischen Federzeichnungen enthalten des Trefflichen viel. Im Raczynski'schen Werk ist eine mit zwei berliner Dienstmädchen mitgetheilt.

Wenn er durch den Werth den man diesen „Schnurren" beilegt überrascht erscheint, so überrascht wieder die im Buche nicht undeutlich vorgetragene Meinung: daß er und seine kunsterfahrenen Altersgenossen Das geleistet was die jüngern, von Bewunderern begleiteten Künstler an den Tag gefördert, daß sie es nicht gekonnt hätten wenn nicht eine reichbegabte Generation vorhergegangen wäre. Thorwaldsen ist nach Schadow's Urtheil nicht mehr als Sergel und Schinkel, ist nur eine Wiederholung von Friedrich Gilly. Voll Pietät lobt er Tassaert's Statuen aus dem Mythenkreise und hebt mit Nachdruck hervor daß die vom Director Lesueur gezeichneten Vorlegeblätter mit weiblichen Acten noch jetzt in der Akademie benutzt würden. Frisch und Weitsch gelten ihm als Kunstheroen. Er erinnert daran daß Wach der Schüler Kretschmar's gewesen und daß der Kupferstecher Mandel bei Buchhorn gelernt. Nicht läßt er unerwähnt daß Rauch bei der Blücher-Statue in Breslau, die ihm übertragen werden sollte, die von ihm auf einer Zeichnung angegebene Stellung beibehielt, daß Schinkel da er die Form einer Marmorvase zu entwerfen hatte von ihm

sich eine Idee erbat. Wenn es ihm schmerzlich sein mußte daß in einer Beschreibung der Basreliefs am Münzgebäude von einem Bildfeld gerühmt wurde: „Schadow habe hier die mehrste Meisterschaft gezeigt", das gerade nicht von ihm herrührte, daß die Statue des Mars neben dem Brandenburger-Thor in neuerer Zeit als ein bedeutsames Werk der Sculptur gepriesen wurde, die gleichfalls nicht sein Meißel geschaffen, so waren doch die Verfertiger Bußler und K. Wichmann seine Schüler. Wol konnte der Meister stolz auf seine Kunstjünger sein, namentlich auf die welche in den nächsten verwandtschaftlichen Verhältnissen zu ihm standen. Keiner gab das Naive in der Antike so glücklich wieder als der früh dahingegangene Rudolf Schadow in der Sandalenbinderin, und Emil Wolf ist diesem ebenbürtig. Zu den Malern Wilhelm von Schadow, J. B. Hübner, Bendemann gesellt sich Felix Schadow, der in plastischer Gestaltung Fresken nach Schinkel's Entwürfen darstellte. Da ein erfolgreich wetteiferndes Streben junger Kräfte dem Vater und Lehrmeister glückliche Jugendfrische bis zu seinem Tode erhielt, so mag man es nicht verübeln wenn der kränkende Ausspruch: Schadow's Werke gehörten theilsweis einer antiquirten Periode der Kunst an, in den Aeußerungen hier und da Ueberschätzung hervorruft. Mit Genugthuung blickt er zu den, die Lebensspanne überdauernden, Zeugen seiner Wirksamkeit, und ist des erhebenden Trostes daß nicht jeder Tadel sich als Tadel, nicht jedes Lob als Lob bewährt, daß man zu keiner Zeit verkannte was man an ihm besaß. Es konnte ihn nicht kränken daß man einem Rauch das Denkmal der Königin Luise anvertraute, weil er damals nach einer überstandenen lebensgefährlichen Krankheit lange leidend war. Als ein Werk Thorwaldsen's wurde eine liegende Nymphe, lange in der Galerie Aguado in Paris befindlich, eine Jugendarbeit Schadow's abgebildet und dadurch 1810 die Veranlassung gegeben zur versuchten Wiedergewinnung der Statue für Berlin. Als er bei seinem mit Sang und Klang, mit Herzlichkeit und aufrichtiger Freude gefeierten funfzigjährigen Jubelfeste 1838 erklärte das Directorium der Akademie niederzulegen, so ward er dahin beschieden daß man seiner Mitwirkung noch nicht entbehren könne. Schadow's Haus in der Schadow-Straße, das durch die Bildwerke über dem Eingang sich als solches leicht verräth, ward von vornehmen und merkwürdigen Fremden fleißig besucht und seine Werkstätte betraten der spanische Gesandte Pardo de Figueras, mit dem Wolf'schen Homer in der Tasche, und der niederländische Fürst Aremberg, der blind durch Betasten sich an der Schönheit der Gebilde erlabte. Beiläufig bemerkt der Verfasser daß er einst als er Kunstwerke vorzeigte und dabei ausglitt, von fürstlicher Hand aufgehoben wurde.

Wenn das eigentliche Verdienst Jeder im eigenen Busen trägt, so konnte Schadow stolz darauf sein die deutsche Plastik, wenn nicht die deutsche Kunst wieder geschaffen zu haben. Sie hört mit Schlüter auf und hebt mit ihm wieder an. Durch den Strom eines halben Jahrhunderts getrennt, der die französischen Mißbildungen an uns vorüberführt, stehen die beiden Kunstgrößen als Felsenmarken gegenüber mit der Bezeichnung 1714 und 1764, dem Todesjahre Schlüter's und dem Geburtsjahre Schadow's. Beide sind ganz Deutsche, ganz Preußen, und in Preußen beinahe allein stehen ihre ruhmgekrönten Werke zur Freude des Kenners, Kunstfreundes und Patrioten. Ueber Europa zerstreut sind die Statuen Canova's und Thorwaldsen's, die unsers Künstlers aber in Berlin und Stettin, in Breslau und Wittenberg. Die beiden preußischen Bildhauer können als Geistesverwandte angesehen werden, als ihre Hervorbringungen das Zeugniß einer tüchtigen Schule darthun, die sie als ihre eigenen Lehrmeister durchmachten, als sie die Antike weniger in ihrer nackten Ursprünglichkeit als in einem abgeleiteten Begriff, etwa dem eines Giovanni da Bologna, in sich aufnahmen, als Beide mehr das Gediegene als das Geniale zur Erscheinung brachten, als Beide in ihrer Person allein lange Zeit die Bildhauerei in Deutschland vertraten.

Auf dem Titel des Buchs fällt das Wort „Kunstansichten" in größern Lettern besonders ins Auge. Die hier ausgesprochenen haben meist Hirt zum Urheber, dessen Namen der Verfasser nicht verschweigt. Die Schönheit ist auch bei ihm mit der Charakteristik abgeschlossen, auch er ist ein Feind der gothischen Baukunst, auch er schilt auf die Bildergalerie des königlichen Museums mit ihrem abstoßenden „alten Colorit", und auch er steift sich trotz Jenem was er einmal proclamirt als auf das unumstößlich Wahre. In einem der Vergessenheit zu überantwortenden „Verzeichniß der wiedereroberten Gemälde" (Berlin 1815) erklärte Schadow das Danziger, den Brüdern van Eyck zugeschriebene Weltgericht für eine Arbeit Michael Wohlgemuth's, und hier lesen wir wieder: Hartmann Schedel's Chronik (nicht: „Hartmann's Schädel-Chronik") mit den Wohlgemuth'schen Bildern „gab mir das erste Licht". Wer möchte sich durch das Licht blenden lassen wenn er den letzten Holzschnitt der Chronik aufschlägt? Für Schadow existirt, soviel man aus den Reiseberichten ersieht, keine neuere Kunst vor dem 16. Jahrhundert und nur ein mal macht er „Miniaturen von Etienne Chevalier, einem französischen Maler", in Verwechselung des Bestellers mit dem Meister Fouquet namhaft, „da man solche ihrer Vortrefflichkeit nach aus dem 16. Jahrhundert datiren möchte".

Ueber das Denkmal Blücher's erschien von dem Künstler eine Schrift, die dem Referenten unbekannt geblieben ist. Gehen wir zu seinem größten schriftstellerischen Werk über, zum „Polyklet", auf den in unserm Buche wiederholt Rücksicht genommen wird. Einestheils war es Camper's Erläuterung „Ueber den Ausdruck der verschiedenen Leidenschaften", anderntheils Albinus' „Historia musculorum", die als unzureichend erkannt ihn bestimmten einen umfassenden zuverlässigen Künstlerkanon auszuarbeiten, dem er deshalb den Namen „Polyklet" gab. Er wollte dem Uebelstande begegnen daß Künstler, wie ehemals Lebrun in seinen Schlacht-

gemälden, Pietro da Cortona in seinen figurenreichen Schaustellungen dieselben Gesichtsbildungen in allen Charakteren wiederholen. Gall's Auftreten in Berlin flößte ihm für mühsame kranologische Forschungen neues Interesse ein. Günstige Umstände vereinigten sich ihm die seltensten Originale vorzuführen, und Gelehrte — unter ihnen ist Blumenbach nicht der letzte — förderten ihn in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Wir lesen wie er in das Entbindehaus gerufen wird, um an ein paar eben geborenen Knaben seine Messungen vorzunehmen und durch ihre Portraits die Reihe seiner Kindesbildungen in allen Lebensjahren zu eröffnen. Am königlichen Hof wird ihm Gelegenheit die beiden an der Tafel aufwartenden Chinesen Hachr und Affig zu zeichnen. Der Fürst Repnin commandirt zum Dienst des Künstlers Exemplare der verschiedensten Nationen in der russischen Armee. Zum Frommen des ämsigen Beobachters werden in Berlin in Breterbuden allerlei Racen gezeigt. Das Buch mehr durch frappante als systematische Zusammenstellung sich auszeichnend hat für den flüchtigsten Beobachter ungemein viel Anziehendes, wieviel mehr für den Künstler der die fruchtbarsten Motive zu einer erzielten Mannichfaltigkeit daraus entnimmt. Ob es bei seiner nicht übersichtlichen Fülle ein Lehrbuch zu nennen ist, dürfte in Abrede gestellt werden. Zur Rectificirung der bekannten Werke über menschliche Proportionen gibt es aber wichtige Beiträge. Schmerzlich wird der Künstler in ihm Beispiele vermissen wie sich die Menschenbildung in Gesichtszügen und Haltung wesentlich verändert durch Cultur und Verwilderung, in entscheidenden Momenten des Schreckens und des Todes. Der Stumme, der Taube, der Harthörige, der Blinde war nicht zu übergehen, wenn Lionardo da Vinci auch im andern Sinne dem Maler den Rath gibt sich den Stummen zum Lehrer zu erwählen.

Es werden die wegen der angewendeten Zinnplatten theilweis undeutlichen Abbildungen im „Polyklet" getadelt. Die Platten von Silber in der stylographischen Manier, welche in einem Foliobande mit Abbildungen zu den Kunstwerken Schadow's gehörig, diese und einige andere verdeutlichen sollen, haben wenig vor ihnen voraus. Aber auch in ihrer Unvollkommenheit bilden sie eine wesentliche Bereicherung der Kunstgeschichte, und nicht anders als mit dankbarer Pietät blicken wir auf das Vermächtniß des ehrwürdigen, ruhmgekrönten Künstlers.

Der Geheimerath Dr. Tölken hielt einen Moment nach dem Hinscheiden des sechsundachtzigjährigen Greises bei der im Saal der Singakademie veranstalteten Todtenfeier die Gedächtnißrede; dankenswerth ergänzende Nachrichten zur Lebensbeschreibung werden in ihr mitgetheilt. Es ist oben erwähnt daß Tölken die Statue des Generals von Zieten und die Gruppe welche die Königin Luise und die Prinzessin Friederike in geschwisterlichem Bunde darstellt für die schönsten Werke Schadow's hält. „Er läßt hinter sich eine Lücke", sagt der Redner, „die sich nicht ausfüllen läßt." Vielleicht als Künstler weniger denn als Paterfamilias des berlinischen Künstlerchors. Sein Hauptverdienst, um es zu wiederholen, besteht darin daß er mit dem Directorialhammer der deutschen Bildhauerei Geltung verschaffte vor der französirten Kunst. Das Verhältniß in dem das Deutsche und das Französische in seinem Wesen und Denken stand tritt aus einzelnen Bemerkungen der Gedächtnißrede noch klarer hervor.

Der Unterricht der Frau Tassaert flößte ihm im Knabenalter schon das Französische als Anstandssprache ein, und mit Gewandtheit und Anmuth wußte er sich im Französischen auszudrücken; aber bei aller Geschmeidigkeit den Großen gegenüber erkannte man daß ein derbes Deutsch ihm angeboren war. Er arbeitete im französischen Geschmack in Tassaert's Werkstätte, aber mit dessen Sohn übte er sich im Zeichnen nach Chodowiecki'schen Blättern. Das französische Theater und die französischen Schriften waren noch nach Friedrich's II. Zeit in vorwiegendem Ansehen, aber er las den Wieland, Winckelmann und Lessing und nahm an einer im Privatcirkel gegebenen Vorstellung des „Hamlet" thätigen Antheil. Als Preußen und seine Kunst in Fesseln lag, ließ ihm der französische Machthaber sagen: „Man wisse daß in seiner Werkstatt an einem Denkmal Friedrich's gearbeitet werde. Man wolle ihn mit Mitteln versehen darin fortzufahren." Aber Schadow verschmerzte es gern daß es beim Versprechen blieb, um bald darauf mit um so bissigern Caricaturen den feindlichen Uebermuth zu strafen.

Zu bedauern ist es daß der enge Umfang einer Vorlesung es dem Vortragenden nicht gestattete dem Buche Schadow's durch ausführlichere Angaben, berichtigende Bemerkungen einen höhern Werth zu verleihen. Sollte jenes in einer zweiten Auflage erscheinen, so müßte es von Tölken herausgegeben und commentirt werden.

86.

Unmuthverse 1850.

Immerdar wünschen die Alten zurück ein Gewes'nes, das nicht ist,
Während die Jungen verträumen ein niegewesenes Künftig:
Beide verlangen unmögliches Erbgut, darum soviel Weh.
Hast du zum Wohl deines Lebens erseh'n Fleischtöpfe Aegyptens,
Wirst du mit hung'riger Reue das Kalb in der Wüste umtanzen;
Suchst du entfloh'n dem Gebot Pharaonis die Steppen der Freiheit,
Tränket dich Durstigen nicht die Luftspieg'lung von Gewässern.
Nimm was du hast, wär's auch ein getheiltes uneiniges Deutschland.
Einst unterwies dich erregbaren Knaben der Reichsstadt Schulbank,
Lerntest Latein, sahst Demokratie bei Griechen und Römern,
Rasch entflammt für die Helden des Volks, blind gegen Parteinoth,
Während die Mutter empfahl den Bürgermeister zu grüßen,
Welcher am Fenster versteckt Vorübergehende zählte,
Und unhöflichen Schülern verheiß'ne Stipendien abschlug;
Heute entsiegelt der Greis vielleicht allerhöchste Rescripte,
Deren Gehalt ein lahmer Gesell der Kanzleien gezimmert,
Ungebildet und roh, doch vom Präsidenten begünstigt.

Vorwärts eilet die Zeit, und vorwärts eilen die Menschen,
Bleiben zuletzt wo sie sind, vereinigt im riesigen Tretrad.
Haben sie Freiheit gerufen, sie saufen gleich Schranzen Champagner,
Taumeln ins Gras, und nüchtern geworden begrüßen sie Knechtschaft.
Rufen sie Ordnung? — nur Waffengewalt bezwingt Demokraten,
Diesen und ehrbaren Bürgern gemeinsame Fesseln bereitend.

Fürchte dich weise zu sein, dich lästert die Menge der Thoren,
Wage nur thöricht zu sein, dir jubelt erklecklicher Beifall.
Willst du Vernunft? dich schilt ein gläubiges Heer Orthodoxer,
Willst du Genuß? dich umtobt ein glaubensloses Gesindel.
Lebe dir selbst und lasse die Welt, sie verschont und vergißt dich,
Wartend mit Theosophie auf tausendjährige Reiche,
Laut Prophezeiung beherrscht von freigewordenen Juden,
Hegel vielleicht, Feuerbach und Aesthetiker geben Gesetze.
Möglich sodann daß Zeitungen nicht die Gemüther entzweien,
Juden und Philosophie nicht ehrliche Gimpel berücken,
Nicht Barrikaden das Volk zum Unfugtreiben berauschen.

Jung ist das Menschengeschlecht, und alt geworden die Erde,
D'rum überwuchern die Thoren Vernunft, wie Gemäuer der Epheu.
Will sich das Alte verklären in Erfurt oder in Frankfurt,
Gleich ist das Neue dabei im Kinder-Ja-nein der Verkommniß;
Selbst die Gesetzten der Zeit, im Sitzen ergraut, Diplomaten,
Schreiten wie Trunk'ne und lallen Gewäsch demokratischer Phrasen,
Während Aristokratie ihnen Herz wie den Fingerdarm einschnürt,
Und das sibirische Rußland Heilung verspricht und verweigert.
Schaue nach Holstein, Dänengestrüpp umgarnt seinen Baumwuchs,
Höre nach Würtemberg, ungestimmt erklingen die Geigen!
Ungarn erliegt dem Verrath und der Zwietracht klirrender Säbel,
Alle Geschichte verdampft in den Rauch feuchtglimmender Kohlen.

Aber mein Vaterland! du beschreiest das feuchte Verdampfen,
Birgst unter Asche die Glut und häufest dir Reisig zur Asche,
Schwärmest für Griechen, für Polen, für deutsche Gesinnung und Dombau,
Schwärmest für Philosophie aufhorchend der Schelling-Verheißung,
Schwärmest für Goethe und Faust, für Bettina und Ronge, für was nicht?
Schwärmen ist gut, doch Besonnenheit besser und Haben das Beste.
Tantalus müht sich umsonst, er sollte die Sehnsucht verlernend
Fasten und beten, als ewige Kreuzwach' nehmen den Tagslauf.
Kenne dich selbst und dein Loos, so rufen Orakel und Demuth,
Thränen bereitet die Volkschwärmerei, taube Nüsse das Schicksal.

16.

Don Juan Donoso Cortes de Valdegamas.

In Donoso Cortès sehen französische Kritiker nicht nur den vorzugsweise spanischen, sondern auch den zukünftigen europäischen Publicisten. Wir wollen die Berechtigung einer solchen etwas überschwenglich erscheinenden Prophezeiung auf sich beruhen lassen, bei Gelegenheit seiner beiden neuesten Werke indeß mit einigen Worten bei ihm verweilen. Der Verfasser der „Coleccion escogida de los escritos del señor don *Juan Donoso Cortes*, marques *de Valdegamas*" (2 Bde., Madrid 1849) und „Discours" (Madrid 1850) ist 1809 geboren und zeichnete sich frühzeitig auf der Universität Sevilla aus. Er gehörte der constitutionnellen Partei an und war zu verschiedenen Zeiten Journalist, Deputirter, Schriftsteller und Beamter. Früher fungirte er als Gesandter in Berlin, und ist jetzt königlicher Rath. Die obengenannte Sammlung seiner Werke, von den ersten aus dem J. 1834 stammenden Betrachtungen über die Diplomatie an bis zu seinem Buche über Pius IX. ist eine ebenso interessante als treue Geschichte seiner Bestrebungen, seiner Selbsttäuschungen, seiner allmäligen Umwandelungen. Im J. 1837 gab er den „Porvenir", 1839 den „Piloto" heraus, nachdem er sich schon vorher durch sein Staatsrecht, seine Studien über das Wahlgesetz und die Grundsätze eines constitutionnellen Staats einen Namen gemacht hatte. Auch die Literatur der pariser Briefe ist durch ihn bereichert worden, da er als Emigrant von 1840—43 in Frankreich lebte. Für die Tagesereignisse hat der spanische Beobachter in seinen Briefen wenig Platz; die Kritik der Zustände, die Analyse der Systeme ist es was ihn vorzugsweise beschäftigt; man hat ihn in Frankreich wegen dieses Buchs mit unserm Gans verglichen. Seine Portraits französischer Berühmtheiten sind bisweilen treffend, bisweilen befremdlich. So nennt er Lamartine im J. 1842 eine Art radicalen Conservativen, einen praktischen Dichter, dessen sittliche Natur das Resultat aller möglichen Antithesen sei. Die letzte Arbeit Cortès' vor der Revolution war ein Versuch über Pius IX.

Von seiner Thätigkeit nach der Revolution gibt das zweite der obenangeführten Bücher Rechenschaft. Seinen Standpunkt erkennt man aus der ersten Rede die man herausgreift. „Die falschen Volkstribunen sind es", sagte er am 4. Jan. 1849, „welche den Keim der Revolutionen in die Wünsche der großen Menge legen. Ihr werdet sein wie die Reichen! lautet die Formel der socialen Revolutionnairs gegen die Mittelclassen. Ihr werdet sein wie die Adeligen! schreit man in den Revolutionen der mittlern gegen die höhern Classen. Ihr werdet sein wie die Könige! ist das Losungswort der Adelsrevolutionen gegen die Herrscher, und zuletzt geht man zur Formel der Revolte des ersten Menschen zurück; ihr werdet sein wie die Götter, rief man seit Adam bis zu Proudhon!" In seiner Rede vom 30. Jan. 1850 sagt er von Frankreich: es sei noch vor kurzem eine große Nation gewesen, jetzt habe es aufgehört Dies zu sein; es sei nur noch der Centralclub des revolutionnairen Europa. Auch auf Deutschland kommt er zu sprechen. „Drei große constituirende Versammlungen hat Deutschland gleichzeitig gesehen, die eine zu Wien, die andere zu Berlin, die dritte in Frankfurt. Was ist aus ihnen geworden! Die eine fiel durch ein kaiserliches, die andere durch ein königliches Decret, und die dritte, die so groß begannen, hat gleichfalls kläglich geendet. Und warum? Weil diese Versammlungen selbst nicht handelten, aber auch Andere nicht handeln ließen; weil sie selbst nicht regieren konnten, aber auch nicht wollten daß Andere regierten." Die Verhältnisse Deutschlands, das große Chaos malt er mit sehr wirksamen Farben; eines Lächelns aber kann man sich doch nicht erwehren, wenn er die Furcht der französischen Philosophen vor den großen Atheisten, „den Pontifices des Socialismus" theilt, die sich in unsern „schwarzen Wäldern" verborgen halten sollen.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 290. —— 4. December 1850.

Die Reform der Civilgesetzgebung in Deutschland.

Zweiter und letzter Artikel.*)

1. Entwurf zu einem allgemein deutschen Civilgesetzbuche nebst Motiven von F. A. Freiherrn von Preuschen-Liebenstein. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Das schon durch die Bedeutendheit des Gegenstandes die wohlverdiente Aufmerksamkeit erregende Werk des Freiherrn von Preuschen-Liebenstein zu loben oder zu tadeln ist Referent soweit entfernt daß er selbst gegen den etwanigen Anschein protestirt, irgendwie habe er darüber nach rechts oder links aburtheilen wollen. Denn wie geistreich nur immer, vom Standpunkte des Verfassers aus genommen, die Aufgabe gelöst sei, dennoch sind die selbständig durchgearbeiteten Ansichten des Referenten dadurch nicht umgewandelt worden. Daß aber Letzterer nicht schon darum weil Etwas seiner Ueberzeugung entgegenläuft sich berufen finde zu tadeln, versteht sich von selbst und am wenigsten durfte Dies Referent verkennen in einem Gebiete in dem er mit den eigenen Ansichten sehr isolirt und auf Seite des Verfassers die gesammte nach Codificationen ringende Zeitlichkeit steht. Daher ist Alles was Referent im Widerspruche zu dem Verfasser sagt nur bestimmt die abstechende Folie zu sein, aus der um so schärfer hervortreten soll was Letzterer gewollt und gethan. Dahingestellt läßt Referent ob die wenigen aphoristischen Bemerkungen auf die er sich beschränken mußte, sollte die Anzeige nicht weit über die ihr durch die Umstände vorgeschriebenen materiellen Grenzen ausschreiten, die Möglichkeit denkbar machen der Verfasser könne sich bewogen finden den Ansichten des Referenten beizustimmen, lägen ihm dieselben in umfassenderer historischer und theoretischer Begründung vor.

Referent hält sich überzeugt: eine Gesetzgebung sei bestimmt und gehalten dem Unterthan bekanntzumachen: 1) nur was derselbe thun und was er unterlassen soll, 2) nur diejenigen von dem Thun und Lassen der Unterthanen zu beobachtenden Normen vorzuschreiben welche, nicht ausgesprochen von der gesetzgebenden Staatsautorität, überhaupt gar nicht vorhanden wären und die 3) das unabweisbare Bedürfniß erheischt.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 125 u. 126 d. Bl. D. Red.

Wer diese Positionen nicht zugeben möchte gibt dennoch möglicherweise zu daß so wenig im J. 1848 als vorher Jemand begründeterweise es kann für zweckmäßig oder gar nothwendig gehalten haben in Gesetzesform Folgendes zu proclamiren:

§. 1. Der Staat erkennt als selbständige geistige Wesen, welche durch ihren Körper mit der Außenwelt in Verbindung treten, nur Menschen.

§. 2. In dem Menschen als einem selbständigen, Rechtsfähigkeit theilhaftigen freien Wesen beruht der Ursprung aller Persönlichkeit.

§. 9. Die natürliche Person (Gegensatz der moralischen) ist geisteskrank wenn ihre freie Willensfähigkeit durch Geistesstörung aufgehoben oder beschränkt ist.

§. 10. Die vorübergehende, durch den Genuß aufregender Lebensmittel oder in anderer Weise herbeigeführte Geistesstörung wird Berauschung genannt.

§. 887. Sinnlose Verträge lassen keinen vernünftigen Zweck ihrer Eingehung erkennen, bei vernünftigen findet das Gegentheil statt.

Dieser letztere Ausspruch dürfte auch hinsichtlich seiner Wahrheit und Richtigkeit Zweifel veranlassen. Denn wir lesen in „Anmuthigkeiten des Lehnrechts" daß im Mittelalter ein Lehnsherr vom Vasallen sich die Lehnspflicht habe zusagen lassen alljährlich bestimmten Tags einen Sperling auf sechsspännigem Wagen vor das lehnsherrliche Schloß anzufahren, und man vermißt in diesem Lehnsvertrage die Vernünftigkeit des Zwecks; allein der Sinnlosigkeit des Vertrags widerstreitet der Umstand daß das Sinnlose keine Verwirklichung gestattet, Unterlassen des Unmöglichen unbestrafbar ist, der Vasall aber mit Verlust des Lehns wäre bestraft worden, hätte er die übernommene Verpflichtung nicht erfüllt.

Hier schalten wir folgende Bemerkung ein: ein als das Haupt einer juristischen Schule vielgenannter Jurist hat des Deutschen Beruf zur Gesetzgebung bestritten, unter Anderm um deswillen weil noch zur Zeit es an dazu genügender Ausbildung der deutschen Sprache fehle. Da nun aber der Gesetzgeber erkennen und gewähren soll was in dieser oder jener Hinsicht Bedürfniß des Lebens im Staate ist, so spricht, höchst unglaublicherweise, jener Einwand dem Deutschen die Fähigkeit ab zu sagen was ihn belästige, und auszusprechen wie abzuhelfen sei. Recht hat also der Verfasser, den jene Autorität nicht behinderte vorliegenden Entwurf auszuarbeiten. Allein

was er gethan um deutsche an die Stelle lateinischer, aber allgemein in die Rechtssprache aufgenommener, zum großen Theil selbst dem Nichtjuristen geläufiger Terminologien zu setzen, dürfte der Sprachkundige nicht allenthalben billigen. So z. B. dient bei dem Worte Vertrag, mit einem vorgesetzten andern Hauptworte, letzteres im Allgemeinen zu bezeichnen worüber man sich vereinigt, ob über einen Kauf, eine Miethe, Wahl eines Landtagsdeputirten u. s. w. (Kauf-, Mieth- und Wahlvertrag). In §. 880 nennt der Verfasser einen Wahlvertrag denjenigen wodurch der Promittent eine alternative Verbindlichkeit übernimmt, z. B. entweder Etwas zu thun, oder Etwas zu zahlen, und einen festen denjenigen wo Das nicht der Fall ist, während bestehendem Sprachgebrauche nach Festigkeit nicht das Kennzeichen einer gewissen Gattung von Verträgen, sondern die sich von selbst verstehende conditio sine qua non eines jeden Vertrags bezeichnet.

Den „Verträger und den Mitverträger" (§. 875 u. 876) für Contrahent und Mitcontrahent, ingleichen die nachstehend wörtlich mitgetheilten §§. überlassen wir des Lesers eigener Beurtheilung.

§. 667. Durch Wettmachung werden zweier Gläubiger gegenseitige und fällige Foderungen, welche dieselben vertretbaren Sachen von gleichem Werthe zum Gegenstande haben, insoweit gegenseitig aufgehoben als der Betrag der geringern mit Abrechnung auf die größern diese erschöpft.

§. 877. Billige Verträge sind solche wobei jeder Verträger eine der Leistung seines Mitverträgers entsprechende Gegenleistung übernimmt, unbillige (lästige) solche wobei Leistung und Gegenleistung nicht in richtigem Verhältnisse stehen.

§. 878. Gesammtverträge werden diejenigen genannt wobei auf der einen oder der andern Seite der vertragenden Theile mehre Personen sind; Einzelverträge, bei welchen nur Ein Verträger auf jeder Seite sich befindet.

§. 879. Theilbare Verträge heißen diejenigen bei welchen die Leistung desjenigen Theils welche in Frage kommt unter mehre Genossen getheilt werden kann, untheilbare wobei Dies nicht der Fall ist.

Referent wendet sich zu dem oben in drei Positionen von ihm aufgestellten Satze zurück. Wie wenig damit des Verfassers Ansichten übereinstimmen, legt sich sofort in den „Einleitenden Bemerkungen" dar, wo S. IX gesagt ist:

Als durchgehends leitendes Princip wurde bei Redaction des Entwurfs der Zweck eines Gesetzbuchs im Auge behalten, welcher nach der Ansicht des Verfassers darin zu bestehen hat: jedem unter dessen Herrschaft lebenden Menschen die Norm zu zeigen nach welcher seine Handlungen von der Staatsgewalt und dem Richter zu beurtheilen sind, der Staatsgewalt und dem Richter aber zur Abschneidung aller Willkür in Behandlung des einzelnen Falles im voraus die leitenden Principien und Grenzen anzugeben nach welchen in allen Vorkommenheiten verfahren und entschieden werden muß.

Nach diesen Worten gewinnt es das Ansehen: es solle der Entwurf beseitigen was in unsern Tagen man häufig als Ungewißheit des Rechts beklagt, nämlich die geringe Sicherheit mit welcher der Unterthan, und keineswegs blos derjenige dem die specielle juristische Bildung abgeht, zu ermessen vermag welches Urtheil in einem gegebenen Falle er sich werde von der richterlichen Gewalt zu versprechen haben, deren dreigliederiger Instanzenzug anzukündigen scheint daß drei mal wechselnde Entscheidungen eines und desselben Falles nicht eben zu seltenen Erlebnissen gehören. Fragt man sich wie stark des Verfassers eigener Glaube an die Realisirbarkeit der in ihrer Preiswürdigkeit über alles Lob erhabenen Intention sei, so scheint jener Glaube nicht stark genug um die Wunder zu bewirken die hier nöthig sein dürften; denn im „Verkündigungsgesetz" heißt es (S. 5, VIII):

Von den Richtern wird erwartet daß sie ganz ohne Ansehen der Person oder sonstige unerlaubte Nebenrücksichten, nach ihrer besten Ueberzeugung die Gesetze so handhaben wie sie es jederzeit vor ihrem Gewissen zu verantworten vermögen. Sie haben zunächst stets nach dem Wortlaute des Gesetzes zu urtheilen, und nur, falls sie daraus die Entscheidung mit Sicherheit nicht schöpfen können, im Geiste der ganzen, durch Gewohnheiten vervollständigten Gesetzgebung, und mit Beachtung der gleichmäßigen Behandlung ähnlicher Fälle zu richten, sind auch verpflichtet allen Rechtssuchenden unzweideutigen Richterspruch zu ertheilen.

Jedoch sei Dem wie ihm sei, grundsätzlich ist in den „Einleitenden Bemerkungen" erklärt: bei Behandlung aller concreten Fälle soll dem Richter alle Willkür abgeschnitten sein, und zu dem Ende ihm das Gesetzbuch die leitenden Principien geben nach welchen in allen Vorkommenheiten muß verfahren werden, und jedem unter der Herrschaft des Gesetzbuchs lebenden Menschen soll es die Norm zeigen nach welcher seine Handlungen von Staatsgewalt und Richter zu beurtheilen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Nur eine Weberstochter. Historischer Roman aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts von Lp. Storch. Drei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fälschlich bezeichnet der Autor das vorliegende Werk als Roman, indem es eigentlich eher als Geschichte welche von Zeit zu Zeit dialogisirt ist gelten kann. Die Erzählung beginnt im J. 1694 und endigt 1741. Sie umfaßt die ganze Regierung August's des Starken, welche Regierung reich an Romanen, ja beinah selbst ein Roman ist. Mit dem Verhältniß zur schönen Königsmark beginnt der erste Theil, und verfolgt den Lauf der Chroniken und Geschichtsbücher, indem die handelnden Personen jener Zeit, der Reihe nach redend eingeführt, beschrieben und in ihrer damaligen Thätigkeit gezeigt werden. So sieht man die schöne Königsmark mit ihrer Cousine der Generalin von Steenbock im Zwiegespräch, worin sie gewarnt wird vor dem verführerischen Kurfürsten; man erlebt die Hoffeste deren Lichtpunkt und Hauptperson sie ist; Pagen und Hofleute sind von der Geschichte bezeichnete Persönlichkeiten. Ein treues Bild der damaligen Zustände in Sachsen wird vor dem Leser ausgebreitet. Die Geldnöthen der Regierung, die Art und Weise denselben abzuhelfen, finden nähere Beleuchtung durch die aufgezeichneten Aeußerungen damals lebender Männer. Der Charakter des Kurfürsten zeigt sich in verschiedenen der Geschichte entlehnten Situationen, sowol in seinen Liebesverhältnissen als in seinen Geschäften als Geisterbanner die katholischen Intriguen zerstörend und katholisch werdend um der polnischen Krone willen. Sein Verhältniß zum König von Schweden wird näher bezeichnet, und die Charakterschwäche hervorgehoben durch welche Patkul als Opfer fiel. Patkul's Schicksal liefert manches interessante Capitel, er ist als ein

Held des Fortschritts aufgefaßt, nicht als der Abenteurer für den manche Historiker ihn ausgegeben. Die Geschichte ist mit wahrhaft belehrender Genauigkeit gehandhabt; statistische Angaben, Rescripte, Details der geheimen Politik sind nach alten Ueberlieferungen mitgetheilt. Der Feldzug Karl's XII. gegen Rußland, nebst Niederlagen und Rückzug ist ziemlich detaillirt beschrieben, und der Leser dieses sogenannten Romans läßt die Thaten und Ereignisse eines halben Jahrhunderts, der verschiedenen Länder an seinem geistigen Auge vorüberziehen. Aber der Roman selbst, die Liebesgeschichte, der Faden welcher die Ereignisse aneinanderreihen sollte, wo ist derselbe? Welche Rolle spielt die Weberstochter die dem Buch den Namen gab? Blos auf dem Titelblatt spielt sie eine große, in der Erzählung selbst verschwindet sie aber unter den Ereignissen der Weltgeschichte, sodaß man sie häufig vergißt, und so wenig Interesse für sie hegt daß man kaum ihr Wiedererscheinen ersehnt. Elisabeth Apitzsch heißt sie, und tritt das erste mal im sechsten Capitel auf als das Kind eines armen Webers. Ihr Erscheinen hat keinen andern Einfluß auf das Ganze als daß es einen Blick veranlaßt auf die schlechten Zustände der Arbeiter und Fabrikanten, herbeigeführt durch Krieg und Politik. Der Leser erfährt daß ein alter Schwede Elisabeth's Erziehung leitet und sie unterrichtet, sodaß ihre Bildung ihren Stand überragt. Während dem Aufenthalt der Schweden in Dresden, wobei sie als Dolmetscher dient, verlobt sie sich mit einem jungen schwedischen Offizier, welcher sich in der Umgebung Karl's XII. befindet und demselben zahlreiche Dienste leistet, indem er eine Verschwörung der Jesuiten gegen dessen Leben entdeckt und vereitelt. Während der langen Abwesenheit des Bräutigams fristet Elisabeth ihr Leben als Pflegerin Pestkranker, da dieses furchtbare Uebel in Sachsen ausgebrochen ist. Auf einer Reise, die sie in Männerkleidung zurücklegt, wird sie für den Kurprinzen gehalten ohne sich selbst dafür ausgegeben zu haben. Sie übernimmt indeß stillschweigend die ihr vom Zufall zuertheilte Rolle, und läßt sich feiern und beschenken von den Edeln des Landes, bis sie angeklagt und vor den König gestellt wird. August's gütiges, für Frauenschönheit so empfängliches Herz erläßt ihr die Strafe und überhäuft sie mit Gnade. Später heirathet sie den schwedischen Offizier und folgt ihm in sein Vaterland. Als sie 1741 starb ward folgendermaßen über sie berichtet: „Wie man auch das Misverhältniß ihres ebenso durchdringenden als lebendigen Geistes zu der bewegten Stellung die ihr im äußern Leben angewiesen war beurtheilen möge, ein ehrenvolles Andenken hat sie sich bei ihren vertrautesten Freunden gesichert; aber freilich eben nur bei ihnen, denen sie ihr ganzes Wesen aufgeschlossen. Der große Haufe konnte ihren Werth unmöglich würdigen und verstehen. Das aber ist wol gewiß: es sei für ein Kind der niedern Stände, und namentlich für ein Mädchen aus diesem Kreise, meistens nicht ein Glück, sondern weit häufiger ein Unglück, wenn irgend ein Zufall ihm eine ungewöhnlich tiefe Geistesbildung verschafft und dadurch besonders gute Naturanlagen in doppelt kräftiger Wirksamkeit hervortreten läßt." Der Leser muß sich mit diesem Urtheil begnügen, da er selbst ebenso wenig im Stande ist es zu widerlegen als zu bestätigen, indem ihm weder die Gelegenheit wurde Elisabeth's lebendigen Geist und ungewöhnlich tiefe Geistesbildung zu bewundern, noch zu beurtheilen inwiefern dieselben so störend auf ihr Schicksal eingewirkt haben.

2. Die Braut von Luisiana. Roman von August Schrader. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 3 Thlr.

Anmuthige Schilderungen, amerikanische Charakterbilder, Beschreibung der Gegend und des Landes, tiefere Blicke in die mangelhafte Gesetzgebung, ein Bild des Natur- und Gesellschaftslebens in Amerika — alles Dieses gibt das vorliegende Werk, eingekleidet in einen lebendigen Roman. Wie der amerikanische Dandy der englischen Tänzerin zu Füßen liegt, während er mit seiner edeln Cousine verlobt ist; wie man solchen liebenswürdigen Betrug als fashionable bezeichnet, wird in den Helden Arthur Mackenzie dargethan. Dagegen tritt der schroffe Charakter des Plantagenbesitzers Jackson, welcher nicht fashionable ist und es auch nicht sein will, sehr vortheilhaft heraus. Die allerliebste sehr verliebte Tänzerin Arabella ist ein hübsches Genrebild, dem der Leser seine Theilnahme nicht verweigern kann. Die Heldin aber, Jenny, Arthur's Braut und Besitzerin einer Plantage, ist der Lichtpunkt des Romans. Sie ist in einer Pension erzogen und hat eine in Amerika seltene Bildung erhalten, welche sich in Humanität gegen die Sklaven äußert. Da ihre Mutter Sklavin war und durch Leichtsinn und Nachlässigkeit des Vaters, der sie geheirathet hatte, nicht freigemacht wurde, ist Jenny ebenfalls Sklavin, was sie erst entdeckt als die von ihrem Vater verpfändeten Schiffe nicht wiederkehren, und die Gläubiger sich ihrer Habseligkeiten und ihrer Person bemächtigen wollen. Dem Landesgebrauch gemäß wird die Unglückliche verauctionnirt, und der Plantagenbesitzer Jackson ersteht sie. Jackson war ein Freund ihres Vaters gewesen; er liebte die Tochter und war oft von ihr unfreundlich behandelt worden, weil er nicht fashionable war. Im Bewußtsein ihres Unrechts gegen ihn ist sie auf eine herbe Rache gefaßt, findet aber die rücksichtsvollste Behandlung und die zartesten Beweise von Achtung und Freundschaft, welche um so greller hervortreten als der fashionable Bräutigam sie am Hochzeittag verlassen und während der Stunden ihres Misgeschicks ihr fern geblieben ist, weil er sich nicht von der hochgefeierten Arabella trennen kann und dieselbe heirathet. Jackson verläßt seine Pflanzung auf kurze Zeit um Jenny freizumachen und ihren Schmuck und sonstige Besitzthümer zurückzukaufen. Diese Abwesenheit wird von einem gewissen Blackstone benutzt um Jenny zu rauben; er war ein Todfeind ihres Vaters, welcher ihn in der Liebe zu Jenny's Mutter ausgestochen hatte, und wollte nun an der Tochter eine furchtbare Rache nehmen. Um den Raub zu verbergen steckt er Jackson's Plantage in Brand, doch Jenny's Kammermädchen gelingt es zu entkommen und die Spur der Entführten anzugeben. Jackson verfolgt dieselbe; Indianer stehen ihm bei; Jenny wird aus der qualvollsten Lage befreit, und durchdrungen von Dankbarkeit und Hochachtung für den Befreier der sich ihr gegenüber so edel benommen hat, reicht sie dem Jackson die Hand, welcher übrigens sich bemüht etwas fashionable zu werden. Endlich wird sie die Erbin eines bedeutenden Vermögens, welches ein reicher Banquier ihr vermachte. Dieser ihr Großonkel hat dasselbe unterschlagen als seine Schwester starb und ein kleines Kind seinem Schutz empfahl. Er überließ das Kind einer schwarzen Sklavin, welche mit demselben verkauft wurde. Dieses Kind war Jenny's Mutter; so war dieselbe denn nicht Sklavin, und auch Jenny war freigeboren. Einer der hervortretenden Charaktere des Romans ist ein Mulatte in Jenny's Diensten, welcher seinen Stolz darein setzt für einen Weißen zu gelten, und seine brunette Gesichtsfarbe nur für eine Wirkung der heißen Sonne auszugeben. Noch andere in Umgebung und Situationen passende Nebengestalten verleihen dem Roman das von Romanlesern so sehr gesuchte und stets ersehnte Spannende und Unterhaltende, welches nicht jedem Autor hervorzubringen gelingt.

3. Eine Rentenspeculation. Novellen von Walter Tesche. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1850. 8. 22½ Ngr.

Sprache, Inhalt und Haltung des vorliegenden Werks sind sehr gewöhnlicher Art. Weder in Charakterschilderung noch in Auffassung der Situationen bekundet sich ein bedeutendes Talent. Ein ruinirter, auf thörichte, alberne, unbegreifliche Weise ruinirter Freiherr soll einem alten jüdelnden Banquier seine Tochter zur Frau geben, um diesen Gläubiger zu beschwichtigen. Die Tochter liebt aber einen jungen Juristen, während ihre Tante, eine coquette, verblühte, vergilbte, in jeder Hinsicht als Caricatur dargestellte Dame, sich auf die Hand des reichen Banquiers Hoffnung gemacht hat.

Die Vermählung zu hintertreiben spinnt der Jurist eine Intrigue an. Er ist auf den Wunsch der Geliebten und ihres Vaters durch die Protection des Banquiers, der ihn entfernen wollte, Diplomat geworden, und hat als solcher einen tiefen Blick in die auswärtigen Angelegenheiten gethan. Demzufolge weiß er daß die portugiesischen Renten von England garantirt werden sollen. Er beredet die Tante ehe noch diese Nachricht sich allgemein verbreitet dem Banquier für 300,000 Thlr. solcher Renten abzukaufen für 30 Procent, die derselbe nach einer gewissen Zeit ihr zu liefern sich verpflichtet. Als nun eine bedeutende Steigung dieser Papiere eintritt, und der geizige Banquier einen bedeutenden Verlust vor Augen sieht, läßt er sein Verlöbniß mit der Tochter des Freiherrn, indem er ein im Contract ausgemachtes Reuegeld zahlt, und bietet seine Hand der verblühten Tante, die gar nicht ahnet welches gute Geldgeschäft sie gemacht haben würde wenn sie diese Hand nicht angenommen hätte. Der Diplomat führt aber seine Geliebte mit sich in die weite Welt. Charakter- und Situationenzeichnung streift an Caricatur; das Ganze bietet indeß Unterhaltung und Interesse. 12.

Bibliographie.

Apel, T., Die Schlacht von Möckern den 16. Octbr. 1813. Leipzig, Naumburg. 1851. Br. 8. 10 Ngr.

Blum, P., Gedichte eines Proletariers nach dem Muster der Buchenblätter. Fulda. 8. 12 Ngr.

Böttcher, F., Die ältesten Bühnendichtungen. Der Debora-Gesang und das Hohe Lied dramatisch hergestellt und neu übersetzt. Leipzig, Barth. Gr. 8. 12 Ngr.

Bräm, A., Das Reich Gottes im Alten Testamente. Heidelberg, K. Winter. Gr. 12. 16 Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das J. 1851. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Andern von A. Knapp. Mit 1 Kupfer. Heidelberg, K. Winter. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Conservativen in Ungarn und die Centralisation. Zur Beleuchtung der ungarischen Zustände. Von einem Altliberalen. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 20 Ngr.

Disteln für Schilda's Bürger. Fulda. Gr. 8. 12 Ngr.

Fessler's Rückblicke auf seine siebzigjährige Pilgerschaft. Ein Nachlass. 2te Auflage herausgegeben und mit einem Vorworte eingeleitet von F. Bülau. Leipzig, Geibel. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Frege, L., Zur Geschichte des preußischen Volksliedes mit einem Anhange von Liedern aus neuester Zeit. Berlin, Hayn. Ler.-8. 10 Ngr.

Glaser, J., Das englisch-schottische Strafverfahren. Uebersichtlich dargestellt zur Vergleichung mit der neuesten französisch-deutschen namentlich der österreichischen Legislation. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Grote, G., Geschichte Griechenlands. Nach der 2ten Auflage aus dem Englischen übertragen von N. N. W. Meißner. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr.

Hebbel, F., Der Rubin. Ein Märchen-Lustspiel in drei Acten. Leipzig, Geibel. 1851. Ler.-8. 1 Thlr.

— — Ein Trauerspiel in Sicilien. Tragicomödie in einem Act. Nebst einem Sendschreiben an H. T. Rötscher. Ebendaselbst. 1851. Ler.-8. 20 Ngr.

Hesekiel, G., Das liebe Dorel, die Perle von Brandenburg. Eine Geschichte für's Preußische Volk. Berlin, A. Duncker. 1851. 16. 9 Ngr.

Höfler, C., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte des Alterthums. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

— — Dasselbe. 2ter Band. 1ste Abtheilung — A. u. d. T.: Geschichte des Mittelalters. 1ste Abtheilung: Von 330—1056. Ebendaselbst. Gr. 8. 12½ Ngr.

Kompert, L., Böhmische Juden-Geschichten. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1851. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Lubojatzky, F., Oswald Ehrenhaupt oder Pharisäer und Zöllner. Zeitroman. Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 1851. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Marchand, R. F., Ueber die Luftschifffahrt. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 12. Jan. 1850 gehalten. Leipzig, Barth. Gr. 8. 10½ Ngr.

Die Berliner Märztage. Vom militairischen Standpunkte aus geschildert. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Matthäi, G. C. R., Das Verhältniß des Christenthums zur Politik nach akademischen Vorträgen. Nebst Fragmenten aus seiner Lehrwirksamkeit. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 15 Ngr.

Menzel, K. A., Historische Lehrstücke für Religions- und Staatsthumskunde. 1ster Band. Breslau, Gosohorsky. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Paine, T., Die Rechte des Menschen. Eine Antwort auf Burke's Angriff gegen die französische Revolution und zugleich eine Kritik des Wesens und des Werthes der verschiedenen bestehenden Regierungsformen. Aus dem Englischen. Mit einer Biographie des Verfassers und einer Vorrede von F. Hecker. Leipzig, Arnold. 1851. 8. 1 Thlr.

Ploennies, Luise v., Oskar und Gianetta. Ein Sonettenkranz. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 9 Ngr.

Raumer, K. v., Erinnerungen aus den J. 1813 und 1814. Stuttgart, S. G. Liesching. 8. 22½ Ngr.

Redwitz, O. v., Amaranth. 5te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

— — Ein Märchen. Ebendaselbst. Gr. 8. 21 Ngr.

Ring, M., Die Genfer. Trauerspiel in fünf Akten. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 22½ Ngr.

Sunderhoff, M. A., Das Gottes-Bewußtsein. Nordhausen, Büchting. 8. 3 Ngr.

Szápáry's Magnetismus von anno 1850. I. Grundton. II. Aries. Graz. Ler.-8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Tabor, K. A., Ueber die vorgebliche Kabinetsjustiz der deutschen Bundesversammlung und provisorischen Centralgewalt in der Gräflich Bentinck'schen Sache; einige Worte der Berichtigung und Abwehr. Frankfurt a. M., Varrentrapp. Gr. 8. 5 Ngr.

Volkmann, W. F., Die Lehre von den Elementen der Psychologie als Wissenschaft. Prag. Gr. 8. 15 Ngr.

Werneburg, G. C., Ueber die Noth unserer Zeit und über die Mittel zur Abhülfe derselben. Erfurt, Otto. Gr. 8. 5 Ngr.

Zachariä, H. A., Die Rechtswidrigkeit der versuchten Reactivirung der im J. 1848 aufgehobenen deutschen Bundesversammlung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 15 Ngr.

Zur Geschichte des ungarischen Freiheitkampfes. Authentische Berichte. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Lord Palmerston's Rede vom 25. Juni 1850 über die auswärtige Politik der englischen Regierung. Aus dem Englischen. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 9 Ngr.

Pfluger, F., Predigt über das Vater unser, vorgetragen im Kapitel am 1. Fastensonntage. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 2 Ngr.

Scheibe, C. F., Lasset auch euch die heilige Sache der innern Mission ernstlich empfohlen sein! Mehrere Predigten in einer. Eilenburg, Schreiber. 8. 3 Ngr.

Wolf, H., Der Herr ist um sein Volk her. Predigt bei Eröffnung der ersten ordentlichen Schleswig-Holsteinischen Landesversammlung, den 9. Septbr. 1850, gehalten. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 291. —— 5. December 1850.

Die Reform der Civilgesetzgebung in Deutschland.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

Folgende Bemerkungen über die Aufgabe wie hier sie der Verfasser sich gestellt hat.

Dem civilrichterlichen Amte liegt ob in allen Fällen wo ein Privatrecht verletzt ist in dasjenige Geben, Leisten, Thun, und nach Befinden Unterlassen zu verurtheilen was des gestörten Rechtszustandes Erhaltung oder Wiederherstellung erfodert und den Kläger entschädigt für die erlittene Störung jenes Rechts. Allein dieser Ausspruch ist bedingt von einer andern Operation des richterlichen Amtes, auf welche allein die nächstfolgenden Bemerkungen sich einschränken sollen. Es geht nämlich, wie Niemandem braucht gesagt zu werden, der Verurtheilung die Frage vorher: Ist im gegebenen Falle Dasjenige was der Kläger als Rechtsverletzung bezeichnet zu subsumiren oder nicht zu subsumiren unter denjenigen Rechtssatz unter welchen es muß zu subsumiren sein, soll darin die bezeichnete Rechtsverletzung liegen. Jeder Rechtssatz enthält, obschon nicht allemal in imperativer Form, ein Gebot oder Verbot. Deren gibt es aber auch im Gebiete des Civilrechts eine Menge die sich völlig von selbst verstehen. Z. B. daß wer Etwas geborgt es soll wiederbezahlen, jede nicht unverschuldete Beschädigung fremden Eigenthums soll vergütet werden. Eine der Erbsünden der heutigen Codificationen ist es aber entweder sich selbst lächerlich oder in des Volks Augen den Richter verächtlich zu machen, indem sie diesem als leitenden Principe vorschreiben was nur Blödsinn, der höchste Blödsinn verkennen würde. Welcher Richter möchte wol den Verlust eines Arms oder Beins nicht für vollgültige Befreiung von einem übernommenen Aufwärterdienste ansehen, auch ohne daß ihm ein Gesetzbuch sagt (§. 646 u. 678): eine Verbindlichkeit erlösche durch eintretende Unmöglichkeit sie zu erfüllen, eintretende Unmöglichkeit der Erfüllung einer Verpflichtung befreie den Verpflichteten davon. Allerdings ist mancher sich von selbst verstehende Rechtssatz ein solcher nur für den entwickeltern Verstand. Der Richter aber soll ein Mann von entwickeltem Verstande sein; jedenfalls wird weder in ihm noch in den Unterthanen irgend ein ihnen zugehender Imperativ die Verstandesentwickelung vertreten. Weder im Entwurfe noch in den Motiven ist zu ersehen, der Verfasser habe ermessen wieweit der Umfang derjenigen Rechtswahrheiten gehe welche auszusprechen kein widerwärtiger legislatorischer Luxus sei. Andererseits muß jede Gesetzgebung eine Menge Rechtssätze etabliren welche für schlechterdings Niemanden sich von selbst verstehen, weil ihr Inhalt nur in positiver Form möglich ist, z. B. der Satz daß außergerichtlich und durch bloßen Privatvertrag kein Grundstück kann gültigerweise verpfändet werden. Ist nun aber bei Ausübung des gesetzgebenden Amts allerhöchste Mäßigung zu beobachten, erstlich weil jedes Gesetz eine Beschränkung individueller Freiheit involvirt, und darum vom Uebel ist sobald jene Beschränkung nicht compensirt wird durch die damit hervorgerufene Steigerung allgemeinen Wohlbefindens, und weil zweitens der Gesetze Autorität um so stärker ist, je weniger zahlreich sie sind: so hat der Gesetzgeber, bevor er sich daran gibt Rechtssätze zu sanctionniren (nichts Anderes dürfte der Verfasser unter den leitenden Principien verstanden haben), sich vor Allem strenge Rechenschaft (wir vermissen sie im vorliegenden Werke) zu geben über die Unentbehrlichkeit derjenigen die er zu sanctionniren im Begriffe steht.

Letztere Bemerkung ist auch auf einen großen Theil der unter einen gewissen Rechtssatz zu subsumirenden Thatsachen anwendbar. So z. B. alle Gesetzgebungen bekennen sich zu der Annahme: Eigenthum wird erworben durch verjährten Besitz. Ob nun aber Titius sich im verjährten Besitze des Hauses befinde das außerdem Eigenthum des Lucius geblieben wäre, vermag kein Richter zu beantworten ohne das Kennzeichen verjährten Besitzes im Gesetzbuche vorgeschrieben zu finden. Was hier die Nothwendigkeit gebietet kann aber auch die bloße Zweckmäßigkeit unabweisbar empfehlen, und überall findet, um einer oder der andern willen, gewisser Thatsachen Subsumtion unter das Gesetz sich abhängiggemacht von positiven Kennzeichen, so z. B. die Gültigkeit letztwilliger Verordnungen von Beobachtung gewisser Formen. Hier tritt die Subsumtion der Thatsache unter den Rechtssatz ein, wenn sie ihrem im Gesetze festgestellten Begriffe conform ist. Wieweit die Creirung dieses anderweiten positiven Inhalts der Gesetzgeber ge-

hen dürfe, richtiger gesagt, auf wie wenig er hier sich beschränken müsse, findet man ebenfalls nicht entwickelt im vorliegenden Werke.

Dieser nicht sowol den Verfasser als überhaupt die Gesetzgebungsweisheit unserer Tage treffenden Polemik eröffnet sich aber das allerweiteste Feld, bedient man sich des vorliegenden „Entwurf" um unter sehr vielen darin enthaltenen Beispielen an einem einzigen mit Händen faßlicher Weise darzuthun daß, wie einerseits es der seltsamste Ueberfluß ist in Gesetzesform zu publiciren was sich von selbst versteht, andererseits die übelsten Verlegenheiten erwachsen, unternimmt man den Richter zu gängeln an Vorschriften welche bezwecken daß derselbe über das Ja oder Nein hinsichtlich einer in Frage stehenden Thatsache sich nicht etwa nach andern als den richtigen, d. h. an und für sich vom Begriffe der Thatsache bedingten Kennzeichen entscheide. Man nehme den Rechtssatz: Erloschen ist der Anspruch auf welchen der Berechtigte Verzicht geleistet hat, und dann den Fall wo es sich fragt ob Titius der dem Lucius 100 Thlr. geliehen Verzicht auf diese Foderung gethan? Gesetzt: Auge im Auge dem Lucius hat Titius erklärt er verzichte auf die demselben geliehenen 100 Thlr., so wird nach dem „Entwurf" (§. 647: „Durch den gegenüber dem Verpflichteten erklärten Verzicht erlischt das von der berechtigten Person hierdurch aufgegebene Recht") *) der Richter die Foderung für eine erloschene anzusehen haben. Hat aber der am Spieltische sitzende Titius durch eine hierzu ersuchte und beauftragte Person dem hinter ihm stehenden Lucius das Nämliche sagen lassen, so muß der Richter, entweder treu der puerilen Rolle zu der ihn der Gesetzgeber verurtheilt, aussprechen was ihm Niemand glaubt, nämlich: Titius habe nicht Verzicht geleistet, oder thatsächlich §. 647 für eine nicht zu beachtende Puerilität erklärend, aussprechen: die Foderung sei erloschen. Wie aber weiter wenn Titius unbestreitbar die Erklärung gegenüber dem Lucius abgegeben hat, allein unter Umständen wo sie nur im Scherze konnte ausgesprochen sein, und, wenn Lucius der fünf Sinne mächtig war, nimmermehr sie für ernstlich gemeint halten konnte? Dem „Entwurf" gehorsam, der hierüber Nichts sagt, offenbar aber dem Richter sagen wollte unter welchen Voraussetzungen ein Verzicht erfolgt sei, hätte der Richter hierauf kein Absehen zu richten, und würde er aus Respect für die gemeinsten Anfoderungen des Menschenverstandes dem „Entwurf" ungehorsam, so wüßte er wieder nicht ob Titius den Scherz oder Lucius den Ernst zu beweisen habe. Geringer Mutterwitz belehrt den Richter nur Letzteres sei vernünftig, unvernünftig hingegen Ersteres. Was er aber auch ausspreche, er spricht es aus ungegängelt vom „Entwurf", und darum gegen den Geist des „Entwurf", der nun einmal den Richter zum Gängelkinde von Paragraphen will gemacht sehen.

Ferner schreibt §. 675 vor: „Verzichte können nur durch ausdrückliche, unzweideutige Erklärung des Berechtigten erfolgen." Was ist denn aber ein ausdrücklich erklärter Verzicht? Wirft Titius in des Schuldners Gegenwart den Schein zerrissen durch das Fenster, so kann Dies ein hinreichend ausgedrückter Verzicht sein, und darum auch ein unzweideutiger; es ist aber weder das Eine noch das Andere wenn Titius was er gethan im augenblicklichen Ingrimm über die Niederträchtigkeit der Einwendungen gethan hat die ihm der Schuldner entgegenstellte. Genug und übergenug zum Belege daß solche leitende Principien schlechthin ein Kreuz und eine Plage sind. An solchem Kreuz und solcher Plage laboriren mehr oder weniger alle Codificationen. Anders würde es sein wenn man des Unterschieds zwischen Civilrechtsverhältniß und dessen Bestandtheilen, den Civilrechtsverhältnissen einer- und Civilrechtsinstituten andererseits, sich bewußt geworden, und nicht der Sinn verschlossen wäre für die Belehrung, welche hinsichtlich der Art und Weise wie beide vom Standpunkte des Gesetzgebers aus zu behandeln sind uns die Geschichte bietet. Diese Behauptung zu erschöpfen bedurfte es eines vielumfassenden Werks. Hier nur einige Andeutungen. Der Civilrechtszustand oder das Civilrechtsverhältniß im Allgemeinen, d. h. derjenige Zustand welchem zufolge einem und demselben souverainen Willen unterworfene Individuen gegenseitige, von eben diesem souverainen Willen garantirte Rechte und Verbindlichkeiten anzuerkennen gehalten sind, ist ein Bestandtheil des Lebens im Staate, und darum dessen Existenz correlat der Existenz des Menschen, als welcher er zwar dem Leben in diesem oder jenem Staate sich entziehen kann, allein nur in der Lage eines Robinson Crusoe dem Leben im Staate entzogen ist. Denn auch während des die Wüste durchschneidenden Zugs der Karavane ist die Werkthätigkeit derjenigen Elemente nicht suspendirt auf welchen der Staat und der Civilrechtszustand beruhen. Und selbst da wo sich der Mensch als mehr oder weniger entweder zurückgeblieben hinter der Menschheit darstellt oder als gänzlich herabgesunken unter sie, auch da finden wir im Leben der Familie noch Grundzüge des Staats, namentlich von der hausherrlichen Gewalt garantirte Ansprüche und Obliegenheiten. Der Civilrechtszustand geht aller Gesetzgebung vorher, denn diese setzt einen Staat voraus, und darum auch den Civilrechtszustand. In diesem, sonach der Natur des Menschen inhärirenden, von ihr bedingten, gegenseitige Verhältnisse der einzelnen Individuen untereinander enthaltenden Zustande wird und muß ebenso wie in der menschlichen Natur selbst ein Unterschied zwischen Wesentlichem, Unabänderlichem, aller Orten und zu allen Zeiten sich Gleichbleibendem einerseits, und andererseits Unwesentlichem, nach Ort und Zeit, Wahl oder auch Willkür Verschiedenem sich wahrnehmen lassen. Letzteres sind dem Referenten die Rechtsinstitute, Rechtseinrichtungen, Jenes die Rechtsverhältnisse, und

*) Uebrigens scheint die Akribie des Ausdrucks keine vollendete; erlischt das Recht durch Etwas, so ist es dadurch aufgegeben, und ist es durch Etwas ein aufgegebenes Recht, so erlosch es auch eben dadurch.

als solche bezeichnet er: Besitz, Eigenthum, Vertrag; hier nur diese, weil zum leichtesten an ihnen sich verdeutlicht daß sie keine Rechtsinstitute, Einrichtungen, gemachtes Recht, sondern Rechtsverhältnisse, der Existenz des Staats und darum der Existenz der Menschheit correlate Beziehungen des Individuums zu Individuen und Dingen sind. Sich zu überzeugen daß keines Kaisers, keines Papstes Gebot vermöchte den Begriff eines Vertrags positiv zu normiren, reicht eines jeden Gebildeten sich selbst überlassene Beurtheilungsgabe und die Geschäftserfahrung des gewöhnlichen Lebens aus. Unmittelbar aber an diese Ueberzeugung schließt die Gewißheit daß jeder Vertrag sich nach logischem Gesetze ergebende und also naturnothwendige Wirkungen erzeugt, und kein positiver Wille an irgend eine Gattung von Verträgen dem Begriffe des Vertrags entgegenlaufende Folgen zu knüpfen vermöchte. Das Nämliche gilt von Besitz und Eigenthum. Hier Dies nachzuweisen darf Referent sich um so unbedenklicher versagen als er es in Verbindung mit Demjenigen nachgewiesen was er über Benutzung der fließenden Gewässer durch den Druck veröffentlicht hat. Indeß ein fingirtes factisches Beispiel kann auch hier einigermaßen als Surrogat dienen. Gesetzt hundert Personen, deren keine Richter, Sachwalter oder Gerichtsschreiber gewesen, ließen als Colonie sich auf einer menschenleeren Insel des Oceans nieder. Schon vor der Einschiffung müßten sie sich, soll das Unternehmen möglich und ausführbar sein, wenn nicht dem Namen doch der Sache nach als Staat constituirt haben. Sind sie angelangt, hat Jeder sich und die Seinigen nebst übergeschifften Mobilien und Geräthen untergebracht, und ist der urbarzumachende Boden vertheilt, so werden früher oder später streitige Besitz- und Eigenthumsfragen entstehen, welche die Colonie und jeder Einzelne als unter die Garantie einer in ersterer bestehenden souverainen Autorität gestellt ansieht, und es wird dann die Entscheidung solcher Fragen erfolgen, nicht nach Gesetzen, denn die hat man noch nicht, auch nicht nach der Rechtswissenschaft, denn dieser ist keiner der Colonisten mächtig, sondern nach dem Rechtsgefühl. Nun ist aber kein Ausspruch des Rechtsgefühls etwas Anderes als ein Schluß, den der Schließende vollbringt ohne sich der Gesetze der Logik bewußt zu sein, und ohne von den Prämissen des Schlusses eine andere als unklare, unentwickelte Vorstellung zu haben. Allein diese Prämissen, im vorliegenden Falle der Begriff von Besitz und verletztem Besitz, Eigenthum und Eigenthumsverletzung, könnten nimmermehr ohne Gesetzgebung und Rechtswissenschaft Factoren eines Urtheils werden, wäre ihr Inhalt nicht eine Naturnothwendigkeit, welche, wie jede andere Naturnothwendigkeit, Jedermann bis zu einem gewissen Grade erkennt, sobald er irgendwie in Contact mit derselben kommt. Dagegen sind die Rechtsinstitute positiver Natur, infolge der von keinem positiven Willen abhängigen Rechtsverhältnisse entweder nothwendiger-, oder mindestens zweckmäßiger-, oder auch unzweckmäßigerweise getroffene Einrichtungen; von der Art der erstern z. B. Verjährung, um die Möglichkeit der Streitigkeiten über das Eigenthum an einer gegebenen Sache auf einen gewissen Zeitraum zu beschränken, Vormundschaft, um sich selbst zu schützen unbefähigten Personen Schutz in den Rechtsverhältnissen zu gewähren, Creirung sogenannter moralischer Personen, jene Publicität welche in dieser oder jener Form allen Erwerb des Eigenthums an Grundstücken erheischt, soll es im vollsten Umfange des Worts erworben sein u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den J. 1807—32. Stuttgart, Cotta. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Der langen Kette von Veröffentlichungen der stillen brieflichen Zwiegespräche zwischen Goethe und seinen Freunden — diesem literarischen Rosenkranze für Anthologen wie für Goethe-Gläubige — schließt sich, wenn auch spät doch in besonderer Eigenthümlichkeit, ein neues Glied in vorliegendem Werke an. Mancher Erwartungen von demselben mögen enttäuscht worden sein; nicht sowol Derer welche Reinhard den Maler, oder gar Reinhard den Oberhofprediger hier an Goethe's Seite zu finden meinten, sondern Derer welche von Reinhard dem deutschen Staatsmann in französischen Diensten wohl wußten, und gerade deshalb Aufschlüsse über die wichtigsten Staatslagen in dem auf dem Titel benannten fünfundzwanzigjährigen, übrigens an diplomatischen Geheimnissen gewiß nicht armen Zeitraume, nebenbei wol auch Einiges über das Noli me tangere in Goethe's Charakter, über seine politischen Ansichten, erwarteten. Diesen getäuschten Erwartungen steht freilich nicht weniges unerwartet Gefundene gegenüber: mannichfaltig genug um nach den verschiedensten Seiten des Wissens und der Kunst rubricirt zu werden, tief genug um über den Kreis der Aphorismen hinaus als fruchtbare Themen und reich zu colorirende Skizzen zu gelten; erhebend und bedeutend genug um dem durchgebildetsten Literaturfreund neue Anregungen und Einblicke der mannichfachsten Art zu gewähren. Bereits haben andere Zeitblätter ihre, und unter diesen auch sicher einen Theil unserer Leser von dieser reichbesetzten Tafel kosten lassen: um so kürzer kann der Ueberblick sein den wir in Nachstehendem von dem Briefwechsel geben wollen.

Im Allgemeinen möchten wir denselben nach zwei Seiten hin mit eigenen Worten Goethe's an Reinhard charakterisiren. Er schreibt im J. 1825:

> Ich weiß daß mir Nichts angehört
> Als der Gedanke der ungestört
> Aus meiner Seel' will fließen,
> Und jeder günst'ge Augenblick,
> Den mich ein liebendes Geschick
> Von Grund aus läßt genießen.

Die erste Hälfte dieses Spruchs gibt dem Briefwechsel das objective Gepräge; das subjective liegt in Dem was Goethe schon 1809 an Reinhard schreibt:

„Der Gewinn Ihrer Neigung und Freundschaft, der mir so spät geworden ist, bleibt mir um so unschätzbarer als eigentlich lange leben nichts Anderes heißt als Andere überleben; je länger das Leben dauert, desto mehr gehen die frühern Verhältnisse ins Enge, und die neuern sind um desto höher zu achten, weil sie sich seltener fügen.“

Diese Innerlichkeit der Beziehungen, wie jene Ursprünglichkeit des Ausdrucks walten in der That auf beiden Seiten vor, und verleihen dem Briefwechsel eine solche Gleichmäßigkeit wie sie immer zwischen einem Dichter wie Goethe und einem Weltmann stattfinden kann der bei der ausgebreitetsten und

freiesten Literaturkenntniß und Literaturauffassung doch nur ein literarischer Dilettant geblieben ist. Gerade dieser Dilettantismus, der noch dazu ohne eine überwiegende Richtung ist, erscheint uns als bedeutend und werthvoll; er ist receptiv ohne Vormeinung, anregend ohne Intention; seine Kritik hat Nichts vom schriftstellerischen Handwerk, seine productive Seite Nichts von Zurückhaltung für eigene Rechnung an sich; er läßt in seinem klaren Wasserspiegel Goethe reflectiren und den gleich klaren Quell seiner Eigenthümlichkeit gegen diesen ergießen. Und so begleitet Reinhard Goethe durch den ganzen langen und schönen Abend seines Lebens in fast ununterbrochener Gleichmäßigkeit, und der Faden ihres geistigen Ineinanderlebens spinnt sich in einer Weise vor uns ab die ebenso wol reinmenschlich als literarisch bedeutsam und anziehend erscheint.

Will man in dieser langen und fast stetigen Linie einen Abschnitt machen, so kann man zwei, der Masse nach weniger als den Jahren nach ungleiche, Hälften unterscheiden. Die ersten 75 Briefe umfassen den Zeitraum von 1807—13; aus jedem der beiden reichsten Jahre ist nur je ein Brief Reinhard's vorhanden (wie denn überhaupt die Sammlung manche Lücken hat); dann folgen von 1816—32 weitere 95 Briefe, sodaß die ganze Sammlung 172 Briefe bringt.

Goethe machte Reinhard's Bekanntschaft im Sommer 1807 in Karlsbad, und noch von diesem Orte, den Reinhard vor Goethe verließ, datirt des Letztern erster Brief. Reinhard befand sich in diesem und dem folgenden Jahre theils auf Reisen theils auf seinem Gute Falkenlust am Rhein, von wo er 1808 als französischer Gesandter am Hof zu Kassel berufen ward, ein Posten den er bis 1813 bekleidete. Gleich von Anfang an athmet die Correspondenz bei beiden Theilen jene Nähe, ja bald jene Innigkeit geistiger Beziehungen, welche dem Ganzen einen so wohlthuenden und ungetrübten Ton verleiht. In den ersten Jahren sieht man Reinhard's Interesse und Theilnahme an der deutschen Literatur, von der er selbst damals eine nicht lückenfreie Kenntniß zu haben zugesteht, an dem Umgange mit Goethe gleichsam erstarken; noch ist sie aber, wie auch sein ganzes damaliges äußeres Leben, desultatorisch, auch ohne vorwiegende Bezugnahme auf Goethe's eigene Thätigkeit. Mit dem Aufenthalte in Kassel wird dies Verhältniß ein fixirteres; insbesondere tritt hier J. von Müller, nach seinem amtlichen Wirken, seiner persönlichen Eigenthümlichkeit und seinen Werken, in den Vordergrund, wenn auch nur, da er schon im Mai 1809 aus dieser Welt schied, kurze Zeit. Von Goethe's literarischer Thätigkeit sind es die „Wahlverwandtschaften" und die „Farbenlehre" welche das Hauptthema der beiderseitigen Mittheilungen bilden. Daß manche unbedeutende Empfehlungsbriefe u. dgl. mitunterlaufen kann umsomehr mit in den Kauf genommen werden als selbst diese selten ohne irgend ein anregendes oder gar gewichtiges Dictum bleiben. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die über Sulpiz Boisserée geführte Correspondenz, welche Goethe's Eigenthümlichkeit in seinem Verhalten zu Kunstunternehmungen, die seiner Natur von Anfang an nicht analog erschienen, charakterisirt.

In gewissem Sinne bedeutender ist die zweite Hälfte des Briefwechsels, welche in der Hauptsache in die Zeit von Reinhard's Aufenthalt in Frankfurt fällt, wo er französischer Gesandter beim Bundestage, 1815—29, war. Insoweit hier, wie überhaupt bei diesem Briefwechsel, von einem Concentriren auf Goethe's Schriften die Rede sein kann, gruppirt sich der beiderseitige Gedankenaustausch um die „Wanderjahre", das Morphologische, die „Tage- und Jahreshefte". Daneben treten die Beziehungen zur französischen Literatur hervor. Alles Dieses, sowie sonstige reiche Auswahl von beiderseitigen Studien an Personen und Schriften ist aber durchwachsen von geistreicher Subjectivität, die, wie es das Alter mitsichbringt, mehr und mehr reflectirend, erinnernd und ahnend sich ausspricht. Und dieses so enge als geistig zarte Band, das die beiden nun eng befreundeten Männer verbindet, dauert auch während Reinhard's Aufenthalt in Paris, 1829—30, und Dresden (als französischer Gesandter seit 1830) fort bis zu Goethe's Tode. Der letzte Brief Reinhard's ist vom 8. Febr. 1832; der letzte Brief Goethe's vom 7. Sept. 1831 enthält das bezeichnende Wort: „Als Poet denk' ich immer daß aufs stranden sich landen reime, und somit Gott befohlen!"

Wir haben außer den beiden zur allgemeinen Charakteristik dienenden Aussprüchen Nichts von Detail aus dieser Correspondenz hervorgehoben, so reich sie daran ist. Umdestomehr finden wir uns schließlich veranlaßt auf die Reichhaltigkeit derselben an Maximen, kritischen Sätzen und Reflexionen über Literarisches und Artistisches hinzuweisen. Sie wird damit auch Dem der sie nicht vollständig sich zu assimiliren geneigt ist eine Ausbeute für flüchtige Lecture geben, wie wenig Aehnliches von Männern solcher Bedeutung. 32.

Neugriechische Literatur.

Von der Sammlung der von Dimitrios Galanos hinterlassenen griechischen Uebersetzungen aus dem Sanskrit, welche auf Kosten des Georgios Typaldos, Vorstehers der öffentlichen und Universitätsbibliothek in Athen, erscheint, ist daselbst bereits der vierte Band: „Ῥαγγοῦ Βάνσα ἢ Γενεαλογία τοῦ Ῥαγγοῦ" (1850), erschienen. Diese Uebersetzung des den Kalidasa zum Verfasser habenden Heldengedichts, welches für eines der bewundernswürdigsten Producte der indischen Literatur gilt, ist von dem genannten Typaldos mit Prolegomenen, zur bessern Verständniß des Gedichts, und mit sprachlichen Anmerkungen versehen. Der fünfte Band wird die „Ἰτιχασασαμουτσαΐα", eine archäologische Sammlung indischer Gespräche und Mythen aus dem „Mahabarata", enthalten. Zu der „Ἱστορία τῶν Ἑλληνικῶν Γραμμάτων ἤτοι περὶ Ἑλλήνων Ποιητῶν καὶ Συγγραφέων", welche im J. 1846 in Athen von K. Asopios, früherm Professor an der 1824 in Korfu errichteten Universität und gegenwärtigem Professor der griechischen Literatur an der Otto-Universität in Athen, erschien, und das Verzeichniß der griechischen Dichter und Schriftsteller von A—Z (Ζωτικός), zugleich mit kürzern und längern Bemerkungen und Ausführungen enthält, ist im J. 1850 der erste Theil einer dazu gehörigen, sehr umfänglichen Vorrede gekommen, mit welcher der erste Band dieser „Ἱστορία τῶν Ἑλλήνων Ποιητῶν καὶ Συγγραφέων, κατὰ χρονολογικὴν καὶ εἰδογραφικὴν σειρὰν καὶ ἐν ἀλφαβητικοῖς πίναξιν" abgeschlossen ist. Die gedachte Vorrede handelt im Wesentlichen über die verschiedenen Begriffe, welche man von den ältesten Zeiten an bis zu August Wolf mit dem Worte Φιλολογία verbunden hat, und wird sich in ihrem zweiten Theile mit dem Namen und Wesen der ἀρχαιομάθεια oder φιλολογία (also Alterthumskunde, Archäologie) beschäftigen. Nach einer Mittheilung in der vorstehend erwähnten Vorrede gehen zwei gelehrte Neugriechen, Aimilios Typaldos in Venedig, und ein Anderer in Sicilien, mit Ausarbeitung eines Werks über die gelehrten Griechen des 15. Jahrhunderts, welche nach Italien auswanderten, um. Ebenso beschäftigt sich der Grieche Papadopulos Bretos in Athen mit Abfassung eines Verzeichnisses aller von der Eroberung Konstantinopels bis zum J. 1821 in der alten und neuen griechischen Sprache geschriebenen und herausgegebenen Bücher. Wir möchten bei dieser Gelegenheit den Griechen unserer Tage die Worte zurufen und ans Herz legen die K. Asopios in seinem oberwähnten Werke irgendwo ausspricht, indem er sagt: daß „nachdem die Neugriechen nicht blos Zeugnisse politischen, sondern auch geistigen und wissenschaftlichen Lebens gegeben haben, der Nationalstolz von ihnen fodere daß sie mit allen Kräften dahinstreben der Beachtung anderer Nationen sich immer würdiger zu machen." 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 292. —— 6. December 1850.

Die Reform der Civilgesetzgebung in Deutschland.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 291.)

Soviel über Rechtsverhältnisse und Rechtsinstitute, um dem Leser verständlicherweise die Ueberzeugung auszusprechen daß nur letztere die Gesetzgebung voraussetzen, nicht auch die erstern. Die weitere Ueberzeugung zu rechtfertigen daß darum auch von erstern die Codificationen gänzlich absehen, der Rechtsverhältnisse Erkenntniß gänzlich der Wissenschaft und dieser Erkenntniß allgemeinere Befestigung und Verbreitung der wissenschaftlich gebildeten Praxis überlassen sollten, verstattet dem Referenten das räumliche Maß der Anzeige nur die Bezugnahme auf folgendes, wie ihm dünkt schlagendes factische Moment. Als Roms Gesetzgebung (hier ist damit auch das Edict des Prätors gemeint) Rechtsinstitute zum Schutz des Besitzes einführte, fand sie das Besitzverhältniß als ein bereits gegebenes vor, sprach aber nicht aus was Besitz sei und hat es niemals ausgesprochen. Das Rechtsinstitut trat gewaltsamen und heimlichen Besitzstörungen entgegen, hielt es aber für entbehrlich die Kennzeichen der Gewaltsamkeit und Heimlichkeit dem Richter einzuschärfen. Nie hat die römische Gesetzgebung bestimmt was Eigenthum sei; der Unabänderlichkeit desselben aller Orten und zu allen Zeiten waren aber Roms Juristen sich sehr wohl bewußt. Positiv vorgeschrieben fand sich hingegen das Rechtsinstitut der Verjährung und (in gewissem Sinne) die Form welche zur vollständigen Erwerbung des Eigenthums an mancherlei Dingen nöthig sei, Dies ähnlich Dem worauf heutige Civilbeleihung, Eintragung des Besitztitels in das Hypothekenbuch und andere dergleichen Rechtsinstitute hinauslaufen. So auch ist in Betreff der allermeisten Verträge in Rom (kaiserliche Entscheidungen und, im heutigen Sinne des Worts, Decisionen aus späterer Zeit, übrigens auch da noch in sehr geringer Zahl, kommen hier nicht in Betracht) nie ein Wort Gesetzgebung publicirt worden; so z. B. nie den Societätsvertrag betreffend. Rom also überließ die Erkenntniß der Civilrechtsverhältnisse dem gebildeten, durch seine Juristen vertretenen Sinn des Volks, und so entwickelte in Rom sich eine Rechtspraxis die, selbst sowie sie uns in der desorganisirten Form der Justinianeischen Rechtsbücher vorliegt, für alle Zeiten nicht allein nach dem Zeugniß des Referenten, nein auch nach dem von Leibniz, das höchste Muster verständiger und einsichtsvoller Behandlung der Civilrechtsverhältnisse bleibt. Schwerlich also sind die heutigen Codificationen auf dem rechten Wege. Die mannichfachen, zunächst historischen Einflüsse durch welche sie auf den falschen Weg sind gedrängt worden, und wie diejenige Rechtsbildung wol zu erreichen stünde welche es möglichmachen würde den rechten Weg einzuschlagen, während Heil und Segen nimmermehr auf dem falschen erreichbar ist, Das auseinanderzusetzen enthält sich Referent, dem hierzu vorliegendes Werk zu wenig Anlaß und Aufmunterung bietet.

2. Die Reform des deutschen Rechtslebens. Von Gustav Geib. Leipzig, Weidmann. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Vorwort ist vom 5. Aug. 1848 und Dies bemerkenswerth in Hinsicht auf die erregte Stimmung aus welcher die Schrift hervorgegangen, deren erster Aufsatz *) also anhebt:

> Die letzten paar Monate haben Ereignisse an unserm Blicke vorübergeführt wie sie die Geschichte vielleicht noch keines andern Jahrhunderts in einen so engen Raum zusammengedrängt hat. Wol möglich daß die äußere Form eines Staatsgebäudes so mächtig erschüttert wird daß sie nicht minder schnell sich verändern oder in Trümmer stürzen kann; aber daß das innere Leben eines Volks, seine gesammte Denk- und Sinnesweise im Laufe weniger Wochen sich umgestaltet, mußten wir nach unsern bisherigen Erfahrungen für unmöglich halten. Und dessenungeachtet ist uns diese Unmöglichkeit zur Wirklichkeit geworden. Wer unmittelbar vor dem Ausbruche der französischen Februarrevolution in einen Zauberschlaf versunken wäre um erst heute wieder aus demselben zu erwachen, Der würde, wie Epimenides oder Dornröschen, inmitten seiner Landsleute sich selbst und seine Umgebung nicht mehr erkennen. Die Bewegung die Deutschland ergriffen, der Geist der von den Vogesen bis zu den Karpaten, von der Ost- und Nordsee bis zu dem Adriatischen Meere Fürsten und Völker durchdrungen hat, um unaufhaltsam sich Geltung zu verschaffen, um jeden Versuch eines Widerstandes morsch über den Haufen zu werfen, ist eine Erscheinung die uns mit Staunen und Verwunderung erfüllt. Es wäre Thorheit an die Großartigkeit dieser Er-

*) I. Das Leben und die Wissenschaft. II. Die Nothwendigkeit allgemeiner Gesetzbücher. III. Grundzüge der neuen Gesetzbücher. IV. Die Redaction der neuen Gesetzbücher. V. Die Fortbildung des deutschen Rechtslebens.

scheinung den gewöhnlichen Maßstab des Lobes oder Tadels zu legen. Mögen unsere sonstigen Sympathien und Antipathien sein welche sie wollen, mag der Einzelne nach seinem politischen Glaubensbekenntnisse, bisher auf Seite des Conservatismus, des Liberalismus oder des Radicalismus gestanden haben: gegenüber einer Bewegung die mit gleicher Macht und im gleichen Sinne eine Bevölkerung von mehr als 40 Millionen mit sich fortreißt bleibt ihm Nichts weiter zu denken und zu thun übrig als diese Bewegung zu verstehen, sie in ihren Ursachen zu begreifen und nach dem Verhältnisse seiner Kraft und der Verschiedenheit seines Berufs zu ihrer naturgemäßen Entwickelung und endlichen Durchführung mitzuwirken. In der That aber, diese endliche Durchführung zeigt uns ein Ziel dessen Glanz einen Jeden der nur den deutschen Namen würdig trägt mit Stolz und Begeisterung erfüllen muß. Deutschland, sowie es bisjetzt durch Bildung und Wissenschaft alle andern Völker übertroffen hat, soll künftig auch als politische Macht die erste Stelle einnehmen. Seine Trennung und Zerstückelung in so und so viel dreißig Staaten soll aufhören, es soll aus einem schwach verknüpften Staatenbunde ein einiger, kräftiger Bundesstaat werden. Jene berühmten Worte: „Kein Oestreich, kein Preußen, ein einiges Deutschland, stark wie seine Berge!" sollen sich verwirklichen; ja sie haben ihr welthistorisches Echo bereits in der Erklärung gefunden: „Preußen geht fortan in Deutschland auf."

Referent, der zu den auch vom Verfasser sogenannten „eigentlichen Gelehrten" zählt und „wirklicher Fachmann" ist, befindet sich nicht und befand sich nie auf demjenigen Standpunkte von dem aus die Schrift wollte gewürdigt werden. Denn wir lesen S. IV:

> Indem ich jedoch meine Worte nicht an eigentliche Gelehrte und wirkliche Fachmänner, sondern jedenfalls vorzugsweise an das größere Publicum und vor Allem an die Mitglieder jener Versammlungen zu richten hatte die als die Vertreter des Volkswillens und Volksbewußtseins über die hier erörterten Fragen ihre Stimmen abzugeben haben, mußte ich mich auf ein mir bisjetzt fremdes Feld wagen — wol möglich daß es mir nicht gelungen ist die passende Sprache zu finden, und daß ich die Vorkenntnisse meiner Leser vielleicht ebenso häufig zu niedrig wie zu hoch angeschlagen habe.

Hat nun Geib's Reform den beabsichtigten Zweck verfehlt durch die äußern Umstände, und wollte sie wesentlich nur als durch jene Umstände hervorgerufene Gelegenheitsschrift aufgenommen und betrachtet sein, so gibt es überhaupt Niemand der noch jetzt berufen sein könnte des Verfassers Ansichten und Erörterungen in passender Weise zu besprechen. Am allerwenigsten kann eine Ausnahme in dieser Hinsicht der sogenannte „eigentliche Gelehrte" und „wirkliche Fachmann" machen. 62.

Die Unechtheit der Weissagung von Lehnin.

Erst vor kurzem haben wir in Nr. 135 und 136 d. Bl. die Lehnin'sche Weissagung zum Gegenstande einer Besprechung gemacht. Wenn wir uns dabei weniger mit dem Propheten als mit dessen Ausleger, dem hexengläubigen Pastor Meinhold, beschäftigten, so geschah es weil es uns weit wichtiger erschien die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Treiben der in Staat und Kirche neuerdings rumorenden Dunkelmänner zu richten als über die Echtheit oder Unechtheit eines lateinischen Gedichts ins Breite zu gerathen. In unserm damaligen Bericht hatten wir es unternommen den aus Schlauheit und Fanatismus, aus theologischer Buchstabenweisheit und brutaler Verachtung der Philosophie, pfäffischem Hochmuth und serviler Kriecherei gemischten Charakter eines Schauspielers in dem wiederbegonnenen Drama des geistlichen und weltlichen Despotismus vorzuführen; Das haben wir nicht um des Einzelnen willen gethan der sich selbst zum Portraitiren hergegeben hat, sondern weil sich in dem Einen Bilde die vollkommenste Familienähnlichkeit der ganzen Partei wiederfindet. Heute aber wollen wir mit jenen Leuten für welche die Lehnin'sche Prophezeiung eine in nächster Zukunft zahlbare Anweisung auf die Weltherrschaft ist Nichts zu thun haben, und statt uns mit ihren seligen Träumen von Kaiserkronen, Bischofsmützen, fetten Pfründen, Hexenprocessen, Inquisitionsgerichten, Vertilgung des Protestantismus, Wiederaufrichtung der päpstlichen Gewalt über ganz Deutschland und allerhand solchen Lieblingsideen moderner Frömmigkeit zu befassen, werden wir von der mit der Leuchte der Wissenschaft durch einen unserer wackersten Geschichtsforscher geführten Untersuchung und gewonnenen Erkenntniß über die Authenticität jener Weissagung das Wesentlichste mittheilen.

Eine Menge deutscher Gelehrten hat sich bereits mit dem „Vaticinium Lehninense" beschäftigt; sie machten es sich indeß weniger zur Aufgabe die Echtheit desselben nach den Regeln der Kritik zu untersuchen, als daß sie einen nach ihren subjectiven, von confessionnellen oder patriotischen oder beiderlei Interessen zugleich bestimmten Standpunkt einnahmen, auf welchem sie voraussetzten was erst noch bewiesen werden sollte. Daraus entstand zwischen den Vertheidigern und Angreifern ein Streit der häufig mit Gereiztheit und Bitterkeit geführt wurde. Dagegen wollte Professor Guhrauer in seiner uns vorliegenden Schrift:

Die Weissagung von Lehnin. Eine Monographie von G. E. Guhrauer. Breslau, Scholz. 1850. Gr. 8. 24 Ngr.

einen versöhnlichen, d. h. wahrhaft wissenschaftlichen und objectiven Weg zur Auffindung der Wahrheit einschlagen. Auf diesem Wege ist er zu dem Ergebnisse gelangt daß das „Vaticinium Lehninense" unecht, d. h. daß es nicht von dem Mönche Hermann von Lehnin im 13. Jahrhundert geschrieben ist, sondern weit später. Es ist zum größten Theil keine Prophezeiung der Zukunft, sondern eine in mysteriöse Verse gebrachte Geschichte der Vergangenheit. Der gründlichen Forschung durch welche Guhrauer zu dieser Ueberzeugung gelangte entnehmen wir folgende Hauptzüge:

Es steht fest und hat noch nirgend einen Widerspruch gefunden daß die Lehnin'sche Weissagung nicht vor dem Ende des 17. Jahrhunderts ans Licht getreten ist. Zur Erklärung wie diese Weissagung durch mehre Jahrhunderte im Verborgenen bis zu ihrem so späten Bekanntwerden sich habe erhalten können, bildeten sich verschiedene Sagen, richtiger gesagt: Fabeln; denn alle geschichtlichen Quellen und Berichte beobachten strenges Schweigen über den prophetischen Bruder Hermann und dessen Weissagung. Dies wird auch von den Vertheidigern derselben nicht in Abrede gestellt, aber durch den Umstand zu erklären versucht daß diese Weissagung außerhalb der Mauern des Klosters Lehnin niemals gedrungen, sondern durch eine eigenthümliche Verkettung der Dinge bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, also durch einen Zeitraum von mindestens 400 Jahren im Geheimen aufbewahrt worden sei. Der Verfasser weist indeß überzeugend nach daß eine solche Geheimhaltung mit dem Geiste des Zeitalters welchem die Prophezeiung angehört haben soll im vollkommenen Widerspruch steht. Das Mittelalter, namentlich der Zeitraum vom 12. bis in das 14. Jahrhundert ist reich an Prophezeiungen und Visionen, welche theils von den Sehern oder Seherinnen selbst, theils und öfter noch durch Andere aufgeschrieben wurden und sich bis auf uns in der Literatur erhalten haben. Wer aber mit Charakter und Entstehung dieser Visionen nur einigermaßen näher bekannt ist weiß daß dieselben mit gewöhnlichen literararischen Erzeugnissen nicht auf gleiche Linie zu setzen sind. Es verriethe vollkommene Unkunde, zu denken daß ein berühmter Ge-

her des 12., 13. und 14. Jahrhunderts sich etwa eines Tags an den Schreibtisch gesetzt habe um eine Vision oder eine Weissagung zu Papier zu bringen, wie etwa ein Dichter welcher sich zu einer Ode begeistert fühlt. Das literarische Product wie es sich an die Visionen einer heiligen Hildegard, eines Joachim, einer heiligen Brigitta und Anderer knüpft, ist nur ein secundaires; die Visionen selbst sind Producte außerordentlicher Seelenzustände, Ausflüsse „höherer Gnade", Ekstasen, Zustände welche in jenen Jahrhunderten, wofern sie nur die Prüfung des Echten und, in den Augen der Zeitgenossen, Wunderbaren bestanden hatten, dem Seher oder der Seherin häufig den Ruf der Heiligkeit zuwegebrachten. Die Beschaulichkeit und Askese des Klosterlebens war solchen außerordentlichen Seelenzuständen vorzüglich günstig, und wo eine solche hervorbrach ward sie nicht etwa mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt; nein, es war eine Angelegenheit des Klosters dem der Seher angehörte, des ganzen Landes, der ganzen Zeit, ja der Kirche selbst, deren höchste Autorität dem Glauben an jene Wunder das Siegel aufdrückte. Eine Verheimlichung von Visionen und Weissagungen, wofern sie sich als echt erwiesen, war demnach ganz undenkbar. Welchen Grund hätte im Besondern das Kloster Lehnin gehabt eine Weissagung wie die des fraglichen Bruder Hermann hinter ihren Mauern zu vergraben? eine Vision welche, wäre sie echt, zu den großartigsten ihrer Gattung gehörte, da sie den künftigen Zeitraum eines halben Jahrtausends umspannt, und den endlichen Sieg der Kirche über alle ihre Gegner mit Zuversicht verkündigt?

Was die äußern Gründe für die Unechtheit des „Vaticinium" betrifft, so treffen sie sämmtlich in dem einen noch nirgend widerlegten Argumente zusammen: daß nicht etwa blos die brandenburgischen Geschichtsquellen, welche hier vielleicht der Parteilichkeit beschuldigt werden könnten, sondern auch sämmtliche zum Theil sehr gründliche und kritische Geschichtsquellen des Ordens der Cistercienser von unserm Propheten von Lehnin und dessen Prophezeiungen von den Regenten des Hauses Brandenburg schlechterdings Nichts melden.

Bei dem völligen Mangel äußerer Kennzeichen für die geschichtliche Existenz des Bruder Hermann von Lehnin um das J. 1300, und für die Echtheit der ihm beigelegten Prophezeiung, haben die Vertheidiger derselben desto mehr Nachdruck auf die innern Gründe derselben gelegt, welche beweisen sollten daß die Weissagung von einem echtprophetischen, ja gar göttlichen Geiste beseelt sei, was sich namentlich in deren durchgängiger Erfüllung vom 14. Jahrhundert bis auf die Gegenwart herab vollständig bewährt habe. Solche innere Gründe für die Echtheit erkennt der Verfasser nicht an, wol aber für das Gegentheil. Sie beziehen sich zunächst auf die Form. Die in der Lehnin'schen Weissagung unverkennbare höhere literarische Cultur, die feinere Latinität, die vielen Reminiscenzen aus den Dichtern des classischen Alterthums müssen das Ganze höchst verdächtig machen, wenn man erwägt daß von den Cisterciensern in der Mark die Geschichtschreiber nicht einen Einzigen nennen welcher sich durch den Ruf der Gelehrsamkeit, auch nur durch die geringste asketische Abhandlung bemerklichgemacht hätte; was namentlich das Kloster Lehnin anlangt, so erhob es sich nicht im geringsten über die übrige Geistlichkeit. Von den dortigen Mönchen heißt es (bei Spieker, I, 136): „Von der Gelehrsamkeit haben sie nie Viel gehalten, und waren größtentheils ungebildete Leute." Wollte man darauf erwidern daß das Wunder welches in dem Propheten wirkt auch aus einem unwissenden Mönch sehr wohl einen classischen Lateiner gemacht haben könne, so ist Dem entgegenzuhalten was Guhrauer ganz richtig sagt: „Die Uebereinstimmung älterer und neuerer Prophezeiungen und Offenbarungen mit der Bildung ihres Zeitalters, der Oertlichkeit und allen übrigen sie begleitenden Umständen und Verhältnissen ist zu allen Zeiten in der christlichen Kirche als eins der ersten Erfodernisse der Echtheit erachtet worden; man hat dieses Kriterium schon in den ersten Jahrhunderten auch auf die Evangelisten und mit um so größerm Recht auf die jüngern Prophezeiungen und Offenbarungen angewandt."

Was noch ein neues und schweres Gewicht in die Schale der Unechtheit wirft ist in sprachlicher Hinsicht der Gebrauch eines Ausdrucks in dem Gedichte welcher durch seinen modernen Ursprung eines der schlagendsten Zeugnisse gegen das hohe Alter der Weissagung für sich allein abzugeben fähig ist. Es ist nämlich der hebräische Name Gottes: Jehovah im 63. Verse:

Forma rerum nova vox fit patiente Jehovah.

Der hebräische Name Gottes im Alten Testament ist in der Vulgata nirgend nach dem ursprünglichen Laute, sondern überall nach der Uebersetzung (Dominus) wiedergegeben; auch hat die katholische Kirche in ihrer Liturgie niemals von der Aussprache des göttlichen Namens „Jehovah" Gebrauch gemacht. Die Aussprache „Jehovah" ist ganz neuen Ursprungs, und geht nicht über das erste Viertel des 16. Jahrhunderts zurück. Es ist somit als vollständig bewiesen zu erachten daß die Weissagung nicht vor der Reformation gedichtet sein kann, was ihre Unechtheit einschließt, da der Prophet sich für einen Zeitgenossen des oder der letzten Askanier in Brandenburg ausgibt.

Von entscheidenderer Wichtigkeit als Sprache und Form bei dieser Weissagung ist endlich ihr Geist, verglichen mit dem Geiste derjenigen Weissagungen und Visionen deren Echtheit nach dem Urtheile der Zeitgenossen und der Kirche unzweifelhaft feststeht. Der wahre Beruf eines echten, d. h. von Gott erleuchteten Propheten wurde nicht etwa in der Befriedigung menschlicher Neugier durch Verkündigung zukünftiger Ereignisse, und seine Bewährung nicht in dem mehr oder minder glücklichen Eintreffen derselben gesucht, sondern vielmehr in der Absicht, in der Seele des Propheten, welcher erhaben über Menschenfurcht, abgewandt von dem Irdischen, Weltlichen, Vergänglichen, seinen Zeitgenossen den furchtbaren Spiegel der Ewigkeit vorhielt, mit Mahnen, Strafen und Züchtigen der Schwachen und Verstockten. Es ist mit Einem Worte der mit dem Begriffe eines Propheten engverbundene, uralte Begriff eines Predigers und Lehrers im erhabensten Sinne des Worts. Als solche wurden jene kühnen Propheten und Prophetinnen, wie die heilige Hildegard im 12., und die heilige Brigitta, Katharina von Siena im 14. Jahrhundert, kanonisirt, und ihren Strafpredigten, welche Niemanden verschonten, von der Kirche und deren höchsten Leitern kein Widerspruch entgegengesetzt. Wirft man dagegen in die Weissagungen des Propheten Hermann einen Blick, welch eine kahle, nüchterne, von allem höhern Geist verlassene Welt- und Religionsansicht tritt uns hier vom Anfang bis zum letzten Wort entgegen! Das Trachten nach Glanz und Reichthum, nach Herrschaft und Wohlleben, welches den wahrhaft Frommen und Propheten des 13. und 14. Jahrhunderts ein Gräuel und Aergerniß war, ist diesem dunkeln Propheten des Klosters Lehnin Anfang und Ende seiner Furcht und seiner Hoffnung. Mit einer solchen sinnlich gemeinen Denkungsweise war denn auch jedes Pathos, jeder Schwung, jede Mystik unverträglich; denn was etwa an Mystik erinnert, die Zahl der 11 protestantischen Regenten, war, wie Guhrauer nachweist, einem bereits fertigen Typus entlehnt. In chronikartigem Stile wird die Geschichte der Mark von den letzten Zeiten des askanischen Stammes bis hinab zu dem Großen Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern mit einer Menge von Nebenumständen erzählt, welche das eigentliche Endziel fast aus den Augen verlieren lassen; und dieses Endziel — kann es dürftiger sein? — bleibt die Wiederherstellung der Klöster Lehnin und Chorin in ihren alten Glanz aus der Zeit vor der Reformation (V. 98—106 der Prophezeiung); selbst was dem angeblichen Propheten die Reformation so hassens- und verabscheuungswerth macht ist wieder hauptsächlich die Beraubung der Kirchen- und Klostergüter (V. 52).

Der Verfasser findet im weitern Gange seiner Forschung daß das Gedicht in zwei deutlich zu unterscheidende Theile zer-

fällt. Alles was vorgeht, d. h. der beiweitem größere Theil desselben bis zum 75. Verse, stellt sich als ein in Form einer Weissagung gekleidetes Stück der Geschichte der Mark Brandenburg dar; was dann folgt bis zu Ende kann allein auf den Namen einer auf Enthüllung der Zukunft ausgehenden Weissagung Anspruch machen. Jenes würde also der historische, dieses der prophetische Theil zu nennen sein. In Betreff des historischen Theils hat in jüngster Zeit Giesebrecht an einer Reihe schlagender Beispiele nachgewiesen daß der Verfasser des „Vaticinium" besonders den „Brandenburgischen Cedernhain" von Rentsch, welcher zu Baireuth 1682 herauskam, also das neueste der damals vorhandenen brandenburgischen Geschichtswerke, bis auf einzelne Nebenumstände, ja bis auf den Ausdruck benutzt hat. Guhrauer sagt: „Damit ist schon eine dankenswerthe chronologische Bestimmung über die Entstehung des «Vaticinium» gegeben. Nicht etwa als wäre der historische Theil überall ohne Dunkelheit, Zweideutigkeit und auffallende Lücken, welche den Scharfsinn auch des gelehrtesten Auslegers beschäftigen können. Bei der lakonischen, orakelmäßigen, und behufs der einmal befolgten Tendenz nicht ohne Geschick angelegten und durchgeführten Darstellung konnte und sollte auch diese nicht überall die Deutlichkeit und Ausführlichkeit einer Geschichtserzählung haben... Wie sehr nun auch das Ansehen des Lehnin'schen Propheten, der sich bis zur Zeit des Todes des Großen Kurfürsten, und höchstens bis zu Anfang der Regierung seines Nachfolgers, als einen rückwärtsgekehrten Propheten im eigentlichen Sinne des Worts erweist, erschüttert wird, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen daß er von da ab weit in die Zukunft hinausgesehen, und diese nach einer gewissen Beschaffenheit im voraus verkündigt hat. Von der angeblich treuen Erfüllung dieser vermeintlich bis in unsere Gegenwart hineinragenden Prophezeiung entlehnen jetzt Viele, wo nicht den Beweis, doch die Ueberzeugung der Echtheit des Ganzen. Es fragt sich ob dieser prophetische Theil an sich überhaupt ein Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung sein kann, da hier fast Alles einem subjectiven Dafürhalten von der Uebereinstimmung der Wirklichkeit mit den Worten des Propheten abzuhängen scheint. Wir glauben jedoch daß auch hier ein objectiver Standpunkt zu gewinnen ist. Es kommt zunächst darauf an zu unserer Weissagung die geschichtliche Analogie und gleichsam den geschichtlichen Typus zu ermitteln." Hiernächst wird von Guhrauer mit einem reichlichen Apparat der hier einschlagenden Gelehrsamkeit ausgeführt daß jener prophetische Theil nach einer bestimmten Methode verfaßt ist, wobei die apokalyptischen Prophezeiungen als Vorbild dienen, und insbesondere Holzhauser's Commentar über die Offenbarung Johannis zur Richtschnur genommen ist. Ein specielles Eingehen auf die Darlegung dieser Methode würde unsern Raum überschreiten; wer nach dem geführten Beweise der Unechtheit noch wünscht sich mit den gründlichen Auseinandersetzungen über die Anfertigung des prophetischen Theils des Lehnin'schen Gedichts bekanntzumachen, möge die Monographie selbst zur Hand nehmen.

In einem besondern Capitel seiner Schrift stellt Guhrauer die neuesten Hypothesen über den Verfasser der Weissagung zusammen, und gelangt zu dem Ergebnisse daß keine derselben stichhaltig ist, daß überhaupt jeder Versuch den verkappten Propheten von Lehnin mit apodiktischer Gewißheit zu entlarven scheitern wird, solange nicht das eigene Bekenntniß des Verfassers, und wo nicht dieses, wenigstens das unzweideutige Zeugniß eines unterrichteten, glaubwürdigen Zeugen beigebracht wird. Wenn trotzdem Guhrauer es sich nicht versagt über den muthmaßlichen Dichter der Lehnin'schen Weissagung auch eine Hypothese aufzustellen, so erklärt er doch von vornherein daß er von dem Anspruche weit entfernt ist mit einem Vaticinii Lehninensis auctor detectus aufzutreten. Derjenige welcher in seinen Augen höchstwahrscheinlich die Lehnin'sche Weissagung, wenn nicht unmittelbar, so doch mittelbar durch seine Betheiligung und Inspiration zutagegefördert hat gilt Guhrauer zuletzt doch nur als Vertreter und Typus derjenigen Macht oder Partei in deren Richtung und Interesse es lag unter den gegebenen Verhältnissen ein Product wie jene Weissagung ans Licht zu fördern: der östreichischen Jesuiten. Guhrauer fügt dieser Meinungsäußerung hinzu: „Ich habe den Namen nicht gesucht, er hat sich mir selbst dargeboten, es ist der Jesuit Pater Friedrich Wolff." Die einflußreiche Stellung desselben am kaiserlich östreichischen Hofe vergleicht der Verfasser mit der des Jesuiten Letellier bei Ludwig XIV. Beide Jesuiten waren sich an vielseitiger Gelehrsamkeit, staatsmännischer Bildung und außerordentlichem Religionseifer ähnlich; bei dem Kaiser Leopold stand Wolff in hohem Ansehen, und übte einen wesentlichen Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte. Als Gesandtschaftsprediger oder Kaplan beim kaiserlichen Gesandten in Berlin lebte er ungefähr ein Jahr, vom Anfang 1685 bis Frühjahr 1686, am Hofe des Großen Kurfürsten. Die Aufstellung der Gründe welche dafür sprechen sollen daß wir im Pater Wolff denjenigen Mann haben auf welchen die Verfertigung eines Vaticiniums wie die Lehnin'sche Weissagung in einem viel höhern Grade von Wahrscheinlichkeit zurückgeführt werden kann als auf jeden andern der früher vermutheten Verfasser, füllt mehre Seiten des Guhrauer'schen Buchs; doch dürften diese Auseinandersetzungen, wenn ihnen auch das Verdienst historischen Scharfsinns nicht abzusprechen ist, immer nur eine sehr entfernte Wahrscheinlichkeit begründen. Dies scheint uns auch nur Nebensache, und das eigentlich wichtige, nicht leicht umzustoßende Resultat der gelehrten Forschung bleibt — die Unechtheit der Lehnin'schen Weissagung. 45.

Literarische Notiz.

Ines de Castro.

In „**Memoirs of the queens of Spain, from the conquest of the Goths to the accessiou of her present majesty Isabella II. etc.**, by *Anita George*, edited by **Miss** *J. Pardoe*" (erster Band, London 1850) findet sich von der Hand der Herausgeberin, Fräulein Pardoe, folgende Anmerkung: „Die zwei prächtigen Sarkophage mit den Leichen der Ines und ihres königlichen Gemahls standen im rechten Flügel der reichgeschmückten Kirche hinter einem kunstvoll gearbeiteten und stark vergoldeten Eisengitter. Während des Kriegs auf der Halbinsel erbrachen die Franzosen die Thüren, plünderten die Gräber, rissen die erlauchten Todten aus ihren Ruhestätten und warfen sie auf das steinerne Getäfel. Nur drei von den Klosterbrüdern, darunter der Prior, waren nicht geflohen, sondern hatten sich in dem heiligen Gebäude versteckt, und konnten von ihrem Schlupfwinkel aus die rohe Gewaltthätigkeit sehen. Als ich 1827 nach Alcobaça kam lernte ich den Prior kennen, um den die Brüderschaft sich wieder gesammelt hatte, und empfing von ihm die feierliche Versicherung daß, obgleich vom Körper des Fürsten nur ein mit königlichen Gewändern bekleidetes Skelet übriggewesen, der Körper der Ines unversehrt geblieben, ihr schönes Gesicht ganz unverändert, und ihr herrliches, glänzendes, hellbraunes Haar, Gegenstand allgemeiner Bewunderung bei ihrem Leben, so lang und stark gewachsen daß es sie bis zu den Füßen umhüllt und selbst das Erstaunen der Räuber erregt habe, während sie das reiche, ihre Todtengewänder festhaltende Geschmeide abgerissen." Die Versicherung des Priors — vielleicht mit Ausnahme des nach dem Tode so langgewachsenen Haars — hat nichts Unglaubliches, da, wie bekannt, der Leichnam jahrelang in königlichen Gewändern zur Empfangnahme der Huldigung des Hofs auf dem Throne saß, und also gewiß einbalsamirt gewesen ist. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 293. — 7. December 1850.

Zur Geschichte der magyarischen Literatur.

Es lebt ein Volk in Osten welches seit einem halben Jahrhundert in nationaler, sittlicher und literarischer Beziehung einen ungeheuern Aufschwung genommen und unglaubliche Fortschritte gemacht hat. Dieses Volk ist das magyarische. Eingerahmt von den verschiedenartigsten Slawenstämmen, deren Bildung meistens noch in der Kindheit liegt, und die in Hinsicht der Sprache, Abstammung, Sitte und Charakter mit dem magyarischen Volke Nichts gemein haben, daher auch auf die Entwickelung desselben keinen Einfluß ausüben konnten, hat es vielmehr seine ganze Kraft, sein ganzes nationales und sittliches Leben aus sich selbst geschöpft und entwickelt, und es mit unermüdlichem Eifer und rastloser Anstrengung der Vervollkommnung und Weiterbildung zugeführt.

In dem letzten abgelaufenen, so sturmbewegten Jahre hat dieses Volk durch seinen Riesenkampf mit Oestreich und Rußland die Blicke von ganz Europa aufsichgelenkt, und obgleich an Zahl klein, gab es doch der rohen physischen Gewalt gegenüber Zeugniß, was ein Volk vermag welches nationalen Geist, Energie und Vaterlandsliebe besitzt, und es würde gewiß noch weiter gekämpft, ja vielleicht gesiegt haben, hätte ihr nicht jene verhängnißvolle Katastrophe auf den Feldern von Villágos das Bahrtuch über die Schultern geworfen... In dem Lande der Magyaren ist es nun still und öde, auf der weiten Pußte schwärmen statt der frühern reichen Heerden nur einzelne Rößlein umher, hinter welchen der Czikós (Roßhirt), die malerischste Gestalt der Haide, traurig einhertrabt und ein altes Mütterlein tröstet welches mit seinen rothgeweinten Augen vergebens das Grab ihres Sohnes auf der sandigen blutgedrängten Pußte sucht... Von einem Sandhügel, auf welchem um ein hellloderndes Feuer einige dunkle Gestalten lagern, unterbricht plötzlich ein wildmelancholischer Gesang die tiefe Stille der Haide... Ueber das gebräunte Antlitz der Czikós flammt bei den Klängen des patriotischen Gesanges eine dunkle Röthe, und in einem Nu hält er auf seinem flüchtigen Rosse vor der Schar seiner Kameraden, um in ihr Lied kräftig einzustimmen, welches in klagenden Tönen über die Haide rauscht. Auch das alte Mütterchen hat sich mühsam zur Feuerstelle geschleppt, und stiert mit ihren glanzlosen verweinten Augen in die knisternde Glut, während der Gesang der Männer immer lauter und wilder über die öde Fläche der Steppe brauset... Welcher Magyare wird aber nicht zur höchsten patriotischen Ekstase und Begeisterung entflammt wenn über seine Lippen ein Lied seines geliebten Petöfy Sandor tönt?!...

Ungarn, wo jeder Grashalm seinen Volksgesang und jeder Stein seine Legende hat, ist aber auch das Land der Poesie und Romantik, und die Heldengeschichte des Landes, der Freiheitsdurst des Volks, die Haide mit ihren wilden Söhnen, das Brauseleben auf den stolzen Schlössern der verschwenderischen Magnaten und das Dunkel des Bokonyerwaldes mit seinen romantischen Räubern liefern den Dichtern des Landes einen überreichen interessanten Stoff. Dafür ist aber auch die magyarische Poesie von der deutschen wesentlich darin unterschieden daß ihr jene transcendentale Richtung der letztern völlig fremd ist; denn der Magyare haßt, wie sich ein Dichter ausdrückt, „alle Dinge welche kein Ding" sind; für ihn gibt es keine „Begeisterung der Leere", welche nur dazu beiträgt die Kraft eines Volks zu schwächen und die Aufmerksamkeit desselben von der Erde abzuziehen, während ihm seine Pflicht und Gewissen nur erlauben und gebieten sich mit seinem irdischen Dasein zu beschäftigen. „Die Freiheit und das Vaterland", sagt Kisfaludy, „ist unser Alles, unser Leben und unser Himmel. Was darüber hinausliegt kümmert uns nicht!"

In diesen wenigen Worten ist die Richtung der magyarischen Poesie ausgesprochen, und sie hat auch an derselben in allen Zeiten festgehalten und sich um die Kraft und das frische Leben des Volks ein sehr wesentliches Verdienst erworben. Singt doch Petöfy, welcher anfangs von der schulmeisterlichen Kritik wegen seiner Nichtachtung des Versmaßes und der Derbheit seiner Sprache vornehm belächelt wurde:

> O meine Liebe ist so warm, so rein,
> Sowie man liebt im Himmel nur allein,
> Ich liebe eine Frau, so schön und bleich,
> Ein hehres Wesen aus dem Himmelreich:
> Die Freiheit ist's! Es schmerzt mich armen Mann
> Daß ich im Traum sie nur erblicken kann!

Doch naht sie oft aus ihrer Himmelspracht
Im Traume mir; so auch die letzte Nacht.
Auf einem Blumenzelt kam sie zu mir,
Ich kniete nieder, und ich sagte ihr
Ein glühendheißes Liebgeständniß vor;
Sie horchte mir mit aufmerksamem Ohr;
Ich neigte mich zur Erd' ein Blümelein
Zu pflücken, um es ihr zu weih'n —
Da stand bei mir ein Henker wild und bleich
Und hieb mein Haupt herab mit einem Streich,
Das Haupt fiel in die off'nen Hände mir,
Und dieses reicht' ich statt der Blume ihr.

Seine schönste und zugleich populairste Schöpfung ist jedoch das Gedicht „An mein Volk", welches von einem Ende Ungarns bis zum andern tönt und welches auch fortleben wird im Munde der Nation, solange ein Magyarenherz schlägt! Der Dichter singt:

Es sauset und brauset des Herbstes Wind
Dahin über Felder und Wälder geschwind,
Es zittern die dürren Blätter am Baum
Wie Kettengerassel im Kerkerraum.
Sei still, o Wind, es tönt sofort
Ins weite Land mein lautes Wort!
Es höre jetzt das Volk mit off'nem Ohr
Was in mir heimlich nur geglüht zuvor,
Und was mir aus dem Herz jetzt strömt mit Lust,
Sowie die Glut aus des Vulkanes Brust! ...
Das hat in mir geglüht daß in zwei Landen
Ein Volk verschmachten muß in Sklavenbanden,
Daß der Magyar in beiden Reichen wohnt,
Und doch bei ihm die Einigkeit nicht thront!
Das hat mein Herz gemacht zur Kummerwüste,
Darin ein Tiger haust mit Mordgelüste:
Der blutgeaugte Zorn wild und erbleicht;
Wie oft hat mir dies Thier den Schlaf verscheucht!
O, welcher Teufel hat uns doch gehetzt
Daß jenes heil'ge Blatt wir frech zerfetzt
Das uns're Ahnen schrieben mit dem Stahl,
Tief eingetaucht ins blut'ge Wundenmal!
Zerrissen? Ja! Und aus den schönen Blättern
Da wurden Fetzen, die das wilde Wettern
Des Sturms ergriff und sie in Wirbel trieb,
Bis jedes einzelne im Kothe haften blieb.
Man trat mit Füßen uns; mit lauter Stimme
Schrien wir zum Himmel auf in unserm Grimme.
Doch Gott erhört' uns nicht; wer feig und schlecht
Sich läßt erniedrigen zum feilen Knecht,
Der ist auch würdig daß man ihn verachte,
Bis unter seiner Peitsche er verschmachte!

Wenn wir zusammenhielten treu ohn' Zagen,
Es würde unser Ruhm die Welt durchjagen,
Wir wären nicht gestoßen aus der Schar
Der Völker die am Freiheitshochaltar,
Der Freiheit bringen ihre Opfer dar!
Wenn wir zusammenhielten treu und fest,
So wäre unser Auge nicht benäßt
Wenn's die Geschichte liest, die uns verkündigt
Wie sehr wir an der Freiheit uns versündigt!
Das Staubkorn das einzeln am Wege liegt
Beim leisesten Windhauch verweht, verfliegt,
Doch fließt es zusammen und bleibt im Verein,
So wird es ein mächtiges Felsgestein,
Und weht auch der Sturmwind fort und fort,
Er rückt es nimmer von seinem Ort.
Bedenke Dies, zersplitterter Magyar!
Was ich dir sag' ist alt, doch heilig wahr!
Weil noch nicht braust der rauhe Nord,
Ruh'n auch die Staubeskörner noch am Ort,
Doch wenn der Sturm erwacht in frühen Stunden,
Bevor sie miteinander sich verbunden,
Dann wird der leichte lose Staub
Dem Wind auf ewiglich zum Raub.

O, wachen wir! Die Neuzeit liegt in Wehen,
Und hochberühmte Tage wird man sehen,
O, fassen wir uns freudig bei der Hand
Daß wir der Sturmeszukunft halten Stand!
Und wer zuerst uns reicht die Hände,
Der sei gesegnet ohne Ende.
Doch wer sich weigert sie zu erfassen,
Den treffe Fluch und ew'ges Hassen!

Neben Petöfy, welcher wegen der Zügellosigkeit seiner Phantasie und seines oft an Wildheit grenzenden Ausdrucks gewöhnlich die „magyarische Haideblume" genannt wird, begegnen wir dem ernsten, tiefdenkenden und geistreichen Kisfaludy Károly. Derselbe steht in der ersten Reihe der magyarischen Dichter, und seine geistvollen Dramen, Poesien und Novellen haben ihn zu den hervorragendsten Koryphäen der ungarischen Literatur emporgehoben und ihm einen unvergänglichen Ruhm in der Geschichte derselben gesichert. Seine sämmtlichen Werke erlebten vier Auflagen, woraus wir ein Gedicht „Auf dem Rakos" mittheilen wollen.

Oft hat mein Vater traurig mir verkündet
Wie hier dereinst ein schönes Leben war,
Ich seufze tief, weil Gram mein Herz empfindet
Wenn übers Rakosfeld ich pflügend fahr'.

Wo ist der König Máthyás, der Gerechte?
Du sahst ihn oft im prächt'gen Fürstenkleid,
Laut wieherte sein Roß einst im Gefechte,
Wo heut' ich pflüge still mit meinem Leid.

Man sagt daß hier auf dieser öden Stätte
Die Feldherr'n einst beriethen Krieg und Fried',
Und wenn zur Schlacht dann rief die Kriegstrompete,
So flogen sie den Adlern gleich zum Sieg!

Sie sind dahin! Rakos, du stehst noch immer,
Viel Tausend Menschen nähret dein Getreid',
Doch einen Ungar seh' ich nun und nimmer —
Und weiter ack're ich mit stillem Leid.

Aus Pesth und Buda ziehen Menschenscharen,
Doch ich verstehe ihre Worte nicht —
Hejh! heut' ist doch die Sprache der Magyaren
So selten wie ein Rabe weiß und licht!

Es naht ein kühler Wind, auf seinen Flügeln
Bricht schon ein dunkler Nebel jetzt herein,
Der Staub, der wirbelnd weht auf seinen Hügeln,
Ist Asche wol von eines Helds Gebein.

O Mädchen, trink' nicht aus der heil'gen Welle
Des Rakosbaches! Zähm' des Durstes Glut,
Er floß ja über manche Grabesstelle,
Und uns're Thränen fielen in die Flut!

O Rakos! wo sind deine schönen Tage?
Wie schwand so schnell dein heller Ruhmesschein!
Mein Herz schmerzt tief, mein Mund spricht eine Klage,
Wenn ich dein Feld bepflüge, voll von Pein.

Mit Kisfaludy's Dichterruhm und Popularität wetteifert Vörösmarty Mihály, welcher sich als Dramatiker

und Lyriker einen unsterblichen Namen erwarb. Seine historischen Dramen, welche das Nationaltheater in Pesth auf die Bühne brachte, wurden vom Publicum und Kritik mit einem Beifalle und einem Enthusiasmus aufgenommen wie er vielleicht in Deutschland seit den Zeiten Schiller's keinem dramatischen Dichter mehr gespendet wurde. Aus seinen patriotischen Gedichten, welche zwei Bände umfassen und sechs Auflagen nothwendig machten, theilen wir zur Charakteristik von Vörösmarty's herrlicher Begabung seinen „Zuruf" mit, welcher schon seit einer Reihe von Jahren als Volkslied in allen Kreisen der Bevölkerung die Runde macht:

Dem Vaterlande mit festem Muth
Bleib treu gesinnt, o Magyare*),
Es ist dein erstes und letztes Gut,
Deine Wieg' und einst deine Bahre;

Du kannst dir außer dem Vaterland
Keinen Zufluchtsort erwerben —
Ob dich schlägt oder segnet des Schicksals Hand:
Hier mußt du leben und sterben!

Dies ist der Boden, dies ist das Land
Für das deine Ahnen gerungen,
Der Boden mit dem dich ein heiliges Band
Seit Jahrtausenden hält umschlungen.

Des Arpad tapferer Kriegerschwarm
Hat hier in Schlachten gewettert,
Hier hat des Hunyady starker Arm
Die Sklavenketten zerschmettert! —

O Freiheit, es trugen mit starker Hand
Deine blutige Oriflamme
Bis zum heiligen Tode fürs Vaterland
Die Besten vom Ungarstamme.

Und nach soviel Kampf und nach soviel Noth
Und nach so trüben Jahren,
Trotzt noch immer dem Sterben, immer dem Tod
Das Volk der Magyaren.

Doch laut ruft dir zu das Vaterland:
„O, trotze kühn dem Verderben,
Zu tilgen die tausendjährige Schand',
Gilt's Leben oder Sterben!"

Das kann nicht sein daß so vieles Blut
Vergebens dahingeflossen,
Daß manche Brust voll Treue und Muth
Ins Elend wurde gestoßen;

Einst muß sie doch kommen die bessere Zeit,
Die wir mit heißen Gebeten
Vertrauend der ew'gen Gerechtigkeit
Vom Herrscher der Welten erflehten!

— Oder kommen wird die traurige Zeit
Wo das Volk muß dem Tode verfallen,
Und über dem Grab im blutigen Kleid
Wird das Vaterland klagend wallen;

Und das Grab das die Leiche von Ungarn verhüllt
Verschlingt die Völker der Erde,
Das Auge der Menschen ist thränengefüllt,
Und traurig ihre Geberde.

Und darum bleibe dem Vaterland
Stets treu gesinnt, o Magyare,
Es beschützt dein Leben mit milder Hand,
Ihm am Herzen ruht deine Bahre.

Du kannst dir außer dem Vaterland,
Keinen Zufluchtsort erwerben:
Ob dich schlägt oder segnet des Schicksals Hand,
Hier mußt du leben und sterben.

Nach der Erhebung des magyarischen Volks 1848 war Vörösmarty einer der Ersten welcher sich als gemeiner Honved in die Reihen der Freiheitskämpfer stellte und durch Muth und Tapferkeit bald zum Grade eines Majors vorrückte. In der unglücklichen Schlacht von Temesvár fiel der Held und Dichter schwer verwundet in die Hände des Feindes, und büßt jetzt seine Vaterlandsliebe und Aufopferung in dem Dunkel des Kerkers! Möge das harte Loos weder seine Feuerseele schwächen noch den kühnen Flug seiner Gedanken lähmen, auf daß er in bessern Zeiten wieder frei zu seinem Volke singe von dem Ruhme und den Leiden des edlen, ritterlichen Magyarenlandes!

(Der Beschluß folgt.)

*) Magyare, lies Madjare.

Urbibliographie.

Moses grub auf zwei Steintafeln das Gesetz, welches er auf dem Berge Sinai empfing. Die berühmten Gesetze der zwölf Tafeln bei den Römern erhielten diesen Namen weil sie auf zwölf Tafeln von Erz, Elfenbein oder Eichenholz gegraben waren. Die Civil- und Strafgesetze, sowie die welche die Ceremonien des Tempeldienstes unter den Griechen bestimmten, standen auf triangelförmigen Erztafeln, Cyrbes genannt. Dr. Buchanan fand 1807 bei den Juden in Indien eherne Täflein auf welchen die ihren Ahnen bewilligten Vorrechte bewahrt wurden. Bei Nachgrabungen die 1844 stattfanden entdeckte man zwischen Cortone und Gabium sieben bis acht Erztafeln; auf den einen las man Inschriften in hetrurischen Buchstaben, auf den andern konnte man den primitiven Stand des Alphabets und der Sprache der Pelasger, der ersten Bewohner von Hellas, studiren.

Als Radja-Linga, König von Candi, dem holländischen Gouverneur von Pulicat 1836, nach dem Berichte des Capitain Percival, eine Gesandtschaft schickte, war der von ihr zu überbringende Brief in arabischen Buchstaben auf Goldtäfelchen geschrieben. Montfaucon erzählt daß er auf seiner Reise nach Italien im Palaste Strozzi zu Rom ein aus Marmor gefertigtes Buch angetroffen habe. Seine Blätter waren mit staunenswerther Ausdauer so fein geschnitten daß man beim Umwenden alle Adern des Marmors durchschimmern sah.

Die Birmanen schreiben auf Elfenbeinblätter oder weiße Palmblätter. Das Elfenbein wird schwarz gefärbt; die Ränder schmückt man mit Vergoldungen, und die Buchstaben werden emaillirt oder vergoldet. Auf den Palmblättern sind die Schriftzüge meist von schwarzem Email, die Endtheile und der Rand der Blätter mit Blumen von glänzenden Farben verziert. Auf Ceylon bedient man sich bald des Palmblatts, bald einer aus Rinde gefertigten Papierart, am häufigsten der Riesenblätter der Schirmpalme.

Nach Diodorus von Sicilien schrieben die alten Perser ihre Erinnerungen auf Thierhäute nieder. Zur Zeit des Herodot brauchten die Jonier zu diesem Zwecke Schaf- und Ziegenhäute. Man liest in der Epode XXVI. 14, daß rothgefärbte Widderhäute einen Theil der Decke des Tabernakels bildeten. Durch einen seltsamen Zufall erhielt Dr. Buchanan 1806 aus

einer der Synagogen der schwarzen Juden, welche das Innere Indiens bewohnen, ein uraltes Manuscript, größtentheils die heiligen Bücher der Hebräer enthaltend, auf meist rothgefärbte Bockhäute geschrieben. Die Kabul-Juden, welche alljährlich das innere China bereisen, haben ebenfalls bemerkt daß sich in einigen Synagogen noch das Gesetz auf eine Rolle von weichem, biegsamem, aus rothgefärbtem Ziegenfell gefertigtem Leder findet.

Auch Fischhäute wurden zuweilen zum Schreiben benutzt. Ein alter Schriftsteller berichtet daß die „Iliade" und die „Odyssee" in goldenen Buchstaben auf Schlangendärme geschrieben waren, in einer Rolle von 100 Fuß Länge. Dies seltsame Denkmal soll im 5. Jahrhundert bei dem Brande von Konstantinopel von den Flammen verzehrt worden sein.

Es scheint zu den Zeiten Job's üblich gewesen zu sein auf Platten von Blei zu schreiben, was mit einem Griffel oder Stift leicht geschehen konnte. Montfaucon kaufte 1699 zu Rom ein ganz von Blei gemachtes Buch. Nicht nur die zwei die Decken bildenden Stücke, sondern auch die Blätter, sechs an der Zahl, auch die in Ringen welche die Blätter hielten laufenden Pfriemen, die Schlösser, die Nägel, Alles ohne Ausnahme war von Blei. Dieses Buch enthielt gnostische und ägyptische Figuren und eine unverständliche Schrift.

Bei den Griechen verwendete man die äußerst dünn geschlagenen bleiernen Platten häufig zum Briefwechsel. Zuweilen nähte man sie zwischen die Fußbekleidung des Boten welcher die Sendung trug. Während er schlief trennte die Person an welche jene gerichtet war die Fußbekleidung auf, legte ein anderes Schreiben an die Stelle und unterhielt so eine geheime Verbindung.

Die erste unter den alten Bretagnern gebräuchliche Schreibart bestand darin die Buchstaben mit einem Messer in Stöcke zu schneiden, die meist viereckig und zuweilen triangelförmig waren, sodaß jeder Stock drei bis vier Zeilen enthielt. Man nahm mehre mit Schrift bedeckte Stäbe zusammen um eine Art Rahmen oder Gemälde zu formen, das man Peytagren oder Alucidator nannte, und welches so eingerichtet war daß jeder Stab gedreht werden konnte um das Lesen zu erleichtern. Die Bauern von Oesel im Baltischen Meere am Eingang des liefländischen Busens, sowie die Bewohner der Insel Rhun und Rhom, blieben bis zum heutigen Tage einem ähnlichen Verfahren treu. Man liest in Richelson's Geschichtsbibliothek: „Die Dänen verzeichneten, wie alle alten Völker, ihre wichtigsten Acten auf Felsen. Minder wichtige Schriften wurden in Holz gegraben, z. B. Briefe, Kalender. Die Armen bedienten sich der Baumrinden. Die Hörner der Rennthiere wurden auch zuweilen sorgsam geglättet und in Bücher von mehren Blättern verwandelt. Eine Menge alter Kalender sind auch auf Thier- oder Fischknochen geschrieben. Die Inschriften auf Tapeten, Glocken oder die Pergamentschrift gehören einer spätern Periode an."

Die Scythen überlieferten gleichfalls ihre Gedanken durch gewisse Figuren und Linien, welche sie in kleine Stücke oder Kugeln von Holz einschnitten. Bei den Lacedämoniern war der laconica scitale ein kleiner runder Stab dessen man sich zum geheimen Briefwechsel bediente. Die alten zu Athen aufbewahrten Gesetze Solon's waren auf vierwinklige Holzstäbe geschrieben die sich drehen ließen. Die auf Holz wie auf Stein geschriebenen Gesetze waren es in der boutrophedon genannten Weise, nämlich daß die erste Linie von der Linken zur Rechten und von der Rechten zur Linken begann, wie die Ackerleute ihre Furchen ziehen. Man sieht ein Muster dieser Schreibart auf einem Marmor im Nationalmuseum zu Paris. Ein fast ähnliches Verfahren bestand bei den alten Irländern, die es cioun fa citn nannten.

Bei den Römern hießen die aus einigen Holzbretchen gemachten Täflein-Bücher pugillares. Man bediente sich häufig sehr kleiner und sorgsam geglätteter hölzerner Täfelchen.

Im J. 485 unter der Regierung von Kaiser Zeno wurden, wie die Legende meldet, die Reste des heiligen Barnabas bei Salamis mit einer auf der Brust ruhenden hebräischen Copie des Evangeliums Matthäus gefunden. Diese Copie war von seiner Hand auf Blätter von Thymianholz geschrieben, das wohlriechend und sehr kostbar ist.

Die Wachstäflein blieben fortwährend im Gebrauch bis zu einer uns noch nicht sehr fernen Zeit. In dem Archiv des königlichen Hauses von Frankreich finden sich zahlreiche Documente aus dem 13. und 14. Jahrhundert vor, die ziemlich umfangreich und authentisch, und auf Wachstäflein geschrieben sind. Man bediente sich ihrer beständig in den Klöstern um zeitliche Bemerkungen und Kirchenverträge zu verzeichnen. Es ist nicht lange her daß man noch in den Abteien Proben von mit Wachs überzogenen Holztäflein bewahrte, die aus dem 14. Jahrhundert stammten.

Eines dieser Register, in der alten Abtei St.-Germain-des-Prés zu Paris bewahrt, führte die Ausgaben Philipp's des Schönen vor, während einer 1307 unternommenen Reise um den Papst Clemens V. zu besuchen. Bei den Mönchen von St.-Victor, wo das Stillschweigen streng befolgt wurde, hatte man gewisse Zeichen bestimmt um der Rothwendigkeit des Redens vorzubeugen. Ducange beschreibt einige derselben, namentlich diejenigen womit die heiligen Väter Stift und Täflein begehrten. In einer Rechnungsliste des Collegiums von Winchester für 1395 wird ein Artikel zur Auslage für ein mit grünem Wachs überzogenes Täflein aufgeführt, das zur Aufstellung in der Kapelle bestimmt, um mit einem Stifte die Reihenfolge der wechselsweise den Chordienern angewiesenen Obliegenheiten darauf zu verzeichnen.

In der Berberei versieht man die zur Schule gesandten Kinder mit feinen glatten Bretchen, die mit einer weißen Farbe überstrichen sind, welche sich nach Belieben verwischen läßt. Die Kopten, die von den ägyptischen Gelehrten als Secretaire gebraucht werden, bedienen sich bei ihrem Geschäfte einer Art von Pappedeckel, auf welchem man mit einem feuchten Schwamme die Schrift auslöschen kann. In Indien ist es ein seit undenklichen Zeiten herrschender Gebrauch den Kindern in Sand lesen zu lehren. Daraus hat man theilweise die von Bell und Lancaster angewendete Unterrichtsmethode abgeleitet.

Die alten Aegypter schrieben was dauern sollte auf Leinwand. Es findet sich ein bei einer Mumie entdecktes Schreibmuster dieser Gattung im Britischen Museum. Ein ähnliches Buch erbeutete Denon bei einer Mumie. Titus Livius erwähnt gewisser Bücher von gemeiner Leinwand die Nachweisungen enthalten welche in öffentlichen Acten fehlen. Kaiser Aurelian schrieb sein Tagebuch auf Leinwand. Zu Athen schrieb man auf den peplum oder Schleier der Minerva die Namen der hervorragenden Krieger.

Auch die Seide ward häufig zu ähnlichem Zwecke benutzt. Die in mehren italienischen Büchersammlungen bewahrten auf Seide verfaßten Werke entstanden vorzugsweise im 13. und 14. Jahrhundert. Die Bibliothek Chigi besitzt ein alle Propheten umfassendes Manuscript auf Seide. Die Bibliothek Santa-Maria in Florenz enthält das ganze Neue Testament auf Seide mit der Liturgie und einem kurzen Märtyrerbuche. Am Ende steht griechisch geschrieben: „Von der Hand des Sünders und sehr unwürdigen Markus, im Jahre der Welt 5352 (n. Chr. Geb. 1332) Montag den 22. Dec." Auf der nächsten Seite sind verschiedene griechische Alphabete.

Die Baumrinde ward zu allen Zeiten und bei allen Völkern des Erdballs zum Schreiben gebraucht. Die Griechen nannten dies Material xynochartion. Bevor sich die Anwendung des Papyrus allgemein verbreitete, lieh man häufig die Rinde der Philyra zum Schreiben, einer Art von Linde.

Q

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 294. —— 9. December 1850.

Zur Geschichte der magyarischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 293.)

Auch Kölcsey Ferencz theilt sich mit seinen vorhin genannten literarischen Collegen in der Liebe und Achtung der Nation. Sein Tod war für ganz Ungarn ein Tag der Trauer und der schmerzlichsten Betrübniß. Seine glühende Vaterlandsliebe und sein rastloses Streben für das Wohl des Volks hatte ihm die Liebe und Verehrung der gesammten Nation, ja selbst die seiner politischen Gegner zugewandt. Von seinen zahlreichen Gedichten, welche meistens patriotischen Inhalts sind, wollen wir der „Nationalhymne", die von Erkel auch in Musik gesetzt wurde, hier einen Platz weihen:

O, segne, Herr, den Ungarheld
Mit Ruhmesglanz und Ehre,
Laß siegreich sein im Schlachtenfeld
Des Ungars Kriegeswehre;

Verleih' ihm eine beſſ're Zeit
Als die vergang'nen Jahre!
Er litt ja schon so vieles Leid
Der schmachtende Magyare.

Sein Ahn' zog einst an deiner Hand
Bis zur Karpatenkette,
Der Sohn des Bendegaz, er fand
Hier eine Zufluchtsstätte;

Und wo die Donau und die Theiß
Durchs Land sind ausgegossen,
Stand stolz und stark der Heldenkreis
Von Arpads kühnen Sproſſen.

Du hast Bumaniens blühend Land
Voll Aehren uns gegeben,
Und selbst des Nektars Werth verschwand
Beim Saft von Tokays Reben;

Auf Türkenwällen wehte kühn
Des Ungars Tricolore;
Dem Máthyás mußt' das stolze Wien
Einst öffnen seine Thore!

Doch bald nahm ihren festen Sitz
Die Sünd' bei unserm Volke.
Da warfst du deinen Zornesblick
Aus deiner Donnerwolke:

Du ließest der Mongolen Arm
Schwer lasten auf dem Lande,
Und der Osmanen wilder Schwarm
Schlug uns in Sklavenbande;

Ein wüster Schlachtgesang ertönt
Vom Mund der wilden Sieger,
Der unser Elend noch verhöhnt
Am Grabe unſ'rer Krieger!

Wie oft trugst du, o Vaterland,
Der eig'nen Kinder Höhnen,
Wie oft grub deines Sohnes Hand
Das Grab von deinen Söhnen!

Um ein Asyl der Flüchtling zieht,
Doch Rache folgt ihm immer,
Im eig'nen Vaterlande sieht
Das Vaterland er nimmer!

Die Berg' erklimmt er, steigt ins Thal,
Doch hier selbst muß er büßen:
Hoch oben sieht er Feuerstrahl,
Ein Blutmeer zu den Füßen.

Einst hat hier eine Stadt geblüht,
Jetzt ist's ein Heer von Trümmern,
Wo einst das Herz in Lust geglüht
Hört man jetzt Todeswimmern!

Es hat das Vaterland geleert
Des Unglücks vollen Becher,
Verwüstet sieht es seinen Herd —
— Und immer noch kein Rächer?

D'rum wieder, Herr, dem Ungarheld
Verleihe Ruhm und Ehre,
Laß siegreich sein im Schlachtenfeld
Des Ungars Kriegeswehre!

Verleih' ihm eine beſſ're Zeit
Als die vergang'nen Jahre!
Er litt ja schon so vieles Leid
Der schmachtende Magyare!

Weiter begegnen wir dem vielbegabten Császár Ferencz, durch seine literarische Vielseitigkeit vortheilhaft bekannt. In allen Fächern der Literatur entfaltete er eine reiche Fülle von Genialität und patriotischem Gefühle, welche Eigenschaften ihn nebst seiner gediegenen und schwungreichen Sprache bald zum Liebling des Lesepublicums machten. In Arad, wo der Dichter vor der Revolution lebte, veröffentlichte er die in den literarischen Kreisen Ungarns bekannten „Sturmblätter", und widmete den Ertrag derselben einem wohlthätigen Zwecke. Wir theilen aus diesem Gedichtcyklus seine „Klage um's Vaterland" mit:

O, Ungarland, du Heldenvaterland!
Wo ist dein Ruhmesglanz denn hingeschwunden?
Wo ist der Lorber den die starke Hand
Der Helden einst um deine Stirn gewunden?
O, du warst schön! schön wie des Himmels Dom,
Wenn er geschmückt ist mit dem Sternenkranze!
O, du warst stark, stark wie das alte Rom,
Das sich die Welt errang mit Schwert und Lanze!

Du warst ein Reich, im Süden brach die See
Mit ihren Fluten sich an deinem Strande,
Und des Osmanen prächtige Moschee
Hast du gar oft erstürmt im Schlachtenbrande!
Und weit nach Norden dehnte sich dein Reich,
Den Polenbrüdern reichtest du die Rechte:
So standst du da, dem stärksten Riesen gleich
Bewaffnet und gerüstet zum Gefechte!
Und mächtig warst du — denn bei deinem Wort
Erzitterten der Feinde stolze Scharen,
Der Gott der Völker war dein starker Hort,
Und führte deinen Arm in Siegsgefahren.

Was bist du jetzt? Ein schwaches feiges Weib!
Aus deinem Antlitz schwand der Reiz der Schöne,
Ein dunkler Schleier deckt den siechen Leib,
Und in dem düstern Aug' glänzt eine Thräne.

Dein Mund vergaß das Machtgebot; — es klingt
Kein Schlachtruf mehr in diesen wüsten Tagen,
Aus deinen thränenvollen Lippen drängt
Nur eitles Weinen sich und fruchtlos Klagen.

Du wardst zur Colonie! Mit roher Hand
Hat man dein Reich zerrissen und zersplittert,
Als Beute warfen sie dein schönes Land
Den Feigen hin, die einst vor dir gezittert!

O, armes Weib! die eh'rne Kriegeswehr
Hat Gott dir aus der schlaffen Hand gewunden,
Daß du abbüßtest deiner Sünden Heer,
Hat Volk mit Volk sich wider dich verbunden!

Auf deiner Brust da brennt ein Wundenmal, —
Die eig'nen Söhne brachten dir Verderben,
Und Oestreichs scharf geschliff'ner Mörderstahl
Hat dich geschlagen daß du schier mußt sterben!

Der Feigen Grab zu deinen Füßen gähnt,
Und selbst dein Gott hat sich von dir gewendet; —
Gesunk'nes Reich! Dein Auge ist bethränt,
Dein Mund verstummt, dein Leben fast verendet!
— — — — — — — —

Ob dich das Grab verschlingt? — Du zitterst, bebst —
— Stirbst du? — Ich weiß es nicht, beim ew'gen Gotte! —
Das aber weiß ich daß du ewig lebst,
Wenn — dein Tyrann anheimfällt dem Schaffote!

Beim Beginne der Revolution vertauschte auch Császár die Leier mit dem Schwerte und trat als Offizier in die Nationalarmee. Der Sage nach fand er in der Schlacht bei Bistritz unter Bem's Commando den Heldentod.

Zum Schlusse unserer heutigen Skizze wollen wir auch noch des muthigen, leidenschaftlichen Garay János erwähnen, welcher es schon zu Zeiten Metternich's wagte der drückenden Censur den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Im J. 1846 veröffentlichte er eine kleine Sammlung Gedichte, „Fessellose Lieder" betitelt, ohne das Manuscript der Censurbehörde vorzulegen. Er wurde entdeckt und büßte sein Wagestück, den Gesetzen des damals allmächtigen Staatskanzlers zu trotzen, mit einer vierzehnmonatlichen Kerkerstrafe, welche sich aber wahrscheinlich auf eine längere Zeit erstreckt haben würde, hätten sich nicht einige seiner hochgestellten Freunde für seine Freilassung verwendet.

Ein Gedicht dieser Sammlung, „Aus der Weltgeschichte" überschrieben, lautet:

Auf den Nacken des Volkes tritt der Fuß des Despoten mit eh'rner Gewalt,
Sein bleierner Arm, er hält mit Macht das Vaterland umkrallt,
Entfloh'n ist aus diesem Reiche
Gerechtigkeit himmelwärts,
Die Freiheit, die göttergleiche,
Ist geschmiedet in drückendes Erz.

Viel Jahre duldet das Heldenvolk das ehrlose Sklavenband,
Doch endlich zerbricht es kühn sein Joch mit zornig geballter Hand,
Es empört sich — und donnernd erklingt es,
Sowie das Gebrause der Flut,
Es kämpft, und am Schlachtfeld erringt es
Den Sieg mit verzweifeltem Muth!

Im Kerker sitzt der bleiche Tyrann, wie begraben in einer Gruft,
Er schleudert manch wilden grausen Fluch in die bang erzitternde Luft;
Doch vergebens! Kein Weinen und Klagen
Für ihn zum Himmel erschallt,
Das Schicksal hat ihn geschlagen
Mit zorniger Gewalt.
Es jubelt das freigewordene Volk und singt den Siegesgesang,
Der klinget mit lautem hellen Ton das Vaterland entlang.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Ein schweres Verhängniß ist nun über das Loos der Magyaren hereingebrochen, die Blüte der Nation, die edelsten Geister derselben verbluteten entweder auf dem Schlachtfelde der Freiheit oder irren flüchtig und heimatlos auf fremder Erde umher. Wohl Denen aber welche dieses Loos und nicht jenes gräßliche eines ewigen Kerkerlebens traf, das ja viel schrecklicher ist als der martervollste Tod! Auch von unsern oben angeführten Dichtern lebt keiner als freier Mann auf magyarischer Erde! Vörösmarty ist gefangen, Császár todt, und die Uebrigen beweinen in den Wüsten Asiens den Fall des Vaterlandes. Den Leib können sie wol in Fesseln schlagen und tödten, aber ihr Geist wird fortleben von Aeonen zu Aeonen und nicht müde werden die Freiheit und Auferstehung des Vaterlandes zu verkündigen! 87.

Die geschichtlichen Arbeiten Rußlands.

Die im Laufe des J. 1849 in Rußland erschienenen geschichtlichen Werke zerfallen ihrer Natur nach in drei verschiedene Classen, nämlich in Material, in kritische Forschungen und in pragmatische Vorträge. Die erste derselben ist die am zahlreichsten vertretene. Das Sammeln historischer Denkmale, seien es schriftliche oder andere, ist in neuerer Zeit besonders in Rußland sehr in Schwung gekommen, und die Regierung sowol als auch gelehrte und selbst Privatgesellschaften brachten derlei Unternehmungen sehr bedeutende Opfer. Es ist nicht zu viel gesagt wenn man behauptet: es gebe keine Seite des nationalen Lebens die von den Archäologen unberührt geblieben sei, und es dürfte schwer halten Material aufzufinden das ihre Aufmerksamkeit nicht regegemacht habe.

In den Kreis der erwähnten Unternehmungen gehörte vergangenes Jahr eine Veröffentlichung der archäographischen Commission. Sie brachte Ende 1848 den dritten Band der „Ergänzungen zu den historischen Actenstücken", zwei Bände der „Das westliche Rußland" betreffenden, und den ersten Band der „Ergänzungen in fremden Sprachen", eine Fortsetzung der in den ausländischen Archiven entdeckten und von Turgeniew herausgegebenen bekannten Sammlung der Diplomaten. Alle diese Werke enthalten außerordentlich wichtiges Material zur Benutzung bei künftigen historischen Arbeiten, und sind vorzugsweise reich an Daten die den innern Zustand des frühern Rußlands, sowie dessen Handel und Administration, die Eroberung Sibiriens und die politischen Beziehungen zu Polen und Lithauen schildern. Außer diesen kostbaren Ausgaben hat die Regierung zu Gunsten der Geschichte des Landes die Hand zu neuen und kostspieligen Unternehmungen geboten, und beabsichtigt auf ihre Kosten das „Archiv der Monarchen bis auf Peter den Großen", das, in Paragraphen abgetheilt, alle beim Gerichtshof eingereichten Bittschriften an die Zaren enthält, drucken zu lassen. Es enthält überaus zahlreiche und verschiedene Erläuterungen und Ergänzungen in mancherlei Fächern, vorzugsweise aber die vollständige Einrichtung der Verwaltung des Reichs bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, die Verhältnisse der Bojarenfamilien, die Verbindungen Rußlands mit dem westlichen Europa, und endlich den innern Zustand der ganzen Nation im 16. und 17. Jahrhundert. Dies Alles, bis in die geringsten Einzelheiten verfolgt, soll nun beleuchtet und der Wissenschaft zugänglichgemacht werden; wir haben also demzufolge ein überaus wichtiges Material für die Geschichte im Allgemeinen, und für die Diplomaten und Archäologen im Besondern zu erwarten.

Nicht minder beschäftigen den Forscher die Alterthümer des Landes. Eine beim kaiserlichen Zeughaus hierzu besonders ernannte Commission ist in diesem Fache thätig, und hat bereits ihre Arbeiten der Welt in drei Heften übergeben. Jeder derselben enthält eine bedeutende Anzahl herrlicher von Solncew ausgeführter Zeichnungen, welche altrussische Trachten, Waffen, verschiedene Gefäße und ähnliche Sachen veranschaulichen. Den Text dazu lieferten der bekannte moskauer Archäolog Sniegirew und Weltmann. Das ganze mit ungeheuern Geldopfern verbundene Unternehmen konnte so wie es ans Licht tritt eben nur die kaiserliche Munificenz ins Leben rufen; Niemand anders hätte Dies vermocht. Außer diesem Werke, dessen Kosten der Schatz bestreitet, legen auch noch die Gesellschaften Hand an um der Geschichte neue Quellen zu eröffnen. So hat der Verein für Geschichte und Alterthum in Moskau im vorigen Jahre vier Bände seiner „Jahrbücher" herausgegeben, die in Ziel und Charakter dem von der Gesellschaft früher veröffentlichten „Lesebuche" gleich sind.

Unter den in Form ganzer Werke oder als Beiträge in Zeitschriften vor das Publicum getretenen Privatarbeiten verdienen besondere Erwähnung: „Sprüchwörter und Erzählungen", gesammelt von Sniegirew, bekannt durch seine zahlreichen und gewissenhaften archäologischen Arbeiten; „Sammlung ukrainischer Gesänge", von Maksymowicz, Professor an der Wladimir-Universität in Kiew, der schon früher sehr interessante Poesien derselben Gattung geliefert hat; „Erzählungen des ruthenischen Volks", zweiter Band, enthaltend das fünfte bis achte Buch von Sacharow, die außer einem altruthenischen Wörterbuche, die Hochzeitsfeierlichkeiten der Monarchen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, eine Sammlung von Ueberlieferungen und Volksballaden, und endlich die Reisen der Ruthenen nach Konstantinopel, Jerusalem, Indien und China bis zur Zeit Peter's des Großen insichbegreifen. Sacharow, ein hervorragender Archäolog, den der Pole Maciejowski treffend mit Wojcicki verglichen hat, brachte in zwei besondern Heften die „Ergebnisse seiner Forschungen im Gebiete der ruthenischen Malerei", welche Popow zu einer Geschichte derselben benutzt, und in der neunten Nummer der „Nordischen Revue" der Oeffentlichkeit übergeben hat. Martynow brachte das siebente Heft „Ruthenischer Alterthümer der Baukunst" in Folio, wovon er auch eine Ausgabe in Octav veranstaltete, zu welcher Sniegirow den Text geliefert hat. In Kiew endlich erschien die auf die Geschichte von Kleinrußland sich beziehende „Wieliczkaer Chronik", ein äußerst wichtiges Werk, noch zur Zeit Peter's des Großen geschrieben, und zwar mit Benutzung von Quellen die heute verloren sind. Sie enthält viele neue Einzelheiten in Betreff der Geschichte des Zarenreichs.

Die kritisch behandelten Geschichtswerke sind im Verhältniß zur Zahl der Material enthaltenden minder wichtig, und verschwinden fast inmitten der mehr und mehr anwachsenden Facta, die eine gehörige Beurtheilung und Bearbeitung verlangen.

Der pragmatisch behandelte Theil der Geschichte ist gleichfalls sehr dürftig. Zu erwähnen sind hier des Bischofs Philaret „Geschichte der ruthenischen Kirche", des woronescher Erzbischof Ignatz „Geschichte der Sekten in der russischen Kirche", Schepping's „Heidenmythen der Slawen" u. s. w.

Im Gebiete der Geschichte des Rechts ist unter Anderm die „Geschichte der Entstehung und Entfaltung des ruthenischen Civilgerichtssystems bis zum J. 1649", eine vorzügliche Arbeit Michailow's, bemerkenswerth. Die meiste Beachtung fand das Criminalrecht, denn über dieses erschienen drei sehr wichtige Werke, nämlich Linowski's „Entwurf der geschichtlichen Forschungen über das Criminalrecht Rußlands"; Depp's „Strafen bis zur Zeit des Zaren Alexei Michalowitsch" und Popow's in Nr. 1 und 3 der „Nordischen Revue" erschienene Abhandlung: „Anfang der Criminalgerichte im moskowitischen Reiche." Nicht unerwähnt soll hier auch Rozdestenski's „Blick auf die Geschichte des ruthenischen Rechts" bleiben.

Gleich zahlreich und umfassend sind die in den Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen, von denen mehre später besonders abgedruckt wurden. Wir nennen hier: Solowiew's „Entwurf einer Geschichte Kleinrußlands bis zu dessen Unterwerfung unter Alexei Michalowitsch", wovon ein Theil bereits 1848, der andere dagegen in Nr. 2 der „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" Aufnahme fand.

In der mehrerwähnten „Nordischen Revue" befand sich unter vielem Andern auch ein die polnische Geschichte betreffender Aufsatz Tanner's, betitelt: „Polnisch-lithauische Gesandtschaft nach Moskau im J. 1678", dann in Nr. 11 der „Lesebibliothek" Jürgens' gutes und mit tiefer Gelehrsamkeit geschriebenes „Gemeinsames Leben und Grundverhältnisse der alten Ruthenen".

Da gerade von russischer Geschichte die Rede ist, so dürfen wir die „Gubernial-Journale" nicht übersehen, da sie vorzugsweise seit bestimmter Zeit das meiste historische Material enthalten. Sie sind im ganzen ungeheuern Reiche eingeführt, werden auf Kosten jedes einzelnen Guberniums herausgegeben, und gewinnen täglich an Wichtigkeit, da in einem oder dem andern Leute welche Beruf oder Liebhaberei dazu treibt ihre Bemerkungen, Entdeckungen u. s. w. über den Theil den sie bewohnen in dem Feuilleton dieser Blätter niederlegen. Dies Streben ist ebenso löblich als nachahmungswürdig, denn auf diese Weise verbreitet sich die Bekanntschaft mit dem Lande mehr und mehr, die verborgenen Talente finden Gelegenheit sich Geltung zu verschaffen, und manche alterthümliche Merkwürdigkeit wird so der Nachwelt erhalten. Häufig liest man da von interessanten diplomatischen Persönlichkeiten, die bis dahin in einer Kirche oder Privatsammlung versteckt waren, trifft auf Beschreibungen von Gotteshäusern, Städten, Kreisen und ganzen Provinzen, alte Traditionen, Sammlungen von Volksliedern, Sprüchwörter, philologische Eigenthümlichkeiten der Provinzialdialekte, und findet in diesen Blättern noch außerdem wichtiges Material zur Statistik und Geographie irgend einer Stadt oder eines Landes.

In Petersburg beginnt nächstens der Verkauf der Doubletten der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, und ist der erste

O, Ungarland, du Heldenvaterland!
Wo ist dein Ruhmesglanz denn hingeschwunden?
Wo ist der Lorber den die starke Hand
Der Helden einst um deine Stirn gewunden?
O, du warst schön! schön wie des Himmels Dom,
Wenn er geschmückt ist mit dem Sternenkranze!
O, du warst stark, stark wie das alte Rom,
Das sich die Welt errang mit Schwert und Lanze!

Du warst ein Reich, im Süden brach die See
Mit ihren Fluten sich an deinem Strande,
Und des Osmanen prächtige Moschee
Hast du gar oft erstürmt im Schlachtenbrande!
Und weit nach Norden dehnte sich dein Reich,
Den Polenbrüdern reichtest du die Rechte:
So standst du da, dem stärksten Riesen gleich
Bewaffnet und gerüstet zum Gefechte!
Und mächtig warst du — denn bei deinem Wort
Erzitterten der Feinde stolze Scharen,
Der Gott der Völker war dein starker Hort,
Und führte deinen Arm in Siegsgefahren.

Was bist du jetzt? Ein schwaches feiges Weib!
Aus deinem Antlitz schwand der Reiz der Schöne,
Ein dunkler Schleier deckt den siechen Leib,
Und in dem düstern Aug' glänzt eine Thräne.

Dein Mund vergaß das Machtgebot; — es klingt
Kein Schlachtruf mehr in diesen wüsten Tagen,
Aus deinen thränenvollen Lippen drängt
Nur eitles Weinen sich und fruchtlos Klagen.

Du wardst zur Colonie! Mit roher Hand
Hat man dein Reich zerrissen und zersplittert,
Als Beute warfen sie dein schönes Land
Den Feigen hin, die einst vor dir gezittert!

O, armes Weib! die eh'rne Kriegeswehr
Hat Gott dir aus der schlaffen Hand gewunden,
Daß du abbüßtest deiner Sünden Heer,
Hat Volk mit Volk sich wider dich verbunden!

Auf deiner Brust da brennt ein Wundenmal, —
Die eig'nen Söhne brachten dir Verderben,
Und Oestreichs scharf geschliff'ner Mörderstahl
Hat dich geschlagen daß du schier mußt sterben!

Der Feigen Grab zu deinen Füßen gähnt,
Und selbst dein Gott hat sich von dir gewendet; —
Gesunk'nes Reich! Dein Auge ist bethränt,
Dein Mund verstummt, dein Leben fast verendet!
— — — — — — — —
Ob dich das Grab verschlingt? — Du zitterst, bebst —
— Stirbst du? — Ich weiß es nicht, beim ew'gen Gotte! —
Das aber weiß ich daß du ewig lebst,
Wenn — dein Tyrann anheimfällt dem Schaffote!

Beim Beginne der Revolution vertauschte auch Császár die Leier mit dem Schwerte und trat als Offizier in die Nationalarmee. Der Sage nach fand er in der Schlacht bei Bistritz unter Bem's Commando den Heldentod.

Zum Schlusse unserer heutigen Skizze wollen wir auch noch des muthigen, leidenschaftlichen Garay János erwähnen, welcher es schon zu Zeiten Metternich's wagte der drückenden Censur den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Im J. 1846 veröffentlichte er eine kleine Sammlung Gedichte, „Fessellose Lieder" betitelt, ohne das Manuscript der Censurbehörde vorzulegen. Er wurde entdeckt und büßte sein Wagestück, den Gesetzen des damals allmächtigen Staatskanzlers zu trotzen, mit einer vierzehnmonatlichen Kerkerstrafe, welche sich aber wahrscheinlich auf eine längere Zeit erstreckt haben würde, hätten sich nicht einige seiner hochgestellten Freunde für seine Freilassung verwendet.

Ein Gedicht dieser Sammlung, „Aus der Weltgeschichte" überschrieben, lautet:

Auf den Nacken des Volkes tritt der Fuß des Despoten mit eh'rner Gewalt,
Sein bleierner Arm, er hält mit Macht das Vaterland umkrallt,
Entfloh'n ist aus diesem Reiche
Gerechtigkeit himmelwärts,
Die Freiheit, die göttergleiche,
Ist geschmiedet in drückendes Erz.

Viel Jahre duldet das Heldenvolk das ehrlose Sklavenband,
Doch endlich zerbricht es kühn sein Joch mit zornig geballter Hand,
Es empört sich — und donnernd erklingt es,
Sowie das Gebrause der Flut,
Es kämpft, und am Schlachtfeld erringt es
Den Sieg mit verzweifeltem Muth!

Im Kerker sitzt der bleiche Tyrann, wie begraben in einer Gruft,
Er schleudert manch wilden grausen Fluch in die bang erzitternde Luft;
Doch vergebens! Kein Weinen und Klagen
Für ihn zum Himmel erschallt,
Das Schicksal hat ihn geschlagen
Mit zorniger Gewalt.
Es jubelt das freigewordene Volk und singt den Siegesgesang,
Der klinget mit lautem hellen Ton das Vaterland entlang.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Ein schweres Verhängniß ist nun über das Loos der Magyaren hereingebrochen, die Blüte der Nation, die edelsten Geister derselben verbluteten entweder auf dem Schlachtfelde der Freiheit oder irren flüchtig und heimatlos auf fremder Erde umher. Wohl Denen aber welche dieses Loos und nicht jenes gräßliche eines ewigen Kerkerlebens traf, das ja viel schrecklicher ist als der martervollste Tod! Auch von unsern oben angeführten Dichtern lebt keiner als freier Mann auf magyarischer Erde! Vörösmarty ist gefangen, Császár todt, und die Uebrigen beweinen in den Wüsten Asiens den Fall des Vaterlandes. Den Leib können sie wol in Fesseln schlagen und tödten, aber ihr Geist wird fortleben von Aeonen zu Aeonen und nicht müde werden die Freiheit und Auferstehung des Vaterlandes zu verkündigen! 87.

Die geschichtlichen Arbeiten Rußlands.

Die im Laufe des J. 1849 in Rußland erschienenen geschichtlichen Werke zerfallen ihrer Natur nach in drei verschiedene Classen, nämlich in Material, in kritische Forschungen und in pragmatische Vorträge. Die erste derselben ist die am zahlreichsten vertretene. Das Sammeln historischer Denkmale, seien es schriftliche oder andere, ist in neuerer Zeit besonders in Rußland sehr in Schwung gekommen, und die Regierung sowol als auch gelehrte und selbst Privatgesellschaften brachten derlei Unternehmungen sehr bedeutende Opfer. Es ist nicht zu viel gesagt wenn man behauptet: es gebe keine Seite des nationalen Lebens die von den Archäologen unberührt geblieben sei, und es dürfte schwer halten Material aufzufinden das ihre Aufmerksamkeit nicht regegemacht habe.

In den Kreis der erwähnten Unternehmungen gehörte vergangenes Jahr eine Veröffentlichung der archäographischen Commission. Sie brachte Ende 1848 den dritten Band der „Ergänzungen zu den historischen Actenstücken", zwei Bände der „Das westliche Rußland" betreffenden, und den ersten Band der „Ergänzungen in fremden Sprachen", eine Fortsetzung der in den ausländischen Archiven entdeckten und von Turgeniew herausgegebenen bekannten Sammlung der Diplomaten. Alle diese Werke enthalten außerordentlich wichtiges Material zur Benutzung bei künftigen historischen Arbeiten, und sind vorzugsweise reich an Daten die den innern Zustand des frühern Rußlands, sowie dessen Handel und Administration, die Eroberung Sibiriens und die politischen Beziehungen zu Polen und Lithauen schildern. Außer diesen kostbaren Ausgaben hat die Regierung zu Gunsten der Geschichte des Landes die Hand zu neuen und kostspieligen Unternehmungen geboten, und beabsichtigt auf ihre Kosten das „Archiv der Monarchen bis auf Peter den Großen", das, in Paragraphen abgetheilt, alle beim Gerichtshof eingereichten Bittschriften an die Zaren enthält, drucken zu lassen. Es enthält überaus zahlreiche und verschiedene Erläuterungen und Ergänzungen in mancherlei Fächern, vorzugsweise aber die vollständige Einrichtung der Verwaltung des Reichs bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, die Verhältnisse der Bojarenfamilien, die Verbindungen Rußlands mit dem westlichen Europa, und endlich den innern Zustand der ganzen Nation im 16. und 17. Jahrhundert. Dies Alles, bis in die geringsten Einzelheiten verfolgt, soll nun beleuchtet und der Wissenschaft zugänglichgemacht werden; wir haben also demzufolge ein überaus wichtiges Material für die Geschichte im Allgemeinen, und für die Diplomaten und Archäologen im Besondern zu erwarten.

Nicht minder beschäftigen den Forscher die Alterthümer des Landes. Eine beim kaiserlichen Zeughaus hierzu besonders ernannte Commission ist in diesem Fache thätig, und hat bereits ihre Arbeiten der Welt in drei Heften übergeben. Jeder derselben enthält eine bedeutende Anzahl herrlicher von Solncew ausgeführter Zeichnungen, welche altrussische Trachten, Waffen, verschiedene Gefäße und ähnliche Sachen veranschaulichen. Den Text dazu lieferten der bekannte moskauer Archäolog Sniegirew und Weltmann. Das ganze mit ungeheuern Geldopfern verbundene Unternehmen konnte so wie es ans Licht tritt eben nur die kaiserliche Munificenz ins Leben rufen; Niemand anders hätte Dies vermocht. Außer diesem Werke, dessen Kosten der Schatz bestreitet, legen auch noch die Gesellschaften Hand an um der Geschichte neue Quellen zu eröffnen. So hat der Verein für Geschichte und Alterthum in Moskau im vorigen Jahre vier Bände seiner „Jahrbücher" herausgegeben, die in Ziel und Charakter dem von der Gesellschaft früher veröffentlichten „Lesebuche" gleich sind.

Unter den in Form ganzer Werke oder als Beiträge in Zeitschriften vor das Publicum getretenen Privatarbeiten verdienen besondere Erwähnung: „Sprüchwörter und Erzählungen", gesammelt von Sniegirew, bekannt durch seine zahlreichen und gewissenhaften archäologischen Arbeiten; „Sammlung ukrainischer Gesänge", von Maksymowicz, Professor an der Wladimir-Universität in Kiew, der schon früher sehr interessante Poesien derselben Gattung geliefert hat; „Erzählungen des ruthenischen Volks", zweiter Band, enthaltend das fünfte bis achte Buch von Sacharow, die außer einem altruthenischen Wörterbuche, die Hochzeitsfeierlichkeiten der Monarchen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, eine Sammlung von Ueberlieferungen und Volksballaden, und endlich die Reisen der Ruthenen nach Konstantinopel, Jerusalem, Indien und China bis zur Zeit Peter's des Großen insichbegreifen. Sacharow, ein hervorragender Archäolog, den der Pole Maciejowski treffend mit Wojcicki verglichen hat, brachte in zwei besondern Heften die „Ergebnisse seiner Forschungen im Gebiete der ruthenischen Malerei", welche Popow zu einer Geschichte derselben benutzt, und in der neunten Nummer der „Nordischen Revue" der Oeffentlichkeit übergeben hat. Martynow brachte das siebente Heft „Ruthenischer Alterthümer der Baukunst" in Folio, wovon er auch eine Ausgabe in Octav veranstaltete, zu welcher Sniegirow den Text geliefert hat. In Kiew endlich erschien die auf die Geschichte von Kleinrußland sich beziehende „Wieliczkaer Chronik", ein äußerst wichtiges Werk, noch zur Zeit Peter's des Großen geschrieben, und zwar mit Benutzung von Quellen die heute verloren sind. Sie enthält viele neue Einzelheiten in Betreff der Geschichte des Zarenreichs.

Die kritisch behandelten Geschichtswerke sind im Verhältniß zur Zahl der Material enthaltenden minder wichtig, und verschwinden fast inmitten der mehr und mehr anwachsenden Facta, die eine gehörige Beurtheilung und Bearbeitung verlangen.

Der pragmatisch behandelte Theil der Geschichte ist gleichfalls sehr dürftig. Zu erwähnen sind hier des Bischofs Philaret „Geschichte der ruthenischen Kirche", des woronescher Erzbischof Ignatz „Geschichte der Sekten in der russischen Kirche", Schepping's „Heidenmythen der Slawen" u. s. w.

Im Gebiete der Geschichte des Rechts ist unter Anderm die „Geschichte der Entstehung und Entfaltung des ruthenischen Civilgerichtssystems bis zum J. 1649", eine vorzügliche Arbeit Michailow's, bemerkenswerth. Die meiste Beachtung fand das Criminalrecht, denn über dieses erschienen drei sehr wichtige Werke, nämlich Linowski's „Entwurf der geschichtlichen Forschungen über das Criminalrecht Rußlands"; Depp's „Strafen bis zur Zeit des Zaren Alexei Michalowitsch" und Popow's in Nr. 1 und 3 der „Nordischen Revue" erschienene Abhandlung: „Anfang der Criminalgerichte im moskowitischen Reiche." Nicht unerwähnt soll hier auch Rozdestenski's „Blick auf die Geschichte des ruthenischen Rechts" bleiben.

Gleich zahlreich und umfassend sind die in den Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen, von denen mehre später besonders abgedruckt wurden. Wir nennen hier: Solowiew's „Entwurf einer Geschichte Kleinrußlands bis zu dessen Unterwerfung unter Alexei Michalowitsch", wovon ein Theil bereits 1848, der andere dagegen in Nr. 2 der „Vaterländischen Denkwürdigkeiten" Aufnahme fand.

In der mehrerwähnten „Nordischen Revue" befand sich unter vielem Andern auch ein die polnische Geschichte betreffender Aufsatz Tanner's, betitelt: „Polnisch-lithauische Gesandtschaft nach Moskau im J. 1678", dann in Nr. 11 der „Lesebibliothek" Jürgens' gutes und mit tiefer Gelehrsamkeit geschriebenes „Gemeinsames Leben und Grundverhältnisse der alten Ruthenen".

Da gerade von russischer Geschichte die Rede ist, so dürfen wir die „Gubernial-Journale" nicht übersehen, da sie vorzugsweise seit bestimmter Zeit das meiste historische Material enthalten. Sie sind im ganzen ungeheuern Reiche eingeführt, werden auf Kosten jedes einzelnen Guberniums herausgegeben, und gewinnen täglich an Wichtigkeit, da in einem oder dem andern Leute welche Beruf oder Liebhaberei dazu treibt ihre Bemerkungen, Entdeckungen u. s. w. über den Theil den sie bewohnen in dem Feuilleton dieser Blätter niederlegen. Dies Streben ist ebenso löblich als nachahmungswürdig, denn auf diese Weise verbreitet sich die Bekanntschaft mit dem Lande mehr und mehr, die verborgenen Talente finden Gelegenheit sich Geltung zu verschaffen, und manche alterthümliche Merkwürdigkeit wird so der Nachwelt erhalten. Häufig liest man da von interessanten diplomatischen Persönlichkeiten, die bis dahin in einer Kirche oder Privatsammlung versteckt waren, trifft auf Beschreibungen von Gotteshäusern, Städten, Kreisen und ganzen Provinzen, alte Traditionen, Sammlungen von Volksliedern, Sprüchwörter, philologische Eigenthümlichkeiten der Provinzialdialekte, und findet in diesen Blättern noch außerdem wichtiges Material zur Statistik und Geographie irgend einer Stadt oder eines Landes.

In Petersburg beginnt nächstens der Verkauf der Doubletten der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek, und ist der erste

Band des Katalogs bereits im Druck erschienen. Wol dürfte sich da Manches finden was früher eine Zierde der Zaluski'schen Bibliothek gewesen, und mit so vielem Andern von Polen nach Rußland gewandert ist. 65.

Bibliographie.

Ameis, K. F., Gottfried Hermann's pädagogischer Einfluß. Ein Beitrag zur Charakteristik des altclassischen Humanisten. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 15 Ngr.

Arnold, J. G. D., Der Pfingstmontag, Lustspiel in Straßburger Mundart, in fünf Aufzügen und in Versen. 2te nach den Noten des Dichters verbesserte Ausgabe ausgestattet mit einer Auswahl aus Arnold's hinterlassenen Gedichten, der Biographie des Dichters von Dekan Rauter, einer Beurtheilung von Göthe über dieses Lustspiel und einem Wörterbuch eigenthümlicher Straßburger Ausdrücke von Hartmann vermehrt, nebst dem Portrait Arnold's, illustrirt mit 40 Original-Zeichnungen von T. Schuler. Straßburg, Treutel u. Würtz. Imp.-4. 2 Thlr.

Ayrer, O. H., Der letzte Hohenstaufe, eine Tragödie in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beck, J., Philosophische Propädeutik. Ein Leitfaden zu Vorträgen an höhern Lehranstalten. II. — A. u. d. T.: Encyclopädie der theoretischen Philosophie. 2te verbesserte Auflage. Stuttgart, Metzler. 1851. 8. 20 Ngr.

Berg, K. H. E. v., Die Staatsforstwirthschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Brandt, M. G. W., Die Pflanzenwelt, deren Leben, Sinn und Sprache in ältern und neuern Dichtungen. Ein Beitrag zur sinnigen Betrachtung der Natur. Frankfurt a. M., Brönner. 1851. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brentano, C., Der unglückliche Franzose oder: Der Deutschen Freiheit Himmelfahrt, ein Schattenspiel mit Bildern. Manuscript von 1816. Aschaffenburg, Pergay. 8. 15 Ngr.

Chalybäus, H. M., System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr.

Düringsfeld, Ida v., Antonio Foscarini. Vier Bände. Stuttgart, Metzler. 8. 6 Thlr.

— — Für Dich. Lieder. Breslau, Kern. 1851. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Entstehung des Christenthums oder die Geschichte desselben in der Periode von der ältesten bis zur jüngsten Schrift des Neuen Testaments. Nebst einer Uebersichtskarte der Länder, in welchen das Christenthum zuerst veranlaßt wurde. Besonders für Leser, welche eine gründliche Beantwortung der Fragen wünschen: 1. Soll ich in dem alten religiösen Vereine verbleiben, welchem ich in Folge meiner Geburt bisher angehörte? 2. Soll ich denselben verlassen und zu einer der neuen reformirten oder freien Gemeinden übertreten? 3. Soll ich weder jenes noch dieses thun? Von Benno Copernicanus. 1stes Heft. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Europa, seine Länder und ihre Bewohner. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: London, seine Bewohner und Umgebung von W. Seyffarth. Stuttgart, J. B. Müller. 1851. 16. 18 Ngr.

Graffunder, A., Einleitende Grundzüge zu einer geschichtlichen Betrachtung des Aberglaubens. Erfurt, Otto. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Gedicht vom Cid. In der Versweise des altspanischen Originals zum ersten Mal in das Deutsche übertragen und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von O. L. B. Wolff. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 20 Ngr.

Heicken, E., Novellenkranz. Cassel, Vollmann. 8. 25 Ngr.

Leben und Abenteuer des Königl. Alumnus Jeremias Rohrbein während seines Aufenthaltes zu St. Augustin. Ein komisches Heldengedicht nach Art der Cyropaedie in neun Gesängen. Zu Nutz und Frommen der ganzen sündigen Menschheit im Allgemeinen, und zur harmlosen Erinnerung für Alle, so in Illustri Moldano waren, sind oder sein werden, im Besonderen nach Rohrbeins eignem Tagebuche bei Gelegenheit des großen Schulfestes bearbeitet und herausgegeben von Moldanus Moldanissimus. Erster bis dritter Gesang. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 5 Ngr.

Leibrock, A., Emmy, die Waise von Marton-Castle. Eine Familien-Geschichte. Zwei Theile in vier Abtheilungen. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Maedler, J. H., Die totale Sonnenfinsterniss am 16/28. Juli 1851. Berechnet und dargestellt. Dorpat. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Maier, Elisa, Wilhelm von Humboldt. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau v. Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldts. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Mundt, T., Die Matadore. Ein Roman aus der Gegenwart. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Nagelschmitt, H., Die Hauptgebrechen der Zeit. Sieben Fasten-Vorträge. Crefeld, Gehrich u. Comp. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Schmid, A., Die Bisthumssynode. Auf- und Ausbau ihrer Verfassung, ihr Einsturz in der neuern Staatskirche, ihr Neubau in der freiern Kirche. Eine am 26. Juni 1849 von der theologischen Fakultät der Ludwig-Max-Universität zu München gekrönte Preisschrift. 1ster Band: Verfassung der Bisthumssynode, Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schuler, M., Geschichte der Revolution und des Untergangs der alten Eidgenossenschaft bis zum Beginn der helvetischen Republik. Zürich, Schultheß. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Szenen und Bilder aus dem ungarischen Revolutions-Kriege. Von dem Verf. der kurzgefaßten Schilderung der magyarischen Revolution. Pesth, Heckenast. Br. 8. 20 Ngr.

Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Ullmann, C., Die Geltung der Majoritäten in der Kirche erwogen. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Weber, H. A., Der Fremde in Fulda oder historische Beschreibung der Alterthümer und Sehenswürdigkeiten in der Bonifacius-Stadt. Fulda. Gr. 16. 15 Ngr.

Weiland, W., Stadtvoigtei-Abenteuer. Bilder aus dem Gefängnisse. Mit 1 Titelkupfer. Grimma, Verlags-Comptoir. 1851. 8. 6 Ngr.

Wislicenus, E., Geschichte der alten Dithmarschen auf der Westküste Holsteins. Zugleich zur Erläuterung der politischen Verhältnisse von Schleswig-Holstein zu Dänemark seit der ältesten bis auf die neueste Zeit. Altona, Lange. Gr. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Die evangelischen Domkapitel in der Provinz Sachsen. Eine Denkschrift zur Mahnung an die Vertreter des preußischen Volkes in erster und zweiter Kammer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Weck, F. M., Der Geist der sogenannten evangelischen Geistlichkeit im 19. Jahrhundert des heiligen Geistes oder im 4. Jahrhundert der Reformation Luthers. Ein offenes Sendschreiben an die evangelische Geistlichkeit Deutschlands. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Ngr.

Offenes Wort an Se. Maj. den König Friedrich August von Sachsen. Auf Veranlassung des offenen Briefes eines Staatsmannes a. D. an die Maj. des Königs Friedrich August von Sachsen. Von einem unabhängigen Unterthan des Staates. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 295. —— 10. December 1850.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1850. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

An der Förderung menschheitlicher Bildung in sittlicher und geistiger Beziehung mit Geist, Redlichkeit und Ausdauer zu arbeiten, darf in der That ein schöner Beruf genannt werden; es kann in Wahrheit selbst beneidenswerth erscheinen mit Kräften ausgestattet zu sein und zugleich in äußern Verhältnissen zu leben, wodurch die Möglichkeit gegeben ist mit wahrer Freudigkeit sich jenem Berufe zu widmen. Diese Freudigkeit erhält nun aber gleichsam ihre Weihe nicht sowol durch die äußerliche Anerkennung der Thätigkeit, obschon sie ebenfalls ihren für die innere Belebung nicht zu verachtenden Werth besitzt, als vielmehr durch das Bewußtsein nicht allein zu den Berufenen, sondern auch zu den Auserwählten sich rechnen zu dürfen. Und ihre geistigen Thätigkeiten und Einwirkungen auf dem unendlichen Gebiete menschheitlicher Cultur sind den großen Flüssen vergleichbar, deren Strömungen noch in unabsehbarer Ferne auf dem Weltmeer sich erkennen lassen. Allen geistigen Thätigkeiten und Bestrebungen aber muß ein Etwas, ein Aeußeres beigegeben sein, zumal wenn sie auf größere Kreise berechnet sind, wodurch ihnen Eingang und Anerkennung gesichert werden kann: die Form also unter welcher jene Thätigkeiten und Bestrebungen auftreten ist nichts Gleichgültiges oder Unwirksames. Es wird aber dabei mehr als eine Hand in Anspruch genommen: die des Geistigschaffenden, und um es kurz zu sagen, die des Technikers. Zu dem Geschäfte der Technik rechnen wir jedoch nicht blos eine gute typographische Ausstattung desjenigen Werkes in welchem gewisse geistige Resultate zutagegefördert werden, sondern auch eine solche Anordnung und Mannichfaltigkeit des Stoffs daß dadurch die Anziehungskraft entsteht welche erfoderlich ist um einem Geisteswerke Eingang und praktische Nützlichkeit zu verschaffen. Daß eine derartige Mitgift für Schriften ein unabweisbares Bedürfniß sei, die durch das Mittel einer Wissenschaft moralisch und intellectuell auf das größere wissenschaftlich gebildete Publicum wirken soll, liegt auf der Hand.

Wir haben es nun abermals mit einem Werke zu thun das in die soeben bezeichnete Kategorie von Schriftwerken fällt. Es ist dasselbe bereits zum dritten male in den zehnjährigen Cyklus eingetreten den es auf seiner Laufbahn durch das weite Reich der Geschichtswissenschaft beschreibt, und hat, wie wir schon im vorigen Jahre mit Freuden es aussprachen, den Stürmen glücklich und unversehrt widerstanden welche die politischen Hinterwäldler in der jüngsten Zeit auf unsere ganze geistige und sittliche Cultur mit den Fäusten ihrer Gesinnungstüchtigkeit unternahmen. Ja man fühlt sich berechtigt zu sagen daß die Geister welche an jenem Werke vorzugsweise arbeiten nicht blos mit früherer, sondern sogar mit frischerer Kraft ans Werk gegangen seien: es beweist Dies theils der größere Umfang des vorliegenden Jahrgangs, theils und besonders der Inhalt. Und geben wir zuvörderst im Allgemeinen den letztern an:

1. Drei Portugiesinnen. Ines, Marie und Leonore. Von Friedrich von Raumer.
2. Geschichte der deutschen Seemacht. Von Friedrich Wilhelm Barthold. Zweite Abtheilung.
3. Der Congreß zu Karlsbad. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der deutschen Gesammtverfassung. Mit besonderer Benutzung ungedruckter Quellen von Adolf Friedrich Heinrich Schaumann.
4. Zwölf Briefe über Sitten und sociales Fürstenleben auf den deutschen Reichstagen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts von Johannes Voigt.
5. Elisabeth, Pfalzgräfin Bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von Gottschalk Eduard Guhrauer. Zweite Abtheilung.
6. Oliver Cromwell, der Zuchtmeister zur Freiheit. Ein Charakterbild nach den Reden und Briefen des Protectors entworfen von Moritz Carriere.

Da das „Historische Taschenbuch", wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise die Geschichten des neuern Europas ins Auge faßt und vermöge seines besondern Zwecks bald auf diesem bald auf jenem Gebiete speciellen historischen Fragen seine Aufmerksamkeit zuwendet, die in einer allgemeinen Geschichte entweder gar keine oder nur eine geringe Berücksichtigung finden können, so darf es nicht Wunder nehmen, ja vielmehr ganz zweckmäßig gefunden werden daß der Leser einmal in den äußersten Westen Europas versetzt wird. Und welcher Leser möchte nicht um so dankbarer für die ihm hier

gebotene Monographie Raumer's sein, je seltener und befriedigender die Gelegenheiten sind von dem portugiesischen Volke und seiner großen Vergangenheit sich Kenntniß zu verschaffen, von einem Volke das zu seiner Zeit und in seiner Art nicht minder rüstig als einflußreich an den Vorbereitungen und Anfängen der neuern Cultur gearbeitet hat? Und zu dieser letztern Ueberzeugung wird man um so unabweisbarer gebracht, je aufmerksamer man Humboldt's „Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt" und dessen „Kosmos" gelesen hat. Und wir müssen auch hier wiederum die Klage erheben daß man theils in den allgemeinen Geschichtswerken, theils in den Lehrbüchern die für die wissenschaftliche Jugend bestimmt sind noch so geringe Spuren von den Resultaten findet die durch den genannten großen Forscher gewonnen worden. In politischer Beziehung hat Schäfer durch seine „Geschichte Portugals" der deutschen Geschichtsliteratur vor nicht langer Zeit eine treffliche Bereicherung zugeführt. Wir wollen und können hier nicht auf die einzelnen Schwierigkeiten und Hindernisse eingehen welche den historischen Studien der Pyrenäischen Halbinsel in Deutschland entgegenstehen; aber unbemerkt glauben wir es doch nicht lassen zu dürfen daß man den beiden Sprachidiomen der Pyrenäischen Halbinsel und deren Literaturen noch nicht denjenigen Fleiß angedeihen läßt den sie verdienen; dadurch bleibt ein wesentlicher Theil der Quelle verstopft woraus die Möglichkeit jener historischen Studien und das Interesse an denselben fast lediglich hervorgehen. Daß freilich die Spanier und Portugiesen, namentlich die Letztern, einen nicht unbedeutenden Theil der Schuld tragen, kann nicht in Abrede gestellt werden; doch werden aufmerksame Beobachter der europäischen Geschichtsliteratur wissen daß wenigstens die Spanier in den letzten Jahren nicht ganz unthätig gewesen in der Erforschung ihrer classischen Vergangenheit, und Havemann in Göttingen hat jüngst in einem Beitrage zur spanischen Geschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts mit Geschicklichkeit Nutzen daraus gezogen. Was nun die vorliegende Monographie betrifft, so bewegt sie sich auf dem geschichtlichen Gebiete des ausgehenden echten burgundischen Königshauses und bildet einen Beitrag nicht nur für die politische, sondern auch für die Culturgeschichte Portugals. Sie hat insofern auch noch ein besonderes Interesse als sie einen recht schlagenden Beweis für die Behauptung liefert daß gewisse Erscheinungen dem Leben und Wesen der Völker des abendländischen Mittelalters gemeinschaftlich sind: auf der einen Seite eine feine und, darf man sagen, gefühlvolle Courtoisie, auf der andern aber eine solche Misachtung des Heiligen, der Treue und des gegebenen Wortes daß man eine im Innern des damaligen Völkerlebens noch nicht überwundene Roheit vorauszusetzen genöthigt wird: die Ritterlichkeit erscheint als ein glänzender äußerer Schliff, aber keineswegs als eine von wahrhaft sittlichen Grundsätzen erzeugte Tugend. Die Intriguen, die Treulosigkeiten, die Meuchelmorde und Grausamkeiten die in der Geschichte der drei Portugiesinnen zum Vorschein kommen, sind nur zu sehr geeignet die soeben ausgesprochene Behauptung zu bestätigen. Und diese Sünden stürzten das ältere portugiesische Königshaus ins Verderben und brachten selbst den ganzen Staat in die größte Gefahr. Darum hat auch die Geschichtschreibung ein Recht sie in das Bereich ihrer Darstellung zu ziehen:

> Denn Irrthümer und Verbrechen, welche in niedern Kreisen nur zu oft wiederkehren, verdienen keine geschichtliche Darstellung. Wenn aber hierdurch ein ganzes Königshaus zugrundegeht, die Nemesis rasch Schuldige und Unschuldige ergreift und das Schicksal eines ganzen Volks daran geknüpft ist, so erhebt sich der Gegenstand zu einem großen, furchtbaren und lehrreichen Trauerspiele.

Der Verfasser hat übrigens die portugiesischen Quellen angegeben aus denen er zumeist seine Erzählung geschöpft hat.

Die zweite Abtheilung der „Geschichte der deutschen Seemacht", bis auf die jüngste Zeit herabgehend, liest man mit nicht minder großem Interesse als die erste: sie ist eine schöne wissenschaftliche Arbeit aus vielen Forschungen und aus einer ausgebreiteten Lecture hervorgegangen, wie die zahlreichen Quellenschriften bezeugen welche der Verfasser namhaftgemacht hat. Wir hegen den dringenden Wunsch daß der wesentliche Theil dieser ganzen Arbeit in die Werke der allgemeinen Geschichte Deutschlands übergehen möge. Wir könnten zwar das Eine oder Andere zu Dem noch hinzufügen was der Verfasser z. B. über die Literatur des Compaß, des Martin Behaim u. A. angeführt hat, wir unterlassen es aber, weil dadurch etwas Wesentliches nicht gewonnen werden würde. Dagegen können wir nicht umhin die Stelle hier mitzutheilen womit der Verfasser seine Abhandlung schließt, weil sie des Wahren soviel enthält daß man zur Verbreitung und Beherzigung derselben mit besonderm Vergnügen die Hand bietet:

> Wir sind noch das ärmste reiche Volk unter der Sonne, wie jene Witwe des einst unermeßlich reichen hansischen Kaufherrn die an der Kirchthüre im silbernen Becken Almosen für die „arme reiche Frau" sammelte. Wir haben Eisen und Kupfer in unsern Bergwerken, hochgewipfelte Baumstämme im Schwarzwalde, die als Mastbäume und Stangen jährlich nach Holland hinunterschwimmen. Wir haben in den Ostseeprovinzen riesige Eichen zu Kielen und Planken und knorriges Krummholz zu Schiffsrippen in Fülle, die alljährlich selbst in den Norden ausgeführt werden. Hanf gedeiht bei uns in Menge zu Tauwerk und Segel. Wir haben lernbegierige Schiffsbaumeister und Zimmerer, Anker- und Kettenschmiede, Stückgießer. Wir haben vom Samlande bis nach Ostfriesland ein zahlloses Fischer- und Schiffervolk, breit von Brust und Schultern, markvollen Knochen, scharfen Auges; Piloten, deren wettergebräuntes Gesicht trotzig in den Sturm blickt, und die Pfade des Meers, seine Tiefen überall kennen. Wir haben geschützkundige Meister, Soldaten die den Tod nicht scheuen, mehr als wir brauchen, entschlossene, unerschrockene Schiffsführer. Wir haben die Wissenschaft welche die Sternbahnen mißt und die geheimen Gesetze der Natur ergründet und — dennoch kein Kriegsschiff, um einen übermüthigen kleinen Nachbar hinter seinen schmalen Belten aufzusuchen und, unter dem weiten Himmelsgewölke, kein Fleckchen freien Landes zur Aufnahme darbender, fleißiger Menge! Täuscht uns unsere Prüfung alter Geschichten und der

deutschen Volksnatur nicht, so bleibt nur ein Mittel, aber ein wieerreichbares! um jeder Seemacht gewachsen zu sein: starke Territorialeinheit an unsern Meeren, durchdrungen von stolzem demokratischen Geiste.

Auf ein ganz anderes, aber ebenfalls unerfreuliches und unerquickliches Gebiet der deutschen Geschichte führt uns Hr. Schaumann durch den „Congreß zu Karlsbad". Von dem bekannten Geschichtschreiber des „Pariser Friedens", von dem Verfasser der „Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse" — diese Abhandlung ist in dem vorjährigen „Historischen Taschenbuche" enthalten —, Arbeiten in denen fleißige Studien der Geschichte jener merkwürdigen und in gewisser Beziehung verhängnißvollen Zeit sichtbar sind, darf gewiß etwas Tüchtiges erwartet werden: und man findet sich nicht getäuscht. Der Karlsbader Congreß (1819), dessen Ausgangspunkt die Wiener Schlußacte bildete (1820), von Metternich zuerst in vertraulichen Mittheilungen an deutsche Höfe angeregt, leitete seine Nothwendigkeits- und Rechtfertigungsgründe aus folgenden Erscheinungen ab *): aus der Wartburgfeier mit ihren Folgen; aus den Extravaganzen im Turnwesen und in der Burschenschaft; aus der an Bitterkeit und Rücksichtslosigkeit wachsenden Sprache der Presse, besonders in dem Streite gegen Kotzebue und Stourdza, und in dem censurfreien Weimar; aus den Mordanfällen auf Kotzebue und Ibell; aus den aufrührerischen Auftritten die im Großherzogthum Hessen infolge des Steuerdrucks stattgefunden; aus der Verabfassung und Verbreitung mehrer aufregender Lieder und Schriften; aus veranstalteten Sammlungen zu Gunsten in politischen Dingen Verfolgter; aus verbreiteten Petitionen an den Bundestag um Verwirklichung des dreizehnten Artikels der Bundesacte und endlich aus der vom Westen nach dem Norden Deutschlands sich verbreitenden Judenverfolgung. Alle diese Erscheinungen beurkundeten in den Augen Metternich's und den Anhängern seiner politischen Weltanschauung ein tiefes Verderbniß des öffentlichen Geistes in Deutschland: kräftiges Auftreten und gemeinsames Handeln erschien als eine unabweisbare Nothwendigkeit. Die Berathungen des Congresses, an denen übrigens nur eine Anzahl auserwählter deutscher Diplomaten unter Metternich's Vorsitz theilnahm, wurden geheimgehalten und von den Debatten und Protokollen kamen lange nur auszugsweise oder auf mündlichen Ueberlieferungen beruhende Mittheilungen zur öffentlichen Kenntniß; Nichts war in officieller Form. Erst 1845 ward Dem abgeholfen mit dem Erscheinen des Werks „Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation, mit eigenhändigen Anmerkungen von Johann Ludwig Klüber, aus dessen Papieren mitgetheilt und erläutert von Karl Welcker", ein Werk das, da es vollständig das Vermißte enthält, wegen seines Stoffs so wichtig ist wie irgend eins in unserer ganzen deutschen publicistischen Literatur. Und auf dieses Werk hat Hr. Schaumann seine historische Deduction dergestalt gegründet daß Historiker welche künftighin in deutschen Geschichtswerken auf diesen merkwürdigen Abschnitt in der Entwickelung der Bundestagsregierung ihre Aufmerksamkeit zu richten haben, dieselbe nothwendig werden zum Grunde legen oder doch wenigstens gewissenhaft benutzen müssen. Der Verfasser hat seine Arbeit mit sehr ansprechenden und von einem durch geschichtliche Studien gereiften Urtheile zeugenden Ansichten und Wünschen geschlossen. Es ist derselbe natürlich kein großer Verehrer des Bundestages wie er war, aber gleichwol sieht er sich zu folgendem Ausspruche durch den Gang der jüngsten Ereignisse gedrängt und berechtigt:

*) Vergl. die betreffenden Werke von Bülau und Münch.

> Wenn Deutschland die obschon schwache, darum doch einzige Grundlage seiner Einheit sich selbst unter den Füßen fortzieht, bevor es noch irgend eine feste Idee hatte, was denn eigentlich an deren Stelle treten sollte; wenn es nun so ganz in der Luft stehend seine Kinder in unfruchtbarem, zu Nichts führendem Hader sich aufreiben sieht, so wird hier gewiß einst das Urtheil der Geschichte ein ganz anderes sein, und sie wird die Voreiligkeit tadeln von Solchen die das Privilegium in Anspruch nahmen allein klug und weise zu sein, es aber nicht waren, und die Thorheit von Phantasten und Romantikern, wenn sie für unsere innere Noth nicht noch beklagenswerthere Motive aufdecken muß! Und was wird die Folge sein von alle diesem Hader, in dem wir doch nicht alt werden können? Denn es ist gewiß, es genügt uns nicht eine Walhalla zum Sammelplatz der Büsten und Bilder unserer großen Todten, wir bedürfen auch für das rege tägliche Leben die Walhalla einer einigenden Verfassung in deren Räumen die großen Lebenden wirken können! Man muß sich und man wird sich endlich auf das Mögliche vergleichen, sei es nun bei Zeiten und in Frieden oder nach einem langen verderblichen Kriege.

Auf die Frage was das Mögliche sei haben nicht etwa blos die letzten 35 Jahre geantwortet, sondern unfehlbar die ganze tausendjährige Geschichte Deutschlands. Freilich haben Ehrgeiz, Egoismus und Particularismus keine Ohren zum Hören und keine Augen zum Sehen; ihnen dünkt l'histoire n'est qu'une fable convenue!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Sitten und Gewohnheiten des alten Paris.

Histoire de l'administration de la police de Paris depuis Philippe Auguste jusqu'aux États généraux de 1789, ou tableau moral et politique de la ville de Paris durant cette période, considéré dans ses rapports avec l'action de la police par *M. Frégier.* Zwei Bände. Paris 1850.

Dieses interessante Buch führt uns in anziehender Weise die Sitten und Gewohnheiten des alten Paris vor. Paris war ehedem anders als jetzt. Im J. 1182 waren seine Häuser ebenso wenig breit als tief; die Straßen waren sehr eng, da sie kaum acht Fuß breit waren; die Läden, welche durch die Fenster oder die Thüröffnungen nur ein schwaches Licht erhielten, ließen in ihren finstern Winkeln kaum die Eßwaaren und die Fabrikate sehen mit denen die Handwerker handelten. Die Nähe der Wohnungen gestattete den Nachbarn vertraulich miteinander oder mit den Vorübergehenden zu schwatzen; sie breiteten ihre Waaren an den Fenstern oder an ihren Thüren aus, und hieraus erklärt sich die Bestimmung daß die Verkäufer nicht eher den Kunden zu sich hereinrufen dürfen als er den Laden ihres Nachbars verlassen hat. Die Fenster durch welche

die Läden das Licht von der Straße aus erhielten hatten unten einen steinernen oder hölzernen Vorsprung zum Auslegen der Waaren. Der Verkauf erfolgte durch diese Fenster. Jedes derselben hatte oberhalb ein Wetterdach, welches Schutz gegen Regen verlieh. Alles Brot war damals rund, und hatte je nach seiner Qualität verschiedene Namen, so Papstbrot, Ritterbrot, Domherrnbrot, Bürgerbrot und Hausbrot. Die geschätzteste Tafelbutter kam aus Vanves. Die Bretagne und Normandie schickte sie nur in Töpfen. Das gesuchteste Fleisch war das Schweinefleisch; Fische zog man aus Aeguilles du Maine vor, Lachse aus der Loire. Es wurde aber auch Seehund, Delphin und sogar Walfisch verspeist. Nußöl war sehr im Gebrauche theils zur Bereitung der Speisen, theils zur Beleuchtung. Die Diners und Soupers wurden bei den Großen mit dem Waldhorn angekündigt, die Abendfeste bei Fackelbeleuchtung abgehalten; man kannte indeß bereits die Wachskerzen und die Talglichter für das Gehen auf den Straßen. Die Chevalerie hatte die galante Sitte eingeführt bei Tische Herren und Damen paarweise zu placiren. Es gehörte großer Takt dazu Jedermann zufriedenzustellen; jedes Paar bekam nur ein gemeinsames Geschirr, und man nannte Das manger à la même écuelle. Ein reicher und stolzer Vicomte von Limoges befand sich einmal auf den Landgütern des Grafen von Poitiers ohne Holz für die Küche zu haben. Sein Hochmuth erlaubte ihm nicht den Grafen darum zu bitten, und er ließ soviel Nüsse aufkaufen um damit seine zahlreichen Kochöfen zu heizen. Derselbe kaufte einmal enorme Massen von Pfeffer auf (der damals sehr theuer war), und verschenkte ihn schaufelweise an Jeden der welchen haben wollte. Die Talglichter wurden damals nach der Elle verkauft. In einer Stiftung Ludwig's VII. aus dem J. 1169 heißt es daß der Kaplan von Fontainebleau zwei Pfennige für sein Mittagsessen, vier Brote, ein halb Maß Wein und eine Elle Talglicht erhalten solle (pro coquinaria duos denarios et tesam candelae).

Paris hatte zu allen Zeiten immer Etwas von seiner alten Municipalverfassung beibehalten. Seine Freiheiten bestanden weit eher als die andern Städte sich zu Gemeinden bildeten. Die „Gewählten" der Bürgerschaft theilten unter Philipp August die Sorgen der Stadt mit dem Prevot von Paris, einem königlichen Offizier. Später hatten die Bürger ebenfalls ihren Offizier unter dem Titel Prévôt des marchands. Diese Kaufleute hatten immer auf dem Wasser gehandelt. Alles was den Handel auf dem Flusse betrifft und ihn erleichtert, hängt wegen dieses Rechtstitels von uns ab, sagten sie. Dagegen behauptete der Prevot: Ich repräsentire den ehemaligen Grafen von Paris in der Justizverwaltung des Chatelet, und den König, unsern Sire, in der Commandantur der Stadt. Die Streitigkeiten die zwischen Beiden vorfielen kann man sich vorstellen. Als Civil- und Militairbeamter, Chef eines Gerichts und Chef einer Soldatenabtheilung, dabei Polizeibeamter hatte der Prevot lange Zeit die Civil-, Militair- und Gerichtsverwaltung der Hauptstadt unter sich.

Die Gerechtigkeitspflege gegen die Vagabunden, Aufrührer und Uebelthäter war summarisch, und die Strafe hart. Dies war auch nöthig. In einer Zeit wo man um in ein Asyl zu gelangen nur einen Ring an einer Kirchthüre anzufassen brauchte, begreift man wie weit der Misbrauch mit den heiligen Dingen gehen mußte. Nicht blos Glaubenssachen, auch jedes von einem Priester begangene Verbrechen wurde vor das geistliche Forum gezogen, und meist mit nachsichtigen oder abkäuflichen Strafen belegt. Daher kam es daß wer einen Mord vorhatte, oft vorher die Tonsur nahm um die weltliche Gerichtsbarkeit zu entwaffnen. Allerdings hatte die Kirchengerichtsbarkeit das Gute daß dem Zweikampf, wo das Recht von der Kraft, der Geschicklichkeit und dem Degen abhing, gesteuert ward, und namentlich der Untersuchungsproceß, und nicht der Anklageproceß angewendet wurde. Wir verdanken ihr indeß auch andererseits die Tortur.

Wer in der Kirche sitzen wollte ließ sich einen Stuhl hintragen; sonst mußte man auf der Erde liegen oder kauern. Deshalb kam man auf den Gedanken im Winter den Boden mit Lumpen, im Sommer mit Laub zu bestreuen; jeden Sonnabend wurde Das erneuert. Man nannte Dies jonchure. In der Kirche war der Coquetterie beim Kommen und Gehen ein weites Feld geöffnet. Männer und Frauen trugen ihre Haare kurz, in der Mitte zu beiden Seiten des Gesichts getheilt; die Frauen trugen sie leicht gelockt in goldenen oder seidenen Netzen. Edelleute und Bürger trugen lange Kleider; Alle trugen am Gürtel einen Almosenbeutel. Die Fußbedeckung wurde in Spitzen aufgefädelt (effiler en pointes); die Länge dieser Spitzen war so abgemessen daß sie an den Knien mit Kettchen verbunden waren. Ursache dieses lächerlichen Gebrauchs war Gottfried von Plantagenet, Graf von Anjou, der schönste und galanteste Mann seiner Zeit, der am Fuße einen Fleischauswuchs hatte; er erfand deshalb gekrümmte Schuhe, deren Länge diesen Fehler verdeckte. Alle Welt ahmte ihm nach, und noch jetzt sagt man deshalb: „auf einem großen Fuße in der Welt leben."

Musik, Tanz, Spiel, Erzählen, die Gaukeleien der Jongleurs, Dramen und scenische Darstellungen machten die Vergnügungen dieser Zeit aus. Man spielte mit dem Wurfsteine, mit Kegeln, mit Kugeln und Bällen. Das Schachspiel war sehr beliebt. Ein anderes hieß „le hasard", und eins „Tafelspiel", das viel Aehnlichkeit mit dem Trictrac hatte.

Während der schönen Jahreszeit wurden die Blumen in chapels geordnet, und schmückten die Häupter der Jugend beiderlei Geschlechts. Man zog sie in Gärten, auf den Stadtmauern, ebenso wie die Kräuter welche zur jonchure dienten. Die Liebenden wußten Kopfputz daraus zu machen, welcher ihre Hoffnung, ihre Furcht oder ihren Kummer darstellte. Dies dauerte bis der Reichthum einen Schmuck verschmähte den sich Jeder verschaffen konnte. 6.

Notiz.

Zur Geschichte des Honigvogels.

„Five years of a hunter's life in the far interior of South-Africa etc., by *Roualeyn Gordon Cumming*" (2 Bde., London 1850), ein Buch das neben mancherlei Bekanntem viel neue Anekdoten aus dem Thierreiche enthält, und namentlich für jeden Freund Nimrod's eine reichbesetzte Tafel sein muß, theilt über den Honigvogel Etwas mit das seltsam genug klingt. „Dieser kleine, curiose Vogel", heißt es, „ungefähr von der Größe des Buchfinken und von hellgrauer Farbe, bringt in der Regel Jeden der Lust hat ihm zu folgen zu einem wilden Bienenneste. Lebhaft plaudernd und zwitschernd setzt er sich in der Nähe des Wanderers auf einen Zweig und sucht durch allerhand Schnurrpfeifereien sich bemerkbar zu machen. Ist Das gelungen, fliegt er wellenförmig vor ihm her in der Richtung nach dem Bienenneste, ruht bisweilen und sieht sich um ob Jener nachkommt, ohne einen Augenblick sein Gezwitscher einzustellen. Langt er endlich bei dem hohlen Baume oder bei dem von weißen Ameisen gebauten und aufgegebenen Hügel an wo der Honig sich befindet, schwebt er eine Minute über dem Neste, zeigt mit dem Schnabel darauf hin, läßt sich dann auf einen benachbarten Zweige nieder und erwartet wachsam seinen Beuteantheil." Solches geschieht, wie der Verfasser sagt, „in der Regel". Mitunter ist aber der Honigvogel ein grober Spaßvogel, und führt den nichts Arges ahnenden Wanderer zur Lagerstätte eines Löwen oder in die Höhle eines lauernden Panther. Der Verfasser der ihm eines Tags traulich zum Ufer eines Flusses nachschlenderte sah sich hier plötzlich vis-à-vis eines ungeheuern Krokodils. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 296. —— 11. December 1850.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Zweiter Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

Wer hätte zur Darstellung der Sitten und des socialen Fürstenlebens auf den deutschen Reichstagen bessern Beruf als Johannes Voigt, der den größern Theil seines Lebens auf historische Studien und auf die Lecture bestaubter Geschichtsacten gewendet hat, wodurch er nothwendig auf Fürsten und Fürstenleben geführt ward. Wir glauben daß es in Deutschland wenige Geschichtsforscher gibt die mit diesem geschichtlichen Gegenstande so vertraut sind als Johannes Voigt; die vorliegende Arbeit gibt Dies sattsam zu erkennen. Und es muß der Werth derselben um so höher angeschlagen werden, als in den gedruckten Werken so wenig von dem Treiben der deutschen Fürsten auf den Reichsversammlungen zu lesen ist. Einen sehr interessanten Beitrag zu diesem Theile deutscher Sittengeschichte hat neuerdings Beda Weber geliefert in seinem „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" bei Gelegenheit der Schilderung des Concils zu Kostnitz. Bedauern müssen wir übrigens daß Johannes Voigt die Quellen nicht namhaftgemacht hat aus denen er seine Mittheilungen, theilweise gewiß mühsam, zusammengesucht; er würde dadurch auch Andern den Weg den er angebahnt weiter zu verfolgen wünschenswerthe Gelegenheit gegeben haben. Aus jenen Mittheilungen geht recht klar hervor daß das Auftreten und Leben der Fürsten auf ihren Reichsversammlungen größtentheils luxuriös und darum höchst kostspielig war; daß Manche aus Eitelkeit oder Ehrgeiz leichtsinnig Schulden machten, Andere, die gewissenhafter sich zeigten, laute Klagen über die Kostspieligkeit des Reichstagsbesuches erhoben und öfters sich demselben ganz entzogen, was endlich überhaupt die Folge hatte daß die Fürsten die Reichstage gar nicht mehr besuchten, sondern sich durch Gesandte vertreten ließen. Auch die Gemeindekassen der Städte wo die Reichsversammlungen abgehalten wurden sahen sich in der Regel umsomehr in Anspruch genommen, je glänzender das Auftreten der Fürsten zu werden versprach: man wollte ihrer gleichsam nicht unwürdig erscheinen. Und zwischen den Städten die mit solchen Fürstentagen nach der Ansicht jener Zeiten begnadigt wurden herrschte eine gewisse Rivalität, die um so natürlicher war als immer nur solche Städte ausersehen wurden die entweder überhaupt durch Reichthum sich auszeichneten, wie Augsburg, Nürnberg, oder wenigstens einige reiche Familien in ihrer Mitte hatten welche die Stadt den Fürsten gegenüber würdig zu repräsentiren vermochten. Uebrigens fehlte es weder an Händeln unter den Reichstagsmitgliedern selbst noch an Prellereien seitens der Bürger die mit jenen in materielle Berührung kamen: öfters war kaiserliche Vermittelung nöthig, und sogar diese führte nicht immer zur Ausgleichung. Als Beweis wieweit der betrügerische Speculationsgeist der Kaufleute in Städten ging wo gereichstagt ward mag Folgendes dienen:

> Auf einem Reichstage zu Nürnberg klagte man allgemein über die so sehr gesteigerten Preise der sogenannten Spezereien, worunter man allerlei Gewürzarten, Pfeffer, Weintrauben, Feigen, Mandeln, Zucker u. dgl. begriff. Die Vertheuerung dieser Waaren ging blos von den Kaufleuten aus. Wenn diese nämlich solche Handelsartikel im Großen einkauften, so gaben sie gern sogar höhere Preise als der Verkäufer verlangte, sobald ihnen dieser nur die Bedingung erfüllte und sich dafür verbürgte andern spätern Käufern aus derselben Stadt die Waaren nur für einen noch höhern Preis zu verkaufen. Schickt also eine Kaufmannschaft z. B. nach Portugal, um dort von einem Bevollmächtigten oder Agenten des Königs Pfeffer, den dieser aus Indien zog, aus dem königlichen Waarenmagazin einzukaufen, so gaben die Einkäufer für einen Centner statt der dafür gefoderten 18 Dukaten lieber 20, sobald man sich verpflichtete daß der König in einem oder zwei Jahren den Pfeffer nicht unter 24 Dukaten verkaufen wollte. Und ebenso verfuhr man beim Einkaufe anderer Artikel. Durch dieses Verfahren aber waren im Verlaufe der Zeit die Waarenpreise so gesteigert daß man eine Spezerei die man früher mit 18 Dukaten kaufte um die Zeit des erwähnten Reichstages in Portugal mit 34 Dukaten bezahlte. Die Kaufleute hatten dabei bedeutenden Gewinn, in deren Händen die Bestimmung der Preise lag. Auf diese Weise waren auch in Nürnberg im Verlaufe einiger Jahre die Waarenpreise so außerordentlich gestiegen daß man einen Centner Zucker den man 1516 noch mit 11 oder 12 Gulden kaufte 1518 schon mit 20 Gulden bezahlen mußte; ein Centner Weintrauben oder Feigen von Venedig, 1521 noch mit 5 Gulden bezahlt, kostete 1524 schon 9 Gulden, ein Centner Mandeln 1518 nur 7—8 Gulden, 1524 schon 12 Gulden; und in ähnlicher Weise waren alle Waaren solcher Art im Preise, manche fast auf das Doppelte gesteigert. Den Schaden nun dieser erkünstelten Preissteigerung solcher Luxusartikel hatten am meisten die vornehme Welt und namentlich

auch die Fürsten auf den Reichstagen zu tragen, für die bei ihren in der Regel zahlreich besuchten und glänzenden Banqueten und Festlichkeiten diese Waaren unentbehrliche Bedürfnisse waren; denn wie in Nürnberg so standen damals und späterhin die Luxusartikel in allen Reichsstädten zur Zeit der Reichstage in sehr hohen Preisen.

Die zweite Abtheilung der Biographie Elisabeth's von Guhrauer ist beinahe noch anziehender als die erste, wenigstens durch die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse in welche Elisabeth verflochten erscheint gleichsam belebter. Dies geschieht vorzüglich dadurch daß die Pfalzgräfin in die eigenthümlichen religiösen Strömungen ihrer Zeit hineingezogen wird: Labadie, Spener und namentlich William Penn sind die hervorragendsten Persönlichkeiten des Pietismus jenes Zeitalters. Und mit dem Letztern kam auch Elisabeth bei seiner zweiten Reise nach Deutschland in Berührung. Diesem thatkräftigen und klaren Geiste widmet der Verfasser eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Und es hat dieses Thema gerade jetzt ein besonderes Interesse, als Macaulay in seinem allbekannten Geschichtswerke den Versuch gemacht hat Penn's Berühmtheit auf ein geringeres Maß des Verdienstes zurückzuführen, wodurch die Quäker sich veranlaßt gesehen haben Einsprache dagegen zu thun. Dieser Umstand hat aber natürlich keinen Einfluß auf das Verhältniß in welchem der merkwürdige Mann zu Elisabeth kam. Das für religiöse Schwärmerei empfängliche Gemüth derselben war seinen Grundsätzen und Reden leicht zugänglich. Man berichtet:

> Die Prinzessin wurde von seinen Reden so gerührt und durchdrungen daß sie sagte: „Ich bin völlig überzeugt, aber ach! meine Sünden sind zu groß." Die Prinzessin nöthigte ihn zur Abendtafel. Bei dieser Gelegenheit sagte sie: „Es ist sehr schwer die Grundsätze zu befolgen davon man überzeugt ist; ich fürchte die Kraft meines Geistes ist nicht stark genug." Beim Abschiede waren Beide tief gerührt. Sie sagte: „Erinnern Sie sich meiner, obschon ich in so großer Entfernung von Ihnen lebe und Sie mich niemals wiedersehen werden. Ich danke Ihnen für die schöne Zeit die mir Ihre Gegenwart bereitet, und ich weiß und bin gewiß daß, obgleich meine Stellung mich mannichfachen Versuchungen unterwirft, meine Seele starke Sehnsucht nach den besten Dingen fühlt."

Die edle Fürstentochter starb in der Abtei zu Herford am 11. Febr. 1680 in einem Alter von 62 Jahren; dreizehn Jahre hatte sie dem Stifte vorgestanden. Ein im J. 1682 — dasselbe Jahr in welchem Penn nach Nordamerika übersiedelte — ihr errichtetes Denkmal erinnert an die einst ebenso geliebte als verehrte Aebtissin. Der Verfasser hat mit unverkennbarem Fleiß und mit sichtlicher Liebe zu seiner Aufgabe gearbeitet; die zahlreich angeführten Quellen und Schriften geben Zeugniß dafür.

(Der Beschluß folgt.)

Ein poetisches Kind neupersischen Ursprungs.

Vor einiger Zeit gerieth ein kleines Büchlein: „Erzählungen aus dem Persischen, von L. v. D." (Berlin 1846), das nie in den Buchhandel gekommen, sondern nur als Manuscript gedruckt worden, in die Hände des Hrn. F. von Heyden, eines den Freunden der Poesie seit lange wohlbekannten Dichters. Dies Büchlein, nur aus 53 weitläufig gedruckten, aber sehr originellen Seiten bestehend, enthielt nebst zwei andern solcher Geschichten, dergleichen zu Teheran, Tabris und Schiras auf den Straßen, in den Bädern, Kaffeehäusern und Karavanserelen von den privilegirten Märchenerzählern vorgetragen werden, auch eine betitelt „Der Astrolog". Diese schien dem Bearbeiter geeignet einer freien Dichtung zum Stoff zu dienen, und als solche haben wir das nachstehende poetische Werkchen:

Der Schuster zu Ispahan. Neupersische Erzählung in Versen von Friedrich von Heyden. Leipzig, Brandstetter. 1850. 8. 2 Thlr.

anzusprechen. Der Verfasser machte sich, wie er sagt, an diese Arbeit „verstimmt und überreizt durch die stürmischen Zeitbewegungen", um auf einem ihnen möglichst fern liegenden Gebiete sich in heiterer ergötzlicher Production neu zu erfrischen und aufzuerbauen. Daß der durch zahlreiche Novellen und Erzählungen dem Publicum bekannte Dichter diese Erzählung nicht in Prosa, sondern in Versen geschrieben, rechtfertigt er in seinem Vorwort durch die Ansicht: daß es, wenn in der deutschen Literatur die erzählende Dichtung nicht gänzlich in Nüchternheit verflachen solle, nöthig sei ihr durch die Abfassung in Versen wieder einiges Gewicht zu geben. Man müsse die Zeit der poetischen Erzählung, wie sie einst Wieland ästhetisch schuf, wieder hervorrufen, insbesondere auch deshalb weil wir es mittels unserer auf dem höchsten Gipfel der Ausbildung und Formvollendung angelangten Sprache bereits soweit gebracht daß Einer ohne alle poetische Begabung mit einer Erzählung in Prosa leicht fertig zu werden wisse u. s. w. Wir wollen mit dem Dichter über diese seine Ansicht nicht radotiren. Ein gut Theil Wahrheit liegt sicherlich in dem Ausspruch daß der Vers als solcher bei uns wieder zu Ehren kommen muß; denn von einer schönen Versbildung, ja nur von dem Streben und Bedürfniß danach ist bei unsern heutigen Poeten kaum noch die Rede.

Sehen wir nun zu was unser deutscher Poet aus seinem „Schuster von Ispahan" gemacht hat.

Wie ehemals „in Arkadien ein Kuhhirt", so war auch vor Zeiten zu Ispahan ein Schuster, Namens Ahmet, kein gemeiner Schuster,

> Denn was man heute bei Schustern bestellt,
> Gemeines aus Rindshaut und Pechdraht lag ferne...

Er war ein vornehmer Schuster der da fertigte:

> Babusen aus Sammet und gold'nem Brocat,

sogar für die Frauen des Harems des Schah. Wir pflegen uns zwei Drittheile aller deutschen Schuster als Proletarier zu denken; dieser persische war keiner. Er besaß Haus, Hof und Gärtchen, und ein schwunghaftes Gewerbe, trotz der persischen Gewerbefreiheit. Aber er besaß noch mehr, er besaß auch eine ehrgeizige Evatochter als Weib, die mit all den guten Dingen nicht zufrieden war; sie wollte mehr haben, und als sie nun eines Tags auf dem Markt zu Ispahan beim Spargeleinkaufen des Hofastrologen Weib in Sammet, Brocat, Gold und Seide hatte einherstolziren sehen, da ließ es ihr fortan keine Ruhe mehr, und sie fodert schlechthin von ihrem Ahmet er solle und müsse auch Astrolog werden, damit sie, wie Jene, in Gold und Sammet einhergehen könne. Ahmet fragt im erstaunenswürdigsten Erstaunen:

> Ich, ein Astrologe? du wirst nicht begehren,
> Ich sollte mich plötzlich zum Narren verkehren!

Sie aber begehrt Dies gerade:

> Zu klein ist dein Geist, denn du kannst nicht verstehen
> Daß der Astrologen, ich sag' es mit Gunst,
> Vor Großen und Kleinen gefeierte Kunst
> Nur darin besteht ihnen Nasen zu drehen.

So unablässig von seinem Weibe gedrangsalt, entschließt sich endlich Ahmet seine Schusterbude zu schließen, Schurzfell und Leder ins Feuer zu werfen,

Sterndeutergeräthschaft im Trödel zu kaufen,
Planetentafel und Astrolab,
Die spitzige Mütze, den Zauberstab,
Den Kittel mit magischen Zeichen benäht,
Den blutrothen Gürtel mit Sternen besät u. s. w.

und auf dem Marktplatz zu Ispahan mit höchst marktschreierischer Aufschrift seinen Astrologenthron aufzuschlagen. Durch tiefe Kenntniß vom Wandel der Sterne

Kommt er jedem Geheimniß alsbald auf die Spur,
Und erkennet die Wahrheit in weitester Ferne.

Das Verhängniß oder Glück, wie man es nennen will, läßt nicht lange auf sich warten. Ahmet erhält sogleich einen Frühbesuch; es ist des Schah's in Gala strotzender Hofjuwelier. Auch Hofjuweliere sind brutal, und dieser fodert von dem neubackenen Astrologen bei Androhung der Bastonnade auf den Tod schlechthin: ihm einen ihm über Nacht gestohlenen, dem Schah selbst zugehörigen Rubin von unermeßlichem Werth sammt dem Dieb herbeizuschaffen.

Da steht nun der forcirte Astrolog (in seines Nichts durchbohrendem Gefühle), und läßt im entsetzlichen Vorgefühl der Bastonnade

Dem wilden Gefühle den rasenden Lauf.

Seines eigenen Weibes gedenkend, deren Ehrgeiz ihn der von Astrologie soviel weiß als der Hofjuwelier vom Babusennähen, in diese verzweifelte Situation geführt hat, verwünscht er vorerst laut alle Weiber, die der allerentsetzlichsten Dinge fähig seien, und schließt mit den Worten:

Das Weib nur — sein Weib hat ihn schmählich bestohlen!

Zufällig befindet sich aber eben des Hofjuweliers Weib, das den Rubin wirklich stahl, um ihren Bruder, dem der Geizhals von Gemahl jede Hülfe versagt, aus dem Schuldthurm zu retten, selbst unter der vor der Astrologenbude versammelten Menge. Sie wähnt nach Anhörung von Ahmet's verzweifelter Tirade Alles entdeckt, und gesteht in ihrer Gewissensangst dem „Alles entdeckenden" Ahmet auch sogleich ihre That, sagt ihm auch daß sie den Rubin „im Nachtigallennest" in ihres Gemahls Garten verborgen habe. Nur barmherzig soll Ahmet sein und sie nicht als Diebin verrathen. Als discreter Emporkömmling erfüllt Ahmet natürlich diesen Wunsch, und der hochentzückte Hofjuwelier empfängt seinen Stein zurück, wofür er dem „Alles entdeckenden" Ahmet sogleich 100 Dublonen herausrückt. Diese bringt Ahmet natürlich seinem ehrsüchtigen Weibe Fathima, und meint nun sei es mit der Sterndeutercarrière genuggethan. Aber nein, sie drängt den Widerstrebenden aufs neue in die neue verhaßte Bahn zurück. Keine Hülfe, er muß das Schicksal noch einmal herausfodern, und am nächsten Morgen wieder sein Astrologengerüst aufschlagen. Und so geht es nun weiter. Immer kommt dem Schusterastrologen wenn ihm ein neuer Fall und eine neue Aufgabe geboten wird, und er rathlos in der entsetzlichsten Angst und Klemme sitzt, wieder der Zufall zu Hülfe. Immer will er zurück von der neuen gefährlichen Stellung zu seinem bescheidenen Vormals, zu seinen stillen Schusterfreuden... vergebens, der Teufel von Weib steht gebietend hinter ihm, und macht den Spruch wahr:

Erfasset der Feind dich am einzelnen Haar,
So bist du sein Eigenthum ganz und gar...

Nachdem Ahmet den toddrohenden Großvezier, dessen Gemahlin ein unschätzbares Armband verloren, glücklich beseitigt, wird er eines Morgens früh aus seinem weichen Bett — das die goldbrocatstrahlende Fathima jetzt doppelt gern mit ihm theilt — gerissen, in Bande geworfen und vor den Schah selbst geschleppt. Sagen und künden soll er hier:

Wer die vierzig Goldkisten geraubt aus dem Schatz?

Da die persischen Schahs solche Dinge resolut zu betreiben pflegen, so läßt sich hinter dem vor den Herrscherthron geführten Ahmet

der Scharfrichter seh'n,
Bewehrt wie zum Amt auf der Hinrichtungsstätte.
Doch war Dies Nichts weiter als Hofetiquette.
Daß nur mit Entsetzen der Unterthan
Sich nahe dem Herrscher von Ispahan,
War Staatsmaxime...

Ahmet, dennoch weise in seiner Angst, bedingt sich zur Entdeckung des Diebstahls 40 Tage, weil die Zahl 40 (40 Kisten, 40 Diebe) hier die entscheidende sei. Zu jeder schweren Goldkiste gehörte natürlich ein Mann, schließt Ahmet, der, zum Scharfsinn gezwungen, nach und nach zum Schlaukopf wird, sehr richtig; im Grunde aber will er nur Zeit gewinnen, um, wie man so sagt, mit den von der Frau Großvezierin letztlich verdienten 300 Dublonen durchzubrennen. Er täuscht sich; denn sein Ehrgeizteufel von Weib zwingt ihn auch diesmal zu bleiben; er soll und muß, auf die Gefahr hin seinen Hals zu verlieren, die 40 Goldkisten schaffen.

An jeglichem guten Ausgang verzagend geht Ahmet in seinem Gärtchen spazieren,

In tiefe Gedanken trübselig verloren.
Die Nachtigall wirbelte — nicht seinen Ohren.
Es füllten die Blumen mit Balsam die Luft.
Er athmete zwar, doch empfand nicht den Duft.
Es schwammen die Farben in rosigem Lichte,
Doch wogten nur Nebel vor seinem Gesichte.
Die Peri der Nacht hob zum Zauber den Stab,
Er blickte nur in sein geöffnetes Grab.

Eine schöne schlanke Dattelpalme steht in seinem Garten. In ihrem Gefieder erhebt sich auf einmal ein mächtig Windesrauschen.

Vom luftigen Kronenschmuck hin auf den Grund

fallen Datteln, schon gereifte, dem brütenden Ahmet vor die Füße. Er liest die Früchte auf, und, o Wunder! gerade sind es 40. Dies kann nicht anders als Deutung von oben sein. Eilig ruft er aus der Küche sein Weib, und befiehlt ihr ihm an jeglichem Abend — denn 40 hat er nur noch zu leben — Eine davon zu reichen. So erwartet er still und gefaßt sein Verhängniß.

Als Ahmet, den Scharfrichter hinter sich, vor dem Thron des Schah stand, schauten auf ihn zwei strahlenreiche Augen, die vornehmsten im Reich, die der schönen Schemes-el-nihar, der allgeliebten Tochter des Schah selbst. Sie, der Himmel aller irdischen Wünsche, liebt von Stund an den jungen Ahmet, denn er ist nicht schön und jugendlich-reizend allein, sondern auch

Ein Ausdruck noch war es von Schwermuth und Güte
In seinem Gesicht, der in ihrem Gemüthe
Die Triebe bewegt ihm gewogen zu sein.

Schemes-el-nihar hat einen Bruder, den geistreichen, edeln, tapfern Prinzen Abbas, der, bei dem einfältigen Vater in Ungnade gefallen, fern von des Reichs Hauptstadt in der Verbannung lebt. Innigst vertraut ihrem verbannten Bruder, stiftet die Prinzessin mit dessen Vertrauten Han, der in Derwischkleidung eben in Ispahan weilt, durch ihre freie Dienerin Sittara ein Complot: den Bruder aus der Verbannung zu erlösen, und gleichzeitig den geliebten Ahmet zu retten. Wie sich Dies nun weiter abspinnt zu berichten gestattet der Raum nicht. Genug, Han ist Einer von den Vierzig die die Goldkisten aus dem Schatz gestohlen, und zwar auf eigenem Betrieb, um dadurch dem allgeliebten Prinzen Abbas, der von all Dem Nichts weiß, zu Geld und Truppen, und zur gewaltsamen Rückkehr ins väterliche Reich aus ungerechter Verbannung zu verhelfen. Han erfährt daß Ahmet der Allweise, Allblickende, den Diebstahl ergründen soll; Niemand zweifelt nach den bisherigen Erfahrungen daß es ihm gelingen werde, und Han selbst versichert Dies seinen Genossen. Denn, o Wunder! als er eines Abends lauschend um Ahmet's Garten schlich, hörte er ihn zu seinem Weibe sagen:

Sowie Gott es beschlossen so bleib' es,
Von Vierzig — von Vierzig ist Eine schon da.

In seiner Angst versteht Han: Einer; er glaubt Ahmet meine: Einer von den 40 Dieben, während der Aermste doch nur Eine von den 40 Datteln meint. So geht nun das Dattelnreichen und Dattelnzählen auf der einen, das Lauschen hinter dem Garten auf der andern Seite fort. Am folgenden Abend finden sich zwei Lauscher und natürlich auch zwei Datteln, am nächsten drei Lauscher und drei Datteln, bis zuletzt die ganze Schar der Diebe, nicht mehr zweifelnd entdeckt zu sein, sich Ahmet zu Füßen wirft und ihm Alles gesteht.

Wie nun im Verlauf der Geschichte noch zum Ueberfluß ein Betrug und Schatzdiebstahl des Ahmet feindlichen Großveziers entdeckt wird; wie die schlauen Diebe im Bunde mit Ahmet, um alles Unheil auf den Vezier zu wälzen, auch jene 40 selbstgeraubten Kisten in des Großveziers Garten bergen, und Ahmet dies Alles herausbringt, immer begünstigt vom herrlichen Zufall und Schemes-el-nihar's noch herrlicherer Huld und Liebe; wie er als echter Biedermann — denn so erweist er sich, obgleich willenlos in ein Gewebe von Lügen verstrickt, durchweg brav und liebenswürdig — lieber entfliehen als auf des gestürzten Großveziers Verderben sein Glück bauen will; wie er auf dieser Flucht wunderbar zu dem Prinzen Abbas kommt, der durch Han und die Prinzessin Schemes-el-nihar längst von ihm weiß; wie Prinz Abbas in dem Schuster — der es bei Entdeckung des Schatzes dem Schah zur Bedingung gestellt: den verbannten Prinzen auf jeden Fall nicht ins Reich allein zurück, sondern sogar zur Mitregentschaft auf den Thron zu berufen — seinen Retter sieht, ehrt, liebt, mit ihm ins Reich zurückkehrt, und endlich, endlich — nachdem Ahmet klüglich sein schlechtes Weib, die schlecht genug war ihn sogar selbst als falschen Astrologen zu denunciren, losgeworden — ihm zum Besitz der heißgeliebten Schemes-el-nihar verhilft, dies Alles, und viel Mehres noch, möge, da uns hier zu weiterer Erörterung der Raum gebricht, der geneigte Leser in dem sehr empfehlungswerthen Büchlein selbst nachlesen.

Wer sich aus dem ermüdenden Wirbel der wirren, wüsten Zeitgährung einmal retten will in fremde, ferne, leuchtendere Morgenlande heiterer Poesie, ja Dem empfehlen wir diese Dichtung mit voller Zuversicht. 40.

Bibliographie.

Alpenrosen auf das Jahr 1850. Herausgegeben von A. E. Fröhlich, J. Gotthelf, K. R. Hagenbach, E. Döśekel, J. J. Reithard, B. Reber u. a. Aarau, Christen. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Amas, H., Lebensbilder und Erzählungen. 1ster Band: Der Schullehrer von Sträke. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Bergakademie zu Freiberg. Zur Erinnerung an die Feier des hundertjährigen Geburtstages Werner's am 25. Sept. 1850. Freiberg, Engelhardt. 4. 20 Ngr.

Boddien, G. v., Lieder. Schwerin, Stiller. 16. 1 Thlr.

Böttger, A., Gedichte. 6te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 16. 2 Thlr.

Brugsch, H., Uebersichtliche Erklärung ägyptischer Denkmäler des Königl. Neuen Museums zu Berlin. Ein kleiner Beitrag zur Kenntniss des alten Aegyptens. Berlin, Dümmler. Gr. 12. 15 Ngr.

Buff, H., Zur Physik der Erde. Vorträge für Gebildete über den Einfluß der Schwere und Wärme auf die Natur der Erde. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Bürk's, A., Louis Philipp, König der Franzosen, ergänzt von 1840 bis zum Tode dieses Monarchen von F. O'Kelly. Mit dem jugendlichen Portrait des Königs. Weimar, Voigt. 8. 1 Thlr.

Die Conservativen in Ungarn und die Centralisation. Zur Beleuchtung der ungarischen Zustände. Von einem Altliberalen. 2te Auflage. Leipzig, Geibel. Gr. 8. 20 Ngr.

Grube, A. W., Biographieen aus der Naturkunde, in ästhetischer Form und religiösem Sinne. Nebst einem Worte über die ästhetische Seite des naturkundlichen Unterrichts. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1851. Gr. 8. 27 Ngr.

Hackländer, F. W., Das Soldatenleben im Frieden. 4te Auflage. Stuttgart, Krabbe. Br. 8. 12 Ngr.

Hartmann, M., Adam und Eva. Eine Idylle in sieben Gesängen. Leipzig, Herbig. 1851. 8. 1 Thlr.

Häusser, L., Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Badischen Revolution. Heidelberg, C. F. Winter. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Adelaide Lindsay. Ein Roman von dem Verf. von „Emilie Wyndham", „Norman's Bridge" ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Oersted, H. C., Der Geist in der Natur. Deutsch von K. L. Kannegiesser. Nebst einer biographischen Skizze von P. L. Möller und mit dem Portrait des Verfassers. 3te unveränderte Auflage. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rust, J., Jesus Christus gestern und heute und Derselbe auch in Ewigkeit. Eine Sammlung von Predigten. München, Palm. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sägelken, E., Jugendlieder. Frankfurt a. M., Liziu8. 8. 18 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1851. Herausgegeben von J. N. Vogl. 38ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wegener, F. A., Der entscheidende Augenblick. Socialer Roman. Zwei Bände. Berlin, Simion. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Adler, E., Maaß für Maaß oder unparteiische Beleuchtung der Schrift von A. Ruhe: Herr Prof. Rötscher als Dramaturg. Bromberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Offene Antwort auf den offenen Brief des Hrn. Prof. Karl Biedermann an die Gesellschaft der Friedensfreunde. An alle Freunde des Friedens. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. $5\frac{1}{2}$ Ngr.

Esmarch, Die Foderungen Dänemark's an Schleswig und die preußischen Gegenvorschläge, beleuchtet. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Evangelium vom barmherzigen Samariter. Oder: Fordert es unsere Nächstenpflicht, Schleswig-Holstein in seinem Kriege gegen Dänemark zu unterstützen? Geschichtlich erläutert von W. J. Oldenburg, Schulze. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Förster, E., Wem gebührt der Kranz? Eine Festgabe bei der Enthüllung der Bavaria. München, Kaiser. 12. 2 Ngr.

Hoffmeister, P., Die Rechte und Freiheiten des Jahres 1848 für Kurhessen. Nach ihrem Einflusse und ihren Verpflichtungen zusammengestellt in einer offenen Ansprache an das Volk. Kassel, Luckhardt. 8. 10 Ngr.

Pabst, J., Lebens- und Charakterumrisse Christoph Friedrichs von Ammon. Ein Wort der Versöhnung im Kampfe der Parteien. Dresden, Türk. Gr. 8. 4 Ngr.

Philippson, L., Predigt, zur Einweihung der neuen Synagoge zu Eisleben am 30. Aug. 1850 gehalten. Eisleben, Kuhnt. Gr. 8. 3 Ngr.

Piper, F., Die Verbesserung des evangelischen Kalenders. Zwei Vorträge, gehalten in der Predigerconferenz zu Stralsund am 2. Oct. 1849 und auf dem Kirchentage zu Stuttgart am 11. Sept. 1850. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Schmieder, Ottilie, Das Wesen und der Nutzen des Kindergartens nach Frdr. Fröbel's Erziehungssystem. Dessau, Katz. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 297. —— 12. December 1850.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Zweiter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 296.)

Das „Charakterbild Oliver Cromwell's, des Zuchtmeisters zur Freiheit", das uns Moritz Carriere gibt, ist in besonderm Grade geeignet das Interesse des Historikers zu erregen: der Name des Verfassers sowol als insbesondere die Persönlichkeit Cromwell's und die Neuheit des Weges auf welchem dessen Charakteristik und Vertheidigung von einem deutschen Geschichtschreiber unternommen worden ist, berechtigen zu dieser Behauptung. Auch sind die englischen Werke denen der Verfasser vorzugsweise gefolgt ist in Deutschland wenig bekannt und gelesen: ein Umstand der das Verdienstliche der in Rede stehenden Arbeit nicht unbeträchtlich vermehrt. Doch zur Sache selbst. In eben dem Grade nämlich, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, als die Actien der Maria Stuart in der Geschichtschreibung gefallen sind, haben die des berühmten Protectors seit nicht viel länger als einem Jahrzehnd einen sehr bedeutenden Aufschwung genommen, theils und insbesondere durch die historischen Forschungen der Engländer selbst, theils auch durch die französische Geschichtschreibung; und die Deutschen haben bereits angefangen diesem Impulse zu folgen: Cromwell ist nicht mehr der fanatische, heuchlerische und despotische Königsmörder, der es verdiente daß Karl II. seinen Leichnam 1661 an den Galgen hängen ließ, eine Meinung die sich namentlich auf Hume und seine Anhänger stützte, sondern er erscheint als ein durch Thatkraft und durch Festigkeit politischer und religiöser Ueberzeugungen ausgezeichneter Mann, als ein Regent, der die Zügel der Regierung so kraftvoll und geschickt führte daß er alle Parteien im Innern niederhielt und das Ausland ihn sowol als die Macht des Staats, die er wie Niemand vor ihm zu concentriren vermochte, fürchtete. Dieses Urtheil ist durch eine Reihe von Schriftwerken erzeugt und befestigt worden. Wir wollen die namhaftesten und einflußreichsten derselben, soweit sie uns bekanntgeworden sind, hier zusammenstellen: 1) „The protectorate, or Oliver Cromwell and the state of Europe during the early part of the reign of Louis XIV. illustrated in a series of letters. Now first published from the originals. Edited by Robert Vaugham. With an introduction on the character of Cromwell and his times." (2 Bde., London 1838.) Diese Briefsammlung ist sehr werthvoll und läßt den Charakter des Protectors in einem ungleich günstigern Lichte erscheinen als bisher. 2) „Memorials of the great civil war 1646—52 by Henry Cary." (3 Thle., 1842.) Diese Sammlung ist den Schätzen der berühmten Bodleyanischen Bibliothek entlehnt: auch sie zeichnet den Charakter des Protectors günstiger als es seine Feinde gethan haben. 3) „Oliver Cromwell's letters and speeches, with elucidations. By Thomas Carlyle." (2 Bde., London 1845.) Dieses Werk hat sich vor allen andern das Verdienst einer unparteiischen Würdigung Cromwell's erworben. Ihm ist denn auch Hr. Carriere in der vorliegenden Monographie vorzugsweise gefolgt. Unter den Franzosen hat namentlich Philarète Chasles durch eine Reihe von Artikeln in der „Revue des deux mondes" auf dasselbe aufmerksamgemacht, sowie der Schweizer Merle d'Aubigné in seiner Geschichte des Protectorats. Selbst ein Roman „Oliver Cromwell" von Horace Smith vertheidigt mit Zugrundelegung der Geschichte den Protector. Einen neuen und sehr gewichtvollen Vertheidiger hat derselbe neuerdings in Macaulay erhalten: er spricht an verschiedenen Stellen seines bekannten Werkes von ihm, aber stets mit solcher Anerkennung und Würdigung des Mannes daß man deutlich sieht wie hoch er dessen politische Größe und seine Bedeutsamkeit für England anzuschlagen sich gedrungen fühle. Die französischen Werke von Guizot und Villemain setzen wir als allgemein bekannt voraus, und bemerken nur daß der Erstere gerechter gegen den Protector ist als der Letztere. Als Gesammtresultat der angestellten Forschungen tritt hervor: Das Urtheil Hume's und seiner Nachfolger über Cromwell muß in der Geschichtschreibung für überwunden betrachtet werden, und unser Verfasser hat das Seinige redlich dazu beigetragen: fast Freudigkeit möchte man es nennen mit welcher er danach strebt den genialen und gewaltigen Engländer vor dem Forum der Weltgeschichte von der Schmach zu reinigen die seine Stuartisch gesinnten Feinde ungerechter- und unverdienterweise über ihn ausgegossen haben. Und im Interesse geschichtsfreundlicher Leser theilen wir die

[illegible]

[illegible]

aufs bestimmteste aus: er beabsichtige den Leser zu einem productiven Verhalten bei der Lecture anzuregen, und in ihm den Gedanken lebendig zu machen daß man mit einer nur passiven Theilnahme kein Kunstwerk zu erfassen vermag. Diese Absicht hat Kurnik vollständig erreicht: derselbe gehört nicht in die Zahl jener Erklärer die von einem Systeme oder einer vorgefaßten Meinung aus an ihr Geschäft gehen, er hat nicht ein Resultat vorher schon fertig, im Hinblick auf welches nun die Einzelheiten zugerichtet werden daß sie passen müssen; nein, er ist ein vorurtheilsfreier, unparteiischer Commentator, er geht von dem einzig richtigen Principe aus jeden Schriftsteller und jedes Werk aus sich selbst zu erklären. Da er dies Princip consequent durchführt, so hat sein Werk den größten Vorzug den es haben kann: es ist wahr. Vielleicht möchte man an einem Erklärer der dies Princip nicht befolgt die wunderbarste Combinationsgabe, den glücklichsten Witz und den seltensten Scharfsinn, was weiß ich Alles, bewundern; aber die rechte Tiefe hätte derselbe doch nicht, weil die rechte Tiefe allemal die Wahrheit ist.

Nun im Einzelnen Etwas über Inhalt und Form des genannten Werks. Im voraus muß Referent bemerken daß Kurnik die Frauen die in den „Wanderjahren" Goethe's auftreten von seiner Darstellung ganz ausgeschlossen hat; er sagt Nichts von Hersilie, Nichts von Julie, Nichts von der jungen Witwe im „Manne von 50 Jahren", Nichts von Makarie. Wir hätten gewünscht über den Grund dieses Schweigens wenigstens ein Wort zu hören; vielleicht gefällt es dem Verfasser später einmal darüber Etwas mitzutheilen.

Der Verfasser hat seinen Stoff in zwei Haupttheile zerlegt: er findet nämlich in den Goethe'schen Frauengestalten zwei Gattungen, naive und ideale, und darauf basirt er mit Recht seine Theilung. Die naiven Frauen, so drückt der Verfasser sich aus, besitzen den einfachen Adel der Natur, die idealen den hehren des Geistes. Jene entzücken, diese reißen zur Bewunderung fort. In jenen ist das Gefühl das bewegende und treibende Moment, in diesen die geistig durchgebildete Lebensanschauung. Jene treten in gewöhnlichen geringen Verhältnissen auf, und werden durch die Macht der Leidenschaft in eine höhere Region getrieben, diese sind von Haus aus in eine mehr oder weniger ideale Sphäre gesetzt. Jene können wir daher mit unsern Gefühlen begreifen, das Verständniß dieser fodert ein tiefes und gebildetes Bewußtsein. Sehr hübsch vergleicht in dieser Beziehung unser Verfasser Gretchen's und Klärchen's Sehnsucht mit der Sehnsucht der Prinzessin in „Tasso"; Gretchen's Lied am Spinnrocken ist reiner Naturlaut, die Sehnsucht der Prinzessin, wenn sie die Worte sagt:

— Ich fühle schon
Den langen, ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf.
Die Hoffnung ihn zu seh'n füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht.
Mein erster Blick hinab in uns're Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend.
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu versteh'n!
Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner
Zu immer reinern Harmonieen auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!

trägt das Gepräge des seiner selbst sich bewußten Geistes, und hat die hohe Harmonie die ein feingebildeter Geist über das reine Naturelement auszugießen vermag. Unser Verfasser spricht an mehren Stellen das richtige Urtheil über die Goethe'schen Frauencharaktere aus: Das ist ihr Vorzug daß das Allgemeine das sie aussprechen stets als ein Besonderes gerade dieses Charakters erscheint, daß der Gedanke niemals zu einer Abstraction verflüchtigt wird, sondern in echtpoetischer Conception als ein gefühltes Erkennen zur Anschauung kommt; wie ja die echtdichterische Conception darin besteht das Wirkliche und Nothwendige poetisch und frei zu gestalten, nicht aber das blos Willkürliche, Imaginative wirklich zu machen.

Wie vortrefflich Kurnik Das im Einzelnen ausführt können wir hier nicht vollständig erörtern, wir geben zum leichten Verständniß ein Beispiel. Er schildert Lotte in „Werther's Leiden". Lotte ist ein Naturkind, sie ist von jener verständigen Einfalt die in einer natürlichen, ungebrochenen Einheit mit dem Verstande geblieben ist, keine Spaltung in die Seele bringt, sondern die schöne Vereinigung von Güte und Festigkeit, von Ruhe und Thätigkeit bewirkt. Dieses natürliche Gleichgewicht, diese nicht erkämpfte sondern angeborene Harmonie ihrer Seelenkräfte, verleiht solchen Naturen jene Fröhlichkeit und Munterkeit die stets ein Gefühl des Wohlwollens in unserer Brust erregt. Aber wehe dem Unglücklichen in dem sich dies Wohlwollen zur Leidenschaft entzündet. In dem Herzen solcher Frauen gibt es keine belebende Nahrung für die Glut einer mächtigen Leidenschaft, weil sie selber keiner Leidenschaft fähig sind. Wenn sich ihnen ein Mann von innerlicher leidenschaftlicher Tiefe nähert, wenn ein Herz für sie entbrennt in dem der geheimnißvolle Quell pathetischer Liebe für sie rauscht, wenn ein Gemüth für sie entflammt das mit allem Reichthum einer kühnen Phantasie begabt ist, dann ist ein tragisches Ende unvermeidlich, und das Leben des Mannes wird gebrochen, selbst wenn er nicht wie Werther sich gewaltsam davon befreit. Lotte selbst sah nicht, fühlte nicht daß sie durch ihre Unbefangenheit, durch ihre naive Zutraulichkeit zu Werther diesem ein Gift bereitete das ihn zugrunderichten mußte, weil er es mit voller Wollust schlürfte. Endlich aber mußte die versengende Leidenschaft Werther's sie aus ihrer Unbefangenheit reißen, und sie ist fest entschlossen Werther von sich zu entfernen; damit beginnt die tragische Wendung ihres Geschicks, deren Auslaufen Goethe mit den kurzen Worten schilderte: „Man fürchtete für Lottens Leben."

Ganz vortrefflich ist die Vergleichung der zwei Leonoren im „Tasso". Leonore von Sanvitale ist keine bloße Salondame. Die Heiterkeit ihres Gemüths, ihre jugendliche Phantasie, ihr leichter Witz machen daß so leicht, wie der Dichter sagt, sich mit ihr leben läßt. Der Mittelpunkt ihres Charakters aber ist der Egoismus, doch nicht der gemeine der alle Ereignisse ausschließlich auf sich allein bezieht, sondern der ungewöhnlichere der gegründet ist auf das Gefühl der freien Persönlichkeit, und auf dem edlen und hohen Bewußtsein ruht daß unsere Existenz erst in Andern die volle und reelle Geltung erlangt. Die Prinzessin ist von jedem, auch von diesem Egoismus frei, die tiefe Innerlichkeit ihrer Natur ist in volle Resignation übergegangen. Ganz anders Leonore Sanvitale: sie will den Tasso der Prinzessin entführen, sie bildet sich einen Augenblick ein ihn zu lieben, aber im Grunde ist es nur der Ehrgeiz der seinen Besitz ihr wünschenswerth erscheinen läßt. Leonore Sanvitale hat nur an sich gedacht, darum gelingt es ihr nicht den Tasso der Prinzessin zu entführen; so findet die feinste Klugheit ihre Schranke an dem Egoismus. Höchst scharfsinnig ist Kurnik indem er zwischen der Prinzessin und der Charlotte in den „Wahlverwandtschaften" homogene Bezüge entdeckt. In Beiden, sagt er, ist das Gefühl für das Schickliche und Sittliche Grundzug ihrer Natur, Beide machen auf uns den wohlthuenden und erquickenden Eindruck harmonischer Existenzen, obwol die ganze Organisation Leonorens zarter, durchsichtiger und weniger kräftig ist als die Charlottens.

Greifen wir aus dem reichen Material des oben angezeigten Werkchens noch ein Moment heraus, so dürfte es die Darstellung der Iphigenia sein. Die antike und die moderne Weltanschauung, eine wird im Gegensatz zu der andern erläutert. Der Verfasser vergleicht die Goethe'sche Iphigenia in ihren Hauptmomenten und Hauptmotiven mit der Euripi-

Gesammtheit des Ergebnisses mit zu welchem der Verfasser gelangt ist:

Die Geschichte rechtfertigte Cromwell's Verfahren, rechtfertigt unsere Auffassung des Helden. Nach seinem Tode bricht die Parteiung aus welche er niedergehalten, und zeigt die allgemeine Rathlosigkeit daß er allein der rechte Mann des Rathes und der That gewesen, daß keiner seiner Gegner fähig war die Zügel zu ergreifen, und daß die Lehrzeit Englands zur Selbstregierung noch nicht umgelaufen war. Blut und Thränen, die ihm Cromwell gern erspart hätte, brachten das Volk zur Einsicht und zur Reife. Auf die Tage der Rathlosigkeit folgen die Tage des Druckes und der Erniedrigung unter der Restauration, wo die Könige in französischem Solde standen, um im Innern des Landes eine politische und religiöse Tyrannei ausüben zu können, Tage des Unglücks und der nationalen Schmach. Eine neue Revolution war nöthig, und nun konnte Wilhelm von Oranien vollenden was Cromwell begonnen und sein Lebelang aufrechterhalten, die Sicherstellung der religiösen und politischen Freiheit. Cromwell war ein Mann in vollem Sinne des Wortes. Er war eine Natur voll Kraft und Demuth zugleich, und der klare Blick und die tiefe Begeisterung welche ihn persönlich in die Höhe brachten führten zugleich seine Sache, sein Volk zum Sieg. Aber am Siegestage der Freiheit hielt er die Nothwendigkeit der Ordnung fest, und statt wie Napoleon die unruhigen Köpfe mit der Idee des Ruhmes zu berauschen und in der Fremde die Trophäen des Eroberers aufzupflanzen und am Ende die Nationen gegen sich aufzurufen und fern vom Vaterlande zu sterben, trachtete Cromwell mit gesunder Mäßigung Englands Frieden im Innern durch eine neue freie Verfassung zu gründen, und nur als ein Zuchtmeister zur Freiheit griff er eigenmächtig ein, wenn die Führer der Parteien Gesetz und Ordnung immer wieder in Frage stellten. Nimmt man ihn für einen selbstsüchtigen Heuchler, so wird die ganze Geschichte seiner Zeit unverständlich; sie ist klar wenn man den Genius in ihm anerkennt, wenn man der Reinheit seines Herzens, der Echtheit seines Glaubens vertraut. Er sah sich durch die Erfolge der Thaten, in welchen er ein Gottesurtheil erblickte, und durch die Stimme des Volks zur Herrschaft berufen, und er folgte dem Gebote der Nothwendigkeit wenn er von dem schweren Dienst nicht abließ und den gefährlichsten Posten behauptete. Wol nie war sowie bei ihm mit der entschlossenen Energie des Soldaten und dem realistischen Sinne des Staatsmannes diese Innigkeit der Gefühle, diese Tiefe der Religiosität und der schwärmerischen Glaubensbegeisterung verbunden. Lerne man auch von seinem nun naturgetreu gezeichneten Bilde daß nicht irdische Schlauheit, nicht heimtückische Künste eines kleinlichen Egoismus, sondern der Muth einer festen Ueberzeugung, die Lauterkeit des Herzens und ein unerschütterliches Gottvertrauen die Bedingung der Geistesgröße und ihrer weitgreifenden Wirkungen sind! Was uns gefehlt hat im 16., im 17., im 19. Jahrhundert, Das ist: Ein Cromwell für Deutschland!

Zum Schlusse müssen wir aber mit wenigen Worten noch einmal auf unser „Historisches Taschenbuch" im Allgemeinen zurückkommen: es ist Dies eine Foderung der Gerechtigkeit. Nicht blos infolge der Arbeiten die in demselben, namentlich in dem jetzigen Jahrgange, enthalten sind, sondern auch vermöge des wissenschaftlichen Apparats welcher denselben beigegeben ist darf das „Historische Taschenbuch" das Recht in Anspruch nehmen auch in den Kreis der gelehrten Historiker einzutreten und bei ihren Studien Berücksichtigung zu erfahren.

K. Zimmer.

Goethe-Literatur.

1. Goethe's Frauen. Von Max Kurnik. Breslau, Kern. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Goethe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt von Ferdinand Gregorovius. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Was für Kennzeichen und Merkmale man aus dem Begriffe „classisch" entwickeln oder demselben anhängen möge: ich fasse meine Erklärung so zusammen daß ich sage, ein Classiker ist der Schriftsteller dessen Werke nicht etwa von Mitlebenden allein oder von einzelnen Nachfolgenden, sondern von ganzen Zeitaltern, von verschiedenen sogar als vortrefflich anerkannt wird; classisch ist das Werk dessen Inhalt so vollkommen zu seiner Form stimmt daß das edle Menschenbewußtsein, die höchsten Menschengedanken theils darin ausgesprochen, theils dadurch angeregt werden, sodaß nicht blos vereinzelte Individuen, sondern ganze Generationen, ja Zeitalter sie sich anzueignen nicht unterlassen, mehr noch daß sie den höchsten Punkt ihrer Bildung und Vervollkommnung nicht erreicht zu haben glauben dürften, wenn sie sich dieselben nicht zugeeignet hätten. So ist Goethe Classiker, jede neue Generation rankt sich an seinen Werken empor, sucht sich dieselben verständlich zu machen, sie sich anzueignen, sich vollständig in ihren Besitz zu setzen um sich selbst daran und damit zu vervollkommnen. Es ist wahr, Goethe wird Classiker genannt, aber nicht Wenige finden sich durch dieses Prädicat mit ihm ab ohne ihn vollkommen zu kennen. Viele haben ihn wol gelesen, aber sie nehmen ihn nicht mit sich durchs Leben. Weil die Goethe'schen Dichtungen die geistigen Kräfte des Menschen voll in Anspruch nehmen, weil man Goethe nicht so halb schlafend halb wachend lesen kann wie Victor Hugo, Alexander Dumas, Eugène Sue, so sind manche Goethe'schen Sachen nicht so vollkommen Eigenthum unsers Volks wie sie es sein würden wenn man den Zeitgenossen nicht den Vorwurf machen dürfte daß sie des alten deutschen Ernstes und Tiefsinns je mehr und mehr sich entschlagen. Aus diesem Mangel an Ernst und Tiefsinn geht es hervor daß sogar die naiven Dichtungen, ich nenne nur „Werther", „Hermann und Dorothea", weniger im Bewußtsein unsers Volks leben als schon deshalb zu erwarten steht, weil die Gegenstände echtdeutsch sind. Es ist nicht zu leugnen, Goethe hat unter uns viele Kenner, Bekenner und Verehrer, es ist schön daß es Kreise gibt in denen ein förmlicher Goethe-Cultus herrscht, es ist nicht zu leugnen daß die Literatur alles Dessen was sich auf sein inneres und äußeres Leben bezieht höchst vollständig ist und rege Theilnahme findet: aber der Einfluß seiner Werke, die Wirkung seiner Dichtungen auf die Zeitgenossen, das Herüberströmen seines Geistes zu uns ist noch nicht allgemein. Beide oben angezeigte Bücher gehen von dieser Ueberzeugung aus, und darin liegt die Berechtigung derselben; in der Art wie die Ausführung gegeben wird liegt ihr Werth.

Wir beschäftigen uns zunächst mit Kurnik's Buch über Goethe's Frauen.

Der Verfasser hat keineswegs die Absicht einen Commentar zu schreiben, er liefert nicht fortlaufende Noten die den Text begleiten, er stellt sich nicht neben das Gemälde und zeigt mit dem Finger auf jede schöne Partie: keineswegs, er gibt nur schön begrenzte Umrisse. Die beste Leistung auf diesem Gebiet und in dieser Form ist die welche dem schon kundigen Leser Bekanntes im richtigen Zusammenhange vorführt, Verwischtes oder Verschwindendes auffrischt und neu belebt, Wenigerverstandenes erhellt, und welche ohne dunkel zu sein doch dem Leser, der den Dichter entweder gar nicht oder nur wenig kennt, das Verlangen einflößt ihn kennenzulernen, kurz eine Darstellung welche den kundigen wie den weniger kundigen Leser zu eigenem Denken, zu eigenem Vergleichen, zu eigenem Forschen kräftig erweckt. Der Verfasser unsers Buchs spricht

aufs bestimmteste aus: er beabsichtige den Leser zu einem productiven Verhalten bei der Lecture anzuregen, und in ihm den Gedanken lebendig zu machen daß man mit einer nur passiven Theilnahme kein Kunstwerk zu erfassen vermag. Diese Absicht hat Kurnik vollständig erreicht: derselbe gehört nicht in die Zahl jener Erklärer die von einem Systeme oder einer vorgefaßten Meinung aus an ihr Geschäft gehen, er hat nicht ein Resultat vorher schon fertig, im Hinblick auf welches nun die Einzelheiten zugerichtet werden daß sie passen müssen; nein, er ist ein vorurtheilsfreier, unparteiischer Commentator, er geht von dem einzig richtigen Principe aus jeden Schriftsteller und jedes Werk aus sich selbst zu erklären. Da er dies Princip consequent durchführt, so hat sein Werk den größten Vorzug den es haben kann: es ist wahr. Vielleicht möchte man an einem Erklärer der dies Princip nicht befolgt die wunderbarste Combinationsgabe, den glücklichsten Witz und den seltensten Scharfsinn, was weiß ich Alles, bewundern; aber die rechte Tiefe hätte derselbe doch nicht, weil die rechte Tiefe allemal die Wahrheit ist.

Nun im Einzelnen Etwas über Inhalt und Form des genannten Werks. Im voraus muß Referent bemerken daß Kurnik die Frauen die in den „Wanderjahren" Goethe's auftreten von seiner Darstellung ganz ausgeschlossen hat; er sagt Nichts von Herfilie, Nichts von Julie, Nichts von der jungen Witwe im „Manne von 50 Jahren", Nichts von Makarie. Wir hätten gewünscht über den Grund dieses Schweigens wenigstens ein Wort zu hören; vielleicht gefällt es dem Verfasser später einmal darüber Etwas mitzutheilen.

Der Verfasser hat seinen Stoff in zwei Haupttheile zerlegt: er findet nämlich in den Goethe'schen Frauengestalten zwei Gattungen, naive und ideale, und darauf basirt er mit Recht seine Theilung. Die naiven Frauen, so drückt der Verfasser sich aus, besitzen den einfachen Adel der Natur, die idealen den hehren des Geistes. Jene entzücken, diese reißen zur Bewunderung fort. In jenen ist das Gefühl das bewegende und treibende Moment, in diesen die geistig durchgebildete Lebensanschauung. Jene treten in gewöhnlichen geringen Verhältnissen auf, und werden durch die Macht der Leidenschaft in eine höhere Region getrieben, diese sind von Haus aus in eine mehr oder weniger ideale Sphäre gesetzt. Jene können wir daher mit unsern Gefühlen begreifen, das Verständniß dieser fodert ein tiefes und gebildetes Bewußtsein. Sehr hübsch vergleicht in dieser Beziehung unser Verfasser Gretchen's und Klärchen's Sehnsucht mit der Sehnsucht der Prinzessin in „Tasso"; Gretchen's Lied am Spinnrocken ist reiner Naturlaut, die Sehnsucht der Prinzessin, wenn sie die Worte sagt:

— Ich fühle schon
Den langen, ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf.
Die Hoffnung ihn zu seh'n füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht.
Mein erster Blick hinab in uns're Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend.
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu versteh'n!
Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner
Zu immer reinern Harmonieen auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!

trägt das Gepräge des seiner selbst sich bewußten Geistes, und hat die hohe Harmonie die ein feingebildeter Geist über das reine Naturelement auszugießen vermag. Unser Verfasser spricht an mehren Stellen das richtige Urtheil über die Goethe'schen Frauencharaktere aus: Das ist ihr Vorzug daß das Allgemeine das sie aussprechen stets als ein Besonderes gerade dieses Charakters erscheint, daß der Gedanke niemals zu einer Abstraction verflüchtigt wird, sondern in echtpoetischer Conception als ein gefühltes Erkennen zur Anschauung kommt; wie ja die echtdichterische Conception darin besteht das Wirkliche und Nothwendige poetisch und frei zu gestalten, nicht aber das blos Willkürliche, Imaginative wirklich zu machen.

Wie vortrefflich Kurnik Das im Einzelnen ausführt können wir hier nicht vollständig erörtern, wir geben zum leichten Verständniß ein Beispiel. Er schildert Lotte in „Werther's Leiden". Lotte ist ein Naturkind, sie ist von jener verständigen Einfalt die in einer natürlichen, ungebrochenen Einheit mit dem Verstande geblieben ist, keine Spaltung in die Seele bringt, sondern die schöne Vereinigung von Güte und Festigkeit, von Ruhe und Thätigkeit bewirkt. Dieses natürliche Gleichgewicht, diese nicht erkämpfte sondern angeborene Harmonie ihrer Seelenkräfte, verleiht solchen Naturen jene Fröhlichkeit und Munterkeit die stets ein Gefühl des Wohlwollens in unserer Brust erregt. Aber wehe dem Unglücklichen in dem sich dies Wohlwollen zur Leidenschaft entzündet. In dem Herzen solcher Frauen gibt es keine belebende Nahrung für die Glut einer mächtigen Leidenschaft, weil sie selber keiner Leidenschaft fähig sind. Wenn sich ihnen ein Mann von innerlicher leidenschaftlicher Tiefe nähert, wenn ein Herz für sie entbrennt in dem der geheimnißvolle Quell pathetischer Liebe für sie rauscht, wenn ein Gemüth für sie entflammt das mit allem Reichthum einer kühnen Phantasie begabt ist, dann ist ein tragisches Ende unvermeidlich, und das Leben des Mannes wird gebrochen, selbst wenn er nicht wie Werther sich gewaltsam davon befreit. Lotte selbst sah nicht, fühlte nicht daß sie durch ihre Unbefangenheit, durch ihre naive Zutraulichkeit zu Werther diesem ein Gift bereitete das ihn zugrunderichten mußte, weil er es mit voller Wollust schlürfte. Endlich aber mußte die versengende Leidenschaft Werther's sie aus ihrer Unbefangenheit reißen, und sie ist fest entschlossen Werther von sich zu entfernen; damit beginnt die tragische Wendung ihres Geschicks, deren Auslaufen Goethe mit den kurzen Worten schilderte: „Man fürchtete für Lottens Leben."

Ganz vortrefflich ist die Vergleichung der zwei Leonoren im „Tasso". Leonore von Sanvitale ist keine bloße Salondame. Die Heiterkeit ihres Gemüths, ihre jugendliche Phantasie, ihr leichter Witz machen daß so leicht, wie der Dichter sagt, sich mit ihr leben läßt. Der Mittelpunkt ihres Charakters aber ist der Egoismus, doch nicht der gemeine der alle Ereignisse ausschließlich auf sich allein bezieht, sondern der ungewöhnlichere der gegründet ist auf das Gefühl der freien Persönlichkeit, und auf dem edlen und hohen Bewußtsein ruht daß unsere Existenz erst in Andern die volle und reelle Geltung erlangt. Die Prinzessin ist von jedem, auch von diesem Egoismus frei, die tiefe Innerlichkeit ihrer Natur ist in volle Resignation übergegangen. Ganz anders Leonore Sanvitale: sie will den Tasso der Prinzessin entführen, sie bildet sich einen Augenblick ein ihn zu lieben, aber im Grunde ist es nur der Ehrgeiz der seinen Besitz ihr wünschenswerth erscheinen läßt. Leonore Sanvitale hat nur an sich gedacht, darum gelingt es ihr nicht den Tasso der Prinzessin zu entführen; so findet die feinste Klugheit ihre Schranke an dem Egoismus. Höchst scharfsinnig ist Kurnik indem er zwischen der Prinzessin und der Charlotte in den „Wahlverwandtschaften" homogene Bezüge entdeckt. In Beiden, sagt er, ist das Gefühl für das Schickliche und Sittliche Grundzug ihrer Natur, Beide machen auf uns den wohlthuenden und erquickenden Eindruck harmonischer Existenzen, obwol die ganze Organisation Leonorens zarter, durchsichtiger und weniger kräftig ist als die Charlottens.

Greifen wir aus dem reichen Material des oben angezeigten Werkchens noch ein Moment heraus, so dürfte es die Darstellung der Iphigenia sein. Die antike und die moderne Weltanschauung, eine wird im Gegensatz zu der andern erläutert. Der Verfasser vergleicht die Goethe'sche Iphigenia in ihren Hauptmomenten und Hauptmotiven mit der Euripi-

deischen, und es wird offenbar wie der deutsche Dichter die plastische Schönheit der Antike mit dem pathologischen Gefühl des Modernen verschmolzen hat. Ganz vortrefflich wird an dem Charakter der Iphigenia die Eigenthümlichkeit der Eugenia in der „Natürlichen Tochter" erläutert. Goethe selbst sagt einmal: Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder ob er im Besondern das Allgemeine schaut. Die vollendete Idealität erscheint in Iphigenia, eine Idealität durch welche die sinnlichen Momente nicht aufgehoben werden, sondern verklärt. Eugenia sucht diese Idealität noch zu überbieten, an der kunstvollen Marmorglätte ist die sinnliche Lebendigkeit der Eugenia gescheitert.

Referent möchte gern noch ein paar Worte über Philine sagen, die angenehme Sünderin, wie Goethe selbst sie nennt. Der Verfasser unsers vorgenannten Buches sucht zu beweisen daß ein Charakter wie Philine trotz seiner Sünderhaftigkeit doch einen Platz in der Poesie finden darf. Die Sünde an und für sich, sagt er, ist allerdings kein Object für die Dichtung, denn die Sünde als solche ist häßlich. Aber der Dichter dessen Aufgabe es ist uns den Menschen zur Anschauung zu bringen, den Menschen nach seiner innersten und wahrsten Existenz, weiß Nichts von der absoluten Sünde wie sie sich in der That manifestirt, sondern er versenkt sich in die tiefsten und geheimsten Falten des Herzens, und findet daselbst die Quelle in welcher er das eigentliche und wahre Bild des Menschen abgespiegelt sieht. Referent glaubt der Verfasser würde seinen Beweis noch schärfer geführt haben, wenn er vielleicht in folgender Weise philosophirt hätte: Was auf dem Gebiete der Aesthetik das Häßliche ist, Das ist auf dem Gebiete der Moral die Sünde. Sowie die Sünde nur durch die Tugend existirt, so existirt das Häßliche nur durch das Schöne. Diese Existenz aber ist nicht eine selbständige, sondern nur eine abhängige. Sobald nun das Häßliche auf dem Gebiete der Natur steht, so findet es durch Natur oder durch Natur und Geist seine Lösung und Ausgleichung; sobald das Häßliche auf dem Gebiete des Geistes steht, so wird es durch die Idee, durch das Ideal besiegt, und darum ist das Häßliche von dem Gebiete des Schönen nicht ausgeschlossen. Eine Verirrung des Verstandes und dem Gebiete des Schönen gar nicht angehörig würde es sein, wenn ein Künstler das Häßliche zu einer absoluten Existenz erheben und um seiner selbst willen darstellen wollte. Die seltenen Eigenschaften Philinens, ihre Grazie, ihre Anmuth, ihre Liebenswürdigkeit, das Alles erinnert so lebhaft an die Idealität der weiblichen Natur daß Dasjenige was die Moralisten ihre Unsittlichkeit nennen nur wie ein flüchtiges, unwesentliches Moment erscheint, wie ein momentanes Hervortreten der Sinnlichkeit, welches von dem idealen, hochgeistigen Wesen des Menschen unzertrennlich ist.

An diese Auseinandersetzungen schließe ich noch ein hierhergehörendes Wort über die „Wahlverwandtschaften". Der Verfasser unsers Buches spricht darüber daß noch jetzt die „Wahlverwandtschaften" von Manchen mit Mistrauen angesehen und für innerlich unmoralisch gehalten würden. Was Referent betrifft, so hat er hier nicht die Aufgabe zu beweisen daß solche Behauptung ganz unter der Linie des echten Menschen- und des echten Kunstbewußtseins liege, ich erlaube mir nur an dieser Stelle für vorsorgende Väter, Mütter und Tanten einen Ausspruch Wieland's zu citiren. Indem nämlich Jemand dem Dichter einstmals Vorwürfe über die Unmoralität des „Idris" machte fragte er: ob ein Vater wol dies Buch seiner Tochter in die Hände geben, oder gestatten könne daß sie es lese. Wieland entgegnete: „Ich weiß nicht ob ich meiner Tochter das Buch gegeben hätte, aber Das weiß ich daß ich sie so erzogen haben würde daß Dasjenige was Ihr darin für unmoralisch haltet keinen schlimmen Einfluß auf sie üben könnte." Referent wünscht daß Alle die sich mit Moralität und Moral so groß und breit machen nach diesem Wieland'schen Ausspruche handeln mögen.

Zum Schluß seiner Auseinandersetzungen wollte Referent noch über die Form des vorbezeichneten Werks Einiges in der Kürze beifügen.

Der Verfasser stellt seiner Eintheilung in naive und ideale Frauen gemäß die einzelnen Charaktere dar, oftmals, wie wir schon oben andeuteten, Parallelen ziehend. Am Schluß jedes einzelnen Bildes werden Notizen über die Dichtung, in welche die Bilder gehören, hinzugefügt: eine angenehme Zugabe für die über Goethe weniger vollständig orientirten Leser. Die Sprache des Buchs ist einfach, dem Gegenstande vollkommen angemessen, das ganze Werk, wie wir schon gesagt haben, erfüllt seinen Zweck vollständig. Wenn Kurnik am Schluß eine Abhandlung über Geschichte und Charakter der Goethe'schen Poesie verspricht, so sehen wir dem Erscheinen derselben mit gerechter Erwartung entgegen.

(Der Beschluß folgt.)

Gaïhan's (Karl Gützlaff's) chinesische Berichte.*)

Der Inhalt des ganzen Buchs:

Wir predigten bald hier, bald dort
Und preisen Gottes Gnaden!
Denn Segen war an einem Ort,
Am andern gnäd'ger Schaden.
Der Herr wird's führen gut hinaus,
Der Herr rief gnädig uns von Haus!
Den Herrn, den fühlen wir oft nah,
Wenn wir arbeiten in China!
Der Herr, der Herr, der Herr, der Herr!
Am Herrn ergötzen wir uns sehr!

hat mich sehr getäuscht. Ganz unkundig darin welches der wesentliche Gehalt von Missionsberichten an Missionsvereine sein soll, verschrieb ich mir Gützlaff's Berichte in der Voraussetzung eine innere Geschichte der Entwickelung christlichen Glaubens unter den Chinesen mir zu verschreiben. Ich fand eine reinäußere Geschichte: „Wir predigten die Heilslehre, und hier segnete der Herr unser Arbeiten, und dort geschah es nach seinem weisen Willen daß die Leute verstockt blieben, und an einem andern Orte fehlte trotz äußern Bekenntnisses doch noch die wahre Kraft des Heiligen Geistes." Ich bin höchst unbefriedigt von diesen Berichten. Daß die Missionnaire gepredigt und viele Opfer ihrem Berufe gebracht haben, konnte ich voraussetzen, da sie Missionnaire waren; daß das Evangelium auf manche Seelen gar keinen Eindruck gemacht habe, und manche Seelen glaubten und versicherten das Evangelium in ihrem Herzen aufgenommen zu haben, während sie doch nur eine dunkle Ahnung von seinem Wesen und seiner Kraft hatten — um Das einzusehen, dazu verlangte ich keine öffentlichen Berichte. Wie der Kampf zweier Ideen, von denen die eine ihre Macht von Nationalität, Gewohnheit, Faulheit, Sinnlichkeit und Dummheit borgt, vorsichgeht; oder wie in Seelen in welchen genau genommen gar keine Idee ist sich eine solche entwickeln läßt — davon erfährt man in den Berichten Nichts.

Wenn nun der Zweck der Chinesischen Stiftung nur solche Berichte verlangt und rechtfertigt, so kann man Nichts dagegen haben; aber es thut mir leid daß durch die Ankündigung der Veröffentlichung chinesischer Missionsberichte so viele Unerfahrene getäuscht werden. Uebrigens zweifle ich nicht daß Berichte der Art welche oben angedeutet sind von den großen Missionnairen in China dem Vorstande der Chinesischen Stiftung werden zugesandt werden, und wenn es geschieht, so glaube ich daß wiederholtes Lesen solcher Berichte nützlicher und erhebender — wenigstens den Nichtgeistlichen versichere ich Das — sein wird als der jetzt erschienene, von denen Einen Brief gelesen zu haben genügt um alle andern zu kennen. 88.

*) Gaïhan's (Karl Gützlaff's) chinesische Berichte, von der Mitte des J. 1841 bis zum Schluß des J. 1846. Herausgegeben von dem Vorstande der Chinesischen Stiftung. Kassel, Hotop. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 298. —— 13. December 1850.

Politische Romane.

Wir wollen gleich vornherein darauf aufmerksam machen daß man die Ueberschrift nicht etwa zu streng in dem Sinne nimmt als ob nun lediglich nur solche Schriften darunter besprochen werden sollen welche in strenger Beziehung zum Staatsleben und dessen politischen Formen stehen; wir haben im Gegentheil eine Anzahl Schriften zusammengestellt die theils vorzugsweise nur dem historisch-politischen Romane mehr oder weniger mit Beziehungen zum gegenwärtigen Staatsleben angehören, oder auch solche die Schilderungen aus den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart mit und ohne Tendenz enthalten, und endlich solche die sich mit einer gewissen Harmlosigkeit dem bewegten Leben der Zeit entgegenwerfen oder auch einige satirische Streiflichter auf dasselbe fallen lassen. So wird die Reihenfolge der besprochenen Schriften in bunter Mannichfaltigkeit uns hier und da in die Bestrebungen der Gegenwart selbst einen Blick thun lassen; wir werden sehen daß jemehr das politische Leben in der Praxis unerquicklich zu werden anfängt, umsomehr sich wiederum die ungelösten Fragen der politischen und socialen Verhältnisse in die Literatur werfen, um so lieber wieder der Blick rückwärts in die großen Zeiten der Vergangenheit schweift, um darin Trost für die Gegenwart zu schöpfen. Fast hat es den Anschein als ob wir Deutschen niemals so recht zur Freude an der Gegenwart gelangen sollten, und als ob wir immer und ewig verurtheilt seien mit dem Tantalusverlangen zwischen Vergangenheit und Zukunft eingekeilt zu sein, ohne daß wir wollen die eine, ohne daß wir können die andere zur schönen Gegenwart umgestalten. Das erste Buch mit dem wir den Reihen eröffnen ist:

1. König Jakob's letzte Tage. Novelle von Theodor Mügge. Eisleben, Kuhnt. 1850. 8. 1 Thlr.

Das Buch sollte füglicher heißen „Jakob's letzte Königstage", da es die Geschichte des unglücklichen Stuart behandelt nur bis zu seiner Flucht aus England, also seine weitern Bestrebungen zur Herstellung seiner Macht außerhalb den Grenzen des Buchs liegen. Die Auffassung und Schilderung der Zeit wie sie aus der Darstellung Mügge's uns entgegentritt ist frisch und lebendig; er hat nicht ohne Kunst es verstanden die schlagenden Momente alle zu einem Bilde zu vereinigen wodurch das Haus Stuart der Königskrone Englands verlustig wurde. Referent hat diese Novelle mit großem Interesse und anhaltender Spannung gelesen, obgleich das gesammte historische Material als bekannt vorausgesetzt war; das kommt daher weil Mügge mit Beiseitesetzung unwesentlicher Ereignisse und Personen die Haupthandlungen durch einfache Mittel in ein solches Licht gebracht hat daß sie ein vollständiges Bild geben. Mit wenigen Zügen hat der Verfasser die ganze Zeitlage vor uns ausgebreitet, wir sind bald historisch orientirt und nun beginnt die Entwickelung der Charaktere so richtig, so ineinandergreifend daß wir dem Verfasser zu dieser Darstellung nur Glück wünschen können; es ist nicht das kleinliche einseitige Auffassen historischer Scenen, sondern so eng der Rahmen des Verfassers auch gesteckt ist, so bescheiden er seine Darstellung nur eine Novelle, keinen Roman nennt, ebenso vollständig und ohne Lücke ist dennoch die ganze Darstellung. Der Leser folgt Schritt für Schritt den Misgriffen des Königs, mit jedem Blatt das er umwendet sieht er ein daß die Schlinge um die Füße des Königs sich fester windet, und trotzdem daß er die Nothwendigkeit des Sturzes des Königs einsieht, denselben historisch und poetisch gerechtfertigt anerkennt — ein Umstand auf den wir zu Gunsten des Verfassers einen starken Accent legen —, so verliert der Charakter des Königs dennoch nicht sein Interesse. Dieses Bewußtsein von der Fülle und Macht des Königthums, dieser fanatische Glaube an die alleinseligmachende Kirche, dieser energische Wille jeden Widerstand zu besiegen ist vollständig geschildert; wir sehen wie eine Blüte nach der andern von dem alten Königthum abfällt, eine Hoffnung nach der andern für die Wiederherstellung schwindet und das Volksbewußtsein ihr gegenüber siegreich sich geltendmacht; aber dennoch tritt Jakob mit Kraft und Bewußtsein ihm entgegen, erfüllt ein tragisches Geschick indem er fällt. Fast möchte es scheinen als ob Mügge mit einer zu großen Vorliebe diese poetische Seite, die jeder Kampf des Bestehenden gegenüber dem Neuauftauchenden hat, behandelt habe, und daß dadurch die Berechtigung des mit dem Sturze der Stuarts sich durchkämpfenden Princips der Herrschaft des Volks im Par-

lamente zu sehr in den Hintergrund trete und mehr nur das Ganze als der schlau angelegte Plan Einzelner, als das Resultat einer intriguanten Verschwörung, denn als der Act einer großen historischen Epoche erscheint. Das ist sodann ferner ein Punkt den wir nicht mit Stillschweigen übergehen können: daß das Ganze keinen eigentlichen Schluß hat: es bricht fragmentarisch mit der Flucht ab, ohne daß eine wahrhaft poetische Versöhnung eingetreten ist. Hierin mag wol auch das Gefühl des Verfassers seinen Grund haben, weshalb er das Ganze nur eine Novelle nannte. Die Darstellung ist, wie Dies der reichhaltige und ergiebige Stoff nicht anders erwarten ließ, voll von dramatischem Effect und tiefem Gefühl: der König tritt als Person mit seinen Leidenschaften lebendig hervor. Nehme man beispielsweise die Scene, S. 143: nachdem der König erkannt hat daß der Boden bereits unter ihm wankt, daß die Personen treulos ihn verlassen, so wendet er sich zu seiner Tochter, die als Gattin des Prinzen Georg von Dänemark an seinem Hofe lebt; er ist der gebeugte Vater, der bei ihr allein noch Trost sucht, er kommt mit offenem Gemüth und wunder Brust ihr entgegen, und sie — auch sie hat bereits mit seinen Feinden sich eingelassen. Er weiß es nicht; er beugt sich über sie, sein graues Haar fällt auf ihre Stirne nieder, er küßt ihre glänzenden Locken und Trost und Muth kommt wieder in sein Herz. Mügge hat übrigens auch mit richtigem Blicke den Kern der englischen Revolution herausgefühlt wenn er sagt: daß der Haß des Volks gegen die Katholiken, der wild von Jakob neu angefachte Religionshaß, welcher in England seit Jahrhunderten genährt worden war und allen politischen Kämpfen und Umwälzungen zur Grundlage diente, weit größer war als alles andere Bewußtsein der Tyranneien die es erduldet hatte.

Ebenfalls der englischen Geschichte und zwar der Familie Stuart entlehnt ist

2. Historische Zeitbilder. Erster Band. — A. u. d. T.: Westminster von Amalie Struve. Bremen, Schlodtmann. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

womit wir zu gleicher Zeit die Betrachtung von

3. Historische Zeitbilder. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Heloise Dessleurs von Amalie Struve. Bremen, Schlodtmann. 1850. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

verbinden. Die geschichtliche That erscheint in dieser Darstellung nur als der weite Hintergrund auf den die Verfasserin ihre handelnden Personen versetzt hat; es ist bei dieser Behandlung ganz gleichgültig ob das erste Zeitbild zu den Zeiten Karl's I. in England oder das zweite zu den Zeiten Karl's IX. in Frankreich spielt. Der geschichtliche Boden ist ein so allgemeiner und farbloser daß dergleichen Ereignisse jeder beliebigen Zeit angehören könnten, und zwar umsomehr als die Haupthandlungen auch ein ganz anderes Interesse als ein historisches in Anspruch nehmen; es ist mehr das Geschichtchen als die Geschichte, es sind mehr die persönlichen Lebensverhältnisse als die Zeit welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Außer dieser großen gemeinschaftlichen Eigenschaft der Behandlung haben beide noch weitere Aehnlichkeit in der Ausführung, welche darin besteht daß in „Westminster" ein Vater, von den Jesuiten gewonnen, seine beiden Töchter zu dem affiliirten Orden zu bewegen sucht, während in der „Heloise" eine Mutter das Aehnliche versucht, die eine Tochter ins Kloster bringt, die andere an den Hof als Maitresse liefert. Der Roman „Westminster" beginnt mit der Verurtheilung Karl's I. am 25. Jan. 1649, und knüpft daran nun als Hauptkern der Erzählung den Versuch oder vielmehr die Pläne die ein Theil seiner Anhänger machte um ihn vom Tode zu retten. Mannichfache Liebesintriguen, alle jedoch ohne besondere Tiefe und Poesie, ziehen sich dazwischen hindurch. Die Charaktere haben keine Schärfe und sind oft unwahr, auch sind die Motive allzu äußerlich zusammengehäkelt, es fehlt die Bestimmtheit, trotzdem daß hier und da die Farben grell aufgetragen sind: so geht Emma auf der Flucht mit ihrem Geliebten einen Kampf mit dessen Gegnern ein, Einen schießt sie todt und Einen ersticht sie. Das ist, gelind ausgedrückt, widerwärtige Caricatur; überhaupt ist uns so manches Unzarte und höchst Kaltes aufgefallen, das wir bei Frau Struve aus der unnatürlichen Bahn nur erklären können in welche sie das Geschick ihres Mannes mithineingezogen hat. Was von der Geschichtsauffassung der Frau Struve zu halten ist, dazu mag (S. 75) die Aeußerung zum Beleg dienen wo sie mit modernen Phrasen den Stuart kritisirt, indem sie sagt: „Auf den Standpunkt reiner Menschlichkeit konnte sich ein Stuart nicht erheben. Volkswohl, Entwickelung der gesammten Kräfte des Staats, Freiheit und Menschenwürde waren Begriffe welche in seiner Seele nie gedämmert (!) hatten." Da es dem Vater Jesuiten nicht gelingt seine Tochter katholisch zu machen, so verfluchte er sie bis zu seinem Tode und beklagte noch auf dem Todesbette daß er ihr nicht eher den Dolch in das Herz gestoßen als zu entfliehen gestattet habe.

Das zweite Zeitbild „Heloise Dessleurs" beginnt mit der Hochzeit des Königs von Navarra, Heinrich von Bourbon mit der Schwester des Königs Karl IV. (1572). Man hegte die Hoffnung von protestantischer Seite daß mit dieser Heirath die alten Verfolgungen aufhören würden; allein die Königin Katharina hatte gerade die Gelegenheit benutzt die einflußreichsten Hugenotten nach Paris zu locken und später die sogenannte Bartholomäusnacht zu veranstalten. Die Verfasserin läßt, soweit es ihr Talent zuläßt, uns einen Blick in das verworfene Leben des Hofs thun; als ein Opfer der Schlechtigkeit des Königs war auch Heloise ausersehen. Heloise hatte die Religion ihres verstorbenen Vaters, sie war Protestantin, während der Beichtvater der Mutter bemüht war sie katholisch zu machen. Frau Dessleurs brachte deshalb ihre beiden Töchter in ein Kloster in der Nähe von Paris, um ihnen die katholische Religion und den Klosterschleier aufzudrängen. Hier sah Karl IX. einmal Heloise als sie auf einem Grabe im Gebete ver-

sunken auf den Knien lag. Der König sprach von ihr mit seiner Mutter, und diese gab sich Mühe die unbekannte Schöne auszukundschaften, um sie ihrem Sohne zuführen zu können. Heloise wurde von ihrer Mutter ins Louvre gebracht, um unter die Ehrenfräulein der Königin aufgenommen zu werden. Heloise, erst 17 Jahre alt, fand bald an dem Vicedom von Chartres einen Beschützer und Geliebten, der sie dann auch wirklich, als ihre Unschuld dem Könige zum Opfer fallen sollte, befreite, mit ihr flüchtete, während in Paris die Hugenotten ermordet wurden. Die ganze Erzählung ist höchst abenteuerlich und unwahrscheinlich und durch Episoden, die in den Hauptgang eingeflochten sind, unnützerweise ausgedehnt; so ist die Erzählung der Marie Didier, die als fernstehende und höchst untergeordnete Person vorkommt, von ihren Lebensschicksalen geradezu überflüssig. Das politische Raisonnement wollen wir der Verfasserin nicht zu hoch anrechnen, dagegen sie umsomehr als Frau für die Gesinnungen und Handlungen der dargestellten Personen verantwortlich machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Jetzt wenden wir uns zu dem zweiten der in der Ueberschrift genannten Werke, zu dem von Gregorovius über die socialistischen Elemente in „Wilhelm Meister".

Sowie ein gewaltiger Baum Nahrung zieht aus Licht und Aether und Sonnenschein, aus Thau und Regen und tausend Ingredienzien die im Innern der Erde vertheilt und verschlossen sind, ebenso auch ein großer Menschengeist; es berührt schwerlich Etwas ihn, es kommt kaum Etwas in seine Nähe, es tritt wol nie Etwas in seinen Horizont, wovon er nicht sein Theil sich aneigne, woraus er nicht das Homogene sich amalgamire, sodaß dann das Geheimniß seiner Existenz durch Alles was mit ihm lebte, was ihn umgab, was ihn berührte sich vollendet.

Darum scheint es thöricht zu sein wenn man behauptet Goethe habe an den Strebungen seiner Zeitgenossen nicht Antheil genommen, er habe sich ihnen verschlossen, er habe keine Hoffnungen für sie gehabt. Sagt doch der große Dichter selbst: Wer in die Zeiten schaut und strebt, nur Der ist werth zu sprechen und zu dichten. Wenn Jemand den Satz von der Theilnahmlosigkeit Goethe's ganz unbedingt ausspräche, so würde er etwas durchaus Insipides sagen: denn wenn auch Goethe mehr der Dichter des Individuums als der Dichter der Menschheit ist, so ist doch das Individuum nichts Anderes als der Theil eines Ganzen; und dieses Ganzen, seiner Strebungen, seiner Tendenzen, seiner Erfolge, seiner Hoffnungen, seiner Ideen war Goethe vollkommen Meister, sonst wäre er nicht Goethe gewesen. Wenn Goethe auch früher vielleicht als Andere sich aus den lebhaft und rücksichtslos berührenden Kreisen der Mitlebenden zurückzog, wenn es ihm auch lebenslang unbequem sein mochte sich und seine Leistungen zum Mittelpunkt der Discussion gemacht zu sehen, so hat er sich doch im Leben mannichfach genug umgethan um auf sich anwenden zu können was Alfons im „Tasso" vom Dichterleben fodert:

> Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
> Nicht seine Bildung danken. Vaterland
> Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
> Muß er ertragen lernen; sich und And're
> Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
> Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
> Es will der Feind — es darf der Freund nicht schonen;
> Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
> Fühlt was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Daß Goethe an den Strebungen der Mitlebenden wie ein Lebendiger theilgenommen habe, davon zeugen seine Werke, keins vielleicht nachweisbarer als „Wilhelm Meister". Ich möchte sagen im „Wilhelm Meister" spiegeln sich die Ideen ab von welchen die Zeit welcher Goethe angehörte bewegt waren; „Wilhelm Meister" ist eine poetische Einkleidung der Tendenzen, der Hoffnungen, der Aussichten, der Richtungen in deren bewegter Mitte der Dichter gestanden hat. Einzelnes nur mag Referent hier kurz andeuten.

Die pietistische und mystische Richtung die seit Philipp Jakob Spener in Frankfurt a. M. geherrscht hatte lernte Goethe genauer kennen in dem Umgange mit Fräulein von Klettenberg, welche von Hrn. von Ohlenschlager verlassen ihren Trost in den Dämmerungen des Mysticismus suchte. „Die Bekenntnisse einer schönen Seele" haben ihren Ursprung in jenem Erlebniß. Zu gründlicherm Denken über Religion wurde dann der Dichter angeregt durch seine Bekanntschaft mit Lavater, in den „Wanderjahren" finden wir die Resultate dieser Forschungen. Das Verhältniß Goethe's zu dem alle conventionnelle Formen maltraitirenden Basedow spiegelt sich ebenfalls im „Wilhelm Meister" ab; Alles will erziehen: Therese und Natalie haben einen Bund gemacht eine Anzahl Kinder gemeinschaftlich zu erziehen, jedes nach der Eigenthümlichkeit seiner Anlage, Wilhelm selbst erzieht, Makarie erzieht, ja in den „Wanderjahren" wird uns der Einblick in eine vollständig organisirte pädagogische Provinz gestattet. Alle Staatsphilosophen und Politiker haben die enge Verbindung von Erziehung und Staatsleben erkannt; so bereitet auch Goethe durch Pädagogik vor auf das System der Gesellschaft. Was Montesquieu, was Rousseau, was Babeuf, was Marat, was Anacharsis Cloots in dieser Beziehung gedacht, phantasirt, geträumt haben, wie hätte es dem Geiste Goethe's fremdbleiben können! Und wenn ein Geist wie der seinige diese Theoreme erwog, so konnte es nicht anders geschehen als daß er denselben neue Gesichtspunkte abgewann, daß er hier erweiterte, dort beschränkte, daß er Perspectiven eröffnete die bis dahin ungeahnt waren. So ist es begreiflich daß Goethe Gedanken in Anregung bringt, klarer oder weniger klar ausspricht, oftmals in phantastische Formen geprägt, Gedanken welche später von St.-Simon, von Fourier, von Cabet ausgeführt, und in Form von Theorien für die Praxis vorbereitet sind. Ich sage, Das ist begreiflich; denn der echte Dichter ist ja Prophet. Wie in Platon's Dialogen oftmals Poesie mit Philosophie sich verbindet, so in „Wilhelm Meister", besonders in den „Wanderjahren". Die „Lehrjahre" geben nicht undeutliche Ankündigungen von Dem was in den „Wanderjahren" ausgeführt wird. Schon in den „Lehrjahren" im vierten Bande heißt es: „Wehe den seltsamen Anfoderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und misleitet, und dann mehr als die Natur selbst von uns fodert." Schon in den „Lehrjahren" sagt Lothario: „Unglaublich ist es was ein gebildeter Mensch für sich und Andere thun kann, wenn er ohne herrschen zu wollen das Gemüth hat Vormund von Vielen zu sein, sie leitet Dasjenige zur rechten Zeit zu thun was sie doch Alle gern thun möchten, und sie zu ihren Zwecken führt, die sie meistens recht gut im Auge haben, und nur meist die Wege dazu verfehlen." Noch mehr. Schon in den „Lehrjahren" läßt Goethe einen adeligen Gutsbesitzer sagen: „Der Staat müßte uns erlauben mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleich vertheilen könnten, um Alle in eine lebhafte freie Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorurtheile zu hinterlassen."

Es ist in der That nicht zu verwundern daß ein so eminenter Geist wie Goethe auf diesem Felde sich so muthig und

kühn erging, daß er es durch Philosophie und Poesie erweiterte und belebte, gerade weil dieses Feld noch in den achtziger Jahren in Deutschland von so vielen ganz philosophielosen und poesielosen Köpfen bebaut wurde. Wenn auch der berühmte Pütter die Reichsgeschichte noch so intim kannte, wie fremd war ihm Philosophiren über den Staat! Wenn auch Schlözer auf prompte Justiz und vigilante Polizei noch so nachdrücklich drang, so konnte er doch die Idee der Freiheit nicht begreifen; Franklin und Lafayette waren Männer die, so meinte er, unter polizeiliche Aufsicht müßten gestellt werden: ein solider Wohlstand, eine warme Behaglichkeit schien ihm das Ideal das im Staatsleben zu erreichen sei; Jeder der Etwas mehr wollte, wie z. B. Herder, erfuhr die Schwere und Heftigkeit seiner Donnerkeile. Wie begreiflich ist es nun daß die denkenden Geister des Jahrhunderts hiermit sich nicht befriedigt fühlten. Natürlich daß neben Spittler, Dohm, Fichte u. A. auch Goethe die Ideen der alten Schule revidirte, und die neuen Bahnen kühn und kräftig hinanflog. Daß Goethe die Idee der Gesellschaft zum Kosmopolitismus erweitern werde, ließ sich voraussehen. Daraus ergibt sich zugleich daß der große Dichter dies ganze Gebiet wie ein ideales behandelt. Das sieht man schon daran daß seine Ausführungen durchaus poetische sind; er wollte nicht Alles was er in seinen Werken darstellt wortstreng ausgeführt haben. Daß der Dichter nicht gemeint habe, Alles was erstrebt werde könne schon von der strebenden Generation erreicht werden, Das scheint mir symbolisch angedeutet zu sein durch den Knaben Felix; wenn wir den Dichter recht verstehen, so sollte Felix andeuten: jedesmal die folgende Generation erreicht was die Väter erstrebten.

Noch ein Moment muß ich erwähnen welches sich durch beide Haupttheile des „Wilhelm Meister" zieht: es ist der Gedanke des gemeinschaftlichen Handelns, der Gedanke des Bundes und zwar des Geheimbundes. Man hat neuerdings dem Dichter vorgeworfen Das sei eine veraltete Form, und für uns Menschen von 1850 nicht mehr modern, es sei ohne Illusion und daher unwirksam. Ganz im Gegensatz zu diesem Ausspruch müssen wir behaupten daß gerade jetzt wieder, namentlich in der Februarrevolution in Frankreich, die Geheimbündnerei mächtig gewirkt habe. Zu Goethe's Zeit, d. h. in den siebenziger, achtziger und neunziger Jahren, brachten Geheimbünde in Deutschland große Bewegung hervor. Die Sehnsucht nach einer freiern, aufgeklärtern, glücklichern Zukunft flüchtete sich dahin. Die Theosophie der Swedenborgianer und der Martinisten verband sich damit. Während die Swedenborgianischen Bündner das neue Jerusalem im Innern von Afrika aufsuchten, gelang es dem Professor Weishaupt in Ingolstadt den Geheimorden der Illuminaten zu stiften; noch mehr, der Baron von Hundt konnte einen geheimen Ritterorden, der in Comthureien, Balleien und Provinzen getheilt war, gründen, und gewann dafür Männer wie den Prinzen Ludwig von Darmstadt und den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Der Baron von Hundt hatte sogar auf seinem Gute Kittlitz bei Löbau eine Freimaurerloge gestiftet, und der Graf Aloysius von Brühl hatte eine auf seinem Gute Kohlo in der Niederlausitz; in Goethe's nächster Nähe, in Naumburg, in Jena, in Wilhelmsbad wurden nicht selten Congresse dieser Geheimbündner gehalten. Merkwürdig genug ist es daß Deutschland gerade in der Zeit wo die Sehnsucht nach Licht so lebendig wurde, wo man die Jesuiten vertrieb, wo Sailer den Katholicismus erleuchtete, wo die Kant'sche Philosophie mit ihrem Morgenrothe heraufzog, daß gerade damals der Sinn fürs Geheimnißvolle so stark war, so stark daß z. B. in Leipzig ein elender Gauner, der Cafetier Schröpfer, sogar denkenden Männern gegenüber für Inhaber geheimer Natur- und Zauberkräfte erkannt wurde. Doch genug davon. Goethe blieb auch dieser Richtung der Zeitgenossen nicht fremd, und hat sie in seinem „Wilhelm Meister" poetisch verarbeitet. Alle große Ideen, solange sie neu sind, können nur erst das Eigenthum einer kleinen Anzahl von Menschen sein; jede große Idee wird zuerst von einer kleinen Gemeinde, von einem Geheimbunde, oder wie man Das nennen will, gepflegt und langsam gezeitigt, bis sie in voller Kraft sich wirksam erweisen kann.

Wenn nun Referent von seinem Standpunkte aus angedeutet hat, von wie großem Interesse, namentlich für die Gegenwart, „Wilhelm Meister" ist, so will ich jetzt noch kurz auf die Frage eingehen: ob dies Werk des großen Dichters, namentlich in den „Wanderjahren", Spuren des Alters seines Verfassers an sich trage oder nicht.

Ich lege gar kein Gewicht darauf daß in diesem Werk Ausdrücke vorkommen die in frühern Dichtungen Goethe's schwerlich zu finden sind, und die weder poetisch, noch bezeichnend, noch recht verständlich sind, z. B.: dröfele mir das nicht auf; oder Julie, die Ruhselige; oder der vollkommen gattliche Lebensgefährte, und Aehnliches. Größeres Gewicht lege ich schon darauf daß Goethe, indem er die „Geschichte des Mannes von 50 Jahren" einleitet, sagt: „Der Angewöhnung des werthen Publicums zu schmeicheln, welches seit geraumer Zeit Gefallen findet sich stückweis unterhalten zu lassen, dachten wir erst nachstehende Erzählung in mehren Abtheilungen vorzulegen." Nur dieser Gedanke, noch mehr das Aussprechen desselben, scheint mir dem Dichter, solange er noch in seiner vollsten Kraft stand, nicht homogen gewesen zu sein. Noch unzweifelhafter spricht Folgendes: In der „Geschichte des Mannes von 50 Jahren" kommt der Dichter auf das Verhältniß der jungen Witwe zu dem Lieutenant Flavio und erzählt daß die junge Witwe dem Lieutenant den Abschied gegeben habe. Goethe sagt nach diesem kurzen Bericht: „Eine Scene wie diese wagen wir nicht zu schildern, aus Furcht hier möchte uns die jugendliche Glut ermangeln." Ich denke dieser Ausspruch, der ein authentisches Zeugniß des Dichters selbst enthält, hätte in dem erwähnten Streite nicht übersehen werden sollen.

Noch einen Gedanken muß Referent hier aussprechen, womit Gregorovius gewiß sich einverstanden erklären wird. Nämlich es ist ein großer Unterschied — nach Goethe's eigenem Ausspruch — ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder ob er im Besondern das Allgemeine schaut. Die eigentliche Poesie spricht nie Besonderes aus ohne an das Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweisen. Dieser Vorzug ist den Goethe'schen Poesien eigen. Allein in „Wilhelm Meister" scheint der Dichter zu dem Allgemeinen oftmals das Besondere erst gesucht zu haben.

Das Werk von Gregorovius ist ein gründliches und reichhaltiges. Jetzt wo die Ideen von Staats- und Gesellschaftsverfassung alle Gemüther bewegen, ist es verdrießlich die Stimme der Weisen und Dichter unsers Volks zur Erinnerung und zu Gehör zu bringen; und weil die Wahrheit unserer Väter nicht in Lapidarstil an den Tempelwänden steht, wo wir sie täglich lesen könnten, so ist es verdrießlich zu mahnen daß wir die Werke auch der großen Todten wieder lesen, damit sie für uns, und wir für sie nicht vergeblich gelebt haben. Dieses ruhmwürdige Verdienst soll Gregorovius Niemand schmälern wollen. Aber noch mehr; auch durch den reichen, kernhaften Inhalt, und durch die rein ausgemeißelte Form ist das Buch von Gregorovius ein schönes Werk. Der Inhalt zerfällt in folgende Theile: 1) „Wilhelm Meister's Lehrjahre": a. Wilhelm Meister und das Schicksal. b. Idealismus und Realismus. c. Der schöne Schein und die Selbstdarstellung. d. Die schöne Seele und die Selbstbefreiung. e. Die Emancipation des Subjects.

2) „Wilhelm Meister's Wanderjahre." a. Das System der Familie. b. Das System der Erziehung. c. Das System der Gesellschaft.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 299. — 14. December 1850.

Politische Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 298.)

4. Berthold der Student oder Deutschlands erste Burschenschaft. Romantisches Zeitbild von Ludwig Bechstein. Zwei Bände. Halle, Pfeffer. 1850. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Buch bildet die erste Abtheilung eines größern Werks: „Wollen und Werden; Deutschlands Burschenschaft und Studentenleben." Mit großer Genauigkeit liefert Bechstein die Geschichte von der Gründung der Burschenschaft bis zu deren Auflösung 1819. Die Erzählung beginnt unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig in einem thüringischen Städtchen, Rosenborn; die Hauptpersonen die uns zunächst entgegentreten sind der Pfarrer, der Förster Schnellbolz nebst seiner Tochter Helene und der Schullehrer Wecke. Bei der Verfolgung der französischen Armee kommt ein deutscher Offizier gerade noch zur rechten Zeit im Pfarrhause an um dasselbe vor Plünderung zu retten. Der Offizier aber, in der Schlacht bei Leipzig verwundet, kann seinen Weg nicht weiter fortsetzen und bleibt erschöpft im Pfarrhause zurück, wo er treffliche Pflege genießt, bis die Nachricht von der Landung Napoleon's ankam. Berthold, so hieß der Offizier, nahm von neuem an dem Kampfe theil und kommt mit dem Eisernen Kreuze geschmückt zurück. Er bereitet sich nun durch Privatstudien, die er mit dem alten Pfarrer treibt, zum Besuch der Universität vor, und es werden da manche gesunde Ansichten über die Einrichtung des Studiums und die Universitäten im Buche niedergelegt, sowie politische Betrachtungen angestellt über die Bildung des Staatenbundes sowie überhaupt über die politischen Verhältnisse Deutschlands, bis nun endlich Berthold soweit vorbereitet ist die Hochschule zu beziehen; er wählt Jena. Das Buch enthält, nur oft in allzu breiter Weise, eine Geschichte des Lebens auf den Hochschulen; es findet sich da manches interessante Detail über akademische Verhältnisse vor dem Befreiungskriege; über die Entstehung des Comment, der Landsmannschaften, der Amicisten nebst deren Gebräuchen. Dadurch verläßt aber der Verfasser gar oft den Novellenton, und die Erzählung wird mit historischen Notizen angefüllt, oder es werden in ermüdender Weise die Debatten der Studenten nochmals vorgeführt, bis denn endlich die Burschenschaft in Jena gegründet wird. Der Verfasser führt uns darin die bedeutendsten Persönlichkeiten welche dabei betheiligt waren handelnd vor und liefert nebenbei manchen Aufschluß über Sitten und Gebräuche der Studenten. Beispielsweise wollen wir hier nur die Ableitung von Gnoten, was man gewöhnlich Knoten schreibt, von Genoten = Genossen, Handwerksgenossen, sowie von Bursch aus dem mittelhochdeutschen Büre (Bauer) und die Erklärung von Fuchs erwähnen. Die Gründung der Burschenschaft wird mit großer Vorliebe und vielen Einzelheiten geschildert, worauf denn sich die Erzählung in Betrachtungen und Notizen über den Tugendbund, die Turnerei auseinanderspaltet und erst wieder bei der Schilderung des Wartburgfestes zusammengeht. Auch hier können wir wieder uns mannichfach unterrichten über die einzelnen Vorgänge; es werden die Vorbereitungen geschildert nebst der Berathung, es wird sogar eine Liste des Ausschusses mitgetheilt bis zur Ausführung; da kommen alle die Reden und Toaste, Gedanken und Ansichten die hier lautwurden, das Feuergericht, die Aufzüge und all das Jubeln und Lebehoch der burschenschaftlichen Verbindungen. Berthold wohnt ebenfalls nebst den Bekannten aus Rosenborn dem Feste bei; er ist um so glücklicher als seine Geliebte, die Tochter des Revierförsters, die Freuden mitgenießt. Vor und nachher hat der Verfasser mannichfache Schilderungen anderer Universitäten, wie Berlin, Halle und Leipzig, gebracht, sodaß man sich allerdings mannichfach orientiren kann, aber die Anlage ist doch gar zu breit; oft werden Seiten gefüllt mit Schilderungen und Betrachtungen die sich ganz gut knapp zusammendrängen ließen. Nach dem Wartburgfest kommt nun die Scene nach Berlin, wo wir die Stimmung daselbst über die Burschenschaft kennenlernen, die sich dann endlich nach der Ermordung Kotzebue's durch Sand in der Aufhebung der Burschenschaft wirklich entladet. Sand wird mehrfach in dem Buche handelnd aufgeführt; die Liebe der Professorentochter Antonie zu Sand, der sie nicht erwidert, zieht auch ihren rothen Faden hier und da durch die historischen Schilderungen hindurch. Berthold führt endlich seine Helene als Gattin heim und läßt sich in Jena als Docent nieder. Der Verfasser ist bei seinem Streben die Zeit zu zeichnen oft mit geringfügigem Material zu breit gewe-

sen und eine gewisse Präcision wäre in dieser Beziehung sehr zu empfehlen.

5. Robert Blum und sein mächtiger Freund. Roman für das Volk von August Schrader. Vier Bändchen. Leipzig, Berger. 1850. Gr. 16. 28 Ngr.

Man weiß so nicht eigentlich was man aus diesen Büchelchen machen soll. Ein Roman für das Volk; für welches Volk? Versteht etwa der Verfasser unter Volk das ungebildete Proletariat, in dem Sinne wie Dies die socialistischen Schriftsteller auffassen? Dann müssen wir ihm jedenfalls den Rath geben sich einer ganz andern Schreibart zu bedienen um sich verständlich zu machen; oder meint er das deutsche Volk, das heißt doch nur den gebildetern Theil der sich mit Literatur beschäftigt? Auch dann müssen wir ihm den Rath geben besser zu schreiben und nicht so abenteuerliche Erfindungen zu machen. Unser Urtheil über das ganze Buch muß jedoch einstweilen noch ausgesetzt werden, da diese vier Bändchen nur Prolog, wie der Verfasser es nennt, zum Hauptbuche sind, das noch erscheinen soll. Wir gestehen offen nicht enträthseln zu können ob der Verfasser die Leser hat interessiren wollen, indem er ihnen den historisch und literarisch allgemein bekannten Volksmann Robert Blum, als einen Grafensprößling vorführt, um etwa anzudeuten aus dem Misère kann nie etwas Großes werden; oder welchen Zweck er sonst damit verbunden hat, die Entstehungsgeschichten dieses bedeutenden Bewegungsmannes in ein so seltsames romantisches Gewand zu hüllen daß er das ganze Rüstzeug Eugène Sue'scher Romane von Jesuiten, Erbschleicher, Mörder und Intriguen aller Art in Bewegung zu setzen geglaubt hat. Das wollen wir aber nicht verhehlen daß der Verfasser, mag er nun Verehrer oder Gegner Robert Blum's sein, jedenfalls zu solchem romantischen Wahnsinne seine Zuflucht nicht nehmen sollte. Wir werden kein Wort weiter darüber verlieren und geben nur kurz den Inhalt. Da lebte in Köln ein Graf von Bergen, welcher nur einen Sohn, aber ein großes Vermögen hatte; die Jesuiten suchten einen Theil des Vermögens zu erreichen und hatten darum das Gewissen des Alten so umstrickt daß er bald vollständig in ihren Händen war. Der junge Graf von Bergen hatte mit einem Mädchen Bekanntschaft, das seither sehr gut in einem Institute auf fremde Kosten erzogen worden war, das aber seine Aeltern nicht kannte und ganz allein in der Welt dastand. Der vertraute Umgang Beider hatte seine Folgen und der junge Graf wollte seine Geliebte heirathen. Ein Pfarrer in Deutz vollzog die Trauung, was die Jesuiten nicht hindern konnten, so sehr sie sich auch Mühe gaben. Diese Heirath gab jedoch ihnen neuen Vorwand das Herz des Vaters von dem entarteten Sohne abzulenken und ihn in ihre Netze zu ziehen. Es klärte sich nun auch auf daß die Mutter der jungen Gräfin von Bergen Niemand anders als eine Dienerin im gräflichen Hause sei. Der Graf sah in dem Schritte seines Sohnes eine solche [illegible]ß er ihn enterbte und sein ganzes Vermögen den Jesuiten testamentarisch bestimmte. Philipp, so hieß der junge Graf, wollte nun Klage wegen Annullirung des Testaments erheben und den Beichtvater des Verstorbenen der Erbschleicherei bezüchtigen, da wurde er meuchlings erschossen. Der Rheinschiffer Paul nahm sich der hinterlassenen Witwe an, welche bald einen Sohn gebar der in der Taufe den Namen Robert empfing und den Paul mit diesen Worten ins Leben einführte: „Das Schicksal selbst hat dir deinen Platz in der Welt angewiesen, den Kreis in dem du leben und wirken sollst — du gehörst dem Volke an, der arbeitenden Classe, wie man es nennt — wohlan, ich will dich arbeiten lehren, du sollst ein Arbeiter werden; du bist mein Sohn, Robert, der Sohn des Volks."

6. Ottomar. Roman aus der Jetztzeit von Karoline von Göhren. Drei Bände. Dresden, Schäfer. 1850. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin hat unter Anderm bereits früher eine „Adoptivtochter", einen „Robert" und „Die Einquartierung" geschrieben. Den gegenwärtigen Roman hat sie wol um deswillen einen Roman aus der Jetztzeit genannt, weil der Hauptheld an den revolutionnairen Bewegungen der letzten Jahre in Wien und Dresden betheiligt ist, und weil bei einer Reise nach Ungarn sowie überall durch die Conversation hin politische Ansichten erörtert werden. Die erste Hälfte des Buchs wird freilich den Leser anfangs im Ungewissen lassen, warum der Roman gerade aus der Jetztzeit sein solle, da die hier geschilderten Scenen eher in die Restaurationszeit vor 1830 gehören und die Anlage hier und da an Schilderungen der Paalzow, der Hahn-Hahn und Sternberg's erinnern; es werden Beziehungen adeliger Familien zueinander geschildert, zerfahrene Eheverhältnisse, blasirte und raffinirte Junker, überbildete und weltschmerzliche Frauen, von denen eine die Gräfin Wartenstein mit Ida Hahn-Hahn'scher Farbe aufgeputzt ist. Sie schreibt S. 165: „In den nächsten Tagen verlassen wir also Pesth, was mich erst entzückte und mich nun langweilt. Das ist ja der Fluch der mich verfolgt daß Nichts ein dauerndes Interesse für mich hat! Nur eine große Persönlichkeit könnte mich auf immer fesseln." Besonders nimmt uns Wunder wie die Verfasserin in ihrem Roman mit unbeschreiblicher Leichtigkeit die geschlechtlichen Beziehungen behandelt, wie sie Sachen erwähnt als verstände sich Dies gleichsam von selbst, und wie das Hauptverhältniß oder die Hauptbeziehungen des Mannes auf vornehme Liederlichkeit basirt ist: es ist weder die poetische Kraft der Leidenschaft welche die Personen zueinander treibt, noch die sittliche Gewalt der Ehe die sie auseinanderhält; es ist eben nur das subjective Gelüste, der Reiz der Neuheit, die sinnliche Begierde, die Intrigue, die Abgestumpftheit, welche die Verhältnisse der Menschen aneinanderkettet. Von der Wartenstein haben wir bereits oben einen Ausspruch angeführt; rechne man noch hinzu was (II, 4) ihr früherer Liebhaber, jetziger Freund, Baron Helmbold sagt, wornach ihm Nichts daran lag den Grafen als erklärten Liebhaber der Ba-

ronin (Wartenstein) zu wissen. Denn wenn er sich auch nicht leugnen konnte daß Aureliens eheliche Treue wol nicht ganz fleckenlos geblieben war, so wollte er doch bei seinen Plänen für die Zukunft nicht selbst dazu beitragen die Zahl ihrer Verirrungen zu vermehren. Was waren aber die Pläne dieses Helmbold selbst? Er bestrebte sich zwei Gatten auseinanderzubringen; Alma durfte auf ihren Gemahl den Grafen Wartenberg keinen Einfluß gewinnen, damit dieser seine Blicke auf die Wartenstein richte, und diese sollte endlich, nachdem sie wiederholt unglücklich gewählt hatte, auf ihn, ihren früher verschmähten Liebhaber, zurückkommen. Und nun gar der Graf, dieser abgestumpfte Wüstling, der gleich vornherein uns Widerwillen einflößt. Doch lassen wir sie Alle! Die Erzählung schleppt sich mit diesen vier Hauptpersonen durch anderthalb Bände hin, bis endlich im zweiten Bande durch das Auftreten Ottomar's, die Charakterentwickelung Alma's in die Erzählung wieder Wärme, poetische Anregung und hier und da auch Kraft kommt. Betrachten wir nun den Inhalt im Zusammenhange. Der Graf Adolf von Wartenberg hatte von seinem Onkel reiche Besitzungen geerbt unter der Bedingung daß er eine ebenbürtige Ehe vor dem fünfundzwanzigsten Jahre abschlösse; wenn Dies nicht der Fall sei, sollte das ganze Vermögen an den Grafen Anselm von Eichhorst fallen. Wartenberg wählte nun ohne innere Zuneigung, lediglich nur aus dem Grunde um zu heirathen, aus der Nachbarschaft die kaum sechszehnjährige Gräfin Alma von Linden, mit welcher er nach Wien zog, wo sie in die Hände des Grafen Helmbold geriethen, der bemüht war seinen Einfluß auf Adolf dadurch auszuüben daß er seine Neigungen zur jungen Witwe Aurelie von Wartenstein unterstützte und verhinderte daß Alma Einfluß gewann. Die junge Frau fühlte sich sehr unglücklich, da sie von ihrem Gatten vernachlässigt wurde; ihr Vetter Anselm suchte sie zu trösten und erregte dadurch das Misfallen des Grafen. Für Alma kam daher Nichts erwünschter als daß sie, nachdem sie eine Reise nach Ungarn mit Aurelie und ihrem Gatten unternommen hatte, zu ihrer Mutter nach Schloß Linden zurückkehren durfte. Ihr Gatte begleitete sie dorthin, verließ sie aber bald und begab sich nach Schloß Aarhorst, woselbst er sie erwarten wollte. Als aber Alma und ihre Mutter ankamen, war der Graf von Helmbold verlockt, abgereist, um Aurelie aufzusuchen. Dies öffnete Alma die Augen, sie lebte nun einsam und getrennt von ihrem Gatten, der sie ganz vergessen zu haben schien. Alma entwickelte jetzt ihren Charakter und wurde mit jedem Tage blühender, während ihr Gatte in dem Umgange mit Aurelie erschlaffte. Auf ihr einsames Schloß kam endlich durch einen Zufall ein Maler, der Held des Romans, Ottomar. Er kam aus Italien; die Freunde hatten ihm aus Deutschland geschrieben: „Kehre heim, Ottomar, die hohe einst so stolze Germania ist aus ihrem langen Schlafe erwacht und sie erwartet Befreiung von ihren Söhnen!" Auf Schloß Aarhorst, wo auch Anselm sich eingefunden hatte, entwickelte sich nun ein geistiges Leben, aus dem allmälig die Blüte einer stillen Liebe zwischen Ottomar und Alma hervorsproßte. Es kommt nun der beste Inhalt des Buchs. „Daß wir doch selten", ruft Ottomar aus, „den Willen in uns finden einer erwachenden Neigung zu widerstehen!" Er kämpft in sich und mit sich, und dennoch wird er immer weiter fortgerissen. Er hat Gelegenheit mit Alma, die er portraitirte, sich länger zu unterhalten; sie tauschen ihre Ansichten, er erzählt aus seinem Leben und seinem Bildungsgange. Ottomar reißt sich endlich los; mit schwerem Herzen scheidet er von dem Bilde seiner Träume, seinem Ideale, „das Gnadenbild seiner gläubigen Hoffnung". Alma mochte wol ahnen was in ihm vorging, aber kein Wort von Liebe war über seine Lippen gekommen. Ottomar reiste nach Wien, er kam durch Empfehlungen bald in die höhern Kreise der Gesellschaft und auch zu Aurelie, die ihn in ihr Netz zu ziehen suchte; allein seine Liebe bewahrte ihn vor den schnöden Reizen der Gräfin, deren Graf Wartenberg, nachdem er in ungestörtem Besitz derselben war, auch müde geworden. Ottomar zeigte einstmals in Gegenwart des Grafen ein Portrait, das dieser für seine Gemahlin erkannte; erst jetzt erwachte die Erinnerung wieder an sie und zu gleicher Zeit auch die Lust sie zu besitzen. Er kehrte auf sein Schloß zurück; allein das Kind Alma war zur entschiedenen selbstbewußten Frau geworden. Nur Mitleid konnte der Graf, dessen Gesundheit gebrochen war, ihr noch einflößen; er fühlte die Ueberlegenheit ihres Geistes als sie mit ihm nach Wien zurückkehrte, sie ertrug seine wiedergekehrte Liebe als ein unvermeidliches Uebel, wie sie früher seine Vernachlässigung ertragen hatte. Ottomar hatte in Wien allzeit Zutritt zur gräflichen Familie, als auf einmal die Nachricht vom Ausbruche der französischen Februarrevolution kam. Ottomar trat an die Spitze der Bewegung in Wien. Aurelie bot ihm ihre Hand; er aber schlug sie aus, dagegen eilte er von Wien weg, weil die Flamme in seinem Innern nicht mehr zu dämpfen war. „O meine Heilige, segne mich daß ich deiner würdig bleibe!" Mit diesen Worten schied er von Alma. Der Graf starb; Alma war frei und das gedämpfte Feuer der Liebe zu Ottomar schlug in helle Flammen auf. Die wiener Octoberereignisse nöthigten sie die Stadt zu verlassen und sie begab sich zu einer Tante nach Dresden, woselbst sich die Liebenden sahen und sich vereinigten. Da Ottomar an dem Maiaufstande in Dresden theilgenommen hatte, so mußte er fliehen; Alma folgte ihm nach dem neuen Vaterlande, Amerika. Aurelie wurde eine Nonne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach den Ionischen Inseln, der nördlichen und der mittlern Gruppe, Korfu, Zante, Kephalonia und Ithaka. Von Friedrich Liebetrut. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1850. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wer überdrüssig des tollen Treibens der Parteileidenschaften und einer verblendeten Politik, wie sie nach innen und

sen und eine gewisse Präcision wäre in dieser Beziehung sehr zu empfehlen.

5. Robert Blum und sein mächtiger Freund. Roman für das Volk von August Schrader. Vier Bändchen. Leipzig, Berger. 1850. Gr. 16. 28 Ngr.

Man weiß so nicht eigentlich was man aus diesen Büchelchen machen soll. Ein Roman für das Volk; für welches Volk? Versteht etwa der Verfasser unter Volk das ungebildete Proletariat, in dem Sinne wie Dies die socialistischen Schriftsteller auffassen? Dann müssen wir ihm jedenfalls den Rath geben sich einer ganz andern Schreibart zu bedienen um sich verständlich zu machen; oder meint er das deutsche Volk, das heißt doch nur den gebildetern Theil der sich mit Literatur beschäftigt? Auch dann müssen wir ihm den Rath geben besser zu schreiben und nicht so abenteuerliche Erfindungen zu machen. Unser Urtheil über das ganze Buch muß jedoch einstweilen noch ausgesetzt werden, da diese vier Bändchen nur Prolog, wie der Verfasser es nennt, zum Hauptbuche sind, das noch erscheinen soll. Wir gestehen offen nicht enträthseln zu können ob der Verfasser die Leser hat interessiren wollen, indem er ihnen den historisch und literarisch allgemein bekannten Volksmann Robert Blum, als einen Grafensprößling vorführt, um etwa anzudeuten aus dem Misère kann nie etwas Großes werden; oder welchen Zweck er sonst damit verbunden hat, die Entstehungsgeschichten dieses bedeutenden Bewegungsmannes in ein so seltsames romantisches Gewand zu hüllen daß er das ganze Rüstzeug Eugène Sue'scher Romane von Jesuiten, Erbschleicher, Mörder und Intriguen aller Art in Bewegung zu setzen geglaubt hat. Das wollen wir aber nicht verhehlen daß der Verfasser, mag er nun Verehrer oder Gegner Robert Blum's sein, jedenfalls zu solchem romantischen Wahnsinne seine Zuflucht nicht nehmen sollte. Wir werden kein Wort weiter darüber verlieren und geben nur kurz den Inhalt. Da lebte in Köln ein Graf von Bergen, welcher nur einen Sohn, aber ein großes Vermögen hatte; die Jesuiten suchten einen Theil des Vermögens zu erreichen und hatten darum das Gewissen des Alten so umstrickt daß er bald vollständig in ihren Händen war. Der junge Graf von Bergen hatte mit einem Mädchen Bekanntschaft, das seither sehr gut in einem Institute auf fremde Kosten erzogen worden war, das aber seine Aeltern nicht kannte und ganz allein in der Welt dastand. Der vertraute Umgang Beider hatte seine Folgen und der junge Graf wollte seine Geliebte heirathen. Ein Pfarrer in Deutz vollzog die Trauung, was die Jesuiten nicht hindern konnten, so sehr sie sich auch Mühe gaben. Diese Heirath gab jedoch ihnen neuen Vorwand das Herz des Vaters von dem entarteten Sohne abzulenken und ihn in ihre Netze zu ziehen. Es klärte sich nun auch auf daß die Mutter der jungen Gräfin von Bergen Niemand anders als eine Dienerin im gräflichen Hause sei. Der Graf sah in dem Schritte seines Sohnes eine solche Entartung daß er ihn enterbte und sein ganzes Vermögen den Jesuiten testamentarisch bestimmte. Philipp, so hieß der junge Graf, wollte nun Klage wegen Annullirung des Testaments erheben und den Beichtvater des Verstorbenen der Erbschleicherei bezüchtigen, da wurde er meuchlings erschossen. Der Rheinschiffer Paul nahm sich der hinterlassenen Witwe an, welche bald einen Sohn gebar der in der Taufe den Namen Robert empfing und den Paul mit diesen Worten ins Leben einführte: „Das Schicksal selbst hat dir deinen Platz in der Welt angewiesen, den Kreis in dem du leben und wirken sollst — du gehörst dem Volke an, der arbeitenden Classe, wie man es nennt — wohlan, ich will dich arbeiten lehren, du sollst ein Arbeiter werden; du bist mein Sohn, Robert, der Sohn des Volks."

6. Ottomar. Roman aus der Jetztzeit von Karoline von Göhren. Drei Bände. Dresden, Schäfer. 1850. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Verfasserin hat unter Anderm bereits früher eine „Adoptivtochter", einen „Robert" und „Die Einquartierung" geschrieben. Den gegenwärtigen Roman hat sie wol um deswillen einen Roman aus der Jetztzeit genannt, weil der Hauptheld an den revolutionnairen Bewegungen der letzten Jahre in Wien und Dresden betheiligt ist, und weil bei einer Reise nach Ungarn sowie überall durch die Conversation hin politische Ansichten erörtert werden. Die erste Hälfte des Buchs wird freilich den Leser anfangs im Ungewissen lassen, warum der Roman gerade aus der Jetztzeit sein solle, da die hier geschilderten Scenen eher in die Restaurationszeit vor 1830 gehören und die Anlage hier und da an Schilderungen der Paalzow, der Hahn-Hahn und Sternberg's erinnern; es werden Beziehungen adeliger Familien zueinander geschildert, zerfahrene Eheverhältnisse, blasirte und raffinirte Junker, überbildete und weltschmerzliche Frauen, von denen eine die Gräfin Wartenstein mit Ida Hahn-Hahn'scher Farbe aufgeputzt ist. Sie schreibt S. 165: „In den nächsten Tagen verlassen wir also Pesth, was mich erst entzückte und mich nun langweilt. Das ist ja der Fluch der mich verfolgt daß Nichts ein dauerndes Interesse für mich hat! Nur eine große Persönlichkeit könnte mich auf immer fesseln." Besonders nimmt uns Wunder wie die Verfasserin in ihrem Roman mit unbeschreiblicher Leichtigkeit die geschlechtlichen Beziehungen behandelt, wie sie Sachen erwähnt als verstände sich Dies gleichsam von selbst, und wie das Hauptverhältniß oder die Hauptbeziehungen des Mannes auf vornehme Liederlichkeit basirt ist: es ist weder die poetische Kraft der Leidenschaft welche die Personen zueinander treibt, noch die sittliche Gewalt der Ehe die sie auseinanderhält; es ist eben nur das subjective Gelüste, der Reiz der Neuheit, die sinnliche Begierde, die Intrigue, die Abgestumpftheit, welche die Verhältnisse der Menschen aneinanderkettet. Von der Wartenstein haben wir bereits oben einen Ausspruch angeführt; rechne man noch hinzu was (II, 4) ihr früherer Liebhaber, jetziger Freund, Baron Helmbold sagt, wornach ihm Nichts daran lag den Grafen als erklärten Liebhaber der Ba-

ronin (Wartenstein) zu wissen. Denn wenn er sich auch nicht leugnen konnte daß Aureliens eheliche Treue wol nicht ganz fleckenlos geblieben war, so wollte er doch bei seinen Plänen für die Zukunft nicht selbst dazu beitragen die Zahl ihrer Verirrungen zu vermehren. Was waren aber die Pläne dieses Helmbold selbst? Er bestrebte sich zwei Gatten auseinanderzubringen; Alma durfte auf ihren Gemahl den Grafen Wartenberg keinen Einfluß gewinnen, damit dieser seine Blicke auf die Wartenstein richte, und diese sollte endlich, nachdem sie wiederholt unglücklich gewählt hatte, auf ihn, ihren früher verschmähten Liebhaber, zurückkommen. Und nun gar der Graf, dieser abgestumpfte Wüstling, der gleich vornherein uns Widerwillen einflößt. Doch lassen wir sie Alle! Die Erzählung schleppt sich mit diesen vier Hauptpersonen durch anderthalb Bände hin, bis endlich im zweiten Bande durch das Auftreten Ottomar's, die Charakterentwickelung Alma's in die Erzählung wieder Wärme, poetische Anregung und hier und da auch Kraft kommt. Betrachten wir nun den Inhalt im Zusammenhange. Der Graf Adolf von Wartenberg hatte von seinem Onkel reiche Besitzungen geerbt unter der Bedingung daß er eine ebenbürtige Ehe vor dem fünfundzwanzigsten Jahre abschlösse; wenn Dies nicht der Fall sei, solle das ganze Vermögen an den Grafen Anselm von Eichhorst fallen. Wartenberg wählte nun ohne innere Zuneigung, lediglich nur aus dem Grunde um zu heirathen, aus der Nachbarschaft die kaum sechszehnjährige Gräfin Alma von Linden, mit welcher er nach Wien zog, wo sie in die Hände des Grafen Helmbold geriethen, der bemüht war seinen Einfluß auf Adolf dadurch auszuüben daß er seine Neigungen zur jungen Witwe Aurelie von Wartenstein unterstützte und verhinderte daß Alma Einfluß gewann. Die junge Frau fühlte sich sehr unglücklich, da sie von ihrem Gatten vernachlässigt wurde; ihr Vetter Anselm suchte sie zu trösten und erregte dadurch das Misfallen des Grafen. Für Alma kam daher Nichts erwünschter als daß sie, nachdem sie eine Reise nach Ungarn mit Aurelie und ihrem Gatten unternommen hatte, zu ihrer Mutter nach Schloß Linden zurückkehren durfte. Ihr Gatte begleitete sie dorthin, verließ sie aber bald und begab sich nach Schloß Aarhorst, woselbst er sie erwarten wollte. Als aber Alma und ihre Mutter ankamen, war der Graf von Helmbold verlockt, abgereist, um Aurelie aufzusuchen. Dies öffnete Alma die Augen, sie lebte nun einsam und getrennt von ihrem Gatten, der sie ganz vergessen zu haben schien. Alma entwickelte jetzt ihren Charakter und wurde mit jedem Tage blühender, während ihr Gatte in dem Umgange mit Aurelie erschlaffte. Auf ihr einsames Schloß kam endlich durch einen Zufall ein Maler, der Held des Romans, Ottomar. Er kam aus Italien; die Freunde hatten ihm aus Deutschland geschrieben: „Kehre heim, Ottomar, die hohe einst so stolze Germania ist aus ihrem langen Schlafe erwacht und sie erwartet Befreiung von ihren Söhnen!" Auf Schloß Aarhorst, wo auch Anselm sich eingefunden hatte, entwickelte sich nun ein geistiges Leben, aus dem allmälig die Blüte einer stillen Liebe zwischen Ottomar und Alma hervorsproßte. Es kommt nun der beste Inhalt des Buchs. „Daß wir doch selten", ruft Ottomar aus, „den Willen in uns finden einer erwachenden Neigung zu widerstehen!" Er kämpft in sich und mit sich, und dennoch wird er immer weiter fortgerissen. Er hat Gelegenheit mit Alma, die er portraitirte, sich länger zu unterhalten; sie tauschen ihre Ansichten, er erzählt aus seinem Leben und seinem Bildungsgange. Ottomar reißt sich endlich los; mit schwerem Herzen scheidet er von dem Bilde seiner Träume, seinem Ideale, „das Gnadenbild seiner gläubigen Hoffnung". Alma mochte wol ahnen was in ihm vorging, aber kein Wort von Liebe war über seine Lippen gekommen. Ottomar reiste nach Wien, er kam durch Empfehlungen bald in die höhern Kreise der Gesellschaft und auch zu Aurelie, die ihn in ihr Netz zu ziehen suchte; allein seine Liebe bewahrte ihn vor den schnöden Reizen der Gräfin, deren Graf Wartenberg, nachdem er in ungestörtem Besitz derselben war, auch müde geworden. Ottomar zeigte einstmals in Gegenwart des Grafen ein Portrait, das dieser für seine Gemahlin erkannte; erst jetzt erwachte die Erinnerung wieder an sie und zu gleicher Zeit auch die Lust sie zu besitzen. Er kehrte auf sein Schloß zurück; allein das Kind Alma war zur entschiedenen selbstbewußten Frau geworden. Nur Mitleid konnte der Graf, dessen Gesundheit gebrochen war, ihr noch einflößen; er fühlte die Ueberlegenheit ihres Geistes als sie mit ihm nach Wien zurückkehrte, sie ertrug seine wiedergekehrte Liebe als ein unvermeidliches Uebel, wie sie früher seine Vernachlässigung ertragen hatte. Ottomar hatte in Wien allzeit Zutritt zur gräflichen Familie, als auf einmal die Nachricht vom Ausbruche der französischen Februarrevolution kam. Ottomar trat an die Spitze der Bewegung in Wien. Aurelie bot ihm ihre Hand; er aber schlug sie aus, dagegen eilte er von Wien weg, weil die Flamme in seinem Innern nicht mehr zu dämpfen war. „O meine Heilige, segne mich daß ich deiner würdig bleibe!" Mit diesen Worten schied er von Alma. Der Graf starb; Alma war frei und das gedämpfte Feuer der Liebe zu Ottomar schlug in helle Flammen auf. Die wiener Octoberereignisse nöthigten sie die Stadt zu verlassen und sie begab sich zu einer Tante nach Dresden, woselbst sich die Liebenden sahen und sich vereinigten. Da Ottomar an dem Maiaufstande in Dresden theilgenommen hatte, so mußte er fliehen; Alma folgte ihm nach dem neuen Vaterlande, Amerika. Aurelie wurde eine Nonne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach den Jonischen Inseln, der nördlichen und der mittlern Gruppe, Korfu, Zante, Kephalonia und Ithaka. Von Friedrich Liebetrut. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1850. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wer überdrüssig des tollen Treibens der Parteileidenschaften und einer verblendeten Politik, wie sie nach innen und

nach außen mit sich spielen läßt, und selbst mit den Interessen der Völker ihr Spiel treibt, diesem demüthigenden und entwürdigenden Treiben auf einige Zeit entgehen will, und im lebendigen Anschauen der Herrlichkeit Gottes an der Hand eines gefühlvollen Beobachters des Genusses der reichen Natur ferner Länder sich erfreuen will. Der nehme die vorliegende Reisebeschreibung nach den Ionischen Inseln zur Hand. Denn nur eine solche lebensvolle Anschauung der wundersamen Inseln des Ionischen Meers und der großartigen Pracht ihrer Natur, sowie die Einführung des Lesers in das Leben und Treiben ihrer Bewohner, soweit der Verfasser durch ebenso arbeit- als genußvolles Bemühen während der Dauer eines monatlichen Aufenthalts auf den Inseln hierzu vermocht wurde, lag in der Absicht des Verfassers, nachdem er, wenn auch erst spät, als er nämlich das zaubervolle, dem Norden fast unbekannte Land von Ithaka betreten, den Entschluß gefaßt hatte die unerschöpflichen Genüsse seiner Reise zu beschreiben. Ebenso wie er letztere selbst im Spätsommer 1849 in gewisser Hinsicht ohne festen Plan und ohne ängstliche Studien und besondere Vorbereitungen unternommen hat, ebenso hat er die Erzählung der Reise gleichsam improvisirt, ohne die lebendige Darstellung seiner eigenen Anschauungen mit den Früchten nachfolgender Studien zu beschweren, oder diese Anschauungen durch mühsame Vergleichung Dessen was Andere sehen oder gesehen zu haben scheinen zu ergänzen. Eine umfassende, allseitige Darstellung der von dem Verfasser besuchten Ionischen Inseln, namentlich in historischer, geographischer oder antiquarischer Beziehung, einen Abriß aller ihrer Sehenswürdigkeiten, aus denen man sich eine vollständige Kenntniß derselben verschaffen könnte, darf man hier nicht suchen; vielmehr sagt der Verfasser (S. XIII.) geradezu daß sich sein Buch nur Demjenigen darbiete der „mit dem Reisenden in die lebendige Anschauung der Herrlichkeit der Schöpfung Gottes auf jenen Inseln sich vertiefen und den ihm gewordenen Genuß theilen möge". Wir sind der Meinung daß das Buch auch so seinen Lesekreis sich selbst gewinnen werde, zumal es mit tiefer Empfindung und hoher Begeisterung „die Eindrücke jener hehren Poesie der südlichen Natur", wie sie auf den Ionischen Inseln herrscht, wiedergibt. Der Verfasser hat jedoch seine Reise dahin nur auf die nördliche Gruppe derselben beschränkt, und nur Korfu, Zante, Kephalonia und Ithaka besucht. Seine Mittheilungen darüber erstrecken sich im Wesentlichen auf die Natur, die Lage, das Klima und den Culturzustand der Inseln; doch läßt der Verfasser auch deren politischen Zustand nicht unbeachtet, und berührt zugleich hin und wieder die kirchlich-religiösen Verhältnisse der Inselbewohner. Die Klagen über die jetzige Verwaltung der Ionischen Inseln fand er fast allgemein, auch wenn die letztere eine über allen Vergleich beglückende gegen diejenige ist welche seit Jahrhunderten die Inseln niedergedrückt hatte. Was den Zustand der griechischen Kirche anlangt, wie ihn der Verfasser dort kennenlernte, so schallen uns auch hier die Klagen über die leblose Erstarrung dieser Kirche entgegen, in der „dem christlichen Volke die christliche Offenbarung so gut als gar nicht zur lebendigen Anschauung kommt" (S. 295). Bei dieser Gelegenheit spricht unser Reisender eine Bemerkung aus die man dem deutschen Volke nicht oft und nachdrücklich genug zurufen kann: „Dieses arme Volk ist frei von der unermeßlichen Schuld welche das evangelische Deutschland auf sich ladet; indem es das Licht der Offenbarung unter den Scheffel stellt, um die Lösung der politischen Lebensfragen in der dichten Finsterniß menschlicher Leidenschaften und Begierden auf eigene Hand zu suchen." Besonders machen wir auf den Abschnitt über Ithaka, diese „einzigartige und unvergleichliche" Insel, aufmerksam, mit einer „so außerordentlichen Bildung der göttlichen Poesie daß sie ohne ein entsprechendes Maß der Phantasie gar nicht aufzufassen ist" (S. 336), mit den reichsten Naturgenüssen, mit wahrhaft patriarchalischer Einfalt und Gastfreundschaft wie vor Jahrtausenden, und mit Homerischen Erinnerungen voll seltenen Reizes. Auf der Rückreise berührte der Verfasser Ancona. Daselbst rühmt er (S. 389) die Empfänglichkeit und innere Bereitschaft des Volks für das Evangelium; aber die Kirche sorgt für die Blindheit der Führer der armen Blinden. Vornehmlich empfiehlt Recensent noch den Anhang (S. 417 fg.) „Ueber die Einrichtung einer Reise nach den Ionischen Inseln" allen Denen die nach Lesung des Buchs selbst gehen und schauen, und ihres Gottes und seiner Welt auf jenen Zauberinseln sich freuen wollen. Sie würden die dort gegebenen Winke und mitgetheilten Erfahrungen zur Ausführung ihres Plans mit gutem Erfolg benutzen können. 28.

Mancherlei.

Gedanken der Vorzeit und der Gegenwart haben sich mit der Vorstellung eines Reichs der Vernunft beschäftigt. Unter verschiedenen Beigaben fassen es heidnische Dichter als goldenes Zeitalter, die Israeliten als Erscheinung des Messias, die Christen als Tausendjähriges Reich, und entkleidet von diesem irdischen Schmuck als ewiges Leben. Wenn das irdische Vernunftleben einst da war, in der Gegenwart vermißt wird, so kann es in der Zukunft blos vom Vernunftgebrauch erwartet werden; nur sind die Erwartungen desselben nothwendig täuschend; denn allerdings „findet die Vernunft ihre Zeit, aber die Thorheit ist unsterblich". Dies wird von rascher Phantasie der Hoffenden wenig bedacht, wie eben Phantasie darin besteht das Unmögliche zu wollen und sich vorzubilden. In unsern Tagen hat Phantasie die Köpfe erhitzt, und schwärmt man socialistisch oder communistisch von Freiheit und Gleichheit als den beiden Wahrzeichen des Reichs der Vernunft. Jedwede politische Besinnung hat sich davor zu hüten, weil nur entschiedene Unbesonnenheit dem Unmöglichen nachstreben kann, und dadurch sich Untergang bereitet, die wahre Politik dagegen lediglich das Mögliche erwägt und zu ihm die vortheilhafteste Stellung sucht. Wenn Demokraten leichtsinnig über jede Unmöglichkeit hinauseilen, möchten wol Diplomaten zu Weniges für möglich halten; allein immer wird allen Erwägungen und Ergebnissen eine Vermischung des Vernünftigen und Thörichten die Haltung geben, sodaß kluge Leute Dieses als Thatsache (fait accompli) hinzunehmen und dabei sich zu beruhigen haben. In jenen bekannten Vorstellungen von Einheit deutscher Staaten und aller Staaten, Einheit deutscher Kirche und aller Kirche, bis auf Schutzzölle und Handelsverkehr herab, zeigt die Wirklichkeit stets jene Mischung des Vernünftigen und Thörichten, und die Unsterblichkeit des letztern ist durch keinerlei Vorkehrung umzubringen. Darauf beruht zugleich eine Ungunst welche neuerdings die Professorenweisheit sich erworben; sie verkennt nämlich das Weltgesetz des Thatsächlichen, hat zu viel Phantasie der Unmöglichkeit, und erquickt sich daran im geistreichen Spiel der Begriffe, welches Blasen aufwirft die vor Kathedern glänzen und an der freien Luft zerspringen.

Als Solon in Athen die Seisachtie (Aufhebung aller Schuldenverbindlichkeit) einzuführen dachte, sagte er Dies seinen Freunden. Diese liehen sogleich große Geldsummen, und als hernach Solon's Gesetz erschien, hatten sie schöne Häuser und viele Güter mit geliehenem Gelde gekauft und waren schuldenfrei. So erzählt Plutarch in seiner Abhandlung von politischen Grundsätzen, und jener athenische Gesetzgeber hatte gewiß für seine Freunde und alle Schuldner gut gesorgt, wenn auch die Gläubiger sich beschweren durften. Unsere demokratischen Schuldenmacher müssen sich an diesem griechischen Beispiel erfreuen, doch bemerkt Plutarch ihnen minder erfreulich: „Wenn ein Politiker die Staatsformen zu wählen hätte — in welchem Fall Solon und Lykurg sich nicht befanden — würde er nach Platon's Ausspruch die Monarchie wählen, welche allein den vollkommenen, rechten und wahren Ton der Tüchtigkeit gewährt, ohne aus Noth oder Gunst von dem Dienlichen abzuweichen." 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 300. —— 16. December 1850.

Politische Romane.

(Fortsetzung aus Nr. 299.)

7. Die Demokraten. Ein Roman in Bildern aus dem Sommer von 1848. Von Adolf Streckfuß. Drei Theile. Berlin, Gerhard. 1850. 8. 4 Thlr.

Der Verfasser ist nach eigenem Geständniß Demokrat, und glaubt deshalb daß man ihn schelten werde, weil er in diesem Buche schonungslos mit Spott und Tadel gegen seine eigene Partei aufgetreten sei. Er hat es sich zur Aufgabe gestellt in diesem Buche nachzuweisen wie die demokratische Partei in Berlin im Sommer 1848 trotz der Reinheit und Herrlichkeit der demokratischen Ideen, trotzdem daß die große Majorität des Volks sich der Lehre der Demokratie mit glühendem Herzen angeschlossen hatte, besiegt worden ist, wegen der Schwäche und Untüchtigkeit Derjenigen welche an der Spitze der Partei standen, und durch die Hinterlist und Gewissenlosigkeit mit welcher die Reaction sich aller der Fehler welche von den Führern der Demokratie begangen wurden sofort bemächtigte und dieselben zur eigenen Herrschaft ausbeutete. Der Verfasser schmeichelt seiner Partei nicht und dadurch wird er vielleicht Gutes wirken, er stellt sich damit auch gleich über den Troß der demokratischen Schreier, die überall nur loben und Herrliches finden und dadurch gerade verderben. Der Verfasser hat im Roman Bilder aus dem Sommer des Jahres 1848 aus Berlin zusammengefaßt und hier und da fast Portraits geliefert die an Ort und Stelle noch kenntlicher sein werden; auch wird der Leser bei einzelnen Scenen Darstellungen gewahren die wirklich vorgekommen sind. Das Buch ist, könnte man füglich sagen, für die Demokratie gegen die Demokraten geschrieben und vereinigt um einen gemeinsamen Punkt alle die bewegten Vorgänge und räthselhaften Ereignisse der berliner Bewegung, welchen wir Fernstehende auch bereits schon seiner Zeit hier und da auf den Grund geschaut hatten. Man würde diesem Buche Unrecht thun, wollte man den Maßstab der Kunst allzu streng demselben anlegen; es macht darauf keine Ansprüche und will Nichts weiter sein als ein Abbild der Bewegungen Berlins. Es führt diese auf einzelne Motive und einzelne Personen zurück, in denen sich, trotzdem daß sie vielleicht Portraits sind, dennoch ganze Classen uns darstellen. Der Ton der Schilderung ist zwar etwas trocken, aber dennoch ist diese, eben vermöge des reichhaltigen Inhalts, nicht ohne Interesse. Die Erzählung beginnt mit dem Frühjahre 1848, wo Baron von Lychtendorf in einer abgelegenen Straße eine Wohnung miethet, um daselbst von einem Hauptführer der Demokraten, Dr. Seidler, der bestochen, sowie von einem Schenkmädchen bei Hartmann, das in den Baron verliebt ist, Nachrichten über die Pläne der Demokraten zu erfahren. In dem Baron hatten die Scenen des 19. März eine Bitterkeit erzeugt, und das in den Staub hinabgezogene Königthum, dessen ganzer Stolz in jener Nacht gebrochen schien, hatte für den jungen Aristokraten etwas furchtbar Schmerzliches und Niederdrückendes. Die gedemüthigte Majestät brachte ihn fast zur Verzweiflung. Er hatte ein Gelübde gethan nicht mehr sich selbst, sondern nur seinem Könige und seinem Vaterlande zu leben und die neuen Zustände vernichten zu helfen. Sein Oheim, Freiherr von Warren, war von gleicher Gesinnung, entgegengesetzt den Ansichten Hugo's, des Sohnes seines Bruders, der die demokratische Partei vertrat; dadurch kam es daß Hugo mit Beiden gespannt wurde und das Haus seines Oheims nicht besuchen durfte. Hugo lernte bald den Major von Arnow kennen, der gar keiner Partei angehörte und seinen jungen Freund über verschiedene Scenen der Bewegung aufklärte. Wie nun die reactionnaire Partei durch Seidler und Rosa die Pläne der Demokraten erfuhr, so benachrichtigte die Tochter des Geheimraths Warren ihren Vetter Hugo von den Plänen jener, ohne daß sie von diesem gekannt wurde. So legt nun der Verfasser das Gewebe der Intriguen beider Parteien vor unsere Augen: es kommt die Arbeiterbewaffnung, der Zeughaussturm mit seinen geheimen Motiven ans Licht, es werden die von der Reaction gemachten Putsche und Aufläufe verhandelt, die Fehler der Demokraten auseinandergesetzt, kurz alle die Minen durch Bestechungen und Schlechtigkeit verhandelt, wodurch das Volk in die Hände der Reaction geliefert wurde. Der Faden der Erzählung selbst knüpft immer wieder am Geheimenrathe Warren an, dessen Tochter Klara ihren Vetter Hugo liebt, trotzdem daß sie ihr Vater an Eduard von Berg verlobt hatte. Es kann unser Plan nicht sein mit dem Verfasser in alle die Irrgänge und das widerliche Getriebe der Parteien einzugehen; auch wollen wir dem Leser nicht vorgreifen

in der Darstellung und Entwickelung des Liebesromans, sondern ihn auf das Buch selbst verweisen, wobei wir jedoch bemerken daß der Verfasser in der Darstellung der Charaktere minder glücklich ist als in der Schilderung von Situationen, und daß auch diesen nicht selten die Frische und Wärme fehlt, wodurch sie als gemacht erscheinen.

8. Die Rothen und die Blauen. Pariser Corruptionsskizzen. Ein Tendenzroman von G. Oelsner-Monmerqué. Bremen, Schlodtmann. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser ist bereits mehrfach in politischen Kreisen dadurch erwähnt worden daß er von Seiten der Centralgewalt „drei Missionen" nach Paris unternahm, die er unter gleichem Titel auch beschrieben hat; er ist sodann weiter bekanntgeworden durch Raumer, der ihm in seinen „Briefen aus Paris" nicht verblümte Vorwürfe über das Mislingen des Plans, der Anerkennung des Deutschen Reichs, macht, wogegen sich Oelsner-Monmerqué rechtfertigt. Obgleich das vorliegende Buch auf dem Titel die Aufschrift „Tendenzroman" trägt, so nimmt der Verfasser doch für sich ein von der gewöhnlichen Bestimmung dieser Art von Romanen abweichendes Ziel in Anspruch. Er meint: gewöhnlich werden unter Tendenzromanen solche Werke belletristischen Inhalts verstanden welche die Absichten und Zwecke einer politischen Partei verfechten, sie zu rechtfertigen versuchen, ihre Leidenschaften billigen und sich dabei der romantischen Einkleidung bedienen. Hiervon abweichend ist die Ansicht des Verfassers; sie beruht auf einer eigenthümlichen Anschauung der französischen Verhältnisse zu sich und in ihren Beziehungen zu Deutschland. Er glaubt daß in Frankreich die nächste gewaltsame demagogische Krise eine rothe, blutrothe und communistisch-sociale seine würde. Auf diese Annahme ist nun der Roman gegründet, und insofern Tendenzroman als er die Absicht hat zu zeigen für Deutschland: wie nothwendig für dasselbe es ist daß es dagegen seine Vorsichtsmaßregeln treffe. Der Verfasser hegt die gutgemeinte Hoffnung daß das Dreikönigsbündniß die Grundlage einer festen Gestaltung Deutschlands abgeben könne, und daß dadurch die deutsche Einheit und Constitutionalisirung, natürlich unter der Voraussetzung daß die Fürsten es mit dem Volke ehrlich meinen, begründet werden könnte. Wir wollen dem Verfasser seine Hoffnung nicht bestreiten, die er, was Deutschland betrifft, jetzt bereits selbst abgelegt haben wird: denn auf welchen Bahnen der Reaction gegenwärtig in fast allen Staaten Deutschlands das politische Leben sich bewegt, Das bedarf wol keines Nachweises; aber wir glauben nicht daß die politische Tendenz des Romans, die eine präventive sein soll, bei der Verstocktheit mancher deutschen Cabinete Anklang finden wird und beim Volke — je nun dessen Auge ist eben auf eine Bewegung in der Zukunft gerichtet, um aus dieser neuen Erbärmlichkeit herauszukommen, die um so drückender ist als sie in größern Kreisen zum Bewußtsein gekommen ist. Der Verfasser meint daß der Keim der politischen Verwirrung Frankreichs nicht allein in den Leiden des Proletariats liege, sondern auch in der falschen, unzweckmäßigen Richtung der Erziehung und des Unterrichts aller Stände sowol, wie in dem Indifferentismus der Franzosen für die Monarchie, und zugleich in der Misachtung in welche das constitutionnelle Princip bei ihnen gerathen ist. Der Verfasser geht sodann von der Ansicht aus daß die Herstellung der Legitimität in Frankreich wahrscheinlich zustandekomme, und versetzt den Anfang seines Romans ins Jahr 1853, wo die Republik gestürzt und der Herzog von Bordeaux den Thron seiner Väter behauptet, während der Exprässident auf der Flucht sich befindet. Anfangs war, so meint der Verfasser, das neue Königthum vorsichtig, bald aber wurde zur Niederhaltung jedes andern Gedankens ein außerordentlich umfangreiches Polizeisystem eingerichtet, die Jesuiten kehrten wieder, das Versammlungsrecht wurde aufgehoben, die Presse beschränkt. Die Prophezeiung die Monmerqué (S. 8) gibt, wonach es zwischen Preußen und Oestreich zum Kampfe kommen würde, läßt sich gegenwärtig noch nicht Lüge strafen. Die weitern Prophezeiungen des Verfassers sind schon Ende 1850 unwahr, sowol im Einzelnen wie im Allgemeinen: das deutsche Volk muß von neuem eine Leidensschule durchmachen, man lohnt schlecht sein Vertrauen; man will selbst den Schein von Vertrauen nicht mehr beobachten. Wohlan; wir werden die Folgen erwarten. Das Buch selbst zerfällt in zwei Theile: in Restauration und Revolution. Ein preußischer Kammergerichtsreferendar Dr. Hedemur hatte sich mit nicht unbedeutendem Vermögen 1853 nach Paris begeben, wo er seinen Universitätsfreund Karl von Bémont antraf, der ihn in die Gesellschaft der Frau von St.-Rémy einführte, wo er im Spiel fast ausgeplündert wurde; sodann lernte er den Club der Menschenrechte kennen, die Opposition gegen die bestehende Regierung. Die Marquise von Nieucourt nahm sich seiner an und warnte ihn vor den Fallstricken in welche er gerathen sei. Die Regierung war nun allmälig ganz und gar den Pfaffen anheimgefallen, die sich dann auch bequem in derselben einrichteten. Eduard Hedemur war endlich in der schrecklichsten Noth. Die ihm gemachten Anerbieten in die Dienste des Königs zu treten hatte er zurückgewiesen; er hatte sein Wort gegeben 600 Francs zu zahlen und hatte sie nicht; er zog den Tod vor mittels Kohlendampf, allein er wurde noch im Todeskampfe gerettet. Die Revolution brach aus, die Bourbons wurden von neuem verjagt und die Republik war wiederhergestellt. Eduard fand in Frau von Nieucourt seine Geliebte, die er, des französischen Treibens müde, mit als seine Gattin nach Berlin nahm, wo von Constablern, Junkerthum und Kreuzzeitung keine Rede mehr war. Wir sind absichtlich dem Verfasser nicht zu weit in seine Conjuncturen gefolgt, da sie hier und da doch gar zu windig sich gestalten und der Ausführung die Schärfe, die vertrauenerweckende Bestimmtheit fehlt; es sind geistreiche Aquarellumrisse, aber lückenhaft und ohne innere Nothwendigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem J. 1486 bis auf die neueste Zeit. Von Julius von Minutoli. Berlin, A. Duncker. 1850. Lex.-8. 7½ Ngr.

Bei denjenigen Leuten welche gern an einen unmittelbaren Verkehr mit übernatürlichen Wesen glauben, oder sich den Geisterspuk zu bestimmten Zwecken vorbehalten, oder denen es Unrecht dünkt von dergleichen mit der Geschichte eines regierenden Hauses verwachsenen Sagen den Nimbus des Räthselhaften abzustreifen, bei diesen Leuten — und es gibt gar vornehme darunter — wird Minutoli, wie er auch selbst einräumt, keinen Dank durch seine Schrift erwerben. Gespenster passen so schön zur Romantik und mystischen Poesie der höhern Kreise daß es sehr unromantisch, unpoetisch und fast plebejisch erscheint das seit Jahrhunderten in königlichen Schlössern einheimische Gespenst der weißen Frau so ungalant beim Kragen zu fassen und auf die Straße zu werfen, wie Minutoli gethan. Seine Freunde werden ihm Dies zu bedenken geben; sie werden ihn aufmerksam darauf machen daß es gefährlich ist den Glauben an ehrwürdige Traditionen zu erschüttern, und daß er hätte überlegen sollen ob er mit diesem rationalistischen Unternehmen nicht irgendwo Anstoß erregen würde. Doch kommt diese Warnung zu spät; unser Verfasser hat sich durch keine Rücksicht von seinem strengen Verfahren abhalten lassen; der Laufpaß für das Gespenst, in welchem dessen unregelmäßiges Treiben ausführlich dargestellt ist, liegt gedruckt vor uns und läßt sich nicht mehr zurücknehmen.

Die Frage: wer die weiße Frau eigentlich gewesen, und was ihre Ruhelosigkeit veranlaßt habe, führt auf den Chronisten Lucä zurück, welcher Folgendes erzählt: Kunigunde, die Witwe des letzten Grafen von Orlamünde auf der Plassenburg, soll eine Neigung zum Burggrafen Albrecht dem Schönen von Nürnberg gefaßt, und dieser in Erwiderung gleicher Gefühle sich geäußert haben: „Wann nicht vier Augen im Wege wären, wollte er mit dieser Witwe zu Blassenburg eine Heirath anschlagen. Stracks verkündeten solche Resolutionem des Burggrafen der Witwe zu Blassenburg die heimlichen Ohrenbläser. Weil nun Sothanes ihre Ohren kitzelte und nach ihren Lüsten schmeckte, gedachte sie sogleich daß sie ihre zwei jungen Kinder aus dem Wege räumen möchte. Und damit es das Ansehen hätte als wären sie an einer heftigen Krankheit gestorben und schnellen Tods verfahren, so durchstach sie den Wirbel auf dem Haupt beiderseits mit einer Nadel, und tödtete subtilitermaßen ihre leiblichen Kinder." Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, der mit den vier Augen seine Aeltern gemeint hatte, welche zu dieser Verbindung wol schwerlich ihre Einwilligung gegeben haben würden, da er damals schon mit der Gräfin von Henneberg verlobt war, soll die Mörderin haben einsperren und hinrichten lassen. Nach andern Chronisten hätte er der Gräfin Orlamünde die Plassenburg abgekauft, und ihr dagegen Schloß und Dorf Gründlach bei Nürnberg überlassen. Die Einnahme von Gründlach hätte sie nach ihrer Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Rom, und nachdem sie als Buße für ihre Verbrechen auf den Knien von Plassenburg nach dem Thale von Berneck gerutscht, zur Stiftung oder Dotirung des Klosters Himmelkron, wo sie später als Aebtissin gestorben, verwendet. In der Klosterkirche daselbst zeigt man als Erinnerung an jene Sage noch heute die Grabsteine der Mörderin, Gräfin Kunigunde von Orlamünde, ihres Verehrers, des Burggrafen Albrecht von Nürnberg, und der getödteten Kinder. Nun aber tragen diese Grabsteine gewiß nicht dazu bei um jene Mythe zu bestätigen. Der Leichenstein der angeblichen Gräfin von Orlamünde, auf welchem sie in einem kurzen faltigen Rocke mit einem großen Schwerte in der Hand abgebildet sein soll, um anzudeuten daß sie hingerichtet worden sei, oder doch wenigstens hingerichtet zu werden verdient hätte, ergibt bei aufmerksamer Betrachtung der Gestalt und der Bekleidung daß dieselbe nicht eine Frau, sondern einen jugendlichen Ritter im Ordensmantel und Kette, mit Beinharnisch angethan, darstellt, und daß das große Schwert das übliche Signum jurisdictionis ist. Der zweite Grabstein, welcher den Burggrafen Albrecht den Schönen von Nürnberg darstellen soll, paßt weder auf seine jetzige Unterlage noch zu irgend einem der dortigen Gräber. Er ist jedenfalls erst in späterer Zeit in das Kloster gebracht, vielleicht um jener Sage dadurch eine größere Glaubwürdigkeit zu geben; überdies bezieht sich dies Monument auf eine andere Persönlichkeit. Der dritte Stein endlich, welcher die Leichen der Kinder bedecken und deren Bilder darstellen soll, zeigt genau betrachtet in den sehr undeutlichen Umrissen zwei geflügelte Genien in der Stellung von Schildhaltern. Im J. 1701 ließ Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth dies Grab öffnen, und es fanden sich darin ein riesiger Unterkiefer, eine Schuhsohle und die Reste einer vermoderten braunen Kutte; somit scheint das Kindermärchen der Orlamündischen Familie in der That seine Widerlegung gefunden zu haben. (Eine andere Version über die Persönlichkeit der weißen Frau enthält Nagel's im J. 1743 geschriebene „Dissertatio historico-metaphysica de celebri spectro Weisse Frau", wonach Perchta, Tochter eines Grafen von Rosenberg in Böhmen, eine im Leben schwer geprüfte Frau, nach ihrem Tode umhergewandelt, und später nach Berlin gezogen sei um den Mitgliedern des regierenden Hauses vor ihrem Tode zu erscheinen. Minutoli findet Dies völlig unwahrscheinlich, und es läßt sich auch nicht der geringste Grund für die Uebersiedelung des Gespenstes absehen.)

Das Gerücht von dem Erscheinen der angeblichen Kindesmörderin Kunigunde tauchte zuerst im J. 1486 nach dem Tode des Kurfürsten Albrecht Achilles auf. Zunächst zeigte sich die weiße Frau in dem alten Schlosse zu Baireuth, und zwar, wie Minutoli sagt, besonders dann wenn es den Cavalieren oder Beamten erwünscht schien die Hofhaltung auf einige Zeit von Baireuth verlegt zu sehen. Einmal aber, im J. 1540, erging es dem Gespenst sehr schlecht. Markgraf Albrecht der Krieger, ein unerschrockener Fürst, welcher erst daran glauben wollte wenn er das Außergewöhnliche in der Nähe betrachtet und begriffen haben würde, verbarg sich Nachts in dem 150 Fuß langen, 36 Fuß breiten Fürstensaale, welchen man zu passiren pflegte um bequem von einem Flügel in den andern zu gelangen, und erwartete die Erscheinung. Nach Mitternacht öffnete sich die mit dem östlichen, zu Beamtenwohnungen benutzten Flügel in Verbindung stehende Thüre; eine verhüllte hohe Gestalt trat ein und schlich leise nach der entgegengesetzten Seite auf die zur Wohnung des Markgrafen führenden Stufen zu. Albrecht sprang vor, umfaßte mit kräftigen Armen die Erscheinung, schleppte sie trotz heftigen Sträubens bis zur steilen, in den Schönhof hinabführenden Wendeltreppe und stürzte sie mit gewaltigem Stoße kopfüber hinab. Auf den Ruf des Fürsten erschienen Diener mit Licht. Man stieg hinunter und fand den Kanzler Christoph Straß mit gebrochenem Genick; bei ihm einen Dolch und Briefe, welche auf ein Einverständniß mit dem Bischof von Bamberg, und auf die Absicht des Letztern deuteten den Markgrafen heimlich aufzuheben. Zu andern Zeiten war der Spuk freilich nicht so radical zu überwinden, vielmehr geberdete er sich bisweilen ganz toll; klappernd und mit Ketten rasselnd tobte er über alle Treppen, durch alle Gänge, mishandelte mehre Hoffräulein, und erwürgte sogar den Koch und Fourier des Markgrafen.

Dem Gespenste, welches seine Herrschaft und seinen Ruf in Franken hinreichend begründet sah, war es inzwischen zeitgemäß erschienen nach Berlin überzusiedeln, und im dortigen Schlosse zu versuchen die begonnene Rolle fortzuspielen. So geschah es, und in Berlin entstand erst seit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Sage daß die Erscheinung der weißen Frau von Baireuth die bevorstehende Trauer um den Verlust eines Mitgliedes des regierenden Hauses ankündige. So wollte man das Gespenst im Schlosse zu Berlin am 1. Jan. 1598

acht Tage vor dem Tode des Kurfürsten Johann Georg, 1619 am 1. Dec. 23 Tage vor dem Tode des Kurfürsten Johann Sigismund, in den J. 1659 und 1666, ohne daß ein Todesfall bald darauf erfolgt wäre, gesehen haben; dann kurz vor dem Tode der Fürstin Luise Henriette 1667 und vor dem Tode des Großen Kurfürsten 1688. König Friedrich I. erzählte daß er selbst eine ähnliche Erscheinung erblickt, und auch vor dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm II. soll eine weiße Gestalt auf der Treppe des königlichen Schlosses bemerkt worden sein.

Im gegenwärtigen Jahrhundert hat sich jedoch die Erscheinung wieder im Schlosse zu Baireuth eingefunden, wo sie besonders die französische Einquartierung stark belästigte, und sich dadurch als gut deutsch gesinnt legitimirte. Als bereits vor Eröffnung des Feldzugs 1806 die französische Armee unter Bernadotte sich durch den Marsch durch die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth eine Gebietsverletzung erlaubte, begann die weiße Frau im Schlosse zu Baireuth sehr unruhig und heftig zu werden. Dies nahm im J. 1806, als Napoleon über Mainz und Würzburg nach Bamberg kam, und von dort am 8. Oct. über Kronach und Schleiz der Armee nach Jena folgte, so zu daß mehre französische Generale welche im Schlosse einquartiert waren durch diese Erscheinung erschreckt und insultirt wurden. Beim Durchmarsche der französischen Armee im J. 1809 logirte der Divisionscommandeur bei der Reserve der schweren Cavalerie des achten Armeecorps, General d'Espagne, im neuen Schlosse zu Baireuth. Gegen Mitternacht wurden die Ordonnanzoffiziere durch ein fürchterliches Geschrei in dem Schlafzimmer des Generals dorthin getrieben. Hier fanden sie Seine Excellenz mitten in der Stube unter der umgestürzten Bettstelle. Monsieur d'Espagne befand sich in dem aufgeregtesten Zustande, und erzählte, nachdem er ein niederschlagendes Pulver oder Aderlaß genommen und völlig zur Besinnung gekommen war, daß die schwarze — weiße Frau, deren Toilette er auf das genaueste beschrieb, ihm erschienen sei und ihn zu erwürgen gedroht habe; endlich habe sie das Bett mitten in das Zimmer geschoben, und dasselbe plötzlich sammt seinem Inhalt umgestülpt. Der General verließ in heftiger Gemüthsbewegung noch in der Nacht die Residenz um sein Quartier in der Fantaisie zu nehmen; er erblickte in der Erscheinung die Botschaft seines baldigen Todes, welcher ihn auch in der Schlacht bei Aspern am 21. Mai 1809 erreichte. Die Erzählung dieser schauderhaften Begebenheit fand in der französischen Armee weite Verbreitung, und war auch zu Napoleon gedrungen. Selbst vor Diesem hatte die weiße Frau keinen Respect, und, merkwürdig genug, fürchtete er sich vor dem Gespenst. Ehe er (1812) nach Baireuth kam, schickte er einen Kurier mit dem ausdrücklichen Befehl voraus daß er nicht in demjenigen Zimmer logirt sein wolle in welchem die weiße Frau zu erscheinen pflege, sowie daß vor dem Eintreffen des Kaisers Niemandem der Zutritt in die für ihn eingerichteten Gemächer gestattet werden solle. Napoleon erkundigte sich sogleich nach seiner Ankunft bei dem Grafen Münster, ob jene Befehle befolgt worden wären. Am nächsten Morgen bei seiner Abreise war der Kaiser auffallend unruhig und verstimmt. Er warf mehrmals die Worte hin: „Ce maudit château", und äußerte zu seiner Umgebung daß er in diesem Schlosse nicht wieder absteigen wolle. Das Gefolge des Kaisers flüsterte sich zu daß er sehr unruhig geschlafen und wahrscheinlich durch jene Erscheinung eine Störung erfahren habe. Am 3. Aug. 1813 war Napoleon wiederum in Baireuth. Ein Kurier hatte die Ordre überbracht daß der Kaiser nicht im neuen Schlosse absteigen wolle. Wiewol die Vorbereitungen zu seiner Aufnahme im alten Schlosse getroffen waren, so erklärte Napoleon doch bei seiner Ankunft daß er es vorzöge, statt in Baireuth zu übernachten, noch bis Plauen zu fahren, was auch ausgeführt wurde.

Nach dieser Zeit zeigte sich die weiße Frau noch einige mal in Baireuth, ist jedoch seit 1822 daselbst nicht wieder aufgetreten. In dem Zeitraume von 1790—1812 hat die weiße Frau im berliner Schlosse mehrmals Schreck erregt, wobei indeß zu bemerken daß großentheils Handtücher, Pudermäntel sich als die realen Unterlagen des von aufgeregter Phantasie geschaffenen Gespenstes erwiesen. Auch lebende Wesen, welche zu später Zeit auf dem Corridor gingen, sind von furchtsamen Schildwachen mit der weißen Frau verwechselt worden. Den Zeitungen nach ist die weiße Frau im April d. J. im Schweizersaale des königlichen Schlosses zu Berlin gesehen und von einer Schildwache angerufen und angestochen worden. Die öffentlichen Blätter des In- und Auslandes hatten schon damals die Sache besprochen. Nach dem Sefeloge'schen Attentat vom 22. Mai bemächtigte sich die Presse von neuem des Gegenstandes, um denselben mit jenen Verbrechen in Verbindung zu bringen, oder irgendwelche Folgerungen daran zu knüpfen. Obgleich die Einzelheiten aus den darüber aufgenommenen Verhandlungen nicht bekanntgeworden, so steht doch fest daß jene Aprilerscheinung größere Furcht empfunden und geäußert als verursacht hat; denn man weiß daß dieselbe infolge der drohenden Haltung des Postens mit lautem Angstrufe und fliegenden Haaren eilends das Feld räumte, und die Treppe hinabstolperte, sodaß die auf der offenen Galerie, nach dem Schloßhofe zu, stehende Schildwache das Geschrei und Geräusch des Laufens deutlich vernommen hat. Der letzte Spuk dieser Art ereignete sich im Monat Mai d. J. auf dem Schloßhofe um Mitternacht; in der Nähe des Eingangs zur Silberkammer wurde von einem Unteroffizier mit Entsetzen eine langsam und schweigend sich nach und um den Brunnen fortbewegende, von lichten Gewändern umhüllte, schauerliche Erscheinung einer weißen Frau wahrgenommen; glücklicherweise legitimirte sich dieselbe am folgenden Morgen als eine bejahrte, schwerhörige, die späte Abendluft im Spencer und dormeuse lustwandelnd genossen habende, im Schlosse wohnende, emeritirte, respectable, unter dem Namen der schwarzen Mine bekannte Köchin.

Minutoli kommt zu folgendem Schlusse: „Soviel muß als feststehend angenommen werden daß die Erscheinung der weißen Frau geschichtlich weder auf einen Mord der Kinder der Gräfin Orlamünde, noch auf eine Beziehung zur Familie der Hohenzollern zurückgeführt werden kann; nicht minder daß die Unfehlbarkeit dieser verschiedenartig thätigen Frau niemals anerkannt ist, da dieselbe vor dem Tode der meisten Mitglieder des königlichen Hauses ganz ausgeblieben, oder ihr angebliches Auftreten oft von gar keinen, mindestens nicht von nachtheiligen Folgen begleitet war. Wenn man eine Aufzählung derjenigen Erscheinungen der weißen Frau welche sich bei näherer Prüfung als auf zufälligen oder absichtlichen Täuschungen beruhend ergeben haben schon früher zusammengestellt hätte, so würde diesem Spuke wenig Uebersinnliches verblieben sein... Mag man die Erscheinung von der politischen oder von der physikalischen Seite, mag man sie als Princip betrachten (als das böse Princip, als Mittel zum Zwecke), oder als System (nach Swedenborg unter eine gewisse Ordnung von Geistern classificirt), oder als öffentliche Person — so sollte doch diese weiße Frau, da sie sich nicht als Charakter bewährt, da sie so häufig die Farbe gewechselt, da sie so oft aus der Rolle gefallen — als unmöglich beseitigt werden." 45.

Bibliographie.

Alexis, W., Der Zauberer Virgilius. Ein Märchen aus der Gegenwart. Berlin, Adolf u. Comp. 1851. 16. 22½ Ngr.

Anthologie auf das Jahr 1782 von F. Schiller. Mit einer einleitenden Abhandlung über das Dämonische und einem Anhang neu herausgegeben von E. Bülow. Heidelberg, Hoffmeister. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Groß, J. C., Erinnerungen aus den Kriegsjahren. Leipzig, Voß. Gr. 8. 25 Ngr.

Linke, H., Blüthen des Geistes. Gedichte. Schweidnitz, Weigmann. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 301. —— 17. December 1850.

Politische Romane.

(Beschluß aus Nr. 300.)

9. Freischarnovellen. Schilderungen und Episoden aus einem Kriegszuge in Schleswig-Holstein von Wilhelm Hamm. Leipzig, Avenarius und Mendelssohn. 1850. 8. 1 Thlr.

In den Tagen wo Referent dies Buch durchlas war eben wieder die traurige Nachricht von dem abgeschlagenen Sturme auf Friedrichsstadt durch die Zeitungen bekanntgeworden; wie traten da nicht alle jene Verhältnisse und Verhängnisse seit dem Offenen Briefe Christian's VIII., die sich über und mit dem edeln Bruderstamm gebildet hatten, vor die Seele. Es ist wahrlich eine der größten Niederlagen die der deutsche Namen erleidet, daß er das arme Volk seinen Feinden preisgibt; ein Volk das, trotzdem daß wir mit unserer gesammten Macht noch kein Reich sind, trotzdem daß wir ihm weniger bieten können als es bereits hat, doch zu uns gehören will, und wir — nicht einmal die Sammlungen fließen reichlich — sehen es ruhig mit an wie es sein Blut und sein Gut, seine Zukunft und seine Gegenwart in die Schanzen schlägt um seine Nationalität zu retten. Nun ja, wir werden von demselben Schicksale niedergebeugt dem die Holsteiner erliegen! Der Verfasser bietet hier in einer Reihe von lebendigen Bildern und frischen Skizzen die Anschauungen und Erlebnisse des kriegerischen „Spazierganges" im Frühjahre 1848 in Schleswig-Holstein dar; das Buch zieht an und gewährt ein treues Gemälde der merkwürdigen Verhältnisse jenes Kriegs und der ersten Art seiner Führung. Der Titel Novellen im neuern Sinne paßt so nicht recht eigentlich, da es mehr Schilderungen, Genrebilder und Skizzen sind; der Verfasser hat zwar hier und da auch ein novellistisches Element eingestreut, wir gestehen aber daß wir dasselbe gar nicht vermißt hätten bei dem sonst reichhaltigen Stoffe. Die Erhebung der Holsteiner im J. 1848 war inmitten des allgemeinen Treibens nur halb beachtet, bis erst die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Bau ankam, in welchem fast die gesammte Blüte der Schleswig-Holsteiner erlegen war. Da erscholl ein gellender Schrei nach Rache durch Deutschland, überall loderte die Begeisterung empor, Zuzüge rüsteten sich; auch von Leipzig zog am 17. April eine Schar ab, zu welcher unser Verfasser gehörte. Das Buch zerfällt in zwölf Abschnitte. Im ersten Theile kommt eine Beschreibung der Freischaren, sie stimmt mit Dem überein was wir bereits anderwärts darüber erfahren, und zeigt uns gerade deutlich, woher es kam daß die regulairen Truppen oft mit Verachtung und Mismuth auf das Treiben derselben hinblickten. Ganz Deutschland hatte zur Vervollständigung der bunten Musterkarte der Freischaren beigetragen. Alle Stände fanden sich unter ihnen im buntesten Gemisch. Bärtige Jäger und Hegereiter in grüner Waidmannszier und mit trefflichen Büchsen, schwarzrothgoldene Studios mit verrosteten Flinten und riesigen Pallaschen; dazwischen, sagt der Verfasser, junge Bürschchen welchen daheim vielleicht die väterliche Ruthe zu unbequem gewesen; emeritirte Kaufmannsdiener und fashionable Barbiergehülfen, die aus eigener Machtvollkommenheit sich zu Doctoren der Medicin gestempelt hatten; Schullehrer welchen die Anstellung zu lange ausblieb; Handwerker und Gesellen aller Art — kurz, es fehlte kein Vertreter irgend eines Standes. Nationalitäten und Rangunterschiede gingen praktisch in deutscher Einheit unter. Der Verfasser gibt sodann mit Offenheit Aufschluß über die Motive die Viele zu diesem Corps getrieben. Viele, sagt er, namentlich die Gebildeten, hatte gewiß nur Begeisterung für die gefährdete Sache hergetrieben; Andere der Thatendurst der Jugend, den eine große Zeit mächtig erweckt; die Meisten aber kamen wol, ehrlich gesagt, aus keinem andern Grunde als dem Hang zu Abenteuern folgend, oder weil daheim ihre Rechnung mit Gesetz und Gesellschaft abgeschlossen war. Zum Exerciren hatten sie keine Zeit; kaum daß die Mehrzahl verstand Front zu machen und Rechtsum von Linksum zu unterscheiden; es genügte daß sie schießen, das Bayonnet fällen und tüchtig Hurrah schreien konnten. „Tüdsk Friiskar!" war ein Schreckensruf der jedes Dänenherz erzittern machte. Aber im regulairen Gefecht, in der Feldschlacht waren die Freischaren ganz unbrauchbar. Ein Quarré von Freischärlern wäre jederzeit gesprengt worden und dem Bayonnetangriff einer feindlichen Linie hätten sie nie widerstehen können. Das eigentliche Feld der Freischaren war der kleine Krieg. Den Oberbefehl über sämmtliche Freicorps führte der preußische Major von Gersdorf. Die lebhafte Beschreibung der innern Organisation und äußern Erscheinung des Freicorps hat oft etwas Humoristisch-

Possierliches, namentlich da wo der Verfasser die Trachten schildert; nachdem er die uniformirten erwähnt hat, fährt er fort: „Sonst war eine unglaubliche Buntscheckigkeit und malerische Nonchalance der Trachten üblich, sodaß ein Salvator Rosa die schönsten Vorwürfe zu Banditengruppen mit jedem Griff aus der Mitte der Freischärler hätte herausziehen können.“ Contrastirend und charakteristisch werden die beiden Berliner, feine und rohe Freischaren geschildert. Die größte Mannichfaltigkeit fand sich in den Kopfbedeckungen. Dort trug Einer einen eisenbeschlagenen Südwester (Schifferkappe), hier ein Anderer die flotte Studentenmütze; Der einen Trödlerhut, Jener einen Lederhelm; Dieser einen Czako, Jener einen Strohhut. Die berliner Genossenschaften schildert der Verfasser sehr treffend, namentlich die sogenannten „feinen Berliner“. Sie waren mehrentheils Leute der guten Gesellschaft, wenn auch theilweise etwas heruntergekommen durch Jugendstreiche und lockeres Leben. Als Soldaten schienen sie sehr viel auf glattes Aeußere und eine „famose Taille“ zu halten. Sie zeichneten sich besonders dadurch aus daß Jeder womöglich einen schwarzen Frack und ein Paar lackirte Stiefel im Tornister führte und seine Löhnung nur für Handschuhe ausgab. Kamen sie in eine Garnison, so war ihr Erstes, an demselben Abend noch einen Ball zu arrangiren oder ein Ständchen mit Fackelzug zu bringen. Der Gegensatz dieser feinen, parfumirten Herren war die zweite berliner Schar, die mit jenen in beständigem Hader lag und verächtlich auf sie herabschaute. Sie bestand aus ungefähr 80 Männern, sämmtlich Barrikadenleute der Märztage, Alle mit trefflichen Musketen und furchtbaren Bayonneten aus dem königlichen Zeughaus bewaffnet und zum größten Theil gediente Soldaten, unschätzbar im Krieg, aber grauenhaft im Frieden, der Stolz des Treffens und die Plage des Landmanns. Der Verfasser meint dann am Schluß des ersten Abschnitts: das Freischarenleben in Schleswig-Holstein sei ein schönes, lustiges Leben gewesen, an welchem man wol auf ein paar Wochen, wenn auch nicht immer, Geschmack finden könne. Der Verfasser scheint den ernsten Kampf der Herzogthümer mit dieser Wendung doch gar zu leicht zu nehmen, und wir fügen den Freischaren, ohne dem Verfasser damit irgendwie nahetreten zu wollen, oder ihn auch nur im Auge zu haben, eine weitere Classe hinzu, die der Literaten, die hingingen in der Absicht um zu correspondiren oder nachher ein Buch zu schreiben, und als aus dem „Spaziergange“ ein Schlachtengang werden sollte zurückkehrten: denn die Sache der Herzogthümer war zu Anfang dieselbe welche sie noch jetzt ist. Der zweite Abschnitt schildert eine ergreifende Abschiedsscene, wo eine alte Mutter, die Witwe eines erzgebirgischen Webers, herbeieilt, um ihren Sohn, der auch mit in den Kampf ziehen will, noch einmal zu sehen. Im dritten Abschnitt: „Rendsburg“, erzählt uns der Verfasser daß die Freischärler nach zweistündigem Exercirunterricht ihre militairische Laufbahn begonnen, und theilt hier und da Notizen über Rendsburg und die frühern Kämpfe mit, bis wir im vierten Abschnitte zum „ersten Dienst“ kommen. Er schildert hier ein bewegtes Kriegsleben mit Patrouillen, Scharmützeln, Märschen, Bivouak; außerdem beschreibt er das Leben in den Herzogthümern und den Empfang der ihnen bereitet wurde. Der fünfte Abschnitt beschreibt einen kühnen, beschwerlichen nächtlichen Marsch mit dem Uebergang über die Schlei, Sonnabend vor Ostern, welcher den Zweck hatte die Bevölkerung von Angelnland unter die Waffen zu rufen. S. 67 sagt der Verfasser von den Landbewohnern dieser Gegend:

> Sie lieben ihr Vaterland, sie wollen Deutsche sein und bleiben; aber sie lieben auch das Bestehende, und die Furcht vor materiellen Verlusten ist mächtiger in ihnen als jede Regung zu mehr als zahlendem oder duldendem Patriotismus. Dazu kommt noch die angeborene Abneigung gegen das Soldatenhandwerk.

Der sechste Abschnitt schildert die Ueberfälle bei Missunde und Tolk, sowie im siebenten Abschnitte die Verfolgung der dänischen Jäger. Der Verfasser hat das bereits bekannte Material zu belebten Bildern verarbeitet, sodaß man es von neuem gern liest. Der achte Abschnitt ist mit einer kleinen romantischen Erzählung ausgefüllt, darin wird aber auch die Bemerkung gemacht, was von allen Seiten seine Bestätigung findet. Der Verfasser sagt S. 123:

> Glaube Niemand daran daß die Bevölkerung von ganz Schleswig für die Sache der Herzogthümer enthusiasmirt sei. Das ist der kleinste Theil derselben. Ein anderer Theil, der mit diesem ein Drittel der Gesammtzahl bilden mag, ist deutsch und wünscht deutsch zu bleiben; dem zweiten Drittel ist es ganz einerlei wer die Oberhand behält, wenn nur Ruhe ins Land kommt und die außerordentlichen Auflagen verschwinden; das letzte Drittel ist entschieden dänisch.

Der neunte Abschnitt bespricht Jütland und die Jüten und den Einzug der Freischaren auf eigentlichem Feindesboden, wo sie in romantisch-phantastischer Weise von einer alten Frau empfangen werden. Der zehnte und elfte Abschnitt handelt von der Nyborger Mühle und dem Kampf mit den Schiffen. Die ganze Kriegsthätigkeit unsers Freischärlers begreift kaum einen Zeitraum von fünf Wochen. Der Verfasser hat bei diesem Freischarenleben Manches in allzu romantischem Lichte besehen was nüchterne sachverständige Leute als störenden Auswuchs einer geregelten Kriegsführung bezeichnen.

10. Zeitenbilder. I: Die Männer der Zukunft. Herausgegeben von Heinrich Elsner. Stuttgart, Sonnewald. 1849. Gr. 16. 18 Ngr.

Elsner, Redacteur der „Ulmer Kronik“, will von Zeit zu Zeit, zunächst für das Publicum seines Journals einige unterhaltende Bogen herausgeben und als Gegenstände dieser Erzählungen solche Personen, Verhältnisse und Schicksale wählen welche Anklang an die gegenwärtigen Zeitumstände haben und zum Verständniß derselben beitragen. Die Bedingung unter welcher diese Bogen erscheinen sollen ist die daß das Publicum sich für das Bemühen interessirt. Fast scheint das Gegentheil der Fall, da bereits ein Jahr verflossen; wir finden Das sehr erklärlich. Die Männer der Zukunft sollen die Bedrängnisse und Sehnsucht der Gegenwart darstellen.

Referent hat sich mit saurer Mühe durch dies Büchlein hindurchgewürgt. In gedehnter, uninteressanter Darstellung leiert sich ein gewöhnlicher Roman mit Liebesglück und Liebesunglück, Verführung, Ehebruch u. dgl. vor uns ab, und dazwischen sind einzelne politische Phrasen über Regierungs- und Volksbestrebungen eingemischt, um das Ganze zum politischen Romane zu stempeln. S. 22 wird eine Frau geschildert, bei der sich „in ihren Augen, unter ihrer Haut (!), in ihren Blicken oder Geberden eine allmächtige Begierde ausgedrückt habe". Das ist entweder eine schamlose widerwärtige Hetäre oder das Ganze ist bombastisch-romantischer Unsinn; mit Beidem wollen wir jedoch Nichts weiter zu schaffen haben.

11. Vor 1848. Novelle von F. von Heinemann. Braunschweig, J. H. Meyer. 1850. 8. 1 Thlr.

Hr. von Heinemann hat auch einen „Robespierre" in fünf Aufzügen geschrieben, wir sind aber, nachdem wir vorliegende Novelle gelesen, nicht sehr begierig die Behandlung jenes gewaltigen Revolutionsmenschen kennenzulernen, da Heinemann ein mal und für alle mal uns der Mann nicht scheint einen so gigantischen Stoff zu überwältigen. Er besitzt hierzu, natürlich nur nach der vorliegenden Novelle geschlossen, weder poetische Tiefe, noch Breite der Auffassung, noch Schärfe der Charakteristik. Warum das Buch eigentlich „Vor 1848" heißt vermögen wir nicht einzusehen. Soll es etwa heißen daß es vor 1848 geschrieben sei, dann lohnte es sich wahrlich nicht der Mühe Dies noch besonders hervorzuheben; oder soll es einen innern Gegensatz zu den Märzideen von 1848 bilden? Das läßt sich nicht herausfinden. Doch sei Dem wie ihm wolle. Es spinnt sich da eine einfache, durch fast gar Nichts vom Gewöhnlichen unterschiedene Liebe durch das ganze Buch, ohne daß sie zum Ziele kommt; sie wird philisterhaft aufgelöst, weil der Neffe andere politische Ansicht, worüber sie streiten, als der Onkel legt, dessen Tochter aber die Geliebte ist. Man merkt schon gleich vornherein daß die Anlage darauf gerichtet ist Beide in ein Liebesverhältniß zueinander zu bringen; man erwartet gar nichts Anderes, aber nicht etwa aus innerer psychologischer Nothwendigkeit, wonach sich zwei Herzen finden, sondern aus der reinäußerlichen Anlage. Daher ist das Buch auch nicht im Stande ein besonderes Interesse bei uns zu erregen, umsoweniger als der Stil allzu geblumt und süßlich ist. Namentlich breit sind die Naturschilderungen welche fast jedes Capitel einleiten. Da kommt immer erst, ehe wir Personen sehen, eine weitausgesponnene landschaftliche Stafage voller poetischer Floskeln und unnützer Fremdwörter, wie Reminiscenz, Chevalerie, Projecte, Exposition, Contoure, Pathos, Raisonnement u. s. w. Der Stil ist angeschwellt von sogenannten „zierenden Beiwörtern", wie S. 123 in sechs Zeilen „schwarze Schlucht, mächtiger Waldstrom, einsame Köhlerhütte, riesenhafte Tannen, dunkle Zweige, stilles Dach, schwarzgefärbte Pfosten, abenteuerliche Gestalten" u. s. w. vorkommen, sodaß man fast in lauter Blümchen sammt der Erzählung erstickt.

12. Bilder aus dem Leben von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1850. 8. 12 Ngr.

Um das Dutzend vollzumachen haben wir zum Schlusse hier noch ein Buch herbeigezogen das so eigentlich mit den andern keine Verwandtschaft hat, allein doch auch hingezogen werden kann, weil es in einem Theile seines Inhaltes die Zustände gerade zu ironisiren sucht welche die vorhergehenden aufnehmen.

Wir begegnen hier 14 Bilderchen, die wir als ebenso viele kleine Anpflanzungen auf einem literarischen „Hackländchen" betrachten können, jenem vergleichbar wie man dergleichen Anpflanzungen oft vor Mittelstädten findet, die der ärmere Gewerbsmann zu seiner Erholung mit eigener Hand bestellt und daraus seine kleinen Bedürfnisse für die Küche erzielt. Es ist ein Durcheinander von Kraut und Rüben, Petersilien, Rettig u. s. w., Alles nutzbar aber hausbacken. Zuerst führt uns der Verfasser ein lebhaftes Bildchen eines „Jagdvergnügens" vor, worin der unbeholfene Dilettantismus eines unglücklichen Priesters der Diana verspottet wird. Im „Herbstvergnügen" erhält die Beamtenspießbürgerei ihre Abfertigung, während das „Laternenunglück" die Rangclassenlächerlichkeit ironisirt. In dem „Club für unbegrenzte Freiheit" wird die Verbohrtheit der ungebildeten Bourgeoisie verhöhnt; es läßt sich gegen dergleichen Auffassungen Nichts einwenden, umsoweniger als das politische Gebahren der Bürgerwelt, namentlich in kleinern Städten, des Lächerlichen genug darbot und allerdings die Geißel der Satire verdient. Aber diese darf auch nur in wahrem und aufrichtigem Sinne geschwungen werden, zur wirklichen Besserung und nicht zur leeren Verhöhnung oder zur Ergötzung vornehmer Herren, die gern dadurch das Resultat festgestellt wissen wollen daß der Bürger, wenn er sich mit Politik befaßt, sich lächerlich macht. Die Satire soll wahrhaft im Dienste der Bildung und des Fortschritts stehen, statt zu einer schranzenhaftigen Verspottung des Volkslebens zu dienen; denn daß es seither mit politischer Bildung im Volke noch so schlecht aussah, daran sind gerade Die am meisten schuld denen vielleicht Hackländer gegenwärtig seine Späße vormacht. Die „Elfencorrespondenz", die „Anonymen Briefe" und die „Zeitungsartikel in aufsteigender Potenz" sind langweilig und flach, und schmecken gar sehr nach dem vornehmen Hofton, der gar zu gern über Alles was die bürgerliche Welt treibt sich lustigmachen möchte. „Monsieur de Blé" ist ein dramatischer Scherz, sowie „Unten im Hause", ein Lustspiel in einem Acte. Sie gehören zu der Gattung wo die Intrigue durch Misverständnisse geschürzt und der Dialog mit Witz und Wortspielen versetzt ist. Es folgen nun noch einige Gedichte, die sich ganz leicht weglesen, aber auf besondere Originalität keinen Anspruch machen dürfen. Fassen wir den Eindruck des Buches zusammen, so ist es derselbe den man empfängt wenn man vor einer Etagère steht und da alle die vornehmen und eleganten Nippsächelchen und Kleinigkeiten ansieht, die nicht im Stande sind uns länger zu fesseln, aber gerade auch uns nicht

zurückschrecken. Wegen der politischen Ansichten wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, mag er Das mit sich und seinem Gewissen abmachen. 89.

An deutsche Historiker.

Wieder bei Lesung des bekannten vortrefflichen Werks von Macaulay übermannt Einen Verdruß und Scham, wenn man Vaterländisches ihm gegenüberzustellen sucht. Dahlmann behandelte dieselbe Geschichte, ist aber dem Briten nicht zu vergleichen; das Buch hat den Anstrich akademischer Vorlesungen aus denen sein Buch entsprang, und etwas Nachlässiges und Trockenes in sich aufnahm. Es muß wol schwer sein Begebenheiten gut zu erzählen, weil ausgezeichnete Geschichtschreiber überhaupt so selten sind, und die Griechen nur drei aufweisen, wenn man Xenophon mitzählen will. Cicero verlangt dafür einen gleichmäßigen gehaltenen Vortrag, in milder Anmuth sich bewegend, ohne die Heftigkeit vor Gericht und die Schärfe volksmäßiger Gemeinsätze, und es ist zu bezweifeln daß er selber dieser Aufgabe entsprochen haben würde. Fox wollte gegen das Ende seines Lebens die Regierung Jakob's II. schildern, und entsagt ausdrücklich mit richtigem Gefühl allem Anlauf und Schmuck der Rednerbühne; dennoch ist eine Breite der Gedanken und Worte aus dem Parlament in seine Darstellung übergegangen. Wir Deutsche schreiben lieber Lehrbücher und Handbücher, bei denen der Vortrag Nebensache wird; Johannes Müller und Niebuhr sind nur theilweise erzählunggerecht, Ranke unterliegt einer spitzigen Diplomatenkunst, die sich besser für Geschichte der Päpste als für Geschichte der Reformation eignet. Schlosser verachtet gewählte Sprache, und trifft es nur mitunter derb und gut. Ja manche unserer Historiker wissen gar nicht worauf es ankommt, wie denn Drumann gegen den Vorwurf es fehle seiner reichen Gabe des Einzelnen am Ganzen, treuherzig erklärt: eine gute Zusammenstellung der Geschichte Roms von 60 v. Chr. bis 40 n. Chr. „bleibe als Verdienst nach seinen Vorarbeiten jedem Anfänger und Handlanger vorbehalten, Dies sei eine mechanische Nachhülfe", da es sich doch gerade umgekehrt verhält.

Möchten nur deutsche Schriftsteller — was ihnen wiederholt in d. Bl. ans Herz gelegt wurde — sich zuvörderst vor dem Schwarm von Fremdwörtern hüten mit denen unsere Sprache überschwemmt worden, und wofür jenen eine solche Vorliebe eigen ist daß sie gern — um Undeutsches undeutsch zu bezeichnen — damit debutiren. Hält sogar Mundt's „Kunst deutscher Prosa" Dies für eine Bereicherung des Vortrags, und füllt deshalb ihre Blätter mit einer Hetze von Ausländerei und dem Gesindel der Iren, wie latinisiren, mechanisiren, stolziren, fixiren u. s. w. Droysen schreibt operiren, divergiren, absorbiren, forciren u. s. w. Demnächst sollten die Deutschen den hartnäckigen Unarten ihrer eigenen Sprache zu begegnen wissen, welche Nebenwörter wie mit, auf, an, nach ihren Zeitwörtern denen sie angehören streckweise hinterherlaufen lassen und dadurch allen guten Tonfall verderben. Um zu erläutern was gemeint ist, stehe hier ein kunstgefertigtes Beispiel arger Ausländerei und einheimischer Tücke:

„Mit der französischen Staatsumwälzung hebt eine Evolution der Menschheit, welche zu deren größten Momenten gehört, und ihre Tendenz über die ganze nachfolgende Zeit fortsetzt, an. Aus einer Idee hingetrieben zur Existenz bei einer monarchisch regierten Nation, theilte sie ihre Bewegung sowol der Canaille als der Bourgeoisie, den Autoren, ja selbst den Höfen mit. Bonaparte's militairischer Despotismus drückte sie zum Minimum ihrer Elasticität, bis zum Verschwinden ihrer Probleme und Interessen herab. Seitdem beginnt sie egoistisch mit Belebung ihrer organischen Elemente zum Maximum der extensiven Influenz auf die Gemüther sich wieder zu construiren, und nur die besonnenste Intelligenz kann das Irrationale ihrer Productivität moderiren, oder für die Pubertät der Nationalautonomie assimiliren und rectificiren. Vielleicht hört ihre Energie erst mit der vollendeten Civilisation Europas, oder mit dem Untergange aller ephemeren Excentricitäten und visionnairen Abnormitäten der Gegenwart auf u. s. w."

Noch vor einem Uebel ist zu warnen: vor dem Gebrauch bildlicher Redensarten. Sind sie aus dem gemeinen Leben genommen, wie „Kohlen aus dem Feuer holen" — „eine Nase drehen" — „Beinunterschlagen" — „die Faust zeigen" u. s. w., so beleidigen sie den guten Geschmack; sind sie aus dem Kreise von Naturereignissen entlehnt, wie „Brand" — „Sturm" — „Meereswogen", so lassen sie sich höchstens einige mal gebrauchen, ihre häufige Wiederkehr wird widerlich. Das Einfachste ist das Lobenswertheste, und oft meint man der Schriftsteller sei erst nach unglücklichem Suchen auf seine Bilder gekommen. Dahlmann schreibt: „Der Mensch schmachtet nach einem heimlichen Trunk Begeisterung" —, er läßt „Fehdehandschuh hinwerfen, auf Ludwig's XVI. Befehl die Bausteine zur Revolution mühsam über den Ocean herbeitragen" —, läßt „den Bürgerkrieg seine Waffen schleifen — an die Verwaltung die Art legen — Anhänger der Republik ihr Nest bauen — Schmeißfliegen sich einnisten — was schwarz ist weiß waschen"; ja er berichtet: „Ludwig XIV. lasse den eingefangenen Vogel (Karl II.) am schlaffen Faden flattern". Gfrörer läßt „Schlappen beibringen — andern Wind wehen — den Beutel schnüren — eine Null sein — gelindere Saiten aufziehen — einsacken, Bündel schnüren — wegfischen, in die Faust lachen — an die Kehle greifen — Lunten riechen — sich aus dem Staube machen — zu Kreuz kriechen — vom Regen in die Traufe kommen." Preuß meldet über Friedrich II.: er „mache jeden Mann von Herz und Geist zum Prüfstein seiner eigenen Ueberzeugung und Forschung — strecke seine Ideal suchenden Fühlfäden nach allen Räumen aus — taufe durch Königskrönung die Monarchie Preußens u. s. w."

Werthe deutsche Geschichtschreiber! Unsere Vaterlandsgeschichte zeigt viel falsche und unglückliche Bestrebungen, wenig Haltung und Einheit, werdet ihr nicht ähnlich in den eurigen. Die traurigsten Zeiten können große Berichterstatter hervorrufen, Muster für alle Jahrhunderte, wie einen Thucydides, Tacitus, Colletta. Habt weniger Speculation als gediegenen Verstand, mehr sorgsame Erwägung als raschen Entwurf des Augenblicks, richtet euer Auge ebenso sehr auf die Rundung des Ganzen als auf die Richtigkeit und Würde des Einzelnen, dann werden Sprache, Schriftenthum und Leser euern Namen ohne Störung des Verfehlten, Ungeeigneten und Geschmacklosen feiern. 16.

Bibliographie.

Arnd, K., Die naturgemässe Volkswirthschaft mit besonderer Rücksicht auf die Besteuerung und die Handelspolitik. 2te vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus Galizien. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bauer, Die Armenpflege in Bayern insbesondere in der königlichen Haupt- und Residenzstadt München. München. Gr. 8. 22 Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. 3te Auflage. Berlin, Simion. 16. 1 Thlr.

Einhorn, J., Die Revolution und die Juden in Ungarn. Nebst einem Rückblick auf die Geschichte der Letztern. Bevorwortet von J. Fürst. Leipzig, Geibel. 1851. Gr. 8. 24 Ngr.

Mühlbach, L., Johann Gotzkowsky der Kaufmann von Berlin. Roman. Drei Bände. Berlin, Simion. 8. 4 Thlr.

— — Der Zögling der Gesellschaft. Roman. Zwei Bände. Ebendaselbst. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 302. —— 18. December 1850.

Oestreich, Preußen und England.*)

Wir beabsichtigen nicht, wie man nach der Ueberschrift dieses Artikels glauben könnte, die darin genannten drei Staaten in ihrem politischen Wechselverhältnisse zu besprechen, so wichtig dieses auch ist, so bedeutsam es auch sein würde wenn sich England mit Entschiedenheit für Oestreich oder Preußen erklärte, besser aber noch, unendlich besser, wenn Oestreich und Preußen sich wieder in offenem Zusammenwirken, in herzlichem Bunde die Hände reichten, wo sie sich dann nicht um England, noch um Rußland, noch um sonst wen zu kümmern brauchten. Die Ueberschrift dieses Artikels findet ihren Anlaß nur darin daß wir in demselben die Besprechung einiger, eine Hervorhebung aus der Masse verdienender Schriften zusammenfassen die sich mit jenen drei Staaten beschäftigen.

Die Schrift Nr. 1 ist gewissermaßen ein geschichtliches Memoire, und bei Benutzung und Würdigung derselben muß auf den Standpunkt des Verfassers, welcher bekanntlich das Vertrauen des Fürsten Metternich genoß und vom Gerücht schon lange zu dessen Nachfolger designirt war, sorgliche Rücksicht genommen werden. Sie ist mit staatsmännischer Eleganz, doch in würdevoller Einfachheit geschrieben, und das Gehaltreiche was ihr durchgehends eigen ist, sowie das Freisein von schillerndem Phrasenthum gibt dem Verfasser ein vortheilhaftes Zeugniß. Er war seit neun Monaten von Wien abwesend, mit einer Sendung nach Italien betraut gewesen, als er am 1. März 1848 zum Hofkriegsraths-Präsidenten ernannt und nach Wien zurückgerufen ward. Er verließ Mailand am 9. und Venedig am 12. März. Das Lombardisch-Venetianische Königreich war in großer Aufregung; doch sah man noch keinen Grund den Ausbruch gewaltsamer Empörung zu vermuthen. Am Abend des 15. bekam er im Bahnhof zu Gratz die kaiserlichen Erlasse vom 13. März. Am 16. Morgens langte er in Wien an, wo er gleich bei der Einfahrt in dem Umzuge der Juratendeputation eine bedeutungsvolle ungarische Betheiligung wahrzunehmen hatte. Ueber die eingetretene Veränderung sagt er: Mangel an Voraussicht sei allerdings eine Schuld gewesen, denn es möchte möglich gewesen sein der Veränderung eine andere Form zu geben, sie beseitigen konnte man schon lange nicht mehr. Er sagt, und die Stelle ist in seinem Munde doppelt bedeutungsvoll:

> Ich kenne die Schultern nicht welche, jenen des Atlas gleich, den östreichischen Staatskörper hätten tragen können, ich kenne den Mann nicht welcher sich angemaßt hätte es zu wollen. Viele Hände waren berufen diesen Körper zu heben und hochzuhalten; an der Uneinigkeit mehr als an der Schwäche dieser Hände fiel er zu Boden. Er wurde vom Falle beschädigt; seine innere Festigkeit bewahrte ihn vor der Zertrümmerung.
>
> Alte nicht mehr ineinandergreifende Regierungsformen hatten die Zersplitterung verursacht. Es wurde an mehren Orten zugleich und ohne Einklang regiert; man verlangte nach Vorlagen, da wo man als leitende Willenskraft die Initiative hätte ergreifen sollen. Höchste Noth oder Zufall brachte manchmal jene Substrate nach oben, oft waren sie auf dem Weg mit giftigen Substanzen gemischt worden, oft lagen sie verworren, principienlos nebeneinander, und sie wurden ohne Absonderung, wie sie vorlagen, fleißig verarbeitet, hinab- und hinaufgeleitet. Die Stunden der darauf verwendeten Arbeit, die Jahre der hinausgezogenen Berathung, beruhigten als Bewußtsein der Pflichterfüllung das Gewissen, und diese innere Ruhe galt für die allgemeine.
>
> Auch kannte man nicht die erhaltenden und fördernden Kräfte Oestreichs; sie lagen wie latent in seinem Innern verborgen; erst die Erschütterung des Falles weckte sie wieder. Eine kräftige Hand kam und überschrieb das Viribus ignotis der vormärzlichen Zeit mit dem hochstrahlenden Viribus unitis der neuern.

Am 18. März wurde der Verfasser zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Seine Wirksamkeit dauerte nur 45 Tage. Doch drängte sich in diese kurze Zeit das Inhaltschwerste zusammen. Das Drängende der alle Berechnungen immer neu zerstörenden Ereignisse, die äußerste Gefährlichkeit der Lage wird in kurzen Sätzen dargestellt, und es zeigt sich dabei von

---

*) Auf Anlaß folgender Schriften:

1. Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis zum 4. Mai 1848. Von L. Grafen Ficquelmont. Zweite Auflage. Leipzig, Barth. 1850. Gr. 8. 24 Ngr.
2. Centralisation und Decentralisation in Oestreich. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1850. Gr. 8. 14 Ngr.
3. Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oestreich. Von N. N. Pesth, Hartleben. 1850. Gr. 8. 21 Ngr.
4. Preußens deutsche Politik. Die Dreifürstenbünde 1785, 1806, 1849. Von W. Adolf Schmidt. Berlin, Veit u. Comp. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.
5. Repeal. Die Beschwerden Irlands gegen England. Von Georg B. Wilkinson. Berlin, Nicolai. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

neuem daß wol nie ein Staat aus solcher Bedrängniß sich so kräftig erhoben wie Oestreich.

Der Verfasser blickte zunächst auf England um Hülfe, ungeachtet sein Verhalten gegen Oestreich in der letzten Zeit mindestens zweideutig gewesen war. Mit besonderm Bezuge auf Italien erließ er am 4. April eine Depesche an den Gesandten in London, welche mitgetheilt wird, und welche sich über die Bedeutung der Veränderung des Regierungssystems und die Schwierigkeiten der Lage in einer Weise aussprach welcher kein Verständiger und Unbefangener Anerkennung versagen kann. Auf dieselbe italienische Verwickelung bezog sich noch eine, gleichfalls mitgetheilte Depesche vom 3. Mai, dem Tage vor dem Rücktritte des Ministers. Im Weitern drängt der Verfasser zusammen was zu Gunsten der Stellung Oestreichs in Italien gesagt werden kann, und was wir jedenfalls erst zu prüfen rathen möchten, bevor man darüber abspricht. Und dabei wird noch nicht einmal der höhere deutsche Gesichtspunkt erfaßt. Bedeutungsvoll sind aber folgende Stellen:

Das was das wiener Cabinet seit mehren Jahren von den politischen Beziehungen der Staaten unter sich entfernen wollte ist gerade Das was das englische Cabinet in der neuern Zeit als Haupttriebfeder seiner Politik angenommen hat. Es sucht Anhang und Einfluß durch die Aufregung der Völker, an deren Spitze es sich stellt, um sie auf der Bahn gewaltsam stürmischer Reformen vorwärtszudrängen.... Ich fühle mich beunruhigt, wenn ich die unausgesetzte Thätigkeit gewahre mit welcher getrachtet wird überall dieselben Regierungsformen einzuführen, als ob alle Völker sich gleich, als ob ihre innern und äußern Verhältnisse nicht bis ins Unendliche mannichfaltig und verschieden wären. Meine Besorgnisse kommen aber nicht allein von der Sache selbst, sondern noch mehr von dem Antheile den England daran nimmt. Was wird damit beabsichtigt?... Ich begreife es nicht. Ich beobachte es mit Angst, wie Jemand der in der Nacht seinen Weg verloren hat und ihn mühsam wiederaufsucht. Ich kann bei jenem Staate einen solchen Grad der Selbstüberschätzung nicht annehmen daß er meinen sollte er sei der klügste, der gelehrteste, der tugendhafteste, er wolle uns darin vorangehen, um alle Völker zur Macht, zur Größe und zum Wohlstand zu führen. Ich kann mich daher des Argwohns nicht erwehren, es dürfte wol diese Rolle eine Waffe sein die gebraucht wird um die Gegner aus dem Felde zu schlagen und einen größern Einfluß auf die Weltangelegenheiten zu gewinnen. Es ist also ein politisches Spiel, zu dessen Betrieb alle Grundlagen der socialen Ordnung zu dienen haben. Es ist, mit Einem Worte, socialistische Politik, gefährlicher noch für die Ruhe der Welt als alle socialistischen Lehren irregeleiteter Doctoren, welche ex professo der collectiven Existenz der Menschheit eine neue Grundlage geben wollen; ich sage gefährlicher, weil eine Handlung gefährlicher ist als ein Traum.

Es ist Das ein Punkt über welchen wir uns etwas ausführlicher aussprechen mögen. Der Verfasser deutet unverkennbar an daß die englische Regierung, in einem selbstsüchtigen Interesse ihrer Politik, die liberalen Bewegungen in andern Staaten fördere. Viele glauben Das und haben das englische Handelsinteresse, was die Völker des Festlandes nicht zur Ruhe kommen lassen wolle, damit England seinen Markt nicht verliere, haben noch umfassendere politische Tendenzen, namentlich die daraus hervorgehende Schwächung Frankreichs, Beschäftigung Rußlands, ihr Abziehen von andern Plänen, als Grund angegeben. Wir glauben nicht an so tief angelegte Absichten. Bei Lord Palmerston scheint eine persönliche Liebhaberei für die Sache mitzuwirken. Sonst aber meinen wir daß die auswärtige Politik des gegenwärtigen englischen Ministeriums hauptsächlich darauf beruht daß sie im Lande populair ist, den gewöhnlichen Sympathien des englischen Volks, solange sie keine großen Opfer und Gefahren hervorruft, wol entspricht und sich für die Fassungskraft der Meisten am leichtesten vertheidigen läßt. Es ist eine eigene Erscheinung daß die Engländer in ihrem Urtheile über die Vorgänge in andern Staaten gerade das Gegentheil von Dem sind was sie in ihrem eigenen Staatsleben zu sein pflegen. Sie selbst sind das conservativste Volk Europas. Sie bewahren die wunderlichsten Formen aus purer Pietät für das Alte, aus Abneigung gegen alle Neuerung; sie behalten selbst offenbar unzweckmäßige Einrichtungen bei, solange sich nicht ein sehr großes Bedürfniß der Abstellung kundthut, und wenn sie ändern, so ändern sie so wenig als möglich in den Formen, aber desto tüchtiger im Principe. Sie sind ein durch und durch praktisches Volk und haben niemals eine Neigung gezeigt sich von Phrasen hinreißen zu lassen, oder abstracte Principien zur Richtschnur zu nehmen. Sie halten sich immer an den concreten Fall und schreiten in geschichtlicher Entwickelung vorwärts. Auch in der Behandlung ihrer Nebenländer, Dependenzen und Colonien unterscheiden sie auf das sorgfältigste die Verschiedenheit der Lage, wenden auch, wo es gilt, wie z. B. in den Jonischen Inseln, ganz unbedenklich Mittel an über die sie das gewaltigste Geschrei erheben, wenn sie von Oestreich in Italien, oder von Frankreich in Algier angewendet werden. In ihrem Urtheile über auswärtige Staaten aber gehen sie von dem oberflächlichsten Liberalismus aus, lassen sich durch Namen, Formen und Vorspiegelungen bestechen, und unterlassen jede nähere Prüfung der wahren Sachlage. Sie kennen unsere Parteien nicht, und verwechseln beständig unsere Radicalen mit ihren Whigs, während selbst ihre Chartisten noch Tories dagegen sind. Sie bilden sich ein unsere Regierungen seien etwa mit ihren Stuarts zu vergleichen, während, wenn es in England 1688 mit dem Regimente so gestanden hätte wie 1847 in Frankreich und den meisten deutschen Staaten, das englische Volk zwar auf seinem ruhigen, sichern Wege manche Reform durchgesetzt, aber niemals eine Revolution gemacht haben würde. Sie wissen nicht um welche Einrichtungen es sich bei uns handelt, und wieweit die Anfoderungen und schlecht abgelaufenen Experimente unserer Revolutionsjahre das bei ihnen Bestehende überboten und überstiegerten. England hat ein sehr conservatives Volk, ein seit Jahrhunderten an große persönliche Freiheit und an viele Institute der sogenannten politischen Freiheit gewöhntes Volk, und einen gewaltigen Fonds echter, durch Erfahrung gewonnener politischen Bildung in sich. Gleichwol wenn wir uns in England das Oberhaus abgeschafft, oder durch eine

zweite Wahlkammer ersetzt, das Unterhaus auf ein Wahlgesetz des allgemeinen und ungegliederten Stimmrechts basirt, und aus solchen Leuten zusammengesetzt denken wie sie 1848 die Blüte deutscher Landtage und constituirender Versammlungen bildeten, die große englische Presse in eine Legion deutscher Winkel- und Sudelblätter aufgelöst, das englische Heer aus seiner reinmilitairischen Stellung in eine halbstaatsbürgerliche versetzt und mit einer deutschen Volkswehr ergänzt, das Geschworenengericht auf deutsche Wahlgesetze gestützt, genug das englische Staatswesen auf die Institute unsers modernen Liberalismus basirt, so fürchten wir daß selbst die politische Tüchtigkeit des englischen Volks Das nicht überwinden würde. Und wie sollte das Alles bei einem zeither ganz anders gewohnten Volke gedeihen! Wir haben die vormärzlichen Reformen nicht benutzt wie wir konnten und sollten, unsere Politiker schienen sie nur als Mittel zur Auflösung und zum Umsturze gebrauchen zu können, und wir haben uns ebendeshalb nicht einmal zu den vormärzlichen Instituten wahrhaft reif gezeigt, und wir wollten mit den Extravaganzen von 1848 bestehen! Und es soll tadelnswerthe Reaction sein wenn diese ausschweifenden Experimente wenigstens auf ein halbwegs erträgliches Maß zurückgeführt werden! Dahlmann sprach vor sechs Jahren ein bedeutsames Wort über das mühsame Erkämpfen und langsame Reifen der Freiheit, „die unsere politische Kinderwelt auf ihrem Weihnachtstische finden möchte". Die superklugen Politiker jener Tage verspotteten es. Durch die ganze englische Staatsgeschichte wird es bestätigt. Es geht dort Alles langsam und unter wechselvollen Kämpfen und Friedensschlüssen, wobei jede Partei der andern das Billige nachgibt und die rechten Mittel für das erstrebte Ziel eben im Streben danach hervortreten, sich im Kampfe bewähren, nach allen Seiten hin verstanden werden und eindringen, als Geschöpfe des Lebens und seiner lebendigen Kräfte, nicht als Erfindungen der Studirstube sich kundthun. Das so Geschaffene gedeiht dann aber auch und hält sich. Wir zürnen und spotten daß man für die Verfassung Deutschlands — vielleicht die schwierigste Aufgabe welche jemals Staatsmännern gestellt worden, nachdem man die Verfassung die sie 1815 für die einzig mögliche hielten wegen der schlechten Anwendung derselben nicht mehr mag — in zwei Jahren keine Form gefunden. Wie lange hat es in England gedauert bevor nur die Schwesterreiche Schottland und Irland mit dem eigentlich leitenden Staate in organischen Zusammenhang gebracht wurden! Und auch dieser Unionsversuch ist nur in Betreff des einen Landes, Schottlands, zu unzweifelhaftem Segen ausgeschlagen, während er bei Irland den alten Spruch zu bestätigen schien: „Unio est mater discordiarum."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Gefängniß. Deutsche Erinnerungen und Ideale. Von Theodor Althaus. Bremen, Geisler. 1850. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dies Buch hat vor Allem eine eigenthümliche Seite. Es gibt verloren was es setzt, und setzt was es verloren gibt. Viele Leser werden mit den in den Erinnerungen ausgesprochenen Ansichten vollkommen einverstanden sein, aber schwer oder gar nicht fassen können wie der Verfasser mit diesen Ansichten, mit dieser Auffassung der Verhältnisse der Parteien in den Tagen der Putsche sich gegen seine Ueberzeugungen ins Gefängniß bringen konnte. Es gehört deutscher Idealismus dazu, oder vielmehr eine Persönlichkeit in der das Gemüthsleben so überwiegt wie in dem Verfasser, um mit dem Wissen: es könne so nicht gut werden, es können so keine Resultate erzielt werden, zu glauben: am Ende ist es doch möglich. Eng damit zusammen hängt jener Ruf nach Versöhnung zwischen Soldaten und Volk, der ihm in Berlin schon, nachdem kaum das Geknatter des Kampffeuers auf den Straßen verhallt ist, durch die Brust zieht. Er fühlt instinctiv das Unnatürliche eines solchen Kampfes und setzt sich, gedrängt durch die Macht seiner Sehnsucht, über Alles was entgegen spricht hinweg, um der Natur ihr Recht — wenigstens zu wünschen. Dieselbe Saite klingt in dem Andenken an die Mutter des Verfassers durch, und wir danken ihm für diese Seiten schon darum weil die weiche Innigkeit des hier ausgesprochenen Gefühls neben mancher dort und da eingestreuten Schroffheit uns den Maßstab für die Elasticität seiner Empfindung gibt. Er fühlt tief, und offenbar tiefer als der poetische Theil des Buches glauben lassen würde, wenn wir ihn allein vor uns hätten. Doch mag eine gewisse Gedehntheit, ein Verfließen und Verschwimmen im Stoffe, und hier und da eine Unebenheit im Versbau, eine Härte in der Diction, oder Sünden gegen den Wohlklang den Genuß oft mehr stören als die freilich mitunter etwas ausgesungenen Weisen selbst.

Bedeutender, weil weniger vag, ist der Abschnitt den Althaus „Charaktere" überschrieben hat. Robert Blum, Gagern, Kinkel und Fröbel sind in einer Weise geschildert die des Verfassers Talent für Charakteristik über jede Frage stellt. Daß er Blum nicht, wie seine Panegyriker bisher gethan, als eine ganz enorme geistige Potenz auffaßt, sondern seine Höhe einfach darin findet daß er ein Mann des Volks in jedem Sinne gewesen sei, ist ein Zeichen von Takt und richtigem Urtheile. Blum hat in der Nationalversammlung auch stets mehr für die Galerie, mehr für die Menschen außerhalb der Paulskirche als für die Mitglieder der Versammlung gesprochen. Ich erinnere mich dieses Mannes aus dem Jahre 1845, wo er zuerst nach den leipziger Augustereignissen eine vielgenannte Person geworden war. Ich kam nach Leipzig kurze Zeit darauf, und sah an der Theaterkasse einen Mann dessen Aeußeres mir so auffallend unschön vorkam daß ich mich bewogen fühlte nach seinem Namen zu fragen. „Das ist Robert Blum!" hieß es. Ich machte ein sehr erstauntes Gesicht, denn ich hatte meinen Platon noch in allen Adern. Indeß wollte ich doch irgendwie mit ihm in Berührung kommen, um das Medium zwischen meinem Phantasiebilde das ich aus der Zeitung herausgelesen und der Billeteurerscheinung zu finden. Blum spielte nach Tisch gern im Café chinois unweit des Theaters eine Partie Schach, und war täglich da zu treffen. Ich engagirte eine Partie mit ihm und unterhielt mich bis zur Theaterstunde aufs lebhafteste. Es war ganz eigenthümlich wie liebenswürdig er im Sprechen werden konnte, und wie erst im Redeflusse sich eine gewisse Harmonie in seinen Zügen fand die seine Persönlichkeit nicht mehr antiplatonisch erscheinen ließ. Seine Urtheile waren nicht rauh und abstoßend, obgleich er schon damals auf dem Boden stand den so viele Andere erst 1848 möglich geglaubt. Ob jemals die Wahrscheinlichkeit nahegelegen

Blum in einem Ministerium Gagern zu sehen, wie Althaus meint, ist wol sehr fraglich. Ich glaube nicht daß Blum trotz seiner dort citirten verba ipsissima daran geglaubt. — Gagern ist oft, und von verschiedenen Seiten verschieden aufgefaßt worden. Man ist wol nur darin einverstanden daß er sich selbst begraben. Es verschlägt daher wenig wenn ich auch à peu près mein eigenes Urtheil in Althaus' Skizze finde, Andere werden doch anders urtheilen. „Unedel war er nicht, und kein Verräther!" Die Mittelmäßigkeit und Halbheit deutscher Größe und deutschen Elends gipfelte sich in ihm zu, er war und bleibt die Spitze der deutschen Majorität, die einzige typische Persönlichkeit unter so unendlich vieler Spreu. Aber ein Verräther ist er niemals gewesen, denn er hat bestimmt nie gegen seine Ueberzeugung gehandelt. — Gottfried Kinkel ...... Ich habe die Charakteristik mit Interesse gelesen, obgleich gestern die Zeitungen berichteten der Gequälte sei den Folterern entflohen. Hierüber gibt es nur eine Stimme: es war unwürdig wie man diesen Mann behandelte. Und wenn man weiß, was allerdings nicht in alle Kreise gedrungen ist und mit größter Sorgfalt vertuscht wurde, daß nie ein Todesurtheil für ihn existirt hat, daß das Standgericht ihn zu sieben Jahren Festung verurtheilte und nur die durch keine gesetzliche Bestimmung gerechtfertigte Bemerkung hinzufügte: sein Bildungsgrad bedinge in der Execution des Urtheils eine Verschärfung; wenn man ferner weiß daß man ihm noch vor dem Richterspruche die „Gnade" garantiren wollte, wenn er eine entwürdigende Erklärung, die bereits fertig lag, zu unterzeichnen geneigt sei; wenn man Dies und eine Menge anderer Zwischenspiele, bei denen fast nur eine gewisse „fromme" Clique agirte, kennt, so kann man in der That nicht anders als mit Entrüstung von diesem traurigen Factum reden. Und was ich hier schrieb ist verbürgt, wir werden jedenfalls bald in einer von Kinkel selbst verfaßten Schrift die Bestätigung meiner Angaben lesen können. Der erste Versuch einer Evasion aus dem Gefängnisse in Spandau wurde durch einen Zufall vereitelt; es läßt sich erwarten daß von Seiten der Regierung nun Nichts gethan wird des ihr gewiß lästigen „Sträflingdichters" wieder habhaft zu werden. Ich mag es nicht entscheiden ob Althaus rechtthut Kinkel sich ganz aus sich selbst entwickeln zu lassen; aber ich glaube daß die Verhältnisse und mehr noch jene seltene Frau, ein Gemisch seelenvollster, tiefster Innigkeit und zuckender Heftigkeit, bei seinem Werden geradezu formend gewirkt haben. — Julius Fröbel der den Reigen schließt ist vielleicht das treueste Portrait — und das am meisten frei gefaßte.

In den „Deutschen Idealen" legt der Verfasser seine eigenen Hoffnungen neben denen der Parteien, die ihm, obgleich er seine Feder eine demokratische nennt, alle mehr oder weniger fremd sind, in einer Reihe gutgeschriebener, nur etwas gedehnter Aufsätze nieder. Er ist eben selbst ein humaner Idealist, und jener Gedanke der Versöhnung den er schon früher ausgesprochen dominirt bewußt und unbewußt auch wo er zu zürnen scheint.

Sagen wir es nun noch gerade heraus: der Verfasser ist trotz alledem und alledem ein echter Deutscher in gewissem Sinne. Er hat Gefühl für Leidenschaft, aber sie wird in ihm so wenig Fleisch als sie es noch je in einem Deutschen von — gründlicher Schulbildung geworden. Es ist nicht Mangel an Kraft, nur Mangel an übermächtiger Kraft, aber die geschriebene Kraft verträgt neben aller plastischen Ruhe immerhin einige Pulverkörner mehr. Daß sie hier häufig fehlen, raubt der Darstellung viel von der Frische und Lebendigkeit die wir, weil wir sie in dem Buche dort und da finden, gern allenthalben sehen möchten.

57.

Die Laune des Genies.

D'Israeli hat in seinen „Curiosities of literature" einen interessanten Abschnitt derselben, die Leiden hochbegabter Schriftsteller, umfangreich behandelt; Das aber hat er nicht gesagt daß sie hauptsächlich Folge einer ungewöhnlichen Reizbarkeit, einer nervösen Laune des Genies gewesen sind, und außer allem Verhältniß zu jeder andern ihnen untergelegten Ursache stehen. Der „göttliche Michel Angelo" war nie mit seinen Schöpfungen zufrieden, wol aber oft wüthend darüber; glaubte er eine Unvollkommenheit zu entdecken, warf er die Arbeit mit Abscheu fort, und nahm sie entweder nie wieder auf, oder fing sie neu an. Racine spricht von der Unlust mit welcher er häufig am Morgen überlesen was er Abends vorher geschrieben. Was ihn gut gedünkt, meinte er, hätte besser sein sollen, und der Muth entsank ihm es besser zu machen. In ähnlicher Weise spricht Petrarca von einer „Herzensentmuthigung", deren er sich gar nicht erwehren könne, und die ihn dann zu dem Entschlusse dränge die Literatur gänzlich aufzugeben. „Ich schmeichelte mir mit der Hoffnung", heißt es, „durch unablässige Anstrengung ein hohes Ziel zu erreichen. Aber ich weiß nicht wie es geschieht, wenn ich mich ihm am nächsten glaube, breche ich zusammen und gleite zurück; die Quelle meines Geistes ist vertrocknet; was mich früher leicht dünkte scheint mir über meine Kräfte zu gehen; ich stolpere bei jedem Schritte, und vor mir öffnet die Verzweiflung ihren Abgrund." Rousseau zerfiel dergestalt mit seinem im „Emile" aufgestellten Erziehungssysteme daß er nach dem Erscheinen des Buchs es nie mehr sehen mochte. Newton erklärte sich über den Werth seiner wissenschaftlichen Erfolge in den Worten: „Ich weiß nicht wie die Welt mich beurtheilt, mir selbst komme ich wie ein Knabe vor der am Seegestade spielt, und seine Freude daran hat wenn er mitunter einen glattern Kiesel oder eine hübschere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean der Wahrheit völlig unerforscht vor mir lag." Selbst der mühsame und fleißige Johnson empfand über die Vollendung seines großen Werks mehr Trauer als Freude. „In düsterer Einsamkeit", sagte er, „habe ich daran fort und fort gearbeitet, bis Diejenigen denen es gefallen sollte ins Grab gesunken, und Lob oder Tadel nur leere Laute für mich sind." Ebenso steht die Wirkung welche manche Bücher auf den Leser machen im geraden Gegensatze mit der Stimmung in welcher sie geschrieben worden. „Rasselas, Prinz von Abyssinien", dieses durch seinen eleganten Stil, wie durch seine Ruhe und würdevolle Haltung ausgezeichnete Buch war die unrevidirte Wochenarbeit eines guten Sohnes, der von Verlangen glühte zu seiner sterbenden Mutter zu eilen, um mit dem Ertrage seiner Arbeit sie zu unterstützen und zu begraben. Smollett, gewiß einer der erheiterndsten Schriftsteller, führte ein von Kummer, Sorgen und Täuschungen gedrücktes Leben, und konnte bei aller Bewunderung die er fand nicht die Mittel erschwingen einen zu Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit ihm verordneten Ausflug zu machen. Der Tod nahm ihm die Tochter, an welcher er mit voller Seele hing, und es schnitt ihm durchs Herz daß seine Gattin, die er zärtlich liebte, seine Entbehrungen theilen mußte. Von Mangel, Krankheit und Schmerz gebeugt schrieb er „Humphrey Clinker". Burton, Verfasser des von Witz und Gelehrsamkeit strotzenden Buchs: „Anatomie der Melancholie", hatte häufig Anfälle des schwärzesten Trübsinns, und er, die Seele jeder Gesellschaft, der den schlimmsten Hypochonder zum Lachen zwang, war außerhalb der Gesellschaft stumm und verschlossen. Cervantes schrieb seinen „Don Quixote" im Kerker, und Molière, der heitere Lustspieldichter, hieß mit Recht: Molière hypochondric. Heinrich Carey's leichte, fröhliche Gesellschaftslieder wurden überall gesungen, bei Gastmahlen und im Concerte, auf der Bühne und auf der Straße; er selbst entleibte sich.

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 303. —— 19. December 1850.

Oestreich, Preußen und England.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Das erinnert uns an die Schrift die wir unter Nr. 5 aufführten und deren Besprechung wir uns episodisch einzuschalten erlauben, um dann an die weitern Mittheilungen des Grafen Ficquelmont die übrigen denselben näherstehenden Schriften anzuknüpfen.

Jene Schrift bietet zuvörderst die Eigenthümlichkeit dar daß sie von einem in Berlin wohnenden Engländer in deutscher Sprache verfaßt und auf Gewinnung der deutschen öffentlichen Meinung berechnet ist. Sie trägt durchgehends das Gepräge eines sehr wohlmeinenden, redlichen, verständigen Sinnes, und ist einfach und schlicht, ohne Phrasenschmuck und Sophistereien geschrieben. Allerdings tritt der Verfasser als Vertheidiger Englands, soweit es dem neuern, von demselben in Bezug auf Irland beobachteten Systeme gilt, auf. Er gesteht ein daß Irland seit dem 12. Jahrhundert bis ungefähr in die Mitte des vorigen von England viel mehr als eine entfernte, durch Eroberung erworbene Besitzung denn als ein von der Natur zur Schwesterinsel bestimmtes Land betrachtet worden sei. Hätten auch einige Monarchen die Wohlfahrt Irlands eifrig erstrebt, so zeige doch die innere Geschichte dieses Landes in jenem Zeitraume klar daß die gutgemeinten Absichten der Monarchen und die guterwogenen Maßregeln ihrer Minister immer, mit fast keiner Ausnahme, in Mittel der Tyrannei und der Gewaltthätigkeit gegen die Eingeborenen verwandelt worden. Von der Reformation an habe sich der Zustand der Dinge in Irland nur noch trauriger gestaltet. Auch die Siege der liberalen Partei in England zu Cromwell's Zeit und unter Wilhelm III. gereichten den Iren nur zu verschlimmertem Drucke. Das 18. Jahrhundert brachte ihm manche Abhülfe. Der Verfasser gesteht ein:

> Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte Irland immer eine beiden Parlamentshäuser und eigene Gerichte besessen, och immer der Controle Englands unterworfen; diesen Zustand wollte sich Irland jetzt nicht mehr gefallen lassen; es oderte von England die Gestattung seiner Unabhängigkeit in egislativen und gerichtlichen Angelegenheiten — und erhielt ie. Jetzt stand Irland auf einem sehr erhabenen Standpunkt; räftig, frei, von edeln Gesinnungen durchdrungen und mit roßbritannien nur zu einem Föderalbunde verknüpft; mit England, Schottland und Wales gemeinschaftliche Treue und Gehorsam der Krone Großbritanniens zuerkennend.

Nach dieser Schilderung scheint uns folgender Uebergang etwas matt:

> Leider genügten wenige Jahre die Unverträglichkeit eines Föderalbundes mit verschiedenen Handels- und andern Interessen andentagzulegen; endlich brach die Revolution in Frankreich aus, deren Funken, bald über den Kanal hinübersprühend, den nur zu entzündbaren Stoff des irischen Misvergnügens in Flammen setzten, und es erfolgte die gräuliche irische Rebellion, erst 1798, nach mehrfachem durch die vielversprechende, wenighaltende Handlungsweise Frankreichs veranlaßten Aufschub.

Dadurch sei denn die Union nothwendig geworden, deren Zustandekommen der Verfasser etwas schönfärberisch schildert. Besser gelingt es ihm die für das Repealverlangen angeführten Gründe zurückzuweisen. Er geht dabei von der im Februar 1847 durch die Stadtbehörde Dublins bei dem Parlamente eingereichten Repealschrift aus, deren Verfasser bekanntlich O'Connell war. Diese Bittschrift behauptet zuvörderst:

> Das Recht Irlands auf eine besondere, unabhängige und heimische Legislatur und Gerichtsbarkeit auf den Grund eines anerkannten einwohnenden Rechts freigeborener britischer Unterthanen.

Er hält Dem entgegen daß ein solches angebliches Recht von Schottland, Wales oder irgend einer der Kanalinseln weder behauptet noch denselben zugestanden worden sei. Einzelnen sehr entfernten Colonien sei zwar eine besondere Legislatur gestattet worden, aber in strenger Unterordnung unter das Reichsparlament und unter wesentlichen Beschränkungen. Er weist aber auch geschichtlich nach daß Irland seit 1175 niemals staatsrechtlich als ein besonderes, von England geschiedenes Königreich anerkannt worden sei; daß die irischen Parlamente, überdem immer in staatsrechtlicher Abhängigkeit von England, eigentlich nur für die englischen Colonisten in Irland bestimmt gewesen; und daß die irischen Richter seit der Zeit wo die englischen Gesetze in Irland eingeführt wurden immer von der englischen Krone ernannt worden seien.

Indeß die Repealschrift behauptet:

> Daß jenes Recht von 1782—1800 von England anerkannt und von Irland besessen und alsdann dem letztern von England, der damals überlegenen Macht, genommen worden sei.

Sie behauptet weiter:

Daß während der irischen Independenz (1782 — 1800) Kunst und Handel dort blühten und das Land überhaupt gedieh; daß dagegen die Zeiten seit der Vereinigung mit diesem prachtvollen Bilde einen traurigen Abstich bilden; und als Folge daß Irland die Wiederherstellung seiner Rechte von Seiten Englands mit Gerechtigkeit und Billigkeit beanspruchen dürfe, indem deren Verlust und dauernde Entbehrung nur zu seinem fortwährenden und steigenden Elend führe.

Hier macht der Verfasser theils auf die äußern, in der politischen Bedrängniß Englands begründeten Veranlassungen aufmerksam die zu jenem Zugeständniß führten; theils behauptet er daß es sich in keiner Weise bewährt, und daß Irland nach der Union viel besser prosperirt habe als vorher. In der That weist er in Zahlen nach daß, was Handel und Industrie betrifft, zwar in den ersten Jahren der ersten Periode bei den meisten Artikeln sich eine Zunahme zeigt, daß aber nach deren Ablauf in jedem Artikel eine offenbar große und fortschreitende Abnahme eintrat, und daß dies Abnehmen bis zu der Zeit der Vereinigung ununterbrochen fortdauerte. Ebenso beweist er nach der Union eine bedeutende Zunahme der aus- und eingeführten Artikel; er beweist daß nicht allein Handel mit dem Auslande, sondern auch einheimischer Handel gedieh, daß „das Volk überhaupt" — ob auch in gleicher Vertheilung über alle Classen der Bevölkerung? — in den Stand kam eine größere Menge von Lebensbehaglichkeiten als es früher gekannt hatte zu genießen. Er weist weiter eine entsprechende Zunahme der Rhederei nach, deren ganzer Vortheil Irland zutheilward, sodaß dessen Schiffe sich von 1797 — 1840 vervierfacht hatten. Im J. 1800 belief sich Irlands Aus- und Einfuhr zusammen auf 10 Millionen, im J. 1840 auf 40 Millionen Pfund. Der Verfasser meint, England werde keinen Anstand nehmen Irland Unabhängigkeit zu gewähren, sobald es die Bedingungen derselben in sich entwickelt und dargethan habe. Er behauptet, England würde selbst froh darüber sein, indem es dann alle Vortheile des Handelsverkehrs mit Irland genießen, die Kosten seiner Regierung und Verwaltung aber ersparen würde. Noch sucht er die Meinung zurückzuweisen als finde die Repeal wahrhaft große Theilnahme im Volke. Was er dabei von den Meetings, den Agitationskünsten, dem Trugspiel der Adressen u. dgl. schreibt, glauben wir gern, nachdem wir im neuern politischen Leben Deutschlands so viele ähnliche Erfahrungen gemacht, und haben in seinen Schilderungen viele treffende Züge auch deutscher Vorgänge gefunden. Er macht darauf aufmerksam wie schon O'Connell, nach seinem Triumphzuge aus dem Gefängnisse, der den Höhepunkt seiner Agitation bildete, seine Hoffnungen immer mehr zurückschrauben mußte, wie sich später keine Hand erhob Mitchell zu retten, und wie 50 — 60 Constables hinreichten den O'Brien'schen Aufstand zu unterdrücken. Er behauptet: was noch von Aufregung und Gesetzlosigkeit sei, Das sei lediglich (sic!) ein Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Die Belagerung von Rheinfels. Geschichtlicher Roman von Gustav vom See. Zwei Bände. Mit einer Ansicht von St.-Goar und den Ruinen der Bergfestung Rheinfels. Leipzig, Wienbrack. 1850. 8. 2 Thlr.

Der Autor beklagt in der Vorrede daß es bisjetzt so wenig gelang deutsche Romane auf die Geschichte des deutschen Vaterlandes zu gründen, während Engländer und Franzosen es darin soweit gebracht haben. Er sucht die Ursache davon in der Zersplitterung Deutschlands, in dem Mangel eines Brennpunktes in welchem alle Strahlen zusammenflößen, alle Kräfte sich vereinten und aneinanderrieben. Die englischen und französischen Höfe haben sich, wie er meint, von jeher als den Sammelpunkt aller hervorragenden Erscheinungen des ganzen Reichs gezeigt. Fürst und Fürstin seien ein lebendiges Bild der Eigenthümlichkeiten ihres Zeitalters gewesen. Ihre Tugenden, ihre Laster, selbst ihre kleinen Schwächen spiegelten sich nicht nur auf ihre nächsten Umgebungen ab, sondern übertrugen sich auch mehr oder weniger auf die ganze Nation. Die Intriguen beider großen Höfe, das bewegte, ereignißreiche Treiben der unruhigen volkreichen Hauptstädte, die Anhäufung ausgezeichneter, berühmter und berüchtigter Männer und Frauen in ihnen, machten sie stets zum Tummelplatz aller menschlichen Leidenschaften. Die Schilderung davon in dem fremdartigen Gewande einer vergangenen Zeit, mit den Trägern schon bekannter interessanter Persönlichkeiten, in deren inneres und äußeres Leben der Leser hineinblicken kann, werden für den Romanschreiber noch lange einen dankbaren Stoff darbieten, welcher, geschickt und geistreich bearbeitet, sich immer des Beifalls eines lesenden Publicums zu erfreuen haben wird. Dagegen ist die Geschichte der kleinen deutschen Höfe an sich selbst größtentheils langweilig und einförmig, und die dort handelnden Personen sind unbedeutend und wenig gekannt, sodaß sie im Roman kaum mehr als die Stelle eines erfundenen Charakters ausfüllen können. Die Intriguen sind kleinlich, und nur verzerrte Nachahmungen jener Vorbilder. Auch die beiden großen deutschen Staaten, Oestreich und Preußen, der kaiserliche und der berliner Hof, so ereignißreich und ruhmvoll ihre Geschichte auch sein mag, bieten wenig Episoden und Charaktere welche zur Darstellung in der Form des Romans geeignet wären.

Nach solchen Ansichten des Autors ist ein Versuch alle diese Schwierigkeiten zu überwinden um so verdienstlicher, und wir freuen uns berichten zu können daß der Versuch nicht mislungen ist. Der Stoff des vorliegenden Romans ist theils einer wenig bekannten Specialgeschichte entnommen, theils aus den Archiven von St.-Goar geschöpft; die Romanheldin sogar wird als eine historische Person und ihr abenteuerreiches Schicksal als der Geschichte entlehnt bezeichnet. Alte auf geschichtliche Erinnerungen sich gründende Sitten und Gebräuche sind geschildert. Die ruhmvolle Vertheidigung der Festung Rheinfels hat lange in den Herzen der Bürger St.-Goars, welche dabei eine so große Rolle spielten, fortgelebt, und konnte blos durch die schmachvolle Uebergabe und durch die von den Franzosen zerstörte Ruine in den Hintergrund gedrängt werden. Der tapfere General Görtz ist eine Hauptgestalt und mit großer Liebe und Treue dargestellt. Der Verrath des schwachen, doch so segensreich wirkenden Landgrafen wird als entschieden angenommen; er gibt den Intriguen seiner Gemahlin und der Geistlichkeit nach, welche die Festung französischen Händen zu übergeben wünschen. Die Stellungen und Stimmungen der verschiedenen Parteien, ihre Kämpfe und Maßregeln der List sind lebendig dargestellt. Der Jesuiten wird mit Haß gedacht, und der Erzähler bemüht sich das Wirken und die Moralität des Ordens und seiner Angehörigen in dem schwärzesten Lichte darzustellen, indem er dem Pater Schleicher eine scheußliche Rolle anweist. Elisabeth, die schöne Heldin, ist ein Gegenstand von dessen Begierde, und er verfolgt die Unschuldige mit seinen Liebesanträgen und mit seiner Rache. Die katholische Mutter

gibt ihm ohne Wissen und Wollen Gelegenheit dazu; er erschleicht ihr Testament, und läßt Elisabeth's Bräutigam in einem fernen Gefängniß schmachten; er klagt die Verlassene des Kindesmords an, und sie gesteht unter der Tortur das Verbrechen ein, das sie nicht begangen hat. Sie hat, von den Rachedrohungen des Priesters geschreckt, ihr Kind in Sicherheit gebracht, und läßt sich um dessen Zufluchtsort zu bergen zum schimpflichen Tod der Kindesmörderin, den die damalige Zeit so grausam als möglich gestaltete, verurtheilen. Die Rückkehr des Bräutigams, welcher seine Flucht bewerkstelligen konnte, rettet ihr Leben und enthüllt die Schändlichkeit des Priesters, welcher sich in das französische Lager flüchtet, mit dem er schon lange in Unterhandlung stand, da er gegen reiche Bezahlung die Festung Rheinfels zu verrathen gedachte. Der geschichtliche Stoff ist mit Geschick dem romantischen einverleibt, und das Ganze bietet eine angenehme Lecture.

2. Die Familie. Blätter aus dem Leben von Maria von Gayette. Zwei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein Wort Schleiermacher's bildet das Motto des vorliegenden Werks: „Ehre die Willkür und die Eigenthümlichkeit deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe und sie kräftig leben auf Erden." Das erste Capitel: „Der Gang um Mitternacht", vergönnt einen Blick in die Herzen dreier Wesen, welche in Verhältnisse gezwängt sind für welche sie nicht passen, und wobei sie durch eine ihnen nicht zusagende Beschäftigung von dem Treiben ihres Genies und ihrer Talente abgehalten werden. Elisabeth componirt und musicirt zu nächtlicher Stunde, während sie sich am Tag den gewöhnlichsten Arbeiten des Haushaltes ihrer armen Aeltern widmen muß. Reinhold Müller möchte Gelehrter und Astronom werden, und muß im Banquiergeschäft des reichen Vaters als Commis figuriren; seine Schwester Junia aber fühlt einen großen Hang als Schauspielerin zu wirken, welchen sie natürlich unterdrücken muß. Zu nächtlicher Stunde aber ergreifen diese Drei, anstatt sich des Schlafs zu erfreuen, ihre Lieblingsbeschäftigungen, und suchen auf diese Weise das Unbefriedigtsein des Tages zu vergessen. Noch einen Unbefriedigten aber lernen wir kennen, Guntram, den zum katholischen Priester bestimmten Grafen. Er entflieht der klösterlichen Haft und sucht in der Schweiz bei einer Musterschule, wo die Kinder zur Freiheit erzogen werden, ein Unterkommen als Lehrer, während seine Verwandten sowol über diesen Schritt als über seine demokratischen Ansichten höchst aufgebracht sind. Elisabeth entflieht ebenfalls, da im älterlichen Hause nicht nur ihrem Geiste, sondern auch ihrem Herzen Gewalt angethan werden soll, indem man sie mit einem reichen Vetter verheirathen will, den sie nicht liebt. Sie findet Aufnahme bei einer Familie welche das Ideal des Familienglücks darstellt. Jedes der Mitglieder wird dort nämlich für den angeborenen, selbstgewählten Beruf entwickelt und gebildet, und jedes arbeitet auf seine Weise für die Beglückung der Menschheit. Auch Reinhold und dessen Schwester werden emancipirt von ihren unangenehmen Pflichten durch den schimpflichen Bankrott des Vaters, welcher erfolgt nachdem Junia von dem aristokratischen Anbeter verlassen und gezwungenermaßen dem Sohn eines reichen Kaufmanns angetraut worden ist. Nach der Hochzeit wird der Bankrott des jungen Gatten bekannt; beide Theile hatten sich gegenseitig betrogen und mit einer reichen Heirath ihr Haus retten wollen. Die Neuvermählten trennen sich auf immer. Junia betritt die Bühne und erhält dadurch die Ihrigen, während Reinhold von ihrem Erwerb seine astronomischen Studien fortsetzt, und in der früher bezeichneten Schule in der Schweiz sich mit Guntram und Elisabeth in gemeinsamem Wirken zusammenfindet; zuletzt werden verschiedene Ehen geschlossen, die den Ansprüchen des Herzens genügen. Junia aber bleibt unvermählt und findet ihren ersten so leichtsinnigen Anbeter wieder als er irren Geistes ist. Sie pflegt ihn bis er stirbt. Die Erzählung ist gut geschrieben, recht vernünftig verfaßt; nur fühlt man allzu sehr die Absicht, und die Tendenz ist zu wenig verborgen. Diese Tendenz ist aber eine gefährliche. Daß der Mensch nur Das ergreife wozu er Neigung hat ist allerdings wünschenswerth, und in manchen Fällen wol auch thunlich; aber es gibt auch zahlreiche Fälle wo die Pflicht etwas Anderes erheischt und vollbringt, wo der Mensch sich zufriedenstellen muß auch außerhalb des Berufs den er als den seinen erkannt zu haben meint.

3. Die barmherzige Schwester. Eine Erzählung von Albert Werfer. Tübingen, Laupp. 1850. 8. 18 Ngr.

Die einfache Erzählung behandelt das Schicksal eines jungen Mädchens, welches nach mancherlei Wirren und Trübsal barmherzige Schwester wird. Ihr Vater ist nach Amerika gereist, ihre Mutter gestorben; da führt der Zufall sie zu einem edeln Priester, der sie aufnimmt und von seiner alten Haushälterin beaufsichtigen läßt, wobei ihr liebenswürdiger Charakter sich immer mehr entwickelt. Eine zanksüchtige junge Base vertreibt sie aus dem Asyl das sie gefunden hatte, und sie sucht einen Dienst den sie in einem Gasthof findet. Ein wollüstiger Edelmann stellt ihr nach. Sie wird unter falschem Vorwand auf sein Schloß gelockt; doch noch zur rechten Zeit gewarnt verläßt sie dasselbe heimlich und gelangt nach durchreister Nacht an das Hospital der barmherzigen Schwestern, wo sie Aufnahme findet, erst als Kranke und sodann als Pflegerin. Schwere Aufgaben werden ihr gestellt um zu prüfen ob sie dem Beruf den sie erwählt gewachsen sei; sie besteht die Proben und findet Befriedigung in ihrem Wirken. Sie pflegt den Vater welcher heimkehrt aus Amerika, wo er ein Vermögen erworben hat, welches er ihr hinterläßt. Sie pflegt Lene, die boshafte Base des Priesters, und verzeiht ihr; nach zehn Jahren stirbt sie selbst, nachdem sie Befriedigung und Glück in dem frommen Wirken gefunden hat. Ihre Freunde, der Vogelhändler Wastel aus Tirol und der schwarze Höner, ein Vagabund, treten von Zeit zu Zeit in der Erzählung auf, und beeinflussen ein Leben welches reich an einfachen und natürlichen Begebenheiten ist, und welches auch so einfach und natürlich vorgetragen wird daß man beinahe glauben möchte der Verfasser habe nicht nur die Gebilde einer schaffenden Phantasie, sondern die Ereignisse eines wirklichen Lebens mitgetheilt.

4. Arwid. Ein Roman aus der Wirklichkeit von Wilhelmine von Sydow. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1850. 8. 2 Thlr.

Ein vielfach bewegtes Leben wird vor dem Leser entwickelt. Der Autor versichert daß es ein wirklich gelebtes sei, nicht Fiction, und nur Namen verändert worden. Auf jeden Fall sind Ereignisse und Persönlichkeiten des historischen Hintergrundes, worauf das romanhafte Schicksal gedeiht, wahr. Arwid, der Held, ist der Sohn eines schwedischen Großen der wegen politischer Wirren flüchten muß, und das erste Capitel enthält eine kleine Auseinandersetzung der schwedischen Zustände kurz nach Karl's XII. Tod. Vater und Mutter sterben im Ausland, und Arwid wird von einem Porterbrauer zu Stettin aufgenommen und erzogen. Als Jüngling kehrt er nach Schweden zurück um im Vaterland Dienste zu suchen, indem er jedoch seinen Namen welcher wegen des Vaters Schuld geächtet ist verschweig. Als Zuschauer eines Hofballs und gleich darauf als Zeuge einer geheimen Unterredung wird er Mitwisser einer Verschwörung, und es gelingt ihm seinen dermaligen Beschützer welcher dabei betheiligt ist zu retten. Im Militairdienst fehlt es ihm an Protection, und er avancirt nicht; weshalb er in russische Dienste tritt und nach Smolensk als Adjutant versetzt wird, wo er in Liebe zu der Tochter seines Obersten entbrennt, welche Olinka auch erwidert. Hierauf wird er nach Polen commandirt, wo er mit widerstrebendem Herzen gegen die Freiheit Krieg führt. Dort begräbt er auch einen theuern Freund, dessen unglückliche Liebesgeschichte eine interessante Episode gibt. Nach Petersburg zurückgekehrt, findet er die Geliebte wieder und gewinnt die Gunst der Kaiserin, welche ihn

mit Auszeichnung überhäuft; er widersteht indeß der Versuchung, bleibt der Geliebten treu und verschmäht es durch ein Liebesverhältniß zur Kaiserin eine Carrière zu machen. Die erzürnte Monarchin sendet ihn nach Sibirien, während seine Geliebte zu einer verhaßten Heirath gezwungen wird. Nach drei Jahren kehrt er aus Sibirien zurück und findet sogleich in Petersburg Gelegenheit zu einem Duell, indem man über seine Verbannung falsche und für ihn ehrenrührige Gerüchte verbreitet hat; er tödtet seinen Gegner und wird flüchtig. In Finnland findet er die Geliebte wieder als unglückliche Gattin eines Tyrannen, welcher Arwid nach Rußland auszuliefern gedenkt; sie aber rettet ihn indem sie ihm einen geheimen Ausweg öffnet. Arwid setzt seine Flucht weiter fort und gedenkt in dem Heere Friedrich's des Großen Dienste zu suchen. Unterwegs wird ihm seine Brieftasche mit dem Geld entwendet und er fällt einem Werber in die Hände, der ihm Geld leiht und somit für den Dienst des Königs anwirbt; er muß als gemeiner Soldat eintreten, und der strenge Dienst verschließt ihm den Weg zu Friedrich dem Großen und zu einer ehrenvollen Carrière. Er hofft indeß immer noch zu dem König zu gelangen und dadurch eine Wendung seines Geschicks herbeizuführen; ein werthvoller Ring, das einzige Vermächtniß seines Vaters, und Papiere welche seine frühern Dienste bezeugen sollen ihm dazu behülflich sein. Da brennt seine Wohnung ab, während er auf Wache steht; er sieht die Flamme und kann nicht an den Ort eilen um sein einziges Gut zu retten. Ein fürchterlicher Kampf entsteht in ihm; endlich wird er beurlaubt, aber er kommt zu spät und sinkt an dem brennenden Hause bewußtlos zusammen. Von einer benachbarten Frau, deren Kind er geliebt und im Tod gemalt hat, wird er aufgenommen und gepflegt. Seine Krankheit gibt den Grund zu seiner Dienstentlassung, und er beschließt das Talent zum Malen zur Fristung seines Lebens zu benutzen. In Italien findet er die Geliebte wieder; sie ist Witwe und reicht ihm die Hand nachdem sie ihm während einiger Zeit ihren Witwenstand verschwiegen und den so vielfach Gequälten noch etwas gequält hat. Die ganze Erzählung bietet eine reiche Abwechselung von Ereignissen. Der historische Hintergrund verleiht dem Lebens- und Charaktergemälde die verschiedenartigste Färbung. Das Geschichtliche ist klar und gedrängt dargestellt, eine Reihe interessanter Skizzen der Zeit, der Zustände und der Persönlichkeiten können der Theilnahme des Lesers versichert sein.

5. Wintergrün. Drei Erzählungen von Charlotte Haselich. Breslau, Kern. 1850. 8. 1 Thlr.

Die Verfasserin nimmt in einem Briefe an die Leser Abschied von dem Publicum. „In der Jugend", sagt sie, „hat man den Muth mit der Welt anzubinden, im Alter muß man den Muth haben mit der Welt abzuschließen." Letzteres will sie nicht ohne Abschiedsgruß vollbringen. Die vorliegenden Novellen sollen als ein solcher gelten. Sie bezeichnet dieselben als das Grün ihrer winterlichen Jahre, welches sie im Schreibtisch aufbewahrt habe und hiermit dem Publicum übergibt. „Möchte ich", sagt sie, „damit einem dringenden Bedürfniß unserer durch Aufregung durchwühlten und zerklufteten Zeit genuggethan haben. Nicht in dem Sinn wie sie es jetzt verlangt dem verwöhnten Geschmack anpassend, sondern ihn wieder auf die ruhige Bahn erheiternder Lecture leitend. Was das Leben uns bietet muß es auch verarbeiten. Das Reich der Phantasie bleibe aber unentweiht wie eine Oase in der Wüste, zum Trost und zur Erquickung des müden Pilgers." In diesen anmuthigen Erzählungen fühlt man sich der Zeit und deren Interessen entrückt, und in ein Gemüthsleben versetzt welches edle Charaktere beeinflussen, liebenswürdige Menschen beleben, und worin das Gute und das Schöne sich entwickelt und gedeiht. „Die Pflegebrüder" sowie „Hochmuth und edler Sinn" sind zwei gediegene, gehaltvolle und sehr unterhaltende Erzählungen. Eine reife und gesunde Phantasie hat dieselben erfunden und die Poesie des Lebens daran festzuhalten gewußt. Sie sind voll Wahrheit und Weisheit; man ahnet darin den erfahrenen und gereiften Sinn der Verfasserin; man liest mit Freude und mit Nutzen zugleich. Auch die dritte Erzählung: „Eine Schnellpostnovelle", ist gut und unterhaltend und wir bedauern daß die Schriftstellerin während so vieler Jahre gefeiert und dem Publicum Nichts von dem Grün ihres Sommers geboten hat, welches gewiß nach dem Wintergrün zu urtheilen Manchen erfreut haben würde.

6. Lustige Geschichten für ernste Zeiten. Herausgegeben von C. Spindler. Stuttgart, Hallberger. Zwei Bände. 1850. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wer sich gern in dem Tone und in der Gesellschaft reisender Handlungsdiener bewegt, wer Freude findet an deren faden Witzen und lockern Reiseabenteuern, wer an der Gemeinheit ohne Poesie sich erholen kann, Dem empfehlen wir die zwei vorliegenden Bände. Sie sind mit manchem humoristischen Einfall, mit komischen Situationen und mit drolligen Verwickelungen gewürzt, sie lassen Blicke thun in manche Verhältnisse, wohin nicht jedes Auge zu dringen vermag, und werden für Manchen, vielleicht sogar für zahlreiche Leser von Werth sein. Man muß zuweilen lachen über den unverwüstlichen Humor, über unbegreifliche Einfälle, über Wortspiele, Wortverwechselungen und Wortversetzungen, über Anwendung französischer Redensarten, über Caricaturschilderungen von Personenbezügen und Charakteren. Einem Genesenden dem das Denken verboten und das Lachen erlaubt ist gönnen wir vor Allem dieses Buch. Andern vermag es freilich Nichts zu bieten, es vermag nicht zu belehren, nicht zu fördern und auch nicht zu unterhalten, wenigstens nicht Leser welche zu ihrer Unterhaltung mehr bedürfen als Gemeines. Zwei reisende Handlungsdiener, welche in verschiedene Artikel machen, sind die Helden. Linchen und Binchen beglücken Beide; außerdem gibt es noch verschiedene Liebesabenteuer in den Gasthöfen. Drei Erzählungen sind eingelegt. Sie sind ebenfalls im humoristischen Ton geschrieben, aber wie das ganze Werk ohne höhere Wahrheit und ohne tiefern Werth. 12.

Mancherlei.

Wie neuerdings die Dreieinigkeit philosophisch sich geltend macht ist wohl zu begreifen. Einheit und Vielheit als Gegenbegriffe erhalten ihren Werth durch gegenseitige Beziehung; Einheit bedeutet Nichts ohne die entgegenstehende Vielheit, und diese Nichts ohne entgegenstehende jene. Beide Begriffe nun werden am einfachsten durch Zahlen ausgedrückt, nämlich Eins (Monas) und Zwei (Dyas). Indem beide Zahlen ohne ihre Gegenseitigkeit Nichts bedeuten, diese aber zugleich Ausschließung und Wechselbeziehung ist, so kann das Ausschließen und Wechselbeziehen selbst als ein Drittes, der Monas und Dyas Gemeinschaftliches aufgefaßt werden, und die Trias ist dadurch gesetzt. Letztere hat dann Dasselbe was der Monas und Dyas zukommt; die Monas ist nur was sie ist durch das Eins der Ausschließung und Wechselbeziehung mit der Dyas, und diese ist wiederum was sie ist nur durch dieselbe Ausschließung und Wechselbeziehung mit der Monas. Und nennt man nun das Eins der Ausschließung und Wechselbeziehung als Grundlage aller Begriffsverhältnisse Proceß, so ist der Proceß dreieinig, zugleich allem Denken und aller Intelligenz wesentlich.

Der schwer zu übersetzende, obgleich täglich von Lateinschülern elend übersetzte Cicero verstattet doch eine gute Gedankenversetzung für unsere Zeit, und vor einigen Jahren ließ sich mit seinen Worten gegen Catilina ausrufen: „Wie lange, Paulskirche, willst du Deutschlands Geduld ermüden?" Gegenwärtig kann dieselbe Frage in so mancher andern Beziehung gestellt werden. 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 304. —— 20. December 1850.

Oestreich, Preußen und England.

(Fortsetzung aus Nr. 303.)

In einem zweiten Abschnitte seiner Schrift untersucht Wilkinson die Beschwerden Irlands gegen England, und geht dabei von einer im J. 1843 unter dem Titel: „Eine Adresse an die Einwohner der der britischen Krone gehörenden Länder", zu Dublin erschienenen Denkschrift aus, welche gleichfalls von O'Connell herrührte. Von den bloßen Tiraden derselben absehend, beleuchtet er was in ihr an angeblichen Thatsachen aufgeführt ist. Sie behauptet einen jährlichen Rückgang der Bevölkerung um mehr als 70,000 Seelen. Gleichwol hatte sie in der betreffenden Zeit um mehr als fünf Procent zugenommen, und jene dreiste Behauptung konnte sich höchstens darauf stützen daß die Zunahme früher bedeutender gewesen war. Bekanntlich nimmt aber die Zunahme der Bevölkerung, wenn diese einen bestimmten Grad der Dichtigkeit erlangt hat, überall ab, und es ist auch gut daß Dem so ist. Im Ganzen aber hat sich die Bevölkerung Irlands seit der Union verdoppelt. Dasselbe ist mit der Häuserzahl der Fall gewesen. Weiter stellt er die großen Vorschritte ans Licht die mit dem Unterrichtswesen und der Armenpflege stattgefunden. Er erinnert an die 12—13 Millionen Pf. St. welche England 1847 der Schwesterinsel darbrachte. Wenn die Gegner behaupten daß „Irland das am schwersten besteuerte Land der Erde sei", so beweist er in Zahlen daß seine Besteuerung sich seit der Union um mehr als die Hälfte verringert habe, und daß es zu den niedrigst besteuerten Ländern Europas gehöre. (Dies freilich nach dem unsichern Maßstabe der Vertheilung der Steuern auf die Kopfzahl.) Wenn sich die Gegner darauf berufen daß Irland nach der Unionsacte nur $^2/_{15}$ der allgemeinen Staatsabgaben bestreiten sollte, so weist er nach daß es thatsächlich nur $^1/_{13}$ trägt. Er zeigt daß der Absentismus ein uraltes Uebel in Irland ist, und daß man Maßregeln gegen denselben schon seit 1377 versucht hat. Die allerdings nicht ganz abzuleugnende Beschwerde hinsichtlich der Kosten der protestantischen Kirche in Irland wird durch die Nachweisung wenigstens gemindert daß die Katholiken nur den zwanzigsten Theil zu denselben geben, was freilich auf dem Umstande beruht daß nur der zwanzigste Theil des Grund und Bodens in katholischen Händen ist, ungeachtet diese beiweitem die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. In Betreff der Klagen über mangelhafte Vertretung macht er hauptsächlich auf die zu ihrer Zeit anerkannten Mängel der Vertretung im irischen Parlament, sowie darauf aufmerksam daß England bei der Reformbill 13 Vertreter eingebüßt, Irland 5 gewonnen habe, was nun freilich nicht viel sagen will, und bespricht noch in ähnlicher Weise die Beschwerden in Betreff der Städteverfassung. Erst zuletzt und vorübergehend kommt er auf die Eigenthümlichkeiten des irischen Charakters.

Die möchten denn eigentlich die Hauptsache sein. Im Uebrigen geben wir gern zu daß durch die Darlegungen des Verfassers viele Declamationen der Gegner entkräftet werden, können uns aber doch auch nicht ganz bei seinen Anschauungen beruhigen. Einmal ist es mit diesen statistischen Nachweisungen zugenommenen Gedeihens so eine eigene Sache. Auch Macaulay hat in seinem Geschichtswerke eine schöne Ausführung, welche darlegen soll wieviel glücklicher wir seien als unsere Vorfahren vor zwei Jahrhunderten. Sie beweist allerdings daß sich Vieles in den äußern Behaglichkeiten des Lebens, Manches in den gesellschaftlichen Zuständen überhaupt sehr wesentlich gebessert hat. Es wäre aber doch möglich daß die Menschen in jenen rohern und harten, drangsalvollen Zeiten gleichwol zufriedener gewesen wären, weil sie Bedürfnisse, Wünsche, Richtungen noch nicht kannten welche seitdem erwacht sind, und weil sie sich aus manchen Beschwerden Nichts machten welche uns allerdings unerträglich dünken würden. Es wäre möglich daß, während die neuere Zeit manche den Vätern unbekannte Einsichten und Tugenden erworben hat, sie dafür anderer verlustiggging. Was die Ausführungen unsers Verfassers anlangt, so mag er immerhin eine große Zunahme der Bevölkerung und ebenso einen sehr vermehrten Wohlstand von Irland zeigen. Aber seine Tabellen geben uns keinen Aufschluß wie sich dieser Wohlstand vertheilt hat, wem er zugutegekommen ist, und ob sich nicht die Bevölkerung gerade vorwiegend in denjenigen Classen vermehrt hat denen er nicht zugutegekommen. Beachte man bei Beurtheilung der irischen Frage folgende Thatsachen. Soweit die allerdings unsichern Nach-

richten über die älteste Geschichte Irlands reichen, so hat es sich, bevor es überhaupt unter englische Herrschaft kam, in seiner Art wohlbefunden, sogar seine Zeit gehabt wo es England in der Civilisation voraus war. Darauf wollen wir jedoch kein entscheidendes Gewicht legen; denn überhaupt haben im Mittelalter manche Punkte nur deshalb geblüht, weil sich andere noch nicht zu ihrer natürlichen Bestimmung entwickelt hatten. Dagegen ist es gewiß daß die englische Bevölkerung auch auf irischem Boden gedieh und gedeiht, und daß auf der andern Seite die Iren in fremden Ländern, wenn sie es auch selten verstehen gewonnenen Reichthum lange zu behaupten, doch ihr Auskommen gewinnen und andern Nationen nicht nachstehen, daß aber, wo beide Stämme nebeneinander auf den Kreis der grünen Insel beschränkt sind, das irische Element neben dem englischen nicht zu gedeihen vermag. Hierin liegt die Hauptschwierigkeit. Der Contrast zwischen den beiden Nationalitäten ist zu groß, und beide verstehen einander zu wenig als daß die Einen die Lehrmeister der Andern werden könnten. Die Iren sind ein sehr begabtes Volk, sie besitzen manche sehr liebenswürdige Eigenschaften die den Engländern abgehen; aber in den Gaben und Tugenden, auch wol Lastern, die zu Erwerbung und Behauptung von Reichthum und Herrschaft führen stehen sie den Engländern allzu sehr nach als daß sie, in deren unmittelbare Nähe und unter ihren Einfluß gestellt, erfolgreich mit denselben zu concurriren vermöchten.

Doch kehren wir, nach dieser etwas langen Episode, zu Oestreich und dem Grafen Ficquelmont zurück. Wir finden weiter bei ihm eine in kurzen, eingreifenden Zügen gefaßte Besprechung der italienischen Frage, woraus wir Einiges extrahiren.

Die Neutralität der römischen Staaten wird von allen eifrigen Beförderern der Einheit Italiens als das Haupthinderniß derselben angesehen. Um es zu beseitigen hatte sich Gioberti das Primato idealisirt, er wollte die Einheit in die Hände des Papstes legen. Mazzini, dem sein Traum von Italiens künftiger Herstellung theuerer war als der Papst und die Kirche, wollte Beide stürzen, weil er ihre Existenz auf italienischem Boden damit unverträglich fand. Beide sind mit ihren Entwürfen und mit den Parteien deren Führer sie waren zugrundegegangen. Die constitutionnelle Partei denkt sich daß die Säcularisation des römischen Staats, mit einer den Bedürfnissen des Landes genügenden Verfassung, die Nation als politische Größe stärken würde ohne der Kirche zu schaden. Es soll jedoch der Papst in der erhabenen Stellung eines Oberhauptes der katholischen Kirche sich vor keiner Macht der Welt beugen, keine der beiden Gewalten die sich in seiner Person vereinigen darf geschmälert, noch viel weniger dürfen sie getheilt werden; diese Vereinigung bedingt aber nicht daß sie auch in der Verwaltung stattfinden müsse. Ohne Verletzung des Rechts, ohne Schmälerung der kirchlichen Autorität kann es wol geschehen daß die weltlichen Angelegenheiten des römischen Stuhls weltlich geführt werden. . . . Oestreich neigte sich in früherer Zeit zu dieser Ansicht, Oestreich hat aber gegenwärtig nur das Gewicht seiner bewährten Kraft; es hat auf Italien keinen moralischen Einfluß. Frankreich und England sind die einzigen Mächte welche einen solchen üben. Wie und wohin soll aber die Bewegung geleitet werden? Wenn beide Mächte vereint auftreten, führen sie da dieselbe Sprache? Der Begriff der Gleichheit ist Grundlage, Fundamentalprincip aller Verfassungen Frankreichs seit 60 Jahren. Die englische Verfassung ist eigentlich nichts Anderes als ein beständiger schiedsrichterlicher Vergleich zwischen allen gesetzlich im Lande bestehenden Ungleichheiten. Die Vereinigung ist nur in der Aehnlichkeit unserer Formen möglich. Warum will man aber diese nach demselben Zuschnitt gebildeten Formen allen Staaten aufzwingen? Ist Das Freiheit? Liegt denn nicht nothwendigerweise der Begriff der Mannichfaltigkeit in dem der Freiheit? Und wenn auch zwischen dem englischen Parlament und einer französischen repräsentativen Versammlung einige der äußern Erscheinungen sich ähnlich sehen, gibt es wol etwas Unähnlicheres als das innere Wesen dieser politischen Körper?

Das ist Alles recht wahr, und es ist dabei recht freundlich von dem Grafen daß er annimmt England und Frankreich wollten einen beruhigenden Einfluß auf Italien üben. Wenn sie nun aber zufällig und gelegentlich einen beunruhigenden darauf üben wollten, so würde auf ihre Uebereinstimmung im Wesen der Dinge Nichts mehr ankommen. Zum Unruhestiften genügt das politische Formen- und Phrasentrugspiel, ja ist gerade recht dazu gemacht. Weiter erörtert er die Staatenvertheilung in Italien geschichtlich und politisch. Er sagt dabei:

Denke man sich von einer Seite Neapel ohne Sicilien, von der andern die Lombardei unbedingt preisgegeben, und es frage sich jeder Italiener der keinen Glauben an die Einheit der Mazzini'schen Republik hat, ob Italien bei einer solchen neuen Gebietseintheilung nicht schwächer geworden wäre als bei der früher bestandenen? Italien, von beiden Seiten vom Meer umflossen, zur Hälfte eine langgedehnte enge Landzunge, überall jedem Kriegsschiffe, wie jedem fremden Meere offen, hat in sich keine andere Wehrkraft als in Oberitalien und in seinem südlichen Theile; diese Wehrkraft ist jedoch in keinem Verhältniß zu jener der mächtigen Nachbarstaaten; sie ist nur ein Gewicht in den allgemeinen politischen Berechnungen; nimmt man noch dieses Gewicht hinweg, so fällt das noch mehr zerstückelte Italien fremder Willkür ganz anheim. Es lag immer zu allen Zeiten in der Politik der Großmächte die Bildung kleiner Staaten zu begünstigen; solche Staaten bedürfen eines Schutzes, und um sich desselben zu versichern erklären sie sich als politische Alliirte. Es kann Niemand weder Frankreich noch England verdenken Italien und Deutschland gegenüber einem solchen Systeme zu folgen. Es herrscht zwischen den Absichten die man England und Frankreich zumuthen kann ohne sie in irgend einer Beziehung zu verletzen, nämlich daß sie die Bildung kleiner Staaten begünstigen wollen, und den politischen Bewegungen an deren Spitze sich diese zwei Großmächte gestellt haben, ein Widerspruch. Die kleinen Staaten bedürfen in friedlichen Verhältnissen zur Erhaltung ihrer Existenz als Staaten der größten innern Ruhe; sie sind nicht fähig die innere Bewegung der großen modernen Staatskörper zu ertragen, immer gezwungen sich an ein anderes mächtigeres Leben anzuschließen, verlieren sie das eigene, und gehen darüber als Individualität zugrunde. Wer politisches Interesse hat sie zu bilden und folglich sie zu erhalten, sollte, statt sie in eine für ihren beschränkten Wuchs nicht passende innere Bewegung zu ziehen, sie vielmehr davon fernhalten; denn es kann ihnen dabei keine andere Zukunft bevorstehen als Einverleibung oder eine ganz abhängige Föderation, bei welcher sie eigentlich nur noch den Namen eines Staats behalten werden.

Eine solche Föderation ist viel schlimmer als eine wirkliche Einverleibung; sie hat alles Drückende einer solchen ohne ihre Vortheile; die Bürger des kleinen Staats haben dann alle Miseren eines solchen um so schlimmer fortzutragen als es dem Staate in seiner Abhängigkeit an jedem selbständigen Impulse mangelt, und

haben doch keinen Theil an den Vortheilen des Großstaats, keinen Einfluß auf seine Bestimmungen. Schon das alte Rom hätte kein so leichtes Spiel in Griechenland gehabt, wenn nicht die kleinen Republiken desselben in vielfältiger Erfahrung erkannt hätten was es sei unter einer Hegemonie zu stehen, und daß das Joch des Bruders am härtesten und widerwärtigsten drückt. Der Hegemone freilich läßt sich das Verhältniß gern gefallen, und ihm wird ein Vasallenstaat oft weit bequemer sein als eine Provinz die er nicht blos zu nützen, sondern für die er auch zu sorgen hätte, und mit deren Schulden und Lasten er sich beladen müßte.

Der Verfasser geht nun auf die innern Verhältnisse Oestreichs ein. Er sagt zuvörderst:

Das allerhöchste Patent vom 15. März 1848 hatte alle Wünsche die sich ausgesprochen hatten schneller erfüllt als man es hatte hoffen können; die sich drohend ankündigende Bewegung hatte sich plötzlich in Aeußerungen des Dankes und des Vertrauens verwandelt. Wenn man damals Oestreich vor fremdem Einflusse hätte bewahren können, was Revolution wurde wäre eine gründliche, vernünftig vorsichgehende Reform des ganzen Staats geworden.

Und setzen wir hinzu, es wäre dann auch keine Reaction nöthig geworden. Im Uebrigen lag das Uebel nicht blos in den unableugbaren fremden Einflüssen, über welche der Verfasser Manches beibringt, sondern auch in der politischen Unreife und Befangenheit der tongebenden Classen des Volks, welche sich seit langer Zeit gewöhnt hatten, nicht in der Wissenschaft des Wirklichen und des Möglichen, sondern in einer belletristischen Phrasen- und Journalpolitik die politische Bildung zu suchen, und noch in allen Vorurtheilen des naiven Liberalismus befangen waren. Vielleicht daß schon die Märzerrungenschaften für Oestreich ein zu starker Schritt waren. Die Maieroberungen waren völlig und unbedingt vom Uebel. Wir erinnern uns sehr wohl daß wir, ein ferner und unbetheiligter Beobachter, im Anfange wenigstens für Oestreich, wenn auch nur für dieses, von der Revolution Günstiges hofften, daß aber diese Hoffnung fast auf Null sank, als sich schon nach zwei Monaten zeigte daß das wiener Volk die Freiheit nicht zu ertragen vermochte, nicht zu benutzen verstand, sondern im raschesten Schritt zum Misbrauch eilte.

Außer den auf die deutsche Frage bezüglichen Stellen, welche bewähren daß die östreichische Regierung in derselben unter allen sonstigen innern politischen Wechseln mit einer Offenheit und Consequenz verfahren ist die sich bekanntlich nicht bei allen deutschen Regierungen hat bemerken lassen, sind in dem übrigen Theile der Schrift besonders die Stellen bemerkenswerth welche die Katastrophe betreffen die der damaligen amtlichen Wirksamkeit des Grafen ein Ende machen. Sie führen uns ein Gemälde von Roheit, Tücke, Lügenwesen und auf Seite der zum Schutze der Autorität verpflichteten Behörden eine Schwäche und selbst Falschheit vor, wie das Alles in jenen Zeiten nur zu oft und an zu vielen Stellen vorgekommen ist.

Der Hauptgegenstand namentlich der Schrift Nr. 3, und die Nationalitätsfrage wird von dem Grafen Ficquelmont gleichfalls berührt. Er sagt darüber:

Die Idee des Staats ist beschränkt durch die verschiedenen veränderlichen Verhältnisse seiner Bildung; der Staat ist der complicirteste Begriff den der Verstand aufzufassen hat, und die leidenvolle Geschichte der Menschheit beweist wie schwierig diese Auffassung sei. Die Idee der Nationalität ist dagegen eine einfache, sie hat keine andere Beschränkung als die anderer Nationalitäten. Darum ist aber auch der Kampf ihr Wesen, und dieser Kampf wird überall ausbrechen wo der Begriff des Staats nicht als Vermittler auftritt. So ist es seit langem in Oestreich geschehen. Der Staat mit dem wenn auch nicht verkündeten, doch stets angestrebten Gesetz der Gleichberechtigung ist als Friedensstifter eingeschritten, und unter dem Schutze dieses Gesetzes, soweit es Geltung gewonnen, hatte der Kampf der politischen Kräfte aufgehört. Der Kampf der moralischen Kräfte wird freilich durch jene Gleichberechtigung nicht gebannt ... Der Gebildete soll nicht zum Stillstande gezwungen werden weil Andere ihm nicht nachkommen können.

(Der Beschluß folgt.)

Glaube ohne Sorge.

Geistvolle und ungläubige Franzosen, bemerkt Wagner, beneideten den Araber um das Glück eines Glaubens welchen nie ein Schatten von Zweifel trübt, und freilich: „Der Araber, wie alle Wilden, mißt seine Wünsche nur nach sinnlichwirklichen Gegenständen, und verpflanzt idealisirte Güter und Genüsse in die künftige Welt. Der Orientale sieht im Paradiese Palmen von Gold, auf ihren Zweigen Bulbul, den arabischen Sängerkönig mit purpurfarbenem Gefieder, Verse des Korans trillernd, an den Palmen hängen Krystallglocken, durch einen Wind vom Throne Allah's bewegt. Auch bewohnen jene Welt schöne schwarze, ewig jungfräuliche Wesen, so rein daß ein Speicheltropfen ihres Mundes hinreicht das Meer vom Salz zu befreien. Wäre nicht unsere Geistesrichtung eine ganz andere, und könnte man bei dem Tausche die ganze Einfalt und Innigkeit des arabischen Glaubens erkaufen, es wären wol alle Zweifler des civilisirten Welttheils zu diesem Tausche bereit. Der Koran ist mit seinen Widersprüchen, seiner häufigen Zweideutigkeit für dessen Anhänger ein gar bequemes Buch. Jenes schauerlich richtende, von unserer Willenskraft unabhängige Gefühl das man Gewissen nennt ist dem Araber so ziemlich fremd, und es gibt keinen Uebelthäter der die göttliche Barmherzigkeit nicht für größer hält als sein Verbrechen."

Treffend wird mit diesen Worten der Mohammedanismus geschildert, und seine große Wirksamkeit begreiflich, zugleich das Furchtbare desselben. Glaube ist Grundlage aller Religion, Einfachheit und Verleiblichung des Inhalts begründen ihn fester. Mit Entleiblichung scheint Verlust an Kraft einzutreten, also bei einem von sinnlichen Vorstellungen gereinigten Glauben, und nur selten hat der letztere sich in der Geschichte gezeigt; dann allerdings in seiner herrlichsten Gestalt. Katholicismus kennt viel Leibliches, aber kommt darin dem Islam beiweitem nicht gleich, welcher durch Hinstellung des einfachsten Bekenntnisses ein Paradies sichert, kein Fegefeuer fürchtet, welches zwar durch Ablaß verkürzt werden kann, doch wogegen der Himmel mit Gesängen der Heiligen keine volle Entschädigung bietet. Sind zugleich des Arabers Leidenschaften nach allen ihren Wurzeln durch Religion gerechtfertigt, fehlt demnach ein entschieden sittliches Gebot, so erschrickt man über solche religiöse Gemüthsruhe, und es scheint die Bemerkung Bayle's unrichtig daß die strengsten religiösen Lehren und Vorschriften am meisten Einfluß haben und die Geister ergreifen. Inzwischen ein Strenges hat auch die mohammedanische Lehre: die pünktliche Verrichtung des Gebets, alle Tage bindend, und dadurch immerdar dem Gläubigen gegenwärtig. Der Araber versäumt Dies nie, ist aber dann aller Sorge für

Gegenwart und Zukunft ledig, du hast einen Menschen vor dir der Mildes und Hartes, Humanes und Grausames mit derselben Zufriedenheit vollbringt. Bekehrung zum Christenthum wird dadurch schwer, ja fast unmöglich; denn einem mohammedanischen Helden dünkt die Lehre weibisch, die Dämpfung des Leidenschaftlichen kahl und geschmacklos, das Paradies unsicher und öde, Glaube und Hoffnung trübselig. 16.

Bibliographie.

Aus der Junkerwelt. Vom Verfasser von „Nach der Natur." Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 3 Thlr.

Bauer, B., Die Apostelgeschichte eine Ausgleichung des Paulinismus und des Judenthums innerhalb der christlichen Kirche. Berlin, Hempel. Gr. 8. 20 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 22te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Goltz, B. F. G., Clemens von Rom. Eine Geschichte aus dem apostolischen Zeitalter. Berlin, Brandis. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Damerones oder der Dreiständekampf im 12. Jahrhundert. Berlin, Brandis. 8. 1 Thlr.

Horn, W. O. v., Gesammelte Erzählungen. 1ster Band. Mit dem Portrait des Verfassers. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr.

Klein, J. L., Ein Schützling. Lustspiel in drei Akten. Berlin, Besser. 8. 22½ Ngr.

Kloßmann, H., Erklärung der sogenannten Pronomina in der deutschen Sprache auf Grund eines von den bestehenden Sprachlehren abweichenden Princips der Sprachbetrachtung. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1 Thlr.

Kompert, L., Aus dem Ghetto. Geschichten. 2te Auflage. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kreuser, J., Der christliche Kirchenbau, seine Geschichte, Symbolik, Bildnerei, nebst Andeutungen für Neubauten. Zwei Bände. Bonn, Henry u. Cohen. 1851. Gr. 8. 4 Thlr.

Lier, H., Vielliebchen. Liederbuch eines viel liebenden Philosophen. Bremen, Schlodtmann. 1851. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meißner, A., Gedichte. 4te vermehrte Auflage. Leipzig, Herbig. 1851. 16. 1 Thlr. 27½ Ngr.

— — Ziska. Gesänge. 4te Auflage. Ebendaselbst. 1851. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Merle d'Aubigné, J. H., Die schottische Kirche in ihrem dreihundertjährigen Kampfe. Deutsche Ausgabe, besorgt und bevorwortet von O. Fiebig. Leipzig, Gerhard. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mooyer, E. F., Ueber die angebliche Abstammung des normannischen Königsgeschlechts Siziliens von den Herzögen der Normandie. Eine genealogische Untersuchung. Minden, Körber u. Freytag. Gr. 4. 10 Ngr.

O'Kelly, F., Die letzten Lebensjahre Louis Philipps König der Franzosen. Mit genauen Nachrichten über den Tod des Herzogs von Orleans, über den Besuch der Königin Victoria in Eu, seine Erlebnisse in der Februar-Revolution, Abdankung, Flucht, Aufenthalt und Tod auf dem Schlosse Richmond. Mit dem jugendlichen Portrait des Königs. Weimar, Voigt. 8. 15 Ngr.

Pangkofer, J. A., Beiträge zum Thema: Kirche und Staat. Politisch-religiöse Aufsätze. München, Franz. Gr. 8. 12 Ngr.

Ungarische Sagen und Märchen. Aus der Erdélyischen Sammlung übersetzt von G. Stier. Berlin, Dümmler. Gr. 16. 17½ Ngr.

Schmitt, K., Lord Byron's Tod. Marburg, Elwert. Gr. 12. 2 Ngr.

Segesser, A. P. v., Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Lucern. 1ster Band. 1stes und 2tes Buch: Die Stadt Lucern unter der Herrschaft der Aebte von Murbach und des Hauses Oesterreich. Lucern, Gebr. Räber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Gegründet und herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr und nach dessen Tode fortgesetzt von G. T. Rudhart. 39ster Jahrgang der gesammten, 21ster der neuen, und 1ster der neuesten Folge. 1850. 1851. München, Franz. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Weiller, K. v., Grundlegung zu Ethik als Dynamik zu einer auf die Lehre der Tugendkräfte gegründeten Lehre der Tugendgesetze. Herausgegeben von seinem Testaments-Executor. München, Palm. Gr. 8. 24 Ngr.

Werckmeister, W., Philosophische Entwicklung der Raumbestimmungen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 9 Ngr.

Widmann, A., Der Tannhäuser. Ein Roman. Berlin, Besser. 8. 2 Thlr.

Zschokke, H., Feldblumen. Eine andere Selbstschau in poetischen Gedenkblümlein. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Dietlein, W. O., Die bremische Kirche, ihre Noth, ihr Recht und ihre Pflicht. Bremen, Heyse. Gr. 8. 10 Ngr.

Die bevorstehenden großen Ereignisse des Herbstes 1850. Zusammengestellt aus den hinterlassenen Papieren der Propheten Herm. von Lehnin, Barth. Holzhausen, Jasper, des Mönchs von Werl rc. Von G. Weber. Coblenz, Reiff. Gr. 16. 3 Ngr.

Die Kirche und Schule Schleswigs im Kampfe mit der sogenannten Landesverwaltung. Actenmäßige Darstellung. Kiel, Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Platner, E., Ueber die Weltanschauungen in den jüngsten Zeitbewegungen. Festrede am 20. Aug. 1850 dem Geburtstage Sr. K. H. des Kurfürsten von Hessen Friedrich Wilhelm I. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ruf, G., Was läßt sich erwiedern auf den Vorwurf: Wir sind keine Christen? Predigt, gehalten vor der deutsch-katholischen Kirchengemeinde München am 22. Septbr. 1850. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Schauer, J. K., Der Anblick der heimgesuchten Flur. Predigt am Trinitatisfeste, den 26. Mai 1850, nach dem am 21. d. erfolgten Hagelschlage und Wolkenbruche zu Wenigenjena gehalten. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schleswig-Holstein vor dem Friedens-Congreß oder Biedermann's neue Utopia nebst einigen Allotrien. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Schmidt, J. L., Beleuchtung des landesgefährlichen Treibens des Polizeimeisters Warnstedt zu Altona und des Verfahrens der Statthalterschaft. Bremen. 8. 1¼ Ngr.

Sendschreiben an Lord Palmerston, betreffend die Schleswig-Holsteinische Frage. Aus dem Englischen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Ueberschwemmung Jena's und der Dörfer Camsdorf und Wenigenjena am 4. Febr. 1850, mit besonderer Berücksichtigung der Ueberschwemmung im J. 1784. Nebst einer Gedächtnißpredigt des J. K. Schauer. Jena. Gr. 12. 2½ Ngr.

Die Unkirchlichkeit der Residenz. Ein Nothruf der evangelischen Kirche in Sachsen. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Werner und das Wernerfest, den 24. bis 26. Septbr. 1850. Eine kurze Darstellung der Lebensverhältnisse und der hohen Bedeutung Werner's in seinem segensreichen Wirken für das Aufblühen der Berg-Akademie Freibergs und überhaupt des in- und ausländischen Bergbaues. Freiberg, Reimmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Wolters, A., Zwei Predigten, über das Gleichniß des Herrn vom unfruchtbaren Feigenbaum, und über das Wort des Apostels Paulus, daß Christus sein Leben sei. Vor der evangelischen Gemeinde zu Crefeld gehalten. Crefeld, Funcke. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 305. —— 21. December 1850.

Oestreich, Preußen und England.

(Beschluß aus Nr. 304.)

Die erwähnte Schrift Nr. 3 gehört ohne Frage zu den bedeutendern. Geben wir ihre Hauptsätze wieder, den Lesern überlassend die scharfsinnige Begründung derselben in ihr selbst nachzusehen. Der Verfasser behauptet hauptsächlich Folgendes.

Der Begriff der Nationalität hat nie so schwache Grundlagen in den Verhältnissen der Völker gehabt als eben jetzt. Die Verschiedenheit der Racen hat in Europa, das kleine Volk der Juden ausgenommen, alle Bedeutung verloren. Seit der allgemeinen Verbreitung des Christenthums kann die Religion nicht als Mittel nationneller Sonderstellung dienen; in neuerer Zeit kann es selbst die Verschiedenheit der Confessionen nicht mehr. Außer der Verschiedenheit der Race und Religion war es sicher die Seltenheit der Berührungen welche am meisten zur Erhaltung nationneller Besonderheit beitrug. Auch diese hat aufgehört. Noch besteht die Verschiedenheit der Sprache. Jedoch die Sprache allein ist noch keine Nationalität. Die Grundlage aller (?) nationnellen Bestrebungen ist das Gefühl höherer Begabung, ihr Zweck ist Herrschaft. (Auch wo sie dem Befreiungskampfe unterdrückter Nationalitäten zur Stütze dienten?) Alle nationnellen Bestrebungen stehen im directen Gegensatze mit den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit. (Das wäre kein Vorwurf wenn der Verfasser Das meint was man gemeiniglich die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit nennt. Indeß es zeigt sich später daß er allerdings einen höhern Begriff von der Sache hat.) Der Zweck aller nationnellen Bestrebungen kann nur durch die Auflösung aller bestehenden Staaten erreicht werden. Speciell auf Oestreich eingehend, sucht er zu zeigen daß das Princip der Gleichberechtigung der Nationalitäten mit dem Bestehen eines constitutionnellen Staats in Oestreich unvereinbar sei. Das Princip der Gleichberechtigung führe zum Absolutismus. (Allerdings führt er hier Manches an woraus man schließen könnte daß er selbst Das nicht für ein Unglück halten würde.) Jenes Princip könne in der östreichischen Monarchie nie vollkommen durchgeführt werden. Eine vollkommene Durchführung desselben könne keine Befriedigung gewähren. Jenes Princip müsse in seiner weitern Entwickelung nothwendig zur Auflösung der Monarchie führen. Unter allen Nationalitäten welche die östreichische Monarchie bewohnen finde sich, mit Ausnahme der Magyaren, keine deren Grenzen nicht über die Monarchie hinausreichen würden. Wie die Frage der Nationalität nicht eine ausschließlich östreichische sei, so könne sie auch nicht ausschließlich für Oestreich entschieden werden. Die zu lösende Aufgabe sei eine dreifache: die Begründung eines starken einheitlichen Staats, die Vermittelung der nationnellen, auf historisches Recht begründeten Ansprüche der einzelnen Theile der Monarchie nach den Bedürfnissen der Einheit, die Vermittelung der auf die Verschiedenheit der Sprache begründeten Ansprüche der einzelnen Nationalitäten mit dem Principe des historischen Rechts in den einzelnen Theilen, und mit den Erfodernissen der Einheit in der Monarchie. Oestreich könne auch nachdem es eine große Revolution durchgemacht das Princip des historischen Rechts nicht mit einem male aufgeben. Das Princip der Volkssouverainetät dürfe ferner die entwickelte Freiheit nicht verdrängen. (Und das Princip der Volkssouverainetät ist ohnedies ein haltloses, sein Gegensatz aber nicht der Fürstenabsolutismus, sondern die Souverainetät der Vernunft und des Sittengesetzes.) Die constitutionnelle Freiheit dürfe in Oestreich nicht auf demselben Wege gesucht werden auf dem es andere Völker gethan. (Ueberhaupt war es ein Unsinn daß auch nur zwei Völker sie auf demselben Wege suchten.)

Sehr gut stellt der Verfasser einige Gegensätze zwischen englischer und französischer Staatsansicht hervor. In Frankreich verstehe man unter Freiheit das Recht zu regieren, und halte jede Verfassung für um so freier jemehr jeder Einzelne (scheinbar) regiere und (wirklich) regiert werde. In England sei es die erste Bedingung der Freiheit daß es keine absolute Gewalt im Staate gebe. Nach französischer Freiheitsansicht müsse es eine solche geben, und bestehe die bürgerliche Freiheit blos darin daß die Staatsgewalt im Namen des souverainen Volks und wenigstens mittelbar (was die Sache fast allemal zu einer blos nominellen macht) durch dasselbe regiert werde. Nach englischem Begriffe werde die Gleichheit darin gesucht daß jeder Bürger den gleichen Schutz des Staats genieße, sich in seinem Kreise mit gleicher

Freiheit bewegen könne, der Staatsgewalt nicht mehr unterthan sei als jeder seiner Mitbürger, und wenn einmal ein Gesetz gebracht sei, nach demselben ganz so behandelt werde wie alle Uebrigen. Nach französischen Begriffen werde die Gleichheit durch eine (scheinbar) gleiche Theilnahme an der Gesetzgebung bedingt. Die Engländer haben das Wesen und die Franzosen den Schein erfaßt. Deshalb haben die Franzosen so viele thörichte Nachäffer gefunden.

Die Schrift Nr. 2 ist wohlgemeint, nüchtern, sorgfältig abgefaßt, aber zu sehr in concrete östreichische Verhältnisse eingehend als daß wir sie im Einzelnen besprechen könnten. Im Allgemeinen steht sie der oben besprochenen nicht entgegen, indem sie nur gegen eine übertriebene Centralisation gerichtet ist, und eine billige und verständige Berücksichtigung des provinciellen Lebens bei den Verwaltungseinrichtungen empfiehlt.

Der Verfasser der Schrift Nr. 4 hat den Freunden der preußischen Unionsideen wider Willen einen schlechten Dienst geleistet. Er will den Fürstenbund Friedrich's II., und nun gar den vor der Geburt verblichenen Norddeutschen Bund von 1806 für Vorläufer der neuesten preußischen Bestrebungen ausgeben, und diesen dadurch eine Art historischer Unterlagen sichern. Indeß schon jener Fürstenbund hatte offenbar lediglich preußische Zwecke, für das übrige Deutschland nur insofern Bedeutung als er eine Art Assecuranzanstalt für die Landesherrlichkeit sein sollte, war auch weit mehr defensiver als offensiver Natur. Der Norddeutsche Bund, dessen Urkunden übrigens nicht allen Geschichtschreibern so unbekannt gewesen sind wie der Verfasser sich einbildet, war nun vollends ein bloßes Gaukelbild, durch welches Napoleon den damaligen ohnmächtigen Ehrgeiz Preußens äffte. Auf das Deutschland des Rheinbunds verzichtete jener Bund systematisch. Wäre er zum Dasein bestimmt gewesen, so hätte er eine Zerreißung Deutschlands bewirkt, und nur insofern mag er als ein Vorläufer anderer Bestrebungen gelten, dann auch allenfalls in der hochfahrenden Ungeschicklichkeit in Behandlung der gesuchten Verbündeten. 21.

Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

Heinrich IV. hatte oft zu seinen Zeitgenossen gesagt: „Nach meinem Tode werdet ihr mir gerechtwerden!" Ludwig Philipp tröstete sich ebenso, und bereits ist denn auch kurze Zeit nach dem Tode des Erbürgerkönigs ein gewichtiger Zeuge, ein Freund, ein Vertrauter des Königs aufgetreten um die Gerechtigkeit der Nachwelt gegenüber den Verleumdungen der letzten Jahre vorzubereiten. Dieser Mann ist Hr. von Montalivet. Er erinnert vor allen Dingen daran daß alle auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bezüglichen Documente in die Hände der Februarsieger gefallen, und daß bei dem plötzlichen Hereinbruch der Katastrophe es Ludwig Philipp unmöglich war auch nur das Unbedeutendste seiner Privatpapiere zu retten. Unter andern Anschuldigungen hatte namentlich die eine große Popularität erlangt: daß Ludwig Philipp in auswärtigen Banken ein großes Vermögen angelegt habe; jetzt hatten die Sieger plötzlich die Belege in den Händen. Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X. hatten Zeit gehabt ihre Geheimnisse vor dem profanen Blick der Menge zu schützen. Ludwig Philipp allein sollte so glücklich nicht sein; allein was man auch an geheimen Papieren aufgefunden hat, die gehässigsten Verleumdungen haben in ihnen gerade eine Widerlegung gefunden.

Die Schuldenmasse des Königs am 24. Febr. 1848 ist die Thatsache welche der Historiker beachten mag. Diese Schulden beliefen sich auf mehr als 31 Millionen. Und nicht eine einzige dieser Schulden hatte eine Anlage in auswärtigen Fonds zum Grunde. Nie hat Ludwig Philipp unter irgend einer Form, weder mittelbar noch unmittelbar einen einzigen Thaler aus Frankreich gehen lassen. Sein Vertrauen, seine Hingebung hatte er Frankreich gewidmet. Es ist oft in ihn gedrängt worden er möge das Erbtheil seiner Kinder zum mindesten theilweise auswärts sicherstellen, allein mit der ihm eigenthümlichen unerschütterlichen Festigkeit verneinte er alle diese Ermahnungen.

In einem Falle ward diese Festigkeit auf eine schwere Probe gesetzt. Im J. 1840, als die Heirathsunterhandlungen zwischen dem Herzog von Nemours und der Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha in der Schwebe waren, stellte der Herzog Ferdinand die Foderung daß die dem Herzog von Nemours vom Könige bestimmte Mitgabe im Auslande angelegt werden solle. „Sie leben in einem Lande der Revolutionen", sagte man dem Könige, „Sie herrschen über die veränderlichste Nation der Welt. Die Klugheit gebietet daß Sie, wenn nicht sich selbst, doch mindestens Ihren Kindern gegen neue Revolutionen eine Sicherstellung verschaffen." Aber der König erwiderte: „Soll Frankreich aufs neue leiden, so wollen wir sein Leid mit ihm tragen. Ich will mein und meiner Familie Geschick nicht von dem meines Landes trennen." Alles Drängens ungeachtet beharrte der König auf seinem Willen; er wollte lieber die von ihm gewünschte Vermählung aufgeben als von der absoluten Bedingung abgehen daß die Mitgabe auf das große Buch der Staatsschuld von Frankreich verlegt werde. Der Herzog Ferdinand mußte sich endlich fügen.

Ebenso wenig gab er zu der Ergreifung von Sicherheitsmaßregeln zu Gunsten der zukünftigen Mitgift für seine Söhne und Töchter seine Zustimmung. Hierdurch ward es möglich daß die provisorische Regierung gleichzeitig alle Güter des Königs und der Königin einzuziehen gebot, von den Waldungen der Privatdomainen bis zur Mitgift der Königin der Belgier, von dem Witwengehalte der Herzogin von Orleans bis zu dem gesammten Vermögen des Herzogs von Chartres (17,000 Francs der fünfprocentigen Rente).

Die Verlegenheiten der Civilliste und des Privatvermögens fingen schon in den ersten Tagen nach der Revolution an. Ueberall wo es Unglück gab war Ludwig Philipp der Erste der es zu lindern suchte. Als er im Begriff war den Thron zu besteigen, erfuhr er durch ein von Karl X. eigenhändig unterzeichnetes Schreiben: „daß er 600,000 Fr. in Gold brauche, und daß der Ueberbringer den Auftrag habe sie aufzutreiben." Der Herzog von Orleans antwortete: die gewünschte Summe sei zu des Königs Verfügung gestellt, und bat den Finanzminister Baron Louis die Summe auszuzahlen, indem er versprach den Staatsschatz wegen dieses Vorschusses zu decken. Seine Freigebigkeit beim Ankauf der Stuterei von Meudon ist allbekannt.

Ein Jahr darauf erfuhr Ludwig Philipp aus einem englischen Journal: es liege gegen Karl X. in Schottland ein Urtel vor, zufolge dessen nicht nur in einem Theil seiner Effecten bereits die Hülfe vollstreckt, sondern auch seine persönliche Freiheit in Gefahr sei. Einer der Gläubiger Karl's X. von der ersten Emigration her, ein Hr. von Pfaffenhofen, hatte viele Jahre hindurch die französischen Kammern mit seinen Reclamationen gelangweilt, und suchte jetzt gegen seinen königlichen Schuldner im Auslande Schutz. Sofort erhielt der Schatzmeister Jamet von Ludwig Philipp den Auftrag sich mit Pfaffenhofen zu verständigen, und zwar ohne Knauserei, schnell und verschwiegen. Es gelang Pfaffenhofen abzufinden; er entsagte dem aus jenem Urtel ihm entspringenden Recht gegen 100,000 Fr. baare Aus-

zahlung und Gewährung einer lebenslänglichen Rente von 10,000 Fr., einvierteljährlich praenumerando zahlbar. Der königliche Schuldner erfuhr hiervon Nichts; er konnte die Hand nur ahnen die von seiner Person großmüthig die Gefahr abgewendet hatte.

Einige Monate später kämpfte der König mit aller Macht seiner constitutionnellen Prärogative gegen die Annahme des Gesetzes welches den ältern Zweig der Bourbons verbannte, und die ihm angehörigen Prinzen zwang binnen Jahresfrist seine in Frankreich liegenden Besitzungen zu verkaufen. Der König hatte schon soviel erlangt daß das neue Gesetz des strengen Charakters und der gehässigen Sanction (der Todesstrafe) beraubt ward, welche in das sogenannte Amnestiegesetz gegen die Familie Bonaparte von 1816 aufgenommen war. Allein diese Milderung genügte ihm nicht. Als damaliges Mitglied des Staatsraths war Montalivet Zeuge der vielen Kämpfe die Ludwig Philipp gegen Casimir Périer führte um die gänzliche Abschaffung des Gesetzes zu erlangen. Erst dem letzten Argumente seines constitutionnellen Ministers wich er nach fünfmonatlichem Zögern; er opferte sein innigstes Gefühl dem unbeugsamen Willen Périer's, dessen Leitung ihm unentbehrlich schien. Aber darüber wachte der König mit sorgsamer Pietät daß dieses Gesetz zum mindesten Nichts weiter werde als eine Art von geschriebener Protestation. Er selbst wachte fortan über die Interessen welche die verbannten Fürsten nicht selbst mehr vertheidigen konnten. Für die Liquidation der Schulden der Civilliste Karl's X. brachte er ein Gesetz ein dessen erster Artikel lautete: „Die alte Civilliste wird auf Kosten und für Rechnung des Staats liquidirt." Sechszehn Jahre vergingen ohne daß der Graf von Chambord gezwungen ward eine einzige seiner Apanagen oder andere Besitzungen zu verkaufen, und heute noch hat er all seine Besitzungen in Frankreich.

Ebenso sprechend, vielleicht noch sprechender ist das Benehmen Ludwig Philipp's gegenüber den Napoleoniden. Bald hat er edelmüthig einzelnen Mitgliedern die Erlaubniß Frankreich zu besuchen ertheilt, bald hat er großmüthige Verzeihung gewährt, wie bei dem Attentate von Strasburg, bald half er freigebig aus drückenden Verlegenheiten, wie in den J. 1847 und 1848, wo er die Minister beauftragte einen jährlichen Credit von 150,000 Fr. von den Kammern zu verlangen, um für den ehemaligen König von Westfalen und seine Familie eine Pension zu begründen. Ja mehr noch: auch die persönliche Freigebigkeit des Königs zeigte sich thätig. Als ein Napoleonide, ein noch junger Mann, von Gläubigern hart bedrängt, verhaftet werden sollte, und dem Könige seine Verlegenheit bekanntmachte, so befreite die königliche Schatulle den Neffen des Kaisers. So war Ludwig Philipp der beständige Schutz der Fürstenfamilien, deren Anhänger ihn im eigenen Lande verleumdeten und bekämpften.

Die Leiden des niedern Volks beschäftigten den König unaufhörlich. Auch hier öffnete sich seine Hand freigebig um zu helfen. In dem Winter 1830—31 bestimmte er 2 Millionen zu Vertheilungen von Brot, Fleisch, Suppen, Kleidern und Geldspenden an die bedürftige Bevölkerung von Paris und die am meisten darniederliegenden Departements. Auch dem Handel lieh er durch das Gesetz der 30 Millionen seine Hülfe; da aber eine Menge industrieller Unternehmungen permanenter Subventionen bedurfte, so bedachte er sich nicht die Wohlthaten des Gesetzes durch persönliche Opfer, die sich auf mehre Millionen beliefen, zu vervollständigen.

Es gab aber auch noch andere Unglückliche die Hülfe brauchten. Zur Zeit der ersten Krise opferte der König über 1,200,000 Fr., um ehrenhafte Untergänge wiederaufzurichten und bedrohte Existenzen zu retten. Der König hörte daß Benjamin Constant darbe; in der Armuth konnte die Freiheit seines Geistes zugrundegehen, deshalb sandte er dem großen Publicisten ohne Verzug einen Bon von 200,000 Fr. auf seine Privatschatulle. Noch zwei andere wohlbekannte Namen machen sich unter den Capitalisten und Handelsleuten die Ludwig Philipp in dem allgemeinen Handelsschiffbruch oben erhielt bemerkbar, nämlich: Audry de Puyraveau und Jacques Laffitte. Des Erstern Credit war durch die Revolutionsereignisse gefahrvoll erschüttert. Die Entschädigungen der Stadt Paris zur Ausgleichung der in den Julitagen erlittenen Verluste, ein Antheil an der Vertheilung des durch Specialgesetz bewilligten Fonds der 30 Millionen, hatten nicht hingereicht ihn wieder zu befestigen. Ludwig Philipp rettete ihn durch eine Gabe von 200,000 Fr.

Die Lage Laffitte's bot der königlichen Großmuth eine ihrer Lage noch würdigere Gelegenheit; hier ging das öffentliche Interesse mit dem Privatinteresse Hand in Hand. Die Zukunft einer großen Zahl von finanziellen und Handelsanstalten hing von dem Schicksal ab das die Ereignisse über das Haus Laffitte bringen würden. Die Bank hatte lange diesem berühmten und durch seinen Credit mächtigen Banquier alles Vertrauen geschenkt, die Julirevolution aber legte die versteckten Wunden des Hauses Laffitte offen zutage. Um die Trümmer der ungeheuern Fiction zu retten, mußte in aller Schnelligkeit eine Summe von 10 Millionen in Gold oder Papieren kurzer Sicht, und eine Garantie auf 6 Millionen herbeigeschafft werden. Einen solchen Vorschuß von dem Gesetz der 30 Millionen zu verlangen war unmöglich. Diese sollten ja dem gesammten Handelsstand zugutekommen, und dazu war Laffitte selbst Mitglied der Regierung; er war für eine richtige Vertheilung der Summe verantwortlich.

Umsonst versuchte Laffitte den Verkauf seiner herrlichen Besitzungen; derselbe war auch zu den niedrigsten Preisen bei der allgemeinen Besorgniß der Capitalisten unmöglich. Der König bedachte sich nicht Laffitte zu retten.

Ungeachtet der persönlichen Verlegenheiten welche ihn hierdurch bedrohten, ungeachtet der fast auf eine Million geschätzten Kosten, ungeachtet der Entwerthung eines Grundstücks für das der Graf von Roy in der günstigsten Zeit 5½ Millionen zu zahlen sich geweigert hatte, kaufte der König den Wald von Breteuil, und bot, ohne daß ein Kaufpreis gefodert war, sofort 10 Millionen, weil er wußte daß Laffitte diese Summe zu seiner Rettung brauchte. Gleichzeitig verbürgte er sich nach Höhe von 6 Millionen, und erwirkte dadurch eine Gestundung seitens der Bank. Die Zeit der Gestundung verlief aber, und Laffitte konnte die versprochenen Bedingungen nicht erfüllen. Die Bank wandte sich 1832 an die Erfüllung der Civilliste und foderte Erfüllung der Bürgschaft. Der Generalintendant fodert vorherige Ausklagung des Hauptschuldners, und als die Bank für königliche Bürgschaften eine andere, von der gewöhnlichen abweichende Interpretation des Rechts verlangte, ward sie zwar von den Gerichten abgewiesen, kam aber eben dadurch in die Nothwendigkeit gegen den Hauptschuldner zu klagen. Die Klage ward erhoben, und die Gefahr war so drohend wie Ende 1830. Den drängenden Gläubigern konnte er Nichts bieten als seinen im Werth gesunkenen Grundbesitz, einige werthlose Actien und Deckungen auf lange Fristen. Der Bankrott schien unausweichlich und nahebevorstehend; der König wußte Dies ebenso wie das Publicum.

Es war im J. 1834. Laffitte hatte bereits Gott und Menschen um Verzeihung alles Dessen gebeten was er für Errichtung des Julithrons gethan. Ludwig Philipp dachte aber nur an Laffitte's bedrängte Lage, und er der von allen Königen vielleicht am öftersten verziehen, beauftragte den Generalintendanten der Civilliste seinen frühern Minister jedenfalls zu retten. Mühsame Conferenzen wurden gehalten, und infolge einer letzten vom König gewährten Zahlung verpflichtete sich schließlich die Bank dem Schuldner alle nöthigen Fristen zur Realisirung der sein Activvermögen noch bildenden Außenstände zu bewilligen. Der König zahlte nochmals 1,200,000 Fr. an die Bank, und so konnte infolge dieser königlichen Großmuth Laffitte eine Liquidation, die ohne deren Hülfe ihn zwei mal ruinirt haben würde, ruhig und vortheilhaft beenden.

Es wird nun gut wenn man diese verschiedenen Thatsa-

chen gruppirt und in Zahlen übersetzt. Unabhängig von allen der Unterstützung der Arbeit gewidmeten Ausgaben, unabhängig von allen Kosten einer Repräsentation, welche alle Classen der Gesellschaft aus dem Königthume Nutzen ziehen ließ, hatte der König gleich zu Anfang seiner Regierung eine gänzlich unvorhergesehene Ausgabe von fast 16 Millionen aufsichgenommen. Er hatte weiter eine Bürgschaft von sechs andern Millionen unterschrieben, die ihm später zu einer neuen Last von 1,200,000 Fr. wurde. Die Summe dieser Opfer beläuft sich also auf mehr denn 17 Millionen. Und als einzige Entschädigung für dieselben erhielt die Privatdomaine einen Zuwachs an Revenuen, der 1831 und 1832 sich nicht ganz auf 110,000 Fr. belief.

Nach alledem konnte man voraussehen daß die Ersparnisse der Zukunft die Freigebigkeit einer so generösen Vergangenheit nicht leicht decken würden. Im Gegentheil sollte bald die persönliche Lage des Königs noch mehr bedrängt werden. Das Gesetz vom 2. März 1832 bewilligte statt der gefoderten 18 Millionen nur 12 Millionen, die Deputirtenkammer brachte die Apanage des Hauses Orleans in Wegfall, ohne eine neue Apanage oder prinzliche Dotationen an deren Stelle treten zu lassen. Umsonst ging Casimir Périer am 3. Oct. 1831 auf die Entstehung und Geschichte dieser Apanagengüter zurück, die Kammer votirte einen Artikel wonach den Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie Dotationen bewilligt werden „im Falle der Insufficienz der Privatdomainen".

Dieses Votum regte die spätern unzähligen Gerüchte über den Reichthum Ludwig Philipp's, namentlich auch die bekannten hier einschlagenden gehässigen Insinuationen an, ja es gefährdete selbst die Politik des Königs. Allein daß der König jemals einem einzigen seiner Minister die Vorlegung eines Dotationsgesetzes zur Bedingung seines Eintritts ins Cabinet, daß er im Interesse dieser reinen Familienfrage ein Cabinet gebildet oder aufgelöst habe, Das bestreitet Montalivet. Ein einziges Ministerium ist nach ihm infolge der Zurückweisung eines Dotationsgesetzes gefallen, allein auch dieses, das Ministerium vom 12. Mai 1839, ist nur zurückgetreten vor einem Votum der Deputirtenkammer, und nicht auf Grund eines königlichen Misvergnügens.

Das erste Ministerium, das sich mit der Civilliste und der Stellung der königlichen Familie beschäftigte, ging sehr energisch auf die Erledigung dieser Angelegenheit los. Das Project Laffitte's, wie es der Deputirtenkammer am 15. Dec. 1830 vorgelegt ward, entsprach völlig den persönlichen Wünschen des Königs. Blieb Laffitte im Cabinet, so war die Annahme seiner Vorlage wol unzweifelhaft, trat er ab, so lief der Entwurf die größte Gefahr. Der König war sich Dessen völlig bewußt, aber Laffitte's Politik näherte sich mehr und mehr der der Opposition, und Laffitte sah durch sie den Frieden und den öffentlichen Credit bedroht; unbekümmert um das Schicksal des Dotationsgesetzes zögerte er deshalb nicht sich von Laffitte zu trennen, und an seine Stelle den berühmtesten Chef der conservativen Partei treten zu lassen, Casimir Périer. Unter ihm erfolgte die Reduction der Civilliste, die Beschränkung der Krondomainen, unter ihm wurde die Dotation nur eventuell bewilligt, und doch fand Périer die energischste Unterstützung bei seinem Souverain.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Astronomie.

In der Abhandlung „Schiller als Redacteur einer politischen Zeitung" in Nr. 127 u. 128 d. Bl. wird derselbe beschuldigt es für baare Münze genommen zu haben daß es einem Ungenannten in der Gegend von Riga gelungen sei endlich die richtige Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen, und mathematisch darzuthun daß dieselbe nicht etwa 20 Millionen Meilen, sondern kaum 3000 Meilen betrage, und daß der Entdecker sein Geheimniß hohen Standespersonen oder astronomischen Gesellschaften für einen angemessenen Preis mittheilen wolle.

Es war Dies aber in der That keine bloße Zeitungsente. Der Ungenannte, welcher mit seiner Entdeckung bei Standespersonen kein Glück gemacht zu haben scheint, war der russische Collegienassessor Christopher George Bencken in Riga, und veröffentlichte auf Veranlassung des Domschulrectors Snell daselbst einige Jahre später sein sogenanntes Geheimniß in einer Broschüre unter dem Titel: „Neue astronomische Bestimmung der Größe der Sonne und ihrer Entfernung von der Erde mit dazu gehörigen mathematischen Figuren" (Mitau 1784). Ob dieses Schriftchen damals bei den Astronomen Beachtung gefunden haben mag oder nicht ist uns unbekannt, eine wissenschaftliche Widerlegung mag zwar wol nicht schwer sein, doch ist die Beweisführung immer so angethan daß sie für Laien nicht blos anziehend, sondern selbst überzeugend scheinen könnte. Der Hauptbeweis des Verfassers ist nämlich von dem Winkel hergenommen welchen die Sonnenstrahlen mit der Horizontfläche machen, und er führt diesen Beweis sehr einfach aus der Erfahrung, welche lehrt daß man die Höhe eines Lichts über einer Ebene stets aus der Länge des Schattens berechnen kann den ein beleuchteter Körper wirft, vorausgesetzt daß man die Entfernung des letztern von demjenigen Punkte kennt über dem das Licht senkrecht steht. Wenn z. B. ein Licht auf einem Pfeiler von 6 Fuß Höhe stände, so würde ein auf derselben Ebene in einer Entfernung von 6 Fuß aufgestellter Stab von 6 Zoll Höhe einen 6 Zoll langen Schatten werfen. Stände das Licht 12 Fuß über der Ebene, und wäre der Stab auf der vorigen Stelle geblieben, so würde der Schatten nur 3 Zoll lang sein. Wäre das Licht in der ersten Höhe von 6 Fuß geblieben, der Stab aber um 3 Fuß näher gerückt worden, würde der Schatten ebenfalls 3 Zoll lang sein. Hätte man endlich das Licht auf 12 Fuß erhöht und den Stab um 3 Fuß genähert, so würde die Länge des Schattens nur $1\frac{1}{2}$ Zoll betragen. Daraus folgt daß man nach der Verhältnißrechnung aus der Länge des Schattens den ein Körper wirft die Höhe des Lichts über der Grundfläche des Körpers finden kann, sobald man dessen Entfernung von dem Punkte kennt auf welchen die Lichtstrahlen senkrecht fallen, d. h. über dem das Licht senkrecht steht. Diesen Erfahrungssatz wendet der Verfasser nun folgendermaßen auf die Berechnung der mittlern Entfernung der Sonne von der Erde an. Ein Stab von 6 Fuß Höhe wirft am längsten Tage Mittags unter dem 56. Grade nördlicher Breite (zu Riga) einen Schatten von $4\frac{1}{8}$ Fuß oder von $\frac{33}{48}$ seiner Länge, und da Riga von dem Wendekreise des Krebses, über welchem die Sonne am längsten Tage senkrecht steht, um etwa 32 Grad oder 480 Meilen entfernt ist, so würde wenn die Erde eine Horizontalfläche und keine Kugel wäre, die Sonne von derselben nicht weiter als $1\frac{2}{3} \times 480$ Meilen entfernt sein. Da nun aber wegen der Kugelgestalt der Erde die Horizontalebene des 56. Grads so stark von der Horizontalebene des Wendekreises abweicht daß sich beide Ebenen unter dem 40. Grade durchschneiden würden, so müßte der Schatten welcher auf der Ebene des 56. Grads über zwei Drittel des ihn formirenden Körpers beträgt, auf der Ebene des Wendekreises nur etwas mehr als ein Sechstel betragen; die Sonne kann daher höchstens sechs mal soweit von der Erde entfernt sein als Riga von dem Wendekreise des Krebses, d. i. $6 \times 480 = 2880$ Meilen. Die gewöhnliche astronomische Berechnung aus der Parallaxe verwirft Bencken, weil nach seiner Meinung die Parallaxe der Sonne durch die größere oder kleinere Distanz derselben nicht verändert werden könne, solange die Basis des Meßwinkels aus welcher sie entsteht unverändert bleibe, und Snell, der Vorredner der Broschüre, ist der Meinung: daß es bei der Beurtheilung des Bencken'schen Beweises lediglich auf Untersuchung der Frage ankomme, ob die Sonnenstrahlen geradlinig oder gebrochen auf die Erdoberfläche fallen, welches Letztere die Astronomen annehmen ohne über die Beweisführung einig zu sein.

90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 306. —— 23. December 1850.

Das Schwanenlied Esaias Tegnér's.

Es ist ein eigenes Schmerzgefühl mit welchem man ein Werk betrachtet, namentlich ein Dichterwerk, das durch den Tod des Verfassers unterbrochen ward. Man wähnt das Schauerbild des Todes aus jedem Vers, mitten unter den schönsten Bildern des Lebens auftauchen zu sehen; man wähnt schon den Ruf des Todesengels zu vernehmen der den Dahingeschiedenen erwartet.

Mit diesen Worten des großen Bischofs von Weriö ist am klarsten das Gefühl ausgesprochen das uns beherrschte als wir zum ersten male das unvollendete Gedicht des nordischen Skalden in der Ursprache in die Hand nahmen. Und jetzt, nachdem wir aufs neue Esaias Tegnér's „Gerda" in der ersten deutschen Uebersetzung gelesen und uns zu Genusse gebracht, fühlen wir aus voller Seele den großen Verlust den die Poesie der Welt, nicht des skandinavischen Nordens allein, durch den Tod des Sängers der „Frithiofssaga" erlitten. Tegnér's „Gerda" verdient den Namen seines Schwanengesangs, wenn der Dichter auch nicht mitten in der Schöpfung dieses Werks von einem unerbittlichen Schicksale überrascht worden, denn es ist seine letzte größere Arbeit, deren Vollendung, fassen wir Anlage und Geist des Gedichts ins Auge, dem Dichter hätte Bedürfniß sein müssen, wäre nicht die Alternative seines Biographen die richtige, welcher unter Anderm sagt: „Sei es nun daß sein Amt, obgleich es nicht alle seine Zeit in Anspruch genommen, seinen Sinn der Dichtkunst entfremdet hat, oder daß durch seine wankende Gesundheit seine bald fröhliche, bald schwermüthige Laune verstimmt worden ist: seit „Frithiof" erschienen ist, hat er nur gelegentlich seine Leier ertönen lassen." „Es hat diese jedoch", fährt F. M. Franzén fort, „keine Veränderung in den Tönen gezeigt, mit welchen sie gewohnt ist zugleich anzuziehen und Erstaunen zu erregen. Man hofft jedoch daß er unter andern größern Gedichten ein lange ersehntes vollenden werde, wovon er wahrhaft entzückende Proben unter dem Namen «Gerda» der schwedischen Akademie vorgelesen hat." Diese Worte des Biographen stammen aus dem Jahre 1839 und Tegnér scheint seit dieser Zeit den Griffel zur Vollendung des herrlichen Werks nicht mehr berührt zu haben. „Gerda" blieb Bruchstück. Wie das Kind nunmehr in die Welt hinausfliegt war es von dem Verfasser schon vor seinem Ueberzug von Lund nach Oestrabo bei Weriö 1827 ausgearbeitet. Er gab ihm damals die Ueberschrift: „Helgonabacken" oder „Erinnerungen an Lund". Allein der Titel „Gerda", welchen er ihm späterhin gab, ist dem Inhalt des Gedichts, bruchstücklich wie es jetzt ist, entschieden angemessener.

Unserm Gedicht, dessen Anfang im J. 1148 spielt, lag der Plan zugrunde den Milchbruder Waldemar's des Großen, Axel Hvide, den nachmals so berühmten Bischof Absalon, als zwanzigjährigen Jüngling sich in Gerda, ein Kind desselben Riesen Finn, verlieben zu lassen, der nach einer alten, hier im Prologe benutzten Volkssage Lunds Wunderdom erbaut. Aus heißer Leidenschaft für Gerda, und von heiliger Glut begeistert für ihr ewiges Seelenheil, opfert der junge Ritter die glänzenden weltlichen Aussichten die ihm in der Zukunft winken, und zu gleicher Zeit jeden Hoffnungsstrahl hin sie jemals zu besitzen, indem er nämlich, um die stolze Riesenmaid zum Christenthum zu bekehren, sich dem geistlichen Stande angelobt. Von Paris zurückgekommen, wo er unter der Aufsicht Abälard's sich der Gottesgelahrtheit beflissen, ist er, schon im dreißigsten Jahre seines Alters zum Bischof von Roeskilde, später zum Erzbischof von Lund erwählt, endlich so glücklich nicht nur Gerda, sondern auch ihren Bruder Sölve zu bekehren und zu taufen. Die Riesenschlucht des Gebirges steht verlassen, denn Sölve's Trotz baut sich auf Blekingens Grenzfelsen ein Schloß, wo nun Sölvitsburg steht; Gerda's Anmuth dagegen sucht sich einen Heimatort auf ihres Vaters ehemaligem Sitz bei Lund, dem heutigen Helgonabacken, wo sie in Absalon's schutzreicher Nachbarschaft ein Kloster gründet, in dessen Mauern sie, zur Priorin erhoben, ihren Lebenslauf beschließt. Nach des Dichters erstem Plan, den wir mittheilen werden wie er noch existirt, war Gerda's Ruhm auf vier Gesänge berechnet, deren Einleitung der schöne Prolog von Gerda's Vater bildet. Der erste Gesang: „Axel in der Riesenschlucht des Gebirges"; zweiter Gesang: „Axel's und Gerda's Liebe. Gerda's Sträuben vom Heidenthum zu lassen. Axel's Entschluß, um die Riesenmaid zu bekehren, seinen Hoffnungen zu entsagen und Geistlicher zu werden." Dritter Gesang: „Axel (Absalon) auf der pariser Universität. Macht Studien

unter Abälard. Episode von Abälard und Heloise.“ Vierter Gesang: „Eskil verläßt den erzbischöflichen Stuhl von Lund. Waldemar der Große, der eben dort ist, führt Absalon auf den Hohenpriestersitz desselben. Gerda's Bekehrung. Sie stiftet das Kloster auf Helgonabacken, dem Heiligenhügel bei Lund.“ Im Plan des Gedichts lag übrigens auch eine Schilderung der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der Zeit und des Orts; z. B. Waldemar's des Großen, Saxo's u. A. und der wichtigsten Begebenheiten jener Periode, z. B. des Aufstandes der Bauern, der berühmten Dysieschlacht u. s. w. Von diesen vier Gesängen ist nur einer vollendet, aber das Gedicht ist selbst als Bruchstück von so großer, harmonischer Wirkung daß wir auf den ersten Anblick und unbekümmert um den Plan ein volles, ganzes vor uns zu haben glauben. Erst wenn wir durch den würdigen Herausgeber der „Samlade Skrifter“ unsers Dichters den ganzen Plan und die große Tragweite seiner Phantasie kennenlernen, sehen wir daß die vorliegenden Reime nur der kühne Anlauf des Dichters war, mit dem er den großartigen Stoff erfassen wollte. Aber auch sowie uns die Dichtung gegeben ist dürfen wir uns ihrer als eines theuern Vermächtnisses freuen.

Hier wie in der „Frithiofssaga“ hat der Dichter versucht den Ton der alten nordischen Lieder anzustimmen, und wenn ein Skalde es verstanden diesen Ton in seiner ganzen Eigenthümlichkeit mit dem vollen Reize der ihm innewohnt zu treffen, so ist es Esaias Tegnér. Mit weit gewaltigerm und rascherm Flügelschlage aber als die „Frithiofssaga“ trägt uns „Gerda“ auf die Höhen altnordischer Dichtung und Weltanschauung. Wunderbar wußte Tegnér den modernen Geist und die alte Romantik zu verbinden, ja innig beide Elemente zu verschmelzen daß auch Leser deren Gaumen durch die neuere Lyrik verwöhnt ist sich durch die Lecture dieser schwerern Dichtungen, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, angesprochen fühlen werden. Ueber die hohe Macht des Gedichts, über die Großartigkeit der Anlage, die Pracht des äußern Schmucks, die tiefe Sittlichkeit des Inhalts und die frische Strömung des Worts werden die Leser d. Bl. sich leicht ein Bild machen, wenn wir ihnen den Inhalt mit den schönsten Stellen in einer Schilderung durchweben.

Tegnér leitet sein Epos, das er nicht wie bei der „Frithiofssaga“ in die Form eines Romanzencyklus gekleidet, sondern in fortlaufender, antikisirender Geschichtserzählung dem Leser darbietet, mit der Sage vom Riesen Finn ein, welches Märchen sich durch alle nordische Dichtung zieht. Der erste Gesang versetzt uns in die Gegend von Runamo, einer Anhöhe im Kirchspiel Hoby in Bleking. Dort liegt Gerda in des Frühlings Sonne:

. . . Im Hain, da pflag
Süßen Schlummers (einer Norne,
Schlummergefesselt am Zeitenborne,
Einem Liede gleich, deß Macht
Schmettert durch die Vorzeitnacht)
Kräftig, wild, und doch noch Weib,
Gerda's Riesentochterleib.
Bebend, hoch, wie Schilf im Meer,
Steht ihr nah am Haupt der Speer,
Und halb Stahl, halb Bein, am Zweig,
Hängt des Bogens Wehrschmuck, reich.
Bloß ist Fuß und Arm; doch wacht
Ihrer Schönheit holder Pracht
Züchtiglich ein Bärenfell;
Ruht, wie einst, auf — Schnee, so hell;
Um den Hals, der Wangen Gluten
Weh'n im Wind der Locken Fluten,
Wie nachtdunkeln Meeres Wellen
Eines Eilands Lenz umschwellen.

Nach dieser Schilderung der Schönheit Gerda's führt der Dichter den Helden ein, den sie mit barschem Ausdruck, ungehalten über die Störung der Waldesruhe, empfängt; ein Empfang den er ebenso trotzig erwidert. Ueber diese Begegnung erröthend, antwortet sie freundlicher:

. . . Der Riesen Freundschaft seid
Thälervolk ihr, traun, nicht werth;
Uns're Wohnung scheint, der Herd
Euch zu arm; als Gast wer naht
Findet Freundschaft früh und spat,
Einfach Essen, Bett von Stein:
Hast du Muth, wohlan, herein!

Echtgastfreundlich führt sie ihn sogleich in die Riesenschlucht, die der Epiker nun mit lebhaftem Colorit beschreibt. Eingelassen durch den Zwerg, Sohn des Nordcaps, treten sie bei dem Schein der Fackel in die innern Gemächer:

Endlich, frei, des Himmels Zinnen
Gleich, mit hundert Ampeln innen,
Thut ein Rund sich weit auf; nieder
Sinken dir die Augenlider,
Also von Metallenflimmer
Strahlt des Dachs, der Mauern Schimmer.

Mit diesem kurzen Zuge ist die ganze Herrlichkeit vor die Phantasie des Lesers gezaubert, der erfreut ist in der fernern Schilderung seine eigenen Bilder wiederzufinden, wenn der Dichter später schreibt:

Glimmerschieferig im Dunkeln
Sah man Stufen Goldes funkeln,
Blätter, Knospen, mannichfalt,
Gelblich, wie im Herbst der Wald.
Einer Silberader, lang,
Drusenreicher Erzesgang
Wand, des Felsens Flächen nach,
Sich im Kalk, traun, tausendfach:
Eine Riesenschlange, blau,
Reichen Glanzes Wunderschau.
Und der Blick, wohin er fallen
Mag, schaut Schimmer von Metallen,
Die der Kern, worum sich droben
Grüner Wälder Netze woben.
Hier in wechselnden Gestalten
Füllten sie die Felsenspalten,
Schmückten in Millionenzahl
König Mammon's reichen Saal.
Hoch, von kühner Hand gezogen,
Hing ein Bild von Bifrost's Bogen,
Siebenfarbenfeucht hoch strahlend,
In die Wolken Hoffnung malend.
Doch, wiewol der Hoffnung Zeichen,
Seine Farben rasch erbleichen;
Seine Farben hier, von Stein,
Glühten in unvergänglichem Schein,

Wie in einer armen Brust
Einstigen Glückes süße Lust.
Rosenquarz, hell, sah man, und
Dunkle Granatenbeeren, rund.
Chrysolith und Chrysopras
Sah man dann, doch matt, doch blaß.
Heller Cyanitenstein
Sah unschuldig blau darein,
Nordens Mädchen gleich; doch hoch
Unterm Funkeln dieser zog
Dunkel ein Lasur den Rand,
Und ein kunstreich Flußspathband
Lieh, weil untenhin gezogen,
Einen Veilchensaum dem Bogen.
Doch — gewaltig, hing, im Kranz,
Eines Krystalles Eisesglanz:
Unterirdischer Mondenpracht
Trüber Schimmer im Reich der Nacht,
Aehnlich Verstandes-Dämmerlicht,
Welches durch Wahnsinnsfinsterniß bricht.

Der Zwerg führt Axel nun zu der Riesen Gräbersaal, während sich Gerda an die Bereitung des Mahles für ihren edeln Gast begibt, und es mag uns interessiren der Riesentochter in die stille Häuslichkeit zu folgen, die der Dichter höchst charakteristisch zu schildern weiß:

Aber Gerda stand indessen
An dem Herd, des Gastes Essen
Rüstend. Ihre Höhe und
Niedere Arbeit gaben bunt
Sich zur Schau. Ein Tuch vor, rein,
Eines Löffels Silberschein
In der Hand, glich, traun, sie sehr
Königstöchtern im Homer.

Auf des Tisches Marmor, weiß,
Gab ein Mahl sich, köstlich, preis:
Rockenbrot von Aschenland
(Fein und weiß war's, wie die Hand
Gerda's); Butter wie Ranunkel;
Wildsauschinken, purpurn, dunkel;
Bärenbug, vom Ur die Brust;
Nordens Birkhahn, in der Luft
Höchsten Jubelrufs erschossen;
(Selig solchen Tods genossen!)
Erstlinge Hertha's im Silberrund,
Roth wie Gerda's Rosenmund;
Ihrem Busen gleich schwellend, sah'n,
Und ein Hecht, den Schweif im Zahn;
Taubeneier, bläulich, wie
Frische Austern sah man hie.
Nah doch, in der Pracht der Wand,
Silbern ein Krahnen sich befand.
„Weit", spricht Gerda's Schönheit, „steh'n
Uns des Kellers Tiefen, geh'n
Unter Städten, Wald und Flur
Bis zum Süd." Und wenn sie nur
Dreht', ergoß sich süßer Wein
In klar sprudelnd raschem Falle
In hochfüßige Krystalle.

(Der Beschluß folgt.)

Der König Ludwig Philipp und seine Civilliste.

(Beschluß aus Nr. 305.)

Wir können hier nicht die ganze Geschichte der Dotationen verfolgen; bekannt ist daß der Antrag auf eine Dotation des Herzogs von Nemours zurückgewiesen ward, und daß so die ganze Last der Dotationen auf die Civilliste zurückfiel, trotzdem daß (wie Montalivet ausdrücklich versichert) das königliche Privatvermögen durchaus unzureichend war. Im Februar 1832 brachte Dupin den reinen Eintrag desselben auf 1,300,000 Fr.; von 1840—47 erreichte das reine Einkommen nicht ganz die Höhe von 1½ Millionen. Diese Zahlen muß man mit den Ausgaben zusammenhalten welche die Prinzen und Prinzessinnen dem König nothwendig machten. Diese Ausgaben waren zweierlei:

1) Die des gemeinschaftlichen oder zurückgezogenen Lebens, als da sind Ausgaben für kleinere Bauten, Mobiliar, Tafel, Heizung, Licht u. s. w.

2) Die Pensionen, die Ehrendienstausgaben, der Marstall, die Reisen, die Geschenke, die Aufmunterungen und die Almosen welche die Prinzen bewilligten.

Die Ausgaben der letzten Art waren regelmäßig gehörig belegt, und beliefen sich in den J. 1843—47 auf 2,400,000 — 3,200,000 Fr. Die Ausgaben der erstern Art aber betrugen durchschnittlich 4,500,000 Fr. Da nun die Privatdomaine durchschnittlich einen reinen Ertrag von nur 1½ Millionen gab, so kam es daß die „Insufficienz" des Privatvermögens sich jährlich auf 3 Millionen belief. Und trotzdem ist das Gesetz vom 2. März 1832 nie zur Ausführung gekommen.

Nach alledem kann man sagen, meint Montalivet, daß die finanzielle Bedrängniß Ludwig Philipp's einen doppelten Ursprung hatte, den man kurz so zusammenfassen kann: der König hat mehr gethan als er konnte, und der Staat weniger als er hätte thun sollen!

Es bliebe nun noch über die Stellung Ludwig Philipp's den schönen Künsten Frankreichs gegenüber etwas zu sagen. Welche Stellung er in Bezug auf diese einnehmen wollte, darüber war er bei seiner Thronbesteigung sofort mit sich einig, und er ist seinem königlichen Vorsatze auch immer treugeblieben. Zunächst wendete er seine Aufmerksamkeit den Palästen der Krone zu, denen sämmtlich mehr oder weniger eine umfassende und einsichtsvolle Restauration nöthig war. Schon der Louvre und die Tuilerien boten eine ungeheuere Arbeit; beim Ausbau des Louvre war nicht nur die Krone, sondern auch der Staat und namentlich Paris interessirt. Namentlich aber beschäftigte der Palast von Versailles die Gedanken des Königs. In diesem denkwürdigen Monumente der Regierung Ludwig's XIV. hatte die erste Republik mehr als ein mal die herrlichsten Erinnerungen der französischen Monarchie verfolgt. Napoleon wollte in Versailles seine kaiserliche Sommerresidenz aufschlagen, auch Ludwig XVIII. richtete seinen Blick ebendahin, und Ludwig Philipp endlich entschloß sich die alte Wohnung seines erhabenen Ahnen für immer vor dem drohenden Wechsel der Gewalt und der Ideen zu retten. Diesen Zweck glaubte er sicher zu erreichen wenn er den Palast nur den Berühmtheiten Frankreichs weihe, und selbst die Februarrevolution, die den Thron umstürzte, hat diesem Werke Nichts von seiner Größe nehmen können. Allein dieses Werk kostete Mühe und Aufopferung; fast alle Hülfsquellen der Civilliste flossen ihm zu. Vergangenheit und Gegenwart sollten in dieser Ruhmeshalle bedacht werden.

Dem Könige lag daran die Manufacturarbeiten der Gobelins und von Beauvais mehr in die Höhe zu bringen, und deshalb beschloß er daß mehre Säle der Kronpaläste ganz mit Geweben und Tapisserien welche deren Arbeiter gefertigt geschmückt werden sollten. Zwei Maler wurden mit Fertigung der Mustercartons beauftragt; ein Saal wurde für die Regierung Ludwig Philipp's reservirt. Die beiden Künstler hatten die unter dem Commando oder in Gegenwart der Söhne des Königs in Afrika erfochtenen Siege zum Vorwurf genommen. Diese Kriegsthaten waren in Medaillons gezeichnet, die von großen Ruhmesgöttinnen getragen wurden. Die Cartons wurden dem Könige vorgelegt. „Ich danke Ihnen", sagte er, „daß Sie meine Regierung zum Vorwurf Ihrer Arbeiten genommen haben, allein mit der Art wie Sie dieselbe charakterisirt bin ich nicht einverstanden; die afrikanischen Siege gehören nicht meinem, sondern dem Ruhme meiner Söhne und meiner Armee. Auch sind Ihre Ruhmesgöttinnen zu groß ausgefallen, wie groß müßten denn dann diejenigen sein die für Marengo, Wagram und Au-

sterlitz bestimmt wären? Bleiben wir was wir sind! Wir werden um deshalb nicht kleiner sein. Lassen wir Napoleon den Glanz seiner Siege; ich begnüge mich mit den Segnungen des Friedens und den Wohlthaten der Freiheit. Stellen Sie die von mir beschützte Industrie und Landwirthschaft dar, die vollendeten oder wiederhergestellten Denkmale; setzen Sie an die Seite des auf Frankreichs Schwert gestützten Friedens das alle Verhältnisse, auch die meinen, beherrschende Gesetz; dann hoffe ich wird die Nachwelt den Grundcharakter meiner Regierung erkennen." Die Kosten der Schöpfung von Versailles gibt Montalivet auf 23,494,000 Fr. an, die Gesammtsumme aller in Bauten verwendeten Gelder auf 53½ Millionen. Es genügt für unsern Zweck diese Gesammtsumme anzugeben; Montalivet veröffentlicht eine detaillirte Aufstellung der vom 1. Jan. 1830 bis 24. Febr. 1848 verwendeten Gelder. Die 53½ Millionen zerfallen in 19,800,000 Fr. gewöhnliche Unterhaltungskosten, und in 33,615,000 Fr. für reinschöpferische, außerordentliche Arbeiten. Die letztere Summe erscheint als ein reines Geschenk der königlichen Civilliste an den Staat.

Hier ist noch zu bedenken welche Summen alljährlich der König der Direction der Museen überwies. Sämmtliche hierfür angeschaffte Kunstwerke wurden „durch Bestimmung immobiliar". Denn der Artikel 7 des Gesetzes von 1832 bestimmte daß alle auf Kosten der Krone angekauften und in den königlichen Gebäuden aufgestellten Kunstdenkmale Eigenthum der Krone sein und bleiben sollten. Diese neue Vermehrung der Staatsdomaine hat eine Ausgabe von mehr denn 10½ Millionen erfodert. Auf die Verschönerung der Parks und Gärten wurden 1,560,000 Fr. verwendet.

Zuletzt würde noch von den Kronforsten, deren Verwaltung bekanntlich zu den erbittertsten Anklagen Veranlassung gegeben hat, zu reden sein. Der König soll die Forsten ungebührlich ausgebeutet haben; hiergegen bemerkt Montalivet aber: Von 1831—47 trugen die Kronforsten acht Procent weniger als die in denselben Departements liegenden Staatsforsten ein, im J. 1849 dagegen überwog der Ertrag der erstern den der letztern. Ueberall hat der König nach Montalivet die Forsten nur verbessert, und z. B. auf das Gehölz von Boulogne, das jährlich 12,000 Fr. eintrug, jährlich 31,000 Fr. verwendet.

Ludwig Philipp hat in der Zeit vom J. 1831—48 überhaupt 8800 Hectaren anpflanzen lassen; 1350 Hectaren der alten Jagdwege ließ er abholzen und cultiviren. Das ist ebenso gut als hätte er einen neuen Forst von mehr als 10,000 Hectaren auf eigene Kosten hergestellt! Auch auf die Anlegung von Wegen verwandte er viel Sorgfalt und Geld, und oft wurden hierdurch ganze Departements zu einer einzigen großen Werkstätte umgewandelt.

Faßt man nun Alles zusammen, so ergibt sich, ganz abgesehen von den Erhaltungs- und Verbesserungskosten der Domainen im Betrag von 105 Mill. Fr., als reine außerordentliche Ausgabe für Verschönerungen und Veredlungen von 48,770,000 Fr., und zwar: für Krongebäude 33,615,000 Fr., für Domainen 1,560,000 Fr., für Paläste und Sammlungen 10,500,000 Fr., für Forste 2,715,000 Fr. und für Bodenerwerbungen 380,000 Fr. Diese Summe hätte Ludwig Philipp zu seinem Privatvortheil anwenden können, allein seine Freigebigkeit ließ sie der Nation zugutekommen. Und dennoch, klagt Montalivet, ließ die Republik auf des Königs Privatbesitzungen zur Entschädigung für den angeblich von ihm den Staatsdomainen zugefügten Schaden eine Hypothek von 25 Millionen bestellen! Aber auch dieses Verfahren bewog Ludwig Philipp nicht seine Freigebigkeit zu bereuen. Er spricht Dies in einem an Montalivet gerichteten Briefe ausdrücklich aus.

Daß diese Darstellung Montalivet's in Frankreich ungeheures Aufsehen erregen würde ließ sich erwarten, ebenso daß Reclamationen gegen dieselbe nicht unterbleiben würden. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes denke ich später auf diese Reclamationen zurückzukommen; die wenigen die mir im Augenblicke vorliegen, unter ihnen auch eine des Volksrepräsentanten Napoleon Bonaparte, sind allerdings ziemlich unerheblich. Montalivet hat die Veröffentlichungen die er dem Andenken des Exkönigs widmet noch nicht geschlossen, er verspricht den Kampf der Wahrheit gegen Irrthümer und Verleumdungen fortzusetzen, und hofft daß er durch die bisjetzt mitgetheilten Thatsachen namentlich die Vorwürfe der Hinterlist, des Egoismus, des Geizes, der Habsucht und der Verschleuderung der Krondomainen gründlich widerlegt habe. Die Feststellung dieser Thatsachen steht theils durch die Erklärungen betheiligter Zeitgenossen, theils durch die Untersuchungscommission über Verwendung der zur Krondomaine geschlagenen Forsten zu erwarten. Das Resultat der Zusammenstellung der zu hoffenden Erklärungen und der Veröffentlichungen Montalivet's wird schneller als man erwarten konnte eine historisch-treue Charakteristik des Julikönigs möglichmachen. 6.

Notiz.

Preise alter Büchereinbände.

„Nur der Sortimentsbuchhändler", schreibt das „Athenaeum", „oder wer gelegentlich Bücherversteigerungen beiwohnt, überzeugt sich von den wahrhaft tollen Preisen welche einige halbe Dutzend Käufer für gutgehaltene Bücher in Einbänden aus der alten Schule eines Roger Payne, Montague, Johnson und Kalthöber bezahlen. Es gibt Sammler von Einbänden wie von seltenen Büchern, und der Sammler und der Buchhändler aus der Provinz gewahren Das zu ihrem großen Erstaunen, wenn sie in ein londoner Auctionslocal treten, wo selbst nur einige, ihre 50 oder 100 Jahre alte vergoldete Lederrücken zum Verkaufe vorliegen. Das schlagendste Beispiel, dessen wir uns hinsichtlich der enormen Preise welche Sammler dieser Art erlegen seit vielen Jahren erinnern, kam neulich bei den Herren Sotheby und Wilkinson vor. Es handelte sich hier, wie der selige Hood gesagt haben würde, um «eine hübsche Handvoll Bücher», genug für einen Verkaufstag, alle unangelaufen vom Gas, ungedunkelt vom Rauch, und was noch besser, ungelesen, so frisch aus der Provinz, wie das hübsche Mädchen auf dem ersten Blatte von «Der Weg der Buhlerin». Da fehlte natürlich nicht der Begehr nach solcher seltenen Waare, erlesenen Einbänden, die noch kein Finger eines Buchhändlers berührt, deren Bekanntschaft noch kein Hammer eines Auctionators gemacht. Ein Exemplar von «Stow's London» (Ausgabe von 1754) in altem, vergoldetem russischen Leder erlangte 13 Pf. 15 Schill., folglich fünf Guineen mehr als ein sogenanntes gutes Exemplar bei anderer Gelegenheit gekostet haben würde. Thornton's «Nottinghamshire» in altem russischen Leder mit voll vergoldetem Rücken wurde für 11 Pf. 10 Schill. zugeschlagen; Plot's «Staffordshire» in reichvergoldetem Lederbande für 6 Pf. 12 Schill. 6 Pence; Fuller's «Worthies», ein superbes Exemplar, in altem russischen Leder, für 8 Pf. 7 Schill. 6 Pence; Chawney's «Hertfordshire» für 15 Pf. 15 Schill.; Bloomfield's «Norfolk» (fünf Bände) für 16 Pf. 10 Schill.; Pote's «Windsor» für 2 Pf. 3 Schill. Das nennen wir hohe Preise. Für einen guten «Fuller» sind 2 Pf. 2 Schill. ein anständiges Geld. Also wurde das Leder eines einzigen Bandes mit 6 Pf. 5½ Schill. bezahlt! Die Dichter gingen noch höher weg als die Topographen. Ein Exemplar von Whalley's Ausgabe des «Ben Jonson», «Kalbleder, Marmorecken von Montague», für 3 Pf., und eins von Seward's «Beaumont and Fletcher», in blank vergoldetem, altem russischen Leder — wie behauptet wurde, ungeheuer billig — für 6 Pf. Wer aber seine Bücher wegen ihres Inhalts und nicht wegen ihres Einbands kauft, wird Whalley's «Jonson» nicht mögen solange er die Ausgabe von Gifford bekommen kann, oder Seward's Ausgabe von «Beaumont and Fletcher» solange die von Dyce zu haben ist. Die Dichter wurden wegen ihrer Kleider gekauft, vielleicht weil die Käufer es für eine Seltenheit hielten daß ein Dichter gute Kleider habe." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 307. —— 24. December 1850.

Das Schwanenlied Esaias Tegnér's.

(Beschluß aus Nr. 306.)

In dieser Schilderung des Mahles reicht Tegnér unstreitig an die Homerischen Gesänge. Jeder einzelne Zug gibt ein lebendiges Bild, und schon der einzige Gedanke wie die Macht des Riesen zum Süden reicht der ihm den Wein zur Tafel liefert, ist so großartig daß wir in einer Volkssage zu blättern glauben, wo wir nicht nach dem Ursprung des Gedankens fragen dürfen, weil hier Alles die Ursprünglichkeit selbst ist, während wir dem modernen Dichter immer in die Fußstapfen der Reflexion nachfolgen können, uns gar häufig von dem Gemachten und Gesuchten aufs unangenehmste berühren lassen müssen. Gerda beut ihm nun den Becher und fodert ihn auf von seiner Heimat ihr Kunde zu geben. Er schildert mit lebhafter Färbung die große Wandelung die mit seiner Heimat vorgegangen seit das Christenthum eingedrungen. Gerda wirft einen Blick in die schöne Vergangenheit zurück, in die heidnische Zeit, an deren Naturdienst sich die Erinnerungen seiner Jugend knüpfen:

Ach, in meiner Kinderzeit
Spielt' ich dort, sah weit und breit
Unten die reichen Felder stehen,
Wo im Wind die Saaten wehen,
Und manch alter Opferhain
(Sie auch stürzen alsbald ein)
Dasteht, einer Insel gleich,
In dem gold'nen Wogenreich;
Doch die Fluten des Meers bewachen
Rings den Strand, und stolzer Drachen
Schwarzer Rücken trägt den Ruhm
In der Schildburg Heiligthum.
O ihr schönen Erinnerungen,
Wie ihr blüht in meiner jungen
Brust! Wie ihr mir süß und rein
Strahlt in lichtem Morgenschein
Fern, ach fern, auf glücklichern Auen!

Den ganzen Zauber des Bildes verwendet der Dichter nur auf die Schilderung der Weihe der Kirche, um der Heldin unsers Gedichts die hohe Bedeutung des Christenthums durch die Würde der Form, welche für den Heiden den einzigen Reiz hat, vor Augen zu stellen. Aus diesem mit epischer Breite ausgeführten Bilde einzelne Strophen herauszunehmen würde das Ganze zerstören heißen, ohne dem Leser eine Idee von der Großartigkeit desselben zu geben. Wir glauben durch andere Mittheilungen den Leser besser zur Lecture der schönen Dichtung zu reizen. Nur den herrlichen, schwungvollen Schluß der begeisterten Rede nehmen wir auf:

Doch zu ihm, zu ihm empor,
Der anführt der Sterne Chor,
Der den stolzen Menschengeist
Stolze Bahnen wandeln heißt,
Fleh', o schöne Rose, ich
Glühenden Gemüths für dich,
Daß er deines Geistes Kahn
Noch entreiße jener Bahn,
Wo auf nächtlichem Wahnesmeer
Unglücklich er treibt umher;
Daß er deinen Stolz bekehre,
Daß der blutigen Altäre
Blindem Götzendienst die heiße
Glut er deiner Brust entreiße;
Daß er dich zur goldenen Thüre
Seines Himmelreiches führe.

Gerda aber bleibt kalt; in ihrem Antlitz lag düstere Ruhe. Sie mahnt ihn sich zur Ruhe zu begeben, und schildert dem Gaste ihr eigenes Lager:

„Ich" (und rosenroth erglühte
Ihrer Schönheit Lilienblüte,
Während also sprach die Stolze)
„Ruh' und schlaf' im nahen Holze,
In der Eiche hohem Gipfel,
Die in ihrer kühlen Wipfel
Frühlingsgrüner Majestät
Thor's Thronsitze näher steht.
Frischer, lieblicher weht da,
Freier meines Athems Kühle,
Jedes Himmlische ist nah'
Dem belaubten Eichenpfühle;
Manch unsterblicher Gedanke
Schifft in gold'nem Elfenkahn
Durch den blauen Ocean
Des Gebietes ohne Schranke.

Sie eilt in die Berge und legt sich zur Ruhe, während der Gast in der Höhlenkluft weilt:

Einer rothen Rose gleich
In der Aue Blütenreich
Ruht in ihrem Eichenpfühl
Gerda's Anmuth süß und kühl,
Ihren Lockenkopf entzückt
In das Schneegefild gedrückt
Ihrer Arme. — Sieh', es nah'n
Die Zephyre nun heran,

Mit Geflüster und Gekose
In der majestätischen Eiche
Mystisch rauschendem Gezweige
Schaukeln sie in Schlaf die Rose.

Einsam sinnt unterdessen „der kühne Schütze" in der hohen Höhlenkluft, und der Dichter entwirft durch seinen Mund ein Bild des Nordens und seines Höhlennachtgeschlechts; schmerzlich gedenkt er des Religionswahnes seiner Geliebten — eine Stelle voll tiefer Wahrheit und echtreligiöser Begeisterung:

Wie sie Othin's Raben nährt
In dem düsteren Gemüth,
Das für jedes Hohe glüht!
Doch die religiösen Lehren,
Ihrer Ahnen Erbtheil, ehren,
Als die theuersten der Güter
Stets die höheren Gemüther.
Wie der Eiche Majestät
Wurzelfest im Grunde steht,
Wurzeln sie darin; zumeist,
Wenn daran der Umsturz reißt.

Die Liebe aber läßt ihn auch den Wahn der Geliebten vergessen, und vor seinen Blick tritt plötzlich in ganzer Schönheit ihr herrliches Bild:

Wohl, an heißen Gefühlen reich
Glühet ihr Gemüth, — doch gleich
Mitternächtlichem Sonnenschein
Hoch in einem Finnlandhain;
Morgenschön und anmuthreich
Locket ihr Liebesreiz, — doch gleich
Rosen, deren Kelche weh'n
An dem Abgrund: laß sie steh'n!

Der Widerstand jedoch reizt ihn, und er wünscht Nichts mehr als ihres Stolzes Adlerschwingen mit kühner Hand zu zwingen, und schließt, nachdem er sich aus seinem Aufgehen in den Liebesgefühlen wieder erfaßt hat, mit dem Wunsche:

Wär' ihr Nacken doch getauft,
Ihr Gemüth doch losgekauft,
Ach, von jenen finstern Mächten,
Welche ihre Blindheit knechten!
Herr! brich ihren Wahn in Scherben,
Laß sie deinen Himmel erben!

Während dieses Selbstgesprächs geht allmälig im Palast der Nacht — aus den Ampeln lichte Pracht — und die goldene Sternenwelt — glänzt am blauen Himmelszelt. Gerda schläft unterdessen — schwankt in ihrem Eichenpfühl, luftig, angenehm und kühl; der Dichter aber verspricht ihr Erwachen im nächsten Buche zu erzählen.

Der zweite Gesang, von welchem, wie wir oben sagten, nur noch Bruchstücke aus des Dichters Nachlaß mitgetheilt sind, beginnt mit einem Anruf an die Poesie. Sölve, der Bruder Gerda's, kehrt heim; mit wenigen Zügen ist der Recke in seiner ganzen Größe geschildert:

Auf der Schulter Reckenmacht,
Aus der dunkeln Waldesnacht
Bracht' er, eingetaucht in Blut,
Einen Bären; hochgemuth
Wehrte jener sich, bis er
Endlich unterlag dem Speer;
Unterdeß kratzt' er, zerfetzt'
Er den Schützen noch zuletzt,
Zornig im Tod zerbrach, zerbiß
Er noch manchen Jägerspieß;
Eine Spitze eines Schwerts
Schmückt' annoch des Thieres Herz,
Und gestocktes Blut umfloß
Seines Stiches rothe Ros'.

Sölve schilderte nun seine grausamen Thaten, unter Anderm: wie er ein Kloster in Brand gesteckt und den Mönchen mit glühendem Eisen Runen in den Nacken geritzt. Gegen den Schluß zeichnet der Dichter die Bekehrung Gerda's zum Christenthume:

. . . Wie die Heidenmaid der Wildniß
Manche einsam schöne Stunde
Festhing an des Weisen Munde,
Wie am Pol des Nordsterns Bildniß.

Absalon erinnert sie an ihr erstes Zusammentreffen bei Runamo, an seine Jugendleidenschaft und den Augenblick als er sich dem Dienst des Herrn zu weihen gelobte. Einige kleine Bruchstücke deuten darauf hin daß Tegnér beabsichtigte wie in der „Frithiofssaga" mit den Rhythmen zu wechseln. Durch die Vielgestaltigkeit dieser hat aber gerade die „Frithiofssaga" wesentlich an formeller Einheit eingebüßt, und wir können es nicht billigen wenn diese Mannichfaltigkeit selbst das Distichon in ihre Grenze zieht, wie im Schlusse des Gedichts:

Axel und Saxo sind Staub und Gerda's Schönheit ist Asche,
Nicht die Ruinen einmal steh'n ihres Klosters nun mehr.

Von diesem Meisterwerke der Dichtkunst liegt die erste Uebersetzung nunmehr vor in der

Skandinavischen Bibliothek. Herausgegeben von Gottfried von Leinburg. Drittes Bändchen: Gerda. Nachgelassenes Gedicht von Esaias Tegnér. Deutsch von Gottfried von Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 1850. 8. 10 Ngr.

Der Herausgeber dieser werthvollen Sammlung der besten Werke nordischer Literatur ist als ausgezeichneter Uebersetzer und Commentator der „Frithiofssaga" rühmlichst bekannt und hat durch die metrische Verdeutschung des nachgelassenen Epos unsers großen Skalden sich ein neues Verdienst um die skandinavische Literatur erworben. Die Uebersetzung ist, wie die Proben die wir aus dem Gedichte gegeben deutlich zeigen, trotz der Strenge mit der sie sich an die Form der Tegnér'schen Reime hält, leicht und flüssig, ohne auch nur das Mindeste an der dem Norden eigenthümlichen Kraft darüber einzubüßen. Selbst im Reime ist Leinburg mit außerordentlicher Consequenz zuwerkegegangen und hat, wir möchten sagen, eine nirgend von unsern Dichtern, am wenigsten aber von unsern Uebersetzern beobachtete puristische Strenge gegen sich selbst in Anwendung gebracht. Die Anmerkungen, welche durchaus zum Verständniß der Dichtung erfoderlich sind, hat der Herausgeber selbst mit großer Umsicht gesammelt und dadurch seiner Arbeit einen erhöhten Werth verliehen. Nur mit Einem können wir uns nicht einverstanden erklären: daß das Buch mit lateinischen Lettern und Minuskeln gedruckt ist. Durch

diese Form verschließt sich dem Buche, das nicht dem Gelehrten, sondern der ganzen, durch Poesie erregbaren Welt gehört, von vornherein eine große Anzahl von gebildeten Kreisen, denen diese Form eine ungewohnte, unbequeme ist und bleibt. Wir wünschen aber gerade aus diesem Grunde dem schönen Buche, das die Verlagshandlung, wie die bisherigen Bände der „Skandinavischen Bibliothek" sehr elegant ausgestattet hat, recht zahlreiche Leser, um bald eine zweite Auflage erscheinen zu sehen, die dem Herausgeber Gelegenheit böte diese unsere Ausstellung die er gewiß mit ihrer Begründung in Ueberlegung ziehen wird, zu beachten.

E. Zoller.

Nur nicht ängstlich!

Ja wohl, nur nicht ängstlich Jeder und Jede welche den Gedanken, Zeit und Mittel haben die Weltindustrie-Ausstellung in London 1851 zu besuchen, und von einer dort unter dem Titel „The philosopher's mite to the great exhibition of 1851" erschienenen Schrift hören, und daß dieses „Scherflein des Philosophen zur großen Ausstellung" die Prophezeiung einer London bevorstehenden Pest ist! Der Verfasser hat sich nicht genannt. Weil er eine medicinische Frage aufwirft, kann er Mediciner sein. Indessen kommt darauf Nichts an. Es wird sich später zeigen was er unstreitig ist. Jede Wirkung hat eine Ursache: also soll nach seiner Meinung die Menschenmasse welche nächstes Jahr nach London strömen und sich daselbst ansammeln wird die Ursache der Pest sein. Die Richtigkeit dieser schauderhaften Annahme zu erweisen, wirft er einen Blick auf den Gesundheitszustand Londons in gewöhnlichen Zeiten, räumt zwar der Wahrheit gemäß ein daß solcher für eine Stadt von über zwei Millionen Einwohner durchaus nicht schlecht, eher gut als schlecht sei, ist aber des unzielsetzlichen Dafürhaltens daß er noch besser sein würde, dafern die Stadttheile welche das eigentliche London ausmachen minder stark bevölkert wären. London, lautet demnach sein Schluß, wird durch einen hinzukommenden Menschenstrom in seinem Gesundheitszustande bedroht.

Nachdem er Dies mit Wohlgefälligkeit festgestellt, fragt er wieviel Menschen wol die great exhibition nach London locken werde, und schlägt ihre Zahl rundweg auf tausend mal tausend, so was man eine Million nennt, an. Nun, ruft er, was kann, was muß die Folge sein, wenn eine so ungeheure Masse „Animalität" plötzlich, mit Einem Schlage, in den Brennpunkt eines schon für seine dermaligen Bewohner zu engen Raums geworfen wird? Er zögert mit der Antwort. Es fröstelt ihn die Antwort zu geben. Die Haare steigen ihm zu Berge, seine Zähne klappern, er zittert wie ein Espenlaub und seiner bebenden Hand entsinkt die Feder. Dem Leser der die Schrift nicht von hinten angefangen wird angst und bange. Dicke, schwere Tropfen treten ihm auf die Stirne. Auch seine Hände zittern; aber er hält das Buch fest, läßt es nicht fallen, schlägt das Blatt um, und athmet leicht und trocknet seine Stirn, denn die angekündigte Folge soll weiter Nichts sein als die Pest. Fange nur aber immer wieder an zu zittern, kecker Leser, und nebenbei kalt zu schwitzen! Der Verfasser läßt dich noch nicht los, sein Buch ist noch nicht zu Ende. Er sattelt seinen Klepper, reitet durch England und Frankreich, durch Deutschland, Griechenland und Italien, jagt durch aller Herren Lande dem Schwarzen Tode, dem Englischen Schweiße und der Pestilenz nach, klopft wo er diese Lieblichkeiten findet triumphirend in die Hände und fragt: Wem hatte man sie zu danken? Wem anders als dem plötzlich, mit Einem Schlage erfolgten Eintreten einer ungeheuern Masse Animalität in den Brennpunkt eines schon für seine dermaligen Bewohner zu engen Raums? Ein überbevölkerter Ort, predigt er, wird zu stark „animalisirt", die Gifte vermischen sich, die Luft wird Gift, das Gift erzeugt die Pest.

Wer nun die Anwendung auf London und die Industrieausstellung liest, London kennt und die einschlagenden Verhältnisse erwägt, wird nur darüber mit sich in Zweifel gerathen ob der Verfasser das Gesagte im Ernst oder im Scherz gemeint hat? Für den Scherz ist es zu ernst, zu gewichtig; für den Ernst zu lächerlich, zu abgeschmackt. „Es ist Nichts so dumm", fällt Einem unwillkürlich ein, „was nicht ein Philosoph behauptet hat", und man setzt das Buch des Verfassers auf Rechnung seines verbrannten Gehirns.

Solches hatte ich mir erlaubt zu thun als ich im „Athenaeum" einer Anzeige der Schrift begegne, und meinen Augen nicht trauen kann daß dieses kalte, ruhige, verständige Literaturblatt den vom Verfasser behandelten Gegenstand der Presse, der Gesundheitsbehörde und der Ausstellungscommission zu ungetheilter Aufmerksamkeit empfiehlt, sich den Befürchtungen des Verfassers anschließt, und zu Abwendung der sonst unvermeidbaren Pest drei Mittel in Vorschlag bringt, welche sich durch Nichts auszeichnen als durch ihre Albernheit, und sich in der Reihenfolge durch Nichts überbieten als durch ihre Lächerlichkeit. Sie gehen dahin: 1) daß die Eisenbahndirectionen bewogen werden sollen auf Ersuchen den Zufluß von Fremden zu hemmen, d. h. nicht mehr nach London zu liefern als der Gesundheitsbehörde und der Ausstellungscommission gutdünkt; 2) daß dieselben Eisenbahndirectionen veranlaßt werden sollen für jede Tagesstunde kurze und wohlfeile von London abgehende Fahrten zu veranstalten, damit durch sie „die überflutende Civilisation gelichtet und die Einathmungs-Atmosphäre still und angenehm erweitert werde", und 3) zu erwirken daß alle Parks, Privatgärten und öffentliche Gebäude freien Einlaß gewähren.

Es kann unmöglich im „Oberstübchen" des „Athenaeum" Alles in Ordnung sein. Gesetzt die Ausstellung lockt tausend mal tausend Menschen nach London, obgleich was abgeht von der Million abgehen wird, so ist anzunehmen daß darunter höchstens ein Fünftel Ausländer, die übrigen Inländer — Schotten und Iren einschließlich — sein werden. Meint nun der „Verbrannte" und das „Oberstübchen" daß diese Million „mit Einem Schlage" am 1. Mai, dem Eröffnungstage der Ausstellung, in London einfallen und ohne Wanken bis zum 1. Nov. dem Schlußtage verbleiben wird? Oder wird sie nicht aus tausend mal tausend Gründen ab- und zugehen, im Durchschnitt Keiner sich über acht oder zehn Tage in London aufhalten? Auch ohne die Ausstellung würde ein Theil der Million nach London kommen, und da von diesem kein Jahr ein Pestausbruch befürchtet wird, dürfte er von den Pestaushauchenden in Abzug zu bringen sein. Jedenfalls verbreitet sich die Million über sechs Monate. Dividirt man darein mit sechs, so treffen 160,000 und Einige auf jeden Monat. Davon den Ausfall an der Million und die ohnedies Gekommenen abgezogen, ermäßigt sich die Summe gewiß auf 130,000. Und was sind 130,000 Menschen mehr in einer Stadt mit einem Umfange von 35 englischen Meilen? Wie wenig Einfluß können sie in Sommermonaten, den gesündesten in London, auf die Atmosphäre haben?

Höher als 130,000 schlägt wol auch der „Philosoph" selbst das Mehr der eingeworfenen Animalität nicht an, da er zur Beseitigung der Gefahr fodert, sämmtliche Fremde sollten „ein gutes Stück über London hinaus wohnen", möchten des Morgens zur Stadt kommen, müßten jedoch Abends wieder nach Hause: ein Vorschlag gegen welchen sogar im „Oberstübchen" der Gedanke dämmert daß die Ausführung einigen Schwierigkeiten unterliegen dürfte. Daran aber hat in Bezug auf seine Vorschläge das „Oberstübchen" nicht gedacht daß Niemand sich finden würde den Eisenbahndirectionen Nr. 1 anzusinnen, was diesen freilich die Gelegenheit nimmt die Anmuthenden auszulachen; daß ferner „die überflutende Civilisation" nicht nach London zur Ausstellung reist um ihr wahrscheinlich anderweit

in Anspruch genommenes Geld auf den dortigen Eisenbahnen zu verrutschen; daß drittens der Herausgeber des „Athenaeum" nicht der Letzte sein würde, trotz aller Pestgefahr oder gerade um sich diese nicht auf den Leib rücken zu lassen, sein hübsches Privatgärtchen verschlossen zu halten.

Wollen übrigens die guten Herren, die Besseres thun könnten als solchen Unsinn in die Welt zu schicken und ängstliche Gemüther ängstlicher zu machen, die Thatsache beachten daß London von Ende Juli an zu sein pflegt was es heißt „leer", und hinzufügen daß Diejenigen durch deren Fortgang es leer wird um der Ausstellung willen, die sie dann zur Genüge gesehen haben, nicht in London bleiben werden, so muß ihnen, wenn sie nicht mit Gewalt in Finsterniß verharren wollen, ein Licht in Betreff der „überflutenden Civilisation" aufgehen, so hell und klar daß der Widerschein ihrer Scham Alles um sie her roth färbt.

Ad vocem färbt. Um anzudeuten daß ich von London und dortigen Verhältnissen nicht schwatze wie der Blinde von der Farbe, zeichne ich

W. Seyffarth.

Bibliographie.

Bibliothek ausgewählter Romane und Novellen. Herausgegeben von C. Lindow. 1ster Band. Berlin, Lindow. 8. 15 Ngr.

Bretschneider, H., Wissenschaftliches Verzeichniss der in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha enthaltenen Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften medicinisch-physikalischer Werke der griechischen, arabischen und der lateinischen Literatur bis zum 13. Jahrhundert, nach L. Choulant's Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin bearbeitet und herausgegeben. Gotha, Müller. 1851. Gr. 12. 7½ Ngr.

Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer des J. 1849. Pesth. Lex.-8. 4 Thlr.

Gerlach, F. D. und J. J. Bachofen, Die Geschichte der Römer. 1ster Band. 1ste Abtheilung: Aelteste Geschichte bis zur Gründung der Stadt. Basel, Bahnmaier. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gothe, L., Berlins romantische Vergangenheit. 1ste Abtheilung. Berlin, Lindow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Humoristische Groschen-Bibliothek, herausgegeben von Meyer und Schulze. 1stes Bändchen. Arnstadt, Verlags-Comptoir. 32. 1 Ngr.

Grün, Anastasius, Gedichte. 8te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Guhrauer, G. E., Joachim Jungius und sein Zeitalter. Nebst Goethe's Fragmenten über Jungius. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Heyse, P., Francesca von Rimini. Tragödie in fünf Acten. Berlin, Hertz. 8. 24 Ngr.

Jahn, G., Der Aufstand in Oelsnitz und Umgegend am 7. Mai 1849. Ein Beitrag zur Geschichte des Voigtlandes überhaupt und zur Chronik der Stadt Oelsnitz insbesondere, nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet und herausgegeben. 1ste Lieferung. Oelsnitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Kapff, S. C., Die Revolution, ihre Ursachen, Folgen und Heilmittel, dargestellt für Hohe und Niedere. Als gekrönte Preisschrift herausgegeben vom Central-Ausschuß für innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1851. 12. 7½ Ngr.

Leibrock, A., Merkwürdige Schicksale der Familie von Brisset während der französischen Revolution von 1789 bis 1795. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Lieder Guillems IX. Grafen von Peitieu Herzogs von Aquitanien herausgegeben von W. Holland und A. Keller. 2te Ausgabe. Tübingen, L. F. Fues. Gr. 8. 9 Ngr.

Löhn, Anna, Gedichte. Dresden, Kori. 16. 16 Ngr.

Malzaire, Ein Bild in drei Rahmen. Aus dem Französischen übertragen vom Grafen Antonie C..... Berlin, Stuhr. 1851. Gr. 16. 15 Ngr.

Marquardsen, Der Proceß Manning. Zur Veranschaulichung des englischen Strafverfahrens nach unmittelbaren Aufzeichnungen dargestellt. Erlangen, Enke. Lex.-8. 18 Ngr.

Segnitz, B., Aerztliches Urtheil über ärztliches Treiben; für Gebildete aller Klassen. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 9 Ngr.

Smidt, H., Der Bergenfahrer. Romantische Erzählung aus den Zeiten der Hanse. Drei Bände. Berlin, Simion. 8. 3 Thlr.

Stanelli, Was ist der Chloroformtod und wie ist er zu verhüten? Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 5 Ngr.

Stuhr, P. F., Vom Staatsleben nach platonischen, aristotelischen und christlichen Grundsätzen. Eine staatswissenschaftliche Abhandlung. 1ster Theil. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Sonntagsgnade und Sonntagssünden. Vier Predigten an den Sonnt. Miser. Dom. bis Rogate 1850 zu Halle gehalten. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 1851. 8. 7½ Ngr.

Allihn, F. H. T., Die restaurative Politik und der Satz des Widerspruchs. Ein fliegendes Blatt. 2ter Abdruck, mit einem Anhang über die Begriffe: sittliche Substanz, atomistisch, mechanisch und organisch. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Arnim-Boytzenburg, Graf, Bemerkungen zu der Schrift: Die Berliner Märztage, vom militairischen Standpunkte aus geschildert. Berlin, Decker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bauernfeld, Genesis der Revolution. Die Bekenntnisse. Die Kriegslustigen. Politische Zeitgedichte. October 1850. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 12. 8 Ngr.

Beantwortung und übergearbeiteter Entwurf eines Vereinsgrundgesetzes für die Staaten des Königs von Dänemark. Von T. A. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bekenntnisse eines Civilisten. Nicht von O. C—ch. Leipzig, Costenoble u. Remmelmann. 8. 6 Ngr.

Clausen, H. R., Zuchthausstrafe wegen Beleidigungen des Königs von Preußen vom Holstein. Obercriminalgericht wider den Literaten Otto Koch in Altona erkannt. Ein Strafrechtsfall beleuchtet. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Gr. 8. 3 Ngr.

Dumhof, F., Das Walten des Zeitgeistes. Predigt, gehalten vor der deutschkatholischen Kirchengemeinde München am 14. Juli 1850. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Eickstedt, F. v., Unpartheiischer Standpunkt in der Streitfrage Dänemarks und Schleswig-Holsteins. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Pfeiffer, B. W., Zur Würdigung des Bundestags-Beschlusses vom 21. Septbr. 1850, den dermaligen Conflict der kurhessischen Regierung mit den Ständen über die Steuerfrage betreffend. Cassel, Hotop. Gr. 8. 5 Ngr.

Schleswig-Holstein, seine Regierung und seine Landes-Versammlung. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. 8. 3 Ngr.

Die Staatsregierung Sachsens und die 21 Professoren. Von einem aus ihrer Mitte. Nebst einer Beilage. Leipzig, Dyck. Gr. 8. 8 Ngr.

Ueber den Einfluß der Eisenzölle auf die Landwirthschaft. Hamburg, Meißner u. Schirges. 8. 6 Ngr.

Ein Wort über einige der hervorragendsten Charaktere und Beamten in Holstein, vom Verfasser des „Holstenspiegel." Kopenhagen, Eibe. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 308. —— 25. December 1850.

Fanny Lewald.

Ein Literaturbild.

Gesundheit thut uns vor Allem noth. In diesem kranken Zeitalter sage ich von einem Menschen das Höchste aus wenn ich ihn eine gesunde Natur nenne. Nur da ist wahre Poesie wo sich eine solche gesunde Natur künstlerisch darstellt. Das, dünkt mir, ist der Grund warum gegenwärtig die Frauenliteratur eine weit größere Bedeutung hat als sie früher je in Anspruch nehmen konnte. Eine Frau, George Sand, steht an der Spitze der ganzen neuern Poesie! Scheint es doch fast als sei bei der geschraubten Unnatur und Leidenschaftlichkeit unserer Stimmungen und Zustände jene volle Frische, Unbefangenheit und Ursprünglichkeit, ohne die nun einmal ein voller und ganzer Dichter nicht möglich ist, jetzt einzig das schöne Vorrecht weiblicher Natur und Bildung.

Es ist meine feste Ueberzeugung, nur von diesem Gesichtspunkte aus erscheint Fanny Lewald in ihrer ganzen Bedeutung. Es ist wahr, auch in der Form steht sie durch die sichere Ueberschäulichkeit ihrer Compositionsweise und besonders durch die feste Plastik und psychologische Wahrheit der Charakterzeichnung unbedingt den Ersten gleich die heutzutage in unserer Poesie in Betracht kommen. Das aber was einzig an ihr ist, was sie auszeichnet nicht blos vor allen dichterischen Kräften der Gegenwart, sondern auch vor denen unserer jüngstvergangenen Literaturepochen, Das ist diese Ganzheit ihres Wesens, diese nie irrende Klarheit und Sicherheit ihrer sittlichen und künstlerischen Entfaltung. Was für Schwankungen und Irrwege haben alle unsere modernen Dichter in sich durchzumachen; von Goethe und Schiller an bis hinab auf Gutzkow, an dessen Entwickelungskrankheiten man geradezu die Pathologie der ganzen Zeit studiren kann. Fanny Lewald ist immer und überall Eine und Dieselbe. In allen ihren Dichtungen ist nur Eine Richtung, in den spätern reicher und entwickelter als in den frühern, aber in ihrer Grundidee immer und überall unverändert.

Heutzutage kann Dies gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Der Krebsschaden all unserer Dichtung ist ja gar kein anderer als daß wir jetzt überall nur Talente haben, nirgend Naturen. Es scheint mir daher wichtig Fanny Lewald eigens einmal von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten; denn das blöde Auge der öffentlichen Meinung scheint diese innerste Eigenthümlichkeit unserer Dichterin gerade am wenigsten zu begreifen. Sie läßt sich täuschen durch die verschiedenen Aufgaben welche die Dichterin behandelt, und hält oft genug für Verschiedenheiten, Abweichungen und Widersprüche was doch nur verschiedene Strahlenbrechungen einer und derselben Idee sind.

Immer ist es das Dringen auf das Reinmenschliche, Einfache, Natürliche und darum einzig Sittliche, was den Kern aller ihrer Dichtungen ausmacht. Die Chronologie dieser Dichtungen ist die immer größere Vertiefung dieses Princips, das Hineinführen desselben in immer concretere Fragen. Der erste Roman mit dem die Dichterin auftrat, „Clementine", zeigt es in der engen Begrenzung reinindividueller Sittlichkeit; „Prinz Louis Ferdinand" führt es hinaus auf den Boden der Oeffentlichkeit, in die höchste Spitze modernen Staatslebens. Wenn jetzt soviel von socialer Poesie die Rede ist, so ist es gewiß daß wir hier vor Allem diese sociale Poesie zu suchen haben.

1. Clementine. (1843.)

Clementine ist von ihrem Jugendgeliebten, Robert Thalberg, treulos verlassen; aber sie trägt diese Liebe noch tief im Herzen. Sie hat bisher hartnäckig jede andere Verbindung abgelehnt; sie mag keine Ehe schließen die nicht aus der innigsten Liebe hervorgegangen. Jetzt eben bietet ihr wieder ein älterer Herr, der Geheimrath von Meining, die Hand an; sie achtet und ehrt ihn in innigster Neigung, aber auch diesmal will sie auf ihrem Nein bestehen.

Ist denn aber dies Nein wirklich in diesem Falle das einzig Wahre, das einzig Sittliche? Oder sollte vielmehr Clementine's Tante recht haben? Diese ruft ihr zu: „Du achtest dich wenn du deiner Liebe treubleibst, Das ist bequem und leicht; wir aber würden dich achten wenn du dem Glücke eines Andern, eines braven Mannes, deine Neigungen zu opfern im Stande wärst." Kurz, Clementine erscheint in diesem Augenblicke ihre abermalige Weigerung wie versteckte Selbstsucht. Sie gibt nach, nachdem sie zuvor dem Geheim-

rath gestanden daß eine alte Jugendliebe noch in ihrem Herzen lebe.

So leben sie eine zeitlang in den glücklichsten Verhältnissen, in völliger Befriedigung. Aber sie sind nicht fest ineinander verwachsen. Als daher der Drang der Arbeit den Geheimrath mehr und mehr von dem engen Zusammensein des häuslichen Stilllebens abzieht, kann Clementine trotz des innigsten Pflichtgefühls eine empfindliche unausgefüllte Leere in ihrem Herzen kaum unterdrücken. In dieser Stimmung trifft sie durch Zufall mit Thalberg zusammen. Der Geheimrath kennt seinen Nebenbuhler nicht. Von jeher gewohnt allen Gefühlsconflicten soviel als möglich aus dem Wege zu gehen, hatte er es Clementine stets verboten ihm dessen Namen zu nennen. Der Geheimrath findet Gefallen an Thalberg; er selbst führt ihn als Hausfreund ins Haus. Robert und Clementine hatten sich seit ihrer Jugend nicht wiedergesehen, Robert hatte zwar unter dem Trubel lockender Verführungen die alte Jugendgeliebte treulos vergessen, und auch Clementine hatte inzwischen durch die Strenge der Pflicht die innere Stimme ihres Herzens zu übertäuben gesucht; jetzt aber, da sie sich wiedersehen, in der ganzen Frische ihres frühern Wesens, nur gereifter und geklärter, jetzt lodert in ihnen wieder die alte Flamme. Clementine kämpft einen schweren Kampf, den Kampf zwischen Pflicht und Liebe. Sie überwindet sich. Sie sucht in Thalberg Neigung für ein anderes Mädchen zu erwecken; sie stellt es ihm als ernste Pflicht vor abzureisen und ihr für immer zu entsagen.

Aber damit ist der Sieg nur halb gewonnen. Noch haben ja alle Beide den Stachel im Herzen und wähnen es hänge nur von ihnen die Wahl ab, ob sie der innern Nöthigung ihrer Liebe oder der äußern Pflicht gegen Meining nachgeben wollen. Die Schuld die diese ganze Herzenstragödie hervorgerufen hat ist hier nur auf ihre Spitze getrieben. Jene entsetzliche Halbheit daß sie mit getheiltem Herzen Meining's Frau wurde, Das ist, wie sie selbst einmal an Thalberg schreibt, das Unrecht welches ihr Leben zerstört und alle diese Leiden hervorgerufen hat. Diese Art der Lösung ist daher nur eine abermalige Selbsttäuschung, ganz ähnlich jener ersten Täuschung, durch die sich Clementine überreden ließ, sie könne durch das bloße Bewußtsein ihrer Pflicht ihre alte Liebe vergessen und frei werden. Was Wunder also daß die kaum unterdrückte Leidenschaft bald wieder mit erneuter Heftigkeit in Beiden aufflammt. Clementine siecht hin in verzehrendem Grame, Robert eilt zurück von seinen Gütern; er dringt auf Clementine's Trennung von Meining, sie soll um jeden Preis die Seine werden.

Die Alternative ist also entschieden ausgesprochen; Ja oder Nein, es bleibt kein halber vermittelnder Ausweg. Die ganze unerbittliche Geistesklarheit Clementine's rafft sich energisch zusammen; was soll sie wollen? Nun auf einmal wird es ihr klar daß der Wahn, sie sei noch frei und könne frei entscheiden in ihrer Wahl zwischen Pflicht und Liebe, Nichts gewesen sei als ein entsetzlicher Irrwahn. Ja damals, ehe sie ihre Hand an Meining versagte, da war sie frei. Aber jetzt? Eine äußere Trennung von Meining kann erfolgen; aber kann sie ihn je vergessen, ihn an dessen Liebe und Ehre sie so schnöden Verrath begangen?

Mein Herz zieht sich zusammen — so schreibt sie an Thalberg — bei dem Gedanken daß ich mich selbst um den Himmel gebracht, dich so zu beglücken wie ich es gehofft. Jetzt wäre ich zwiefach elend, denn ich würde dich unglücklich sehen durch dich und mich, und auch deine Ehre wäre verloren. Oder erträgst du es ruhig zu hören: „Das ist Thalberg, wegen dessen sich Meining von der Frau geschieden, die Thalberg jetzt geheirathet hat" — und die lächelnden Blicke welche solche Worte begleiten. O es wäre ein Fluch der über uns schwebte, gegen den wir keine Macht, auch nicht in unserm Herzen fänden.

Erst mit dieser Einsicht ist aufrichtige Entsagung und erneute Rückkehr häuslichen Glücks möglich. Clementine ist zu neuem Leben geboren. Sie dachte Robert's nicht mehr mit der stürmischen Unruhe der Leidenschaft; sie weilte bei seinem Bilde mit der beglückenden Ueberzeugung sich und ihn gerettet zu haben von gemeinsamem Verderben. Sie schloß sich fester und fester an ihren Gatten an, jemehr sie Herr über sich wurde. Und als später diesem durch Zufall diese Kämpfe Clementine's zur Kenntniß kamen, da drückte er ihr sehr bewegt die Hand und sagte: „Armes Kind, jetzt weiß ich woran du vor zwei Jahren erkrankt und wie sehr du gelitten hast. Es ist vorbei und Gott gebe daß ich dir fortan jedes Leid ersparen könne." Eine herzliche Umarmung folgte diesen Worten und Nichts hat fortan den Frieden dieser Ehe bedroht.

Ich brauche dieser schlichten Erzählung Nichts weiter hinzuzufügen. Jeder sieht die natürlich-einfache und doch so folgenschwere Schürzung des Knotens; Jeder das drangvolle Auf und Nieder der durcheinanderwogenden Leidenschaften, deren dramatische Natur die hier und da eintretende dramatische Briefform wirkungsreich hervorhebt; Jeder die zwingende Nothwendigkeit dieser, wie es in der echten Novelle sein muß, zwar unerwarteten, aber doch einzig vernunftgemäßen und darum einzig möglichen Lösung. Ein ergreifendes Gemälde in schmucklosem Rahmen und auf engbegrenzter Fläche!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

November 1850.

Wenn man sich auf dem großen Markt der Literatur längere Zeit umgesehen, und auch die äußern Verhältnisse des Verkehrs im Auge gehabt hat, so dürfte man leicht zu der Bemerkung gelangt sein daß es mit dem Erscheinen der Bücher rücksichtlich der Saison eine ähnliche Bewandtniß hat wie mit den Erzeugnissen der Natur. Nicht jede Epoche des Jahres bringt dieselben Blumen hervor: gewisse Gattungen sprossen und blühen schon wenn der Winter soeben erst wieder in seine Eispaläste am Nordpol zurückgekehrt ist, andere gedeihen im Sommer, noch andere zieren die bunte Guirlande des Herbstes. Auch die Bücher haben ihre Saison: was im letzten Quartal des Jahres zutagekommt gehört vorzugsweise der Unterhaltungslecture und eleganten Literatur an. Die gegenwärtigen schwankenden politischen Verhältnisse haben bisjetzt keine son-

derliche Hemmung geäußert: Romane, Gedichte, Taschenbücher, Almanache stehen in Fülle an den Schaufenstern der Buchläden.

Von eigentlich poetischen Werken welche unlängst hierorts erschienen heben wir zwei hervor: gesammelte „Gedichte" von Fontane und „Francesca di Rimini", Trauerspiel von Paul Heyse. Beide Poeten gehören zu den jüngsten Söhnen der deutschen Muse, und da sie zu schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen, wollen wir einer weitläufigern Besprechung *als* sie in der Tendenz dieser monatlichen Mittheilungen liegt nicht vorgreifen. Paul Heyse hat zu dem Gruppe'schen Musenalmanach, welcher Anfang November ausgegeben wurde, einige recht gelungene Beiträge geliefert. Der Dichter ist wie wir hören noch sehr jung, und wenn wir in ihm auch nicht gerade eine originelle, bedeutsame Richtung des Gedankenlebens entdeckten, so zeichnet sich seine Darstellung doch durch eine gewisse Frische der Anschauung, der Bilder und der Diction aus, *eine* Eigenschaft welche in einer Zeit wo das sprachliche Element bereits so sehr verbraucht ist, und wo wir so häufig nur das monotone Echo alter Klänge vernehmen, schon einige Anerkennung verdient.

Wir besprachen vor mehren Wochen ein Werk über Machiavelli von W. Ebeling. Der Verfasser lebt, wie wir erfuhren, gegenwärtig in Berlin. Es sei uns darum gestattet seines neuesten Werks hier zu gedenken, wiewol dasselbe auswärts *erschienen* ist. Ebeling hat sich auf den Roman geworfen und debutirt auf diesem Felde mit einer zweibändigen Production unter dem Titel „Fabian Goßler". Unsere moderne Welt kennt eigentlich nur noch eine einzige Gattung von Romanen: den Tendenzroman; und in dieser Form werden uns die meisten Manifestationen des Zeitgeistes kund, in dieser Form dringen neuauftauchende Ideen in die entlegensten Kreise der Gesellschaft. Während die Autoren denen es mehr um die bloße *Unterhaltung* zu thun ist sich Mühe geben ihren Stoff dennoch so zu gruppiren daß er ein auf Zeitfragen bezügliches, gedenkliches Resultat liefert, streben die Männer der directen Tendenz dahin ihre Arbeiten auch von Seiten der stofflichen Anordnung und Entwickelung möglichst anziehend, spannend und interessant zu gestalten. Welche Tendenz verfolgt Ebeling in seinem „Goßler"? Wir lasen vor etwa 10—15 Jahren einmal einen allegorischen Roman von Lamennais, wenn wir nicht irren unter *dem Titel*: „Dews und Amschaspands", worin der Kampf der Geister und Diener Ahriman's mit den Geistern des Ormuzd dargestellt wird: der Kampf des guten und bösen Princips in der Welt. Dieser Kampf ist das älteste Lebenszeichen der Existenzen überhaupt; er verliert sich bis in die Urzeit und noch *weiter*, er steigt bis in die Wolkenregionen der Mythologie hinauf. Aber ebenso steigt er auch herab, räumlich: aus dem universalen Processe der großen Naturgewalten, aus dem Gebiet der allgemeinen ethischen Gegensätze zu dem schneidenden Conflict in der Brust des Individuums, des Menschen; zeitlich: aus der Epoche des Entstehens unserer jetzigen Weltordnung bis zu dem Moment der die Summe unserer gegenwärtigen Lage vermehren hilft. Bald ist er urelementarische Zerklüftung, bald dämonische Faustiade, bald Titanomachie, bald Völkerkampf, bald Rebellion am Throne Jehovah's, bald Rebellion gegen die Schrecken der Gesellschaft, Fehde des thörichten Egoismus gegen das sittliche und höhere Interesse der Gesammtheit. Ebeling, vermuthlich noch von den Erinnerungen an seine Studien über Machiavelli angeregt, und namentlich der mannichfachen Misdeutungen dieses Charakters eingedenk, stellt uns in den Vordergrund seines Romans eine Persönlichkeit die mit dem gewöhnlichen Zerrbilde was von Machiavelli in Umlauf ist die größte Aehnlichkeit besitzt. Er beabsichtigte zweifelsohne die Verkörperung des Egoismus in ihrer rücksichtslosesten, darum widerwärtigsten Manifestation. François Matthieu verfolgt seine Zwecke mit eiserner Consequenz: seiner Geld- und Genußgier gegenüber verschwindet jedes Recht der andern Individuen und der Gesellschaft. Durch diese vollständige und unumwundene Entschiedenheit im Bösen, neben der nichts ihm Feindliches aufkommt, gelingt es ihm sich zu Dem zu machen was er beabsichtigt. Der Verfasser hat indeß dem bösen Princip doch nicht den letzten Trumpf in die Hände gespielt, indem er wohl fühlte daß nur der Sieg des Ormuzd den sittlichen wie ästhetischen Anfoderungen des Geistes entspricht. Matthieu fällt durch Fabian Goßler. Dieser eigenthümliche Charakter repräsentirt den gesunden Kern der menschlichen Natur. Goßler ist durchaus kein gewöhnlicher abstracter, sentimentaler, blutleerer Tugendschwärmer. Der Verfasser suchte in ihm vielmehr eine Persönlichkeit zu gestalten in welcher sich das geistige und sinnliche Element des Menschen auf dem Boden der Wirklichkeit versöhnen, oder genauer gesagt, eine Persönlichkeit in welcher sich das sinnliche Element der Jugend zu einer wahrhaft lebendigen und frischen Geistigkeit reiferer Jahre verklärt hat. Der Gang des Romans ist ein viel zu complicirter als daß wir hier irgend näher darauf eingehen könnten: es genüge die relative Befähigung Ebeling's auf diesem Felde in ein paar Worten zu charakterisiren. Der Verfasser besitzt drei sehr schätzenswerthe Eigenschaften: eine große Elasticität der Darstellung, Erfindungsgabe, und eine entschiedene Kraft in der Beherrschung des Materials. Aus letzterm Umstand ergibt sich der schöne Vorzug daß einerseits das locale Colorit überall gut getroffen erscheint, andererseits der Dialog manche interessante Punkte hervortreten läßt. In der Entwickelung seiner Charaktere ist der Verfasser sich nicht gleich geblieben; während es ihm gelingt da und dort eine Persönlichkeit zu einem förmlichen Typus zu erheben, waren andere Figuren nicht im Stande aus der Abstraction herauszutreten und sich vollständig in Fleisch und Blut zu kleiden. Je absonderlicher ein Charakter sich geberdet, destomehr hat der Autor darauf zu sehen diesen Absonderlichkeiten die nöthige concrete Grundlage zu geben, d. h. sie auf das geschickteste trotz ihrer Seltsamkeit mit den Aeußerungen des gewöhnlichen, allgemeinen und natürlichen menschlichen Treibens in Verbindung oder Beziehung zu setzen. Vergesse überdies der Verfasser nie daß sich die Charaktere, so sehr sie auch beim Beginn der Darstellung schon fertig vor ihm stehen, dem Leser erst nach und nach gestalten, und daß es daher die eigentliche Aufgabe der Kunst ist den richtigen Modus und die richtige Progression der Entwickelung zu treffen. Werden gewisse Mittelglieder übersprungen, so gelangen wir zu keinem lebendigen Bilde der Persönlichkeit. In der äußern Structur des Romans hat sich Ebeling zu sehr nach den Franzosen gerichtet, und dem Effect als solchem einen zu großen Spielraum eingeräumt. Die echte Wirkung beruht nicht auf frappanten Contrasten oder bizarren, riesigen Sprüngen, sondern einzig und allein auf der vollen innern Wahrheit des Dargestellten: die unumwunden gefühlte, und mit der feinsten Nuancirung wiedergegebene Wahrheit einer Empfindung ergreift nicht nur, sondern überrascht auch, da die wenigsten Schriftsteller den Schleier mit welchem die gewöhnliche Alltagsanschauung die Dinge verhüllt sieht zerreißen und uns den unmittelbaren Eindruck vor die Seele führen. Es bedarf um den einigermaßen gebildeten Leser zu fesseln durchaus keiner bunten und complicirten Maschinerie, keiner extremen Gestaltungen, und auch unser Verfasser wird gut daran thun den Kreis seiner Combinationen zu verengern. Was er dabei an äußerer, scheinbarer Mannichfaltigkeit verliert gewinnt er doppelt an innerer Haltung, namentlich wenn er sich die Aufgabe stellt vor Allem der Wirklichkeit und Natur treuzubleiben, und ihnen in der Entwickelung seiner Charaktere Schritt um Schritt zu folgen. Er besitzt Beobachtungsgeist und Darstellungstalent genug das Ziel zu erreichen.

Ein entschiedener Tendenzroman tritt uns in A. Widmann's „Tannhäuser" entgegen. Die Vorrede verspricht Bedeutendes. Der Verfasser möchte wie er sagt „ein treues Bild des gährenden ungeheuerlichen Geistes der letzten 15 Jahre in Deutschland an eine Zukunft welche unser Treiben bald nicht mehr verstehen wird überliefern, und zwar gerade nach einer

Seite hin welche dem Auge der Mehrzahl entgeht". Er beabsichtigt eine „innere Geschichte des neuen Titanenthums, welches unserer politischen Erhebung voranging, ebenso kühn und ebenso verworren wie einst dem Aufschwung unserer Literatur, aber noch unbemerkter, geheimnißvoller, noch mehr an die Erde geschmiedet, mit noch dunklern Schatten"; die Geschichte einer Zeit wo „stolze, großangelegte Seelen gegen sich selbst wütheten und sich durch die eigene Glut verzehrten, weil sie die äußern Verhältnisse nicht durchbrechen, ihren Geist nicht in Thaten offenbaren, den Weg zu dem Volke nicht finden konnten". Wer die neueste Zeit seit 1830 mitgelebt hat kennt jenes Titanenthum sehr wohl, und versenkt sich begierig in die Blätter des Widmann'schen Romans. Die interessante Scenerie des Anfangs spannt unsere Erwartung, aber schon auf der zwölften Seite, wo der Held, Fritz genannt, seiner Geliebten, Franziska, die Worte: „Weißt du wer ich bin?" entgegendroht, stutzen wir. Und je weiter wir lesen, destomehr zucken wir mit den Achseln, schütteln wir den Kopf. Der Verfasser ist, geben wir gern zu, ein Mann von vielem Geist und Talent, aber seine Arbeit ist ihm unter den Händen zerfahren. Sein Held Fritz, welcher aus einer heimlichen Ehe eines Herzogs Wilhelm stammt, aber äußerlich in unbedeutenden Verhältnissen lebt, hat nichts Geringeres vor als die Welt, zunächst Deutschland, zu reformiren und als Messias und Imperator aufzutreten, kurz eine Art Johannes von Leyden zu spielen. Es wird viel von seinem Genie, von seinen tiefen Studien, von seinen geheimnißvollen gigantischen Plänen gesprochen. Er steht im Liebesbunde mit Franziska, einer emancipirten Frauennatur; er hat bereits seine Schüler und Anhänger, welche das Ungeheuerste von ihm erwarten. Hierin aber liegt der schwache Punkt des Buchs. Der Verfasser wollte in Fritz einen echten Vertreter des neuen Titanenthums darstellen, wir erkennen aber in dem Helden Nichts weiter als einen hohlen Renommisten, einen aufgeblasenen Tollhäusler, einen Narren. Wir ließen uns Das gern gefallen wenn es in Widmann's Absicht gelegen hätte das Titanenthum sammt seinen Trägern lächerlich zu machen. Jeder Anschauung ihr Recht! Aber es ist dem Verfasser bitterer Ernst mit seiner Idee, mit seinen Gestalten. Dieser Umstand berechtigt uns zu dem Schlusse daß der Verfasser das neue Titanenthum durchaus an sehr falscher Stelle gesucht hat, daß er keine rechte Vorstellung davon besitzt wie es in einer wirklich inhaltsvollen Seele aussieht welche von den Ideen der Zeit gewaltiglich durchstürmt wird, und in sich den Drang fühlt an dem Erlösungswerke der Zeit kräftig mitzuarbeiten. Ein gewisser phantastischer Schwung wird vielleicht auch hier nicht in Abrede zu stellen sein; aber es ist ein ungeheuerer Unterschied zwischen dem Idealismus einer edeln, großen und reellen Natur und den ziemlich albernen „Blasen", welche das Hirn des Widmann'schen Helden treibt. Die Schwärmerei seiner Anhänger für ihn bliebe uns völlig unbegreiflich, wenn wir nicht die Bemerkung machten daß auch sie von dem wüsten, leeren Pathos ihres Meisters erfüllt sind. Wer zu diesem Urtheil über unsern Roman gelangt ist hat mit der Tendenz des Verfassers Nichts weiter zu schaffen, und fragt höchstens etwa noch nach dem Zusammenhange des Titels mit dem Inhalt. Die Sage vom Tannhäuser ist hinlänglich bekannt; wir haben indeß hin- und hergesonnen und uns vergeblich bemüht ihre allegorische Bedeutung aus dem Widmann'schen Buche herauszuschälen. Wir gaben allen möglichen Vermuthungen Raum, konnten aber zu keiner wirklich durch und durch haltbaren und passenden Erklärung des Titels gelangen. Diese Dunkelheit des Titels ist eine Art Präludium für den Charakter der äußern Darstellung. Wir haben ein einfaches, leichtgeschürztes novellistisches Gewebe vor uns, aber das Ganze schwebt unbestimmt und zerfahren im Aether einer längst zugrabegegangenen künstlerischen Anschauungs- und Behandlungsweise, im Aether der Romantik. Wir fühlen uns nicht heimisch in diesen Regionen, und überall vermissen wir den Boden der concreten Wirklichkeit. Wir empfinden diesen Uebelstand umsomehr als es gerade die Hauptaufgabe eines solchen Themas sein mußte die Uebermacht der Wirklichkeit über das in der Idee lebende Titanenthum zu zeigen. Es fehlt nicht nur diese Wirklichkeit, d. h. die große Menschenwelt, das Volk, die schwere, träge Masse, an welcher der reformatorische Kopf so oft scheitert, sondern auch die lebendige Wirklichkeit der geschilderten Zustände und Personen selber. Man sieht deutlich der Verfasser hat Erlebtes geben wollen, aber er kommt nicht über eine gewisse specifisch-subjective Färbung der Eindrücke hinaus: was ihm vielleicht Leben zu haben scheint, weil er es in seiner Anschauung mit seinem eigenen besondern Empfinden ergänzt, geht an den Blicken des Lesers in schattenhafter Wesenheit vorüber. Was helfen uns da all die einzelnen eingestreuten, treffenden Bemerkungen, die vielen geistvollen Züge, welche von der Bildung des Verfassers ein glänzendes Zeugniß ablegen! Wir bedauern nur umsomehr daß bei so reicher gedanklicher Befähigung ein so verfehltes Resultat zustandekam.

„Der Zauberer Virgilius" von Wilibald Alexis. Eine gar wunderliche Arabeske der Phantasie. Eine märchenhafte Beschreibung der schönsten Punkte des Golfs von Neapel, gehüllt in die Form eines Fiebertraums, der am Ende des Büchleins einen Moment lang vom normalen Wirklichkeitsbewußtsein unterbrochen wird um sich eben als Traum zu documentiren, und ein eigenthümliches ironisches Schlaglicht auf die während der Traum- und Fieberfrist in Frankreich und Deutschland (das Märchen spielt im Frühjahr 1848) eingetretenen, unerwarteten, theilweise gleichfalls märchenhaften Ereignisse zu werfen. Was soll man heutzutage bei den dermaligen Umständen sagen? Was ist noch übrig vom J. 1848? Haben wir geträumt, haben wir phantasirt? Hat der Verfasser nicht ein Recht seine Fiebervisionen und die Frühlingsträume des J. 1848 gegeneinander abzuwägen? Der Verfasser ist wieder genesen und bringt uns seine artigen Erinnerungen; aber ach, die Zeit ist noch schwer krank, sie phantasirt zwar nicht mehr, liegt jedoch noch in jenem traumleeren, wüsten Schlafe, unter dessen starrer Hülle dämonische Gewalten ihr fatalistisches Spiel treiben. Das Büchlein hat uns durch seinen anmuthigen Humor, durch seine feine sinnreiche Zeichnung eine gar liebe Unterhaltung gewährt, wie es von dem Talente unsers Wilibald Alexis nicht anders zu erwarten war. Im Uebrigen ist es „Kaviar fürs Volk", um mit Shakspeare zu reden.

Es liegt uns noch ein anderes Werk der humoristischen Laune vor, aber in seiner Art dennoch himmelweit von der Schöpfung des Wilibald Alexis verschieden; wir meinen Hackländer's neueste literarische Production „Handel und Wandel". Hackländer hat sich durch sein „Soldatenleben im Frieden" rasch einen großen Namen gemacht; was er indeß seitdem geschrieben behagte uns lange nicht mehr in dem Maße wie jenes „Soldatenleben". Auch in der Schriftstellercarrière gibt es Treffer und Nieten. Hackländer hat einmal einen glücklichen Griff gethan und dann nicht mehr wieder. Der Verfasser war in seiner Jugend, wie wir hörten, Kaufmann, und schildert in „Handel und Wandel" vermuthlich seine eigenen Erlebnisse, die Entwickelungsgeschichte eines Lehrlings und Commis. Man kann sich vorstellen wieviel Stoff zu Spaß in dem Treiben des Philisteriums einer kleinen Stadt liegt; zugleich hat der Verfasser genug Sinn für das Charakteristische, speciell für das Komische, um uns auf ein paar Stunden mit einer leichten Erzählung zu unterhalten. Wir nennen die Erzählung „leicht", weil sie auf der Oberfläche der Erscheinungen hingleitet. An eine tiefere Auffassung, an einen Humor wie ihn Jean Paul unter ähnlichen Verhältnissen entwickelt, dürfen wir dabei nicht denken.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 309. —— 26. December 1850.

Fanny Lewald.

(Fortsetzung aus Nr. 308.)

2. Jenny. (1843.)

Trotz der künstlerischen Vollendung der „Clementine" ist „Jenny" doch ein gewaltiger Fortschritt. Schon das Terrain ist bedeutender. Wir treten heraus aus dem engern Gebiet subjectiver Seelenkämpfe; wir berühren hier bereits überall den innersten Nerv von Staat und Gesellschaft.

Wir befinden uns in einer gebildeten jüdischen Familie; wir erleben mit ihr all die unseligen Leiden und Conflicte die aus der widerrechtlichen Stellung der Juden entspringen. Wir könnten diese „Jenny" einen Emancipationsroman nennen, wenn nicht mit dieser Bezeichnung sogleich der falsche Nebenbegriff absichtlicher Tendenzdichtung verknüpft wäre.

Neulich fand ich in einer Leihbibliothek die schöne Besitzerin derselben in eifriger Lecture. Sie las „Jenny". Ich fragte sie wie ihr das Buch gefalle. „Lauter Juden", sagte sie, „Nichts als Juden, aber es ist doch ein hübsches Buch." In der That, es ist ein sehr einfaches Urtheil, aber es ist schlagend. Es hat sich in unserer modernen Literatur ein eigenes Genre von Judenromanen gebildet, die alle, aus der Entrüstung über den Druck der Juden entsprungen, nun ihrerseits überall das Große, Tiefe, Poetische am Judenthum hervorzukehren suchen. Dadurch verfallen sie nur allzu leicht in eitle und süßliche Schönmalerei, ich möchte sagen in eine Romantik des Judenthums, die einem Leser der nicht an jüdische Zustände und Anschauungen gewöhnt ist oft den Genuß selbst an sich guter Dichtungen recht gründlich verleidet. Ich möchte selbst Auerbach's „Spinoza" von diesem Fehler nicht freisprechen. Ganz anders hier diese „Jenny"! Hier ist durchaus keine Verherrlichung des Judenthums quand même; Figuren wie Steinheim, der geckenhafte jüdische Schöngeist, und dessen putzsüchtige zudringliche Mutter zeigen auch sattsam die bedauerlichen Schattenseiten, die uns heutzutage nicht selten, selbst an gebildeten Juden, abstoßen.

Der alte Banquier Meier, ein Meisterwerk feiner Charakterzeichnung, ist einer von jenen ruhig-klaren, tiefsittlichen, milden Charakteren, denen wir nicht selten unter ältern Juden begegnen. Lessing hat wohl gewußt was er that als er seinen Nathan den Weisen zum Juden machte. Es scheint als sei diese reine und milde Lebensweisheit nur das Erzeugniß der reinmenschlichen, von aller positiven Religion unabhängigen Sitte und Denkweise oder vielmehr die höchste Spitze derselben. Und diese einfache Vernunftreligion findet sich aus leicht begreiflichen Gründen für jetzt noch weit häufiger unter gebildeten Juden als unter Christen. Dieser schöne Geist reiner Humanität geht durch das ganze Meier'sche Haus. Jenny, die Tochter, und Eduard, der Sohn, sind in ihm auferzogen.

In vieler Hinsicht ist die heutige Stellung der Juden weit schmerzlicher als in den düstersten Jahrhunderten fanatischer Verfolgungssucht. Sie sind jetzt nicht mehr unbedingt die Parias wie früher, und doch haben sie weder im Staate noch in der öffentlichen Meinung volle Ebenbürtigkeit. Häufige und tiefe sociale Conflicte sind die unmittelbare Folge. Es ist daher keine romanhafte Uebertreibung, sondern es ist durchaus durch die thatsächliche Wirklichkeit selbst gerechtfertigt, wenn uns hier zwei, ja drei verschiedene Herzensgeschichten zwischen Juden und Christen vorgeführt werden. Solange das traurige Erbtheil finsterer Vorurtheile, solange dieser schlechthin unmenschliche und grausame Druck gegen die Juden fortdauert, wird fast immer eine solche Liebe, sei es nun die Liebe eines Juden zu einer Christin oder umgekehrt die Liebe eines Christen zu einer Jüdin, einen traurigen Ausgang nehmen. Nach beiden Seiten hin durchleben wir hier eine solche Liebe und deren Tragik.

Eduard, ein sehr geachteter Arzt, hat die Tochter einer der angesehensten Familien der Stadt ärztlich behandelt. Aus dem ärztlichen Verkehr ist bei Eduard Liebe entsprungen; sie wird von der jungen schönen Christin, die, in unglücklichen Familienverhältnissen aufgewachsen, in Eduard zum ersten mal einen wahrhaft durchgebildeten, gefühlsweichen Mann kennenlernt, aufs innigste erwidert. Was ist zu thun? Klara's Mutter ist zwar ungebildet und engherzig genug und steckt voll aristokratischer Vorurtheile gegen die Juden; aber vielleicht wären diese Vorurtheile doch noch zu überwinden. Träte Eduard zum Christenthum über, es wäre mehr als wahrscheinlich, sein Glück und das Glück seiner Ge-

liebten wäre damit begründet. Aber darf er es? Hat er als Mann nicht vielmehr vor Allem Pflichten gegen sein Volk? Darf er eigensüchtig sein Schicksal vom Schicksale dieses Volkes trennen? Eduard ist der echte Sohn seines Vaters; die Wahl ist schrecklich, aber er schwankt nicht. Entweder er darf als Jude die Christin heirathen und begründet dann mit dem Glücke und der Befreiung seiner selbst das Glück und die Befreiung des ganzen Volks, oder es bleibt ihm Nichts als schmerzvolle Entsagung. Er macht einen letzten Versuch bei der Regierung die gesetzliche Erlaubniß für Ehen zwischen Juden und Christen zu erkämpfen; wie vorauszusehen war, der Versuch schlägt fehl. Das Glück seines Lebens ist vernichtet. Noch schlimmer! Der Kelch des Leidens ist für ihn noch nicht erschöpft. Soll denn auch sie, die Geliebte, ihre Liebe unverschuldet mit ihrem Lebensglück büßen? Nach all diesen Leiden legt ihm der Fluch seiner Geburt noch das härteste Opfer der Selbstverleugnung auf. Um die Geliebte nicht unrettbar an sein eigenes Verderben zu ketten, unterstützt er, einen so schweren Kampf der Ueberwindung es ihn auch kostet, einen andern glücklichern Bewerber Klara's. Es ist eine tiefergreifende Situation. Ein leidiger Zufall will es, er, als Arzt der für die psychische Aufheiterung von Klara's kranker Mutter zu sorgen hat, er selbst führt, den Stachel im Herzen, die letzten entscheidenden Schritte herbei zu Gunsten eines Verlöbnisses das der Tod seines Glückes ist.

Leichter und glücklicher scheint die Lösung wenn eine Jüdin in solchen Conflict kommt. Ein Mädchen hat nicht diese ernste Pflicht gegen ihr Volk. Das also was unter den jetzigen Verhältnissen die einzige Lösung dieses Conflicts ist, die christliche Taufe, findet von dieser Seite kein Hinderniß. Aber dennoch ist auch hier eine tragische Katastrophe nur in den seltensten Fällen vermeidbar.

Jenny, ein blühendes junges Mädchen von beinahe 16 Jahren, wird von einem Freunde Eduard's, von einem Candidaten der evangelischen Theologie, Gustav Reinhard, unterrichtet. Reinhard ist nicht frei von jener theologischen Beschränktheit die den geoffenbarten Glauben für ein unumgängliches Bedürfniß, namentlich des weiblichen Gemüths erachtet. Absichtlich führt er deshalb die Unterhaltung mit seiner Schülerin oft auf christlich-religiöse Gegenstände; Religion und Poesie gehen in seinem Unterrichte Hand in Hand. So gewinnt das Christenthum in Jenny's poetischem Gemüth leichten und triumphirenden Eingang. Ja, ihr und Reinhard unbewußt, erwacht sogar bald in ihr eine leidenschaftliche Liebe für den Lehrer, der ihr der Apostel des Schönen und Wahren geworden. Auch Reinhard, eine jugendlich unschuldsvolle Seele, ist ergriffen von Jenny's reiner Natur und Schönheit. So werden bald alle Schwierigkeiten und Bedenken die dieser Liebe entgegenstehen von allen Seiten überwunden; selbst der welterfahrene Vater, dem Nichts Gutes ahnt von dieser Verbindung, willigt ein aus Liebe zu seinem Kinde. Alles schwimmt in Glück und Wonne; bald genug aber ändert sich die Scene. Es drückt Reinhard daß er der Tochter eines reichen Hauses nur dürftige Verhältnisse bieten kann; sein Stolz aber und die Einsicht daß ein größerer Maßstab des Lebens künftig in seiner Pfarre für seinen Beruf wenig passend erscheinen dürfte, sträubt sich durchaus die reichen Anerbietungen von Jenny's Vater anzunehmen. Und von dem Augenblick an wo er sich endlich durch vernünftige Vorstellungen bewogen dazu entschließt, hat er mit seinem trotzigen Unabhängigkeitsgefühle seinen innern Frieden verloren. Er wird ungerecht gegen Jenny, die in rührender Selbstvergessenheit unablässig bemüht ist sich Reinhard's Wünschen zu fügen. Aber was für ein tiefer Wurm nagt an Jenny's Seele! Reinhard ist rechtgläubig und verlangt dieselbe Glaubensstrenge von der Geliebten. Sie, erzogen in der Schule des Gedankens, wie kann sie glauben ohne zu prüfen? Wie kann sie das Unbegreifliche begreiflich finden, wie die christlichen Dogmen und Mysterien verstehen, wenn sie diese ihres poetischen Duftes entkleiden muß? Welch furchtbarer Kampf! Legt sie das Glaubensbekenntniß nicht ab, so ist ihr der Geliebte für immer verloren. Aus Furcht vor diesem Verluste nimmt sie die Taufe. Jetzt ist sie unglücklicher als zuvor. Recht und Wahrheit war bisher ihr alleiniger Leitstern gewesen, durch eine heuchlerische Lüge hatte sie Verrath begangen am Geliebten. Diese Ehe ist nur möglich unter der Bedingung des steten Betrugs. Sie fühlt es, nur ein gewaltsamer Schritt kann hier retten: sie bekennt dem Geliebten Alles. Es kommt wie es kommen mußte. Reinhard kann die Ungläubige nicht die Seine nennen, er ist kleinlich genug ihr sogar eifersüchtig niedere Nebenmotive unterzuschieben. Die Trennung ist ausgesprochen.

Nur sehr allmälig findet Jenny die Ruhe ihrer Seele wieder. Sie weist alle Männer ab die sich ihr werbend nahen. Erst nach langen Jahren weiß sich ein bedeutender Mann Jenny's Neigung eigenzumachen, der Graf Walter. Der Vater, Jenny selbst, ein Onkel des Grafen, sie geben nur mit bangem Zögern dem Drängen Walter's nach. Sie kennen die Gefahren die hier die herrschenden Vorurtheile entgegenthürmen.

Wenige Tage vor der Hochzeit treten der Graf und sein Onkel in den Laden eines Juweliers für Jenny den Brautschmuck zu kaufen. Dort finden sie einen Baron Werner, der früher mit Walter in einem und demselben Regimente gedient hatte. Walter erzählt ihm harmlos seine Verlobung. „Ah fi donc! Scherzen Sie nicht, Das ist nicht möglich. Ein Judenmädchen!" rief der Baron lachend. Es erfolgt eine Foderung; Walter wird schwer verwundet. Man ruft Jenny an das Krankenbett des Geliebten, er verscheidet in ihren Armen. Dies Geschick ist zu hart für ein weibliches Herz das ohnehin schon so tief gelitten hat. Mit einem Schrei des furchtbarsten Schmerzes fuhr Jenny nach ihrem Herzen und fiel auf die Leiche ihres Bräutigams nieder. Auch ihr Herz hat ausgeschlagen, es ist erlöst von seinem Leide.

Angesichts dieser knappen Skizze, die, ohne im mindesten auf das frische vielgestaltete Leben der einzelnen Charaktere einzugehen, fast skelettartig nur den innern Ideengehalt der Handlung aufzeigt, könnte wol gar Mancher auf die Vermuthung kommen dieser Roman sei eben doch nichts Anderes als eine etwas tiefere Tendenzdichtung mit einem sehr abstracten Haec fabula docet. Wer den Roman selbst liest wird diesen Irrglauben bald verlieren. Ist auch offenbar diese Erfindung aus der innersten Entrüstung eines edeln Gemüths über die schmachvolle Unterdrückung der Juden hervorgegangen, so tritt dieser Schmerzruf nach Freiheit doch nirgend hervor als nackter Gedanke, als prosaische Absicht. Diese „Jenny" ist so wenig ein Emancipationsroman im schlechten Sinne des Wortes daß ein Recensent dieses Romans in Nr. 49 d. Bl. f. 1844 den Grundgedanken sogar dahin angibt: „Er schärfe den Juden die Lehre ein sich selbst zu beschränken, auf das ihnen nicht Zustehende freiwillig Verzicht zu leisten, in ihrer abgegrenzten Sphäre zu bleiben und Verbindungen, Ehren, Ansprüche und Rechte nicht zu erstreben die ihnen den einmal feststehenden Verhältnissen nach doch nicht zugewilligt werden können." Das ist freilich ein unbegreifliches Misverständniß, aber nichtsdestoweniger ein glänzendes Zeugniß für die Reinheit und echtkünstlerische Unbefangenheit der Dichtung. Um so ärgerlicher ist es daß die Dichterin geglaubt hat ihre Ansicht von der Nothwendigkeit der Judenemancipation durch ein Motto ausdrücklich aussprechen zu müssen. Ich gäbe viel darum wenn ich dieses tendenziöse Motto vom Titelblatt vertilgen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Mittheilungen aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Wir haben bisjetzt nur über belletristische Erscheinungen gesprochen. Wir thaten es weil dieser Zweig der Literatur im Augenblick numerisch dominirt. Von andern Werken der jüngsten Gegenwart gewinnt die meiste Beachtung der erste Band von W. Adolf Schmidt's „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen". Da diese Production indeß eine ausführliche Besprechung verdient, wollen wir sie hier nur erwähnt haben, und ihre besondere Würdigung einem eigenen Bericht überlassen. Statt ihrer bietet sich uns hier ein Büchlein geringern Umfangs, aber verwandten Stoffs dar: „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland", von M. Lazarus. Das gute Preußen wird von allen Seiten gemahnt und erinnert, und beim point d'honneur gefaßt: die Herren aber welche die Zügel der Regierung in der Hand halten scheinen sehr schwerhörig zu sein. Was haben diese Herren auch mit der sittlichen Idee Preußens zu schaffen! Viele von ihnen denken wahrscheinlich nur daran wie sie am leichtesten den „verwünschten Freiheitsschwindel" vertilgen, wie sie den Geist in spanische Stiefeln schnüren könnten. Immerhin! Vielleicht fragt es sich bald genug wer stärker ist, die sittliche Idee Preußens oder diese Herren. Wenn man die Geschichte der deutschen Staaten verfolgt, so erkennt man daß die Interessen Oestreichs stets ausschließlich dynastischer Natur waren, und daß auch die Mehrzahl der kleinern Staaten meist nur particulare Zwecke verfolgte: Preußen dagegen hat mehr als ein mal den Versuch gemacht durch seine Kraft und Vermittelung eine staatliche Einheit in Deutschland zu stiften. Wenn sich nachweisen läßt — und Das dürfte nicht schwer fallen — daß in Deutschland nothwendigerweise eine Union zustandekommen muß, so kann kein anderer Staat an der Spitze stehen als Preußen. „Preußen", sagt Lazarus, „erscheint demnach berechtigt eine Einheit in Deutschland zu gründen, und von seinen andern Staaten alle Opfer und Mittel zu fodern welche nur in Wahrheit zur Gründung der Einheit dienen können und sollen." Dies Resultat liefert die gründliche Betrachtung der politischen Geschichte Preußens. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe auch aus der culturgeschichtlichen Entwickelung Preußens diese Berechtigung nachzuweisen. Es ist eine alte Lehre der Geschichte: daß staatliche Verhältnisse überhaupt nicht nur von den äußern und materiellen Verhältnissen abhängen, sondern ebenso auch von der geistigen Macht und der moralischen Gewalt der Völker bedingt werden, daß mithin auch das geistige Leben eine politische Bedeutung hat. Nicht die Zahl der Truppen, nicht die Ausdehnung des Ländergebiets macht die Größe eines Staats aus, sondern seine geistige und moralische Kraft weist ihm seine richtige Stellung an; in diesen Elementen prägt sich seine Macht und sein Wesen am entschiedensten aus. „In Preußen selbst ist die Größe seiner allgemeinen Intelligenz älter als seine militairische und diplomatische Gewalt." Es kommt nun darauf an darzuthun daß der Geist der deutschen Nation, „wie er aus dem gesammten Bilde ihrer Geschichte uns entgegenleuchtet", im preußischen Staate seinen sprechendsten und entsprechendsten Ausdruck gefunden hat. Es ist der wesentliche Grundzug des germanischen Nationalgeistes in seiner Bildung nach Universalität zu streben, sich alles Fremde anzueignen und deshalb doch den individuellen Typus zu bewahren. So eignete sich Deutschland das Christenthum an, und zwar in der Form des Katholicismus, einer Form welche, wie der Verfasser richtig bemerkt, dem germanischen Geiste unangemessen war, und darum kein organisches Glied der deutschen Bildung sein konnte. Die Autorität der Tradition ist der Hauptübelstand: die Dogmatik hemmte jede natürliche Entwickelung des Geistes. Der Protestantismus befreite den germanischen Geist von dieser Fessel. Das protestantische Princip, dessen Ziel mit dem des freien deutschen Geistes Eins ist, bildet das Panier um welches die Völker sich sammeln, um zur höchsten Stufe der Intelligenz zu gelangen, und die Zeit hat die Aufgabe dieses Princip in die Welt hineinzubilden. „Und dieses Werk", sagt Lazarus, dessen Schrift wir hier im Auszuge vorzuführen begonnen haben, „ist der Beruf und die That Preußens. Der preußische Staat hat den Protestantismus gestützt und erhalten, hat ihn in die Welt, in die geistige und sittliche Welt hineingebildet, hat ihn entwickelt und erhalten, hat ihm die Fähigkeit und Festigkeit gegeben sich allmälig über die Gesammtheit des Lebens segensreich auszubreiten; Preußen ist der Träger des Protestantismus und damit auch der Träger und Vertreter des deutschen Nationalgeistes. Preußen ist zunächst die Stütze der protestantischen Kirche, weil es der sichere Boden ihrer Existenz geworden, und, was nicht minder wesentlich, weil es sich selbst dazu erhoben hat." Wir erkennen ferner in Preußen das Streben die Nationalität wieder zur vollen Berechtigung zu bringen, welche nach dem streng kirchlich-katholischen System gar keine Beachtung verdient. Die Emancipation der Nationalität in Deutschland begann zur Zeit der Reformation im immer schärfer hervortretenden Gegensatz gegen den Papst und den Kaiser, den Herrn des Römisch-deutschen Reichs. Am entschiedensten manifestirte sich dieser Gegensatz in Preußen. „Preußen", heißt es bei unserm Verfasser, „hat in Deutschland auch einen Vorsprung — und vielleicht auch ein Vorrecht — wesentlich darin noch daß das Streben nach nationaler Selbständigkeit (welches Ursache zugleich und Folge der Reformation war) in ihm am sichersten deshalb zum Ziele führte, weil seine politische Größe erst zu der Zeit beginnt als das echte Nationalgefühl vollständig erwacht war, sodaß hier alle Großthaten, alle Veränderungen und Erweiterungen des Staatslebens, von vornherein im Gefühle und im Bewußtsein der deutschen Nationalität vollführt wurden. Weil

Preußen erst nach der Befreiung Deutschlands von römischen und romanischen Elementen entstanden ist, ist es der deutscheste, ja der erste reindeutsche Staat." Neben dem Nationalgefühl wurde in Preußen aber auch am frühesten und lebendigsten der sittliche Drang des deutschen Volks entwickelt und cultivirt. Der Große Kurfürst von Brandenburg war es welcher nach den Schrecknissen des Dreißigjährigen Kriegs zuerst die Saat eines neuen sittlichen Volkslebens ausstreute; und sein Sohn, Enkel und Urenkel wandelten ihm nach auf dieser Bahn. Und wenn die Sittlichkeit am sichersten auf der Intelligenz basirt, so müssen wir auch in dieser Hinsicht die Bemühungen Preußens vor allen andern deutschen Staaten hoch anschlagen. Es war eine zeitlang Gebrauch Preußen vorzugsweise den Staat der Intelligenz zu nennen, und wiewol nicht jede Regierung hier die wahren Interessen der wissenschaftlichen Cultur mit gleicher Liebe förderte, so hat doch die dem Staatsleben einmal einwohnende Tendenz nie aufgehört den Sinn des Volks, selbst wider den Willen seiner Leiter, dem geistigen Fortschritt offen zu erhalten. Als das Herzogthum Preußen an das Haus Brandenburg überging (1525), blühte Kopernicus, mit dem Auftreten des Königthums fällt die Gründung der Akademien der Wissenschaften in Berlin zusammen, und welche Reihe großer Männer ging nicht im 18. Jahrhunderte von Preußen aus! Die ganze neuere geistige Weltbewegung weist von mehren Seiten auf einen preußischen Namen zurück, auf den Namen Kant's. Unser Jahrhundert wird erleuchtet durch Männer wie Fichte, Schleiermacher, Hegel. Fassen wir das Gesagte mit den Worten des Verfassers zusammen. „Wir haben bemerkt", heißt es bei Lazarus, „daß die sittliche Macht theils durch das politische, theils durch das wissenschaftliche Leben ins Dasein gerufen wurde, daß auch ein gewisser Parallelismus zwischen beiden stattfand. Um noch einmal auf die höchsten Spitzen hinzublicken, so hat der Große Kurfürst das Fundament zur Großmacht Preußens gelegt, und Friedrich der Einzige den Ausbau und die Befestigung vollzogen; Kant hat ein neues sittliches Princip gegründet, und Hegel hat die wesentlichsten Momente zu dessen Erfüllung hinzugefügt. Aber das Werk ist noch so wenig im Reiche der Politik als der Philosophie geschlossen; die Vollendung desselben, dort für die gesammte deutsche Nation und hier für das gesammte geistige Leben, ist noch zu vollziehen. Wem fällt nun der Beruf der Vollendung dieses Werks anheim? Welcher deutsche Staat soll ferner für die Einheit und Festigkeit der deutschen Nation und des deutschen Geistes Sorge zu tragen die Pflicht und das Recht haben?" Niemand wird zweifeln daß sich diese Pflicht und dieses Recht in der Aufgabe Preußens concentriren. Nachdem der Verfasser solcherlei Auseinandersetzungen gegeben, beginnt er den zweiten Theil seiner Schrift, worin er das Recht Preußens sich der Gesammtheit der deutschen Angelegenheiten zu bemächtigen näher begründet. Er knüpft an einen bedeutsamen Ausspruch des von Friedrich Wilhelm III. an Napoleon erlassenen Kriegsmanifestes an, welches da lautet: „Vor allen Tractaten haben die Nationen ihre Rechte." Es ist in letzter Zeit vielfach Sitte geworden sich auf Worte der Fürsten zu berufen, leider jedoch hat diese Sitte bisjetzt wenig entsprechende Resultate erzielt, da die citirten Fürsten selber oft schnell genug gegen ihre eigenen Worte handelten. Lazarus geht bei seiner Argumentation auf das Völkerrecht zurück. Das positive Völkerrecht findet darin seine Fortentwickelung daß es sich immer mehr und mehr den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit conform gestalte. Hiermit wird zugleich der Ausspruch gerechtfertigt daß das bestehende Völkerrecht keine letzte Instanz ist; „dieses nämlich", sagt Lazarus, „erscheint vor dem Richterstuhle des fortgeschrittenen Gedankens, und für die Wirksamkeit eines über den Standpunkt desselben weit hinausgehenden sittlichen Staats eben nicht mehr als das volle Recht." Der Verfasser versucht im Folgenden eine selbständige Grundlegung des Völkerrechts der Art wie es heute den Fortschritten der Weltbildung entsprechen würde. Es kommt dabei von vornherein Alles auf den Zweck und die Mittel an; sind diese genau bestimmt, so folgen die Ergebnisse von selbst. Die Zwecke und Mittel wodurch staatliche Verbindungen zustandekommen laufen in der Regel auf drei Principien hinaus, entweder auf die Macht, oder den Vertrag, oder auf das Recht. Die Macht indeß, die äußere Macht hat nur dann einen vernunftgemäßen Sinn, wenn sie sich als Mittel gegen das Unrecht manifestirt; andernfalls erscheint sie durchaus jeder sittlichen Berechtigung bar. Aber auch der Vertrag kann nicht das Princip des Völkerrechts sein, denn er weist in letzter Instanz wieder auf die Macht zurück. „Das Princip der Verträge führt im Völkerrecht ebenso immer wieder zum Kriege, wie der Grundsatz des Vertrags als dem Ursprunge des Staats zur Revolution, weil im Begriff des Vertrags stillschweigend die Willkür der Bestimmungen enthalten ist, die dann durch eine andere Willkür aufgehoben werden könne und dürfe." Ein Vertrag kann überdies ebenso sehr das Unrecht wie das Recht schützen. Das Völkerrecht hat also allein im Rechte seine wahre und feste Basis, oder um es concreter auszudrücken, in dem sittlichen Rechtsgefühl oder der sittlichen Gesinnung der Nationen selbst. Leider war es der „durchgängige Mangel der bisherigen Lehre vom Völkerrecht daß von einer Verbindung der Nationen aus sittlichen Gründen zu sittlichen Zwecken noch nirgend die Rede gewesen". In dem Verhältniß mehrer Staaten zueinander, in dem großen Connex ganzer Nationen, bemerkt der Verfasser treffend, stellt sich die höchste Form der Idee der Sittlichkeit dar; sie erlangt hier den tiefsten Inhalt und die höchste Würde und Bedeutung. „Preußen hat sich glänzend über den Standpunkt der bloßen Verträge zu dem des sittlichen Rechts emporgehoben." Das Völkerrecht entwickelt sich mit dem Staatsrechte in den wesentlichsten Bestimmungen ganz analog. Wie das Staatsrecht die Freiheit und Entwickelung des Einzelnen, zum Wohle des Einzelnen wie der Gesammtheit, zu garantiren hat, so muß das Völkerrecht durch die organische Verknüpfung der Nationen die gemeinschaftliche Erfüllung der allen gemeinsamen Idee der Menschheit realisiren. Trotz aller Gleichberechtigung der Staaten und Nationalitäten zur Existenz und freien Entwickelung hat doch derjenige Staat welcher durch Natur und Cultur am geeignetsten ist die höchste Idee der Sittlichkeit nach außen und nach innen zu fördern, auch eine höhere Stellung im Staatenverbande. Diesem Staate haben sich die andern anzuschließen; und jeder Egoismus der Sonderstaaten welche sich ausschließen von dem sittlichen Berufe der Nation ist durchaus unberechtigt. Wenden wir das Gesagte auf Deutschland an, so werden wir erkennen daß Preußen ein Recht hat eine Union zu begründen, und die übrigen Staaten eine Pflicht an dieser Union theilzunehmen. Den Widerstrebenden ruft der Verfasser zum Schluß die bedeutsamen Worte Kant's zu: „Eben die Entgegenwirkungen der Neigungen (aus welchen das Böse entspringt) untereinander verschafft der Vernunft ein freies Spiel sie insgesammt zu unterjochen, und statt des Bösen, das sich selbst zerstört, das Gute, welches, einmal da, sich fernerhin von selbst erhält, herrschend zu machen." 71.

Notiz.

Sensenträger.

Die Sensenträger, welche in den Aufständen der Polen eine Rolle spielten, sind nicht wie Manche zu glauben scheinen zuerst in Polen gegen die Russen aufgetreten. Schon bei frühern Revolutionen bediente man sich dieser furchtbaren Waffe, unter Anderm in England, als Monmouth um Jakob II. vom Throne zu stürzen gelandet war, und die ihm zuströmende ländliche Bevölkerung nicht Waffen genug hatte. Die Bögte ringsum Taunton und Bridgewater erhielten Befehl nach Sensen zu suchen, und soviel sie deren finden würden in das Lager zu bringen. So erzählt Macaulay in der „History of England" (chap. V). 91.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 310. —— 27. December 1850.

Fanny Lewald.

(Fortsetzung aus Nr. 309.)

3. Eine Lebensfrage. (1845.)

Auch hier stehen wir wieder auf dem Boden der modernsten Wirklichkeit. Diese „Lebensfrage" ist eine Art Gegenmanifest gegen die Goethe'schen „Wahlverwandtschaften".

Ist es denn wirklich wahr was die „Wahlverwandtschaften" behaupten: daß die Ehe unter jeder Bedingung und unter allen Verhältnissen heilig und schlechthin unverletzlich sei? Ist sie nicht da wo die Liebe fehlt eine Lüge und also die Aufrechthaltung derselben unsittlich? Erfodert dann nicht die Pflicht der Selbsterhaltung und das Recht eines jeden Menschen auf Glück und harmonische Entfaltung unabweislich die Trennung?

Während man unbegreiflicherweise in den „Wahlverwandtschaften" früher eine unsittliche Beschönigung des Ehebruchs erblicken wollte, tadelt man sie jetzt vielmehr ziemlich allgemein im ganz entgegengesetzten Sinne. Willigte Charlotte zur rechten Zeit ein in die Scheidung, all das entsetzliche Unglück wäre nicht entstanden! Einem bloßen Götzenbilde sind Menschenopfer gefallen. Eine poetische Widerlegung der „Wahlverwandtschaften" stand längst zu erwarten. Hier die „Lebensfrage" ist ein Versuch dazu.

Ich begreife es wie in der Dichterin gerade diese Conception entstehen mußte. Der Grundkern ihres Wesens, ihre sittliche Gesundheit, mußte zurückschrecken vor der innern Hohlheit unserer meisten Ehen. Aber so sehr ich auch der Grundidee dieser Dichtung beistimme, ich halte sie nichtsdestoweniger für das schwächste Werk der Lewald. Trotz tiefergreifender Situationen und wahrhaft meisterhaft gezeichneter Charaktere hat diese „Lebensfrage" etwas Peinigendes, ja, offen gesagt, etwas Unpoetisches. Die Dichterin hat sich hier, was ihr sonst nie vorkommt, in den Motiven vergriffen.

Der Held des Romans, Alfred, ist an eine zänkische Frau verheirathet. Alfred ist eine geniale dichterische Natur, Karoline eine gewöhnliche prosaische Frau, die diesen Schwung als für das praktische Leben unbrauchbar verachtet. Sehr natürlich also daß Alfred einer andern Liebe Raum gibt; er liebt Therese, eine frühere Jugendgeliebte.

Betrachten wir den Unterschied zwischen der künstlerischen Composition der „Wahlverwandtschaften" und dieser „Lebensfrage" genauer. Dort ist die Ehe als ein mal für alle mal fest und unauflöslich hingestellt. Von dieser Voraussetzung aus haben wir also einen wirklichen Gegensatz. Zwei gleichberechtigte Mächte stehen sich gegenüber, die Unverletzlichkeit der Ehe und die gegen sie ankämpfende Liebe der betheiligten Personen, die in der That durch ihre innere Wahlverwandtschaft ein Recht in sich hat und überdies bei Eduard und Ottilie sogar in romantischer Weise fatalistisch als Naturnothwendigkeit dargestellt ist. Das ist ein echttragischer Kampf. Wie aber hier?

Hier gilt die Ehe nicht als ewig und unauflösbar. Im Gegentheil, Alle auf die es hier ankommt denken an die Möglichkeit einer Scheidung. Alfred und Therese sprechen es ausdrücklich und mit besonderer Hinweisung auf Goethe's „Wahlverwandtschaften" aus: daß in einer unglücklichen Ehe die Scheidung Pflicht sei, und auch Karoline legt nie ein Gewicht auf die ethische Seite der Frage. So angesehen ist hier also gar kein Gegensatz. Auf der einen Seite die Liebe zwischen Alfred und Therese und das Bewußtsein daß nur in ihrer Vereinigung ihr Glück ruhe; auf der andern Seite nur die eigensinnigen Eigensprüche einer rohen Frau, die nur auf ihr formales Recht pocht, nicht einmal eine achtunggebietende Leidenschaft: Dies ist eine bloße Krankheitsgeschichte. Der beständige Kampf gegen diese prickelnden Nadelstiche häßlicher und ewig wiederholter Zänkereien mag im Leben sehr traurig sein, ja sogar aufreibend; aber tragisch ist er nicht. Ein muthiger Entschluß Alfred's und Alles ist abgethan!

Ein weiteres Motiv war daher nothwendig diesen Kampf zu vertiefen. Die Besitzungen Alfred's sind das Vermächtniß eines katholischen Domherrn; der jedesmalige Besitzer muß katholisch sein. Heirathet Alfred Therese und tritt er, um Dies möglichzumachen, zum Protestantismus über, so muß er einer weitern Testamentsclausel gemäß seinen Sohn Felix den Pfaffen zur Erziehung übergeben, oder die Besitzungen gehen für immer, also auch für seinen Sohn verloren. Dadurch gewinnt dieser Gegensatz allerdings eine tiefere Unterlage. Alfred kämpft jetzt zwischen dem Triebe nach dem eige-

nen Glücke und zwischen der Rücksicht auf das Glück seines Sohnes. Aber ist mit diesem Motiv wirklich viel für die Dichtung gewonnen? Trennen konnte sich ja Alfred von Karoline, nur heirathen durfte er Therese nicht. Welcher Vater würde seinem Kinde nicht dieses Opfer bringen?

Daher jetzt ein neues Motiv. Alfred's Besitzungen stehen unter fortwährender Beaufsichtigung einer benachbarten Abtei, der sie bei dem Aussterben oder bei dem Religionswechsel der Linie zufallen. Der Besitzer ist also ewig unfrei, er lebt in steter Abhängigkeit von der eigensüchtigen Kirche. Der Kampf also der Alfred jetzt aus dieser drückenden Abhängigkeit erwächst wird sicher auch Felix, er wird allen Nachkommen erwachsen. Es ist demnach nicht eine Beeinträchtigung des Sohnes, es ist nur sein Glück, seine Befreiung, wenn ihm von Hause aus dieser Kampf erspart wird. Durch diese Erwägungen ist Alfred frei in seinem Innern. Sein Entschluß ist gefaßt, er trennt sich von Karoline, er findet bei Therese sein Glück und seine Freiheit.

Und was ist inzwischen aus dem Romane geworden? Er hat die Einheit des Gedankens verloren. Der ursprünglichen Absicht nach handelte er von der Ehe und von dem Rechte der Ehescheidung. Unversehens aber hat sich ein anderer Gedanke in den Vorgrund geschoben. Es fragt sich zuletzt nur noch: ist es besser reich sein und abhängig oder ist es besser mit dem Verluste dieses Reichthums die Freiheit und den innern Frieden zu erkaufen?

(Der Beschluß folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter.

Eduard Dößekel. *)

Das kleine Land welches, vom Jura sich nach Süden ausbreitend, von den drei größten Flüssen der Schweiz durchströmt wird, der Aar, Limmat und Reuß, die an einem malerischen Punkte sich vereinigen um ihre Gewässer dem Rheine zuzuführen, ist in jeder Beziehung ein von der Natur gesegnetes Land zu nennen. Obgleich in der Nähe der riesigen Alpen, deren eisbedeckte Gipfel den Horizont begrenzen, hat das Aargau ein mildes, freundliches Klima, unter welchem alle Früchte des Feldes in segensreicher Fülle gedeihen, und selbst der Weinstock edle Trauben trägt. Zwischen dem alten waldigen Jura und den Hochalpen liegend, welche schon einen höchst lebendigen Contrast darbieten, gewährt das Aargau mit seinen fruchtbaren Thälern und seinen anmuthigen Hügelreihen einen überaus freundlichen Anblick, dessen Reiz durch die wechselvolle Mannichfaltigkeit der Landschaften außerordentlich erhöht wird. Dieser durchaus poetische Charakter des Landes mußte nothwendig auch auf die Bewohner desselben übergehen: und in der That finden wir schon in den frühern Zeiten manchen aargauischen Namen unter den begabtesten Sängern angeführt, unter welchen Walther von Klingen, Hesse von Reinach, Heinrich von Tettingen, der von Trostberg die bekanntesten sind. Und es darf vorausgesetzt werden daß noch viele andere Ritter, die auf den zahlreichen Burgen des Aargaus hausten, mit der edeln Gesangskunst vertraut waren, wenn wir auch nichts Urkundliches darüber besitzen. Etwas später war wiederum ein Aargauer, Heinrich von Laufenberg, als trefflicher Dichter geistlicher Lieder berühmt und von allen seinen Zeitgenossen ausgezeichnet. An diese könnten wir noch den wackern Nikolaus von Wyle aus Bremgarten anreihen; denn obgleich er nur Prosaisches geschrieben zu haben scheint, so sind seine „Translationen" doch selbst der beste Beweis daß er regen Sinn für die Poesie hatte. Aus dem nämlichen Grunde durften wir auch wol den tüchtigen Chronisten Wernher Schodaler, der ebenfalls aus dem lieblich gelegenen Städtchen Bremgarten gebürtig war, anführen, da er in seiner Chronik die alten Schlacht- und Siegeslieder der Eidgenossen mit treuem Fleiße gesammelt und dadurch andentaggelegt hat daß er die Tüchtigkeit derselben zu schätzen verstand.

Nach der Reformation ist freilich auch im Aargau die vollständigste Stille eingetreten; allein Dies hat er ja mit sämmtlichen Ländern deutscher Zunge gemein: ist ja die deutsche Literaturgeschichte von jener Zeit an bis zur Mitte des verflossenen Jahrhunderts nur eine unerquickliche Nomenclatur von Dichtern die in der That keine Poeten waren, oder höchstens von solchen welche das Talent das sie wirklich besaßen an schlechte, unfruchtbare Stoffe, und in einer widrigen Form vergeudeten. Bei diesen allgemeinen Verhältnissen mußte das poetische Leben im Aargau umsomehr verschwinden als es unter dem Druck bernischer und anderer Landvögte schmachtete, oder in einem seiner Landestheile, dem Frickthale, an die östreichische Prosa geschmiedet war. Als es aber infolge der französischen und helvetischen Revolution zur Selbständigkeit gelangte, da begann ein frisches, freies Leben sich zu entwickeln, welches in Staat, Schule, Wissenschaft und Kunst in kurzer Zeit die schönsten Früchte trug, sodaß der Aargau, obgleich einer der kleinern Cantone der Schweiz, wenigstens in Bezug auf Flächeninhalt, mit den größern nicht blos glücklich wetteiferte, sondern mehre derselben sogar weit übertraf. Namentlich zeichnete er sich bald durch poetische Regsamkeit vortheilhaft aus. Außer Zschokke (der Aargau kann ihn mit vollstem Recht den Seinigen nennen, wenn seine Wiege auch an den Ufern der Elbe stand), dessen Novellen und Romane sich der größten Verbreitung erfreuen, haben sich insbesondere noch zwei Aargauer, Abraham Emanuel Fröhlich und Karl Rudolf Tanner, der Erste durch eigenthümliche, höchstgelungene Behandlung der Fabel, der Andere durch seine lieblichen und tiefgefühlten Naturbilder eine Stelle in der deutschen Literaturgeschichte gesichert. Neben ihnen sind aber noch Mehre zu nennen, die gewiß allgemeinere Anerkennung finden würden wenn sie ihre zerstreuten Dichtungen gesammelt hätten, unter denen wir nur Augustin Keller nennen, der die Volkssage mit vielem Glück in populairer, dem Kindesalter angemessener Sprache behandelt, ohne dabei — was so oft geschieht — die poetische Auffassung aufzugeben, und Wagner von Laufenburg, dessen Balladen nicht selten an Gustav Schwab erinnern.

Wir freuen uns in Hrn. Dößekel, mit dessen Gedichten wir in nachfolgenden Zeilen unsere Leser näher bekanntzumachen gedenken, einen würdigen Nachkommen der alten aargauischen Minnesänger begrüßen zu können, von denen er sich jedoch dadurch zu seinem Vortheil auszeichnet daß er sich nicht blos in allgemeinen Gefühlen bewegt und gemachte Empfindungen darstellt, sondern vielmehr auf einer realen Unterlage baut, wodurch auch die lyrischen Gedichte Anschaulichkeit gewinnen. Dagegen möchten wir, weil wir einmal die Minnesänger herbeigezogen haben, dem Verfasser der vorliegenden Gedichte wünschen, daß er, diesen nachahmend, die schöne Form niemals vernachlässige, auch dann nicht wenn der Gedanke unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenzustellen scheint. Härten des Ausdrucks und der Wortbildung, unreine Reime, Flickwörter, besonders im Reime, sollte sich kein Dichter erlauben, weil sie auch den schönsten Gedanken verunstalten, und im Leser ein Misbehagen zurücklassen wo er sich so gern reinem, ungetrübtem Wohlgefallen hingeben möchte. Jedes, auch das kleinste Gedicht, sollte ein vollständiges Kunstwerk sein, voll-

*) Gedichte von Eduard Dößekel. Miniaturausgabe. Bern, Jent und Reinert. 1851. 1 Thlr. 6 Ngr.

kommen in Form und Inhalt, ja wir sind sogar der Ansicht daß das Wohlgefallen an einem Gedichte weniger durch den mangelhaften Inhalt als durch die mangelhafte Form gestört wird, daß der Dichter somit öfters lieber einen guten Gedanken der sich der schönen Form nicht unterordnen und fügen will aufopfern solle, als daß er ihn hartnäckig bewahre und dadurch formelle Mängel herbeirufe. Es gibt viele Gedichte (bei den Italienern sind sie zahllos; unter den Deutschen sind vorzüglich die des ältern Schlegel zu nennen) welche selbst bei wiederholter Lecture immer neues Wohlgefallen erregen, obgleich sie in Bezug auf ihren Inhalt wenig Anspruch darauf machen können: und diese Wirkung ist nur ihrer vollendeten Form zuzuschreiben. Umgekehrt ist Dies keineswegs der Fall; die schönsten, selbst echtpoetischen Gedanken werden die erwähnte Wirkung nicht leicht äußern wenn die Form mit ihnen in Widerspruch steht. Es gab zwar Zeiten wo es die höchste Aufgabe der Dichter war mit selbstbewußter Vernachlässigung der Form ihre ganze Kraft auf den Inhalt der Dichtungen zu verwenden; allein wir haben heutzutage nicht nöthig wie Jene einer gehaltlosen Formreiterei, die sich in sich selbst verlor, entgegenzuarbeiten; es ist die deutsche Kunst vielmehr so ausgebildet daß man mit aller Strenge vollendete Harmonie des Kunstwerks verlangen kann. Uebrigens mögen unsere Leser aus den ebengemachten Bemerkungen nicht den Schluß ziehen daß Dösseke1 immer und überall die Form vernachlässige: vielmehr ist die beiweitem größte Zahl seiner Gedichte hierin wirklich untadelhaft; aber ebendeswegen weil er, wenn er will, Sprache und Form beherrschen kann, durften wir es nicht ungerügt lassen daß er es nicht immer will.

Wir würden unsern Lesern wol keinen Dienst erweisen wenn wir ihnen die Härten, falschen Reime u. s. w. aufzählen wollten die sich in den vorliegenden Gedichten vorfinden; es genügt auf diesen immerhin tadelnswerthen Mangel aufmerksamgemacht zu haben.

Die sämmtlichen Gedichte, die zwei als Vorwort vorausgeschickten ungerechnet, hat der Verfasser selbst in Naturlieder, Vermischte Gedichte, Lebensbilder, Sonette, Liebesklänge und Epigramme geschieden, eine Theilungsweise, über die wir vielleicht rechten würden wenn sie nicht eben gerade eine Sammlung von Gedichten beträfe; aber es wäre doch wol unverzeihlich einem Dichter die kalte, schale Logik da entgegensetzen zu wollen wo es im Grunde sehr gleichgültig ist ob ihre Gesetze befolgt wurden oder nicht. Wir gehen daher lieber sogleich zur Betrachtung der Lieder selbst über.

Unter allen sind die im ersten Abschnitt unter dem Namen „Naturlieder" zusammengefaßten Gedichte diejenigen welchen wir den geringsten Werth beilegen können. Nicht als ob wir an der Sprache, oder metrischen Form, oder an der Haltung im Allgemeinen etwas Besonderes auszusetzen hätten, im Gegentheil zeichnen sich die meisten hierhergehörigen Lieder durch Wohllaut der Sprache, Mannichfaltigkeit und Reinheit der Form erfreulicherweise aus: was wir tadeln ist die Gesammtauffassung, die uns vom poetischen, oder wenn man lieber will, vom künstlerischen Standpunkte aus verfehlt erscheint. Es gibt gewiß nichts Poetischeres als die Natur, als deren Leben und Wirken in den verschiedenen Jahreszeiten; allein es liegt gewiß nicht in der Aufgabe der poetischen Kunst die Erscheinungen der schönen Natur zu schildern, zu beschreiben, zu malen. Wir wollen hier nicht wiederholen was Lessing hierüber in seinem „Laokoon" auf so vortreffliche Weise auseinandergesetzt hat; wir wollen nur an Matthisson und zum Theil an den noch begabtern Salis erinnern, die gerade dadurch oft gescheitert sind daß sie thun wollten was nur Sache des Malers ist. Uebrigens müssen wir sogleich bekennen daß Dössekel nur selten in bloße Beschreibung verfällt, daß ihm diese vielmehr meistens nur die Unterlage für den Ausdruck von Gefühlen und Empfindungen gibt, wodurch diese erst recht zur lebendigen Anschauung gelangen.

Wir glauben an diese Bemerkung noch zwei andere anreihen zu müssen. Die erste ist die: daß der Verfasser hier wie in seinen übrigen Gedichten, so unverkennbar deren poetische Wirkung auch ist, doch nie auf Effectmacherei ausgeht, eine Sünde die, zunächst von unsern überrheinischen Nachbarn bis zum Ekel ausgebildet, von vielen neuern Dichtern Deutschlands mit großer Vorliebe nachgebildet wird, die aber immerhin ein Zeichen von falschem Geschmack ist, oder den Mangel an poetischer Auffassung verdecken soll. Die zweite Bemerkung besteht darin daß wir die Selbständigkeit mit welcher Dössekel in seinen dichterischen Arbeiten zu Werke gegangen ist lobend anerkennen müssen. Obgleich ein jüngerer Freund Tanner's, zu welchem er in den genauesten Beziehungen stand, hat er sich doch vor der eigenthümlichen Behandlungsweise des Naturliedes, die Jenem so vielfache Anerkennung zugezogen hatte, ganz frei gehalten, und selbst in den wenigen Gedichten die an Tanner erinnern könnten seine Eigenthümlichkeit nicht preisgegeben.

Von beiweitem größerm Werthe erscheinen uns die „Lebensbilder". Wir wollen gern gestehen daß wir vielleicht und ohne Zweifel mit Unrecht gegen die reinlyrischen Dichtungen parteiisch eingenommen sind; denn uns bedünkt daß unsere Zeit vor Allem und überall und in allen Dingen Thaten verlangt. Wenn aber der Dichter, wie wir gern anerkennen, über seiner Zeit stehen soll, so muß er doch wiederum das getreueste Abbild seiner Zeit sein, nicht in engherziger, beschränkter Weise, blos Eine Richtung (z. B. eine politische) aufgreifend, sondern die mannichfaltigsten Bewegungen und Lebensäußerungen zu einem schönen Gesammtbilde vereinigend. Hierzu sind die lyrischepischen Dichtungen vorzugsweise geeignet, und es ist gewiß kein leerer Zufall daß sich diese Formen gerade in unsern Tagen einer früher ungeahnten Ausbildung erfreuen.

Gerade hierin nun hat Dössekel recht Erfreuliches geleistet. Er führt uns eine bunte Reihe von Lebensbildern vor, aus denen ein tiefes Verständniß des menschlichen Herzens und echtpoetische Auffassung des vielgestaltigen Lebens hervorleuchtet. Mit wenigen Zügen weiß er oft, bald mehr lyrisch entwickelnd, bald mehr dramatisch darstellend, die seelenvollsten Gemälde zu entwerfen, die uns zwar nicht hinreißen, aber immer tief berühren, und daher auch um so nachhaltiger in uns wirken und leben. Vor Allem zeichnen wir „Die Himmelsbraut", „Der Orangebaum", „Tasso auf Sorrent", den reinidyllischen „Ehestreit", und ganz insbesondere „Fra Diavolo" aus, welches sich den besten Gedichten dieser Art würdig anreiht. Wir wissen nicht ob die darin erzählte Thatsache auf der Wirklichkeit beruht; aber es mag Dem sein wie es auch wolle, so ist das Gedicht jedenfalls in Composition und Ausführung durchaus gelungen zu nennen. Der Gedanke die Macht der Mutterliebe an dem verstockten Sünder zu zeigen ist echtpoetisch und von der tiefsten Wahrheit.

Wenn es irgend ein sicheres Kennzeichen von wahrem Talente gibt, so ist es die eigene Unzufriedenheit des Dichters mit seinen Leistungen. In seinem Innern entfaltet sich eine so vollkommene Welt daß sie nie ganz entsprechend in die Erscheinung gelangen kann, weshalb ihn nothwendigerweise Misbehagen ergreift, wenn er das Gewordene mit Dem vergleicht was hätte werden sollen. Dieses Gefühl hat der Verfasser in einem schönen Gedichte dargestellt, das wir unsern Lesern mittheilen wollen, um sie zugleich in den Stand zu setzen unsere Beurtheilung selbst beurtheilen zu können:

Die Steineichen.

Siehst du den Felsen aus dem Thale ragen,
Hinan in Wolken düster, grau zerklüftet?
Aus seinen Spalten wilde Sträucher schlagen,
Die Blätter weh'n vom Abendhauch durchlüftet.

Da rankt, der Riesenschlange gleich gewunden,
Ein Eichbaum sich mit zwergeknorr'gen Zweigen;
Wie hat er wol den Weg hinaufgefunden,
Den nur des Bergs verschwieg'ne Geister zeigen?

Mir ward — als ich an tiefster Herzenswunde
Geirrt auf Graben und auf schwanken Stegen —
Mir ward vertraut auf Windeshauch die Kunde:
Verwandter Sinn versteht auf halben Wegen.

Da weil' ich — flüstert es — seit langen Jahren
In diesem Steinreich freud- und weltverlassen;
In düsterm Brüten bin ich wohlerfahren,
Das mag die Kunst, die Triebe hat, nur fassen.

Einst als ich noch umhüllt im Schoos der Schale
Als Eichel ahnungsvoll geruht, geträumet,
Trug mich ein Fittich, rauschend überm Thale,
Und setzt' mich ab wo dieser Fels sich bäumet.

Es schwoll der Kern, die Schale mußte springen,
Ein Blättlein guckt' in schüchternem Entzücken,
Und höher bald sah man das Stämmchen dringen,
Ringsum mit Zweigen jugendlich sich schmücken.

Und ämsig drang die Wurzel nach dem Grunde,
Und flocht und wob ein künstliches Geschlinge;
Das bohrt' und saust' so durstig in der Runde,
Daß es nach oben Kraft und Wachsthum bringe.

Doch wie es weiter seine Fasern spann — o Schrecken!
Stieß es auf Felsgezacke sonder Ende:
Da war kein Quell der Nahrung zu entdecken,
Wohin es auch die Augen suchend wende.

Ein wenig Erde, Thau und Schnee und Regen
War Alles um zu fristen dieses Leben;
Da ging der Puls in immer mattern Schlägen;
Verkümmernd stockt ein frohentfaltend Leben.

Siehst du im Waldesdunkel jener Halde
Gewaltig einen Eichbaum sich erheben —
Weittragend — selbst ein Wald aus niederm Walde —
Die breiten Aest' wie Riesenflügel schweben?

Um seinen Gipfel kreist der Adler wiegend,
In seinen Zweigen schläft die scheue Eule,
Und unten tief, im würz'gen Schatten liegend,
Gemächlich kaut der Hirsch auf müder Keule.

Die Krone glänzt lichtgolden an der Sonne
Und wirft die Schatten weithin in die Gründe;
Darunter braust des Baches Jugendwonne,
Und eilt zum Rad in lieblichem Gewinde.

Einst lagen wir, des gleichen Stamms Genossen,
Zwei Eicheln brüderlich auf kühler Erde:
Uns trennt' das Loos — und jener konnte sprossen,
Dieweil ich kam auf kurze Felsenerde.

In sand'gem Grund, in Sonne, Licht und Stürmen
Konnt' ungehemmt er seine Kraft entfalten,
Und jedes Jahr sah kühner ihn sich thürmen,
Auslangen weit in knorrigen Gestalten.

Doch ich — da seufz' ich, eingeklemmt, gefangen;
Mir hilft kein Drehen, Winden und kein Ringen,
Und krüppelhaft muß ich vom Felsen hangen,
Statt kraftbewußt das Haupt im Sturm zu schwingen.

In unserm Herzen schliefen gleiche Triebe,
Als wir noch weilten in den engen Schalen;
Mir ward versagt der Fügung Gunst und Liebe;
Ach, höh'res Sehnen wurde mir zu Qualen!

Und wenn am Sommerabend goldbdurchleuchtet
Die schlanken Gipfel in den Lüften schwanken,
Und wenn die Fluren leis der Thau befeuchtet;
Da brüt' ich still ob schmerzlichen Gedanken!

Denselben Gedanken, aber in mehr beschaulicher Form und Darstellung, finden wir in dem Gedicht „Fernes Ziel" ausgesprochen, das wir gern mittheilen würden wenn uns nicht der Raum Beschränkung auferlegte. Es gehört zu den „Vermischten Gedichten", die nächst den „Lebensbildern" genannt zu werden verdienen. Auch die „Sonette", diese so oft misbrauchte schöne Form, sind aller Anerkennung werth; sie sind durchsichtig und klar, und, vielleicht dem Dichter selbst unbewußt, in der äußern wie in der innern Gestaltung den Gesetzen vollkommen entsprechend, deren Beachtung selbst einem Goethe schwer werden wollte.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche daß unsere Leser sich durch dieselbe bewogen finden möchten den Dichter näher kennenzulernen, dessen Poesien auch schon deshalb empfohlen zu werden verdienen, weil sich in allen das reinste Gefühl für Schönheit und Wahrheit ausspricht, oder noch entschiedener gesagt, weil alle die zarteste Sittlichkeit zur Grundlage haben. Nicht zwar als ob der Dichter irgendwo in schales Moralisiren verfiele: es ist vielmehr diese sittliche Basis so sehr mit seinem eigenen Wesen verflochten daß sie von selbst und ungesucht zur Erscheinung kommt. 90.

Lesefrüchte.

Der fruchtbarste Romanschriftsteller Frankreichs.

Rétif de la Bretonne, dessen Gesammtwerke sich auf 200 Bände belaufen, hat durch seine Romane Processe und Ehescheidungen in Menge hervorgerufen. Er forschte die Portiers und Diener über Das aus was in jedem Hause vorging, schlich sich unter dieser oder jener Verkleidung in das Innerste der Familien, überraschte die Untreue der Gattin, das junge Geheimniß der Tochter, und streute es unter einer durchsichtigen Hülle der Fiction in seinen Schriften durch die Welt. Beinahe hätte ihn ein Mann umgebracht, dessen Frau er in seinen „Contemporaines" figuriren ließ. Gewöhnlich redigirte er Morgens seine Wahrnehmungen von vorigem Abend. Er schrieb nicht weniger als eine Novelle vor dem Frühstück. In seiner letzten Lebenszeit arbeitete er im Winter aus Mangel an Holz im Bette, sein Pantalon über der Nachtmütze aus Furcht vor der Zugluft. Er hatte Eigenheiten welche bei jedem seiner Werke wechselten. Bald verurtheilte er sich zu unverbrüchlicher Wortkargheit; bald ließ er seinen Bart wachsen und sagte zu Jemand der ihn darüber neckte: „Er wird erst abgeschnitten wenn ich meinen letzten Roman beendigt habe." — „Und wenn dieser mehre Bände hat?" „Er bekommt deren 15." — „Sie werden sich also erst in 15 Jahren rasiren lassen?" „Beruhigen Sie sich, junger Mann, ich schreibe Tag für Tag einen halben Band." Bekanntlich beschränkte er sich darauf, ohne Manuscript, beim Schriftkasten seine Dichtungen zu entwerfen. Er hatte sich zuletzt eine kleine Druckerei angeschafft, wo er blos mit Hülfe eines Lehrlings seine Werke selbst setzte. Die meisten seiner Bücher hat er nicht nur verfaßt und gedruckt, sondern auch selbst verlegt, und in seinem eigenen Hause verkauft. In den Romanen dieses unvergleichlichen Schriftstellers sieht man oft einen Juwel mitten auf einem Misthaufen funkeln, gleich den Kleinodien des Ennius. Wir wollen nur Eine Zeile anführen: „Les moeurs sont un collier de perles; ôtez le noeud, tout défile."

Libertas.

In einer Anmerkung zum „Contrat social" erzählt Rousseau daß man in Genua über den Kerkern und auf den Ketten der Galeerensklaven das Wort „Libertas" lese. „Diese Anwendung der Devise ist schön und richtig", setzt Jean Jacques hinzu; „in der That nur die Missethäter aller Stände hindern den Bürger frei zu sein. In einem Lande wo alle diese Leute auf den Galeeren wären genösse man der vollkommensten Freiheit."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 311. —— 28. December 1850.

Fanny Lewald.

(Beschluß aus Nr. 310.)

4. Prinz Louis Ferdinand. (1849.)

Ich kann hier kurz sein. Das Buch ist erst neuerdings in allen Zeitschriften nach allen Seiten hin durchsprochen worden. Ich beschränke mich auf die Beseitigung einiger Misverständnisse in welche die deutsche Kritik in der Beurtheilung dieses Romans verfallen ist.

Es ist unbegreiflich, man hat sogar die Grundidee verkannt, die doch so spiegelklar sich ausspricht. Selbst Gutzkow glaubte seiner Zeit in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" die Dichtung mit einem Witze abgethan, um den ich ihn nicht beneide. Er meinte „Prinz Louis Ferdinand" sei so durchaus altpreußisch daß er möglicherweise von einem Treubündler geschrieben sein könne. Wie mag man nur geflissentlich mit sehenden Augen sich blind stellen?

„Prinz Louis Ferdinand" ist durchaus aus derselben Anschauungsweise entsprungen wie alle übrigen Romane unserer Dichterin. Nur liegt hier der Conflict nicht in der Natur oder Unnatur der Sitte und Gesellschaft, sondern in der Unnatur des modernen Staatslebens. Prinz Louis Ferdinand geht zugrunde weil er ein Prinz ist. Eine feuerig thatkräftige, geniale Natur, ist er in einem absoluten Staate als Prinz zur unbedingten Unthätigkeit verdammt; er vergeudet seine glänzende Geistesgabe in Liebschaften, weil Dies die einzigen Abenteuer sind auf die ein Prinz in fauler Friedenszeit die angeborene Glut und Thatenlust verwenden darf; er wird ein Wüstling weil er kein Held sein darf. Wahrlich, Das ist eine Herzenstragödie, so tief aus dem tiefsten Geiste der Zeit herausgeschöpft daß man in der That nicht weiß, soll man mehr den seherischen Blick bewundern mit dem die Dichterin diesen Stoff herausgriff, oder mehr die kühne Meisterschaft mit der sie diese gewaltige Aufgabe in ihrer Dichtung durchführte.

Kein Zweifel, „Prinz Louis Ferdinand" ist einer der wenigen guten historischen Romane die wir in Deutschland haben, und unter diesen wenigen ist er der trefflichste. Der historische Roman ist ebenso wie das historische Drama nur dann wahrhaft berechtigt, wenn er nicht irgend eine beliebige, ganz entlegene und uns fremde Zeitperiode vor Augen führt, wie Dies nur allzu oft bei Willibald Alexis, bei Storch und Spindler der Fall ist; Das kann der Dichter getrost dem Geschichtschreiber überlassen. In der Poesie will der Mensch seine eigenen Leiden und Freuden wiederfinden. Der historische Roman wie das historische Drama darf daher nur Stoffe behandeln deren schlummernde Ideen zu den Gemüthsinteressen der Gegenwart im lebendigsten Bezug stehen. Das vor Allem ist der Grund warum dieser Roman, die gewaltigste Dialektik des absoluten Königthums lebendig abspiegelnd, überall so gewaltig gezündet hat. Die Dichterin kann sich leicht trösten wenn der Unverstand vorurtheilsvoller Servilität oder die bigote Pruderie eines englischen Recensenten im „Athenaeum" über die Dichtung den Stab zu brechen meint, indem er über Indiscretion schreit. Lassen wir diese Albernheiten zur Seite. Wie könnte sich auch eine Zeit in der Gesetze die rücksichtslose Würdigung sogar gestorbener königlicher Personen für Majestätsverbrechen erklären zu jener künstlerischen Freiheit erheben die es in Athen dem Dichter erlaubte unterschiedslos alle lebenden Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen.

Wenn ich in die aufrichtigste Bewunderung dieser großen Dichtung ein kleines Bedenken einfließen lasse, so ist dieses von ganz andern Erwägungen hergeholt. Fast möchte ich sagen, der Rahmen ist zu knapp für das gewaltige Bild das sich hier darstellt. Preußen, sein absolutistischer Hof mit dem bürgerlich-einfachen Könige und der liebenswürdigen Königin Luise, die bornirt stolze Bureaukratie, der Manschettendienst, das Junkerthum, wie es war in jener niedrigen Schlaffheit, aus der Preußen wenige Jahre nachher durch die Schlacht von Jena erschütternd aufgerüttelt wurde, das berliner Salonleben mit der genialen Liederlichkeit die damals in Berlin allgemein für guten Ton galt, die Koryphäen der romantischen Schule, die diese Liederlichkeit zur ethischen Doctrin erhoben: — das Alles rollt an uns vorüber innerhalb weniger Stunden. Die großen Gestalten können auf dem engen Raume ihre lebensvollen Glieder nicht gehörig ausbreiten, sie sind oft mehr nur umrissen als vollständig ausgeführt, wir können nicht genug uns hineinleben in ihr Herz und in ihren innern Haushalt: kaum ist eine interessante Situation angegeben, da werden wir

von ihr schon wieder gewaltsam hinweggetrieben. Es ist gewiß, diese unzeitige Sparsamkeit ist hier nur das straffe Zusammenhalten überquellenden Reichthums; aber hier und da thut sie doch der Wirkung Eintrag. Ja ich behaupte geradezu, diese Sparsamkeit im Raume hat die Dichterin zu einem wirklichen Fehler der Composition verführt. Der Roman schließt ab mit dem Tode des Prinzen, der bekanntlich in der Schlacht bei Saalfeld ein Raub der feindlichen Kugeln wurde. Das ist der Schluß einer Biographie, aber nicht der Schluß eines Romans. Und wenn die Dichterin zuletzt sozusagen eine Trauerelegie auf den Tod des Prinzen hinzufügt, so vermag diese den Fehler zwar dem unkundigen Auge zu verschleiern, aber sie hebt ihn nicht auf. Und doch war, wie mir es scheint, der einzig sachgemäße und darum wirklich poetische Schluß so leicht zu finden. Prinz Louis Ferdinand ist ein Opfer des Absolutismus. Die Dichtung eröffne uns in einigen Capiteln einen Einblick in die kurz nach der Niederlage von Jena erfolgende demokratische Wiedergeburt Preußens: der Tod des Prinzen hat dann die natürliche Sühne und mit dieser Sühne rundet sich die Dichtung von selbst zum harmonischen, wahrhaft versöhnten und darum versöhnenden Ganzen.

5. Liebesbriefe. Aus dem Leben eines Gefangenen. (1850.)

Diese „Liebesbriefe" sind gewissermaßen die Summe alles Dessen was uns bisher nur in einzelnen Posten vorgeführt worden, der Brennpunkt in dem alle Strahlen zusammenlaufen. Sie sind, wenn ich so sagen darf, der Katechismus der Humanität, die Darstellung des freien, wahrhaft humanen Menschen.

Bisher scheint dieser Roman noch nicht die gebührende Beachtung gefunden zu haben. Kein Wunder! Er ist ohne Zweifel die reinste Dichtung unserer Dichterin, aber freilich auch die unpopulairste. Unsere Dichterin, die es sonst so trefflich versteht die höchste ideelle Befriedigung mit der spannendsten Thatsächlichkeit zu verbinden, hat sich hier einzig beschränkt auf die Schilderung innern Seelenlebens. Briefwechsel zwischen einem Gefangenen und seiner Geliebten — Das ist die ganze Scenerie. Diese Isolirung ist hier eine bewußte künstlerische That, die Nöthigung der Sache selbst. Mit der Welt wie sie jetzt ist lebt der freie Mensch im Kampfe; alle gesellschaftlichen und geburtlichen Institutionen stehen noch unter dem Drucke des alten überlebten Geistes. Der freie Mensch stellt sich nur dar, er genießt sich nur im gesonderten Verkehr des Menschen zum Menschen, im freien Verhältniß des Einen zum Andern.

Es ist die Zeit des großen Polenprocesses in Berlin. Edmund sitzt im Gefängnisse in Untersuchungshaft; Mathilde, seine Braut, ebenfalls eine Polin, lebt mit ihren Aeltern in Interlaken. Die ersten Briefe sind einfach, klar, natürlich, geschrieben mit der ganzen Wärme innigster Liebessehnsucht, wie diese einem durchgebildeten Manne eigen ist der wahrhaft liebt und doch über alle Jugendschwärmerei hinaus ist. Sie geben uns mit wunderbar gelungener Absichtslosigkeit die Exposition. Edmund in seiner grüblerischen Einsamkeit in das Angedenken seiner Vergangenheit versenkt, plaudert seiner Geliebten in herzlicher Erinnerungsfreude vor von den ersten Tagen ihrer beginnenden Liebe, von seiner frühern Gefangenschaft in Pillau nach der ersten Erhebung Polens, von seiner glücklichen Befreiung aus dieser Gefangenschaft durch ein heldenherziges Mädchen, das seine Flucht mit ihrem Tode erkaufte und der er die dankbarste Liebe im Herzen bewahrt hat. Edmund ist ein Charakter. Die lange Gefangenschaft hat seinen Muth nicht gebrochen, sie hat seine an sich ernste Natur nur noch ernster gestimmt. Sie hat ihn nur in jenen Grundansichten befestigt, die allein in den Wirren des Lebens ihm Trost und Befriedigung gaben. Ihm liegt

nicht jenseit dieser Welt die Offenbarung und das Geheimniß unsers Daseins, sondern in uns selbst, in Dem was Jedem zunächst ist, denn sie ist überall offenkundig in der Natur.... Indem der Mensch in jedem Augenblicke thut was er für das Nothwendige und Rechte hält, übt er seinen Gottesdienst gegen den Gott in sich und seinen Nächsten. So allein begreife ich das Geheimniß des Daseins, das Grundgesetz der Welt, die freie Entwickelung des Einzelnen im Gesammtverbande von Allen zum Besten Aller.

Mit allen Mitteln begeisterter Ueberzeugung sucht Edmund die Geliebte für das neue Evangelium zu gewinnen. Er schreibt:

Dein ganzer sittlicher Gehalt hat sich erhoben, seit du nicht mehr Erlösung von außen zu erwarten wagst, sondern gelernt hast in dir selbst mit fester Sammlung deines Willens zu ringen nach Erlösung von allem Unedlen und Unwahren.

Mathilde dagegen schildert in ihren Briefen das ganze Entzücken das die Alpenwelt in ihrer Seele hervorruft, die Lust ihrer Spaziergänge, die Wonne des Bades im frischplätschernden Bergbach. O könnte sie bei dem Geliebten sein und auf seinen starken Beistand sich stützen in Leid und Freude. Sie fühlt die innere Wahrheit der Lehre die ihr der Geliebte verkündet; aber ihr Herz bedarf eines persönlichen Anhalts; diese Lehre klingt ihr jetzt nicht mehr so warm als in jenen Stunden da sie die Lippen küßte die sie ihr predigten. Seit sie Gott aufgegeben, ist der Geliebte ihr Gott geworden; sie zürnt ihm daher unwillkürlich daß er Jakobinens, seiner Befreierin, noch liebend gedenkt. In der Liebe wenigstens will sie die Ausschließlichkeit des strengen Monotheismus. Sie baut fest darauf daß nie ein anderer Mann in ihrer Seele wohnen könne.

Wie aber? Ist diese Stimmung rein, ist sie wahrhaft menschlich? Oder ist sie eine sentimentale Träumerei, deren sich der Mensch mit Ernst entschlagen muß wenn er Glück und Frieden will? Edmund mit seinem strengsittlichen, klaren Blicke erschrickt vor dieser weiblichen Ueberspannung. Er schreibt ihr:

Du hast dir in der Sehnsucht nach unserer Vereinigung, die ich in tiefster Seele mit dir theile, aus der Liebe einen Götzendienst gemacht. Du hast dir statt des Geliebten, der ein Mensch ist mit menschlichen Neigungen, Leidenschaften und Mängeln, einen Gott geschaffen. Mathilde! Das ist eine gefährliche Verirrung, der ein langes schmerzvolles Leben folgen könnte.... Dich glücklich zu machen will ich ehrlich streben mit vollem Bewußtsein des Glückes das darin liegt; aber du Geliebte, die

Weib meines Herzens, du mußt dir genügen lassen mit irdischem wandelbaren schmerzdurchwebten Glücke, mit jener Liebe wie ich sie zu bieten und zu fühlen vermag.

Und was antwortet Mathilde?

Mein Wesen ruhte in dir. Aber was soll ich denn werden ohne den Glauben an Gott, ohne den Trost einer persönlichen Unsterblichkeit, ohne Aussicht auf ein glücklicheres Jenseits, wenn du mich verläßt. Edmund! Du hast mir den Glauben an die geoffenbarte Religion, den Trost genommen den sie gibt? laß mir den Glauben an dich, denn ohne diesen muß ich verzweifeln.

Die Katastrophe kann nicht ausbleiben. Aus Liebe zu Edmund hatte sich Mathilde gewaltsam in eine Weltanschauung hinaufgeschraubt die ihrem Herzen fremd war. Jetzt da sie den Geliebten nicht mehr als ihren Gott verehren soll, schauert ihre Seele ohnmächtig in sich zusammen; eine tiefe Krankheit, hervorgegangen aus der furchtbaren Aufregung des innern Kampfes, beschleunigte die Krisis. In der Todesangst ihres Herzens fand Mathilde den Gott des Glaubens wieder, mit ihm ihre Ruhe und ihr Selbstgefühl. Nach ihrer Genesung schreibt sie an Edmund:

Alle Trauer wich von mir, und während ich still in tiefer Seele ein frommes Gebet meiner Kindheit sprach, verließen mich Schwindel, Angst und Schmerz. Ich fühlte mich noch frei. Nicht getragen von dir, sondern mit eigenen mächtigen Flügeln, mich selbst anhaltend neben dir, knieten wir Beide im Aether das Lichtmeer anzubeten, Jeder in seiner Weise. Ich weinte vor Freuden und lehnte mein Haupt an dich mit einer seligen Ruhe wie ich sie seit Jahren nicht empfunden hatte.

Edmund war trotz all seiner unerbittlichen Verstandesklarheit in einem schweren Irrthum befangen gewesen. Er wollte daß seine Geliebte frei neben ihm stehen sollte in eigener Selbständigkeit, und hatte ihr doch den Schwerpunkt geraubt in dem ihr ganzes Wesen ruhte. Edmund ist zu klar als daß er nicht diesen Widerspruch erkennen sollte. Er schreibt:

Dein Brief hat mich gerührt. Die heilige Kindereinfalt deines Traumes beschämt mich und meinen fanatischen Eifer. Ich wähnte dir die Gesetze der höchsten Freiheit zugänglich zu machen, während ich dir mit unverständiger Härte eine Ueberzeugung aufzudringen strebte welche nie die deine werden konnte. Nach Vollendung in sich ringend Das heißt vor Allem gerecht und duldsam sein und das Princip freier Entwickelung ehren im Nebenmenschen. Wie thöricht ist der Mensch in der Verblendung seiner Eitelkeit, wie gefährlich der Egoismus der Liebe! Gewiß, Mathilde! vor ähnlicher Ungerechtigkeit bist du künftig gesichert. Ich verberge dir es nicht und du weißt es, deine Anschauung kann nie die meine werden; aber wir lieben Beide das Schöne, wir streben nach Wahrheit, wir wollen das Gute, Dies genügt vollkommen uns überall im Mittelpunkte unsers Wesens zusammenzufinden, wennschon wir auf verschiedenen Wegen dahin gelangen. Laß uns denn unbeirrt aneinanderhalten in redlichem Streben, in fester gegenseitiger Liebe.

Gute Mathilde! Deinen Geliebten hast du von der Selbstsucht geheilt. Bist aber auch du besser geworden und selbstloser? Kannst du dich dem edeln Edmund als gleich auf gleich gegenüberstellen? Ich fürchte sehr, das Leben muß dich noch in eine ernste Zucht nehmen.

Konrad, der Sohn ihres Wirthes in Interlaken, ist ein junger Mediciner. In beschränkten Verhältnissen aufgewachsen sah er in Mathilde zum ersten male harmonische Weiblichkeit in harmonischer äußerer Erscheinung. Hingerissen von dem Adel ihres Wesens ergreift ihn die glühendste Liebe für sie. Ihretwegen wird er seiner Jugendgeliebten ungetreu, einem entzückend liebenswürdigen, aber naiv-einfachen Bauernmädchen. Er ist die einzige Seele an die sich Mathilde während der leidvollen Zeit ihrer innern Kämpfe anschließen kann. Er steht ihr von Hause nahe durch die Gemeinsamkeit des positiven Religionsbekenntnisses, in ihrem Kampf ist er ihr Tröster, in ihrer Krankheit ihr Arzt und Lebensretter. Ohne daß sie es selbst ahnt erschließt sich ihre Seele der Liebe zu Konrad. Diese Liebe keimt um so mächtiger, je sicherer sie sich in ihrer stolzen Selbstüberhebung wähnte. Welch Schrecken für Mathilde als sie sich dieser Liebe bewußt wird! Für sie die einst eigensüchtig auf Edmund schmollte weil er seiner Befreierin liebend gedachte! Verzweifelnd schreibt sie an Edmund:

Wenn ich mir sonst die Stunde des Wiedersehens dachte, welch strahlendes Licht war darüber ausgebreitet. Zuversichtlich konnte dein Haupt an meinem Busen ruhen, denn kein Athemzug darin hatte für einen Andern gelebt als für dich. Ich habe mich betrogen um dies Glück, ich selbst habe es mir zerstört und dein Vertrauen zu mir. Als ich dies Blatt begann, wähnte ich ich müsse scheiden von dir, ich wollte Abschied nehmen. Das kann ich nicht. Du darfst, du wirst mich nicht verlassen, denn ich bin dein, mehr als jemals dein. Mein thörichter Hochmuth ist dahin, ich glaube nicht mehr an die Unwandelbarkeit meiner Seele, nicht mehr an meine Kraft — nur an die Liebe glaube ich die ich für dich fühle und an deine nachsichtsvolle Treue.

Edmund antwortet:

Daß du an mein Herz flüchtest mit der vollen Zuversicht bei mir liebende Nachsicht, liebenden Schutz gegen dich selbst zu finden, Das beweist unwiderleglich wie ich deine Liebe nicht verlieren kann, wie sicher du der meinen bist.... Es ist vorüber, du bist wieder mein, mehr noch als in jenen Tagen da du die starre Unwandelbarkeit der Liebe begehrtest und den Stab zu brechen verlangtest über einen Menschen der von dem mächtigen Eindruck des Augenblicks hingerissen nicht die Kraft besitzt dem innern Zuge zu widerstehen.

Das ist der letzte Brief den Edmund schreibt. Edmund ist freigesprochen, er eilt in die Schweiz zur Geliebten, um sich nie wieder von ihr zu trennen.

Konrad hingegen führt noch eine zeitlang ein unstätes Mannesleben. Leider muß ich mir es versagen auf die wunderbare Frische einzugehen mit der Marianne, Konrad's Jugendgeliebte, gezeichnet ist; herzlich, schlicht, natürlich ist sie Das durch ihr Naturell was Edmund durch Bildung ist, eine Natur, ein ganzer Mensch. Das Höchste was der Mensch erreichen kann ist ein nützlicher Wirkungskreis in natürlich-einfachen Verhältnissen. Konrad hat auf der Universität zu viel Bildung in sich aufgenommen als daß er sich für jetzt in der naiv-friedlichen Begrenzung seiner heimischen Familie glücklich fühlen könnte. Er muß, da er die Naivetät verloren hat, erst durch schwere Lebenskämpfe die Naivetät wiedergewinnen. Aber es ist kein Zweifel, nach diesen Kämpfen wird er treu und beglückt zurückkehren in die Arme Marianne's, er wird sein Geschick segnen, das ihm ein solches Weib und eine so menschenbeglückende Thätigkeit in den heimischen Bergen verliehen hat.

Mit dieser Dichtung nehmen wir von unserer Dichterin für diesmal Abschied. Wer die sittliche Tiefe, die den Grundton aller dieser Werke macht, insichaufnimmt, Der hat von selbst den Maßstab für die kleinern Schriften, für die „Diogena", für das „Italienische Bilderbuch" und für die „Erinnerungen aus dem Jahre 1848". Ich komme auf den Anfang zurück: wenn irgendwo in unserer Zeit, so haben wir hier Natur und Gesundheit. Wer diese Gesundheit nicht hat kann im glücklichsten Falle ein Artist werden, niemals aber wird er ein wirklicher Künstler. 69.

Polnische Gedichte.

Unter den neuen polnischen Gedichtsammlungen, welche fast sämmtlich in Beziehung auf die gegenwärtigen Verhältnisse Polens stehen, zeichnet sich eine vollständige Ausgabe der Gedichte von Eduard Wasilewski aus („Poezye", Krakau). Wasilewski starb zu Krakau am 14. Nov. 1846, 32 Jahre alt; er gehört zu denjenigen polnischen Dichtern welchen das Unglück des Vaterlandes das Herz gebrochen hat. Das erkennt man aus jedem seiner Gedichte: neben der glühendsten Liebe zum Vaterlande und der tiefsten Entrüstung über des Vaterlandes Schmach dringt, oft im Ausdruck der Ironie, das gereizteste Gefühl der Rache gegen Diejenigen hindurch welche Polen so tief gestürzt haben; dabei fehlt dem Dichter aber beinahe die Hoffnung zu neuem Erblühen Polens. Er selbst sagt von seinen Liedern: „Brennend und sengend ist meiner Rede Schärfe", und diesen Eindruck machen sie in der That auf den Leser. Ein Theil der Sammlung besteht aus kurzen, meist zweizeiligen „Krakowiaken", krakauer Liedern welche die Gewandtheit und Lebendigkeit des krakauer Volkes gut zeichnen; doch auch hier dringt die Trauer jeden Augenblick durch.

Von Anton Gorecki's Gedichten ist neuerdings ein dritter Theil („Wolny głos", Paris 1850) erschienen. Gorecki gehört gegenwärtig zu den Veteranen der polnischen Dichter. Er war einer von Denen welche im Jahre 1812 aus Lithauen nach dem Herzogthume Warschau entwichen um an dem russischen Feldzuge unter Napoleon theilzunehmen. Schon damals machte er sich durch seine beißenden Verse, besonders durch witzige Fabeln bekannt. In einigen geißelte er besonders scharf die auf dem Wiener Congresse hervortretende Selbstsucht. Von 1815—30 lebte er in Lithauen auf dem Lande. Die Revolution von 1830 führte ihn von neuem nach Warschau und in der Folge in die Verbannung nach Frankreich, wo er noch jetzt lebt. Im Exil gab er zuerst „Poezye Litwina" (Gedichte eines Lithauers, Paris 1834), dann „Bayki i poezye nowe" (Fabeln und neue Gedichte, Paris 1839) und zuletzt das erwähnte dritte Heft heraus. Vieles hat bei ihm Bezug auf Polens Loos. Trotz der schroffen Sarkasmen fesseln diese Gedichte durch ihre derbe und originelle, allem Idealen abgewandte Sprache. Nicht selten streifen sie im Tone an die der altdeutschen Satiriker an.

Von sonstigen neuen Gedichten sei hier eine von Wladyslaw Zawadzki herrührende wohlgelungene Uebersetzung aus Anastasius Grün's „Schutt" („Straznica nadbrzezna", Krakau 1849) erwähnt. Ferner von Lenartowicz eine Liedersammlung „Polska ziemia w obrazkach" (Posen 1850), welche das polnische Land in Bildern darstellt. In dem ersten Gedichte vergleicht der Dichter die verschiedenen slawischen Völkerschaften mit einer reichverzweigten Linde, und hofft daß, wie an einer Linde die Zweige immer wieder neues Grün treiben wenn sie auch verkürzt und verletzt worden, so auch die slawischen Volkszweige Schaden und Zertrennung überdauern und in immer neuen Trieben fortleben werden. Von allen seinen Gedichten sind besonders die beschreibenden gelungen. Schade nur daß so viele Verlästerungen des deutschen Charakters auch hier zu finden sind. Ohne diese geht es aber fast bei keinem der neuen polnischen Schriftsteller ab. 51.

Bibliographie.

Buchheim, A. und O. Falke, Stimmen aus der Verbannung. Enthaltend: I. Ansprache an die Völker. II. Zuruf an die Verbannten. III. Mahnung an die Amnestirten. Kassel, Raabé u. Comp. 1851. 12. 7½ Ngr.

Büchner, G., Nachgelassene Schriften. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr.

Buß, F. J., Der Orden des guten Hirten. Schaffhausen, Hurter. 1851. 8. 1 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1851. Begründet von A. Schreiber und fortgesetzt von J. W. Appell. 36ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-Mären, Stadt- und Dorfgeschichten, Schwänke, Wundersagen und Legenden von Jak. Appet, Dietr. v. Glatz, dem Freudenleeren, Heinz dem Kellner, Jansen Enenkel u. A., meist zum erstenmal gedruckt und herausgegeben von F. H. von der Hagen. Drei Bände. Mit 3 Schrifttafeln. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 9 Thlr. 18 Ngr.

Halder, J., Ausgewählter Nachlaß. Mit Halder's Portrait. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Merkel, J., Die geschichte des Langobardenrechts. Eine abhandlung als beitrag zu Savignys geschichte des römischen rechts im mittelalter. Berlin, Hertz. Lex.-8. 24 Ngr.

Meyer, J. F. E., Der Lebensberuf, eine Mosaik-Arbeit. Eutin, Völckers. 1851. Gr. 8. 12 Ngr.

Deutscher Musen-Almanach für das J. 1851. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oelkers, T., Julie. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Keil u. Comp. 8. 10 Ngr.

Orsbach, C. v., Zeitklänge. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Ploennies, Luise v., Neue Gedichte. Darmstadt, Jonghaus. 1851. 16. 1 Thlr.

Rick, K., Gedichte. 2te Auflage. Wien, Lechner. 1851. Gr. 8. 1 Thlr.

Roth, P., Geschichte des Beneficialwesens von den ältesten Zeiten bis ins zehnte Jahrhundert. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr.

Scherr, H., Der Wildschütz. Eine Erzählung aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 2te Auflage. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 8 Ngr.

Scheve, G., Phrenologische Bilder. Zur Kenntniß des heutigen Standpunktes der Phrenologie. Mit Portrait von F. J. Gall, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 1 Steindrucktafel gezeichnet von M. Rugendas. Leipzig, Weber. Gr. 8. 24 Ngr.

Schrader, A., Die Ideale der Liebe. Roman. 1ste Abtheilung: Das graue Schloß. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Storm, T., Sommer-Geschichten und Lieder. Berlin, A. Duncker. 1851. 8. 27 Ngr.

Der auferstandene Till Eulenspiegel. Komischer Volks-Kalender auf das J. 1851. Herausgegeben von den Freunden des Auferstandenen. 1ster Jahrgang. Berlin, Lindow. Gr. 16. 6 Ngr.

Wagner, W., Gedichte. Darmstadt, Jonghaus. 1851. Gr. 12. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 312. —— 30. December 1850.

Neue Sonnensysteme.

Es vergeht kein Monat in welchem der Akademie nicht zwei oder drei Quadraturen des Kreises, einige neue Weltsysteme, Perpetuum mobile u. dgl. zur Berichterstattung zugehen. Sie wünscht inskünftige solche und ähnliche Gegenstände mit einer bloßen Empfangsbescheinigung abzumachen, um ihre kostbare Zeit nicht zu vergeuden.

So etwa lautete ein Antrag den vor beiläufig 20 Jahren Arago in der pariser Akademie stellte. Den Erfolg desselben kennen wir nicht näher, aber wir wurden lebhaft daran erinnert durch einige Schriften wie die hier anzuzeigenden. Gewöhnlich tauchen Producte dieser Gattung in kleinen, etwas entlegenen Städten auf, wo Niemand den Entdecker stört, und die Halbwisserei überhaupt eine bequeme Heimat findet; indessen finden sich Ausnahmen, und gleich die erste der beiden hier anzuzeigenden Schriften ist eine der merkwürdigsten. *)

1. Das Sonnensystem, oder neue Theorie vom Bau der Welten. Von S. Sachs. Mit zwei Kupfertafeln und vier Holzschnitten. Berlin, Schlesinger. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nach Ausweis der Vorrede hat der Verfasser fast bis zu seinem 70 Jahre hin sich wiederholt, aber vergeblich abgemüht die Principien der neuern Astronomie zu begreifen. Da endlich steigt am festlichen Tage seines Dienstjubiläums der große Gedanke in ihm auf: „daß die Schuld vielleicht gar nicht in einem Mangel seiner Fassungskraft liegen möge."

Und sofort findet er in den Behauptungen der Astronomen (er nimmt sie mit wenigen Ausnahmen stets als Collectivum) die allerärgsten Widersprüche, die unsinnigsten Theoreme, und vor Allem die unverbesserliche Manie Alles aus Beobachtungen und Berechnungen darthun zu wollen, während sich doch (S. 171) „die ganze Sache ohne alle Beobachtungen und Berechnungen ganz von selbst versteht". In der That, die Astronomen sind eigensinnige Leute, die sich lieber mit jahrelangen Berechnungen „abquälen", anstatt, wie der geniale Verfasser, bis zum Tage ihres Dienstjubiläums sich zu gedulden, wo dann ohne ihr Zuthun der Geist über sie kommen und ihnen das wahre Sonnensystem offenbaren wird. Wir zweifeln sehr daß Sachs mit diesen Starrköpfen zurechtkommen und seinen Reformen Eingang verschaffen werde, und er selbst sagt es sich daß

von Seiten der eigentlichen Träger der Astronomie ihm so leicht keine Anerkennung seines redlichen Bestrebens zutheilwerden dürfte. Denn damit wären die Ausarbeitungen und Berechnungen aller astronomischen Tafeln und Jahrbücher so unrichtig wie unbrauchbar, und die ungeheuern Staatskosten die in ganz Europa seit Kopernic's Zeiten darauf verwendet werden als unnütz vergeudet zu betrachten.

Hear him! Die Regierungen haben freilich in ihrer jahrhundertelangen Verblendung kostspielige Sternwarten errichtet, astronomische Lehrstühle gegründet, Rechner besoldet und theuere wissenschaftliche Reisen veranstaltet; indessen was einmal weggeworfen ist muß verschmerzt werden. Aber inskünftige seid klüger. Streicht alle diese Summen im Budget bis auf einige Dutzend Champagnerflaschen für das Dienstjubiläum des Herrn Regierungsbauinspectors Sachs, damit der Geist über ihn komme, und er ohne alle Mühe, höchstens mit einigen Sätzen aus dem Einmaleins, auch ein fix und fertiges Sonnensystem mit allem Zubehör ans Licht der Welt bringe!

Es wollte uns freilich als wir Obiges niederschrieben das Gewissen mahnen, und wir hätten gern, eingedenk der an Brabantio gerichteten Worte Othello's:

> Ehrwürd'ger Herr, bedenkt daß Euern grauen Haaren
> Mehr Achtung ziemt als Euerm schwachen Arm.

die kritische Feder weniger scharf zugespitzt; allein solchen Herausfoderungen gegenüber war es nicht möglich diejenigen Rücksichten zu beobachten auf welche nur die Bescheidenheit Anspruch zu machen berechtigt ist. Das höhere Alter pflegt sonst zur Milde zu stimmen; der Verfasser hat es im Gegentheil erst recht grob gemacht. Man höre ihn selbst (S. xi, These 58, 59):

> Die heutigen Astronomen berühmen sich fälschlich den Mond in seinen vermeintlich verworrenen Bewegungen in allen Momenten verfolgen zu können.

S. xii, These 64:

> Es ist eine Theorie aufgebaut worden die an Abenteuerlichkeit unter den bestehenden Wissenschaften ihres Gleichen nicht hat.

*) Obwol wir bereits in Nr. 160 d. Bl. eine Anzeige dieser seltsamen Schrift mitgetheilt haben, so glauben wir doch der nachfolgenden Kritik, die von einem so vorzugsweise competenten Mann, wie der Verfasser dieser Anzeige ist, herrührt, die Aufnahme nicht versagen zu dürfen. D. Red.

These 71:

Zuerst hat Kepler nach jahrelanger Qual eine zusammengeflickte Ellipse herauscalculirt, welche Erfindung die neuere Astronomie für ein Naturgesetz proclamirt.

These 79:

Wie kann man die Rotation der Venus wegen der mangelnden Flecken in Zweifel ziehen?

Wir bitten den Verfasser uns zu sagen welcher Astronom sie in Zweifel gezogen hat.

These 84:

Die Astronomen haben der Natur eine künstliche Progression untergelegt.

These 85:

Zu diesem Zweck haben sie zwischen Mars und Jupiter auf eigene Faust einen Planeten hineinoctroyirt.

Es ist wahrhaft zum Entsetzen! ganze Planeten zu octroyiren, während die Mächtigen der Erde es höchstens mit Constitutionen und Wahlgesetzen versuchen!

S. XIII, These 90:

Aus den Störungen ist Leverrier eine neue Welt erblüht. Vielleicht auch ein Brocken von einem zerplatzten Planeten.

These 91:

Störungen im Weltall aber müssen unfehlbar seine Zerstörung herbeiführen, und so straft ein mehr als viertausendjähriges Bestehen aller Dinge diese menschlichen Anmaßungen Lügen.

Aus diesem Satze ersieht man beispielsweise von welcher Art die Polemik unsers Verfassers ist. Er denkt sich unter Störung Etwas das nothwendig Zerstörung herbeiführen müsse, kämpft also wie Don Quixote mit Windmühlen. Hätte er es der Mühe werth gehalten sich mit der Perturbationstheorie bekanntzumachen, hätte er selbst nur den Abschnitt „Störungen“ in des Referenten „Populaire Astronomie“ gelesen, so würde er gesehen haben daß das Absurde nur in seiner Auffassung, nicht aber in der Theorie liegt.

S. 193:

Wer steht uns dafür daß der Stern den die Astronomen für Uranus ausgeben auch wirklich Uranus sei?

Wir bitten den Verfasser seine unvergleichliche Kritik doch auch andern Wissenschaften, z. B. der Geschichte, zuzuwenden. Denn wer steht uns dafür daß der Mann den die Geschichtschreiber für Napoleon ausgeben auch wirklich Napoleon sei?

S. 57:

Sie (die Astronomen) haben einen Kitt erfunden, welcher die unermeßliche Schöpfung zusammenhält, damit sie nicht auseinanderfalle. Dieser Kitt ist die Anziehungskraft. Mittels dieser Kraft stehen sich die Welten feindlich gegenüber und verhindern sich gegenseitig in ihren regulairen Bewegungen.

Abermals eine Windmühle. Der Verfasser möchte gern die Feindschaft die er gegen die Astronomie hegt den Weltkörpern zuschieben.

S. 57:

Sie gehen noch weiter in ihren Ausschweifungen und behaupten es müsse am Himmel eine Centralsonne geben, die als der Mittelpunkt der ganzen Schöpfung zu betrachten sei.

Für diese letztere Todsünde wird Referent wol allein die Verantwortung übernehmen müssen, was einem so schwachen Feinde gegenüber freilich sehr leicht ist. Denn bis Hr. Sachs aus meinen Werken den Beleg beibringt daß ich die Plejadengruppe als Mittelpunkt der ganzen Schöpfung und nicht blos unsers Fixsternsystems betrachte, wird er auch hier den Vergleich mit dem berühmten Ritter von la Mancha sich gefallen lassen müssen. S. 78 spricht der Verfasser von „einer Theilnahmlosigkeit die sich für diese Wissenschaft heutzutage überall kundgibt“, und die ihren Grund darin habe daß „man darauf ausgeht alle Poesie aus der Astronomie zu verbannen“. Referent kann nach seinen Erfahrungen in die obige Klage nicht einstimmen, und darf sich auch das Zeugniß ertheilen daß es ihm nie in den Sinn gekommen ist die Poesie aus der Astronomie zu verbannen. Nur kann er freilich nicht in grundlosen Speculationen, und noch viel weniger in hämischen und pöbelhaften Verunglimpfungen ein poetisches Element entdecken.

Seine Feindschaft gegen die Beobachtungen verleugnet der Verfasser auf keiner Seite. Gleich §. 1 findet er die Resultate der astronomischen Beobachtungen äußerst unsicher aus wunderlichen Gründen, die man im Buche selbst nachlesen möge. §. 53 spricht er von der Refraction, und meint daß man das Gesetz derselben so gut als gar nicht kenne (!). „Wozu also“, fährt er fort, „diese haarscharf berechneten Tafeln, da man doch nur ungefähre Resultate zu geben im Stande sei.“ Wenn aber die Beobachtungen auch noch so fein wären, sie helfen nach ihm (These 65) doch Nichts; und auch die Anwendung des höhern Calculs liefern kein günstigeres Resultat (These 66).

Was soll man mit einem Manne anfangen der im voraus erklärt daß er von Dem was die alleinige und ewige Quelle unserer Naturerkenntniß ist Nichts wissen wolle und Nichts davon halte? der dem Calcul allen und jeden Werth abspricht, und für den auch selbst das Eintreffen der Vorausverkündigungen Nichts beweist? (These 59.) Wir begreifen in der That nicht wie der Verfasser es hat übersichgewinnen können in seinem Werke doch noch immer so Vieles (z. B. in dem Abschnitt über den Mond) von den Resultaten der Beobachtungen und Berechnungen anderer Astronomen aufzunehmen, ja zum Theil wörtlich abzuschreiben, während doch alles Dieses, wenn es wirklich mit den Beobachtungen so schlecht bestellt ist, als ebenso haltlos und unbegründet dasteht wie die übrigen vom Verfasser mit solcher Erbitterung bekämpften Behauptungen der Astronomen.

Doch wir sind es den Lesern schuldig die wahre und eigentliche Ursache dieser merkwürdigen Animosität aufzudecken. Daß der Verfasser selbst nie Beobachtungen gemacht, nie auch nur die Beobachtungen eines Andern gründlich berechnet hat, reicht zur Erklärung nicht aus. Der wahre und eigentliche Grund ist sein System des Achsenparallelismus, welches, wie ihm bereits Encke gezeigt (S. VII), mit den Beobachtungen unverträglich ist. Und gleichwol ist sein Achsenparallelismus der rothe Faden der sich durch dieses und die frühern Werke des

Verfassers hinzieht, und von dem er wiederholt die zuversichtliche Behauptung aufstellt: die Achsen müßten parallel stehen, eine solche Unordnung (!) könne der Schöpfer nicht zugelassen haben, und ohne einen solchen könnten keine geordneten Bewegungen gedacht werden. Wir könnten der Mühe ganz überhoben sein Etwas zu widerlegen was der Verfasser nirgend auch nur den Versuch macht zu beweisen, sondern nur in einem fort behauptet. Dennoch wollen wir das schlechte Beispiel nicht nachahmen und, wenngleich Dinge die längst aufs gründlichste bewiesen sind hier durch keine neuen Beweise gestützt werden können, dem Verfasser Einiges zu bedenken geben. In den Ton seiner Schrift auch nur entfernt einzustimmen versprechen wir ihm übrigens nicht, hoffen ihn vielmehr zu überzeugen daß man in seiner Weise wissenschaftliche Dinge weder beweist noch widerlegt.

Wir beobachten alle Himmelsobjecte und folglich auch alle Flecken der Sonne und Planeten von irgend einem Punkte der Erdbahn aus, und die Sonne selbst steht in der Fläche dieser Erdbahn. Wäre nun der Sonnenäquator dieser Ebene parallel, so fiele er auch nothwendig mit ihr zusammen, da die Sonne keine Breite (Abweichung nach Norden oder Süden) hat. Was sich also in diesem Aequator oder einem seiner Parallelen bewegt muß sich unter dieser Voraussetzung in gerader Linie bewegen, d. h. für unser Auge so projiciren. Nun lehren die Beobachtungen daß die Bewegungen der Flecke nicht gerade Linien sind, sondern elliptische Längen darstellen, deren kleine Achse etwa $\frac{1}{8}$ der großen beträgt, woraus nothwendig eine Neigung des Sonnenäquators gegen die Ebene der Erdbahn folgt, die etwa $7\frac{1}{2}^{0}$ beträgt. Die Achse des Sonnenkörpers macht also mit jener Ebene einen Winkel von $82\frac{1}{2}^{0}$.

Da nun der Erdäquator mit derselben Ebene einen Winkel von $23\frac{1}{2}^{0}$, die Achse folglich von $66\frac{1}{2}^{0}$ macht, so sind offenbar Sonnen- und Erdachse nicht parallel.

Wollte Sachs nach seiner Weise die Ungenauigkeit der Beobachtungen urgiren, so läßt sich leicht ermitteln wieviel diese Ungenauigkeit nach ihm betragen müßte. Hätte der Sonnenäquator gleich dem Erdäquator $23\frac{1}{2}^{0}$ Neigung, so müßten die Ellipsen welche die Sonnenflecke beschreiben nicht $\frac{1}{8}$, sondern $\frac{2}{5}$ zur kleinen Achse haben. Der Unterschied beider Brüche ist $\frac{11}{40}$, also mehr als $\frac{1}{4}$ des Sonnenradius, oder $4\frac{1}{2}$ Minuten. Beobachtungsfehler von dieser Größe macht der Astronom nicht einmal mit bloßem Auge, geschweige denn wenn er die Vergrößerungen seiner Fernröhre anwendet. Eine Beobachtung die auch nur um den sechszigsten Theil des obigen Fehlers irrig wäre würde eine schlechte genannt werden müssen.

Beobachten wir Körper welche außerhalb der gedachten Fläche stehen, so fällt auch unsere Gesichtslinie nicht in dieselbe, und wir müssen diese (optische) Neigung berücksichtigen. Allein Dies ist leicht, denn die Breite des betreffenden Weltkörpers gibt unmittelbar die des Neigungswinkels. Finden wir nun durch unsere Fleckenbeobachtungen an solchen Weltkörpern Ellipsen, deren Achsenverhältniß der Lage und Größe jenes Winkels entspricht, so werden wir schließen daß ihre Achse senkrecht auf die Ebene der Erdbahn stehe. Nun aber ergeben sich bei allen Planeten Ellipsen die weiter geöffnet sind, und deren Berechnung z. B. bei Jupiter eine Neigung des Aequators von 3^{0}, bei Saturn von 27^{0} u. s. w. ergibt. Daß in diesen Beobachtungen wie in allen von uns angestellten Fehler vorkommen ist gewiß, allein unsere Rechnungsmethoden ergeben uns auch nicht das Resultat allein, sondern gleichzeitig einen Maßstab für den Grad der Sicherheit desselben. So kann man z. B. bei der Neigung des Saturnringes darthun daß ihr wahrscheinlicher Fehler nicht über fünf Minuten oder $\frac{1}{12}^{0}$ gehe. Bei der Bestimmung der Lage der Achse unsers Mondes ist die Sicherheit begreiflicherweise viel größer, die Neigung von 1^{0} 29′ des Mondäquators gegen die Erdbahn ist noch nicht um eine Minute ungewiß nach den neuesten Beobachtungen von Wichmann.

Wir würden nicht zu Ende kommen, wollten wir alle Irrthümer des Verfassers der Reihe nach durchgehen, es wäre uns Dies ebenso unmöglich als jenem Frater des Ignaz Loyola, den er beauftragt hatte die Sprachfehler in seinen Predigten anzumerken, der aber bald fand daß die ganze Predigt Nichts als ein einziger großer Sprachfehler war. Ein Pröbchen jedoch können wir uns nicht enthalten noch anzuführen. S. 32 behauptet er daß die Körper auf der Sonne nicht 30 mal schneller, sondern umgekehrt vier mal langsamer fallen als auf der Erde, weil ihr Stoff vier mal leichter ist. Wir bitten den Verfasser die Probe mit einer steinernen und einer gleich großen bleiernen Kugel anzustellen, da bekanntlich Blei beiläufig vier mal schwerer als etwa Granit oder Sandstein ist. Damit ihm die bösen Beobachtungsfehler nicht auch hier einen Streich spielen, so möge er eine beträchtliche Höhe von 100 Fuß etwa wählen, und die Kugeln gleichzeitig fallen lassen, und er wird sehen daß beide gleichzeitig den Boden berühren. Findet ja zwischen sehr leichten und schwerern Körpern ein Unterschied statt, so rührt dieser von dem verhältnißmäßig ungleichen Luftwiderstande her.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Reise in das Königreich Haussa.

Unter den neuern Schriften im Gebiete der Reiseliteratur verdient der „Itinéraire d'une caravane du Sahara au pays des nègres (royaume de Haoussa), par *Eugène Daumas*", der Aufmerksamkeit besonders empfohlen zu werden. Aus dem mannichfach Interessanten das dieses Buch bietet heben wir als Proben einige Einzelheiten aus.

Bekanntlich hat auch die Wüste ihre Wege. Wenn aber der Wind die Spuren verweht oder der Orkan Sandberge thürmt oder finstere Wolken die Sterne bedecken, dann hilft eine Handvoll Gras oder Erde, welche der Khrebir betastet, beriecht oder kostet, auf den richtigen Weg. Man erstaunt wie weit die Araber es in dieser Kunst gebracht haben, die sie el kyafat nennen, und durch die sie aus jeder Fußspur zu entdecken vermögen welchem Stamme ihr Besitzer angehört. Ein getretener Grashalm im Gebüsch, ein leichter Eindruck im Sande genügt ihnen. „Wenn ein Dieb bei ihnen gewesen ist", erzählt der Verfasser, „so folgen sie ihm bis zu Ende, und er-

kennen an seiner Spur ob er alt, jung, ein Fremdling oder Stammgenosse war; ja sie sollen sogar erkennen ob die Spur von einer Jungfrau oder von einer Verheiratheten herrührte." Das wäre freilich eine indiscrete Kunst!

Die Wüstenstädte erinnern sehr an unser Mittelalter. So ist Timimum „eine Stadt von 5—600 Häusern, mit Gärten durchschnitten und folglich von ziemlichem Umfange; sie ist von einem trockenen Graben, 12 Fuß tief und 8 Fuß breit, und einer mit Zinnen versehenen und mit Basteien verstärkten Mauer umgeben". Drei oder vier Tagereisen südlich davon gelangt man in die Gegend von Djebel-Hoggar. „Das ist ein schönes Land, von Gott geliebt und vom Sultan", wie die Araber sagen. Herrliche Thäler, lachende Triften, Wasser im Ueberfluß, Jagd und Viehzucht haben der Gegend diesen Ruhm erworben. Nur daß die wilden Tuareugs dies Paradies bewohnen! Von einem schwarzen Schleier aus dem nur die Augen blitzen heißen sie auch die Vermummten. Ihre Rachsucht ist sogar auf die Frauen übergegangen. Man höre: In einem hitzigen Treffen welches die Tuareugs unter der Führung Khreddache's ihren Todfeinden, den Khambas, unter Ben Mansur lieferten, stürzte das Kameel des Erstern; er verschwand in dem Gewühle und bald darauf erfuhr man daß sein Haupt auf Uarglas Thor von Ben Mansur aufgesteckt worden sei. „Mein Zelt soll verbrennen, wenn ich ihn nicht räche!" riefen alle Tuareugs. Sein Weib Fetum war eine schöne Frau; alle Mächtigen bewarben sich um sie. „Wer mir Ben Mansur's Haupt bringt erhält meine Hand", war ihre Antwort. Uld-Biska sammelte die Seinigen und es gelang ihm Ben Mansur des Nachts zu überfallen; von allen Khambas entkamen nur fünf oder sechs. Als es Tag wurde, ließ Fetum die Zelte durchsuchen und die Leichen zählen. Nur ein kleiner Knabe von acht Jahren, der sich hinter die ledernen Schläuche versteckt hatte, war dem Blutbad entgangen.

„Kennst du Ben Mansur?" fragte ihn Biska.

„Das ist mein Vater!"

„Wo ist er?"

„Wenn er todt ist, so liegt er hinter dem Strauch, das Blut da ist das seinige." Hier fing das Kind an zu weinen und zeigte sein blutiges Kleidchen.

„Fetum, ich war es der ihn tödtete!" rief Biska.

„Uld-Biska", entgegnete sie, „ich bin dein, wie ich dir es versprochen habe; aber geh und reiße ihm sein Herz aus der Brust und wirf es den Rüden vor." Er gehorchte; so haben die Hunde der Tuareugs das Herz des Häuptlings der Khambas gefressen! Die Karavane hatte die Ehre den beiden Neuvermählten vorgestellt zu werden. „Fetum ist in der That eine schöne Frau, soviel wir trotz des Schleiers entdecken konnten. Hände und Füße sind weiß, ihre Augen blau. Ihr Hals war mit großen Korallen geschmückt; am Arme trug sie goldene und an den Füßen silberne Ringe; letztere waren bloß, in Pantoffeln."

Als die Reisenden in das Königreich Haussa gelangten, nach Kachena, der königlichen Residenz, kam ihnen eine Abtheilung Reiter entgegen welche sie in den Palast führte; „im Hofe waren zwei Löwen mit schwarzer Mähne angefesselt; an Geräusch gewöhnt und gut gefüttert schliefen sie, ihr Haupt auf den Pfoten, ohne uns zu bemerken; außerdem war noch ein zahmer Elefant da den ein Sklave mit frischem Gras und Maisblättern fütterte, und ein Rudel Strauße die zu unserm Schrecken mit heftigen Flügelschlägen in den Garten flohen." Der Staat war nicht gerade bei Kasse um mit der Karavane handeln zu können, aber man half sich. Im Namen des „sehr liebenswürdigen" Sultans Bellu, „des Siegreichen", ward eine allgemeine Treibjagd auf angebliche Götzendiener angestellt. Die Auflage bestand in Männer, Weibern, Kindern und Greisen. Die Frauen seufzten, die Kinder schrien, die Männer wurden fünf bis sechs zusammengefesselt, die widerspenstigsten aber an die Schwänze der Pferde gebunden. Dann folgte der Eintausch gegen Zeuche und Leinwand und die Trennung unter ihre verschiedenen Herren. Die Unglücklichen fürchteten sich besonders, weil sie glaubten sie sollten verzehrt werden. Um sie daher an einer Flucht zu hindern wurden die Frauen zwei und zwei an den Füßen, die Männer acht bis zehn zusammengefesselt, und der Hals durch ein Halseisen gesteckt, an dem eine kurze Kette befestigt war die ihre rechte Hand bis an die Brust hob. Wenn sie nicht fortwollten wurden sie so lange gepeitscht bis sie aufstanden und gehorchten; am Lagerplatz mußten sie mit der linken noch freien Hand die Kameele abzäunen. Des Nachts befestigte der Herr die gemeinsame Kette an sich selbst, um sicherer zu sein! Trotzdem war es der Freiheitsliebe zweier Neger gelungen sich zu befreien; jedoch hatten sie nicht vermocht ihr Fußeisen zu zerbrechen, wie man an ihren gleichmäßigen Fußspuren erkannte. Als ihre Flucht bemerkt worden war machten sich Reiter auf und verfolgten sie; plötzlich riefen die Führer: „Haltet eure Waffen bereit, ein Löwe ist in der Nähe!" In der That sah man die Spuren desselben mit denen der Flüchtigen vermengt, die er augenscheinlich verfolgte. „Dort! riefen da die Führer, und wir sahen ein entsetzliches Schauspiel. Ein gewaltiger Löwe schlief unter einem Baume auf welchen sich der eine Neger geflüchtet hatte, während an seinem Fuße, durch die Kette gebunden, sein Gefährte todt herabhing, den der Löwe gräßlich verstümmelt und halb gefressen hatte. Die Kameele rissen vor Entsetzen aus, und als man sich wieder sammelte und zu Fuß vorrückte war der Löwe bereits verscheucht. Der Unglückliche ward hierauf von seiner grauenvollen Last befreit und in das Lager zurückgebracht, wo er aber in Folge der ausgestandenen Strapazen und seines Schreckens noch an demselben Abende starb."

Ueberhaupt, wenn die benachbarten Negerkönige ihre Gefangenen verkaufen können, so halten sie sie sorgfältig und lassen sie wenig arbeiten; wenn sie aber nicht wissen was sie mit ihnen anfangen sollen, so erwürgen sie sie zu Tausenden, oder sperren sie ohne Kleider, ohne ein Maiskorn, gefesselt ein und lassen sie „auf ihr Ende warten". So hatten die Engländer einmal die Küsten von wo aus die Sklaven in die Antillen ausgeführt werden blockirt; da die Neger also Nichts mit ihnen anfangen konnten, so schnitten sie den Sklaven, 2000 an der Zahl, ganz ruhig die Köpfe ab und steckten sie längs des Ufers auf eingerammte Pfähle auf. 6.

Literarische Notiz.

Der Teufel in der Türkei.

Weil hier und da die Ansicht Boden gewinnt daß Griechenland durch seine Revolution und Trennung von der Türkei mehr verloren als gewonnen habe, hat ein Grieche, Stefanos Xenos geheißen, den Entschluß gefaßt das Irrige dieser Ansicht in einer Romantrilogie darzuthun. Durch alle drei soll als rother Faden der Nachweis laufen daß nicht nur Griechenland seit seiner errungenen Freiheit unglaublich vorwärtsgeschritten, sondern daß auch jede seitdem in der Türkei stattgefundene Reform aus jenem Ereignisse hervorgegangen sei. Demgemäß soll der Roman Nr. 1 zeigen was der Türke vor der griechischen Revolution gewesen, Nr. 2 was die vom Sultan Mahmud in seine Schulen, in den See- und Landdienst und in alle Zweige der Staatsverwaltung eingeführten europäischen Ideen aus ihm gemacht, Nr. 3 was der Grieche von reinem Blute und ungemischter Race sei. Nr. 1, laut Titelübersetzung des noch unveröffentlichten griechischen Manuscripts, ist in London als: „The devil in Turkey, or scenes in Constantinople" (1850), erschienen, und macht in keiner Weise nach Nr. 2 und 3 lüstern. Der Verfasser kennt den Orient, hat eine warme, bilderreiche Phantasie, einiges Malertalent, aber durchaus kein Romanschreibergeschick. Seine Geschichte ist schlecht erzählt, kein Charakter gut individualisirt, und das Ganze ein mixtum compositum von Leidlich, Gut und Schlecht, so bunt durcheinander gewürfelt daß dem Geduldigsten die Geduld ausgehen muß den Fitz zu entwirren. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 313. —— 31. December 1850.

Neue Sonnensysteme.

(Beschluß aus Nr. 312.)

Wären übrigens alle die Dinge wirklich von Astronomen behauptet worden welche der Verfasser sie ohne den geringsten Nachweis behaupten läßt, so würde freilich die Absurdität nicht ausschließlich ihm zugeschrieben werden können. So soll Uranus oft für längere Zeit ganz und gar verschwinden (S. 193). Olbers soll den Zeitpunkt festgesetzt haben wo der Planet zwischen Mars und Jupiter auseinandergesprengt wurde (S. 191). Man hat das Gesetz des freien Falls der Körper auf die Secular-gleichung des Mondes in Anwendung gebracht (S. 88). Sollte die Sonne durchaus bewohnt sein, so könnte Dies nur von reinen Geistern mit Ausschluß aller Körperlichkeit gedacht werden (S. 31).

Doch bald hätten wir das Wichtigste vergessen, nämlich (S. 167):

Ein großer Irrthum der sich in die Apollonischen Kegelschnitte eingeschlichen hat, und der unbegreiflicherweise bisjetzt von Niemand gerügt worden ist, besteht darin daß man die Ellipse eben zur Familie der Kegelschnitte zählt, wie die Parabel und Hyperbel.

Und nun gibt der Verfasser seine Erklärung der Ellipse, die man nothwendig im Werke selbst nachlesen muß. Es nimmt uns wahrlich Wunder daß der Verfasser bei seiner schonungslosen Verdammung der Astronomen die ihnen doch so nahe verwandten Mathematiker im ganzen übrigen Werke unangetastet läßt. Konnten sie 2000 Jahre lang einen so himmelschreienden Irrthum fort und fort wiederholen und behaupten, wer kann ihnen nun noch glauben wenn sie uns z. B. versichern die Winkel eines ebenen Dreiecks seien zwei rechten gleich, während doch Dinge dieser Art in allen Schulen gelehrt werden? Es steht ja mit ihnen um gar Nichts besser als mit den Apollonischen Kegelschnitten; wozu also diese Schonung, Herr pensionnirter Regierungsbauinspector! Um des Heils der Menschheit willen gehen Sie frisch darauf los, decken Sie alle jene unsinnigen Behauptungen, heillosen Widersprüche u. dgl. der anmaßenden Mathematiker ohne alle Barmherzigkeit auf: es ist Ihnen ja ein Leichtes. Sie brauchen sich ja nicht „jahrelang abzuquälen", Sie haben ein untrügliches Recept, Ihnen stehen keine Mängel der Fassungskraft im Wege, und Sie haben die Wahrheit der Worte Wallenstein's:

Es gibt im Menschenleben Augenblicke
Wo man dem Weltgeist näher ist als sonst —

auf so glänzende Weise an sich selbst erfahren: was könnte Sie also abhalten auch auf diesem Felde neue Lorbern zu ernten!

2. Theorie der Bewegung der Himmelskörper, sowie der im Weltall wirkenden Kräfte, basirt auf eine Analyse der magnetischen Kraft. Von H. A. Braungard. Quedlinburg, Basse. 1850. Gr. 8. 10 Ngr.

Wir haben es hier mit einem Manne zu thun der sich bescheidet daß die von ihm vorgetragene Ansicht falsch sein könne, der auch nicht unterläßt an die Mathematiker die Bitte zu stellen ihr Urtheil darüber abzugeben. Ebenso wenig begegnen wir in seinem Schriftchen von 48 Seiten Octav solchen Angriffen und Verdächtigungen wie in dem vorstehend angezeigten Werke. Referent würde es sich nicht verzeihen, wollte er Hrn. Braungard gegenüber eine Sprache führen wie sie dort gerechtfertigt, ja geboten war.

Der Verfasser versucht die mathematischen Sätze von der Multiplication positiver und negativer Größen zunächst auf die Magnetpole, und weiterhin auf die Bewegung der Weltkörper, sowie auf Ebbe und Flut u. s. w. anzuwenden. Allein wenn die Mathematik von Producten aus gleichnamigen und ungleichnamigen Factoren spricht, so hat sie dabei nur den bestimmten Fall einer Multiplication im Auge, nicht aber kann jedes durch Zusammenwirken verschiedener Kräfte Erzeugte (Producirte) als das Ergebniß einer arithmetischen Multiplication betrachtet oder mit dieser beliebig verwechselt werden. Die Zuverlässigkeit der mathematischen Lehren ist wesentlich daran geknüpft daß man die bestimmten Bedingungen und Beziehungen unter denen sie allein nur wahr sind nie aus den Augen verliere. Was z. B. in der ebenen Geometrie und für diese bewiesen ist gilt nicht unbedingt auch für die Geometrie im Raume. Viel weniger aber darf das physische Product zweier oder mehrer Reagentien so angesehen werden als stände es mit Dem was die Größenlehre in einer ganz andern und völlig bestimmten Beziehung Product nennt in gleichem arithmetischen Verhältniß.

Doch der Verfasser will auch keineswegs Eins durch das Andere beweisen oder genetisch zurückführen, sondern dem arithmetischen Product nur den Gedanken entlehnen, und versuchen ob sich nicht Aehnliches in der magnetischen wie in der Weltkörperanziehung nachweisen läßt. Er bringt also heraus daß zwei gleichnamige Magnetpole ihre Kraft zu Einer Kraft vereinigen. (Dies wäre aber nach des Referenten Ansicht doch kein Product, sondern vielmehr eine Summe; denn wenn man z. B. 9 Thlr. zu 9 Thlr. bringt und miteinander vereinigt, so hat man 18 und nicht 81 Thlr.) Wenn dagegen ungleichnamige Magnetpole in Gegenwirkung treten, so vereinigen sie ihre Kraft zu einer — Minuskraft, zum Entgegengesetzten von Kraft, und Dies ist die Trägheit oder die Schwere.

Hier ist zunächst zu erinnern daß Trägheit und Schwere in keiner Weise als synonym genommen werden können. Trägheit ist auch ganz und gar nicht das Entgegengesetzte von Kraft, sie verhält sich zu dieser nicht wie Minus zu Plus, sondern wie Null zu Plus. Schwere dagegen ist ganz entschieden eine Kraft, die zwar von der magnetischen verschieden, aber ebenso wenig wie die Trägheit ihr Entgegengesetztes ist.

Indeß könnte es scheinen als ob Dies theilweise wenigstens ein bloßer Wortstreit wäre. Hat der Verfasser sich unter Schwere etwas Aehnliches wie Last gedacht, so könnte man freilich in gewissem Sinne diese als das Entgegengesetzte von Kraft bezeichnen. Nur daß in der Sache damit Nichts gefördert wird, und namentlich bei der Frage von der Weltkörperbewegung diese Auffassung, wie man leicht einsieht, ganz unzulässig ist.

Der Verfasser hätte sich von dieser Unzulässigkeit bald überzeugen können, wenn er sich die kleine Mühe gegeben hätte seine (S. 17) aufgestellte Theorie der wechselsweise (nicht gleichzeitigen) wirkenden beiden Sonnenkräfte, der polaren und der Schwerkraft, mit wirklichen Beobachtungen zu vergleichen, und eine Darstellung dieser durch jene zu versuchen.

Nach ihm gehen nämlich die Planeten auf einem Theile ihrer Bahn durch die negativen Polarkegel der Sonne, fallen in einem zweiten Theile der Schwerkraft anheim, gehen durch ihr Perihelium, gerathen dann in den Kegel der positiven Polarkraft, und verlassen diesen wieder, bis sie nach dem Durchgange durch das Aphelium abermals den Kegel der negativen Sonnenpolarität erreichen, und der Cyklus vollendet ist.

Der Verfasser glaubt daß man seine Theorie einleuchtender finden würde wenn man die Pole der Sonne dahin verlegen könnte wo man jetzt den Aequator annimmt, und hält Dies für möglich, da Das was man an den Flecken bemerkt hat auch in andern (!) Ursachen seinen Grund haben könne. Doch meint er daß auch bei der jetzt angenommenen Lage der Pole die Polarkraft der Sonne gleichwol die Planetenbahnen erreichen könnte.

Allein der Winkel an der Spitze des Kegels soll ja (S. 17) nur 36—40° betragen; wie kann er also die Bahnen der Planeten jemals erreichen, da kein einziger den Polen der Sonne jemals innerhalb dieser Grenzen sich nähert?

Uebrigens können schon die Folgerungen die der Verfasser selbst aus seinen Sätzen zieht uns überzeugen daß nach seiner Theorie ganz andere Bahnen herauskommen als nach den von allen Astronomen angewandten Kepler'schen Gesetzen. Nach S. 19 „muß nothwendig der Planet nach seinem Perihelium und über dasselbe hinaus in einem gedrücktern Bogen gelangen als nach seinem Aphelium, weil u. s. w." Nun haben aber die Kepler'schen Ellipsen an beiden Enden der großen Achse die gleiche Krümmung. Bei ihnen ist also der Bogen im Perihelium nicht „gedrückter" als im Aphelium, und überhaupt könnte Braungard's Curve ganz und gar nicht Ellipse heißen, vielmehr würde eine Eiform entstehen, deren eines Ende spitzer als das andere ist. So aber sind unsere Planetenbahnen thatsächlich nicht beschaffen.

Referent würde freudig jeden vom wissenschaftlichen Grunde aus unternommenen Versuch uns das eigentliche Wesen der Schwerkraft näher zur Anschauung zu bringen begrüßen. Nur hofft er Nichts von allgemeinen Speculationen, deren Anwendung auf die Verhältnisse der Weltkörper sofort versucht wird bevor die thatsächliche Grundlage unserer gesammten Kenntnisse dieser Verhältnisse, die Beobachtungen, von den Urhebern neuer Theorien in gesetzmäßiger Weise untersucht und mit denselben verglichen worden sind.

Wir glauben genügend dargethan zu haben daß der Verfasser rücksichtlich seiner Darstellung der Bewegungen der Himmelskörper im Irrthume ist, und hoffen daß ihm selbst diese Einsicht noch lange vor der Feier seines Jubiläums kommen werde.

Wir haben zwei Erzeugnisse der neuesten Zeit beispielsweise herausgehoben, und wünschten versichern zu können daß es die einzigen dieser Gattung seien welche unsere heutige Literatur aufzuweisen hat. Leider ist Dem nicht so, und es würde leicht sein noch widersinnigere und werthlosere Producte namhaftzumachen, und an warnenden Beispielen zu zeigen wieweit man sich verirren kann wenn man ohne gründliche Studien, ohne innige Vertrautheit mit dem Gegenstande im Ganzen wie im Einzelnen, sich dennoch zum Reformator einer Wissenschaft aufwerfen will die keiner Umgestaltung mehr bedarf, so willkommen ihr auch jede Erweiterung nach innen wie nach außen jederzeit sein wird. Merkwürdigerweise gehen alle diese Weltbaumeister weit, weit auseinander, sie ignoriren sich gegenseitig vollständig mit einer merkwürdigen Selbstgenügsamkeit, und treffen nur in Einem Punkte unwillkürlich zusammen — der Feindschaft gegen Newton's Attractions- und Perturbationstheorie. Einige erkennen Kopernicus noch an, Andere wollen auch von ihm Nichts wissen, und thun auch zur Genüge dar daß sie Nichts von ihm wissen und verstehen können. Selbst die alten misverstandenen Bibelverse tauchen noch ab und zu wieder auf, und werden von der crassesten

Ignoranz gegen Kopernicus und Herschel ins Treffen geführt, während doch selbst die strenggläubigsten Theologen in unsern Tagen es anerkennen daß uns die Bibel nicht gegeben sei um Naturkunde daraus zu erlernen, und daß die Wissenschaft berechtigt sei ihre Sätze aufzustellen unbeirrt von exegetischen Streitigkeiten (man vergleiche was Kurz in der zweiten Auflage von „Astronomie und Bibel", S. 6—8, hierüber sagt), ohne zu bedenken daß ja doch wer schlechterdings den buchstäblichen Verstand des Bibeltextes in allen Wissenschaften entscheiden lassen will, eine Bibelstelle soviel als die andere gelten lassen muß, und er dann bald die Wahrheit jenes alten Satzes erfahren wird:

His liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Wer demnach aus der mosaischen Schöpfungsgeschichte folgern will daß Sonne, Mond und Sterne vor dem vierten Tage nicht existirten, muß mit gleich strenger Consequenz aus Hiob 38, 4—7 folgern daß die Morgensterne schon vorhanden waren als Gott die Erde gründete. Wer aus Josua's Ausruf beweisen will daß die Erde still stehe, wird aus David's und Assaph's Psalmen schließen müssen daß Gott die Erde bewege. Was also kann jemals aus dieser Art des Streitens Ersprießliches herauskommen?

Referent wünscht und hofft daß die seinen wissenschaftlichen Arbeiten geraubte Zeit und Mühe welche die hier gegebenen Recensionen in Anspruch nahmen dazu beitragen mögen den literarischen Markt von ähnlichen Productionen in Zukunft möglichst reinzuhalten. Wäre aber auch diese Erwartung eine eitle, wagten sich die Mercier, Frost, Alix und Consorten auch ferner mit ihren neuen Welt- und Sonnensystemen aus dem Dunkel hervor, er würde sich dadurch nicht für verpflichtet halten ihnen abermals den Text zu lesen, vielmehr durch fruchtbringenden Anbau des wissenschaftlichen Feldes das Seinige dazu beitragen daß das Unkraut von selber ersticke.

J. H. Mädler.

Literarische Miscellen aus Rom.

Man muß es der republikanischen Regierung Giuseppe Mazzini's rühmend nachsagen daß sie sich die Erhaltung der öffentlichen Sammlungen, vorzüglich der Bibliotheken, mit einer Pietät angelegen sein ließ welche musterwerth genannt werden kann. Die Beraubung des vaticanischen Münzcabinets war ein Dienst den Demetrio Diamilla seinem fürstlichen Gönner Pius IX. erwies, dessen persönliches Vertrauen er im hohen Grade genoß: sie ist eine durchaus einzeln dastehende Thatsache. Auch die im Mai v. J. abhandengekommenen Gegenstände der Bibliothek des Cistercienserklosters Santa-Croce können nicht auf Rechnung der damaligen Regierung geschrieben werden. Vielmehr zeigt die Wahl derselben daß sie von einem oder mehren wohlunterrichteten literarischen Gaunern entwendet wurden, die sich im Gewühl der militairischen Occupation des Klosters unter die römischen Truppen gemischt in die Bibliothek introducirten. Der Vorstand derselben fragt nicht soviel nach den bei dieser Gelegenheit verschwundenen 700 antiken Silbermünzen, wünscht dagegen die vier gestohlenen, wahrscheinlich in die Fremde ausgewanderten Handschriften wiederzuerwerben, wenn es irgendwie möglich ist. Ich charakterisire sie nachstehend mit den Worten des Inventars.

Codex Num. 132 saeculi XV, qui licet sit in Papyro exaratus, nihilominus perquam rarissimus habitus est. Amanuensem enim habuit praeclarissimam regiam feminam. Continet Ciceronem de Senectute sub hoc titulo: „Marcus Tullius Ciceronis de Senectute ad Atticum." Scripsit hunc codicem Hippolyta Maria Francisci primi Mediolani Ducis filia, Alphonsi secundi utriusque Siciliae Regis uxor. In ejusdem enim fine sic legitur: „Ego Hippolyta Maria Vicecomes illustrissimi Principis Francisci Ducis Mediolani exscripsi mea manu hunc libellum sub tempus pueritiae meae et sub Balbo praeceptore anno a natali Christiano 1456 oct. Idus Iulias." Prima autem pagina miniaturis, ut dicitur, ornata est, in quarum principio Jesus nomen, more laudabili corona insignitum apparet. In fine vero hae litterae conspiciuntur: Hip. M. i. e. Hippolyta Maria: sub quibus monticulus visitur, in cujus cacumine sunt duae plantae sibi vicinae, una Cedri cum fructibus, Palmae altera florentis cum versibus: „Justus ut Palma florebit et sicut Cedrus Libani multiplicabitur." Exscripsit autem hoc opusculum tredecim annos nata et postquam jam fuerat Alphonso Regi, tunc Calabriae Duci, desponsata.

Codex Num. 340 saeculi XVI. Continet carmina superstitionibus et popularibus praejudiciis plena, quibus titulus: „La sorte, libro manoscritto in verso sciolto." Hic codex fuit Domini Xisti Benigni Abbatis cisterciensis, qui eum Bibliothecae Caesorianae S. Crucis in Hierusalem donum dedit.

Codex Num. 350 saeculi XVI. Continet carmina et prosas Domini Bernardi Noarii Dianensis Monachi ordinis Cartusianorum. Folium primum exhibet hymnum in festo S. Joannis Evangelistae incipientem „divi Joannis speculum pudoris etc."

Codex Num. 423. Qui inscribitur: „Fiocco Antonio, fatti più notabili succeduti nel 1708 e 1703 trà la Corte di Roma con quelle di Vienna e Barcellona, parte prima." Eine Sammlung wichtiger historischer Actenstücke aus diplomatischen Correspondenzen.

Wo wie in den jüngstvergangenen Tagen der breitflutende Strom der politischen Ereignisse Individuen und Massen so widerstandlos in seinen Strudel mithineinriß, da mußte es dem Gelehrten und Künstler unendlich schwer werden sich auf der frühern Höhe der Productivität gesammelt zu erhalten. Die letzten zwei Jahre der Kunst- und Literaturgeschichte Italiens beweisen Dies ganz besonders durch ihre überraschende Armuth. Um so erfreulicher war das Erscheinen eines unter den heftigsten sociellen Oscillationen hier zustandegekommenen Werks das im Laufe dieses Sommers unter dem Titel: „Anecdota Graeca e Mss. bibliothecis Vaticana, Angelica, Barberiniana, Vallicelliana, Medicea, Vindobonensi deprompta edidit et indices addidit P. Matranga, bibliothecae Vaticanae Scriptor Graecus substitutus", ins Publicum kam. Matranga ist der gelehrten Welt bereits vor mehren Jahren durch das „Spicilegium Romanum" Cardinal Angelo Mai's, das ihm den „Sophronius" verdankt, schätzbar geworden. Sein jetzt erschienenes Buch ist für die gesammte Philologie eine überaus reiche Fundgrube; namentlich dürften die eingehendern Studien über Homer in vielen Theilen mittels dieser neuen exegetischen und commentatorischen Subsidien die interessantesten Entdeckungen machen. Aber auch Theologen werden manche historische und liturgische Perle darin finden. 11.

Bibliographie.

Pantheon deutscher Dichter herausgegeben von H. Bertholdi. Leipzig, Friese. 1851. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Perlen. Taschenbuch für 1851. Von L. Bechstein. Neue Folge. 1ster Jahrgang. Nürnberg, Korn. Gr. 16. 2 Thlr. 5 Ngr.

Petöfi, A., Der Held Jonos. Ein Bauernmärchen.

Aus dem Ungarischen übersetzt durch Kertbeny. Nebst dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart, E. Hallberger. 16. 1 Thlr.

Schubert, G. H. v., Die Geschichte der Seele. 4te neu bearbeitete viel vermehrte Auflage. Nebst 8 lithographirten Tafeln. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Wislizenus, A., Denkschrift über eine Reise nach Nord-Mexiko, verbunden mit der Expedition des Obersten Donniphan, in den J. 1846 und 1847. Aus dem Englischen übertragen von G. M. v. Roß. Mit einem wissenschaftlichen Anhang und 3 Karten. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die deutsche Armee als Vertreterin der Nation und Retterin des Vaterlandes. An alle deutschen Kameraden von einem deutschen Officier. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 5 Ngr.

Aufklärungen über das Placetum Regium in Oesterreich und in anderen katholischen Staaten. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Carl, C. W. F., Gott, gerecht und weise auch bei der Sorge, welche er dem Hausstande zugetheilt hat. Predigt über Evangel. Johannis Cap. 2, V. 1—11; gehalten am 2. Sonntage nach Epiphan. 1849. Oschatz, Oldecop. Gr. 8. 3 Ngr.

Hinz, J. G., Ueber Kirche und Staat in ihrem Verhältniß zu einander und über die Verfassung der erstern. Danzig, Homann. 8. 7½ Ngr.

Zimmermann, F. R., Der Strom der rettenden Liebe. Predigt über Ezech. 47, 1—12, gehalten am Jahresfeste des Annaberger Zweigvereins der Gustav-Adolph-Stiftung, zu Mildenau am 7. Aug. 1850. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. Gr. 8. 3 Ngr.

Inhalt des Monats December.

Das Register zum Jahrgang 1850 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.

Literarischer Anzeiger.

1850. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1850

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

I. An Zeitschriften erscheint für 1850:

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1850. Täglich außer den Beilagen zwei Nummern. Folio. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird täglich zwei mal ausgegeben; die zweite Sonntagsnummer bildet ein Literarisch-artistisches Beiblatt. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1850. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Es gehört dazu ein **Literarischer Anzeiger.** Die Insertionsgebühren werden für eine Zeile oder deren Raum mit $2\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XI. Jahrgang. Neue Folge. I. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr $7\frac{1}{2}$ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Ankündigungen werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr., besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Achter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann jedoch auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr., der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr., der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr., der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI. und VII. Jahrgang (1848 und 1849) kosten jeder 2 Thlr.

   Ferner sind zu ermäßigten Preisen zu beziehen:

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrg. 15 Ngr.

   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
   National-Magazin. Ein Band. }

5. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von M. J. C. **Volbeding.** Fünfter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

   Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten im ermäßigten Preise zusammengenommen geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Der vierte Jahrgang (1849) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

6. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern. Vierter Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

   Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXI. (1849.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1849. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1849. Folio. (Roma.) Pränumerationspreis 14 Thlr.

   Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Institut für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1847 und 1848 werden jedoch noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien:

   Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. Gr. 8. (Roma.) 1848. 4 Thlr.

II. An Fortsetzungen erscheint:

8. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes zweites Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

   Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten im ermäßigten Preise 6 Thlr.; das erste Heft des siebenten Bandes erschien 1848.

9. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebzigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX—XL. **Dante**, Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 1 Thlr. — LIV. LV. **Machiavelli**, Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer**, Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr.

10. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Fünftes Heft und folgende. Großfolio. Geh. Jedes Heft 16 Ngr.

Das erste bis vierte Heft (Nr. 1—902) erschienen 1847—48.

Der „Bildersaal" enthält eine Auswahl der vorzüglichsten Holzschnitte und Clichés welche in scharfen Abklatschen von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen sind.

11. **Blanc (L.), Histoire de la révolution française.** Tome troisième et suite. In-8. Geh.

Der erste und zweite Band (1847) kosten jeder 1 Thlr.

12. ———, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band und folgende. 8. Geh.

Der erste und zweite Band (1847) kosten jeder 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

In demselben Verlage erschienen:

Thiers (A.), Histoire de la révolution française. 6 vol. In-8. 1846. 6 Thlr.

Lamartine (A. de), Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 1847. 8 Thlr.

Eine deutsche Uebersetzung dieses Werkes in 8 Bänden erschien 1847 ebendaselbst und kostet 8 Thlr.

Mazzini (A.-L.), De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne. 2 vol. In-8. 1847. 2 Thlr. 15 Ngr.

13. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tome 9 et suite. In-8. Geh.

Der erste bis achte Band (1849) kosten jeder 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 vol. In-12. 1816. Ermässigter Preis 8 Ngr.

Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Nouvelle édition. In-12. 1817. Ermässigter Preis 8 Ngr.

14. **Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. In 240 Lieferungen. Zweihundertundneunzehnte bis zweihundertundvierzigste Lieferung. (Schluß.) Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:

in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 Lieferungen zu dem Preise von $2\frac{1}{2}$ Ngr.

nach und nach bezogen werden.

☞ Aeltere Auflagen des **Conversations-Lexikon** werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlr. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

15. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Volume seizième et suite. In-8. Geh.

Erscheint von vol. 12 ab auch unter dem Titel:

Le Collier de la Reine. Preis des Bandes 15 Ngr.

In demselben Verlage erschienen ferner:

Dumas (A.), La Dame de Monsoreau. 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.

Féval (P.), Le fils du diable. 8 vol. In-8. 1846. 4 Thlr.

16. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**, methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Fünfte Abtheilung und Folge. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Abtheilungen einzeln unter besondern Titeln:

I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von L. Roehmann. 1844. 3 Thlr.

II. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von L. Posner. Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.

III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von A. Moser. 1845. 2 Thlr.

IV. Geschichte der Medicin, bearbeitet von K. Morwitz. Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.

Die zunächst erscheinende Abtheilung, welche sich unter der Presse befindet, wird enthalten:

Die medicinische Chemie und Physik, bearbeitet von A. Moser.

17. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Einundfunfzigster Theil und folgende.

Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Siebenundzwanzigster Theil und folgende.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Fünfundzwanzigster Theil und folgende.

Frühern Subscribenten auf die **Allgemeine Encyklopädie**, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

18. **Die Fabrikation des Eisens.** Von **Flachat, Barrault** und **J. Petiet.** Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In drei Lieferungen, 96 Tafeln und Karten enthaltend in Grossfolio. Text in 4. Zweite und dritte Lieferung. (Leipzig und Lüttich.)

Die erste Lieferung (1847) kostet 9 Thlr.

19. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Neunundzwanzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Vollständige Exemplare des Werks können zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. fortwährend geliefert werden.

20. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Zweite Abtheilung. In Lieferungen. Schmal gr. 4.

Diese zweite Abtheilung wird in 20 Lieferungen ausgegeben und jede Lieferung ein Bild nebst dem entsprechenden Text enthalten. Der Subscriptionspreis einer Lieferung ist 8 Ngr. Monatlich werden 2—3 Lieferungen erscheinen.

Die erste Abtheilung dieses Werks erschien 1847 in 20 Lieferungen und kostet geheftet 5 Thlr. 10 Ngr., elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr., elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 6 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakespeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. (45 englische Stahlstiche mit Text.) Schmal gr. 4. 1847. Geheftet 12 Thlr., elegant cartonnirt mit reichverzierten Decken und Goldschnitt 13 Thlr., elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr. 10 Ngr.

21. **Gagern (H. C. E., Freiherr von), Civilisation.** Zweiter und dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil erschien 1847 und bildet eine Fortsetzung von des Verfassers Werke: „**Die Resultate der Sittengeschichte**", die Abschnitte VII, VIII, IX desselben: Wohnung, Arbeit und Eigen-

thum, oder die Familie, enthaltend. Der erste Theil erschien 1847 und kostet 2 Thlr. 8 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Gr. 8. 1844. 3 Thlr. 18 Ngr.

22. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Einundvierzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kostet geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

23. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. In vier Bänden. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (Wirbelthiere) zerfällt in drei Abtheilungen: I. Die Säugethiere der Vorwelt (1 Thlr. 18 Ngr.); II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt (1 Thlr. 10 Ngr.); III. Die Fische der Vorwelt (2 Thlr. 20 Ngr.).

Der zweite Band wird die Gliederthiere, der dritte und vierte Band die Bauchthiere behandeln. Jede Abtheilung bildet ein abgeschlossenes Ganzes.

24. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** 2c. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1850 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen. Gr. 4.

Der erste bis zehnte Band dieses Werkes, die Jahre 1700—1846 umfassend, kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon** auch ein für sich bestehendes Werk; sie werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

Einzeln kostet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

25. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** Dritter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1846) kostet 2 Thlr., der zweite Band (1849) 4 Thlr. 15 Ngr.

26. **Kratzmann (E.), Die neuere Medicin in Frankreich.** Nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

27. **Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.** Zweiter Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band wurde 1847 ausgegeben und kostet 2 Thlr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:
Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. 1838. Ermäßigter Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

28. **Normand der Sohn, Das neue Paris oder Auswahl von Gebäuden** in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen. Dritter Band. Gr. 4. (Lüttich und Leipzig.) Preis eines Bandes 12 Thlr. 24 Ngr.

Der erste und zweite Band erschienen 1848.

29. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste und zweite Theil (1848) kosten 3 Thlr.

30. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Neue Folge. Dritter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der Preis der ersten zwölf Theile dieser Sammlung ist für zeinige Zeit von 23 Thlr. 24 Ngr. auf 12 Thlr. ermäßigt worden. Der Neuen Folge erster und zweiter Theil (1848—49) kosten jeder 2 Thlr.

31. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Vierter Band. Herausgegeben von **F. Bülau.** Zweite Abtheilung. Gr. 8.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes, die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1833 enthaltend, erschien 1847 und kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

Die ersten drei Bände erschienen in zweiter Auflage 1833 und enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Der erste Band nebst der neu erschienenen ersten Abtheilung des vierten Bandes (1847) bilden ein besonderes Werk unter dem Titel:
Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von K. H. L. Pölitz. Fortgesetzt von F. Bülau. Drei Abtheilungen. 5 Thlr.

32. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Fünfte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Die erste bis vierte Lieferung erschienen 1847—48.

33. **Puchelt (F. A. B.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Dritter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1843) kostet 1 Thlr. 12 Ngr., der zweite Theil (1844) 2 Thlr. 15 Ngr.

34. **Raffelsperger (F.), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Fünfundfunfzigstes Heft und folgende. Gr. 8. (Wien.) Preis des Heftes 20 Ngr.

Das erste bis vierundfunfzigste Heft erschienen 1845—49.

35. ———, **Allgemeines lexikographisches Central-Handbuch der Reise- und Handels-Verbindungen in allen Theilen der Erde.** Zweite Auflage des Reise-Secretairs. In alphabetischer Reihenfolge. Sechstes Heft und folgende. 8. (Wien.)

Preis des vollständigen Werkes in sieben Heften 1 Thlr. 20 Ngr.

36. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Achter Band. Gr. 8. Auf Druckpapier und Velinpapier.

Der erste bis siebente Band (1832—43) kosten auf Druckpapier 20 Thlr. 12 Ngr. auf Velinpapier 40 Thlr. 25 Ngr.

Auch folgende Schriften des Verfassers sind daselbst erschienen:
Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage besonders 2 Thlr.
Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

37. **Rußlands Novellendichter.** Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **W. Wolfsohn.** Dritter Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste und zweite Theil erschienen 1848 und kosten 3 Thlr.

38. **Schmid (A. Ch. J.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts.** Besonderer Theil. Dritter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Dieses Werk wird in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste und zweite Band (1847—48) kosten jeder 2 Thlr.

39. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Zweiter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil erschien 1846 und kostet 1 Thlr. 26 Ngr.

Von dem Verfasser erschien 1841 in demselben Verlage:
Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

40. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse,** der Staatspapiere, des

Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** Dreizehntes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis zwölfte Heft (Aachen—Zwoll, und Nachträge Alessandria —Alexandrien.) kosten 6 Thlr.

41. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Fünftes Heft und folgende. Gr. 4. Jedes Heft 4 Thlr.

Die von 1845—50 ausgegebenen sechs Hefte enthalten:
I. Strausse und Hühnerarten. — II. Flugvögel, Steigvögel. — III. Singvögel. — IV. Würger, Krähen. — V. Krähen, Schwalben, Eulen, Falken. — VI. Raubvögel, Wadvögel.

Von dem Verfasser wurde daselbst auch herausgegeben: Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Mit Abbildungen. Erstes und zweites Heft. Mit zwei illuminirten Tafeln. Gr. 8. 1846—49. 3 Thlr. 22 Ngr.

42. **Töpffer (R.), Gesammelte Schriften.** Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. Viertes Bändchen und folgende. 8. Geh. Preis des Bändchens 15 Ngr.

Das erste bis dritte Bändchen enthalten:
Genfer Novellen. Drei Bändchen. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien ferner daselbst:
Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe mit 137 Bildern (in Holzschnitt) von der Hand des Verfassers. Gr. 16. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr.; in Prachtband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Prachtausgabe. Gr. 8. 1847. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr.

43. **Volks-Bibliothek.** Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Die bisjetzt erschienenen Bände dieser **Volks-Bibliothek** enthalten:
I. Joachim Nettelbeck. Von J. Ch. L. Haken. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.
II. Der alte Heim. Von W. G. Keßler. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1846. 1 Thlr.
III. Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.
IV. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.
V. Das Kriegsjahr 1813. Von K. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.
VI. Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Von L. G. H. Lenz. Neue Ausgabe. 1849. 1 Thlr.

44. **Waagen (G. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Dritter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil enthält: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken" (1843); der zweite Theil: „Kunstwerke und Künstler in Baiern, Schwaben, Basel, dem Elsaß und der Rheinpfalz" (1845). Jeder Theil kostet 1 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das große **Herbarium** des in Eisenach verstorbenen Rath und Professor **Dr. F. G. Dietrich** in 89 Großfolio-Mappen, nach Linné geordnet, mit Index, ist um den billigen Preis von 50 Thlr. zu verkaufen. Portofreie Aufträge besorgt die

Müller'sche Buchhandlung in Gotha.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift
der
Deutschen morgenländischen Gesellschaft.
Herausgegeben
von den Geschäftsführern.
Vierter Jahrgang. 1850.
Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein *Literarischer Anzeiger* beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Zweites Heft.

Die kanonische Zahl der muhammedanischen Sekten und die Symbolik der Zahl 70—73. Von *Steinschneider.* — Ueber die Aussprache der arabischen Vocale und die Betonung der arabischen Wörter. Von *Lane.* — Ueber das Kitâb al-Tabakât al-kabîr vom Secretair des Wâkidî. Von *Wüstenfeld.* — Syrische Studien. Von *Bernstein.* — Etwas über das Manna. Von *Tuch.* — Claude Visdelou und das Verzeichniss seiner Werke. Von *Neumann.* — Aus einem Briefe des Bibliothekar Dr. *Gottwaldt.* — Ueber die Bedeutung einiger Bünde auf dem Griffbrete der arabischen Laute. Von *Kosegarten.* — Aus einem Briefe des Dr. *Matthes.* — Russisch-orientalische Literatur. — Aus einem Briefe von Prof. *Tornberg.* — Aus einem Briefe von Prof. *Zuynboll.* — Ueber eine koptische Uebersetzung des Evangelium Nicodemi. — Die Hadrians-Inschrift zu Jerusalem. Von *Tuch.* — Inschriften aus Aegypten. Von *Parthey* und *Seyffarth.* — Bibliographische Anzeigen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

Neu erschienen sind:

Danzel, Dr. Th. W., Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmann'schen Ausgabe. Erster Band. Mit zwei Facsimiles. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 25 Ngr.

Düntzer, Heinr., Göthe's Prometheus und Pandora. Ein Versuch zur Erklärung und Ausdeutung dieser Dichtungen. Gr. 8. Geh. 27 Ngr.

Layard, A. H., Niniveh und seine Ueberreste. Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern, sowie einer Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier. Deutsch von Dr. **N. N. W. Meißner.** Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen und einer Karte. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Nork, F., Andeutungen eines Systems der Mythologie, entwickelt aus der priesterlichen Mysteriosophie und Hierologie des alten Orients. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1850.

Dyk'sche Buchhandlung.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scenen
aus dem Badeleben in Karlsbad
von
Hugo Zahn.
8. Geh. 2 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1850. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1850
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. IX.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

45. **Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** Second course. 8. Geh.

Der erste Cursus erschien 1849 und kostet 10 Ngr.
In demselben Verlage erschien:
Ralph (J.), A Guide to English conversation. Anleitung zur englischen Conversation, nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schulen und zum Selbstunterricht und einem kleinen Wegweiser auf dem Gebiete der englischen Literatur. 12. 1847. 12 Ngr.
———, The English Reader. Neues englisches Lesebuch für Anfänger, enthaltend leichte Erzählungen in Prosa mit Erklärungen für den Schul- und Selbstunterricht. 8. 1847. 12 Ngr.
———, The Pocket Song-book, being a collection of the most approved English songs; with twelve originals. 16. 1849. 15 Ngr.; Velinpapier 24 Ngr.

46. **———, Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Troisième cours. (Uebersetzungsbuch.) In-8. Geh.

Der erste Cursus erschien 1849 bereits in dritter Auflage und kostet 8 Ngr.; der zweite Cursus (1848) kostet 10 Ngr.
Ebendaselbst sind erschienen:
Steyber (Ottilie von), Anleitung zur Erlernung der französischen Sprache, nach der Hamilton'schen Methode. Nebst einer Anweisung zum Unterricht nach dieser Methode. In 4 Abtheilungen. 16. 1846. 1 Thlr.
Waldow (A.), Die wichtigsten Synonymen der französischen Sprache nach Girard, Roubaud, Boiste und Andern, erklärt und mit Beispielen classischer Autoren versehen. Ein nothwendiges Hülfsbuch für Zöglinge höherer Lehranstalten. Gr. 8. 1847. 10 Ngr.

47. **Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung.** 8. Geh.

Dieses Werk wird in einer Reihe von Abhandlungen in unterhaltender Form Belehrungen aus dem Gesammtgebiete des Wissens auf seiner jetzigen Entwickelungsstufe, und den Bedürfnissen der Gegenwart gemäß bearbeitet, enthalten. Es soll in Heften von 5 Bogen zu dem Preise von 5 Ngr., deren jedes einen Gegenstand als abgeschlossenes Ganzes enthalten wird, ausgegeben werden.
Ausführliche Anzeigen werden beim Erscheinen der ersten Hefte in allen Buchhandlungen zu haben sein.

48. **Benfey (T.), Vollständige Sanskrit-Grammatik,** nebst Chrestomathie und Wörterbuch. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
Die Hymnen des *Sama-Veda.* Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von *T Benfey.* Gr. 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.
Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 1844. Ermässigter Preis 1 Thlr.

49. **Béranger (P. J. de), Chansons.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet und cartonnirt mit Goldschnitt.

In demselben Verlage ist erschienen:
Saintine (X. B.), Picciola. Nouvelle édition. In-16. 1848. Geheftet 24 Ngr.; elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr. 6 Ngr.
Molière, Oeuvres choisies avec des notes de tous les commentateurs. 2 vol. In-8. 18[illegible]. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr.; englisch cartonnirt 1 Thlr. 22½ Ngr.

50. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von J. G. Heck. 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav. **Neue Ausgabe in zehn Abtheilungen.** 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieses Werkes sind auch einzeln unter besondern Titeln zu erhalten:

I. Mathematische und Naturwissenschaften. (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Nützliche Künste und Gewerbe. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachteinbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.
Ausführliche Anzeigen sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten, ebenso ist daselbst ein Probeheft, welches 20 Tafeln aus allen 10 Abtheilungen und zwei Bogen des erläuternden Textes enthält, einzusehen.
☞ Die frühern Abnehmer können ihre Exemplare durch Beziehung der ihnen fehlenden Lieferungen (im Ganzen 120 Lieferungen zu 6 Ngr.) vervollständigen und erhalten dann zugleich den Text gratis.

51. **Bremer (Frederike), Die Nachbarn.** Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zwei Theile. Fünfte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geheftet 20 Ngr.; gebunden 26 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Bremer'schen Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr., elegant gebunden in 11 Bänden 8 Thlr. 16 Ngr.; einzeln jeder Theil 10 Ngr., der Einband für jeden Roman (1 Band) 6 Ngr. Unter besondern Titeln sind noch einzeln zu erhalten:
Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. — Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile. — Eine Sommerreise. Zwei Theile.

52. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten Erster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

53. **Byron (G. N. G., Lord),** Tales. 2 vol. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und cartonnirt mit Goldschnitt.

54. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par **Francisque Michel.** Avec un glossaire. Deux vol. In-8. Geh.

In demselben Verlage ist erschienen:

Romancero castellano, ó Colleccion de antiguos Romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping.* Nueva edicion, con las notas de Don *A. Alcala-Galiano.* 3 tomos. Gr. 12. 1844—46. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der dritte Theil einzeln unter dem Titel:

Rosa de Romances, ó Romances sacados de las „Rosas" *de Juan Timoneda*, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping*, escogidos, ordenados, y anotados por Don *F. J. Wolf.* 1846. 20 Ngr.

55. **Chalybäus (H. M.), System der speculativen Ethik,** oder Philosophie der Familie, des Staats und der religiösen Sitte. Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

56. **Clemens (R.), Das Buch der Religion,** oder der religiöse Genius der Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Für Schulen und Laien des gebildeten deutschen Volkes dargestellt. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

57. **Emy (A. R.), Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst.** Aus dem Französischen von **L. Hoffmann.** Zwei Bände. Lex.-8. Mit einem Atlas von 157 Tafeln in Grossfolio. Geheftet 24 Thlr., mit cartonnirtem Atlas 26 Thlr.

Kann auch in 8 Lieferungen zu 3 Thlr. bezogen werden.

58. **Frensdorff (E.), Joseph von Radowitz.** Eine Charakterschilderung. 12. Geh. 15 Ngr.

59. **Grangier (L.), Premiers éléments de littérature française,** comprenant la composition et la poétique suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. In-8. Geh. 18 Ngr.

In demselben Verlage ist von dem Verfasser erschienen:

Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1848. 1 Thlr.

Ferner erschienen ebendaselbst:

Beaumont (Mad. L. de), Le Magasin des enfants. Revu et augmenté de nouveaux contes par Mad. *E. Foa.* In-8. 1847. Geheftet 25 Ngr.; mit einem Titelbild, englisch cartonnirt, 1 Thlr.

Comédies et proverbes dramatiques, à l'usage de la jeunesse par *Lévêque, T. Leclercq* et *C. P. Duveyrier.* Mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche. Zum Schul- und Privatgebrauch bearbeitet von *C. Schnabel.* In-8. 1848. 22½ Ngr.

Comte (Mad. A.), Sagesse et bon coeur, ou Science du bien. Nouvelles morales. Ouvrage auquel l'Académie française a décerné le prix Monthyon, comme au livre le plus utile aux moeurs. 4 parties. In-8. 1848. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Ausgabe mit einem Titelbilde und in verziertem Umschlage, cartonnirt, 2 Thlr.

Guizot (Mad.), Aglaé et Léontine, ou les Tracasseries; suivi de Hélène, ou le But manqué, et Julie ou la Morale de Mad. Croque-Mitaine. Ouvrage dédié à la jeunesse. In-16. 6 Ngr.

———, Dasselbe in deutscher Uebersetzung. Mit Anmerkungen zum Rückübersetzen von Ottilie von Steyber. 16. 1847. 6 Ngr.

Lütgen (W.), Deutsche und französische Gespräche, mit französischer und deutscher Interlinear-Uebersetzung, zum Gebrauch beider Nationen. 8. 1846. 12 Ngr.

60. **Guizot (F. P. G.), Histoire de la révolution d'Angleterre** depuis l'avénement de Charles Ier jusqu'à sa mort. Quatrième édition précédée d'un Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. Deux vol. In-8. Geh. 2 Thlr.

61. ———, **Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?** Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. In-8. Geh. 10 Ngr.

62. ———, **Warum hat die Revolution in England gesiegt?** Betrachtungen über die Geschichte der Revolution in England. Aus dem Französischen. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

De la démocratie en France. In-8. 1849. 7½ Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Montholon (Général), Histoire de la captivité de Sainte-Hélène. Avec le masque de l'empereur d'après Antomarchi. In-8. 1846. 1 Thlr. 4 Ngr.

———, Dasselbe in deutscher Uebersetzung. Mit der Todtenmaske des Kaisers nach Antomarchi. Zwei Bände. 8. 1846.

Der erste Band kostet 1 Thlr. 7½ Ngr., der zweite Band 25 Ngr.

Die vorstehende Uebersetzung des Montholon'schen Werks enthält im ersten Bande Alles, was in der französischen Ausgabe veröffentlicht wurde; der zweite Band gibt Dictate, die nur in der englischen Ausgabe sich finden.

(Montholon.) Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena. Ein Auszug aus dem Werke des General Montholon. Mit der Todtenmaske des Kaisers. 8. 1849. 15 Ngr.

63. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weisses Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Ein weisses Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 8. 20 Ngr.

Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 8. 1 Thlr.

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 8. 20 Ngr.

Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 8. 20 Ngr.

Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 8. 1 Thlr.

Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 8. 1 Thlr.

Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 8. 25 Ngr.

64. ———, **Vor- und Nach-Märzliches.** — A. u. d. T.: Vermischte Schriften. Vierter Band. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die ersten drei Bände von Gutzkow's vermischten Schriften, welche aus dem Verlage von Carl B. Lorck in Leipzig in den von F. A. Brockhaus in Leipzig übergingen, kosten im ermässigten Preise 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Neue Novellen. I. Imagina Unruh. Gr. 12. 1849. 24 Ngr.

Briefe aus Paris. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. Ermässigter Preis 1 Thlr.

Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. 1844. Ermässigter Preis 20 Ngr.

65. **Handbuch deutscher Beredtsamkeit,** enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Zusammengestellt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von **O. L. B. Wolff.** Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieses aus dem Verlage von Carl B. Lorck in Leipzig in den von F. A. Brockhaus in Leipzig übergegangene Werk wird unter besondern Titeln auch einzeln gegeben:

Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit. Mit dem Portrait Luther's. 1842. 1 Thlr. 15 Ngr.

Handbuch der weltlichen Beredtsamkeit. Mit dem Portrait Mirabeau's. 1848. 1 Thlr. 15 Ngr.

66. **Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh.

In demselben Verlage erschien:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etc. Nach *J. S. Ersch* bearbeitet von *Ch. A. Geissler.* Dritte Auflage. 1845. 3 Thlr.

Ersch (J. S.), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, mit verschiedenen Mitarbeitern besorgte Ausgabe. 4 Bände (in 8 Abtheilungen). Gr. 8. 1822—40. Druckpapier 12 Thlr.; ermässigter Preis 3 Thlr. Schreibpapier 16 Thlr.; ermässigter Preis 4 Thlr.

Die einzelnen Abtheilungen werden ebenfalls zu bedeutend ermässigten Preisen abgelassen:

Literatur der Theologie etc. Fortgesetzt von *E. G. A. Böckel.* 1822. 12 Ngr. — Literatur der Jurisprudenz und Politik etc. Fortgesetzt von *J. C. Koppe.* 1823. 12 Ngr. — Literatur der schönen Künste etc. Fortgesetzt von *J. A. K. Rese* und *Ch. A. Geissler.* 1840. 20 Ngr. — Literatur der Medicin etc. Fortgesetzt von *F. A. B. Puchelt.* 1822. 12 Ngr. — Literatur der Mathematik, Natur- und Gewerbskunde mit Inbegriff der Kriegskunst und anderer Künste etc. Fortgesetzt von *F. W. Schweigger-Seidel.* 1828. 20 Ngr. — Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften etc. Fortgesetzte Ausgabe. 1827. 20 Ngr. — Literatur der vermischten Schriften etc. Fortgesetzt von *Ch. A. Geissler.* 1837. 8 Ngr.

67. **Humboldt's (K. W., Freiherr von) Briefe an eine Freundin.** Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

68. **Jahn (H.), Scenen aus dem Badeleben in Karlsbad.** (Waldenburg.) 8. Geh. 2 Thlr.

69. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter,** insbesondere für Elementarschulen und die untern Classen der Bürgerschulen und Gymnasien. Zweiter Theil. Dritte, mit einem Anhange rc. vermehrte Auflage. 8. Geh. 21 Ngr.

Der erste Theil (für das erste Jugendalter) erschien in zweiter Auflage 1842 und kostet 10 Ngr.; der dritte Theil (für das reifere Jugendalter) in zweiter Auflage 1842 und kostet 1 Thlr. 5 Ngr.

70. **Koenig (H.), William Shakspeare.** Ein Roman. Zweite Auflage. Zwei Theile. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Spiel und Liebe. Eine Novelle. Gr. 12. 1849. 1 Thlr. 18 Ngr.
Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 1847. 5 Thlr.
Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 3 Thlr.
Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Ermäßigter Preis 2 Thlr.
Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. Ermäßigter Preis 1 Thlr.
Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Ermäßigter Preis 4 Ngr.

71. **Lesage (A. R.), Gil Blas von Santillana.** Aus dem Französischen. Mit einer Einleitung. Zweite Auflage. Vier Theile. Gr. 12. Geh.

72. **Lieder für unsere Kleinen aus alter und neuer Zeit.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** 8. Geh.

Früher erschien daselbst:
Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Historie. Nach Zeichnungen von R. Töpffer in lustigen Reimen von J. Keil. (Mit 153 Holzschnitten.) Quer-Imperial-8. 1847. 20 Ngr.
Eine Tigergeschichte für lustige Leser. Dem Englischen nacherzählt von H. Bode. (Mit 7 Holzschnitten.) 8. 1846. 6 Ngr.

73. **Lloyd (H. E.), Englische und deutsche Gespräche.** Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Elfte Auflage. 8. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Achte verbesserte Ausgabe. 8. 1848. 24 Ngr.
Englisches Lesebuch. Enthaltend eine Auswahl aus den Werken der besten neuern Schriftsteller. Nebst einem kleinen Wörterbuche. 8. 1832. 25 Ngr.
Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. Mit Beziehung auf seine englische Sprachlehre verfaßt. 8. 1852. 15 Ngr.

74. **Mahâbhârata,** in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **Theodor Goldstücker.** Vier Theile, jeder aus zwei Bänden bestehend. Gr. 4. Geh. Subscriptionspreis einer Lieferung von 20 Bogen 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ausführliche Prospecte mit Druckprobe dieses wichtigen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

75. **Meyern (G. von), Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte.** 8. Geh.

76. **Monumenti inediti pubblicati dall' Instituto di corrispondenza archeologica.** Wohlfeile Ausgabe mit Erläuterungen von **Emil Braun.** Erster Band (60 Tafeln). Gr. Fol. (Rom.)

Der Preis eines Bandes wird 12—14 Thlr. sein, diese neue Ausgabe wird aber erst erscheinen, wenn die ungefähren Kosten durch Subscription gedeckt sind.
Prospecte sind durch alle Buchhandlungen von mir zu erhalten.

77. **Moore (Thomas), Das Paradies und die Peri.** Mit dem gegenüberstehenden englischen Original. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und cartonnirt mit Goldschnitt.

78. **Müller (W.), Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet und cartonnirt mit Goldschnitt.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von G. Schwab. Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 1830. 6 Thlr.
Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. 1844. Ermäßigter Preis 12 Ngr.

79. **Newman (Francis William), Die Seele,** ihr Leiden und ihr Sehnen. Ein Versuch zur Naturgeschichte, als der wahren Grundlage für die Theologie. Deutsche mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, von **A. Heimann.** 8. Geh.

Früher erschien daselbst:
Taylor (H.), Philipp von Artevelde. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Aus dem Englischen übersetzt von A. Heimann. Gr. 8. 1848. 1 Thlr. 10 Ngr.

80. **Noack (L.), Das Mysterium des Christenthums** oder die Grundidee des ewigen Evangeliums. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

81. **Novellenschatz der Italiener.** In einer Auswahl übersetzt von **A. Keller.** Sechs Theile. Gr. 12. Geh.

82. **Oehlenschläger (A.), Neue dramatische Dichtungen.** Zwei Theile. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
Aladdin, oder die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Mit 2 Kupfern. 8. 1824. Ermäßigter Preis 1 Thlr.
Morgenländische Dichtungen. Zwei Bändchen. Gr. 12. 1831. Ermäßigter Preis 29 Ngr.
Dramatische Dichtungen. Zwei Theile. 8. 1835. Ermäßigter Preis 20 Ngr.
In demselben Verlage ist erschienen:
Holberg (L. von), Lustspiele. Uebersetzt von A. Oehlenschläger. Vier Theile. 8. 1822—23. Ermäßigter Preis 4 Thlr.

83. **Passavant (J. D.), L'oeuvre de Raphael d'Urbin,** ou catalogue raisonné des ouvrages de ce maître, précédé d'une notice sur sa vie. In-8. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:
Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. Gr. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Grossfolio. 1839. Velinpapier 18 Thlr. Pracht-Ausgabe (mit Kupfern auf chinesischem Papier) 30 Thlr.
In der Ausgabe auf Velinpapier werden sowol der Text als auch die Abbildungen dieses Werks einzeln erlassen; der Text kostet 8 Thlr., der Atlas 10 Thlr.

84. **Pipitz (F. E.), Mirabeau.** Eine Lebensgeschichte. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

Ebendaselbst erschien:
Robespierre. Mit Beziehung auf die neueste Zeit dargestellt von einem Wahrheitsfreunde. Gr. 8. 1837. Ermäßigter Preis 8 Ngr.

85. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller.** Mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1850, 3 Thlr.) enthält:
Jon oder die Kunst des Rhapsoden. — Hippias der Größere oder das Schöne. — Hippias der Kleinere oder die Lüge. — Alkibiades der Erste oder der angehende Staatsmann. — Lysis oder die Freunde. — Charmides oder die Besonnenheit. — Laches oder die Tapferkeit. — Protagoras oder die Sophisteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite oder das Gebet.
Früher erschien ebendaselbst:
Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt von H. Müller. Drei Bände. Gr. 8. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

86. **Procès célèbres.** 8. Geh.

87. **Prutz (R.), Das Engelchen.** Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

88. **Raumer (F. von), Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.** Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:
Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849. Zwei Theile. Gr. 12. 1849. 4 Thlr.
Reden die in Frankfurt nicht gehalten wurden. (I.—VI.) Gr. 12. 1848. 5 Ngr.

89. **Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk** von einem deutschen Philosophen. Gr. 8. Geh.

90. **Rig-Veda,** die heiligen Gesänge der Brahmanen, herausgegeben von **M. Müller.** Gr. 8. Geh.

Dieses Werk erscheint in drei Abtheilungen und wird enthalten: I. Text des Rigveda. — II. Uebersetzung der Hymnen mit erläuternden Anmerkungen. — III. Abhandlungen über das Vedaische Alterthum, unter dem Titel: Prolegomena zum Veda.
Früher erschien bereits daselbst:
Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten male ins Deutsche übersetzt von M. Müller. Gr. 12. 1844. 20 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Neunundvierzigstes bis einundfunfzigstes Heft.

Inhalt: **Ungarn vor der Märzrevolution.** — **Frankreich und Paris** in den Monaten nach der Februarrevolution. — **Der pfälzisch-badische Krieg** vom Jahre 1849. — **Die deutsche Nationalversammlung.** Erster Abschnitt.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen **Werkes**, ist jedoch zugleich als ein **Supplement** zu allen **Ausgaben** des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im August 1850.

F. A. Brockhaus.

Bei **G. Manniske (R. Beyer)** in Aschersleben erschien:

Leitfaden

beim

Geschichtsunterrichte,

nach einer neuen Methode,

von

Dr. A. Keber,

Oberlehrer an der höhern Bürgerschule in Aschersleben.

8. $12\frac{1}{2}$ Bogen. Preis 10 Sgr.

Das Neue der Methode besteht unter Anderm in einer Vereinigung der erzählenden und der Tabellenform, wodurch das Erlernen auffallend erleichtert wird. Doch auch aus andern Gründen glauben wir diesen neuesten Geschichtsleitfaden der Aufmerksamkeit jedes Schulmannes empfehlen zu dürfen.

Fremdwörter

zum **Lesen, Erklären** und **Lernen** in **Schulen**, in denen fremde Sprachen nicht gelehrt werden, zusammengestellt. Preis $1\frac{1}{4}$ Sgr.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Freischar-Novellen.

Schilderungen und Episoden aus einem Kriegszug in Schleswig-Holstein.

Von

Wilhelm Hamm.

8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr.

Diese dem **Oberstlieutenant von der Tann** gewidmeten Novellen geben aus eigener Anschauung in einer Reihe von Bildern und Skizzen ein ziemlich vollständiges und treues Gemälde der merkwürdigen Verhältnisse jenes Krieges.

Kasperle-Theater. № 1.

Das Puppenspiel vom Dr. Faust.

Zum ersten mal in seiner ursprünglichen Gestalt wortgetreu herausgegeben, mit einer historischen Einleitung und kritischen Noten. Mit Holzschnitten. 8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im Juli 1850.

Avenarius & Mendelssohn.

Im Verlage von **Adolph Büchting** in **Nordhausen** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Kützing, Prof. Dr. **Fr. Tr.**, Die Naturwissenschaften in den Schulen, als Beförderer des christlichen Humanismus. Gr. 8. 1850. Geh. Preis 18 Sgr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Analekten für Frauenkrankheiten,

oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. **Siebenten Bandes zweites Heft.** Gr. 8.

Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band (jeder in 4 Heften) kosten im Ladenpreise 16 Thlr., und habe ich denselben für einige Zeit auf 6 Thlr. herabgesetzt.

Leipzig, im August 1850.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1850. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1850
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Beschluss aus Nr. X.)

91. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

In gleicher Ausstattung erschien von dem Verfasser daselbst:

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. 1849. Elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Thlr.

In der Octav-Ausgabe kostet: Die bezauberte Rose (7te Auflage, 1844) 1 Thlr.; mit Kupfern 2 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr. Cäcilie (neue Aufl. 1822) 3 Thlr.; mit Kupfern 4 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Ebendaselbst sind von E. Schulze erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1822. 6 Thlr.; mit Kupfern 8 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. Ermäßigter Preis 12 Ngr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. Ermäßigter Preis 16 Ngr.

92. **Sternberg (A. von), Die geistlichen und weltlichen Höfe des 18. Jahrhunderts.** Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

In demselben Verlage ist von dem Verfasser früher erschienen:

Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt. Zwei Theile. Gr. 8. 1848. 4 Thlr.

Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. Ermäßigter Preis 1 Thlr.

93. **Stimmen aus dem Morgenlande,** oder Deutsch-morgenländische Frucht- und Blumenlese. Eine Sammlung von unbekannten oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von **C. R. S. Peiper.** (Hirschberg.) Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

94. **Sue (E.), Les mystères du peuple,** ou histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome premier et suite. In-8. Geh. Preis eines Bandes 10 Ngr.

95. ——, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil und folgende. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr

Früher erschien bereits von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Attar-Gull. Aus dem Französischen. Gr. 12. 1832. Ermäßigter Preis 8 Ngr.

96. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Reihe. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. Geh.

Die ersten zwanzig Jahrgänge des Historischen Taschenbuchs wurden wie folgt im Preise ermäßigt: I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang 1840—49) 10 Thlr.; I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Urania. Taschenbuch. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. (1839—48.) Mit Bildnissen. 8. Ermäßigter Preis 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Von ältern Jahrgängen der Urania sind nur 1837 und 1838 noch in einigen Exemplaren vorräthig die im ermäßigten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. Sechs Jahrgänge. (1837—42.) Mit Kupfern. 8. Ermäßigter Preis 4 Thlr.

Der erste bis vierte und sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln zu dem Preise von 12 Ngr. erlassen.

☞ Eine ausführliche Anzeige, mit specieller Angabe des Inhalts dieser drei Taschenbücher ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

97. **Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes.** Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh.

Indem sich diese Ausgabe mit Beschränkung auf nothwendige Verbesserungen an den üblichen Vaticanisch-Römischen Text anschließt und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für die Septuaginta in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen entsprechen. Der Pariser Palimpsest (5. Jahrhundert) ist erst durch Prof. Dr. Tischendorf entziffert, der Codex Friderico-Augustanus (4. Jahrhundert) durch denselben erst kürzlich im Morgenlande aufgefunden worden, während die Alexandrinische Handschrift noch in keiner Ausgabe auf ähnliche Weise benutzt worden ist.

Von dem Herausgeber erschien ebendaselbst:

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. Saeculi nunc primum eruit atque edidit. 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

98. **Ticknor (G.), Geschichte der spanischen Literatur.** Vollständige deutsche Bearbeitung von **N. H. Julius.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

Ticknor's „History of Spanish literature", ein Werk, welches im December 1849 gleichzeitig in London und Neuyork erschien, und von allen Fachkundigen mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen wurde, ist die Frucht dreißigjähriger Studien, europäischer Reisen und kostbarer Sammlungen und erscheint in einer vollständigen deutschen Bearbeitung von Dr. N. H. Julius in Hamburg. Dieselbe wird durch die bereits zugesagte Beihülfe des Herrn Ferdinand Wolf in Wien und anderer gründlicher Kenner und Förderer der spanischen Literatur, durch die eigenen vieljährigen Sammlungen des Bearbeiters für dieselbe, sowie durch die Benutzung des erst 1849 in Holland erschienenen gelehrten Werkes von Dozy über arabisch-spanische Literatur, selbst einiger Vorzüge vor dem englischen Original theilhaftig werden.

In demselben Verlage erschien:

Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie. Zwei Theile. Gr. 8. 1844—47. 6 Thlr.

99. **Töpffer (R.), Wanderungen im Zickzack**, Ferienreisen durch die Schweiz und Ober-Italien. Illustrirte Ausgabe. Roy.-8. Geh.
Vgl. Nr. 42.

100. **Ueber deutsche Zustände und deutsche Verfassung.** Vorschläge zu einem Bundesparlament von A. M. 8. Geh. 8 Ngr.

101. **Veinticinco Comedias de Lope Felix de Vega Carpio,** con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Eligo Baron de **Münch-Bellinghausen** y D. **Fernando José Wolf.** Gr. 12. Geh.

102. **Vendidad Sade.** Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. **Hermann Brockhaus.** Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

Von dem Herausgeber erschien in demselben Verlage:
Kathá Sárit Ságara. Die Märchensammlung des *Sri Sómadeva Bhatta* aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit. Gr. 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.
Die Märchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

103. **Watson (Thomas), Die Grundgesetze der ärztlichen Praxis.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie. In Vorlesungen. Nach der dritten revidirten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von **J. H. Steinau.** Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

Dieses Werk hat in England den allgemeinsten Beifall gefunden und drei Auflagen sind rasch aufeinander gefolgt. Auch in Deutschland ist von den competentesten Männern anerkannt worden, daß von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und in jeder Beziehung auf dem allerneusten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie das von Watson.

104. **Zorrilla (Don José),** Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.** 8. Geh. 1 Thlr.

Nachstehende Artikel sind mit allen Vorräthen aus dem Verlage von **Carl B. Lorck** in Leipzig in den von **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen und von demselben zu beziehen:

Adler-Mesnard, Anleitung zur deutschen und englischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

——————, Anleitung zur deutschen und französischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

——————, Anleitung zur deutschen und italienischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

——————, Anleitung zur deutschen, französischen, englischen und italienischen Umgangssprache. 16. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cormenin (W. A.), Timon, Das Buch der Redner. Mit dem Portrait Lamartine's. Nach der elften Original-Ausgabe. Gr. 8. 1848. 2 Thlr.

Bildnisse.

Nachstehende Bildnisse von Schriftstellern und Künstlern, gestochen von **Barth, Eichens, Langer, Schuler, Schwerdgeburth, Stöber** u. A., sind in guten Abdrücken durch alle Buchhandlungen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen.

Der Preis eines Bildnisses in gr. 4. ist 6 Ngr.

Auber. Auerbach. Baggesen. Bauernfeld. Böttiger. Calderon. Canova. Cornelius. Dannecker. Dante. Karl **Förster.** Jakob **Glatz. Goethe. Grabbe.** Jakob **Grimm. Hamann. Heim.** Ernst Theodor Amadeus **Hoffmann.** Victor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Karamsin.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy. Meyerbeer.** Wilhelm **Müller.** Friedrich v. **Raumer.** Jean Paul Friedrich **Richter.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Schwanthaler. Scott. Shakspeare.** Frau v. **Stael. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Durch alle Buchhandlungen ist der **Verlags-Katalog** von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, durch einen siebenten Nachtrag bis zum Schlusse des Jahres 1849 fortgeführt, gratis zu erhalten.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke
aus allen Fächern der Literatur,
welche von
F. A. Brockhaus in Leipzig
zu bedeutend ermässigten Preisen
durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bis Ende des Jahres 1850 zu beziehen sind.

Zur Bequemlichkeit der Freunde der Literatur sind hieraus nach den Wissenschaften geordnete Verzeichnisse aus nachstehenden Fächern zusammengestellt:

Bibliographie, Literaturwissenschaft, Kunst und Kunstgeschichte. — Philosophie und Theologie. — Philologie und Alterthumswissenschaft. — Rechts-, Staats- und Militairwissenschaft. — Medicinische Wissenschaften. — Naturwissenschaften. — Geschichte. — Biographie, Briefwechsel und Memoirenliteratur. — Geographie und Reiseliteratur. — Haus- und Landwirthschaft. — Forst- und Jagdwissenschaft, Handelswissenschaft, Mathematik und Baukunst. — Gesammelte Werke und schöne Literatur. — Schriften vermischten Inhalts. — Ouvrages de diplomatie (in französischer Sprache).

Exemplare des vollständigen Katalogs sowie der einzelnen Verzeichnisse sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Ausländische Commissions-Artikel,
zu beziehen von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Petri Abaelardi opera hactenus seorsim edita nunc primum in unum collegit textum ad fidem librorum editorum scriptorumque recensuit, notas, argumenta, indices adjecit **Victor Cousin** adjuvantibus **C. Jourdan** et **E. Despois.** Tom. I. Gr. 4. Paris. 11 Thlr.

Annuaire de la noblesse de France des maisons souveraines de l'Europe et de la diplomatie. Publié sous la direction de **M. Borel d'Hauterive.** 7me année 1849—50. In-8. Paris. 2 Thlr. Col. 3 Thlr. 3 Ngr.

Egger, Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs suivi de la Poétique d'Aristote et d'extraits de ses problèmes avec traduction française et commentaire. In-8. Paris. 2 Thlr. 26 Ngr.

Letarouilly, P., Edifices de Rome moderne, ou Recueil des palais, maisons, églises, couvents et autres monuments publics et particuliers les plus remarquables de la ville de Rome. Liv. 16—20 (fin) accompagnées d'un texte gr. in 4. Liége. Preis der Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Normand, Ch., Le guide de l'ornemaniste ou de l'ornement pour la décoration des bâtiments. In-fol. Liége. 6 Thlr. 20 Ngr.

Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift Sällskapet. II. Delen. Häft. 4. Herr Ivan Lejon-Riddaren. 8. Stockholm. 2 Thlr.

——— IV. Delen. Häft. 3. Ett Forn-Svenskt Legendarium. 8. Stockholm. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Finnische Literatur.

Castrén, Elementa grammatices Syrianae. Helsingfors. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

——— Elementa grammatices Tscheremissae. Kuopio. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.

——— Kalevala. Helsingfors. 1841. 8. 2 Thlr.

Eklöf, Kolmiomitanto (Trigonometrie). Helsingfors. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Euren, G. E., Finsk Språklära. Åbo. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Geitlin, Principia grammatices neo-persicae. Helsingfors. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kanteletar. Suomen Kansan Wanhoja Lauluja ja Wirsiä. 1.—3. Kirja. (Alte lyrische Gesänge des finnischen Volks. Erster bis dritter Band.) Gr. 8. 3 Thlr.

Kellgren, H., Mythus de ovo mundano, ejusdemque apud Indios notio. Helsingfors. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

———, **Tengström** und **Tigerstedt,** Fosterländskt Album. (Vaterländisches Album für finnische Literatur.) Erstes bis drittes Heft. Helsingfors. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Korhosen, Paawo, Wiisikymmentä runoa ja kuusi laulua. (Funfzig Runen und sechs Gesänge von Paul Korhosen.) Helsingfors. 1848. Gr. 8. 21 Ngr.

Lagus, Åbo Hofrätts Historia. Erster Band. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora fennica Förhandlingar. 1. Häftet. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Renvall, Suomalainen Sana-Kirja. Lexicon linguae finnicae cum interpretatione duplici, copiosiore latina, breviore germanica. Erster und zweiter Band. Åbo. 1826. 4. 6 Thlr.

Ruotsin, Suomen ja Saksan Tulkki. (Schwedisch-finnisch-deutsches Wörterbuch und Gespräche.) Helsingfors. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

Sahlberg, C. R., Novae Coleopterorum species. Dissertatio academica. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 5 Ngr.

——— Insecta Fennica. Tom. I. II. Helsingfors. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Sahlberg, R. F., Monographia geocorisarum Fenniae. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 16 Ngr.

Sjögrén, A. J., Anteckningar om Församlingarne i Kemi-Lappmark. Helsingfors. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Suomen Kansan Arwoituksia ynnä 135 Wiron Arwoituksen kanssa. (Die Räthsel der Finnen, nebst 135 esthnischen Räthseln.) Helsingfors. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Suomen historia ja maantiede. (Geschichte und Geographie von Finnland.) Helsingfors. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Suomen Kansan Sanalaskuja. (Die Sprichwörter des finnischen Volks.) Helsingfors. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. (Zeitschrift für finnische Gegenstände.) Erster bis neunter Jahrgang. 1841—49. Gr. 8. Der Jahrgang 1 Thlr. 10 Ngr.

Tengström, R., Finsk Anthologie. Erster Band. (Anthologie der finnischen Volkspoesie.) Helsingfors. 1845. 8. 1 Thlr.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der *französischen, englischen* und *italienischen*, sowie die vielseitigen Verbindungen mit dem Auslande setzen die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** in den Stand, alle ihr ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; sie empfiehlt sich daher Allen, die Bedarf davon haben, und ist stets bereit, nähere Auskunft über Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Verzeichnisse über die von ihr zu beziehenden Werke der polnischen und orientalischen Literatur sind auf Verlangen gratis zu haben.

In allen guten Buchhandlungen **vorräthig** die so eben erschienenen

Neuen Gedichte von **August Thieme.** Herausgegeben von **Alfred Freiherrn von Wolzogen.** Merseburg bei **Louis Garcke.** 12 Bogen. 8. Eleg. geh. 1 Thlr.

Ein Blick in diese Gedichte wird genügen, um in ihnen alsbald eine Erscheinung zu finden, welche sicher zu den geistvollsten der deutschen Literatur gerechnet werden muß. Dasselbe ist auch bereits von mehren Seiten her schon bei dem **ersten** Bändchen in der anerkennendsten Weise ausgesprochen worden, und machen wir Diejenigen, welche sich für des Dichters Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit tiefer interessiren, auf eine biographische Skizze in der „Allgemeinen Hallischen Literatur-Zeitung" vom Jahre 1849, Nr. 260 und 261, sowie auf eine andere kritische Anzeige in den „Blättern für literarische Unterhaltung" von Brockhaus, 1849, Nr. 305 aufmerksam, wo der Verfasser am Ende sagt: „Nur dies noch zum Abschied, daß ich selten ein so inniges Merken auf die verborgensten Manifestationen der Natur, die im Kleinsten ja am größten ist, gefunden habe, als eben hier. Der Dichter offenbart uns in klarer Anspruchslosigkeit eben dies Etwas was unsern neuern Lyrikern fast allen, von **Heinrich Heine** an, gemangelt hat und mangeln wird, solange sie im starren Eigensinn des Ichs sich ablösen vom Universum des poetischen Seins." Soviel zum Wink, da wir ein Mehres nicht nöthig zu haben glauben, wo eine Sache so sehr für sich selbst spricht wie diese.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Premiers éléments

de littérature française

comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercises littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres.

Par

Louis Grangier.

In-8. Broch. 18 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien ebendaselbst:

Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1848. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1850.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1850. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ II, die Versendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. VI und VII des Literarischen Anzeigers.)

33. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

    Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten im ermäßigten Preise 6 Thlr.; das erste Heft des siebenten Bandes erschien 1848.

34. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Siebzigster bis dreiundsiebzigster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

    Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:
    I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg (Vitalis)**, Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa**. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte**. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI — XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer**, Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr. — LXX—LXXIII. **Lesage**, Gil Blas von Santillana. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr.

35. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck**. (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav. Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen. Erste Abtheilung: Mathematische und Naturwissenschaften (141 Tafeln) 7 Thlr.

    Die übrigen Abtheilungen, von denen jede einzeln zu beziehen ist, erscheinen in kurzen Zwischenräumen und werden enthalten:
    II. Abtheilung: Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr.
    III. Abtheilung: Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr.
    IV. Abtheilung: Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.
    V. Abtheilung: Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
    VI. Abtheilung: Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
    VII. Abtheilung: Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
    VIII. Abtheilung: Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
    IX. Abtheilung: Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
    X. Abtheilung: Nützliche Künste u. Gewerbe. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

    Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

    Probehefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

36. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tome 10. In-8. Geh. 15 Ngr.

    Der erste bis neunte Band (1849—50) haben denselben Preis.

    Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

    Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 vol. In-12. 1816. Ermässigter Preis 8 Ngr.

    Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Nouvelle édition. In-12. 1817. Ermässigter Preis 8 Ngr.

37. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Zweite Abtheilung. Erste Lieferung. Schmal gr. 4. 8 Ngr.

Diese zweite Abtheilung wird in 20 Lieferungen ausgegeben und jede Lieferung ein Bild nebst dem entsprechenden Text enthalten. Der Subscriptionspreis einer Lieferung ist 8 Ngr. Monatlich werden 2—3 Lieferungen erscheinen.

Die erste Abtheilung dieses Werks erschien 1847 in 20 Lieferungen und kostet geheftet 5 Thlr. 10 Ngr., elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr., elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 6 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. (45 englische Stahlstiche mit Text.) Schmal gr. 4. 1847. Geheftet 12 Thlr., elegant cartonnirt mit reich verzierten Decken und Goldschnitt 13 Thlr., elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr. 10 Ngr.

38. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Sechsundvierzigstes bis funfzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis vierte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

39. **Grangier (L.), Premiers éléments de littérature française,** comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. In-8. Geh. 18 Ngr.

In demselben Verlage ist von dem Verfasser erschienen:

Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux les plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. In-8. 1846. 1 Thlr.

40. **Gutzkow (K.), Vor- und Nach-Märzliches.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift bildet den vierten Band der Vermischten Schriften des Verfassers. Die drei ersten Bände derselben sind aus dem Verlage des Herrn Carl B. Lorck in Leipzig an mich übergegangen und zu dem ermäßigten Preise von 2 Thlr. von mir zu beziehen.

41. **Humboldt's (K. W., Freiherr von) Briefe an eine Freundin.** Vierte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

42. **Oehlenschläger (A.), Neue dramatische Dichtungen.** Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Aladdin, oder: Die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Neue verbesserte Auflage. Zwei Theile. Mit zwei Kupfern. 8. 1820. Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Morgenländische Dichtungen. Zwei Bändchen. Gr. 12. 1831. Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Dramatische Dichtungen. Drei Theile. 8. 1835. Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von A. Oehlenschläger. Vier Theile. 8. 1822—23. Ermäßigter Preis 4 Thlr.

43. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Funfzehnter Theil. Neue Folge. Dritter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, habe ich den Preis der ersten Folge (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. ermäßigt.

Von der Neuen Folge kostet jeder Theil 2 Thlr.

44. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. Fünfte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Die erste bis vierte Lieferung erschienen 1847—48.

45. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Von E. Schulze erschien ebendaselbst:

Sämmtliche poetische Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.

——— Miniatur-Ausgabe. 1849. Gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. 1844. 1 Thlr. Mit Kupfern 2 Thlr. Pracht-ausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. Ermäßigter Preis 12 Ngr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. Ermäßigter Preis 16 Ngr.

46. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes III et IV. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

47. ———, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Atar-Gull. Aus dem Französischen. Gr. 12. 1832. 1 Thlr. 15 Ngr. Ermäßigter Preis 8 Ngr.

48. **Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes.** Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Indem sich diese Ausgabe mit Beschränkung auf nothwendige Verbesserungen an den üblichen vaticanisch-römischen Text anschließt und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für die Septuaginta in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen entsprechen. Der pariser Palimpsest (5. Jahrhundert) ist erst durch Prof. Dr. Tischendorf entziffert, der Codex Friderico-Augustanus (4. Jahrhundert) durch denselben erst kürzlich im Morgenlande aufgefunden worden, während die alexandrinische Handschrift noch in keiner Ausgabe auf ähnliche Weise benutzt worden ist.

Ebendaselbst erschien:

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Const. Tischendorf.** 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

Aus dem Verlage des Herrn Otto Spamer in Leipzig ist an mich übergegangen:

Elsner (J. G.), Die rationelle Schafzucht. Ein Handbuch für Landwirthe, Schafzüchter u. s. w. Resultate dreißigjähriger Praxis und Erfahrung. Zweite, durchgesehene, mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. 8. 1849. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ausländische Commissions-Artikel.

Histoire littéraire du Nord. Première partie. Poésie. Tegnér par **Léouzon-Leduc.** Avec portrait. Gr. in-8. Paris. 2 Thlr. 26 Ngr.

H(ollaenderský) (L.), Trilogie philosophique et populaire. 2me édition. In-8. Paris. 1 Thlr. 4 Ngr.

La Hongrie pittoresque, historique, littéraire, artistique et monumentale, rédigée par une société de littérateurs sous la direction de **J. Boldényi.** Livr. 1, 2. Gr. in-8. Paris.

Preis des vollständigen Werkes in 40 Lieferungen 4 Thlr. 15 Ngr.

Perles et Parures. Fantaisie par **Gavarni,** Romans et Nouvelles par **Méry.** 1re série. Les joyaux. 2me série. Les parures. Livr. 1—5. Gr. in-8. Paris.

Wird in zwei Bänden, jeder zu 50 Lieferungen erscheinen. Preis des vollständigen Werkes 11 Thlr. 5 Ngr.

Hajî Khalfae Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa Ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine. Edidit **G. Fluegel.** Vol. V. 4 maj. Londini. 15 Thlr. 25 Ngr.

Der Preis der ersten 4 Bände ist 55 Thlr. 10 Ngr.

Thedenius, Observationes de enervibus scandinaviae speciebus generis Andreaeae. 8. Holmiae. 8 Ngr.

Dieterich, U. W., Svensk Språklära med jemförande häntydningar till Norges och Danmarks Språkbruk. Första Häftet: Bokstafs- och Ordböjnings-Lära. 8. Stockholm, 16 Ngr.

Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift-Sällskapet. V. Delen. Häft. I, II. Sagan om Didrik af Bern. 8. Stockholm. 2 Thlr. 28 Ngr.

Gorecki, A., Wolny Głos. 16. Paryz. 1 Thlr.

Otwinowski, E., Dzieje polski pod panowaniem Augusta. II. od roku 1696—1728. Gr. 8. Krakow. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Panowanie Henryka Walezyusza i Stefana Batorego Królów polskich. Z rękopismów Albertrandego podług wydania **Z. Onacewicza.** Gr. 8. Krakow. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wasilewski, E. Poezye. 8. Krakow. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bei **George Westermann** in **Braunschweig** ist erschienen:

HANDBUCH
DER ENGLISCHEN
NATIONAL-LITERATUR
von G. Chaucer bis auf die jetzige Zeit.

Dichter und Prosaiker.

Von

Dr. L. Herrig,

Oberlehrer an der Realschule in Elberfeld, Mitglied der Camd. Soc. und der Pariser Gramm. Gesellschaft.

46 Bogen. Gr. Lex.-8. Feines Velinp. geh.
Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Obiges Handbuch bietet in wohlgeordneter Auswahl die Edelsteine der britischen Nationalliteratur und verdient im wahren Sinne des Worts den Namen eines Hausschatzes der Englischen Sprache. Das Werk ist gleich nach Erscheinen in vielen Orten und in den namhaftesten Lehranstalten eingeführt worden, was der für den grossen Umfang beispiellos billige Preis sehr erleichterte. Es eignet sich dieser Hausschatz auch zu Festgeschenken für Erwachsene.

☞ Hierbei empfehlen wir zugleich die beiden neuesten und besten englischen Wörterbücher von Odell Elwell (1½ Thlr.) und Williams (26 Ngr.). Sie verdienen den Vorzug durch die Aussprachebezeichnung der englischen Wörter und durch die Aufnahme der zahlreichen Amerikanismen.

Jede gute Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, bei Partiebeziehungen ausserordentliche Vortheile zu gewähren.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bibliographisches Handbuch

der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach *J. S. Ersch* in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von ***Ch. A. Geissler.*** **Dritte** Auflage. Gr. 8. 1 Thlr.

Früher erschien ebendaselbst:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach *J. S. Ersch* bearbeitet von *Ch. A. Geissler.* **Dritte** Auflage. Gr. 8. 3 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Das Pfennig-Magazin
für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Achter Jahrgang. 1850.
Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

August. Nr. 396—400.

Inhalt. Das Chamounithal. (Beschluß.) — Gewissenhaftigkeit. — *Das jährliche Volksfest in Padua. — *Ein Kloster in Ummerapura. — Reise um die Erde. (Fortsetzung.) — Der Cluricaune. I. — *Der Papst Hadrian VI. als Cardinal. — Zur Geschichte der Erfindung, Wasserdämpfe als bewegende Kraft zu gebrauchen. — *Der Marmorbruch in Solnhofen. — Der Cluricaune. II. — Die Teufelsmauer in Süddeutschland. — Englische Wette. — *Der Manzenillebaum. — *Kensingtonpalast. — Die fleißigen Männer und die faulen Frauen in Guettary. — Der persische Gesandte und der Director des botanischen Gartens in London. — *Schafe in Island. — Der kluge Papagai. — Abenteuer eines Hochländers. — Acceptirt. — Die Schlacht an der Boyne in Irland. — *Der Palmbaum in der Wüste. — *Karl Friedrich Lessing. — Leukerbad. — *Der Ameisenbär in Neuholland. — *Das deutsche Theater in Pesth. — Die Halle des Königs Arthur in England. — Wie Heinrich VIII. einem Abt Rindfleisch essen lehrte. — *Der Mahagoninußbaum. — *Hochland bei Port Jackson in Neuholland. — Erfindungen. — Das Loch im Kirchendach. — J. G. von Gauvain, ein deutscher Heldenjüngling. — Der türkische Pascha als Präses eines christlichen Religionsgesprächs. — *Der Minaret in Kutiab. — Mannichfaltiges u. s. w.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge zusammengenommen 10 Thlr.
einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Der **Neuen Folge** VI. und VII. Jahrg. (1848—49) kosten jeder 2 Thlr.

Neuer Roman von Karl Gutzkow.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern.

Erster Band.

8. Geh. 1 Thlr.

Früher erschien vom Verfasser bei mir:

Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — **Werner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — **Ein weisses Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — **Zopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — **Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — **Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — **Liesli.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Vor- und Nach-Märzliches. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift bildet den vierten Band der **Vermischten Schriften Gutzkow's.** Die drei ersten Bände derselben sind zu dem **ermäßigten Preise** von 2 Thlr. zu beziehen.

Leipzig, im September 1850.

F. A. Brockhaus.

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung.

Bei uns sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Neun Erzählungen und noch mehr. Jugend- und Volksbuch von **Fr. Bertram.** Mit siebzig Holzschnitten von **Gubitz** und unter dessen Leitung. Zweite Auflage. 15 Sgr.

Die Jahre 1847, 1848 und 1849. Fortsetzung zu „Chronologisches Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten." Von **Karl Stein.** 15 Sgr. (Das ganze, jeder Familie höchst nützliche Werk kostet 3 Thlr.)

Volks-Gesellschafter. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Ausgabe für Leihbibliotheken, Lesehallen, Lesevereine und Familienkreise. Zwei Bände. Jeder 22½ Sgr.

Das schwarze Kästchen. Wunderbare Historie. Das Töpferhaus. Eine Wintergeschichte. Nachlaß von **Ludwig Robert.** 1 Thlr.

* * * Zu * * *

Gubitz „Volks-Kalender für 1851",

der im October ausgegeben wird, reichen die Bestellungen bereits über die Zahl der Auflage hinaus. Wir ersuchen deshalb die weitern Bestellungen baldigst einzusenden, um über die rasch zu fördernde Zweite Auflage dieses (in seinem Inhalt diesmal, da mit 1851 ein neues Halbjahrhundert beginnt, besonders wichtigen) „Volks-Kalender" das Zureichende bestimmen zu können.

Berlin, 27. August 1850.

Vereins-Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von M. J. C. Dolbeding.

Fünfter Jahrgang. 1850. Schmal. gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigefügt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

August. Nr. 31—35.

Inhalt. *Der Kampf mit dem Tiger. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Fortsetzung.) — **Der französische Musiker Lesueur. — Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern. (Schluß.) — *Ein Kindergebet. — *Der brasilische Geiet. — Das Paradies. — *Der blinde Großvater mit seinem Enkel. — *Der artesische Brunnen in der pariser Vorstadt Grenelle. — *Der Papeyer oder Melonenbaum. — Die Singstunde. (Nebst Composition.) — Klage und Trost. — *Der Kuckuck. — *Gewitter in den Cordilleras. — Das arme Kind und seine Engel. — **Die Baumwolle. — Der Stundenschlag. — *Mahratten. — *Elefantenjagd. — Ewigkeit. — *Der Tatu encoubert. — Vorbilder. — *Das Moschus- oder Bisamthier. — *Das Innere der Kasanschen Kirche in Petersburg. — Das zurückgenommene Wort. Eine Dorfgeschichte. — *Eine Seilbrücke in Südamerika. — Wieg und Sarg. — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten zusammengenommen

im herabgesetzten Preise

geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Soeben ist in dem unterzeichneten Verlage erschienen:

Ueber den Prolog zu Faust von Göthe.

Gr. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Berlin, im August 1850.

Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Seele, ihre Leiden und ihr Sehnen.

Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie. Von F. W. Newman.

Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, besorgt durch **Adolf Heimann.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Literarischer Anzeiger.

1850. № XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Zweiter Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt:

I. Drei Portugiesinnen. Ines, Marie und Leonore. Von **F. von Raumer.** — II. Geschichte der deutschen Seemacht. Von **F. W. Barthold.** Zweite Abtheilung. — III. Der Congreß zu Karlsbad. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der deutschen Gesammtverfassung. Mit besonderer Benutzung ungedruckter Quellen von **A. F. H. Schaumann.** — IV. Zwölf Briefe über Sitten und sociales Fürstenleben auf den deutschen Reichstagen. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts von **J. Voigt.** — V. Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von **G. E. Guhrauer.** Zweite Abtheilung. — VI. Oliver Cromwell, der Zuchtmeister zur Freiheit. Ein Charakterbild nach den Reden und Briefen des Protectors entworfen von **M. Carriere.**

Die erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster Jahrgang 1850 kostet 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1850.

F. A. Brockhaus.

Höchst wichtige Erscheinung!!!!

Bei **J. C. J. Raabé u. Comp.,** Buch- und Kunsthändler in **Kassel** erschien:

Maran Atha,

oder das Buch von der Erscheinung und Zukunft Christi.

Eine kürzlich aufgefundene alte konstantinopolitanische Handschrift, zum ersten mal herausgegeben und ins Deutsche übertragen von einem deutschen Theologen.

Griechisch und Deutsch. Preis 20 Ngr.

Erschienen ist soeben und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Vor- und Nach-Märzliches

von
Karl Gutzkow.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift bildet den vierten Band der **Vermischten Schriften** des Verfassers. Die drei ersten Bände derselben sind aus dem Verlage des Herrn **Carl B. Lorck** in **Leipzig** an mich übergegangen und zu dem **ermäßigten Preise** von 2 Thlr. von mir zu beziehen.

Leipzig, im October 1850.

F. A. Brockhaus.

In dritter Auflage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht in drei Gesängen.
Von
Ernst Schulze.

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden 1 Thlr.

Früher erschien von demselben Verfasser in meinem Verlage:

Sämmtliche poetische Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.
——— Miniatur-Ausgabe. 1849. Gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. 1844. 1 Thlr. Mit Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. Ermäßigter Preis 12 Ngr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. Ermäßigter Preis 16 Ngr.

Leipzig, im October 1850.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten wird erscheinen:

Das Leben und die Reden
Sir Robert Peel's,

mit dessen Portrait.
Von
Dr. H. Künzel,

Doctor der Theologie und Philosophie, Professor der Geschichte und Literatur an der höhern Gewerbschule zu Darmstadt, Mitglied des historischen, geographischen und literarischen Vereins zu Darmstadt, correspondirendem Mitglied der geographischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M., Ehrenmitglied der Syro-Aegyptian-, der Camden- und der Archaeological-Societies zu London.

Zwei Bände. Gr. 8. Fein Velinp. Geh.
Preis circa 3 Thlr.

Um hierzu das vollständige Material zu sammeln hat sich Herr Professor Dr. Künzel, welcher mehre Jahre in der Nähe Sir Robert's lebte, bereits nach London begeben. Durch seine unabhängige, liberal-conservative Stellung leitete der größte Staatsmann seiner Zeit die Geschicke Englands und somit unsers Welttheils von 1810 bis 1850. Das angekündigte Werk wird zugleich die Geschichte Englands während der letzten 40 Jahre geben, und für Fürsten und Staatsmänner, für Regierungsbeamte und Abgeordnete wie für das gebildete Publicum überhaupt eine unerschöpfliche Fundgrube politischer Weisheit sein. Peel's Leben ist ein Spiegel wahrer politischer Größe, Mäßigung und Weisheit; seine Worte waren für England Orakelsprüche.

Im October wird der erste Band, im November der zweite Band ausgegeben. Der Subscriptionspreis wird höchstens 3 Thlr. betragen. Bestellungen darauf nimmt jede Buchhandlung an.

Braunschweig, im Juli 1850.

George Westermann.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Illustrirte
Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von M. J. C. Volbeding.

Fünfter Jahrgang. 1850. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigefügt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

September. Nr. 36—39.

Inhalt. *Rettung aus Gefahr. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Fortsetzung.) — **Das zurückgenommene Wort. (Schluß.) — Der Bauer und sein Kind. — Im Stillen. — *Der Missionar Karl Gützlaff. — Kinderleben. — *Ein Kampf mit Eisbären. — Das Betrauern der Verstorbenen. — *Die große Seeschlange. — Spruch am Morgen. — *Der fruchtbeladene Apfelbaum. — *Die Giftthäler auf Java. — Der König der Vögel. — *Der Thurmfalke. — Die Zeit. — *Eine Hühnergruppe. — *Ersteigung des Felskegels Pierre Both (Peter Botte) auf der Insel Mauritius. — Das deutsche Räthselbuch. — Josiah Wedgwood. — *Der Dorado. — Denkspruch. — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten zusammengenommen
im herabgesetzten Preise
geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Die Frauen der Bibel.

In Bildern mit erläuterndem Texte.
Zweite Abtheilung.
Schmal gr. 4. In Lieferungen zu 8 Ngr.

Diese zweite Abtheilung wird in 20 Lieferungen ausgegeben und jede Lieferung ein Bild nebst dem entsprechenden Text enthalten. Der Subscriptionspreis einer Lieferung ist 8 Ngr. Monatlich werden 2—3 Lieferungen erscheinen.

Die erste Abtheilung dieses Werks erschien 1847 in 20 Lieferungen und kostet geheftet 5 Thlr. 10 Ngr., elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr., elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 6 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. (45 englische Stahlstiche mit Text.) Schmal gr. 4. 1847. Geheftet 12 Thlr., elegant cartonnirt mit reichverzierten Decken und Goldschnitt 13 Thlr., elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue dramatische Dichtungen

von

A. Oehlenschläger.

Zwei Theile.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Aladdin, oder: **Die Wunderlampe.** Dramatisches Gedicht. Neue verbesserte Auflage. Zwei Theile. Mit zwei Kupfern. 8. 1820. **Ermäßigter Preis** 1 Thlr.

Morgenländische Dichtungen. Zwei Bändchen. Gr. 12. 1831. **Ermäßigter Preis** 20 Ngr.

Dramatische Dichtungen. Zwei Theile. 12. 1835. **Ermäßigter Preis** 20 Ngr.

Holberg's Lustspiele. Uebersetzt von **A. Oehlenschläger.** Vier Theile. 8. 1822—23. **Ermäßigter Preis** 4 Thlr.

Leipzig, im October 1850.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Achter Jahrgang. 1850.
Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

September. Nr. 401 — 404.

Inhalt. *Niels W. Gade. — Sitten und Gebräuche der Slawen in Istrien bei Verlöbnissen, Heirathen und Hochzeitsfeier. — Das Naturaliencabinet in Padua. — *Alter römischer Thermenpalast. — *Eine Scene vor Calais. — Neumarkt. — Ein Handelshaus in Manchester. — *Der Kopf einer Echineis oder eines Saugfisches. — *Die alte Kathedrale zu Cambrai. — Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's. — Afrikanische Gebräuche. — Die Ausgrabungen von Ninive. — Die räthselhafte Stadt. — *Der Wachs- oder Talgbaum. — *Neu-Plymouth. — Der schwarze Friedrich. — Der wilde Hund in Südafrika. — Das Emblem Schottlands. — *Ein Römerthor in Scarponna. — *Das Boot von Stroh. — Tigerkämpfe zu Solo in Java. — Räuberunwesen in Italien. — Die Eichen in Californien. — Die restaurirte alte Uhr in Strasburg. — *Die St.-Marienkirche in York. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. **Band** (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge zusammengenommen 10 Thlr.
einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Der Neuen Folge VI. und VII. Jahrg. (1848—49) kosten jeder 2 Thlr.

Bei **J. C. J. Raabé u. Comp.** in Kassel erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Kaufmannsdiener.

Ein Antwerpener Sittengemälde von
P. F. van Kerkhoven.

Aus dem Flämischen übertragen durch **S. Berlit.**

Mit 14 Zeichnungen nach **Eugen de Block.**

Preis 1 Thlr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine
encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Zweiundfunfzigstes bis vierundfunfzigstes Heft.

Inhalt: **Die deutsche Nationalversammlung.** Erster Abschnitt. (Schluß.) — **Die ungarische Revolution** im Jahre 1848. — **Nassaus politische und sociale Zustände.** — **Schleswig-Holstein seit seiner Erhebung** im Jahre 1848. Erster und zweiter Abschnitt. — **Staat und Stadt Frankfurt.**

„Die Gegenwart“ trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk** erscheint in **Heften zu 5 Ngr.**, deren 12 einen Band bilden; jeden **Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im October 1850. **F. A. Brockhaus.**

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum ad editionem Vaticano-Romanam emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Indem sich diese Ausgabe mit Beschränkung auf nothwendige Verbesserungen an den üblichen vaticanisch-römischen Text anschließt und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für die Septuaginta in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den strengwissenschaftlichen Foderungen entsprechen. Der pariser Palimpsest (5. Jahrhundert) ist erst durch Prof. Dr. Tischendorf entziffert, der Codex Friderico-Augustanus (4. Jahrhundert) durch denselben erst kürzlich im Morgenlande aufgefunden worden, während die alexandrinische Handschrift noch in keiner Ausgabe auf ähnliche Weise benutzt worden ist.

Von dem Herausgeber erschien ebendaselbst:

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit **Const. Tischendorf.** 1847. Gr. 4. 18 Thlr.

Leipzig, im October 1850.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **Holle**'schen Buchhandlung in **Wolfenbüttel** erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Laienphilosophie

oder

Weisheitslehren für die Gebildeten im Volke

von

W. Beste.

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis sauber geh. 10 Sgr. In elegantem Shirtingband mit Goldschnitt und Futteral 24 Sgr.

Dieses einen tiefen Geist bekundende, wahrhaft reine und weihevolle Werkchen, das in seiner ersten Auflage binnen einigen Monaten in engern Kreisen rasch vergriffen wurde, eignet sich besonders zu Geschenken der Freundschaft und Liebe, und wird gewiß bald ein Lieblingsbuch jeder gebildeten Familie werden.

In **vierter Auflage** erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zwei Theile.

Mit einem Facsimile.

Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1850. № XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. VI und VII des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XII.)

49. **Ahn (F.), A new, practical and easy method of learning the German language.** Second course. 8. Geh. 12 Ngr.

Der erste Cursus erschien 1849 und kostet 10 Ngr.
Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Nouvelle Méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. In-8. 1er cours. 3me édition. 8 Ngr. — 2me cours. 2me édition. 10 Ngr.

50. **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.) Neue Ausgabe in 10 Abtheilungen. Zweite Abtheilung: Geographie. (44 Tafeln.) 2 Thlr. Dritte Abtheilung: Geschichte und Völkerkunde. (39 Tafeln.) 2 Thlr. Vierte Abtheilung: Völkerkunde der Gegenwart. (42 Tafeln.) 2 Thlr.

Die übrigen Abtheilungen, von denen jede einzeln zu beziehen ist, erscheinen in kurzen Zwischenräumen und werden enthalten:
V. Abtheilung: Kriegswesen. (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Abtheilung: Schiffbau und Seewesen. (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Abtheilung: Geschichte der Baukunst. (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. Abtheilung: Religion und Cultus. (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Abtheilung: Schöne Künste. (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. Abtheilung: Nützliche Künste u. Gewerbe. (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. Prachtbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

Probehefte, bestehend aus 20 Tafeln der verschiedenen Abtheilungen, zwei Bogen des erläuternden Textes und einer ausführlichen Anzeige über das Unternehmen, sind in allen Buch- und Kunsthandlungen einzusehen.

51. **Das Buch der Religion,** oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutschen Volkes dargestellt von einem deutschen Theologen. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

52. **Carneri (B.), Gedichte.** Zweite Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

53. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tomes 11 et 12. In-8. Geh. Jeder Band 15 Ngr.

Der erste bis zehnte Band (1849—50) haben denselben Preis.
Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes. 2 vol. In-12. 1816. Ermässigter Preis 8 Ngr.

Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. Nouvelle édition. In-12. 1817. Ermässigter Preis 8 Ngr.

54. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Zweite Abtheilung. Zweite bis achte Lieferung. Schmal gr. 4. Jede Lieferung 8 Ngr.

Diese zweite Abtheilung wird in 18—20 Lieferungen ausgegeben und jede Lieferung ein Bild nebst dem entsprechenden Text enthalten. Der Subscriptionspreis einer Lieferung ist 8 Ngr. Monatlich werden 2—3 Lieferungen erscheinen.

Die erste Abtheilung dieses Werks erschien 1847 in 20 Lieferungen und kostet geheftet 5 Thlr. 10 Ngr.; elegant cartonnirt mit verzierten Decken und Goldschnitt 5 Thlr. 20 Ngr.; elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 6 Thlr. 10 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. (45 englische Stahlstiche mit Text.) Schmal gr. 4. 1847. Geheftet 12 Thlr.; elegant cartonnirt mit reichverzierten Decken und Goldschnitt 13 Thlr.; elegant in Leinwand gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr. 10 Ngr.

55. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Einundfunfzigstes bis vierundfunfzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis vierte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

56. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiste.** Roman in neun Büchern. Erster Band. 8. Geh. 1 Thlr.

Früher erschien vom Verfasser bei mir:

Dramatische Werke. Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:
Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr. — Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr. — Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr. — Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Vor- und Nach-Märzliches. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Schrift bildet den vierten Band der **Vermischten Schriften** Gutzkow's. Die drei ersten Bände derselben sind zu dem **ermäßigten Preise** von 2 Thlr. zu beziehen.

Neue Novellen. I. — A. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

57. **Bibliographisches Handbuch** der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Früher erschien ebendaselbst:
Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **I. S. Ersch** bearbeitet von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

58. **Koenig (H.), William Shakspeare.** Ein Roman. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — Die hohe Braut. Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr. — Regina. Eine Herzensgeschichte. 8. 1 Thlr. 6 Ngr. — Veronika. Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. — Spiel und Liebe. Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr 18 Ngr. — Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Ngr.

59. **Lamartine (A. de), Geneviève.** Histoire d'une servante. 1 vol. In-8. 24 Ngr.

60. ——————, **Nouvelles Confidences.** 1 vol. In-8. 12 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher:
Les Confidences. 1 vol. In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. 1 vol. In-8. 22½ Ngr.
Histoire de la révolution de 1848. 2 vol. In-8. 2 Thlr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Gr. 12. Geh.

Neu erschien soeben:

LXX—LXXIII. Gil Blas von Santillana. Von Alain René Lesage. Aus dem Französischen. Zweite Auflage. Vier Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die früher erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln auch einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übers. und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav** III., Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übers. von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso's** lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Niels Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer,** Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer,** Sommerreise. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1850.

F. A. Brockhaus.

In **Miniatur-Ausgabe** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte von Wilhelm Müller.

Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 16 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von **Gustav Schwab.** Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 6 Thlr.

Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. 24 Ngr.

Leipzig, im October 1850.

F. A. Brockhaus.

In der **Hurter**'schen Buchhandlung ist soeben erschienen:

Friedr. Hurter,

Geschichte Kaiser Ferdinand's I. und seiner Eltern, bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Personen-, Haus- und Landesgeschichte. Mit vielen eigenhändigen Briefen Kaiser Ferdinand's und seiner Mutter, der Erzherzogin Maria. Erster Band. 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Aus dem Verlage des Herrn **Otto Spamer** in Leipzig ist an mich übergegangen und durch alle Buchhandlungen von mir zu beziehen:

Die rationelle Schafzucht.

Ein Handbuch für Landwirthe, Schafzüchter u. s. w.

Resultate dreißigjähriger Praxis und Erfahrung.

Von

F. G. Elsner.

Zweite, durchgesehene, mit einem Nachtrag vermehrte Auflage.

8. 1849. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

Leipzig, im October 1850.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende des Jahres 1850
von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Aerzte. 6 Bände. Gr. 8. 1837—47. (16 Thlr.) **6 Thlr.**

Busch (D. W. H.), Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. 5 Bände. Gr. 8. 1839—43. (18 Thlr.) **6 Thlr.**

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geh.-Rath Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von *F. J. Behrend.* Mit 30 colorirten Tafeln. Gr. Folio. 1839. (12 Thlr.) **4 Thlr.**

Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen. Unter Mitwirkung des Herrn Geh. Medicinalrathe Prof. Dr. *Kluge* besorgt und herausgegeben von *F. J. Behrend.* Mit 40 Tafeln Abbildungen. Gr. Folio. 1845. (8 Thlr.) **4 Thlr.**

Giraudeau de St.-Gervais, Die syphilitischen Krankheiten mit vergleichender Prüfung ihrer verschiedenen Heilmethoden und besonderer Würdigung der Behandlung ohne Mercur. Nebst einem Anhange über Prostitution. Aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe des Originals unter Mitwirkung des Verfassers übertragen. Mit den Kupfern der Original-Ausgabe. 2 Bände. Gr. 8. 1841. (3 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von *A. Schnitzer* und *B. Wolff.* 2 Bände. Gr. 8. 1843. (6 Thlr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Handbuch der Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten. Für praktische Aerzte und Studirende bearbeitet von mehren Aerzten und herausgegeben von *A. Schnitzer.* Gr. 8. 1846. (4 Thlr.) **2 Thlr.**

Henke (A. C. H.), Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Als Erläuterungen zu dem „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin". 5 Bände. Gr. 8. 1822—34. (8 Thlr. 10 Ngr.) **3 Thlr.**

Hübener (E. A. L.), Die Lehre von der Ansteckung, mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeiliche Seite derselben. Gr. 8. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

——, Die gastrischen Krankheiten monographisch dargestellt. 2 Theile. Gr. 8. 1844. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Jäger (J. N.), Seelenheilkunde, gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter. 2te, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1846. (2 Thlr.) **1 Thlr.**

Meckel (J. F.), Tabulae anatomico-pathologicae modos omnes, quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes. IV fasc. — I. Cor, cum tab. aeneis VIII. II. Vasa, cum tab. aen. VIII. III. Systema digestionis, cum tab. aen. IX. IV. Intussusceptiones et herniae, cum tab. aen. VIII. Fol. 1817—26. (27 Thlr.) **5 Thlr.**

Most (G. F.), Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte. 2 Bände und 1 Supplementband. Gr. 8. 1838—40. (11 Thlr. 20 Ngr.) **4 Thlr.**

Orfila (M. J. B.), Vorlesungen über gerichtliche Medicin. Nach der zweiten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *J. J. Hergenröther.* 3 Bände. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 8. 1829. (6 Thlr.) **2 Thlr.**

Sprengel (C.), Institutiones medicae. 6 tomi. 8 maj. 1809—19. (13 Thlr. 5 Ngr.) **3 Thlr.**

Walther (J. A.), Ueber das Wesen der phthysischen Constitution und der Phthysis in ihren verschiedenen Modificationen, nebst der aus diesem fliessenden Curmethode. 2 Bände. Gr. 8. 1819—22. (6 Thlr.) **1 Thlr. 18 Ngr.**

Wicke (E. K.), Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung nebst Bemerkungen über den Taranteltanz und die Beriberi. Gr. 8. 1844. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wohlfeile Ausgabe
von
David Friedrich Strauß'
ausgezeichnetem Werke
Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben.

Zwei Bände. 8. Geh. 3⅓ Thlr.

Die ungünstigen Verhältnisse unter welchen diese hervorragende Erscheinung der deutschen Literatur im vergangenen Jahre ausgegeben wurde, und der für jene Zeit zu theuere Preis mögen es gerechtfertigt erscheinen lassen die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums aller Stände jetzt noch einmal auf ein Werk hinzulenken, dessen Lectüre das Interesse des Lesers in einem Maße in Anspruch zu nehmen und zu fesseln geeignet ist wie kaum ein zweites. Strauß' eigene Worte darüber lauten: **„Wie ein Trauerspiel wickelt sich das Geschick des unglücklichen Dichters vor uns ab. Wechselsweise bewegen uns Theilnahme und Misfallen, Hoffnung und Furcht; Entsetzen faßt uns, wir schmelzen in Mitleid, glühen in Zorn, Erwartung spannt sich wieder, bis endlich der Zauber sich löst, der auf dem Schicksale des Helden lag, wir mit ihm wieder frei athmen, aber nur um ihn nach kurzer Freude auf immer hinsinken zu sehen &c."**

Möge das Werk nunmehr in allen Kreisen die gebührende Aufnahme und Anerkennung finden!

Berlin, im September 1850.

Alexander Duncker.

Erschienen ist und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte
von
Julius Sturm.

16. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im October 1850. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1850. № XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Beschluß aus Nr. XIV.)

61. **Meyern (G. von), Monatsmärchen,** Bilder und politische Gedichte. 8. Geh. 16 Ngr.

62. **Müller (W.), Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 16 Ngr.

    Von dem Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

    Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von **Gustav Schwab.** Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 6 Thlr.

    Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. 24 Ngr.

63. **Newman (F. W.), Die Seele, ihre Leiden und ihr Sehnen.** Ein Versuch zur Naturgeschichte der Seele, als der wahren Grundlage für die Theologie. Deutsche, mit Verbesserungen und Zusätzen des Verfassers bereicherte Ausgabe, besorgt durch **Adolf Heimann.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

64. **Pipitz (F. E.), Mirabeau.** Eine Lebensgeschichte. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

65. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Achter Band. — A. u. d. T.: **Geschichte Frankreichs und der Französischen Revolution 1740—95.** Gr. 8. Druckpapier 4 Thlr., Velinpapier 8 Thlr.

    Der erste bis siebente Band erschienen 1832—43 und kosten 20 Thlr. 13 Ngr. auf Druckpapier, 40 Thlr. 25 Ngr. auf Velinpapier.

    Von demselben Verfasser erschienen ebendaselbst:

    Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1840—42. Velinpapier 12 Thlr., extrafeines Velinpapier 24 Thlr.

    Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

66. **Raumer (K. von), Palästina.** Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

    In meinem Verlage ist auch erschienen:

    Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

    Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Ngr.

67. **Religiöse Reden und Betrachtungen** für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

68. **Sturm (J.), Gedichte.** 16. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

69. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tome V. In-8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

70. ——————, **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Fünfter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

    Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:

    Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr. **Ermäßigter Preis** 1 Thlr.

    Atar-Gull. Aus dem Französischen. Gr. 12. 1832. 1 Thlr. 15 Ngr. **Ermäßigter Preis** 8 Ngr.

71. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

    Die erste und zweite Folge des **Historischen Taschenbuch** (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** kosten im **ermäßigten Preise** 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster Jahrgang 1850 kostet 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausländische Commissions-Artikel.

Gailhabaud (J.), L'Architecture du 5me au 16me siècle et les arts qui en dépendent la sculpture, la peinture murale, la peinture sur verre etc. 1re livr. In-4. Paris. 20 Ngr.

Wird aus 150—200 Lieferungen, jede 2 Kupfer enthaltend, bestehen.

Pepe (Général), Histoire des révolutions et des guerres d'Italie en 1847, 1848 et 1849. In-8. Paris. 2 Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXI. (1849.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1849. In-8. —

Monumenti inediti dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1848. Folio. Roma. Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Institut für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet à 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1848 wird noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben.

Biblioteca de autores españoles desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias ordenado por D. **Buenaventura Carlos Aribau.** T. IV. **Elegias de Varones** ilustres de Indias por **Juan de Castellanos.** Segunda edicion. Gr. in-8. Madrid. 4 Thlr.

Die ersten drei Bände obiger Sammlung kosten ebenfalls jeder 4 Thlr. und enthalten:

I. Obras de **Miguel de Cervantes Saavedra.**
II. Obras de D. **Nicolas** y de D. **Leandro Fernandez de Moratin.**
III. Novellistas anteriores á Cervantes.

Kärlek och Poesi. 12. Stockholm. Cart. 2 Thlr. 10 Ngr.

Popliński (A.), Mniejsza Grammatyka lacinska dla klass niższych i średnich gymnazyalnych. Druga poprawiona i pomnożona edycya. 8. Poznań. 20 Ngr.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf die zehnte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage des

Conversations-Lexikon,

welche in 15 Bänden oder 120 Heften

zu dem Preise von

5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. für das Heft in dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint.

Das erste Heft, **welches mit einer ausführlichen Anzeige in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten ist,** zeigt die bedeutenden Verbesserungen und Vermehrungen dieser neuen Auflage, sowie die sorgfältige äußere Ausstattung derselben. Binnen drei Jahren soll das Werk beendigt sein, und **die vollständige Lieferung desselben in 120 Heften wird ausdrücklich garantirt.** Vom **Januar 1851** an erscheinen monatlich in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen.

Außer in Heften wird das Werk auch **bandweise** zu dem Preise von 1⅓ Thlr. für den Band ausgegeben; auf **Schreibpapier** kostet derselbe 2 Thlr., auf **Velinpapier** 3 Thlr.

Bei Bestellungen einzelner Exemplare können die Buchhandlungen keinen Rabatt geben, aber sie werden gern Sammlern von Subscribenten angemessene Vortheile zugestehen.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Illustrirte
Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von M. J. E. Volbeding.

Fünfter Jahrgang. 1850. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigefügt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

October. Nr. 40—43.

Inhalt. *Rotterdamer Milchmädchen. Zum Lobe der Milch. — *Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Schluß.) — Affe. — *Der Schlangenvogel. — Die Lerche. — *Eine Aloe in der Blüte. — Die gefangene Nachtigall. — *Der Rattenjäger. — *Die Pflanzenwelt des Meeres. — „Alles zum Besten kehren.“ — Der Schwalben Abschiedslied. (Nebst Composition.) — **Das Mikroskop. — Vorwärts. — *Die Brinkese. — **Brief eines kleinen Reisenden zur Leipziger Messe in die Heimat. — Betrachtung der Zeit. — *Johann Gottfried von Herder. — Herbstmorgen. — *Holländische Fischer. — *Das päpstliche Wappen. — Nachruhm. — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten zusammengenommen

im herabgesetzten Preise

geheftet 3 Thlr., gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Einzeln kostet jeder Jahrgang, auch der vierte (1849), geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Im Verlag von **Friedrich Fleischer** in Leipzig erschien soeben:

Die Pilgerfahrt
der Blumengeister

von

Adolf Böttger.

Erste Lieferung.

Imperial-Octav mit 6 illuminirten **Kupfern.**

Mit 6 Lieferungen, welche 36 schön illuminirte Kupfer bringen und sehr rasch aufeinander erscheinen werden, wird dieses Prachtwerk vollendet sein. Daß hier Alles geleistet wurde, was Kunst und Typographie vermag, wird die Betrachtung des Werkes bestätigen. Der Name des Dichters bedarf wol keiner besondern Empfehlung.

Jede Lieferung kostet 1 Thaler im Subscriptionspreis.

Neu erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

William Shakspeare.

Ein Roman

von

Heinrich Koenig.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — **Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 5 Thlr. — **Die Waldenser.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. 4 Thlr. — **Regina.** Eine Herzensgeschichte. 8. 1 Thlr. 6 Ngr. — **Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. — **Spiel und Liebe.** Eine Novelle. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr. — **Die Wußfahrt.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 20 Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Fünfundfunfzigstes und sechsundfunfzigstes Heft.

Inhalt: **Staat und Stadt Frankfurt.** (Schluß.) — **Niederland und seine Colonien.** — **Hessen-Darmstadt in seiner neuesten politischen Entwickelung.** — **Der preußische Heeresorganismus im Jahre 1850.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im November 1850.

F. A. Brockhaus.

☞ **Für Aerzte, Wundärzte und Juristen.** ☜

Bei **Ign. Jackowitz** in Leipzig erschien soeben:

Gerichtliche Sectionen des menschlichen Körpers.

Dritte bedeutend vermehrte und verbesserte, **zum Gebrauch für Aerzte, Wundärzte und Juristen** bearbeitete Auflage

von

Dr. ***C. E. Bock,***

Prof. der pathologischen Anatomie zu Leipzig.

Mit 4 colorirten Kupfertafeln.

Gr. 8. 1850. Geh. im Umschlag. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Buch der Religion,

oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutschen Volkes dargestellt von einem deutschen Theologen.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende des Jahres 1850

von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen.

Urania. Taschenbuch. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. 8. (18 Thlr. 20 Ngr.) **5 Thlr.** Einzelne Jahrgänge **20 Ngr.**

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von *F. von Raumer.* Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr. 12. (43 Thlr. 5 Ngr.) **Herabgesetzter Preis:**
I.—XX. Jahrgang zusammengenommen **18 Thlr.**
I.— X. Jahrgang (1830—39) **10 Thlr.**
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1840—49) **10 Thlr.**
Einzelne Jahrgänge **1 Thlr. 10 Ngr.**

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von *J. Franck.* Sechs Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. (17 Thlr.) **4 Thlr.**

☞ **Eine Anzeige mit specieller Angabe des reichen und anziehenden Inhalts dieser Taschenbücher ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten, sowie ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1850. № XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen

bis Ende des Jahres 1850

von F. A. BROCKHAUS in LEIPZIG zu beziehen.

Die Abenteuer des Simplicissimus. Ein Roman aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Herausgegeben von *E. von Bülow*. Gr. 8. 1836. (1 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**

Adolfine, Lotosblätter. Drei Novellen. 8. 1835. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

——, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1838. (1 Thlr. 8 Ngr.) **12 Ngr.**

Alexis (W.), Schloss Avalon. Frei nach dem Englischen des Walter Scott vom Uebersetzer des Walladmor. 3 Bände. 8. 1827. (5 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

——, Wiener Bilder. Gr. 12. 1833. (2 Thlr. 8 Ngr.) **12 Ngr.**

——, Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. 2 Bände. 8. 1835. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

——, Der Roland von Berlin. Ein Roman. 3 Bände. 8. 1840. (6 Thlr.) **2 Thlr.**

(Allston.) Monaldi. Eine Erzählung. Aus dem Englischen des amerikanischen Malers Allston übersetzt von *Kahldorf*. Gr. 12. 1845. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Aus einer kleinen Stadt. Erzählt von Frau *von W.* Gr. 12. 1842. (1 Thlr. 24 Ngr.) **12 Ngr.**

Banim (J.), Peter aus der alten Burg. Aus dem Englischen übersetzt von *W. A. Lindau*. 2 Theile. 8. 1834. (2 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

——, Das Haus Nowlan, oder: Hang und Geschick. Ein irländisches Familiengemälde. Aus dem Englischen. 2 Theile. 8. 1835. (3 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**

Berthold (Franz), Gesammelte Novellen. (Von *Adelheid Reinbold.*) Herausgegeben von *L. Tieck*. 2 Theile. Gr. 12. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes. 27 Bände. Gr. 12. 1825—38. (17 Thlr. 4 Ngr.) **6 Thlr.**
Don Quixote, von *Cervantes*. — Der Landprediger, von *Goldsmith*. — Gil Blas, von *Lesage*. — Leben des Erzschelms Don Paul, von *Quevedo*. — Tom Jones, von *Fielding*. — Nils Klim, von *Holberg*. — Ortis letzte Briefe, von *Foscolo*. — Delphine, von Frau *von Staël*. — Decameron, von *Boccaccio*. — Persiles und Sigismunda, von *Cervantes*. — Die Verlobten, von *Manzoni*. — Der verliebte Teufel, von *Cazotte*.

Bouilly (J. N.), Rath an meine Tochter, in Beispielen aus der wirklichen Welt. Nach dem Französischen übersetzt von *L. Hain*. 2te Auflage. 2 Theile. 8. 1823. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

——, Erzählungen für Mütter, nach Beispielen aus der wirklichen Welt. Nach dem Französischen übersetzt von *F. Gleich*. 2 Theile. 8. 1824. (2 Thlr. 10 Ngr.) **12 Ngr.**

Bronikowski (A.), Er und Sie. Ein Märchen neuerer Zeit. 8. 1827. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

——, Erzählungen. 8. 1828. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

Bruno (J.), Irma und Nanka. Ein Roman. 2 Theile. Gr. 12. 1842. (2 Thlr. 25 Ngr.) **20 Ngr.**

Bührlen (F. L.), Der Flüchtling. Lebens- und Sittengemälde aus der neuesten Zeit. 2 Theile. 8. 1836. (3 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Bülow (E. von), Das Novellenbuch; oder hundert Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von *L. Tieck*. 4 Theile. Gr. 8. 1834—36. (10 Thlr.) **3 Thlr.**

——, Zur Nachfolge Christi. Eine Legendensammlung. Gr. 12. 1842. (1 Thlr. 6 Ngr.) **8 Ngr.**

Cazotte (J.), Der verliebte Teufel und der Lord aus dem Stegreife. Zwei Novellen. Aus dem Französischen übersetzt von *E. von Bülow*. Mit einer Einleitung. Gr. 12. 1838. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Cervantes Saavedra (D. M. de), Der sinnreiche Junker Don Quixotte von La Mancha. Aus dem Spanischen übersetzt durch *D. W. Soltau*. Mit einer Einleitung. 4 Theile. 2te Auflage. Gr. 12. 1837. (2 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

——, Die Leiden des Persiles und der Sigismunda. Aus dem Spanischen übersetzt. Mit einer Einleitung von *L. Tieck*. 2 Theile. Gr. 12. 1837. (1 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Charles (Jean), Schöne Welt. Ein Roman. 2 Theile. Gr. 12. 1841. (2 Thlr. 20 Ngr.) **16 Ngr.**

Czaykowski (M.), Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung a. d. J. 1768. A. d. Poln. übersetzt. 2 Theile. Gr. 12. 1841. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

Duller (E.), Kaiser und Papst. Roman. 4 Theile. 8. 1838. (5 Thlr. 22 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Eberhard (A. G.), Gesammelte Erzählungen. 4 Bändchen. Mit 2 Kupfern. 8. 1805—9. (5 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Ehrenbaum (J.), Der Psycholog. Ein Lebensereigniss. 8. 1837. (1 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Eitelkeit und Flattersinn, Liebe und Treue, in Bildern aus der grossen Welt. 8. 1830. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Eitner (K.), Der moderne Lazarus. Eine Zeit-Novelle. 8. 1838. (2 Thlr.) **12 Ngr.**

Fielding (H.), Geschichte Tom Jones, eines Findlings. A. d. Englischen übersetzt durch *W. von Lüdemann*. Mit einer Einleitung. 4 Theile. 1826. (2 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr.**

Hahn-Hahn (J., Gräfin), Jenseits der Berge. 2te, vermehrte Auflage. 2 Theile. Gr. 12. 1845. (3 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Hoffmann (E. T. A.), Phantasiestücke in Callot's Manier. Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Enthusiasten. Mit einer Vorrede von *Jean Paul.* 3te Auflage. 2 Theile. Mit Hoffmann's Bildniss. 8. 1825. (3 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr.**

Huber (Therese), Jugendmuth. Eine Erzählung. 2 Theile. 8. 1824. (3 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**

——, Die Ehelosen. 2 Bände. 8. 1829. (3 Thlr. 20 Ngr.) **24 Ngr.**

——, Erzählungen. Gesammelt und herausgegeben von *V. A. Huber.* 6 Theile. 8. 1830—33. (13 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr.**

Hugo's Tageblätter an Max. 8. 1821. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Jerrold (D., Herausgeber des „Punch"), Eine Chronik von Kleefeld, nebst einigen Nachrichten von dem Einsiedler von Sattheim. Aus dem Englischen. Mit dem Bildnisse des Einsiedlers. 8. 1847. (24 Ngr.) **8 Ngr.**

Karamsin (N.), Aglaja. Sammlung von romantischen und historischen Erzählungen. Aus dem Russischen übersetzt von *F. von Biedenfeld.* 8. 1819. (1 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Koenig (H. J.), Die Waldenser. Ein Roman. 2 Theile. 8. 1836. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

——, Die hohe Braut. Ein Roman. 2te, vermehrte und verbesserte Auflage. 3 Theile. Gr. 12. 1844. (5 Thlr.) **2 Thlr.**

Kühne (F. G.), Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. 8. 1835. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

Laun (F.), Scherzhafte Bagatellen. 8. 1809. (27 Ngr.) **8 Ngr.**

——, Reisescenen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Theile. 8. 1809. (4 Thlr. 25 Ngr.) **20 Ngr.**

Lewald (Fanny), Clementine. Gr. 12. 1842. (1 Thlr.) **16 Ngr.**

——, Jenny. 2 Theile. Gr. 12. 1843. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

——, Eine Lebensfrage. 2 Theile. Gr. 12. 1845. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Lindau (W. A.), Die Reise von 24 Stunden. 8. 1806. (1 Thlr. 15 Ngr.) **8 Ngr.**

Löben (O. H., Graf von), Rosengarten. Dichtungen. 2 Theile. 8. 1817. (3 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**

Locmaria (Graf von), Die Guerillas. Aus dem Französischen übersetzt von *W. A. Lindau.* 2 Theile. 8. 1835. (2 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Malczeski (A.), Maria. Ukrainische Erzählung, übersetzt von *C. R. Vogel.* Breit-8. 1845. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Manzoni (A.), Die Verlobten. Eine mailänder Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aus dem Italienischen übersetzt durch *E. von Bülow.* 2te, völlig umgearbeitete Auflage. 2 Theile. 1837. (2 Thlr.) **24 Ngr.**

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählungen aus Lithauens und Preussens Vorzeit. Uebersetzt von *K. L. Kannegiesser.* Gr. 12. 1834. (18 Ngr.) **8 Ngr.**

Mosen (J.), Bilder im Moose. Novellenbuch. 2 Theile. Gr. 8. 1846. (3 Thlr. 18 Ngr.) **1 Thlr.**

Mügge (T.), Gesammelte Novellen. 6 Theile. Gr. 12. 1842—43. (10 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr.**

Fünf Nächte zu St.-Albans. Ein Schauerroman. Nach dem Englischen bearbeitet. 3 Theile. 8. 1832. (3 Thlr.) **16 Ngr.**

Ninfa. Eine Novelle. 2 Theile. Gr. 12. 1846. (3 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr.**

Prätzel (K. G.), Spiegelbilder. Skizzen und Darstellungen nach dem Leben. 2 Theile. 8. 1827. (2 Thlr.) **12 Ngr.**

——, Frühlingsgaben. Novellen und Gedichte. 8. 1828. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Prevost d'Exiles (A. F.), Cleveland, natürlicher Sohn Cromwell's. Von ihm selbst geschrieben, und frei ins Deutsche übertragen von *St. Nelly.* Mit einer Einleitung von *K. A. Böttiger.* 3 Theile. Gr. 12. 1832. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

Piratenleben. Seescenen und Charakterskizzen. 2 Theile. Gr. 12. 1843. (2 Thlr.) **16 Ngr.**

Der neue Pitaval. Die interessantesten Criminalgeschichten älterer und neuerer Zeit aus allen Ländern. Herausgegeben von *J. E. Hitzig* und *W. Häring (W. Alexis).* 12 Theile. 1842—47. (23 Thlr. 24 Ngr.) **12 Thlr.**

Rau (H.), Kaiser und Narr. Historischer Roman. 3 Theile. Gr. 12. 1845. (5 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Rehfues (P. J. von), Scipio Cicala. 2te, ganz umgearbeitete Auflage. 4 Bände. 8. 1841. (6 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

——, Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assasine. Von dem Verfasser des Scipio Cicala. 2 Bände. 8. 1834. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

Rellstab (L.), Blumen- und Aehrenlese aus meinem jüngsten Arbeits-Lustrum. Gesammelte Schriften. 2 Theile. Gr. 12. 1836. (4 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Die Ritter von Festenberg. Eine Geschichte aus den Zeiten des heimlichen Gerichts und der Ritterbünde. 2te, verbesserte Auflage. Mit 1 Kupfer. 8. 1832. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Romainville (L.), Selbstopfer. 8. 1829. (2 Thlr.) **12 Ngr.**

——, Die beiden Liberalen. Aus den Memoiren eines jungen Parisers. 8. 1831. (2 Thlr.) **12 Ngr.**

Rossini (G.), Luise Strozzi. Eine florentinische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Nach dem Italienischen bearbeitet. 2 Theile. 8. 1835. (4 Thlr.) **20 Ngr.**

Saint-Quentin (Graf Bigos von), Cancan eines deutschen Edelmanns. 3 Theile. 1842—45. (5 Thlr. 22 Ngr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Sartorius (A. von), Erzählungen. 8. 1828. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

Scävola (E.), Leonide. Ein Roman. 4 Theile. 8. 1835. (5 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

——, Learosa, die Männerfeindin. Ein Roman. 3 Theile. 8. 1835. (6 Thlr. 25 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Schefer (L.), Génévion von Toulouse. Historische Novelle. Gr. 12. 1846. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Schirges (G.), Zwei Gräber. Gr. 12. 1843. (1 Thlr. 18 Ngr.) **12 Ngr.**

Schopenhauer (Adele), Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. 2 Theile. Gr. 12. 1845. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Schopenhauer (Johanna), Gabriele. Ein Roman. 3te, verbesserte Auflage. 3 Theile. 8. 1826. (5 Thlr.) **16 Ngr.**

——, Sidonia. Ein Roman. 3 Theile. 8. 1828. (5 Thlr.) **16 Ngr.**

——, Richard Wood. Ein Roman. 2 Theile. 8. 1831. (4 Thlr.) **16 Ngr.**

——, Die Tante. Ein Roman. Neue Ausgabe. 2 Bändchen. 16. 1837. (1 Thlr. 20 Ngr.) **16 Ngr.**

Schücking (L.), Ein Schloss am Meer. Roman. 2 Theile. Gr. 12. 1843. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

——, Die Ritterbürtigen. Roman. 3 Theile. Gr. 12. 1846. (4 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

——, Eine dunkle That. Roman. Gr. 12. 1840. (2 Thlr.) **1 Thlr.**

Sherer (M.), Bilder aus dem Kriegsleben. Aus dem Englischen übersetzt von *R. Lindau.* Herausgegeben von *W. A. Lindau.* 8. 1832. (1 Thlr. 20 Ngr.) **12 Ngr.**

Skizzen aus dem häuslichen Leben. Aus dem Schwedischen. 2 Theile. Gr. 12. 1846. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Solona (F. von), Drei Tage am Bord der deutschen Najade. 2 Theile. 8. 1828. (4 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Sternberg (A., Freiherr von), Fortunat. Ein Feenmärchen. 2 Theile. 8. 1838. (3 Thlr. 22 Ngr.) **1 Thlr.**

——, Der Missionär. Ein Roman. 2 Theile. Gr. 12. 1842. (3 Thlr.) **1 Thlr.**

Sue (E.), Atar-Gull. Aus dem Französischen. Gr. 12. 1832. (1 Thlr. 15 Ngr.) **8 Ngr.**

——, Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. 11 Theile. 8. 1844—45. (3 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr.**

Tauffkirchen-Englburg (Fanny, Gräfin), Die Schwärmerin. Erzählung. Gr. 12. 1846. (1 Thlr. 12 Ngr.) **16 Ngr.**

——, Die Schwestern von Savoyen. Gr. 12. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Unger (Friederike), Der junge Franzose und das deutsche Mädchen. 8. 1810. (1 Thlr. 20 Ngr.) **8 Ngr.**

Walch (H.), Das Gelübde. Novelle. 2 Theile. 8. 1835. (3 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Die Wiederkehr. Eine Novelle. Herausgegeben von dem Einsiedler bei St.-Johannes. 3 Theile. Gr. 12. 1843. (6 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr.**

Wiese (S.), Theodor. Ein Roman. 8. 1833. (1 Thlr. 25 Ngr.) **12 Ngr.**

——, Hermann. Ein Roman. 8. 1834. (1 Thlr. 8 Ngr.) **12 Ngr.**

——, Friedrich. Ein Roman. 8. 1836. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Wolzogen (Karoline von), Cordelia. 2 Theile. 8. 1840. (3 Thlr. 10 Ngr.) **20 Ngr.**

Der Zwerg. Ein irländisches Sittengemälde. Aus dem Englischen übersetzt von *E. L. Domeier*, geb. *Gad.* 2 Theile. 8. 1828. (1 Thlr. 15 Ngr.) **8 Ngr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

En vente à la librairie **F. A. Brockhaus** à Leipzig.

Ouvrages de M. de Lamartine.

Geneviève. Histoire d'une servante.
1 vol. In-8. 24 Ngr.

Les Confidences.
1 vol. In-8. 1 Thlr.

Nouvelles Confidences.
1 vol. In-8. 12 Ngr.

Raphaël, Pages de la vingtième année.
1 vol. In-8. 22½ Ngr.

Histoire des Girondins.
8 vol. In-8. 8 Thlr.

Histoire de la révolution de 1848.
2 vol. In-8. 2 Thlr.

Soeben versenden wir die dritte Auflage von

Gubitz' „Volks-Kalender für 1851."

(Mit 120 Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.)

Daß sechs Wochen nach dem ersten Erscheinen die dritte Auflage nöthig wurde beweist hinlänglich wie sehr man es erkennt daß dieser (siebzehnte) Jahrgang in Bezug auf das Dunkel der Zeit sehr erhellend und segensvoll ist, nächstdem aber auch reich an Unterhaltung in Ernst und Humor.

Berlin, im October 1850.

Vereins-Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Monatsmärchen,
Bilder und politische Gedichte.

Von

Gustav von Meyern.

8. Geh. 16 Ngr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Palästina. Von Karl von Raumer.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser hat in dieser Auflage die Werke von **Robinson, Schubert, Williams, Wilson, Schultz, Kraft** u. A. sorgfältig benutzt. Eine anerkennende Charakteristik des Raumer'schen Werks lieferte Ritter in dem 15. Band seiner **„Erdkunde"**.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Dritte vermehrte Auflage. Mit sechs Kupfertafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Ngr.

Leipzig, im December 1850.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ungarische Märchen und Sagen.

Aus der Erdélyischen Sammlung übersetzt

von

G. Stier.

12. Eleg. geh. 17½ Sgr.

Dies Büchlein dürfte sich durch elegante Ausstattung ganz besonders zu Festgeschenken empfehlen.

Berlin, im November 1850.

Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Just published by **F. A. Brockhaus, Leipzig:**

A new, practical and easy method of learning the German language.

By

F. Ahn.

First course. 10 Ngr.
Second course. 12 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1850. № XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint:

Das Pfennig-Magazin
für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Achter Jahrgang. 1850.
Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer, die Zeitschrift kann aber auch monatlich bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

November. Nr. 409—413.

Inhalt. Nero's Tod. — Auch ein Gespräch mit Goethe, von ihm selbst erzählt. — Dubberworth auf Rügen. — * Der Brünig. — Abyssinien. (Fortsetzung.) — Wichtige Entdeckung in Ninive. — * Der Momo. — Mittheilungen eines alten Soldaten. — Ein nächtlicher Besuch bei den Schlangen. — * Aegyptischer Tanz vor dem Gott Apis. — Der Berg Kinnekulle. — Der Fallschirm des Luftballons. — * Der Bienenwolf. — Das Walliser Thal. — Gall und Kotzebue. — * Kant's Wohnhaus in Königsberg. — Türkische Justiz oder: Die baumwollenen Mützen. — Englische Ruhe. — * Heuschreckenfang auf Madagaskar. — Zerstörung durch Lavinen. — Die eiserne Jungfrau. — Verona. — Unblutige Eroberung einer Festung. — * Der Baliste oder Hornfisch. — Die Erziehungsanstalt Schnepfenthal. — Der bestrafte Rangstreit. — * Grabmal Dagobert's in St.-Denys. — Erinnerungen aus der Kaiserzeit Napoleon's. III. — Die Reichstage im Zeitalter der Reformation. — **Mannichfaltiges u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge zusammengenommen 10 Thlr.
einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge VI. und VII. Jahrg. (1848—49) kosten jeder 2 Thlr.

Tübingen. Im **H. Laupp**'schen Verlage (**Laupp & Siebeck**) ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Denkwürdigkeiten eines deutschen Hausknechts,
wie er solche im Jahr des Heils 1848 selbst in Flachsenfingen niederschrieb.

26 Bogen. 8. Eleg. brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr. Rh.

In einer schweren und trüben Zeit ist eine gesunde Erschütterung des Zwerchfells doppelt heilsam. Hier sitzt der Humor über das denkwürdige Jahr zu Gericht und ist nach allen Seiten gerecht, indem er nach allen Seiten seine Geißel schwingt, ohne je ins Persönliche zu fallen. Leuten von allen Parteien kann daher dieses Buch als ergötzliche und erbauliche Lecture bestens empfohlen werden.

Ueberall wo die **Denkwürdigkeiten** bekannt wurden erregten sie **große Sensation!**

Bei uns sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Volks-Gesellschafter. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Bändchen IX. 7⅓ Sgr.
Fleiß bringt's weiter als Gewinnsucht. Jugend- und Volksbuch von **Fr. Bertram.** Mit funfzehn (vorzüglichen) Holzschnitten von **Gubitz** und unter dessen Leitung. Zweite Auflage. 12½ Sgr.
Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Dreißigster Jahrgang für 1851. (Inhalt: „Der Verstoßene." Von **Heinrich Smidt.** — „Der Salzdirector." Von **W. A. G. P.** — „Ein Billet." Von **Charlotte Birch-Pfeiffer.** — „Adelheid von Burgund." Von **E. Raupach.**) 1 Thlr. 20 Sgr.
Ansichten und Bemerkungen über Kunstwerke der Gegenwart. Von **Anton Gubitz.** 5 Sgr.
Der Mosaismus ein Dualismus. Von **Dr. L. Herß.** 10 Sgr.
Zweites alphabetisch geordnetes Inhalts-Verzeichniß zu Gubitz' „Volks-Kalender" (die Jahrgänge 1849, 1850 und 1851). ¾ Sgr.

Berlin, im October 1850.

Vereins-Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst
von **A. R. Emy.** Aus dem Französischen von Ludwig Hoffmann, Baumeister in Berlin. In zwei Bänden oder acht Lieferungen, zusammen 80 Bogen Text in Lexikon-Octav, mit einem **Atlas** von 157 Tafeln in Groß-Folio. In 8 **Lieferungen** à 3 Thlr. 24 Thlr.
Gebunden 25 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im December 1850.

F. A. Brockhaus.

Bei **C. Hochhausen** in **Jena** erschien:

Moslicheddin Sadi's Lustgarten.
Aus dem Persischen übersetzt von Dr. K. H. Graf.

Erstes Bändchen. 12. Preis 20 Sgr.
Das zweite Bändchen erscheint Anfangs December.

Soeben erschien bei dem Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

System der speculativen Ethik,
oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte.
Von
Heinrich Moritz Chalybäus.

Zwei Bände.
Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Leipzig, im December 1850.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgesetzten Preisen
bis Ende des Jahres 1850
von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Baggesen (J.), Poetische Werke in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers *K.* u. *A. Baggesen*. 5 Theile. Gr. 8. 1836. (5 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Beer (M.), Sämmtliche Werke. Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik Beer's begleitet von *E. von Schenk*. Mit dem Bildnisse des Dichters. Gr. 8. 1835. (4 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Falk (J.), Auserlesene Werke. (Alt und Neu.) 3 Theile. 8. 1819. (5 Thlr. 20 Ngr.) **2 Thlr.**

Forster (G.), Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von *G. G. Gervinus*. 9 Bände. Gr. 12. 1843. (9 Thlr.) **4 Thlr.**

Lewald (A.), Gesammelte Schriften. In einer Auswahl. 12 Bände. Gr. 8. 1844—45. (12 Thlr.) **4 Thlr.**

Mendelssohn (M.), Gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von *G. B. Mendelssohn*. 7 Bände. Mit Mendelssohn's Bildniss. Gr. 12. 1843—45. (6 Thlr.) **4 Thlr.**

Neumann (W.), Schriften. 2 Theile. 8. 1835. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

Passow's (F.) vermischte Schriften. Herausgegeben von *W. A. Passow*. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1843. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

Schopenhauer (Johanna), Sämmtliche Schriften. 24 Bände. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Wohlfeile Ausgabe. 16. 1834. (12 Thlr.) **4 Thlr.**

Solger (K. W. H.), Nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von *L. Tieck* und *F. von Raumer*. 2 Bände. Gr. 8. 1826. (6 Thlr.) **3 Thlr.**

Wellentreter (T.), Gesammelte Blätter. (Von *J. C. A. Heinroth*.) 3 Theile. 8. 1818—20. (5 Thlr.) **1 Thlr.**

Ausführliche Verzeichnisse von Werken zu herabgesetzten Preisen sind in allen Buchhandlungen zu erhalten. Bei einer Bestellung von 10 Thalern wird 10% Rabatt gegeben.

Bei **A. Hölscher** in **Koblenz** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Krimer, Dr. R., Monderzählungen nach Andersen. 16. Geh. 6 Sgr.

Heyl, J. P., Französische Sprachlehre. Erster Cursus. Ein Uebungsbuch für die untere Classe einer Realschule. Preis 6 Sgr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der letzte Hohenstaufe,

Tragödie in fünf Aufzügen von D. H. Ayrer.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schefer's auserwählte Werke.

Vollständig in 12 Bänden à 20 Bogen.

Novellen, Gedichte und **Laienbrevier**, statt 6 Thaler **Drei Thaler.**

Novellen und Gedichte ohne das Laienbrevier (10 Bände) **Zwei Thaler.**

Berlin, im October 1850. **Veit & Comp.**

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheint:

Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von M. J. E. Volbeding.

Fünfter Jahrgang. 1850. Schmal. gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen, die Zeitschrift wird aber auch monatlich ausgegeben. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigefügt. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

November und **December**. Nr. 44—52.

Inhalt. **Fünfte Ferienreise durch die Schweizeralpen. — *Die Frucht des Brotbaums. — *Der afrikanische Löwe. — Ein Jahrmarkt in Böhmen. — Spinne und Fliege. — Denkspruch. — *Der Landmann. — Das Duell. — Die Laurentiuskirche in Lund und der Riese Finn. — Die Cocospalme. — *Der Kampf des weißköpfigen Adlers und des Fischaars. — **Zur Erinnerung an Luther. — *Der Schwertfisch. — Wie verschieden! — *Ein Aurikel. — Lob des Reisens. — *Der flandrische Bettler. — Eiche und Pappel. — *Der Lazzarone. — Eine arabische Elementarschule. — *Der Hammerfisch. — Wie das Finklein den Bauer in der Scheune besucht. (Nebst Composition.) — Festes Vertrauen. — *Das Bambusrohr. — Das kranke Kind. — Der Trepang. — *Die Yamswurzel. — Rechte Freundschaft. — *Reitpferd und Bauerpferd. — Das Plätschermännchen. — Die weiße Stute. — **Verona. — Eine Fahrt in einer spanischen Diligence. — **Neue Fabeln mit Bildern. — Lerne warten! — **Die Ausgrabungen von Ninive. — **Eine französische und eine englische Postkutsche. — *Der Paradiesvogel. — *Der Adler in den Lüften. — Der Grundstein. — *Der Familie Heimkehr. — Aus Jean Paul's Leben. — **Russisches und walachisches Postfuhrwerk. — Der Bettler. — **Was bringt die Botenfrau. — Die Glocke. — *Der Tannenbaum. — **Naturaliensammlungen. — *Die Moschee El-Haram in Jerusalem. — Zwei Gleichnisse. — *Der Laternenträger. — Nachtgebet. (Nebst Composition.) — Rückblick. — **Mannichfaches.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die vier ersten Jahrgänge (1846, 1847, 1848 und 1849) der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** sind sauber geheftet und gebunden in allen Buchhandlungen jeder zu dem Preise von 2 Thlr. 8 Ngr. zu haben. Die drei ersten Jahrgänge (1846—48) werden **zusammengenommen** zu dem **ermäßigten Preise** von 3 Thlr. für geheftete Exemplare, von 3 Thlr 24 Ngr. für elegant gebundene Exemplare erlassen.

! Festgeschenke für die Gebildeten aller Stände !

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moritz Graf Strachwitz — Gedichte.

Gesammt-Ausgabe. 16. Eleg. geb. mit Goldschnitt und 1 Stahlstich. Preis 2¼ Thlr.

Einzeln sind hieraus, jedoch nur noch in geringer Anzahl zu haben:

Lieder eines Erwachenden. Zweite, mit einem Anhange bisher noch ungedruckter Jugenddichtungen vermehrte (Miniatur-) Ausgabe. 16. Höchst eleg. geb., reich vergoldet und mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr.

Neue Gedichte. Zweite (Miniatur-) Ausgabe. 16. Höchst eleg. geb. mit Goldschnitt und 1 Stahlstich. Preis 1⅓ Thlr.

Karl von Holtei — Schlesische Gedichte.

8. Eleg. brosch. Preis 22½ Sgr.

Max Ring — Die Genfer.

Trauerspiel in 5 Acten.

8. Eleg. brosch. Preis 22½ Sgr.

Erschienen ist bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Staatsforstwirthschaftslehre.

Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe.

Von **K. H. E. von Berg.**

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

In demselben Verlage ist auch erschienen:

Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie. Mit 127 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 1848. 2 Thlr. 20 Ngr. (**Auch in 5 Heften zu 16 Ngr. zu beziehen.**)

Baur (K. F.), Forststatistik der deutschen Bundesstaaten. Ein Ergebniß forstlicher Reisen. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. 1842. 3 Thlr.

Im Verlage der Buchhandlung von **G. A. Reyher** in **Mitau** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Runeberg, J. L., Hanna. Ein Gedicht in drei Gesängen. Aus dem Schwedischen übersetzt von Johannes van der Smissen. 16. Elegant cartonnirt. 20 Ngr.

Die würdigen Vertreter der skandinavischen Poesie, als Tegnér, Andersen und Andere haben auch in der deutschen Literatur eine allgemeine Anerkennung gefunden, denen sich der bisher noch nicht in Deutschland eingeführte Dichter Runeberg anschließt. Atterbom, Tegnér und Geijer machten ihre Landsleute zuerst auf ihn aufmerksam, und bald fanden dessen Dichtungen solche Anerkennung daß ohne eine Entschädigung für ihn in Schweden mehre Nachdrücke erschienen. Er lebt in den Bildern und Anschauungen seiner Heimat Finnland, seine Muse ist die Natur, in der er in seiner freien Zeit lebt und dichtet. Wir übergeben hiermit der deutschen Lesewelt eine seiner reizendsten Dichtungen, welche würdig ist den besten Dichtungen gleicher Gattung, wie Voß' „Luise" und andern an die Seite gestellt zu werden, mit dem Wunsche daß sie eine gleiche Anerkennung finden möchte.

Die Verlagshandlung.

Im Verlage von **Joh. Aug. Meißner** in **Hamburg** sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Geschichtstafeln

zum

Schul- und Privatgebrauche

von

Dr. Wilh. Friedr. Volger,

Director der Realschule des Johanneums zu Lüneburg.

Erste und zweite Abtheilung.

Alte Geschichte bis zum Untergange des weströmischen Reichs. — Mittlere Geschichte bis zur Entdeckung von Westindien. Folio. In Umschlag. 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 gGr.)

Dieselben enthalten auf 24 Tafeln folgende allgemeinere und detaillirtere Darstellungen, bei denen chronologische Grundlage, geographische Trennung und strenger Synchronismus in klarster Weise vereinigt sind.

1. Uebersicht der alten Geschichte. 2. Medisch-persische Zeit. 3. Macedonische Zeit. 4. 5. Griechenland. 6. 7. Das römische Reich. 8. Uebersicht der mittlern Geschichte. 9. Völkerwanderung. 10. 11. Die Karolinger und das Khalifat. 12—15. Deutschland. 16. Kreuzzüge. 17. 18. Italien, Spanien und christliche Kirche. 19. 20. England und Frankreich. 21. 22. Nord- und Osteuropa. 23. 24. Griechisches Reich. Türken. Asien und Afrika.

Bei schöner Ausstattung und billigem Preise möge dieses Werk, dessen dritte Abtheilung, die neuere Geschichte enthaltend, baldigst nachfolgen wird, allen Geschichtsfreunden bestens empfohlen sein.

Hamburg, im November 1850.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Moderne Titanen,

Kleine Leute in großer Zeit.

Drei Theile.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.



